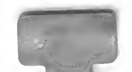



Dei
Sub Numine
Viget



Ethische Kultur.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland“, Blätter für ethische Jugenderziehung

herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Fünfzehnter Jahrgang.

1907.

Berlin.
Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber.

Inhalt des fünfzehnten Jahrganges.

Hauptblatt.

Abhandlungen, Skizzen etc.

Streiflichter.

Sprechsaal.

Aus der ethischen Bewegung.

Vermischtes.

Bücherschau.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher:

Monatsbeilage „Kinderland".

Artikel.

Gedichte.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Eltern-Ecke.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Lesefrüchte.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Januar 1907.	Nr. 1.

Wir machen unsere Mitglieder und Abonnenten wiederholt darauf aufmerksam, daß sich das Vierteljahrsprogramm der Veranstaltungen der Abteilung Berlin D. G. E. K. stets auf der letzten Seite der Nummer befindet, und daß besondere Einladungen an die Mitglieder nicht erfolgen. Der Vorstand.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Adressenänderungen and auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Zentrum.

Zentrum! ruft der Scheibenzeiger, wenn der Schuß im Schwarzen sitzt. Wenn! Ist dieser aber, im schlesischen Dialekt zu sprechen, nur so „a wing zent-rüm," d. h. so ungefähr irgendwo um den Punkt herum, eingeschlagen, dann steigt keine Siegerflagge in die Höhe.

Mir ist so, als ob Fürst Bülow kein großes Talent zum Schützenkönig hätte. Er hat wohl, vielleicht einem plötzlichen Anstoß folgend, etwas „gemuckt" und dabei ist die Kugel versehentlich in bedrohliche Nähe des Schwarzen geflogen. Aber er hat nicht eigentlich „aufmucken" wollen.

Das ist schade. Es wäre das schönste Neujahrsgeschenk für das deutsche Volk gewesen, hätte die Regierung endlich einmal ehrlich erklärt: Mit einer als Religion maskierten Priesterherrschaft und einer unter dem Namen Volkswohlfahrt versteckten Interessenwirtschaft, gleichviel ob Agrarier- oder Proletariertyrannis, sind die Geschäfte des Landes nicht zu führen. Das wäre die Erlösung von jahrzehntelangem Druck! Aber sie kommt aus dem Dilemma nicht heraus: sie kann nicht, was sie will, und sie will nicht, was sie kann.

Sie kann nicht, was sie will. Sie möchte wohl endlich erlöst sein aus der unwürdigen und quälenden Lage, in die sie eigene Schuld verstrickt hat, sich von einer durch Zugeständnisse, die hart an die Selbstaufgabe der Staatssouveränität streiften, verwöhnten kirchlichen Minoritätspartei ihre Regierungsparole holen zu müssen — aber sie muß und wird die Erfahrung machen, daß der energische Entschluß einer Stunde nicht ausreicht, die Wirkung von Jahrzehnten zu tilgen. Bewußt oder unbewußt hat sie sich aus ihrer natürlichen Stellung über den Parteien herauslocken und verleiten lassen, an die Spitze, der sich als „staatserhaltend" selbst preisenden Parteien zu treten; nun geht es ihr, wie dem braven, aber kampfscheuen Bürgerhauptmann, der auf das auffordernde „allons donc, mon capitaine!" seiner zum Ordnungskampf eilenden Leute sich hinter den Ohren kratzte und murmelte: „il faut bien les suivre, car je suis leur chef!"

Vertrauen ist leider keine Treibhausblüte, sondern eine harte vieljährige Pflanze, die nur durch hingebende jahrzehntelange Kultur zur Blüte zu bringen ist.

Aber die Regierung will auch heute noch gar nicht ernstlich, was sie kann.

Vor wenigen Wochen schrieb ich an dieser Stelle:

> Es ist eine fable convenue, die durch ewige Wiederholung nicht wahrer wird, daß die Reichsregierung nur mit dem Zentrum regieren könne. Noch heute wäre — trotz aller gemachten Fehler — sofern nur der entschiedene Wille da wäre, durchaus die Möglichkeit gegeben, im Reichstag und in den Landtagen durch eine wahrhaft von hohen kulturellen Gesichtspunkten aus orientierte maßvolle Politik, die sich auf das besonnene Bürgertum stützte und endgiltig mit allen feudalen, konservativen und klerikalen Liebäugeleien bräche, eine Regierungsmehrheit zustande zu bringen, der gegenüber die Nichts-als-Interessengemeinschaften: der Bund der Landwirte, die adlige Fronde, das Zentrum und selbst die radikale Sozialdemokratie, allein und selbst in Koalition, zu ohnmächtiger Opposition verurteilt wären.

Das wird den meisten „Politikern", die mit der Rechentafel die Ziffern der Wahlstatistik zu bearbeiten pflegen, nur ein mitleidiges Lächeln entlockt haben. Sind doch von 397 Reichstags-Abgeordneten kaum 96 liberal (einschließlich der Nationalliberalen), während das Zentrum rund 100, die Sozialdemokratie über 80, die verschiedenen Konservativen mit Antisemiten und Bund der Landwirte über 90 Stimmen repräsentieren! Mit Wahlarithmetik ist da offenbar gar nichts auszurichten.

Wie wär's einmal mit Wahlgeometrie? Nicht in dem berüchtigten Sinne des Wortes, wohlverstanden. Aber will die Regierung wirklich und wahrhaftig die Stimme des

Volkes hören, so *kann* sie das auf dem Wege, der das gerade Gegenteil der bisherigen krummen und Schleichwege ist: auf dem Wege der gerechten, noch dem Sinne der Verfassung längst geforderten neuen *Wahlkreiseinteilung* entsprechend den Ergebnissen der jedesmal letzten Volkszählung, die jedem Bürger das Seine gibt an Wahlrecht und die bisher schmunzelnd auf Kosten der Großstädte geduldete Ungerechtigkeit beseitigt, die einem Tagelöhner im Kleinstaat, der vom Herrn Inspektor zur Wahlurne kommandiert wird, das zehn- und mehrfache Stimmrecht verleiht, wie dem Professor der Nationalökonomie in Berlin oder dem Reichskanzler selbst.

Nicht als ob die „Benachteiligten," d. h. die ihres ungerechtfertigten Privilegs Beraubten nicht protestieren würden! Aber keine Partei wäre im Stande, ein solches Werk der lautersten Gerechtigkeit und Verfassungstreue ernstlich aufzuhalten, wenn nur der Wille da wäre. Daß es daran fehlt und warum, pfeifen die Spatzen von den Dächern.

Damit nicht genug. Wäre es der Regierung ernst mit ihrer Flucht an die Oeffentlichkeit, sie brauchte nur einmal den Mechanismus des Regierungsapparates zur Erzielung gouvernemental gewünschter Wahlen zur Hemmung zu bringen. Was das für Preußen und von hier weiterstrahlend für das ganze deutsche Land bedeutete, läßt sich nur annäherungsweise schätzen. Soviel ist klar, daß vor dieser Verschiebung jene scheinbar unumstößlichen Ziffern ins Nichts zerflattern.

Verschwinden würde auch dann weder das Zentrum, noch die konservativ-agrarische Partei.

Und das ist gut.

Nichts zerrüttet so gründlich das Augenmaß für die wirklichen Bedürfnisse eines Landes, als die Parteipolitik. Es ist vielleicht der entsetzlichste Gedanke für einen Vaterlandsfreund, wenn er sich vorstellen wollte, daß das ganze Parlament sich ausschließlich aus seinen engeren Parteigenossen, ja aus politischen Spiegelbildern seines Ichs zusammensetzte! Man hat den höchsten und edelsten Sinn von Demokratie, Volksherrschaft, noch nicht begriffen, wenn man an die Stelle der schöpferischen Vielheit der Gruppen und Individuen die Uniformität der Heerde setzen wollte.

Wir brauchen das Zentrum, so gut wie die Sozialdemokratie, die Junkerpartei und die bürgerlich-liberalen Schattierungen, *eben um ihrer Einseitigkeiten willen*. Die Extreme berühren sich nicht nur, sondern sie korrigieren sich durch kräftige Reibung. Das schließt den gewaltigen Kampf der Parteien nicht aus, sondern ein. Jedesmal, wenn der Mißbrauch an sich berechtigter und guter Prinzipien so schreiend geworden ist, daß die ganze Volksgesundheit darunter leidet, kommt es zu einer Katastrophe. Mißbrauch kann getrieben werden *mit Allem*, mit der Religion so gut, wie mit dem Schutz der Landwirtschaft, mit der Volkssouveränität wie mit dem Klasseninteresse. Auch, und erst recht, mit der Regierungsautorität.

Nicht „gegen das Zentrum!" oder „gegen Zentrum und Reaktion!" oder „gegen Schwarz und Rot!" o. ä. sollte darum die Wahlparole des Politikers, der die Politik als angewandte Ethik versteht, lauten, sondern: „*Gegen Parteiterrorismus und Autoritätsmißbrauch!*"

Wer in jedem Falle der Adressat der Polemik ist, dürfte einem jeden — das *Zentrum der sittlichen Persönlichkeit*, das Gewissen, verraten.

Und so mag dies garstig politische Neujahrslied doch noch ethisch ausklingen. R. P.

Körperliche und geistige Arbeit.

Von Prof. *Wilhelm Foerster* (Berlin-Charlottenburg).

Vor nahezu zehn Jahren erhielt ich von einem Gastwirte in einem kleinen westpreußischen Orte einen Brief, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß dort die „Ethische Kultur" in einem befreundeten Kreise eifrig gelesen werde.

In diesem Briefe wurde sodann im Anschluß an eine kurze Schilderung der Lebensentwickelung des Briefschreibers, welcher früherhin als Schiffsknecht auf der Weichsel gedient hatte und später Gastwirt geworden war, der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß das eigentliche Heil für die ethische Entwickelung des Einzelnen und des Gemeinschafts-Lebens in der körperlichen Arbeit zu finden sei.

Angeregt durch neuerdings an mich herangetretene Erörterungen über die Beziehungen zwischen geistiger und körperlicher Arbeit möchte ich mir heute erlauben, den wesentlichen Inhalt der Antwort, welche ich damals dem westpreußischen Ethiker gesandt habe, mitzuteilen, indem ich dieser Veröffentlichung die Angabe voranschicke, daß meine damalige briefliche Erwiderung, um deren gelegentliche Zurücksendung ich bat, die folgende Antwort hervorgerufen hatte:

„Hiermit sende ich den an mich gerichteten freundlichen Brief zurück. Ich und meine Freunde haben dessen Inhalt gründlich besprochen und ihn uns fest eingeprägt. Wir bleiben nach wie vor Leser Ihrer uns werten Zeitschrift."

Ich hatte mich damals folgendermaßen geäußert: „Sie sagen, die wirksamste Tätigkeit des Menschen sei die *körperliche*, für das tägliche Brot arbeitende; denn diese sei eine *anstrengende* und nicht unbewußte. Andere, also die *geistigen* Arbeiten, betrachten Sie als *nicht* anstrengende; Sie meinen aber, daß *diese* Arbeiten auch sonst weniger wirksam seien, weil ohne die *körperliche* Arbeit es auch keine rechte Erkenntnis geben könne. Maschinen und sonstige Erleichterungen der körperlichen Arbeit betrachten Sie deshalb als Rückschritte der Menschheit, ebenso wie die ganze Ansammlung von Gütern oder *Rechten* auf Güter, wie sie der Geldbesitz darstellt, der Vielen die Selbst-Erarbeitung der Nahrung usw. erspart.

In diesen Ihren Ansichten ist ein sehr richtiger und für die Zukunft wichtiger Kern insofern, als zweifellos die *alleinige Beschäftigung* mit geistiger Arbeit vielen Menschen zum Unsegen wird und auch ihrer Erkenntnis und ihren Lebensansichten einen einseitigen und mangelhaften Charakter aufprägt. Es würde in der Tat zu einem Herabsinken oder vielmehr zur Verhinderung einer noch höheren Entwickelung der Kultur führen, wenn Einseitigkeiten dieser Art sich weiter verbreiten und verstärken sollten.

Es ist aber grundfalsch zu sagen, daß die Bekanntschaft mit den Freuden der Geisteskultur dazu führen werde, daß Niemand mehr grobe körperliche Arbeit tun, z. B. Kohlen fördern werde.

Im Gegenteil führt höhere Geisteskultur erst recht zur Würdigung der großen hygienischen Bedeutung, welche ein gewisses Maß von körperlicher Anstrengung für die Erhaltung der Gesundheit der menschlichen Seele hat. In dem Uebermaß des sogenannten „Sportes", welchen die Menschen jetzt treiben, lebt auch als richtiger Kern derselbe Gedanke, aber durch Spielerei und Luxustorheit entstellt.

Die nahe Zukunft einer gerechteren, weiseren und menschenfreundlicheren Kultur wird beachten, daß Seele und Leib harmonisch betätigt werden müssen. Sie wird nicht mehr dulden, daß die große Mehrheit mit körperlicher Anstrengung so überlastet wird, daß die höchsten menschlichen Gaben, durch die wir uns von den Tieren unterscheiden, nämlich die Fähigkeit zur Denk-*Arbeit* und Denk-*Freude*, ungepflegt und unbenutzt bleiben müssen, und sie wird ebenso wenig dulden, daß der geistig Arbeitende sich an Denk-Anstrengung und an mechanischer einförmiger Ausübung gewisser, scheinbar mit geringer Körper-Anstrengung verbundener und dennoch sehr aufreibender Arbeiten übernehme, und dadurch nervös, übermäßig egoistisch, krankhaft leidenschaftlich, unfähig zur reinsten Erkenntnis werde.

Jeder muß — statt des lächerlichen Sport-Uebermaßes — ein für ihn geeignetes Maß auch von ganz elementarer *körperlicher* Arbeit, unter Wahrung größt-

möglicher Freiheit, auf sich nehmen, damit er gesund, normal denkend und fühlend, bleibe und auch seinen Teil und sein Verständnis an dem körperlichen Tagewerk der Menschheit habe. Dafür muß andererseits auch jedem der bisher körperlich Arbeitenden ein gehöriger Anteil an der zu seiner Vollendung als Mensch unerläßlichen geistigen Arbeit, Anstrengung und Freude gesichert werden, und die zweckmäßigste Gestaltung der **gemeinsamen Arbeit Aller** muß durch die **geistige Arbeit** mit Heranziehung der Naturkräfte, der Maschinen usw. zustande gebracht werden.

Der Weg der Menschen-Entwickelung aufwärts geht in der Richtung einer Verminderung der **körperlichen**, ebensowohl wie der **geistigen** Uebermüdungen, nämlich durch soziale Ordnung und Intelligenz, durch tiefere Erkenntnis der Naturkräfte, auch der Naturkräfte des menschlichen Organismus, unter denen die Muskelkräfte die geringsten, aber keineswegs zu vernachlässigenden sind.

Wenn niemand mehr die grobe, aufreibende und traurige Bergwerksarbeit wird tun wollen, dann wird man eben die in der Kohle enthaltene Energie auf andere Weise zur Nutzung bringen müssen, und es lassen sich dafür schon jetzt manche Möglichkeiten denken. Vielleicht brauchen wir sie auch bald gar nicht mehr so notwendig, wenn wir die jetzige Sonnenkraft und die sonstigen ungeheuren Energie-Vorräte in der Natur besser ausnutzen lernen.

Sie haben, mein geehrter Herr, auch von der Geldwirtschaft eine nicht richtige Auffassung. Dieselbe ist eine durchaus zukunftsreiche, sobald sie nur überall wahrhaft gemeinsam und mit wahrer Intelligenz, Gerechtigkeit und Liebe gehandhabt werden wird.

Noch ein Wort über die körperlichen Arbeiten. Während mit der Zeit alle widrigen Arten dieser Arbeiten, wie in Bergwerken, in den Heizungshöllen der großen Dampfanlagen, z. B. der Schiffe, in chemisch ungesunden Betrieben usw. als fluchwürdige Absurditäten wegfallen werden, wird die Feldarbeit der ländlichen Betriebe das nächstliegende gemeinsame große Gebiet einfacher Anstrengungen und Freuden körperlicher und geistiger Art werden. Es werden die Geistes-Arbeiter in Scharen von Zeit zu Zeit statt bloßer müßiger Erholungen das Pflug-, Saat- und Ernte-Feld aufsuchen und dort zum Besten Aller mitarbeiten, während andererseits die auf dem Lande seßhaften Arbeiter ebenso wochenlang oder auch periodisch für kürzere Zeit in den Städten, mit offenen Armen empfangen, an geistiger Arbeit und Freude auf dem Gebiete des Wahren und Schönen teilnehmen oder sich in ihrer eigenen Mitte, auch mit Hülfe der dauernd oder vorübergehend unter ihnen anwesenden Geistesarbeiter, Stätten dafür errichten werden.

Das Eine möchte ich noch hervorheben: Daraus, daß die geistige Anstrengung und Ermüdung **andere** Empfindungen in uns hervorruft als die körperliche Anstrengung, geht die irrige Meinung hervor, als ob das Denken und Erkennen nicht anstrenge. Die zum Teil unbewußt bleibenden Folgen geistiger Anstrengung kommen doch sehr bald, wenn sie übertrieben wird, und besonders wenn sie kein Gegengewicht in körperlicher Arbeit findet, als sehr üble Nachwirkungen zu Tage und bedrücken die Menschen dann noch viel mehr, als die Nachwirkungen körperlicher Uebermüdung. Der Invalide körperlicher Arbeit hat oft noch die freieste, heiterste Seele, der Invalide geistiger Arbeit ist ein trauriges, freudloses, verkümmertes Geschöpf und hat kein Vergnügen an den ihm vielleicht noch gebliebenen Körperkräften, weil die Sonne eines frischen Bewußtseins seiner getrübten Seele nicht mehr scheint.

Einer, der von der körperlichen Arbeit ermüdet ist, hat, wenn er sich dann einmal geistig beschäftigt, und wenn er einigermaßen geistig begabt ist, den Eindruck, daß die Geistesarbeit bloß ein Vergnügen ist, ebenso wie der große Gelehrte und Staatsmann, der zu seiner Gesundhaltung täglich eine Stunde Holz hackt, den Eindruck hat, daß dies ein großes Vergnügen ist. Das sind eben Kontrast-Eindrücke, die uns aber den richtigen Weg weisen, daß wir nämlich die verschiedenen Gaben und Betätigungen des menschlichen Organismus sich in wohlbedachtem Zusammenwirken ergänzen und gegenseitig fördern lassen sollen."

Soweit der Brief an den westpreußischen Korrespondenten. In betreff der Arbeits-Organisation möchte ich bei Gelegenheit obiger Mitteilung noch darauf hinweisen, daß neben der bloßen Handwerks-Arbeit und der Feldarbeit schon in naher Zukunft zum Schutze, sowie zur Erleichterung und zur Bereicherung des Erdenlebens in immer größerem Stile umfassende körperliche und geistige Massen-Arbeiten sowohl auf dem Lande als auf den Seeflächen und auch in den Lüften erforderlich sein werden. Ich denke an die sogenannten Tollsperren in den Gebirgen, in Verbindung mit der Einrichtung von großen Wasserbassins, überhaupt mit einer umfassenderen Pflege der Wasserbeschaffung und der Bewässerung, ferner an größere Entwickelungen des Verkehrs mit dem Erd-Innern, auch im Sinne des Schutzes gegen zerstörende plötzliche Gestalt- und Lagen-Aenderungen der Erdschichten, sodann an ausgedehnte und eindringende Erforschungen der Meeres-Küsten und Meeres-Tiefen, sowie der unablässigen Veränderungen, die überhaupt in allen Erdzuständen im Gange sind, endlich an die größere Fürsorge für die geeignetsten Sicherungen der Seefahrt, letzteres auch durch weitergehende Erforschung der atmosphärischen Zustände usw.

Alle diese großen Arbeiten, welche unter Mitwirkung von Naturkräften und Maschinen-Anlagen, aber doch überwiegend durch intelligente und zugleich disziplinierte Massen-Arbeit von Menschen geleistet werden müssen, werden die Möglichkeit ergeben, die großen militärischen und maritimen Organisationen viel nutzbarer zu machen, als dis jetzt, wobei auch der sittlich so wohltätige Charakter einer in bestimmten Lebensjahren höchst förderlichen, freien und intelligenten Disziplinierung in Verbindung mit einer gewissen Art von Sport und körperlicher Rhythmik noch viel mehr als bisher zur Geltung gebracht werden könnte.

Man braucht sich nur die traurigen Eindrücke vor Augen zu halten, welche die Ausführung von großen Erdarbeiten, auch von großen tektonischen Arbeiten, wie Brückenbauten und dergleichen, durch beliebige Arbeitermassen ohne straffe und intelligente Organisation darbietet, und diese Eindrücke zu vergleichen mit denjenigen von entsprechenden militärischen Aktionen mit überwiegend jugendlich rüstigen und für begrenzte Zeiträume auch disziplinfrohen Menschenkräften. Dort eine Mischung von wenigen sehr sachverständigen Leitenden und einer relativ kleinen Zahl von rüstigen Arbeitskräften mit einer großen Zahl von mehr oder minder verbrauchten und verkümmerten, trüb und unlustig blickenden und sehr langsam hantierenden Menschen herabgekommener Qualität. Hier dagegen eine durch die maßvolle Begrenztheit der Beanspruchung straffster Leistung während kurzer Jugendjahre ermöglichte echte Freudigkeit der Arbeit, mehr gehoben als gedrückt durch die scharfe Unterordnung, zugleich geschmückt mit Formen, Farben und Rhythmen, die dem Zusammenwirken eine Art von musischem Glanz geben.

Und diese herrliche Gesamtkraft, durch deren rechtzeitige und volle Ausnutzung ein höherer Wohlstand und damit zugleich den alternden Arbeitern die gehörige Erleichterung und geeignetere Verwendung gesichert werden könnte, sie sollte wirklich dauernd in Exerzier- und Schieß-Uebungen verpufft werden?

Eine Weiterbildung jener großen Organisationen zu wahrhaft produktiven Gemeinschafts-Einrichtungen wird aber auch von der größten Bedeutung für die politische und soziale Entwickelung des Erdenlebens sein, auch in dem Sinne, daß der menschlich so erklärliche Widerstand der gegenwärtig noch mit den Staatsleitungen so eng und maß-

gebend verknüpften militärischen und maritimen Kreise gegen die sogenannten **Abrüstungen** gerade durch jene großen Horizonte sozialer und technischer Entwicklung erheblichst vermindert werden könnte. Es ist in dieser Hinsicht gar zu unweise, **lediglich** nach einer Verminderung der Armeen und der Marine zu schreien, wogegen die Absurdität der fortgehenden Kriegsveranstaltungen am ehesten den beteiligten Kreisen zum Bewußtsein kommen wird, wenn gerade diese Kreise durch die „Abrüstung" nicht zugleich mit einer Verminderung ihrer Lebensstellungen und ihrer Lebensaussichten bedroht werden, sondern wenn ihnen gleichzeitig sogar Ausblicke in eine Fülle von großen und segensreichen Aufgaben, vielleicht sogar mit erheblichen Vergrößerungen der Personal-Aussichten, eröffnet werden können, — in eine Fülle von Aufgaben, sage ich, bei denen die vielen intelligenten Köpfe, welche in diesen Gemeinschaftsgebieten gegenwärtig überwiegend unproduktiv arbeiten, ganz andere Aussichten auf geistige Befriedigung und würdevolle, aufrichtig anerkannte Stellung im Gemeinschaftsleben sich eröffnen sehen würden.

An die Frau zur Jahreswende.

Von Dr. **Maria Raich.**

Wenn das Jahr seinen Kreislauf vollendet hat, halten wir gern einen Augenblick inne, werfen einen zusammenfassenden und bewertenden Blick auf die Vergangenheit und einen fragenden und hoffenden in die Zukunft: Einkehr bei uns selbst.

In der Vergangenheit sehen wir tausend Wirklichkeiten außerhalb wie innerhalb unsres Wirkungskreises, die wir gut heißen oder verabscheuen, die mit oder gegen unseren Willen sich realisierten. Im eignen Innern lauschen wir tausend Wünschen und Hoffnungen, der Stimme unsres bessern Ich, dem ‚Will' und dem ‚Soll', die vielleicht nie zur Wirklichkeit der Außenwelt werden.

Mit Genugtuung darf die deutsche Frau zurückblicken: Wenn auch langsamen, so doch festen und sicheren Schrittes kommt sie vorwärts, erweitert die Sphäre ihrer Tätigkeit und ihrer Interessen.

In Gewerbe und Handel, in Fabrik und Schule, in Kunst, Literatur und Wissenschaft erkämpft sie immer mehr ihren Platz neben ihren männlichen Kollegen. Ihr Ernst und die Tüchtigkeit ihrer Leistungen siegen allmählich über die Vorurteile. Aus der Familie tritt sie heraus, um verklärt und bereichert der Familie zurückgegeben zu werden oder auch außerhalb derselben ihrem selbständigen Beruf nachzugehen, ihr selbstgewähltes Lebensziel zu erfüllen.

Freilich, das Leben, das einfach für sie war, wird immer verwickelter: neue Probleme entstehen für sie, neue Konflikte. Sie wird um ihr Winkelglück gebracht, dafür aber mit der Fülle und den Höhen des Lebens bereichert.

In der Zurückgezogenheit der Häuslichkeit war sie mehr als der Mann den verrostenden Alltäglichkeiten des Lebens ausgesetzt, und das drückte ihr den Stempel der Enge und der Kleinlichkeit auf. An Kraft fehlte es ihr, an Selbstständigkeit, an breiterem Horizont und tieferem Blick.

Da draußen wogt der Kampf ums Leben. Man kämpft ums tägliche Brot, ums Glück des Habens, aber man kämpft auch um ideelle Güter der Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft, Kunst, der Gerechtigkeit und Freiheit, der Persönlichkeit, Nation, Menschheit.

Kaum nahm die Frau an diesen Kämpfen teil. Die objektiven Werte schuf sie nicht und hatte für das von den Männern Geschaffene nicht viel Verständnis. Im Subjektiven war sie gefangen.

Jetzt wagt sie sich an die Sphinx des Lebens heran. Sie tritt in den Kampf ums Leben ein, sie eignet sich die Kultur immer mehr an und übernimmt hiermit auch hundert der Lösung harrende Lebensfragen, aber daneben hat sie auch ihre echt weiblichen Probleme zu lösen. Wie soll sie die Erwerbsarbeit, zu der sie bald ökonomisch gezwungen, die sie bald aus Selbständigkeitsrücksichten wählt, mit den Hauspflichten und der Kindererziehung vereinigen? Wie die Mutterschaft mit der geistigen Arbeit?

In der Ehe wird sie auch eine andere und tritt mit andern Forderungen an sich und den Mann heran. Wenn sie ihm mehr Verständnis entgegenbringt, so macht sie auch größere Ansprüche auf Rücksicht und Achtung ihrer Individualität in Ueberzeugungen und Gefühlsart. Sie stellt diese Forderungen im Namen ihres innern Wachstums, ihrer Werte. Das erschwert für sie die Möglichkeit und das Glück der Ehe. Ist ein harmonischer Zusammenklang zweier Menschen in der Vereinigung von Leib und Seele an sich etwas Seltenes, so wird er noch schwieriger für zwei selbständige Menschen mit Bewußtsein ihrer Persönlichkeit. Eine solche Ehe lächelt aber der Frau aus der Ferne. Man streckt voll Sehnsucht, voll Ahnung des noch nicht dagewesenen Glücks, das sie verspricht, ihr die Hände entgegen. Doch in der Nähe macht sie ein gar ernstes Gesicht. Die Früchte wachsen hoch oben. Der Weg ist steil. Doch nur auf ihm können die neuen Formen und Inhalte des Zusammenlebens gesucht werden.

Die zum Geistesleben, zum Streben nach der Vollpersönlichkeit erwachende Frau braucht auch einen andern Mann, als er bis jetzt in der Ehe sich zeigte. „Der Mensch im Manne, seine Persönlichkeit — das Letzte — Beste — Feinste in ihm, das ist, was wir von ihm wollen."

Und so wie die Frau Anteil am Höchsten im Manne verlangt, so will sie auch an der Kultur einen aktiven Anteil nehmen: nachempfindend erleben und schaffend gestalten. Sie will sich nicht mehr um die Fülle der Lebensinhalte bringen lassen. Das stille Daseinsglück will sie gern mit einem andern vertauschen, mit dem Glück der Tätigkeit, des Erlebens, des Sich-Vertiefens ins Subjektive und des Sich-Vergessens im Objektiven.

Sie will aktiv sein, und wer aktiv ist, der ist schöpferisch. Wer seiner Arbeit, seinem Beruf mit Liebe und Hingebung nachgeht, der schafft Neues darin, freilich meist ein Unsichtbares, aber in der Summierung sich Offenbarendes und sich Rechtfertigendes.

Ob die Frau wirklich Großes zu schaffen vermag? Ob ein weiblicher Goethe, ein weiblicher Beethoven möglich sind? Diese Fragen nicht des persönlichen Ehrgeizes, sondern — der allgemeinen höheren Selbstbestimmung und Selbstbewertung, — wie oft mögen sie sich in der erwachten Frauenseele erheben.

Die Vergangenheit gab uns eine negative Antwort darauf. Ist sie für definitiv zu erachten?

In der Enge und Dumpfheit des Geistes und des Gefühls wachsen die Fittiche des Genius nicht. Die Zukunft allein kann daher die Fragen beantworten. Einem Phantom des bloßen Wunsches wollen wir allerdings nicht nachjagen. Die Höhe, die erreicht werden kann, wird es auf dem Wege des natürlichen organischen Wachstums, nicht durch das gewaltsame Sich-Dehnen, nicht auf äußerliche Art, sondern von innen heraus.

Daher gehen wir „ohne Rast, aber ohne Hast" unsern Weg vorwärts, suchen unsere menschliche Individualität zu bilden und arbeiten wir an der Kultur, soviel und soweit es in unsern Kräften liegt. Lassen wir unsere Hand nicht vom Pulsschlag des Lebens, dann werden wir fühlen und es wird uns klar werden seine unaufhörliche Evolution, sein rastloses, wenn auch langsames Fortschreiten von der Form zur Form, von einem Inhalt zum andern, von jedem Wert zu einem höheren. Das soll uns vor der Starrheit und Enge der Vorurteile und Dogmen bewahren und den Wunsch der Betätigung in uns immer intensiver machen.

Jedes neue Jahr wird uns dann innerlich gewachsen finden.

Streiflichter.

Prestige. „Nachdem wir unsere Kolonien — leider — einmal haben, müssen wir sie auch halten. Ist ein Aufstand ausgebrochen, wie der in Südwestafrika, so muß er niedergekämpft werden bis zum bitteren Ende, mag es kosten, was es wolle. Das sind wir unserer Weltstellung schuldig. Das Prestige ist ein Imponderabile, das schwerer wiegt als viel Gut und viel Blut.“

So las ich's in einer, nebenbei gesagt, radikal-demokratischen Zeitung. So klingt's durch den Wahlkampf hindurch. Zweifellos ist das „öffentliche Meinung“, von ganz links bis ultra rechts.

Das heißt also Allerweltsgötze.

Merkwürdig genug. Man macht eine große Dummheit. Das gelingt den feinsten Köpfen einmal. Was nun? Herauskommen aus der Dummheit, das scheint nun das erste und wichtigste? Beileibe nicht! Wer wird denn eine Dummheit so einfach eingestehen!? Konsequent bleiben — das ist man sich selbst schuldig. Man würde ja sonst alles Ansehen in der Welt, alles „Prestige“ verlieren!

Und dabei verrät uns das Lexikon ganz ehrlich und aufrichtig, daß „prestige“ — „Gaukelei“ bedeutet! Das also ist das „Unwägbare“, das „schwerer wiegt als viel Gut und viel Blut.“ — Hm! —

Wohl gemerkt: ich behaupte hier nicht, daß unser Kolonialmitbewerb überhaupt eine Dummheit war. Darüber kann man sehr verschieden urteilen. Was mich verdrießt, ist nur, daß Leute, die ihn offenbar für eine solche halten, wie das „leider“ beweist, nun meinen können, das Bedürfnis, den Andern etwas vorzumachen, sie zu „begaukeln“, könne vernünftige Menschen dazu bringen, in der Dummheit zu beharren. Wie heißt doch der Spruch?

Die nenn' ich die Weisen
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen;
Die im Irrtum beharren,
Das sind die Narren.

Prestige gehört in die Gruppe der Modewörter: „Imperialismus“, „Weltmachtsstellung“ rc. hinein; und ich möchte nicht dem Modegötzen dienen. Etwas anderes ist's, wenn man sagt: „Hat sich Deutschland seine Kolonialsuppe eingebrockt, nun so mag es sie auch auslöffeln. Haben wir verkehrt angefangen zu kolonisieren mit Schwert, Nilpferdpeitsche und den allen ekelhaften Rezepten der Conquistadoren, so mögen wir auch die Folgen tragen.“ Das würde nur heißen: Büße deine Sünden ab! Wir haben es mindestens geduldet, wenn nicht verschuldet, daß Gewaltmenschen mit mehr oder weniger scheckigen Westen die Eingeborenen in den hellen Aufstand hineingetrieben haben. Dafür müssen nun, nach dem harten, aber erzieherisch wertvollen sittlichen Vernunftgesetz des Weltlaufs, der das Böse weiterwirken läßt wie das Gute, Unschuldige leiden.

Aber unerträglich falsch und irreführend ist jener Gedankengang: Füge lieber neue Fehler und Gewalttaten hinzu, als daß du durch Eingestehen der alten dein Ansehen in der Welt erschütterst. Er vergißt, daß für Völker ebensogut wie für Einzelne, und für Kinder, das Ansehen niemals durch freimütiges Eingeständnis begangener Uebeltaten und den Entschluß zur Besserung erschüttert wird.

Werfen wir also das widerliche Fremdwort aus deutscher Ehrlichkeit heraus! Es stiftet nicht nur hier Schaden! — Ist es nicht die Rücksicht auf das Prestige der preußischen Regierung, wenn man in der polnischen Frage mit blinder Hartnäckigkeit an der Vergewaltigungspolitik festhält trotz ihres offensichtlichen Mißerfolgs? Wir haben oft genug den Weg bezeichnet, der uns gangbar erscheint. Wir Ethiker machen jede Eroberungspolitik und Kolonisierung mit, die deutsche Kultur fremden Völkern so wertvoll macht, daß sie selbst die Hand danach ausstrecken! Aber niemals Gewaltkuren! Das gilt für Polen sogut wie für Afrika.

Es schließt auch keineswegs im gegebenen Falle den Krieg, die bewaffnete Niederwerfung des Aufstandes aus, wohl aber alle jene Maßregeln, die unter der Maske des Schutzes der bedrohten Volksangehörigen, der Abschreckungslektion für Rebellen u. a. die gemeine Rachsucht des Stärkeren und die Tyrannenlust, kläglich genug, verbergen.

Unser Ansehen in der Welt mag immerhin verlangen, daß wir heute unsere Kolonien so wenig aufgeben, wie das bei den Teilungen Polens gewonnene Land — aber viel lauter verlangt unser Ansehen und unser guter Ruf, daß wir begangene Fehler mutig eingestehen und vor aller Welt den Beweis für unseren Beruf als Kulturbringer durch eine radikale Aenderung unserer Kolonialpolitik erhärten.

* * *

Schrittmacher der konfessionslosen Schule. Eine bemerkenswerte Bestätigung jüngst an dieser Stelle geäußerter Anschauungen und damit im Zusammenhange eine besonders tröstliche Zukunftshoffnung finden wir in der „Deutschen Kultur“ (Schriftleiter Heinrich Driesmans) ausgesprochen. „Zur politischen Gegenwart“ heißt es in dem Dezemberhefte, Seite 631, folgendes:

„Das Zentrum wird seine jetzige Niederlage in der Polenpolitik rächen, und die Rache wird ihm leicht, weil unsere Staatsregierung einen großen, kulturellen Fehler in der Polenpolitik begeht. Nämlich in der Behandlung des Religionsunterrichts. Die religiösen Gefühle betätigen sich am liebsten in der Muttersprache. (Warum? Weil Ausdruck und Verständnis nirgends so große Schwierigkeiten darbieten, als in religiösen Dingen; kein Mensch aber beherrscht Ausdruck und Verständnis irgendwie besser und leichter, als in seiner Muttersprache. Ref.) Der Religions-Unterricht läßt sich nicht zu einem Stützpunkt der Germanisierung in Polen machen. Die Staatsregierung wird diesen Fehler nicht eher beseitigen können, als bis sie die religiöse Unterweisung der Kinder völlig von der Schule ablöst und sie der Kirche oder dem Elternhause überläßt. Dann aber nicht bloß im Polentum, sondern überall! Eine Staatsregierung, die aber nicht einmal der Simultanschule Toleranz gewährt, ist von einer solchen Entschließung weit entfernt. Wer weiß aber, ob nicht die Spannung und der etwaige Krieg zwischen Regierung und Zentrum eine derartige große Tat, die von unberechenbarem Segen für unsere geistige Entwickelung sein würde, vorbereitet? Die Rom- und Berlinfahrten des Fürstbischofs Kopp lassen manches vermuten. Wenn Bismarck vor dreißig Jahren einen so schwerwiegenden Schritt, wie die Gestattung der Zivilehe unternahm, dann sollten wir uns das weit harmlosere Ziel, in das hunderttausende von Lehrern freudig einwilligen würden, getrost stecken.“

Was die „Harmlosigkeit“ des Zieles betrifft, so wollen wir nicht widersprechen, da es uns nur auf die Wichtigkeit des Zieles ankommt, die ohne Vergleich mit irgend einem anderen außer Frage steht. Also auf zum Anschluß an den „Deutschen Bund für weltliche Schule und Moralunterricht,“ der, wie es scheint, mehr zur rechten Zeit kommt, als es noch jüngst bei seiner endgültigen Konstituierung zu hoffen war!

B. M.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Heidentum von heute. In der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt am 7. Dezember Dr. Penzig-Berlin vor vollbesetztem Saal seinen ersten Vortrag über das Thema „Heidentum von heute“. Der Redner suchte den antiklerikalistischen Ruf: „Los von der Kirche!“ und zwar von der Konfessions- wie Klassenkirche, zu begründen durch den Nachweis von drei Grundfehlern, die allem Kirchentum wesentlich anhangen müssen, nämlich: der alles Wahrheitssuchen ertötenden Illusion eines Wahrheitsbesitzes, der falschen Jenseitigkeit eines Nacheinander von Himmel und Erde, die nicht zu verwechseln sei mit der uns im Diesseits begleitenden Unerreichbarkeit der Ideale, und endlich der Absonderung eines Klerus vom Laientum, der Ersetzung gegenseitiger Hilfe durch das Autoritätsverhältnis der Bevormundung. Ueberall fange die Kirche da an, wo die Religion aufhört. Diese, das edelste Herzensgeheimnis des Erwachsenen, anzutasten, falle niemandem ein. Der Heide von heute werde außerhalb der Kirche ein tiefreligiöser Mensch sein können; für die sittliche Gemeinschaft aber brauche es zur Einigung keiner Uebereinstimmung in irgendwelcher Dogmatik, auch keiner gemeinsamen Religionsübung — der Kultus der dichterischen und künstlerischen Ideale genüge — sondern nur des alle beseelenden und beseligenden Willens, dem erkannten Guten zu dienen. Die ethische

Gemeinschaft der Zukunft werde nichts ausschließen als das Ueber- und Untermenschliche. — *Die Weihe des persönlichen und des Gemeinschaftslebens* ohne den Beistand der Kirche hatte Dr. *Penzig*-Berlin seinem zweiten Vortrag in der Ethischen Gesellschaft zum Thema gestellt. In scharfen Worten wandte er sich gegen die Kindertaufe auch in religiös gleichgültigen Familien und forderte die Ausgestaltung der standesamtlichen Eintragung ins Geburtsregister zu einem halb persönlichen, halb sozialen Namensfest. Die Frage der weltlichen Erziehung und des Moralunterrichts an Stelle des Religionsunterrichts nur streifend, verlangte er — immer, ohne den Kirchlichgläubigen das Recht auf ihre Einrichtungen streitig zu machen — eine bürgerliche Jugendaufnahme beim Abschluß der Schulerziehung durch die Organe des Staats. Hochzeit und Totenfeier seien wieder zu Festen der weltlichen und sittlichen Gemeinde umzugestalten. Ohne das Bedürfnis nach Seelsorge zu verkennen, wollte er auch diese in erster Linie der sittlich gereiften Persönlichkeit selbst zuweisen, an zweiter Stelle zum mindesten das Monopol der Kirchendiener (Geistlichen) auf diesem Gebiete brechen. Für das Gemeinschaftsleben sei keineswegs eine ungeschichtliche Zertrümmerung der bestehenden Festordnung beabsichtigt, sondern ihre Erfüllung mit neuem verständigen Geiste. Eine wesentliche Rolle dabei werde die immer stärkere Herbeiziehung der Künste zum Kultus der Dreieinigkeit des Schönen, Wahren und Guten spielen. Mit einer Schilderung der zukünftigen Menschengemeinde schloß der sehr beifällig aufgenommene Vortrag. (Frankfurter Zeitung.)

* * *

Abteilung Berlin. Am 7. Dezember hielt Frl. Dr *Duensing*, Leiterin der Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin, in unserer Gesellschaft einen Vortrag über „*Die Jugendfürsorge* als freiwillige Liebestätigkeit, als soziale Pflichtleistung und als staatlichen Selbstschutz.“

Sie führte etwa Folgendes aus: Historisch betrachtet stützt sich die freie Liebestätigkeit im wesentlichen auf die Kultusgemeinden, galt es doch von Alters her als eine Pflicht der Gläubigen, sich durch gute Werke den Himmel zu verdienen. Die Wohltätigkeit war gewissermaßen das Eintrittsgeld in den Himmel; allgemein verbreitet war diese Anschauung im Mittelalter. Wenn sie sich auch hin und wieder mehr vergeistigte, so diente doch die konfessionelle Liebestätigkeit bis heutigen Tags in erster Linie dem *religiösen Zwecke*; sie ward nicht um ihrer selbst willen, sondern zu Ehren der Kirche und des Glaubens gehandhabt.

Das Zeitalter der Aufklärung brachte die erste Wandlung auf diesem Gebiet. Ausgangs des 18. Jahrhunderts begann die humanitäre Liebestätigkeit sich zu entwickeln und die Auffassung, daß Wohltun in erster Linie eine Menschenpflicht, eine Pflicht der Vernunft ist, brach sich immer mehr Bahn.

Es ist außerordentlich bezeichnend für die Menschheitsentwickelung, daß jeder Kulturaufschwung mit einem Fortschritt in der Jugendfürsorge einsetzt; hat doch die Hilflosigkeit der Kinderwelt von jeher die Menschenherzen am tiefsten erschüttert. Die großartige franz. Armenpflege setzt ein mit der rührenden Tätigkeit von St. Vinzent Paul (1620), der sich zuerst der verlorenen Kinder annahm; desgleichen wenden sich die Bestrebungen der Pietisten, der inneren Mission, der humanitären Vereine in erster Linie der Jugend zu. Ferner ist die erste gesetzgeberische Tat auf sozialem Gebiet das Kinderschutzgesetz in England zu Beginn des Industriezeitalters. Seit jenen Zeiten sind die Bemühungen im Interesse eines gesteigerten Jugendschutzes in immer schnellerer Zunahme begriffen.

Sowohl die konfessionelle, als die humanitäre freie Liebestätigkeit arbeitet im Sinne einer individualistischen Ethik, d. h. sie ist bemüht, dem Einzelnen zur Verbesserung seiner jeweiligen Lebensverhältnisse zu verhelfen und sowohl sein materielles als sein sittliches Wohl, vor allem seine *Selbständigkeit*, zu fördern. Auf diesen Gedanken, der das Ideal der kommunalen Armenpflege ist, ist auch die prophylaktische und individualistische Fürsorge in der Armenpflege aufgebaut. Sie erstrebt die Ursachen der Not und des Elends zu erforschen, um auf Grund dieser Erkenntnis eine Tätigkeit zu entfalten, die für die Ausgestaltung unseres Gesellschaftslebens von größtem Wert ist. Durch diese moderne Auffassung hat sich das *Wohltun* immer mehr zu einer „*sozialen Arbeit*“ entwickelt.

Die Statistik, unterstützt durch die modernen Wissenschaften, hat nachgewiesen, daß gewisse Elendsformen wie Kriminalität, Alkoholismus ꝛc. aufs Engste mit wirtschaftlichem Tiefstand verbunden sind. Auf dieser Erkenntnis baut sich die soziale Arbeit auf; ihr Streben geht dahin, das *Elend als gesellschaftliches Phänomen zu bekämpfen*. Während die frühere freiwillige Liebestätigkeit das Findelhaus schuf, um der Säuglingssterblichkeit entgegenzutreten, bemüht sich die soziale Arbeit den Mutterschutz einzuführen, Säuglingsfürsorgestellen zu gründen, die unehelichen Väter heranzuziehen, Berufsvormundschaften einzuführen ꝛc. Ferner ist sie durch geeignete Aufklärung der unteren Klassen bemüht, der Not zu steuern, und die Bedürftigen für den Lebenskampf zu stählen. Die soziale Arbeit hat außerdem die Aufgabe, die staatliche Fürsorge anzubahnen.

Die staatliche Fürsorge trägt einen ganz anderen Charakter, als die freiwillige Hilfsaktion. Erstens kann sie *zwangsweise* durchgeführt werden. Ihr Eingreifen richtet sich nicht nach vorhandenen *Mitteln*, sondern nach vorhandenem *Bedürfnis*. Sie kann nicht individualisieren, sondern muß *schematisieren*; sie wird verfügt, wenn das Elend einen so hohen Grad erreicht hat, daß die private Fürsorge nicht mehr ausreicht. Eigentlich *ethische Motive* liegen der staatlichen Fürsorge nicht zugrunde; sie ist im wesentlichen als eine Art Selbstschutz des Staates aufzufassen. Aus diesem Grunde darf man auch von der staatlichen Fürsorge nicht zu viel erwarten. Die freiwillige Hilfstätigkeit hat gegenüber der staatlichen Fürsorge den großen Vorteil der absoluten Freiheit und der Anpassung an die jeweiligen Verhältnisse. Sie leistet Pionierarbeit für die staatliche Fürsorge, indem sie praktisch und theoretisch die Methoden zur Bekämpfung des Elends ausarbeitet.

Auf Grund der bisherigen Menschheitsentwickelung ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es auch in Zukunft immer Armut und Elend geben wird. Aus dem ewigen Werdeprozeß des gesellschaftlichen Organismus werden sich immer wieder neue Elendsformen entwickeln, und deshalb wird auch das Bedürfnis nach *sozialer Arbeit* immer bestehen bleiben. Es muß nun im Interesse der zukünftigen Ausgestaltung der sozialen Hilfsarbeit die Frage aufgeworfen werden, ob die materielle Betrachtungsweise des Menschen und der Welt, die jetzt der sozialen Arbeit zugrunde liegt, imstande sein wird ein ethisches Ideal von so starkem Gehalt zu begründen, daß es diese *ganze Arbeit mit einem einheitlichen Geiste durchdringen kann.*

Sicher ist es, daß die soziale Arbeit ein gewaltiges ethisches Ideal braucht, um sich frisch zu erhalten, ein Ideal, das imstande ist, die Menschheit zu ähnlicher Begeisterung zu entflammen, wie das einst die religiösen Vorstellungen vermocht haben. Wir müssen nun die Frage aufwerfen: giebt es bereits ein solches sozial-ethisches Ideal? Die Proletarier behaupten es gefunden zu haben, und es gipfelt bei ihnen im Klassenkampf; aber da dasselbe von Haß diktiert ist, wohnen ihm nicht die schöpferischen Lebenskräfte inne, deren wir benötigen. Auch das Ideal des Vaterlandes, das früher Wunder vollbrachte, löst sich allenthalben mehr und mehr im Internationalismus auf. Die einzelnen Staaten sind von Parteihader zerrissen. Wir sehen die Mehrzahl der Menschen wie im Traum dahinleben, unbekümmert um das Wohl des Ganzen. Und doch muß irgendwie ein großes soziales Ideal gefunden werden. Wo liegt es? das ist die große Frage, die ich in diesem Kreise aufwerfe, weil ich mir sage, daß eine Gesellschaft für ethische Kultur das aller größte Interesse daran hat, ein solches Problem mit lösen zu helfen. —

An das Referat schloß sich eine lebhafte Diskussion. Da dieselbe aber zu keinerlei Klärung führte, so wurde von verschiedenen Seiten beantragt die aufgeworfene Frage, die ein lebhaftes Interesse in unserem Kreise erweckte, an einem besonderen Diskussionsabend noch einmal in intimerem Kreise zu behandeln. Der Antrag wurde unter allseitigem Beifall angenommen und auch von der Referentin mit Freuden begrüßt.

Lilli Jannosch.

Sprechsaal.

„*Die Religion muß dem Volke erhalten werden.*“ Unter gleicher Ueberschrift hat Sandhi in Nr. 43 der „Ethischen Kultur“ einen Artikel veröffentlicht, der mir in mehrfacher Beziehung entschieden Widerspruch zu verdienen scheint.

Zunächst drei Zitate: 1. „Endlich findet sich einmal ein Mensch, dem es *mit den Lehren der Bibel* ernst ist.“ 2. „Solche Vorgänge wie die Verurteilung des *tiefreligiösen Rekruten* . . .“ 3. „Wir haben es also glücklich so weit gebracht, daß ein *charaktervoller Mensch* . . . im Gefängnis gebessert wird.“*)

In diesen drei Sätzen ist drei ganz verschiedenen Begriffen derselbe Sinn unterlegt. Im ersten ist von *Konfession* die Rede („Lehren der Bibel“), im zweiten von *Religion* („tiefreligiöser Rekrut“), und im Dritten von *Sittlichkeit* („charaktervoller Mensch“). Das Durcheinanderwerfen dieser drei streng zu trennenden Begriffe führt dann zu einer meiner Meinung nach völlig falschen Schlußfolgerung.

Ein *religiöser* Mensch ist derjenige, welcher sich selbst als Einzelwesen mit der Welt, dem ganzen *Universum*, in ein harmonisches Verhältnis gebracht hat. Ein *sittlicher* Mensch ist derjenige, welcher, um mit der *belebten Erdenwelt*, insbesondere seinen Mitmenschen, in harmonischem Verhältnis zu leben, bestimmte Grundsätze sich aufgestellt hat, die zugleich für seine Mitmenschen Geltung haben müssen. Der *konfessionelle*

*) Die gesperrt gedruckten Stellen sind vom Unterzeichneten hervorgehoben.

Mensch gründet dagegen auf seine Weltanschauung seine Ethik, d. h. er leitet seine Stellungnahme zu den Mitmenschen von seiner Stellung zum Universum her, mag er sich Deist, Pantheist, Materialist oder sonstwie nennen. Die Anhängerschaft zu einer Konfession wird durch eine Reihe äußerer Handlungen symbolischen oder historischen Ursprungs betätigt, wie Taufe, Abendmahl, Beschneidung u. s. w. Dazu kommt noch die Befolgung einer Reihe von Anweisungen des vorbildlichen Konfessionsstifters, welche ursprünglich wirtschaftlichen, hygienischen u. a. Ursprungs sind und mit Religion oder Ethik auch nicht das Geringste zu tun haben.

Die Allgemeinheit hat nun an rein religiösen Ueberzeugungen des Einzelnen überhaupt gar kein Interesse — die Beziehungen zwischen ihr und dem Individuum sind nur ethischer Art. Hat z. B. die Allgemeinheit die Einehe als höchste Stufe sexuellen Lebens erkannt, so wird sie sich gegen Bestrebungen Einzelner, Polygamie einzuführen (wie dies z. B. die Mormonen, gestützt auf das Bibelwort: „Seid fruchtbar und mehret Euch," tun) zu wehren haben. Entspringt ein solches Bestreben Einzelner einer konfessionellen Lehre, so tastet die Allgemeinheit den religiösen Bestandteil derselben nicht an, wohl aber den ethischen Teil. Noch viel mehr aber wird sie in den Verteidigungszustand versetzt, wenn der rein dogmatische Teil der konfessionellen Lehren zur Gefährdung ihrer wirtschaftlichen, politischen oder sittlichen Einrichtung führt. Sandhi gibt das zu, indem er die Frage aufwirft, ob die Wehrhaftigkeit Deutschlands gefährdet sei, wenn man religiösen (soll heißen konfessionellen) Skrupeln der Soldaten Gehör schenke. Auf diesen speziellen Fall kommt es aber gar nicht an, sondern auf die rein prinzipielle Frage, ob die Allgemeinheit es sich gefallen lassen darf, daß ethische oder dogmatische Forderungen einzelner Konfessionen sich mit ihren wirtschaftlichen, politischen oder ethischen gegenwärtigen Einrichtungen im Widerspruch setzen, und daß toter Buchstabenglaube — denn etwas Anderes ist auch die Befolgung des Bibelgebotes von der Heiligung des Sonntages nicht — den Anspruch erhebt, Staatseinrichtungen für unwirksam zu erklären. Ich antworte mit nein.

Wie der Einzelne sich andererseits gegenüber der Allgemeinheit zu stellen habe, wenn er in die Lage kommt, eine ihm dem sittlichen Standpunkt der Allgemeinheit überlegen scheinende Ueberzeugung ihr gegenüber durchsetzen zu müssen oder auch nur eine von ihm als Wahrheit angesehene Lehre (z. B. Notwendigkeit der Heiligung des Samstages) zu verfechten, ist eine weitere Frage, von deren Beantwortung ich nur soviel andeuten will, daß man sich im Einzelfalle sehr wohl darüber streiten kann, *ob man besser* durch Aufklärung innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung oder aber durch Beiseiteschieben derselben sein Wirken entfaltet.

Dr. Effler-Danzig.

• • •

Zur „sozialen Begründung des Verbrechens." Gegen eine Reformierung des Strafrechtes im humanen Sinne läßt sich vom ethischen Standpunkte aus sicher nichts einwenden, doch über die von Herrn Dr. Noetzel in dieser Hinsicht gemachten Vorschläge kann man verschiedener Meinung sein; entschieden zurück zu weisen ist dagegen die von genanntem Herrn vertretene Art der Motivierung, vor allem die Leichtherzigkeit, mit der er die persönliche Verantwortung, das Fundament aller Moral, einfach über Bord werfen will.

Die uns allen von Herrn Dr. N. angedichtete latente Sünde oder „böse Lust" ist eine ganz unhaltbare Fiktion. In der Beschaffenheit des Menschen kann unmöglich eine Sünde liegen, sondern nur in seinen Taten und Absichten. Der schlecht Veranlagte, der tugendhaft bleibt oder wird, steht sogar moralisch höher als derjenige, der keinen sittlichen Kampf zu bestehen hat. Ohne Veranlassung sündigt natürlich niemand, daher sind gewisse Verbrechen speziell bei den besitzlosen Klassen häufiger. Das Verdienst liegt eben daran, daß man der Versuchung widersteht, was ja glücklicherweise immer noch die Regel ist. Was würden diese rechtschaffenen Leute aus dem Volke wohl zur Theorie des Herrn Dr. N. sagen, der ihnen die Schuld aufbürden will, die er dem Verbrecher abnimmt, denn zur „Gesellschaft" gehören sie doch auch! — Aber selbst, wenn man die „soziale Begründung" dem Proletariat gegenüber gelten lassen wollte, versagt sie doch ganz und gar bei den Verbrechen der gut Situierten und sorgfältig Erzogenen, die ja leider garnicht so selten vorkommen. Will Herr Dr. N. vielleicht eine besondere Moral für reiche und arme Leute aufstellen? Wie denkt er sich überhaupt eine Moral mit Ausschaltung der persönlichen Verantwortlichkeit? Es wäre ja sinnlos, den Menschen irgend welche sittliche Vorschriften zu machen, wenn es gar nicht in ihrer Macht läge, sie zu befolgen. Um absolute Willensfreiheit handelt es sich dabei durchaus nicht, sondern nur um die Möglichkeit, unter allen Umständen so zu handeln, wie man es für recht hält, und wer dem Menschen diese Fähigkeit abspricht, degradiert ihn zum Tiere. Selbstverständlich kann eine Gesetzgebung sich nur an den zurechnungsfähigen Menschen wenden, der zwischen Recht und Unrecht unterscheidet, und so lange das Gegenteil nicht nachgewiesen ist, kann von Aufhebung der Verantwortlichkeit keine Rede sein, wenn man auch gewisse Verhältnisse als strafmildernd in Betracht zieht. —

Daß das Strafrecht keine willkürliche Erfindung, sondern eine, aus dem natürlichen, allen Menschen gemeinsamen Rechtsbewußtsein hervorgegangene Notwendigkeit ist, scheint Herr Dr. N. ganz zu ignorieren. Wollte das Gesetz den Anforderungen des beleidigten Rechtsgefühls nicht durch Strafen Genüge leisten, würde eine Lynchjustiz die unausbleibliche Folge sein. Unschädlichmachung und Besserung von Verbrechern sind davon unabhängige Bestrebungen. Sehr häufig ist der Verbrecher weder gemeingefährlich noch besserungsbedürftig, da er seinen Fehltritt ohnehin schon bereut, bestraft muß er aber doch werden.

Max Schlesinger (Breslau.)

Bücherschau.

Menschheitsziele. Eine Rundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschaftsreform mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller, herausgegeben von Dr. H. Molenaar, München, Verlag von Otto Wigand G. m. b. H., Leipzig, Jahresbetrag 6 Mk.

Das 1. Heft (64 S. 4° in künstlerischer Ausstattung 1.80 Mk.) bringt auf dem Umschlag eine Zeichnung A. Schindlers, welche die fortschrittlichen Tendenzen der Zeitschrift wirkungsvoll symbolisiert. Ein wohlgelungenes Bild des jüngst verstorbenen Berliner Dichterphilosophen Wolfgang Kirchbach von seinem Bruder, dem bekannten Historienmaler Prof. Frank Kirchbach bildet eine wertvolle Beigabe zu seiner Lebensskizze aus der Feder seiner Witwe und einem hinterlassenen Essay über „Giordano Bruno". Aus dem reichhaltigen Inhalt der Nummer seien hier nur hervorgehoben: Dr Schallmayer: Erbentwickelung der Völkern als theoretisches und praktisches Problem. Dr M. Schwann: Ein Nachtgang (Gedanken über Leben und Tod). Dr. J. Unold: Religion und Ethik. Dr. R. Steinmetz: Negative Kulturgeschichte. Dr. H. Pudor: Die Tierpsyche in der modernen Kunst. Dr. R. Penzig: Das Evangelium des Kindes (Weihnachtsbetrachtung). G. Nuseler: Welträtsel. G. Cabanis: Kinder der Sterne, Gedichte. W. St.: Ist der heutige Religionsunterricht zweckentsprechend? Dr H. Molenaar: Was lehrt der Monismus? — Ein französischer Bismarckverehrer. — Bücherbesprechungen. — Zeitschriftenrundschau usw.

Quittung.

Zum Wanderrednerfonds steuerten im vergangenen Jahre (letzte Quittung unter 1. Januar 1906 in Nr. 1) folgende Personen: Eugen Hellwich, Freiburg i. B. 5,00; Frl. Jenny Jaffé, Berlin 6,00; Anonym 1,00; H. Scherdlus, Frankfurt a. M. 10,00; S. Fuchs, Charlottenburg 5,00; Reinhold Müller, Berlin 3,00; Amalie Nacken, München 10,00. Von einem Wohlgesinnten 100,00; Richard Hoffmann, Jannowitz 5,00; Siegbert Fuchs, Charlottenburg 5,00; Summa Mk. 155,00.

Mit herzlichen Dank an die Geber und der Bitte, diesen wichtigen Fonds, der jetzt stark erschöpft ist, im kommenden Jahre wieder eingehender zu berücksichtigen

Dr. Penzig.

Zur Ablösung der Neujahrsglückwünsche erhielten wir in Sa. Mk 31,25 von folgenden Personen: Rechtsanwalt Dr. Bieber, Justizrat Dr. Rothe, Kaufmann Albert Stern, Paul Jaffé, Kurt Michaelis, Else Michaelis, Dr. Penzig, Bettina v. Gutfeld, alle Berlin.

Dr. Penzig.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der mit so großem Beifall aufgenommene Vortrag von Prof. **Dr. Ewald Horn** „Max Stirners ethischer Egoismus", Eine Säkular-Rede, in ungekürzter und erweiterter Form, 8°, 48 Seiten jetzt im Druck erschienen ist und beim Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 von Mitgliedern zu dem ermäßigten Preise von 80 Pf. (in Briefmarken) bezogen werden kann.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Vorläufiges Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Im **Januar** wird mit Rücksicht auf die Wahlbewegung nur eine größere Versammlung (Zeit und Ort noch zu bestimmen) stattfinden. Das Thema, das ethische Gedanken zur Reichstagswahl behandeln soll, wird von den Herren Justizrat Dr. Rothe und Rechtsanwalt Dr. Bieder besprochen werden.

Im **Februar** wird Herr Dr. A. Römer (Tag und Ort noch zu bestimmen) seinen wegen seiner Erkrankung vertagten Vortrag halten: „John Brinkman, der Humorist und Meister des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen.) — Ferner wird Freitag, den 8. Februar im Saal 109 des städt. Rathauses, 8¼ abends eine Versammlung stattfinden, zu der Redner und Thema noch zu bestimmen sind. — Endlich soll unter Mitwirkung von Herrn Regisseur Quincke (früher Frankfurt a. M.) im Laufe des Februar ein Volksunterhaltungsabend veranstaltet werden. (Näheres später).

Sonnabend, den 9. März, abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses Versammlung. Redner und Thema später.

Dienstag, den 26. März, 8¼ abends im Bürgersaal des städt. Rathauses: Geheimrat Dr. Duncker: „Ueber das amerikanische Schulwesen.“ Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Ferner bitten wir unsere Mitglieder, sich für die folgenden Tage frei zu halten:

Mittwoch, den 10. April, (Saal 109 des städt. Rathauses.)
Montag, den 22. April, (Bürgersaal „ „ „ .)
Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 „ „ „ .)

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Auch wird Prof. Bruno Meyer die Lese- und Diskussionsabende im neuen Jahre fortsetzen; und zwar soll behandelt werden:

Mittwoch, den 9. Januar, Saal 109 des städt. Rathauses, abends 8¼ Uhr: I. Schopenhauer, Grundprobleme der Ethik. Reclam 2801—5. Später: II J. St. Mill, über Freiheit. Reclam 3491/92. III. Machiavelli, Buch vom Fürsten. Reclam 1218/19. IV. J. J. Rousseau, Gesellschaftsvertrag. Reclam 1769/70. V. W. E. H. Lecky, Naturgeschichte der Sitten (in: Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Gr.) [deutsch von H. Jolowicz, Leipzig und Heidelberg 1870.]

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Freie Hochschule Berlin.

Wir machen darauf aufmerksam, daß die Mitglieder der D. G. E. K.

Hörerkarten zu ermäßigten Preisen

(Mk. 3 für jeden 8—12stündigen Zyklus) im Bureau der Gesellschaft, Unter den Linden 16, III., erhalten.

Aus dem Vortragsverzeichnis, das in allen Filialen von Loeser und Wolf kostenlos zu erhalten ist, seien für unsere Leser hervorgehoben: Dr. Max Apel: Die Welträtsel. — M. H. Baege: Natürliche Schöpfungsgeschichte (mit Lichtbildern). — K. W. Goldschmidt: Das Liebesproblem in der modernen Literatur. — Karl Henckell: Streifzüge durch 50 Jahre deutscher Lyrik. — Theodor Kappstein: Buddha und Christus. — Derselbe: Eduard v. Hartmann. — Dr A. Koeppen: Heroen der Malerei (mit Lichtbildern). — Dr. R. Penzig: Heidentum von heute. — Derselbe: Zarathustra-Nitzsche als Ethiker. — Dr. A. Pohlmeyer: Der Freiheitsgedanke in Schillers dramatischen Werken. — Dr. W. Bielhaber: Von der Kulturgeschichte zur modernen deutschen Kulturpolitik. — Dr. Bruno Wille: Der Streit der Weltanschauungen und ihre Verständigung.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren können, anführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.
Die Redaktion

Das Christentum und die moderne Frauen-Bewegung. Von Dr. Max Thal. Breslau, WilhelmKödner. Mk. 0,60.

Sexuelle Moral. Von Dr. Max Thal. Breslau, Wilhelm Köbner. 1904. Mk. 1,00.

Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion von Arthur Drews. Jena und Leipzig 1906. Eugen Diederichs. Geh. Mk. 12,00, geb. Mk 14,00.

Die Gesangs-Königinnen in den letzten drei Jahrhunderten. Von Dr. Adolf Kohut. Komplett in ca. 7 Lieferungen à 1 Mk. Berlin. Verlag von Herm. Kuhz.

Die Bedeutung der Arbeitsfreude in Theorie und Praxis der Volkswirtschaft. Von Dr. Heinrich Herkner. 3. Jahrgang. 1. Heft der „Neuen Zeit- und Streitfragen,“ herausgegeben von der Gehestiftung zu Dresden. Dresden 1905, von Zahn und Jaensch. Jährlich 9 Hefte für 6 Mk, Einzelheft 1 Mk., Doppelheft 1,50 Mk.

Warum organisieren wir die Arbeiterinnen? Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Band XXV, Heft 2 der „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren,“ neue Folge, herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich. Hamm i. W., 1905, Verlag von Breer u. Thiemann. Preis pro Band (12 Hefte) 4 Mk., Einzelheft 50 Pfg.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind an die Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, zu richten. Dr. Penzig. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, Unter den Linden 16 III, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf b. Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15 jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Januar 1907.	Nr. 2.

Inhalt:

Ein Hellseher.

Schwarzseher sind wirklich griesgrämliche Leute, die zu Ansichtskarten-Lieferanten verdorben scheinen, und Kassandra-Rufe haben keine werbende Kraft. Soweit teilen wir einmal den allerhöchsten Geschmack. Um so befremdlicher war es, daß trotz jenes Verdammungsurteils und des persönlichen Optimismusbekenntnisses des Monarchen seine Diener sich fast ausschließlich in Schwarzseher und Rotseher teilten; jene, um den Schwarzen alles an den Augen abzusehen, was sie wünschten, diese, um von Allem abzusehen, was die Roten etwa forderten. Der Erfolg dieser ministeriellen Um-, Ein- und Absicht war bekanntlich gleichmäßig zufriedenstellend: nämlich die Erhaltung der Unzufriedenheit der Schwarzen und Roten.

Es fehlte noch die dritte Farbe aus dem deutschen Reichsbanner. Heut haben wir sie durch den hellseherischen Propheten für Weiß-West-Afrika. Und wenn das Weiß auch etwas hart zwischen Schwarz und Rot geraten ist, so wollen wir uns nicht nur mit dem Blick auf die tüchtige deutsche Flagge trösten, sondern auch mit dem Gedanken, daß zwischen der Nacht und der brennenden Morgenröte die weiße Dämmerung das Licht verheißt.

Im Ernst gesprochen, es war eine lang entbehrte und ersehnte Wohltat, in Exzellenz Dernburg bei seinem jüngsten Aufruf an das „Volk der Dichter und Denker" endlich einmal wieder einem Mann zu begegnen, der mit hellem Auge und fröhlicher Tatkraft auf die *Pflichten* der Zukunft hinschaut — nicht, wie der soziale Rosaseher Poddielski, nur auf die glücklich eingebrachte Ernte von *Rechten* und junkerlichen *Privilegien*.

Hell sehen heißt das zweite Gesicht haben, das in die Zukunft blickt. Ein wenig von dem berechtigten Mißtrauen gegen alles Prophetentum mag dabei ruhig in den Kauf genommen werden. Wenn nur überhaupt einmal wieder weite, große Perspektiven eröffnet werden, wenn der Blick nicht kleben bleibt in der Jämmerlichkeit des Alltags, an den Steinen, die jedem rüstig Vorauwollenden reichlich vor die Füße geschoben werden, wenn das Auge auf ferne Kulturaufgaben der Zukunft eingestellt wird, statt in dem drauenden Nebel kurzfristiger Augenblickserfolge hängen zu bleiben.

Man mag über das Bedürfnis Deutschlands nach Kolonien denken, wie man wolle; man mag, wie viele Vaterlandsfreunde, selbst meinen, ein innerlich so unfertiges und den dringendsten Kulturforderungen so wenig gewachsenes Volk, wie das deutsche es nach Ausweis der Regierung ist, die es sich gefallen läßt, habe Eiligeres und Besseres zu tun, als seine Kultur schon zu exportieren — soviel dürfen wir aber sicherlich sagen: *wenn* kolonisiert werden soll, dann kann es nur im Sinne des großzügigen Aktionsprogramms erfolgen, das der Kolonialdirektor entworfen hat. Es sind Töne ethischer Kultur, die endlich einmal vom Regierungstische her erschollen. Wir wollen sie hier auffangen. Herr Dernburg sagte:

Die Frage der deutschen Kolonien, ihre Behandlung und ihre Zukunft ist meines Erachtens ganz unabhängig von der Stellung, welche man im deutschen politischen Leben als Parteipolitiker einnimmt, sie ist unabhängig von der Konfession, sie ist unabhängig von der sozialen Stufe, auf welcher sich der Betreffende befindet. Das Erfreuliche an den Kolonien ist gerade, daß sie ein verhältnismäßig freies Feld geben für die uneingeschränkte Betätigung eines zivilisierten Volkes wie des deutschen *nach der Richtung der Uebertragung der ethischen Ideale, der kulturellen Fortschritte, seiner vorgeschrittenen wirtschaftlichen Entwickelung* . . . . .

Kolonisation heißt die Nutzbarmachung des Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem der Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation, *und diese ist dafür zu der Gegengabe ihrer höheren Kultur ihrer sittlichen Begriffe, ihrer besseren Methoden verpflichtet* . . . . .

Meine Herren, hierin liegt das *kulturelle Problem, das ethische Problem*, welches wohl wert ist, daß man seine besten Kräfte einsetze. Wenn man mit gewalttätiger Hand eingreift in uralte Lebensgewohnheiten, Familienrechte, wenn man in aller Ehrlichkeit und mit allem Wohlwollen zu Felde zieht gegen den Aberglauben, wenn man Rechtsbegriffe aufpfropft wo das entsprechende Rechtsempfinden fehlt, wenn man deutsch verwaltet mit der Pünktlichkeit des hohen Rechnungshofes in Potsdam, wenn man die Neger, deren Leistungsfähigkeit in den Tropen teils durch die Ungewohnheit zur Arbeit, teils durch das furchtbare Klima eine beschränkte ist, zu stark anspannt, und wenn man — ich sage das mit aller Ueberlegung —, über manche üblen und grausamen Gewohnheiten nicht unter Umständen wegsehen kann, so kommt man natürlich in den Zustand des beständigen Konfliktes, und wo man auf selbstbewußte, gut bewaffnete und ihrer numerischen Ueberzahl nach sichere Eingeborene trifft, kommt man selbstverständlich in den Aufstand, den man mit großen Opfern zu beruhigen hat. Hier hilft nur langsame, verständige, überlegte Tätigkeit besonders befähigter und vorgebildeter Leute, deren Bewegungsfähigkeit nicht zu stark eingeschränkt werden darf. *Nicht zu viel Vorschriften, keine Bureaukratie*, sondern Männer mit gesundem

Menschenverstand, freier Anschauung, die nicht zu viele Ziele zugleich im Auge haben und den Druck der neuen Regierung nur da ausüben, wo es eben zur Erfüllung jener beschränkten Aufgaben absolut notwendig ist.

Meine Herren: wie hat man früher kolonisiert? Es kam der Händler, es kam die Adventurers Company, und sie verkauften dem Eingeborenen, was er am liebsten haben wollte, den Schnaps, das „Feuerwasser“, die Feuerwaffen. Man hat damit den Grund zur Zerstörung großer Massen gelegt. Es ist ja zweifellos, daß manche Eingeborenenstämme gerade so wie manche Tiere in der Zivilisation untergehen müssen, wenn sie nicht degenerieren und Staatspensionäre werden. In unseren deutschen Kolonien sind wir erfreulicherweise mit diesen Elementen nicht zu stark belastet. Aber die Geschichte der Kolonisation der Vereinigten Staaten, doch des größten Kolonisationsunternehmens, das die Welt jemals gesehen hat, hatte als ersten Akt die nahezu vollständige Vernichtung der Ureinwohner. Demgegenüber ist es eine Freude, zu konstatieren, daß mit dem kulturellen Fortschritt in der Welt auch die Kolonisationsmethoden eine große Wandlung haben durchmachen können. Hat man früher mit Zerstörungsmitteln kolonisiert, so kann man heute mit Erhaltungsmitteln kolonisieren, und dazu gehören ebenso der Missionar wie der Arzt, die Eisenbahn wie die Maschine, also die fortgeschrittene, theoretische und angewandte Wissenschaft auf allen Gebieten. . . . . .

Nachdem jetzt friedliche Verhältnisse einkehren, ist die Hauptaufgabe: wie werden wir dafür sorgen, daß sich der Stamm der Herero wieder erholt, wie werden wir ihm eine gemäße und der Kultur entsprechende Beschäftigung und eine Lebenssituation, in der er sich wie früher reichlich fortpflanzen kann, schaffen, wie werden wir den Hottentotten ihre Unstetigkeit abgewöhnen und sie von gefährlichen zu nützlichen Bürgern machen. Da kommen dann die Aufgaben des Soziologen und Juristen, des Missionärs und des Arztes zusammen, und da können schöne Erfolge erzielt werden.

Das deckt sich genau mit der Auffassung, die wir in der vorigen Nummer als den Kern ethischer Eroberungspolitik mit den Worten bezeichneten: „Deutsche Kultur fremden Völkern so wertvoll machen, daß sie selbst die Hand danach ausstrecken! —

Wir wollen bei alledem nicht vergessen, daß Programme zunächst nur Worte sind, und noch keine Taten; wir wissen, welch schwerer Leidensweg jedem energischen Willen bevorsteht, der ethische Ideale gegen selbstsüchtige Interessen durchsetzen will; wir wollen uns auch durch die helle Aussicht, die uns da eröffnet wurde, keineswegs den Blick für das bei den bevorstehenden Wahlen Notwendige blenden lassen. Nicht um die künftige Kultur der Kolonien geht der Kampf, sondern um die heutige Kultur des deutschen Reiches — aber trotzdem: Dank dem Hellseher für den Blick in eine bessere Zukunft!

R. P.

Steuermoral — Steuer und Moral.

Von Moritz Adler (Wien).

„Man sagt, Zahlen regieren die Welt; sie zeigen aber nur, wie die Welt regiert wird.“ Goethe.

In allen Parlamenten spielt das Wort „Steuermoral“ beim Anlaß der Budgetberatungen eine wichtige Rolle. Die Finanzminister werden sentimental und elegisch, so wie sie, von gegnerischen Abgeordneten bedrängt, diesen zögernd und verschämt mit dem schüchternen Appell an die „Steuermoral“ antworten auf ihre erbitterten Klagen über Steuerdruck, unmenschliche Steuereintreibung und alle erdenkliche Unmoral im Dienste der Steuer, wie Ausspähung, bevorzugtes Avancement der härtesten Steuererpresser, prinzipielle Erfolglosigkeit der Rekurse, und was dergleichen Liedlichkeiten mehr sind. Trotzdem aber sind Minister, oppositioneller Abgeordneter und Publikum über den Begriff „Steuermoral“ im Grunde vollkommen einig. Steuermoralisch ist, wer richtig „bekennt“ — der Ausdruck schon wirkt wie ein zart erinnernder Rippenstoß an die Nachbarschaft des auch „bekennenden“ Verbrechers — sodann, wer nicht „hinterzieht“, — wer dem Fiskus Herz und Nieren zu gründlicher Perlustrierung freundlich hervorkehrt, und wer innerlich der Ueberzeugung lebt, es gebe nichts Erwünschteres und nichts Moralischeres als sein möglichst großes, sei es um den Preis der schmerzlichsten Opfer und Entbehrungen, sich und den Seinen abgerungenes Scherflein ins Danaidenfaß des Staates zu werfen. So das Bild des idealen, steuermoralischen Steuerträgers!

Die Unterströmungen dieser Gedankenwelt sind:

a) Der Staat braucht Geld, und sobald er es braucht oder zu brauchen glaubt, und erklärt, daß er es braucht, muß es auch beschafft werden.

b) Je mehr Geld der Staat einzutreiben vermag, desto besser für den Staat, für den Peter und den Paul, und auch für mich, kurz für alle Welt.

c) Aber streng muß darauf gesehen werden, daß Niemand „hinterziehe“. Also „Steuermoral“.

d) Und, da ein Millionär oder noch höher hinauf die hundert und die tausend Mark leichter verschmerzt, als ich Aermster mit knapp jährlich fünfhundert Mark über dem Existenzminimum von neunhundert eine Mark, so soll er nur blechen, je mehr, desto besser für mich. Da kommt ja weniger auf mich von dem, was der Staat nun einmal zu brauchen erklärt. Also Progressivsteuer, Progressiverbsteuer, — je progressiver, desto besser! Progreß ist ja Fortschritt, der kann nur zum Guten führen.

Und so könnte ich das Register von Prachtstücken wirklicher oder geheuchelter Einfalt durch alle Buchstaben des Alphabets fortführen. Ich verzichte darauf.

Mit den Punkten b, c, d könnte man sich nun sehr wohl befreunden, wenn nur nicht der Punkt a, auf welchem sie sich als Folgesätze aufbauen, ein vollkommen unbrauchbares Fundament abgäbe. Denn in Punkt a ist die stillschweigende Voraussetzung inbegriffen, daß der Staat das dem Bürger abverlangte Geld zu **vernünftigen** Zwecken benötigt, und zu solchen es verwenden will und wird; und eben diese für Alles entscheidende Voraussetzung ist, so ziemlich für alle Staaten der Welt, und unmittelbar sowohl als mittelbar, für gut drei Viertel besonders der großstaatlichen Budgets, null und nichtig. Und weiter geht mit dem Vorurteil für die Vernünftigkeit einer Geldverwendung, sobald sie nur staatlichen Charakter hat, ein zweites ebenso schlimmes, latentes Vorurteil Hand in Hand. Daß nämlich eine Maßregel, ein Prinzip, eine Geldverwendung in unserem Falle, als selbstverständlich und fast keiner weiteren Rechtfertigung bedürfend betrachtet wird, sobald dem betreffenden Finanzminister der Hinweis auf andere oder gar alle anderen Staaten zu Gebote steht. Das ist das σόφισμα ἀργόν d. h. das faule, denkfaule Sophisma (ἀ—ἔργον) der Griechen, jenes Sophisma, welchem Leibniz in der Theodicee den mahomedanischen Fatalismus zur Last legt. Gottes Wille geschieht überall, denkt der Türke, sagt Leibniz, und er pilgert daher furchtlos nach pestverseuchten Gegenden. Die offenkundige Tatsache, daß, wer der Pest ausweicht, von ihr auch eher verschont bleibt, existiert nicht für ihn.

„Alle Staaten rüsten“ (d. h. vergeuden, letzteres denkt jeder Einsichtige) „also selbstverständlich, wir rüsten (vergeuden) auch,“ sagt der Kriegs-, dann der Finanzminister, der die Bedeckung für die neuen Haubitzen, Rückstoßkanonen, Panzerschiffe oder Torpedos durchzusetzen hat. Prüft man nun, was in allen Parlamenten der Welt und wie dem Minister von gegnerischen Abgeordneten geantwortet wird — von parlamentslosen, nackt despotisch regierten Staaten, wo die Bevölkerung sans façon als misera contribuens plebs und perinde ac cadaver behandelt wird, abgesehen — dann erschrickt und trauert jeder denkende Geist, jedes fühlende Herz über die unglaubliche bei solchem Anlasse zu Tage tretende Trivialität, Monotonie und Uniformität der Debatten. Hat man z. B. die einschlägige Diskussion im deutschen Reichsrat über Vermehrung der

Panzer gelesen, so kann man sich die Lektüre der Argumente für Flottenvermehrung in London und Paris ersparen. Fast derselbe Wortlaut und Sinn, nur heißt Schiff in London ship und in Paris vaisseau. Ueberall sagt der Minister: „Ich rüste, weil „Er“ rüstet und alle anderen auch. Schaut da nur hinein in diese vergleichenden Geheimtabellen.“ Und die Antwort echoet nach: „Gut, lieber oder böser Minister, wir rüsten ja auch, selbstverständlich. Aber könntest Du es nicht doch ein bischen billiger machen? oder wenigstens Dich beim Heere für Aufbesserung der Mannschaftskost um zwei Pfennig und ein besseres Militärstrafgesetz verwenden?“

In Wahrheit aber liegt die Sache so, daß wohl eine Steuererpressung aber keine Steuermoral denkbar ist, solange die Steuer selbst beziehungsweise ihre Verwendung unmoralisch und absurd ist. Daß diese Immoralität und Absurdität über die ganze Welt geht, wie seinerzeit Folter, Hexen- und Ketzerverbrennung, ist wahr, ändert aber nichts an der Sache. Denn jeder Staat hat, je allgemeiner der Mißbrauch, umsomehr die Verpflichtung, sich nicht aus-, sondern *auszuschließen*, und Alles *in der Richtung der Ermöglichung dieses Ausschlusses* vorzukehren; mit anderen Worten, einen wirklichen Staatengerichtshof zu fordern, und soviel an ihm ist, selbst ins Leben zu rufen. Zar Nikolaus II. war bisher der einzige Souverain, der dieser Pflicht wenigstens formal zu entsprechen gesucht, sich und sein großes Reich durch den Ruf nach dem Staatengericht *zu entsouverainisieren d. i. zu entbarbarisieren* gesucht hat. Alles Grauenhafte in der inneren Verwaltung des Kolosses kann für jenes außerordentliche Verdienst nicht blind machen. Offenbar hat Nikolaus in seinen guten Tagen ganz klar eingesehen und darnach gehandelt, daß, gerade weil das entrüstende, zwecklose Rüsten und Vergeuden die ganze Welt beherrscht, umsomehr endlich einmal der Anfang mit der Abrüstung und ihrer conditio sine qua non, dem Staatengerichtshof, gemacht werden müsse. —

Es gibt keinen augenscheinlicheren und fürchterlicheren circulus vitiosus. — Man erpreßt ungeheure Summen und verwandelt sie in Rüstungsplunder, d. h. man revolutioniert die Massen, denn jede dergestalt erpreßte Million repräsentiert für das Auge des Kenners die entsprechende Anzahl von Bankerotten, Streiks, verhungernden, verseuchten Arbeiterfamilien und von Selbstmorden. Nun hat man Wind gesäet — der Sturm bleibt nicht aus — es kommt zum Schießen — das Militär hat seine Notwendigkeit glänzend erprobt, denn die Ordnung hat gesiegt. *Hätte man aber nicht zwecklos erpreßt und gerüstet, das Militär hätte dann nicht zu siegen gebraucht, und das Volk wäre unverelendigt und ruhig geblieben.* — Kein Staat aber vermag in Wahrheit seine Bevölkerung im Innern zu entlasten, zu befriedigen und emporzuheben, so lange er nicht den Sport der jährlichen Rüstungsbudgets und der die Armee selbst vernichtenden Militärspionage im Friedensjahren gelassen und ihm durch den Staatengerichtshof seine Maske der Staatsraison genommen hat. — Das eben aber tut der Staat nirgends. — Man verneigt sich höflich und mit schlecht verhehlter Ironie vor Haag, und mit Behagen setzt man tatsächlich die alte Wirtschaft fort. Ja es ist förmlich, als ob man durch den Augenschein der Erfolglosigkeit jede ehrliche Friedensbestrebung ad absurdum zu führen und zu diskredieren suchte, indem man in allen öffentlichen Kundgebungen den Frieden mit Huldigungen überschüttet, für Empfange der interparlamentarischen Friedensversammlungen Summen votiert und dem Publikum so aufs Ueberzeugendste vordemonstriert, *daß der wahre Frieden*, d. i. jener Frieden, *der nicht alljährlich* so viel oder mehr an Schätzen und Volkswohl verschlänge, als ein großer fröhlicher Krieg pro anno, — *bei all den Komplimenten garnicht gemeint sei*; und daß man unter Frieden nur die Gnade der Machthaber zu verstehen habe, die Völker wieder ein weiteres Jahr nicht zu wechselseitiger Abschlachtung und behufs Erprobung der neuen Waffen und „Fortschritte“ ins Feld zu kommandieren.

Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß mein mehrfach schriftstellerisch von mir und später auch von Frau von Suttner vertretener Gedanke eines *„Friedens- und Fortschrittsministeriums“* im Schoße der Regierungen, ohne jede teilnehmende Beachtung seitens der leitenden Kreise bleiben mußte. Und doch wäre ein solches Ministerium, sei es nur mit einem Budget von einer Million Mark, Francs oder Kronen, der wahre Prince charmant, um Dornröschen Haag aus seinem todesähnlichen Schlafe zu erwecken. Denn im Schoße der Regierungen selbst muß für *den wahren, den „abrüstenden“ Frieden*, ein Wächter und ein Kämpfer gegen den allmächtigen Riesen *Sport* in den Ministerien des Krieges, der Marine und ihren getreuen Eckart von der Finanz, erstehen. Hundert mühsam für Haag erklügelte, bedeutungslose Schiedsgerichtsfälle, die Sehnsucht so vieler Friedensfreunde, wären für die Kreierung der obligatorischen Staatenjustiz verhältnismäßig bedeutungslos, gegenüber der tatkräftigen Wirksamkeit überzeugter und amtlich berufener, erleuchteter Männer *innerhalb* der entscheidenden Kreise, *welche dann Farbe zu bekennen genötigt wären*. Das Wort „Friede“ hätte mit einemmale aufgehört, ein leerer Schall, ein Wort ohne Begriff zu sein. Die Phrase hätte ausgespielt. —

Man setze den Fall, ein wie Andrew Carnegie mit der Plazierung seiner Millionen in humanitären Inoestitianen beschäftigter Milliardär hätte den Einfall, Oesterreich, Deutschland, Frankreich oder Italien ein Geschenk von hundert Millionen Dollars zur freien Verwendung zu machen. Hätte er etwa eine wohltätige Entlastung für die Bevölkerung des von ihm so reich bedachten Staates herbeigeführt? Ich glaube, kaum etwas Anderes beim heutigen Stande der Dinge hätte er bewirkt, als *gesteigerte Belastung* der betreffenden Bevölkerung, und *mittelbar* dasselbe auch für Bevölkerungen der übrigen nicht beschenkten Staaten. — Denn die hundert Millionen wären noch kaum im Tresor des beglückten Staates gelandet, und schon hätten die Unterhandlungen mit Krupp, Creuzot oder Skoda wegen noch töter schießender Kanonen und Gewehrläufe begonnen oder gar bereits zum Ziel geführt. Und sämtliche Staaten, auch das es nicht mehr „besserhabende“ Amerika, hätten den Vorsprung des beschenkten Staates eingeholt oder überboten, sodaß der großherzige Milliardär sich sagen dürfte, er habe nicht eine, sondern alle Bevölkerungen der Welt ruinieren geholfen. Hätte aber der beschenkte Staat die Millionen zu Spitals- und anderen Humanitätszwecken verwendet, ja wäre auch das nur Flunkerei und Patemkindorf für kurzsichtige Augen gewesen. Denn infolge des am *Notwendigsten* gemachten Ersparnisses, wären etwas später zu investierende Einnahmen, für den Luxus des Schädlichen, Grauenhaften und dabei auch in diesem Sinne Unnützen, frei und gleichfalls etwas später ihrer Bestimmung, verrüstet und allerorten durch wenigstens gleichkommende Vergeudung beantwortet zu werden, zugeführt worden. „Unnütz“ aber nannte ich die Rüstung, da sie in der Tat im Allgemeinen nur ins alte Eisen und nicht in den fröhlichen Schlachtenkrieg mündet. Dieser ist im Grunde ja auch selbst von den Granden des Kriegssports verurteilt, wird als obsolet behandelt und fristet seine ruhmlose Scheinexistenz nur als Popanz, als drohende Ableitung innerer Unzufriedenheit, und nur in höchst seltenen Fällen, als wirklicher Erprobungskrieg der herrlichen „Fortschritte“, höchstens etwa einmal per Generation zu dreißig Jahren. Ein etwas frischerer Zug ist dann wieder in die Sache gekommen; man hat im

Heere vorrücken können, es gibt frische Helden, große Männer und Reiterstandbilder, und man kann wieder lustig Bücher schreiben über den letzten großen Krieg, Feuilletons und Fachartikel in die Spalten der Weltblätter einrücken, und — *„fortschreiten“*.

Sieht es nun aber mit einem imaginären hundert Millionengeschenk für einen beliebigen Großstaat so aus — und man muß mir einräumen, daß ich nicht phantasiert, nicht übertrieben, sondern nur logisch zu Ende gedacht habe — so erhellt sofort, wie es sich mit den Steuern, insbesondere mit dem Progressivprinzip und mit der Verwendung verhält, welche den Riesensummen der Steuererträge zufällt. *Diese Verwendung ist unlogisch, absurd, und daher par excellence unmoralisch*; denn nur Steuern mit logischen, moralischen Zwecken können offenbar selbst als moralisch gelten und haben das *innere Recht, an die „Steuermoral“ der Steuerträger zu appellieren.* Beneidenswert zu nennen ist da der gedankenlose Durchschnittsmensch, der, wenn er gezahlt hat, was man ihm unter Berufung auf seine sittliche Wahrheitspflicht abforderte, sich seinerseits über die Moralität der Verwendung seiner ihm abgenommenen, oft mit saurem Schweiß erworbenen Sparpfennige keine Gedanken macht. Aber für den Denkenden und Wissenden liegt darin ein tiefer, herber Schmerz. Welches Unglück für ihn, haarscharf zu sehen, wie sich das opfervolle Resultat seines Fleißes, so wie es seine Tasche verlassen hat, zum größten Teile in vergifteten Plunder umsetzt, und daß er selbst, so wie er die Steuerquittung einsteckt, *rüsten, sportrüsten, vergeuden* geholfen hat. —

Der Dreibund soll angeblich seit Jahrzehnten den Frieden schützen, der Zweibund weiß von sich genau dasselbe zu rühmen. In Wahrheit nimmt völlig zwecklose Rüstung hüben und drüben mit jedem Budget zu, und was früher seltene, zweckgemäße Rüstung und seltene Schlachtenkriege zu besorgen hatten, das besorgt jetzt weit gründlicher und widerlicher ein jährlicher, sich in Permanenz erklärender *Rüstungskrieg* —: die Hemmung des Fortschritts, die Verelendung der Massen *und die Diskreditierung der echten Friedensidee.* Wenn die Friedensbünde der Staaten gegen alle gesunde Logik anstatt Entlastung nur gesteigerte Belastung für Sportrüstung unter der sinnlosen Etiquette „Friedensschutz“, den Bevölkerungen zu verschaffen verstehen, so könnte man nach eben dieser Logik vom Zerfallen der Bünde Entlastung und Förderung der echten Friedensidee des obligatorischen Staatengerichts erwarten.

Seit längerer Zeit bereits mehren sich in der volkswirtschaftlichen Literatur tadelnde Mahnungen gegen „die bisherige absolute Gleichgiltigkeit selbst der ehrlichsten Steuerfatenten gegenüber der Steuerunmoral ihrer Nebenmenschen“. Ich nenne hier nur beispielsweise „Die Ergebnisse und die Aussichten der Personaleinkommensteuer in Oesterreich“ von Dr. Friedrich Freiherr von Wieser, Professor an der deutschen Universität in Prag, jetzt in Wien. — Aber wie ist da abzuhelfen? Ist dieser Mangel an Talenten fürs Ausschnüffeln, fürs Spionen- und Nadarertum in der Bevölkerung nicht eher ein Anlaß für hohe Befriedigung? Die Delatoren waren in der römischen Kaiserzeit gehaßt wie die Pest. Die besten Männer, wie Sektionschef Dr. Franz Klein, aus Anlaß der Diskussion über das Institut der Gerichtsinspektoren unter Berufung auf seinen bekannten Charakter, erklären, daß sie *„das Denunziantentum niemals und nirgends gutheißen“*. Und im Interesse der Steueranschwellung, da sollen *„die ehrlichsten Steuerfatenten“* — Anzeiger ihrer steuerunmoralischen Nebenmenschen werden? — Und das empfiehlt die Wissenschaft? Was steht höher? Zwecklose Kanonen oder Volksmoral? Ich optiere für letztere. —

Als Schluß dieser Betrachtungen möge die folgende Stelle aus einem meiner Briefe an Frau Baronin von Suttner aus der Zeit der Diskussion der Steuerreform im österreichischen Parlamente dienen:

„Die neuen Progressivsteuern bergen in Wahrheit ein Unheil für den Fortschritt und die *Volks*interessen. Gewiß, sie werden ein ungeheueres Geld einbringen — und eben das ist das Unglück. *Man besteuert heute nicht so sehr, weil man rüstet, als man rüstet, weil man so viel abzupressen vermag.* Wenn auf einer Insel zehn Menschen leben, von denen einer $^{9}/_{10}$ und die neun $^{1}/_{10}$ besitzen, so werden die neun noch immer weit besser fahren, wenn sie neun Gulden steuern und der eine Crösus gar nichts, als wenn sie weiter neun Gulden und der eine auch neun, also alle zusammen 18 steuern — vorausgesetzt, daß, statt früher 8, jetzt 16 zu *Ketten*, d. h. zu Pulver, Blei und „Erfindungen“ für die neun verwendet werden. Dabei macht man — die Individualität mit Füßen tretend — Millionen Menschen zu wechselseitigen Spionen, legt der allgemeinen Moralität Fallen und Fußangeln, verpestet so die Menschheit, in der ein Lügner dem andern auf die Füße treten wird — und wird mehr und ärger rüsten denn je. Solange das Steuergeld so verwendet wird wie jetzt: zu Torpedo, Torpedonetz, Torpedonetzscheere und zur Niederpfefferung der zwecklos zur Verzweiflungsrevolte aufgestachelten Massen, mittelst immer wirksamerer Flinten *so lange macht der Vetter das beste Geschäft, wenn die Rothschilds keinen Kreuzer zu steuern brauchten. Die Staaten müssen sich ethisieren, wenn die Eingänge-Anschwellung der Budgets Gutes bedeuten soll.*“

Die Entwicklung der Überzeugungsform.

Von *Immanuel Lewy.*

Es ist eine rückständige, wenn auch viel verbreitete Meinung, daß man durch präzise Definitionen einen unklaren Begriff verdeutlicht. Jede Definition sucht die höhere Gattungsform, ein umfassenderes Abstraktum, auf, und bemüht sich, dem zu erläuternden Begriff eine ganz bestimmte Stelle in diesem umfassenden Begriffsgebiet anzuweisen. Je umfassender aber ein Abstraktum, desto weniger läßt sich sein Gebiet übersehen, desto geringer wird es an Deutlichkeit. Es ist scholastische Weisheit zu glauben, daß das Abstrakteste das Verständlichste ist; es ist das Erbe Platos, der die Ideen hypostasierte. Seit Leibniz haben wir gelernt, in der Monade, im konkreten Individuum, das Wesen der Dinge zu sehen. Also keine Definitionen; sie sind hohle Spitzfindigkeiten ohne schöpferischen Inhalt. Wollen wir einen Begriff verdeutlichen, so tun wir gut, die genetische Methode anzuwenden, d. h. den Begriff in seiner Entstehung zu entwickeln. Der Begriff wird deutlich, wenn er als reife Frucht des wachsenden Denkens vor uns entsteht, nicht wenn er als Schema in ein noch ungreifbareres Schema hineingezwängt wird. Wir wollen über die Kunst der Ueberzeugung uns klar werden, um ihre edelste Form uns anzueignen. Wir werden also versuchen, diesen Begriff in skizzenhafter Form als sozialen Sprößling vor unseren Augen emporwachsen zu lassen, um die Eigenart seines Wesens und die Richtungslinie seines Werdens anschaulich zu begreifen. Denn dem modernen Denken wird alles Wesen zum Werden, alle Substanz zur Evolution.

In der ältesten Menschengesellschaft gab es keine Ueberzeugungs- oder Ueberredungskunst, weil die Gruppe noch gemeinsam dachte oder besser gesagt: einhellig fühlte. Denn das ursprüngliche Denken war wohl nicht viel mehr als Gefühlsreaktion des inneren Menschen gegen seine Umwelt. Allmählich differenzierte sich die einhellig empfindende Menschengruppe oder sie stieß mit fremden, andersfühlenden Gruppen zusammen. Hatte jemand es gewagt, sich der andersfühlenden Gemeinschaft anzuschließen, so gab es für

die zurückbleibende Gruppe kein anderes Mittel, ihn von der Falschheit seiner Ansicht, seines Gefühls, zu überzeugen als durch Bedrohung seines Lebens. Hier hatte derjenige Recht, der die größte physische Kraft besaß. *Die* Form des Glaubens oder des Staates war die beste, die richtige, welche die stärksten Vertreter hatte. Der Heterodoxe wurde als antisozial getötet. Man kannte noch keine andere Logik, als die Logik des Schwertes und der Faust. Den Wert einer abweichenden Meinungsäußerung konnte man noch nicht einmal *ahnen*. Als die sozialen Gruppen in häufigeren Verkehr mit einander traten und auch ein Austausch ihrer Gedanken eintrat, da mag wohl schon mancher sich von dem Denken der übrigen losgesagt haben. Aber was konnte er tun? Ließ er seine Meinung laut werden, so fühlte sich die Gruppe in ihrem Bestande bedroht, und der Sonderling wurde als Gotteslästerer oder Hochverräter zuerst getötet, später verbrannt. Seine Gedanken wußte man noch nicht zu verwerten; man kannte nur den Wert seines äußeren Besitzes, den man sich natürlich auch anzueignen wußte. Allmählich verfeinerten sich die sozialen Formen und Urteile. Einen Andersdenkenden zu verstoßen schien nicht mehr zweckgemäß, konnte man doch seine Arbeitskraft wenigstens brauchen. Man knechtete ihn und schändete ihn; er wurde Sklave der sozialen Gruppe, der er angehörte. Allmählich dämmerte die Erkenntnis mehr und mehr. Man lernte auch den Wert anderer Ueberzeugungen und Urteile kennen und duldete sie. Diese Freiheit konnte aber nur soweit gelten, als sie den regierenden Klassen nicht lästig wurde. Man beschränkte die Meinungsäußerung, man verbot gewisse Ueberzeugungen und Ansichten. Autorität und Gewohnheit ist die Logik, mit der man Widerstrebende überzeugt. Wenn aber doch ein Denker sich hervorwagte, der anders dachte als die herrschende Klasse, so mußte er unschädlich gemacht werden. In den Ländern, wo Gewalt in jeder Form nicht mehr anständig war, suchte man, da man anders ihn nicht überzeugen konnte, ihn zu beschimpfen, ihn öffentlich lächerlich zu machen, auf die Widersinnigkeit und Verrücktheit seiner Ansichten hinzuweisen. Diese Art der Logik zählt heute noch eine große Zahl von Bekennern. Doch auch dieses Mittel hielt dem erwachenden Menschengeist nicht mehr stand. Es mehrten sich die Sonderlinge, die „Verrückten"; nun mußte zu einem neuen Mittel greifen. Man gab zu, daß das Gehirn dieser Leute richtig funktionierte, man leugnete aber die Beweiskraft ihrer Argumente. Das Stadium des *Schimpfens* wurde abgelöst durch das Stadium des *Beweisens*. An Stelle der plumpen Verhetzung trat die logische Kritik, die Diskussion. Aber auch hier hat der aufstrebende Menschengeist noch nicht seine höchste Kunst entfaltet. Schließlich strebt doch alle Kritik immer dahin, dem *anderen* seine Irrtümer aufzuzeigen. Man geht dabei stets von einer ungleichen Schätzung aus. Der Wert des Ich steht noch immer über dem des Du. Gewiß, man erkennt die Beitragsfähigkeit des anderen schon an, doch noch nicht in ihrer Ganzheit. Es ist eine noch höhere Ueberzeugungsform denkbar — wir wollen sie die *ethische* nennen, — welche alle denkenden Kräfte in der kraftsparendsten, d. i. schonendsten Weise verwerten will. Wenn der Mensch sich erst einmal davon losgelöst hat, in dem anderen Menschen einen Anderen zu sehen, sondern sich daran gewöhnt hat, in jedem lebenden und empfindenden Individuum einen Teil seines Selbst anzuschauen, wenn der erkenntnistheoretische Phänomenalismus auch in der Ethik einmal Wirklichkeit geworden, dann wird nicht mehr eine Person X eine andere Person Y kritisieren, sondern die *Sache* wird sich von der *Person* lösen; man wird es am zweckdienlichsten finden, wenn jeder sich seines Persönlichkeitsanteils begiebt, und nur die beiden Sachen als Sachen, als reine Objekte abwägt, ohne zu bedenken, ob seine Person oder eine fremde Person diese Objekte zuerst aufgegriffen. Dann wird keine Person mehr angegriffen, sondern in ihrer Unantastbarkeit geschont und dabei wird in echt demokratischem Geiste die Kraft aller voll und ganz gewertet. Dann wird keiner den anderen von der Richtigkeit *seiner* Meinung überzeugen wollen, sondern mit einem Teile seines Selbst gemeinsam arbeiten, um den großen Zusammenhang alles Werdenden tiefer und zweckgemäßer sich vorzustellen.

Streiflichter.

Bekämpfung des Leichtsinnes*). Leichtsinnige Menschen gab es und wird es geben, so lange die Welt dauert. Zwar, der biblische Esau, der von Vielen als Prototyp des Leichtsinns und der Genußsucht hingestellt wird, war wohl mehr hungrig als leichtsinnig, vielleicht auch nur ein Vorläufer des die irdischen Güter verachtenden Diogenes. — Sicher wurde aber ein großer Teil der Menschheit schon lange, bevor die ergreifende Erzählung von dem „verlorenen Sohne" in der Bibel auftritt, vom Leichtsinn und seinen Folgen heimgesucht, denn wir finden dieselbe Legende, ehe denn an Christus und Lucas gedacht werden konnte, schon in frühester Zeit bei den alten Babyloniern und Indiern. — Ja, der Leichtsinn ist so alt, wie die Menschheit selbst. Er ist wie eine epidemische Krankheit, die sich nie ganz ausrotten, doch aber eindämmen und bekämpfen läßt. . . . .

Wenn man den Lehrplan eines deutschen Gymnasiums und selbst den einer Volksschule betrachtet, so wird man staunen über die Vielseitigkeit und scheinbare Gediegenheit der Unterrichtsgegenstände . . . Und doch krankt unsere ganze Volkserziehung an einer gewissen Einseitigkeit. Viel zu viel Theorie! Zu wenig praktische Lebensweisheit wird gelehrt! — — Es gibt wohl Lehrer, die es als wirkliche Volkserzieher ausgezeichnet verstehen, den Sinn für alles wahrhaft Edle und Nützliche in den jugendlichen Gemütern zu erwecken, aber das sind Ausnahmen, die immer seltener werden. — Mit der vom Kultusministerium vorgeschriebenen Religiosität und Vaterlandsliebe, die den Kindern namentlich in den Volksschulen bis zum Ueberdruß eingepaukt wird, kann heutzutage der Lebenskampf nicht mehr *allein* ausgefochten werden. — — Dem erfahrenen Lehrer bieten sich beim Geschichtsunterricht, in der Literaturstunde und bei mancher anderen Gelegenheit zwar schon jetzt Veranlassungen genug, um an der Hand von Beispielen praktische Lebensregeln zu lehren, — aber verpflichtet ist er dazu nicht. Wenigstens wird der Zweck, den ich im Auge habe, bei der jetzt üblichen Lehrmethode nicht erreicht! . . . .

Viel verdienstvoller und segensreicher für die große Masse des Volkes wäre also ein obligatorischer Unterricht in *praktischer Lebensweisheit* an allen Knabenschulen, von der Volksschule bis zum Gymnasium. Besonders für die männliche Großstadt-Jugend, die so mannigfachen starken Versuchungen preisgegeben ist und deren Eltern beruflich meist so sehr beansprucht sind, daß ihnen zur Kindererziehung wenig Zeit übrig bleibt, erscheint eine derartige Fürsorge angesichts der steigenden Zahl jugendlicher Verirrungen und verfehlter Existenzen ganz unerläßlich. — — Die übervollen Gefängnisse, Arbeitshäuser und Besserungsanstalten, sind sie nicht eine einzige Anklage gegen unser ganzes, oft gerühmtes Erziehungssystem? . . . Hunderttausende von Unglücklichen, die fast ausnahmslos jenen Schulunterricht genossen haben, schmachten in diesen Anstalten, um später — größtenteils — weil sie eben *nicht leben gelernt* haben, als „Rückfällige" desto schwerer bestraft zu werden und schließlich zu verkommen, weil wirkliche Hülfe fehlt . . . . Fragt die Geistlichen und Lehrer, besonders aber auch die Arbeitsunternehmer und Werk-

*) Ging uns von einem „Sträfling" nach verbüßter Gefängnisstrafe zu. Wir haben nur gekürzt, aber sonst nichts geändert. D. Red.

meister an solchen Stätten des Unglücks und sie werden bestätigen, daß es zum allerkleinsten Teile das „verbrecherische, licht- und arbeitsscheue Gesindel“ ist, das jene Mauern beherbergen. Meist sind es irregeleitete, leichtsinnige, mit einem Wort in moralischer Beziehung schlecht unterrichtete Menschen, denen der feste Charakter, die Willenskraft fehlt, die sich aber gern bessern, gern zu einem ehrlichen Leben aufraffen möchten, wenn sie es nur **könnten!** . . . Die guten Vorsätze sind vorhanden, auch sind die meisten dieser Leute willige, fleißige Arbeiter, aber — ihr Charakter ist in der Jugend unausgebildet, unentwickelt geblieben und daher nicht fähig, eine entscheidende sittliche Tat zu vollbringen, d. h. Selbstzucht zu üben; die Energie des Willens, deren sich der glückliche Besitzer kaum bewußt wird, mangelt jenen oft ganz. — Vielen ist nicht einmal die Erkenntnis des begangenen Unrechts zum Bewußtsein gekommen, weil sie nie gelernt haben, sittlich zu empfinden, und doch will das erbarmungslose Gesetz keinen Unterschied machen; sie werden für ihre Taten verantwortlich gemacht und bestraft! —

Ich bin weit entfernt davon, unsere im allgemeinen auf jüdisch-christliche Grundsätze gegründete Moralitätslehre für schlecht an sich zu halten, aber die antikirchlichen Zustände und Strömungen haben sich so weit entwickelt, daß sie auch der großen Masse des Volkes längst nicht mehr verborgen sind und gerade, weil sie von der Geistlichkeit nicht mit offenem Visier bekämpft und widerlegt werden können, ist die kirchliche Autorität heute viel mehr erschüttert, als es zu Luthers Zeiten dem Papsttum geschah . . . . Die höhere Erkenntnis, die dazu gehört, um einzusehen, daß trotz Darwin und Haeckel, Feuerbach und Büchner, Harnack und Delitzsch die ethischen **Grundsätze** des Christentums edel und gut geblieben sind, kann man bei der großen Menge des Volkes weder voraussetzen, noch ohne eine neue Reformation erreichen. — Dort, wo der Bibelglauben einmal geschwunden oder auch nur erschüttert ist, kann eine „Bekehrung“ weder durch Predigten, noch durch Erbauungsschriften wieder bewirkt werden. Dazu ist die „fatale Aufklärung“ eben zu weit vorgeschritten und andererseits die natürliche Oppositionslust im Volke zu stark . . . . Die Kirche soll immerhin unangetastet bleiben; sie wird stets ihre Gläubigen finden, aber sie genügt **heute** nicht mehr als moralisches Bildungsinstitut und die Gesamtheit hat ein wohlberechtigtes Interesse daran, vor den Folgen des überhand nehmenden Leichtsinns und Verbrechens mit **wirksamen** Mitteln geschützt zu werden.

Als ein solches Mittel betrachte ich die auch von anderer Seite schon einmal angeregte Einführung eines obligatorischen Schulunterrichts in praktischer Lebensweisheit. Kenntnis der wichtigsten Landesgesetze und besonders des Bürgerlichen und des Strafgesetzbuches, der Staatsverfassung und der politischen Parteien, hauptsächlich aber eine ausführliche Belehrung über die praktischen Vorteile einer vernünftigen, sparsamen Lebensführung, das wären die Grundzüge. Damit die Theorie auf das Notwendigste beschränkt bleibt, können vielleicht die elterlichen Erwerbsverhältnisse des einzelnen Schülers als Basis für den ökonomischen Unterricht benutzt werden. — So mancher junge Mann könnte vor dem verderblichen Leichtsinn bewahrt bleiben, wenn ihm in der Schule oder Fortbildungsschule anstatt, oder sagen wir neben der Vertröstung auf das Jenseits von wackeren, sittlich reinen Männern gezeigt würde, wie man — ohne leichtsinnig zu sein und ohne die Staatsgesetze zu übertreten — durch redliche Arbeit und vernünftige Einteilung des Verdienstes die Freuden der Welt mit Maß und Ziel als geachteter Mensch genießen kann. — Wenn die Welt, wie es von den Dienern der Religion behauptet wird, heute vorwiegend materiellen Interessen huldigt, nun, so darf man nicht erwarten, daß eben diese Welt gerade bei der wichtigsten Lebensfrage sich **ausschließlich** von idealen Gesichtspunkten leiten läßt . . . Es ist doch ein Unterschied, ob ich zu einem skeptisch und materiell veranlagten Menschen sage: „Glaube, dann wirst du im **Himmel** selig werden“ oder „Handle recht und befolge die Staatsgesetze, wirtschafte vernünftig und sei strebsam, dann kannst du ohne Furcht auch das **Leben** genießen!“ —

Wohl jeder Mensch hat bei dem Eintritt in das wirkliche Leben die Erfahrung gemacht, daß Alles so ganz anders aussieht, als in seinen Jugendträumen und daß seine Schulweisheit doch eigentlich ein recht nichtiges Ding ist. — Ganz erklärlich! Weder die christliche Sittenlehre, noch die jüdischen zehn Gebote des Moses, noch die dichterischen Ideale alter und neuer Klassiker, wie sie uns ausschließlich in der Schule eingeprägt wurden, stimmen noch mit unseren heutigen Lebensformen und Staatsgesetzen überein! **Muß denn jeder Mensch die Folgen dieses Zwiespalts erst wieder an seinem Leibe verspüren?** Sollen wir fortgesetzt in einer erträumten, längst abgestorbenen oder überhaupt nie gewesenen Welt leben und das, was das **wirkliche Leben** ist, der alten Weisheit zu Liebe stets nur unvollkommen kennen lernen und Schaden dadurch erleiden? — Es ist z. B. oft geradezu rührend, welche verblüffende Unkenntnis bei sonst ganz intelligenten Leuten mit Bezug auf die einfachsten Rechtsfragen zu finden ist. Welche Unsumme von Zeit, Arbeit und Geld durch diese Unkenntnis verloren geht, wissen alle Behörden und namentlich die Gerichte, die darunter auch viel zu leiden haben, ganz genau, aber — —. Auf diese Weise allein gehen dem nationalen Wohlstande Millionen und Milliarden verloren, die durch einen vernunftgemäßeren Unterricht erspart blieben. —

Wenn man sieht, wie kaum erwachsene junge Leute das oft schwer verdiente Geld mit vollen Händen für die zweifelhaftesten Genüsse hinauswerfen, wie sie sich mit allen Künsten der Hölle oft den letzten Groschen herauspressen lassen, wie ihnen jede Widerstandskraft und Selbstbeherrschung fehlt, und wie sie sich schließlich an fremdem Eigentum vergreifen, um dann im Gefängnis für die Folgen ihres sträflichen Leichtsinns lange und schwer zu büßen, dann **muß** man doch zugeben, daß unsere Moral, wie sie jetzt in den Schulen gelehrt wird, in außerordentlich vielen Fällen zur Bildung fester Charaktere nicht ausreicht und daß eine Reform wirklich notwendig ist! — Das Mindeste, was angestrebt werden muß, ist die Einführung eines vernunftgemäßen Unterrichts in der praktischen Lebenskunst an den Schulen der Besserungsanstalten, Gefängnisse und Zuchthäuser. Da ist empfänglicher Boden und sicher könnte so mancher verlorene Sohn vom Leichtsinn zur Tugend gebracht werden, der sich jetzt den summarischen Besserungsversuchen eines fanatischen, mit ewiger Verdammnis und Höllenpein drohenden Geistlichen trotzig verschließt und dann nach der Entlassung haltlos und verbittert wieder den Weg der Schande geht. — Die Schulen an jenen Anstalten sind in ihrer jetzigen Organisation gänzlich bedeutungslos und kaum hinreichend, um etwaigen Analphabeten notdürftige Kenntnisse im Lesen und Schreiben beizubringen. — Wie ist Besserung möglich, wenn mit untauglichen Mitteln und ohne Hoffnungsfreudigkeit daran gearbeitet wird? — —

* * *

Frankreichs Ethiker an der Arbeit. Die „Union pour la Vérité“ hat ihren Sitz in Paris. Sie ist dort direkt aus der ethischen Bewegung, aus der „Union pour l'Action morale“ hervorgegangen, durch die Initiative ihres unermüdlichen trefflichen Leiters, des ideal gerichteten Professors Paul Desjardins. Diese Union ist eine ganz freie Vereinigung, in der sich seit etwa zwei Jahren allmonatlich eine Anzahl von meist wissenschaftlichen Kreisen angehörigen Personen zusammenfinden, um wichtige Zeitfragen zu erörtern. So hat sie sich z. B. zunächst vom Dezember 1904 bis zum August 1905 mit der „**Trennung der Kirche und des Staates**“ befaßt. An den

Diskussionen darüber haben teilgenommen: 8 Historiker (darunter Anatole Leroy-Beaulieu, Salomon und Theodor Reinach, Paul Sabatier), 9 Juristen und Advokaten (dabei der Nationalökonom Charles Gide), 6 Professoren der Philosophie und Literatur (darunter Paul Desjardins selbst, Brunschwig u. A.), Politiker der verschiedensten Richtungen (wie Buisson, der Direktor im Handelsministerium Arthur Fontaine, Theodor Reinach, Jaurès, Millerand und der Belgier Vandervelde), eine Dame, Mme. Moll-Weiß, (Direktrice der „Ecole des Mères“), 8 katholische Abbé's und 6 protestantische Pastoren der verschiedenen Kirchen.

Der Bericht über die, in einem durchaus ernsten und objektiven Geiste geführten Debatten ist in einem Bande von 566 Seiten niedergelegt, der unter dem Titel „Libres Entretiens, Première Série“ im Selbstverlage (6 Impasse Ronsin, 152 Rue Vaugirard) in nur 150 Exemplaren erschienen ist. Von der Art der Behandlung werden die nachfolgenden Themata der einzelnen Sitzungen einen Begriff geben: 1. Sitzung: Vorbereitung. Aufstellung der Gesichtspunkte. „Welche wesentlichen Attribute sind einer Kirche zuzuerkennen?“ 2. Sitzung: „Freiheit des Kultus und der Propaganda.“ 3. Sitzung: „Eröffnung und Schließung der Kultstätten.“ 4. Sitzung: „Definition des Kultus.“ 5. Sitzung: „Kirche oder Genossenschaft?“ 6. Sitzung: „Die Kultus-Genossenschaft.“ 7. 9. Sitzung: „Nach der Trennung: a) der Priester, b) die Kirche, c) die Familie.“

Es ist wohl kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die staatsmännische und besonnene Aktion der französischen Regierung in der schwierigen Trennungsfrage, und damit vielleicht die geistige Entwicklung der ganzen Nation für die nächste Zeit, nicht unwesentlich von diesen Besprechungen beeinflußt worden ist.

Das nächste Diskussions-Thema war der „Internationalismus“, der in 6 Sitzungen nach seinen geschichtlichen, politischen, philosophischen, ökonomischen und juristischen Seiten untersucht wurde (die Protokolle sind in einem zweiten Band von 384 Seiten niedergelegt); gegenwärtig befaßt man sich mit der „Reform der gerichtlichen Einrichtungen.“

Das Beispiel ist sicherlich der Nachahmung wert, zumal der Gedanke angesichts der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaften sozusagen in der Luft zu liegen scheint.

Leicht dürfte von solchen still wirkenden Vereinigungen mehr Segen für die wahre Wahrheit, den friedlichen und ruhigen Kulturfortschritt hervorgehen, als aus manchen, laut auf dem offenen Markte tönenden und darum auch rasch wieder verhallenden Bewegungen.

Die schönste und segensreichste „Union“ wäre es freilich, wenn sich eines fernen Tages Angehörige der verschiedenen Völker und Zivilisationskreise ebenso still und vorurteilslos zusammenfinden würden, um über alle Trennungen hinaus gemeinsam den „Wahrheiten“ näher zu kommen, die das Wohl der menschlichen Gesellschaft bedingen, auf daß das schöne Wort Lessing's sich erwahre: „Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die . . . . ., nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.“

Gustav Maier (in „Ethische Umschau“) Zürich II.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. „Ethische Energie und keinerlei Gewalttat.“ So hieß das Thema des Vortrages, den Professor Wilhelm Foerster am Sonnabend den 29. Dezember 1906 im Bürgersaal des Berliner Rathauses in unserer öffentlichen Jahresschluß-Versammlung hielt. — Der Vortrag begann mit einer Schilderung der Verwandtschaft zwischen den machtvollsten Formen der Energie der menschlichen Seelenwelt und den noch geheimnisreichen, aber durch gewisse mathematische Denkformen doch bereits erfaßbar gewordenen Energie- oder Bewegungs-Formen im tiefsten Innern der gesamten Körperwelt. Der physikalisch-chemischen Forschung sei es gelungen, aus diesen letzteren Energie-Formen in immer größerer Fülle von Kombinationen, besonders in den Explosions-Erscheinungen, Riesenkräfte zu entfesseln, welche dann auch zu immer gefügigeren Helfern der menschlichen Arbeit geworden seien, aber leider zugleich zu furchtbaren Vollstreckern der gewalttätigsten Ausgleichungen von leidenschaftlicher Spannung menschlicher Energie, im Einzelleben und im Gemeinschaftsleben. Solche Vollstreckungen haben dann, solange sie ein gewisses Maß von sozialer Würde und Unterordnung unter die höchsten sittlichen Forderungen des Seelenlebens einzuhalten wußten, sogar die höchsten Stellungen im Gemeinschaftsleben behauptet, wie es auch auf den Kanonen-Rohren in der Inschrift „Ultima ratio regum“ zu lesen war. Anders und viel zerrüttender hat sich aber die Heranziehung jener elementaren Naturkräfte zur Vollstreckung leidenschaftlicher Gewalt Tat gestaltet, seitdem ihre dämonischen Knechtsdienste auch für jeden Einzelnen und für beliebige Gemeinschaften zu zerstörenden Gewalt-Taten verfügbar sind, die bestenfalls von der leidenschaftlichen Energie großer Gedanken-Mächte, allzuhäufig aber auch von niederen Leidenschaften oder gar von verderbten Gedanken eingegeben werden. Es ist an der Zeit, wie der Vortrag in einer kurzen, kulturgeschichtlichen Darlegung dieser Entwickelung erkennen ließ, endlich mit höchstem Ernst an die Rettung des Erdenlebens aus den Gefahren dieses immer mehr emporgewachsenen, neuerdings auch von biologischen Sophismen unterstützten, Kultus der Gewalt-Tat heranzutreten, der von dem ihm dienenden grandiosen Raffinement der Beherrschung der Naturkräfte mehr verwirrt als geadelt wird.

Dieser Not stellt der Vortragende die Herrlichkeit der Harmonien des Seelenlebens gegenüber, wie sie von den Urzeiten her, wesentlich getragen von den Gestaltungen des Schönen, aber jetzt auch in intimster Verbindung mit wissenschaftlicher Arbeit immer höher, wie eine Sonne, über dem Horizonte des Menschheitslebens emporgestiegen seien. Die sich endlich auch wissenschaftlich entwickelnde Erkenntnis der harmonischen Gesetze der wunderbaren Dauer-Erscheinungen der Seelen-Energie enthüllt nicht bloß immer lichtvoller ihre tiefe Verwandtschaft mit den gewaltigsten Energiequellen der umgebenden Natur, sondern auch das Geheimnis ihrer Hoheit und Macht über dieselben, das in der tieferen und gesicherteren Bindung durch die Dauerwirkungen einer umfassenderen Gesetzlichkeit beruht. — Diese umfassenden Bindungen und Verbindungen der höheren Energieformen der Seelenwelten zu einer Gemeinsamkeit der reinsten Wohlgefühle und der edelsten Wehgefühle faßt der Vortragende unter dem Namen „Ethische Energie“ zusammen. Diese hohe Energie des Ethos, die in Weisheit, Geduld und Eintracht das Erdenleben lenken wird, das von der Energie der Gewalt-Tat nur in das immer tiefere Elend der Knechtung durch die niederen Mächte gestürzt werden würde, gilt es jetzt mit allen Mitteln ernsten Denkens und schönen Gestaltens in Erziehung und Leben zu verkünden und emporzubilden!

Der Vortrag schloß mit den Worten: Einst konnte es heißen, wie Schiller in den „Künstlern“ vom Menschen singt und sagt:

„In selbstgefällig jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie.“

Nun würde es heißen:

Aus der Himmelswelt holte die Menschheit die Vision von der erhabenen Gesetzmäßigkeit des großen Kosmos, und auf der kleinen Erde baute sie dann selber, innerhalb des ihr gewährten herrlichen Welt-Tages, gemeinsam mit den Naturkräften ein Reich von machtvoller Energie und seliger Harmonie.

Bücherschau.

Kettenträger, Roman von L. Frey. Berlin W. 30. Concordia, deutsche Verlagsanstalt.

Ein sehr interessantes Buch. Nicht so sehr, weil es aus einem absoluten vollen Können heraus entstanden zu sein scheint, als eben weil es das Ringen und Sich-Klaren-Wollen des Autors zeichnet. Ich glaube nicht, daß der Autor oder die Autorin des Buches noch sehr jung ist. Die Probleme, die sie beschäftigen, erfüllen die Jugend nicht so sehr. Auch die Art, wie die Autorin die sozialen Mißstände zu schildern sucht, scheint mir das zu beweisen. Ein junger Mensch wäre mehr ins Volk untergetaucht, hätte sich stärker ihm hingegeben. Hier sind die Kämpfe und Schmerzen des Proletariats doch sehr von außen gesehen. Dafür sind die Szenen im Berliner Bohème-Kreise sehr gut beobachtet und geschildert. Wir kennen diese Gestalten und beinahe sind wir versucht, Namen zu nennen. Im ganzen schien mir eine gewisse Einheitlichkeit der Darstellung zu fehlen. Und ich wurde entfernt an den „Weg des Thomas Truck“ von Hollander erinnert. Aber das Buch ist trotz all dieser Einwände ein sehr interessantes Buch.

E. Federn.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Donnerstag, den 17. Januar, abends 8¼ Uhr im großen Saale des Schillertheater-Restaurants, Charlottenburg, Bismarckstraße (am Knie): Vortrag: „Ethik und Politik." Dr. Rud. Penzig. „Religion und Politik." Prof. Dr. Bruno Meyer. Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Im **Februar** wird Herr Dr. A. Römer (Tag und Ort noch zu bestimmen) seinen wegen seiner Erkrankung vertagten Vortrag halten: „John Brinkman, der Humorist und Meister des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen.) — Ferner wird Freitag, den 8. Februar im Saal 109 des städt. Rathauses, 8¼ abends eine Versammlung stattfinden, zu der Redner und Thema noch zu bestimmen sind. — Endlich soll unter Mitwirkung von Herrn Regisseur Duncke (früher Frankfurt a. M.) im Laufe des Februar ein Volksunterhaltungsabend veranstaltet werden. (Näheres später).

Sonnabend, den 9. März, abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses Versammlung. Redner und Thema später.

Dienstag, den 26. März, 8¼ abends im Bürgersaal des städt. Rathauses: Geheimrat Dr. Duncker: „Ueber das amerikanische Schulwesen." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Ferner bitten wir unsere Mitglieder, sich für die folgenden Tage frei zu halten:

Mittwoch, den 10. April, (Saal 109 des städt. Rathauses.)
Montag, den 22. April, (Bürgersaal „ „ „ .)
Mittwoch, den 8. Mai. (Saal 109 „ „ „ .)

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.
Die Redaktion.

Worte, Werte, Werke. Lebensfragen der Gegenwart von Dr. Paul Krische. Jena. 1906. Herm. Costenoble. Geh. 3 M., gebd. 4 Mk.

Die Beschränkung der Rüstungen. Bericht von Baron d'Estournelles de Constant. Autorisierte Uebersetzung von Alfred H. Fried. Berlin. Verlag der Friedens-Warte.

Der Pilger Kamanita. Ein Legendenroman von Karl Gjellerup. Frankfurt a. Main. 1907. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Geh. 5 Mk., gebd. 6,50 Mk.

Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftliche Gedichte von Alfred Rehtz. 2. Auflage. Leipzig. Gustav Vogt's Verlag

Sofiensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. Von S. Jansen. Neudamm. Verlag von J. Neumann. Geh. 4 Mk., gebd. 5 Mk.

Rene Richter. Die Entwicklung eines modernen Juden. Berliner Roman in 3 Büchern. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Berlin. 1906. Richard Schröder, Verlagsbuchhandlung. Geh. 4 Mk., gebd. 5 Mk.

Ohne Liebe leben . . . Drei Novellen von Rudolf Kleinecke. Nr. 532 von Kürschner's Bücherschatz. Berlin-Leipzig. Herm. Hilger Verlag. 20 Pfg.

Strafrecht und Sittlichkeit. Zur Reform des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs. Von Dr. Hanns Dorn. Schriften des Verbandes Fortschrittlicher Frauenvereine, Heft 1. München. 1907. Ernst Reinhardt. Geh. 1 Mk.

Religion und Schule. Von Prof. Litt. D. Dr. W. Rein, Jena. Heft 8 der Beiträge zur Weiterentwickelung der christlichen Religion. München. J. F. Lehmann's Verlag.

Ueber Moral und Religion vom Standpunkt der Geschichte und Kunst. Ein Beitrag zur Philosophie der Persönlichkeit von Friedrich Baden. Hamburg. 1907. Otto Meißner's Verlag. Geh. 2 Mk.

Moderner Religions- und Konfirmanden-Unterricht aus der Praxis für die Praxis mitgeteilt von Maximilian Gebhardt, Pastor an der Lutherkirche in Berlin. Berlin. 1906. Herm. Walther Verlagsbuchhandlung. G. m. b. H. Geh. 2 Mk.

Deutscher Frühling. Neudeutsche Monatsschrift für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten und Schulmänner. Herausgegeben von Alfred Baß. Leipzig. 1907. Teutonia Verlag. Jahrgang (12 Hefte) 6 Mk.

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber.
Band I: Das Proletariat. Von Werner Sombart.
„ II: Die Religion. Von Georg Simmel.
„ III: Die Politik. Von Alexander Ular.
„ IV: Der Streik. Von Eduard Bernstein.
Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Kartoniert je 1,50 Mk., gebd. je 2 Mk.

Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Betrachtungen von Friedrich von der Leyen. Jena. 1906. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 2 Mk., gebd. 3 Mk.

Die Hochschule der Gegenwart. Von Hofrat Dr. Otto Willmann. 4. Jahrg. 1. Heft von „Neue Zeit- und Streitfragen." Dresden. 1906. Von Zahn & Jaensch. Jährl. 9 Hefte für 6 Mk., Einzelheft 1 Mk., Doppelheft 1,50 Mk.

Von den Ufern des Lebens. Von Karl von Spieß. Akademischer Verlag in Wien und Leipzig. 1,80 Mk.

Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Stuttgart. 1906. Verlag von Rob. Lutz. 1,00 Mk.

Ein Katechetenspiegel. Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk. Prag. Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen. Frankfurt a. M. 1907. Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Eilige Zuschriften sind an die Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, zu richten. Dr. Penzig.
— Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10–12 Uhr, Unter den Linden 16 III, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf b. Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland,“ Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Februar 1907.	Nr. 3.

Alle, welche die „Ethische Kultur“ durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Unnatürliche Bündnisse.

Der grobschlächtige Mechanismus der reinen Mehrheitswahl, der die zufälligen Minderheiten der einzelnen nach Regierungswillkür zugeschnittenen Wahlkreise einfach mundtot macht, hat uns leider längst an die Erscheinung gewöhnt, ein gutes Drittel sämtlicher Reichstagsmandate erst durch Stichwahlen besetzt zu sehen, die, vom Ethiker wie vom denkenden Politiker gleichmäßig verabscheut, ihre Verlegenheitsexistenz nur der unberechtigten Scheu vor den Schwierigkeiten und — Ergebnissen der Proportionalwahl verdanken. Wir haben an dieser Stelle niemals ein Hehl daraus gemacht, daß wir in der Stichwahl-Taktik eine der Hauptquellen politischer Corruption sehen, die den Augenblickserfolgen der Mandatjägerei die ernste Ueberzeugung der Wähler zu opfern überredet. Auch diesmal, wie stets, sind die unnatürlichen Bündnisse unter der Devise vom „kleineren Uebel“ mit Sicherheit zu erwarten, ja, bereits im Werke.

Es gibt eine Art von „Kuhhandel“, wie das unschöne Wort für eine häßliche Sache lautet, die mit Rücksicht auf die Unmöglichkeit, bestehende Verhältnisse rasch zu ändern, einigermaßen entschuldbar ist. Nicht jede Gruppe politisch Gleichdenkender kann hoffen, aus eigner Kraft zu siegen. Zählkandidaturen haben vorwiegend einen rein statistischen Wert; wer aber seiner Stimme das Schwergewicht der siegreichen Mehrheit geben möchte, der mag immerhin, falls er das Ganze einer seiner Ueberzeugung vollentsprechenden Wahl nicht haben kann, mit dem Teilerfolg sich begnügen, daß er der politisch nächststehenden Partei zum Siege verhilft. In dieser Richtung liegt die Taktik des „liberalen Blocks“, liegt die gegenseitige Unterstützung von Konservativen und Landbündlern, Mittelstandsvereinigung und Antisemiten, radikaler Demokratie und Sozialismus ꝛc.

Aber eins ist unter allen Umständen zu beachten: Die große Richtlinie der eigenen Ueberzeugung muß festgehalten werden, mag euch der Neigungswinkel der Sonderwünsche einmal außer Acht bleiben. Vereint schlagen können schließlich doch nur Heereshaufen, die, wenn auch auf getrennten Wegen, nach demselben Ziel marschieren. Und es ist offenbar das Kennzeichen einer tiefgreifenden Verderbtheit unseres öffentlichen Lebens, wenn immer offensichtlicher die Taktik über die Moral, die Opportunität über das Ideal den Sieg davonträgt.

Hier ist die Grenze, wo sich erlaubte und geduldete Zweckverbände von unnatürlichen Bündnissen scheiden, mögen diese nun, wie der konservativ-liberale Wechselbalg, vom Reichskanzler, oder, wie die ultramontan-sozialdemokratische Verbrüderung, von den Parteigewaltigen in Bayern empfohlen werden.

Die Schlagworte: Zusammenschluß aller „nationalen“ Parteien gegen die „Vaterlandslosen“, der „Oppositionsparteien“ gegen die „Regierungseunuchen“, der „Ordnungsstützen gegen die Umstürzler“ und wie sie sonst lauten mögen, verraten schon durch ihre Maßlosigkeit ihre innere Schwäche. Falsche und haltlose Verallgemeinerungen sind nicht geeignet zu einigendem Bande. Bündnisse, die, von Zorn und Rache diktiert, unter Verleugnung aller Grundsätze in der reinen Negative: fort mit dem Gegner! gipfeln, sind vom ethischen Standpunkt aus zu verwerfen, selbst wenn sie dem Augenblickspolitiker Erfolg versprechen. Und gar eine Schacherpolitik, die die Wählermassen als Stimmvieh behandelt und ihnen hier zumutet, dieselben Parteien zu unterstützen, die sie dort aufs schärfste bekämpfen, sollte von der sittlichen Würde aller Parteiangehörigen dem verdienten Mißerfolge zugetrieben werden.

Selbst der sichere Sieg des politischen Gegners ist hier das kleinere Uebel, verglichen mit der Zumutung, die eigene Grundüberzeugung taktischen Erwägungen zu opfern. Vor allem aber sollte die sittliche Not, die durch die Nötigung zur Stichwahl allen Bürgern erwachsen kann und einem Drittel jedesmal erwächst, endlich zu dem festen Entschluß führen, die brutale Vergewaltigungsmethode der nackten Mehrheitswahlen durch die Ethik der Vertretung aller Parteien nach ihrem Zahlenverhältnis zu ersetzen. R. P.

Stimmen der Einsamkeit.

Von Gern Nordheim-(Südfrankreich).

I.

Ja, einsam bin ich — sehr einsam. Aber wenn unser Lebenswagen so häufig, ächzend und knarrend, auf holprigem Wege zusammen geschüttelt worden, da ist uns die Einsamkeit willkommen, sofern sie Ruhe bedeutet. Ich liebe diese große Stille: da wird manch' geisterhafte Stimme vernehmbar, die sonst der Lärm der Welt übertäubt. Aber sie bergen auch ihre Gefahr, diese schönen, einsamen Stunden. Wenn der Geist nichts von außen her empfängt, nicht von seinem Innenleben mitteilen kann, so droht ihm Verhungern oder Selbstzersetzung.

Wer bewahrte meine Seele vor dem geistigen Tode, da meine Augen so lange vor der Zeit ermüdeten und wenig Anstrengung gestatten? — Wie zu dem alten Propheten kam zu mir ein Vöglein in die Wüste: es war die freundliche Brieftaube.

Und wie darf sich mein Geist nach außen hin offenbaren, da kein williges, verständnisvolles Ohr ihm nahe? — Nehmt ihn auf, Ihr meine schweigsamen Blätter: da soll er schlummern wie Keime unter der Erde, bis er dereinst unter dem milden, fruchtbaren Strahl verständnisinniger Augen zum Leben, zur Sprache erwacht!

*

Was brachte heute die Brieftaube? — In kurzer Fassung: Die ewige Wiederkunft — Nietzsche. Ich gehe an Nietzsche nie mit dem Verstande heran: der ist zu kurz. Ich gebe mich dem Zauber seiner Sprache hin, lasse den Propheten auf mein Gemüt wirken, und empfange so den tiefsten Eindruck. Immer ergreift mich dabei ein demütiges Gefühl von Kleinheit, und nichts liegt mir ferner als die Anmaßung, seine Worte für Wahnwitz zu erklären, weil sie über meinen Horizont gehn.

Es war mir besonders lieb diese ewige Wiederkehr kennen zu lernen; denn sie füllte meinem Verständnis eine Lücke in dem phantastischen Wunderbau von Nietzsche's Philosophie aus. Ein Treppenbau ist's nicht; wer ihn in der Nähe betrachten will, muß starke Flügel und einen schwindelfreien Geist haben. Ich bleibe fein unten stehn, und verweile träumerisch andächtig vor dem schönen Gebilde, wenn es gleich nur nebelduftig verschwommen vor mir liegt.

*

Die Lehre von der ewigen Wiederkunft buchstäblich nach ihrem Wortlaut zu nehmen ist mir nicht möglich. Wie? Diese große Weltenuhr sollte so rastlos arbeiten, nur um wieder zu zerstören, was sie geschaffen, immer von neuem anzufangen, ohne Fortschritt, ohne Verbesserung, ohne Ziel und Zweck? — Und mit einer solchen Voraussetzung sollte ich den letzten Urgrund aller Dinge beleidigen, ich schwankender Halm im Winde? —

Gesetzt, es wäre mir gelungen ein kunstvolles Räderwerk zustande zu bringen, das stets, wenn es abgelaufen, von selbst sich wieder aufzöge; welches das roheste Produkt allmählich zu einem schimmernden, herrlichen Stoffe umarbeitete — um ihn dann rastlos stampfend zu zermalmen, und mit den Fasern dieselbe Arbeit von neuem zu beginnen: könnte ich mich eines solchen Machwerks erfreuen oder rühmen? — Würden nicht meine Freunde an meinem Verstande zweifeln und traurig fragen: Also daran vergeudest du Kraft und Stoff?

Und in solch' sinnlosem, ewigem Abmühn sollte ich die letzte Antwort finden auf unsere Frage nach dem Rätsel der Welt? —

*

Ein zweiter Grund die ewige Wiederkunft nicht als das rein mechanische Zusammentreffen aller Bedingungen, unter denen wir entstanden, aufzufassen, sind die Widersprüche die wir bei Nietzsche selbst finden. Ich brauche garnicht auf das sehnsüchtige Suchen nach dem Kinderland, die eindrucksvolle Vision des Uebermenschen hinzuweisen, die den Gedanken einer Evolution mächtig zum Ausdruck bringen, welche die ewige Wiederkehr — wörtlich genommen — total ausschließt; — nein, die Widersprüche liegen viel näher beieinander.

„Mensch! Nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns und laß Dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist gleich einem Gestirn, und der zu Dir und zu jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist.“ — „Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen Du geworden bist, im Kreislaufe der Welt wieder zusammenkommen. Und dann findest Du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrtum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge.“ —

Ist dies eine Freudenbotschaft? — Leuchtet der Gedanke, die Sisyphusarbeit des Lebens in alle Ewigkeit auf uns lasten zu sehen wie ein Gestirn zu uns hernieder? — Müßte er nicht im Gegenteil uns mit Grauen erfüllen, wenn uns nicht gleichzeitig bewußt würde, daß unser künftiges, neugeborenes Ich von dem jetzigen nichts mehr wissen wird? —

Und weiter:

„Wie geben wir dem inneren Leben Schwere?“ — „Meine Lehre sagt: so leben, daß Du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe. — Du wirst es jedenfalls. Wem das Streben das höchste Gefühl gibt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl gibt, der ruhe; wem Einordnung Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl gibt, der gehorche. Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl gibt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit.“ —

„Wenn Du diesen Gedanken und Glauben Dir einverleibst, so wird er dich verwandeln! Die Frage bei allem, was Du tun willst: „„ist es so, daß ich es unzählige Male tun will?““ ist das größte Schwergewicht.“ —

„Immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben. Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat.“ —

Also können auch Menschen aussterben? — Nicht alle kehren wieder? — Und die Auserlesenen dürften sich der Hoffnung erfreuen bei jeder Wiederkehr eine geläutertere Gesellschaft zu finden? — Nun, dann wiederholt sich eben nicht alles ganz so wie es einmal gewesen.

So lange diese Widersprüche nicht gelöst, tappen wir eben noch mit der Auslegung von Nietzsches Evangelium im Dunkeln.

*

Aber ist es da nicht wieder das geheimnisvolle Ewige, das unserm flüchtigen Erdendasein Wert und Inhalt geben soll; — das den Kern aller Religionen bildet und auf welches ein dunkler aber unzerstörbarer Trieb die Menschenseele immer wieder ahnend hinweist? — Ist er da nicht wieder, der allein selig machende Glaube, dem die Verheißung ewigen Lebens ward, während die Ungläubigen dem Tode anheimfallen? —

In meiner Erinnerung tauchen die schönen Worte Fichte's auf, da er von dem vergeblichen Bemühen der Menschen spricht, durch Veränderung ihrer Lage das vermißte Glück zu erjagen:

„Vielleicht auch leisten sie Verzicht auf Befriedigung nur für dieses irdische Leben, lassen sich aber dagegen eine gewisse durch Tradition auf uns gekommene Anweisung auf eine Seligkeit jenseits des Grabes gefallen. In welcher bejammernswerten Täuschung befinden sie sich! Ganz gewiß zwar liegt die Seligkeit auch jenseits des Grabes für denjenigen, für welchen sie schon diesseits begonnen hat; durch das bloße Sichbegrabenlassen aber kommt man nicht in die Seligkeit; und sie werden im künftigen Leben, und in der unendlichen Reihe aller künftigen Leben, die Seligkeit ebenso vergebens suchen, als sie dieselbe in dem gegenwärtigen Leben vergebens gesucht haben, wenn sie dieselbe in etwas anderem suchen, als in dem, was sie schon hier so nahe umgibt, daß es denselben in der ganzen Unendlichkeit

nie näher gebracht werden kann, in dem Ewigen. — Und so irrt denn der arme Abkömmling der Ewigkeit, verstoßen aus seiner väterlichen Wohnung, immer umgeben von seinem himmlischen Erbteile, nach welchem seine schüchterne Hand zu greifen bloß sich fürchtet, unstät und flüchtig in der Wüste umher, allenthalben bemüht, sich anzubauen; zum Glück durch den baldigen Einsturz jeder seiner Hütten erinnert, daß er nirgends Ruhe finden wird als in seines Vaters Hause." —

Klingt es nicht schöner so? — Wo könnte uns wohler sein als in unseres Vaters Hause? —

Und konnte man da nicht — so frage ich mich — unser altes Reich Gottes fortbestehen lassen, an dem sich heute so viele berufen fühlen zu rütteln? Wer hinderte uns das Ewige dahinter zu suchen? Und wenn uns auch das wortgläubige Christentum mit der Lohn- und Strafmoral, milde beurteilt, recht unreif erscheinen muß, so hat es doch auf gewissem Standpunkte seinen erziehenden Wert, und darum seine Berechtigung, ja seine Notwendigkeit. Man soll die Rute nicht verbrennen, ehe das Kind groß genug um eine andere Beweisführung zu verstehn. Erweitert zuerst den Horizont, Ihr Volkserzieher! Vertieft den Blick und lehrt die Seele ihre Schwingen gebrauchen! Dann fallen unmerklich, ein Raub der Zeit, die Idole von selbst in Staub zusammen.

Es war auch nicht fein, den alten schirmenden Hafen zu zerstören, ehe der neue gebaut. Nun treibt, vom Sturme des Unglaubens erfaßt, manch junges Gemüt auf dem bangen Meere des Zweifels umher; nun stehen die Eltern bekümmerten Herzens am einsamen Ufer; sehn die Heißgeliebten steuerlos den Wellen preisgegeben, — ferner und ferner vom heimischen Gestade. —

O über Euch Umstürzler und Neuerungsphilosophen! Da zieht Ihr gewappnet und gerüstet einher wie die Ritter der alten Legende; — da stürzen unter Euren wuchtigen Keulenhieben Tempel und Altäre prasselnd zusammen; — da lodern die Scheiterhaufen, die unsere alten, ehrwürdigen Heiligtümer verzehren! Aber wenn Staub und Rauch verweht, was schwebt über Schutt und Asche, unnahbar und hoheitsvoll? — Das Ewige. Und da Orgel und frommer Gesang verstummt, geht noch immer ein geheimnisvolles Wehen und Klingen durch die Lüfte, das wie fern verhallender Glockenlaut unsere Herzen mit jener tiefen, bangen Sehnsucht erfüllt, von der wir nicht wissen, woher sie kommt, noch wohin sie uns zieht. —

Die blöden Toren vermeinten Gott zu töten; was sie vernichteten, war nur das Symbol; was sie, ach! auch vernichteten, das war der schöne, fromme Kindersinn, der da spricht:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

Es war kein Dunkelmann, der so sprach; auch keine Altweibereinfalt: es war einer unserer auserlesensten Geister. Und wir sollten uns nun schämen, es ihm nachzusprechen?

Aber Du, armer Nietzsche, kanntest nicht dies weise Genügen. Du wolltest der Wahrheit den letzten Schleier entreißen, den noch kein Sterblicher ungestraft berührt; — Du wolltest das geheimnisvolle Ewige von Angesicht zu Angesicht schauen. So stürmtest Du, ein verwegener Bahnbrecher, dem Glockenton nach, der aus ungeschauten Höhen so sehnsuchtsvoll lockt. Durch dornige Urwaldwildnis geht Dein Weg, den noch Keiner vor Dir betreten; — scheu vor dem brechenden Geäst birgt sich das widerliche Gewürm in der Sümpfe Tiefe. Am schwindelnden Rand der Abgründe über tückisches Felsgeröll wandelt ohne Bangen Dein Fuß. Ueber grauenvolle Einöden, da nichts Lebendiges mehr sich regt, durch eisige Gletscherströme hindurch — immer höher hinauf, dem Gipfel zu, da verklärt des Abends Rosen erglühen.

Was er dort oben geschaut — wer weiß es? Wer durfte ihm folgen? — Wer vermag es die Visionen des kranken Sehers zu deuten? — Der Weg war zu furchtbar gewesen. Als er zurückkehrte, war es Nacht — trübe, sternenlose Nacht.

•

Müssen wir es nicht als ein unseliges Verhängnis empfinden, daß die am reichsten Begabten, am besten Ausgerüsteten, sie, die von der Natur zu Führern der Menschheit ausersehen scheinen, ihre Kraft an Unmögliches vergeuden, weil ihnen weise Mäßigung, stilles Genügen fehlt? Was helfen uns alle Wunder der Welt, von ferne erschaut, wenn nichts die Kluft überbrückt, die uns von ihnen trennt? —

„Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat." —

„Mein Gedanke soll die Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen sein — ein lieblicher Wiesengrund, zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!"

Aber der Weg dahin? — Was kann ich heute, morgen dafür tun? — Wie in aller Demut mich auf die Ewigkeit vorbereiten, mit einer Entsagung im Herzen, die gewiß der christlichen in nichts nachsteht? —

„Meine Lehre sagt: so leben, daß Du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe." — „Nur mögest Du bewußt darüber werden, was Dir das höchste Gefühl gibt." — — —

„Die Frage bei allem, was Du tun willst: „„ist es so, daß ich es unzählige Male tun will?"" ist das größte Schwergewicht." — —

Können wir dieser Lehre eine Norm, ein Erziehungsmittel entnehmen? — Nein, gewiß nicht. Nietzsche selbst warnt uns davor: „Hüten wir uns eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muß langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden." —

Und so kann ich mein Bedauern nur wiederholen: wäre es nicht viel segensreicher für die Menschheit, zu wissen, wie sie die kostbare Gegenwart am besten verwertet, als mit blöden Augen dem Schatten eines Gedankens nachzuspähen, der viele Jahrtausende zu seiner Reise braucht? Wäre Nietzsche's hervorragende, hinreißende Persönlichkeit nicht vor Allen dazu beanlagt gewesen, ein Führer der Jugend zu sein, sie zu lehren, was heute, was morgen not tut?

Ach, unsere Jugend! Wenn ich ihr die Frage vorlegte: „Was gibt dir das höchste Gefühl? Ist was du tust so, daß du es unzählige Male tun möchtest?" — ich müßte f ü r c h t e n Antworten zu erhalten. —

Denn „was sie erfreut, drin nistet der Tod". — „Tiefernste Gedanken erwachen." —

Was gab wohl Napoleon das höchste Gefühl? — Die Menschheit verachten, Schlachttiere vor sich hertreiben, in Blitzen und Donnern ein Schlachtengott sich dünken — er stand ja auch jenseits von gut und böse. Aber als ihm weit über dem Meere die Welle das brausende Lied von der Ewigkeit sang, dachte er da wohl, daß er, was er getan, noch unzählige Male tun möchte? —

Und die Mütter daheim, deren Hoffnungsflor diese wilde Windsbraut hinweggefegt, worin hatten sie ihr höchstes Gefühl gefunden? — Den Sohn herrlich emporblühen zu sehn! — Dafür hatten sie kein Opfer gescheut, mit Freuden jeder Jugendlust entsagt und sorgend manche Nacht verwacht. Dafür hätten sie ihr Leben geopfert, alles mutig auf sich genommen — den Sohn herrlich emporblühen zu sehn! Und so, ihnen selbst unbewußt, wirkten sie für die Zukunft, für ein edleres Geschlecht.

Aber da rast der Gewittersturm über die Erde und verheert die freudig aufkeimende Saat — alle die Opfer umsonst — das Liebesmühen eines ganzen Lebens verloren — Haus und Herzen verödet — jede Hoffnung gebrochen — mit einem grausamen Schlage! —

Darum sollten wir noch vor der Ewigkeit bedenken, ob das, was uns das höchste Gefühl gibt, nicht des andern heiligste Empfindungen zerstört — ob es der Menschheit ein Segen oder ein Fluch wird — ob es zur Höhe oder zum Abgrund führt.

Denn wie sollte eine Mutter ihr Dasein für ewig wiederholungsfähig halten, wenn die Frucht ihrer Sorgen und Schmerzen ewig derselben frevelhaften Vernichtung anheimfiele?

Freilich, Napoleon war ein Starker. Und dem Starken sollen ja wohl die Schwachen geopfert werden — so will es die höhere Entwicklung des Typus.

Es mag wohl sein. Nur mögen wir uns doch hüten ein vorschnelles Urteil zu fällen und unterscheiden lernen, was schwach und was stark. Wer die Geschichte mit klarem Blick und vorurteilslosem Geist durchforscht, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen: daß das scheinbar Schwache stets das Starke überdauert; daß die Sklavenmoral in ihrer Demut die Verheißung ewigen Fortschritts trägt, während die Herrenmoral in ihrer Selbstherrlichkeit bereits den Keim des Verfalls, der Selbstzersetzung birgt.

Ungeschriebene Dienstbücher.

Von Franziska Mann-Berlin.

Unendlich viel wird über die Unzulänglichkeit der Dienstboten gesprochen. Wenig ist indessen von der Unzulänglichkeit derer die Rede, die sich — wie immer ihre Befähigung sei — für das Amt der Herrschaft genügend gereift dünken. Es ist nicht überflüssig zu betonen, daß nicht allein der Dienende für sein Fach der Erziehung bedarf, sondern daß auch der bedient sein Wollende sich selbst zuerst für diese Art der Pflichterfüllung vorbereiten müßte.

Das Verlangen nach Gerechtigkeit hallt immer dringender durch die Welt. Gefühle moralischer Verantwortung bahnen noch jetzt befremdenden Fortschritten die Wege. So glaubt man dem Kinde kostbare Werte ahnungslos bis vor kurzem vorenthalten zu haben. So gönnt man Müttern Leben und Leistungen außerhalb ihres Kinderkreises. So wagt man der kämpfenden Ledigen nicht mehr die „alte Jungfer" höhnend entgegenzuschleudern. So erbarmte man sich der unverheirateten Mutter und begann sie vor Not und Mißhandlung zu beschützen.

Winzig bleiben dagegen die Verschiebungen, welche das Leben unserer Hausangestellten neu bewerten.

Gesetzt den Fall, nicht nur die Herrschaft sei genötigt, jedem ihr Haus verlassenden Angestellten ein Zeugnis auszufertigen, sondern jede Dame müsse sich ebenso ein Herrschafts-Dienstbuch gefallen lassen!! Die Hausfrau wäre dadurch genötigt, nicht nur die Leistungsfähigkeit ihrer Mädchen zu prüfen, sondern sie wäre gezwungen, an sich selbst Forderungen zu stellen, die den Grad ihres Menschentums steigern.

Wieviel Qual veranlaßt selbst noch die sogenannte „gute" Frau unbewußt. Sie frage sich, wenn sie ermüdet ist, ob sie stets unterschiedslos ihren Pflichten nachzukommen geneigt ist? Ob sie nicht Stimmungen unterworfen ist, die sie nicht stets liebenswert erscheinen lassen? Sie prüfe sich, ob sie nie eitler als nötig? Ob ihr nicht — falls sie jung ist — Tanz und Theater hin und wieder ersehnte Belustigung bedeuten? Ob sie nie heftig, nie ungeschickt, nie unfreundlich? Ob sie nie ihre Kinder im unrechten Augenblick hart abweise? Ob sie stets sanft, stets froh, stets pünktlich sei? Ob ihr eigener Anzug stets in tadellosester Ordnung? Ob ihr jedes Gericht unterschiedslos gut munde? Ob ihr nie drei oder vier Treppen Unmut erweckten, würde sie dieselben so oft hinuntergejagt als ihr Mädchen „für Alles?"

Es gibt nur unverschämte Dienstboten; über unverschämte Herrschaften erfährt man sehr wenig. Das Gewissen der Zeit indessen erstarkt. Heute finden sich allerdings noch Reste von Barbarei in bezug der Menschenrechte, die den Dienstboten zugestanden werden. — Es gäbe viel mehr gute Mädchen, wenn es mehr gute Herrschaften gäbe.

Eine Herrschaft ist keinesfalls gut, die ihre Angestellten hausen läßt, wie's ihnen beliebt. Gut ist die Herrschaft, welche dessen eingedenk bleibt, daß sie ihren Leuten mit Geld nur den kleinsten Teil der Eigenschaften vergüten kann, die sie beansprucht, und daß sie das Wertvollste an ihren Dienstboten in eben der Münze zurückzugeben hat, in der es gefordert wird. Opferfähigkeit, Hilfsbereitschaft, Anhänglichkeit bezahlt man nicht mit 20, 30 oder 40 Mk. im Monat. Man zahlt sie mit dem eigenen Herzen genau so, wie sie nur aus dem Herzen der Angestellten hervorgehen konnten. —

Das Gesinderecht ist zum größten Teil ein Gesindeunrecht. In seiner Abschiedsrede bestärkte Professor Peabody, der sozial-ethische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten ein Semester hindurch vor uns erörterte, die Zuversicht derer, die des ethischen Idealismus sich schuldig machen.

„Eine neue Welt von sozialen Rechten und sozialen Pflichten liegt vor dieser Generation und ladet die Gebildeten ein, als Führer an die Spitze zu treten; und höchstes Glück winkt dem, der begeistert und einsichtig teilnimmt an dem Versuch, eine bessere Welt zu schaffen."

Etliche persönliche Dienstboten-Enttäuschungen dürfen nicht die Ansicht von der eigenen Mitschuld an jenen Herrschafts-Unerzogenheiten ändern. —

Hochachtung vor seinem Stubenmädchen zu hegen, gilt bei den meisten Leuten für lächerliche Ueberspanntheit; dagegen hat aber dieses Stubenmädchen den denkbar größten Grad der Hochachtung seiner Herrschaft zu zollen. Fehlt sie darin, so taugt ihr Betragen nichts. Nun, wie oft mag das Mädchen der Hochachtung mindestens ebenso würdig sein als die Dame. Und weiter: Das Kinderfräulein, welches Tag und Nacht nicht von des erkrankten Babys Bettchen weicht, ist es einer Liebkosung weniger würdig als die elegante Freundin des Hauses, die hereinrauscht, um sich mit oberflächlicher Besorgnis flüchtig nach Babys Befinden zu erkundigen?

Manch einer Hausfrau müßte in ihr Zeugnisbuch geschrieben werden: „Ermangelt jeglichen Verständnisses bei der Auswahl ihrer Dienstboten." Auf dieser von der Dame nicht erfüllten Vorbedingung beruht ein großer Teil der dem Mädchen allein später vorgeworfenen „Unbrauchbarkeit."

Die Behauptung von der Undankbarkeit der Dienstboten ist uralt. Gerechtfertigt ist sie deshalb durchaus nicht. Eine Herrschaft schuldet ihrem zuverlässigen, braven Mädchen doch wohl eigentlich mehr Dank für deren Dienstleistungen, als das Mädchen ihr. Im Stillen weiß jede Frau am besten, zu welchen Stadien von Verzweiflung eine in Unordnung geratene Wirtschaft die ganze Familie treiben kann.

Früher traute man einem „So war es stets" — unfehlbare Beweiskraft zu. Neuerdings mißtraut man gerade diesem Abschluß einer Erörterung. Unsere aufstrebende Entwickelung ist zur Respektlosigkeit gezwungen vor den unangetasteten Irrtümern, die sich aus dem Geiste anderer Zeiten entwickeln konnten.

Eine Dame, die sich rühmt, sie „behandele" ihre Dienstboten gut, würde staunen, wenn diese Dienstboten ihr den gleichen Vorzug zusprächen; ja, diese Herrschaft würde sofort in der ihr erwiesenen „guten Behandlung" einen sicheren Beweis für die Frechheit ihrer Leute sehen. Diese erstaunte Dame ist sich wahrscheinlich garnicht bewußt, daß sie durch jene Worte ohne irgendwelche Veranlassung einen höchst erniedrigenden Unterschied feststellt. Gedankenlosigkeit verletzt indessen nicht viel weniger als beabsichtigte Härte.

In sehr wenig Haushaltungen ist man sich darüber klar, welch eine schwerwiegende Verpflichtung es einschließen sollte: Herrschaft zu sein.

Daß einem Mädchen, welches früh für den dienenden Stand bestimmt wurde, Neigungen, die der „vornehmen" Tochter zur Zierde gereichen, nicht als Vorzug angerechnet werden können, ist klar. Was bei der Dame „Persönlichkeit" genannt wird, gilt bei ihrem Mädchen für „Trotz"; was bei der einen „Nerven" sind, ist bei der anderen unerträgliche „Launenhaftigkeit"; was bei der einen „Lebenslust", wird bei der anderen schnell zur „Liederlichkeit" gestempelt.

Jede Dame sollte nur ein einziges Jahr selber dienen müssen. Nur ein Jahr!! Wie oft **sie** dann undotmäßig befunden würde, wie oft **sie** wegen Unzuverläsſigkeit in den 12 Dienstmonaten ihre Entlassung verdiente; wie unerträglich **ihr** die Dreistigkeit der Herren-Söhne, die Unbescheidenheit der Haustöchter, die Ungezogenheit der verhätschelten kleinen Kinder erschiene — es ist schade, daß wir auf diese Statistik verzichten müssen.

Nicht nur unsere Angestellten dienen. Wir haben die Aufgabe zu erfüllen, daß es besser werde auf Erden. Auch das ist ein Dienst. Wir alle haben die verbrecherische Gleichgiltigkeit abzulegen, die mehr Verderben schafft als Krieg oder Pest.

Jede Dienstmädchen-Not, die von Zeit zu Zeit angeblich vorhanden sein soll, beweist hauptsächlich die Rückständigkeit der Herrschaften. Nicht Faulheit treibt Mädchen in Fabriken, sondern der Druck, der in der Familie auf ihnen lastet. Bedingungslose Unterwerfung ist fast jedem Stande allmählich verhaßt geworden. Gutes und Schlechtes ist im Keime in der Herrschaft nicht anders vorhanden als in ihren Leuten. Die Dienenden aber wurden nur zu oft früh ihrer besten Entwickelungsmöglichkeiten beraubt. Man lehrte sie nicht beizeiten, daß Selbstbeherrschung jedes Menschen Leben erleichtere. Sie büßen eine verwahrloste Kindheit nicht selten ihr lebelang. Unbehütet stehen sie den mannigfachsten Versuchungen gegenüber. Aus Furcht vor Strafe verschieben sie die Wahrheit. Sie verlassen „böswillig" den Dienst, weil sie sich oft nicht recht anders zu helfen wissen. Sie sind aufhetzenden Einflüssen leicht zugängig aus Mangel an Erfahrung. Sie „fallen", wie die Gesellschaft es nennt. Oft ist nur Beschränktheit ihr Verbrechen, Charakterschwäche die Veranlassung zu ihrem Untergang. Sie selbst büßen ihre Fehler schlimmer als die Herrschaft die ihren während der gleichen Situation. —

Den Mädchen mag gar manches fehlen, — der selbstsicheren Herrin fehlt mehr. Ganz gewiß fehlt der Dame, die **stets** schlechte Dienstboten hat, Seele. Ihr fehlt höchstwahrscheinlich auch das rechte Urteil über die Leistungsmöglichkeiten ihrer Leute.

Gewiß, groß ist die Zahl der unbescheidenen, unbrauchbaren Dienstboten. Indessen, ist diese Minderwertigkeit nur stets allein der Angestellten Schuld? Wie oft kam ein Mädchen am Beginn ihrer Dienstjahre in schlechte Häuser, in rohe Hände! Wie viele wurden leichtfertig oder unehrlich, weil sie in gefahrvollen Stunden jeder Stütze beraubt waren! Unseren halberwachsenen Kindern, die straucheln, hilft unsere verdoppelte Liebe, unsere verdoppelte Zärtlichkeit. Wo findet ein junges Geschöpf in der Fremde trotz seiner Vergehungen verdoppelte Güte?

Dienen! Wie konnte es geschehen, daß sich dem Worte eine so erniedrigende Beimischung zugesellte! Wer nicht dienen kann, kann ganz gewiß auch nicht herrschen. Rumäniens Königin verschmäht es z. B. nicht zu wünschen, daß ihre Diener „Wir" sagen, wenn sie von der Herrschaft sprechen; denn nur dann sei ein Haushalt wie er sein solle. Ihr bedeutet Dienen, sich selbst hintenansetzen zum Wohle der anderen; und vor allem gehöre zum Dienen: Verstehen. Nun, wenn dieses Wort eine Berechtigung hat, so ist es doch vor allem unsere Herrschaftspflicht, das erforderliche Verstehen denen zu erleichtern, auf deren gute Dienste wir Anspruch erheben. Manche Dame lernte von ihrem Mädchen kochen; könnte diese Dame sich nicht bemühen, als Gegenleistung in ihrer Angestellten Empfindungen zu klären, um die sich bisher kein Mensch kümmerte? Es ist so bequem zu behaupten: „Ach, das lohnt doch nicht." Erinnern wir uns der eigenen Entwickelungsvorgänge, forschen wir nach jedem „es lohnt", welches uns vom Schicksal gegönnt wurde. — Es gibt nicht nur verhütbare körperliche Krankheiten; unsere Aufmerksamkeit hat sich in nicht weniger sorgsamer Art verhütbaren seelischen Defekten zuzuwenden.

Jede Dame stelle sich von Zeit zu Zeit ihr eigenes ungeschriebenes Dienstbuch vor. Sie führe es im Geiste als Prüfstein, ob sie guter Dienstboten wert sei. Sie wird dann vielleicht weniger Hochachtung verlangen, aber größere Hochachtung verdienen. Vielleicht wird es ihr dann gelingen, auf einer ihren Angestellten Glück bringenderen Grundlage ihren Haushalt umzubauen!

Wir bedürfen ihrer dringend, dieser „überspannten" Frauen, deren Tüchtigkeit weniger schwer erträglich ist, deren Herzen größer, und deren Seelen allumfassender geworden sind. —

Die ungeschriebenen Zeugnisbücher könnten nicht weniger wichtig werden, als die polizeilich abgestempelten. Es wäre weise von uns, schon unsere Jugend zu lehren, sie im Geiste zu führen. Gar manche häusliche Schwierigkeit könnte auf diese Weise allmählich von selbst verschwinden.

Wir sollen nicht „moderner" werden, nein, wir sollen menschlicher werden. Erst dann, wenn wir selbst uns zu großmütigeren Dienstgebern erzogen haben, wird es klar werden, wie groß **unser** Verschulden und die Schuld früherer Generationen an den vielgeschmähten „schlechten" Dienstboten ist. So wenig als wir heute endgültig feststellen können, ob Frauen sich zum Studium eignen, d. h. ob sie hervorragende Juristen oder hervorragende Aerzte usw. werden können, so wenig können wir voraussehen, welcher Umwandlung unsere Hausangestellten, um die wir uns bisher wenig gewissenhaft bemühten, fähig wären.

Unwillkommen wie neue Steuern werden die Herrschafts-Dienstbücher erscheinen, aber das Resultat dieser Art von Gefühls-Selbstbesteuerung wäre dauernd keinesfalls zu beklagen. Je mehr Gerechtigkeit und Wahrheit, je mehr Fleiß und Zuverlässigkeit in der Herrschaft — mit einem Worte, je besser deren eigenes Zeugnisbuch ausfiele, um so mehr stiege die Wahrscheinlichkeit, daß sie selbst gute Zeugnisse auszustellen in die Lage kommt, — denn bisher sind gute Dienstboten in vielen Fällen noch ein unverdientes Glück. —

Streiflichter.

Der Moralunterricht in den Elementarschulen Italiens. Auf eine Anfrage des Generalsekretärs des ethischen Bundes über Art und Ausdehnung des Moralunterrichts, beziehungsweise des Konfessionsunterrichts in den italienischen öffentlichen Schulen erhielten wir folgende Auskunft, die auch weitere Kreise interessieren dürfte.

Wir schicken voraus, daß sich das öffentliche Schulwesen Italiens folgendermaßen gruppiert:

1. a) Elementarschulen (6jähriger Kursus).
   b) Abend- und Sonntagsschulen für erwachsene Analphabeten.
   (Lehrplan vom Ministerium für öffentl. Unterricht; die Ernennung der Lehrer und Aufbringung der Kosten liegt den Kommunen ob).
2. c) Sekundarschulen ersten Grades (3jähriger Kursus). Dazu gehören: Realschulen, das Untergymnasium, Normalschulen zur Ausbildung der Elementarschullehrer etc.
   (Lehrplan, Lehrerbesoldung und Ernennung beim Unterrichtsministerium).

d) Sekundarschulen zweiten Grades. Nämlich: Obergymnasium (2 Jahre) Lyzeum (3 Jahre) Technisches und Nautisches Institut (5 Jahre) höhere Normalschulen für Lehrer und Lehrerinnen (4 Jahre). (Lehrplan, Lehrer-Ernennung und Besoldung beim Unterrichtsministerium).
Wer also eine höhere Schulbildung erreichen will, hat drei Wege vor sich: 1. klassische Bildung (Untergymnasium 3 Jahre, Obergymnasium 2 Jahre, Lyzeum 3 Jahre, Summa 8 Jahre). 2. Realschulbildung (Realschule ersten Grades 3 Jahre, Real- (nautische) Schule zweiten Grades 4—5 Jahre, Summa 7—8 Jahre). 3. Lehrerbildungskursus (Normalschule ersten Grades drei Jahre, Normalschule zweiten Grades 4 Jahre, Summa 7 Jahre).

3. e) Kgl. Universität.
f) Technische Hochschule (Scuole d'applicazione per l'Ingegneria)
e) Handelshochschule.

Diese drei Anstalten verleihen das Baccalaureat (den Doktortitel) in Medizin, Naturwissenschaft, Jus, schöne Literatur, Dr. ing., De der Agrarwissenschaft, der Handelswissenschaften und das Diplom für Oberlehrer.

Für den Moralunterricht in den Elementarschulen (die höheren Schulen bleiben hier außer Betracht) gilt nun der von der Regierung unter dem 28. Januar 1905 festgesetzte Lehrplan (veröffentlicht im offiziellen Bulletin des Unterrichtsministeriums, Suppl. zu Nr. 9 vom 2. März 1905):

Klasse 1 und 2 (erstes und zweites Schuljahr): Sittliche Erziehung. Praktische Normen der Lebensführung (indirekte Lehrmethode, d. h. Anschauungsunterricht, in den von der Instruktion bestimmten Grenzen).

Klasse 3 und 4 (drittes und viertes Schuljahr): Sittliche Erziehung und Bürgerkunde. Praktische Normen der sittlichen und bürgerlichen Lebensführung (direkte und indirekte Lehrmethode in den von der Instruktion bestimmten Grenzen).

Klasse 5 (fünftes Schuljahr): Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers. Allgemeine Uebersicht über die politischen und Verwaltungs-Körper und Einrichtungen. Verfassungskunde.

Klasse 6 (sechstes Schuljahr) a) für Knaben: Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers. Justizverwaltung. Praktische Einführung in die Kenntnis der hauptsächlichsten Strafrechtsbestimmungen, in bürgerliches und Handelsrecht. Skizzen aus der Gesetzgebung für Arbeiterwohlfahrt, Versicherungs-, Fürsorge-Wesen u. dgl. b) für Mädchen: Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers. Skizzen aus der Gesetzgebung für Arbeiterwohlfahrt, Versicherungs-, Fürsorge-Wesen u. dgl.

In ganz ähnlicher Weise wird ein- oder zweijährig in den Abend- (Feiertags-) Schulen für erwachsene Analphabeten Unterricht in den Pflichten und Rechten des Menschen und Bürgers und Einführung in die Verfassungs- und Gesetzeskunde mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung gegeben.

Ueber den Konfessionsunterricht in öffentlichen Schulen ist folgendes zu bemerken:

1. In allen mittleren oder höheren Schulen (s. o. unter 2, c—d), die ausschließlich dem Ministerium unterstehen, wird keinerlei Religionsunterricht erteilt.

2. In den Elementarschulen, deren Unterhaltung, wie oben gezeigt, den Kommunen obliegt, die aber ihren Lehrplan von der Regierung erhalten, ist das Verfahren verschieden. Manche Kommunen lassen ausschließlich katholisch-konfessionellen Religionsunterricht erteilen; bei anderen (in geringer Anzahl), die eine sozialistische oder doch radikale Kommunalverwaltung haben, wird keinerlei konfessioneller Religionsunterricht erteilt.

Die gesetzliche Lage ist also folgende:

Das Staatsgrundgesetz über das Unterrichtswesen und alle weiter erlassenen Instruktionen und Lehrpläne betrachten den Religionsunterricht nicht als obligatorisches Unterrichtsfach.

Den Kommunen wird die Freiheit zugestanden, diesen Unterricht an den Schulunterricht anzugliedern, aber die Schüler sind nicht zur Teilnahme daran verpflichtet und nicht gehalten, sich einem Examen in Religion zu unterwerfen, um in die höhere Klasse aufzusteigen.

So pflegt sich die Sache derartig zu regeln, daß in den Gemeinden, in deren Kommunalrat eine gemäßigte klerikale Partei die Mehrheit hat, die Familien benachrichtigt werden, ihre Kinder würden für den Religionsunterricht eingeschrieben, falls die Eltern nicht ausdrücklich die Befreiung davon verlangen. In den Gemeinden aber, wo ein gewisser liberaler Geist herrscht, ohne daß man es doch wagt, den katholischen Unterricht ganz abzuschaffen, müssen die Eltern ausdrücklich ihre Kinder dazu anmelden, falls nicht angenommen werden soll, daß sie mit der Nichterteilung von Religionsunterricht einverstanden sind.

* * *

Berechtigt die Berufspflicht zu unsittlichen Handlungen? Welche Frage! wird man ausrufen. Nur Amtsmißbrauch könnte dazu führen — und gegen diesen haben wir Strafgesetz und Disziplinargerichtsbarkeit. — Etwas bedenklich wird man indessen gegen diesen Optimismus, wenn man die Begründung des Urteils liest, mit dem — nach unwidersprochenen Zeitungsmeldungen — das Schöffengericht Berlin-Tempelhof jüngst einen Kriminalkommissar freisprach, der unter der Anschuldigung anderweitiger Amtsvergehen sich z. Z. noch in Untersuchungshaft befindet.

Er war in dem Falle, der zum Freispruch führte, der Beleidigung angeklagt, begangen durch Aeußerungen Dritten gegenüber in der Voruntersuchung gegen den Kläger und dessen Ehefrau, wonach diesen „5—6 Jahre Zuchthaus sicher" seien. Das Ehepaar war später vom Schwurgericht freigesprochen worden und hatte wegen jener Aeußerung die Beleidigungsklage gegen den Kriminalkommissar erhoben.

Der Gerichtshof begründete seinen Freispruch wie folgt:

Den Beamten müsse bei der Ermittlung der weiteste Spielraum gelassen werden. Zum Zwecke der Ermittlung müsse es sogar den Beamten erlaubt sein, unwahre Angaben zu machen, um aus den Beteiligten etwas herauszuholen. Dies müsse mit Nachdruck betont werden, besonders deshalb, weil seit einiger Zeit die Auffassung platzzugreifen scheine, daß auch ein Beamter bei der Ausübung seiner Berufspflicht sich lediglich durch diese Tätigkeit einer Beleidigung schuldig machen könne.

Also offizielle öffentliche Erlaubnis und Aufforderung einer großen Beamtenklasse zu eventueller hinter dem Rücken erfolgender, bis zum Vorwurf schwerer Verbrechen gehender Verleumdung vielleicht unschuldiger Menschen zwecks der Erleichterung amtlicher Funktionen! Welch ein elementarer Mangel an Verständnis für den großen Zusammenhang alles moralischen Geschehens!

Und das vom Richtertische aus! Falls, wie wir noch immer hoffen — ein offizielles Dementi nicht dies Zeitungsärgernis beseitigt.

Professor Toennis schreibt einmal*): „Die ganze Polizei, offene und geheime, müßte eine sittlich sehr hochstehende Einrichtung sein, wenn man ihre fortwährende Machterweiterung und Ausdehnung auf immer neue Gebiete anders als mit schweren Bedenken ansehen sollte" . . . . . Aber heut? „Die Polizei als ethische Autorität und Macht — das ist eine Vorstellung, so geläufig und anmutig sie manchen sogenannten Staatsmännern ist, für den Politiker und Pädagogen, der die wirkliche sittliche Hebung der Volksmassen ins Auge faßt, ist sie eine halb furchtbare, halb lächerliche Idee."

Ist das eines Kulturvolkes würdig?

* * *

3000 eheverlassene Frauen. Ein grelles Licht auf den Alkohol als Zerstörer des Familienlebens wirft die Tatsache, daß die Berliner Armenverwaltung gegenwärtig in einem Jahr 3000 eheverlassene Frauen zu unterstützen hat, welche fast ausschließlich wegen der Trunksucht und Liederlichkeit ihrer Männer diese im Stich gelassen haben oder von ihnen im Stich gelassen worden sind. Dies er-

*) „Politik und Moral." Frankfurt a. M. N. F. V. p. 27. 29.

fordert einen Aufwand von nicht weniger als einer halben Million Mark. Hierbei ist zu bedenken, daß nach den Erfahrungen der Armenvorsteher für die Frauen der Zustand der Eheverlassenheit meist viel schlimmer ist als Witwenschaft oder dauerndes Geschiedensein. Die Sühneversuche, welche angestellt zu werden pflegen, wirken gewöhnlich nur verschlimmernd. „Meist dauert es dann auch nicht lange," schreibt die „B. Z. am Mittag" (1906 Nr. 285), „dann kommt der Mann mit seinen Saufkumpanen, holt alles ab, was nicht niet- und nagelfest ist, und verkauft es bei dem nächsten Althändler, um von dem Erlöse seine Alkoholbedürfnisse zu bestreiten. . . . In dieser Form spielen sich die Trunksuchts-Eheromane fast regelmäßig ab." Man wird der „B. Z. am Mittag" zustimmen müssen, wenn sie hinzufügt: „Es ist einer der schlimmsten Mängel unseres Ehewesens, daß der Schutz der Ehefrauen gegen trunksüchtige Ehemänner so höchst unvollkommen ist."

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes vom 22. Dezember 1906. Nach Verlesung des letzten Protokolls wurde im Anschluß daran beschlossen, die Mitgliedschaft der D. G. E. K. in dem neuorganisierten „Bund der deutschen Frauenvereine" aufzugeben. Das Lionsche Vermächtnis von 500 Mk. für Lesehallen wurde der Ersten öffentlichen Lesehalle Berlin überwiesen.

Die Konstitution des internationalen ethischen Bundes wurde darauf als für die D. G. E. K. verbindlich anerkannt und beschlossen, für das Generalsekretariat des ethischen Bundes, zurzeit in Berlin, vom 1. Oktober 1906 bis 1. Oktober 1908 zwei Jahresraten von je 500 Mk. zu bewilligen.

Dr. Penzig berichtet über seine Rednertour Anfang Dezember: Berlin—Frankfurt a. M.—Mannheim—Heidelberg—Metz—Berlin. Der Vorstand beschließt, das Honorar für den Heidelberger Vortrag mit 25 Mk. dem Wanderrednerfonds zu entnehmen. Im Anschluß daran und an die aus Wiesbaden und Danzig verlesenen Berichte der Abteilungen wird die Frage erörtert, wie die Abteilungen sich finanziell auf besseren Boden stellen können, zumal die Verpflichtung zur Abnahme der Zeitschrift einen erheblichen Teil der Mindestbeiträge in Anspruch nimmt. Vom Verlage der Zeitschrift „Ethische Kultur" wird mit Rücksicht auf die vielen Ausfälle an Einnahmen der Antrag gestellt, der Hauptvorstand sollte die Garantie für richtigen Eingang der geschuldeten Summen übernehmen und seinerseits die säumigen Abteilungen mahnen. Dieser Antrag wird nebst anderen Vorschlägen, wonach z. B. die Abteilungen selbst in ihrem Schoße eine finanzielle Garantiezeichnung aufbringen sollten &c., einem Ausschuß zur Berichterstattung überwiesen. Dieser, bestehend aus den Herren Foerster, Jaffé, Pfungst, Dr. Simon, soll ein Zirkular entwerfen mit Ratschlägen, auf welchem Wege die Abteilungen ihre Einkünfte verbessern könnten.

Ein Mitglied der Abteilung Berlin, H. Schlesinger, regt schriftlich an, die D. G. E. K. möge die Sammlung von Unterschriften zu einem Gnadengesuch für den „Hauptmann von Köpenick" in die Hand nehmen. Der Antrag wird den Herren Dr. Bieber und Rothe zur juristischen Begutachtung, Herrn Geheimrat Foerster zu weiterer Orientierung überwiesen.

Der Vorsitzende berichtet über die Vorarbeiten im internationalen ethischen Bunde zum Zwecke einer Aktion gegen die Greuel in Rußland und bezüglich der Behandlung der Eingeborenen in den Kolonien. Es knüpft sich eine längere Debatte daran. Für das General-Komitee des ethischen Bundes hat die D. G. E. K. nach den Statuten zurzeit zwei Mitglieder zu wählen (je 1 für volle 500 Mitglieder). Da Dr. Pfungst als Kassierer des Bundes diesem schon offiziell angehört, fällt die Wahl auf Geheimrat W. Foerster und Dr. Penzig. Der Vorsitzende und Schriftführer berichten über die weitere Entwicklung der Liga für Moralunterricht in Deutschland und England.

Ein Antrag Jaffé-Bieber, die Zinsen des Lehrbuchsfonds dem Verlage für ethische Kultur zu überweisen, wird behufs näherer Prüfung der Berechtigungsfrage vertagt.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Alkohol und Sittlichkeit. Daß der Vortragsabend, den der Guttempler-Orden und die Gesellschaft für ethische Kultur am Sonntag im Saal des Kaufmännischen Vereins veranstalteten, ungewöhnlich stark besucht war, kann in Anbetracht des Redners und des Themas nicht überraschen. Professor Forel, der bekannte Züricher Psychiater und Verfasser des Buches „Die sexuelle Frage", sprach über „Alkohol und Sittlichkeit". Nach einer kurzen entwickelungsgeschichtlichen Ableitung des Begriffs der Sittlichkeit, den der Sprachgebrauch zu Unrecht auf das sexuelle Gebiet beschränkt, ging Professor Forel dazu über, an der Hand graphischer Darstellungen die verheerenden Wirkungen des Alkohols auf allen Lebensgebieten nachzuweisen. Da der Alkohol nicht nur die intellektuellen Funktionen, Gedächnis und logisches Denken, lähmt, sondern auch die seelischen Widerstände gegen triebhafte Anwandlungen: Ehr- und Schamgefühl usw. aufhebt, so ist es begreiflich, daß ein großer Prozentsatz aller Verbrechen, die keine geistige Anstrengung erfordern, von Trinkern oder Leuten im Zustande momentaner alkoholischer Erregung verübt werden; bei den Sittlichkeits- und Roheitsdelikten 75 Prozent der gesamten Fälle. Besonders eingehend behandelte der Vortragende den Zusammenhang von Alkoholismus und Prostitution. Hier kann keine Reglementierung, sondern, wie die Erfahrungen in den Schweizer Städten lehren, nur Aufhebung der Bordelle helfen. Mit einer Schilderung der mannigfachen Entartungserscheinungen, die bei der Nachkommenschaft von Trinkern auftreten, schloß der sachliche Teil des Vortrags, dem Professor Forel die Aufforderung folgen ließ, in die Organisation der Alkoholgegner einzutreten und mit aller Kraft den schlimmsten Feind der Volksgesundheit und -Sittlichkeit zu bekämpfen. Der Vortrag, an den sich eine kurze Diskussion knüpfte, wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

* * *

Abteilung Heidelberg. Zu dem Vortrag des Herrn Dr. Penzig-Charlottenburg über „Ethische Aufgaben und Probleme der Gegenwart" hatte sich ein zahlreiches, den verschiedensten Gesellschaftskreisen angehöriges Publikum eingefunden. Der Redner bestimmte zunächst den Gedankenkreis, der dem Namen „Ethische Kultur" zu Grunde liegt, und bezeichnete als ihre Hauptaufgabe den richtigen Ausgleich von Individualismus und Sozialismus. Von hier aus suchte er die Stellung der Gesellschaft zu den politischen Parteien, den Religionen, den Kirchen- und den philosophischen Systemen zu umgrenzen. Endlich charakterisierte er die Stellung der Gesellschaft zu besonderen Bestrebungen, wie Friedensbestrebungen, Abrüstungspropaganda, Frauenbewegung, Strafrechtsreform, und verweilte besonders bei der Schulfrage. Er befürwortete Entfernung des Religionsunterrichts aus der öffentlichen und Einführung der Sittenlehre in die Schule: Religion solle geschichtlich, nicht dogmatisch gelehrt werden. Zum Schluß beleuchtete er den internationalen Charakter der Ethischen Kultur, die auf den Ausbau eines Weltgewissens hinarbeite. Die nahezu $1\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch nehmenden geistreichen, überaus fesselnden Ausführungen des Redners wurden mit großem Beifall aufgenommen. — In der Diskussion widmete Herr Stadtvikar Wielandt der Gründung der hiesigen Gesellschaftsabteilung ein herzliches Begrüßungswort. Auf einzelne Anfragen hin äußerte sich der Redner des Abends noch in Kürze über die Möglichkeit, die Kunst für ethische Ziele heranzuziehen, über die Stellung der Gesellschaft zum Tierschutz, zur Vivisektion, zum Vegetarismus und zur Abstinenz. Er berichtete ferner über die praktische Tätigkeit der Berliner Gesellschaftsabteilung, Gründung von Lesehallen, Einrichtung von Fortbildungskursen, Ermutigung moralphilosophischer Versuche und die bisherigen Erfolge auf diesem schwierigen Gebiet, endlich über die Einrichtung einer Zentrale für Wohlfahrtspflege. (Heidelberger Tageblatt)

* * *

Abteilung München. Am ersten jeden Monats werden von der Gesellschaft für ethische Kultur im Silbersaale des Café Luitpold gesellige Abende veranstaltet. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, sind willkommen. Andere, die teilzunehmen wünschen, werden gebeten, sich vorher beim 1. Schriftführer, Herrn Max Kramer, Dienerstraße 23 (Telephon 959), schriftlich oder telephonisch anzumelden. Eintritt für Nichtmitglieder 25 Pfg. Teilnahme jüngerer Leute beiderlei Geschlechts ist besonders erwünscht, denn es soll eine Verbindung gebildeter Geselligkeit mit gegenseitiger ethischer Belehrung erstrebt werden.

Damit die Abende auch inhaltlich eine einheitliche Folge haben möchten, soll in diesem Winter Goethes unerschöpfbare Persönlichkeit den Mittelpunkt der gemeinsamen Lektüre und Besprechung bilden. Es werden zuerst irgendwelche durch ethischen Reichtum besonders wertvolle Teile aus Goethes Werken oder Briefen, Verse oder Prosa, von einleitenden und erläuternden Worten begleitet, vorgelesen; sodann soll sich daran ein zwangloser, vor allzu weitem Abschweifen behüteter, diskussionsartiger Meinungsaustausch anschließen. Noch andere Formen mögen dem praktischen Versuch überlassen bleiben. Auswahl und Vorlesung aus Goethe, sowie Leitung der Abende hat zunächst Dr. phil. Max Rieß übernommen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.
Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Freitag, den 8. Februar, abends 8½ Uhr, im Saal 109 des städt. Rathauses Vortrag von G. S. Cadanis „Aus eignen Dichtungen". Gäste willkommen.

Donnerstag, den 14. Februar, 8¼ Uhr abends Unter den Linden 16, III. Zweiter Leseabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer: J. St. Mill, über die Freiheit. Reklam 3491/92.

Ende **Februar** wird Herr Dr. A. Römer (Tag und Ort noch zu bestimmen) seinen wegen seiner Erkrankung vertagten Vortrag halten: „John Brinkman, der Humorist und Meister des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen.) — Ferner soll unter Mitwirkung von Herrn Regisseur Quincke (früher Frankfurt a. M.) im Laufe des März ein Volksunterhaltungsabend veranstaltet werden. (Näheres später).

Sonnabend, den 9. März, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 **Abteilungstag.** Bericht des Vorstandes und Neuwahl.

Dienstag, den 26. März, 8¼ abends im Bürgersaal des städt. Rathauses: Geheimrat Dr. Duncker: „Aus dem Schulwesen Nordamerikas." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 128 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Karfreitag, den 29. März, abends 7 Uhr, im Altstädter Hof (Kaiser Wilhelmstraße am neuen Markt) Geselliger Abend. Vorlesung von C. F. Meyer, Huttens letzte Tage, durch Oberregisseur Quincke. Gäste können eingeführt werden.

Ferner bitten wir unsere Mitglieder, sich für die folgenden Tage frei zu halten:

Mittwoch, den 10. April, (Saal 109 des städt. Rathauses.)
Montag, den 22. April, (Bürgersaal „ „ „)
Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 „ „ „ .)

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zum Kulturkampf um die Schule.
Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

VIII und 152 S. gr. 8º. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Die Jahresberichte über das höhere Schulwesen" schreiben:

„Um die Erziehung zum reinen Menschentum, die allein imstande sei, auch unser Vaterland aus der konfessionellen und Partei-Zerklüftung zur Einigkeit und Macht zu führen, darum handelt es sich in Penzigs Buch: *Zum Kulturkampf um die Schule.* Das Gesetz von der Erhaltung der sittlichen Kraft und von der unendlichen Fernwirkung von Gut und Böse nötige uns zu der Gewißheit, daß unser Leben und das unserer Kinder mit dem sittlichen und kulturellen Hoch- oder Tiefstand unserer Umgebung unseres Volkes, in der ganzen Menschheit im engsten Zusammenhange stehe. Daraus folge die Neugestaltung unseres Erziehungswesens. . . . ."

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Sponholzstraße 40.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Literatur-Verzeichnis des **„Internationalen Ethischen Bundes"** bei, worauf wir unsere Leser speziell hinweisen.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren können, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt. Die Redaktion.

Epiktet, Handbüchlein der Moral. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Capelle. Jena 1906. Eugen Diederichs. Geh. 2,00 Mk., geb. 3,50 Mk.

Schleiermacher, Briefe. Jena 1906. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 4,00 Mk., geb. 6,00 Mk.

Zur Frauenfrage. Von S. Heinrich Roth. Dresden 1905. E. Pierson's Verlag. 1,00 Mk.

Worte Ruskins. Von Carl Hagemann.

Worte Buddhas. Von Edgar Alfred Regener. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. Geb. je 2,50 Mk., Luxus-Ausgabe 4,00 Mk.

Der göttliche Ursprung des Menschen. Von Thomson Jay Hudson. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Eduard Herrmann. Leipzig. Verlag von Arwed Strauch. Geh. 7,20 Mk., geb. 8,50 Mk.

Christliche Antike. Einführung in die altchristliche Kunst. Von Ludwig von Sybel. Erster Band. Marburg 1906. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Teilung der Erde. Von Johannes C. Barolin. 4. Auflage. Dresden 1905. E. Pierson's Verlag. 3,50 Mk.

Philosophische Bibliothek. Band 26 a: René Descartes' philosophische Werke. Von Dr. Artur Buchenau. 1,80 Mk. Band 112: Herder's Philosophie. Von Horst Stephan. 3,60 Mk. Leipzig 1906. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Sonntagsgedanken eines Alltagsmenschen. Plauderei von Carl Weckshagen. Berlin 1906. Verlag von Franz Wunder. Geh. 2,00 Mk., geb. 3,00 Mk.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur **Berlin** S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind **dort elegant** ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20 Mk.** zu beziehen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Februar 1907.	Nr. 4.

Inhalt:

Die Kulturmission der Beamten.

Von einem Beamten.

Das Heer der öffentlichen Beamten in Reich, Staat und Gemeinde ist beruflich dazu bestimmt, am Wohl des Staates — als der Gesamtheit der Bürger — zu arbeiten. Daß diese Aufgabe nicht immer klar und vollständig in die Erscheinung tritt, liegt zumeist wohl daran, daß der eigentliche Beruf der Beamten gerade von oben her häufig verkannt wird und die „Regierenden" in dem Beamten mehr einen Untergebenen als einen öffentlich bestellten Diener am Gemeinwohl erblicken. Die Beamten selbst sind für die hier landesübliche irrtümliche Auffassung ihrer Amtspflichten wohl am wenigsten verantwortlich zu machen; ihr freudiges Wollen wird ja leider nur zu oft erstickt von einem bitteren Müssen. Um so dringender ist es heute nötig, daß immer und immer wieder auf die eigentliche Bestimmung der Beamten hingewiesen wird.

Die unleugbare Tatsache, daß wir zwar in der äußeren Kultur fortgeschritten, in der inneren Kultur aber weit zurückgeblieben sind, zeigt sich mit unheimlicher Deutlichkeit auch in der Regierungsmaschinerie. Leidet schon der nicht beamtete Staatsbürger unter der Fülle der Gesetze, Polizeiverordnungen und sonstigen Bestimmungen, über die er nur mit Mühe einen wenn auch nur ganz allgemeinen Ueberblick zu gewinnen vermag, so hat der Beamte erst recht eine Unsumme von Arbeit zu leisten, um nicht auf Schritt und Tritt gegen irgend eine noch in Kraft befindliche Bestimmung von 1834 oder 1811 (es gibt noch viel krassere Beispiele) zu verstoßen. Das sind aber beileibe nicht immer wichtige, im Interesse des Staats- oder Gemeinwohls erlassene Verordnungen, sondern häufig recht unwichtige Erzeugnisse einer schreibseligen Bureaukratie. Sammelwerke über solche streng zu beachtenden Vorschriften gibt es schon einige, aber zahlreiche dieser Erlasse und Verfügungen findet man nur mühsam in den vergilbten und verstaubten Akten. Das wäre noch erträglich, wenn nicht viele dieser Bestimmungen einen Rattenschwanz von Erläuterungen, Nachträgen, teilweisen „Modifikationen" usw. hinter sich her schleppten; das Flicken wird nämlich stets dem Neubearbeiten vorgezogen. Und die minutiöse Beachtung aller dieser Formalien und Materialien, sowie der vielen Zuständigkeiten und Nichtzuständigkeiten, der Instanzenzüge und geschäftlichen Gepflogenheiten raubt dem Beamten nicht nur einen erheblichen Teil seiner Zeit und Kraft, sondern — und das ist das schlimmere — sie macht ihn entweder zu einer Maschine oder aber zur Karikatur eines Menschen: zum Bureaukraten, wie wir ihn aus den „Witzblättern" oder wohl auch aus dem Leben kennen. Auf diese Weise wird der Bureaukratismus zum Selbstzweck, während er doch nur ein Mittel zum Zwecke der Hebung des Allgemeinwohls — und zwar ein möglichst einfaches — sein sollte. Ein großer Teil des Beamtenheeres dient heute nebensächlichen Zwecken und die großen Aufgaben treten mehr und mehr in den Hintergrund. Auch hier wird zu viel regiert zum Schaden nicht nur der Beamten allein, sondern unmittelbar auch der Allgemeinheit.

Die Ursache dieser betrübenden und allgemein beobachteten Erscheinung ist an und für sich sehr erfreulicher Natur: Staat und Gemeinde haben in fortgesetzt gesteigertem Maße weite Gebiete in ihr Bereich gezogen, die früher der privaten Regelung vorbehalten blieben. Die Aufgaben von Staat und Gemeinde erstrecken sich heute auch auf viele Gebiete, die — mindestens in ihrer jetzigen Gestalt — überhaupt erst neu erschlossen sind. Das führte naturnotwendig zu einer komplizierteren Geschäftsführung. Nur ist es leider allzu lange versäumt worden, das Augenmerk auf die stetige Vereinfachung des Betriebes zu richten. Man vergaß (trotz der zahlreichen Beispiele aus dem praktischen Leben, insbesondere der Technik) völlig, daß die einfachste Methode immer die beste ist, und freute sich über jeden neu erfundenen komplizierten Maschinenteil wie über eine neue Offenbarung. Als dann zum Schrecken aller ergrauten Bureaukraten ein Endchen des alten Zopfes mit der Beseitigung der schon längst recht entbehrlich gewesenen Höflichkeits- und Ergebenheitsformeln glücklich abgeschnitten wurde, glaubten die jungen Optimisten schon an das Aufgehen der Morgensonne. So bescheiden war man geworden. Aber die Sonne kam nicht, höchstens blinzelte schelmisch ein Sternlein.

Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Es war ein Irrtum, eine wirkliche Besserung von der Beseitigung irgend eines überflüssig erschienenen Beiwerks zu erhoffen. Der Grundfehler liegt ja doch viel tiefer und muß erst klar

erkannt werden. Da heißt es, den Blick trotz der erworbenen Kurzsichtigkeit einmal auf das Ganze, auf den Staat, sein Wesen und seine Aufgaben richten. Der Staat ist uns nicht mehr ein Mechanismus, sondern wir erkennen in ihm einen Organismus. Seine in ihrer vollen Bedeutung erfaßten hohen Kulturaufgaben können nicht mehr von einer Regierungsmaschine erfüllt werden; vielmehr bedarf es dazu neben dem tatkräftigen Zusammenwirken aller Staatsbürger eines vorzüglich organisierten Beamtenkörpers, eines großen Beamten-Organismus, der Nebensächliches bei Seite schiebend nur auf die Hebung der Wohlfahrt des Ganzen bedacht ist. Heute haben wir tatsächlich noch eine Regierungsmaschine; ein Organismus arbeitet nicht so stoßend und stampfend. Ein Organismus würde sich der Umgebung anpassen, er würde sich entwickeln, weil dies für ihn naturnotwendig ist. Eine Maschine dagegen setzt trotz allem angerichteten Unheil unablässig ihre mechanische Tätigkeit fort; sie ist dabei nicht einmal grausam, denn sie hat ja keine Empfindungen. In einem Organismus ist natürlich auch nicht ein Teil dem andern übergeordnet, sondern die Teile sind dem Willen des Ganzen unter-, einander aber nebengeordnet. Ein Teil kann wichtiger und wertvoller sein als der andere; aber kein Teil kann vernachlässigt werden, ohne daß das Ganze darunter leidet. Daher wird auch das Unbehagen eines Teiles von dem ganzen Organismus unangenehm mitempfunden; die Schmerzen der Beamten tun aber heute den Regierenden nicht sehr weh, höchstens einmal vor den Wahlen.

Ein kolossales Arbeitsfeld breitet sich hier vor den Beamten aus, denn sie sind in erster Linie berufen, das aufgestellte Ideal zu verwirklichen. Sie sollen nicht nur den zu schaffenden Organismus mit frischem und gesundem Blute erfüllen, sondern auch emsig dafür wirken, daß der Verwaltungskörper, anstatt aus Wolkenhöhen nur zu befehlen und anzuordnen, sich mit beiden Füßen auf den realen Boden des werktätigen Lebens stelle und in innigster Verbindung mit den Staatsbürgern und in freundschaftlicher Wechselwirkung mit ihnen arbeite. Hiervon ist heute leider noch sehr wenig zu verspüren. Jeder der großen und kleinen Regierenden bis hin zu den allerkleinsten umklammert krampfhaft mit beiden Armen sein Recht, seine Alleinzuständigkeit und seine Macht, damit von dieser heiligen Dreieinigkeit ja nichts verloren gehe. Dabei wird natürlich ganz vergessen, daß wirkliches Recht objektiv nicht so leicht verloren geht, daß die Alleinzuständigkeit nur eine formelle Abgrenzung ist, die sogar schwere Pflichten auferlegt, und daß die Macht ein ganz eigenwilliges und launisches Ding ist, das seinem Träger bei nicht ganz vorsichtigem Gebrauch leicht mehr Schaden als Nutzen bringen kann — äußerlich wie innerlich. Wie oft kann man es heutzutage beobachten, daß große Aufgaben vernachlässigt werden, weil der Anstoß zur Lösung von unbequemer Seite, in verfehlter Form oder in etwas schiefer Richtung erfolgt. Daß die Idee an und für sich fruchtbringend, also gut ist, wird dabei nur allzuleicht und gelegentlich auch gern übersehen. Diese übergroße Empfindlichkeit, die wir von unten herauf bis in die höchsten Spitzen unseres Staatswesens und namentlich auch unserer Bureaukratie tagtäglich beobachten können, ist gerade wegen ihrer allgemeinen Verbreitung ein gefährliches Uebel. Jede objektive Betrachtung wird dadurch „empfindlich" gestört und die Sache leidet regelmäßig darunter.

Hier liegt ein zweites großes Arbeitsgebiet: „Kampf gegen die Nervosität" Nachdem wir einmal erkannt haben, daß nicht die bloße Erhaltung des Gewordenen die Hauptsache ist, sondern das „Leben" vielmehr „Entwickeln" bedeutet, muß endlich jeder sachlichen Kritik der Weg geebnet werden. Die Tatsache, daß wir nichts Vollkommenes erreicht [illegible]den, berechtigt uns doch wirklich noch nicht, alles Bestehende für mustergiltig und unübertrefflich zu halten. Stillstand ist nicht nur Rückgang, Stillstand ist schlechthin der Tod. Wir sind von idealen Zuständen noch so himmelweit entfernt, daß ungezählte Generationen nach uns noch Berge von Arbeit zu bewältigen haben werden, um dem Ideale sich bis zu einem erreichbaren Grade zu nähern — ganz abgesehen davon, daß auch die Ideale noch sehr verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig sind. Da brauchen wir doch wirklich nicht die Hände müßig in den Schoß zu legen, um das schöne Lied der Faulen, Satten und — Eitlen anzustimmen: „Wie herrlich weit haben wir's gebracht." Kritik ist der wichtigste Fortschrittshebel und die Kritiker sind wirklich nicht die schlechtesten Menschen. Allerdings werden sie von den Bequemen und den — Regierenden gar zu gern und mit dem größten Unrecht einfach als Tadler, Nörgler und Umstürzler gebrandmarkt und wenn sie gar Beamte sind, mit der Zuchtrute der Disziplinarmittel gemaßregelt, sobald sie gefaßt werden. Aber das mühsam unterdrückte Feuer glimmt unter der Asche fort; die Kritik töten, hieße das Leben töten und das Leben ist glücklicherweise etwas zähe.

Es soll zugegeben werden, daß die Lösung der vorstehend geschilderten Aufgaben durchaus nicht leicht ist. Trotzdem müssen sie zum großen Teile gerade von den Beamten selbst gelöst werden — von innen heraus —, weil eine Lösung von außen her ja doch nur immer wieder mechanisch und somit unfruchtbar wäre. Gerade die Beamten, die im Betriebe arbeiten, müssen seine Mängel nicht nur am besten kennen, sondern auch klar zu erkennen suchen, um den Fortschrittshebel der Kritik am rechten Punkt einsetzen zu können. An der Hülfe von außen her wird es um so weniger fehlen, je mehr es den Beamten gelingt, sich von den hie und da noch vorhandenen Amts- und Standesvorurteilen frei zu machen und ihren Platz als Staatsbürger im öffentlichen Leben selbst zu finden. Der Beamte der Zukunft kann seine Amtspflicht nicht voll erfüllen, wenn er den Staat nur als eine große Schreibstube ansieht und sich von den mannigfachen, einander widersprechenden Erscheinungen des täglichen Lebens den Kopf verwirren läßt. Für ihn gilt es, als gleichberechtigter Staatsbürger mit dem öffentlichen Leben innige Fühlung zu nehmen und je nach Neigung und Befähigung auch dort zu wirken — soweit nicht bestimmten Kategorien von unmittelbaren Staatsbeamten als bloßen Werkzeugen der Regierung die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen den Verzicht auf persönliche, außeramtliche Tätigkeit nahe legt. Der Beamte soll nicht nur Beamter, sondern auch Mensch sein, und als solcher ist er auch Staatsbürger. Auch außerhalb seiner begrenzten Berufstätigkeit oder vielleicht gerade dort kann und soll er zeigen, daß er seines Amtes würdig ist, indem er das Verständnis für die Kulturaufgaben des Staates pflegen hilft und seine eigene Note in das bürgerliche Konzert hineinwirft. Auch hier sind noch mancherlei Hindernisse zu überwinden, da die Kurzsichtigkeit oder die — Nervosität der Regierenden jede öffentliche Betätigung eines Beamten außerhalb von Kriegervereinen und Skatklubs mit mißtrauischen Blicken betrachtet, jeden Augenblick bereit, den Pflichtvergessenen in seine engsten Grenzen zu verweisen. Aber schließlich wird ja doch mindestens ein großer Teil der nicht beamteten Staatsbürger die Beamten in dem Kampfe um ihre Emanzipation zu unterstützen wissen. Nur muß die künstlich errichtete Schranke zwischen den Beamten und den übrigen Staatsbürgern im beiderseitigen Interesse baldigst fallen. Sie ist ja schon so morsch, daß es zu ihrem Sturze nicht einmal der Anwendung außerordentlicher Mittel bedarf.

Einer Beamtenschaft, die sich so in schöpferischem Idealismus den Anforderungen der veränderten Zeitverhältnisse gewachsen zeigt und sich selbst mit neuem Geiste erfüllt, kühn hinausstrebend über die noch immer diktierte enge Auffassung ihrer Stellung und ihrer Pflichten, einer solchen Beamtenschaft kann und wird die ideelle wie materielle An-

erkennung ihrer Tätigkeit nicht versagt werden. Selbst die Regierenden werden trotz ihres Unmuts von heute, wenn nicht schon morgen, so doch vielleicht übermorgen zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß es sich mit herangereiften Persönlichkeiten besser und ersprießlicher arbeiten läßt, als mit gestoßenen und getretenen, mechanisch bewegten Maschinenteilen. Endlich muß doch die Ueberzeugung reifen, daß die so dringend nötige weitere Steigerung der Kultur nur dadurch erzielt werden kann, daß man alle nur irgendwie erreichbaren lebendigen Kräfte in möglichst ausgiebiger Weise für die Allgemeinheit fruchtbar macht. Wenn erst die Sünden von gestern wirklich die Wegweiser der Tugenden von morgen geworden sind, dann haben wir allen Anlaß, uns dieser Sünden nicht mehr zu schämen; bis dahin aber ist ernste Selbstbesinnung noch dringend von nöten.

Stimmen der Einsamkeit.

Von Gera Nordheim (Südfrankreich).

II.

Heute, da nach düstern Regentagen ein freundlicher Nachmittag so einladend lächelte, folgte ich dem Ruf und erfreute mich auf meinem einsamen Spaziergange der schönen Mosaik des Weges: Blätter und Zweiglein jeder Form und Gestalt in der Farbenpracht des Herbstes hatte der wilde Regensturm herabgeschüttelt und sie hatten sich dem Weiß der aufgeweichten Kalkerde so glatt eingefügt, als wäre es eine Arbeit von Künstlers Hand.

„So,“ dachte ich, „ist wohl der einsame Weg des Alters mit Jugenderinnerungen ausgestirnt.“ Und langsam, Bild auf Bild zog die Vergangenheit an meiner Seele vorüber.

Aber aus träumerischem Sinnen erweckt mich die Frage: „Und Du — worin fandest Du wohl Dein höchstes Gefühl?“

Die Antwort war bald gefunden: dem leisen, stillen Wink des Herzens nachzugehen — dem Gott in meiner Brust zu folgen.

„Und hat dich diese Stimme nie betrogen, nie in die Irre geführt?“

Sie hat mich nie betrogen, nie irre geführt. Wohl ward ich betrogen, aber nur von Menschen; von denen, die den schönen Gott in ihrer Brust nie gekannt, oder getötet hatten; — von den armen Seelchen, denen Erzieher, die ihr Ehrenamt nicht verdienten, in grausamer Beschränktheit die Flügel früh gestutzt und verstümmelt — sie sind ja zum Fortkommen in der Welt hinderlich, sagen solche Erzieher: ein schönes Zeugnis, das sie damit der Menschheit ausstellen und ein herrliches Mittel, den Typus Mensch auf eine höhere Stufe zu heben; — von den Gleichgiltigen endlich, die wohl fähig sind, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, aber aus Schlaffheit und Feigheit lieber in dem alten Schlendrian, dem gewohnten Geleise beharren.

„Und wurdest du nie von Zweifeln gequält, warst du nie im Zwiespalt mit dir selbst, hörtest du sie immer, diese Stimme in deiner Brust?“

Wohl habe ich in Kämpfen gerungen, stunden- und tagelang, aber ich verlor den Mut nicht, ich harrte der Botschaft. Und wie dann mit einem Male die schweren Wolken zerreißen, die uns bedrücken, und siegend die Sonne hindurchblickt, so wurde es plötzlich Klarheit in mir und die Stimme sprach: „Hier ist Dein Weg — den gehe!“ —

„Ist es nicht aber dennoch wahr, wie jene realistischen Erzieher sagen, daß die Flügel, welche die Seele zu ungeschauten Höhen emportragen können, dem guten Fortkommen in der Welt hinderlich sind?“

Gewiß — wer nur seinem Ideal dient, wird bei der Teilung der Erde zu kurz kommen. Und an dieser Erkenntnis, an frühem Ekel ging manche vielversprechende Jugend zu Grunde; andere retteten sich heraus — aber fragt mich nicht um welchen Preis; und die adligen Naturen, die sich selbst bis zum Ende treu blieben, konnten in stetem Kampf mit Mangel und Sorge ihre Seele nicht zum Blühen bringen, konnten der Menschheit Schmuck nicht sein, zu dem sie bestimmt. Aber wer verliert am meisten dabei? — Die Menschheit. — Und wem stünde es zu auf der Basis ewiger Gerechtigkeit eine bessere Gesellschaft zu erbauen, wenn nicht der Menschheit? Was sie daran hindert, ist ihre Blödsichtigkeit und Verschlafenheit, weit mehr als böser Wille. Man hat so lange aus Gottes unerforschlichem Ratschluß ein Schlummerlied gemacht, um sie einzulullen, daß ihr die Augen noch nicht darüber aufgegangen, was Gottes Vorsehung ihr alles zu tun gelassen, und wieviel Zeit sie schon versäumt.

„Ist es nicht aber ungerecht, daß ob dieser Säumnis auch die leiden müßen, welche wachen Aug's und prophetischen Geistes so gern die Schläfer aufrütteln möchten und ihr Leben in anscheinend fruchtlosem Bemühn verzehren?“

Es muß wohl so sein. Wie wären ihnen sonst die Augen aufgegangen, wenn nicht unter Schmerzen? So lange wir unter dem Blütenbaum selig dahinträumen, was kümmern uns da die Geschicke der Menschheit? Nur unter Schmerzen reift die Frucht der Erkenntnis; nur wer ins Herz getroffen, erwacht zu höherem Leben. Alle unsere Leiden sind Wegweiser, der Menschheit gegeben, daß sie den rechten Weg lerne. Aber viele schon stießen sich die Köpfe daran blutig, ohne zu begreifen. Hier wäre der Hebel anzusetzen, ein reiches Feld des Wirkens für die am höchsten Begabten. Nicht an die tote Vergangenheit, nicht an die fernste, nebelige Zukunft sollten sie ihre Schätze verschleudern: der Gegenwart sollten sie sie weihen, die ihrer so dringend bedarf. Noch fordert unsere Gesellschaft immer zu viel Menschenopfer, und es sind nicht die Wertlosesten, die zu Grunde gehn; noch werden immer viel Perlen vor die Säue geworfen. Bessere Zustände anzubahnen, eine glücklichere Menschheit vorzubereiten — welch' schöne Aufgabe für den Volkserzieher! Versteht mich wohl: anzubahnen vorzubereiten! Manch schönes Streben scheiterte daran, daß der Fortschritt zu unvorbereitet gegeben wurde — er darf nur langsam reifen, wenn seine Wirkung von Dauer sein soll. Es bleibt einer künftigen, glücklicheren Gesellschaft vorbehalten, ihren Gliedern Pflichten aufzuerlegen, welche die freieste, herrlichste Entfaltung der Individualität begünstigen, die bei den heutigen, sozialen Zuständen physisch und moralisch verkümmert, wenn sie nicht gar zu Grunde geht. Dann erst werden aus der Dornenkrone des Mitleidens die Rosen der Mitfreude erblühen. —

„So wäre denn die Glückseligkeit der Endzweck des Weltprozesses?“

Wer will sich hier unterfangen, von dem Endzweck des Weltprozesses zu reden. Ruft Ihr auch Maulwürfe herbei, die Frühlingspracht Eures Gartens zu bewundern? — Halten wir uns an das, was wir wissen, was wir begreifen können: die möglichst vollkommene physische und moralische Entwickelung des Menschen, die harmonische Entfaltung seiner eigensten Natur ergibt als natürliche Folge ein Glücksgefühl. Seiner Kraft in erfreulichem Schaffen sich bewußt werden ist Glück. Dieses Hochgefühls werden wir nie einzeln dauernd teilhaftig werden können, auch nicht zu Zweien, zu Dreien: erst wenn wir die ganze Gesamtheit zum Feste des Lebens geladen. Ach, meine Brüder! — noch steigt viel giftiger Qualm und Brodem des Lasters, der Krankheit von den Brutstätten derer zu uns auf, die wir von des Daseins Freude ausgeschlossen. Wilde Tiere habt Ihr gezähmt oder besiegt; aber die menschliche Bestie schleicht noch immer durch Eure Reihen, saugt an Eurem Blut, zehrt an Eurem Mark, und schlägt Eure Erstgeburt. Euch graut da hinabzublicken? — Ihr möchtet lieber daran nicht denken? — Ich begreife es. Aber es wird der Tag der großen Reinigung kommen müssen. Diese große Nächstenliebe Euch zu lehren, die zugleich die edelste Selbstsucht ist;

Euch zu zeigen, wie beide sich am Ende zu einem volltönend harmonischen Akkord verschmelzen: dies sei die Aufgabe der Führer der Menschheit!

Christus war ein Führer der Menschheit; nur daß sie sich seiner Leitung nicht lange überlassen hat. Daß so viele unchristliche Handlungen im Namen des Christentums geschehen konnten, ist mir immer als die größte Lüge der Weltgeschichte erschienen, und unbegreiflich, daß so viele sonst aufgeklärte Köpfe die Mängel und Schäden unserer Zivilisation, die Rückschritte in der Entwickelung der Menschheit dem Christentum zur Last legen konnten, das doch noch nie und nirgend die herrschende Religion war. Ja, man kann sagen, daß seit die ersten Christen ihre Schlupfwinkel verließen und ihren Namen den römischen Kaisern liehen, das Christentum seinen eigentlichen Charakter ganz verlor und echt nur in der Legende und in vereinzelten Persönlichkeiten sich forterhalten, die folgerichtig in der Welt kein großes Aufsehen machen konnten, wenn nicht der Glorienschein eines hervorragenden Martyriums auf sie fiel.

Zwar könnte man mir einwenden, daß für einen Führer der Menschheit in meinem Sinn die Bedeutung von Christi Lehre oft recht dunkel ist. Wenn man sich doch nur einmal erst die Mühe gäbe in sie einzudringen: es würde Vielen wie Schuppen von den Augen fallen! Als Einleitung bitte ich das tiefe Wort zu beherzigen: „Der Buchstabe tötet; aber der Geist macht lebendig!“ Christi Lehre ist von Anfang bis zu Ende durchaus einheitlich: daraus ergibt sich die große Klarheit. Viel goldne Worte enthält das Evangelium, und manches davon ist uns ja in Fleisch und Blut übergegangen, daß uns garnicht mehr zum Bewußtsein kommt, wie das Beste in uns christlichen Ursprungs ist. Aber nicht Alles an uns ist des Besten: und viel verborgene Schätze enthalt noch das Evangelium, die wir nicht gehoben; — aber man wird in Zukunft darauf zurückkommen müssen. Nicht „sind wir noch Christen“ wird dann die Frage lauten — wir waren es ja noch nie; sondern: „sind wir nun endlich Christen?“

Luther war ein Führer der Menschheit; — aber um zu begreifen, ein wie glückliches Gemisch von religiösem Gefühl, moralischer Disziplin und kritischer Verstandesschärfe gerade wir Norddeutsche ihm verdanken: — dazu muß man, wie ich, Jahre lang in katholischen Landen zwischen fanatisch beschränkter Bigotterie und widerlichem Materialismus gelebt haben.

Unsere großen, echten Künstler sind Führer der Menschheit. An dem himmlischen Feuer ihrer Begeisterung zünden sie den göttlichen Funken in des Menschen Brust und unterhalten die Flammen auf dem Altar eines unvergänglichen Ideals. Jede Stunde, die sie dem Dienst des Schönen gewonnen, ist auf ewig für das Gemeine verloren.

Gunau auch könnte unser Führer sein. Seine Traumgebilde ragen hoch und weit in die Zukunft hinein; es sind nicht luftige, schwebende Gespinnste; sie verlieren nie den festen Boden unter den Füßen, und an des Leiters sicherer, treuer Hand gelangen auch wir schwindelfrei bis zu den höchsten Höhen. Aber seine Zeit ist noch nicht gekommen; er ist noch zu fein für die Menge, die ihre naturalistische Uebergangskrankheit noch nicht überwunden.

Auch mein Vater war ein Führer zur Höhe. Mit klar durchdachter Rede und schwungvollem Ausdruck hat er in beschränktem Kreise unendlich segensreich für die Vergeistigung und damit Erhaltung des religiösen Gefühls gewirkt. Bis aus dem Innern Rußlands kamen Israeliten zu den preußischen Grenzmarken, um aus seiner milden Hand ein versöhnliches, geläutertes Christentum zu empfangen.

Und so kann Jeder nach seiner Befähigung in engerem oder weiterem Wirken sein Fähnlein dem großen Heere zuführen. —

Aber da war ich ja schon in der Lindenallee angelangt, die den geschwätzigen Adour entlang, zu meiner Behausung führt. Viele hatte der schöne Tag gleich mir herausgelockt; sie gingen fremd und gleichgültig an mir vorüber, und Niemand ahnte, in wie vornehmer Gesellschaft ich meinen Weg zurückgelegt.

Streiflichter.

Harnack und die Verweltlichung des Staates.

Gelegentlich der Kaisergeburtstagsfeier in der Berliner Universität hat Professor Harnack in Gegenwart des Herren Unterrichtsministers Dr. Studt eine Festrede gehalten, in der er die Frage einer möglichen Verständigung zwischen den Konfessionen erörterte, von dem leitenden Gedanken ausgehend, den ja schon Goethe ausgesprochen hat, daß an die Stelle der ihrer Natur nach hochmütigen Toleranz die Anerkennung treten müsse.

Es soll an dieser Stelle über die Möglichkeit des ihm vorschwebenden Ausgleiches nicht gesprochen werden. Er ist bisher immer nur in sehr schönen Reden, niemals aber in Taten zu Tage getreten. Für uns kommt hier nur ein Ausspruch in Betracht, der einer Zurückweisung bedarf, selbstverständlich unter dem Vorbehalte, daß die Berichterstattung der Tagesblätter über die Rede in diesem Punkte korrekt ist. Danach nämlich hätte Harnack gesagt: „Der öfter erteilte Rat, Religion und Konfession ganz aus dem öffentlichen Leben auszuschalten, damit die Konfessionen dann an der eigenen Rückständigkeit zugrunde gehen, ist für Deutschland nicht angebracht. Die Religion ist zu fest in den Tiefen unseres Wesens verankert.“

Hierin sind zwei tatsächliche Irrtümer enthalten. Zunächst der für eine der höchststehenden theologischen Persönlichkeiten äußerst bedenkliche, Religion und Konfession zu mischen. Denn nicht von der Konfession, von dem Bekenntnisglauben, läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß sie noch als in den Tiefen der deutschen Volksseele verankert gelten kann. Die weit überwiegende Mehrzahl der Gebildeten und zugleich eine ebenso große Mehrzahl der breiten Massen, hat sich von dem Interesse für die dogmatischen Feststellungen der Religionsgemeinschaften innerlich und zum Teil ja auch schon äußerlich losgesagt. Die Religion aber braucht nicht in den Tiefen unseres Wesens verankert zu werden, und hat in deutschen Gemütern keine andere Wesenheit und Heimstätte als in allen anderen; sie gehört eben zu den unveräußerlichen, notwendigen, innersten Besitztümern eines Jeden. Diese Religion, die mit der Konfession gar nichts zu tun hat, nutzt also auch den Konfessionen nicht zu ihrer Befestigung und Legitimation.

Der zweite Irrtum aber ist der — und der ist nach dem ersteren leicht begreiflich —, daß diejenigen, welche wünschen, daß alle Berücksichtigung des Konfessionellen oder Kirchlichen aus dem öffentlichen Leben, d. h. aus den Staatsorganisationen, ausgeschaltet werde, damit die Absicht verbinden, die Konfessionen nach einer solchen Beseitigung aus dem Kreise der öffentlichen Interessen an ihrer eigenen Rückständigkeit zugrunde gehen zu lassen. Sie protestieren mit aller Gewalt gegen das Mißverständnis! Ob die Konfessionen und kirchlichen Gemeinschaften rückständig sind und bleiben wollen, ist füglich ihre Sache und durchaus keine Notwendigkeit. Nicht aber um ihrer Rückständigkeit willen wird ihre Ausschließung aus den Kreisen der öffentlichen Angelegenheiten gefordert, sondern um ihrer Vielheit und ihrer Gegensätzlichkeit untereinander willen, mit der der moderne Staat in Wahrheit nicht fertig werden kann; denn er kann weder sämtliche Konfessionen haben, noch darf er sich zu einer mit allen logischen Konsequenzen bekennen. Er kann also nur schlechthin weltlich sein, und setzt sich bei dem Festhalten an der Pflege des Religions-Gemeinschaftswesens (um es möglichst neutral auszudrücken) dem Verdachte aus, in der Hierarchie sämtlicher Religionsgemeinschaften und ihrem fast unwiderstehlichen Einflusse

auf die Gemüter der Gläubigen lediglich eine Schutzmauer zu konservieren, hinter der er seine nicht mehr zeitgemäßen Anschauungen und Absichten verbergen und gegen die ständig heftiger und gewaltiger werdenden Angriffe eines wirklich modernen Geistes verteidigen könne. Der moderne Staat, der noch kirchlich zu sein affektiert, hat nicht mehr den Anspruch, dabei noch als völlig gutgläubig angesehen zu werden. B. M.

* * *

Peabody über „Ethische Kultur." Durch die Zeitungen läuft ein Bericht über die Vorträge des ersten amerikanischen „Tauschprofessors", in denen sich der Gelehrte auch über die ethischen Gesellschaften geäußert haben soll. Die „Vossische Zeitung" schreibt z. B.:

Eine wichtige Zeitfrage berührte der amerikanische Gelehrte in dem Kapitel über „das Aufsteigen der Ethik." Peabody bestreitet die Selbständigkeit der Moral. „Die Moralität verhält sich zur Religion wie der Teil zum Ganzen. Die Ethik ist ein Merkstein auf dem Wege zur Religion." Interessant ist das Urteil des Amerikaners über die Bestrebungen der „Ethischen Kultur." „Wir sehen darin, — schreibt er, — eine Bewegung, die oberflächlich betrachtet, der formellen Lehre der Religion neutral oder feindlich gegenübersteht und mit Vorbedacht ihr Programm auf moralische Erziehung beschränkt. Die Metaphysik des Christentums wird als überflüssig und hinderlich außer acht gelassen und die Aufmerksamkeit auf die deutlichen und unmittelbaren Wahrheiten der sittlichen Verantwortlichkeit und des menschlichen Dienstes zurückgelenkt. Das ist eine Anklage, die die Kirchen sich zu Herzen gehen lassen sollten, ein Appell vom Gefühl an die Lebensführung, von der Theologie ans Leben. Betrachten wir jedoch die Literatur der ethischen Kultur näher, so sehen wir zu unserer Ueberraschung, daß, wenn ihr Titel auch eine Einschränkung bedeutet, ihre Absicht doch umfassend ist. Ihre „Kultur" bedeutet nicht bloß die Ausübung der Moral, sondern die Philosophie des Idealismus. Ihre Hoffnung ist nicht, Religion zu Moral zu reduzieren, sondern Moral zu Religion zu erweitern. Ihre Sprache ist die Sprache der Ethik; aber ihre Motive sind die Motive des Glaubens. Der ethische Idealismus mag die Phrasen der Religion meiden; seine Gefühle aber, seine Impulse, seine geistige Haltung sind identisch mit denen der rationalen Frömmigkeit. Der Glaube an die moralische Ordnung des Universums, an den kategorischen Imperativ der Pflicht, an die Tauglichkeit des Menschen zu ethischer Kultur, bringt vielleicht die Religion nicht zum vollen Ausdruck; aber sie sind sicherlich der Punkt, an dem die Religion Jesu einsetzt. Ethische Kultur ist verschwiegener Theismus."

Für jeden Kundigen ist es klar, daß Peabody offenbar nur von den amerikanischen Vertretern der ethischen Kultur spricht, für die sein Urteil teilweise zutreffen mag. Leider hat sich der Gelehrte um die deutschen ethischen Gesellschaften und ihre Literatur nicht gekümmert, sonst würde er sein Urteil wohl etwas haben modifizieren müssen. Die deutsche Auffassung von ethischer Kultur verweist alle Religion energisch aus dem Gemeinschaftsleben in das Heiligtum der Persönlichkeit, ist also streng neutral.

* * *

„Ethos"-Bund und Antisemitismus. In der letzten Nummer der Blätter des Akademischen Bundes Ethos (Januar 1907) unternimmt es Herr Th. Richter, den vorjährigen Beschluß auf Ausschließung der Juden zu rechtfertigen. Er sieht darin nicht etwa eine Verirrung einer von antisemitischen Masseninstinkten geleiteten Mehrheit, sondern vielmehr „eine Emanzipation von einer in den meisten ethischen und sozialen Regenerationsbewegungen vorherrschenden Massenanschauung von internationaler ‚Humanität', die alle Stammeseigenarten und Unterschiede einfach aufheben oder indifferent machen soll." Er unterscheidet ein „abstrakt sittliches Menschheitsideal" von dem „konkreten relativen Strebeziel des Bundes." Jenes sei: „harmonische Entfaltung aller Anlagen und Fähigkeiten in Harmonie mit sich und dem Ganzen;" dieses sei: „Neuerstehung bester deutscher Art." Wenn z. B. eine Anzahl deutscher Künstler sich zur Pflege deutscher Landschaftsmalerei zusammenschließe, so könne sie „naturgemäß in ihren Kreis keine japanischen, französischen, russischen 2c. Maler aufnehmen." Ebensowenig könne in dem Programm: „Neuerstehung bester deutscher Art" vernünftiger Sinn gefunden werden, wenn man „gleicherweise Russen und Siamesen, Japaner und Juden, Deutsche und wer weiß was zu einer Gemeinschaft des Willens und der Tat zu unseres Volkes Wohl zusammenschmieden" wollte. Den Einwand, daß man die Juden, die „nun schon wer weiß wie lange in unserem Lande sitzen, sich vollkommen akklimatisiert haben usw." nicht als fremdes Volk von den Deutschen scheiden könne, weist er mit s. g. „Tatsachen" zurück, d. h. er dekretiert einfach: „Die gewaltige Kluft Arier-Semit ist nicht überbrückbar." Es „fühle" jeder, notabene „der sich die ursprüngliche Anlage, Art seines Stammes in Denken und Fühlen bewahrt hat", stets im Leben den Abstand heraus, der ihn hierin von dem anderen Stamme trennt." Aber in einer Anwandlung von richtiger Erkenntnis, daß weder die einfache Behauptung von jener Kluft noch die Berufung auf ein seiner Meinung nach normales Fühlen den Wert von „Tatsachen" in Anspruch nehmen könne, fügt er endlich hinzu, „jeder Anthropologe wisse, daß ein Volk, wie das jüdische, das seit Jahrtausenden unter schärfster Separation von anderen Völkern sich in dauernder Inzucht fortgepflanzt hat, seine Stammesart in höchster Potenz unaerlierbar ausgeprägt habe." Die durch Inzucht fest und stark gewordene Stammeseigenart behalte bei Mischung stets die Oberhand. Demgemäß müsse man „an der Tatsache festhalten, daß Judentum und Deutschtum etwas Verschiedenes sind, daß sie dementsprechend auch geschiedene sittliche Aufgaben haben im Streben zur Vervollkommnung der Menschheit."

Diese Beweisführung, wenn man dergleichen schon so nennen darf, verrät doch eine recht bedauerliche Unklarheit. So wenig die bloße „Verschiedenheit" von Hinz und Kunz ihnen „dementsprechend auch geschiedene sittliche Aufgaben" zuweist, vielmehr höchstens einen verschiedenen Grad der Erfüllung ein und derselben Menschenaufgabe zur Folge haben könnte, so wenig vermögen Rassenunterschiede die Einheit des sittlichen Menschheitszieles (oder als absolutes sittliches Ideal charakterisiert mit „harmonischer Entfaltung aller Anlagen und Fähigkeiten in Harmonie mit sich und dem Ganzen") zu zerspalten. Wir werden auch so indiskret sein müssen, Herrn Th. Richter zu fragen, was er sich unter dem „konkreten relativen Strebeziel des Bundes", der „Neuerstehung bester deutscher Art" denn eigentlich konkret denkt und was das überall anderes sein kann, als jene „harmonische Entfaltung aller Anlagen und Fähigkeiten" 2c. Denn wir dürfen doch von einem Anhänger des „Ethos" unmöglich annehmen, daß er etwa unter bester deutscher Art die Trinkfestigkeit der alten Germanen und ihr Spiellaster verstehen wollte, die freilich mit der Alkoholenthaltsamkeit und dem Erwerbssinn der Semiten böse kontrastirren. Offenbar muß aber jemand, der „beste" deutsche Art nicht nur von bester jüdischer Art, sondern auch von minder guter deutscher Art unterscheiden will, an die Volkseigentümlichkeit einen Normalmaßstab anlegen — und was sollte das anderes sein als jenes wegwerfend als „Massenanschauung von internationaler Humanität" behandelte sittliche Menschheitsideal?

Wie, wenn nun jene „Stammeseigenarten", die Herr Richter um des Himmels willen nicht „einfach aufheben" möchte — Unarten wären? Wenn sich herausstellte, daß alle guten menschlichen Eigenschaften merkwürdigerweise des Rassenmerkmals ermangeln? Oder spricht er den Deutschen das Monopol der Treue, Keuschheit u. dgl. zu, an das Juden und Judengenossen nicht zu tasten wagen dürften? Das wäre dann etwa der Anfang einer physiologischen Ethik, die etwa dozieren könnte: „Innige Familienliebe wird an schwarzen Haaren und Hakennasen erkannt, während Uneigennützigkeit und Biedersinn nur mit blondem Haar und blauen Augen verschwistert vorkommt."

Man muß wirklich einmal deutlich werden gegen diese Schwarmgeisterei des Rassenenthusiasmus, die sich breit macht in einer Zeit, wo ein völlig rassenechtes Menschheitsindividuum kaum noch im Völkermuseum mehr aufzutreiben wäre! In demselben Atem mit mißbilligendem Seitenblick dem jüdischen Volke seine durch Inzucht unverlierbar ausgeprägte Stammesart vorwerfen (NB ohne dabei die Schuld der Wirtsvölker an diesem Ghetto-Separatismus auch nur zu erwähnen!) und für die Erhaltung besser deutscher Stammesart schwärmen, ein Anderssein mit Besser- oder Schlechtersein verwechseln, aus verschiedenem Ausgangspunkte auf verschiedene Ziele schließen — das Alles ruft nach einer gründlichen Repetition des collegium logicum, bevor man die Ethik zu reformieren beginnt. R. P.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Ulm. Am 27. Januar d. J. verschied nach schwerem Leiden der Vorsitzende der Abteilung Ulm der D. G. E. K. **C. Eberle.** Nicht nur die Ulmer Abteilung, sondern auch viele anderen kulturellen Vereine der Stadt erleiden damit einen fast unersetzlichen Verlust. In die nicht eben große geistige Regsamkeit der Garnisonstadt hat er eine Fülle von Anregung gebracht. Er gründete nacheinander den Lesekreis für natürliche Weltanschauung, den Friedensverein, die Abteilung Ulm, war unter den eifrigsten Mitbegründern und Mitarbeitern der von der Abteilung ins Leben gerufenen Freibibliothek und Lesehalle, die in fast 11jähriger Tätigkeit geradezu eine Mission unter der minderbemittelten Bevölkerung erfüllt hat, den Lesekreis Frauenwohl, die Ortsgruppe des deutschen Abstinenzlerbundes, den Monistenbund, den Feuerbestattungsverein mit dem ersten Krematorium in Württemberg und andre mehr. Obwohl er selbst hart um das tägliche Brot zu kämpfen hatte, hat er in selbstloser und unermüdlicher Tätigkeit und mit hervorragender Organisationsgabe die von ihm gegründeten Vereine und andre, wie die freireligiöse Gemeinde, zu fördern gesucht. Aus dem dunkelsten Bayern stammend, hat er nach dem Besuch einer einfachen Landschule bis in die letzten Wochen seines Lebens nicht aufgehört, in rastloser Arbeit an seiner Bildung zu arbeiten. Wenn man einen Menschen ehrt nach dem Maße, mit dem er seine Kräfte in den Dienst des Gemeinwohles stellt, dann gehört Eberle in die vorderste Reihe.

Sprechsaal.

Steuermoral. Von einem Durchschnittsmenschen. — Mit ganz besonderem Interesse habe ich den Artikel des Herrn Moritz Adler über Steuermoral, bezw. Steuer und Moral in Nr. 2 dieses Blattes gelesen, aber dieses Mal das mir so lieb gewordene Blatt mit einer gewissen Bitterkeit beiseite gelegt. Ich habe den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht, und bei dieser Gelegenheit die Greuel des Krieges in nächster Nähe kennen und verabscheuen gelernt. Als Friedensfreund und Mitglied des Friedensvereins kann ich mich Allem dem voll anschließen, was Herr Adler gegen die Verwendung der Steuern zu Rüstungs- und Kriegszwecken schreibt. Auch den Satz: „Diese Verwendung ist unlogisch, absurd, und daher par excellence unmoralisch; denn nur Steuern mit logischen, moralischen Zwecken können offenbar selbst als moralisch gelten und haben das innere Recht, an die Steuermoral der Steuerträger zu appellieren", — kann ich mit gutem Gewissen unterschreiben. Aber wenn nun auch wirklich die Verwendung der nicht nur dem gedankenlosen, sondern auch denkenden Durchschnittsmenschen unter Berufung auf seine sittliche Wahrheitspflicht abgenommenen Sparpfennige eine unmoralische ist, habe ich dann etwa die Pflicht oder das Recht, ebenfalls unmoralisch zu sein, zu lügen, oder milder ausgedrückt, zu hinterziehen? Oder ist es vielleicht moralisch, wenn ich mich der bestehenden Militärpflicht durch Selbstverstümmelung entziehe, weil der Krieg unmoralisch ist? Nein, ich werde mir nach wie vor erlauben, mich als idealen steuermoralischen Steuerträger zu bekennen. Als guter Demokrat bilde ich mir sogar nicht wenig darauf ein, niemals dem Staate wissentlich auch nur einen Pfennig hinterzogen zu haben. Mit Bedauern blicke ich auf meinen königstreuen preußischen Nachbar zur Linken und auf meinen hurradeutschen Nachbar zur Rechten herab, die sich ins Fäustchen lachen, weil sie es unter Beachtung des elften Gebotes fertig gebracht haben, ihren hochverehrten Staat, ihr vielgeliebtes Vaterland um einige Steuerstufen zu betrügen und dadurch ihre ehrlichen Mitbürger zu bestehlen. Ich muß deshalb aber noch lange nicht zum unmoralischen Denunzianten meiner steuerunmoralischen Nebenmenschen werden!

Uebrigens dient doch auch die Selbsteinschätzung nicht nur dem Staate, sondern auch der Kommune, und die Staatssteuern werden doch auch nur teilweise, wenn auch größtenteils, zu Kriegszwecken verwendet. Als hypermoralischer Steuerträger müßte ich dann wohl sagen: hier, Herr Steuerfiskus, meine absolut richtige Selbsteinschätzung. Aber, da der Staat voraussichtlich nur ein Drittel der Steuern zu moralischen, die andern zwei Drittel zu unmoralischen Zwecken verwenden wird, werde ich nur ein Drittel zahlen. Diese Steuerverweigerung hätte vorerst gar keinen Wert, und einen sittlichen Wert nur dann, wenn sie sich auf einen Mehrheitsbeschluß unserer Volksvertretung stützen könnte.

Was nun das Steuerprinzip der Selbsteinschätzung an und für sich anbelangt, so bin ich unserem Miquel heute noch dankbar, daß er mir durch die Selbsteinschätzung Gelegenheit gegeben hat, wenigstens in diesem Punkte republikanische Bürgertugend üben zu dürfen, sei es auch, mit den Worten des Herrn Adler gesprochen, um den Preis der schmerzlichsten Opfer und Entbehrungen. Ich halte sogar die Selbsteinschätzung mit ihrer bedingten Steuermoral für ein ethisches Moment in der Erziehung des Volkes zur Volksmoral und politischen Reife. Denn der Zukunfts-Staat braucht nicht nur freie Männer, sondern auch ehrliche Bürger, die freiwillig und gewissenhaft ihre Bürgerpflichten erfüllen und Opfer zu bringen wissen, auch ohne erst mit so und so viel Strafparagraphen bedroht zu werden. Wenn ich auch als Steuerzahler längst erkannt habe, daß die aufgebrachten Steuern zu viel nützlicheren Zwecken Verwendung finden sollten, als zu Rohrrücklauf-Kanonen und Maschinen-Gewehren, zu neuen Schnüren und Litzen, zu Mantelfalten und Um- und Anhängsel aller Art, so bin ich trotzdem, und als Demokrat erst recht, verpflichtet, die bestehenden Gesetze, also auch die Steuergesetze des Landes, in dem ich wohne, zu befolgen; Gesetze, die von der Volksvertretung sanktioniert sind, wenn auch die Zusammensetzung dieser Volksvertretung nicht immer meinem Geschmacke entspricht. Ich halte sogar jeden für unmoralisch, der zu seinem persönlichen Vorteil zu Recht bestehende Gesetze in heimtückischer Weise zu umgehen sucht, wie dieses bei jedem Steuerdefraudanten der Fall ist. Habe ich aber diese Gesetze als unzulänglich erkannt, so steht mir nicht nur das Recht zu, sondern ich habe sogar als moralischer Steuerträger, als Bürger, die Pflicht, eine Verbesserung dieser Gesetze mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln anzustreben, wozu ich vornehmlich die Ausübung des Wahlrechtes zähle. —

Auf eine Steuerart, die Kirchensteuer möchte ich aber hinweisen, die als solche zwar nicht unmoralisch genannt werden darf, da der Steuerzahler schon durch ihren Namen im Voraus auf ihre Verwendung hingewiesen wird, und zu deren Entrichtung er gesetzlich nicht gezwungen werden kann, sobald er von dem Rechte des Kirchenaustritts Gebrauch gemacht hat. Aber unmoralisch sind tausend und abertausend Steuerzahler, die eine Institution freiwillig unterstützen, während sie von ihrer Schädlichkeit für das Volkswohl und für die Volksmoral innerlich längst überzeugt sind und längst mit dem sogenannten alten Glauben gebrochen haben. Hier müßte eine Reformation der Volksmoral einsetzen, zum Besten eines freien Bürgertums, eines freien Staates. K. F.

Anmerkung der Redaktion. Unser geschätzter Mitarbeiter, der Verfasser des hier besprochenen Artikels kann leider nicht mehr antworten; er starb im Januar d. J. Wir können aber — und aufmerksame Wiederlesung des Artikels wird das bestätigen — versichern, daß dem greisen Friedensfreunde nichts ferner gelegen hat, als etwa zur Steuerhinterziehung oder zur Denunziation minder gewissenhafter Steuerdeklaranten aufzufordern.

Bücherschau.

Walter Kinkel (a. o. Professor der Philosophie in Gießen), Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie. Erster Teil. Von Thales bis auf die Sophisten. Gießen 1906. (274 S. und 76 S. Anmerkungen und Register).

Der Verfasser wendet sich mit seiner Schrift an den allgemeinen Leserkreis. Er bietet Allen die Philosophie als Führerin zu einer vertieften Weltanschauung und Lebensführung an und betrachtet mit großem Rechte die Geschichte der Philosophie als die beste Einführung in die Philosophie, gleichsam als eine objektiv gegebene Phänomenologie der fortschreitenden Bewußtseinsvertiefung. Von diesem Gedanken aus ist es auch berechtigt, wenn am Anfang und an verschiedenen Stellen des Weges auch auf Religion, Dichtung, bildende Kunst und Wissenschaft als teils vorbereitende, teils — beeinflußt oder beeinflussend — begleitende Erscheinungen interessante Blicke geworfen werden. Nur kommt der Verfasser doch in formeller Beziehung dem Bedürfnis des größeren Leserkreises nicht genügend entgegen. Wie viele Bände wird wohl eine Geschichte der Philosophie in Anspruch nehmen müssen, deren erster Band nur von Thales bis

zu den Sophisten reicht? Der Verfasser selbst verrät uns darüber nichts; seine „vorläufige“ Einteilung des Stoffes S. 41 ff. erstreckt sich nur auf die griechische Philosophie. Auch die Behandlungsweise ist wohl etwas zu hoch gegriffen. Griechische Anführungen sind im Texte selbst nicht gemieden und die sehr sorgfältig gearbeiteten Anmerkungen bieten in Literaturnachweisen und besonders durch eine Fülle griechischer Belegstellen eine ganz respektable Hilfe schon für ein eigentliches Studium. Das sehr wünschenswerte Buch zur Orientierung des „General reader“ über die Gesamtgeschichte der Philosophie müßte in quantitativer und qualitativer Beziehung doch wohl erheblich leichter geschürzt einhergehen.

Das Hauptbedenken gegen diese Geschichte der Philosophie ist aber nicht dieses formale, sondern die inhaltliche Richtung, in deren Dienst sie sich stellt. Der Verfasser bekennt sich schon in der Vorrede als überzeugter Anhänger der sogenannten „Marburger Schule.“ Insbesondere Hermann Cohen hat ihn „auf den Weg ernster Forschung geführt“ und ihm „zu einer gefestigten Weltanschauung“ verholfen. Diese Schule, ein in Fichte'schen Idealismus hinüberspielender Kantianismus, macht offenbar gewaltige Anstrengungen, um sich eine führende Stellung im deutschen Geistesleben zu erringen, und auch die vorliegende Schrift verfolgt ganz und gar die in der Richtung dieses Strebens liegende Tendenz. Und in diesem Sinne kann ich als gewissenhafter Berichterstatter, da ich diese Richtung für verfehlt und verderblich, weil die Philosophie diskreditierend und das allgemeine Wirrsal steigernd, andernteils aber auch für aussichtslos halte, mich auch zu dieser Schrift bei aller Anerkennung mancher Vorzüge im Einzelnen im Prinzip nur ablehnend verhalten.

Die Grundzüge der Weltanschauung, der der Verfasser huldigt, treten schon in diesem ersten Bande mit genügender Deutlichkeit zu Tage. Alle Kultur ist ihm im höchsten Sinne Freiheit (S. 3). Freiheit auf theoretischem und auf praktischem Gebiete. Die Freiheit auf theoretischem Gebiete besteht in der Erkenntnis, daß die Gesetze der Natur lediglich Gebilde des menschlichen Geistes sind (S. 6). Die Erkenntnis ist ein spontanes Erzeugen (S. 49), mit ihr entspringt erst das Sein (S. 100). „Kein Gegebenes darf Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Erkenntnis sein, weder ein Sein der Empfindung, noch auch eine irgendwie beschaffene Materie. Aus eigenen Quellen muß der Geist die Grundlagen des Seins schöpfen“ (S. 214). „Der Verstand ist der Gesetzgeber der Natur“ (S. 215). „Der Raum ist ideal, d. h. ein gedankliches Prinzip der Ordnung“ (S. 158). Die Empfindung ist uns gegeben (doch vielleicht nur, wie bei Fichte, für das empirische Bewußtsein, denn ein Sein an sich wird ihr abgesprochen). „Um das Rätsel der Empfindung zu lösen, setzt der Verstand ein Sein, das also selbst nur durch das Denken und im Denken existiert“ (S. 156). „Die Bewegung ist „rein,“ d. h. aus dem Denken erzeugt“ (S. 209). So ist die theoretische Freiheit eine Freiheit von den Dingen; die Wirklichkeit verflüchtigt sich zu einem subjektiven Gewebe von Begriffen. Und auch die praktische Freiheit, d. h. die Sittlichkeit, kann nur auf der Grundlage dieser theoretischen Freiheit gedeihen (S. 59).

Glaubt der Verfasser im Ernst, mit einer solchen Lehre der Menschheit den Weg der Wahrheit und des Heils gewiesen zu haben?

Daß bei einer solchen Grundanschauung auch die geschichtliche Auffassung Gewalt leiden muß, ist von vorn herein zu erwarten. Am auffälligsten zeigt sich dies bei Demokrit. Abgesehen von einigen rein die historischen Data betreffenden Irrtümern (S. 214 u. 217; es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen) erfahren wir zu unserem Erstaunen, daß die „Weltanschauung Demokrits ein konsequenter rationalistischer Idealismus“ ist; „es erscheint kaum begreiflich, wie man ihn hat zum Materialisten machen können“ (S. 215).

Aber auch auf die Auswahl der zu berücksichtigenden Vorarbeiten scheint die Tendenz des Verfassers nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. So ist insbesondere meine „Geschichte der griechischen Philosophie“ nur an einer einzigen Stelle und auch da nur obenhin und ohne Prüfung der Beweisgründe berücksichtigt worden und meine sonstigen einschlagenden Arbeiten sind ganz unberücksichtigt geblieben. Und doch hätte er daraus in Bezug auf die Fassung des Einzelnen wie des Entwicklungsganges Manches entnehmen können, während so die Arbeit in vielen Beziehungen rückständig bleibt. Auch dem Ernst und der Würde der Wissenschaft entspricht ein derartiges Verfahren doch wohl nicht.

Weiter auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es konnte hier nur darauf ankommen, die eigenartige Richtung des Buches zu kennzeichnen. Erwähnt sei nur noch, daß in den griechischen Akzenten bisweilen Versehen vorkommen (z. B. S. 53 u. 153) und daß der Verfasser hartnäckig „Pythagoräer“ schreibt.

A. Döring.

Die Moralphilosophie Auguste Comte's. Versuch einer Darstellung und Kritik. Von Dr. Albert Schaefer. Basel, Kommissionsverlag von Friedrich Reinhardt, 1906. 121 S. 8°.

Wenn die Behauptung zutreffend ist, daß nur der Kranke viel von Gesundheit redet, so kann man sagen, daß unser Zeitalter in moralischer Hinsicht ein krankes Zeitalter ist. Die Beschäftigung mit moralphilosophischen Problemen gehört zu den charakteristischsten Zügen unserer Zeit. Materialisten und Idealisten, Monisten und Dualisten, Metaphysiker und Positivisten — alle betrachten als eine ihrer höchsten Aufgaben, nicht nur Moral zu predigen, sondern auch zu begründen. Wie sehr aber Schopenhauers Wort „Moral predigen ist leicht, Moral begründen — schwer“, wahr ist, beweist u. a. die Begründung der Moral seitens der Positivisten. Das gilt in erster Linie von dem Vater des Positivismus, A. Comte. — Comte's moralphilosophisches Hauptpostulat ist, wie der Verfasser der angeführten Abhandlung im Anschluß an Littré, Mill und Lévy-Bruhl nachweist, im letzten Grunde, nicht das Ergebnis positiver Wissenschaft, sondern das Resultat persönlichen Erlebens. C.'s Ueberzeugung, daß es für den Menschen als geselliges Wesen eine harmonische Existenz nur unter Vorherrschaft der altruistischen Instinkte gibt, ist vor allem seiner Freundschaft mit Mme de Vaux zu verdanken. C. hat es selber dunkel empfunden: wo er postuliert, da steht ihm der schlichte Gelehrtenrock schlecht an, er wirft sich den Prophetenmantel über. Die positive Philosophie wird zur Religion. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß C.'s Unternehmen einen inneren Widerspruch enthält. Einerseits gilt C. die Absage an alle absoluten Aufstellungen als das Hauptmerkmal echt wissenschaftlichen Geistes. Gleichzeitig aber glaubt er, getragen von seiner prophetischen Begeisterung, am Abschluß der Entwicklung zu stehen, in deren Verlauf der menschliche Geist von seinem provisorischen zu seinem definitiven Zustand fortschritt. Daher fühlt er sich befugt, unverbrüchliche moralische Grundsätze und allgemeinverbindliche Regeln aufzustellen, d. h. absolute Werte zu proklamieren. — Nicht unanfechtbar erscheint mir aber der Standpunkt des Verfassers. Er meint nämlich, daß man zugleich Positivist sein kann, d. h. Naturwissenschaft und Moralphilosophie, nach ähnlichen „exakten“ Forschungsmethoden behandeln, und doch absolute moralische Axiome aufstellen. Verfasser möchte Unvereinbares vereinen: er glaubt, daß man gleichzeitig Positivist und Metaphysiker sein kann. Es ist nicht einzusehen, wie man einerseits die Moral als ein bloßes Produkt der Entwicklung betrachten kann, und andererseits absolute Axiome aufstellen will. — Man kann dem Verfasser nur zustimmen, wenn er einerseits die Abhängigkeit Comte's von seinen großen Vorgängern (Hume, Kant, Condorcet, J. de Maistre, St. Simon, Bichat, Gall, Bacon, Descartes, Leibniz und Aristoteles) hervorhebt und andererseits energisch für die Originalität seines Schaffens eintritt. — Auf die übrigen Ausführungen des Verfassers kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Abhandlung beruht auf gründlichen Studien, ist aber nicht fest genug konstruiert.

z. Z. Paris. Dr. J. B.

Vermischtes.

Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus werden in Berlin vom 2.—6. April 1907 im Baracken-Auditorium der Universität (Eingang Kastanienwäldchen) abgehalten. Die Schädigungen und Verheerungen, welche der Alkoholismus anrichtet, liegen klar zu Tage. Aerzte und Volkswirtschaftler, Juristen und Industrielle, Geistliche und Lehrer stoßen immer wieder auf diese Notstände. Reformvorschläge werden in großer Zahl zur öffentlichen Diskussion gestellt.

Was ist unter der fast unübersehbaren Fülle von Behauptungen, Anregungen und Forderungen richtig, zuverlässig und brauchbar? Was sind Tatsachen, was nur Hypothesen? Welche Mittel der Abhilfe haben sich bewährt?

Auf diese Fragen geben Männer der Wissenschaft in diesen Kursen die Antwort, nicht agitatorisch und tendenziös, sondern in wissenschaftlich ruhiger, wissenschaftlich erwogener und verarbeiteter Darlegung auf Grund eigener Untersuchungen und Beobachtungen.

Der Besuch dieser Kurse und die Teilnahme an den Besichtigungen ist unentgeltlich. Bitten um [illegible], Anfragen oder Anmeldungen sind zu richten an Frau Gerken Leitgebel in Friedenau bei Berlin, Cranachstr. [illegible], oder an die Geschäftsstelle, Berlin W. 15, Emserstr. [illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Sonnabend, den 23. Februar, abends 8¼ Uhr in der Aula der Auguste-Victoriaschule (Berlin W. Nürnbergerstraße 68) Vortrag Dr. A. Römer: „John Brinkman, der Humorist und Meister des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen.) Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich. — Ferner soll unter Mitwirkung von Herrn Regisseur Quincke (früher Frankfurt am Main) im Laufe des März ein Volksunterhaltungsabend veranstaltet werden. (Näheres später).

Sonnabend, den 9. März, abends 8½ Uhr, im Saal 109 **Abteilungstag.** Bericht des Vorstandes und Neuwahl.

Dienstag, den 26. März, 8¼ abends im Bürgersaal des städt. Rathauses: Geheimrat Dr. Duncker: „Aus dem Schulwesen Nordamerikas." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Karfreitag, den 29. März, abends 7 Uhr, im Altstädter Hof (Kaiser Wilhelmstraße am neuen Markt) Geselliger Abend. Vorlesung von C. F. Meyer, Huttens letzte Tage, durch Oberregisseur Quincke. Gäste können eingeführt werden.

Ferner bitten wir unsere Mitglieder, sich für die folgenden Tage frei zu halten:

Mittwoch, den 10. April, (Saal 109 des städt. Rathauses.)
Montag, den 22. April, (Bürgersaal „ „ „ .)
Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 „ „ „ .)

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Deutsche Friedensgesellschaft Ortsgruppe Berlin.

Freitag, den 22. Februar, 8½ Uhr abends, öffentliche Versammlung im Bürgersaal des Rathauses. Vortrag des Herrn Justizrat Max Preuß (Koepenick) über „Die Rechtslage in unseren Kolonien, eine Friedensfrage." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Der Ausschuß. J. A.: Dr. E. Herter.

Die Firma Otto Wigand m. b. H. Leipzig, welche die gesamten Werke des Philosophen Ludwig Feuerbach s. Z. herausgab, offeriert unseren Mitgliedern, Abonnenten, diese 10 gut ausgestalteten, starken Oktav-Bände, deren Ladenpreis Mk. 62,65 war, für Mk. 20,—. Wir machen unsere Mitglieder, Abonnenten auf dieses günstige Angebot empfehlend aufmerksam. Bestellungen bitten wir an den Verlag für ethische Kultur, Berlin unter Nachweis der Mitgliedschaft, des Abonnements zu richten.

Berliner Journalisten- u. Schriftsteller-Verein (Urheberschutz).

Literarischer Abend

zum Besten der Unterstützungskasse im **Hôtel de Rome**
Mittwoch, den 20. Februar, 8 Uhr.

Vorlesung des Herrn **Wilhelm Poeck**-Hamburg aus eigenen hochdeutschen und plattdeutschen Werken.

Programm:

De blanke Hans. Aus dem noch unveröffentlichten Halligroman „Sinkendes Land".

De Fahrt na'n Hoppenmarkt. Aus dem hamburgischen plattdeutschen Roman „In de Ellernbucht".

Meiner Fabjes Menagerie. Aus „De Herr Innehmer Barkenbusch und andere Humoresken von der Waterkant".

Einlaßkarten zu 3, 2 und 1 Mk. bei Leonhard Simion Nf., Wilhelmstraße 121 und abends an der Kasse.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, anführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.
Die Redaktion.

Die Moral ohne Gott. Von G. Tschirn. Frankfurt a. M. 1906. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Gedichte. Von Reinhard Strecker, Bad Nauheim. Gießen 1906. Verlag von Emil Roth.

Wirtschaftliche Grundlagen der Moral. Von Franz Staudinger. Darmstadt 1907. Verlag von Eduard Roether. 3,00 Mk.

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Zweiter Teil. Leipzig 1906. Verlag von Breitkopf & Härtel. 1,00 Mk.

Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung. Das Programm des Bürgertums und der Arbeiterschaft. Freiburg (Baden) 1906. J. Bielefeld's Verlag. 0,30 Mk.

Drei menschliche Tragikomödien. Von Karl Bötlcher. Leipzig—Stötteritz. Verlag von Max Zieger. Geh. 1,25 Mk., geb. 2,00 Mk.

Aus den Papieren eines Grüblers. Von Georg von Oertzen. Freiburg (Baden) 1906. J. Bielefeld's Verlag. Geh. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

Kritik der Taine'schen Kunsttheorie. Von Johannes Schlaf. Wien und Leipzig 1906. Akademischer Verlag. Geh. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk.

Bertha von Suttner. Gesammelte Schriften. Lieferung 1. Vollständig in 60 Lieferungen zu 40 Pfg. (jede Woche eine Lieferung). Dresden. E. Pierson's Verlag.

Zwischen Kopf und Seele. Von Karl König. Zum Problem dieser Tage. Jena 1906. Eugen Diederichs. Kart. 2,00 Mk., geb. 3,00 Mk.

Die Phantasie im Mittelpunkte der Weltbetrachtung. Denkenden und Glaubenden gewidmet von Otto Zirmssen. Gotha 1906. E. F. Thienemann. 1,80 Mk.

Verlag Leonhard Simion Nf. Berlin S. W. 48.

Die allgemeines Aufsehen erregende Nichtbestätigung des Herrn **Dr. Rudolph Penzig,** Charlottenburg, als Mitglied der dortigen Schuldeputation lenkt die Aufmerksamkeit aller sich für die Schulfrage interessierenden Kreise von neuem auf sein im vorigen Jahre in obigem Verlage erschienenes Werk:

Zum Kulturkampf um die Schule.

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!

Ein Mahnwort an Denkende.

VIII und 152 S. gr. 8°, brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Die **Preussische Schulzeitung, Liegnitz** schreibt u. a.:

„Die nicht von irgendwelcher einseitigen Parteidoktrin diktierte, sondern aus ernster Besorgnis um die sittliche Bildung unseres Volkes hervorgegangene Schrift wird allen politischen Interessenten, vor allem aber den Lehrern und Eltern ein trefflicher Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule sein. Wir empfehlen sie unseren Lesern dringend."

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Etwaige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 49.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20 Mk.** zu beziehen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Henfel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1.00 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. März 1907.	Nr. 5.

Inhalt:

Wahlrechtsethik.

Von Dr. Strecker (Bad Nauheim).

Es gibt eine Kurzsichtigkeit in ethischen Dingen, die immer nur die nächstliegenden, oberflächlichen Erscheinungen an einzelnen Menschen ins Auge faßt, während für die ethische Bedeutung der allgemeinen, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Blick völlig fehlt. Die gut spießbürgerlichen Moralforderungen der Mäßigkeit, der Verträglichkeit, der Ehrlichkeit u. s. w., die sich mit dem Hinweis auf den eigenen Vorteil ebensowohl begründen ließen, wie mit irgend welchen höheren Gesichtspunkten, die werden in allen Tonarten gepredigt. Diejenigen Ethiker aber, die durch gerechte und gesunde Ausgestaltung der allgemeinen Verhältnisse erst den absolut notwendigen Nährboden für das ethische Leben aller Einzelnen herstellen wollen, die sind für jene Alltagsmoralisten meistens sehr rasch als „Idealisten" abgetan. Es ist eben auch auf ethischem Gebiet so sehr viel leichter und bequemer, die äußeren Symptome zu bekämpfen, als energisch die innern Wurzeln des Uebels zu erfassen.

Für uns aber wäre es nicht der Mühe wert, Geschichte zu studieren oder Politik mitzumachen, wenn uns nicht die Geschichte die Möglichkeit großer, ethischer Fortschritte in der allgemeinen Regelung menschlicher Beziehungen zeigte, wenn uns nicht bei unserer politischen Arbeit die Hoffnung trüge, weitere Fortschritte in der gleichen Richtung fördern zu können.

Welch' furchtbare widerethische Herabwürdigung der menschlichen Persönlichkeit lag z. B. in der Sklaverei! Welche ethischen Gefahren barg sie für den Herrn sowohl, als für den Sklaven! Mußte doch selbst der edelsten Auffassung dieses Verhältnisses von Seiten des Herrn immer noch eine bedenkliche Mißachtung fremder Persönlichkeit zu Grunde liegen. Und wie sollte der Sklave anders darauf erwidern, als mit Bitterkeit, Trotz und Empörung, oder mit Selbstentwürdigung und Schmeichelei? Was unsere Ethik (Kant!) so unbedingt verwirft, daß ein Mensch für den andern weiter nichts als Mittel, nicht Selbstzweck mehr sei — das war damals Gesetz! Und natürlich gab es auch damals „Männer der Praxis," die an einer so kostbaren Einrichtung nicht wollten rütteln lassen, weil sie sonst den Zusammenbruch der menschlichen Gesellschaft fürchteten. Zum Glück für die Menschheit haben ihre Gegner, die „Idealisten" recht behalten.

Aehnlich war es im Kampf gegen den Absolutismus, gegen die armselige Herabwürdigung des Volksgenossen zu einem „in Gehorsam ersterbenden Untertan". Ein wirklich ethisches Verhältnis zu Staat und Vaterland war erst möglich, als an Stelle jenes Mißachtungsverhältnisses eine Rechtsgemeinschaft trat, durch die jeder Staatsbürger als Persönlichkeit sich geachtet fühlen konnte und Anteil erhielt an der Gestaltung des allgemeinen Schicksals.

Auch heute steht die Spießbürgermoral gleichgültig, ja stellenweise direkt hinderlich und feindlich einer konsequenten Fortsetzung der von der Vergangenheit ererbten ethischen Aufgaben gegenüber. Immer wieder neu muß der Kampf gegen die Kurzsichtigen geführt werden. Bei jedem Schritt vorwärts rufen sie ihr „Halt" dazwischen; nun sei es aber genug, womöglich schon gar zu viel! Und was sie an Unvollkommenheiten und Schlechtigkeiten bei ihren Zeitgenossen entdecken, das ist ihnen ein Beweis — nicht etwa für die Unzulänglichkeit ihrer Symptomkuren, oder für die Notwendigkeit gründlicherer Weiterarbeit, sondern — für die „Gefährlichkeit" der Reformer und Idealisten!

Diese ethisch Kurzsichtigen stehen auch einer Verfassungsreform im Wege, die uns eben brennend nötig wäre: Die Reform unseres Wahlrechtes im Reiche, wie in den Einzelstaaten.

Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist der Hauptträger jener Rechtsgemeinschaft, die erst dem Verhältnis des Bürgers zu seinem Vaterlande wirklich ethischen Gehalt verleiht, die Rechte und Pflichten der Allgemeinheit gegenüber in einigermaßen entsprechende Wechselbeziehung zu bringen sucht. Da kommen nun die Kurzsichtigen gleich wieder und weisen uns lärmend und protestierend auf alles Häßliche und Kleinliche, auf alles Widerethische des Wahlkampfes hin: Wie viel Stimmvieh! Wie viel unsaubere Mittel! Welch prinzipienloser Mandatsschacher!

Wir sehen das alles auch, und mancher von uns, der selbst draußen im politischen Kampfe steht, bekommt das alles am eigenen Leibe sogar noch viel deutlicher zu spüren, als der bequeme Philister, der sich nur daheim behaglich

hinterm Ofen über solche Dinge entrüstet. Auch uns schmerzen die traurigen Begleiterscheinungen jedes Wahlkampfes. Sie schmerzen uns sogar viel zu sehr, als daß wir uns bei den jetzigen Zuständen ein für allemal beruhigen möchten. Wir erkennen aber auch, wie es gerade die ethischen Gebrechen des Wahlrechts selbst sind, die an der ethischen Verkrüppelung des Wahlaktes mit schuld sind. (Freilich gehört in diesen Zusammenhang auch das wichtige Kapitel der Volkserziehung.) Diese Erkenntnis schützt uns vor dem mutlosen Stillstand und erst recht vor dem Rückfall in noch traurigere, frühere Rechtsverhältnisse. Sie lehrt uns das Ziel auf dem Wege ethischer Vervollkommnung suchen.

Es ist in diesen Blättern schon auf die verbitternde Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung hingewiesen, die nicht ohne Absicht einen Teil der Wähler in ihrem Recht erheblich verkürzt. Aber das Problem liegt noch tiefer; denn so lange wir überhaupt im engen Rahmen begrenzter Kreise wählen, werden sich große ethische Gesichtspunkte immer nur gebrochen zur Geltung bringen können. Die wirklich aussichtsvollen Kandidaten jedes Wahlkreises vertreten doch nur die politische Richtung einer begrenzten Zahl der dortigen Wähler. Für die andern beschränkt sich ihr Wahlrecht auf die Wahl des kleineren Uebels, und oft genug ist diese so schwierig, daß man lieber ganz auf die Ausübung seines Rechtes verzichtet.

Ferner, wie wichtig ist es für entscheidende Aufgaben — z. B. für eine Kulturfrage wie die Schulpolitik — daß große Gesichtspunkte verschiedene Parteien auch über mancherlei Gegensätze hinweg zu einheitlichem Wirken zusammenhalten. Man denke an Frankreich! Wie weit aber führt es von diesem Ziele ab, wenn in der Stichwahl einander nahestehende Parteien um das Mandat eines Wahlkreises ringen und sich dann natürlich genau so heftig befehden, wie in andern Kreisen weitauseinanderstehende Parteien. Man denke sich zwei Menschen, die sich leidlich gut vertragen würden, durch einen Schiffbruch ins Wasser geworfen und nun um eine Planke ringen, die nur einen von ihnen tragen kann! Das ist der Kampf um die Existenz, und man wird keiner Partei zumuten können, daß sie selbstlos zugunsten der andern verzichte. Wie viel Verbitterung und Verstimmung setzt sich da fest! Wie werden da alle kleinen und kleinsten Gegensätze aufgerissen, zum Schaden der großen einenden Gesichtspunkte.

Wie viel sachlicher würden dem gegenüber die Auseinandersetzungen werden, wie viel zweckmäßiger könnte sich der Aufmarsch der Parteien vollziehen, wie viel leichter würde jeder Bürger einen Platz für das volle, positive Schwergewicht seiner Stimme finden, wenn alle Parteien durchs ganze Reich hin die Zahl ihrer Anhänger feststellen und dann die ihr entsprechende Zahl von Vertretern ins Parlament schicken könnten! Dann würde es auch nicht vorkommen, daß die bedeutendsten führenden Geister einer Partei durch den Zufall einer Wahlkreisstimmung ausgeschaltet, unerfahrene Neulinge dagegen sogleich mit dem verantwortungsvollen Amte eines Volksvertreters betraut werden.

Im Interesse der gesunden Fortentwickelung unseres politischen Lebens wird der Ethiker den Gedanken an das Proportionalwahlsystem nicht fallen lassen dürfen. Die Gerechtigkeit dieses Systems kann auch durch die weitgehendsten Abmachungen der Parteien über ihre Wahlkreise nicht erreicht werden. Kein System sichert in gleicher Weise jedem Bürger eine selbständige, positiv ins Gewicht fallende Entscheidung. Einer Menge im ethischen Sinne beklagenswerter Erscheinungen bei den jetzigen Wahlkämpfen würde durch dieses System der Boden entzogen werden.

Millet als Ethiker.

Von Johannes Rath.

Richard Muther, der in seiner „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" die michelangeloähnliche Gestalt des großen Franzosen eingehend charakterisiert hat, nennt Millets Bedeutung zum Teil eine ethische. Ich glaube — und der Beweis läßt sich führen — seine Bedeutung ist für unsere Zeit rein ethisch, und darin beruht auch seine für uns so gigantenhafte Größe. Man kann mit Leichtigkeit voraussetzen, daß das Moment, welches heute den Hauptausschlag in der Bewertung seiner Werke gibt, das ethische nämlich, in späteren Jahren, vielleicht sogar in nicht allzuferner Zeit, nicht mehr so recht verständlich sein wird, eben weil die zeitliche Perspektive dann zu groß ist, um das stofflich wie auch gedanklich Neue in Millets Werken, ich möchte sagen, den Schwerpunkt seiner ganzen Arbeit, deutlich und klar erkennen zu können; denn das muß vor allem beachtet werden und hierin liegt auch seine schlechthin kulturhistorische Bedeutung: er war der erste, der die Arbeit und ihre Weihe zu schildern verstand — „das Kasperltheater der Holländer im 17. Jahrhundert" kann uns freilich von der ethischen Bedeutung der Kunst kaum überzeugen.

Auch die ärmsten Kreise der Bevölkerung künstlerisch zu verkörpern, ohne Armeleutmaler zu sein, blieb einem späteren Jahrhundert vorbehalten; das war die große, unendlich bedeutsame Aufgabe, die Millet zu lösen versuchte und löste. Er war der erste, der das Volk da suchte, wo es mit den ehernen Banden der Selbsterhaltung gefesselt war, wo es sich gab, wie es wirklich war: bei der Arbeit. Keiner der Früheren kannte das Wort „ich arbeite" in seiner tiefreligiösen Bedeutung, wie es Millet im „Angelus" verkörpert hat, mit seinem erhebenden Gefühl, die Pflicht getan zu haben, wie er es uns im „Feierabend" zeigt; sie suchten das Volk beim Tanz, beim Schmaus, wo man nichts sah als Raufereien und Schädelbrüche, oder sie versuchten andererseits das Volk hoffähig zu machen. Was Wunder, wenn diese Bilder die größten Extreme in sich schlossen: auf der einen Seite benahmen sich die Bauern wie feine, wohlgebildete Kavaliere, die zum Scherz sich einmal als Bauern verkleidet hatten, wie es denn auch einige Jahrzehnte später eintrat, als die „niedliche Bäuerin" Marie Antoinette in ihrem Theaterdorfe Trianon lustwandelte, umgeben von einer Schar ebenfalls niedlicher „Dirndln und Burschen." Auf der andern Seite war der Bauer ein Zwitterwesen aus Mensch und Tier mit blödem, stumpfen Böotierkopf, dickem Nacken und stieren Ochsenaugen. Das ist gerade so Theatermummenschanz, wie das andere. Das einemal Wirtshaushändel à la Tegernsee, das anderemal der rührselige junge Bauernbursche des modernen Lustspiels — immer natürlich Rolle des Liebhabers!

Der Grund liegt auf der Hand. Die Künstler waren alle Städter, sahen und malten aus der Vogelperspektive, überall wehte staubige Atelierluft und nicht der gesunde, erdige Geruch, den wir in den Werken Millets, Leibls oder Segantinis verspüren. Es ist unstreitig das größte Verdienst des Meisters, auf die ernste Seite des Landlebens hingewiesen zu haben, und hierin — nicht im rein malerischen oder technischen — beruht auch die tiefste Ursache jenes Einflusses, den der Meister von Barbizon auf die Entwicklung der modernen Kunst und ihre differenzierte Naturanschauung gewonnen hat, eine Naturanschauung, die bis jetzt in jenen mystischen, natur-symbolischen Gemälden Böcklins ihren Kulminationspunkt erreicht hat, eine Anregung, die unendlich tief geht.

Wenn man die Gründe aufsuchen will, die Millet bestimmten, gerade so und nichts anderes zu malen, als immer und immer wieder Bauern und Felder und Felder und

Bauern, wenn wir in dem Wirrwar seelischer Kämpfe, die sich, je größer der Künstler, desto deutlicher, in jedem seiner Werke niederschlagen, den großen Orgelpunkt seiner Natursymbolik aufsuchen wollen, so müssen wir zunächst vom Menschen an sich ausgehen, in weiterem Sinne seine Gesamtentwicklung zu analysieren versuchen. Millet legt die Wesensart seines ganzen Ich, „sein volles Ethos“, in seine Werke hinein und erreicht durch die geschlossene und einheitliche Form seiner im Grunde doch wieder differenzierten Naturanschauung eine ethische Größe, die uns, die wir nur nachzufühlen imstande sind, trotzdem so überwältigend und überzeugend nahe tritt, daß uns dies tiefe Rätsel geistiger Einwirkungskraft immer wieder mit Staunen erfüllt, und nicht zuletzt aus diesem Grunde können Millets Werke überhaupt nur aus dem Menschen Millet heraus verstanden werden.

Sein Großvater, sein Vater, seine Mutter, seine Brüder, alle waren Bauern. So wuchs er zwischen ihnen auf, trieb, was der Landmann treibt: er ackerte, säte und pflügte, kurz sein Leben floß wie das der andern dahin, ruhig und gleichmäßig. Daneben übte er seine ungelenke Hand, zeichnete das und jenes, was er so gerade sah, mit leidlichem Geschick. Dann kommt er — 20 Jahre alt — nach Cherbourg und lernt zeichnen. Da starb sein Vater. Wieder pflügte, säte und erntete er. Das ging so drei Jahre fort. Endlich in Paris bei Delaroche eine Ateliersehenswürdigkeit: l'homme des bois. Er heiratet — 35 Jahre alt — zum zweiten Male. Da kam das Jahr 1848. Unter den Stürmen der Revolution erscheint sein erstes ureigenes Werk: er hatte sich gefunden. Im folgenden Jahre war er schon in Barbizon. Es folgt Bild auf Bild. Immer darbend und hungernd, dabei voller Sorge um seine Familie, malt er. Wenn er ein paar Hundert Franks für ein Bild erhalten hatte, war er glücklich. Heute werden ebensoviel Tausende dafür bezahlt. —

Man gewinnt außerordentlich viel, wenn man das Ethische in Millets Werken als Ausfluß seiner Abstammung ansieht, und in der Tat stimmt der ernste, fast zu einseitig ernste Charakter der Werke des Meisters mit der strengen Wesensart seiner Familie sowohl wie seiner Heimat auffallend überein.

Zunächst ist die Individualität des Millet'schen Bauern eine so schwerfällige und geradezu plastisch empfundene, daß allein diese Auffassung den Künstler in den schroffsten Gegensatz zur früheren und auch teilweise späteren Bauernmalerei bringt, jener Kunst, die uns Deutschen unter dem Namen „Defregger“ sattsam bekannt ist. Es ist — und das gilt für jede Verwendung des Bauern (nicht nur in der bildenden Kunst) als Problem schlechthin oder Individualität einer ethischen Gemeinschaftsform — eine durchaus falsche Ansicht, die zeitweilige Lustigkeit der Bauern, die zudem oft, ja meistens nur die Folge einer mehr oder weniger leichten Trunkenheit ist, zu benützen, um sie ihrerseits wieder zu allerlei spaßhaften, im Grunde doch sehr dummen und für ernstere Menschen oft geradezu naiven Darstellungen zu verwenden, wie dies die ethisch nicht allzuhochstehende Kunst der ersten Holländer zu tun liebte, eine Art der Lebensanschauung und deren Verkörperung, die der **Wirklichkeit** kaum entspricht, mit der aber jede Kunst, falls sie nicht rein symbolisch wirken will, schlechterdings rechnen muß. Andererseits wieder ist es ja klar, daß eine Darstellung des schlechthin bäuerischen, etwa im Sinne einer einseitig-strengen naturalistischen Schule, auf den Beschauer eben nur wieder einseitig wirken kann. Kunst ist Anschauung, vergeistigt durch Harmonie, innerlich wie äußerlich. Diese muß aber, wie es ja bei jedem großen Kunstwerk nachgewiesen werden kann, im Gedanken und in der Anschauung selbst liegen, darf nicht von außen als Formel in das Werk hineingetragen werden.

Ob nun das Bild eine Madonna oder einen Bauern darstellt, das ist ganz gleichgültig. Millet wählte seiner Veranlagung nach das letztere. Die Bauern Millets sind der potenzierte Ausdruck der Stimmung, welche die Landschaft beherrscht (Angelus); die Gestalten sind mehr abstrakt als konkret empfunden. Alles ist das Ergebnis eines Eindruckes, den er empfangen hat und den er auf irgend eine Weise festzuhalten sucht. Beim Anblick reisigsuchender Bauern hat er sofort das Abstrakte ihrer Handlung vor Augen, er sieht das traurige Los der Armen, er sieht ihre Lebensmüdigkeit. Das erklärt auch den tiefen pantheistischen Charakter seiner Werke. Er ist Philosoph und Dichter; man könnte ihn ins Literarische übertragen etwa einen realisierten Rousseau nennen. Nichts aber von den Reizen stiller Häuslichkeit und paradiesischer Unschuld à la Rousseau-Greuze, keine tränenseligen Moralpredigten gibt uns Millet, er zeigt uns die Menschen, wie sie im Schweiße ihres Angesichts ihr Stückchen Land bearbeiten. In diesen ungewollten Predigten liegt eine **ethische Größe**, wie sie wohl keiner vor und nach ihm in gleichem Umfange erreicht hat. In diesem Sinne war er auch einer der ersten, zum mindesten der konsequenteste, der alle in damaliger Zeit beliebten literarischen Mätzchen abwarf, und das allein würde ihn schon zur bedeutungsvollen Persönlichkeit machen. Schließlich hat schon **Daumier** das richtige getroffen, wenn er sagt: „man muß aus Elementen des modernen Lebens etwas Erhabenes zu machen verstehen.“ Wir dürfen nicht vergessen, daß die moderne Kunst, indem sie Alltägliches in ihren Darstellungskreis hineinzieht, nur das auf andere Weise wiederholt, was die Klassiker getan haben, indem sie ihren Werken das Wesen ihrer Mitmenschen und ihres Zeitalters aufzudrücken verstanden. Millet malt den Bauer, wie er ist; er malt auch das „unschöne“, was es — streng genommen — garnicht gibt, da der Begriff des Unschönen ein viel zu individueller ist und schon wieder in das Gebiet des Aesthetischen gehört, also zur grauen Theorie; Millet aber weiß in alles körperliche (und unschöne) irgend einen abstrakten Zug hineinzulegen, der eben in letzter Linie wieder die Ethik bereichern muß. Daraus erklärt sich auch die monumentale Größe seines Stils: Ruhe und Kraft, große Rythmik, voll tiefer Erhabenheit und innerer Religion. Oft weit religiöser als Madonnen der Renaissance oder realistisch-mystische Sacralbilder Uhdes. Man betrachte „die Aehrenleserinnen.“ Wo ist ein solches Werk vor Millet gemalt worden? Nicht die geringste literarische Andeutung und doch spricht aus ihnen die Geschichte eines langen Lebens. Gautier hat recht, wenn er sie „die drei Parzen der Armut“ nennt.

Wenn ich oben in Millets kurzer Lebensgeschichte die „Lehrjahre“ kaum erwähnt habe, so hat das den einen Grund, daß er das wenige, was er bekam, nicht brauchen konnte. Er war zu sehr Individualität, um in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren sich anderen noch unterordnen zu können. Es wäre indessen verkehrt, wollte man aus seiner autodidakten Lehrweise den Schluß auf seine sonstige Erziehung ziehen, kurz aus der Erziehung des Künstlers die Erziehung des Menschen Millet entnehmen. Im Gegenteil, seine Bildung war eine außerordentlich gute. So zitiert er sehr gerne lateinische Klassiker, besonders — und das ist für ihn sehr charakteristisch — Vergils „Georgica.“ Ueberhaupt seine Briefe! Sie sind der prägnanteste Ausdruck seines Wesens, klar, bestimmt und immer das Wesentliche festhaltend. Es berührt uns im Tosen und Lärmen der modernen Kultur, im chaotischen Getriebe unserer heutigen Kunstanschauungen, so unsagbar erhebend, die innere Ausgeglichenheit eines großen Künstlers nicht allein in seinen Werken, sondern auch in seinem individuellem Empfinden zu verspüren. Auch hier wie ich oben sagte: große Rythmik. So schreibt er einmal: „Die Schönheit des Menschen ist der Mensch in seiner Tätigkeit.“ Hier kommen wir wieder

auf den ethischen Untergrund, auf dem sich die Werke Millets aufbauen. Daß er aus dieser Anschauung heraus seine Werke geschoffen hat, das zeigen sie uns selbst. Denn sie sind schön. Selbst „der ausruhende Winzer" ist schön. Allerdings ist es keine Alltagsschönheit, keine Jedermannsschönheit, die uns in der Schlagsahne eines süßlichen Kolorismus serviert wird; es sind Werke voll Kraft und großem Sinnen, aus ihnen spricht die innere, wahre Schönheit. Indem Millet so zu malen verstand, schrieb er zugleich die große ethische Wahrheit, die in der Arbeit liegt. „Je voudrais que les êtres que je représente aient l'air voués à leur position." Heißt das nicht die innigste Verschmelzung der Natur und der in ihr tätigen Menschen? Und das tat er in einer Weise, die alles, auch die natürlichsten und realistischen Dinge zur Religion erhob. Es braucht ein Bild nicht eine Madonna darzustellen, um religiös zu sein, und selbst unter der Gefahr als Ketzer gesteinigt zu werden, wage ich einzugestehen, daß ich in Millets „Angelus" weit mehr innere Religion erblicke als in Rafaels „sixtinischer Madonna." Indem „der Meister von Barbizon" dies Unaussprechliche in seine Werke hineinzulegen wußte, indem er die betende Arbeit und das große Sinnen zu schildern verstand, stellt er sich den größten Meistern aller Zeiten ebenbürtig zur Seite, und gerade in dem Betonen der Last und des Segens der Arbeit und aller ihrer Konsequenzen, gerade hierin liegt auch seine ethische Größe.

Stimmen der Einsamkeit.

Von Gera Nordheim (Südfrankreich).

III.

(Schluß.)

Heute weilte ich lange sinnend auf dem Gipfel der Anhöhe, welche das liebliche Campaner Tal eine Strecke lang begleitet. Der Anblick war so schön: drunten eilte der Adour in überschäumendem Jugendmut hüpfend über die glatten Kiesel und Felsblöcke hinweg; mir gegenüber hatte der Herbst die sanft aufsteigenden, belaubten Berge in eine Farbenglut getaucht, wie ich dieselbe in solchem Reichtum noch nirgend gesehn — es fehlen der Sprache Ausdrücke, um die Mannigfaltigkeit dieser warmen Farbentöne wiederzugeben, welche je nach der Beleuchtung und dem Standort des Beschauers bis ins Unendliche wechseln —; über alles emporragend im fernen Hintergrund die gewaltigen Bergriesen, welche in schneeig schimmernder Rüstung dräuend aufs Tal hinabblicken; und darüber wölbt sich die Himmelskuppel in so intensiv leuchtendem Blau, als wäre sie aus einem einzigen großen Edelstein geschnitten.

Aber ich mußte an den Heimweg denken: auf welcher Seite sollte ich ins Tal hinunter? Nach der Stadt zu, von der ich gekommen, oder auf der entgegengesetzten Seite, von der mich nur ein längerer Umweg wieder nach Hause geführt hätte? Ich sah, wie die Sonne mit zögerndem Scheidegruß auf den Hügeln drüben verweilte, sah all' die sterbende Pracht in verklärtem Gegengruße aufleuchten; blickte ins Tal, wo schon der Abend seine Nebel zu spinnen begann — und entschied mich für den kürzeren Weg.

Eine Erinnerung ging mir durch den Sinn. So also sah Schopenhauer das Bild des Lebens: Ein fröhlicher Aufstieg bis zur Höhe (des Lebens); dann wird auf der andern Seite der Knochenmann sichtbar, der am Fuße des Berges auf uns wartet. Der Knochenmann! Sollte unser lichtes Jahrhundert noch etwas mit dieser gespenstischen Ausgeburt eines düstern Zeitalters zu tun haben? —

Aber auch sonst sehe ich das Bild anders, ganz anders. Es geht wohl immer höher hinauf: wird nicht der Pfad immer steiler, immer beschwerlicher, je weiter wir kommen — unser Atem immer kürzer, der Fuß immer müder? Bleibt nicht die Erde immer wesenloser hinter uns zurück? Weht nicht die Luft immer reiner, aber auch immer kühler und schärfer? Rauscht nicht der Bach der Zeit immer ungestümer an uns vorüber, der unten so breit und ruhig fließt? Wird es nicht immer einsamer, stiller und blütenleerer um uns her? Wo ist das Hoffnungsgrün der Täler? — — Nur graue und falbe Töne starren uns entgegen. Und wenn der Abend kommt, und wir halten inne zur Rast, können wir da nicht den ganzen Weg überschauen, den wir zurückgelegt? Da sind sie die finstern Abgründe, wo manch' junges, verirrtes Blut sein teures Leben geendet; — da sind sie, die schwarzen Kreuze, die wir aufrichteten, wo ein lieber Gefährte vor der Zeit ermüdete und abseits vom Wege im Schlummer ruht; — ach, und da sind sie ja, tief unten im Tal, die blumigen Auen, da wir so jugendfroh mit den Gespielen dahineilten, da es in allen Büschen sang und klang und Hoffnungen auf allen Zweigen blühten! Auch heute noch treibt eine buntbewegte Schaar jugendlicher Gestalten dort umher; aber wir kennen sie kaum, sie muten uns fremd an.

Und immer höher hinauf — vor uns das Ziel der Reise, das wir nimmer sehn. Eine schimmernde Wolke umhüllt den Gipfel mit undurchdringlichem Geheimnis.

Aber sind nun nicht fast alle Welträtsel gelöst und hat nicht auch der Tod längst sein Geheimnis herausgeben müssen? — Unsere hochfliegendsten Träume so wie die seltsamen Visionen unserer nächtlichen Seele sind nichts als die Erzeugnisse unserer Hirntätigkeit und fallen mit dieser der Vernichtung anheim.

Niemand kann wohl das Gegenteil beweisen. Mir fällt nur dabei jenes Bübchen ein, das seinen Phonographen zerbrach um dem merkwürdigen kleinen Sänger auf die Spur zu kommen, dessen Stimme so wunderbar laut aus dem Schallrohr heraustönte. Aber da nun die Hülle entfernt, das Werk in Stücken, war von dem Sänger keine Spur zu sehen; enttäuscht und mißmutig betrachtete das Kind das erfolglose Werk seiner Zerstörung: — „also war die menschliche Stimme nur eine Nachahmung, eine geschickte Täuschung; der Sänger existierte garnicht und es handelte sich um nichts mehr als um eine Spieluhr, deren melodischer Zauber gebrochen, sobald das Werk zerstört!"

Indessen tönt die Stimme, die das armselige, zerbrechliche Instrument beseelte, noch immer fort; viel voller, schmelzender und reiner, als sie der Knabe je gehört, aber in Sphären, die für sein Ohr unerreichbar. —

* * *

Wie ist doch der Abend heute so wunderlieblich! Ein milder, verklärter Sterbenshauch geht durch die ganze Natur. Müde lagern die Hügel unter dem Schleier, den sorglich der Abend schon über sie breitet, und leise murmelt der besänftigte Adour dazu sein eintöniges Schlummerlied. Auf den hohen Baumkronen drüben im Park ruht matt und ersterbend ein letzter Sonnenstrahl. Hie und da zirpt noch ein feines, süßes Vogelstimmchen wie ein Traum — sonst alles still. Und auf dem blassen Abendhimmel zeichnet sich in kühnen Zackenlinien das duftig verschleierte Bild des Hochgebirgs — gleich einer geisterhaften Vision — wie eine Mahnung ans Ewige. —

In Nachdenken versunken lehne ich an der Balkonbrüstung. Bin ich denn ganz allein im Haus? — Ist Niemand bei mir, so viel Schönheit zu bewundern? — Ja, doch, eine gute, alte Freundin, Frau Einsamkeit. Anfangs graute mir vor ihr wenn ich sie von Weitem sah, in ihren grauen, schleppenden Gewändern. Da sie aber doch nun einmal mein Gast sein sollte, so bat ich sie freundlich näher zu treten und siehe! — Die grauen Gewänder fielen ab, ich sah eine schöne Fee in matt schillernder Umhüllung, wie blasses Mondlicht auf zitternden Wellen. —

„Kennst Du mich nicht?" sprach sie — es klang wie ein leichtes Säuseln; „ich bin die Waldfee, die Du einst so

gern haltest — weißt Du noch? — hoch oben im Norden, wo die Kiefern dem Himmel ihren Weihrauch spenden und Erdbeerlein geschäftig in der Sonne die würzigen Düfte braut — da habe ich Dir manch schönen Blütenstrauß gewunden, weißt Du es noch? — Dort oben im Norden, wo der See in träumerischer Bläue schimmert und die Welle mit leisem Seufzer am Ufer erstirbt?“

Ach ja! — ich wußte es noch — Und da sind wir denn gleich ganz vertraut mit einander geworden.

Mit ihrem zarten, geräuschlosen Walten ist sie wohl die vornehmste von allen Feen. Sie hatte mich nun lange nicht gesehen; aber sie zählte nicht mit grausamer Neugier die Furchen, die der eherne Pflug des Schicksals meinem Antlitz eingegraben. Sie achtet nicht darauf, ob der Hausrat armselig, das Gewand fadenscheinig ist; nein es ist sogar, als fiele ein Glanz von ihr verklärend auf alles dürftige. Sie ist stets mit mir derselben Meinung und hat mir noch nie widersprochen. Wenn mir das Herz zum Weinen schwer ist, begreift sie es vollkommen und wenn ich wieder Mut fasse, findet sie es ganz natürlich. Sie reißt nie die Fenster auf, wenn ich den Zug fürchte; sie schließt nicht die Türen, wenn mir so beklommen ist. Sie nimmt nie den bequemsten Platz für sich, noch das beste Stück aus der Schüssel. Nie brauche ich ihretwegen in Sorgen und Aengsten zu sein, da sie ja ewig gesund ist; aber wenn ich krank bin, da sagt sie gar tröstliche Sprüchlein her, und braut wohl einen Thee aus Geduldwurzeln und Hoffnungsblüten — der ist so wie viele andere: hilft er nicht, so schadet er nicht. Meinem Tun und Treiben sieht sie mit beifälligem Lächeln zu, hat noch nie ein geringschätziges, tadelndes oder gar ironisches Wort dafür gehabt. Ruhe ich aus, da setzt sie sich zu mir, öffnet ihr Bilderbuch mit den alten, vergilbten Blättern, die geräuschlos ganz von selbst umschlagen, und erzählt lange, lange Geschichten dazu; eigentlich kenne ich sie schon alle, aber von ihrer süßen, melodischen Stimme hört man sie immer noch gern. Sieht sie dann, daß es Schlafenszeit ist, da wird ihre Stimme immer leiser, immer traumhafter, bis dann meine schöne Fee mit den gedankentiefen Augen ganz entschwindet, und bunte Traumgestalten an ihre Stelle treten. —

Streiflichter.

Mönchsgelübde. Ueber die Unnatürlichkeit und die falsche Psychologie der Mönchsgelübde dürften selbst solche Ethiker, die für freiwillige Askese eintreten, im Klaren sein. Minder oft wird ihre sittliche Gefährlichkeit für die Charakterbildung des Einzelnen und für das Gemeinschaftsleben hervorgehoben. In diesem Augenblick, wo der Triumph des Klerikalismus über die schwächlichen Abschüttelungsversuche der Regierung offenbar ist, wird die Gefahr der Zulassung dieser geistlichen Kerntruppen für Deutschland (Baden und den Süden) immer größer. Daher möge hier das Zeugnis eines ehemaligen Dominikanermönches, der jetzt als evangelischer Geistlicher in Nürnberg lebt, Platz finden.*) Er teilt zunächst die „Profeß“-Formel mit und knüpft daran starke, aber wohl kaum unberechtigte Worte:

„Ich Frater N. N. lege die Profeß ab und verspreche Gehorsam Gott, der heiligen Maria, dem heiligen Dominikus und Dir, Prior des Klosters N. N., als dem Vertreter des Generals der Prediger-Ordensbrüder, sowie allen seinen Nachfolgern, nach der Regel des heiligen Augustinus und der Verfassung der Prediger-Brüder; ich verspreche, daß ich gehorsam sein will Dir und Deinen Nachfolgern bis zum Tode!“

Dieselbe Formel wird bei der feierlichen Profeß angewendet, die drei Jahre nach der ersten, die den Novizen den Eintritt in das Klerikat eröffnet, abzulegen ist. Ueber diese Profeßformel schreibt Pater Leonardus:

„Wenn man die Profeßformel näher betrachtet, so findet man, daß sie ein wahres Musterstücklein bildet. Man verspricht eigentlich nur den Gehorsam, nichts mehr. Die weltlichen Gesetze, die sozialen Einrichtungen des Staates und dergleichen sind hier vollständig außer acht gelassen. Diese existieren für einen Mönch nicht. Man verspricht den Gehorsam Gott, der heiligen Maria und dem heiligen Dominikus, dann der Regel des heiligen Augustin und den Satzungen des Ordens; ferner verspricht man den Gehorsam dem Prior, als dem Vertreter des Ordensgenerals, und allen seinen Nachfolgern. Den lieben Gott kann und muß man aber gleich im voraus weglassen, denn seine Stelle vertreten die Vorgesetzten. Wehe einem Mönche, wenn er Gott mehr gehorchen wollte als seinem Vorgesetzten! Wenn ein Mönch den Willen Gottes erfahren will, so darf er nicht etwa die Heilige Schrift oder sein Gewissen oder gar seinen Verstand fragen, sondern er muß zum Vorgesetzten gehen. Dieser gibt ihm in jedem Falle den Willen Gottes kund. Maria und Dominikus können hier auch keine Rolle spielen, denn ihr Wille ist gewiß noch schwieriger zu erfahren als der Wille Gottes. Es bleiben also einzig und allein nur die Klosteroberen übrig, die von dem Augenblicke der Profeß an die einzige und höchste Autorität eines Mönches bilden; denen hat er zu gehorchen und sonst niemand auf der Welt. Denen hat er aber auch in jeder Beziehung zu gehorchen, nicht etwa bloß in geistlichen Dingen. Man ersieht daraus, daß die Mönche im wahren Sinne des Wortes Revolutionäre sind. Sie sind vollkommen Vaterlands- und Gesetzesverräter, die das Recht, ja die heilige Pflicht haben, alles andere mit Füßen zu treten und nur das Interesse derjenigen zu wahren, denen sie den Gehorsam gelobten. Daraus ersieht man weiter die internationale Gefährlichkeit der Mönche, und nur eines ist unbegreiflich, wie die Regierungen eine solche staatsgefährliche, geistliche Gemeinschaft dulden und sogar noch beschützen mögen.

* * *

Statuensprache. Sollte es nur eine Blumensprache geben? Warum? Dem „Geweihten“ spricht Alles, worin Menschengedanken einen Ausdruck gesucht haben. Also auch Statuen, die verschenkt, — exportiert werden. Endlich ist eine solche einmal im Auslande ohne Federlesens angenommen und zur öffentlichen Aufstellung verstattet worden: Wilhelm III., der Oranier, wird in London beim South Kensington-Museum als eherne Statue, vom deutschen Kaiser gestiftet, seinen Platz erhalten. Es ist der Mann, der den langen und furchtbaren inneren Kämpfen und Wirren in England ein Ende machte, in die vor Allem die katholische Religion und Politik der Stuarts das Königreich gestürzt hatte. Als er, zur Rettung herbeigerufen, sich der Küste näherte, erblickte man an seinem Hauptmaste die englischen Farben mit der Inschrift: „Die protestantische Religion und die Freiheiten von England“ und darunter den Wahlspruch der Nassauer: „Je maintiendray“ (ich halte mein Wort). Es ist eine der großartigsten und dramatischesten Episoden der Weltgeschichte, wie er, ein erhabenes Ziel fest vor Augen, unter peinlichster Wahrung aller Rechte, mit edlem Selbstbewußtsein, aber auch mit rührender Bescheidenheit Schritt für Schritt den ihm gewiesenen Weg zum Throne zurücklegte. „Der Oranier“, sagt Dahlmann in seiner großsinnig staatsmännischen, viel zu wenig gelesenen „Geschichte der englischen Revolution“, „hatte von Jugend auf die Herrschaft im Auge, . . . aber er *dachte groß von den Beherrschten.*“ In kurzer Zeit schuf er so in England die unveräußerlichen Grundzüge des modernen politischen Idealstaates. „Wilhelm's Werk“ — mit diesen wuchtigen Worten schließt Dahlmann sein Geschichtswerk — „ward und wird von allen höher schlagenden Herzen des Weltteiles verteidigt. Zum Throne nicht geboren, trug er das königlichste Lob davon. Denn ihm verdankt England seine Freiheit, soweit Freiheit verliehen werden kann, und Wilhelm hat die *größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker,* so mächtig in den ganzen Weltteil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß, wer in ihrer Nähe bloß die Augen schaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später *daran den Kopf einrennen* muß.“

Da nicht anzunehmen ist, daß der Kaiser dem großen geschichtlichen Vorbilde, dessen unvergängliches Werk ihn zu

---

*) Pater Leonardus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen von ihm selbst erzählt. Berlin, Herm. Walther.

seiner statuarischen Verherrlichung begeistert hat, auch in seinen Landen ein sichtbares Denkmal aufzurichten im Sinne hat — denn es wäre das erste Mal, daß ein zuvor anderwärts entstandenes Denkmal hier als Nachbildung erschiene —, so scheint sich die erhebende Aussicht zu eröffnen, daß er ihm in seiner Nähe, im Bereiche seiner Macht ein Denkmal „aere perennius", dauernder als Stein und Erz, erstehen zu lassen gewillt ist, indem er seine völkerbeglückenden und thronesichernden Gedanken im Staatsleben kraftvolle Gestalt gewinnen läßt. Welche Aufgabe könnte verlockender, lohnender sein?! Der Oranier hat die Wege vorgezeichnet: Aller Papismus, auch protestantischer, steht der gesunden Fortentwickelung der Völker im Wege; und der furchtlose Ausbau der Freiheit ist der Weckruf, der (um mit Schiller zu reden) „aus Christen Menschen wirbt". B. M.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der Sitzung des Hauptvorstandes vom 26. Januar 1907. Nach Verlesung des Protokolls vom 22. Dezember 1906 bespricht Dr. Bieder die Anregung betreffend eines Begnadigungsgesuches für den „Hauptmann von Köpenick" und befürwortet dasselbe. Dr. Rothe spricht sich dagegen aus; Geheim-Rat Foerster berichtet über den Erfolg seiner Erkundigungen im Reichsjustizamt. So wenig die Ausweisungspraxis der Polizei gebilligt werden könne, so klar sei doch, daß der Verurteilte böse Schwindeleien getrieben habe. Die Preßberichte über die Verhandlung seien zu seinen Gunsten übertrieben. Er habe den Eindruck, daß ein Begnadigungsgesuch in diesem Augenblick dem Inculpaten mehr schaden als nutzen würde. Der Vorstand beschließt, von einer Aktion abzusehen.

Die Kommission für Ausarbeitung eines Zirkulars an die Abteilungen zwecks finanzieller Sanierung bittet noch um Aufschub der Angelegenheit; es wird so beschlossen. Dr. Leon berichtet ausführlich über die geplante Neuorganisation der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen und über die Beteiligung der Regierung daran. Eine offizielle Einladung zur Mitarbeit habe die D. G. E. K. z. Z. noch nicht erhalten, wohl aber eine solche aus zweiter Hand. Redner habe dieser Folge geleistet und einer vorberatenden Versammlung beigewohnt; er empfehle den Anschluß, der allerdings mit einem Jahresbeitrag von mindestens 100 Mark verbunden sei. Nach längerer Debatte beschließt der Vorstand (gegen 1 Stimme), die D. G. E. K. solle eine offizielle Einladung zur Beteiligung abwarten; falls eine solche erfolgt, dann wird der Anschluß mit Mark 100 Jahresbeitrag beschlossen.

Der Schriftführer berichtet über eine Anregung, in Hannover-Hildesheim eine Abteilung der D. G. E. K. zu begründen. Die Angelegenheit wird den Wanderrednern empfohlen, ebenso der Wunsch der freien ethischen Gesellschaft Jena nach gelegentlicher rednerischer Unterstützung. Die Abteilung Breslau bittet um Erlaß des diesjährigen Jahresbeitrages an die Zentralkasse. Der Antrag wird der betreffenden Kommission (s. o.) überwiesen.

Eine Einladung des Vereins Dänischer Zeitschriften und Fachblätter, die D. G. E. K. wolle sich an einer internationalen Ausstellung von Zeitschriften und Fachblättern in Kopenhagen Mai-Juni 1907 beteiligen, wird abgelehnt.

Generalsekretär G. Spiller berichtet über die Fortschritte im internationalen ethischen Bunde. Das Sekretariat habe einen internationalen Bücher-, Broschüren und Zeitschriften Katalog der ethischen Literatur geschaffen und in 11000 Exemplaren verbreitet. Das japanische Unterrichtsministerium hat in dankenswerter Weise dem Sekretariat eine Sammlung der in den japanischen Schulen gebrauchten Anschauungsbilder für ethischen Unterricht überwiesen. Das englische Unterrichtsministerium habe einen Code of Regulations für den ethischen Unterricht herausgegeben, der, durchaus im Sinne der englischen Liga für Moralunterricht, bestimmt sei, die Lücke, die die Ablehnung der Education Bill geschaffen, auf administrativem Wege zu füllen. Eine übersichtliche Darstellung dieser Verhältnisse werde demnächst im „Zeitgeist" (Beilage zum Berliner Tageblatt) erscheinen.

Wilh. Foerster. Dr. Penzig.

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abt. Berlin) zu beachten!

Aus der internationalen ethischen Bewegung.

Die Organisation der ethischen Bewegung in Frankreich hat jetzt den Namen „Bund für die Wahrhaftigkeit" angenommen. Französisch heißt es „Union pour la vérité", aber im Gebiete sittlicher Fragen bedeutet das Wort „Vérité" mehr die innere Uebereinstimmung unsers Denkens, Wollens und Tuns, d. h. die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, während die äußere Uebereinstimmung unsers Wahrnehmens und Erkennens mit der wahrgenommenen Außenwelt dabei in zweiter Linie steht. Dieser Auffassung des Namens der Organisation entspricht auch der Wortlaut des ersten Abschnittes der Satzungen; denn derselbe hat folgende Fassung:

Zweck des Bundes.

„I. Unter dem Namen „Union pour la vérité" ist in Paris eine Vereinigung begründet worden zur gegenseitigen Erziehung im Gedankenleben und im Gemeinschaftsleben (éducation philosophique et civique).

II. Der Zweck dieser Vereinigung ist es:

A) bei ihren Mitgliedern durch Selbstzucht des Urteils und des Benehmens die beständige Geistesfreiheit aufrecht zu erhalten, welche zur Erforschung der Wahrheit und zum Kampfe für das Recht erforderlich ist;

B) im öffentlichen Leben durch Beispiel und Propaganda die mitkräftige Liebe für das Wahre und das Rechte zu pflegen und in der allgemeinen Lebenspraxis die Methoden sorgfältiger Prüfung einzubürgern.

III. Die Vereinigung, indem sie sich vornimmt, in den verschiedenen philosophischen, religiösen, moralischen, sozialen, politischen, juridischen Gebieten ihre Kritik frei auszuüben, untersagt es sich ein für allemal, in ihrer Gestalt als Vereinigung, irgendeiner Kirchen-Gemeinschaft, irgendeiner Philosophen-Schule, irgendeiner politischen Partei, kurzum irgendeiner Gemeinschaftsbildung, die sich um eine festbestimmte Lehrmeinung zusammengeschlossen hat, endgiltig und rückhaltlos, beizutreten."

Im wesentlichen entsprechen diese Grundsätze den Deutungen, welche auch der Unterzeichnete in dem Artikel „Der Zusammenschluß der freien Geister" (Nr. 23 des Jahrganges 1906 dieser Zeitschrift) von dem Wesen der ethischen Bewegung gegeben hat. Es ist zweifellos, daß die entsprechende Art der Betätigung der ethischen Bewegung in Paris einen nicht geringen Anteil gehabt hat an dem bisherigen relativ maßvollen Verlaufe der Auseinandersetzung von Kirche und Staat in Frankreich.

Wilhelm Foerster.

Den Mitteilungen der österreichischen ethischen Gesellschaft (Nr. 17, Februar 1907) entnehmen wir, daß neben den bisherigen Abteilungen Wien und Gmünd/Tualisch nunmehr auch in Krakau und in Günthersdorf Zweige entstanden sind; in Radautz ist ein solcher in der Bildung begriffen. — Bei dem VI. Delegiertentage des „Zentralverbandes der deutsch-österreichischen Volksbildungsvereine" erstattete der Vertreter der ethischen Gesellschaft, Wilh. Börner, das Referat „Ueber Massenverbreitung guter Literatur." Aus der „sozialen Gruppe" der ethischen Gesellschaft ging der Anstoß hervor zur Begründung eines „Oesterreichischen Bundes für Mutterschutz," nach dem Muster des Deutschen Bundes; die Leitung liegt in den Händen hervorragender Ethiker. Endlich hat die ethische Gesellschaft ein Komitee eingesetzt zur Vorbereitung einer Enquête über die Reform des österreichischen Irrengesetzes, der ein entsprechender Vortragszyklus vorausgehen wird.

Sprechsaal.

Die „Ethische Kultur" brachte am 1. Oktober 1906 (Nr. 19) eine Anzeige und Besprechung des Jakob Fromer'schen Buches „Vom Ghetto zur modernen Kultur" (von Dr. K. Schirmacher).

Diese Anzeige veranlaßt, besonders wegen ihres Schlusses, nachfolgende Ergänzung und Berichtigung.

Herr Fromer hat sein Buch, eine Autobiographie, seinem ersten Pasquill auf das Judentum (d. i. der betreffende Artikel in der „Zukunft": „Das Wesen des Judentums", von dem die Referentin spricht, und auf den wir weiter unten zurückkommen) folgen lassen, welches seine Auffassung des Judentums erklären soll.

Die Vertreter der Wissenschaft unter den Juden haben bisher keine Notiz davon genommen; sie durften annehmen, daß ein Buch, worin die Schriften eines Zunz als Schutthaufen bezeichnet, worin behauptet wird, daß „die Zunz, Holdheim, Abr. Geiger u. a. die Köpfe durch leere Schlagworte, durch eine tendenziös gefärbte Geschichtskonstruktion verwirrten" (S. 248), worin ferner behauptet wird, „wir seien inbezug auf objektive Wahrheit trotz Sokrates keinen Schritt über die Sophisten hinausgekommen" (S. 187/8), sein Anrecht auf Beurteilung von wissenschaftlichem Standpunkt verwirkt habe.

Beschwerlicher und gefährlicher ist die Beurteilung einer sich als Märtyrer gebenden Persönlichkeit, die, mehrfach nach eigenem Bekenntnis, mit dem Bewußtsein ungenügender Vorkenntnisse sich an Dinge herandrängt, denen sie nicht gewachsen ist. Er bietet sich als Lehrer an und weiß nichts (S. 133), als Bibliothekar und versteht nichts davon (S. 152). Er tritt als Kritiker der Kultur der Juden auf und seine Urteile zeigen eine verblüffende Oberflächlichkeit, Verworrenheit und Unkenntnis; er wirft sich endlich als Lehrer und Führer der Juden auf und erweist sich dazu als am allerwenigsten geeignet. Auf einen noch wesentlicheren Widerspruch des eigenen Lebens mit der einer großen Genossenschaft empfohlenen Lebensweisheit kommen wir bald zurück.

Fromers Buch hat in oben erwähnter Anzeige ein anscheinend objektives Referat gefunden, worin jedoch die unvermeidliche Vorfrage nach der Autorität Fromers ohne Prüfung vorausgesetzt wird.

„Er hat die Rolle der Juden eingehend studiert und überdacht", heißt es dort (S. 149); wenn man ihm das glaubt, dann hat er sie entstellt, oder es fehlt ihm die Kenntnis der Kulturgeschichte im allgemeinen, ja es scheint, als ob er überhaupt keinen klaren Begriff von Kultur habe. Wir wollen versuchen, aus einigen unklaren, sogar unwahren Behauptungen Fromers die falschen Grundlagen aufzudecken, welche für eine Beurteilung des angeblichen Konflikts vom Standpunkt der ethischen Kultur allein maßgebend sind.

Für Fromer ist Judentum und Judenheit, osteuropäisches Ghetto, Mangel an aller Kultur, Aberglauben, und was alles noch, identisch. Dieses „Chaos" von Begriffen ist unter allen „Wirtsvölkern" (ein Bürgerrecht des Juden kennt er nicht) von jeher verfolgt und „verachtet" — daß das odium generis humani zunächst den Christen galt, paßt in sein Chaos nicht — und kann nur durch völliges Untergehen alles spezifisch Jüdischen ein Ende nehmen. Schon diese Behauptung entstellt die Wahrheit; die Juden sind faktisch nicht allgemein verachtet, und wenn er keine Genugtuung (S. 232) für Leiden, Verfolgung und „Schmach" kennt, so beweist das, daß ihm das echte Martyrium fremd sei.

Seltsam, aber auch unrichtig ist nun seine Erklärung des Wesens des Judentums als Grund der Leiden. Die Grundidee des Judentums sei das Streben nach Alleinherrschaft der Ethik — das einzig neue Motiv für Antisemitismus — und rücksichtslose Bekämpfung der Logik und Aesthetik, wenn sie nicht ethischen Zwecken diene (S. 258). Dieser Satz ist eine krasse Uebertreibung; ich darf mich wohl in Bezug auf die Pflege des Schönen, insbesondere der Kunst, nicht erst auf M. Steinschneiders*) Einleitung in die jüdische Literatur des Mittelalters (im Jewish Quart. Review XV, 1903 p. 326, XVI, 1904/5 p. 561) berufen. Im Schmutz des polnischen Ghetto mögen Verächter des Schönen sich finden; sind etwa die Landesgenossen christlichen Glaubens geborene Aesthetiker? Mit der Logik Fr.'s kann man aus der Tatsache der Bilderstürmerei beweisen, daß die Christen Kunstverächter und -Vernichter seien.

Fehlt es etwa heute an jüdischen Künstlern? Allerdings Herrn Fromer, der überhaupt nichts Gutes oder gar Großes bei den Juden findet. Bei ihm ist ja „moderne" Kultur der Gegensatz von seinem Judentum.

Er vermißt alle Kultur bei den Juden, weil er alle Juden, welche danach streben, das nationale Judentum abzustreifen, welche sich ihren civilisierten Mitbürgern assimilieren wollen, für Nichtjuden erklärt, weil sie nicht wie er russische Ghettojuden sind. Er sucht und findet nur das Mangelhafte, geht aber nie und nirgends auf die parallelen Zustände außerhalb des Judentums ein!

Nach Herrn Fromer hat der Jude gar nicht das Recht oder die Pflicht, die Konsequenzen einer Aenderung seiner Religion und Sitten zu bedenken oder letztere zu prüfen. Wie diese sind, ist gleichgültig. Jeder habe nur mit der Majorität zu gehen, und gelte es die heiligsten Ueberzeugungen. „Tauchet unter, verschwindet mit euren (!) orientalischen Physiognomien usw." ist seine dringende Forderung!

Sein Prinzip konzentriert sich in dem Satze: Tue, was die meisten tun! und sollte heißen: was die wenigsten unter den meisten tun. — Ihm genügt die Majorität für die Autorität. Dazu kommt hier, daß ein Uebertritt in Masse eine Heuchelei in Masse bedeutet. Herr Fromer selber war bereits bei einem Missionär und — blieb Jude bis jetzt, um seinen Eltern die Kränkung nicht anzutun, und weil das „kein leichter, vorübergehender Betrug, ein Verrat sei" (S. 130). Aber wenn alle Juden übertreten, dann braucht natürlich sich einer vor dem andern nicht zu schämen. —

Gegenüber den sonderbaren Behauptungen und Bestrebungen Herrn Fromers zur sogenannten Lösung der Judenfrage führen wir hier einige Worte des Herrn Professors Dr. Wilh. Foerster an, der in einem Artikel über diesen Gegenstand (in dem Beiblatt zum Generalanzeiger für die gesamten Interessen des Judentums vom 23. Dezember 1906) sich äußert, daß für eine große „in den geistig leitenden Kreisen aller Nationen unablässig wachsende Zahl von unbedingt gerecht und liebevoll gesinnten Menschen auch die Judenfrage überhaupt nur noch historisch existiert, als eine der ältesten sozialen Trübungen, deren Heilung durch einmütige Selbstbesinnung um so sicherer gelingen würde, als die wichtigsten ihrer Ursachen einer Vergangenheit angehören, deren Nachwirkungen immer mehr aus dem äußeren Zusammenleben in die Tiefen der mildernden Seelenwelt überzugehen beginnen." Ferner: „Und es ist eine unweise Halbheit, irgend eine dieser Fragen gesondert lösen und ordnen zu wollen, ohne daß der ganze Götzendienst des Gemeinschaftsrausches . . . . . endlich ganz gründlich ernüchtert und aus den Regionen edlerer Menschengemeinschaft verwiesen wird. Hierzu aber können die zahlreichen hochgesinnten Juden, welche jetzt in allen Regionen der Erde an der wirtschaftlichen und geistigen Kultur so wirksam mitarbeiten, das allermeiste beitragen. Und sie haben auch bereits in leuchtenden Beispielen begonnen, dies zu tun." —

Der Fehler, daß man die jüdische Gesamtheit mit nichtjüdischen Einzelnen vergleicht, führt zu einer schiefen Beurteilung. Die Referentin berichtet über Teufelaustreibung durch einen „Wunderrabbi" mit den Worten: „Man muß das lesen, um diese vorweltliche Welt als etwas noch heute Lebendiges, als etwas Zeitgenössisches zu erfassen." — Zunächst sei bemerkt, daß es sich hierbei um eine den meisten Juden ganz unbekannte, weltabgewandte, von Zivilisation und Kultur tatsächlich ausgeschlossene Sekte in Rußland, dem Lande der Pogroms, handelt; daß aber diese Sekte, die sogenannten Chassidim, ihre schärfsten Gegner in den orthodoxen Juden Rußlands und Polens selbst haben. — Aber ist diese Teufelaustreibung nur dort zu finden? Und ist das so viel erstaunlicher als die Wunderkuren in Lourdes, oder die wundertätige Madonna in Valle di Pompei, oder das Gesundbeten in Newyork, vorübergehend auch hier, und zwar in den höheren von aller „modernen" Kultur durchtränkten Ständen?

Fromer findet im Fortbestehen des Judentums überhaupt ein Verbrechen gegen das Gesetz des Werdens und Vergehens (S. 218), als ob ein Gesetz der Selbsterhaltung nirgends in der Natur vorhanden sei.

Abgesehen von vermutlichen Irrtümern oder Mißverständnissen, erlaubt sich Herr Fromer, getreu seiner Methode, nur Schlechtes, Häßliches oder Mißfälliges zu suchen und darzustellen, Behauptungen, welche eine achtbare Genossenschaft herabsetzen sollen, z. B. daß die jüdische Gemeinde nicht bei Christen dürfe arbeiten lassen.

Wenn nun die Referentin seines Buches die Berliner jüdische Gemeinde als kulturfeindliches, intolerantes Ghetto darstellt, so fühlen wir die Pflicht, dagegen Einspruch zu erheben. Fromer möchte sie allerdings so charakterisieren, weil sie den Mann, der mit den obigen Ansichten sich um die Stelle als Bibliothekar an der jüdischen Gemeindebibliothek beworben, ohne vorher diese Ansichten zu verraten, nicht angemessen findet. Er würde am Ende, wenn er Homöopath wäre, sich in einer allopathischen Klinik als Direktor melden und dann den Märtyrer spielen, wenn man ihn fortschickt. —

Fromers Ansicht ist der radikalste und blindeste Antisemitismus; denn er möchte Haß und Verachtung von Unschuldigen schließlich gerechtfertigt wissen durch ein Bekenntnis ohne Glauben, den er selbst scheut, damit er als Märtyrer der Verfolgten sich verherrliche. Er reicht nicht die eigene andere Backe, sondern schlägt die des Geschlagenen.

A. G. (Berlin).

*) dessen Autorität in diesem Fache sein Schüler Fromer wohl nicht bestreiten wird.

Vermischtes.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wird ihren diesjährigen Kongreß, den dritten seit ihrer Begründung, am 24. und 25. Mai in Mannheim abhalten.

Als einziges Verhandlungsthema wird die Frage der sexuellen Pädagogik eingehend erörtert werden. Nach der vorläufigen Tagesordnung sollen folgende Spezialreferate erstattet werden: Die Aufgabe der Mutter, des Hauses, der Volksschule. — Sexuelle Aufklärung in höheren Schulen, für Abiturienten, Seminaristen, Fortbildungsschulen, auf dem Lande. — Jugendliteratur. — Sexuelle Diätetik.

Hervorragende Mediziner und Pädagogen haben die Referate übernommen. Wir nennen von Aerzten die Herren Geheimrat Prof. Albert Eulenburg-Berlin, Prof. Kopp-München, Dr. A. Blaschko-Berlin, Dr. E. von den Steinen-Düsseldorf, Dr. W. Fürstenheim-Berlin und Frau Dr. Adams-Lehmann-München; von Pädagogen die Herren Prof. Foerster-Zürich, Köster und Höller-Hamburg, Direktor Prof. Kemsies-Berlin, Prof. Schwärmacker-Mannheim, Hauptlehrer Lacroix und Endertin-Mannheim, sowie die Damen Frau Prof. Krukenberg-Kreuznach und Frl. Dr. Bäumer-Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Benzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Sonnabend, den 9. März, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 **Abteilungstag.** Bericht des Vorstandes und Neuwahl. Vorher wird Herr Generalsekretär G. Spiller einige Thesen zur Haager Friedenskonferenz vorlegen und begründen, die dann besprochen werden. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Dienstag, den 26. März, 8¼ abends im Bürgersaal des städt. Rathauses: Geheimrat Dr. Duncker: „Aus dem Schulwesen Nordamerikas." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Karfreitag, den 29. März, abends 7 Uhr, im Altstädter Hof (Kaiser Wilhelmstr. neuer Markt) Geselliger Abend. Gäste willkommen. Eintritt frei. Vorlesung von Herrn Oberregisseur Quincke aus „Huttens letzte Tage" von Conrad Ferdinand Meyer.

Sonntag, den 7. April, abends 7 Uhr, im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Berlin S. O., Engelufer 15. Volksunterhaltungsabend, in dem Oberregisseur Quincke soziale Dichtungen vortragen wird. Näheres Programm später.

Mittwoch, den 10. April, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 des städt. Rathauses: Vortrag von Herrn Dr. Immanuel Lewn: „Die Versittlichung unseres Gefühlslebens". Besprechung. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Ferner bitten wir unsere Mitglieder, sich für die folgenden Tage frei zu halten:

Montag, den 22. April, (Bürgersaal „ „ „ .)
Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 „ „ „ .)

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20** Mk. zu beziehen.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt. Die Redaktion.

Christus und Sophie. Von Johannes Schlaf. Wien und Leipzig 1906. Akademischer Verlag. Geh. 4,50 Mk., geb. 5,75 Mk.

Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. Von P. J. Möbius. Halle a. S. 1907. Verlag von Carl Marhold. 1,50 Mk.

Volkswirtschaft des Talents. Von Jos. Aug. Lux. Leipzig 1906. R. Voigtländers Verlag. 2,80 Mk.

Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose, Litt. D. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Band 1 und 2. Stuttgart 1906. Verlag von Greiner & Pfeiffer. Geh. 12 Mk., geb. 15 Mk.

Monismus und Naturgesetz. Von Ernst Haeckel. Heft 1 der „Flugschriften des Deutschen Monistenbundes." Brackwede i. W. 1906 Kommissionsverlag von Dr. W. Breitenbach. 0,80 Mk.

Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. 9. Auflage. Band 37 der „Philosophischen Bibliothek." Kant's sämtliche Werke, 1. Band. Leipzig 1906. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 4 Mk.

Welche Mädchen dürfen heiraten und welche nicht? Von Dr. med. Prager. Leipzig. Verlag von Max Spohr. 1,20 Mk.

Freie Hochschule Berlin.

Sonntag, den 10. März, nachmittags 6 Uhr in der Aula der Friedrich Werderschen Ober-Realschule, Niederwall-Straße 12 (Nähe Spittelmarkt) Vortrag von Dr. Alfred Koeppen über: „Kunst und Sittlichkeit." Eine zeitgemäße ästhetische Betrachtung mit künstlerisch vollendeten Lichtbildern). Eintrittspreis 1 Mark, für die Mitglieder des Zentralvereins und der angeschlossenen Vereine (auch der D. G. E. K.) 75 Pfennig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland,“ Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. März 1907.	Nr. 6.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das erste Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ und ihrer Monatsbeilage „Kinderland“ möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

„Reklamationen wegen unpünktlichen Einganges bitten wir bei der Postanstalt des Bestimmungsortes resp. dem Briefträger anzubringen.“

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Liberalismus und Sozialdemokratie.

(Ein Epilog zu den Wahlen).

Von Politikus.

Es gibt für den aufrichtigen Freund fortschreitender Kultur wohl keine Erscheinung des verflossenen Wahlkampfes, die ihm mehr Besorgnisse einflößen und ihn mehr zum Nachdenken anregen muß, als der schroffe Gegensatz von Liberalismus und Sozialdemokratie. In erster Linie kommt dabei gar nicht einmal der Gesichtspunkt in Betracht, daß infolge dieses Gegensatzes die Linke schwächer ist als im alten Reichstage und daher, was auch manche vertrauensselige liberale Gemüter von der Gnade der Regierung erhoffen mögen, dem Rückschritt mehr als vorher Tür und Tor geöffnet ist. Was das Schlimmste ist: gerade nach Beendigung dieses Wahlkampfes erscheint zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie eine Kluft befestigt, deren Ueberbrückung vielen zunächst rein utopisch erscheint.

Es ist kennzeichnend für diese ganze, nicht neue aber wesentlich verschärfte Situation, daß einer der besten und charaktervollsten liberalen Führer, Theodor Barth, der die Herbeiführung einer liberal-sozialistischen Koalition mit besonderem Eifer und mutiger Beharrlichkeit verfochten, in der Erreichung dieses Ziels geradezu seine Spezialmission gesehen hat, nunmehr wenigstens für den Augenblick entmutigt ist und für einige Zeit den politischen Kampf einzustellen sich veranlaßt sieht.

Und doch ist gerade die Arbeit in eben derselben Richtung mehr als je notwendig, und nicht nur notwendig, sondern auch erfolgversprechend, trotz allem Anschein, den die Fanatiker auf beiden Seiten zu erwecken und die Reaktionäre aller Schattierungen natürlich geflissentlich zu verstärken suchen. Denn es ist eben nicht wahr, was die „unentwegten“ „Taktiker“ auf beiden Seiten glauben machen wollen, daß Liberalismus und Sozialdemokratie einen natürlichen Gegensatz bildeten, oder daß er wenigstens in den heutigen Parteigebilden deutlich und scharf und schroff sich darstelle. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall, Liberalismus und Sozialismus sind natürliche Geschwister, fast möchte man sagen Zwillinge, und darum ja auch in vorgeschritteneren Staaten so eng verbunden, daß die entsprechenden Parteischattierungen unmerklich in einander übergehen. Liberalismus und Sozialismus haben vor allem das Wichtigste völlig gemeinsam: die allgemeine Kulturbasis und ihren Kern, die ethischen Aufgaben und Forderungen der Zukunft.

Aber die *heutige* Sozialdemokratie, die *gegenwärtige* Ausprägung der sozialistischen Gedanken, die Partei der Kautsky und Mehring, in der reine Klassen- und Machtpolitik alles beherrscht? Ist diese Partei noch irgendwie mit dem Liberalismus verwandt?

Es ist wahr, es gibt innerhalb der Sozialdemokratie eine einflußreiche Richtung, welche den Kampf für die Emanzipation des vierten Standes im wesentlichen als eine reine *Machtfrage* auffaßt und durch die vielfach fanatische, ja sogar antihumanistische, Tendenz dieses Machtkampfes, ebenso wie durch die Formen, in denen er geführt wird, geeignet ist, hohe ideale Kulturgüter, die dem Liberalismus ganz besonders am Herzen liegen müssen, schwer zu gefährden. Aber diese Richtung des Sozialismus ist weder dauernd und notwendig mit ihm verknüpft, noch auch bildet sie innerhalb der sozialistischen Bewegung die entscheidende Majorität.

Sie ist *nicht dauernd und notwendig* mit dem Sozialismus verknüpft. Das ersieht man am besten bei einem Vergleich mit den andern Ländern, mit den liberalen Westmächten, wo eben dieselbe Richtung kaum existiert, wie in England, oder zu einem ganz geringen Bestandteil

zurückgedrängt ist, wie in Frankreich. Die extremen sozialistischen Machtpolitiker Deutschlands haben und behaupten ihren Einfluß — wiewohl in der letzten Zeit schon wieder in merklich geringerem Grade*) — lediglich durch die reaktionäre Unterdrückungspolitik. In Rußland entspricht dem Terrorismus von oben auf sozialistischer Seite der Terrorismus von unten, andrerseits bewegt sich in den freien Staaten, England, Frankreich, Amerika u. s. w., auch die sozialistische Bewegung in freien humanistischen Bahnen. Und in Deutschland ist eine Art Mittelzustand vorhanden. Formell, d. h. juristisch und verfassungsrechtlich, genießen die Sozialdemokraten auch bei uns volle Gleichheit und Freiheit, aber tatsächlich, in der Praxis, sowohl der Regierung und der Verwaltung, als auch nach der Haltung der herrschenden Parteien und der in ihnen vertretenen Gesellschaftsschichten, stehen sie unter einem Ausnahmerecht und befinden sich in einem sozialen Ausnahmezustand. Sie werden nicht nur politisch, sondern auch sozial boykottiert, gewissermaßen in den Verachtungswinkel des politisch-sozialen Daseins verwiesen. In wie vielen Fällen sind schon die Sozialdemokraten offiziell, vom Kaiser und seinen Ministern bis herab zu den geringsten Regierungsbeamten, als Bürger zweiter Klasse, ja als Parias und Ausgestoßene der staatlichen Gemeinschaft, behandelt worden, die, wie Herr von Oldenburg sich ausdrückte, nur Objekte aber nie Subjekte der Gesetzgebung sein dürften. Und nicht nur die Praxis der Verwaltung, sondern selbst die Praxis der Gerichte zeigt immer wieder neue Fälle eines mindern Rechts für sie; ja, der preußische Minister Studt hat es sogar fertiggebracht, die stärkste deutsche Partei mit ihren drei Millionen Wählern aus der Gemeinschaft des sittlichen Lebens auszuschließen. Solche Tatsachen kann man auch nicht durch den Hinweis auf die gegenwärtige oder zukünftige praktische Sozialpolitik entkräften, durch welche wie der bezeichnende Ausdruck lautete, der Sozialdemokratie der Wind aus den Segeln genommen werden soll. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und Wohltaten die irgendwie mit Ungerechtigkeiten verknüpft sind, setzen in gleicher Weise Geber und Empfänger herab, sogut im sozialen wie im individuellen Leben. Grade unsere z. T. auf höherer Bildungsstufe stehenden Arbeitermassen haben für diese ethischen Imponderabilien ein feines Gefühl und empfinden den Stachel der Ungerechtigkeit stärker, als alle wirklichen oder gemeintlichen Fortschritte der Sozialpolitik, — die übrigens in den letzten Jahren fast ganz zum Stillstand kam — wieder gut machen können.

Dies alles und nur dies allein gibt der reinen Machtpolitik innerhalb der Sozialdemokratie den Rückhalt und den damit zusammenhängenden Erscheinungen ihre vorübergehende Kraft und Stärke. Umsomehr sollte es die Aufgabe des Liberalismus sein, der Sozialdemokratie als Ganzem die Hand zu reichen und gerade dadurch umso wirksamer jenen politischen Druck und jene Häufung von Ungerechtigkeit und Mißachtung menschlicher Freiheit zu bekämpfen, welche im gegenwärtigen Regierungssystem sich darstellt — zu bekämpfen, nicht, weil es sich um Sozialisten, sondern weil es sich um Menschen und gleichberechtigte Staatsbürger handelt. Eben damit würde auch der Einfluß der reinen Machtpolitik innerhalb der Sozialdemokratie fortdauernd gemindert und schließlich ganz gebrochen werden und so der Liberalismus die größte Stärkung erfahren, die für ihn überhaupt möglich ist. Denn nur die Koalition von Liberalismus und Sozialismus vermag die Reaktion in Deutschland zu beseitigen und jenen dumpfen Druck von unseren Zuständen zu nehmen, der zentnerschwer auf uns allen lastet.

Hat nicht erst vor kurzem Frankreich das analoge Beispiel gegeben? Auch dort war bis zur Dreyfus-Affaire im wesentlichen jene Koalition von Klerikalismus, Plutokratie, Junkertum, Nationalismus herrschend wie bei uns; und solange das der Fall war, besaßen die materialistisch gesinnten Machtpolitiker unter Führung von Jules Guesde innerhalb des Sozialismus das entscheidende Uebergewicht. Kaum aber hatten die wirklich freigesinnten Republikaner das Joch jener Koalition abgeschüttelt, sich auf sich selbst besonnen und den Sozialisten zum gemeinsamen Kampf die Hand gereicht, so wurde auch innerhalb der letzteren der Einfluß der Machtpolitiker vollständig gebrochen, Jules Guesde selbst mit seinem Anhang, mit ganz wenigen Ausnahmen, damals zunächst aus der Kammer verdrängt, und unter Führung des humanistischen Sozialisten Jaurès führten nun liberale und sozialistische Demokraten vereint jenen bewunderungswürdigen Kampf, der zur völligen Befreiung von der Kirchenherrschaft, zur Trennung von Kirche und Staat, ja, zu einer fast völligen Regeneration des ganzen französischen Lebens geführt hat.

Nichts ist natürlicher als ein solches Bündnis. Denn Liberalismus und Sozialismus sind in der Tat Zwillinge, ein und derselben Ideenrichtung entsprungen, welche von den großen Aufklärungsideen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, über die große französische Revolution, bis auf unsere Tage herunterreicht; und ihr gemeinsames Programm ist: Befreiung des Menschen von allem, was nicht er selbst ist, was die freie Entwicklung des menschlichen Daseins hemmen kann, vor allen Dingen also von jedem Druck der bloßen Autorität und der bloßen Macht, welche nicht in der freien Prüfung der Vernunft und der sittlichen Empfindung gerechtfertigt ist.

Daß hierbei ein Gegensatz zwischen individualistischer und sozialistischer Auffassungsweise sich herausbildete, ist eine geschichtliche Notwendigkeit, welche in keiner Weise übersehen zu werden braucht. Der Kampf zwischen diesen beiden entgegengesetzten Prinzipien braucht auch in Deutschland nicht verwischt zu werden, aber er kann nur mit voller Klarheit geführt werden, wenn zunächst die Grundbedingungen politischer und sozialer Freiheit geschaffen sind, welche Sozialisten und Liberale gemeinsam haben, wenn die freie und gesunde Demokratie hergestellt ist, welche beide erstreben. Darum mögen Liberale und Sozialisten immerhin überall, wo es ohne Gefahr für diese gemeinsamen demokratischen Prinzipien geschehen kann, fortfahren, sich sachgemäß zu bekämpfen, — aber im übrigen soviel als möglich versuchen zur gemeinsamen Bekämpfung des gemeinsamen Feindes sich die Hand zu reichen, noch mehr aber die positiven Verbindungsfäden knüpfen, welche überall namentlich auf sozial-ethischem Boden vorhanden sind. Ganz besonders ist in der immer dringlicher werdenden Frage der Befreiung der Schulen und der dahinter stehenden der Trennung von Kirche und Staat, diese Gemeinsamkeit der Sozialisten und aufrichtig Liberalen bereits gegeben, und die Lösung dieser Fragen ist unmöglich, wenn und so lange es nicht gelingt, die jetzt zwischen beiden bestehende tiefe Kluft zu überbrücken.

Die sozialdemokratische Wahlniederlage.

Von einem Mitläufer.

Wenn der Verfasser dieses Artikels sich als Mitläufer bezeichnet, so hat dies seinen Grund darin, daß er sich bisher nicht entschließen konnte, der sozialdemokratischen Partei als Mitglied anzugehören, obwohl er ihr schon öfter seine Unterstützung geliehen hat. Der Hauptgrund dieser meiner Zurückhaltung ist, daß ich die theoretische Grundlage des Parteiprogramms als ganz verfehlt ansehe. Wenn ich trotzdem die Sozialdemokratie unterstütze und ihr unter sonst gleichen Bedingungen vor einer bürgerlichen Partei den Vorzug gebe, so geschieht es darum, weil sich in der Sozialdemokratie der Protest gegen die fundamentale Ungerechtigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung verkörpert, weil ich in ihr noch immer den vornehmsten Anwalt der Unter-

*) Man denke an die Niederlage ihres Führers Kautsky auf dem letzten Parteitage in Mannheim.

drückten und Enterbten sehe. Sicherlich gibt es noch viele, die zu der Sozialdemokratie in demselben Verhältnis stehen, wie der Verfasser dieser Zeilen. Ich glaube daher, daß es schon aus diesem Grunde der Partei*) erwünscht sein muß, die Ansicht eines solchen Mitläufers über die Ursachen ihrer Niederlage zu vernehmen und daß ihr mit rückhaltloser Offenheit am besten gedient ist.

Die unmittelbare Veranlassung der Niederlage ist bekanntlich die geringe Vermehrung der sozialistischen Stimmenzahl und das starke Anschwellen der bürgerlichen Wahlziffern. Es mag sein, daß dieser Rückgang sich teilweise aus äußeren Ursachen erklärt. Aber ihn ganz und gar auf äußere Ursachen zurückzuführen, heißt eine Vogel-Strauß-Politik treiben, die die Partei sich jetzt weniger als je leisten darf. Es ist dafür ein innerer Grund vorhanden, der schwerer wiegt, als alle Flugblätter des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Ein böser Geist hat sich in die Partei eingeschlichen, der ihr Werk lahmzulegen und zu vernichten droht. Derselbe Geist, dem die Sozialdemokratie den Krieg bis aufs Messer erklärt hatte, der Geist *hochmütiger Selbstüberhebung* und *engherziger Unduldsamkeit*, er macht sich jetzt in der Sozialdemokratie in einer neuen Verkleidung breit und treibt in ihr sein Wesen fast ärger denn irgend wo sonst.

Mein eifriger sozialistischer Freund, der du dies liesest, wirf das Blatt nicht unwillig fort, weil ich so schwere Vorwürfe gegen deine Partei erhebe. Glaube nicht, daß ich diese Vorwürfe leichten Herzens niederschreibe. Ich glaube, daß ich dir etwas zu sagen habe, das deiner Partei nützlich und nötig ist und das sie beherzigen muß, wenn sie nicht einer neuen, noch schwereren Niederlage entgegen gehen will, und nur dieser Glaube drückt mir die Feder in die Hand.

Man muß der Sozialdemokratie zu Gute halten, daß, wie der Dichter sagt, kein Sterblicher ein Uebermaß von guten Tagen ertragen kann. Bisher hat noch jede politische Partei auf dem Gipfel ihrer Macht in ihrem eigenen Hochmut ihr Grab geschaufelt. Aber die Sozialdemokratie hatte noch keineswegs den Gipfel der Macht erstiegen. Sie hatte einen, im Vergleich zu ihrem Endziel, recht bescheidenen Teilerfolg errungen. Wie peinlich und entmutigend zu sehen, daß ihr moralischer Charakter nicht genügend gestählt war, um ein solch bescheidenes Maß des Glückes mit Würde zu ertragen. Es gibt kein sichreres Kennzeichen für Niedrigkeit der Gesinnung als Selbstüberhebung im Glück. Wie hätte die Ueberhebung wachsen müssen, wenn das Wahlglück der Partei treu geblieben wäre, wie bisher! Für alle Andersdenkenden, für alle, die nicht auf die Dogmen des Marxismus schwören, hätte die Lage in Deutschland unerträglich werden müssen. Hier und nirgends wo anders liegt der Grund, weshalb die sozialistische Idee ihre Werbekraft eingebüßt hat, weshalb die Indifferenten in vorher nie gesehenen Massen zur Urne gingen und ihre Stimme gegen die Sozialdemokratie einlegten. Alle andern Gründe sind nebensächlich und hätten durch die Gunst der Situation, durch intensive Agitation, durch das rasche Anwachsen der Arbeitermassen mehr als ausgeglichen werden müssen. Die Tatsache, daß die Partei sich selbst am meisten über die Lage getäuscht hat, beweist am besten, daß ihre eigenen Fehler die Ursachen ihrer Niederlage waren. Es war die Eigenliebe, gepaart mit ihrer Zwillingsschwester, der Unduldsamkeit, die der Sozialdemokratie die Niederlage vom 25. Januar beibrachte.

Darüber darf es keine Täuschung geben. Nichts wäre törichter und verderblicher, als wenn jede Richtung in der Partei in gekränkter Eigenliebe die Schuld ausschließlich bei dem Gegner suchen und der alte Streit zwischen dem rechten und dem linken Flügel mit verdoppelter Wut aufleben würde. Es ist jetzt die Stunde gekommen, in der es sich erweisen muß, ob die Sozialdemokratie ihrer Aufgabe gewachsen ist, in der es sich zeigen muß, ob all die häßlichen und befremdenden Erscheinungen, die seit den unglückseligen Tagen von Dresden an ihr offenbar geworden sind, nur ein vorübergehender Fieberanfall waren, oder ob sie eine schleichende Krankheit bilden, die bestimmt ist, die Partei zu Grunde zu richten. Wenn dies vermieden werden soll, wenn die Partei wieder gesunden und das Vertrauen jener, die ihre ganze Hoffnung auf die Sozialdemokratie gesetzt haben, nicht enttäuscht werden soll, dann dürfen wir die Schuld weder ausschließlich bei dem *Radikalismus* noch bei dem *Revisionismus* suchen, dann müssen wir lernen, was wir bisher vergessen haben, *mit uns selbst* ins Gericht zu gehen, anstatt mit unserem Nächsten.

Wir dürfen uns nicht von vorgefaßten Meinungen mehr täuschen lassen. Wir müssen lernen, daß es einen guten und einen schlechten Radikalismus gibt, wie es einen guten und einen schlechten Revisionismus gibt. Es ist sicherlich etwas Gutes um den Radikalismus, der aus einer tiefen Liebe zu den Unterdrückten und Enterbten entspringt, der in seinem heiligen Eifer keine Rücksichten und keine Kompromiße kennt, den die Gunst des Augenblicks nicht zu locken und das Drohen der Mächtigen nicht einzuschüchtern vermag. Dieser Radikalismus ist es, der den Sauerteig in jeder großen demokratischen Bewegung der Menschheit bildet, der den Anstoß zu jedem moralischen und sozialen Fortschritt gegeben hat. Dieser Radikalismus war es, der die Lehre eines gekreuzigten Proletariersohnes durch Ströme von Blut zum Siege führte, der im Angesicht der entfesselten Wut der niedrigsten Instinkte die Ketten der Sklaven und Leibeigenen zerbrach, der dem Gedanken der Gleichheit und Freiheit in den Ländern der finstersten Reaktion Anerkennung erzwingt und der den Glauben an die Sozialdemokratie in den Herzen von Tausenden mit dem Glauben an eine bessere und schönere Zukunft unauflöslich verknüpft hat.

Aber wo der Herrgott einen Tempel baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben. Neben dem Radikalismus, der aus der Liebe geboren ist, macht sich ein anderer breit, der eben so verderblich ist, wie jener wohltätig, der eben so sehr Fluch, wie jener Segen bedeutet. Aus Haß und Selbstsucht geboren, verfolgt er Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied mit Schmähungen und Beschimpfungen. In der Großmannssucht und Sensationsgier unreifer Köpfe findet er seinen Nährboden und in der Erfindung von Schimpfworten für seine Gegner erblickt er das Kennzeichen seiner Gesinnungstüchtigkeit. Es ist kein Wunder, daß die beispiellosen Erfolge der Sozialdemokratie im letzten Jahrzehnt diesen Radikalismus üppiger als je ins Kraut schießen ließen. Rascher noch als die gute Saat entwickeln sich in der strahlenden Sonne des Erfolges die wuchernden Unkräuter, die sich unmerkbar in jede große erfolgverheißende Bewegung einzuschleichen wissen. So war es möglich daß sich in der Verkleidung des Radikalismus ein Phrasendreschertum in die Sozialdemokratie eingeschlichen hat, das in seiner inneren Hohlheit und Unwahrhaftigkeit nur in der gewohnheitsmäßigen Heuchelei der reaktionärsten Elemente seines Gleichen findet. Im verständnislosen Nachplappern der Kraftworte, die in einem großen Augenblick aus einem stürmisch bewegten Herzen hervorquollen, glaubten die kleinen Geister das unfehlbare Mittel gefunden zu haben, um den Erfolg an ihre Fahnen zu heften. Was aber im Munde der Heroen eine donnernde Anklage ist, vor der die Mächtigen erzittern, das wandelt sich in der Rede der Epigonen zur wirkungslosen Phrase, die die Klugen belächeln. Wir müssen lernen mit großen Worten sparsamer umzugehen, wenn wir nicht unsere besten Waffen vorzeitig stumpf machen wollen. Wir müssen zwischen

*) Obwohl die Aussicht gering ist, daß diese Ausführungen den Parteiführern zu Gesicht kommen — ein waschechter Roter liest ja die „Ethische Kultur“ kaum — glaubten wir doch den Autor hier zu Wort verstatten zu müssen, da seine Aussicht, in der Parteipresse Unterkunft zu finden, bekanntlich noch viel geringer ist. D. Red.

dem, was aus der Glut einer tiefen Leidenschaft und dem, was aus kraftlosen Reflexionen geboren ist, unterscheiden lernen. Wir müssen die Menschen nicht nach ihrem äußeren Gebahren, sondern nach ihrem inneren Gehalt abschätzen lernen. Wir müssen den Geist der Unduldsamkeit und der Selbstüberhebung verbannen und müssen jeden willkommen heißen, der an dem großen Werk der sozialen Befreiung mitarbeiten will. Wir müssen zugleich revisionistischer und zugleich radikaler werden. Wir müssen den falschen Radikalismus abstreifen, der mit hohlen Phrasen und auswendig gelernten Schlagworten um sich wirft und müssen uns dafür den wahren Radikalismus zu eigen machen, der unnachsichtlich das Recht der Ausgebeuteten und Unterdrückten vertritt. Wir dürfen den Revisionismus nicht in einer pseudowissenschaftlichen Sophistik suchen, die uns, wenn auch in bester Absicht, zu einem Kompromiß mit volksausbeuterischen Bestrebungen drängen möchte, aber wir müssen in unserem Programm das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden lernen, wir müssen darin einen Platz für jedes gute Streben übrig haben. Wir dürfen uns nicht auf die schiefe Bahn eines charakterlosen Opportunismus drängen lassen, aber wir müssen weitherziger, vorurteilsloser, toleranter werden. Nicht ein Bruderzwist über theoretische Haarspaltereien, sondern eine **moralische Regeneration** ist es, die der Partei not tut. Die Niederlage, die wir erlitten haben, ist im Grunde auf nichts anderes zurückzuführen, als daß wir die Bedeutung des moralischen Faktors unterschätzt haben, daß wir geglaubt haben, mit rein äußerlichen Mitteln den Sieg erringen zu können.

Wenn jetzt ein neues Sozialistengesetz erlassen würde, dann würde sich gar bald die Spreu vom Weizen sondern. Aber ein solches Gesetz wird jetzt nicht kommen. Die Partei muß selbst das Operationsmesser ansetzen. Sie muß lernen sich selbst zu besiegen, um wieder stark zu werden für den Kampf mit ihren äußeren Feinden.

Es steht viel, unendlich viel auf dem Spiel in dieser Stunde. Von der deutschen Sozialdemokratie hängt das Schicksal von Millionen ab. Das Auge der arbeitenden Massen ist in diesen Tagen zum ersten Mal mit schwerem Zweifel auf die Partei gerichtet, der sie ihr Schicksal anvertraut haben, und die ihnen nun eine so herbe Enttäuschung bereitet hat. Die Partei muß ein Mittel finden, diese Enttäuschung wieder gut zu machen, die gesunkene Hoffnung wieder zu beleben, sich des Vertrauens der arbeitenden Massen wieder würdig zu erweisen, wenn nicht ihr unter so vielen Opfern und Entbehrungen aufgebautes Werk nutzlos in Trümmer fallen soll.

Die Geschichte kennt viele Bewegungen, in denen die Leidenden und Unterdrückten ihr Los zu bessern suchten. Die meisten davon sind gescheitert, gescheitert aus keinem andern Grunde, als weil sich Führer und Geführte den törichtesten, den unbegreiflichsten Selbsttäuschungen hingaben. Daß die Sozialdemokratie vor dem gleichen Schicksal bewahrt bleiben möge, daß sie es lernen möge, ihre Macht mit Weisheit zu gebrauchen, daß sie nicht dem Irrlicht eines verblendeten und aufgeblasenen Sektierertums folgen, sondern sich von dem guten Stern einer vorurteilslosen, allumfassenden Liebe leiten lassen möge, das ist der Wunsch, zu dessen Erfüllung diese Zeilen beitragen sollen und, wie ich hoffe, auch beitragen werden, wenn sie in dem Geiste aufgenommen werden, in dem sie geschrieben sind.

Deutschland und Frankreich seit 35 Jahren.

Von **Klara Schleker.**

Unter den Problemen, welche das versinkende Zeitalter staatlicher Politik der anhebenden Aera der Weltpolitik zur endgültigen Lösung überläßt, gilt uns als hervorragend wichtig die endgültige Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich. Weil es aber dem Einzelnen nur in Ausnahmefällen möglich wird, ein aus eignen Erfahrungen schöpfendes Urteil auch über die Psyche des Nachbarvolks, ihre Zustände und Wandlungen zu gewinnen, so ist jede Arbeit, die persönliche Einsicht zu ersetzen verspricht, der ernstesten Aufmerksamkeit denkender deutscher Leser gewiß.

In ihrem neusten Buch: Deutschland und Frankreich seit 35 Jahren*) beschäftigt sich Dr. Käthe Schirmacher mit einer Aufgabe, die an sich schon geeignet ist, zur Lösung dieses Problems zu helfen.

Durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich, der Gelegenheit zu wirklichem Vertrautwerden mit der Denk- und Empfindungsweise des französischen Volkes bietet, ist sie für eine solche Aufgabe besonders befähigt, und ihr Urteil würde starkes Gewicht haben, auch wo es nur als rein persönliches gefällt wäre. Aber das hat die Verfasserin vermieden: sie hat sich die weit mühsamere, aber trefflich gelöste Aufgabe gestellt, die Meinungen beider Völker über einander genau zu prüfen und das Ergebnis in einem Buch zu kondensieren, das ebenso reich an Inhalt wie knapp in der Form ist und nebenbei durch genaue Quellenangabe wertvolle Hinweise für spätere Arbeiten auf diesem Gebiet enthält.

Wenn man die verschiedenen Abschnitte des Buchs mit Aufmerksamkeit liest, so fällt vor Allem die Entschiedenheit auf, mit der Frankreich sich zu der Einsicht entwickelt, seine Kenntnis Deutschlands sei ungenügend und müsse erweitert werden. Und dieser Einsicht folgt emsiges Studium und allmähliche Umbildung der bisherigen Meinungen; anfänglich nur bei Wenigen, aber in sich ständig erweiterndem Kreise. Natürlich bleibt das Auge stets das spezifisch französische, aber der redliche Wille zur Wahrheit dringt, ziemlich bald nach dem Kriege vereinzelt, mit den Jahren stetig zunehmend, statt der anfangs landläufigen Mißachtung der rohen, unkultivierten und brutalen Barbaren immer häufiger eine einsichtigere Wertung des siegreichen Gegners zu Wort. Freilich sind das auch heute noch Einzelstimmen und kein Chorus, aber sie wachsen an Zahl und Gewicht in solchem Maß, daß schon jetzt ihr Einfluß ein sehr wesentlicher genannt werden kann.

Diese Veränderung hat sich unter erschwerenden Umständen vollzogen: der überraschenden Wandlung des harmlosen gelehrten deutschen Michels in den Waffengewaltigen folgte der nicht minder erstaunliche Aufschwung der deutschen Industrie.

Zwei so unerhörten Tatsachen in nächster Nähe mußte man auf den Grund gehen: dazu hatte aber Frankreich zuvor seine Jahrhunderte alten Denkgewohnheiten gründlich umzuwandeln, die für das Begreifen fremder Volkscharaktere und ihres Werdegangs nicht taugten. Im kräftigen Angreifen dieser neuen Aufgaben liefert die Psyche Frankreichs den besten Beweis ihrer Triebkraft und Entwickelungsfähigkeit für die Zukunft.

Ungemein interessant zeigt das erste Kapitel: „das gegenseitige Urteil seit 35 Jahren", wie sich das Verstehen des Gegners langsam anbahnt, langsam auf beiden Seiten; und daß die Stimmung und Wandlung Frankreichs stärker als die deutsche betont wird, liegt ja in der Natur der Sache.

In ganz gedrängter Darstellung, die aber das Wesentliche aufs Deutlichste hervorhebt, werden die politischen Beziehungen erörtert: der alte Widerstreit zwischen Germanen und Romanen droht wiederholt mit einem neuen Ausbruch, der aber stets noch abgewendet wird. Inzwischen mildern grade die Bündnisse beider Staaten die Kriegsgefahr, so daß bei dem Faschodakonflikt Deutschland vielfach in Frankreich bereits als möglicher Bundesgenosse gegen England erscheint.

*) In der Sammlung „Die Kultur", von Cornelius Gurlitt; bei Bard, Marquardt & Co. herausgegeben.

Erst die Marokkofrage macht der freundlichen Annäherung ein Ende.

In dieser Zeit hat sich die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat vollzogen. Und damit ist die Situation in Europa völlig verändert: „der wirtschaftliche Interessengegensatz Deutschland-England beherrscht heute die europäische und die Weltpolitik.“ Der Gegensatz Frankreich-Deutschland tritt zurück; er findet jetzt in dem Einvernehmen mit England seinen stärksten Ausdruck.

Der Gegensatz benachbarter Mächte ist abgelöst durch den Wettstreit um den Weltmarkt.

Hier aber sind die Gegner von 1870/71 kaum Konkurrenten. —

Eine ähnliche Umstimmung ist in Betreff Elsaß-Lothringens eingetreten: Während zu Beginn des Kriegs Renan als Antwort auf das leidenschaftliche Verlangen Deutschlands nach Rückeroberung der Reichslande schrieb: „Wenn Frankreich Elsaß und Lothringen verliert, so bedeutet das seinen Tod“, ergibt eine Umfrage des Mercure de France 1899, daß wenigstens einem Teil der französischen Jugend Elsaß-Lothringen bereits gleichgültig geworden ist:

„Das heroische Alter des großen Streits ist dahin; der Krieg aufs Messer wird nicht mehr kommen.“ — „Kurzum: das ist für uns alles schon zur Weltgeschichte geworden. Eine so tiefe Kluft trennt uns Jungen eben von den Alten.“

Aber diesen Aeußerungen fügt die Verfasserin hinzu:

„Die, welche den Krieg gesehen, die, welche heute Frankreichs Geschicke lenken oder seine öffentliche Meinung leiten, stehen diesem Verzicht noch fern. Man gebe sich in Deutschland darüber keiner Täuschung hin.“

Sehr interessant ist die Haltung der französischen Sozialisten zur Elsaß-Lothringischen Sache. Man darf dabei nicht vergessen, daß sie zeitweise Regierungspartei sind:

„Zweierlei ist dem französischen Gewissen eingeschrieben: weder Krieg noch Verzicht — die ganze elsaß-lothringische Frage läßt sich so fassen: haben wir Vertrauen auf die Zukunft der französischen Demokratie und auf die der deutschen? Wachsen beide, so werden sie sich einst verständigen, nachdem Gewalt dem Recht gewichen ist. —“

Neben Jaurès und seinen Anhängern kommen aber noch die Antimilitaristen inbetracht, die den Zusammenbruch der Heere und des Patriotismus herbeiführen möchten, da es völlig gleichgültig sei, ob der Proletarier vom französischen oder deutschen Kapitalismus ausgebeutet werde.

Damit kontrastiert die Haltung der Wortführer der deutschen Sozialdemokratie, die vielfach den Status quo anerkannt und die patriotische Pflicht im Fall eines Angriffskriegs nachdrücklich betont haben. Allerdings stimmen sie mit den französischen Sozialisten darin überein, daß eine „endgültige“ Regelung der elsaß-lothringischen Sache auch ihnen erst mit dem Sieg des Sozialismus und Internationalismus zusammenfällt.

Daß die Friedensbewegung in Frankreich so viel Boden findet, gibt der Verfasserin den Anlaß zu folgender Bemerkung:

„Unleugbar ist der Gedanke an Elsaß-Lothringen ein Hauptgrund der wachsenden Gunst, die das Schiedsgericht in Frankreich findet. Und dieses selbe Elsaß-Lothringen erklärt die kühle Aufnahme, die das deutsche Reich diesem Gedanken bereitet.“

Diese Proben aus den Anfangskapiteln des Buches mögen zum Lesen des ganzen anregen, das in kurzen Uebersichten, die dennoch reich an stets interessanten Parallelen sind, das gesamte öffentliche Wesen beider Staaten an uns vorüberziehen läßt.*) Man gewinnt durch diese scharfen Umrißzeichnungen eine ungemein deutliche Vorstellung der grundlegenden Verschiedenheiten beider Volksindividualitäten, wie sie sich aus der Anlage und dem ganz verschiedenen Entwicklungsgang beider ergeben, deren Resultate ebenso gut in der Arbeitergesetzgebung und Sozialpolitik, wie in Schule, Kunst und Literatur hervortreten.

Ganz besonders sei auf den Einfluß Deutschlands in Heer und Schule hingewiesen und auf die Veränderungen, welche die Demokratisierung Frankreichs auf seine Kunst, vor Allem seine Literatur, ausübt.

Auf allen Lebensgebieten begegnet uns heute in Frankreich der Gedanke: wie greift man das in Deutschland an?

Vielleicht sind wir nicht immer gleicher Meinung mit dem französischen Endurteil, das uns häufig, wie der Verfasserin, widerspruchsvoll erscheint (man vergleiche besonders die Kapitel Industrie und Handel), aber wir freuen uns mit ihr der rastlosen Aufmerksamkeit unsrer Nachbarn als erster Etappe für dauernde Verständigung.

In ihrem Vorwort betont die Verfasserin, daß sie „nichts als einen Grundriß, eine Uebersicht und eine Anregung“ geben wolle. Wenn der kleine Band in seiner lebendigen, gedrängten Knappheit auch weit mehr als das Versprochne gibt, so ruft er doch auch den Wunsch wach, daß seine Verfasserin dem Grundriß bald einen Bau auf breitem Fundament folgen lassen möge. Wie reichlich ihr die Materialien dafür zur Hand sind und wie befähigt Kopf und Hand zu solcher Arbeit, erweist ihr heute vorliegender „Grundriß“.

*) Anm. der Red. Wenn wir an dem Urteil der Verfasserin eine kleine Einschränkung machen wollen, dann müßte das Kapitel über die Schule (S. 102—115) genannt werden. Hier scheint uns die Autorin des Buches doch nicht klar genug den ungeheuren Vorsprung erkannt zu haben, den die Verweltlichung seit 1882 der französischen Volksschule vor der preußisch-deutschen Konfessionsschule verschafft hat und deren Früchte das heutige Frankreich in seiner energischen Abschüttelung des klerikalen Jochs genießt.

Streiflichter.

„Menschenschutz“, speziell Frauen- und Kinderschutz. „Menschenschutz?“ was soll das heißen, wie ist das gemeint? wird wohl mancher fragen. Haben wir nicht die Gesetze, welche in ausgiebiger Weise Personen und Sachen schützen? Haben wir nicht eine Menge Beamte und die Polizei, welche über die Ausführung der Gesetze wachen, Fehlbare strafen? Ja, das haben wir alles, und trotzdem kommt es leider sehr häufig vor, daß Monate, oft Jahre lang, Menschen, meistens sind es Frauen oder Kinder, auf schändliche Weise mißhandelt, körperlich und geistig zu Tode gequält werden — trotz Gesetz und trotz Polizei. Wo kein Kläger ist, ist eben auch kein Richter. Zu Dutzenden zählen die Fälle, wo ein Vater, ein trunksüchtiger, vertierter Alkoholiker, tagtäglich, jeden Abend, seine Familie in Furcht und Entsetzen versetzt, prügelt, mit Füßen tritt, sie hungern läßt, das Vermögen der Frau vertrinkt, dies Monate, ja Jahre lang, ohne daß jemand einzuschreiten wagte. Wer viel mit allen Schichten der Bevölkerung verkehrt, wie z. B. der Arzt, der Pfarrer, weiß, daß solche Fälle zahlreich vorkommen, daß im ganzen Lande herum hunderte von Frauen und Kindern tagtäglich von rohen, meist trunksüchtigen, Vätern körperlich und seelisch mißhandelt werden. Wie kann das geschehen? Warum schreitet niemand ein, erhebt niemand Klage? Weil die meisten Menschen von Natur in gewissen Dingen feig und egoistisch sind, sich in die Verhältnisse anderer sehr ungerne oder gar nicht „einmischen“ wollen, teils aus Furcht vor Unannehmlichkeiten, die ihnen unter Umständen daraus erwachsen könnten, teils aus Angst vor materiellen Nachteilen. „Blas nicht, wos dich nicht brennt!“ heißt ein viel zitiertes Sprüchlein, — hinter dem sich Feigheit und Bequemlichkeit so oft und gern verschanzt. —

Manche Frau, manches Kind auch, würden gerne jemandem ihr Leid klagen, wenn sie nur wüßten, wo sie Entgegenkommen, Schutz und Hilfe finden würden. Selbst darf oft so eine Frau nicht zum Gerichte oder aufs Amt gehen, da der Mann ihr für diesen Fall die schrecklichsten Drohungen macht, sie totzuschlagen droht, wenn sie klage. Die Nachbarn fürchten sehr oft einen rohen Mann auch und unterlassen es, eben aus Furcht, zu klagen und einzuschreiten.

Ganz anders wären die Schwachen geschützt, wenn eine halbamtliche oder amtliche Stelle für Rechtsschutz und Menschenschutz bestände. Bei dieser Stelle könnten Klagen vorgebracht und untersucht werden, diese Stelle würde von sich aus, ohne die Klagenden bloß zu stellen, ohne sie der Rache der Beklagten auszusetzen, klagen, eventuell vorher mit dem Schuldigen ein ernstes Wort reden. Es würden sich zweifellos immer Männer und Frauen finden, welche unabhängig und furchtlos genug wären, nötigenfalls einzuschreiten. Wie wir bisher Kommissionen für Kochkurse, für Handfertigkeitsunterricht, für Volksbibliotheken ꝛc. hatten, so werden wir in Zukunft eine weitere Kommission für Menschenschutz haben, in der ein Jurist und ein Arzt sitzen sollten, und zwei bis drei andere Mitglieder, Damen und Herren. Einlaufende Klagen gelangen an das Präsidium dieser Kommission, mündlich oder schriftlich; die Klagenden bekommen Garantie, daß ihre Namen nicht genannt werden, vorausgesetzt, daß sie nicht etwa falsche Angaben machen, böswillig dementieren; in letzterem Falle würden sie natürlich wegen Ehrverletzung oder ähnlicher Delikte eingeklagt werden können. —

Ich glaube, schon allein der Umstand, daß solche Stellen für Menschenschutz existieren, wird manche Mißhandlung, manche Roheit verhindern; denn mancher wird sich zusammennehmen, wenn er erfahren hat, daß eine Instanz da ist, an die die Geplagten und Mißhandelten kostenlos jederzeit ohne Scheu gelangen können, eine Instanz, die gegen Schuldige rasch und unnachsichtlich einschreitet.

Daß dem so ist, das zeigen die ausgezeichneten Erfahrungen, die auf dem Gebiete des Tierschutzes gemacht worden sind. Sollen die Menschen noch länger ungeschützter dastehen, als die Tiere? Sind sie nicht recht oft auch eine „gequälte Kreatur?“

Darum: Menschenschutz und Rechtsschutz vor!

Dr. med. Streit (Aarau)

Sporterziehung. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Februar hat der Minister von Bethmann-Hollweg eine Lanze für die Sporterziehung gebrochen, da er der Meinung ist, daß der Sport, weil er die Jugend von den schädlichen Vergnügungen der Großstadt ablenkt, einen wesentlichen Beitrag zur sittlichen Hebung unseres Volkes bilden könnte. Wenn auch in dieser Bemerkung vielleicht ein Körnchen Wahrheit enthalten ist, so muß doch die versittlichende Wirkung des Sports an sich stark angezweifelt werden. Sehen wir uns doch einmal die Sportskreise aller Länder an; überall zeichnen sie sich durch besondere Roheit aus; die Nervenaufregung, die das Sportsleben zur Folge hat, ist weder körperlich noch geistig ein Gewinn, darüber sind sich sowohl Aerzte wie Pädagogen völlig klar. Natürlich könnte eine sportliche Erziehung unter verständiger pädagogischer Leitung von Wert sein, aber an eine solche Erziehung denkt wohl der Herr Minister nicht, denn er weist auf die Sportbestrebungen in England und Amerika als Vorbilder hin und diese sind in pädagogischer Beziehung durchaus anfechtbar. Viel wertvoller wäre für unsere Großstadtjugend eine methodische Naturerziehung, die Förderung von Wanderklubs, Waldschulen, Erholungsstätten, die Einrichtung großer Schulgärten an der Peripherie der Städte, die Gelegenheit zu gärtnerischer Arbeit ꝛc. Dadurch würde die Jugend zu Naturfreunden erzogen, und für den Naturfreund haben die großstädtischen, verhängnisvollen Vergnügungen gar keinen Reiz mehr. Wer je das Großstadtkind draußen in der Natur beobachtet hat, der weiß, wie dankbar eine solche Erziehung wäre. Aber die Gelegenheit zur Naturerziehung wird durch staatliche Kurzsichtigkeit überall unterbunden. Ich weise nur auf die Abholzung unserer Wälder, auf die Erhöhung der Eisenbahntarife hin! Nur wenn die Bemühungen von Privaten, Gemeinde und vom Staate Hand in Hand gehen, wird die Naturerziehung so ausgebaut werden können, daß sie für unsere gesamte Jugend von Vorteil sein kann. L. F.

Selbsterziehung. Auf der kaiserlichen Werft in Kiel bestand der Brauch, die Geburtstage durch Ausgabe von „Runden“ und „Litern“ (Schnaps) zu feiern. Die Verbote, die von der Leitung der Werft hiergegen gerichtet wurden, fruchteten wenig. Was sie nicht vermochten, hat die Leitung des Metallarbeiterverbandes zustande gebracht; auf ihre Anweisung ist jener schlimme Zopf neuerdings abgeschnitten. Respekt vor solcher gewerkschaftlichen Selbst-Disziplin!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. Main. Im Saale der Loge Karl hielt kürzlich vor einem großen Auditorium Herr Professor Julius Stern (Baden Baden) einen Vortrag über das Thema „Philisterium und Genialität.“ Der Redner führte ungefähr folgendes aus: Das Leben besteht aus Kompromissen. Das Kompromiß ist der Ausgleich von Gegensätzen. Es gestaltet auch die subtilste Form des Lebens, das Geistige, das Denken. Philisterium und Genialität scheinen auf den ersten Blick ganz entgegengesetzte Welten zu bezeichnen, und doch besteht auch zwischen ihnen ein Kompromiß. Der echte Philister ist der Dämon der Engherzigkeit und Kleinlichkeit. Ihn bläht der Hochmut des Ueberlieferungserben. Er fragt nicht nach dem Warum der Dinge; für ihn sind sie, weil sie geworden sind, und so müssen sie bleiben. Er zweifelt nicht und übt deshalb auch keine Kritik; solche Lebensauffassung muß zur Erstarrung führen. Der Philister ist der Mann der kompakten Majorität, denn er findet unzählige Genossen, die das Leben ohne Ideale zu leben bereit sind. Er ist frei von dem, was man Nachdenken heißt, er braucht nur Schlagwörter und Parolen, die er sich von anderen liefern läßt. Das Heiligste ist ihm die Bequemlichkeit; der Bequemlichkeitsdienst ist des Philisters Gottesdienst. Er lehnt alle Emanzipationsbestrebungen ab, besonders die der unteren Klassen. Etwas zu gelten ist sein Ehrgeiz, nicht etwas zu leisten. Die Autorität ist ihm alles; Autoritäts- und Ueberlieferungsglauben kennzeichnet immer den in Massen auftretenden Herdensinn, das Philisterium. Den schroffsten Gegensatz zum Philister bildet der sogenannte genialische Mensch, das verbummelte Genie. Es kennt keinen Autoritätsglauben, es reißt alle Schranken ein, für es gilt nur das eine Gebot des Sichselbstlebens. Es stellt den Typus des glänzend begabten Menschen dar, dem es an der sittlichen Reife zu nützlichem, ethischem Tun fehlt. Das verbummelte Genie, das zu allen Zeiten vorhanden war, bietet ein ebenso häßliches Bild wie der Philister. Und im Grunde leiden beide an derselben Krankheit: am Fehlen von Mut und Willen zur Wahrheit. Der genialische Mensch sucht die giltige sittliche Anschauung zu sprengen und er ist gerade deshalb ebenso Sklave der Moral wie der Philister, der sich ihr kritiklos unterordnet. Anders der geniale Mensch, das Genie! Es empfindet das Sittliche nicht als Autorität wie der Philister, nicht als feindliche Macht wie der genialische Mensch, sondern es erkennt die Gesetze des Ethischen und ordnet sich ihnen unter in sittlicher Freiheit; ihm eignet ein so großes Maß des sittlichen Wahrheitsmutes, daß es selbst neue ethische Gesetze schafft. Der geniale Mensch darf deshalb auch in höherer sittlicher Beziehung nicht verglichen werden mit Hans oder Kunz, mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Diese brauchen nur brav zu sein, sie sind es auch wegen ihrer Reputation und Respektabilität. Der geniale Mensch aber muß ethisch sein. Das Motto seiner Lebensarbeit heißt: Nutze der Menschheit, und er hat für sein neues Werk die moralische Verantwortung zu tragen. Die Freiheit des Genies ist nicht sittliche Ungebundenheit, sondern Wille und Mut zur ethischen Wahrheit. Ein Kind im Handeln, ein Held im Denken — so ist das Genie. Und trotzdem haftet so vielen großen dieser Helden im Reich des Geistes, der Kunst, der Politik etwas Philisterhaftes an. Philiströse Anschauungen, Züge, Formen und Gewohnheiten finden wir z. B. bei Sokrates, Michelangelo, Shakespeare und Goethe. Hier haben Philisterium und Genialität Kompromisse geschlossen, die aus gewissermaßen praktischen Gründen zu schließen nötig waren. Nur durch den äußerlichen Anschluß an das Philisterium wurde die Freiheit des genialen Schaffens möglich, wurden die hemmenden Einflüsse des Lebens inmitten des Philisteriums unschädlich gemacht (Frankfurter Intelligenzblatt).

Abteilung Heidelberg. Nachdem die Veranstaltungen der Abteilung infolge der Wahlbewegung und des Faschings eine beinahe zweimonatliche Unterbrechung erfahren hatten, fand am 14. Februar 1907 der zweite Mitgliederabend in der hiesigen Stadthalle statt. Nachdem die Versammlung zunächst die vorgenommene Kooptation der Herren Dr. med. A. Sack, Medizinalrat Dr. Kürz und Universitätsprofessor Dr. Schneegans in den

Vorstand genehmigt hatte, teilt ad Punkt II der Tagesordnung Herr Medizinalrat Dr. Kürz auf Befragen mit, daß das von der letzten Mitgliederversammlung zum Zwecke der Anbahnung einer Zentralisierung der am Platze bestehenden Vereine für gemeinnützige und Wohlfahrtsbestrebungen ernannte Komitee insoweit schon einen gewissen Erfolg aufzuweisen habe, als von verschiedenen Seiten persönliche Zusagen erfolgt seien; ein greifbares Ergebnis sei naturgemäß vor dem Spätjahr nicht zu erwarten. Das Komitee wolle zunächst einen Plan skizzieren und den in Betracht kommenden Vereinen vorlegen. Der Vorsitzende erteilt nunmehr Herrn Medizinalrat Dr. Kürz das Wort zu einem Vortrag über „Nervosität und Ethik." Redner geht davon aus, daß nur das Handeln aus Pflichtgefühl als sittlich gelten könne, daß aber die Auffassung über das, was als sittlich zu bezeichnen sei, wie sie bei den einzelnen Rassen und Individuen und zu den verschiedenen Zeiten verschieden sei, so auch bei einem und demselben Menschen im Laufe seines Lebens variiere. Doch sei bei dem Individuum, wie bei der ganzen Menschheit eine Entwicklung des Sittlichkeitsbegriffs zu konstatieren dank der fortschreitenden Erkenntnis, wennschon die Lehre des Sokrates vom Primat des Wissens, wonach derjenige, der das Gute kenne, auch gut handeln müsse, unrichtig sei. Es seien aber die Resultate der Einzelwissenschaften zu verwerten und in unser sittliches Bewußtsein aufzunehmen, zu unserm Handeln in Beziehung zu bringen, — wie die anderer, so auch die Ergebnisse der Wissenschaft vom kranken Menschen. Nun gebe es eine Reihe von Krankheiten, die uns nicht als solche imponieren, die wir häufig gar nicht als solche erkennen, bei denen aber doch krankhafte Störungen vorlägen, ein psychisches Siech-sein, und die wir gewöhnlich mit dem euphemistischen Ausdruck „Nervosität" bezeichneten. Redner erörtert eingehend die wichtigsten Erscheinungsformen dieser Erkrankungen in den verschiedenen Lebensperioden von der frühesten Kindheit bis zum Greisenalter, die üblichen Folgen, welche für den Nervösen daraus entstehen, daß sein Zustand nicht seitens seiner Umgebung erkannt und gewürdigt wird, was zu für ihn verhängnisvollen, mit fortschreitendem Lebensalter sich steigernden Konflikten mannigfacher Art, mitunter zu ökonomischem, physischem oder psychischem Zusammenbruch führt, während eine richtige Erkenntnis des Zustandes, eine zweckmäßige Behandlung eine Besserung oder gar Heilung häufig herbeizuführen vermag. Oft werden solche Nervöse ihren nächsten Angehörigen zum Spott; ihre große Reizbarkeit diesen gegenüber, ihr Hang zur Verstimmung wird ihnen als Laune ausgelegt, weil sie Fremden gegenüber einen höheren Grad von Selbstbeherrschung ausüben, der indeß ungemein ermüdend auf sie wirkt, sie erschöpft, gereizt und verstimmt zu den ihrigen zurückführt.

Aus alledem ergeben sich gewisse Forderungen an Staat und Gesellschaft. Auch der Staat hat von sittlichen Anschauungen auszugehen, die Ergebnisse der Wissenschaft zu berücksichtigen. Vor allem bedarf es einer Reform des Strafrechts, in welchem das geistige Siechtum gar keine Berücksichtigung findet, sodann des Strafvollzugs, namentlich aber einer Umgestaltung des Schulerziehungswesens, in welchem die Aerzte mehr, als jetzt der Fall ist, mitzusprechen haben, die Lehrer die krankhaften Erscheinungen der nervösen Kinder kennen lernen, und diese selbst, von anderen abgesondert, in besonderen Klassen unterrichtet werden sollten. Sodann sollte der Staat auch prophylaktisch vorgehen, eine genügende Fürsorge für die geistig Siechen eintreten lassen. Die Gesellschaft ist natürlich durchaus berechtigt, sich aller Schädigungen von seiten der geistig Siechen zu erwehren, aber die Erkenntnis, daß wir es mit Kranken zu tun haben, muß uns dazu führen, daß wir uns ihrer mit Nachsicht und Barmherzigkeit werktätig annehmen, daß wir den Samariter spielen. Nimmt man sich ihrer Schwächen an, so kann man nützliche Menschen aus ihnen machen. Am letzten Ende trifft das, was sittlich ist, zusammen mit dem, was nützlich und gut ist. Das „Liebet Eure Feinde," das der große Ethiker vor 1900 Jahren predigte, wird heute noch von sehr Wenigen auch nur als eine berechtigte Forderung anerkannt. Viel wird schon gewonnen sein, diesem Ideal näher zu kommen, wenn wir erst dazu gelangen, diejenigen, die uns Böses tun, als Abnorme zu betrachten. — An den Nervösen selbst ist aber die sittliche Forderung zu stellen, daß er sich nach Kräften beherrsche und daß er seine Leiden nicht auf Andere fortpflanze.

Im Anschluß an die etwa einstündigen, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Redners entspann sich eine längere Diskussion, insbesondere über die Opportunität einer Reform des Strafrechts zu Gunsten der vermindert Zurechnungsfähigen. Dr. Elsenhans äußert vom psychologischen Standpunkt aus Bedenken hiergegen, insofern die bloße Möglichkeit, eine verminderte Zurechnungsfähigkeit in Betracht zu ziehen, die Motivationskraft, die das Gesetz unbedingt besitzen müsse, stark einschränken würde. Er betont den großen pädagogischen Wert der Anstrebung eines suggestiven Einflusses auf den geistig Minderwertigen durch Vorhalten des „Du kannst, wenn Du willst;" dieser müsse durch Aufraffung des Willens seinen Defekt von innen heraus zu heilen suchen. Das eigene Wollen zur Selbsterziehung dürfe nicht unter der ethischen Selbstbeurteilung leiden.

Um 11 Uhr schließt der Vorsitzende die Versammlung, nachdem er die Erörterung des so aktuellen Problems der Strafrechtreform von juristischer Seite für die nächste Zeit in Aussicht gestellt hat.

Der für den 21. Februar geplant gewesene öffentliche Vortrag mußte wegen Erkrankung, bezw. Abhaltung der in Aussicht genommenen Redner verschoben werden. E. K.

Vermischtes.

Wenn der Frühling naht und die Natur die arme Großstadtmenschheit wieder ins Freie lockt, wenn Jung und Alt sich draußen in Luft und Sonne frische Kräfte und neuen Lebensmut holen, dann beginnt auch der „Verein für Kinderausflüge" wieder seine Tätigkeit. Er versammelt die Scharen schwächlicher und bedürftiger Volksschulkinder allwochentlich an einem Nachmittage und führt sie hinaus in die freie Natur. In fröhlichem Spiel und Jauchzen ohne Ende werden diese Nachmittage verlebt und die sonst so blassen Wangen unserer kleinen Hinterhausbewohner färben sich in zartem Rot — ist es die Freude oder die würzige Luft, die sie färbt? — Wahrscheinlich beides!

Seit drei Jahren entfaltet der Verein seine Tätigkeit, und dank der freundlichen Beihilfe, die ihm zuteil geworden ist, ist er jetzt imstande, 240 Kinder regelmäßig an den Spaziergängen zu beteiligen. Die Kinder sind in kleine Gruppen von 15 Knaben und Mädchen eingeteilt und jede Gruppe wird von zwei Helferinnen geführt. Dieser Kleinbetrieb ermöglicht es, daß sich herzliche kameradschaftliche Beziehungen zwischen Kindern und Helferinnen ausbilden, und die Helferinnentätigkeit allen Beteiligten eine wahre Herzensfreude ist. Im Laufe des Sommers vom 1. April bis 15. Oktober, macht jede Abteilung etwa 30 Ausflüge. Die Helferinnen, Mädchen und Frauen der gebildeten Kreise, stellen sich uns freiwillig zur Verfügung.

Mit Betrübnis müssen wir alljährlich einen großen Teil der uns von den Schulärzten und Rektoren vorgeschlagenen Kinder zurückweisen, da einmal unsere Mittel nicht ausreichen, um den Ansprüchen zu genügen, sodann aber auch die Zahl unserer Helferinnen nicht so groß ist, wie es im Interesse der Erweiterung unserer Bestrebungen wünschenswert wäre. Deshalb richten wir auch in diesem Frühjahr wieder die herzliche Bitte an alle diejenigen, die für ihre ärmeren Volksgenossen ein fühlendes Herz haben, uns durch Beiträge oder durch persönliche Hilfeleistung zu unterstützen. Möchten doch besonders die Eltern, die ihren Kindern eine glückliche Jugend bieten können, der Kinder des Volkes gedenken, die in luft- und freudelosen Hofwohnungen und im öden Straßengewühl ihre Kindheit verleben! Aber auch an die jungen Mädchen wenden wir uns, die über freie Zeit und frische Kräfte verfügen, möchten sie uns beides zur Verfügung stellen und als Helferinnen bei uns eintreten, sie werden es nicht bereuen!

Anmeldungen von Mitgliedern und Helferinnen nimmt entgegen: Lilli Jannasch, Lutherstraße 31. Sprechstunde: Sonnabends von 5–7 Uhr.

Bücherschau.

Gedichte von Reinhard Strecker-Bad Nauheim (Verlag Emil Roth in Gießen) 120 Seiten.

Gewiß wieder moderne Poeterei mit ihrem sentimentalen Schwulst und gekünstelten Weltschmerz, womöglich noch gekünstelterem Versmaß? Ich schlage das Buch auf. Nein, was es da drinnen zu lesen gibt, weht mich so ganz und gar nicht schwül an. Ungezwungen geben sich die Verse, von selber stellt sich der Reim ein und die Worte kommen so ungesucht, als hätten wir Prosamenschen sie auch nicht anders wählen können, sind so knapp nebeneinander gestellt in ihrem Ausdrucksvermögen, daß uns keines überflüssig erscheint. Ob Heldenjambus, ob der schlotterige Hexameter, ob Knüttelvers, alles ist vorzüglich gelungen; das Versmaß erzeugt so fast allein schon die gewollte Stimmung. Aber auch der Inhalt der einzelnen Gedichte ist bis in's Mark gesund und nicht angefüllt von grübelnder und bohrender Sentimentalität. Trotzdem ist der Dichter eine Natur, welche tief zu empfinden weiß. Des Lebens Ernst ist auch ihm nicht erspart geblieben, das Schicksal hat an seinem Herzen gerissen und manches Liebe hat er dahinsinken sehen auf immerdar. Drum zuckt auch tiefes Weh in vielen seiner Lieder. Aber immer wieder ringt sich seine gesunde natürliche Veranlagung durch, gründlich abhold dem abgrundtiefen Weltschmerz, dem trostleeren Pessimismus, andererseits freilich auch einem oberflächlich dahintreibenden Optimismus. Nur eines blieb mir nicht recht verständlich. Was sollen die an sich ja allerliebsten und stimmungsvollen Federzeichnungen mit Motiven aus den lauschigen Winkeln einer deutschen Kleinstadt in dem Buche? Ich vermag sie mit dessen Inhalt beim besten Willen nicht in Beziehung zu bringen. Karl Weindel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Donnerstag, den 21. März, Lese- und Diskussionsabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer, Unter den Linden 16, III. 8¼ Uhr: „Macchiavelli, das Buch vom Fürsten." Reclam 1218/19.

Dienstag, den 26. März, 8¼ abends im Bürgersaal des städt. Rathauses: Geheimrat Dr. Duncker: „Aus dem Schulwesen Nordamerikas." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Karfreitag, den 29. März, abends 7 Uhr, im Altstädter Hof (Kaiser Wilhelmstr. neuer Markt) Geselliger Abend. Gäste willkommen. Eintritt frei. Vorlesung von Herrn Oberregisseur Quincke aus „Huttens letzte Tage" von Conrad Ferdinand Meyer.

Sonntag, den 7. April. abends 7 Uhr, im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Berlin S. O., Engelufer 15. Volksunterhaltungsabend: Rezitation des Herrn Wolfgang Quincke, Oberregisseur am Schauspielhaus in Frankfurt a. M. **Soziale Dichtungen:** „Das Göttliche" (Goethe). „Der streitige Groschen", eine Fabel (Leopold Schefer). „Weihnachtsabend" (Theodor Storm). „Die Näherin" (Ludwig Anzengruber). „Das Lied vom Hemde" (Thomas Hood, Freiligrath). „Nach dem Streik" (Friedrich Adler). „Glaubensbekenntnis" (Friedrich Theodor Vischer). „Trotz alledem" (Robert Burns, Freiligrath). Pause. „Das Laufmädel", ein Brettlsang (Ernst von Wolzogen). „Ein neues Lied von den Webern" (Adolf Schults). „Der Dampf" (Hermann Friedrichs). „Die Armenhausuhr", eine Allegorie (Thomas Hood, Freiligrath). „Der Eisenbahnzug", eine Allegorie (Ferdinand von Saar). „Das neue Jahrhundert", „Ja, es ist ein mächt'ges Tagen (Adolf Friedrich, Graf von Schack). Beati possidentes (Ferdinand von Saar).

Mittwoch, den 10. April, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 des städt. Rathauses: Vortrag von Herrn Dr. Immanuel Lewy: „Die Versittlichung unseres Gefühlslebens". Besprechung. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Ferner bitten wir unsere Mitglieder, sich für die folgenden Tage frei zu halten:

Montag, den 22. April, (Bürgersaal „ „ „ .)
Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 „ „ „ .)

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur" die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von 1,20 Mk. zu beziehen.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt. Die Redaktion.

Deutsche Bücherei. Band 57. Das Kulturideal und der Krieg. Von Adolf Lasson. 2. Auflage. Band 67 bis 70. Populäre Aufsätze und Vorträge von Prof. Dr. Ernst von Leyden, Geh. Medizinalrat. Band 71 und 72. Kreuz und Quer. Von Dr. med. Hans Leyden, Kais. Botschaftsarzt a. D. Verlag „Deutsche Bücherei," G. m. b. H., Berlin SW. 68, Kochstraße 73. Jeder Band 30 Pf.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrich-Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Straße 12, auf dem Hofe links 1. Etage.

A. Vortragsreihe des Herrn Dr. R. Penzig.

Sprichwörterweisheit.

3. Sonntag, 17. März: „Muß man mit den Wölfen heulen?"
4. „ 31. „ „Wenn ich wollte, was ich sollte, könnt' (Osterfest u. Jugendaufnahme.) ich alles, was ich wollte."
5. Sonntag, 14. April: „Jeder ist seines Glückes Schmied."
6. „ 5. Mai: „Unkraut vergeht nicht."
7. „ 19. „ „Große Gedanken kommen aus dem (Pfingstfest) Herzen."
8. Sonntag, 2. Juni: „Ordnung regiert die Welt."
9. „ 16. „ „Gut Ding will Weile haben."

☞ Zu diesen Vorträgen sind Gäste, Damen und Herren, herzlich willkommen.

B. Der Jugendunterricht

wird auch weiterhin in 2 Klassen erteilt, und zwar:

II. Klasse (10—13 jährige Knaben und Mädchen) von Fräulein Lilli Jannasch (W., Lutherstr. 5) Sonnabends 3—4 Uhr, Keithstr. 11.

I. Klasse (14—17 jährige) von Herrn Dr. R. Penzig (Charlottenburg, Grolmanstr. 15) Sonnabends von 4—5 Uhr, Unter den Linden 16, III.

Der Jahreskursus geht von Ostern zu Ostern; doch können mit Genehmigung der Lehrenden Kinder auch innerhalb des Jahres eintreten. Schluß des Kursus: Sonnabend, den 23. März. Wiederbeginn: Sonnabend, den 13. April. Der Lehrplan der II Klasse umfaßt Lebenskunde (Moralunterricht), der Lehrplan der I. Klasse wechselt zwischen einem Jahreskursus: Religions- und Kulturgeschichte (schließt diesmal am 23. März 1907 ab) und einem solchen über Lebens- und Bürgerkunde (beginnt am 13. April 1907).

Deutsche Friedensgesellschaft Ortsgruppe Berlin.

Sonnabend, den 16. März, abends 8 Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag des Herrn Berendsohn (Vorstandsmitglied der Ortsgruppe Hamburg Altona) über: „Krieg und Weltanschauung", verbunden mit Rezitationen aus der Friedensliteratur. Freie Aussprache. Eintritt frei. Gäste willkommen. **Der Ausschuß.** I. A.: Dr. F. Jobl.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen;. Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. April 1907.	Nr. 7.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Auferstehung.

Am Boden muß man liegen, um aufstehen zu können. Die Niederlage ist die Anfangsstellung jedes siegreichen Ueberwinders. Wintersterben bedingt Frühlingswerden — die alte Ostersymbolik.

Nur will mich's dünken, der deutsche Volksgeist hätte endlich lange genug in Wintersbann gelegen. Es wird Zeit zur Auferstehung. Leute, deren Haar weiß wird, schürzen freilich verächtlich die Lippen bei den verheißungsfrohen Worten vom Völkerfrühling, vom neuen Werdegeist im alten Volksstamm. Plus ça change, plus c'est la même chose. Der Wechsel ist das Bleibende. — Ist's ihnen Ernst damit, dann sind sie reif zum Begrabenwerden.

Wer das nicht will, noch nicht will, macht das alte Spiel mit leidlich guter Miene noch einmal mit. Vielleicht wird's diesmal ein Lenz, dem der Herbst nicht wieder sofort auf die Fersen tritt. Vielleicht! — Laßt mir nur einmal das böse Skeptikerlächeln weg!

An der einen Tatsache wenigstens ist nicht zu deuteln, daß wir am Boden liegen. Das ist schon etwas. So wird sich's ja wohl zum Besseren wenden müssen, wenn anders Veränderung in der Luft liegt. Viel tiefer kann man doch nicht mehr fallen.

Das scheint denn auch die Grundstimmung des Liberalismus zu sein. Optimisten nennen's seine Auferstehungshoffnung . . . . .

„Wenn heut ein Geist herniederstiege," wie ihn vor bald hundert Jahren Ludwig Uhland schaute, er müßte noch immer mit dem Blick auf das Werk, das die Söhne der Sieger von 1870 geschaffen, seufzen:

„Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

Nein, das weiß Gott, Freie sind wir nicht geworden. Nur die Herren haben wir seitdem gewechselt. Leibeigene zittern nicht mehr vor dem gnädigen Herrn und seiner Fuchtel, die Rücken krümmen sich nicht mehr vor dem allmächtigen Herrn Minister und seiner Mätreße, die Hüte fliegen nicht mehr vor dem Herrn Amtmann von den Köpfen, die Duodez-Serenissimi haben abgewirtschaftet — aber Gott Mammon und Götze Erfolg haben noch nie so viele Sklaven gehabt, wie heute; das Strebertum wimmelt um die Staatskrippe. Höhere Löhne, Gehaltsaufbesserungen, Liebesgaben, Preissteigerung, sicherer, müheloser Gewinn — das sind die Zauberformeln, mit denen sich die Massen zu unentwegter Gefolgschaft verpflichten lassen. Wer frägt noch nach Recht? Macht ist die Losung unserer Tage.

Am Machtrausch ist die Sozialdemokratie schwer erkrankt. Sie hätte die große Partei für Recht und Kultur werden können. Aber sie dachte klein von der immanenten Kraft der Gerechtigkeit und glaubte ihr mit „goldenen" Rücksichtslosigkeiten, mit imponierender Zahlenwucht, mit Erringung der Macht zu Hilfe kommen zu müssen. Ihr Sturz war schwer, aber nicht unverdient. Die höchsten sittlichen Aufgaben waren ihr anvertraut — und schwer hat sie an ihren Anhängern gesündigt. Wird sie eine Auferstehung erleben? Nicht ein bloßes Wieder in die Höhe kommen — nein, jene Auferstehung von innen heraus, wie der gesunde Keim in kräftiger Werdelust zum Licht drängt!? Das wird davon abhängen, ob sie eine Gemeinschaft der wahrhaft Freien zu werden vermag.

Mißbrauch der Macht hat das Zentrum zur Zeit in den politischen Schmollwinkel verwiesen. Seine dämonische Macht über die Gewissen hat es freilich triumphierend als ungebrochen aufweisen können, ohne daß diese Machtstellung bei den regierenden Mächten ein anderes Gefühl, als das des Neides auf solche Heerdentreue hervorgerufen zu haben scheint. Aber wer will Freie im Zentrumsturm suchen? Ob die freimachende Religion überhaupt in der Kirche eine Auferstehung wird feiern können? — —

Herrendünkel und Junkermacht prägen nach wie vor dem Konservatismus unschöne Züge auf. Hinzugekommen, nicht zum Vorteil des Gesamtbildes, ist die Beutelust und Interessenpolitik des Agrariers. Wird hier vom eignen Recht gesprochen, so meint man verkleidete Macht. Das Recht der

Andern heißt revolutionäre Maßlosigkeit der Ansprüche, Auflehnung gegen die Autorität. Aber Niemand ist ein Freier, der noch den Herren spielen will.

Diplomatisches Schiebe- und Schaukelspiel zwischen den verschiedenen Machtansprüchen ist noch immer letzte Regierungsweisheit. Wenn, wie glaubwürdig versichert wird, das einzige Ziel der Machthaber nicht ist, sich in der Macht zu erhalten, so verstehen sie zum mindesten vortrefflich die Kunst der Verstellung. Fürst Bülow vermeidet das Fallen so klüglich, wie der Seiltänzer, mit der Balancierstange; solches Aufrechtstehen genügt ihm, und Exzellenz Studt hat, wie das Stehausmännchen, das Schwergewicht nicht eben im Kopfe. Freie Männer kann weder dieser noch jener brauchen; höchstens Liberale.

Ader hier klammert sich unsere Auferstehungshoffnung für das deutsche Volk doch an? Wer sollte wohl besser berufen sein „das Recht festzustellen", als die Männer, die von der Freiheit ihren Namen entlehnten?! Nun, wir wollten ja das Skeptikerlächeln beiseite lassen. Zum Osterfest ziemt Hoffnung, nicht Mißtrauen. Hoffen wir also, daß sich die bisher Machtlosen nicht, müde der undankbaren Werbeardeit für späte Ideale, jetzt von dem leisen Scheine möglicher Machtgewinnung und erträumten Einflusses von ihrem Recht weglocken lassen. Das Zauberwort „Anteil an der Regierung" hat oft genug schon nicht nur Einzelne, sondern auch Parteien betört. An ihrem furcht- und rücksichtslosen Eintreten für soziale Gerechtigkeit werden wir ihre Freiheit messen.

Aber unsere beste Auferstehungshoffnung ruht auf dem Volk, nicht auf den Parteien. Ohne allen Zweifel rührt sich hier neuer Geist. Es will etwas werden. Die lähmende Gleichgiltigkeit den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber wird langsam adgeschüttelt. Nicht die Kolonialparole, nicht die Furcht vor dem roten Popanz, sondern der leichte Freiheitshauch, der durch die Luft ging, hat die Säfte zum Kreisen gedracht. Hie und da erinnert man sich wieder, daß es auch geistige Güter gibt, um die sich ein Kampf lohnt. Geistliche und Synoden werfen dem Oberkonsistorium den Fehdehandschuh hin; Lehrervereine und tapfere Einzelne protestieren gegen autoritative Bevormundung; Reform des Veralteten ist auf allen Gebieten die Forderung des Tages; selbst Beamte wollen nicht fürder nur stumme Maschinen sein, sondern besinnen sich auf ihr Recht und ihre Pflicht, ledendige Kräfte im Organismus zu werden; an die Tore der alten Parteiburgen pochen die Jungen — Auferstehungsgeist wittert durch die Stick- und Moderluft der Vergangenheitshüter.

So sprechen wir getrost wiederum mit unserem Sänger:

„Nicht rühmen kann ich's, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts —
Doch seh' ich manches Auge flammen,
Und klopfen hör' ich manches Herz."

R. P.

Gegen den Einjährigendienst.

Von Dr. Karl Noetzel (Moskau).

Die jetzige Gesellschaftsordnung hat nur insofern Berechtigung und Lebensfähigkeit, als sie in sich die höchsten ethischen Fähigkeiten entwickelt, welche der Menschheit ermöglichen zu leben, ohne weder Andere zu deleidigen, noch selber beleidigt zu werden. Diese Fähigkeiten fassen wir in ihrer Gesamtheit zusammen unter dem Namen sozialer Geist. Seine Pflege bildet die Hauptaufgabe unserer Zeit. In der Schule muß damit begonnen werden. Das hat seine Schwierigkeiten: da höhere Bildung immer noch mit Kosten verbunden ist, führt bereits die Schule zur Klassenabsonderung. Eine Lösung in dem Sinne, daß höchste Ausbildung jedem Begabten offen steht, liegt noch in allzu weiter Ferne.

Eine große Volksschule indes haben wir bereits, in der ausnahmslos alle Kinder der Nation lernen müssen: die Armee. Es liegt viel soziales Element in ihr. Auch überzeugteste Sozialisten verleugnen nicht eine gewiße Vorliebe für sie. Antimilitärische Propaganda findet bis jetzt noch wenig Anklang: Der Mann aus dem Volke empfindet, daß in des Königs Rock ein jeder nur so viel gilt, als er seine Pflicht erfüllt, und daß alle der gleichen Pflicht unterworfen sind, und dabei findet sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl eine gewisse Befriedigung. Hier herrscht ein gesunderer Geist als im Wirtschaftsleben, das fühlt er wohl. Und er täuscht sich nicht. Man vergleiche doch einmal die Urteile gereifter Offiziere über die Fragen des Ledens mit denen anderer Berufsausübender. Jene Vorurteilslosigkeit, die dem Verdienst allein ein Recht zuerkennt und sich vor nichts beugt als vor überlegener Tüchtigkeit, ist hier zu hause, z. B. in jenen viel dekrittelten Kriegsbriefen des unvergeßlichen v. Kretschmann: Eine unabhängigere, vornehmere, in höherem Grade soziale Gesinnung dürfte auch dei den Vorkämpfern der äußersten Linken nicht zu finden sein. Und wenn ich darüder nachdenke, welcher Stand uns eigentlich momentan einen Begriff zu geden vermag von jener adsoluten sozialen Pflichterfüllung, die wir immer und immer wieder vergeblich verlangen, und ohne die ein wesentlicher sozialer Fortschritt undenkbar dleibt, so fällt mir, außer der Krankenschwester, blos der Frontoffizier ein. Sie allein stehen außer der Geldwirtschaft.*) Ihr Einkommen reicht eben zum Unterhalt aus. Sie leden nur der Pflicht, der Resignation. Und mehr kann vernünftigerweise auch nicht im sozialen Zukunftstaat verlangt werden.

Die Armee, so wie sie ist, hat zweifellos in garnicht abzuschätzender Weise zum sozialen Ausgleich beigetragen. Um so bedauerlicher bleibt es, daß sich in ihr einzelne Momente der Klassenmoral erhalten haben, die zudem völlig dem durch und durch sozialen militärischen Geiste widersprechen. Ich meine vor allem den Einjährigendienst. Theoretisch liegt nichts von Klassenmoral darin, wenn detont wird, höhere Bildung gestatte nun einmal eine kürzere Ausbildungszeit, und der König verlange von dem einzelnen Bürger nur soviel persönliche Opfer, als unbedingt notwendig sind. Zudem muß auch der Reiche seine zwei Jahre ausdienen, falls er den verlangten Bildungsgrad nicht erreicht hat. Letzterer ist indes ein so niedriger, daß der mittlere Volksschüler ihn mit Leichtigkeit hätte erreichen können, falls seine Eltern das Geld dazu gehadt hätten. Zudem könnte ein zweites Dienstjahr der militärischen Ausdildung des Einjährigen doch nur zu Gute kommen, und schließlich läßt der Bildungsunterschied zwischen Freiwilligen und Unfreiwilligen durchaus nicht eine derartige Bevorzugung berechtigt erscheinen. Wenn aber auch alle zu Gunsten des Einjährigeninstituts vorgebrachten Gründe stichhaltig wären, sie müßten zurücktreten gegenüber der nun einmal nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß die Einrichtung als Ungerechtigkeit empfunden wird, die die Kameradschaft zerstört und somit die mögliche erzieherische Wirkung des Militärdienstes auf die große Masse dedenklich zurückhält. Vollends in keiner Weise zu verteidigen und absolut verwerflich sind gewisse Bevorzugungen der Einjährigen, wie das Recht sich Putzer zu halten, sich im Wachdienst vertreten zu lassen usw. Das ist direkter Verderd. Auch bleidt es auf's höchste dedauerlich, daß hier dem mehr oder minder verwöhnten Bürgersohne die einzigartige Gelegenheit vorenthalten wird, sich einen Begriff anzueignen von dem, was die Arbeit der Dienenden, der Untergedenen eigentlich bedeutet. Eine der tiefsten Quellen sozialer Gehässigkeit könnte hier verstopft werden. Sollte antimilitärische Propaganda jemals in die Armee dringen, so liegt hier die Eingangspforte.

Wenn ich deshalb im Interesse des Armeegeistes, seiner erzieherischen Wirkung auf die großen Massen und damit der Landes- und Kulturverteidigung, die Beseitigung des Einjährigendienstes für unumgänglich notwendig erachte, so glaube ich kaum, daß dagegen oon sachmännischer Seite

*) d. h. soweit sie eben Nur-Offiziere sind! D. Red.

technische Gründe aufgeführt werden könnten. Anders steht es mit der Frage des Avancements. Logischerweise müßte der Zutritt zum Offiziersexamen allen offenstehen. Zur Kontrolle der Bildung wäre ein allgemeines Vorexamen einzuführen, entsprechend dem jetzigen Freiwilligenexamen für solche, die kein Zeugnis beibringen können. Ich dächte, das wäre an sich durchführbar. Nun würde allerdings vorderhand weder die Durchschnittsleistung der Volksschüler hierfür ausreichen, noch der zweijährige Dienst Zeit und Kraft zu entsprechender Fortbildung lassen, selbst wenn Anstalten dazu vorhanden wären. Man müßte sich also einstweilen der Notwendigkeit fügen.

Dagegen wären für die Unteroffiziere höhere Kurse einzurichten. Vielleicht empfiehlt es sich auch — so wie bereits aus bayrischen Volksschulen die besten Schüler auf Staatskosten in Gymnasien geschickt werden — so auch die besten Schüler der Unteroffiziersschulen entsprechend vorbereitet auf Kriegsschule zu entsenden. Die berühmte Frage nach der guten Kinderstube kann man, glaube ich, unerörtert lassen: unsere Offiziere werden nicht für den Salon, sondern für den Exerzierplatz erzogen; es ist unendlich weniger wichtig, daß sie eine Dame taktvoll zu unterhalten verstehen, als daß sie in der Seele des einfachen Mannes zu lesen wissen. Und dazu ist die Volksschule vielleicht garnicht vom Uebel. Ueber alle diese Vorschläge kommt die Entscheidung natürlich blos Fachleuten zu. Das vertretene Prinzip aber, die Elemente der Klassenmoral aus der Armee auszuschalten und alle Soldaten zu vereinigen in der Gleichheit unter einander und im Gehorsam gegen den obersten Kriegsherrn, dürfte über aller Diskussion stehen.

Noch knüpfen sich viele Hoffnungen an die Armee. Sie vermag unsere höchste Kultur zu retten vor Feinden. Sie kann aber mehr als das. Sie kann in den Massen jenen Geist erwecken und pflegen, der allein das Leben lebenswert gestaltet: den Geist der persönlichen Würde, der Pflichterfüllung, der Unterordnung unter das Verdienst, der Aufopferung für die höchsten Güter.

Neue ethische Arbeiterinnenfürsorge.

Von Leopold Katscher.

Heutzutage stellen manche Fabriken keine verheirateten Frauen mehr an, weil sie den Kindern die Mütter nicht entziehen wollen. Andere errichten Fabrikskrippen. Pretty and Son in Ipswich bieten den Kleinen für zwei Pence täglich zwei Mahlzeiten, einen Spaziergang im Park und alle erforderliche Betreuung durch geschulte Pflegerinnen. Eine Reihe von Unternehmern hält an ihren Fabriken die Geschlechter möglichst getrennt. Die Firma Harmel in Val-des-Bois läßt die Arbeiterinnen früher fortgehen als die Arbeiter; der Familienzusammenhalt wird gefördert durch Verwendung möglichst aller Familienmitglieder und Auszahlung des Gesamtlohnes an jedem Markttage (Donnerstag) an das Familienoberhaupt. Ehefrauen und haushführende Mädchen dürfen ohne Lohnabzug täglich um eine halbe, Samstag sogar um zwei Stunden früher heimgehen. Lever Brothers in Port Sunlight lassen ihre Mädchen um zehn Minuten später kommen und eine halbe Stunde früher abziehen. Andere Häuser opfern in diesem Punkte zwei Viertelstunden. Durch eine ähnliche Maßregel gewinnen bei der N. C. R. die weiblichen Arbeiter gegenüber den männlichen täglich anderthalb Stunden. Eine hervorragende englische Firma entlohnt die Mädchen Freitag nachmittags, die Männer Samstag morgens. Eine amerikanische Gesellschaft hat für jedes Geschlecht eine gesonderte Treppe mit eigenen Toilettenvorrichtungen. Das bekannte Londoner Gewinnbeteiligungshaus Clarke, Nicolls und Coombs läßt die Männer und Mädchen in völlig getrennten Abteilungen arbeiten. Eine Detroiter Firma geht so weit, vorzuschreiben, daß in den Abteilungen, in welchen auch Mädchen beschäftigt sind, die Männer — Besucher und Arbeiter — den Hut abnehmen müssen. Die Cadburys lassen in den Mädchenabteilungen nur solche Männer arbeiten, die als ganz zuverlässig bekannt sind. In einer großen Newarker Blusenfabrik werden die Mädchen mit „Fräulein" angesprochen. Wo große Arbeitermengen beschäftigt sind, verhindert das spätere Kommen und frühere Gehen der weiblichen Kräfte rohe Scherze und den häßlichen gemeinsamen Ansturm auf die Bahnzüge oder die Tramwagen.

All die angeführten Vorkehrungen müssen Ton und Sitten der Arbeiterschaft beträchtlich heben, ihre Selbstachtung erhöhen und insbesondere den Mädchen die Arbeitsstätte zu einem angenehmen Aufenthaltsorte machen. „Unsere sozialen Dienstleistungen verhelfen uns zu Arbeiterinnen von vorzüglicher Beschaffenheit" schreiben Thomas Adams und Co. in Nottingham, und ähnliche Erfahrungen haben wohl alle ähnlich handelnden Firmen gemacht. Marshall Field und Co. in Chicago, die Besitzer des bedeutendsten Kaufhauses der Welt, wollen nicht bloß für die materiellen Bedürfnisse ihrer Angestellten sorgen, sondern sie auch „mit einer Atmosphäre des Schutzes umgeben", und die Folge ist, daß „die Eltern in der ganzen Stadt dies würdigen und uns zu einer besseren Gattung von Verkäuferinnen verhelfen." Sie haben sich „intelligente, treue, zufriedene" Ladenmädchen gesichert, was zu ihrem gewaltigen geschäftlichen Erfolg nicht wenig beiträgt. Die Chicagoer Telephongesellschaft bekundet, daß infolge ihrer Rücksichtnahme auf das Wohl ihrer Beamtinnen „diese Stellen gierig gesucht und lange beibehalten werden, so daß das Heiraten hier weit weniger störend eingreift als anderwärts." Auch die Acme White Lead Co. erklärt es als Ergebnis ihrer sozialen Wohlfahrtseinrichtungen, daß sie sich aus der ungeheuren Zahl von Bewerberinnen die allerbesten wählen kann.

In Dayton ist die N. C. R. „die einzige Fabrik, deren Mädchen als Damen bekannt sind." Das war ursprünglich nicht der Fall; dieser trat erst dadurch ein, daß sich infolge der sozialen Hebung des Personals eine große Menge von Arbeiterinnen meldete, was eine strenge Sichtung ermöglichte. Die Sichtung geht bei einigen Unternehmungen schon sehr weit. So z. B. stellen die N. C. R. und die Filene Company nur noch Mädchen an, die eine Mittel- oder Hochschule zurückgelegt haben. Bei der N. C. R. ist der Andrang so groß geworden, daß sich vom nächsten Jahre an nur solche Bewerberinnen werden melden dürfen, die die Fortbildungsschule der Gesellschaft besucht haben werden. Schon jetzt ist bestimmt worden, daß nach 1915 niemand angestellt werden wird, der nicht als Kind in einen Kindergarten gegangen ist. Die Bedeutung derartiger Maßregeln für die Menge und Güte der Erzeugung, für das glatte Arbeiten des Unternehmens und für das Wohlergehen des Personals liegt auf der Hand.

Dadurch, daß die Firma Harmel die Mütter in der Kinderpflege theoretisch und praktisch unterweisen läßt, ist es gelungen, die Kindersterblichkeit in Val-des-Bois auf die Hälfte der in Frankreich üblichen herabzusetzen — ein Beweis dafür, was Planmäßigkeit und guter Wille vermögen. Aehnliches gilt von dem Leverschen Industriestädtchen Port Sunlight. Die Fürsorge der Weltfirma Schneider in Creuzot für ihre 25000 Angestellten hat die Sterblichkeit unter deren Kindern auf neun Prozent heruntergedrückt, während der Durchschnitt für ganz Frankreich 16, in den nördlichen Industriebezirken sogar 20 bis 25 Prozent beträgt.

Die meisten der vorstehend berührten Reformen sind der Tätigkeit der sogenannten „Sozialsekretärinnen" zu verdanken, die auch „Wohlfahrtspflegerinnen," „Fabrikpflegerinnen" oder „Wohlfahrtsdirektricen" genannt werden. Diese neue Einrichtung, zuerst 1889 praktisch angewendet, stammt aus Nordamerika und ist dort schon sehr verbreitet, aber vereinzelt auch in England, Deutschland u. s. w. bekannt. Wir haben es da mit Vertrauenspersonen zu tun, die von

großen Arbeitgebern, welche außer stande sind, sich eingehend um das Wohlbefinden ihrer Angestellten (Arbeiterinnen, Verkäuferinnen ꝛc.) zu kümmern, in deren Interesse eingesetzt werden. Diese Frauen, die selbstverständlich taktvoll, liebreich, praktisch und scharfsinnig sein müssen, dürfen selbstverständlich das Interesse der Firma nicht vernachlässigen. Es ergibt sich übrigens naturgemäß immer wieder als Tatsache, daß es für Arbeitgeber und Arbeitnehmer nur gemeinsame Interessen gibt.

Die Sozialsekretärinnen haben zwischen den Chefs bezw. den Abteilungsleitern und dem weiblichen Personal zu vermitteln, für das Wohlergehen der letzteren sowohl in der Fabrik bezw. dem Warenhaus, als auch im Privatleben nach Kräften zu sorgen, in leiblicher, geistiger und seelischer Hinsicht Beistand zu leisten, Reformen vorzuschlagen — kurz, sich nach Kräften als Freundin und Beraterin nützlich zu machen. Diese Einrichtung ist, das versteht sich von selbst, von ungeheurem sozialen Wert. Ihre Erfolge sind in jeder Beziehung ebenso erstaunliche wie erfreuliche. Die berühmte amerikanische Frauenrechtlerin Maud Nathan, Vorsitzende des „Newyorker Konsumentenbundes," schreibt in einer hervorragenden Monatsschrift:

„Dieser Beruf ist sicherlich der schönste, den sich eine menschenfreundlich gesinnte, modern denkende, sozialpolitisch gebildete Dame, die eine gutbezahlte Stelle sucht, wünschen kann. Er bietet reichlich Gelegenheit zur Anregung von Maßregeln im Interesse der Gesundheit und Bequemlichkeit, aber auch der Arbeitsfähigkeit des Personals. Die guten Ergebnisse dieser Tätigkeit sind neue Beiträge zum Kapitel von der lohnenden Philanthropie."

Näheres findet sich in meinem Buche „Mit, nicht gegen einander!" (Dresden 1905), S. 64–69. Was insbesondere Deutschland betrifft, so schreibt Adele Schreiber in einer Besprechung dieses Buches:

„Aehnlicher Art (wie die Sozialsekretärin) ist das in Deutschland zuerst von Professor D. Zimmer vorgeschlagene Amt der Fabrikpflegerin. Unabhängig von den Zimmerschen Vorschlägen traten württembergische Gewerbeinspektoren für die Einführung solcher Fabrikpflegerinnen ein, die sich allerdings von den amerikanischen Sozialsekretärinnen dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur Aufsichtsdamen, sondern als Aufseherinnen gründlich ausgebildete Fachkräfte sind. Ein Trierer Fabrikbesitzer ging mit dem Beispiel voran, 10 solcher Aufseherinnen anzustellen, die in der ganzen Technik der Fabrikation unterrichtet worden waren. Die Josefsschwestern in Trier haben hierauf zum ersten Male im Herbst 1904 einen theoretischen Kursus für die sozialpolitische Ausbildung dieser Fabrikpflegerinnen durch eine volkswirtschaftlich gebildete Dame, Dr. Elisabeth Gottheiner, eingerichtet. Aufgabe der Fabrikpflegerinnen, die, wenn sie sich bewähren, auf ein Anfangsgehalt von 1200 Mark rechnen dürfen, ist die Beaufsichtigung und sittliche Beeinflussung der Arbeiterinnen, Prüfung der Arbeitsbücher und Ueberwachung der Durchführung der Arbeiterschutzbestimmungen. Etwas anderer Art ist die Tätigkeit der ersten Fabrikpflegerin Deutschlands, die Direktor Erich Rothenau im Kabelwerk Oberspree der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft angestellt hat. Es sind dort 800 Arbeiterinnen beschäftigt, und die Pflegerin übt Kontrolle über die zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen des Unternehmens. Sie erfreut sich des vollen Vertrauens ihrer Pfleglinge, die sich gern ihrer Vermittlung bedienen, um Wünsche auszusprechen und Mißstände abstellen zu lassen."

Streiflichter.

Sozialethik der Warenhäuser. Es ist noch nicht allzulange her, daß man in Dorf und Stadt die luxuriös emporwachsenden Warenhäuser als eine Giftpflanze ansah, gedeihend auf dem Sumpfe der Schleuderkonkurrenz und gewissenloser Ausbeutung der Schwächen des Publikums. Billig und schlecht, aber in prunkvoll protziger Aufmachung, schien ihre Devise. Inzwischen hat sich manches Urteil geändert. Auch der Freund des Mittelstandes, kleinen Kaufmanns und Handwerkers hat einsehen gelernt, daß Warenhaus und Warenhaus sehr verschieden beurteilt werden müssen. Man sah und hörte von vernünftigen sozialethischen Reformen, die gerade hier, im Großbetrieb, eher und leichter ihre Verwirklichung finden, als in der engbrüstigen Atmosphäre des Kleingewerbes und Kleinhandels. Hier und da begegnete man im Sommer Angestellten von Warenhäusern, die mit frohem Blick die Fürsorge der Ferienerholung bei fortlaufendem Gehalt rühmten. Und es scheint, als ob die in den Warenhäusern und Kaufpalästen beteiligte Großkaufmannschaft auf diesem richtigen Wege, der ihr die Sympathie des kaufenden Publikums und der Angestellten wie Lieferanten gleichmäßig sichern muß, fortschreiten will. In Leipzig faßte zur diesjährigen Messe der Verband Deutscher Waren- und Kaufhäuser folgende Beschlüsse:

Die von mehr als 1000 Mitgliedern besuchte IV. ordentliche Generalversammlung des Verbandes Deutscher Waren- und Kaufhäuser e. V. spricht sich dahin aus, daß an der sozialen Fürsorge für die Angestellten sowohl seitens des Verbandes als auch der einzelnen Mitglieder mit aller Kraft weiter gearbeitet werde.

Im Einzelnen befürwortet die Generalversammlung

1. Die möglichste Verkürzung der effektiven Arbeitszeit der Angestellten.

2. Die Anstrebung des allgemeinen Acht-Uhr Ladenschlusses.

3. Das Eintreten für völlige Sonntagsruhe, wo die allgemeine Durchführung möglich ist.

4. Die Einführung des Sommerurlaubs unter Fortzahlung des Gehaltes sowie die tatkräftige Weiterverfolgung der Frage der Einrichtung von Ferienheimen.

5. Die Errichtung von Ledigen-Heimen für weibliche Angestellte, sofern die örtlichen oder Personalverhältnisse sich dafür eignen.

6. Die Errichtung städtischer Pflicht-Fortbildungsschulen auch für weibliche Angestellte.

7. Die möglichst baldige Durchführung der staatlichen Pensionsversicherung der Privatangestellten.

Wir können den Verband für diese weitsichtige und humane Sozialpolitik nur beglückwünschen. Es gibt auf diesem Gebiete noch so unendlich Vieles zu tun — wir erinnern u. a. an die Frage der Gewinnbeteiligung der Angestellten, die Beseitigung der Konkurrenzklauseln, die Einführung von Schichtwechsel der Angestellten zur Zeit der höchsten Geschäftskonjunktur, Bezahlung von Ueberstunden bei Inventuraufnahme, Anerkennung von Arbeiter-Ausschüssen ꝛc. ꝛc. — daß jeder Versuch, mit dem die Unternehmer die Kluft zwischen Arbeitsgeber und -nehmer zu überbrücken sich anschicken, freudig zu begrüßen ist. Auch auf sozialethischem Gebiet muß die Großstadt vorangehen! —

* * *

Mutterschutz. Einer Petition, die Frau Mina Schmidt-Bürkly um Einführung wirksamerer Schutzmaßregeln für arbeitende Mütter an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches und der Deutschen Bundesstaaten gerichtet hat, entnehmen wir folgende Wünsche:

1. Ausnahmsloses Verbot der Lohnarbeit in den letzten vier Wochen vor der Niederkunft.

2. Verbot der Lohnarbeit in den ersten sechs Wochen nach der Geburt.

3. Für die Schonzeit unter 1 und 2 ist eine Schwangerschafts-Wöchnerinnen-Unterstützung (Krankenversicherungsgesetz § 21 Nr. 4) ohne Rücksicht auf eine etwa bestehende Erwerbsunfähigkeit und zwar für alle Tage (nicht nur Werktage) zu gewähren, und zwar in dreiviertel Höhe des Lohnbetrages, sowie freie Gewährung der Hebammendienste und ärztlicher Behandlung.

4. Die Träger der Krankenversicherung sind durch eine zweckmäßige Organisation oder eine durchgreifende Reform zur Uebernahme dieser neuen Lasten leistungsfähiger zu machen und ist zu hoffen, daß das Reich einen Zuschuß gewährt.

5. Die Mutterschaftsversicherung ist successiv auszudehnen auf alle im Handel, in der Land- und Forstwirtschaft, in der Hausindustrie, Heimarbeit ꝛc. Beschäftigten und — in geringerem Ausmaß des Unterstützungsbeitrages — auch auf die im Haushalt der Kassenmitglieder lebenden Angehörigen.

6. Um die Frauen zum Selbststillen anzuspornen, sind Stillgelder bezw. die erforderlichen Nahrungsmittel wöchentlich zu gewähren.

* * *

„Produktive“ Rüstungen. Am 15. Mai cr. soll in Friedenau bei Berlin eine „Deutsche Armee-, Marine- und Kolonialausstellung“ eröffnet werden, die sicher in militärtechnischer und kolonialpolitischer Hinsicht viel Interessantes bieten wird. Man liest daher schon jetzt vielfach Notizen darüber in den Blättern, und immer wieder wird alsdann betont, der Grundgedanke dieser Ausstellung sei, dem Volke vor Augen zu führen, daß der „Moloch“ Militarismus und Marinismus doch nicht nur ein Milliarden verzehrendes Ungeheuer sei, sondern daß diese Milliarden im Lande bleiben, durch tausende von Kanälen wieder in das volkswirtschaftliche Getriebe zurückfließen und auf Handel wie Industrie belebend einwirken.

Dieser „Grundgedanke“ ist nun allerdings ein Ladenhüter von ehrwürdigem Alter, der immer da auftaucht, wo ihr erneutes Anziehen der Rüstungsschraube Stimmung gemacht werden soll, und der vom großen Publikum so leicht für den Inbegriff aller politischen Weisheit gehalten wird. Nicht frühe genug kann man daher dieser verhängnisvollen Irrlehre begegnen; die treffendste Widerlegung hat ihr wohl Johann von Bloch angedeihen lassen, dessen Lehren über den Zukunftskrieg eine so traurige Bestätigung in der Mandschurei erfahren haben. Bloch schreibt:

„Nehmen wir an, daß in Berlin ein ungeheurer Brand ausbreche, der die Hälfte der Stadt mit allen Reichtümern zerstörte. Was wird die Folge eines solchen Unglücks sein? Man wird die Gebäude wieder errichten; man wird das wiederherstellen, was früher bestand. Eine ungeheure Handels- und Industriebewegung wird sich entwickeln, und man wird sagen, daß diese dem Lande sehr gedeihlich ist, obwohl doch vorher Werte zerstört worden sind. Nehmen wir an, ein großer Hagelschauer zerbricht alle Fensterscheiben; diese müssen ersetzt werden. Es wird wohl Arbeit für die Glaser vorhanden sein, die Ausgabe wird aber eine völlig unproduktive sein. Dasselbe trifft für die Ausgaben der Rüstungen zu... Wenn das dafür ausgegebene Geld für andere Zwecke verwendet worden wäre, hätte dies auch eine Bewegung erzeugt, aber eine heilsame. Nehmen wir an, daß wir 100 Millionen zur Errichtung von Wohnungen für Leute verwendeten, die keine Wohnung haben, anstatt Umwandlungen von Festungen vorzunehmen. Das gäbe auch Arbeit für die Völker. Welche dieser beiden Arbeitsgelegenheiten wäre aber die produktivere? Die klare Vernunft entscheide!“ —

Gerade jetzt — kurz vor der II. Haager Konferenz — sollte die aufgeklärte Presse aller Länder immer und immer wieder betonen, daß eben in dem unseligen System des Wettrüstens der Grundkern jenes wirtschaftlichen Mißstandes liegt, unter dem die Völker Europas leiden müssen, solange sie keinen besseren Schutz für ihre Sicherheit finden als den einer gegenseitigen, stets verschärften Bedrohung. Geben doch selbst Militärs heute zu, daß „die militärischen Ausgaben eine anormale Erscheinung bilden, die über alles maßlos ist“ (General Hasenkampf); die für die Armee verausgabten Summen, sagt Hasenkampf, „sind unproduktiv vom rein ökonomischen Standpunkt. Sie können nur durch einen glücklichen Krieg gerechtfertigt werden; aber jeder Krieg, er sei glücklich und ruhmreich, wird für das Volk immer entsetzliches Elend bringen.“

Und General den Beer (Portugal), ehemaliger Kriegsminister, führte 1899 in Haag aus, daß die Staaten an ihrer eigenen Vernichtung — langsam, aber sicher — arbeiten, wenn sie auf dem furchtbaren Irrpfade verharren . . .“

Vor kurzem erst las man in der „Pr. Lehrer-Ztg.“ wieder von einer Schulhausmisere — diesmal in Cummerow (Ostpr.); seit 1901 ist die Regierung nicht imstande gewesen, für Abhilfe der dortigen skandalösen Schulzustände Sorge zu tragen. Solange man aber nicht in der Lage ist, Notwendigkeiten zu erfüllen wie den Bau neuer Land- und Fachschulen, Wasserleitungen, Siechenhäuser ꝛc., solange muß die Behauptung, das Geld für neue Rüstungen sei im Grunde ein lukratives Geschäft, direkt komisch wirken. — Alfred H. Fried weist einmal darauf hin, daß wir die Millionen für neue Geschütze anwenden müssen, weil die vorher für unsere Artillerie ausgegebenen Millionen wertlos geworden sind, und daß die neuen Millionen in wenigen Jahren wieder neue Millionenforderungen nach sich ziehen müssen, „denn die Erfindungen unserer Kriegstechniker gehen rascher vor sich, als die unserer Volkswirtschafter zur Erfindung neuer Einnahmequellen für das steuerzahlende Volk.“ Solch' unbequeme Wahrheiten wird man dem Publikum anläßlich der geplanten Ausstellung wohl kaum mitteilen; der „Grundgedanke von der Produktivität der Rüstungen“ ist ja auch — wie alles Absurde — weit durchschlagender! Ferner wird man mit Stillschweigen übergehen, daß ein Schuß aus dem modernen 110-Tonnen-Geschütz, das im ganzen nur 93 Schüsse abgeben kann, mit Einrechnung der Abnützungsquote rund 7000 — siebentausend — Mark kostet, also mehr als das Höchsteinkommen eines preußischen Richters in einem ganzen Jahre.

Leroy-Beaulieu hat berechnet, daß $^1/_3$ der europäischen Budgets dazu dient, die durch frühere Kriege verursachten Ausgaben zu decken; $^1/_3$ um die Vorbereitung künftiger Kriege zu bezahlen, während von dem letzten Drittel alle sozialen Ausgaben bestritten werden sollen. Und Girardin äußerte vor Zeiten: „Mit der Hälfte dessen, was heute in Europa die Kriegskosten betragen, ließe sich das Elend aufheben.“ Um aber auch den Deutschtümlern zu genügen, sei hier noch eines großen Feldherrn, Moltkes, gedacht, der in seinen jüngeren Jahren sich „offen zur vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens“ bekannte und damals wörtlich sagte: „Der Gedanke liegt nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich sein Militärbudget kostet, . . . mehr und mehr produktiv zu nützen; sollte Europa, sei es in Jahrhunderten oder in Jahrzehnten, nicht die gegenseitige Entwaffnung erleben?“

Wenn nunmehr, kurz vor der II. Haager Konferenz, von militaristischer Seite ganz unumwunden versucht werden soll, den stark abgeflauten Glauben an die alleinseligmachende Rüstung dadurch wieder zu beleben, daß man ein ahnungsloses, durch die vermutliche Großartigkeit der Ausstellung geblendetes Publikum mit der abgestandenen Lehre von der „Produktivität“ der Rüstungen trostiert, dann wird man gegen ein solches, ganz naiv zugestandenes Unterfangen um so schleuniger und energischer protestieren müssen, als dadurch das Ansehen unseres deutschen Vaterlandes in der übrigen Kulturwelt schwersten Schaden leiden könnte. Carl Ludwig Ziemering.

Sprechsaal.

Deutschland und Frankreich.

Eine Erwiderung.

In Nr. 6 wird auf Seite 45 eine Bemerkung von Dr. Käthe Schirmacher (Paris) zitiert:

„Unleugbar ist der Gedanke an Elsaß-Lothringen ein Hauptgrund der wachsenden Gunst, die das Schiedsgericht in Frankreich findet. Und dieses selbe Elsaß-Lothringen erklärt die kühle Aufnahme, die das deutsche Reich diesem Gedanken bereitet.“

Es ist mir mehr als zweifelhaft, ob es in beiden Ländern unter den Intelligenteren viele geben mag, die von einem Schiedsgericht — mag es noch so ständig und obligatorisch sein — eine Rückwärtsrevision der Weltgeschichte erhoffen bezw. befürchten könnten. Der Gedanke ist eigentlich so naiv und absurd, daß man glauben sollte, er wäre bei denkenden Menschen von vornherein der Lächerlichkeit verfallen. Es widerspricht ein-

fach dem gesunden Menschenverstande, wenn man die Institution des Schiedsgerichts, dieses Ausgleichsmittel für bestehende und künftige Streitfälle, für eine Korrekturmaschine vergangener Gewaltsünden halten will.

Richtig ist an dem Zitat, daß Frankreich (seit der I. Haager Konferenz) die Führung des Pacifismus innehat und das Zentrum der Schiedsgerichtspropaganda darstellt. Es hat sich dadurch moralische Sympathieen in ganz Europa errungen und zugleich bewiesen, daß es heute neben Kanonen und Bajonetten noch andere Mittel gibt, um sich im Rate der Völker Einfluß und Achtung zu verschaffen. — Für die „kühle Aufnahme" des Pacifismus im offiziellen Deutschland gibt es mancherlei Gründe, deren Besprechung hier zu weit führen würde, die aber jeden wahren Patrioten mit tiefer Betrübnis erfüllen müssen, zumal wenn er sieht, wie Kaiser Wilhelm in seinen Reden gar oft die Solidarität der Kulturvölker betont, trotzdem aber in seltsamer Inkonsequenz strenge an der alten para-bellum-Methode festhält, die Frankreich und im weiteren ganz Europa in den circulus vitiosus der Rüstungsüberbietung hineintreibt.

Andererseits hat gerade Kaiser Wilhelm bis in die letzten Tage hinein nichts unterlassen, um dem fränkischen Nachbar immer wieder seiner Sympathie bezw. Anteilnahme in ehrender Form zu versichern; die Beispiele sind zu zahlreich und zu bekannt, um hier aufgeführt zu werden. Im Haag kam es während der I. Friedenskonferenz, am 21. Juli 1899, sogar zu einem Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen beiden Ländern. Es handelte sich damals um Artikel 27 der Haager Konvention, wonach die Signatarmächte sich verpflichten sollten, streitende Mächte in der kritischen Zeit an die Existenz des permanenten Gerichtshofes zu erinnern, ohne daß dies als ein unfreundlicher Akt angesehen werden dürfe. Professor Zorn erklärte damals mit feierlicher Weise, Deutschland habe nunmehr die willkommene Entdeckung gemacht, daß seitens aller beteiligten Mächte kein anderer Beweggrund herrsche als der ernste Wunsch, den Frieden zu sichern; Deutschland nehme mithin den Artikel an. Gleich darauf erhob sich der französische Delegierte Bourgeois und erklärte sich unter nicht endenwollendem Beifall zu gunsten desselben Paragraphen, der darauf mit Akklamation angenommen wurde.

Verheißungsvolle Schritte zu einer deutsch-französischen Annäherung und Aussöhnung sind also bereits seit langen Jahren erfolgt, und an den „Revanchekrieg" denkt heute außer Déroulède und Konsorten niemand mehr. Trotzdem aber steht ein Schatten dräuend zwischen beiden Ländern: Elsaß-Lothringen, und der Ethiker wird nicht umhin können, zu dieser Sache Stellung zu nehmen.

E. Renan sagte einmal:

> „Wie viele Fragen in der Geschichte des armen Menschengeschlechts wollen dadurch gelöst sein, daß man sie nicht löst. Nach Verlauf von etlichen Jahren ist man ganz überrascht, daß die Frage garnicht mehr vorhanden ist."

Und im speziellen Hinblick auf unser Thema schrieb M. Harden:

> „Die Annäherung wird am besten gefördert, wenn man nicht von ihr spricht. Die französische Massenpsyche wird einen ausdrücklichen Verzicht auf frühere Träume nicht leicht hinnehmen, wird am Ende gar stürmisch dagegen reagieren. In der Stille aber kann manches wachsen, manches welken."

Alfred H. Fried hat über „Deutschland und Frankreich" ein ebenso fesselndes wie wohlfeiles Buch geschrieben,*) worin er die hier angedeuteten Fragen sachkundig erörtert. Er legt darin klar, wie Elsaß-Lothringen auf Grund des „Eroberungsrechts", des „Siegerrechts", 1871 annektiert wurde — jenes „Rechts", das „solange in Kraft bleiben wird, bis die Kulturvölker es in einer internationalen Konferenz für abgeschafft erklären." Es sei ein Anachronismus von seiten der Franzosen, sich auf ein Recht zu berufen, das zur Zeit des Frankfurter Vertrages einfach noch garnicht bestanden habe. Gleichwie aber die Nationalisten beider Länder in Erkenntnis ihrer gemeinsamen Interessen sich in die Hände arbeiten, so sollten nach Fried nunmehr die Demokratien hüben und drüben mit einander paktieren, um das notwendige Gegengewicht herzustellen. Auch Fried kommt schließlich (Seite 77) auf die Formel: „Vorläufige völlige Eliminierung der Frage, wodurch man zu einer Lösung gelangt, indem man die Frage nicht löst." —

*) Broschürenfolge „Continent", Berlin W 50, Heft Nr. 4; 79 Seiten — Preis: 1 Mark.

Man darf also wohl mit gutem Rechte hoffen, daß die Zeit auch in diesem Falle versöhnend und ausgleichend wirken wird, wie sie es bereits in so hohem Maße getan hat. Die deutsche Stimmung gegenüber Frankreich — so denken wir mit Pfarrer Naumann — „würde am Tage einer reellen Aussöhnung auf Grund der durch 1870 gegebenen Verhältnisse eine großartige sein."

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande. Sitzung vom 23. März 1907. Dr. Levy berichtete über die Generalversammlung der Zentrale für Volkswohlfahrt, deren Mitglied die D. G. E. K. geworden ist, und hoffte, daß die D. G. E. K. erfreuliche Mitarbeit werde leisten können. Die Berichte aus Wiesbaden und Jena werden verlesen. Der Vorstand beschloß, der Abteilung Wiesbaden einen Zuschuß von 50 Mark für Vortragsveranstaltungen aus dem Wanderrednerfonds zu bewilligen; ebenso 30 Mark der freien ethischen Gesellschaft Jena zur Deckung von Kosten, die aus dem Gesellschaftstage erwachsen waren, aus laufenden Mitteln. Eine ausgedehnte Debatte knüpfte sich sodann an die Einladung, die der D. G. E. K. und mehreren Abteilungen zugegangen war, dem „Deutschen Kulturbunde" korporativ beizutreten. Der Vorstand war einstimmig der Ansicht, daß, obwohl ein Zusammenwirken auf einen ganz bestimmten Programmpunkt nicht ausgeschlossen sei, doch die D. G. E. K., und ihre Abteilungen, mit ihrem weitumfassenden und scharf abgegrenzten Programm sich einer Vereinigung unmöglich anschließen könne, deren Ziele und Programm noch so schwankend und vielartig seien, wie die bisherigen Veröffentlichungen zeigten. Es wurde ein Ausschuß (Geheimrat Förster, Dr. Kronenberg, Dr. Penzig) beauftragt, eine programmatische Kundgebung des Hauptvorstandes vorzubereiten, in der dieser seine Stellung zu den verschiedenen Einigungs- und Zusammenschlußbestrebungen festlegt und begründet.

Endlich berichtete noch Geh. Rat Foerster über bevorstehende Schritte des internationalen ethischen Bundes mit Bezug auf die sittlichen Verirrungen der Gewaltmoral in Rußland.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Abteilung Magdeburg. Der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr W. Mieschel, hielt einen Vortrag, betitelt „März", der als eine Laienpredigt für Suchende bezeichnet wurde. Unter Hinweis auf die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft im Gebiete der mikroskopischen Welt suchte Redner den Nachweis zu führen, daß der Tod nicht ein Ende alles Lebens, nicht ein Vergehen, eine Vernichtung bedeute, sondern daß er sich uns lediglich als eine Umformung, als ein weiterer Geburtsakt zu neuen Formen darstelle. Wie das Leben aus einem Atom entstehe, so löse es sich auch wieder zu Atomen auf. Diese von ihrem bisherigen Zellenverband abgesonderten Atome vereinigten sich stets wieder mit anderen Atomen und Zellen zu einem neuen Organismus. Die Welt des Makrokosmos und diejenige des Mikrokosmos seinen unlösbar mit einander verbunden. Tod sei nur Verwandlung, und die Furcht vor ihm unbegründet.

(Magdeb. Ztg.)

Vermischtes.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat im Laufe des Jahres 1906 wiederum 4881 Volksbibliotheken mit 96302 Bänden begründet und unterstützt. Seit Anfang 1897 bis Ende 1906 hat die Gesellschaft insgesamt an 19744 Bibliotheken 540573 Bände unentgeltlich abgegeben. Die für diesen Zweck in demselben Zeitraum aufgewandten Barmittel belaufen sich auf über 485000 Mk. Dazu kommen sehr erhebliche Bücherschenkungen, die mit zur Verwendung gelangt sind.

Seit dem Jahre 1901 hat die Gesellschaft auch 2480 Wanderbibliotheken errichtet, die über 70000 Bücher enthalten und alljährlich erneuert werden. Die Gesellschaft liefert Wanderbibliotheken im Werte von 75 Mk. bei einem Jahresbeitrage von 6 Mk., im Werte von 120 Mk. bei einem Jahresbeitrage von 10 Mk., im Werte von 150 Mk. bei einem Jahresbeitrage von 12 Mk., im Werte von 200 Mk. bei einem Jahresbeitrage von 15 Mk. Die Wanderbibliotheken eignen sich besonders für kleinere Gemeinden. Die Bücher werden aus dem etwa 2000 Nummern umfassenden Katalog der Gesellschaft von den betreffenden Gemeinden vollständig unbeschränkt ausgewählt und im nächsten Jahre bis zum 1. April an die Geschäftsstelle der Gesellschaft zurückgesandt. Diejenigen Gemeinden, die die Bibliothek fortsetzen wollen, wählen dann wiederum eine neue Kollektion aus den Katalogen der Gesellschaft aus. Das Neue dieser Wanderbibliotheken den bisherigen vereinzelt bestehenden ähnlichen Einrichtungen gegenüber besteht darin, daß jede Gemeinde völlig freie Hand in der Wahl der Bücher behält. Auch alle anderen Unterstützungen der Gesellschaft werden nicht überwiesen, sondern von den Verwaltern der Ortsbibliotheken selbst ausgewählt.

Eingehende Informationen über die Begründung von Volksbibliotheken erteilt die Kanzlei der Gesellschaft, Berlin NW., Lübecker Straße 6. An diese Stelle sind auch die Gesuche um Unterstützungen, Zusendung von Katalogen ꝛc. zu richten.

Bücherschau.

Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung. Von Anna Plothow. Verlag: Friedrich Rothbart, G. m. b. H. Leipzig.

„Doch dies frage ich dich: lebt die Frau vom Abfall des Mannes?“ (Multatuli).

Auf diese, in gewissen Kreisen noch immer neue und brennende Frage gibt uns Anna Plothow in ihrem letzten Buch eine herzerfrischende subjektiv-objektive Antwort; objektiv, indem sie der tatsächlichen Entwickelung der einzelnen Gestalten wie der durch sie geschaffenen Lebensströmung das erste und markanteste Wort leiht, subjektiv, indem sie dieser klarlinigen Zeichnung die warmtonige Färbung ihrer frischen Freude, ihrer verehrungsvollen Bewunderung gibt!

Und diese persönliche Hingabe, diese Liebe zur Sache, scheint mir, gibt dieser Schrift eben ihren besonderen Reiz, läßt die Lektüre von der ersten bis zur letzten Zeile mit der gleichen Spannung verfolgen, die beinahe einem Bedauern Platz macht, wenn der Schluß erreicht ist. Mühelos wie das Lesen, will uns zuerst erscheinen, müsse auch das Verfassen des Buches gewesen sein, so flüssig, so leicht, so eindringlich prägt sich uns das geschriebene, das beigegebene bildliche Portrait ein! Aber bei dem Nachdenken und Nachfreuen zwischen den einzelnen Abschnitten und schließlich an der Grenze des letzten Kapitels fühlt man deutlich: das eben ist die Kunst der Verfasserin, daß die einzelnen Glieder dieser harmonischen Kette so sorgsam, so in aller Stille zusammengefügt sind, daß keine dem Blick sichtbare Spur des Zusammenfügens Auge und Ohr bei dem eigenen Eindringen und Bewundern stört. — Wenn selbst der Lesende nicht allein diese Wahrheit finden sollte, so würde ein Blick in den „Nachweis der benutzten Literatur“ genügen, um zu belehren, mit welch' liebe- und mühevoller Arbeit Anna Plothow in ein umfangreiches Material eingedrungen ist, um daraus ein einheitliches, klar begrenztes, lichtvoll gerahmtes Bild zu schaffen, ein Bild, sich daran zu freuen, zugleich ein Vorbild, dem nachzueifern Pflicht erscheint. Klar und plastisch steht jede Einzel-Darstellung vor uns und doch in engem, notwendigem Entwickelungs-Zusammenhang mit jeder vorhergehenden und nachfolgenden Erscheinung. — Von der Pionierin der Frauenarbeit für die Befreiung ihres Geschlechts, Louise Otto-Peters, an bis zu einer der höchst stehenden weiblichen Persönlichkeiten der Gegenwart, Helene Lange, entsteht vor unserem geistigen Auge eine Reihe von Frauengestalten, die das Herz schneller und stolzer schlagen läßt, entrollt sich eine Summe von Arbeit, Opfermut, unerschrockener Begeisterung die uns mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllt. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, — die jeder beim Lesen die Freude selbst zu entdecken haben soll —, möchte ich nur noch erwähnen, wie überzeugend die Verfasserin nachweist, daß die Frauenbewegung nicht, wie so viele Gegner es haben möchten, von „einer Handvoll überspannter Weiber und unzufriedener alter Jungfern gemacht worden ist.“ Gerade ihre Begründerinnen danken die Ausbildung ihrer hervorragenden Gaben fast ausnahmslos einem Elternhaus, in dem schon reiches Geistesleben blühte, in dem den Töchtern eine besonders sorgfältige, die damaligen Sitten weit überragende Erziehung gewährt wurde. — Die meisten von ihnen waren später glücklich verheiratet und wurden von ihren hochstehenden, vorurteilslosen Männern in ihren Bestrebungen unterstützt und lieferten den Beweis, daß sie im höchsten Sinn Frauen und Mütter sein und zugleich tätigen Anteil an der geistigen und sozialen Arbeit ihrer Zeit nehmen konnten.

Können wir, die wir der jüngeren Generation angehören, das Wirken und Kämpfen dieser edlen Frauen für die Frauen erkennen und bewundern, ohne die heilige Pflicht zu fühlen, uns dessen wert zu zeigen, was sie für uns mit Einsetzen aller ihrer Kräfte getan haben? Unser nächster Dank aber gilt der Autorin, die uns von neuem darauf hingewiesen, die uns mit ihrem übersichtlichen und fesselnden Buch solch eine liebe Gabe geschenkt hat.

Louise Leser.

* * *

Der moderne Jesuskultus. Von W. von Schnehen, Freiburg. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1906. Neuer Frankfurter Verlag.

Eine grimmige, aber wohlverdiente Abrechnung mit den freiprotestantischen, liberalisierenden Jesuanern, den Anhängern Ritschls und Harnacks. Die heute übliche, romantische Verehrung des „Menschen“ Jesus, die von Herder angebahnt, von Schleiermacher dann in bestimmte theologische Formeln gekleidet, und von Ritschl endlich auf ihren Höhepunkt geführt, seither in Hunderten von Lesarten variiert, in Tausenden von Büchern verbreitet und von allen „kritischen“ Kathedern, wie von allen „freien“ Kanzeln verbreitet wird, wird als nicht christlich, nicht evangelisch, ja geradezu irreligiös erwiesen. Der mit großer Sachkenntnis, mit Ernst und ruhiger Ueberlegenheit geschriebenen Schrift ist weiteste Verbreitung zu wünschen, um die unendliche Unklarheit in den noch christlichen Kreisen ein wenig zu zerstreuen. —nx—

* * *

1. **René Descartes'** philosophische Werke. Erste Abteilung (Fortsetzung) I. Regeln zur Leitung des Geistes. II. Die Erforschung der Wahrheit durch das natürliche Licht. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. Artur Buchenau. Band 26a der „Philosophischen“ Bibliothek bei Dürr, 1906.
2. **Herders Philosophie.** Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen deutschen Bildung. Herausgegeben von Horst Stephan. Band 112 derselben Bibliothek 1906.
3. **Lessing als Philosoph.** Von Chr. Schrempf. Frommanns Klassiker der Philosophie XIX. Stuttgart 1906.

Nr. 1 ist nur ein Halbband einer neuen vierbändigen deutschen Ausgabe der Hauptschriften des großen französischen Denkers. Diese Ausgabe bietet vornehmlich die vier Hauptwerke. Die vorliegende 2. Abteilung von Band I bietet zwei interessante Nebenarbeiten. Der Uebersetzer bestimmt in einer tüchtigen Vorrede (S. 6–18) Bedeutung und Abfassungszeit der beiden Schriftchen und gibt am Schlusse (S. 147–149) einige erläuternde Anmerkungen. Für eine Beschäftigung mit Descartes ist außer der nach der Leistung v. Kirchmanns hochnötigen Neuübersetzung der vier Hauptschriften auch dieser Halbband eine willkommene Gabe.

Nr. 2 bietet eine treffliche Auswahl des Bedeutendsten aus den philosophischen Schriften Herders teils unverkürzt, teils mit Kürzungen, wo dann in den Anmerkungen die ausgelassenen Partien ihrem Umfange und wesentlichen Inhalte nach kurz bezeichnet werden. Eine Einleitung orientiert kurz über die Bedeutung der Philosophie Herders, gibt eine kurze, aber treffliche Skizze seines Lebens und seiner philosophischen Entwicklung und orientiert in einem besonderen Abschnitt vortrefflich über sein Verhältnis zu Kant. Hier wird auch das Notwendigste über die beiden Streitschriften gegen Kant aus Herders letzten Lebensjahren beigebracht, die im übrigen von dieser Auswahl ausgeschlossen sind. Bei der einzigartigen Bedeutung der Kantischen Philosophie wäre es wünschenswert, wenn der Verfasser diesen merkwürdigen aber unrühmlichen Angriff Herders mehr ins Einzelne gehend dargestellt hätte. Freilich ging sein Absehen mehr nach der positiven Seite, das dauernd Wertvolle hervortreten zu lassen.

In Nr. 3 hätte eigentlich nach der Stelle, an der das Buch erscheint, eben als ein Band der Frommannschen Serie, die schwierige Aufgabe einer objektiven Darstellung des Verhältnisses Lessings zur Philosophie gelöst werden müssen. Es hätte gezeigt werden müssen, in welchem Maße und welcher Richtung Lessing durch die Zeitphilosophie beeinflußt worden ist und welche Stellung er in seinem eigenen Denken zu den philosophischen Richtungen der Zeit einnimmt. Der Verfasser unserer Schrift, der bekannte gemaßregelte württembergische Theologe Schrempf, hat nun ein sehr persönliches Verhältnis zum Denker Lessing, aber dies Verhältnis ist wieder so individuell gestaltet, daß er seinen Helden unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel auffassen mußte und daß eine so kühl objektive Darstellung ihm nicht einmal als Aufgabe in den Sinn kommen konnte. Wir erhalten eher ein Bild von Lessing als Theologen, denn als Philosophen. Dazu kommt noch, daß die Gedankenentwicklung des Verfassers etwas Tüftelndes hat und sein Ausdruck nicht immer treffend und lichtvoll ist. Auch verliert er sich bei den doch minder bedeutenden Jugendarbeiten Lessings zu sehr in Einzelheiten, statt in plastischen Linien das Hauptsächlichste hervortreten zu lassen. Dagegen erscheint der Streit mit Götze, in dem der Verfasser mit Lessings Haltung nicht recht zufrieden ist und selbst der Nathan nur in matten Umrissen, und bei der Besprechung der Erziehung des Menschengeschlechts wird zu viel vorausgesetzt. Von hohem Interesse ist die Art, wie der Verfasser hinter dem exoterischen Lessing einen esoterischen durchblicken läßt, aber es hätte doch zunächst der exoterische als eine besondere Phase im Entwicklungsgange der theologischen Aufklärung der Zeit historisch gekennzeichnet werden müssen, und wenn der Verfasser Lessing auf dem Höhepunkte seines Lebens als „Vorkämpfer der intellektuellen Redlichkeit“ hinstellen will, so stimmt das doch nicht zu der von Lessing — aus sehr berechtigten inneren Gründen — geübten vorsichtigen Zurückhaltung. Auch als Produzent der „richtigen philosophischen Stimmung“ kann Lessing aus dem gleichen Grunde kaum gefeiert werden. — Auch in der mit der Hauptmasse nur lose zusammenhängenden Darstellung Lessings als Aesthetiker (S. 72–119) ist teilweise minder Wichtiges zu detailliert behandelt, teilweise Bedeutsames, wie die moralische Deutung der tragischen Katharsis, nicht mit dem wünschenswerten Nachdruck ins richtige Licht gestellt.

A. Döring.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Sonntag, den 7. April, abends 7 Uhr, im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Berlin S. O., Engelufer 15. Volksunterhaltungsabend: Rezitation des Herrn Wolfgang Quincke, **Soziale Dichtungen:** „Das Göttliche" (Goethe). „Der streitige Groschen", eine Fabel (Schefer). „Weihnachtsabend" (Storm). „Die Näherin" (Anzengruber). „Das Lied vom Hemde" (Hood, Freiligrath). „Nach dem Streik" (Adler). „Glaubensbekenntnis" (Vischer). „Trotz alledem" (Burns, Freiligrath). Pause. „Das Lanzmädel", ein Brettlsang (von Wolzogen). „Ein neues Lied von den Webern" (Schultz). „Der Dampf" (Friedrichs). „Die Armenhausuhr", eine Allegorie (Hood, Freiligrath). „Der Eisenbahnzug", eine Allegorie (von Saar). „Das neue Jahrhundert", „Ja, es ist ein mächt'ges Tagen (Graf von Schack). Beati possidentes (von Saar). Eintritt 20 Pf (Garderobe 10 Pf.) Programmkarten am Abend im Gewerkschaftshaus, Leihalle, C. Münzstr. 11, Unter den Linden 16, III, Verlag für eth. Kultur, SW. Wilhelmstraße 121 und Verkaufsstellen des Berliner Konsum-Vereins.

Mittwoch, den 10. April, abends 8½ Uhr, im Saal 109 des städt. Rathauses: Vortrag von Herrn Dr. Immanuel Lewy: „Die Versittlichung unseres Gefühlslebens". Besprechung. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Montag, den 22. April, 8½ Uhr (Bürgersaal des städt. Rathauses.) Redner und Thema noch zu bestimmen.

Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 des städt. Rathauses.) Frau H. v. Willemoes: „Der Sinn des Leides." Diskussion. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren können, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.
Die Redaktion.

Gesetz und Recht. Volkstümliche Zeitschrift für Rechtskunde. Herausgegeben von Bernh. von Kamptz, Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin. 8. Jahr, Heft 1. Monatlich 2 Hefte à 30 Pf. Vierteljährlich 1,50 Mk. Breslau. Verlag von Alfred Langewort.

Aufwärts aus eigner Kraft. Das Buch vom neuen Adel in neuer Gestalt (2. Auflage) von Paul von Gizycki. Berlin. 1907. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. In Leinenband 5 Mk.

Monismus und Christentum. Von Heinrich Schmidt (Jena). Heft 2 der Flugschriften des Deutschen Monistenbundes. Brackwede i. W. 1906. Verlag von Dr. W. Breitenbach. 0,60 Mk.

Führer durch die Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften; zugleich ein Ratgeber für Lehrer und Schulbeamte bei der Einrichtung von Bibliotheken. Herausgegeben von H. Scherer, Schulrat in Büdingen (Oberhessen). 1. Heft: Religionswissenschaft (1,40 Mk., gebd. 1,80 Mk. 2. Heft: Religions- und Moralunterricht. 1,80 Mk., gebd. 2,20 Mk.

Herder-Worte (Herder unser geistiger Zeitgenosse). Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Achim von Winterfeld. Band I von Dietrich's Auswahl-Bibliothek. Leipzig. Felix Dietrich. 1,25 Mk.

Heinrich Heine. Ausgewählt aus seinen prosaischen und poetischen Schriften von Achim von Winterfeld. Band II von Dietrich's Auswahl-Bibliothek. Leipzig. Felix Dietrich 2,00 Mk.

Shakespeare. Eine kritische Studie von Leo N. Tolstoi. Hannover. 1906. Adolf Sponholtz Verlag. Geheftet 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Der Mensch der Urzeit. Von Heinrich Driesmans. 1.–15. Tausend. Stuttgart. 1907. Verlag von Strecker und Schröder. Geh. 2 Mk., gebd. 2,80 Mk.

Die Weisheit des Ostens. I. Die Lehren des Zoroaster und die Philosophie der Parsen-Religion von S. A. Kapadia. II. Das Erwachen der Seele. Nach dem Arabischen des Ibn Tufail. III. Japans Frauen und Frauenmoral. Von Shingoro Takaishi. Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. Rostock 1907. C. J. E. Volkmann (Volkmann & Wette). Bd. I 2 Mk., Bd. II/III je 1,50 Mk.

Mittgart. Ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse. Von Dr. Willibald Hentschel. 2 Auflage. Leipzig 1906. Hammer-Verlag von Theod. Fritsch.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10–12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. April 1907.	Nr. 8.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

An das Präsidium der Duma.*)

Macht ein Ende mit dem Elend und den Illusionen der Gewalttaten!

Dieser Ruf ergeht immer dringender und einmütiger von der ganzen zivilisierten Welt an die Brüder in Rußland, und nicht bloß an die Regierenden, sondern an das ganze Volk.

Freiheit und Leben der Bürger sollen nicht länger dem Mißtrauen und der Willkür der Regierenden preisgegeben sein, aber auch das Töten und Berauben, das als Gegenwirkung gegen die furchtbare Schärfe jener von oben angeordneten oder zugelassenen Gewaltmaßregeln in allen Lebenskreisen gewütet hat, es soll und muß endlich aufhören, und es darf nicht länger irgend welche Beschönigung von seiten freigesinnter Menschen finden.

Der vorliegende Appell von seiten des internationalen Bundes für sittliche Kultur soll keine pharisäische Moralpredigt sein, sondern nur ein Ausdruck der Sorge um die allgemeine Not und Verwirrung, welche allen Kulturvölkern durch das Beispiel solcher Zustände droht.

Das wachsende Raffinement der nationalen militärischen Organisationen hatte in Regierungskreisen das Machtgefühl gegenüber den Volksmassen, die nach gesicherterem Wohlstande, nach höherer Freiheit und Gerechtigkeit verlangen, so sehr gesteigert, daß die Regierenden glaubten, mit Pulver und Blei auch den mächtigsten Ansturm der Massen überall bemeistern zu können.

Die Verzweiflung Vieler gab aber, zum ersten Male in der Geschichte, schließlich auch dem emporringenden Volke gewaltige Zerstörungsmittel in die Hand, sodaß die furchtbare Selbsttäuschung der Regierenden, mit der Kanone als letzter Auskunft in alle Zukunft hinein das Gemeinschaftsleben beherrschen zu können, mit jedem Tage hinfälliger wird.

Der schnöde Kampf der Gewalt mit der Gewalt scheint aber Vielen jenseits aller Moral zu liegen, wie ein unabwendbarer Vorgang der Weltentwicklung. Und doch ist es überall, wo es sich nicht um unmittelbare Notwehr des Einzelnen handelt, höchste Menschenpflicht und Weisheit, auch den Kampf mit der Gewalt nicht mit den, die Grundlagen der eigenen Moral zerrüttenden Mitteln der Gewalttat zu führen, sondern mit der viel höheren und wirksameren ethischen Energie planvoller Selbstbeherrschung und weitblickender Intelligenz. Gibt es doch nur **eine und dieselbe** Moral für die Vorgänge des engsten wie des umfassendsten Gemeinschaftslebens.

Nur der Sieg, der mit friedlichen Waffen erzielt ist, läuft nicht Gefahr, sich als eine Niederlage, als der Tod des eigenen Ideals, zu enthüllen.

In einer vergangenen, ebenso ergreifenden Epoche der geschichtlichen Entwicklung wurden die **Menschenrechte** verkündet. Jetzt wird es gegenüber dem **allseitig** gesteigerten Verlangen nach Rechten, von Wichtigkeit sein, auch auf die gleichzeitig erhöhten **Menschenpflichten** der Gegenseitigkeit und der Fürsorge im sittlichen und im wirtschaftlichen Gemeinschaftsleben mit demselben Ernste hinzuweisen.

Möge es der Duma, auf welche jetzt die Blicke der ganzen, nach höherem Einklange dürstenden Menschheit gerichtet sind, gelingen, durch die Proklamierung dieser Grundsätze, mitten in den dortigen großen sozialen und politischen Schwierigkeiten, ihrem eigenen Vaterlande und uns Allen die höchsten Wohltaten zu erweisen.

Dem Kultus der Gewalttat Oben und Unten muß Halt! zugerufen werden.

*) Dieser vom Vorstand der International Union of Ethical Societies unterzeichnete Aufruf wurde soeben in russischer, französischer, englischer und deutscher Sprache gleichzeitig an das Präsidium der Duma, an das Präsidium des russischen Reichsrats, an den Minister Stolypin und an die große Presse der verschiedenen Länder versandt.

Arbeit als Selbstbeglückung.

Von Joseph Aug. Lux.

Es gibt keine Art von guter und nützlicher Arbeit, die nicht den Ausdruck menschlicher Beglücktheit trägt. Sie ist der eigentliche Sinn und der Inhalt, der in der Form sichtbar wird; jeder gut geführte Hammerschlag, jeder noch so schwerfällig bearbeitete Baustein ist von diesem Inhalt seltsam belebt. Geheimnis und Offenbarung zugleich, kostbar und wertvoll, wie wertlos und billig auch das Material

sein mochte, wo hingegen das teuerste Material nichtig ist, wenn es die Spuren jener beseelten Arbeit vermissen läßt, die Selbstbeglückung ist. Von den altgotischen Domen bis zum Gekritzel der Kinder, dem ersten stammelnden Ausdruck ihres Seeleninhaltes, im ganzen Umkreis menschlichen Wollens und Wirkens kann nichts Dauerndes hervorgebracht, kann nichts zu Erhöhung der Schönheit der Erde und der Freude der Menschen getan werden, wenn es nicht das tiefe Glück des Urhebers einschließt und Bekenntnis dieses Glückes ist.

Es geschieht zwar die meiste Arbeit, die heute getan wird, aus Zwang und Unlust; aber diese Arbeit, die so getan wird, ist ganz bestimmt unersprießlich und bliebe besser ungetan; sie ist schädlich, nicht weil sie nochmal getan und verbessert werden muß, sondern weil sie eine unmeßbare Summe von vergeudeter Kraft und verlorenem Glück darstellt, davon das Antlitz der Welt die Züge der Trauer und häßlicher Entstellung trägt.

Indem viele gezwungen sind zu tun, was sie nicht können oder nicht wollen, und andere verhindert werden, ihre Anlagen zu dem zu entwickeln, was sie können und wollen, entsteht das große Mißverhältnis zwischen Pflichten und Neigungen, zwischen Beruf und Anlage, Arbeit und Befriedigung, und aus dieser Entfremdung entsteht das Zerrbild einer Kultur, die überall zu Hause ist, nur nicht bei sich. Einen tödlichen Haß wirft das volkstümliche Sprichwort auf jenen großen Unbekannten, der angeblich die „Arbeit“ erfunden haben soll. Es ist das Zeichen unserer Zeit, daß die ungeheure Arbeit, die gerade heutzutage getan wird, mit Haß und nicht mit Liebe getan wird. Es ist aber aus derselben Ursache zu erklären, daß die ungeheure nationale Arbeit dem Einzelnen wenig oder gar nicht zu gute kommt, daß sie nur für wenige einen Segen, für viele, für die Meisten sogar, einen Fluch bedeutet, und daß die deutsche Erde, die volkreichsten deutschen Städte nicht im entferntesten die Anzeichen jener tiefen Beglücktheit und Schönheit offenbaren, wie die kleinen mittelalterlichen Städtekulturen, sondern vielmehr die Wundmale einer tiefwurzelnden Verrohung und Verheerung tragen.

Nicht weniger Zeichen der Zeit sind die zahlreichen Systeme und Besserungsvorschläge, die auf allen Gebieten, in der Schule, im Wirtschaftsleben, in der Kunst, im sozialen Denken, das Höchste versprechen und kaum das Geringste erfüllen.

Die Schule, die Volkswirtschaft, die Kunst, der Staat, alle Teile arbeiten für sich. Sie haben jedes ihr eigenes System, ihr eigenes Ideal, aber kein gemeinsames Ziel und kein gemeinsames Fortschreiten. Alle Hoffnungen sind auf die Schule gesetzt, die ihrerseits ihre Hoffnungen auf die Kunst setzt. Künstlerische Bildung ist ja eines der Erlösungsworte, die Hohes versprechen. Aber im Staats- und Wirtschaftsleben herrschen noch wesentlich andere Anschauungen vor, die dem künstlerischen Gedanken grundsätzlich entgegengesetzt sind. Die Kunst will Persönlichkeit, der Staat will das Schema. Das Wirtschaftsleben nützt Schwächen aus. Und die Schule? Sie soll das Unmögliche leisten und allen das ihrige geben. Und hätte viel Wichtigeres eigentlich zu tun. Es ist ein wahres Glück, daß alle Arten von Systemen nur Erscheinungen an der Oberfläche sind, wie Wellenkreise auf einem Wasserspiegel, während aus der Tiefe das Gesetz der Natur in ewiger Unabhängigkeit wirkt. Die besten Systeme werden zu Schanden an schlechten Erziehern, und die schlechtesten Systeme haben guten Erziehern nichts anhaben können. Wenn die rechten Menschen an den rechten Platz gekommen sind, dann haben sie mit ihren Händen alles in Gold verwandelt. Ich meine, daß es im Grunde unserer verkehrten Dinge doch etwas gibt, wie eine „Volkswirtschaft des Talents“, die allerdings noch nicht von Menschen erkannt, sondern von der Natur selbst geübt wird. Wenn Talente gute Leistungen hervorgebracht haben, dann haben sie in Uebereinstimmung mit sich selbst gelebt. Ich meine auch, daß in jeder menschlichen Natur irgend ein Talent steckt, das nicht verloren gehen dürfte und das mitbauen könnte, die Weltherrlichkeit zu vollenden. Wenn aber das Talent mit sich selbst in Uebereinstimmung schafft, wird es sein Bestes leisten und diese Arbeit wird keine andere, tiefere und natürlichere Triebfeder haben als die Selbstbeglückung.

Das sinnlose Chaos, die qualvolle Unruhe, das ängstliche Suchen empfängt durch diesen Gedanken Ordnung, Ruhe und Hoffnung. Würde diese einfache Erkenntnis von der Arbeit als Selbstbeglückung plötzlich wie durch einen göttlichen Machtspruch zur Grundlage aller unserer menschlichen Einrichtungen gemacht, so müßte im gesamten Staats- und Wirtschaftsleben eine wunderbare Umwandlung eintreten. Was feindlich getrennt schien, würde in Harmonie leben; die Gedanken der Kunst würden im Staat, in der Volkswirtschaft, in der Schule Ergänzung und Erfüllung finden; Pflicht und Neigung, Beruf und Anlage, Arbeit und Glück würden verschmelzen; alle Arbeit, die geschieht, würde nicht der Ausdruck des Zwanges und d r Unlust, sondern der Freude und des inneren Dranges sein und das Antlitz der Erde würde die Schönheit all dieser Seelenbekenntnisse durch die tausendfachen Materialien hindurch ausstrahlen, den Glanz und die Wärme wohlangewendeter Kraft und erlebten Glückes; eine ungeheure Steigerung der Lebensgüter würde eintreten müssen, wenn die wertbildenden Quellen des Talents infolge dieses inneren Erlebens weit offen und ergiebig wären, die doch in den heutigen Umständen verschüttet und spärlich sind. Das Gebilde des nationalen Lebens würde, auf dieser natürlichen Grundlage entwickelt, allerdings eine wesentlich andere Struktur zeigen, als es heute sein kann.

Ich spreche davon als von einer Notwendigkeit, wenn ich auch einsehe, daß eine solche Verwirklichung nicht möglich ist. Denn es gibt eine übermächtige Mehrheit, die beweisen wird, daß durch eine solche „Volkswirtschaft des Talents“ die Bäume alsbald in den Himmel wachsen werden. Ich meine aber, daß dafür schon gesorgt ist. Der Wald hat nicht lauter hohe Bäume, er hat Sträucher, Gräser und Moose. Aber das unscheinbarste Moos ist in sich vollendet, eine fertige Bildung, ein Talent in abgeschlossener Entfaltung, eine Arbeit, die sich selbst beglückt, ein Ergebnis der Oekonomie in der Natur. Die „Volkswirtschaft des Talentes“ soll aber nichts anderes sein, als eine solche Oekonomie der Natur, die alles zum Vollenden bringt, im Kleinen, wie im Großen, während in unserer Lebensordnung Pilze baumhoch gedeihen und Bäume oftmals in der gewöhnlichen Niedrigkeit der Pilze hingehalten sind.

Ich spreche von der einfachen Tatsache, daß trotz aller Hemmungen nur die Arbeit Bestand hat, die jenen Inhalt besitzt, um zu sagen, wie wenig, ungeachtet aller furchtbaren Anstrengungen und Kraftvergeudung, für die Kultur wirklich geleistet werden kann, wenn nicht der Kompaß aller Tätigkeit auf das Glück jedes einzelnen gestellt wird. Nur dieses kann das gemeinsame Ziel des Staates, der Volkswirtschaft, der Kunst und der Schule sein, nur dieser Gedanke müßte im Herzen des großen Volksorganismus und der ganzen Volksarbeit sitzen und die genannten vier Interessensphären durchleuchten, wenn es ein gemeinsames Gedeihen werden soll. In der Tat stehen sie ja immer in gewisser Wechselwirkung, hemmend oder fördernd. Was die Hemmungen zeitweilig aufheben oder zu mindern vermocht haben, war das Beispiel der Kunst, die die selbstbeglückende Arbeit des Talentes hintangesetzt hat und heute wieder stärker ihren Anteil am Leben verlangt als früher. Wie sollen sich aber die übrigen großen Machtsphären, das Staats- und Wirtschaftsleben und die Schule mit dieser Botschaft in Einklang setzen? Diese Frage ist sicherlich die allerlächerlichste für den, der von dem eigentlichen Sinn der Arbeit überzeugt ist. Alle Güter, die dem Wirtschaftsleben zugeführt werden

und die dem Staate Obsorge auferlegen, sind das Erzeugnis schöpferischer Menschen, die keinen anderen Sinn der Arbeit kannten. Alle guten sichtbaren Formen und alle Ideen, die als Lebenswerte gelten, um deretwillen gehandelt, gereist, gebaut, gekämpft, gelitten, Recht und Unrecht gesprochen wird, sind ihrer Herkunft nach Erfindungen, Leistungen des Talents, künstlerische Arbeit, Ursprungswerte. Handel und Industrie leben davon, daß es solche Originalwerte gibt, daß sie fortwährend neu erzeugt werden, daß jede Art von Talent fruchtbar werde. Aber Handel und Industrie sind heute noch sehr weit davon entfernt, den einzigen, auf die Dauer möglichen Erfolg in der Qualität der Leistung zu suchen und eine andere Art von Produktion zu fördern, als durch den Grundsatz von „billig und schlecht“ möglich ist. Die solcherart hervorgebrachten Scheinwerte, die Verschwendung menschlicher Arbeit auf Dinge, die nicht menschliches Glück, sondern in der Regel menschliches Elend ausdrücken und auf die Dauer keine Freude am Besitz wachhalten können, haben erkennen lassen, wo der Segen der Arbeit zu suchen ist. In dem Maße, als die Scheinwerte, die uns umgeben, entlarvt werden, wird das Verlangen nach jenen menschlichen Werten steigen, die in jeder beseelten Arbeit verkörpert ist. Es bleibt kein anderes Ziel als jenes, das die gotischen Steinarbeiten an den mittelalterlichen Domen, die japanischen Handwerker in dem Tausenderlei ihrer wunderbar feinen künstlerischen Alltagskultur, die bäuerischen Hausfrauen an den bewunderungswürdigen Stickereien ihrer alten Sonntagstracht sichtbar gemacht haben, die Liebe und Ehrfurcht in den Dingen zu verkörpern, durch die diese Dinge schön und edel werden und fortwirken mit der Kraft eines lebendigen Wertes. Alle kunstgeschichtlichen und gelehrtenhaften Untersuchungen über das Geheimnis der fortzeugenden und erhebenden Wirkung dieser Dinge, die nicht nachgeahmt werden können, ohne daß die Nachahmungen diese edle Kraft verlieren, werden die Tiefe nicht ergründen, weil weder Kunstgeschichte noch irgend ein Grad von Gelehrsamkeit das Gefühl ergründen, das mit ein paar Worten angedeutet werden kann: alles ist gut, was Qualität hat. Aber Qualität werden nur jene Sachen haben, die das Glück des Erzeugers in ihrem Antlitz spiegeln. Das Antlitz solcher Dinge leuchtet mit unverminderter Seelenkraft durch Jahrhunderte und veraltet nie. Es verkündet immer wieder: hier ist Kultur.

Warum sollte nicht ein solches Leuchten von der Arbeit unserer Zeit ausgehen? Der Kaufmann, der seine Speicher mit solchen leuchtenden Dingen füllt, hat sein Vermögen in unverlierbaren Werten angelegt. Der Fabriksort, an dessen Eingang diese Verkündigung zu lesen ist, wird ein Ort der Schönheit, der Kraft und Entfaltung sein, während die Fabriksorte gemeiniglich Orte der nichtsnutzigen Ausbeutung und Verschwendung kostbarer Volkskräfte sind. Die Erkenntnis kann nicht ausbleiben, daß eine solche Arbeitsweise der Abgrund für die Menschlichkeit ist. Für den Handel und das Gewerbe stehen wirtschaftliche Erfolge oder Mißerfolge auf dem Spiele, für den Staat aber Bestand und Zukunft. Für ihn ist es am wenigsten gleichgiltig, ob sich die Kraft des Volkes nutzlos aufreibt, um einige mächtige Geldreservoirs zu füllen, oder ob die Volkskraft für die Kultur nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen fruchtbar wird und die edle Menschlichkeit im Wachsen begriffen ist. Es liegt in seiner Macht, die Entfaltung der wertbildenden Talente zu fördern und Ansehen und Rang von der inneren Qualität der Persönlichkeit abhängig zu machen. Die äußere Machtstellung ist immer nur von Dauer, wenn sie nicht bloß repräsentative Erscheinungen, nicht Manövrierkünste und Diplomatenschlauheit gegründet, sondern der Ausdruck innerer volkstümlicher Kraft und Zuversicht ist. Der Staat ist mächtig, wenn der Bürger, der Arbeiter frei und glücklich ist. Er wird frei und glücklich sein, wenn nicht Vorrechte, Titel, Dokumente und sonstige verbriefte Unrechte entscheiden, sondern allein der Wert des Persönlichen, gemessen an dem Können, an der geleisteten Arbeit. Der Ehrgeiz, der sich in dieser Richtung bewegt, wird nichts Ungesundes erzeugen können. Der Geringste, der im glücklichen Bewußtsein lebt, sein Bestes getan zu haben, wird stolz neben dem Großen sein können und nicht das drückende Gefühl der Armut haben können, weil das anscheinend Geringe, gut getan, mit zum Wichtigsten gehört. Es kann in diesem Sinne gar nichts Unwichtiges geben, so wenig, wie es die beleidigenden Gegensätze von Arm zu Reich geben kann, wenn die Arbeit im Glanze der Selbstbeglückung getan wird. Vor dieser Erkenntnis steht heute vor allem die Schule. Ihr Ziel ist nicht, für Prüfungen und Zeugnisse, für Schulmethoden und Systeme fähig zu machen, sondern ihr Ziel ist, Fähigkeiten fürs Leben zu entwickeln, den Geist einer Arbeit zu erziehen, die glücklich machen soll. Sie hat die Mittel und Wege erkannt und hat nun auch Forderungen an jene Kreise, die außerhalb der Schule stehen. Der Staat verlangt zwar, daß die Schule sich nach seinen Zielen richte, und er schreibt ihr in der Regel Systeme vor. Er weiß genau, warum er die Hand auf die Schule legt. Aber auch hier ereignet sich das seltsame Spiel, daß die Systeme, nach denen man bequeme Staatsbürger erzieht, jenen Wellenkreisen auf dem Wasserspiegel vergleichbar, nur an der Oberfläche schwingen, während aus der Tiefe das Gesetz der Natur wirkt.

Diesen Gesetzen zufolge wird sich der Staat und die anderen Machtsphären nach den Zielen der Schule und der Kunst richten müssen, die die schlummernden Kräfte der Seele zum Erwachen und zum beglückenden Schaffen bringen. Die Sache ist so groß, wie das Wirken der Natur, davon das menschliche Schaffen ein Teil ist, und darum ist sie glücklicherweise in kein System zu bringen. Das System setzt immer erst dann ein, wenn die natürliche Triebkraft tot ist. Aber den Blick aufs Ganze müssen sich alle offen halten, die am Werke sind. Die Kraft, die das Kleinste mit der Inbrunst des Schöpfers verrichtet, ist ein Teil jener Urkraft, die das Paradies schuf und die ganze Welt wie ein Blumenpfand dem lachenden Himmel bot als Offenbarung des Schöpferglückes. Es ist das gemeinschaftliche Maß, das Kleinstes mit dem Größten verbindet und jede Ueberschwenglichkeit rechtfertigt. Es führt auf den Gipfel der Träume und Hoffnungen, aber es leitet sicher zurück in die niedrige Erdfurche und in die engste Kammer, wo die alltägliche Arbeit mit jener Liebe geschieht, daß sie das Glück des Arbeiters ausstrahle. Das Wichtigste besteht darin, daß Arbeit als Selbstbeglückung im Kleinen und Kleinsten geschehe, dann wird das Ganze schon für sich selber sorgen. Die Pflege des Kulturgedankens muß an den Wurzeln einsetzen.

Der harmlose Antisemitismus.

Von Dr. Marta Ratch.

Nicht von dem Barbaren-Antisemitismus soll hier die Rede sein, der Pogrome organisiert, martert, verstümmelt und tötet: Westeuropa scheint über diese Form des Menschenhasses hinaus zu sein. Auch nicht vom Staatsantisemitismus werde ich reden, wenn auch die kulturtragenden Nationen über ihn noch lange nicht hinaus sind: es ist derjenige, der den Juden eine papierne Gleichberechtigung gibt, in Wirklichkeit aber sie von der Armee, von der höheren Verwaltung u. s. w. ausschließt.

Gegen jene barbarische und diese zivilisierte Form des Antisemitismus wird viel in Rede und Schrift protestiert, weniger dagegen gegen eine Form des Antisemitismus, die ich die salonmäßige nennen möchte. Diese Unsitte gilt für eine harmlose. In der Tat: der salonfähige Antisemitismus ist nicht lebensgefährlich, er beeinträchtigt auch nicht unmittelbar die berufliche Laufbahn, er kränkt „nur“ moralisch, er ist „harmlos“. . .

Aber er ist überall; es gibt kein Entrinnen vor ihm. Er sitzt an der table d' hôte im Hôtel, am bescheidenen Mittagstisch der Pension, er haust in der Stadt und auf dem Lande, er geht auf Reisen, er findet die Opfer seiner Mitteilsamkeit im Eisenbahncoupé, auf dem Dampfschiff, auf der Bergtour, im Gesellschaftszimmer; er ist allgegenwärtig — es gibt kein Entrinnen vor ihm.

Er erfüllt diejenigen, die vor ihm sich nicht retten können, mit Menschenverachtung, mit Bitterkeit und Trauer. Er treibt in die Einsamkeit. . . .

Herr Reichstagsabgeordneter N. unterhält sich gewöhnlich am Pensionstisch wenig, sitzt vielmehr würdig, still und in sich gekehrt da. Eines Tages aber wird er durch eine unterhaltende Frage seiner Tischnachbarin: „Waren Sie schon bei Wertheim?“ in Aufregung gebracht und schmettert voll Indignation in die Luft: „Ich werde doch nicht bei Juden kaufen!“. . . .

Ein tapferer Afrikakrieger unterhält, in die Heimat zurückgekehrt, espritvoll eine Salongesellschaft . . . über die Juden: dieses Volk scheint ihm die einzig wahre Bestimmung darin zu haben, durch Varietékünstler nachgeahmt, ihn und seinesgleichen fidel zu stimmen.

Auf die Bemerkung einer taktvollen Dame, die einer anwesenden Jüdin gegenüber die Situation retten will: „Karrikiert können ja alle werden, auch die Herren Offiziere,“ erwidert der junge Herr mit sichtbarer Entrüstung:

„Aber erlauben Sie, mein Fräulein!“ Wäre sie ein Mann, er hätte sie gefordert. . . .

Herrliche Alpenlandschaft. Ein stiller Winkel, weil abgelegen von dem Fremdenverkehrsstrom. Der Lärm des Kampfes ums Dasein und der vergnügungslustigen Menge bringt nicht da hinauf, wo nur die Glocken der friedlichen Herden ertönen und das Abendgebet des alten Hirten den Segen Gottes auf die Alpen herniederruft.

Zwei Menschen gehen den Weg hinauf. Es begegnet ihnen ein kleiner Trupp Wanderer. Man geht zusammen — alles zufällig Menschen aus derselben Stadt. Das Gespräch kommt auf das Theater. Ein Oberlehrer hat viel an seiner Leitung auszusetzen: „Ein miserabler Direktor! Kurzgefagt: ein Jude“. . .

Der Leser zuckt vielleicht die Achseln: „Ueber solche Kleinigkeiten geht man doch hinweg und soll sich nicht etwa beleidigt fühlen, auch wenn man Jude ist.“

Ich meine aber vielmehr: dies **soll** als eine Beleidigung empfunden werden, es **soll** dagegen protestiert werden.

Es ist ein Kapitel aus der „Lebens- und Umgangs-Kultur,“ sowohl was die Beleidiger als auch die Beleidigten anbetrifft.

Manchen von den letzteren möchte ich zurufen: „Werde sensibler! Kämpfe um Dein Recht auf Achtung! Der salonmäßige Antisemitismus ist eine Beleidigung für Dich. Du darfst ihn nicht schweigend herunterschlucken. Du sollst ihn nicht schweigend herunterschlucken, Du sollst in jedem einzelnen Falle die Beleidigung Deines Stolzes in Deiner Gegenwart Dir verbieten. Wie Dein Ehrgefühl eine nichtachtende Behandlung Deiner selbst nicht zulassen wird, ebenso wenig oder noch weniger darf es die nichtachtenden Aeußerungen über Dein Volk dulden.“

Und die Beleidiger? Ihr Name ist Legion. Ihr Antisemitismus ist etwas primäres, etwas herdenmäßiges. Er ist vor jeder Erfahrung und Reflexion da; er ist die immer bereite Prämisse einer Schlußfolgerung. Seine geselligen Kundgebungen werden zum festen Habitus — eine schlechte unmoralische Gewohnheit.

Im Laufe der Konversation bietet sich merkwürdigerweise fast immer eine günstige Gelegenheit, um seinen Witz und die Portion antisozialer Gefühle an den Juden auszulassen: ein bequemes Objekt für billige Witze und ein traditionsgeheiligter Entladungskanal für „harmlose“ Gefühle der Mißgunst, der Intoleranz und des Neides.

Vielleicht sind manche von den harmlosen Antisemiten sonst um die ethische Kultur besorgt.

Ein Selbstbesinnen auf die ethischen Werte, ein individuelleres Fühlen und Denken, das die in-Bausch-und-Bogen-Urteile und autonom unkontrollierte Bewertung verabscheut, würde den salonmäßigen Antisemitismus in seinen lauten, unvornehmen Kundgebungen eindämmen können.

Also handelt es sich bloß um die Form, um den Ausdruck?

Ja, wir haben ja das Problem nur von dieser seiner Seite aufgefaßt.

Die Form ist wenig und ist viel. Wir lernen und lehren Höflichkeit im Umgang. Die Höflichkeit ist schön, wenn sie der Ausdruck eines freundlichen, liebenswürdigen Naturells ist, aber sie ist andererseits auch als eine Hemmung gegen Rohheit und Unfreundlichkeit wertvoll.

Wir lernen und lehren Selbstbeherrschung, d. h. wir versagen unsern Affekten starke Ausdrucksformen. Dadurch verhindern wir zu gleicher Zeit die Akkumulation, die Selbststeigerung dieser Affekte: die Form wirkt auf den Inhalt zurück, der Affekt, an der Expansion und physiologisch (durch Weinen, Schreien u. dgl.) bedingten Akkumulation gehindert, verschwindet schneller und führt im Innern ein so zu sagen isolierteres Dasein.

Angewendet auf unsern Fall des salonmäßigen Antisemitismus würde die Selbsteinschränkung als Form auf den Inhalt in demselben Sinne einwirken: es würde die Verminderung der antisemitischen Ausdrucksformen dem Inhalt, d. h. dem Antisemitismus selbst, die Ausbreitung und die Akkumulation versagen. Das ist die bescheidenste ethische Forderung, die man in unserer Frage an die Erziehung und die Selbsterziehung stellen kann.

Wie bescheiden sie ist, wird klar, wenn man bedenkt, daß zwischen dem barbarischen, dem Staats- und dem Salon-Antisemitismus eine Kontinuität besteht, daß der letztere nur der jüngste Sproß des ersten ist.

In den Stunden der Verzweiflung, wenn die blutigen Pogromszenen vor unseren Augen lebendig werden und in den Ohren die Hilferufe gellen, wenn man in solcher seelischen Verfassung auf einen „harmlosen“ Antisemiten stößt — diese sind, wie schon gesagt, überall — dann fühlt man unmittelbar jene Kontinuität und Verwandtschaft zwischen den drei genannten Formen des Antisemitismus und ist bereit die „Harmlosen“ für die indirekt moralisch Mitschuldigen der Barbaren zu erklären.

Streiflichter.

England und die Abrüstung. In einem **Londoner** Bericht wurde neulich wieder einmal behauptet, daß der englischen Regierung bei Verminderung ihres Marinebudgets **nichts ferner gelegen** habe, als hiermit ein **Abrüstungsbeispiel** zu geben, „wie es sanguinischerweise von Friedensfreunden dargestellt worden ist.“ Jene Verminderung habe vielmehr **lediglich** dartun sollen, wie in rationeller Weise der Staatshaushalt ohne Einbuße für die Wehrkraft des Landes verbessert werden könne. **Nur** eine „größere Bereitschaft und Schlagfertigkeit der Flotte“ habe die englische Regierung durch solche Maßregeln bezweckt, **nicht** aber die Anbahnung einer **Rüstungsverminderung**. — Weiterhin sagt der Bericht, alle Staaten würden sich auf der II. Haager Konferenz zweifellos willig bereit finden lassen, an der **Milderung der Härten des Krieges** und (nebenbei bemerkt) „an der Erweiterung der Friedenssicherungen“ mitzuarbeiten.

Was die Absichten der englischen Regierung betrifft, so **widersprechen** die Angaben des qu. Berichts einfach den **Tatsachen**. Im englischen Unterhause war es, wo

am 9. März 1899 der eben verstorbene Lord Goschen „namens der Regierung Ihrer Majestät“ erklärte, „daß, wenn die andern großen Seemächte geneigt sind, ihre Baupläne zu vermindern, wir ebenfalls bereit sind, . . . mit ihnen denselben Weg zu beschreiten.“

Es werden dann noch die sich bietenden großen Schwierigkeiten erwähnt, die aber bei der „Aufrichtigkeit des Wunsches“ nach Erleichterung der „entsetzlichen Rüstungslasten“ nicht unüberwindlich sein könnten.

Am 28. Juli 1903 bestätigte Kolonialminister Chamberlain, daß Lord Goschens Erklärung „auch heute noch ihre Giltigkeit“ habe, und auch 1904 vertrat die britische Regierung ausdrücklich denselben Standpunkt, glaubte aber nicht, die Initiative ergreifen zu können — wohl in Gemäßheit eines Ausspruchs Gladstones von 1894, eine andere Macht müsse den Anfang machen. Der Antrag des Deputierten Campbell-Bannerman (29. 2. 04), Regierung wolle die Initiative ergreifen, wurde mit 174 gegen — 122 Stimmen abgelehnt. Am 19. Mai 1904 wiederholte Mr. Austen Chamberlain im Hause der Gemeinen Lord Goschens Erklärung, und am 6. März 1905 kam es zu einem beträchtlichen Fortschritt: die englische Regierung befolgte die Theorie von dem zunächst zu gebenden Beispiel und verminderte ihrerseits ihre Ausgaben um mehr als 80 Millionen Frcs.

Lord Lansdowne konstatierte am 25. Mai 1906 im Hause der Lords, daß die gegenwärtige Lage unerträglich sei, und daß er mit allen seinen Kollegen jedem ernsten Versuche Beifall zolle, der zugunsten einer Verminderung der ungeheuren, auf den Großmächten lastenden Ausgaben unternommen werde. Er forderte sogar für seine Partei und Regierung mit Recht die Ehre, diesen Weg schon beschritten zu haben.

Am 22. Dezember 1905 sagte der neue Premier Campbell-Bannerman in einer Programmrede: „Wir brauchen eine Erleichterung der außerordentlichen Steuerlast; *dazu fehlt* uns aber, wenn in Friedenszeiten unsere Rüstungen auf Kriegsfuß gehalten werden, das Geld!“ — Am 9. Mai 1906 stellte Vivian im Unterhause seinen Antrag zugunsten eines gemeinsamen Studiums der Rüstungsbeschränkung zwischen England und den andern Mächten. Der Antrag wurde von Sir Edward Grey beifällig begrüßt; „im Namen der Regierung“, so sagte Grey, „nehme ich die Resolution als eine erfreuliche Aeußerung der öffentlichen Meinung an und heiße sie aus diesem Grunde willkommen. Ich bin überzeugt, daß diese Resolution auch von den anderen Ländern als eine von dem britischen Parlament ausgehende Einladung, die Rüstungen zu vermindern, aufgefaßt werden wird.“ — Im Oberhause wurde der Antrag von Lord Avebury unterstützt und von Lord Fitz-Maurice angenommen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß im Juli 1906 auf Wunsch der englischen Regierung die interparlamentarische Union in London zu einer außerordentlichen Tagung zusammentrat und von Campbell-Bannerman durch eine denkwürdige Rede eröffnet wurde:

> „Bestehen Sie im Namen der Menschlichkeit darauf“, so rief er den 500 Parlamentariern zu, „daß Ihre Regierungen sich mit der festen Absicht zur Konferenz nach dem Haag begeben, mit der wir selbst dahin zu gehen hoffen; mit der Absicht, die Lasten der Kriegs- und Marinebudgets zu vermindern.“

Aus dieser lückenhaften Aufzählung von Tatsachen müßte wohl jedem nach Wahrheit Strebenden die Erkenntnis erwachsen, daß der englische Vorstoß in erster Linie jenen Tendenzen dient, die durch Rüstungsverminderung den allgemeinen Frieden sicherer gestalten wollen. Man kann nun sehr wohl der m. E. richtigen Ansicht sein, daß dieser Weg insofern ein verkehrter ist, als es logischer wäre, zunächst die Symbiose der Kulturwelt durch Rechts-Organisationen weiter auszubauen, so daß allmählich eine Rüstungsverminderung automatisch erfolgen würde. Man kann auch noch andere mehr oder minder begründete Bedenken vorbringen; nicht aber kann man angesichts dieser offiziellen Kundgebungen der Ansicht des eingangs erwähnten Londoner Berichtes sein, daß die englische Regierung nur im eigenen wirtschaftlichen Interesse eine Abrüstung anstrebe (— daß ein solches Interesse bestehe, ist übrigens ein wertvolles Zugeständnis des qu. Berichts!), und ferner sollte sich keine Regierung, der es um ihr Ansehen in der Welt zu tun ist, der Einladung widersetzen, dieses wichtige Problem gemeinsam mit den anderen Mächten zu beraten, weil aus der Beratung eines für alle wichtigen Problems für die Klärung desselben nur Ersprießliches sich ergeben kann.

Wenn dagegen der Londoner Referent die Humanisierung des Krieges als Hauptaufgabe der neuen Konferenz hinzustellen sucht, so möchte ich aus den Kriegsbriefen des verstorbenen Generals von Kretschman den Satz zitieren: „Krieg führen und Milde üben sind Gegensätze, die sich nicht vertragen.“ Die Arbeit des „Roten Kreuzes“ in Ehren; die „Humanisierung“ einer Institution aber, die ihrem Wesen nach inhuman sein muß, um ihren Zweck schnell und durchgreifend zu erreichen, erscheint utopisch.

Den „Humanisierern“ würde auch im Ernstfalle die Kraft fehlen, die einmal losgelassene Bestie durch einige Paragraphen zu bändigen, und selbst wenn dies halbwegs gelänge, so wäre im Effekt nichts gewonnen, denn den Krieg humanisieren heißt: ihn erleichtern, ihn weniger riskant machen!

„Wir sind eben mit unserem ganzen Völkerrechte noch im Mittelalter drin“, hat Professor v. Liszt anno 1901 geäußert, und wir werden darin bleiben, solange wir fortfahren, die Kriegswerkzeuge zu „humanisieren“, anstatt sie — nach und nach — außer Gebrauch zu setzen.

Carl Ludwig Siemering.

* *

Jugenderziehung. Der Verfasser des Aufsatzes „Sporterziehung“ in Folge 6 dieses Blattes hat nicht unrecht, wenn er den Sport als nicht geeignet zur sittlichen Hebung unseres Volkes bezeichnet. Vielmehr sollte dafür das Schülerturnen und die Schülerwanderfahrten unterstützt werden und ebenso die Jugendspiele. Allerdings geschieht dies ja schon teilweise seitens der einzelnen Schulen und Vereine, aber noch lange nicht in dem Maße, wie es zur Gesundung unserer zum großen Teil entarteten Jugend notwendig wäre. Es müßten neben den schon jetzt bestehenden Schülerabteilungen der Männerturnvereine direkte Schülerturnvereine mit eigener Verwaltung ins Leben gerufen werden. Diese Vereinigungen, deren Leitung hauptamtlich erfahrenen Turnpraktikern zu übertragen wäre, müßten von den einzelnen Gemeindeschulen gebildet werden und auch im Schulhause tagen. Die Aemter der Schriftführer, Kassenwarte, Bücherwarte und dergl. müßten hierbei durch die Schüler besetzt werden, ebenso wie Vorturner und Turnwarte aus ihren Reihen zu nehmen wären, sofern sie die für ihr Amt erforderliche Turnfertigkeit besitzen; als Spielleiter wären solche Knaben zu wählen, die die Spielregeln beherrschen. Durch eine derartige Einrichtung würden die Schüler individuelle und korporative Selbstbetätigung lernen und so von Jugend auf zu praktischen und gesunden Menschen erzogen werden. Aber nicht nur turnen und spielen soll unsere Jugend in Hallen oder auf Spielplätzen, sie soll und muß auch wandern! Heraus aus den staub- und dunstgeschwängerten Straßen der Großstädte und hinaus in die frische, freie Gottesnatur, wo klare, reine Lüfte wehen! Und endlich noch eins: Schafft für unsere Buben Luft- und Sonnenbäder, gebt ihnen reichlich

Gelegenheit, sich nicht nur im Wasser, sondern auch in Luft und Sonne zu baden. Der Lohn der sich daraus ergibt, ist ein herrlicher: Gesund an Körper und Geist werden unsere Jungen — und das soll uns genügen! J. Lüdicke.

Aus der ethischen Bewegung.

Jahresbericht des internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften.

Erster Teil: Allgemeiner Fortschritt während des Jahres 1906.

Vom ethischen Standpunkte aus hat sich das Jahr 1906 durch ermutigende Anzeichen hervorgetan. Das meiste Interesse erregte wohl der Entschluß China's und Persien's, eine konstitutionelle Verfassung auszuarbeiten, und bekannterweise ist dieses Problem von China bereits energisch angefaßt worden, während Persien schon seine Abgeordneten gewählt hat. Alle Vorzeichen weisen darauf hin, daß die Zahl der zivilisierten und verfassungsmäßig regierten Länder im Zunehmen begriffen ist, und dieser Tatbestand bringt uns einem Parlament der Menschheit und einem Weltverband um vieles näher. Auch können wir bei Erwähnung China's nicht umhin, der bedeutenden ethischen Begebenheit zu gedenken, daß dem Opiumhandel der Todesstoß erteilt werden soll. Wenn man weiter in Betracht zieht, daß Rußland, aller Wahrscheinlichkeit nach, bald ein konstitutioneller Staat sein wird, daß Japan sich bestrebt, in die erste Reihe der zivilisierten Nationen einzutreten, daß sich die farbigen Rassen ihrer Einheit mit dem Schicksal der übrigen zivilisierten Welt immer mehr bewußt werden, ja ist die Annahme nicht unberechtigt, daß in absehbarer Zeit, wenigstens soweit allgemeiner Frieden, gegenseitige Schätzung, politische Gleichberechtigung und daraus entstehende Hebung der Moral und der öffentlichen Wohlfahrt in Frage kommen, die Verbrüderung der Menschheit erhofft werden kann.

Der allgemeine Fortschritt zeigt sich auch im inneren Leben der Staaten. So tritt z. B. das Problem des Stimmrechts für jeden Erwachsenen wieder in den Vordergrund. Oesterreich wird in kurzer Zeit die Wahlberechtigung aller volljährigen Männer besitzen; die ungarischen Minister haben sich verbürgt, Wahlrechtsverbesserungen auf ähnlicher breiter Basis wie in Oesterreich einzuführen; und eher als man glauben sollte, wird England, wenn man von Preußen absieht, fast allein dastehen unter den tonangebenden Mächten mit seinen unzureichenden Wahlbestimmungen, es sei denn, daß die gegenwärtige Regierung diesen Schritt vorwärts macht. Das Stimmrecht für jeden erwachsenen Mann umfaßt jedoch noch nicht das Stimmrecht für jeden Erwachsenen. Nachdem in dieser Hinsicht einige britische Kolonien und Teile der vereinigten Staaten mit ihrem Beispiel vorangegangen sind, ist eine sehr rege Bewegung zu Gunsten der Wahlberechtigung der Frau ins Leben getreten. In der alten Welt haben die Frauen Finland's dieses Recht zuerst errungen, und in England nimmt die Frauenbewegung augenblicklich solche Dimensionen an, zeigt eine derartige Lebensfähigkeit, verbunden mit gesundem Menschenverstand, daß dies allein schon genügt, die Opposition zu entwaffnen. Die Folge davon war in 1906 eine allgemeine p r i n z i p i e l l e Anerkennung der Frau als stimmberechtigt in Ländern wie Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Ungarn. Mehr und mehr Menschen bekennen sich zu der Ueberzeugung, daß der Frau das Wahlrecht zukommt und daß sie durch Vertreter ihres eigenen Geschlechts im Parlament repräsentiert werden sollte, welche Neuerungen auf Politik und allgemeine Wohlfahrt einen wohltätigen Einfluß ausüben würden. Im Weltparlament soll jeder Erwachsene, sofern er nicht zu den Verbrechern oder Irrsinnigen gehört, direkt vertreten sein.

Die Friedensbestrebungen können sich eines schlagenden Erfolges noch nicht rühmen. Die „entente cordiale" zwischen England und Frankreich hat vorläufig weder zu einem offenen Vertrage geführt noch zu dem Versuch von seiten der Großmächte, eine Friedens-Liga zu bilden und andere Mächte zum Anschluß daran zu gewinnen. Man hat wohl mit der Idee coquettiert, sich einer Weiterrüstung zu widersetzen oder teilweise zur Abrüstung zu schreiten, aber daraus ist nichts geworden. Vielleicht birgt die Haager Konferenz von 1907 wertvolle Beschlüsse in ihrem Schoß, die einen entscheidenden Schritt vorwärts führen, nämlich zur Errichtung eines internationalen Tribunales mit derselben gesetzlich bestimmten Macht in internationalen Streitigkeiten, wie sie jeder gewöhnliche Gerichtshof heutzutage besitzt. Zu hoffen bleibt auch, daß dem wahnsinnigen Wettstreit der Nationen nach militärischem Vorrang merkbarer Einhalt getan werden wird. Seit wir mit dem Recht der Fürsten „von Gottes Gnaden" gebrochen haben — selbst der Reichskanzler gibt in seiner letzten öffentlichen Aeußerung in 1906 zu, daß kein Deutscher für ein persönliches Regiment schwärmt — dürfte es relativ leicht sein, der Begier nach Annektieren zu steuern, ebenso nationale Mißverständnisse mit ihren traurigen Folgen zu verhindern.

Außer dem langsamen aber stetigen Wachsen der Fortschrittsparteien im Allgemeinen, drängen sich unserer Beachtung auf politischem Felde die letzten Parlamentswahlen in Frankreich und England auf, in denen die Fortschrittsparteien ihre Gegner beinahe vollständig vernichteten, obgleich die Nachwirkung von diesen Triumphen in beiden Ländern bis jetzt eine verschiedene gewesen ist. Frankreich scheint den Sieg zur Einführung weitgehender Gesetze zu benutzen, wodurch die Herrschaft der Gerechtigkeit und die Sicherung der Volkswohlfahrt in greifbarer Weise gefördert wird. In England fehlt bis jetzt leider noch jedes bestimmte Symptom der Bereitwilligkeit von seiten der Regierung irgend welche Aenderung von umfassender Bedeutung vorzuschlagen, obzwar das Parlament ebenso begierig ist, als das des Nachbarlandes jenseits des Kanals, weitgreifende Gesetzesvorlagen zu beraten. Zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Abgeordnetenhause stehen eine Anzahl von Kabinettsministern, die der älteren Schule angehören.

Der am Ende des letzten Jahres durch Einmischung des Papstes wesentlich akzentuierte Konflikt zwischen der katholischen Hierarchie und dem französischen Staat liefert einen neuen Beweis für die Existenz einer Strömung, die sich in der ganzen Welt bemerkbar macht. Daß viele Staaten auf ihre Unabhängigkeit von der Kirche immer mehr bestehen, wird in einem Zeitalter der Demokratie und der Wissenschaften niemand verwundern. Die Kirche scheint aber allmählich gegenüber der ihr drohenden Gefahr zu erwachen, und eine Wiederholung des hartnäckigen Widerstandes der französischen und englischen Geistlichkeit, gegen die Zumutung, ihre Herrschaft über den Staat fahren zu lassen, ist sehr bald auf dem ganzen Erdball zu erwarten. Kein demokratischer Staat wird in einer Epoche moralischen und wissenschaftlichen Fortschrittes die Einmischung der Kirche in seine Schulen und sonstigen Angelegenheiten zulassen. In Deutschland, wo solche Einmischungen in mehreren der dazu gehörigen Staaten vorkommt — wie in Preußen, wo in 1906 die Schulen den vorherrschenden theologischen Richtungen überantwortet wurden — ist die Bewegung betreffs Verweltlichung des Staates seitdem in rapider Weise gewachsen.

Die neueren Anschauungen haben in ihrem Gefolge die Friedens-, die humanistische und die ethische Bewegung mit sich geführt und auf dieselben besonderen Nachdruck gelegt. Die Verbreitung der Bildung unter den Massen ruft wachsende Verfeinerung hervor, verbunden mit der Forderung, dem gewöhnlichen Arbeiter zu der ihm gebührenden geachteten Stellung und befriedigenden Existenz zu verhelfen. Zwar kann man nicht sagen, daß 1906 in dieser Beziehung Hervorragendes geleistet hätte; wenn auch mit Genugtuung bemerkt werden muß, daß die Entwickelung andauernd vorwärts schreitet.

Das Jahr 1906 gibt daher keinen Anlaß zur Befürchtung, daß die Menschheit nicht im Fortschritt begriffen ist. Wenn wir uns auch nur langsam dem Ideal nähern und seine Verwirklichung für die Massen noch in weiter Ferne liegt, so irren wir uns weder im bezug auf den einzuschlagenden Weg, noch in der Tatsache, daß die Welt nicht so weit zurückgeblieben ist, als es in den Augen vielleicht übereifriger Reformatoren erscheinen will. Das volle gleiche Stimmrecht für beide Geschlechter, ein streng demokratischer Staat, die Ausscheidung des Krieges, allgemeine Erziehung, die Vervollkommnung der Wissenschaften, die Verweltlichung des Staates — und der ethische Begriff als der Prüfstein für den Einzelnen — sind das nicht Verheißungen und Unterpfänder für einen Stand der Kultur, wo Not, Laster, Verbrechen, Aberglauben und Unwissenheit nur noch dem Namen nach aus den Berichten der Weltgeschichte bekannt sein werden?

Gustav Spiller, General-Sekretär.

* * *

A b t e i l u n g B e r l i n. Ueber das Nordamerikanische Schulwesen sprach am 26. März Herr Geheimrat D u n c k e r, Professor an der Berliner Handelshochschule, der vor einigen Jahren im Auftrage der preußischen Regierung dort die Verhältnisse studiert hatte. Nach einer allgemeinen Charakteristik von Land und Leuten, wobei die vorzügliche Kolonisationstätigkeit der Puritaner, Männern von großer sittlicher und geistiger Tüchtigkeit, hervorgehoben wurde — ist doch die Harvard University 200 Jahre älter als die Berliner Universität — schilderte der Redner den großen Einfluß, den das in Washington am Bundessitz der Union bestehende Bureau for education, wesentlich durch den trefflichen Harris, auf das gesamte Erziehungswesen ausgeübt habe, obwohl das Schulwesen nicht Bundessache, sondern den Einzelstaaten und Gemeinden vorbehalten sei. Weder Exekutive, noch bureaukratische Einwirkung stände ihm zu, und doch sei es eine Großmacht, im Erziehungswesen. Unterstützt werde es durch eine sehr starke öffentliche Meinung, die das Schulwesen als Nationalheiligtum ansehe. Ein äußeres, aber nicht unbedeutendes Zeichen dafür sei der Brauch, überall auf den Schulhäusern, solange die Schuljugend darin beschäftigt sei, die Nationalflagge zu hissen. Obwohl seit langer Zeit periodische national teacher meetings (nationale Lehrer-Versammlungen) statt-

fänden, gebe es doch weder eine eng abgeschlossene Schulbeamtenschaft, noch bureaukratische Erstarrung. Eher könnte man vielleicht ein Zuviel von Rührigkeit auf diesem Gebiete konstatieren. Auf den Kindergarten folge die Elementarschule, die die Kinder vom 6.—14. Lebensjahre aufnehme, dann die High-School (etwa unsere Mittelschulen), vom 14.—18. Jahre; dann erst das College (4 Jahres-Kurse) und endlich die University. Die gesamten öffentlichen Unterrichtsanstalten seien errichtet, erhalten und geleitet durch die Allgemeinheit, und allen ohne Schulgeld zugänglich; keine Anstalt bilde eine Sackgasse, das Aufsteigen von unten nach oben sei die Regel; ebenso die Gewährung freier Lernmittel. Vollkommen durchgeführt sei der Gedanke der rein weltlichen Staatsschule; nach Religion und Konfession werde nicht einmal zu statistischen Zwecken gefragt und nirgends staatlicher Religionsunterricht erteilt. Die Coeducation (gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen, wobei die Zahl der Mädchen meist überwiegt), ursprünglich ein Produkt der Not, sei in den Elementarschulen des Nordens ganz, in den Mittelschulen fast ganz, in den Colleges überwiegend mit gutem Erfolge durchgeführt. Obwohl sie bei dem Ueberwiegen des weiblichen Elements in der Lehrerschaft wesentlich auf eine gemeinsame Erziehung beider Geschlechter durch die Frau herauskomme, sei sie doch, außer im Osten, zu einem spezifisch amerikanisch-demokratischen Lieblingskind der öffentlichen Meinung geworden. Während in Deutschland und auf dem Kontinent überhaupt eine bunte Verschiedenheit der Erziehungsziele herrsche, sei in Nordamerika das Ziel unweigerlich die Heranbildung besonnener, selbständig denkender und handelnder amerikanischer Staatsbürger. Vortrefflich sei die Fürsorge für Hygiene (z. B. reichlichste Gelegenheit zum Waschen!) und die ganze körperliche Erziehung. Ueberbürdung kenne man nicht; bei einem freien Sonnabende würden täglich nie mehr als höchstens 5 Stunden mit reichlichen Pausen erteilt. — Ursprünglich ebenfalls ein Produkt der Not, um völlig ungeübten Lehrern einen Kanon zu geben, sei das Text-Book und sein reichlicher Gebrauch zum Aufgeben von Lesestücken und ihrem Abfragen, noch im Schwange. Immerhin habe es den Vorzug, befähigten Schülern die Möglichkeit zu geben, ihrem Klassenpensum vorauszueilen und so, da ein Hinübergleiten aus den unteren nach den oberen Klassen möglich sei, die übermäßig lange Schulzeit abzukürzen. Im naturwissenschaftlichen Unterricht gehe übrigens der Weg nicht, wie bei uns, vom Lehrsatz zum Beweis, sondern vom Experiment zum selbständigen Finden der Wahrheiten. Vorzüglich sei auch der Handfertigkeitsunterricht (Holz, Metall, Vertrautheit mit Maschinentechnik), der den jungen Leuten das Bewußtsein, Herren über die Natur zu sein, und Respekt vor jeder Art ernster Arbeit einflöße. Es herrsche Schulzwang, aber keine Zwangsschule. Die freie Vereinstätigkeit bewähre sich auch auf diesem Gebiet. Hinter der Idee von der Freiheit des Individuums berge sich freilich, besonders im Süden, die Negerfrage. Farbige, d. h. Kinder, die auch nur 1/16 afrikanischen Blutes in sich hätten, seien vom Rassenhochmut der Weißen erbarmungslos ausgeschlossen (minder exklusiv sei man mit Asiaten, Chinesen, Japanern etc.) — Die recht gut besuchte Versammlung dankte dem Redner durch stürmischen Beifall. In der anschließenden Besprechung wurden noch verschiedene Fragen gestellt, so die nach den Belegungsziffern der Klassen, nach der Existenz von Hilfs- und Förderklassen für Minderbegabte, dem ethischen Unterricht, der Examenswut, der Lehrerbildung u. s. f., die vom Redner ausführliche Beantwortung erfuhren.

Bücherschau.

Experimental-Ehen. Ein „document humain" als Beitrag zur Eherechtsreform. Von einem Versuchsobjekt. (München 1906, Ernst Reinhardt).

Auf 63 Seiten behandelt der ungenannte Autor „eine der grauenhaftesten Erscheinungen unserer Zeit," die von ihm so benannte Experimentalehe, d. i. jene Ehe, die dadurch zustande kommt, daß der eine Teil schwere, ihm anhaltende Defekte dem anderen Verlobten in der Absicht verschweigt, diesen dadurch zum Abschluß der Ehe zu veranlassen. Solche Defekte, deren Kenntnis unbedingt vom Eingehen der Ehe abhalten müßten, mögen körperlicher oder geistiger Art sein, und sie mögen von dem Verlobten oder dessen Angehörigen verschwiegen werden — in jedem Fall ist die Tendenz eines solchen Betruges nicht nur in höchstem Grade unethisch und verwerflich, sondern dieses Experimentieren am lebenden Menschen (auf Kosten des Gutgläubigen) müßte auch, wie treffend ausgeführt wird, strafrechtlich geahndet werden.

Wie aus dem II. Teil des Buches hervorgeht („Mein Fall!"), hat der österreichische Autor unter einer derartigen, auf Täuschung beruhenden Ehe nicht nur an sich furchtbar zu leiden, sondern auch wegen der stupenden Rückständigkeit der österreichischen Ehegesetzgebung, die weder eine Anfechtung wegen Irrtums oder Betruges noch eine Scheidung wegen dauernder Geisteskrankheit zuläßt — es sei denn mit gegenseitigem Einverständnis (!), bei Nichtkatholiken.

Dem Gatten wird also zugemutet (so liegt der Fall hier), zum Zwecke der Scheidung einer Ehe, die lediglich durch bewußte Täuschung seitens der geisteskrank gewesenen Gattin möglich wurde, nach erneutem Ausbruch der Krankheit das Einverständnis dieser Gattin (!) zur Scheidung in den „lichten Zwischenräumen" zu erwirken (!!) — natürlich ein von vornherein aussichtsloser Versuch. Aber „matrimonia sunt servanda," mag der Weg auch über Leichen gehen!

Möge die in Oesterreich jetzt mächtig anschwellende Bewegung gegen dieses mittelalterliche Eherecht durch das hier besprochene, auf eidliche Gutachten gestützte Werk des tief bedauernswerten Verfassers einen kräftigen Impuls erhalten! Mögen aber auch die deutschen Gesetzgeber es sich gesagt sein lassen, was in dem Buche über den Widersinn einer nur sechsmonatigen Anfechtungsfrist (§ 1339 des Bürgerlichen Gesetzbuches) ausgeführt wird. Man lese hierüber auf Seite 41 f. nach.

Die Schrift, die sich wie ein spannender Roman liest, und die dennoch so ernste, traurige Wahrheit birgt, hat bereits viel Beachtung gefunden und wurde auch auf der Generalversammlung des „Bundes für Mutterschutz" (Mitte Januar cr. in Berlin) zum Gegenstande der Erörterung gemacht. Siemering.

• • •

„Und doch! Ein selig Glück auf Erden. Ein Lebensdrama von D. L. Bacmeister," (154 Seiten. Bacmeister's Familienverlag Zürich und Leipzig).

Ob Hans von Ilm mit seinem Vorwort der Verfasserin einen besonders hoch einzuschätzenden Dienst erwiesen hat? Ich möchte es fast bezweifeln. Was der bekannte Kritiker in diesem Drama aus dem wirklichen Leben gefunden und bei seiner Lektüre empfunden hat, — wäre nicht mehr darin enthalten, viele würden das Buch beiseite legen und sich sagen: wieder eine aus der immer mehr anschwellenden Masse, die glaubte, zur Feder greifen zu müssen, weil sie etwas erlebte, das zahllose andere auch erlebt haben, ohne aber ihre Mitmenschen mit der Schilderung ihrer Schicksale zu behelligen, zumal die ersten Kapitel bis zur Beendigung der Hochzeitsreise inhaltlich sich nur wenig über schon öfter Gelesenes erheben. Von da ab allerdings schwingt sich die Auffassung der Verfasserin von dem wahren Wert und Wesen der Ehe zu geradezu idealer Höhe empor. Nicht Gartenlaubenmoral ist es freilich, welche da gepredigt wird. Sondern es tritt uns ein Weib entgegen, welches denken gelernt, denken gelernt auch über die ernstesten Menschheitsprobleme. Es ist sind keine geistreichelnden Sätze, welche da niedergeschrieben worden, blos um des Tiefsinns der Gedanken willen. Es ist eine Ethik, welche die Kraft in sich trug, sich auch in die Tat umzusetzen. Und darin unterscheidet sich die Verfasserin von den zahlreichen modernen Heldinnen der Feder, erhebt sich hoch über ihre Mitschwestern, die mit Strömen von Tinte um Rechte kämpfen, aber die Probe schlecht bestehen würden, müßten sie mit Strömen warmen Herzblutes unsagbar schwere Pflichten erfüllen. Es ist der Verfasserin in ihrer langen Ehe nichts erspart geblieben, was Menschenschicksal heißen kann. Doch wie hat sie's zu tragen vermocht? Schlagt einmal in den Romanen nach, was da zu stehen pflegt. Da fliehen die „Heldinnen" gebrochen zu den Trostmitteln der Kirche und gar schön nimmt sich's aus, weil traditionell, daß diese Mittel dann auch nicht versagen. Wer hat die Stirne und sagt uns, daß es im Leben so ganz anders ist? Die Verfasserin von „Und doch!" Aber noch höher hinauf hat sie zu blicken gelernt. Unter vorsichtiger geistiger Führung ihres Mannes und doch im Grunde sich selbst entwickelnd hat sie die Kirchendogmen, sie als bloßes Menschenwerk einschätzend, tief, tief unter sich gelassen und wandelt nun dahin in der Lebensphilosophie der wahren Erkenntnis des Guten, damit ihrem Gatten das Ideal einer unwandelbar echten Gefährtin werdend in Freuden und aber auch in lange dauernden schwersten Leiden.

Es wird mit heißem Bemühen von den Besten unseres Volkes daran gearbeitet, es frei zu machen von dogmatischer Frömmelei, die unzählige Menschen immer wieder in verhängnisvollen Zwiespalt bringt mit den sichtbarlichen Tatsachen der Weltgeschehnisse, und es zu einer auch den Leiden standhaltenden Lebensauffassung zu erziehen. Zu einer Ethik, welche empor zu den seelischen Höhenwegen führt, von wo aus der Blick frei wird von den erstickenden Erdenschwaden der herkömmlichen Sittengesetze und klar wird, zu erkennen, was wahrhaft gut und edel. In solchem Bemühen der Geister ist gerade das Buch: „Und doch!" ob seiner nicht aus der Studierstube des Philosophen verkündeten, sondern im härtesten Lebenskampf selbst betätigten Ethik von großem Werte. Karl Weindel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Donnerstag, den 18. April, 8¼ Uhr abends, Unter den Linden 16, III. Lese- und Diskussionsabend unter Leitung von Professor Dr. Bruno Meyer: „Rousseau, Gesellschaftsvortrag.“ (Reclam 1769/70). Gäste willkommen.

Montag, den 22. April, 8¼ Uhr (Bürgersaal des Rathauses.) Prof. Dr. Döring: „Religion, Kultur und ethische Kultur.“ Diskussion. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 des städt. Rathauses.) Frau H. v. Willemoes: „Der Sinn des Leides.“ Diskussion. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.

Die Redaktion

Kinder. Von Franziska Mann. Stuttgart. Axel Juncker Verlag.

Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber. 5. Band: Die Zeitung. Von J. J. David. 6. Band: Der Weltverkehr. Von Albrecht Wirth. 7. Band: Der Arzt. Von Ernst Schweninger. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Preis pro Band 1,50 Mk. kart., 2,— Mk. in Leinwand gebd.

Der heutige Stand der Darwin'schen Fragen. Von R. H. Francé-München. 2. Auflage von „Die Weiterentwicklung des Darwinismus.“ Leipzig. Verlag von Theodor Thomas. Geh. 3,60 Mk., gebd. 4,50 Mk.

Blaise Pascal. Briefe gegen die Jesuiten. Eingeleitet von Max Christlieb, übersetzt von E. Russel. Jena. 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 5 Mk., gebd. 7 Mk.

Das Büchlein vom vollkommenen Leben. Eine deutsche Theologie. Von Hermann Büttner. Jena. 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 4 Mk., gebd 5,50 Mk.

Die Gnosis. Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. II. Band. Die Gnosis des Mittelalters und der Neuzeit. Jena. 1907. Eugen Diederichs. Geh. 12 Mk., gebd. 14 Mk.

Aus dem Zuchthause. Von Hans Leuß. Volksausgabe. 1.—3. Tausend. Berlin. 1907. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., W. 30, Rollendorfplatz 7. Mk. 1,—.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Weber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck; Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 16. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Mai 1907.	Nr. 9.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Deutschland und das internationale Schiedsgericht.

Von Professor Wilhelm Foerster.*)

Besteht wirklich eine eigenartige und in gewissem Sinne abgeneigte Stimmung in Deutschland gegenüber der Friedensbewegung, sowie überhaupt in betreff der gegenwärtigen Entwickelung internationaler Gesinnungen und Einrichtungen? Zweifellos ist dies der Fall, obwohl die über eine solche Stimmung kursierenden Berichte in der nichtdeutschen, zum Teil auch in der deutschen Publizistik, vielfach ganz mißverständlich und übertrieben sind.

Die nationalen und militärischen Institutionen haben in der Tat gerade in dem verflossenen Jahrhundert eine in das Leben der Nation ganz besonders eingreifende Entwickelung erfahren. Die sozialen Eindrücke der allgemeinen Wehrpflicht verbanden sich mit den Erfolgen der militärischen Aktionen, zuerst in der Abschüttelung einer mehrjährigen Fremdherrschaft, sodann in der Erringung des seit einem Jahrtausend verloren gegangenen nationalen Einheits-Kerns, und sie wurden durch diese Verbindung in besonderer Weise zum Gegenstande einer Art von nationalem Kultus.

Die auch in Deutschland gewürdigten sozial-ethischen Einwürfe gegen die Uebertreibungen des Militarismus und überhaupt gegen den Fortgang kriegerischer Gewalttaten wurden durch jenen nationalen Kultus offenbar abgeschwächt.

*) Aus einer „Einführung", die auf Wunsch der Herren Carnegie und d'Estournelles de Constant zu einer deutschen Ausgabe der Carnegie-Rede „für das internationale Schiedsgericht" geschrieben wurde, welche zurzeit in etwas mehr als 160000 Exemplaren in Deutschland verbreitet wird.

Und die Abneigung gegen solche internationale Organisationen, welche sich die Bekämpfung alles Kriegswesens zur Aufgabe stellten, wurde noch in besonderer Weise dadurch verstärkt, daß in Deutschland und den Nachbarländern — und zwar an vielen Stellen auf beiden Seiten der Grenzen — zahlreiche Bevölkerungen deutschen Stammes mit Bevölkerungen aus anderen Stämmen durcheinander wohnen. Die hierdurch bedingten und mit der Zunahme der Zahl und der nationalen Energie der verschiedenen Bevölkerungen unablässig wachsenden politisch-sozialen Schwierigkeiten ließen eine Durchführung wirklich befriedigender Lösungen auf dem Wege internationaler Verständigung bisher fast unmöglich erscheinen, so daß nichts anderes übrig zu bleiben schien, als das Dominieren oder das völlige Vertreiben durch kriegerische Gewalttat.

Wenn man nun bei uns Erwägungen dieser Art in Verbindung brachte mit der immer stärkeren Ausbreitung deutscher Wanderungen und Siedelungen nach den andern Ländern und Erdteilen hin, und mit der immer eifrigeren Betriebsamkeit der wirtschaftlichen Betätigungen Deutschlands, so konnte bei uns wohl die Befürchtung entstehen, daß internationale Organisationen staatsrechtlichen Charakters, bei denen schließlich Majoritätsaktionen maßgebend sein würden, sich für Deutschlands Entwickelung erst recht als Zwangs-Einrichtungen beinahe von derselben Art herausstellen würden, wie sie sonst durch kriegerische Gewalttaten aufrecht erhalten werden.

Und so gewöhnten sich denn weite Kreise Deutschlands immer mehr daran, in ihren Zukunftsgedanken die Hand an den Degen zu legen, und im übrigen den lieben Gott des „ewigen Friedens" einen guten Mann sein zu lassen.

Mitten in jener nationalen Entwickelung hatte aber Deutschland dem Fortgang der nichtpolitischen wissenschaftlichen und wirtschaftlich-technischen Organisationen internationalen Zusammenwirkens nicht bloß gemeinsam mit den andern Kulturstaaten treu gedient, sondern bei mehreren erdumfassenden Organisationen dieser Art sogar die Initiative der Begründung oder der Erweiterung und Konsolidierung ergriffen. Ich nenne nur den Weltpostverein, die internationale Organisation der Ausmessung der Erde, des Maaß- und Gewichts-Wesens u. s. w.

Es sind aber auch Anzeichen dafür vorhanden, daß die skeptischen Auffassungen in Deutschland hinsichtlich internationaler politischer Organisationen jetzt auf der Höhe ihrer — an sich durchaus erklärlichen und in gewissem Grade berechtigten — Entwickelung angelangt sind, und daß das gesteigerte Selbstgefühl der deutschen Nation auch auf diesem

Gebiet nun der höheren Erwägung, daß „Vornehmheit verpflichtet“, immer mehr die Ehre geben wird.

Das ganze intellektuelle Deutschland, nachdem es sich in viel höherem Grade als früher auch für nationale Ziele erwärmt hat und auch treuere Gemeinschaft mit den deutschen Volksgenossen in den andern Ländern zu pflegen begonnen hat, besinnt sich jetzt wieder eindringlicher auch auf seine Interessen und Pflichten in der politischen Gemeinschaftsaktion mit den anderen Kulturvölkern und erkennt auch die Gefahren einer Isolierung gegenüber diesem immer allgemeineren Streben nach einträchtigem, weisheitsvollem Zusammenwirken aller höheren Elemente des Erdenlebens.

Immer unabweisbarer ist auch die Erkenntnis gekommen, daß Gewalttaten jetzt nimmermehr dauernde und wahrhaft heilsame Lösungen auch bei internationalen Konflikten und Schwierigkeiten zu Wege bringen können. Und durch die gewaltige Entwickelung der Wissenschaft und Technik ist es auch dahin gekommen, daß die von den Naturkräften entlehnten brutalsten und machtvollsten Gewaltmittel nicht mehr ausschließlich Werkzeuge des Dominierens der bisher auch in sozialer Kultur hochstehenden Elemente des Völkerlebens bilden, sondern auch von unten her den Leidenschaften und der Eigensucht beliebiger Einzelner und beliebiger Menschengruppen in chaotisch zerstörender Weise zur Verfügung sind. Die noch bestehende Verbindung der edelsten Gefühle der Vaterlandsliebe mit dem Kultus der Gewalttat wird und muß daher verschwinden und der Verbindung der Vaterlandsliebe mit der reinen und ausnahmelosen Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit Platz machen, und diese letztere Verbindung muß vor allem auch in der Erziehung des Volkes gepflegt werden.

Noch ein Wort des Hinweises auf die besondere Bedeutung einer in der Rede des Herrn A. Carnegie enthaltenen höchst eindrucksvollen Mahnung, welche ebensowohl für die französische als für die deutsche Nation sehr ernste Geltung hat, während die Nöte, von denen sie spricht, in der angelsächsischen sozialen Kultur — auch sogar in den militärischen Kreisen — schon fast ganz überwunden sind. Ich meine Carnegie's Mahnung, endlich abzulassen von einem übertriebenen sozialen Kultus der „Ehre“ und von der Betätigung dieses Kultus durch Duldung oder gar durch Beschönigung des Duellwesens.

Auf der Vertiefung und Läuterung der Charakterbildung beruht das von außen unangreifbare wahre Ehrgefühl, das ebensowohl in stetiger Selbstbehauptung, als auch in vornehmer Selbstbescheidung im Gemeinschaftsleben seinen Ausdruck findet.

Mit dem Dahinschwinden der zerrüttenden „heroischen“ Emotionen des gewalttätigen Kämpfens der Menschen miteinander werden dann aus den Antrieben der immer großartiger emporwachsenden Forschungs- und Gestaltungsarbeit, welche die Erhaltung, Erleichterung, Sicherung und Schmückung des ganzen Erdendaseins zur Aufgabe hat, sowohl auf den Land- und Meeresflächen, als auch in den Tiefen und in den Höhen Heldentaten hoheitsvollster Energie und auch Heldentaten stiller entsagungsvoller Hingebung hervorgehen, von denen allen die Dichter ebenso Ergreifendes und noch Erhebenderes zu sagen haben werden, als von den Heldentaten der Vergangenheit.

Auch die heilsamen „erzieherischen“ Wirkungen zeitweiser „militärisch“ disziplinierter Unterordnungen werden in den großen Unternehmungen eines solchen friedlichen Gemeinschaftslebens gewiß nicht fehlen.

Zur sozialdemokratischen Theorie und Praxis.

Von einem Mitläufer.

Die Sozialdemokratie war bisher die einzige große Partei, die Politik trieb nicht als ein Geschäft oder als ein Spiel des Zufalls, sondern um eines großen idealen Zweckes willen, Befreiung der Arbeit von allen Tributrechten und Monopolen, und Beseitigung jedes gesellschaftlichen Schmarotzertums. Sie erklärte den Palästen den Krieg, um den Hütten Frieden zu bringen. In ihrem Zukunftsstaate sollte es keine unverdiente Armut geben, sollten alle Ueberfluß und Fülle haben und die Segnungen der Kultur auch dem Aermsten zu Gute kommen. Man mag über die Ausführbarkeit solcher Pläne denken wie man will, der kühne Idealismus, der aus diesem Streben spricht, gereicht der Sozialdemokratie auf jeden Fall zur Ehre. Die klugen Leute, die sich über solchen Idealismus nur lustig zu machen wissen, stellen sich damit nur das Zeugnis aus, wie eng ihr Horizont und wie niedrig ihre Denkungsweise ist. Und sie irren sich gewaltig. Eine bessere, eine gerechtere Gesellschaftsordnung muß kommen. Die soziale Bewegung, die vor wenigen Jahrzehnten nur das Werk einiger Phantasten und unbeachteter Schwärmer war, ist jetzt für Tausende, für Millionen eine Herzenssache geworden. Der deutsche Liberalismus hat zu seinem Schaden erfahren müssen, welche Kraft in dieser Bewegung steckt, die er so lange hochmütig ignorieren zu können meinte. In diesem Idealismus, in der begeisternden Hoffnung auf einen besseren, glücklicheren Zustand der Dinge steckt die beste Kraft der Sozialdemokratie.

Seit einigen Jahren aber ist diesem Idealismus in ihren eigenen Reihen ein gefährlicher Feind erstanden. Immer lauter werden die Zweifel, ob die Partei auf dem rechten Wege sei. Das Ideal, das man so lange verehrt, an dem man mit Leib und Seele gehangen, droht sich in der Revisionisten-Kritik in eine wesenlose Fata morgana aufzulösen. Hieraus vornehmlich erklärt sich der erbitterte Widerstand, den die Revisionisten bei dem Gros der Parteiangehörigen bisher gefunden haben. Es ist die instinktive Furcht vor dem Verlust des höchsten und besten Gutes, das die Sozialdemokratie bisher besessen, das sie gegen alle Beruhigungsversuche von revisionistischer Seite mit unüberwindlichem Mißtrauen erfüllt. Wie der orthodoxe Christ an die Formeln und Bekenntnisse seiner Religion, so klammert sich die Sozialdemokratie desto fester an die Dogmen und Schlagworte des Marxismus an, je mehr diese selbst von der fortschreitenden Kritik als unhaltbar nachgewiesen werden. Der Kampf zwischen Glauben und Wissen, das ist heute das Problem der Sozialdemokratie.

Der Irrtum, in dem die Sozialdemokratie befangen ist, ist der Irrtum, der sich in der Geschichte ewig wiederholt, der Irrtum, den Zweck mit den Mitteln, das Ziel mit den Wegen zu verwechseln. Das Ziel der Sozialdemokratie ist die Beseitigung jeder Ausbeutung, jedes arbeitslosen Gewinnes und die Sicherung vollen und gerechten Lohnes für alle Arbeitenden. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles soll eine kommunistische Wirtschaftsordnung auf demokratischer Grundlage sein. Aber dieses Mittel ist den sozialistischen Theoretikern zu dem alles überschattenden Endziel geworden, das ihr ganzes Denken beherrscht. Wie es dem orthodoxen Christen als unfaßbar erscheint, daß jemand, der nicht seine religiöse Ueberzeugung teilt, ein guter Mensch sein könne, so erscheint es auch den orthodoxen Marxisten als unfaßbar, daß jemand, der nicht den Glauben an eine kommunistische Wirtschaftsordnung teilt, es mit dem arbeitenden Volke ehrlich meinen oder bei gesunden Sinnen sein könne. Dieselben Leute, die sich rühmen, den Sozialismus auf eine wissenschaftlich unanfechtbare Grundlage gestellt zu haben, scheuen die Kritik wie ein gebranntes Kind das Feuer.

Alle großen Fragen der Menschheit haben stets eine desto einfachere Lösung gefunden, je größer und wichtiger sie waren und gewöhnlich war es gerade die unvermutete Einfachheit der Lösung, die es verhinderte, sie früher zu finden. Die soziale Frage wird davon keine Ausnahme machen. Eine solche Lösung aber bietet der Marxismus nicht. Denn dem Marxismus gebricht es an nichts so sehr,

als wie an Klarheit und Durchsichtigkeit, vor allem an einer einheitlichen Grundidee, die die verschiedenen Teile und Glieder seines Systems zu einem homogenen Ganzen zusammenfaßt. Ein Gedankensystem, das eine gesellschaftliche Revolution herbeiführen soll, muß eine Grundidee haben, die jedermann verständlich, jedermann klar, den innersten Nerv unseres Fühlens und Denkens berührt, die in dem gegebenen Augenblick den Massen wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder gehen muß. Man braucht wirklich kein Psychologe zu sein, um einzusehen, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die man allenfalls als Grundidee des Marxismus ansehen kann, dies nie und nimmer vermag. Niemand kann die endlosen Kontroversen über die verwickelten marxistischen Theorien lesen, ohne zu fühlen, daß ihnen gerade das mangelt, was das tiefste Sein der Menschheit aufzuregen vermag. Es nutzt nichts, daß sich die Marxisten hierüber mit einer hochtrabenden, ostentativ zur Schau getragenen, Wissenschaftlichkeit hinwegzutäuschen suchen.

„Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herr'n, muß man den Beutel doch ziehen."

Die Revisionisten haben erkannt, daß der Marxismus nur unechte Münze führt, daß er in Zahlungsschwierigkeiten geraten muß, sobald seine Theorien auf der Wage der Erfahrung abgewogen werden. Aber sie scheuen sich davor, den Bankerott offen anzumelden. Sie suchen ihm durch eine unterirdische Minierarbeit, durch eine unablässige Kleinkritik, den Kredit zu entziehen. Anscheinend hoffen sie auf diese Weise der Insolvenz zu entgehen. Aber sie täuschen sich, wenn sie meinen, daß dieser Kelch an der Sozialdemokratie vorübergehen werde. Alle Schuld rächt sich auf Erden und auch die Schuld, in die die Sozialdemokratie durch ihre allzu bereitwillige Unterwerfung unter die Dogmen einer Clique eingebildeter und anmaßender Theoretiker geraten ist, muß sich an ihr rächen.

Vor der Wahrheit gibt es auf die Dauer kein Entrinnen. Und die Wahrheit ist, daß die Sozialdemokratie ihr Haus auf Sand gebaut hat, daß die Theorie, die die Grundlage ihres Programms bildet, vor einer kritischen Prüfung nicht standzuhalten vermag. Dies muß offen ausgesprochen werden, auch auf die Gefahr hin, daß all die kleinmütigen und schwachen Geister den Glauben an das weitere Ziel der Sozialdemokratie verlieren sollten. Wer es nicht zu ertragen vermag, der Wahrheit ins Angesicht zu sehen, der wird nie ein guter Streiter im Kampfe für die soziale Befreiung sein. Ein Ausweg aus der jetzigen, fatalen Sackgasse muß gefunden werden, um so mehr, als dieser Ausweg so greifbar nahe liegt, daß man auf beide Augen blind sein muß, wenn man ihn nicht sollte finden können.

Von allen bedeutenden Denkern ist die Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag als Kern und Stern aller echten Sozialreform erkannt. Alle Bestrebungen, die eine wirkliche Reform bezwecken und nicht etwa nur eine bloße Verbesserung der Armen- und Wohltätigkeitsgesetzgebung darstellen, laufen darauf hinaus, den Lohn der Arbeit auf Kosten der arbeitslosen Einkommen, der Rente zu erhöhen. Dies ist der sichere und untrügliche Probierstein, der alles Blendwerk und Scheinreformen von wirklichen Verbesserungen unterscheidet. Unter diesem Banner können sich alle zusammenfinden, die eine rationelle Umgestaltung der Gesellschaftsordnung erstreben. Der revolutionärste Sozialist kann nicht mehr fordern, als daß jedem der volle und gerechte Lohn seiner Arbeit zuteil werde. Zugleich würde dieser Gedanke der Partei ein Argument in die Hand geben, das sich im Laufe der Zeit mit unwiderstehlicher Kraft die Anerkennung erzwingen würde. Niemand kann im Ernst die sittliche Berechtigung dieser Forderung leugnen. In diesem Zeichen und in diesem allein, kann die Sozialreform siegen.

Ethische Umbildung der Berufsvereine.

Von Dr. Immanuel Lewy.

Wenn man die Gesellschaftsgeschichte von großen entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten aus betrachtet, so ergeben sich eine Reihe von immer wiederkehrenden Massenerscheinungen, die man gemeiniglich als soziologische Gesetze anspricht. Eine dieser in zahllosen Einzelfällen und in den verschiedensten Wandlungen und Verschiebungen vorkommenden Massenerscheinungen ist das Gesetz der Zerteilung einer Einheitsfunktion in verschiedene Teilfunktionen. Ursprünglich war der Priester: Medizinmann, Lehrer, Künstler und Richter zugleich in einer Person. Erst allmählich trat eine Teilung der Gewalten ein, immer mehr emanzipierten sich die Einzelberufe von dem Mutterzentrum; aus einem Mutterberuf wuchsen gesonderte Tochter- und Enkelberufe hervor. So gliedert sich heute der Aerzteberuf in die verschiedensten Spezialberufe, so der Rechtsgelehrte und so der Kaufmann und Arbeiter. Sollte nicht da auch der Beruf des Sittenlehrers sich verästeln und spezialisieren? Der Sittenlehrer der früheren Zeit war der Priester, der Pfarrer, der Geistliche. Schon längst ist er nicht mehr der alleinige Sittenlehrer; neben ihn ist der Religionslehrer in der Schule getreten, daneben der ethische und pädagogische Schriftsteller. Aber hiermit hat die Funktionsteilung noch lange nicht ihr Ende erreicht; die Arbeitsteilung der sittlichen Erzieherarbeit muß immer weitergehen, und daß sie heute noch so wenig Arbeitsfelder und Arbeitskräfte darbietet, ist das beste Zeichen für die besondere Rückständigkeit gerade dieses doch so wichtigen Lebensgebietes. Es ist törichte Rückwärtserei, wenn man glaubt, daß der Pfarrerberuf von einst durch einen freieren, freireligiösen Prediger- und Erbauerberuf wird abgelöst werden. In der Gesellschaftsgeschichte lösen die Arbeiter sich nicht ab, sondern die Arbeitsberufe verzweigen sich immer mehr; sie differenzieren und individualisieren sich. Der große pädagogische Fehler einer erbauenden Moralpredigt liegt unseres Erachtens darin, daß sie nicht individuell genug gehalten ist, gehalten werden kann. Große interessieren sich nun einmal für andere Fragen als Kinder; Frauen, Männer, Kinder, Greise, junge Männer und junge Mädchen, Aerzte und Kaufleute, Offiziere und Arbeiter denken und fühlen so verschiedenartig, daß es unmöglich ist, ein aus den verschiedenen Elementen gemischtes Publikum durch einen für alle passenden sittlichen Lehrvortrag zu erheben und zu belehren. Nichts steht der Erziehung mehr im Wege als die Uniform. Die Erziehung bedarf der größten Individualisierung. Der Erzieher von heute soll eben nicht ein gemeinsames Glaubens- oder Sittlichkeitsschema, religiöse oder sittliche Abstraktionen, platte Allgemeinheiten allen bieten, sondern er soll jedem Individuum die Nahrung geben, die es gerade braucht, jedem das Seine. Aus diesem Grunde müssen alle Versuche zur ethischen Erbauung fehlschlagen, wenn sie vor einem gemischten Publikum gehalten werden. Wir brauchen heute sittliche Arbeitsteilung; Spezialisierung der Erziehertätigkeit. Wollen wir dem Volke sittliche Aufklärung und Belehrung zu Teil werden lassen, so müssen wir das Volk vorerst gruppieren in einzelne Klassen zusammengehöriger, zusammenstrebender und verwandt-gesinnter Elemente. Wir müssen das Volk da aufsuchen, wo es sich in Interessen- und Arbeitsverbänden zusammenschließt, und dort ethisch zu beeinflussen suchen. Kurz, wir meinen, eine moderne ethische Volkserziehung — wir sprechen hier von der Erziehung Erwachsener; für die Minderjährigen haben wir die Schule, der heute blos noch der Sittenlehrer fehlt — ist nur dann ersprießlich und wirksam, wenn wir die Berufsverbände für die Ethik gewinnen. Fast jeder Beruf hat sich heute schon zusammengeschlossen zu solchen Berufsvereinen. Es gibt Aerzte-, Rechtanwälte-, Fabrikanten-, Handlungsgehilfen-, Metallarbeiter-, Bibliothekare- usw. Verbände. Jeder Stand bedarf einer Standesethik, einer individuellen Berufsethik.

Die sittlichen Probleme und Konflikte des Kaufmanns sind andere als die des Arbeiters, des Arztes andere als die des Handwerkers, des Künstlers andere als die des Journalisten. Alle Berufe bedürfen einer ethischen Erziehung und Fortbildung von dem Tage, wo sie die Schule verlassen bis zum letzten Tage ihrer Arbeit. Leider ist in dieser Beziehung alles rückständig. Wir schlagen uns heute noch mit der Frage herum, ob eine ethische Erziehung eines Schülers ohne fremde, anderen, nichtethischen Gebieten entlehnte Begründung möglich sei oder nicht. Wenn man darüber noch disputiert, dann wird man vielleicht es auch nicht für möglich halten, einen Arzt auf seine ärztlichen Berufspflichten aufmerksam zu machen, ohne entsprechende metaphysische oder religiöse Hilfsvorstellungen als Stütze und Krücke zu benutzen. Doch hoffentlich sind die Berufsvereine verständiger. Liegt doch eine vernünftige ethische Erziehung ihrer Mitglieder in ihrem eigensten Interesse. Eine solche würde das Vertrauen der Einzelnen zu einander heben, den ganzen Beruf höher stellen, dem Einzelnen mehr Liebe, Freude und Abwechselung bei seiner Berufsübung mitgeben; er würde das Urteil klären, die Leidenschaftlichkeit mildern, die Nervosität und die damit verbundenen Aufregungen und Unannehmlichkeiten mehr einschränken. Er würde dem Beruf eine höhere Weihe geben, die krasse Selbstsucht etwas in den Hintergrund drängen, die feinsteren und edleren Triebe der Einzelnen wecken und mehr gegenseitiges Wohlwollen, mehr Verständnis und Nachsicht für die Schwächen des anderen hervorrufen und so dem Berufsleben ein menschenwürdigeres und unserer Gesittung mehr entsprechendes Aussehen verleihen. Neben der einseitigen Vorstellung des Nur-Verdienens, des rein intellektuellen Denkens und Ueberlegens würden auch noch andere Vorstellungen des Auch-dem-andern-Dienens, des ethischen Denkens und Ueberlegens in den Herzen der einzelnen Berufsmitglieder Platz greifen. Welche Fülle von Glück und Beglückung, welcher Reichtum von Wohlwollen und Hingabe hat nicht neben den Pflichten der Selbsterhaltung und der Freude an ihrer Betätigung im menschlichen Gemüte Platz! Würden wir nicht durch eine solche Arbeit die täglich wachsenden Kranken-, Irren- und Zuchthäuser etwas leerer machen und wäre das nicht eine ebenso nationale hochwichtige Angelegenheit, wie so manche anderen, wie der Kampf gegen Hottentotten u. dgl.?

Sittliche Umbildung der Berufsvereine. Soviel Berufsarten soviel Erzieher. Keine langweilige Erbauung durch allgemeine längstbekannte Redensarten, sondern praktische Spezialbeschäftigung mit den Berufsinteressen vom ethischen Standpunkte aus. Dies ist der wahre Weg zur Volkserziehung. Nicht eine neue Religion, nicht eine neue Metaphysik, nicht eine neue Abstraktion wird hier volkserzieherisch helfen, sondern Kleinarbeit, Spezialarbeit, Teilung der Erzieherberufe, Versittlichung der Berufsgenossenschaften. Ihr wollt bessere Zeitungen, bessere Kunst, bessere Arbeiter, bessere Fabrikanten, so geht und predigt nicht in großen Erbauungsstätten vor fast leeren Bänken in der alten Gewohnheit, sondern teilt eure Kräfte, spezialisiert eure Arbeit und tragt Ethik in die Berufsvereine. Dieses ist der Rat, den ich allen künftigen Theologen und ethischen Erbauern und Predigern geben kann.

Streiflichter.

Kaiser Wilhelm und Stead. Der vielzitierte Aufsatz des großen englischen Journalisten und Friedenskämpfers William T. Stead über Wilhelm II. erheischt ein ganz besonderes Interesse deswegen, weil man hier einmal erfährt, wie sich das Bild des Kaisers in dem Haupt eines intelligenten Engländers spiegelt. Stead hält eine ausdrückliche Feststellung und Begründung für erforderlich, um darzulegen, daß Wilhelm II. — der seit 18 Jahren krieglos regiert — mit all seiner Kraft den „Frieden zu erhalten" und den „Krieg zu vermeiden" wünscht; aus diesem Grunde nennt Stead ihn den „Friedenskaiser", der von einem fast schon bedenklichen (!) Fanatismus für den Frieden beseelt sei.

Uns Deutsche, die wir das Kaiserwort kennen:

„Ich wollte nur, der europäische Frieden läge allein in meiner Hand. Ich würde jedenfalls dafür sorgen, daß er niemals gestört werde —"

uns muten die Feststellungen des prächtigen alten Stead fast wie naive Binsenwahrheiten an. Wir kennen unsern Kaiser länger und genauer, als man es von einem Engländer billigerweise verlangen kann, und sein Wille zum Frieden ist uns nach seinen Worten und Taten längst über jeden Zweifel erhaben. Hat doch der Kaiser bereits im Jahre 1891, als Lord Salisbury ihm ein Memorandum über die ungeheuren Rüstungslasten Europas übermittelte, privatim seine Absicht geäußert, einen europäischen Kongreß einzuberufen, „um über praktische Maßnahmen zur Sicherung des Weltfriedens zu beraten." (Der schöne Plan scheiterte damals am Widerstande Frankreichs.)

Trotzdem ist Kaiser Wilhelm bis in die letzten Tage hinein nie müde geworden, der französischen Nation seine Sympathien bezw. sein Mitgefühl zu bezeugen und dadurch sehr wesentlich zur Annäherung und Aussöhnung beider Länder beizutragen. Jules Simon gegenüber nannte er 1890 „denjenigen einen Narren und Verbrecher, der es unternehmen wollte, diese beiden Völker in einen Krieg hineinzutreiben", und 1895 sprach er bei der Eröffnung des Nordostseekanals: „Im Frieden nur kann Welthandel sich entwickeln, im Frieden nur kann er gedeihen, und Frieden werden und wollen wir aufrechterhalten." — Oftmals wird die Frieden schaffende Solidarität der Kulturvölker in den kaiserlichen Reden betont; am deutlichsten wohl zu Cuxhaven, den 21. Juni 1904:

„Diese Solidarität geht unmerklich, aber unwiderstehlich in das Programm der Staatslenker über . . . . Dieser Solidarität verdankt es der Kaufmann, der Ackerer, wenn er in ruhiger Arbeit sich fortschreitend entwickeln kann. Denn er hat auf die Zukunft Vertrauen, und das ist die Hauptsache."

Und in Bremen hat Kaiser Wilhelm am 22. März 1905 sein Friedensprogramm umfassend klargelegt, als er sagte:

„Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen, sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon I., alle die großen Kriegshelden — im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen . . .;

Die Hohenzollern-Weltherrschaft soll nicht auf Eroberungen begründet sein durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen . . ."

Noch am 28. November 1905 erklärte der Kaiser am Schluß der Thronrede, es sei ihm „eine heilige Sache um den Frieden des deutschen Volkes."

Hiernach scheint also Kaiser Wilhelm — ganz im Sinne Steads — ein Friedenskaiser par excellence zu sein, und die Pacifisten aller Welt würden freudig dem zustimmen, wenn sich nicht — leider — ein schweres Bedenken erhöbe; so modern und fortgeschritten nämlich der Kaiser in der Abschätzung der Friedenswohltaten ist, so konservativ zeigt er sich in der **Methode**, durch die er zum Friedensziele zu gelangen hofft.

Man versteht ja unter dem Wörtchen „Friede" oft gar so grundverschiedene Begriffe! Der Militarist bezeichnet damit die mehr oder minder lange Waffenruhe zwischen zwei Kriegen, wobei als selbstverständlich gilt, daß später einmal die Kanonen und Bajonette wieder in Aktion treten werden. Man hofft also bei diesem System, den (wohlverstanden bewaffneten, durch Furcht und Drohung gewonnenen) „Frieden" auch „in diesem Jahre" zu „erhalten" und den Krieg in der gleichen Frist zu „vermeiden", und am nächsten 1. Januar „hofft" man das gleiche, nachdem inzwischen das Rüstungs-

bildet allerorten um ein Beträchtliches zugenommen hat, ohne natürlich die relative Machtziffer irgendwie und irgendwo zu ändern. — Der Pacifist dagegen strebt nach einem durch Erweiterung des Völkerrechts gesicherten Rechtszustand, der die waffenlose Entscheidung bedingt — nach Erkenntnis der Solidarität aller Kulturvölker und der Regelung ihres friedlichen Nebeneinanderlebens, wie sie auf der I. Haager Konferenz bereits verheißungsvoll angebahnt wurde. Diesen Zustand erst hält der Pacifist für würdig des Namens „Friede".

Während nun Kaiser Wilhelm, wie oben gezeigt, von der Solidarität der Kulturnationen durchdrungen ist, hält er, sich selbst widersprechend, zähe fest an der militärischen Methode, die den „Frieden" durch stetige Rüstungsvermehrung „sichern" zu können glaubt! In den meisten Reden des Kaisers, auch in mancher von den zitierten, finden wir den alten Gedanken wieder, daß nur der Friede sicher sei, „der hinter dem Schilde und unter dem Schwerte des deutschen Michel steht." Das trocken gehaltene Pulver und das scharf geschliffene Schwert sind noch heute in den Augen dieses „Durch-und-Durch-Soldaten" (wie Anatole France sagte) die idealste Methode zur Wahrung des Weltfriedens. Der Ruf: „Kaiser, werde modern!" ist also i. J. 1905 nicht umsonst erklungen!

In einer Zeit, wo die besten Geister sich gegen den kläglichen und verderblichen Wahn der Rüstungsüberbietung immer energischer zur Wehr setzen, ist ein Festhalten an der alten para-bellum-Methode schon wahrhaft anachronistisch geworden. Auf der II. Haager Konferenz wird eine Besprechung des Rüstungsproblems um so weniger zu vermeiden sein, als bereits auf der I. Konferenz (1899) die Vertreter der 26 Regierungen offiziell anerkannten, daß man „die Formel der Abrüstung suchen" müsse. Damit ist der schwierige Anfang gemacht, und das Problem wird nicht mehr von der internationalen Tagesordnung verschwinden.

Blamabel wäre es allerdings für Deutschlands Weltstellung, wenn es sich im Haag abermals durch Diplomaten wie den Grafen Münster vertreten ließe, der „Telephon und Telegraphen" für einen „Fluch" der Zivilisation, Schiedsgerichte aber für „Humbug" erklärte, oder wie v. Stengel, einen Schwärmer für den ewigen Krieg. Gab es doch 1899 im Haag einen kritischen Moment, wo man den ständigen Schiedshof ohne Deutschland und gegen Kaiser Wilhelms Widerstand schaffen wollte. Hoffen wir, daß die deutsche Regierung niemals mehr Anlaß zu einem ähnlichen Verhalten der Mächte geben wird. Nicht immer nämlich ist die „Verkennung deutscher Sinnesart" auf fremde Schuld zurückzuführen — ein Umstand, der jeden Patrioten mit wahrer Betrübnis erfüllen muß.

Nicht nur die Hand am Schwertknauf zu halten gilt es heute, sondern der Geist, der die mündig gewordenen Völker erfüllt, will mobilisiert werden, damit wir uns endlich jenem vom Kaiser erträumten „Weltreich" nähern, das auf „gegenseitigem Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen" beruht. Wenn Kaiser Wilhelm in modernem Sinne unser berufener Führer sein will zur Verwirklichung des Traumes, zur Erreichung des Zieles — dann erst, und dann in vollem Maße, wird ihm der Titel „Friedenskaiser" gebühren, den William Stead ihm heute schon zuerkennt.

* * *

Wie Deutschland Friedensliebe betätigt. Aus Newyork kamen Mitte April Nachrichten über den „immensen Andrang" zu dem von Carnegie geleiteten I. amerikanischen Friedenskongreß. Gleichzeitig aber las man, daß alle deutschen Gäste der kurz zuvor stattgehabten Carnegie-Feier zwar noch in Pittsburg seien, niemand von ihnen aber beim Friedenskongreß! Minister a. D. Möller hat sogar, seinem nationalliberalen Herzenszuge folgend, direkt geäußert, er könne die Zeit besser zum Studium der Pittsburger Universität benutzen, als zur Anhörung der Newyorker Friedensreden.

Da muß man wirklich, von allem andern absehend, fragen: Kann man sich ein diplomatisch ungeschickteres Verhalten von Vertretern Deutschlands überhaupt denken? — Man gibt den „Feinden" des Deutschen Reichs vorsätzlich alle Trümpfe in die Hand und tut dann hinterher sehr beleidigt, wenn das Ausland auf die „Religion der Kraft" hinweist, der die deutsche Regierung ausschließlich huldige. Man spricht offiziell in tönenden Worten und mit stetem Hinweis auf das trocken zu haltende Pulver von der deutschen Friedensliebe, vermeidet aber ängstlich den Anschein, als ob man für pacifistische Bestrebungen irgendwelches Interesse und Entgegenkommen übrig habe. Man erklärt mit naiver Offenheit, seine Zeit „besser benutzen" zu können und schreit dann dreimal Wehe über das „böse Ausland", das dem braven deutschen Michel so herb die Wahrheit sage!

Dieser negativen Betätigung steht jedoch auch eine positive gegenüber. Der deutsche Professor Münsterberg von der Harvard-Universität hielt nämlich auf dem Kongreß eine die Armee verherrlichende Rede und behauptete u. a., daß das Heer von Deutschland nicht als Bürde empfunden werde — eine Ansicht, der Carnegie unter dem Beifall der Versammlung energisch zu widersprechen sich veranlaßt sah.

Die Worte Münsterbergs erinnern an einen ganz ähnlichen Passus in der Rede des deutschen Delegierten Oberst Schwarzhoff, der auf der I. Haager Konferenz erklärte, Deutschland trage seine Rüstungslast mit Freuden, worauf er von Léon Bourgeois die treffende Belehrung hinnehmen mußte, daß es sich hierbei um höhere als rein nationale Gesichtspunkte, nämlich um internationale Kulturfragen, handle. —

Wenn das Duett Möller-Münsterberg als tonangebendes Vorspiel für das Verhalten Deutschlands auf der II. Haager Konferenz gelten darf, so hat jeder Ethiker und wahre Patriot Anlaß zu ernster Besorgnis, daß nicht abermals das Wort aus dem Londoner „Globe" recht behalte:

„Wenn der Kaiser findet, daß Mißtrauen vorwaltet, so würde er gut daran tun, die Ursache in den von ihm verfolgten diplomatischen Methoden zu suchen . . ."

Wir aber wollen, gemäß dem „Programm des ethischen Bundes" vom September 1896, danach streben: „den Militarismus auch innerlich zu überwinden; die Macht, die er auf die Gemüter ausübt, einzuschränken" sowie „dem Gewissen und der Vernunft zur Herrschaft zu verhelfen."

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Jahresbericht des internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften.

II. — Die Arbeit der Internationalen Union.

Das Jahr 1906 wird ein bemerkenswertes sein in den Annalen unserer Zentralorganisation, da, obgleich die Umstände die Abhaltung des geplanten Kongresses in 1906 verhinderten, die bei der Internationalen Konferenz in Eisenach (Juli 30. bis Juli 3.) erzielten Ergebnisse alle Erwartungen übertrafen.

Einladungen zu der Eisenacher Konferenz waren an die verschiedenen Landeszentralpunkte und an eine Anzahl von Freunden der Bewegung gesandt (im ganzen waren etwa fünfundfünfzig Personen eingeladen, darunter auch der Präsident der Duma) und das von den Eingeladenen bewiesene Interesse war höchst erfreulich. Leider war die Jahreszeit ungünstig, und dies besonders für Lehrer an Gymnasien und Universitäten, weshalb der Besuch verhältnismäßig gering war; sonst wären etwa vierzig Personen erschienen. Es waren vertreten: Oesterreich: Herr Wilhelm Börner; England: Dr. Coit, Miß Winterbottom und Mr. Spiller (als Vertreter der Moral Instruction League); Deutschland: Prof. Wilhelm Foerster, Frau Dr. Keidel, Dr. Kronenberg, Dr. Penzig und Dr. Pfungst; Japan: Prof. K. Yoshida; Vereinigte Staaten: Prof. Adler (Gründer der Ethischen Bewegung), Mr. Percival Chubb, Dr. John Lovejoy Elliott und Dr. Henry Moskowitz. Nach der Konferenz traf Prof. Adler in Paris die Leiter und Mitglieder der Union pour la Vérité.

Die verschiedenen Zentralstellen hatten Literaturbeiträge nebst ihren Prinzipien zur Verteilung an die Abgesandten geschickt. Die englische Moralunterrichts-Liga hatte ihre Bücher und Lehrpläne ausgestellt und auch zahlreiche andere kleinere Veröffentlichungen geschickt. Die Literatur des deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht wurde ebenfalls herumgereicht.

Prof. Adler präsidierte während der sämtlichen Sitzungen.

Die Konferenz wurde am 30. Juni abends mit einer Begrüßung der Versammelten durch Prof. Foerster eröffnet; dann hielt der Vorsitzende eine Einleitungsrede und der Schriftführer machte eine längere Mitteilung, die Botschaften umfaßte sowie eine Anzahl interessanter Antworten auf die folgende Frage: Was sind Ihrer Meinung nach in Ihrem Lande die wesentlichsten Hindernisse gegen eine schnelle Entwicklung der ethischen Bewegung und welche Faktoren würden eine schnelle Entwicklung begünstigen? Es fand während fast vier ganzen Sitzungen hindurch eine allgemeine Diskussion statt, die sich hauptsächlich auf die Grundsätze und Methoden der Bewegung bezog. Dann wurde die Beratung eines Statuts begonnen, und am Schlusse der fünften Sitzung wurden Komitees erwählt, um in der nächsten Sitzung über die Frage des moralischen Unterrichts zu berichten, sowie über die von Prof. Paul Desjardins angeregte Frage, eine Liste der mehr oder weniger hervorragenden Freunde der ethischen Bewegung aufzustellen, an die man sich in gewissen Fällen wenden könnte. In der sechsten Sitzung wurden die folgenden Resolutionen des Komitees für Moral-Unterricht angenommen:

a) Der Schriftführer soll einen Bericht über Moral-Unterricht abfassen, der eine Bibliographie enthalten und alles umfassen soll, was für Moral-Unterricht in zivilisierten Ländern getan wird.
b) Es soll ein Kongreß von Lehrern berufen werden, die in Moral-Unterricht tätig oder interessiert sind, um Ziele und Methoden zu besprechen.
c) Die Bildung von Moral-Unterricht-Verbänden soll in allen zivilisierten Ländern gefördert werden.
d) Das vorläufige Komitee soll dauernd ernannt werden und durch die Hinzuwahl von hervorragenden Personen in verschiedenen Ländern unterstützt werden.

Der Bericht des zweiten Komitees wurde ebenfalls angenommen und der Schriftführer wurde dementsprechend angewiesen, eine Liste aufzustellen. Ferner wurde beschlossen, einen Internationalen Kolonialen Kongreß zu berufen und etwas zu tun, um die ethischen Folgen aufzuklären, die infolge der Anwendung von Gewalt in Revolutionen entstehen. Ein weiterer, geringerer Punkt, der beschlossen wurde, war eine Broschüre auszuarbeiten, die unter anderem auch die mit der Internationalen Union zusammenhängenden Dokumente, wie das Züricher Manifest, enthalten soll. Die siebente Sitzung wurde dank der liebenswürdigen Vermittlung Prof. Foerster's in der herrlichen Lande der berühmten Wartburg abgehalten. Die Statuten wurden erledigt, ein Schritt von weitreichender Bedeutung, da die Anwesenden einstimmig und einmütig die folgenden allgemeinen und besonderen Ziele annahmen:

„Der allgemeine Zweck des Bundes ist die Geltendmachung der entscheidenden Wichtigkeit des ethischen Beweggrundes in allen Beziehungen des Lebens — den individuellen, sozialen, nationalen und internationalen — unabhängig von allen theologischen und metaphysischen Gesichtspunkten."

Im Einzelnen bezweckt der Bund:

a) seine Organisation zu einer innigeren Gemeinschaft der Gesinnung und der Wirksamkeit zu entwickeln;
b) das Entstehen ethischer Organisationen in allen Ländern zu fördern und zu unterstützen und die Einordnung der noch nicht beigetretenen ethischen Organisationen in den Bund zu fördern;
c) die Propaganda zu organisieren und ethische Vortragsreihen zu veranstalten;
d) geeignete Literatur zu veröffentlichen und zu verbreiten;
e) ethische Erziehung überhaupt und systematische Moral-Unterweisung im besonderen, unabhängig von theologischen und metaphysischen Voraussetzungen, zu fördern;
f) gemeinsame Betätigung bei internationalen Fragen, die zur ethischen Klärung aufrufen, zu fördern und zwar mit Hülfe von besonderen Kongressen und anderen Veranstaltungen;
g) eine internationale ethische Bibliothek zu unterhalten;
h) andere Zwecke zu fördern, welche mit dem allgemeinen Ziel des Bundes übereinstimmend sind.

Die weiteren wesentlichen Punkte in den Statuten waren: die Wahl eines Vorstandes (Prof. Adler, Dr. Coit, Prof. Foerster, Dr. Penzig und Dr. Pfungst); die Wahl eines Generalkomitees durch die verschiedenen Landeszentralen; die Erhebung eines geringen Beitrages von einem Groschen von jedem Mitglied der Nationalen Organisationen. Die letzte Sitzung schloß mit einigen Abschiedsworten von allen Anwesenden und dem herzlichsten Dank an den Vorsitzenden. Am selben Abend fand eine gut besuchte öffentliche Versammlung statt, die die Konferenz schloß und in der Prof. Adler, Prof. Foerster und Dr. Penzig Ansprachen hielten.

Der Vorstand kam noch einmal vor dem Auseinandergehen zusammen und erwählte Dr. Arthur Pfungst zum Ehrenschatzmeister und Herrn Gustav Spiller zum Generalsekretär. Es wurde auch bekannt gegeben, daß 6000 Mark für die Jahresausgaben der Union versprochen worden waren, und es wurde beschlossen, daß das Sekretariat für einige Zeit sich in Berlin befinden sollte.

Der Raum gestattet uns hier nur kurz auf das Ergebnis der Konferenzen einzugehen. Die Statuten sind durch alle Landesverbände — Deutschland, England, Frankreich, Oesterreich, Schweiz und Vereinigte Staaten — angenommen. Die folgenden Herren wurden zu Mitgliedern des Generalkomitees erwählt: Oesterreich: Herr Wilhelm Börner; England: Mr. Charles F. Cooper, Dr. John Oakesmith und Mr. Hugh H. Quilter; Frankreich: Prof. Paul Desjardins; Deutschland: Prof. Wilhelm Foerster und Dr. Penzig; Schweiz: Prof. August Forel. Die Vereinigten Staaten haben ihren Vertreter noch nicht ernannt. Der Vorstand hat Prof. Paul Desjardins kooptiert; er gewann auch Prof. Foerster dafür, den Vorsitz zu übernehmen. Der Generalsekretär hat jede Woche Besprechungen mit ihm. Das Generalkomitee hat einstimmig Prof. Adler zum Vorsitzenden der Internationalen Union erwählt.

Die Zentralstelle kann daher nun ohne Störung vorgehen, da die Organisation so vollständig als nötig ist. Wenn die finanzielle Unterstützung genügend bleibt, hofft man, daß die Aussichten auf Befestigung und Ausdehnung der Bewegung sehr erfreulich sein werden.

Das durch die Eisenacher Konferenz entworfene Programm wird allmählich erledigt, obschon es noch zu früh ist, Näheres über die getanen Schritte über:

a) die Kolonial-Konferenz,
b) die Behandlung der Frage über das ethische Verhalten Revolutionen gegenüber zu berichten.
c) Der Bericht über den Moral-Unterricht wird wahrscheinlich etwa Ende April beendet sein und wird auch den Moral-Unterricht mit Bezug auf den Religionsunterricht der verschiedenen Konfessionen und die größere Frage der Moralerziehung berühren. Die Bibliographie wird etwa 500 Titel umfassen. Alle anderen Anregungen des Komitees für Moral-Unterricht werden ebenfalls bearbeitet und sind definitive Resultate von einigem Wert im nächsten Jahre zu erwarten.
d) Eine Liste der gesamten einschlägigen Literatur der verschiedenen ethischen Gesellschaften ist gedruckt worden und wird von den einzelnen Verbänden an jedes Mitglied der ethischen Gesellschaft gesandt werden.
e) Es ist beschlossen worden, daß eine Anzahl Vereine, Redner und Freunde der Bewegung — im Ganzen etwa dreißig — zu weniger als dem halben Preise die gesamte laufende Literatur erhalten sollen, die von den ethischen Zentralstellen veröffentlicht worden sind, ausschließlich Bücher und Veröffentlichungen im Heimatlande des Abonnenten.
f) Der Plan der Herstellung einer Internationalen Ethischen Bibliothek ist nicht fallen gelassen; etwa 200 Bände über Moral-Unterricht sowie andere Literatur der Bewegung sind bereits gesammelt worden. Eines der hauptsächlichsten Ziele wird es sein, in den internationalen Archiven einen vollständigen Satz der in Verbindung mit der ethischen Bewegung erschienenen Veröffentlichungen zu bilden, und die Landeszentren werden ermutigt werden, solche Sätze zum Gebrauch für Redner und andere zu besitzen.
g) Die Liste der Anhänger, die durch ihre Stellung unsere Bewegung fördern könnten, hat leider infolge Zeitmangels noch nicht aufgestellt werden können.
h) Der Generalsekretär hat seine Sprechstunden, dank dem Entgegenkommen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Donnerstag von 10 bis 12, Unter den Linden 16 III, Berlin und hat Besucher aus Amerika, England und Deutschland empfangen.

Am Schlusse des Berichtes bittet das General-Sekretariat den verschiedenen Schriftführern und allen, die das Sekretariat bei der Arbeit unterstützt haben, den herzlichsten Dank aussprechen zu dürfen. Ohne solche tatkräftige Sympathie von Seiten der Schriftführer, Leiter, Mitglieder oder Komitees und vieler anderer würde das Internationale Sekretariat gelähmt sein. Mit Hilfe solcher Unterstützung wird keine Aufgabe zu groß oder zu schwierig sein. Gustav Spiller, General-Sekretär.

(Schluß folgt).

Bücherschau.

Der Weg der Menschheit. Von Conrad Alberti. I. Band. Von Osiris bis Paulus. 2. Aufl. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52.

Der unvergeßliche Volksschul-Pädagoge Friedrich Dittes sagt einmal: „Die Volksschule benutzt in allen Zweigen des Unterrichts die besten Elemente aus dem Kulturschatze der Nation und der Menschheit. Warum sollte sie auf religiösem Gebiete ein anderes Verfahren einschlagen? Nicht aus Katechismen und Bekenntnisschriften, sondern aus religiösen Quellenschriften hat die Volksschule ihren religiösen Bildungsstoff zu entlehnen. Sie soll ja nicht Katholiken, Lutheraner, Calvinisten, Juden usw., sondern Menschen bilden, die frei von Sektengeist das Gute und Wahre überall freudig begrüßen. . . . Man sollte diese Quellenschriften in einem Religionsbuche zusammenstellen, welches das Schönste aus allen welthistorischen Religionsurkunden zu enthalten hätte, also (neben Geeignetem aus dem Alten und Neuen Testament) eine Blumenlese aus dem Zendavesta, den Vedas, der brahmanischen und buddhistischen Literatur, Aussprüche des Laotse, des Confucius, Stellen aus dem Koran usw. Das wäre dann ein lebendiger Schatz der edelsten Bildungsstoffe, zugleich ein redendes Denkmal der religiösen Kulturentwicklung der Menschheit und also ein Hilfsmittel zur Einführung in die Kulturgeschichte." — Als ich das Werk Conrad Alberti's in die Hand nahm, hoffte ich die endliche Erfüllung dieses frommen Wunsches, der zurzeit immer dringender, leider aber auch viel weniger aussichtsreich geworden ist, vor mir zu haben. In dieser Erwartung sehe ich mich nun ein wenig getäuscht. Zwar ist der Anfang vielversprechend. In schöner Auswahl und mit taktvollem Geschick wird uns das Wichtigste aus den religiösen Quellschriften von Aegypten, Indien, Babylon, Persien, China, auch aus dem Schatze des alten Israel geboten; der begleitende Text ist auf das Notwendigste beschränkt und durchweg mit guter Sachkenntnis geschrieben, wenn auch hier über manche religionsgeschichtliche Auffassung gestritten werden könnte. Leider ist aber in der zweiten Hälfte des starken Bandes diese Grundtendenz verlassen worden, zum mindesten in den Kapiteln über die Hellenen, Rom, und auch wohl bei den Germanen. Hier überwiegt völlig die kultur- und sittengeschichtliche Schilderung, allerdings auch an der Hand der Quellen; wer aber hier religionsgeschichtliche Belehrung sucht, kommt kaum auf seine Kosten. Ob nun der Verfasser selbst seinen ursprünglichen Plan geändert hat, oder ob nur mein dringender Wunsch nach einem solchen allen leicht zugänglichen religiösen Quellenbuche diese Absicht bei ihm voraussetzte — bedauerlich ist es in jedem Falle, daß eine Ungleichmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes eingetreten ist. Wer möchte hier historische Abschnitte aus Herodes Thukydides, Demosthenes Reden und Anekdoten Plutarchs suchen, anstelle Hesiods z. B., der überhaupt nicht vertreten ist! Wo bleiben die Mythen, die orphischen Kosmogonien (wenn auch nur in Rekonstruktionen), wo Pindar? Und ebenso stiefmütterlich ist die römische Mythologie behandelt — vielmehr gar nicht behandelt! Was soll uns der Bericht Plutarchs über Cäsars Ermordung, Juvenal's Satiren und des Tacitus Bericht über die Ermordung der Messalina? Zugegeben, daß die unmittelbaren religionsgeschichtlichen Quellen nur sehr spärlich fließen (doch wäre wohl selbst das Corpus inscriptionum nicht ganz ohne Ausbeute!), so hat doch die religionsgeschichtliche Forschung, die intensive Bearbeitung der Staats- und Privataltertümer, des Sakral- und Kalenderwesens so reichliches Material zutage gefördert, daß man von der Unmöglichkeit einer anschaulichen Darstellung der römischen Mythologie nicht sprechen kann. Dasselbe gilt — mutatis mutandis — von der germanischen Mythologie.

Der verdienstvolle Herausgeber möge diese Ausstellungen nicht falsch deuten. Sie richten sich nicht so sehr gegen das, was er bringt, als sie Wünsche bedeuten, was er uns bringen möchte. Aber auch in der vorliegenden Form (es sind uns glücklicherweise ja noch weitere Bände in Aussicht gestellt) ist das Werk für jeden, der religions- und kulturgeschichtlichen Unterricht erteilt, sehr wertvoll und darf dem Ethiker warm empfohlen werden.

-ns-

* * *

Ueber die **„Stellung und Tätigkeit des Richters"** hat in Heft 2 der von der Gehestiftung zu Dresden herausgegebenen Neuen Zeit und Streitfragen (Verlag von Zahn und Jaensch) der bekannte Oberbürgermeister von Frankfurt am Main **Dr. Adickes**, dem wir auf kommunalem Gebiete eine Anzahl hervorragendster und Segen bringender Einrichtungen verdanken, das Wort genommen zur Wiedergabe eines Vortrags, welchen er in der genannten Gesellschaft am 27. Oktober 1906 gehalten hat. Dr. Adickes ist ein so tief im praktischen Leben wurzelnder Publizist, daß man von ihm nur wirklich nutzbringende Offenbarungen erwarten darf. So greift er auch im vorliegenden Falle den Stier bei den Hörnern, indem er zur Abhilfe der Mängel in der Rechtsprechung einer Entlastung des Richterstandes vor allem, was mit jener nicht in engstem Zusammenhang steht, das Wort redet und die Forderung aufstellt, daß als Richter von vornherein lediglich Leute von reicherer Erfahrung berufen werden, sowie daß das Richtertum keine Karriere mehr sei, in die man einfach auf Grund eines Examens hineintritt, schließlich noch, daß unsere Richter durch Reisen nach anderen Gerichtsorten Fühlung mit dem Lande und dem Volke gewinnen. Das sind goldene Worte. Und wenn Herr Dr. Adickes sie vor allem auch auf die Tätigkeit unserer Untersuchungsrichter anwenden wollte, würde er einem weitverbreiteten Gefühle im Volke Ausdruck verleihen. Ein ander Ding ist es mit seinem Vorschlag, die Zahl der Richter in den jeweiligen Kollegien zu beschränken. Hier wird er nicht allenthalben Zustimmung finden, ebenso bei der Forderung der Verringerung der Instanzen. Mit Vorsicht ist endlich der Gedanke aufzunehmen, einen Teil unserer Richter dem mitten im Leben stehenden Anwaltstande zu entnehmen, solange der letztere sich nicht frei macht von allzu spekulativ veranlagten Elementen. Jeder wahrhaft Einsichtige wird sich die Worte von der „Unbestechlichkeit und Pflichttreue, intellektuellen Schulung und hohen wissenschaftlichen Bildung unseres Beamtenstandes" gern zu eigen machen; daran ändert aber die bedauerliche Tatsache nichts, daß wir eine vom Vertrauen des Volkes getragenen Rechtspflege heute fast weniger wie zuvor seit Gründung des Reiches besitzen. Scheint doch, ob vielbeschäftigt oder nicht, bei manchem unserer Richter das Empfinden für eine Strafjustiz größer zu sein als für ein Strafrecht. Und angesichts dessen muß die Forderung nach einem eingehenderen und verständnisvolleren Studium z. B. der Franz von Liszt'schen Lehren, soweit sie anthropologischen und soziologischen Inhalts, zum mindesten ebenso wichtig erscheinen wie die Bereicherung und Ausdehnung des volkswirtschaftlichen Wissens. Es tun uns Menschen not, die mehr Richter als Juristen sind.

Karl Weindel.

Vermischtes.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen, ist der Zweck der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, einer 1902 gegründeten rechtsfähigen gemeinnützigen Stiftung, die ihr Ziel verfolgt, soweit die deutsche Zunge klingt; Sitz der Stiftung ist Hamburg-Großborstel. Sie sucht ihr Ziel einmal zu erreichen durch Ankauf größerer Auflagen schon gedruckter Werke und ihre Verteilung an ländliche Volksbibliotheken — daneben auch durch Herstellung, Verteilung und Verkauf eigener billiger Buchausgaben in schöner Ausstattung. Schon im Jahre 1903/04 fand die erste Bücherverteilung an ländliche Volksbibliotheken statt: es wurden damals 18000 Werke verteilt. 1905 betrug die Anzahl der verteilten Werke bereits 24000, 1906 33000, sodaß bisher insgesamt 75000 Werke ländlichen Volksbibliotheken zugewandt wurden. An eigenen Ausgaben hat die Stiftung, deren Organisation übrigens alle privaten Erwerbsinteressen ausschließt, bis jetzt 21 Bände der „Hausbücherei", 12 Hefte der „Volksbücher" und das „Schillerbuch" gedruckt. Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Die Stiftung beschränkt ihre Tätigkeit nicht auf das Deutsche Reich, sondern berücksichtigt auch Oesterreich, die Schweiz und das Ausland, wo Deutsche wohnen. Ihr eisernes Kapital betrug Ende 1906 erst 11039,07 Mark; ihr gesamter Jahreshaushalt in Einnahme wie in Ausgabe dagegen im Jahre 1906 etwa je 72500 Mark. Sie befindet sich also in lebhaft aufsteigender Entwickelung: ist doch der ihr zu Grunde liegende Gedanke von größter nationaler und kultureller Bedeutung, und wird doch bei seiner Ausführung trotz denkbarster Vorsicht mit nimmermüder Energie vorgegangen. Es ist um so mehr zu bedauern, daß der Stiftung wirklich große Summen bisher noch nicht zugeflossen sind. Ihre ganze Tätigkeit baut sich vielmehr neben ihrem Bücherverkauf auf bescheidenen Jahresbeiträgen (der kleinste beträgt nur 2 Mark) auf, wofür noch als Gegenleistung ein Band der „Hausbücherei" geliefert wird. Nähere Auskunft erteilt der Generalsekretär der Stiftung, Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel. Die Drucksachen werden von ihrer Kanzlei ebendort stets gern unentgeltlich übersandt.

* * *

Der „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung" hat sich, um reger und zielbewußter als bisher vorwärts gehen zu können, als selbständiger Verein konstituiert. Vorträge, Versammlungen, Einrichtung einer Sprechstunde mit unentgeltlicher Raterteilung in allem, was die neue Tracht angeht, Ausstattungen und vor allem Eröffnung eines Lehrkursus für Anatomie, Hygiene, Farbenlehre, sollen die gute Sache fördern helfen. Beitrittserklärungen nimmt Frau Hermine Wedel, Kyffhäuserstr. 2 entgegen. (Jahresbeitrag Mk. 4.—.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Donnerstag, den 2. Mai, 8¼ Uhr abends, Unter den Linden 16,III. Lese- und Diskussionsabend unter Leitung von Professor Dr. Bruno Meyer: „Rousseau, Gesellschaftsvertrag.“ (Reclam 1769/70). Gäste willkommen. Eintritt frei.

Mittwoch, den 8. Mai, (Saal 109 des städt. Rathauses, Eingang Jüdenstraße.) Frau H. v. Willemoes: „Der Sinn des Leides.“ Diskussion in Form von Fragestellung. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Besondere Einladungen gehen den Mitgliedern nicht zu!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das **alkoholfreie Erholungsheim** des Vereins **„Jugendschutz“-Berlin,** das derselbe auf schön bewaldeter Höhe in **Neuzelle** bei Frankfurt a. O. errichtet hat, ist für weniger bemittelte Damen und junge Mädchen bestimmt, die bei einfachem Landleben Blutarmut verlieren und kräftige Gesundheit wieder erlangen wollen.

Meldungen sind an die 1. Vorsitzende des Vereins, Frau **Bieber-Boehm, C. Berlin,** Kaiser Wilhelmstr. 39 zu richten.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags der grünen Blätter in Mainberg über die **Blätter zur Pflege persönlichen Lebens von Dr. Johannes Müller** bei, den niemand ungelesen lassen sollte. Es ist ein Versuch, die wenigen unter den vielen zu finden, die das innerste Problem des Menschen beschäftigt, weil sie es erleben und erleiden, die darüber im Klaren sind, daß es unter allen Umständen, und zwar nicht bloß theoretisch, sondern vor allem praktisch gelöst werden muß, weil in ihm die Lösung aller uns quälenden Fragen und eine künftige wirkliche Kultur der Menschheit beschlossen liegt.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir [illegible] eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren können, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt. Die Redaktion.

Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. Von C. Schaarschmidt. Leipzig. 1907. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Geh. 4,40 Mk., gebd. 5,40 Mk.

Herders und Kants Aesthetik. Von Günther Jacoby. Leipzig. 1907. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Geh. 5,40 Mk., gebd. 6,30 Mk.

Psalmen des Westens. Aus dem Englischen frei übertragen von ***. Berlin. 1907. Verlag von Karl Curtius. Geh. 2. Mk., kart. 2,50 Mk., gebd. 3,20 Mk.

Religion und Sittlichkeit. Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphilosophie von Hermann Cohen. Berlin. 1907. Verlag von M. Poppelauer. Mk. 1,20.

Lösung der sozialen Fragen durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Band I der „Gesammelten Schriften“ von Dr. Konr. Küster. Berlin. 1907. Verlag von J. Harrwitz Nchf., G. m. b. H. Geh. 1,50 Mk., gebd. 2 Mk.

Das Leben Jesu. Von Hegel. Herausgegeben von Dr. Herman Nohl. Tübingen. 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. 1,50 Mk.

Der Geist des Christentums und sein Schicksal. Von Hegel. Herausgegeben von Dr Herman Nohl. Tübingen. 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. 3.— Mk.

Die im Deutschen Reiche erlassenen Vorschriften über Benutzung und über Beschaffenheit von Wohnungen. Bearbeitet und herausgegeben von W. v. Kalckstein, Hauptmann a. D. Bremen. 1907. Verlag von Gustav Winter.

Das Weibwesen. Eine Kulturstudie von Dr. Adolf Harpf. Verlag der „Ostara,“ Rodaun bei Wien. 0,70 Mk.

Die Autonome Fabrik. Ein Versuch zur Lösung des Problems der Gewinnbeteiligung industrieller Arbeiter. Von Jacob H. Epstein. Dresden. 1907. Verlag von O. V. Böhmert. 2.— Mk.

Zur Frage der Berufsvormundschaft. Bericht über die erste Beratung deutscher Berufsvormünder zu Frankfurt a. M., erstattet vom ständigen Ausschuß. Dresden 1906. Verlag von O. V. Böhmert. 2,40 Mk.

The Religion of Duty. By Felix Adler. New York. 1905. Mc Clure, Phillips & Co.

The Essentials of Spirituality. By Felix Adler. New York. 1905. James Pott & Co.

Albert Kalthoff, Zukunftsideale. Nachgelassene Predigten mit einer Lebensskizze von Friedrich Steudel. Jena. 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 4 Mk., gebd. 5 Mk.

Gegen den Zentrumssturm. Politische Betrachtung von Franz Rolf. Frankfurt a. M. 1907. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. — 30 Pf.

Straßburger Phantasie über deutsche Kultur. Von Rich. Fuchs. Olvenstedt-Magdeburg. 1906. Selbstverlag des Verfassers.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 2: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 3. Aufl. Band 106: Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Dr. Robert Wilbrandt. Band 133: Das Weltproblem vom positivistischem Standpunkte aus. Von Josef Petzoldt. Leipzig-Berlin. 1906. Verlag von B. G. Teubner. Jeder Band 1,25 Mk.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur“, die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20** Mk. zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Weber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Mai 1907.	Nr. 10.

Inhalt:

Regierungsaufsicht und Selbstverwaltung.

Zusammenstöße städtischer Selbstverwaltungskörper mit staatlichen Aufsichtsbehörden mehren sich, wie mir scheinen will, in den letzten Jahren bedenklich. Zur Erklärung dieser Erscheinung ist es mindestens nicht nötig, anzunehmen, daß von oben rückwärts gebremst, von unten vorwärts gedrängt würde. Auch ohne solche Annahme muß die immer wachsende Einarbeitung kommunaler Körperschaften in die Beschäftigung mit zumeist wohl wirtschaftlichen, aber doch auch oft staatlichen und politischen Fragen und Aufgaben (Schule, Verkehrswesen, Versicherungswesen, Wohnungspolitik u. a.) Reibungen mit einer Regierung hervorrufen, die offenbar nicht im geringsten gewillt ist, von ihren sogenannten Aufsichtsbefugnissen und Hoheitsrechten irgend etwas preis zu geben.

Im kommenden Jahre könnte die städtische Selbstverwaltung ihr hundertjähriges Jubiläum feiern — wenn es nur etwas zu feiern gäbe! Aber auch der größte Optimist wird nicht behaupten wollen, daß seit den Festsetzungen des Freiherrn von Stein im November 1808 und den Städteordnungen der 50er Jahre eine wesentliche Erweiterung der Rechte des Bürgers gerade dem patriarchalischen Aufsichtsrecht der Staatsbehörden gegenüber eingetreten sei. Freilich — man feiert ja auch Hundertjährige um der einfachen Tatsache willen, daß sie noch nicht aus Entkräftung und Altersschwäche gestorben sind. —

Immerhin hat sich manches geändert. Man begreift ohne Schwierigkeit, daß die Regierungen vom Anfang des vorigen Jahrhunderts vor dem Sprung in's Dunkle, wie ihnen die Heranziehung des „beschränkten Untertanenverstandes" zu Verwaltungszwecken und zu einer noch so vorsichtig eingeengten Teilnahme an staatlichen Hoheitsrechten erscheinen mußte, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln trafen, treffen mußten, um nicht das Wohl der kleineren Gemeinschaftskörper der Willkür von herrschenden Cliquen und kurzsichtigen Interessenten auszuliefern. Diese Gefahr mag heute noch in einzelnen winzigen und entlegenen Gemeinden hie und da bestehen: daß aber die Intelligenz unserer heutigen Mittel- und Großstädte der Aufgabe, die Wohlfahrt ihrer Mitbürger durch eine weitsichtige, gerechte und humane Kommunalpolitik zu sichern, mindestens ebensogut genügt hat, als die Staatsbehörden selbst, bedarf wahrlich keiner ausführlichen Beweisführung mehr. Ja, die bürgerliche Selbstverwaltung ist vielfach die Hochschule geworden, aus der sich selbst die Staatsregierung gelegentlich, wenn die „zum Herrschen prädestinierten" Klassen und Stände versagten, die geeigneten Träger höchster Staatsämter hat wählen müssen.

Um so mittelalterlicher mutet die bureaukratische Gepflogenheit an, diese selben Gemeindekörperschaften, aus denen der Minister von morgen hervorgehen kann, gelegentlich und auf besonderen Gebieten als durchaus vormundschaftsbedürftig und strenger Aufsicht dringend benötigt hinzustellen.

Die letzten Fälle solcher Konflikte sind noch in aller Erinnerung und fast jede Woche sorgt wieder dafür, daß hier oder dort einer wohlerwogenen Wahl die staatliche Bestätigung versagt wird, daß Kindergärten wegen angeblicher Gefährdung des Staatswohls geschlossen werden, die Genehmigung von Anleihen, Ortsstatuten 2c. aus „höheren Gründen" versagt bleibt u. dergl. mehr.

Es ist eine der leichtesten Aufgaben volkstümlicher Beredsamkeit, in allen ähnlichen Fällen die Entrüstung der Massen gegen solche — leider fast immer erfolgreiche — Vergewaltigungspolitik der Regierung aufzupeitschen. Man braucht nur (ohne gerade den Tatsachen Gewalt anzutun) auf der einen Seite eine Anzahl im öffentlichen, unentgeltlichen Dienst bewährter Männer von unantastbarer Ehre, tüchtiger Kenntnis des praktischen Lebens und seiner Bedürfnisse, entschiedenem Sachverständnis und unzweifelhaftem Gemeinsinn aufmarschieren zu lassen, die eine gemeinnützige Maßregel befürworten — und auf die andere Seite den noch verhältnismäßig jugendlichen Regierungsbeamten zu stellen, der seine „Carrière", vielleicht zwar nicht seinen überwältigend guten Befähigungsnoten, aber seiner guten Familie, seinen Korpsbekanntschaften, Schwiegereltern, seiner Regiments-

kameradschaft, und allerhand Protektion verdankt. Und wenn man nun sieht, wie er kraft der ihm anvertrauten amtlichen Befugnisse das Lebenswerk jener Männer mit einem Federstriche vernichten kann, dann ist die ehrliche und gerechte Entrüstung da. — Das kommt vor. Leider. — Aber es mag nicht das Typische sein. Auch an den grünen Regierungstischen sitzen oft genug erprobte, weißhaarige Männer von voller Ueberzeugungstreue und möglichster Sachkenntnis. Und unmöglich ist es andrerseits nicht, daß die Volksgunst einmal Männer auf das Schild hob, die ohne Rücksicht auf das Mögliche ihre Träume zu rasch zur Verwirklichung zu bringen suchten.

Wie ist da zu helfen? Antwort: Man muß endlich anfangen, das bureaukratische Schema zu verlassen, und statt zu schematisieren individualisieren. Mit Städten wie mit Menschen. Naumann sagt einmal: „Die nur durch Takt und Sachkunde zu lösende Aufgabe ist, den Staat zum Dränger der lässigen Gemeinden, aber nicht zum Unterdrücker der eifrigen Gemeinden werden zu lassen. Von den lässigen Gemeinden hat er ein Minimalmaß zu fordern. Wo dieses erreicht ist, beginnt die kommunale Freiheit.“

Leider ist dies noch ein frommer Wunsch. Genau wie der andere, daß sich der Staat nach Persönlichkeiten umsehe, oben, an seinen Regierungstischen, wie unten in der Bürgerschaft. Weder „korrekte Beamte,“ noch „zuverlässige Untertanen“ sind die wahren Staatsstützen.

Der Zwiespalt zwischen Regierungsaufsicht und Selbstverwaltung löst sich mit dem Augenblicke, wo endlich einmal oben erkannt wird:

Aufsicht braucht der Sklave; der Bürger — Vertrauen.

R. P.

Der Handlungsgehilfe als Persönlichkeit.

Von Hans Sachs (München).

In München finden augenblicklich Verhandlungen wegen Einführung völliger Sonntagsruhe im Handelsgewerbe statt, und da man sich ehrlich bemüht, etwas Gutes zu schaffen, wird wahrscheinlich die Bewegung einen günstigen Erfolg haben. Man muß das Vorgehen Münchens meiner Ansicht nach nicht mit demselben Maße messen, wie es bei andern Städten geschah. In keiner andern Stadt sind so viele der Gründe, die immer gegen die Sonntagsruhe angeführt werden, in Frage gekommen, wie gerade in München; es wird kaum eine Stadt geben, die gleichzeitig so starken internationalen wie ländlichen Verkehr hat; es wird vor Allem keine große Stadt geben, in der im Bürgertum der Mittelstand, also die Klein-Kaufmannschaft, so vorwiegend vertreten ist. Daß trotz aller dieser Hindernisse die Sonntagsruhe so gut wie bestimmt eingeführt wird, und zwar ohne wesentlichen Widerstand aus den Kreisen der Geschäftsinhaber, beweist schlagend, daß eine allgemeine Sonntagsruhe in Deutschland möglich geworden ist!

Nun wird es vielfach so dargestellt, als ob es den Gehilfen nur daran läge, diese Stunden aus Gründen der Erholung für sich zu gewinnen, und dagegen geltend gemacht, daß die übrige freie Zeit hierzu völlig genüge. Gewiß wird dieser Punkt für viele das Wesentlichste sein. Aber die Forderung würde nicht so allgemein und so stark auftreten, wenn nicht noch ein anderer Grund mitspräche. Es ist die Sehnsucht nach Entwickelung der Persönlichkeit. Die Gehilfen früherer Zeiten konnten ihre Gehilfenstellung als eine mehr oder weniger kurze Übergangszeit zur Prinzipalswürde betrachten. In dieser Lage sind jedoch in unserer Zeit die meisten Gehilfen nicht. Es ist dies ein Vorgang, der sich überall abspielt; überall bei Arbeitern, bei Künstlern oder Wissenschaftlern sehen wir, wie ein Teil sucht, sich sozial selbständig zu machen und dabei zu Grunde geht, während ein anderer Teil es vorzieht, in abhängiger Stelle zu bleiben, und nur ganz wenigen gelingt es, sich eine unabhängige angesehene Stellung zu schaffen. Es ist natürlich, daß bei den Leuten, die ohne Aussicht auf spätere Selbständigkeit leben, diese Sehnsucht nach Eigenheit viel stärker zum Ausdruck kommt, als bei denen, die diese Aussicht haben. Diese Sehnsucht hat zunächst die Folge gehabt, daß sich Gehilfen, Arbeiter 2c. darauf besannen, daß sie Gehilfen usw. waren. Mit anderen Worten, sie empfanden die Notwendigkeit, ihre Abhängigkeit, die sie bis jetzt selbst verachteten und über die sie sich hinweg zu täuschen suchten, als Beruf anzusehen, und aus dieser Selbstbesinnung, die natürlich, wie stets bei Massen, unvollkommen sein wird, wächst gleichzeitig der Beginn der Selbstbesinnung des Einzelnen hervor.

Die Forderung nach Sonntagsruhe ist nur eine kleine einzelne Erscheinung, die diese Entwickelung nach sich ziehen mußte, aber sie muß als die Grundlage der ganzen weiteren Bewegung betrachtet werden. Es ist unumgänglich zur Entwickelung eines Menschen nötig, daß er Zeit habe, völlig nach eigenem Willen wenigstens eine bestimmte natürlich abgegrenzte Zeit hindurch zu handeln. Nur besteht die Entwickelung des Einzelmenschen allerdings nicht im Erweitern des äußeren wissenschaftlichen Gesichtskreises, sondern die Entwickelung ist etwas Unbewußtes, ebenso geht diese Entwickelung natürlich auch während der Arbeitstage vor sich. Aber es handelt sich nicht so sehr um die Entwickelung selbst, als vielmehr um die Gelegenheit, diese Entwickelung in Kraft treten zu lassen. Mag ein Mensch noch so sehr an seinem Beruf hängen: der äußere Beruf ist beschränkt und ist abhängig von den augenblicklichen Verhältnissen, so daß der Gedanke eines völligen Aufgehens im Berufe nur auf Selbsttäuschung hinausläuft.

Und hier ist es nun die Sonntagsruhe, die wenigstens etwas helfen soll. Zwar ist es schmerzlich, daß ein Mensch gezwungen sein soll, dieses Bedürfnis nach innerer Sammlung nach dem Gesetze zu wählen, aber unter den augenblicklichen Verhältnissen bleibt nichts anderes übrig. Aber mit dieser Sonntagsruhe soll nicht alles getan sein. Wenn ein Mensch gezwungen ist, die ganze Woche in dem Bewußtsein seiner Abhängigkeit zu leben, so ist diese Freiheit nur ein recht klägliches Besänftigungspulver! Man sehe sich nur einmal diese Sonntagsurlauber an ihrem Göttertage genauer an; man fühlt förmlich, wie sie ununterbrochen noch unter dem Banne der Abhängigkeit stehen. Sie werden entweder maßlos, weil sie nicht verstehen, ihre Kräfte auszuüben, oder sie gehen mit mehr oder weniger gut gespielter Sorglosigkeit ihren Weg und möchten sich am Abend am liebsten mit einem Schrei in's Bett werfen! Genau so wie es nötig ist, daß die Gehilfen sich nicht mehr einzig als Untergebene betrachten, so ist es nötig, daß auch die Prinzipale eine andere Anschauung von dem Wesen des Gehilfen gewinnen! Die innere Notwendigkeit des alten patriarchalischen Verhältnisses hat aufgehört, zu existieren; dafür herrscht ihre äußere Form desto härter. Als zukünftige Kollegen sahen bisher die Prinzipale die Gehilfen nur insofern an, als sie sie als junge Leute betrachteten, die noch nicht reif zur Stellung eines Geschäftsleiters waren; bezeichnend ist schon das Wort: „Junger Mann“. Tatsache ist dagegen heute, daß in sehr vielen Fällen der Leitende oft fast der Jüngste in seinem Geschäfte ist und auch an Bildung die älteren Gehilfen nicht überragt. Wir sehen also, daß es oft gegenseitige Zwangsvorstellungen sind, die ein vertieftes Interesse vereiteln.

Leiter und Gehilfen müssen Gefühl für die einzelne Persönlichkeit bekommen. Sie müssen instinktiv fühlen können, wer wirklich nur eine Sklavennatur ist; sie müssen aber auch eine bedeutende Persönlichkeit zu erkennen und zu würdigen wissen. Erst dann wird man zu einem ersprießlichen Zusammenarbeiten, zu einem Ausnutzen aller Kräfte gelangen. Das, was die Geschäftsinhaber an ihren Gehilfen in innerer Beziehung vermissen, entsteht dann ganz von selbst. Bei der Emanzipation einer Gesellschaftsklasse ist es aber vor allem nötig,

daß der über sie herrschende Teil nachgebe. Angestellte und ihre Vorgesetzten werden in sozialer Hinsicht stets zwei Gegensätze sein, aber bei den bisher daraus entstandenen Kämpfen hat man sich damit nicht begnügt. Sondern man spielt den moralisch Entrüsteten! Man schwelgt in dem Gefühl des Unterdrücktseins oder auf der anderen Seite in dem Gefühl des großen Mannes, der von den Kleinen schuldlos angegriffen wird. Alle aber schwimmen sie in einem Meere voller Tugend und Liebe und sagen sich dabei gegenseitig Grobheiten! Es ist zu fragen, ob mit solchen Theatermätzchen eine große Sache durchgeführt werden kann, und diese Frage wird jeder klardenkende Mensch auf das Entschiedenste verneinen. Man kann nicht rein individuelle Vorgänge künstlich auf eine große Masse übertragen. Die Folge ist ein allgemeines Selbstbelügen.

Das Bild wird ein ganz anderes, wenn die beiden kämpfenden Parteien sich gegenseitig Achtung entgegenbringen können. Man wird zum Nachdenken gezwungen werden und dieses Nachdenken wird zu einer nüchternen Auffassung der Dinge und somit zu der Erkenntnis führen, daß es sich bei materiellen Streitfragen um zwei Interessen-Gemeinschaften handelt, von denen jede ihre volle Berechtigung hat, und in diesem Sinne den Kampf führt. Man wird gleichzeitig einsehen, daß es für das Innenleben keine gemeinsamen Fragen gibt, und daher vor allem versuchen, die Möglichkeit jedem Einzelnen zu verschaffen, sich zu verinnerlichen.

Wenn ich auch von der Lage der Handlungsgehilfen ausging, so darf man doch wohl diese Forderungen verallgemeinern, denn dieselben Verhältnisse finden sich in jedem Beruf. Was ist nun die ethische Schlußfolgerung aller dieser Ideen? Förderung eines gesunden Egoismus. Nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus eigener innerer Freude, aus liebendem Egoismus soll diese Zukunft sprießen. Nur aus dem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit entsteht die Möglichkeit, das Wesen anderer Menschen in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Nur der unpersönliche Mensch ist völlig gleichgültig (sowohl in positivem, wie in negativem Sinne) gegen das, was ihn umgibt. Selbstverständlich kann hier nichts durch Gesetze erreicht werden. Wir müssen nur wieder lebendig werden, wir müssen aufwachen aus dem Schlaf der Unverantwortlichkeit gegen uns selbst. Dann wird der Untergebene wie auch der Führer stets zu dem heraufblicken, der als Persönlichkeit über ihm steht. Dann wird der sich als Diener fühlen, der wirklich seinem Wesen nach zum Dienen geschaffen ist, und der wird herrschen, der wirklich herrschen kann. Dann werden wir in uns selbst frei sein!

Die Volkshochschule in England und in Frankreich.[1])

Von Dr. Kaethe Schirmacher.

Da ich in mehreren Pariser Volkshochschulen Vorträge gehalten, die Bildung der dortigen Hörer also aus Erfahrung kannte, hatten die oft ganz schattenhaft-verstiegenen, unpraktischen, eine volle ästhetische oder philosophische Bildung voraussetzenden Programme anderer Vortragender mir stets Kopfschütteln und Verwunderung erregt. Ich fragte mich, was Pariser Arbeiter mit den Praeraphaeliten, der Aesthetik Viktor Hugos, der Philosophie des Unbewußten und ähnlichem Luxuswissen anfingen.

Zu meiner Genugtuung ist die gleiche Bemängelung dieser oberflächlichen Vielwisserei nun von französischer Seite ausgesprochen worden, freilich, vom Musée Social, das nicht gerade als ein Hort der Volksfreiheit gilt. Die Volksfreiheit, die im Naschen aus allen Töpfen besteht, pflegt aber mit verdorbenem Magen zu enden, und vor diesem Geschick verdient der Pariser Arbeiter bewahrt zu werden.

Die 1899 in Oxford gegründete Volkshochschule Ruskin Hall kann da als Vorbild dienen.[2]) Sie wendet sich ausschließlich an „solche Handarbeiter, die besondere Anlage zum Arbeitervertreter, Gewerkschaftssekretär oder Genossenschaftsleiter haben.“ — Die einen sind Interne (jährliche Pension 1300 Fr.), die anderen werden brieflich unterrichtet.

Die Leitung bewirkt ein Vorstand (7 Mitglieder) und ein Beirat (20 Mitglieder). Das bürgerlich-gebildete Element überwiegt, (Universität, Behörde, Geistlichkeit, Frauen).

Ruskin Hall hat keine Dienstboten, außer einem Koch. Die Studierenden leisten täglich 2 Stunden Hausarbeit und wechseln in der Leitung des Hauswesens ab.

In den 7 Jahren seines Bestehens zählte Ruskin Hall 270 Arbeiterstudenten. 1905 waren 31 Interne: 9 Mechaniker, 9 Bergleute, 3 Weber, 2 Schiffsarbeiter, 1 Maurer, 1 Kettenmacher, 1 Tischler, 1 Lastfahrer, 1 Steinschleifer, 1 Schuster, 1 Docker, 1 Kommis (also 95 % wirklicher Arbeiter.[3])

Und sie bleiben auch später Arbeiter, was aus dem Verein ehemaliger Volkshochschüler ersichtlich wird, die einmal im Monat eine Postkarte schicken müssen. In Süd-Wales ist ein „Ehemaliger“ Arbeitervertreter im Parlament, einer das gleiche im Armenrat, zwei andere Arbeitersekretäre.

Die Korrespondenzklassen hatten bisher 6500 Schüler, die monatlich 1,25 Fr. zahlen. Sie erhalten genaue Anleitung zum Selbststudium und schicken monatlich eine Arbeit als Ergebnis ihrer Lektüre und Ueberlegung. — Durch Teilnahme an Wettprüfungen können sie Stipendien gewinnen, so daß die Korrespondenzklasse die Vorstufe von Ruskin College bildet.

Die Arbeitergewerk-[1]) und Genossenschaften[2]) beteiligen sich immer mehr mit Viertel-, Halb- und Jahresstipendien.

Die Arbeiterstudenten erwerben eine „wissenschaftliche und planmäßige Kenntnis der sozialen und politischen Fragen.“ Sie suchen eine geistige Richtung, eine sittliche Zucht, gleich weit vom frechen Individualismus und von sklavischer Unterordnung; sie werden bewußte Bürger, jedoch ohne Klassenhaß.

Im ersten Kursus lehrt man Englisch, wie man eine Abhandlung schreiben, einen Vortrag halten soll; Rechnen, Französisch.[3]) Im zweiten Kursus Soziologie, National-Oekonomie, Logik, Verwaltungsrecht, politische, industrielle, Arbeitergeschichte.

Ein dritter Kursus behandelt brennende Zeitfragen. — Grade werden nicht verliehen. In Ruskin Hall soll ehrlich gearbeitet werden; den äußeren Erfolg erwartet man vom Leben.

Körperlich gehören die Volkshochschüler zu den Widerstandsfähigsten ihrer Klasse, die Zeit und Geld für das Studium oft den widrigsten Verhältnissen abringen und dann entschlossen sind, sich und den anderen durch Wissen voranzuhelfen.[4])

Von dieser straffen Zucht ist in keiner Pariser Volkshochschule etwas zu spüren; der Pariser Arbeiter will weder geschult, noch erzogen, noch fest geleitet werden. Das hat

---

[1]) Siehe: Jacques Bardoux: l'Université populaire en France et en Angleterre. Musée Social. Februar 1907.

[2]) Die Verbreitung von höherer Volksbildung in England leisten die University Extension seit 1850; die University Settlements seit 1886; die Vortragskurse der Gewerkschaften; die Fortbildungskurse der Grafschaftsräte.

[3]) In Paris angeblich 75—80 %. Nach meinen persönlichen Erfahrungen ist diese Zahl noch zu hoch. Den größten Raum der Pariser Universités Populaires nimmt geistiges Proletariat ein.

[1]) 46. [2]) 43. [3]) Und deutsch?

[4]) J. Bardoux nennt unter diesen Widerwärtigkeiten les plaintes de la femme, hostile à l'idéalisme du mari. — Ein rechter Männerstandpunkt: die Vielgeplagte bekommt, wenn der Mann „sich bildet“, noch weniger Hilfe im Hause und noch weniger Haushaltungsgeld. Auch sieht der „gebildete“ Gatte später oft auf sie herab.

le peuple souverain nicht nötig. Der Franzose ist auf diesem Gebiet Individualist; nur keinen Zwang, nur keine Unterordnung. Die Lehrpläne (wenn man dies Sammelsurium so nennen kann) sind allumfassend:

„Notre programme comprend toutes les branches générales du savoir physique, biologique et sociologique : astronomie, cosmologie, géographie, anthropologie, ethnologie, physiologie, hygiène, psychiatrie, psychologie, linguistique, logique, esthétique.“[5])

Nur die Phraseologie scheint man nicht zu lehren, aber da hilft wohl die Naturanlage. — Und dieser verwirrende Schwall ergießt sich über Köpfe, die in der Mehrzahl nur Volksschulbildung haben, ergänzt durch späteren Besuch von Volksversammlungen und die Lektüre sozialistischer Zeitungen und Flugschriften. — Von systematischer Unterweisung in geordneten Kursen ist nur in der Fondation universitaire de Belleville (Paris-Nord) die Rede, und einige Vortragskreise wurden bei Deherme gehalten. Alle anderen Pariser Volkshochschulen schütten das Wissen in einzelnen Vorträgen, wie Kraut und Rüben, in die meist unvorbereiteten Geister. Da lacht sich denn der Satan der Halbbildung ins Fäustchen und freut sich der höllischen Wirrnis, die Linguistik und Biologie, Hygiene und Cosmologie erzeugen, der Bastarde, die diese losgekoppelte Meute verhunzter Wissenschaften hinterläßt. Entartet sind sie, wie so viele uneheliche Kinder, denn die Umwelt, der sie entwachsen, war nicht weniger ungesund als ihre Erzeuger.

Daher die Bestärkung des Pariser Arbeiters in allem Oberflächlichen, Blendenden, Angelesenen, daher seine völlige Respektlosigkeit vor jedem Problem: er hat alles gehört, und er weiß alles besser. Nichts Menschliches ist ihm fremd. — Sich langsam, mühsam gründliches Wissen aneignen, sich aus der Fülle der Gesichte eine Richtung des Geistes, eine sittliche Zucht herausarbeiten, ein bewußter Bürger werden, der sich dem Ganzen auch unterordnen kann? Oh, nein, dazu sind wir nicht da, wir sind das souveräne Volk und fahren alle selber; mag ziehen, wer da will.

Der englische Arbeiterstudent zahlt für seinen Unterricht, der Pariser erhält alle Vorträge umsonst.[6]) Der englische Arbeiterprofessor bezieht festes Gehalt, der Pariser bezieht keinen roten Heller. Ist es da ein Wunder, daß, um doch irgendwie auf ihre Kosten zu kommen, die Pariser Lehrkräfte entweder politische Nebenzwecke bei ihren Vorträgen verfolgen oder persönlichen Ehrgeiz (ein rotes oder violettes Bändchen), daß sich anspruchsvolle Nullen einbrängen, Schwätzer, die nichts zu sagen haben, Anfänger, welche die Arbeiter für gut genug halten, unvorbereitetes Stammeln zu hören, welche die Vorträge als Uebung für sich, nicht als Förderung der Hörer betrachten!

Nein, die Pariser Volkshochschulen sind sicher kein Vorbild für Deutschland. In Paris selbst hat man ihre Schwächen erkannt und bekreuzt sich, wenn auch mit aller landesüblichen Höflichkeit und Vorsicht, im Grunde doch vor dem geblähten Demagogentum, das sie nähren, und das jede Einordnung dieser Elemente in ein soziales Ganzes unmöglich macht.

Die zentrifugalen Kräfte in Frankreich sind durch die Universités populaires gewaltig verstärkt, jede Autorität noch verhaßter geworden. Es gibt kein Problem, das die Hörer dieser Vorträge nicht lösen könnten, sie besitzen das Wissen, sie sind frei, frei von der Kirche, frei vom Glauben, frei von der Religion, frei von jeder anderen als ihrer individuellen Moral, und sie regieren das Land.

Für den Beobachter bietet das heutige Frankreich die interessantesten sozialen Zersetzungserscheinungen. Und da ein Land ohne eine bestimmte Menge sozialen Zusammenhangs (d. h. sozialer Ein- und Unterordnung) nicht bestehen kann, schaut man erwartungsvoll aus, von welcher Richtung und in wessen Namen das Evangelium der Pflicht wieder in Frankreich einziehen wird.

[5]) Programme 1898 der Volkshochschule von Deherme, Faubourg Saint-Antoine.

[6]) Die meisten verdienten freilich auch nicht, daß er sie bezahlte, denn sie nützen ihm nicht.

Gustav Renner.

Von M. Springer-Stuttgart.

Wenn ich an dieser Stelle auf einen leider noch viel zu wenig gekannten Dichter hinweise, so geschieht es nicht darum, weil es sich um einen im Volkstone dichtenden Poeten handelte, — Renner ist nicht „volkstümlich“, und seine Dichtung als Ganzes wird es auch nie werden — sondern weil das deutsche Volk seine Dichter auch kennen sollte, so lange sie unter ihm wandeln. Renner ist schon vor 11 Jahren als Dichter hervorgetreten, aber wer kennt ihn? — Seine Lyrik*) wie seine große episch-dramatische Dichtung „Ahasver“**) sind Zeugnisse eines gewaltigen, bitteren Kampfes, wie sie Zeugnisse einer ganz außerordentlichen dichterischen Kraft, eines philosophischen Tiefsinns sind, der jedem poetisch weniger Begabten nach der dichterischen Seite hin hätte schaden müssen. Aeußeres und inneres Ringen und Werden spiegelt sich treu in ihnen, wie denn auch „des Sinnes Wahrhaftigkeit“ ein hervorstechender Grundzug in Renners Wesen ist.

„Das Wissen, dieser heil'ge Gral,
Ich griff nach ihm mit kecker Hand,
Und trank ihn, der gefüllt zum Rand,
In karger, nächt'ger Stunden Zahl.“

Aus dem schlesischen Volke hervorgegangen — Renner ist 1867 zu Freiberg, unweit Gerhard Hauptmanns Heimat geboren — teilt Renner mit den Schlesiern jenen Hang zum Mystischen, aber es ist eine mächtigere und energischere Intelligenz, die sich jener Rätselfragen bemächtigt und ein intensiveres, poetisches Schauen als bei den andern, als Dichtern bekannten Landsleuten Renners, und vielleicht hat eben der Umstand, daß er Autodidakt ist, daß er alles allein erringen mußte, seine geistige Kraft gestählt.

„Nicht mit dem Schulsack auf dem Rücken trat
Bescheiden ich ins weite Reich des Geistes —
Mit meines Willens Eisenhammer schlug
Ich an die Pforten, die man mir versperrt
In schnöder Selbstsucht, bis sie niederfielen.
Heulend vor Hunger fuhr ich in die Weiten,
Auf des Gedankens Fittig, ohne Sätt'gung,
Zum tiefsten Abgrund, da, wo schaudernd hüllt
In schreckend Dunkel sich das Welträtsel,
Und jede Frage stummt — ja, Aug' in Auge
Stand ich der alten Sphinx!“

Das meiste hat natürlich die Natur getan, wenn auch sonst das Leben stiefmütterlich genug mit unserem Dichter umging. Sie aber gab ihm

„Ein Auge, das vor keiner Wahrheit zuckt,
Und risse sie das Liebste selbst mir aus,
Ein Herz, das, jeglichem Gefühle offen,
Dem zartesten und höchsten, niemals doch
Sich läßt beherrschen, und die Schöpferkraft,
Die jedem Leid und jeder Freude gibt
Gestalt und Namen, und den heil'gen Stolz,
Der still ob jedem Leid noch lächeln kann.“

Renners blühende Gestaltungskraft weiß alles in der Natur zu beleben, er kann

„jedes Ding
Mit seiner Wünsche zarten Farben schmücken,
Mit seines Geistes Glutgedanken nähren“

und singen und klingen muß ihm selbst die stille Nacht.

*) Gedichte, Kommissionsverlag von G. A. Kittler, Leipzig.
**) Ahasver, eine Dichtung, ebenda.

Von der Nacht und ihrem geheimnisvollen Zauber weiß er gar viel zu sagen, wo

„— hie und da ein einsam Sternlein funkelt,
Von fernher kommt Musik in leisen Klängen,
Ein abgebrochen Lied aus Frauenmund,
Als ob aus stillen Teiches tiefem Grund
Der Nixe leise Sehnsuchtsklagen drängen.
Von Zweig zu Zweig spinnt sich des Mondes Netz,
Ein schimmernd Netz aus wunderzarten Fäden,
Und Traumeselfen wiegen sich darin
Mit silberstimmig leisen Finsterreden.“

Doch auch die Stimmung des schwülen Mittags im goldenen Aehrenfeld, der Morgenfrische und der heimlichen Stille des Dämmerabends weiß der Dichter mit wenigen Worten in uns heraufzubeschwören; in den trauten Familienkreis läßt er uns einige Blicke tun, und hier wie in den wenigen Liebesliedern ahnen wir die wunderbare Zartheit und Tiefe eines durch und durch reinen und stark empfindenden Gemüts.

„Mutter und Kind.

Wie still es ruht! Auf leisen Sohlen tritt
Die milde Nacht herzu und zieht den Vorhang,
Den seidnen, vor die klaren, blauen Spiegel,
Die müde sind vom bunten Schein des Tages.
Die zarten Wangen sind so leis gerötet,
Als ruhte noch darauf das Abendrot,
Gefesselt von so holdem Ort. Jetzt schläft es!
Und Träume, diese bunten, duft'gen Blumen,
Entsprießen auf der Sammetflur der Nacht.
Mein Kind, mein liebes Kind, Du Lebensrätsel!
Wie geh'n geschäftig, nüchtern Dir vorbei
Im frechen Tageslichte. Doch des Abends,
Wenn nur die Grille zirpt im tau'gen Gras,
Dann hebt auch die Natur ihr Sphinxenhaupt,
Ein Kind — wo bist Du her? Nie sah ich Dich,
Du sproßtest auf aus dem urew'gen Nichts.
Wo senkst die Wurzeln Du nur in den Grund?
Wo ist der Mutterboden, da die Keime
Der folgenden Geschlechter dicht sich drängen,
Herauszutreten an der Sonne Licht?
Du blühest auf, Dir selber unbewußt,
Und uns zur Freude, ja zur stillen Andacht.
Hab' ich doch einen Tempel mir gebaut,
Weitab geschieden von dem Lärm der Welt,
Darin ich bete still mit meinem Kinde.
Oder auch zu ihm — ist doch jedes Kind
Ein Christuskind, es bringt den Frieden mit,
Erlöst uns aus der Selbstsucht starren Ketten,
Macht mitleidsvoller uns den andern Menschen
Und weckt die bessern Triebe in uns auf.“

Von einer ähnlichen Zartheit, von einer ergreifenden Schlichtheit und doch von erschütternder Tragik sind Renners Balladen, und bezeichnend für des Dichters mitleidsvolles Herz ist der Umstand, daß das Bild der Verlassenen — der einsamen Witwe, des betrogenen Mädchens — in wechselnder Form oft wiederkehrt, eine leidvolle Anklage gegen das harte Geschick und — die noch härteren Menschen.

Von diesem Leid der Menschheit und dem verzehrend heißen Wunsch, nicht einzelnen, sondern allen zu helfen,

„— Allen, die da ihre Tage
Im Kummer schleppen und auf das Warum
Nie eine Antwort finden, allen, denen
Die Tage hungrig an den Leibern nagen,
Die ihre Ketten auf die Welt gebracht,
Im Kind das eigne Elend weiter zeugen —“

ist Renners „Ahasver“ ein überströmendes Zeugnis. Zugleich schildert es den inneren Entwicklungsgang des Dichters durch Zweifelsnot, durch die Herzensnacht der Vereinsamung, durch Hoffen und Streben hindurch bis zur endlichen Versöhnung im Ahnen der tiefen Lebenszusammenhänge und in innerem Schauen. Aber wie im Faust, an den das Werk in mancher Hinsicht erinnert, wird der einzelne Mensch zum Repräsentanten der ganzen Menschheit, und ihr Ringen und Irren und Streben ist es, was uns der Dichter schildert in einer Sprache voll wunderbaren Wohllauts und voll herrlicher Pracht der Bilder.

Streiflichter.

Kolonialunion. Ende April cr. brachte der „Petit Parisien“ Unterredungen seines Berichterstatters mit bekannten Persönlichkeiten über die deutsch-französische Annäherung. Kolonialdirektor Dernburg weist in seiner Antwort auf den „ausgezeichneten Eindruck“ hin, den der Berliner Kolonialvortrag von Lucien Hubert gemacht habe, und fährt dann fort:

„Die Kolonialprobleme werden immer mehr und mehr in internationaler Weise gelöst werden. Mag es sich um eine Grenzberichtigung, um die Behandlung der Eingeborenen oder sonstige Regeln handeln, die Regierungen werden in Besprechungen eintreten müssen. Die Regierungen haben in den Kolonien große Aufgaben zu erfüllen, die notwendig auf ihre allgemeinen Beziehungen zurückwirken müssen.“

Diese klugen Worte erinnern mich lebhaft an einen Vorschlag, den Alfred H. Fried 1899 in seiner Broschüre machte: „Was kann die Haager Friedenskonferenz erreichen?“*) und der heute durch die Worte des Kolonialdirektors und das Bevorstehen der neuen Konferenz abermals sehr aktuell wird. Fried weist eingehend nach, daß die einzige Möglichkeit eines Zusammenstoßes europäischer Großstaaten heute nur noch auf kolonialem Gebiete liege, und daß hier also eingesetzt werden müsse:

„Hier könnten die Diplomaten das Gemeinsame der Interessen herausfinden und auf der Friedenskonferenz die Grundlagen zu einer europäischen Kolonisations-Alliance aufrichten.“

Die Triebkraft zur Ausführung dieser Idee sieht F., über alle ethischen Gesichtspunkte hinaus, in dem materiellen Gewinn, der allen Teilnehmern an diesem reinen „Geschäftsvertrage“ ebenso sicher wäre, wie gegenwärtig der durch gegenseitige Befehdung und erbitterten Konkurrenzkampf für alle entstehende Verlust an Geld und Kraft. Jeder gute Geschäftsmann erstrebe das Gleichgewicht zwischen Aufwand und Erfolg; jedes Interesse erleide aber in demselben Maße Einbuße am Erfolg, als es im Wettbewerb mit den verschiedenen, gleichberechtigten Staaten erkämpft werden müsse.

Hand in Hand mit den riesigen materiellen Vorteilen einer Kolonialunion gehen aber, wie Fried treffend ausführt, die ideellen. „Die einmal auf diese Bahn gebrachten Staaten werden sich rechtlich nähern“ — dem Sinne nach dasselbe, was Dernburg in seinem letzten Satze sagt: „Die gemeinsame Weltpolitik wird ein einheitliches Weltrecht fordern.“ Manche bedrohliche Frage werde dann über Nacht gelöst sein; eine in europäischem Auftrag operierende internationale Flotte werde die Geschäfte viel friedlicher besorgen, und ein europäischer Staatenkongreß als „Aufsichtsrat“ die Unternehmungen leiten und regeln. —

Wem übrigens diese Vorschläge zu weitgehend und utopisch erscheinen, der sei an die Institution des „Weltmarschalls“ von 1900 oder an den Schweizer Oberst Müller erinnert, der z. Zt. in Tanger der internationalen Fremdenpolizei im Auftrage der Mächte vorsteht!

Am kolonialen status quo dürfte natürlich, wie F. betont, nichts geändert werden; Ziel und Zweck der Vereinbarung müsse vielmehr sein, für die Zukunft jedes Eroberungsmoment auszuschalten. An Stelle der Unterjochung (mit Hinrichtungen und Branntwein) habe die Vormundschaft über unkultivierte Völker, die Administration mit Gesetzen und Verordnungen, zu treten. — Nur Gemeinsamkeitspolitik bringe Nutzen und kaum ausdenkbare Erfolge! So könnten in wenigen Jahrzehnten die „Reichslande Europas“ entstehen!

Siemering.

*) E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig; 36 Seiten, Preis 50 Pfg.

* * *

Automobil-Heilige. Wie eine englische Dame in den „Daily News“ berichtet, bemerkte sie in einem Schau-

fenster Wiens unter anderen Devotionalien ein Amulet, das, mit dem Bilde eines Heiligen geziert, mit der Empfehlung zum Kauf angeboten wurde: „Dieses mit dem Bildnis des Heiligen X versehene Amulet schützt seinen Träger vor vielen Gefahren und ist besonders wirksam gegen die Automobile.“

Da Heilige in der Ewigkeit wohnen, von wo sich die Zeitlichkeit gut überblicken läßt, scheint es uns gar nicht so verwunderlich, wie der englischen Dame, daß sie bei der steigenden Konkurrenz den Bedürfnissen der Gegenwart entgegenzukommen suchen. Das Geschäft bei den bisher üblichen Unglücksfällen, Feuer, Viehsterben, Hagel usw. ist so wie so seit langer Zeit durch die Versicherungsgesellschaften verdorben. Wahrscheinlich hat — wegen der Schnelligkeit der Beförderung vom Leben zum Tode — der „heilige Expeditus“ seine Hand im Spiele.

* * *

Zwangszechen. Ein interessanter Rechtsfall hat unlängst die 4. Strafkammer des Landgerichts I in Berlin beschäftigt. Es handelte sich um den Reisenden einer Delikatessen- und Kolonialwarenfirma, der Tag für Tag im Auftrag seiner Firma Hoteliers und Restaurateure aufzusuchen hatte. Der in diesen Geschäftskreisen größtenteils noch üblichen Unsitte entsprechend mußte er, sobald er von den Gastwirten einen Auftrag erhielt, sich als „nobler Gast“ zeigen und eine möglichst große Zeche machen. Dies untergrub im Laufe der Jahre, wie nicht anders zu erwarten, seine Gesundheit und führte zu starker Nervosität und zur Begehung von allerlei Torheiten. Nachdem er einmal etwa 1000 Mark für seine Firma einkassiert hatte, so führte der Angeklagte aus, habe er wieder schwer zechen müssen. Auf dem Heimweg kam ihm in seinem benebelten Zustand das Geld abhanden. Er verschwieg den Verlust und deckte den Betrag durch anderweitig einkassierte Summen. Dies führte zu weiteren, kleineren Veruntreuungen, deren Ertrag der Angeklagte stets nur dazu verwendete, um jene Geschäftszechen zu bezahlen, bis die Unterschlagungen auf 1485 Mk. anstiegen. In Anbetracht des Umstandes, daß der bisher unbescholtene Mann unter dem Druck der auf ihm lastenden Nervosität gehandelt hatte, billigte ihm das Gericht mildernde Umstände zu. — Der Fall beleuchtet wieder einmal die ganze unheilvolle Lage der Reisenden, die kneipen müssen. „Zu den geplagtesten Berufsmenschen“, so schreibt die „Berliner Morgenpost“ mit Recht, „gehört der Weinreisende. Er sowohl wie sein Kollege von der konzentrierten Form des genießbaren Alkohols müssen, wenn sie Geschäfte machen wollen, dem Kunden, nämlich dem Gastwirt, auch etwas zu verdienen geben.“ In keinem anderen Geschäftszweig ist das so. Diese täglich erneute Kneiperei schädigt nicht nur des Reisenden Gesundheit, sondern auch seinen Geldbeutel, da der Reisende vielfach aus eigener Tasche zusetzen muß, und seine Familie und Nachkommenschaft. Einsichtige Restaurateure lassen denn auch schon heute den Verkäufer in keinem Zweifel darüber, daß sie eine große Zeche nicht wünschen. Die Gastwirtsverbände sollten energisch dafür eintreten, daß jener ungeschriebene Kneipzwang mit Stumpf und Stil ausgerottet und damit völlig unwürdige Zustände beseitigt werden.

Aus der ethischen Bewegung.

Jahresbericht des internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften.

Dritter und letzter Teil: Die nationalen Verbände.

Amerika.

Die im Mai bevorstehende Konferenz der amerikanischen ethischen Union wird manche Einzelheiten von speziellem Interesse zur Erörterung bringen, unter anderem: eine zu vervollkommnende Organisierung der amerikanischen ethischen Union, methodisch geordnete Propaganda, die Gründung eines nationalen Bundes für Moralunterricht, und engere Fühlung mit der internationalen ethischen Bewegung.

Chicago. Mr. Salter fand ein herzliches Willkommen bei seiner Rückkehr von Europa, wo er sich ein Jahr lang, hauptsächlich in Italien, aufgehalten hatte. Ruhe und Klimawechsel haben wohltätig auf seine Gesundheit eingewirkt. Das „Henry Booth House Neighbourhood Settlement“ bewährt sich von großem Nutzen für die Umgebung und wird von den Bewohnern des Bezirks in hohem Maße anerkannt. Mr. Salter hat dort seinen Wohnsitz genommen.

New-York. Die New-Yorker ethische Gesellschaft feierte im Mai letzten Jahres den dreißigsten Jahrestag ihres Bestehens. Wie Dr. Elliott treffend bemerkte, kann sie mit Befriedigung auf ihre Vergangenheit zurückblicken: „Unsere wärmsten Glückwünsche gelten heute dem Umstand, daß von der Tribüne, um die wir uns versammelt haben, in dieser Stadt das tatkräftige Reformationswerk ausgegangen ist, welches anfängt, immer beträchtlichere Dimensionen anzunehmen. Wir können wohl sagen, daß es kaum eine Heimstelle des armen Mannes in New-York gibt, die nicht bis zu einem gewissen Grade, sei es durch Vorschriften oder lebendiges Beispiel, von dem sozialen Reformationswerk berührt worden ist, das hier begann.“ Der Begründer und Leiter der Gesellschaft, Professor Felix Adler, steht noch auf dem Höhepunkt seiner Kraft und die Gesellschaft hat deshalb gewiß eine große Zukunft vor sich.

Die Propaganda ist eifrig weiter geführt worden, und eine Anzahl von ethischen Gruppen sind demgemäß entstanden.

Professor Adler wies unlängst darauf hin, daß es für die New-Yorker Gesellschaft an der Zeit wäre, eine eigene ethische Halle zu besitzen. Dieser Vorschlag fand sofortigen Beifall unter den Mitgliedern, und die Summe von etwa 60000 Dollar ist schon für den Zweck unterschrieben worden.

Philadelphia. Der News-Letter aus Philadelphia spricht von 400—500 Zuhörern, die an aufeinanderfolgenden Sonntagen die Versammlung besucht haben. Der Zuwachs von Mitgliedern ist im letzten Vereinsjahre größer gewesen, als in irgend einem der vorhergehenden seit der Entstehung der Gesellschaft vor zwanzig Jahren.

St. Louis. Mr. Sheldons Reise nach Japan, die so günstig begann, nahm ein bedauerliches Ende. Gleich nach seiner Rückkehr im September erkrankte er und ist seitdem leidend geblieben. Seine Freunde würden gerne bald die Nachricht erhalten, daß es ihm wieder gut geht. Mr. Sheldon hat nach wie vor alle Anordnungen für die Rednertribüne unter sich. Während 1906 gab er ein kleines Bändchen heraus unter dem Titel: „A Sentiment in Verse for every day in the Year“ („Ein poetischer Gedanke für jeden Tag des Jahres.“)

Deutschland.

Die Liga für Moralunterricht hat sich nun endgültig über ihre Konstitution verständigt und nimmt voll froher Hoffnung die Propagandatätigkeit auf. Sie nennt sich „Deutscher Bund für weltliche Schule und Moralunterricht.“ § 1 lautet: „Der Bund erstrebt die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts.“

Der von einem verstorbenen Mitglied des Berliner ethischen Vorstandes, Frau Jeannette Schwerin, gegründete Wohltätigkeitsverein, der so vorzügliche Dienste geleistet hat, stellt sich, wie zu erwarten war, allmählich auf eigene Füße. Sein kryptischer Name war bis vor kurzem „Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“, aber von jetzt ab wird er heißen „Zentrale für private Fürsorge, vormals Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.“ Der Leiter dieses bedeutenden Instituts ist zugleich ein Mitglied des Hauptvorstands der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Etwas Besonderes ist in diesem Jahre in bezug auf die deutsche ethische Gesellschaft nicht zu verzeichnen.

England.

Nach zweijährigen Vorarbeiten eines besonderen Komitees besprach der Gesellschaftstag der englischen Union ethischer Gesellschaften im Juli vorigen Jahres die neue Abfassung der allgemeinen Ziele der Union. In zwei Gesellschafts-Sitzungen kamen in ihrem neuen Kleide der Endzweck und die Prinzipien, denen das besondere Komitee einstimmig beigepflichtet hatte, und die auch mit unbedeutenden Abänderungen schließlich angenommen wurden, zur Erörterung. Wohl zum ersten Mal hat eine ethische Organisation die Erklärung abgegeben, welches, ihrem Urteil gemäß, die leitenden Motive des Lebenswandels sein sollten und wohin sich der Mensch um Hilfe zu wenden hat. Bisher wurden Fragen dieser Art entweder unbeantwortet gelassen oder in negativer Weise beantwortet, indem man sagte, daß sie mit dem Glauben an eine Gottheit und an ein Leben nach dem Tode in

keinem Zusammenhang stünden. Zu bemerken ist hier, daß diese Leitsätze die gemeinsame Arbeit des Komitees vorstellen, denn formelle Anträge, Verbesserungen und Abstimmungen wurden vermieden.

England kann sich rühmen gegenwärtig vierzig ethische Gesellschaften zu besitzen. — Auch der englische ethische Bund hat die Wichtigkeit methodischer Propaganda eingesehen und hat Mr. Harry Snell zum Organisator ernannt. — Leider müssen wir mitteilen, daß „Ethics", das bis jetzt wöchentlich erschien, von nun ab nur einmal monatlich herauskommt und zwar unter seinem ursprünglichen Namen „The Ethical World".

Die Liga für Moralunterricht hat einen Triumph zu verzeichnen. Ihren ausdauernden Bemühungen gelang es im vergangenen Jahre, das Unterrichts-Ministerium zu bewegen, Moralunterricht in allen Schulen als regelrechtes Fach einzuführen. Der Triumph ist leider insofern unvollkommen, als da, wo direkter Moralunterricht sich angeblich nicht durchführen läßt, indirekter Moralunterricht an seine Stelle treten darf. Das englische Unterrichts-Ministerium hat jedoch, mit zunehmender Dringlichkeit, seit Jahren auf das ethische Element im Schulleben bestanden, und wird voraussichtlich mehr und mehr Nachdruck darauf legen, bis ein definitiver und systematischer Moralunterricht an jeder öffentlichen Volksschule gegeben wird.

Frankreich.

Die Union pour la Vérité — — so heißt jetzt die reorganisierte Union pour l'Action Morale — — ist dem internationalen Bunde in aller Form beigetreten. Ihr Leiter, Monsieur **Paul Desjardins**, ist der Einladung gefolgt, Mitglied des internationalen Exekutiv-Komitees zu werden.

Der schätzenswerte Zyklus von Debatten über „Internationalismus" wurde im vorigen Jahre beendet und ein neuer über das Thema „Sur la Réforme des Institutions Judiciaires" hat sich daran geschlossen.

Indien.

Die Students' Brotherhood fährt in ihren ethischen Bestrebungen fort. Der Honorable Mr. Justice Beaman hielt die Ansprache bei Gelegenheit der 12. Jahresversammlung im letzten Juli. Die Rede Beaman's war von entschieden ethischem Charakter. Sie betonte, daß man die Vergangenheit mit ihren Irrtümern auf sich beruhen lassen sollte, um sich mit voller und freier Hingebung der Gegenwart und der Zukunft zu widmen.

Japan.

Mr. Sheldon, der Redner der ethischen Gesellschaft in St. Louis, machte im vergangenen Sommer einen siebenwöchentlichen Ausflug nach Japan und wurde dort von der ethischen Gruppe enthusiastisch empfangen. Unter anderem hielt er, vor etwa 400 Studenten und Professoren, einen Vortrag an einer der großen Privatuniversitäten und richtete eine Ansprache an 800 Studentinnen in der Frauen-Universität.

Die japanische „Philosophische Zeitschrift" bringt eine Uebersetzung der Broschüre Professor Wilhelm Foerster's „Ethische Kultur und Genauigkeit" ins Japanische, von Dr. Nokami.

Oesterreich.

Die Wiener Ethische Gesellschaft ist mit lobenswertem Eifer darauf bedacht, die Bewegung unter ihrer eigenen Nation zu verbreiten. Ihre „Mitteilungen" sind zum Organ der österreichischen ethischen Gesellschaft geworden. Zweigvereine haben sich in Krakau und Guntersdorf gebildet und auch in Radautz, das schon eine genügende Anzahl von Mitgliedern aufzuweisen hat, sieht man der Entstehung eines Zweigvereins entgegen. Die Wiener Gesellschaft beteiligt sich, wie vorher, eifrig an wichtigen Reformationsbestrebungen von entschieden ethischem Charakter; sie beschäftigt sich mit der Lösung eingreifender sozialer Probleme, wie die der pornographischen Literatur und dem Rechtschutz für unverheiratete Mütter, auch fand eine Aufeinanderfolge von förderlichen Debatten-Abenden unter ihrer Leitung statt.

Schweiz.

Die Gesellschaft in Lausanne setzt ihre Tätigkeit weiter fort und eine Reihe von Vorträgen wurden im Maison du Peuple gehalten von Dr. Dutoit, M. De Morsier, Professor Forel und anderen.

Gustav Spiller, Generalsekretär.

Bücherschau.

Worte. Werte. Werke. Lebensfragen der Gegenwart von **Dr. Paul Krische**-Göttingen. 221 Seiten (Jena. Hermann Costenoble). Ein außerordentlich sympathisches Buch! (—) Es ist dem Verfasser heiliger Ernst um die ethische Läuterung seiner Mitmenschen. Denn nicht baut er nur ein aus warmem Herzen entsprossenes philosophisches Gebäude auf — ein System kann es und soll es wohl auch nicht sein, — sondern er zieht die Nutzanwendung aus seiner Lebensphilosophie und fordert den Leser im Schlußkapitel auf, „sich zur Ueberlegung weiterer praktischer Schritte an den Verfasser zu wenden." Wir sind sicher, daß es ihm gelingen wird, eine Schar Gleichgesinnter um sich zu sammeln, welche willens sind, als ernste Kulturmenschen ein gutes Vorbild zu geben, „einen heiligen Eifer in der notwendigen Kulturarbeit zu zeigen, die nicht eine Höhenkultur Bevorzugter, sondern eine wirkliche Volkskultur erreichen will." Gewiß, es sind das Ziele, welche diejenigen lange schon verfolgen, die das Wort: Ethische Kultur! auf ihre Fahne geschrieben haben, Ziele, welche, wenigstens in den ersten Anfängen, schon verwirklicht worden sind. Aber ein Buch wie das vorliegende bleibt trotzdem eine befruchtende Geistestat. Der Verfasser geht in seinem ersten Abschnitt von den „Worten" dem philosophischen Pessimismus scharf zu Leibe und hält ihm seine eigene „Aufwärtsphilosophie" entgegen, den Aufwärtsdrang des Menschen als den Ausgangs- und Mittelpunkt der gesamten Menschenkultur, und sucht im zweiten Abschnitt „Werte" („Soziale Werte") die Verstandeserkenntnis aufzurichten, daß man allein bei ständig zunehmender körperlicher und geistiger Freiheit des gesamten Volkes Kultur, eine schrittweise Evolutionierung der Massen zu schaffen vermag. Einen weiteren Kulturwert, einen „individuellen Wert" sieht er in der vollen Betätigung des „Gemütes", der „Harmoniesehnsucht des Individuums." Er zeigt als dritten Wert den Begriff der „Andachtswerte", der Entäußerung aller Ichgefühle, der Höhenstimmung, die aber auch den Nachklang der Weihestunden in die tägliche Nüchternheit trägt. Er verwirft die „naturfremde Kultur des Christentums" und betrachtet als „natürliche Menschenreligion die Aufwärtsbewegung, den Kulturfortschritt in der dreifachen harmonischen Betätigung von Verstand, Gemüt und Andacht." Der dritte Abschnitt ist den aus den Werten entspringenden „Werken" gewidmet. Mögen sie manchen Leser utopisch anmuten, der heilige Ernst, mit welchem sie gefordert werden, zwingt über sie nachzudenken. Der Verfasser verlangt hier als „soziale Werke, Werke des Wissens" grundlegend eine Reform und Ausdehnung unserer gesamten Schulbildung nach der Richtung größerer Lebenswahrheit auf, sagen wir: philosophischer Grundlage. Diese Thesen dürften mannigfachem Widerspruch begegnen, weil sie das pädagogisch Mögliche um ein beträchtliches übersteigen. Mit theoretischer Berechtigung wird freilich im anschließenden Kapitel „Werke des Rechtsgefühls", worin das letztere unter scharfer Kritik der heutigen Rechtszustände auf ein höheres Kulturniveau gehoben wird, ein großzügiger Rechtsunterricht der Jugend gefordert, in der „Schönheitspflege" eine Unterweisung in gesundheitlicher und ästhetischer Hinsicht, in der „Gemütsbetätigung" eine Erziehung schon der Jugend zur harmonischen Ehe als Lösung des Problems der „Einsamkeitstilgung." Fügen wir noch hinzu, daß mit begeistertem Scharfsinn die Gemeinsamkeitsbetätigungen „Freundschaft, Heimat, Stammesart, Vaterland" behandelt sind, daß herrliche Gedanken über die Frauenfrage einen bevorzugt breiten Raum erhalten haben, so dürfte damit die Gewißheit gegeben sein, daß das Buch für jeden, der die heutigen geistigen Strömungen mit Verständnis zu verfolgen entschlossen ist, unbeschadet seines persönlichen Standpunktes, eine reiche Fülle darbietet der wertvollsten und belehrendsten Anregungen.

Karl Weindel.

Vermischtes.

Der „Bund für weltliche Schule und Moralunterricht" bittet die verehrten Leser der „Ethischen Kultur", der Schriftleitung des Bundes die Adressen von Persönlichkeiten mitzuteilen, die in Deutschland bereits Moralunterricht erteilen, da es im Interesse eines gemeinsamen Vorgehens dringend zu wünschen ist, daß der Bund Fühlung mit allen Leuten gewinnt, die sich auf diesem Gebiet praktisch betätigen.

Die Schriftleitung des Bundes für weltliche Schule
und Moralunterricht
Unter den Linden 16, Quergeb. II.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

D. G. E. K. Abteilung Berlin.

Das Programm zur Landpartie folgt in nächster Nummer.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt. Die Redaktion.

Kinder. Von Franziska Mann. Stuttgart. A. Juncker Verlag.

Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber. 5. Band: Die Zeitung. Von J. J. David. 6. Band: Der Weltverkehr. Von Albrecht Wirth. 7. Band: Der Arzt. Von Ernst Schweninger. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Preis pro Band 1,50 Mk. kart., 2,— Mk. in Leinwand gebd.

Der heutige Stand der Darwin'schen Fragen. Von R. H. Francé-München. 2. Auflage von „Die Weiterentwicklung des Darwinismus.“ Leipzig. Verlag von Theodor Thomas. Geh. 3,60 Mk., gebd. 4,50 Mk.

Blaise Pascal. Briefe gegen die Jesuiten. Eingeleitet von Max Christlieb, übersetzt von E. Russel. Jena 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 5 Mk., gebd. 7 Mk.

Das Büchlein vom vollkommenen Leben. Eine deutsche Theologie. Von Hermann Büttner. Jena. 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 4 Mk., gebd. 5,50 Mk.

Die Gnosis. Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. II. Band: Die Gnosis des Mittelalters und der Neuzeit. Jena. 1907. Eugen Diederichs. Geh. 12 Mk., gebd. 14 Mk.

Aus dem Zuchthause. Von Hans Leuß. Volksausgabe. 1.—3. Tausend. Berlin. 1907. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., W. 30, Nollendorfplatz. Mk. 1,—.

Taten der Loge. Ein Wort über den heutigen Beruf der Freimaurerlogen von Diedrich Bischoff. Leipzig. 1907. Max Hesses Verlag. 0,50 Mk.

Stellung und Tätigkeit des Richters. Von Dr. Adickes. 4 Jahrgang. 2. Heft von „Neue Zeit- und Streitfragen.“ Dresden. 1906. Von Zahn & Jaensch. Einzelheft 1 Mk., Doppelheft 1,50 Mk. Jährlich 9 Hefte 6 Mk.

Philosophische Bibliothek. Band 38: Immanuel Kants Kritik der praktischen Vernunft. Von Karl Vorländer. 5. Auflage. Geh. 2,80 Mk., geb. 3,40 Mk. Band 49: Immanuel Kants kleinere Schriften zur Naturphilosophie. Von Dr. Otto Buek. Zweite Abteilung. 2. Auflage. Geh. 5 Mk., gebd. 5,60 Mk. Band 94: Baruch de Spinoza. I. Descartes' Prinzipien der Philosophie auf geometrische Weise begründet. II. Anhang enthaltend metaphysische Gedanken. Von Dr. Artur Buchenau. 3. Auflage. Geh. 2,40 Mk., gebd. 3 Mk. Band 95: Baruch de Spinoza. Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes. Abhandlung vom Staate. Von Carl Gebhardt. 4. Auflage. Geh. 3 Mk., gebd. 3,60 Mk. Leipzig 1907. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur“, die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20 Mk.** zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Einige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen. Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gollesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland,**“ Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Juni 1907.	Nr. 11.

Inhalt:

Kultur, nicht Kultus.

Von Dr. Rudolph Penzig.

Das Fremdwort, das gleichmäßig den Lehnwörtern Kultur, wie Kultus, zu Grunde liegt, hat eine doppelte Bedeutung. Colere heißt *pflegen*, aber auch *verehren*. Es bietet keine Schwierigkeit, diese natürliche Begriffsverschiebung zu verstehen. Zu Grunde liegt die allgemein menschliche, seelische Erfahrung, daß sich liebevolle Mühe, die auf etwas gewendet wird, in zärtliche Verehrung wandelt, daß unser Sorgenkind so oft unser Lieblingskind wird. Auch unser deutsches Pflegen, das, wie das sinnverwandte Pflug beweist, zunächst nur die angewandte äußere Bearbeitung und Besorgung bezeichnete, steigt ja über den Begriff eines gewohnheitsmäßigen und darum zu erwartenden Handelns zu dem hehren sittlichen Begriff der Pflicht hinauf in's Geistige. Wenn wir aber doch einen wesentlichen Unterschied setzen wollen, dann dürfen wir wohl sagen:

Kultur ist Pflege des Werdenden; Kultus Verehrung des Gewordenen. Dieser wendet das Antlitz rückwärts und ehrt die Vergangenheit; jene blickt nach vorwärts und bereitet die Zukunft. Es ist der Stimmungsunterschied zwischen Konservatismus und Liberalismus, wohl gemerkt, ein bloßer Stimmungsunterschied; denn so wenig die konservative Weltanschauung sich erschöpft in der bloßen Verehrung des Alten, vielmehr daneben auch kräftig an der Gestaltung neuen Lebens mit arbeiten kann, so wenig darf man dem Vorwärtsdrängenden unterschieben, er habe gar keine Ehrfurcht vor der Vergangenheit und sei ein grundsätzlicher Neuerer oder Umstürzler. Unsere grobe Namensgebung bleibt ja jedesmal hinter dem quellenden Leben zurück.

Aber als Grundstimmung unserer auf allen Gebieten nach Reform drängenden Geistesrichtung dürfen wir es wohl bezeichnen, daß der Kultus der Vergangenheit heute immer mehr verdrängt wird durch die Kultur der Zukunft. Wohl haben wir ein tiefes geschichtliches Verständnis gewonnen und beschäftigen uns gern und viel mit historischen Studien; aber eben diese geschichtliche Betrachtung alles Seienden ist nur möglich geworden durch den unsere Zeit beherrschenden Gedanken des Evolutionismus, der ununterbrochenen Kette einer Entwicklung, die keine Erscheinung mehr aus dem Flusse des Werdens heraushebt und als unantastbar Ewiges und für alle Zeit Festgewordenes scheu verehrt, vielmehr mit keckem Wagemut, den Begriff unablässigen Werdens auch an die ehrwürdigsten Zeugen vergangener Menschheitsentwicklung anlegt und eben aus dem Alten das Neue hervorholt.

Der alte heraklitische Grundsatz: „Alles fließt“ beherrscht unser Denken und Empfinden in einem Maße, daß man wohl verstehen kann, wie bang es den Verteidigern des Gewordenen ums Herz werden mag. Alles, auch das scheinbar am festesten Gegründete, wird heute von neuem geprüft, untersucht, umgestaltet oder gar verworfen. Weder in der Religion, noch in der Ethik, der Kunst, der Weltanschauung lassen wir ein *absolut* Gutes, Wahres, Schönes bestehen. Geschichtliche Betrachtung, d. h. Einfügung in die unendliche Kette des *Werdens*, ist unser Losungswort. Vor unserm Blick ziehen die Religionen der Jahrhunderte und der Völker vorüber — und wir machen nicht ehrfürchtig hier oder da Halt, um die absolut wahre oder gute Religion andächtig zu verehren, sondern wir sehen auch über die scheinbar höchste Entwicklung noch hinaus in ein unbegrenztes Weiter und Besser. Kein Sittengebot, und sei es durch den Einklang aller Völker und Zeiten noch so sehr dem Scheine absoluter Geltung genähert, gilt uns mehr als „tabu“, als unantastbar Heiliges, sondern immer und immer wieder soll jede Generation seine bindende Kraft in Frage stellen und prüfen. Das Gleiche widerfährt den scheinbar noch so gut begründeten Kunstgesetzen. *Schaffende* wollen wir sein, nicht *Verehrende*. Und so steht unsere ganze Weltanschauung jetzt unter dem Zeichen der Entwicklungsgeschichte. Nicht mehr stehen wir andächtig schauernd vor den unbegreiflichen Tatsachen, vor dem So ist's und So geschah's, sondern ihr Werden lockt unsere Aufmerksamkeit, und aus dem Anfang hoffen wir einen Blick zu gewinnen auf das Ende. Wir schreiben die Geschichte der Menschheit, der Erde, ja der Sonnensysteme, und kein Dunkel der Uranfänge kann uns mehr zu einer alles Grübeln abschneidenden bloßen Bewunderung des unbegreiflichen Schöpfungsaktes verleiten.

Die alte religiöse Weltanschauung konnte nichts, als die Unbegreiflichkeit still verehren. Wie aus dem Nichts

Gottes unerforschlicher Schöpfungswille das All rief, wie der Mensch fix und fertig als Herr über die ihm wesensungleiche Natur gesetzt ward, wie dieser begnadete Herr der Welt nun aber trotz seines Hervorgehens direkt aus der schöpferischen Gotteshand es nicht verstand, Herr zu werden über seine eigene innere Natur der Triebe und Begehrungen, wie er in Sünde verfiel und das kommende Menschengeschlecht mit sich riß, bis wiederum in einem zufälligen geschichtlichen Augenblick bei einem bestimmten Volke sich die Gnade Gottes offenbarte und das Ewige, Unzeitliche sich in Zeitliches und Sterbliches, Gott in den Menschensohn verkleiden ließ — wie endlich alle Geschichte und alles Werden plötzlich abbrechen soll in einem Weltgericht und so die Zeitlichkeit des des Diesseits in einer unmotivierten Ewigkeit des Jenseits endet — das alles sind im Grunde nur sinnlos hintereinander her purzelnde Ereignisse ohne einen inneren Zusammenhang, wenn man von den künstlichen Konstruktionen der Theologie absieht. Was bleibt dem Menschen hier zu tun, als still staunend zu verehren, was er weder begreifen noch ändern kann — als *Kultus*? —

Aber zur *Kultur*, zur sorglichsten Pflege, Sorge und Mühewaltung ruft uns die Weltanschauung der Wissenschaft, ungeachtet ihrer vielen Lücken, die ebensoviel Antriebe zu weiterer Forschung bedeuten. Tief hinten im völligen Dunkel bleibt die Frage nach dem Weltanfang, im Chaos der Unordnung. Erst mit dem Augenblick, wo das Chaos zum Kosmos, aus Unordnung Ordnung, aus Stoff Geist zu werden begann, darf von Zeitlichkeit, von Geschichte, geredet werden. Unsere an dem erkannten Naturgesetz geschulte Phantasie sieht das Unendliche Form gewinnen und vom ungeheuren Gasball die Sonnensysteme sich lösen, von der Sonne die Erde. Wir zählen nach Jahresmillionen — aber wir zählen! wir sind in der Zeitlichkeit! — bis sich aus chemischen Verwandtschaften, Kristallisationen, Formverbindung und -Lösung die Urzelle alles Lebendigen, das Protoplasma, gebildet hat. Hinauf geht es nun — immerhin mit viel gewagten Konstruktionen und Hypothesen, die aber jederzeit verbesserungsfähig sind — durch die Flora und Fauna zum Menschen. Auch hier noch Dunkel der Urgeschichte und nur Vermutungen, wie er mittels der Vergesellschaftung in stetem Kampf mit den Elementen, der Tier- und Pflanzenwelt, sich zu höherer Entwicklungsstufe emporgerungen. *Aber der Faden reißt nirgends ab*; die Kette stetigen Werdens verbindet das letzte zeitige Endglied mit dem Uranfang. Kultur, nicht Kultus, bildet den Menschen in immer steigender Vervollkommnung zum Herren der Natur, die er mit seinem Geiste befruchtet und verbessert; Verstand und Vernunft lassen ihn Raum und Zeit überbrücken und selbst der Vergänglichkeit des Einzelwesens spotten in der Erfindung von Rede und Schrift; das Werkzeug, die Maschine, verhundert- und vertausendfacht seine schwache Kraft. Sitte und Recht regeln das Gemeinschaftsleben, und in sich selbst entdeckt er die göttlichen Tugenden der Gerechtigkeit und Güte. Nur auf das Pflegen, das sorgfältige Hegen und Fördern aller in ihm schlummernden Keime kommt es an, und trotz tausendfältiger Rückfälle der Einzelnen und ganzer Massen in tierische Roheit und wilde Barbarei darf er doch glauben und hoffen, daß die Fortschrittslinie nicht plötzlich abbrechen wird. Nur immer noch bessere Anpassung an ein höheres Gemeinschaftsleben der Zukunft und allmähliche stetige Herabholung der jenseitigen Ideale in die diesseitige Wirklichkeit! Gerade, daß sie bei ihrer schrittweise nur und so bescheiden erfolgenden Verwirklichung immer wieder ferner und höher am Horizonte aufsteigen, das bietet Gewähr für die *Unendlichkeit* des noch zu durchlaufenden Weges! So gibt es für ihn nur *ein* Weltgericht, nicht von einem überweltlichen Richter als willkürlicher Abschluß einer zufallsbestimmten Zeitlichkeit veranstaltet, sondern in der ursächlich genau bestimmten *Weltgeschichte* sich stetig verwirklichend.

Ueberall tritt an die Stelle des Kultus der Mächte des Gewordenen die Kultur der Kräfte des Werdens. Unser Höchstes ist nicht mehr Gott, der Schöpfer und Erhalter der Vergangenheits- und Gegenwarts-Welt, sondern der werdende Gott der Menschheit. Nicht Autorität, Tradition, Dogma vermögen unser Wollen, Empfinden und Denken mehr in Fesseln zu schlagen, sondern in voller Freiheit des Forschens und gewissenhafter Selbstentschließung sehen wir die Gewähr für persönliches und gesellschaftliches Vorwärtsschreiten. Wir haben ein für allemale verzichtet auf die törichte Illusion eines fertigen Wahrheitsbesitzes und lassen uns mit Lessing genügen an der für individuelle Geister möglichen Wahrscheinlichkeit und an stetigem Erkenntnisstreben. Wir verweigern entschieden den Glauben an die grundsätzliche Verderbtheit der Menschennatur und tauschen ihn ein gegen den Glauben an die unbedingte Besserungsfähigkeit aller, auch der menschlichen Natur. Bei aller Achtung vor der Persönlichkeit als dem Springquell alles neuen Werdens sehen wir im Ich nicht die absolut wertvolle unsterbliche Seele, sondern das festeingefügte Kettenglied der Entwicklungsreihe, das eben durch das Zerbrechen der Form Raum und Möglichkeit läßt für Neues und Besseres. Der neue Adam bricht nicht fertige Früchte der Erkenntnis des Guten und Bösen vom mystischen Baum, sondern er erkennt im „Bösen“ das unreife Gute; er sieht nicht nur die göttliche Sonne des Werdens scheinen über Gerechte und Ungerechte, sondern auch überall, wie sie durch ihren Kuß das verhältnismäßig Schlechte läutert zum verhältnismäßig Guten. Ihm wird das Weltgeschehen nicht mehr zum Schauspiel eines ewigen Kampfes absolut entgegengesetzter Mächte, eines Ormudz und Ahriman, Gott und Teufel, sondern zum stetigen Ausgleichsprozeß relativer Gegensätze. Und er selbst, der Mensch, ist nicht mehr ein Spielball ihrer widerstreitenden Anstrengungen, auf Erden dem „Fürst dieser Welt,“ Satanas, überliefert, um durch unbegreifliche Gnade doch noch in den jenseitigen Himmel Gottes aufgenommen zu werden, sondern ein ernsthafter Mitspieler, vielmehr Mitkämpfer, der den großen Prozeß der Vervollkommnung und Selbsterlösung mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit zu fördern gedenkt. Keine Versprechungen und stellvertretende Handlungen eines Priestertums und einer Kirche vermögen ihm den Frieden in seiner Brust zu sichern; er ist über die Zeit des „andächtig Träumens“ hinausgewachsen zur Forderung des „gut Handelns“ und hat begriffen, daß nur die freie Gemeinschaft der das gleiche Wollenden, nicht eine Bekennergemeinde, ihm Handreichung geben und von ihm nehmen kann bei dem steilen Aufstieg zum höchsten Ziel. Individualismus und Sozialismus, ins Seelische übersetzt: Egoismus und Altruismus versöhnen sich ihm und gleichen sich aus in dem Satze, daß der tiefste Wert der Persönlichkeit sich bestimmt nach dem Maße ihrer Brauchbarkeit und Dienstwilligkeit für das Ganze.

So schiene neben dieser intensiven Menschheitskultur gar kein Platz mehr übrig zu sein für den Kultus? Die Tätigkeit des Hegens und Pflegens habe die Verehrung erschlagen?

Keineswegs. Immerhin ist auch der Gedanke nicht abzuweisen, wie sich eigentlich die *echteste* Verehrung äußert. Das Alte und Vergangene ehrt man am besten durch Fortentwicklung dessen, was in ihm Ewigkeitswert hat. Ist es nicht die feinste und höchste Ehrung des Schöpfers, wenn man zeigt, daß seine Welt, seine Natur so herrlich gebaut ist, daß sie sein Eingreifen nicht mehr nötig hat?

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt!“

Ist es nicht der Triumph der Erziehungskunst der Eltern, wenn das Kind in freiem Liebesgehorsam jedes autoritative Soll überflüssig macht?

Fänden nicht alle unsere grob zugehauenen Gemeinschafts-Einrichtungen, Kirche sowohl wie Staat, ihr letztes und höchstes Endziel erfüllt, wenn die Menschheit endlich den Nachweis erbrächte, daß sie ohne Gängelband jenseitiger und diesseitiger Gesetze und Weisungen, in voller Herrschaftslosigkeit zu leben gelernt habe?

Aber wenn hier Kultur als feinste Form des Kultus angesehen werden kann, so bleibt doch auch für den eigentlichen Kultus noch ein großes Feld. Der Mensch ist nicht nur erkennendes und wollendes Wesen, sondern auch fühlend. Neben den Wissenstrieb und Betätigungsdrang stellt sich die Empfindung; dem Wahren und Guten tritt das Schöne zur Seite. Jene beiden sind Ewigkeits- und Jenseitsziele, die jedoch ewig dem Ergriffenwerden entrückt bleiben müssen, damit das Forschen und der Vervollkommnungstrieb nicht sterbe. Aber die Schönheit tritt schon in unsere Welt ein und läßt sich in unmittelbarer Anschauung erleben. Je freier sich im Kunstgenuß die menschliche Seele von Gedanken und Tendenzen löst, je reflexionsloser und willenloser wir uns in die Harmonienwelt versetzen, desto beseligender erleben wir das Lebendig- und Wirklichwerden des Idealismus. Mag auch der schaffende Künstler, genau so wie der Forscher und der nach sittlicher Vollkommenheit Ringende, stets mit der ausführenden Hand hinter dem geschauten Ideal zurückbleiben, so genießt er doch, und nachschaffend wir nach dem Maße unserer Empfindungsfähigkeit, in solchen gesteigerten Momenten die höchste Beseligung und Erbauung unmittelbar. So wird der Kultus in reinster Form, unvermischt mit Elementen aus der Gedanken- und Willenswelt, in unserer ethischen Gemeinde seine Auferstehung feiern. Die Kirchen der Zukunft werden zu Tempeln der geschauten und erlebten Schönheit, und auf reinen Tonwellen und Lichtwellen, im Genuß reinster Form wird das Ich seiner Harmonie mit dem All inne werden. Architektur und Bildhauerkunst, Musik, Dichtkunst und Malerei werden hier der Seele ihr Höchstes zu sagen wissen.

Die materialistische Geschichtsauffassung im Lichte idealischer Geschichtskritik.

Von Dr. Immanuel Lewy.

Die weite Anerkennung und ausgedehnte Verbreitung, die die sog. materialistische Gesichtsauffassung gefunden hat, d. h. diejenige Auffassung, welche die wesentlichen Antriebe zur Geschichtsbildung, zur persönlichen und sozialen Arbeit, in dem wirtschaftlichen Selbsterhaltungstriebe finden will, gilt in manchen Kreisen als betrübendes Zeichen, das den wachsenden Materialismus unserer Zeit verraten soll, da die in einer Zeit aufkommenden Theorieen ein ungeschminktes Spiegelbild des gerade vorherrschenden Zeitgeistes seien. Doch ist unseres Erachtens eine solche Betrachtungs- und Beurteilungsweise eine oberflächliche. Die materialistische Geschichtsauffassung ist selbst eine bestimmte Zeiterscheinung, eine eigentümliche Tatsache, die hervorquillt aus unserem sozialen Geistesleben. Als solche ist sie wiederum Gegenstand der Kritik. Betrachten wir sie nicht als abschließendes Urteil des historischen Weltgeistes, sondern als vorüberrauschende soziale Massenerscheinung, so werden wir ein besseres Urteil über sie fällen können. So betrachtet zeugt sie gerade im Gegenteil von einer Versittlichung des gegenwärtigen Zeitalters, besonders von einer Vertiefung seiner Denkweise. Ihre Ungeschminktheit ist ihre sittliche Größe. Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur Besserung. Die richtige Einsicht in die wahren Beweggründe unseres bisherigen Tuns ungescheut und ungeschminkt sich zu gestehen, ist die große heroische Tat, ja man könnte sagen, die große Mission dieser einseitigen Geschichtsauffassung. Man könnte sie als Akt der sittlichen Selbstbesinnung der denkenden Menschheit bezeichnen. Als solche ist diese ökonomische Geschichtsbetrachtung das Erzeugnis eines hochstehenden ethischen Idealismus, Voraussetzung und Durchgangspunkt für die Betätigung eines wirklich ernst meinenden und ehrlich wollenden Idealismus. Erst wenn der Mensch den Zusammenhang von Beweggrund und Handlung richtig, d. h. der Wirklichkeit entsprechend, zu bestimmen gelernt hat, ist er imstande, schöpferisch umbildend in diese Abhängigkeitsverhältnisse einzugreifen. Die pessimistische Kritik des Bestehenden entspringe einem sehr hohen optimistischen Menschheitsglauben. Die materialistische Geschichtsauffassung ist ein Mahnwort an die denkenden und strebenden Geister, die Geschichte umzuschaffen, die bisherigen Abhängigkeitsverhältnisse von Beweggrund und Handlung, welche ökonomischer Natur waren, umzugestalten, kurz eine gänzliche Umbildung der bestehenden auf nur wirtschaftlicher Basis gestellten Gesellschaftsbeziehungen herbeizuführen.

Betrachten wir die bisherige Geschichte, das Zustandekommen der bisherigen Gemeinschaftsarbeit, des Staates, des Rechtes, der Religion, und der Wissenschaft als das Ergebnis vorwiegend wirtschaftlicher Faktoren und Interessen und lernen wir die entsetzlichen und widerwärtigen Folgezustände dieser Abhängigkeitsverhältnisse begreifen und mißbilligen, so ist diese Selbsterkenntnis bereits eine Ueberwindung der ökonomischen Geschichtsbildung; es ist das erste entscheidende Motiv, das hervorquillt aus der Sehnsucht nach einer idealistischen Geschichtsbildung. Wir sagen damit gleichsam aus: Bisher haben wir unter dem Zwange der Wirtschaft gestanden, waren wir Sklaven der selbstsüchtigen Existenzerhaltungskämpfe, jetzt sind wir dergleichen satt, wir wollen eine Emanzipation des Menschen von der wirtschaftlichen Knechtschaft, von den Banden der nackten Selbstsucht. Die materialistische Geschichtsauffassung ist also eine revolutionäre Tat des sich auf seine Menschenwürde besinnenden Menschengeistes, sie ist das großartigste Zeugnis für seine Hoheit. Sie ist das Verdikt des bisher Gewesenen und als solches der Weckruf zu neuem geschichtlichen Dasein. Sie will die Tierheit der bisherigen Menschheit überwinden und nur durch genaue Erforschung und Anerkennung ihrer bisherigen Wildheit vermag sie eine reinere, freiere Menschheit zu erschaffen. Sie ist vor allem eine unerschrocken aufrichtige Geschichtsauffassung. Und in dieser Aufrichtigkeit hat sie ihre sittliche Daseinsberechtigung.

Fassen wir die materialistische Geschichtsauffassung so auf, so erkennen wir sofort, daß in ihrem Wesen zugleich der Keim zu ihrer Ueberwindung liegt. Sie entsprang einer scharfen und aufrichtigen Kritik des Bestehenden. Dieses ursittliche Motiv kennt aber keine Schranken. Es erhebt die stolze Forderung, seine eigene Geistesschöpfung unter kritischem Auge zu betrachten. Der materialistische Dogmatismus wird nunmehr Gegenstand der Kritik. Ist dieser Dogmatismus der nur wirtschaftliche Beweggründe kennt, auch wahr und allgemeingültig? Ist nur auf dieser Grundlage ein Gemeinschaftsleben errichtbar, oder ist es vielleicht noch möglich, einen Zustand des gesellschaftlichen Daseins herbeizuführen, in dem nicht die Hungerpeitsche regiert, sondern edlere und menschenwürdigere Triebe als geschichts- und gesellschaftsbildende Bewegkräfte sich erweisen? Die Lösung dieser Frage ist das höchste Anliegen der Menschheit. Hier spaltet sich die denkende Menschheit in zwei Lager, in Gläubige und Ungläubige. Die Selbsterhaltung der Menschheit gebietet es, daß die Zahl der Gläubigen täglich wächst. Nur wenn wir an eine Verbesserung dieser Abhängigkeitsverhältnisse glauben, d. h. wenn wir in uns die Kraft finden, sie ernstlich und aufrichtig zu wollen, ist natürlich eine Verwirklichung derselben möglich. Also der Glaube an eine Ueberwindung der materialistischen Gesellschaftsbildung ist der zweite Schritt zur Besserung, die zweite große Tat der idealistischen Geschichtsbildung. Aufrichtige Prüfung des Bestehenden und ernster Vorsatz, das Bestehende, aber Gemißbilligte zu ändern, sind die beiden großen Willensakte,

die vor unseren Augen der idealistische Teil der Menschheit zu vollziehen im Begriff ist. Dieses sind die beiden ethischen Großtaten, die die ethische Menschheitskultur der jung aufstrebenden sozialistischen Kulturbewegung verdankt und die sie ein Recht und eine Pflicht hat, ihr ungeschmälert anzuerkennen. Materialistische Geschichtsauffassung, oder deren Kritik und sozialistischer Zukunftsglaube, oder dessen -wille sind die beiden notwendigen Etappen einer an sich bessernden Menschheit. Wer diese beiden ethischen Großtaten des Menschengeschlechts bespöttelt oder gar als entsittlichend verdammt, dem fehlt es entweder an genügendem Ernst oder an sittlicher Einsicht. Man braucht absolut nicht auf ein bestimmtes Parteiprogramm zu schwören, um dieses Urteil auszusprechen, sondern gerade als unparteiischer, objektiver Geschichtsbeurteiler wird man zu diesem Urteil kommen müssen und als über den Parteileidenschaften und Parteigezänke stehender Ethiker wird man sich über die Wahrheit dieses Urteils von Herzen freuen.

Die sittliche Weltordnung.

Von M. Schoen.

Die heute herrschende Richtung in der Nationalökonomie will keine ethischen Motive im Wirtschaftsleben gelten lassen. Sie strebt nach einer „reinlichen Scheidung“ zwischen Ethik und Volkswirtschaft. Nun ist ja zuzugeben, daß für abstrakte Untersuchungen auf diesem Gebiet eine derartige Trennung bis zu einem gewissen Grade berechtigt ist, damit man eben die in Frage kommenden Momente besser und klarer übersehen kann. Diese Trennung ist und bleibt aber ein Notbehelf; im wirklichen Leben stehen Ethik und Wirtschaft in den innigsten Wechselbeziehungen. Eines bestimmt das andere und kann nicht von ihm willkürlich getrennt werden. Das übersehen jedoch die meisten unter unseren heutigen Nationalökonomen manchesterlicher Richtung. Sie haben es denn auch glücklich so weit gebracht, wirtschaftspathologische Erscheinungen, wenn ich so sagen darf, als normal zu betrachten. Dazu gehört in erster Linie die schrankenlose Willkür individueller Geldanhäufung. Vor einiger Zeit berichteten die deutschen Zeitungen von einer Londoner Gerichtsverhandlung gegen einen der Söhne unseres Großindustriellen Thyssen. Die Verhandlung selbst ist nebensächlich; es wurde aber bei dieser Gelegenheit festgestellt, das der junge Thyssen von seinem Vater ein jährliches „Taschengeld“ von, sage und schreibe, 50000 Mark erhält. Man möchte seinen Augen und Ohren nicht trauen, wenn man so etwas sieht oder hört. Man komme nicht mit der Ausrede, daß der Sohn seinen Vater vertreten, daß er „repräsentieren“ müßte; denn einmalige Anweisungen auf 4000 Mark zu Geschenken für eine Schauspielerin und wöchentliche Unterhaltungskosten von 300 Mark für eine Geliebte gehören doch wohl zu „persönlichen Ausgaben“ und dienen nicht der Repräsentation der betreffenden Firma. Hätte der junge Thyssen nur 10000 Mark, statt 50000 zur Wahrung der Firmeninteressen bekommen, so würde er auch schließlich mit dieser Summe ausgekommen sein. Er hätte dann freilich nicht mehr soviel Gelegenheit gehabt, Schauspielerinnen „nobel“ zu beschenken und auszuhalten. Diesen Menschen ist aber offenbar jeder Wertmaßstab für die Bedeutung des Geldes verloren gegangen. Da ihnen das Geld ohne ihr Zutun in den Schoß fließt, so wissen sie nichts mit ihm anzufangen. Unsere Manchestermänner finden es ganz in der Ordnung, wenn irgend einem Unternehmer das „Geschäft“ ungezählte Millionen einbringt. Es heißt dann: dieses Geld stelle den Lohn für den Unternehmungsgeist des betreffenden Mannes dar oder: das hat er vermöge seiner Intelligenz, Umsicht und Tatkraft „verdient.“ Es giebt verschiedene derartige Ausreden. Nun fragen wir aber: kann ein Mensch, begabt oder unbegabt, vermittelst physischer Anstrengungen oder geistigen Kraftaufwandes, solche Kapitalien erwerben, die in keinem Verhältnis zum Durchschnittserwerb aller anderen Menschen stehen? Das ist nicht möglich! Ein Mensch kann bei den heutigen Kulturverhältnissen durch eigene Arbeit, physischer oder geistiger Natur, wohl einige Zehntausende erwerben, nicht aber Hunderttausende oder gar Millionen. Wenn trotzdem heute derartige Einkünfte stattfinden, so können wir nur den einzigen Schluß ziehen, daß in der modernen Gesetzgebung Lücken vorhanden sein müssen. Mit Recht bemerkt dazu Adolf Wagner, gewiß unsere erste Kapazität auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre:

> „In den Geschäftsgewinn teilen sich oft Leute, die nur mit ihrem Gelde spekulieren. Der oft kolossale, in gar keinem Verhältnis zur Leistung stehende Gewinn möge in formaler Hinsicht ein rechtmäßiger sein, nach moralischem Recht ist er es nicht.“

Also wohlbemerkt: „nach moralischem Recht nicht“! Wir sehen, daß wir bei der Beurteilung dieser Frage um das ethische Prinzip in der Volkswirtschaft nicht herumkommen. Da unsere manchesterlichen Nationalökonomen nur vom spezifisch wirtschaftlichen Standpunkte aus alles betrachten, so fällt bei ihnen naturgemäß die ganze obige Fragestellung unter den Tisch. Dieser Einseitigkeit haben wir denn auch zu einem nicht geringen Teil die elenden sozialen Zustände der Zeit zu verdanken. Auf der einen Seite unverdienter Gewinn, auf der anderen Seite das proletarische Massenelend. Wir wollen gerne zugeben, daß Kirdorf, Thyssen, Stinnes u. A. tüchtige und intelligente Leute sind, aber, wenn wir eine gerechtere Gesetzgebung hätten, so würde es diesen Männern trotz aller ihrer Tüchtigkeit nicht gelingen, sich solche Kapitalien anzuhäufen, wie heute. Wir machen hier nicht die Unternehmer in erster Linie verantwortlich — (warum sollen sie das, was ihnen so zufließt, nicht nehmen?) — sondern unsere ganze wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung, welche ein wichtiges Wirtschaftsmoment, — die Ethik, — total außer Acht läßt. Die „sittliche Weltordnung“, von der unsere Maßgebenden immer in so hohen Tönen zu reden lieben, zeigt sich gerade da nicht, wo sie am nötigsten wäre. Mit der Phrase von der „individuellen Bewegungsfreiheit“ muß endlich einmal aufgeräumt werden; sie ist uns schon zu oft zum Verhängnis geworden. Die paar sozialen Gesetze, die heute dem extremen Individualismus entgegentreten, berücksichtigen auch nur die Wirkungen und nicht die Ursachen. Einkommen-, Erbschafts- und Vermögenssteuern sind ganz gute und nützliche Dinge, nur bleiben sie im Großen und Ganzen wirkungslos, wenn man das Bollwerk des wirtschaftlichen Individualismus unangetastet läßt. Zuerst müssen Gesetze erlassen werden, welche nicht zulassen, daß der Unternehmer nur sein „Geschäft arbeiten“ läßt und ohne einen Finger zu krümmen Kapitalien aufspeichert. Mit einem Wort: der Unternehmer muß der erste Beamte seines Unternehmens sein, er darf nicht absolutistisch regieren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Zustand einmal erreicht werden wird; an uns liegt es aber, die Umwandlung zu beschleunigen. Ueberall stellt der Absolutismus den primitiveren Standpunkt dar; je reicher und mannigfaltiger sich das Leben gestaltet, desto individuell-eingeschränktere Herrschaftssphären treten auf. Ueberall sehen wir heute den Absolutismus zurückweichen, nur im Wirtschaftsleben macht er sich noch mit brutaler Offenheit breit. Unsere Sozialgesetzgebung muß jetzt zur Herbeiführung gesunder Wirtschaftsverhältnisse vor allem Front gegen den wirtschaftlichen Absolutismus machen. Wohl wird uns von manchen Seiten entgegengehalten, daß ein wirtschaftlicher Parlamentarismus nicht möglich sei. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig; denn schon heute sehen wir parlamentarische Wirtschaftselemente sich entwickeln. Gewerkschaften und Unternehmerorganisationen sind schließlich nichts anderes als solche parlamentarische Elemente. Der Unterschied zwischen dem heutigen wirtschaftlichen Parlamentarismus und dem zu-

künftigen liegt nur darin, daß heute außerhalb des Unternehmens verhandelt wird, während in Zukunft ein interner Parlamentarismus herrschen soll. Wenn man fragt, wie ein solcher innerhalb eines Unternehmens bestehender Parlamentarismus aussehen soll, so kann man etwa auf unsere heutigen, hier und da in den ersten Anfängen vorhandenen, Arbeiterausschüsse hinweisen. Der wirtschaftliche Parlamentarismus ist kein Hirngespinst, sondern eine reale Möglichkeit. Wir sehen schon heute die Anfänge hierzu und manche Nationalökonomen und Sozialpolitiker haben auch schon recht klar erkannt, wohin die wirtschaftliche Entwickelung geht, so z. B. Fr. Naumann. Damit jedoch diese Entwickelung beschleunigt wird, brauchen wir, wie schon bemerkt, eine entsprechende soziale Gesetzgebung, welche aber nicht nur von wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, sondern vor allem auch von ethischen. Schon Sismondi betonte die Notwendigkeit des ethischen Momentes in der Volkswirtschaft, und je länger, je mehr gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß eine Volkswirtschaft, die nur Wirtschaft ist, eine pathologische Erscheinung, einen Degenerationszustand darstellt. Die Menschen müssen allmählich zu der Ueberzeugung gebracht werden, daß sie nicht Herren über die wirtschaftlichen Güter sind, sondern nur Verwalter derselben. Für ihre wirtschaftliche Tätigkeit werden sie entlohnt. Bei einer derartigen Auffassung unseres Wirtschaftslebens ist eine Aufhäufung der Kapitalien in wenigen Händen unmöglich; denn entlohnte Arbeit kann nie zur Kapitalansammlung führen. Wenn sich einmal die Anschauung von der Beamtenstellung des Unternehmers Bahn gebrochen haben wird, dann wird man sogar dazu schreiten können, das Individuum nach anderen Seiten hin zu entlasten. So wird man u. a. die Forderung direkter Vermögenssteuer fallen lassen können; denn da große Kapitalsanhäufungen nicht mehr möglich sein werden und zweckmäßige Einkommen- und Erbschaftssteuern eine weitere Regulierung vornehmen, so braucht man keine weiteren gesetzlichen Eingriffe in die individuelle Wirtschaftssphäre zu veranstalten. Bei derartig geregeltem Einkommen wird man schließlich auch die indirekten Steuern nach Gebühr, zum Teil sogar noch stärker, als heute, heranziehen können, ohne einer ungerechten Handlungsweise geziehen zu werden. Die indirekten Steuern als solche überhaupt zu verwerfen — dazu kann sich nur einseitiger Dogmatismus versteigen. Sie besitzen Berechtigung, aber freilich nur dann, wenn eine gerechtere Verteilung des Nationalvermögens, als die heutige, besteht. So lange man die indirekten Steuern nur vorschiebt, um einer gerechten direkten Besteuerung zu entgehen, so bleiben die indirekten Steuern eine Ungerechtigkeit gegenüber den minder bemittelten Klassen. An sich jedoch sind die indirekten Steuern durchaus nicht immer zu verwerfen, im Gegenteil: sie können sie oft als durchaus segensreiche Einrichtungen erweisen. So würden wir alle Steuern auf Luxusgegenstände, die meisten Genußmittel, wie Tabak und Alkohol und noch verschiedenes andere sehr befürworten, mag uns das auch als Ketzerei angestrichen werden. Wir betrachten die indirekten Steuern, wie wir eben die ganze Volkswirtschaft ansehen, nicht nur vom wirtschaftlichen Standpunkte aus, sondern auch vom ethischen. Die indirekte Besteuerung kann sich also als eine sehr nützliche wirtschaftsethische Maßregel erweisen. Wir sehen also, zu wie ganz anderen Resultaten man gelangt, wenn man das gesamte Wirtschaftsleben nicht vom einseitig-wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, sondern vom wirtschafts-ethischen. —

Streiflichter.

Das Heer als Volksschule. Von Zeit zu Zeit erheben sich immer wieder die Stimmen angeblicher — oft auch ehrlich überzeugter — Volksfreunde, die emphatisch den „erzieherischen Wert des Heeres" betonen und schon deshalb jede Erörterung einer Rüstungsverminderung ablehnen. Einen solchen Vertreter des „Schulstandpunktes" lernen wir neuerdings in Professor Christian Meurer kennen, der „das Kriegsrecht auf der Haager Konferenz" in einem fast 700 Seiten zählenden Bande höchst wissenschaftlich und detailliert behandelt.

Rein rechnerisch schon widerspricht es den Tatsachen, das deutsche Heer als eine Schule anzusehen, in der das ganze Volk weitergebildet wird. Die behaupteten Segnungen dieser „Schule" könnten natürlich nur den regulär aktiv Dienstleistenden zu gute kommen; wenn aber Meurer selbst auf Seite 629 zugiebt, daß in Deutschland etwa nur 25 % der Wehrpflichtigen wirklich sofort zur aktiven Dienstpflicht herangezogen werden, und wenn man ferner das Heer der untauglichen Männer sowie sämtliche Frauen in Abzug bringt, so müssen demnach schlecht gerechnet sieben Achtel des Volkes die bewußte Schulung entbehren. Fürwahr eine seltsame Volksschule!

Wie steht es nun aber mit dem logischen Werte jener Theorie? Hierauf giebt uns J. Novikow in seinem höchst wertvollen Werk: „Die Föderation Europas" auf Seite 227 und 228 erwünschte Antwort. „Wenn man den Kriegsanhängern zuhört," sagt N., „ist die Kaserne nur eine Hochschule der Tugend, und die jungen Leute gehen aus ihr nur erhöht und geläutert hervor. Wie entspricht dem nun die Wirklichkeit?" — Ein Schriftsteller, der diese Dinge aus der Nähe beobachtete,*) beschreibt das Kasernenleben folgendermaßen:

„Die Kaserne ist nur die Schule aller niedrigen Laster, der Faulheit, Lüge, Angeberei, Schamlosigkeit, schmutziger Ausschreitungen, moralischer Feigheit und der Trunkenheit. Die überraschende Vitalität und der allseitige Fortschritt der anglo-saxonischen Rasse . . . stammt sicherlich daher, daß sie sich der verderblichen und erniedrigenden Einwirkung der Kaserne entzog. Der gemeine Alkoholismus, der das französische Volk zerrüttet, ist ein Ergebnis der Kaserne. Beim Regiment ist Trinken die einzige Zerstreuung, viel Trinken ist der Gegenstand des Wetteifers, zum Trinken freihalten ist die Quelle aller Achtung . . . Die Kaserne durchfault Frankreich mit dem Alkoholismus und der Syphilis."

„Dieses Bild mag ein wenig schwarz ausgemalt sein (?), aber man wird nicht bestreiten können, daß es in großen Umrissen doch der Wahrheit entspricht," so äußert sich Novicow zum Thema und fährt dann fort:

„Es wird auch behauptet, daß die allgemeine Dienstpflicht Gutes mit sich bringe, weil die aus dem Militärdienst in das bürgerliche Leben wieder eintretenden Soldaten den Geist der Disciplin bewahren, den sie beim Regiment erhielten, und dadurch sehr nützliche Mitglieder der Gesellschaft werden. Auch diese Ansicht erträgt nicht die Kritik der Tatsachen — und nun zitiert N. einen russischen Namensvetter, A. Novicoff, der in einem 1899 erschienenen größeren Werke sagt:

„Der größte Teil der Soldaten wird, nach Hause zurückgekehrt, weit davon entfernt sein, menschlicher zu werden als die andern Bauern; im Gegenteil; viel roher und herrischer werden sie sein. An die militärische Disziplin gewöhnt, halten sie sich ihrer Umgebung gegenüber für etwas höheres und bemühen sich auch, die von ihnen Abhängigen zu disziplinieren."

Sodann betont A. Novicoff noch den weiteren, großen Mißstand, daß jung verheiratete Frauen der jungen Leute vom Lande, während die Ehemänner beim Regimente sind, vielfach ein verderbtes Leben führen und sich fremden Männern hingeben, was natürlich bei der Rückkehr des Ehemannes sehr oft zu den schlimmsten Zerwürfnissen führt — wiederum ein hochmoralischer Vorzug des konsequenten Militarismus! —

Daß man aber gerade vom Gesichtspunkte der Volkserziehung aus einer Rüstungsverminderung das Wort reden darf, beweist uns Zeno Graf Welsersheimb, ehemaliger Landesverteidigungsminister von Oesterreich, der

*) Urbain Gohier: L'armée contre la nation, 1899, pag. 16.—

in seinem Artikel „Zur Abrüstungsfrage“ („N. F. Presse“ vom 28. April) zu dem Resultate kommt:

„**Volkserziehung** ist es, wovon die Zulässigkeit einer **Beschränkung** des militärischen Friedensapparates wesentlich abhängt.“

Sie wird nach Welsersheimb eine verkürzte Heranbildungszeit gestatten und dazu führen, „die Fülle und den Rahmen der Friedensapparate im Verhältnis zum Aufgebote für die Kriegsformationen zu **verringern**.“

Der „**erzieherische** Wert des Heeres“ ist also nach dem Gesagten einerseits **höchst** problematisch, sodann aber **nichts weniger** als ein Hindernis für die Durchführung einer **Rüstungsherabsetzung**! C. L. S.

* * *

Kultur und Entartung. Ein geradezu vernichtendes Urteil über die heutige Gesellschaftsordnung hat Walter Claasen gefällt, indem er die Lebensdauer, die Freiheit von Erkrankungen, die Dauer der Erwerbsfähigkeit, die Stillfähigkeit der Frauen und die Militärtauglichkeit zum Maßstabe wählte. Auf Grund statistischer Erhebungen, über die Claasen im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie Näheres berichtet, weist er nach, daß trotz der Abnahme der Sterblichkeit in den letzten Jahrzehnten von einer Verbesserung des Gesundheitszustandes der Nationen nicht die Rede sein kann. Wenn die Statistik einzelner Städte eine Zunahme der Lebensdauer nachweist, so ergibt die nähere Betrachtung, daß es sich nur um einen **scheinbaren** Gewinn handelt, denn die Maßnahmen der Hygiene vermochten nicht ein Hinausschieben des Todes des Menschen bis ins Greisenalter, sondern nur bis ins Alter der Mannbarkeit zu bewirken. Diese dem Leben gewonnenen Jahre bedeuten aber keine Steigerung der Kraft der Menschheit. Vielmehr haben die Krankheiten so **stark zugenommen**, daß diese Tatsache nicht allein durch den verstärkten Lebensschutz schwächlicher Menschen erklärt werden kann. Die Zahl der Erwerbsunfähigen betrug im deutschen Reiche im Jahre 1882 1.22 v. H. der erwerbsfähigen, 40 bis 50 Jahre alten Männer, 1895 war sie auf 1.55 v. H. gestiegen. Die Stillfähigkeit der Frauen nimmt reißend ab. 1885 wurden von den 8 Monate alten Kindern noch 49.0 von der Mutter ernährt, 1900 nur noch 22.7. Die Abnahme der Militärtauglichkeit ergibt sich daraus, daß die Zahl der völlig unbrauchbaren Leute im deutschen Reiche in den Jahren 1890 bis 1903 von 6.9 auf 8.5 v. H. aller Rekruten gestiegen war. Aehnlich liegen die Verhältnisse in anderen Kulturstaaten. Sie sind die natürlichen Folgeerscheinungen der modernen Kultur. Durch die Landflucht der Bevölkerung entarten die Nationen, denn auf dem Lande stellt sich ein Mangel an kräftigem Zuchtmaterial ein, und in der Stadt werden die Kräftigsten zu Maschinen erniedrigt und als solche verbraucht. Die Besserung der sozialen Lage des Menschen vermag seinen Lebenswert nicht zu steigern, denn durch einseitige Ueberanstrengung werden seine Lebenserhaltungsinstinkte zerstört.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Ueber **Versittlichung unseres Gefühlslebens** sprach am 16. April d. J. Dr. Immanuel **Lewy**. Von dem Gedanken ausgehend, daß das Gefühlsleben heute nicht weniger der Emanzipation vom Traditionsvorurteil bedürfe wie das Gedankenleben, suchte der Vortragende an zwei Beispielen, dem Ehrgefühl und der Pietät, näher auszuführen, wie er sich eine sittliche Weiterbildung dieser Gefühlsformen denkt. Beim Ehrgefühl kann man drei Entwicklungsstufen unterscheiden. Das gemeine, noch unerzogene Ehrgefühl sucht sich Anerkennung zu verschaffen durch Aeußerungen des Rache- oder Sühnetriebs, durch Empfindlichkeit gegen leidenschaftliche Angriffe. Eine höhere Stufe lehnt jede Empfindlichkeit gegen unvernünftige Verletzungen ab, und reagiert nur auf sachliche Einwirkungen der Anderen. Der noch Entwickeltere reagiert auf verletzende Angriffe nicht in vergeltender oder Genugtuung fordernder Weise, sondern sieht im Verletzenden das noch nicht zur Reife gediehene Geschöpf, dem gegenüber einsichtsvolles Verständnis und sittliche Beihilfe am Platze sind. Die Forderung der Genugtuung als Sühne für vergangene Schuld ist zu ersetzen durch ein soziales Ehrgewissen, das in jeder Verletzung oder Sucherei oder dergleichen eine soziale Rückständigkeit sieht, die durch gewissenhaftere Gesellschaftserziehung vorbeugend abgewandt wird. Eine humanere Ehrauffassung auch hinsichtlich der Nationalehre sichert allein den internationalen Frieden.

Dann ging er über zur Pietät. Pietät ist Solidarität zwischen Ahnen- und Kinderwelt. Auch hier gibt es zwei Gesittungsstufen. Die ältere Partei bindet die Kinder an die Eltern, sie konserviert das Herkömmliche und wird dadurch zur Kulturfeindin. Diese lichtscheue und rückwärtsgewandte romantische Pietät ist abzulösen durch eine neue soziale Pietätsform, in der das sittliche Band der Zusammengehörigkeit von Eltern- und Kinderwelt dadurch hergestellt wird, daß die Eltern gegen die Kinder pietätvoll sind, d. h. liebevolles Verständnis für den notwendigen Fortschritt der Kinder über sie hinaus haben. Pietätlos ist der, der seine reifste Kraft nicht in den Dienst der Nachwelt stellt, der kulturell Rückständige.

Eine vergleichende Betrachtung der Entwicklungsgänge dieser beiden Gefühle ergab eine Reihe paralleler Erscheinungen. Ueberall drängt das moderne ethische Empfinden nach dem Ersatz des Vergangenheitsblicks durch den Zukunftsblick, der Trennung durch Einigung, nach Ausschaltung der leidenschaftlich-persönlichen durch objektiv-sozialen Verkehrsweise, jeder Art erzieherischer Zwangsgewalt durch freie, vernunftgemäße Einwirkung.

* * *

Abteilung Heidelberg. Am 6. Mai sprach Herr Privatdozent Dr. **Radbruch** über das so aktuelle Problem der Strafrechtsreform. Ausgehend von der allgemein anerkannten Reformbedürftigkeit unseres, dem französischen Strafgesetzbuch von 1810 entnommenen, somit in seinen Grundgedanken fast 100 Jahre alten Strafrechts, besprach er die modernen Strafrechtstheorien, zunächst die Lombroso's, sodann die der neueren soziologischen Richtung, an deren Spitze Professor Franz von Liszt in Berlin steht. Nach der letzteren ist es nicht die angeborene Anlage allein, wie Lombroso behauptet, sondern diese gemeinschaftlich mit den äußeren Verhältnissen, was den Verbrecher macht. In welch hohem Maße die sozialen Verhältnisse bestimmend mitwirken, wies der Referent an der Hand graphischer Darstellungen eingehend nach. Insofern die Individualität des Verbrechers wiederum das Produkt des sozialen Milieus ist, muß man dieses als hauptsächliche Ursache des Verbrechens ansehen. Je nachdem nun das Delikt mehr auf Charakteranlage oder auf die äußeren Verhältnisse zurückzuführen ist, muß man unterscheiden zwischen sog. „Augenblicksverbrechern“ (Gelegenheits-, Affektverbrecher) und sog. „Zustandsverbrechern“ (Gewohnheitsverbrecher, geborene Verbrecher). Die letzteren, soweit sie besserungsfähig sind, zu bessern, die unverbesserlichen aber unschädlich zu machen, muß Zweck der Strafe sein. Dagegen ist bei Zuteilung der Strafe an Augenblicksverbrecher lediglich die Abschreckung der „latenten Lumpen“ anzustreben, wie überhaupt die Abschreckung Anderer als weiterer Strafzweck neben den drei genannten erforderlich ist. So ergibt sich für die fernere Betrachtung eine Dreiteilung in Gelegenheits-, Gewohnheits- und geborene Verbrecher. Auf die Gelegenheitsverbrecher wendet unser geltendes Strafrecht meist die kurzfristige Freiheitsstrafe an, die, wie der Redner darlegte, ohne Nutzen für die Gesellschaft, wie für den Bestraften ist, vielmehr schädlich auf diesen wirkt und deshalb durch erweiterte Anwendung der Geldstrafe ersetzt werden muß. Die letztere freilich bedarf dringend der Umgestaltung, indem sie entsprechend der Leistungsfähigkeit zu bemessen und mit größerer Energie, eventl. in kleinsten Raten, einzutreiben und dem gänzlich Mittellosen die Möglichkeit der Abtragung durch Zwangsarbeit zu gewähren ist. Wo auf Freiheitsstrafe erkannt werden muß, soll, um den Verbrecher von dem so gefährlichen ersten Schritt in die Strafanstalt zu bewahren, nach Möglichkeit auf **bedingte Verurteilung** erkannt werden, diese an Stelle der bei uns allein eingeführten **bedingten Begnadigung** treten. Wo aber gleichwohl unbedingte Verurteilung erforderlich ist, soll die kurze Freiheitsstrafe abschreckend wirken; deshalb empfiehlt sich Einzelhaft nicht unter 7 Tagen, vielleicht ohne Arbeitszwang, etwa analog den militärischen Disziplinarstrafen mit hartem Lager und schmaler Kost. Die mancherseits als Ersatzmittel für die kurze Freiheitsstrafe vorgeschlagene Prügelstrafe muß der Ethiker entschieden verwerfen. Der uralte germanische Zug, Eigentumsdelikte strenger zu beurteilen, als Gewaltsverbrechen, ist zu beseitigen. Der Referent schloß hiermit den ersten Teil seiner Ausführungen, die er an dem nächsten Vortragsabend, voraussichtlich Ausgangs dieses Monats, zu Ende führen wird. An den überaus interessanten, fesselnden Vortrag schloß sich eine längere Diskussion an, woran sich Angehörige der verschiedensten Gesellschaftskreise beteiligten und in welcher manche wertvolle Anregung gegeben wurde.

(Heidelberger Tageblatt.)

Bücherschau.

An politisch ethischen Schriften ist in unserer neueren Literatur seit etwa knapp einem Jahrzehnt kein Mangel mehr. Und periodisch erscheinende Revuen, welche sich mit den Aufgaben befassen, die wir auf diesem Gebiete zu lösen haben, gibt es mehrere. Hohe Kulturprobleme sind es, die auf solche Weise in den geistig Bedeutendsten unserer Zeit den heiligen Eifer entflammen, ihren Ruf erschallen zu lassen. Vorläufig freilich dringt er noch nicht allzuweit. Sind doch derjenigen, welche bereits reif geworden für die Ideen geistiger Befreiung des Menschen, noch recht wenige. Und sieht man, auf wen sich diese Prediger der Menschlichkeitskultur in der Hauptsache stützen, so wundert man sich über die Tatsache eines so kleinen Kreises Verstehender um so mehr. So lange also mußte ein Goethe erst ins Grab gesunken sein, ehe man sich dieses gewaltigen Schilderers des Innenlebens wieder als größten Lebensphilosophen erinnerte. Und erst in unseren Tagen ertönt allenthalben der Ruf: Mehr Goethe! Auch **Richard Fuchs** (Olvenstedt-Magdeburg), der Autor von „Straßburger Phantasien über deutsche Kultur" (97 Seiten) läßt ihn uns vernehmen, zwar nicht als Programm, aber die Goethe'schen Ideen durchziehen unausgesprochen das Buch wie ein zart sichtbarer Faden. Was der Verfasser anstrebt, ist „die Entwicklung des Deutschen zum Modernen!" Wir sollen wieder lernen, mit beiden Füßen auf der Erde zu stehen, das sinnlich Irdische wieder zu heiligen, das wahrhaft Naive wieder für uns zu retten, nach Vollendung unserer eigenen subjektiven Persönlichkeit zu streben, nicht blos Herrschaft über uns selbst, sondern Lebensherrschaft zu gewinnen. Das ist so gut wie nichts, weil derlei Lehren ebenso abstrakt sind, wie die Begriffe, aus denen sie hergeleitet worden. Und doch alles, wenn solche Forderungen an den modernen Menschen auch auf dem Boden des modernen Lebens aufgebaut werden. Das versucht Richard Fuchs in recht interessanter Weise. Er hält Abrechnung mit den Konventionsbegriffen, mit dem Philistrosen des Nationalen, mit den kleinbürgerlichen Verbohrtheiten, mit dem Dogmenglauben, der „organisierten frommen Justiz" und vertraut auf das Verdämmern solcher „alten Begriffswerte." Was sein Buch an positiven Vorschlägen enthält, gruppiert sich um das eine große Schönheitsideal, ich kann kühnlich sagen: in Goethe'schem Sinne, um die bewußte Erweckung der Schönheitssehnsucht die „uns innerlich folgt, ob wir wollen oder nicht." Indem wir lebensnatürlich werden, haben wir eine neue ursprüngliche Empfindung für die schöne Gegenwart, geht uns die künstlerische Freude an der ganzen irdischen Welt auf. So entsteht für den Verfasser der wahre Kunstbegriff von selbst. Wenn er ihn dann freilich mit dem malerischen Impressionismus zu identifizieren sucht, verläßt er den Boden der Allgemeingesetze der Kunstästhetik und braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm nicht alle Leser mehr folgen mögen. Doch das nebenher! Geschrieben ist das Buch mit idealem Schwunge, andererseits leider aber auch nicht ohne Phraseologie und nicht ohne manche Gemeinplätze. Es würde seiner Verbreitung förderlicher sein, wenn sich der Verfasser außerdem einer strafferen Gedankenzucht befleißigt hätte; denn an zahlreichen Stellen fällt so manche Sentenz, ja manches gute Wort aus dem logischen Zusammenhang heraus oder schiebt sich unvermittelt und darum störend in ihn hinein. Auch sind die Randbezeichnungen zu dem betreffenden Abschnitt nicht überall die wirkliche Zusammenfassung des jeweiligen Gedankenganges. Ob das Buch hiernach inhaltlich ausreicht, sich Geltung zu verschaffen, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls ist Herr Richard Fuchs im Kampfe um die Durchsetzung der neuen Idee ein ernst zu nehmender Streiter.

Karl Weindel.

* * *

Otfried Nippold, die Fortbildung des Verfahrens in völkerrechtlichen Streitigkeiten. Leipzig, Duncker und Humblot 1907, 665 S., M. 14.

Ethik und Pazifismus — Vorder- und Rückseite derselben Medaille! Eins ohne das andere wäre unvollständig; Geheimrat Förster hat diesem schönen Gedanken Worte verliehen, nach ihm ist der ethische Mensch „der Bürger jenes ersehnten, kommenden Menschenreiches, in welchem überall die friedliche Verständigung an Stelle der Gewalt, des Mißtrauens, der Selbstsucht getreten sein wird."

Auch für den Ethiker ist es daher von denkbar höchstem Interesse, von einem neuen Völkerrechtswerke zu hören, das für eine Fortbildung des zwischenstaatlichen Lebens in ethisch-pazifistischem Sinne eintritt und mit wissenschaftlichem Rüstzeug für den friedensrechtlichen Ausbau des modernen Völkerrechts wirken will. Das Werk des Berner Universitätsprofessors behandelt ein zeitgemäßes Problem der Gegenwart, das von dem äußerst belesenen Verfasser „speziell im Hinblick auf die Haager Friedenskonferenzen" sehr eingehend erörtert wird.

Das Werk bedeutet, wie Alfred H. Fried treffend sagt, einen „Sieg des Pazifismus, wie er ihn — in deutschen Landen wenigstens — noch nie errungen hat." Besonders die drei Arten friedlicher Streitschlichtung — Schiedsgerichts-, Vermittelungs- und Untersuchungsverfahren — werden im 4. Kapitel auf mehr als 300 Seiten von einer so hohen geistigen Warte aus behandelt, daß der aufmerksame Leser seine helle Freude daran haben muß. Das gewichtige Buch ist auch nicht im mindesten gelehrt-unverständlich; im Gegenteil bringen die zahlreichen Citate aus Fried, Schlief u. a., ja selbst aus französischen Schriftstellern wie Arnaud und Mérignhac, stets erwünschte Abwechslung.

Um den Geist anzudeuten, aus welchem dieses ethische Völkerrecht hervorging, seien zwei kurze Textstellen hier angeführt:

> Seite 3: „Der Rechtsfortschritt hat den „Friedensfreunden" viel zu verdanken, mehr als man es heute in weiteren Kreisen wahr haben will."
>
> Seite 606 (im „Ausblick"): „Die jetzige Form insbesondere der europäischen internationalen Politik dürfte mit der Zeit notgedrungen ein Ende nehmen; denn wenn unsere Politiker nicht selbst zu der Einsicht von der Notwendigkeit eines intensiveren Zusammenarbeitens kommen sollten, dann dürften die asiatischen und amerikanischen Staaten dafür Sorge tragen, ihnen diese Einsicht beizubringen. Sobald aber der jetzige pathologische Zustand des gegenseitigen Mißtrauens einmal überwunden sein wird, wird man auch die Möglichkeit weiterer Fortschritte in unserer Materie nicht mehr von der Hand weisen."

Ausdrücklich sei bemerkt, daß dieses Standartwerk noch einen reichhaltigen Anhang bringt mit dem Text der Haager Konvention, einem Verzeichnis der Schiedsverträge, der Einladung zur 2. Haager Konferenz und — außer anderem — einem Vortrag des schweizerischen Nationalrats Dr. Gobat im Nobelinstitut.

E. L. S.

Vermischtes.

Dem zwölften Jahresbericht der Ersten Oeffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. zu Berlin für das Jahr 1906, der soeben erschienen ist, entnehmen wir Folgendes: Im Jahre 1906 ist die Lesehalle zum Entleihen von Büchern stärker, an Ort und Stelle weniger stark benutzt worden als früher. Wir zählten an 358 Lesetagen 84139 Besucher (im Vorjahre 95768), von denen 13412 (14376) auf die Sonntage entfielen. Der Grund des Rückgangs ist wohl hauptsächlich in der starken Inanspruchnahme der arbeitenden Bevölkerung durch die Industrie zu suchen. Wir haben schon im Bericht für 1902 bei ähnlicher Sachlage darauf hingewiesen, daß Arbeitslosigkeit die Lesehallen füllt, einmal weil die Arbeitslosen mehr Zeit haben, sodann weil sie die Zeitungen und Fachblätter nach Arbeitsgelegenheit durchsuchen. Mit dieser Erklärung scheint übereinzustimmen, daß der Rückgang die Werktage stärker trifft als die Sonntage und an den Werktagen wieder die Abendstunden weit stärker als die Mittagstunden. Dagegen hat sich die Entleihung von Büchern zu häuslichem Lesen erheblich gesteigert, nämlich von 10057 Bänden auf 13808, also um mehr als 37%. In der Lesehalle selbst wurden 20291 (25947) Bände gelesen, im ganzen also 34099 (36004). In der Auswahl der vielbegehrten Bücher spiegelten sich wie gewöhnlich die Zeitereignisse: die Literatur über den russisch-japanischen Krieg und über die Kolonien wurde stark verlangt. Die abenteuerlichen Erscheinungen des Raubmörders Hennig und des Hauptmanns von Köpenick sowie die gewisse Bühnen beherrschenden Detektivstücke lenkten die Wünsche der Leser auf Bücher ähnlichen Inhalts. Solche Wünsche dürfen nicht rundweg abgewiesen und damit zu anderweitiger Befriedigung durch die niedrigste Gattung der Literatur gedrängt, sie müssen vielmehr nach Möglichkeit durch gute Bücher befriedigt werden. Auf diese Art wurde jetzt z. B. Dickens Oliver Twist zu einem der meistgelesenen Werke.

Wir bitten unsere Freunde auf das dringendste uns ihre Hilfe nach wie vor zu erhalten und in ihren Kreisen nach Möglichkeit für uns zu werben. Zur Entgegennahme von Beiträgen sind nach wie vor die Herren Gebrüder Arons, Mauerstraße 34, und sämtliche hiesige Depositenkassen der Deutschen Bank, gern bereit. Weitere Exemplare des Jahresberichts versendet unentgeltlich an jede aufgegebene Adresse die Lesehalle, C. Münz-Straße 11.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Die erste öffentliche Lesehalle
der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Münzstraße 11,

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von mehr als 6700 Bänden — 40 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

Das im vorigen Jahre erschienene ausführliche **Bücher-Verzeichnis** kostet 50 Pf. **Soeben erschien: 12. Jahresbericht sowie Nachtrag zum Katalog enthaltend die Neuerwerbungen in 1906 und Anfang 1907.**

Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jaffé**, Berlin W. 35, Genthinerstr. 12 herzlichst erbeten.

Im alkoholfreien Wald-Erholungsheim für Damen und junge Mädchen sind wieder einige Plätze zu vergeben. (pro Tag von 1,50 Mk. an). Bleichsüchtige, junge Mädchen erhalten Ermäßigung, wenn sie als Gartenschülerinnen dort eintreten, was sich als außerordentlich günstig für die Kräftigung und neue Blutbildung gezeigt hat.

Meldungen sind an das I. Heim des Vereins „Jugendschutz" in Berlin C., Stralauerstr. 52 zu richten. 11—½12 vormittags.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

D. G. E. K. Abteilung Berlin.

Das Programm zur Landpartie folgt in nächster Nummer.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.
Die Redaktion.

Mein Kind. Ein Erziehungsbuch von Theod. Paul Voigt. Leipzig. 1906. Verlag von Theod. Thomas.

Voltaire. 6 Vorträge von David Friedrich Strauß. Frankfurt a. M. 1906. Neuer Frankfurter Verlag. 2 Mk.

Für alle Tage. Ei Lebensbuch von Leo Tolstoi. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr A. Skarvan. 2 Bände. Dresden. 1906. Verlag von Carl Reißner.

Aus dem Verlage von Hermann Walthers Buchhandlung, G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7: Eine Hinrichtung. Gerechtigkeit oder Barbarei? Von Rechtsanwalt Dr. Danielewicz. 0,50 Mk. Die erotische Strömung in der Frauenbewegung. Vortrag von Elisabeth Meißner. 0,60 Mk. Das Eheproblem und die neue sexuelle Ethik. Vortrag von Senta Proelß. 0,50 Mk.

Ursprung und Entwickelung der Moralbegriffe. Von Professor Dr. Eduard Westermarck. Deutsch von Leopold Katscher. 1. Band. Leipzig. 1907. Verlag von Dr. Werner Klinkhardt. 11,00 Mk

Die Philosophie des Monopluralismus. Eine Naturphilosophie im Versuch von Hugo Marcus. Berlin W. 1907. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Herm. Ehbock. Geh. 3 Mk., gebd. 4 Mk.

Sappho Von Bernhard Steiner. Jena. 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 2,50 Mk, gebd. 3,50 Mk.

Aus eines Mannes Mädchenjahren. Von N. O. Body. Berlin W. 50 Gustav Rieckeʼs Buchhandlung Nfg. Geh. 2,50 Mk., gebd. 3,50 Mk.

Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Von Dr. P. F. Aschrott, Landgerichtsdirektor a. D. 2 Auflage. Nr. 28 der Guttentagʼschen Sammlung preußischer Gesetze.

Der Alkoholismus. Seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. III. Teil. 145. Bändchen von „Aus Natur und Geisteswelt." Leipzig. 1906. Verlag von B. G. Teubner. Geh. 1,00 Mk, gebd. 1,25 Mk.

Perlen der Ethik in poetischer Fassung. Anthologie, zusammengestellt von Joh. Kippenberger. Leipzig. Carl Rühle.

Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophierens von Dr. M. E. Gans. Wien. 1907. Josef Lenobel, Verlagsbuchhandlung.

Ueber Arbeitserziehung. Vortrag von Pastor Plaß, Direktor des Erziehungsheims am Urban, Zehlendorf. Heft XXIII der „Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung." Langensalza. 1907. Herm. Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 0,40 Mk

Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin. Bericht über die Vorträge des Jesuitenpaters Wasmann und den Diskussionsabend, mit kritischen Bemerkungen von Dr. Rich. Burbinski. Berlin. 1907. Verlag von Rosenbaum & Hart.

Aphorismen zur Moralphilosophie. Von Dr. Martin Meyer. Berlin und Leipzig. Verlag von Herm. Seemann Nchfg. 3 Mk.

Mythen und Sagen der Bibel und ihre Uebereinstimmung mit der Mythologie der Indogermanen von Paul Koch. Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7. 1907. Herm. Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. 2,00 Mk.

Krieg. Von Robert Reinert. Wien und Leipzig. 1907 Akademischer Verlag. Geh. 1,50 Mk., gebd. 1,80 Mk.

Jane Welsh Carlyle. Von Emma Adler. Wien und Leipzig. 1907. Akademischer Verlag. Geh. 3,00 Mk., gebd. 3,60 Mk.,

Die Humanität als Mysterium. Von Samuel Lublinski. Jena. 1907. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 2,00 Mk.

„Wenn du vom Kahlenberg ..." Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Von Joseph Aug. Lux. Wien und Leipzig. 1907. Akademischer Verlag. Geh. 4,50 Mk., gebd. 5,40 Mk

Der heutigen Nummer liegt ein **Prospekt** der Firma **Richard Ungewitter, Stuttgart** bei, worauf wir hiermit hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Konpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition
Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juni 1907.	Nr. 12.

Inhalt:

Persönliches Regiment.

In ein und derselben Debatte, vielleicht sogar in ein und derselben Rede des Reichskanzlers oder eines konservativen Redners kann der Hörer, der an einem „großen Tage" die Reichstagstribüne besucht, erfahren, daß erstens ein persönliches Regiment bei uns nicht gibt, und daß zweitens Deutschland bezw. Preußen glücklich zu preisen sei, weil es keinen konstitutionellen Scheinfürsten, sondern eine kraftvolle Persönlichkeit an der Spitze habe, die sich das Recht, innerhalb der Grenzen der Verfassung natürlich, wirklich und tatkräftig zu regieren, statt nur ornamental zu präsidieren, nicht werde rauben lassen. Vielleicht lassen sich beide Behauptungen für eine schmiegsame Intelligenz, die mit dem nötigen Wenn und Aber arbeitet, tatsächlich vereinigen. Es muß aber einmal offen und ungeschminkt ausgesprochen werden, daß unser Vaterland unter diesem, verfassungsmäßig vielleicht unanfechtbaren, persönlichen Regiment, ja unter dem Druck der machtvollen Persönlichkeit seines Kaisers, um den es die Nachbarstaaten, vielleicht z. T. nicht ohne eine gewisse Berechtigung, beneiden, leidet. Das liegt nicht so sehr an der Person des Monarchen selbst, als an der unverantwortlichen Schwäche seiner verantwortlichen Umgebung.

Daß der Kaiser und König das Beste will, daran zweifelt schlechthin niemand; daß er dies Beste nach dem Maße seiner persönlichen Begabung zu verwirklichen trachtet, ist sein gutes Recht. Ueber diese Begabung zu urteilen fehlt mir — das Recht zu freimütiger Kritik auch der Höchststehenden bei öffentlichen Akten in allen Ehren — jede Grundlage ungetrübter Kenntnis — wie Millionen anderer Staatsbürger im Reiche auch. Lobende Worte auszusprechen wird einem aufrechten Mann durch die Existenz des Majestätsbeleidigungsparagraphen und durch guten Geschmack schwerer gemacht, als gelegentlich einmal die Aeußerung achtungsvollen Tadels.

Aber es handelt sich auch gar nicht um die Persönlichkeit Wilhelm II., sondern um die, gerade bei einer starken wie bei einer ganz schwachen und haltlosen Herrschergestalt gleichmäßig deutlich hervortretenden Schäden jedes persönlichen Regiments.

Die im höchsten Grade unerquicklichen Hofskandalgeschichten dieser Tage, an denen wieder einmal das monarchische Untertanenbewußtsein bei aller gierigen Aufnahme der Sensationsbazillen seine völlige Seuchenfestigkeit zu erweisen am Werke ist, sprechen eine laute Sprache. Wer hören will, kann die leider ewige Wahrheit vernehmen: es ist unmöglich, daß ein Fürst nicht getäuscht werde; es ist unmöglich, daß der reinste Wille und scharfsinnigste Verstand eines Mannes alles leiten könne. Die höchste Verantwortlichkeit ist für zwei Schultern zu schwer.

Es liegt doch unendlich viel Seelenweisheit im Konstitutionalismus und im demokratischen Gedanken. Die Last des Regierens wird zwar nicht kleiner, wo sie auf viele Schultern verteilt wird, aber erträglicher. Je höher das Verantwortlichkeitsgefühl gespannt ist, desto energischer muß es, aus Gewissensnot, nach sachgemäßer Teilung der Verantwortlichkeiten rufen.

Regieren ist das einzige mir bekannte Zeitwort, das leider oft mit seinem Passivum: ‚regiert werden' identisch ist. Es mag nicht angenehm sein, sich plötzlich im Hexenzauber der Walpurgisnacht zu finden mit dem Bewußtsein: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben!"

Aber auch hier gilt das alte Wort: c'est le premier pas, qui coûte. Wer da meint, mühelos im Bewußtsein der eigenen Stärke und des redlichen Willens alle Brockengespenster,*) Heuchler- und Schmeichlerfratzen, Gaukelbilder, Irrlichter und Sinnentrug sich fern halten zu können, merkt leider oft zu spät, daß er die Kraft eines Mannes überschätzt hat.

Daß man aber die Geister, die man rief, nicht sobald wieder los werden kann, hat derselbe Dichterprophet Goethe auch vorausgesagt.

Wer diesen tollen Spuk um die Höhen endlich mit eisernem Besen auszukehren unternehmen sollte, der brauchte freilich ein starkes Rückgrat und einen Mannesmut vor Königsthronen, wie sie in der Hofluft schwerlich gedeihen.

Gott besser's! R. P.

---

*) Von diesem lieben Berg heißt es in Faust I. Teil, Walpurgisnacht:

„Für die Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Konventikel."

Religion, Kultur und ethische Kultur.

Von A. Döring.

Es läßt sich nicht leugnen, das in dem etwas fremdartig und fremdländisch klingenden Ausdruck ethische Kultur vielleicht ein gewisses Hindernis des Verständnisses unserer Bestrebungen liegt. Man könnte auf den ersten Eindruck hin auf den Gedanken kammen, daß die Bezeichnung doch vielleicht nicht glücklich gewählt sei. Allein der Name findet zunächst darin seine Rechtfertigung, daß er auf die internationale Bedeutung der ethischen Bewegung nachdrücklich hinweist. Er ist der Ausdruck der Gemeinschaft gleichartiger Bestrebungen, aus der gleichen Kulturlage bei den verschiedensten Nationen mit der gleichen Notwendigkeit entsprungen. Es giebt eine ethische Bewegung in Amerika, in England, in Frankreich, in Italien, in Oesterreich, in Japan, und ein ethischer Bund, dessen Gemeinsames mehr und mehr auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen wir bemüht sind, umschließt diese verschiedenen nationalen Gruppen.

Aber auch abgesehen von diesem mehr äußerlichen Gesichtspunkte liegt doch in dem Ausdruck „Ethische Kultur" ein ungemein reicher und vieldeutiger Sinn, der sich erst einem längeren und gründlicheren Nachdenken ganz erschließt und der vielleicht selbst den Urhebern der Bewegung bei der Wahl des Ausdrucks seiner ganzen Tragweite nach nicht völlig bewußt gewesen ist. Es liegt in ihm eine Aufforderung, ein Antrieb und Stachel zu tiefer eindringendem Nachdenken, das zugleich geeignet ist, den Sinn unserer Bewegung seinem ganzen Ernst und seiner ganzen epochemachenden Bedeutung nach zu enthüllen.

Selbstverständlich ist ethische Kultur ein Element und Bestandteil der Kultur überhaupt, und es muß daher, um Sinn und Wert der ethischen Kultur recht erfassen zu können, der erste Blick zunächst auf das Wesen der Kultur überhaupt gelenkt werden. Nur vom Ganzen aus können wir den Teil erkennen und nur von ihm aus auch den Wert ermessen, den gerade dieser Teil im Verhältnis zu anderen Richtungen der Kultur besitzt.

Was ist Kultur? Jedenfalls das Gegenteil von Natur. In der Natur geschieht alles mit Notwendigkeit nach den ihr innewohnenden Gesetzen oder Trieben. Für das Vorhandensein von Kultur ist das untrügliche Kennzeichen, daß mit Bewußtsein nach Zwecken, also zweckbewußt gehandelt wird. Kultur tritt uns aber ferner in doppelter Gestalt entgegen, einesteils als Zustand einer Gesamtheit, eines Volkes, einer Entwickelungsstufe der Menschheit, andererseits als Zustand eines Einzelnen, einer einzelnen Persönlichkeit. Nach dem deutschen Sprachgebrauch denken wir bei dem Worte wohl zunächst an einen Zustand der Gesamtheit und so wird es sich empfehlen, zunächst auf die Kultur im Sinne der Gesamtkultur unser Augenmerk zu richten.

Wie entsteht die Kultur? Die Not, der Kampf ums Dasein, der Drang nach Verbesserung der Existenzbedingungen, ja nach Erhaltung der Existenz selbst, erzeugt schon beim Tiere mannigfache Veranstaltungen zur Sicherstellung gegen Feinde und Verfolger, gegen die Ungunst des Klimas und das feindselige Walten der Naturkräfte, Veranstaltungen auch zur Ansammlung von Nahrungsmitteln für die nahrungslose Zeit.

Was aber hier nur in dumpfem Drange und vereinzelten Ansätzen geschieht, das löst beim Menschen ein stetig fortschreitendes Abhülfestreben aus. Immer weitergehende Bedürfnisse und Wünsche regen sich und heischen Befriedigung. Diese Befriedigung wird nun aber in doppelter Weise, mit doppelt verschiedenen Mitteln erstrebt. Einesteils durch Selbsthülfe durch zweckvolle Tätigkeiten, andernteils durch die Vorstellung übernatürlicher, unsichtbarer, hülfefähiger persönlicher Mächte, deren Beistand durch ihnen wohlgefällige Handlungen der Gunstbewerbung erlangt werden kann. Hier entspringt aus dem einheitlichen Stamme der Wünsche und Bedürfnisse eine doppelte Verzweigung. Die Selbsthülfe ist die Kultur, die Gunstbewerbung die Religion.

So werden wir auf das Wesen der Religion als Nebenbegriff der Kultur geführt.

Es giebt wohl wenige Bezeichnungen, deren Sinn so schwankend und vieldeutig, so willkürlich im Gebrauche ist, wie der des Ausdrucks Religion.

Eine Erscheinung von allgemeinster Ausbreitung im menschlichen Geistesleben darf aber nicht nach subjektiver Willkür bestimmt werden. Ihr Wesen muß nach der Gestalt bestimmt werden, die sie in der unendlich überwiegenden Mehrzahl der Fälle annimmt, in denen sie zu Tage tritt. Wenn bei ungezählten Millionen die Religion ein bestimmtes Gepräge trägt, so darf nicht gesagt werden: Ja, das sind nur rohe Vorstufen der Religion, das wahre Wesen der Religion ist in unserem Besitze und hat einen durchaus anderen Typus. Höchstens kann zugestanden werden, daß dieser abweichende Typus als Religion im uneigentlichen Sinne bezeichnet werde. Religion im eigentlichen Sinne ist immer nur das, was in unendlichen Abstufungen und Variationen, aber in wesentlicher Uebereinstimmung bei den ungezählten Millionen zu Tage tritt. Das ist aber eben die Methode, die Ludwig Feuerbach in seinen epochemachenden Untersuchungen über das Wesen der Religion befolgt. Bekanntlich hat Fr. Jodl in seinem Ludwig Feuerbach (Frommanns Klassiker der Philosophie) diese bedeutsame Lehre Feuerbachs in lichtvollster Weise zur Darstellung gebracht. Hier nun stoßen wir wieder auf die gemeinsame Wurzel von Religion und Kultur: die Nöte, Gefahren, Anfechtungen des Lebens, die Wünsche und Bedürfnisse, die in unendlichen Abstufungen und Variationen in der Menschenseele zu Tage treten, mit einem Wort der Glückseligkeitstrieb und die aus ihm entspringenden Wünsche erzeugen in gleichem Maße die Kultur und die Religion im eigentlichen Sinne. Hier ist dann aber auch der Punkt, wo beide im Prinzip auseinandergehen. Löst der Wunsch das Streben nach Selbsthülfe aus, wird das Gewünschte als Zweck gesetzt, zu dem Vernunft und Erfahrung die zweckentsprechenden Mittel ausfindig machen und ein tatkräftiges Wollen diese Mittel in Bewegung setzt, so entsteht ein Kulturstreben. Setzt der Wunsch die Phantasie in Bewegung, die übernatürliche Kräfte und Wesen ersinnt, mit deren Hülfe das Gewünschte erreicht werden soll, so entsteht Religion.

Die Religion, wie die Kultur, spiegelt das wieder, was man haben und was man sein möchte. Die Religion legt aber die Verwirklichung dieser Wünsche in die Hände übermächtiger, von den Banden des Naturgeschehens unabhängiger Wesen, deren Wirken eben wegen dieser Losgebundenheit von den Gesetzen des Naturgeschehens den Charakter des Wunders trägt. Das über die Gesetze des natürlichen Geschehens erhabene Wunderwesen ist die Grundvoraussetzung der Religion. Es kommt nun aber weiter darauf an, diese Wesen zu ihrem Wunderwirken im Interesse unserer Wünsche willig zu machen. Das geschieht so, daß man ihnen Handlungen oder Gesinnungen entgegenbringt, von denen man annimmt, daß sie ihnen wohlgefällig sind, durch die man sich bei ihnen in Gunst setzt. Der einheitliche Grundcharakter des religiösen Verhaltens ist die Gunstbewerbung. Die Wünsche, die man erfüllt sehen möchte, bilden eine Stufenfolge vom erfolgreichen Fischzug aufwärts bis zur Reinheit und Einheit des Willens als Wunder der Gnade, und genau in derselben Stufenfolge treten die Phantasie-

vorstellungen von dem übernatürlichen Wunderwesen und die Mittel auf, deren man sich bedient, um dieser Wunderhülfe teilhaft zu werden. Der Fetischdiener erwählt sich irgend einen beliebigen Gegenstand, in dem er übernatürliche Kräfte wirksam glaubt, als Helfer und glaubt offenbar, schon durch das in dieser Wahl bekundete Zutrauen ihn genügend geehrt zu haben. Höher hinauf steigern sich mit der Natur des Gewünschten die Vorstellungen von dem übernatürlichen Wesen und mit dieser Steigerung vermannigfaltigen sich die Hülfsmittel der Gunstbewerbung. Es treten auf Opfer, religiöse Handlungen aller Art, das Bittgebet, in letzter Instanz die Gesinnung des unerschütterlichen Glaubens und Zutrauens zum allmächtigen Können und Vermögen der Gottheit, wenn nur in rechter Weise ihre Bereitwilligkeit rege gemacht wird.

In diesem Zusammenhange können die Hilfsmittel der Gunstbewerbung (Opfer, religiöse Handlungen, Gebet, Glaube) geradezu den Charakter eines auf die Gottheit geübten Zwanges annehmen.

So vergleicht Jesus die Gottheit mit dem ungerechten Richter, der für die Sache einer armen schuldlosen Wittwe an sich nichts übrig hat, schließlich aber „um ihres unverschämten Geilens willen," um sie loszuwerden, ihren Wunsch erfüllt. Jesus sagt ferner: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn und ihr sprechet zu diesem Berge: hebe dich auf und wirf dich ins Meer, so wird es geschehen" natürlich nicht durch eine unmittelbar magische Gewalt des Glaubens, sondern durch Vermittelung der durch den Glauben wachgerufenen Wunderkraft der Gottheit. Hier wird das Wesen der Religion mit ungeheurer Paradoxie zum Ausdruck gebracht.

So redet Luther am Krankenbette Melanchthons Gott zu, er möge sich doch nicht lange sperren und zieren, er müsse ja doch schließlich seinen Wunsch, den Kranken im Leben zu erhalten, erfüllen, und erzählte nachher über dies Vorkommnis: „Allda mußte mir unser Herrgott herhalten. Ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen" usw. —

In außerordentlich zutreffender Weise kommt das Wesen der Religion zum Ausdruck in einem Verse in Goethes „Novelle". Hier wird eine fromme Menageriebesitzerfamilie geschildert. Unter den Schaubuden eines Jahrmarkts ist ein Brand ausgebrochen. Aus der Menagerie entspringt ein Löwe. Der Knabe des Besitzers macht ihn durch Gesang süßsam und führt ihn in sein Verließ zurück. In diesem Gesang kommt folgende Strophe vor, die das Gesamtwesen der Religion im eigentlichen Sinne in höchst charakteristischer Weise zum Ausdruck bringt:

Und der Ew'ge herrscht auf Erden;
Ueber Meere herrscht sein Blick.
Löwen müssen Lämmer werden,
Und die Woge schwankt zurück.

Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub und Hoffnung sind erfüllt,
Wunderkräftig ist die Liebe
Die sich im Gebet enthüllt.

Hier wird zunächst die souveräne Herrschergewalt der Gottheit über die Natur zum Ausdruck gebracht und an drei bezeichnenden Spezialbeispielen veranschaulicht, in denen das Naturgeschehen in sein Gegenteil verkehrt wird. Dann wird die der Gottheit wohlgefällige Gesinnung bezeichnet, die geeignet ist, solches Wunderwirken auszulösen. Glaube und Hoffnung auf die übernatürliche Hülfe gerichtet, finden ihre Erfüllung. Vor Allem aber ist die im Bittgebet sich äußernde Gottesliebe geradezu direkt wunderkräftig.

Mit einem Worte muß noch darauf hingewiesen werden, wie in diesem Zusammenhange mit Naturnotwendigkeit die schreckliche, unheimliche Macht des Priestertums entspringt. Der Priester ist der vertraute Kenner der Neigungen und Liebhabereien der Gottheit; er kennt die Wege, die zu ihrer Gunst führen und es liegt in seinem Interesse, diese Hülfsmittel der Gunstbewerbung möglichst kompliziert und schwierig zu gestalten, so daß sie dem Wissen und Verstehen des Laien geradezu unzugänglich werden. Er legt dem Gläubigen unerträgliche Lasten auf, stellt die Gottheit als ein zornmütiges, rachsüchtiges und gefährliches Wesen dar, das nur durch sein Dazwischentreten besänftigt werden kann. Er erlangt so ein Monopol für die Gunstbewerbung, das er zu unerhörter Ausbeutung und Knechtung der Gläubigen in unbegrenzter Weise ausnutzt, sei es, daß dies gutgläubig geschieht, sei es, was oft genug der Fall gewesen und noch der Fall ist, daß durch arglistigen Trug diese angebliche Vermittlerrolle aufrecht erhalten wird.

Es ließe sich noch unendlich Vieles über diese das Leben der Menschheit in so weitgehendem Maße bestimmende Erscheinung, die Religion im eigentlichen Sinne, beibringen. Ich muß mich jedoch auf diese wenigen Grundzüge beschränken und will nur noch in kurzen Worten andeuten, wie es kommt, daß auch die mancherlei Erscheinungen, die nur im uneigentlichen Sinne als Religion bezeichnet werden können, im Anschluß an die eigentliche Grunderscheinung entstehen konnten.

Bei fortschreitender Ausbildung der Vernunft und Erfahrung erscheint die Vorstellung von den Schicksalsmächten zu dem Weltgrunde als in ihrem Verhalten wandelbar und bestimmbar, nach Gunst und Ungunst von Fall zu Fall sich entschließend, als unhaltbar. Die Zugänglichkeit für Gunstbewerbung wird ausgeschaltet. Damit werden alle Mittel der Gunstbewerbung, auch das Gebet im eigentlichen Sinne, hinfällig. Das Verhalten der Schicksalsmacht ist ein für alle Male nach ihrem Wesen bestimmt. Aber dieses Wesen wird nun mit Vernünftigkeit und sittlichen Eigenschaften, Gerechtigkeit und Güte, ausgestattet. Der Weltlauf ist eine sittliche Weltordnung, in der sich an das Verhalten des Menschen nach ewigen unverbrüchlichen Gesetzen die entsprechenden Folgen anknüpfen.

So bleibt denn eine Art von religiösem Verhalten möglich: Zuversicht und Vertrauen in den Weltlauf, Hingabe des Gefühls und Willens an diese Vernunft und gütige Weltordnung, ein Sicheinsfühlen mit ihren Absichten und Tendenzen. —

Gerät dann aber auch diese Vorstellung von der Weltmacht ins Schwanken, so bleibt nur noch die Fassung des Vernünftigen und Guten als eines nicht in der Welteinrichtung Gegebenen, sondern nur durch uns zu realisierenden Ideals übrig. Es entsteht die Religion des Ideals, die Andacht zum Ideal, ein Enthusiasmus für ein nirgends verwirklichtes Vollkommenheitsbild. Dies ist Goethes Auffassung in dem Gedicht „das Göttliche": Die Natur ist unfühlend: das Schicksal tappt unter die Menge; nur im edlen hülfreichen und gütigen Menschen ist das Ideal der Vollkommenheit verwirklicht.

Wenn wir uns nun nach dieser kurzen Abschweifung zur Religion im uneigentlichen Sinne wieder dem Verhältnis der Kultur als dem Streben nach Selbsthülfe und der eigentlichen Religion als dem Streben nach übernatürlichen Hülfe zuwenden, so finden wir tatsächlich in der Entwicklung der Menschheit diese beiden Faktoren in einer unendlich mannigfaltigen und vielverschlungenen Wechselwirkung. Die Kultur veredelt, vertieft, reinigt durch Verbesserung des intellektuellen und sittlichen Zustandes die Religion, die Religion wirkt auf manchen Kulturstufen wieder inspirierend und veredelnd auf das Kulturstreben zurück. Infolge dieser Wechselwirkung könnte man, das Wort Kultur

in weiterem Sinne genommen, geradezu auch von einer religiösen Kultur als einem Element der Kultur reden. Ist ja die Erzeugung der religiösen Vorstellungen von hülfreichen Wesen als Selbstermutigung und Selbsttröstung eigentlich auch ein Akt der Selbsthülfe. Nehmen wir aber den Begriff der Selbsthülfe im engeren und strengeren Sinne, so steht sie im Gegensatz gegen die Religion und in diesem gegensätzlichen Sinne drückt sie das eigentliche Wesen des Kulturstrebens aus. (Schluß folgt.)

Arbeitsordnung und Arbeiterausschuß.

Von Louis Katzenstein.

Zu den wichtigsten sozialen Aufgaben unserer Zeit gehört die Versittlichung des Arbeitsverhältnisses im gewerblichen Großbetrieb. Ihre Lösung läßt sich nur auf dem Wege der gegenseitigen Erziehung erreichen. Es ist gewiß nicht immer leicht dort, wo es sich in erster Linie um die energische Wahrung wirtschaftlicher Interessen handelt, pädagogische Rücksichten walten zu lassen. Und doch liegt es auch im wirtschaftlichen Interesse aller in einem Betriebe vereinigten Personen, daß sie durch eine gegenseitige Erziehung sich menschlich näher kommen und sich zu einer höheren Gemeinschaft verbinden. Von hier aus kann eine Rückwirkung auf die Befestigung der wirtschaftlichen Interessen-Solidarität nicht ausbleiben, woraus wichtige Vorteile für Arbeiter und Arbeitgeber entstehen.

Die Möglichkeit einer solchen gegenseitigen Erziehung ist aber nur dann gegeben, wenn an die Stelle des absoluten patriarchalischen Regiments eine konstitutionelle und parlamentarische Regelung des Betriebes tritt. Ohne Zweifel ist die Durchführung einer straffen Disziplin, die von dem Arbeiter Exaktheit und Pünktlichkeit, Vorsicht und Umsicht, gleichmäßige und andauernde Tätigkeit fordert, für den modernen Maschinenbetrieb eine unbedingte Notwendigkeit. Wenn sich der Arbeiter im Interesse des Betriebes den Bedingungen einer solchen Ordnung unterwirft, wenn der Unternehmer verlangt, daß der Arbeiter in jedem gegebenen Augenblick die Interessen des Betriebes mit größter Sorgfalt wahrnimmt, so darf er auch nicht im Bewußtsein seines Machtgefühls die Arbeiter einfach als sachliche Produktionsinstrumente behandeln und ihnen jede Berücksichtigung ihres persönlichen Interessenkreises versagen. Es ist daher zu wünschen, daß den Arbeitern Gelegenheit gegeben werde, ihre Ansicht zu äußern sobald ihnen die Unterwerfung unter disziplinarische Gebote des Betriebsleiters zugemutet wird. In der gegenseitigen Aussprache, in der Abwägung und Ausgleichung entgegengesetzter Forderungen liegt das Wesen des parlamentarischen Regiments und die Erschließung eines gegenseitigen besseren Verständnisses. Die wichtigsten Mittel und Voraussetzungen für die Einführung eines solchen Regiments sind die Arbeitsordnungen und Arbeiterausschüsse. Auf diese Tatsache hat neuerdings Arthur Esche in einer kleinen Schrift hingewiesen, die weitere Beachtung verdient.*)

Die Arbeitsordnungen haben durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juni 1891 eine gesetzliche Regelung erfahren. Sie sind für alle Betriebe, die mehr als 20 Arbeiter beschäftigen, obligatorisch gemacht, und sie müssen Bestimmungen enthalten über die tägliche Arbeitszeit und ihre Pausen, über die Zeit und Art der Abrechnung und Lohnzahlung, über die Strafen und Verwendung der Strafgelder und der verwirkten Lohnbeträge. In diesen Punkten war vor der gesetzlichen Regelung der Arbeitsordnung der Willkür der Unternehmer ein weiter Spielraum gelassen, der häufig zur schamlosesten Ausbeutung der Arbeiter benutzt wurde. Nach dieser Richtung hin sind ihm jetzt durch die Gewerbeordnung feste Schranken gezogen worden; auch

*) Arthur Esche, Arbeiterordnung und Arbeiterausschuß. 7. Heft der Neuen Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von der Gehestiftung zu Dresden. Dresden 1907. v. Zahn & Jaensch.

ist die Möglichkeit geboten, daß die Arbeitsordnung als das Ergebnis gegenseitiger Uebereinkunft zustande kommt; denn der Unternehmer muß den großjährigen Personen, die er in seinem Betrieb beschäftigt, Gelegenheit bieten, sich über den Entwurf der Arbeitsordnung zu äußern, und es bleibt ihm überlassen, ob er auf die Ansichten und Wünsche der Arbeiter eingehen will oder nicht. Wenn die Arbeitsordnung als das Ergebnis solcher Verhandlungen zustande kommt, wenn sie nicht als Ausfluß einseitiger Machtbefugnis erlassen wird, so tritt sie als die wirksame Verfassung des industriellen Betriebes in Kraft. Damit aber bildet sie auch die Grundlage für die rechtliche Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisses, für die Befestigung einer gedeihlichen Ordnung und eines dauernden Friedens innerhalb der Betriebsgemeinschaft.

Ueberall, wo eine solche Verfassung von allen Parteien anerkannt und hochgehalten wird, kann durch Einsetzung eines Arbeiterausschusses eine parlamentarische Vertretung der Arbeiterschaft sich bilden. Sie ist aber nicht obligatorisch, sondern beruht auf der freien Entschließung des Arbeitgebers. Besonders bemerkenswert sind die Erfahrungen, die Heinrich Freese seit mehr als 20 Jahren mit einem solchen Arbeiterparlament gemacht hat.*)

In der Berliner Fabrik Heinrich Freeses besteht der Arbeiterausschuß aus 15 Mitgliedern, von denen er vier ernennt, während die übrigen von den Arbeitern und Arbeiterinnen erwählt werden. Wichtig ist es, daß auch Werkführer und Beamte des Betriebes dem Ausschuß angehören, denn ohne ihre Mitwirkung sind Verhandlungen über Disziplinarfragen schwer möglich und können Beschwerden der Arbeiter nicht untersucht werden. Alle Entwürfe, die dem Ausschuß vorgelegt werden, müssen vor ihrer Annahme zwei Lesungen durchmachen. Dadurch erhalten die Mitglieder mehr Zeit zur Ueberlegung und wird die Annahme übereilter Entschlüsse erschwert. Der Ausschuß waltet aber nicht nur als gesetzgebender Faktor, sondern er hat auch Verwaltungsaufgaben zu erfüllen und den Arbeitern als Beschwerdeinstanz zu dienen. Seine legislative Tätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf alle Fragen, die mit der Arbeitsordnung zusammenhängen, und die praktischen Erfahrungen, welche die Arbeiter bei solchen Gelegenheiten zur Geltung bringen können, erweisen sich häufig als höchst vorteilhaft für den Unternehmer. Jede Vorschrift aber, die mit Zustimmung der Arbeiter erlassen worden ist, kann leicht und sicher durchgeführt werden, während einseitig erlassene Verordnungen häufig tote Buchstaben bleiben.

Die Verwaltungstätigkeit des Ausschusses erstreckt sich auf die Wohlfahrtseinrichtungen des Betriebes, die ohne Mitwirkung der Arbeiter ihren segensreichen Zweck verfehlen.

In Beschwerdesachen dient der Ausschuß als Vermittler bei allen Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten, die sich zwischen der Leitung des Unternehmens und seinen Arbeitern ergeben. Eine gemeinschaftliche Aussprache, wie sie im Ausschuß in Gegenwart der Beamten und des Arbeitgebers erfolgt, führt meistens zur Beilegung der Beschwerden, zur Abstellung von Mißständen und verhütet den Ausbruch ernster Konflikte.

So können Arbeitsordnung und Arbeiterausschuß als Mittel sozialer Erziehung zur Versittlichung des Arbeitsverhältnisses wirksam beitragen. Dazu bedarf es aber auf beiden Seiten des aufrichtig guten Willens, vieler Mühe und Ausdauer, unendlicher Geduld und Nachsicht. Sind diese Voraussetzungen nicht vorhanden, so bleiben jene Einrichtungen leere Formen, denen jeder schaffende Geist und alles blühende Leben fremd sind, und die für die Ausgestaltung des Arbeitsverhältnisses im Sinne einer höheren Gemeinschaft keinerlei Bedeutung erlangen.

*) Vergleiche Heinrich Freese, das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. 2. veränderte Ausgabe. Gotha 1905.

Streiflichter.

Der Minister für Kultus und Unterricht schreibt:

„Die Friedensgesellschaft hat an mich das Ersuchen gerichtet, daß gleichwie in anderen Ländern auch in unseren Schulen am Jahrestage der Eröffnung der ersten Haager Konferenz mindestens eine Stunde der großen Idee des Friedens gewidmet werde.

Ich weiß den hohen Wert dieses Verlangens vollkommen zu würdigen und halte es für dringend, daß die öffentliche Meinung im Interesse des internationalen Friedens zu neuen Ausblicken geleitet werde, die befreit sind von Vorurteilen und jahrhundertealten Einwendungen, und daß die internationale Schiedsgerichtsbarkeit, deren Organisation ständige Fortschritte macht, allgemeiner bekannt werde.

Die Schule ist in erster Linie berufen, diesen Wandel zu bewirken, denn Unterricht und Erziehung haben den Zweck, bei den Kindern alle Fähigkeiten, demnach auch jene moralischer Natur zu entwickeln. Dieses Grundprinzip finden wir in dem Programm der Mittelschulen, wie in dem der Volksschulen.

Der Elementarunterricht prägt der Seele des Schülers die Grundsätze der persönlichen Ehre, der religiösen, bürgerlichen und vaterländischen Tugenden ein, und der Mittelschulunterricht entwickelt und stärkt diese Grundsätze. Unsere Programme und Einrichtungen streben dahin, zu zeigen, daß es des Lehrers schönste Aufgabe ist, den Kindern zu lehren, daß das geistige und moralische Leben darin besteht, sich auch den Anderen zu widmen, nicht bloß im Hinblick auf persönliche Vorteile, sondern um der Gesellschaft zu dienen und dem Nächsten zu helfen. Unsere Instruktionen zeigen mit Recht, daß das Schulleben alle Augenblicke Gelegenheit gibt, diese Grundsätze einer gesunden Moral in die Praxis zu übertragen; sie lenken die Aufmerksamkeit des Bildners der neuen Generation auf die Tatsache, daß alle Unterrichtszweige Gelegenheit bieten, dem Kinde die anspornenden Beispiele von ausgezeichneten Menschen und edlen Handlungen zu geben. . . Eine vernünftige Anwendung dieser Zweige wird die allgemeine Meinung zu neuen Bahnen führen und das Erbvorurteil zerstören, das die Liebe zur Menschheit als im Widerspruch stehend betrachtet mit der Liebe zum Vaterlande und der Pflege des militärischen Ruhmes der Vergangenheit, das heißt mit dem für die Verteidigung des Vaterlandes notwendigen kriegerischen Mut. Die wohlverstandene pazifistische Bewegung erhebt, indem sie den Angriffskrieg verurteilt und indem sie die Sicherheit des Vaterlandes auf die solide Grundlage des internationalen Rechtes an Stelle der rohen Gewalt placiert, die Vaterlandsliebe auf ein höheres Niveau.

Der Geist, der unsere Programme und Instruktionen beherrscht, gestattet es den Jugenderziehern täglich, durch die verschiedenen Zweige des Unterrichts und durch die verschiedenen Vorkommnisse des Schullebens die Beziehungen nachzuweisen, die zwischen echter Vaterlandsliebe und der Liebe zur Menschheit bestehen.

Im Hinblick darauf, daß die Friedensgesellschaften den Jahrestag der ersten Konferenz feiern und der Schulunterricht fast überall systematisiert ist, fordere ich die Leiter der pädagogischen Institute auf, die nötigen Instruktionen zu erlassen, damit von jetzt ab am 18. Mai, dem Tage der Eröffnung der ersten Haager Konferenz, in allen Schulen des Königreiches, in den Schülerselbstbildungsvereinen und in den Jugendvereinen diejenigen Professoren und Lehrer, die sich dazu berufen fühlen, und, falls die Schulleiter dies für angängig halten, auch die Mitglieder jener Vereine eine kurze Ansprache über die Bedeutung der Friedenskonferenz wie über die Organe und die Propaganda der Friedensbewegung halten mögen.

Man verfalle nicht etwa in den entsetzlichen Irrtum, als ob der preußische Kultusminister v. Studt so geschrieben hätte! Zur Beruhigung sei hinzugefügt, daß es sich um — Ungarn handelt.

* * *

Kant als Ethiker. Diese Zeilen werden in der Kantstadt geschrieben, die zugleich eine Festung I. Ranges ist — noch ist, denn in wenigen Jahren wird der die Stadt eng einschnürende Wallkranz gefallen sein, weil diese Art von Befestigung im Lauf der Jahrzehnte völlig veraltete, und seit 3 Jahren bereits strömt das städtische Leben durch eine 50 m breite „Bresche im Festungsgürtel" hinaus in die nächste Umgebung, dort neue und zukunftsstarke Siedelungen schaffend.

Dies scheint mir ein hübsches Symbol dessen, was die Invasion der englischen Journalisten soeben aufgezeigt hat für jeden, der sehen wollte: Die Mauer, welche Haß und Unkenntnis zwischen den Bruderländern erstehen ließ, muß in Bälde stürzen, und eine wertvolle Bresche ist bereits geschaffen — zum Segen beider und aller übrigen Länder. Der deutsch-englische Gemeinbesitz ist zu groß, als daß eine gewissenlose, auf beiden Seiten bohrende Hetzpresse ihn auf die Dauer verschleiern könnte, und eine „Abrüstung der Presse", wie sie im Juniheft der „Deutschen Revue" empfohlen wird, ist unausbleiblich und auch bereits angebahnt.

Es dürfte angebracht sein, sich nunmehr des großen Ethikers zu entsinnen, der vor 11 bis 12 Jahrzehnten bereits im weltfernen Königsberg alle jenen Postulate aufstellte, die heute z. T. schon erfüllt, zum andern Teil in der Verwirklichung begriffen sind. Immanuel Kant war es, der in der „Tugendlehre"*) darlegt, daß der Kampf gegen die Laster die „einzige wahre Kriegsehre des Menschen ausmacht," und der an anderer Stelle (s. Mätze I S. 56, 93) über den „traurigen Anblick" klagt:

„Nicht sowohl der Uebel, die das menschliche Geschlecht aus Natururſachen drücken, als vielmehr derjenigen, welche die Menschen sich untereinander selbst antun."

Kant ist der „Philosoph des Weltfriedens" par excellence und zwar nicht nur wegen seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795), die mit unvergleichlicher Kraft und Würde bereits die wesentlichen Grundlagen des modernen Pacifismus bringt; auch in zahlreichen seiner sonstigen Werke (z. B. „Rechtslehre" Teil II: Das öffentliche Recht) kehrt die Forderung eines Weltbürgerrechts und die Verdammung des barbarischen „heillosen Kriegführens" immer wieder. Ich darf hier auf meine demnächst**) erscheinende Abhandlung im „Continent" Bezug nehmen und will nur betonen, daß es unzutreffend ist, wenn Professor Dr. H. Vaihinger in einer Besprechung meines am 1. November v. J. hier erschienenen Streiflichts „Kant bei Hofe" in den „Kantstudien" ausführt, man verkenne Kant's Idee vom ewigen Frieden, wenn man ihr ohne weiteres Wirklichkeitswert zuschriebe. Kant hat die übliche Unterscheidung von Theorie und Praxis in einem selbständigen Schriftchen scharf bekämpft, und immer wieder betont er in seinen Werken ausdrücklich und mit voller Absicht, daß er seine Lehren nicht auf abstrakte Phantasie, sondern auf gegebene Tatsachen stütze, nämlich auf die fortschreitende Aufklärung, die immer größere Kostspieligkeit der Kriege und die Entwickelung der Handelsinteressen. In § 61 der „Rechtslehre" erklärt er, daß der kriegerische Naturzustand der Völker ein solcher sei, „aus dem man herausgehen soll, um in einen gesetzlichen zu treten," und im II. Definitivartikel „Zum ewigen Frieden" sagt er sogar:

„Die Ausführbarkeit dieser Idee der Föderalität, die sich allmählich über alle Staaten erstrecken soll und so zum ewigen Frieden hinführt, läßt sich darstellen . . ."

und begründet das weiterhin. Eine als ausführbar erklärte Idee ist aber logischerweise über den Bereich des bloß Abstrakten schon hinausgediehen in das Reich des Konkreten, Praktischen.

Hat doch Vaihinger selbst einmal in den „Kantstudien" so treffend gesagt:

„Nur komme man uns nicht mit jenem so beliebten Einwand, der allen großen Gedanken wie das Haupt der Gorgo entgegengehalten wird: Das ist nur ein Ideal, das in der harten Welt der Tatsachen keine Stätte findet. Man vergesse doch nicht, was Kant lehrt, und was die ganze Weltgeschichte bestätigt: Ideale und Tatsachen bilden keinen wahren Gegensatz; die Ideale sind ja selbst Tatsachen, und zwar die allerwirksamsten. Die Ideale, welche der Menschengeist aus sich erzeugt, sind als solche Erzeugnisse selbst etwas Reales, ja der Kern und zugleich die Blüte aller Realität."

Auch wenn Kant — im „Streit der Fakultäten" — auf das unablässige Fortschreiten der Menschheit zum Bessern

*) Vgl. Mätze: „Kantische Blumenlese", Zittau und Leipzig, 1799. — Band I S. 23.

**) „Der Continent", deutsch-französische Monatsschrift, Verlag von W. Sußerott in Berlin. — Juli-Heft 1907.

hinweist, unterläßt er nicht die Bemerkung, dies sei ein „nicht bloß gutgemeinter und in praktischer Absicht empfehlungswürdiger, sondern allen Ungläubigen zum Trotz auch für die strengste Theorie haltbarer Satz."

Jenen moralischen Mut allerdings, der sich durch Spott und Sticheleien von dem einmal für recht Erkannten nicht abbringen lasse, besitze mancher nicht, „der in der Feldschlacht oder dem Duell sich als einen Braven beweiset."

Letzterem durch die Finger zu sehen, sei ein „vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes, schreckliches Prinzip." (Rätze II S. 76.)

Und hierbei fällt uns ein anderes Wort des ehernen Denkers schwer auf die Seele:

„Wir sind kultiviert durch Kunst und Wissenschaft in hohem Grade; wir sind zivilisiert bis zum Ueberlästigen zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit, aber uns für schon moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel."

Daß gleichwohl auch die Leidenschaften ihre Lobredner gefunden haben, weiß Kant sehr wohl, und er fügt hinzu:

Wo finden die sich nicht, wenn einmal Bösartigkeit in Grundsätzen Platz genommen hat?"

Er, dem „der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir" Norm und Leitstern waren, erkennt es klar,*) daß „im Menschen nur Keime zum Guten liegen," die immer mehr entwickelt und unter Regeln gebracht werden müssen. Daher müsse die Anlage zu einem Erziehungsplane weltbürgerlich (kosmopolitisch) gemacht werden und die Kinder müßten sich über das Weltbeste freuen lernen, da dieses stets auch dem Privatbesten förderlich und überhaupt der vornehmste Grundsatz menschlichen Strebens sei. („Schatzkästlein" S. 10 und 90.)

Besonderes Interesse dürfte aber in dieser Zeitschrift folgendes Zitat aus Kant's „Tugendlehre" finden (Rätze I S. 84):

„Von der größten Wichtigkeit in der Erziehung ist es auch, den moralischen Katechismus nicht mit dem Religionskatechismus vermischt vorzutragen, noch weniger, ihn auf den letztern folgen zu lassen, sondern jederzeit den erstern . . . zur klärsten Einsicht zu bringen. Denn ohne dieses wird nachher aus der Religion nichts als Heuchelei, sich aus Furcht zu Pflichten zu bekennen und eine Teilnahme an derselben, die nicht im Herzen ist, zu lügen."

C. L. Siemering.

* * *

Flecken beseitigen! Was hat die Reinigung des Shakespeare-Denkmales in Weimar, das bekanntlich vor etwas über zwei Jahren durch Bubenhände gänzlich unbrauchbar gemacht war, und jetzt nach einer mühseligen Wiederherstellungsarbeit des Dr. Franz Schmidt in Hamburg, eines geborenen Weimaraners, in ursprünglicher Reinheit der Oeffentlichkeit zurückgegeben ist, mit der Ethik zu tun? Anscheinend recht wenig; vielleicht nur dies, daß die Besudelung Gelegenheit zu einer intelligenten, ausdauernden und erfolgreichen Betätigung gegeben hat, daß die sudelnden Denkmalschänder auch wieder erfunden sind als

ein Teil von jener Kraft,
die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Der Erneuerer des Denkmales aber beschämt die Ethiker. In einem soeben erschienenen streng sachlichen und höchst interessanten Berichte über seine Tätigkeit (Weimar, Verlag von Hermann Böhlau's Nachfolger) kommt er schließlich auf die Frage nach der Befriedigung, die ihm sein Werk verschafft hat, und schätzt den Wert seiner Arbeit, die nichts Positives geschaffen habe, (sicherlich unrichtig) sehr niedrig ein: „ein Nichts." Dann fährt er fort:

„Aus dieser Resignation könnte für mich der Unmut erwachsen gegen den Unbekannten, dessen Tat die Entfaltung solcher sterilen Tätigkeit herausforderte. Aber wenn mein Gedanke an ihm haften bleibt, so ist es gerade, als käme ich in ein Gebiet, aus dem allein die Befriedigung zu holen ist, welche mir mangelt."

Er stellt sich vor, der Uebeltäter käme innerlich zerrissen zu ihm und bäte, ihm zu helfen.

„Und wenn ich nun der Mensch wäre, der Hilfe und Kraft für einen Gestrauchelten besitzt, falls er sich wieder emporarbeiten will?

„Wenn ich so viel Mühe und Geduld auf die Wiederherstellung einer lebendigen Seele verwendete, wie ich sie einem Stein angedeihen ließ?

„Oeffentliche Anerkennungen erntete ich damit nicht; auch der Dank des Schützlings sei dahingestellt. Aber wenn ich das Meinige selbstlos getan, so wäre das eine gewiß: Hier am Menschen wäre nicht wie am Denkmal alles wie vorher; irgend etwas an meinem Tun wäre fruchtbar geworden für das Leben um mich her und dadurch auch in mir . . . .

„Freilich wird weder der, dessen blöde Besudelung ich beseitigte, vertrauensvoll zu mir kommen; noch ist mir die Berufung als Sachverständiger für beschädigte Seelen gegeben. Aber es kommt auch nicht darauf an, daß ich gerade diesem Einen aus der Schar der Unsocialen heraushelfe; es kommt auch nicht darauf an, inwieweit ich persönlich die Fähigkeit habe, seelisch auf Mitmenschen einzuwirken. — Mir ist die Erkenntnis wichtig, daß ich eine Aufgabe sehe, an der ich mitarbeiten will, in irgend einer Form, nach meiner Kraft und Fähigkeit.

„Es ist das die Aufgabe, sich entlassener Sträflinge und Gefallener anzunehmen, in denen die Kraft sich zu erheben noch nicht erlosch. Hier heißt es, seelisch zugreifen; darin sind dem Staat mit seinen besten Anstaltseinrichtungen große Schranken gesetzt.

„Die Entgleisten müssen sich wieder von den heilenden Kräften einer freien menschlichen Gemeinschaft umschlossen fühlen, wenn solche innere Aufrichtung dauernde Wirkung versprechen soll."

So widmet er den Ertrag seines Schriftchens, „so bescheiden er auch sei," als ein Scherflein zur Unterstützung einer solchen socialen Hilfstätigkeit. „Und willkommen heiße ich den Leser, der mit mir das Bewußtsein hat, daß wir alle einen Teil der Schuld — und nicht den geringsten — an allem Unrecht unserer Mitmenschen in uns selber tragen."

Wie oft mögen wohl experimentelle Arbeiten und technische Beschäftigungen nebenbei zu so schönen Gedankengängen Raum und Veranlassung geben! B. M.

* * *

Das geheimnisvolle Sittlichkeits-Verbrechen im St. Gotthardtunnel. Vor einiger Zeit war auf dem Bahnhof in Göschenen, der letzten Station vor dem großen Gotthardtunnel, eine Broschüre zum Verkauf ausgelegt, die den Titel trug: Das geheimnisvolle Sittlichkeitsverbrechen im St. Gotthardtunnel. Natürlich fand die Broschüre viele Käufer, die sie mit gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, öffneten. Kaum aber hatten sie die ersten Zeilen gelesen, so wurde ihr Gesicht lang und nach wenigen Minuten der Lektüre legten die Reisenden die Broschüre zur Seite, blickten nachdenklich vor sich hin und an den meisten ging das Wort in Erfüllung: „An jenem Tage lasen sie nicht weiter."

Der Inhalt der Broschüre, die solch unerwartete Wirkungen hervorbrachte, war folgender:

„Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß so beängstigend viele, scheinbar den besseren Ständen angehörige Personen sogenannte pikante Lektüre aller wirklich guten und gehaltvollen geistigen Nahrung vorziehen. Für den Fall, daß Sie, Verehrtester, oder gar Sie, o noch Verehrtere, dieser Schicht des Volkes der Denker angehören sollten, sind Sie diesmal, — es tut mir wirklich leid, es laut aussprechen zu müssen — schmählich hereingefallen. Es hat im Gotthardtunnel noch nie, gar nie, ein Sittlichkeitsverbrechen stattgefunden, voraussichtlich wird auch dort keines stattfinden, warum? Das werden Sie selbst bei einigem Nachdenken vielleicht herausfinden. Und wenn je etwas derartiges passieren sollte, so würde ich es jedenfalls Ihnen nicht mitteilen. Da ich nun Sie aber vermittelst des ganz ordinären Reiselektüretitels herangegimpelt habe, so möchte ich Ihnen doch noch etwas mitteilen.

Sie und noch viele andere — auch ich, jawohl, Sie haben ganz recht! — wir alle sollten uns eigentlich schämen unsere schöne und kostbare Zeit mit derlei Zeug zu vergeuden, das nur unseren niedrigsten Trieben auflauert, das uns erröten machen muß, wenn ein wirklich hoher und besser empfindender Reisegefährte, sei es Mann, sei es Frau mit uns in demselben Wagenabteil zu sein gezwungen ist. Also — bessern wir uns, so lange wir noch nicht zu tief gesunken sind, und nun — glückliche Reise nach Airolo.

*) Vgl. „J. Kant's goldenes Schatzkästlein", herausgegeben von Dr. Bergk. 1838, S. 11.

Dies drastische Experiment, das freilich hart an der Grenze erlaubter Täuschung steht, verdient Nachahmung bei den Gesellschaften, die Schundliteratur durch Besseres zu verdrängen suchen. Nur sollte hinter der Maske von Kolportageliteratur nicht blos eine Moralpredigt stecken, sondern die Darbietung von Gutem und Schönen. Warum folgt z. B. in jenem Hefte nicht eine kleine Rosegger-Novelle zum Troste?

Bücherschau.

Das Weltproblem vom positivistischen Standpunkte aus" von **J. Petzoldt** Spandau. 133. Bändchen (152 Seiten) von „Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen." Verlag von B. G. Teubner in Leipzig-Berlin.

Ob eine Abhandlung über das schwierigste vorhandene Geistesproblem für eine „gemeinverständliche Darstellung" gehalten werden kann, habe ich schon vor der Lektüre des vorliegenden Buches bezweifelt. Nach derselben kam ich zu der Ueberzeugung, daß derjenige, welchem nicht bereits die Methodik des philosophischen Denkens geläufig ist, die Hand von der Petzoldt'schen Arbeit lassen soll. Gewiß ist das mühsame Streben des Verfassers unverkennbar, für den Durchschnittsgebildeten verständlich zu bleiben, und im ganzen und großen ist ihm solches ja auch gelungen. Es finden sich aber immer noch so und nicht anders zu fassende Satzfolgen genug, welche nur der im philosophischen und logischen Kombinieren und Entwickeln Geschulte in ihrer Bedeutung voll erfassen kann. Dieser wird dann freilich einen hohen geistigen Genuß, ja auch Nutzen haben und von dem Buche bis zu Ende gefesselt werden. Entweder weil es oder trotzdem es eine Streitschrift ist, welche das gewaltige Rätsel, was wir unter dem Naturgeschehen zu verstehen haben, unter scharfer Kritik aller andern historischen oder gegenwärtigen Theorien von einem ganz bestimmten Standpunkte aus zu lösen sucht. Dieser ist, wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt, folgender: „Es gibt keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns. Ihre Elemente sind nicht Atome oder sonstige absolute Existenzen, sondern Farben-, Ton-, Druck-, Raum-, Zeit- usw. ‚Empfindungen'." Trotzdem sind die Dinge nicht blos subjektiv, nicht blos Bewußtseinserscheinungen, vielmehr müssen wir die aus jenen Elementen zusammengesetzten Bestandteile unserer Umgebung in derselben Weise wie während der Wahrnehmung fortexistierend denken, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen." Was Dr. Petzold an historischer Entwickelung der philosophischen Weltanschauungen zusammengefaßt und klar zu machen versucht hat, ist außerordentlich lehrreich und stellt mit einen Hauptwert des Buches dar. Seine Beweisführung von der logischen Notwendigkeit gerade der positivistischen Weltanschauung ist die Arbeit eines wissenschaftlich gründlich und universell gebildeten ernsten und gewissenhaft tiefen Denkers. Trotz der unbegrenzten Hochachtung, die ich vor derselben habe, mögen mir einige Worte der Entgegnung gestattet sein.

Ich habe mich mit heißem Bemühen bis zum 12. Kapitel durchgearbeitet, weil ich dort die Schlußfolgerung aus allem Vorhergehenden, den Niederschlag desselben, eine theoretische Darlegung des philosophischen Endresultates zu finden hoffte. Dieses Kapitel aber gerade machte auf mich den Eindruck, als ob sich an das völlige Ausdenken des positivistischen Standpunktes etwas wie ein Bleigewicht anklammert, das sich nicht abschütteln läßt. Und dieses Etwas ist nichts anderes als jene eine und einzige Vorstellung, von der der Verfasser mit allen Mitteln loszukommen sucht und auch losgekommen zu sein glaubt. Die Vorstellung von der „Substanz". Auf allen 151 Seiten kämpft er mit diesem „Gespenst". Er hat es meiner Empfindung nach nicht zu bannen vermocht, auch nicht mit den Namen Ernst Mach, Richard Avenarius, Wilhelm Schuppe und Kirchhoff. Der „relativistische" Gedanke in Ehren, man kann sich in tiefstem wissenschaftlichem Ernste mit ihm befassen. Aber als gewaltige Denker haben die Obengenannten als Träger desselben noch keinen weitreichenden Einfluß gewonnen. Und wenn sich der Verfasser nach Mach und Kirchhoff die Forderung zu eigen macht „auch in den sogenannten erklärenden Naturwissenschaften die Vorgänge zu beschreiben statt zu erklären" und dann weiter fortfährt: „Mit dieser Forderung ist keineswegs gesagt, daß atomistische Vorstellungen bei der Beschreibung des Naturgeschehens nicht zu Hilfe gezogen werden dürften, aber es ist damit ausgesprochen, daß sie dann eben nur als Hilfsmittel der Beschreibung, zum Entwerfen von Bildern des Wirklichen, nicht als Wirklichkeit selbst angesehen werden sollen", so schließt damit Herr Petzoldt eben nur vor dem Substanzgespenst die Augen. Die Substanzvorstellung wird sich wie vor tausend Jahren auch noch weiter, um des Verfassers eigene Worte zu zitieren „durch immer neue Hintertüren einschleichen." Und wenn er Haeckel auch nur so nebenher zwei Zeilen widmet — ein Vorwurf soll das nicht sein, weil dessen Lehren nicht in der kritischen Linie der Petzoldt'schen Arbeit zu liegen brauchten, — sicher ist immerhin, mag man zu Haeckel eine Stellung einnehmen, welche man will, daß dessen monistische Philosophie mit dem Substanzgesetz eine überzeugendere Sprache zu reden vermag, als der Positivismus, dem die Substanz „ein vollständiges Nichts, ein eingebildetes Ding" ist.

Dr. Karl Weindel.

* * *

A. H. Fried: „Die moderne Friedensbewegung." In der schmucken Teubner'schen Sammlung ist soeben als 157. Bändchen das genannte Werk des bekannten Vorkämpfers der Friedensbewegung erschienen. (120 Seiten — 1 M. bez. 1,20 Mk.)

Gewidmet ist es „den 47 Kollegen von der Englandfahrt deutscher Journalisten (Juni 1906) in Erinnerung an die schönen, der internationalen Verständigung gewidmeten Londoner Tage." Als Motto dienen zwei Aeußerungen der Professoren Niemeyer (Kiel) und Zorn (Bonn), die darin übereinstimmen, daß sie den Pazifismus als bedeutsamen Faktor im heutigen Völkerleben gewertet wissen wollen; bemerkenswert ist auch Emile Arnauds Ausspruch: „Man kann dem Pazifismus nur einen Vorwurf machen; den, daß er vielfach schlecht interpretiert wurde."

Fried behandelt in übersichtlicher Kürze: „Wesen und Ziele der Friedensbewegung, die Schiedsgerichtsbarkeit, das Werk vom Haag, das Rüstungsproblem, Entwickelung und Umfang der Bewegung" und giebt auf den letzten 25 Seiten eine hochinteressante Chronik, die in annähernder Vollständigkeit die bedeutsamsten internationalen Ereignisse von der „treuga dei" an (1095) bis Ende Dezember 1906 umfaßt — ein wahrhaft imposantes Gemälde von der Entwickelung und dem seit den 80er Jahren sich stetig steigernden Fortschritte menschlichen Kulturstrebens. Als besonders fesselnder Teil sei noch der Abschnitt von Seite 76 ab: „Die Friedensbewegung in den verschiedenen Ländern" hervorgehoben. Das wohlfeile Bändchen ist allerdings so reich an Inhalt und Anregung, daß es nicht ratsam scheint, auf Einzelheiten hinzuweisen. Selbst lesen macht klug!

E. L. Siemering.

* * *

Perlen der Ethik in poetischer Fassung. Anthologie, zusammengestellt von Joh. Rippenberger. Leipzig, Carl Rühle.

Ein dringendes Bedürfnis nach einer neuen Gedichtsammlung ähnlichen Inhalts wird man kaum anerkennen können, da ältere Werke von guter Auswahl zahlreich vorhanden sind. Die vorliegende Sammlung stützt sich z. T. auf sie — und mindert dadurch ihre Existenzberechtigung. Meines Erachtens sollten neue Anthologieen es möglichst vermeiden, auf den Schatz älterer Sammlungen zurückzugreifen. Verdienstlich ist wesentlich doch die Zusammenfassung bisher noch wenig oder gar nicht bekannter, in verschiedensten Zeitschriften oder auch Sonderdrucken zerstreuter Arbeiten. Es soll dabei anerkannt werden, daß der Herausgeber mit entschiedenem Geschick eine Reihe aus freireligiösen und freidenkenden Kreisen hervorgegangener Dichtungen, denen man sonst selten begegnet, gesammelt hat. Vielleicht hätte er aber darin noch mehr tun können. Eine Notwendigkeit z. B., in dem nicht eben umfangreichen Büchlein noch die bekanntesten Dichtungen Lessings, Goethe's, Uhland's, u. a. abzudrucken, leuchtet mir nicht ein; der Platz hätte besser Neueren gedient: ich mache z. B. aufmerksam auf die viel zu wenig bekannten Gedichte von Friedr. Thieme (Stimmen der Zeit und des Herzens, Jena 1904;) auf Kurt Geucke, Nächte, Berlin 1897, die wunderbar schöne lyrische Partien bergen, ferner Hugo E. Jüngst, Flammenzeichen, Dresden-Blasewitz, auch die Deutsch-Amerikaner Carl Heinzen, Ingersoll, Dodel würden eine reiche Ausbeute gewähren. Bei einer künftigen solchen Beschränkung auf freireligiöse Lyrik würde dann wohl auch der Titel zu ändern sein.

-ne-

* * *

Dr. Konrad Küster, Gesammelte Schriften Band I: Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Berlin 1907, 144 S. 1,50 Mk.

Der Verfasser ist Arzt und überträgt in anregender Weise die Methoden der ärztlichen Diagnose und Therapeutik auf die sozialen Krankheitserscheinungen. Ob freilich die Heilmittel, die er der erkrankten Wirtschaft vorschreibt und die er aus verschiedenen Offizinen bezieht, die von ihm erwartete durchgreifende Wirkung erzielen könnten, ist eine Frage für sich, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Jedenfalls können die frisch und mit gesundem Menschenverstand geschriebenen Aufsätze Allen, die sich für die wirtschaftlichen Notstände interessieren, als anregende Lektüre dringend empfohlen werden.

A. Döring.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur“, die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20** Mk. zu beziehen.

D. G. E. K. Abteilung Berlin.

Sonntag, den 30. Juni, ☞ Dampferpartie ☜ nach Woltersdorfer Schleuse. Treffzeit: 8¼ Uhr früh pünktlich, Jannowitz-Brücke, Restaurant Belvedere. Dampferfahrt (kein Extradampfer, daher rechtzeitig kommen!) Die Oberspree hinauf nach Woltersdorfer Schleuse (70 Pfg.) Dort (Restaurant zur Mühle) 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagmahl (Mk. 1,30.) Spaziergang nach Fangschleuse (1 Std.) oder Rüdersdorf (1¼ Std.); Kaffeetafel. Von 6 Uhr ab Rückfahrt mit der Bahn (50—65 Pf.) von Fangschleuse oder Erkner. Eingeführte Gäste willkommen. Anmeldungen bis zum 26. Juni erbeten im Bureau oder im Verlag.

Der Schriftführer.

Eine halbe Freistelle für eine Haushaltungsschülerin ist im Heim II des Vereins „Jugendschutz“ zu vergeben. Meldungen unter genauer Angabe der häuslichen Verhältnisse und persönliche Vorstellung der jungen Mädchen mit ihren Schulzeugnissen nur von 10—½12 Uhr vorm. bei der Hausmutter des Heims II, Berlin SW., Beuthstr. 14 (Ecke Spittelmarkt).

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.

Die Redaktion.

Zeitschrift für Religionspsychologie. Grenzfragen der Theologie und Medizin. Herausgegeben von Oberarzt Dr. Joh. Bresler und Pastor Gustav Vorbrodt. Halle a. S. 1907. Verlag von Carl Marhold. Jahrgang (12 Hefte) 10 Mk.

Die großen Religionsstifter Buddha, Jesus, Mohammed. Leben und Lehre, Wahrheit und Irrtum. Von Heinrich Weizhofer. Stuttgart. 1907. Verlag von Strecker & Schröder. Geh. 1,40 Mk., gebd. 2,20 Mk.

Die Erlösung von der Geldgier. Von Ludwig Bräutigam. Berlin. 1907. Egon Fleischel & Co. 1 Mk.

Neue Deutsche Schule. Ein Elternblatt. 1. Jahrgang. 5. Heft: März—April 1907. Freie Schulgemeinden und ihre Stellung im großstädtischen Erziehungswesen. Leipzig, Thalstr. 12. Deutscher Kulturverlag, G. m. b. H.

Apologetische Vorträge. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 2. Heft. M.-Gladbach. 1907. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland. 1,50 Mk.

Horace Traubel, Weckrufe. Kommunistische Gesänge. Deutsch von O. E. Lessing. München u. Leipzig. 1907. R. Piper & Co. Geh. 2,50 Mk., gebd. 3,50 Mk.

Wir Pfarrer. Von Hermann Kutter. Leipzig. 1907. H. Haessel Verlag. 2 Mk.

Religionshygiene. Von Oberarzt Dr. med. Bresler, Lublinitz. Halle a. S. 1907. Verlag von Carl Marhold. 1 Mk.

Die Freiheit und ihr Freier. Grundlinien einer monistischen Religion der Zukunft von Johannes Webbe. Hamburg. 1907. Alfred Janssen. 2 Mk.

Philosophische Bibliothek. Band 35: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Von David Hume. 6. Auflage. Herausgegeben von Raoul Richter. 2,40 Mk. Band 113: Kommentar zu Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft von Herm. Cohen. 2 Mk. Leipzig. 1907. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Arbeitsordnung und Arbeiterausschuß. Von Dr. Arthur Esche. 4. Jahrg. 7. Heft von „Neue Zeit- und Streitfragen.“ Dresden. 1907. Von Zahn & Jaensch. 1 Mk.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf bei Berlin, Sandnuerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heniet, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats
Preis:
vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Juli 1907.	Nr. 13.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das zweite Vierteljahr. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ und ihrer Monatsbeilage „Kinderland“ möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen. Besonders unsere Ethischen Freunde, die sich in Bädern und Sommerfrischen befinden, bitten wir dringend, dies zu beherzigen und senden ihnen auf Wunsch ☞ kostenfrei Nummern zur Auslage in den Hôtels, Lesezimmern etc.

„Reclamationen wegen unpünktlichen Einganges bitten wir bei der Postanstalt des Bestimmungsortes resp. dem Briefträger anzubringen.“

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Soziale Anpassung.

Von Dr. phil. Karl Roetzel.

Uns allen Nichthandarbeitern wird von Seiten der klassenbewußten Proletarier jedes aufrichtige Wohlwollen mit der arbeitenden Masse des Volkes einfach abgesprochen: Wir seien zu selbstsüchtig, um irgendwie auf unser Wohlleben zu verzichten, zu bequem, uns in unserer Gemütsruhe erschüttern zu lassen, zu feige, den Kampf mit den Vorurteilen der eigenen Klasse aufzunehmen. Das stimmt bei der weitaus überlegenen Mehrzahl von uns, aber durchaus nicht allgemein.

Die wirtschaftliche Lage übt in der Regel, — doch nicht immer, — einen ganz bestimmten Einfluß auf das Seelenleben, wir nennen ihn Klassengeist. Er äußert sich vornehmlich in der Neigung zum Abschluß von den Mitgliedern anderer Wirtschaftsklassen. Der Klassengeist ist Tatsache, nicht unabänderliches Fatum. Der Klassengeist ist etwas, das überwunden werden muß. Er unterliegt durchaus unserem Machtbereich.

Der Mensch ist ja im allgemeinen überall der Gleiche. Er denkt stets zunächst an den eigenen materiellen Vorteil. Wo daher von einer nicht religiösen Gemeinschaft Forderungen erhoben werden, deren Erfüllung große Opfer verlangt, da kann man von vornherein sicher sein, daß von den Fordernden selber keine Opfer verlangt werden oder verlangt werden können, ihnen vielmehr meist die von Anderen gebrachten Opfer zu Gute kommen. Dieser Zusammenhang wird vielfach aus dem Grunde übersehen, weil solche Forderungen an allgemein menschliche Empfindungen, vor allem an Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl appellieren, d. h. appellieren müssen, um überhaupt Beachtung zu finden. Ganz im Allgemeinen kann man behaupten: Soziale Gebote entstehen da, wo die egoistischen Hemmungsmomente wegfallen. Der Wunsch nach ausgleichender Gerechtigkeit erhebt sich immer und überall zunächst im Schoße der Armut. Von da aus wandelt er dann seinen Weg zum Herzen der Besitzenden und erst hier prallt er auf die natürliche Selbstsucht. Hier erst ist das Schlachtfeld, hier nur winkt der Sieg.

Das gilt ganz besonders im Wirtschaftskampf. Die Proletarier verschiedenster Richtungen verlangen gleichmäßigere oder gar gleiche Verteilung von Einkommen und Besitz. Der Proletarier selbst braucht dabei nichts zu geben, weil er nichts hat; er wäre überall nur der Empfangende. Wenn er daher den Nichtproletarier, der an seinem Besitze festhält, engherzig und egoistisch nennt, so fehlt ihm dazu jede moralische Berechtigung: er ist völlig außer Stande, die von Anderen verlangte Opferwilligkeit selber zu beweisen. Es ist doch eine zum mindesten recht merkwürdige Tatsache, daß der Besitzende nur in verschwindend seltenen Fällen daran denkt, dem Erlöserworte folgend, sein Besitztum unter die Armen zu verteilen. Und der Besitzende ist doch recht oft selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. Dieser Zusammenhang läßt nur einen Schluß zu: unsere obige Behauptung, daß Klassengeist seinem innersten Wesen nach nichts anderes bedeutet als die seelische Reaktion des Menschen auf seine wirtschaftliche Lage. Das ist nun einmal so. Wir wollen uns nicht dabei beruhigen. Wir wollen aber auch nicht, daß dieser Sachverhalt übersehen werde. Und das geschieht geflissentlich. Alle Gehässigkeiten und Verdächtigungen zwischen den einzelnen Klassen haben hier ihren Ursprung. Die Unterlassungssünden der besitzenden Klassen sind damit weder in Abrede gestellt noch verkleinert. Eines nur soll feststehen: Aufrichtiges menschliches Wohlwollen kann sehr wohl mit absolutem Nichtverstehen der Bedürfnisse eines andern Standes verbunden sein.

Anschauungen und Handlungen, die dem Proletarier engherzig und egoistisch erscheinen müssen, sind vielfach nur die notwendigen Ergebnisse von Abstammung, Erziehung und Umgebung. Der Einzelne ist unter Umständen garnicht imstande, von sich aus anders zu denken, und kann dabei doch ein aufrichtig guter Mensch sein. Daran wollen wir festhalten: Keiner von uns wählt sich seine Wirtschaftsklasse. Wir werden in sie und in ihre Vorurteile hineingeboren.

Nur besondere geistige Selbständigkeit vermag die Vorurteile zu überwinden. Meistens fehlt das Beispiel. Die Vorbilder der Jugend: Eltern und Lehrer geben es bis jetzt kaum. Und dadurch wird grade bei pietätvollen Naturen das Erwachen des sozialen Gewissens unendlich erschwert. „Sollte wirklich die Notlage eine so zwingende sein?“ so fragen sie sich später, — wie haben denn unsere Eltern so ruhig behaglich leben können? Weshalb haben uns unsere Lehrer nichts davon erzählt? Und es waren doch ideale Leute darunter.

Unendlich viel bleibt hier nachzuholen. Gewiß wird zunehmende Bildung den Arbeiter zu einer gerechten Beurteilung der besitzenden Klassen führen, es muß aber auch von diesen energisches Wollen gezeigt werden. Schule und Haus sollten, ihre zeitgemäße Aufgabe begreifend, darin wetteifern, soziales Empfinden durch Beispiel, Anschauung und Lehre in die empfängliche Kinderseele einzupflanzen. Dem erwachenden Geist muß Einblick verschafft werden in die Güterverteilung auf der Erde und deren sittliche Folgen. Unvergeßliche Eindrücke sollte man der jungen Seele bereiten durch gelegentliche Besuche von Armen-, Waisen- und Korrektionsschulen. Soviel zum Kapitel der sozialen Aufklärung.

Wie aber kann trotz allen Erschwernissen ein sozial aufgeklärter, aufrichtiger Menschenfreund, der nun einmal als Nichtproletarier geboren wurde und zu jedem Opfer, außer dem seines Intellekts, bereit ist, wie kann ein solcher sein aufrichtiges, tiefgehendes Interesse an dem Wohl des Volkes beweisen, d. h. sich selber beweisen, nicht jenen proletarischen Klassenkämpfern, die ihm grundsätzlich nicht glauben werden? Mit andern Worten: *Wie haben wir uns mit dem Sozialismus abzufinden?* Unter Sozialismus verstehe ich dabei den Inbegriff aller auf die Beseitigung des Massenelends gerichteten Bestrebungen.

Es handelt sich hier um eine Gewissensfrage allerersten Ranges. Früher oder später drängt sie sich jedem zu einer gewissen Selbständigkeit Gelangten ganz von selber auf und führt ihn zu innerem Zwiespalt. Mit dem Kopf sind wir Modernen Individualisten, mit dem Herzen Sozialisten. Und das Herz siegt schließlich meistens, — es sollte immer Sieger bleiben! Theorien versagen hier. Jenseits aller logischen und biologischen Beweise steht die Tatsache unseres sozialen Mitempfindens.

In kosmischer Erweiterung unseres Ich können wir nur dann froh sein, wenn sich Alle mit uns freuen. Und darum gibt es keine rechte Freude für uns. Unsere Seele kennt keine Ruhe. Unabänderlich schwebt vor ihr, einer schwarzen Wolke gleich, die Vorstellung des Massenelends. Unvergleichlich logischer schiene es, in rücksichtslosem Egoismus nur der eigenen Lust zu leben. Man sollte meinen, dieses sei das Natürliche, und doch läuft jeder konsequente Egoismus auf Selbstbetrug hinaus und endet mit Selbstvernichtung. Das ist nun einmal so. Eine Naturgeschichte der Menschenseele hat die Tatsache bloß zu verzeichnen, wie etwa die Biologie vermerkt, daß gewisse Schmetterlinge nur zum Liebesgenuß geschaffen sind und ihnen sogar die Organe zur Nahrungsaufnahme fehlen.

Die Seele war immer sozial geformt. Dieser ihr Elementartrieb tritt nur heute deutlicher hervor. Dank den ungeheuren technischen Fortschritten im Verkehr und Gedankenaustausch ist das Weltenbild, dem sich jeder mit normalen Sinnen Begabte anzupassen hat, ein viel reicheres, direkt dem Leben nachgebildetes, nicht mehr literarisches wie früher. Selbstverständlich nimmt das Elend der großen Massen mehr einen bevorzugten Raum ein. Ein Lessing, ein Herder, ein Goethe sind noch kaum gereift. In ihrer unmittelbaren Umgebung sahen sie wenig wirkliches Elend. Menschenliebenden Herzens konnten sie sich fernen Weltverbesserungsträumen und -Gedanken hingeben. Heute stört uns dabei der soziale Notschrei. Alle anderen Rufe der Seele übertönt er. Auch hat die soziale Feinhörigkeit etwas zugenommen.

Wie nun aber der moderne Mensch sein individuelles Leben einzurichten hat in Rücksicht auf die soziale Not, dafür steht eine allgemeingiltige Formel noch aus. Ein Jeder muß sich die seinige suchen, so gut das eben geht. Leben bedeutet nun einmal Absolutes erstreben und Ungefähres erreichen. Wir können die Verhältnisse, in die wir hineingeboren sind, nicht von Grund aus umgestalten. Nichts bleibt uns übrig, als möglichsten Ausgleich erstreben zwischen Seelenwunsch und Wirklichkeit. Anpassung heißt das große Resignationswort der Menschheit. Anpassung, das ist die einzige freie Tätigkeit des Vergewaltigten. Nur in Einem sind wir jedem äußeren Zwang überhoben, in unserer Gesinnung. Nur hier brauchen wir keine Zugeständnisse zu machen. Und darum heißt der nächste soziale Imperativ: *Verhalte Dich zu einem jeden Menschen so, als ob es überhaupt keine Klassenunterschiede gebe.*

So lehrte bereits das Urchristentum. Es war die Religion der Armen. Als dann die Mächtigen dieser Welt zu ihm übertraten, wurde die Lehre von der Gleichwertung Aller auf das Himmelreich verwiesen. Hier auf Erden herrschte und herrscht Klassenmoral. Wir Alle sind ihr untertan durch Abstammung, Erziehung und Umgebung. Hinzu kommt eine fast hermetische Abschließung der Klassen von einander. Nun wird zwar immer wieder betont, höhere Kultur sei undenkbar ohne Klasseneinteilung. Man müßte sich aber erst einmal darüber einigen, was unter höherer Kultur verstanden wird. Ich verstehe darunter zunehmendes Verständnis der Menschen untereinander und ihre zunehmende Rücksicht auf einander.

Dieses Ziel ist nicht identisch mit den Fortschritten von Wissenschaft und Technik, wohl aber aufs innigste mit ihnen verbunden. Die Wissenschaft lehrt den Typus Mensch und seine Daseinsbedingungen begreifen, die Technik gewährt Zeitersparnis im Daseinskampf. Erstere gibt die innere, letztere die äußere Möglichkeit zum Verständnis der Menschen für einander, d. h. zum Begreifen ihres Aufeinanderangewiesenseins.

Sollte nun selbst in Hinsicht auf solches Endziel eine höhere Kultur der Klasseneinteilung nicht eintreten können — was mir allerdings nicht einleuchtet — so ist es doch sicherlich nicht notwendig, daß wir uns zu den Mitgliedern der anderen Klassen anders verhalten als zu denen der eigenen. Und das tun wir fast Alle. Empfinden wir dabei den unlöslichen Widerspruch mit unserer die ganze Menschheit in gleicher Weise umfassenden christlichen Ethik nicht, so sind wir eben durch die Klassenmoral bereits verstumpft. Und das scheint mir auch im Interesse einer höheren Kultur weder wünschenswert noch notwendig. Beginnen wir aber die Klassenmoral zu empfinden, so müssen wir sie überwinden, oder wir bleiben Dilettanten des Lebens, schwankende Kompromißseelen. Eine leichte Aufgabe ist es allerdings nicht, sich zu den Mitmenschen so zu verhalten, als ob es keine Klassenunterschiede gebe. Lang fortgesetzte Selbstbeobachtung, nie ermüdende unbestechliche Selbstkritik gehören dazu. Auch der Beste wird dabei Ueberraschungen an sich erleben: Aeußerungen eines Hochmuts und eines Nichtverstehens fremder Bedürfnisse und Empfindungen, die er bei Anderen nur als roh bezeichnen würde und die er an sich selber nachträglich gar nicht zu begreifen vermag.

Und wie oft wird auch der Bestgeartete dem ererbten Hochmut in Gebärde, Blick und Ton wieder verfallen, bis er endgültig erkannt hat, daß der die größte Rücksicht und Teilnahme zu beanspruchen hat, der am meisten Erniedrigungen ausgesetzt ist.

Man wird einwenden, auch dabei gehe es nicht ohne Konzessionen ab. Ich denke doch. Allerdings halte ich es nicht für Heuchelei, sondern für soziale Pflicht, in niedergeschlagener oder aufgeregter Stimmung den Gesichtsausdruck sogleich freundlich zu gestalten, wenn man unter Menschen kommt. Wir wollen doch nicht das eigene Leid auf Andere abwälzen. Der Fernerstehende beurteilt ja in der Regel unsere Gesinnung sich gegenüber nach der Miene, die er bei zufälligem Zusammentreffen an uns wahrnimmt. Daß Umstände außerhalb seiner Person die Stirne umdüstern, das Wort kurz und hart machen können, findet selten Annahme.

Hinzu kommt Eines: In der Regel reagiert der Mensch um so feinfühliger auf fremde Behandlung, je schutzloser seine Lage ist. Diesem leider viel zu wenig gewürdigten Umstande verdanken wir die genialen Moralisten aus dem Volke. Und wenn, nebenbei gesagt, hier im „niedern“ Volke so oft Mangel an wissenschaftlichem Interesse beklagt wird, so vergesse man nicht, daß die gesamte Aufmerksamkeit des geistig regsamen Proletariers meist bereits eine andere moralisch kritisierende Richtung genommen hat. Man prüfe daraufhin einmal die meiner Ansicht nach klassischen Denkwürdigkeiten des Arbeiters Fischer.

Eine Einschränkung erscheint mir allerdings hier unerläßlich. Um Mißverständnisse und Mißtrauen zu vermeiden — aber nur deshalb und nur vorerst — vermeide man gewisse äußere Zeichen der Gleichbehandlung. Es würde z. B. unrichtig aufgefaßt werden, wenn man jedem Dienstmädchen, Hausknecht, Kellner, Droschkenkutscher, die uns dienstlich begegnen, die Hand geben würde. Wohl bemerkt, es handelt sich hier bloß um eine Form, nicht um die Gesinnung; die bleibe unberührt unter allen Umständen zu Allen die gleiche. Sie darf Klassenunterschiede nicht kennen. So verlangt es der kategorische Imperativ der modernen sozial gestimmten Seele. Ihm kommt unbedingt Allgemeingiltigkeit zu. Solche kann ich indes nicht beanspruchen, wenn ich einfachste Lebenshaltung von dem Sozialgesinnten verlange. Ich verstoße hier gegen Kants kaum zu widerlegendes Moralprinzip, wonach ein Jeder so handeln solle, daß sein Beispiel allgemein befolgt werden könnte. Hier ist Letzteres zum mindesten fraglich. Erhöhte Lebensbedürfnisse schaffen nun einmal in zahllosen Industrien Unterhalt für ganze Arbeiterheere. Wer wollte sich anmaßen einen Ersatz anweisen zu können?

Vielleicht kommen wir der Allgemeingiltigkeit etwas näher, wenn wir nur diejenigen nicht elementaren, d. h. in Rücksicht auf dauernde höchste Leistungsfähigkeit erforderlichen Bedürfnisse gelten lassen, welche volkserziehende Industrien schaffen, und das sind allein die ästhetischen Bedürfnisse. Keller sagt irgendwo, der Geschmack sei das ästhetische Gewissen. Ich möchte sagen, der Geschmack ist das sozialästhetische Gewissen. Er allein kann als Norm dienen für die uns im Angesichte der Volksnot erlaubte Höhe der Lebensführung. Jenseits des künstlerischen Geschmacks beginnt der Luxus. Der beschäftigt ja auch eine ganze Reihe von Industrien, nährt und erzieht — jede erfolgreiche technische Tätigkeit wirkt erziehend — ganze Arbeiter-Heere. Hinsichtlich seiner Produkte aber erzeugt der Luxus Haß in der Proletarierseele. Er ist ihr ein Beweis für die soziale Gleichgiltigkeit der Besitzenden: die haben noch für Unnützes Geld übrig, wo es ihnen, den Arbeitern, so oft am Allernötigsten fehlt. Eine andere Stimmung erzeugt die Fabrikation ästhetisch unanfechtbarer Gegenstände. Es liegt in ihr ein eminent erzieherisches Element. Kein anderer Industriezweig vermag auch nur annähernd in gleicher Weise das Selbstbewußtsein des Arbeiters zu heben, wird doch hier nicht nur Kraft und Geschicklichkeit verlangt, sondern auch Persönlichkeit. Und dann erweckt das Produkt selbst uninteressiertes Wohlgefallen, d. h. ein Heraustreten aus dem Egoismus. Ein Einwand liegt auf der Hand: Wer entscheidet hier? Was dem Einen künstlerisch einwandfrei erscheint, ist dem erleuchteteren Urteil Anderer gegenüber banal. Unstreitig wird ja fortschreitende Kunsterziehung im ganzen Volke den guten Geschmack verbreiten. Einstweilen aber diene als Prüfstein die Gewissensfrage, ob man dem zu prüfenden Objekte gegenüber wirklich eine Freude empfindet, über deren innerstes Wesen man sich keine Rechenschaft abzulegen vermag, oder ob irgend ein anderes greifbares Interesse dabei mitspricht, z. B. Eitelkeit. Natürlich giebt auch das keine feste Norm und ist das sozialästhetische Gewissen ein sehr vager Begriff. Immerhin dürfte es uns unschätzbare Dienste erweisen in dem Streben nach sozialunantastbarer Lebensführung. Daß eine solche zudem höchste Hygiene erfordert, ist selbstverständlich. Unser Standpunkt in der so wichtigen Alkoholfrage ist damit von vornherein gegeben. Daß der Alkohol selbst in kleinen Mengen die Geisteskraft herabsetzt, die Gedanken verflacht und den Willen schwächt, haben die klassischen Arbeiten von Kräpelin, Aschaffenburg und Weygandt unwiderleglich bewiesen.

Daß gewohnheitsmäßiger Alkoholgenuß an der bedauerlichen sozialen Gleichgiltigkeit der besitzenden Klassen einen sehr großen Anteil hat, kann nicht mehr bestritten werden. Ich verlange daher Abstinenz aller Gebildeten; sie sollen die Not des Proletariats nicht vergessen.

Wenn der Arbeiter bisweilen die eigene Notlage vergessen will, so ist ihm mäßiger Alkoholgenuß nicht zu verargen. Sobald indes der Geist erwacht, hat der Alkohol sein Recht verloren auch bei dem Proletarier, und es sind einige Anzeichen vorhanden, daß von hier aus, von unten her, die Abstinenz mit ungeahnter Kraft einsetzen werde. Eine Ausnahme sei hier gemacht. Den Weinbau in guter Lage lasse ich gelten, weil ganze Bevölkerungen davon leben, ganze Generationen ihm aufopferndste Pflege widmeten und weil sein Produkt, mit Dankbarkeit und Maß an Festtagen genossen, nur Gutes wirken kann. Dieselben Milderungsgründe kann ich für Bierbrauereien und Schnapsbrennereien nicht aufrecht erhalten. Wohl beschäftigen auch sie Tausende, sie vergiften aber Millionen. Und wenn irgendwo die Klagen gegen die Auswüchse des Kapitalismus berechtigt sind, so ist es hier. Kein Tadel ist scharf genug gegen die Massensuggestion der Reklame, durch welche das Volk zu übermäßigem Konsum des Alkoholgiftes verführt wird. Hier kann nur Aufklärung wirken und vor allem Beispiel. Letzteres ist überhaupt das wirksamste und vielleicht einzige Mittel zur Verbreitung sozialen Geistes. Wer aber aufrichtig bestrebt ist, ein soziales Beispiel zu geben, der findet die beste Möglichkeit dazu innerhalb der ganz bestimmten Verhältnisse seines Berufs. Jeder Beruf kann und muß im sozialen Geiste ausgeübt werden. Nur von hier aus nähern wir uns der Lösung des sozialen Problems. Die Notwendigkeit der sozialen Reform soll damit nicht bestritten sein. Schon deshalb nicht, weil sie tatsächliche Uebelstände beseitigt. Es bleibt aber sehr die Frage, ob soziale Reformen mehr bedeuten als symptombekämpfende Linderungsmittel. Wir wissen nicht, ob sie sich zu wirklichen Heilmitteln auszuwachsen vermögen; ob mit einem Worte an sich mechanische Maßnahmen zur Besserung der wirtschaftlichen Lage einer oder der anderen Erwerbsgruppe überhaupt eine ethisch erziehende Wirkung ausüben. Ludwig Stein nennt die soziale Gesetzgebung geradezu ein Erziehungsmittel für Erwachsene. Mir scheint sie vielmehr Produkt und Maßstab der fortschreitenden sozialen Erziehung zu sein.

Vielleicht, daß eine kommende Generation, von Eltern und Lehrern frühzeitig in die sozialen Tatsachen eingeweiht, bereits den Geist mitbringt, der die Klassenmoral überwindet.

Daß dies dann auf dem Wege der sozialen Reform geschehen wird, glaube ich nicht. Ich denke mir vielmehr, die Lösung des sozialen Problems wird in der Weise erfolgen, daß das Geld an Wert verliert und sein Erwerb im Einzelleben eine viel geringere Rolle spielen wird. Die unentwegt fortschreitende Technik könnte es dahin bringen, daß das Individuum innerhalb weniger Stunden seinen Tagesunterhalt verdient und ihm somit viel Zeit und Kraft zur individuellen Entwicklung bleibt. Die Mittel zu derselben (Unterricht, Bücher, Kunstwerke) werden mehr und mehr Allen zugänglich. In ihrem Beschaffen liegt der Hauptwert des Geldes. Es wird entwertet, wenn höchste Geisteskultur auch dem Aermsten offen steht. Und das ist immerhin denkbar, dieser Gedanke mag uns trösten. Rechnen damit können wir nicht. Noch wuchtet das soziale Problem mit seiner ganzen Schwere auf uns. Und da heißt es ehrlich und offen die Last auf sich zu nehmen. Wie weit ein Jeder von uns Schuld an ihr hat und ob überhaupt von persönlicher Schuld in jedem einzelnen Falle die Rede sein kann, das wissen wir nicht.

Eines aber wissen wir genau. Wir wollen die Not der Massen beseitigt und eine möglichst gerechte Verteilung der Güter herbeigeführt wissen. Und dieser aufrichtige, stets gegenwärtige, opferbereite Wunsch gebe unserem Denken und Handeln die definitive Richtung! Jenseits aller sozialen Probleme aber stehe unsere Gesinnung. Sie betätige sich allen Menschen gegenüber. Vor allen bei denen, mit welchen uns das Schicksal zusammenführt.

Religion, Kultur und ethische Kultur.

Von A. Döring.

(Schluß.)

Es gibt keine völlig kulturlose Menschen und hat keine gegeben. Mensch und Kultur sind Wechselbegriffe. Mit dem Eintreten des ersten Kulturelements beginnt das Menschentum und mit dem Menschentum beginnt die Kultur. Der Mensch schafft sich die Sprache; er gewinnt das Feuer zur Erwärmung und Erleuchtung und zum Kochen der Speisen; er beschafft sich Wohnung, Kleidung, Geräte, Waffen, baut Nahrungspflanzen und züchtet Haustiere, begründet die Elemente von Sitte und Recht, von gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen. Man kann nicht von kulturlosen Völkern reden, nur von kulturärmeren; die Unterschiede sind nur relativ.

Die Kultur ist ein sehr zusammengesetztes Gebilde; sie ist wie ein Baum, der Wurzel, Stamm, Zweige, eine ausgebreitete Krone besitzt.

Es gibt eine materielle, wirtschaftliche, technische Kultur, der Verbesserung der äußeren Lebensführung dienend. An sie schließt sich Komfort, Luxus, Verfeinerung der Sitten und Umgangsformen an.

Es gibt eine gesellschaftliche und staatliche Kultur: Staatsformen mit Rechtssicherheit nach innen und Sicherheit gegen äußere Feinde, allerlei heilsame Einrichtungen, die nur auf dem Grunde der Gemeinsamkeit, des geordneten Zusammenwirkens in festgeschlossener Einheit zu erreichen sind.

Es gibt als höhere Stufe wissenschaftliche und künstlerische Kultur, indem sich das Bedürfnis nach Erkenntnis und reinem, begierdefreien Genießen, die Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit entfaltet.

Endlich die ethische Kultur einer Gesamtheit. Von solcher kann in doppeltem Sinne die Rede sein. Einesteils so, daß ein sittlicher Geist in der Gemeinschaft mächtig und einflußreich ist, daß Treu und Glauben, Kräfte der Gemeinnützigkeit und Hingabe in ihr walten, daß Mitgefühl und opferbereite Menschenliebe in ihr rege sind, daß alle sittlichen Tugenden stets wie ein reicher Blütenflor in ihr emporsprießen und daß lebendige Quellen in ihr strömen, aus denen auch bei den neuen Geschlechtern, die in die Stelle der absterbenden alten einrücken, der gleiche Geist sich immer aufs Neue erzeugt.

Anderenteils erscheint die ethische Kultur einer Gesamtheit aber auch so, daß die gesetzlichen Formen und Einrichtungen der Gesellschaft diejenigen Eigenschaften besitzen, die wir bei dem Einzelnen als sittliche Tugenden preisen würden, daß die Gesellschaft nicht nur ihrem Geiste nach, sondern auch in ihren gesetzlich festgelegten Formen ein sittliches Gepräge trägt. Hier haben wir die eigentliche Sozialethik vor uns, die ethische Kultur der Gesellschaft als sittliche Gestaltung ihrer Einrichtungen. Es ließe sich die Parallele zwischen dem sittlichen Einzelmenschen und der sittlich gestalteten Gesellschaft durch das ganze System der Tugenden durchführen. Ich möchte sie aber Kürze halber nur für diejenigen Tugenden aufzeigen, die für die Gesellschaft bei weitem die wichtigsten und bedeutsamsten sind, die Gerechtigkeit und die Güte.

Was ist eine gerechte Gesellschaft? Eine solche, in der das Schiboleth der Gerechtigkeit: „Jedem das Seine!“ im umfassendsten Maße verwirklicht ist. Das ist ein Prinzip von der ungeheuersten Tragweite, ein Ideal, vor dem alle bisher bestandenen und noch bestehenden Formen der Gesellschaft, mögen sie noch so glänzend ausstaffiert sein, ihren Glanz verlieren und in nichts zusammensinken. Jedem das Seine, d. h. jedem den ihm gebührenden Anteil an den Segnungen der Gesellschaft, an den Gütern des Lebens, soweit diese von der Gesellschaft überhaupt gewährleistet werden können. Ein Teil dieser Segnungen ist von der Art, daß auf sie, wie auf die Lebensluft und das Sonnenlicht, alle den gleichen Anspruch haben. So Rechtsschutz und das Mindestmaß eines menschenwürdigen Daseins. Hier bedeutet „Jedem das Seine“ soviel, wie Allen das Gleiche, Allem, was Menschenantlitz trägt, der gleiche Anspruch. Bei einem andern Teile der Lebensgüter aber bedeutet „Jedem das Seine“ soviel, wie Jedem das ihm Gebührende, das seiner Leistung Entsprechende, der Lohn der Leistung entsprechend. Hier tritt mit Notwendigkeit ein Prinzip der Ungleichheit hervor. Aber diese Ungleichheit wird doch auch wieder durch das Prinzip der Gerechtigkeit in Schranken gehalten. Nicht nur die Bevorzugung des Unwürdigen und die Zurücksetzung des Würdigen widerspricht ihr. Auch für den Würdigeren gibt es ein ungerechtes Zuviel und für den minder Würdigen ein ungerechtes Zuwenig.

Aber die bloß gerechte Gesellschaft würde da an der Grenze ihres Wirkens stehen, wo kein Anspruch des natürlichen Rechtes vorliegt. Da würde wohl das hilflose Kind, das gebrechliche Alter, die ganze vielgestaltige Gruppe der Gebrechlichen, der Leidenden, der Verlorenen und Verkommenden zu kurz kommen. Hier tritt das Prinzip der Solidarität, der Zusammengehörigkeit Aller, ergänzend in Kraft. Als die zweite der vornehmlich in Betracht kommenden Tugenden, die auch in den Gesetzen und Einrichtungen einer ethischen Kulturgemeinschaft zum Ausdruck kommen soll, nannte ich vorher die Güte. Die sittlich gestaltete Gesellschaft erkennt auch den Hülflosen und Rettungsbedürftigen gegenüber eine Pflicht an und schafft sich Organe und Einrichtungen zur Betätigung auch dieser Pflicht.

Ich verzichte, wie schon bemerkt, auf eine weitere Verfolgung der sozialethischen Parallele zwischen dem ethischen Einzelmenschen und der ethischen Gestaltung der Gesellschaft. Das Gesagte wird genügen, zu zeigen, wie die Sache gemeint ist.

Wenden wir uns nun zu der Frage nach dem Wertverhältnis der verschiedenen Kulturrichtungen der gesellschaftlichen Kultur. Stellen wir diese Wertvergleichung zunächst in Bezug auf die ethische Kultur als sittlichen Geist an, so erhalten wir das Resultat, daß ohne solchen auch die glänzendste Kultur eine dem Untergange geweihte Verwesungskultur ist. Ohne den belebenden sittlichen Geist sterben auch

die anderen Kulturrichtungen eine nach der anderen langsam ab. Zuerst entartet Wissenschaft und Kunst. An Stelle der Kunst tritt Nerven- und Sinnenkitzel, an Stelle der rückhaltlosen wissenschaftlichen Wahrheitsforschung die konventionelle Lüge im Dienste maßgebender Interessen. Dann kommt die gesellschaftliche und staatliche Kultur an die Reihe. Wo Mitgefühl und Liebe fehlt, da stirbt auch das Recht. An Stelle gerechter Rechtspflege und Verwaltung tritt Ansehen der Person, Parteilichkeit, Klassenjustiz und Bestechlichkeit. Die Kultur wird auf ihren Uranfang, das wirtschaftlich-technische Gebiet, zurückgeworfen als immer weiter gesteigerte technische Verfeinerung, verbunden mit dem hohlen Gepränge eines raffinierten Luxus und einer äußerlichen Verfeinerung der Sitte und Lebensführung. Sie verödet und verwelkt zu einem morschen, marklosen, unerquicklich vegetierenden Gebilde, das, wie ein hohler Baum dem Untergange geweiht, keinem Anstoß mehr standhält, sondern durch das Weltgericht der Geschichte im Sturme innerer Kämpfe oder äußerer Angriffe kläglich dahingerafft wird.

Aber auch wenn in den Grundlagen der *Gesellschaftsordnung* das ethische Element, speziell die gesellschaftliche Gerechtigkeit, fehlt, ist solcher Kultur der wahre Wert geraubt. Wenn eine Kultur auf Unterdrückung und Beraubung aufgebaut ist, wenn Unzählige der vollen Menschenwürde entbehren müssen, damit wenige im höchsten Sinne Mensch sein können, entsteht eine Kultur, der die richtigen Dimensionen fehlen, eine Höhenkultur ohne Ausdehnung in die Tiefe und Breite, eine Kultur der Notabeln, der Begünstigten und Bevorrechteten. Eine solche kann unter günstigen Umständen Kulturgüter von dauerndem Werte erzeugen, sie kann den Kulturbesitz der Menschheit um höchst wertvolle Stücke bereichern, die dann später in einer gerechter organisierten Gesellschaft als Erbgut auch den Vielen zugute kommen. Aber es darf über dem Glanze solcher Leistungen nicht vergessen werden, daß sie durch schwere Opfer an Menschenglück erkauft sind.

Aber der ungerechten Gesellschaft fehlt auch der sichere Bestand. Sie ruht im Grunde stets auf *Vergewaltigung, auf dem Rechte des Stärkeren*. Es gilt aber das Wort: „Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche" tatsächlich in einem viel tieferen und umfassenderen Sinne, als in dem wir es anzuwenden gewohnt sind. Nur ein solcher Bau ist von unvergänglichem Bestande, bei dem die in die Höhe ragenden Teile nach dem natürlichen Gesetz der Schwere völlig ausreichend gestützt sind.

Wir haben das Wesen der Kultur und die Bedeutung der ethischen Kultur innerhalb derselben in Bezug auf das Gemeinschaftsleben der Menschheit uns vor Augen zu führen versucht. Was aber *für die Gesellschaft* gilt, das gilt den wesentlichsten Grundzügen nach auch *für den einzelnen Menschen*. Auch beim Einzelnen kann man in fast ebenso vielfachem Sinne, wie bei der Gemeinschaft, von Kultur reden. Kultur ist bei dem Einzelnen dasselbe wie *Bildung*, wenn man das Wort Bildung nicht in dem engeren Sinne, den es im Sprachgebrauche angenommen hat, sondern in dem umfassenden Sinne nimmt, den seine sprachliche Herkunft ausdrückt. Auch hier stehen wir vor dem Gegensatz der Natur, die das Rohmaterial liefert und der Kultur, die es verarbeitet und verfeinert. Auch hier, beim Einzelmenschen, kommt völlige Kulturlosigkeit, völliges Verharren auf dem Boden des von der Natur Gelieferten, nicht vor. Auch hier verzweigt sich die Kultur in die gleiche Vielseitigkeit der Richtungen, wie in der Gemeinschaft. Auch der Einzelne kann technisch und wirtschaftlich kultiviert, geschäftlich tüchtig und gewandt, energisch und weitblickend sein; er kann in seiner Lebensführung in den mannigfachsten Richtungen verfeinert, ein Lebenskünstler sein. Er kann wissenschaftlich und künstlerisch gebildet sein.

Aber wie alle *Naturgaben*, so sind auch alle *erworbenen Fähigkeiten und Kulturgüter* an sich Besitztümer von zweideutigem Werte. Je nach der Art der Verwendung erhalten diese Fähigkeiten das positive oder das negative Vorzeichen, Wert oder Unwert. Die Entscheidung aber über die Richtung der Verwendung liegt bei der *ethischen* Kultur. Die Verwendung in wahrhaft heilsamer Richtung entspringt aus sittlicher Gesinnung in Verbindung mit sittlicher Einsicht. Ethische Kultur beim Einzelmenschen ist guter Wille, durch Einsicht erleuchtet als Prinzip des gesamten Handelns. Der ethisch Kultivierte in diesem Sinne ist der sittliche Charakter, der ethische Mensch. Nur diese ethische Seite der Kultur aber verleiht dem Menschen *wahren Wert* und mit dem *Bewußtsein* des wahren Wertes, der berechtigten Selbstschätzung, den Besitz der wahren Glückseligkeit. Nur wer sich mit Grund einen Wert, eine Daseinsberechtigung, beimessen darf, ist wahrhaft glücklich. Darum ist ethische Kultur für den Einzelmenschen *das höchste Gut*. —

Auf Grund dieser Betrachtungen nun können wir, wie von einer hohen Warte, die Ziele der D. G. E. K. ihrem ganzen Umfange und ihrer vertieftesten Bedeutung nach überschauen. Wir finden eine *dreifache* Forderung. Erstens, daß *der ethische, der soziale Geist*, der Geist der Solidarität, in der *Gemeinschaft der Menschen* in viel umfassenderem Maße genährt und gestärkt werde, und daß *auch die gesellschaftlichen Einrichtungen* viel mehr der sozialethischen Forderung, insbesondere dem der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, angepaßt werden, als bisher geschehen. Damit nun der soziale Geist zur Herrschaft gelange, muß *zweitens* vornehmlich auf das heranwachsende Geschlecht der Blick gelenkt werden. Nur durch eine wirksamere sittliche *Erziehung* kann ein höherer ethischer Geist in die Gesellschaft gebracht werden. Nur zum Teil kann diese Aufgabe durch *die Schule* gelöst werden, da die Erziehung in sehr erheblichem Maße unter dem Einflusse der Familie steht. Der Familie aber kann die Gesellschaft und der Staat nur in einem verschwindend geringen Grade beikommen. Wenn in den äußersten Fällen die Oeffentlichkeit befugt ist, *Fürsorgeerziehung* eintreten zu lassen, so müßte doch auch da erst nachgewiesen werden, daß deren Organe die Befähigung zu einer wirksamen sittlichen Erziehung in genügendem Maße besitzen.

Da nun aber der Familienerziehung einstweilen leider nur in geringem Maße beizukommen ist, so fordern wir *drittens wenigstens für die Schule*, und zwar für die Schule ohne Ausnahme, höhere wie niedere, eine methodisch geregelte sittliche Bildung auf allen Altersstufen, gipfelnd in einem wohlgegliederten, eingehenden, systematischen *Moralunterricht* als Abschluß.

Freilich wäre auch mit dieser, von der heutigen Sachlage aus betrachtet, im Nebel der Zukunft verschwimmenden Maßregel nur erst *halbe* Arbeit getan, fast möchte ich sagen, nur eine Abschlagszahlung geleistet, so lange der andere Faktor der Erziehung, die Familie, unberührt bleibt. Das ist eine Tatsache, die zu weiterem ernstlichem Nachdenken auffordert und solchem Nachdenken nicht dringend genug empfohlen werden kann. Das letzte Ziel der ethischen Kultur liegt in einer noch unentschleierten Zukunft, deren dämmernde Umrisse sich heute kaum noch dem Blicke zeigen. Alles Vorwärtsstreben ist auf Etappen angewiesen.

Streiflichter.

Der internationale Etat des Deutschen Reiches.

In den Annalen des Deutschen Reiches gibt Geheimer Oberregierungsrat W. Thrän eine Uebersicht über die im Etat für 1907 enthaltenen Budgetposten für internationale Zwecke, dem wir die nachstehenden Daten entnehmen:

Beitrag zu den Kosten des internationalen Schiedsgerichtsbureaus im Haag	Mk.	4.000
Beitrag zur Unterhaltung des Berner Bureaus zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst	„	4.400
Unterhaltung des internationalen Arbeitsamtes in Bern	„	8.000
Unterstützung für Beteiligung der deutschen Kunst auf internationalen Ausstellungen	„	20.000
Beitrag zu den Kosten der internationalen Erdmessung	„	6.000
Beitrag zu den Kosten der internationalen seismologischen Assoziation	„	3.200
Beitrag zu den Kosten der internationalen Organisation für Luftschiffahrt	„	4.000
Beteiligung an der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften	„	40.000
Beteiligung an der internationalen Erforschung der nordischen Meere	„	120.000
Beitrag zu den Kosten des XVI. internationalen Kongresses für Hygiene und Demographie . . .	„	70 000
Beitrag zu den Kosten des internationalen Maß- und Gewichtsbureaus in Paris	„	9.900
Beitrag zu den Geschäftsunkosten des deutschen Mitgliedes dieser Kommission	„	1.500
Beitrag zu den Kosten einer ständigen Kommission zur Vorbereitung internationaler Schiffahrtskongresse	„	4.000
Beitrag zu den Kosten des internationalen Bureaus zur Veröffentlichung der Zolltarife in Brüssel	„	5.555
Beitrag für das internationale landwirtschaftliche Institut in Rom	„	60.000
Beitrag zur Erhaltung des internationalen Postbureaus	„	5.100
Beitrag zur Erhaltung des internationalen Telegraphenbureaus	„	4.000
Beitrag zum internationalen Eisenbahnkongreß und zum Zentralamt für den internationalen Eisenbahntransport	„	25.000
In Summa . .	Mk.	324.655

Der Verfasser dieser interessanten Statistik schließt seine Ausführungen mit dem Wunsche, daß sich die Ausgaben des Deutschen Reiches für internationale Zwecke von Jahr zu Jahr mehren möchten und denkt hiebei zunächst an die Weiterentwicklung des Haager Schiedsgerichtsgedankens im Sinne des internationalen Friedens, an die Förderung der Internationalität des Wissens durch den Professorenaustausch, Einführung einer internationalen Hilfssprache :c. und an die allgemein kulturelle Bedeutung der drahtlosen Telegraphie und der Luftschiffahrt.

Wir fügen hinzu, daß im Jahre 1906 das deutsche Heer und die Kriegsmarine **918 286 300** Mk. gekostet haben.

* * *

Die Staatsschule als kirchliche Dekoration.

Wie das Geld unserer Steuerzahler und die Jugend unseres Volkes mehr und mehr zu kirchlicher Schleppenträgerei ausgenutzt wird, darüber berichtet wieder einmal der Notschrei eines Lehrers in der Preußischen Schulzeitung. Kürzlich fand die General-Kirchen- und Schulvisitation in 33 Ortschaften Brandenburgs unter Leitung des General-Superintendenten statt. Ueber die Vorbereitungen zum Empfang schreibt die Volkszeitung Folgendes:

„Der Lehrplan wurde beiseite gelegt, und dreiviertel der Unterrichtszeit füllten biblische Geschichte, Katechismus, Kirchenlied und Reformationsgeschichte! Es galt, diese Stoffe zu repetieren und zu befestigen, und das geschah in ausgiebiger Weise; daß die Kinder in einer Woche acht bis zwölf Kirchenlieder, ebensoviel oder noch mehr biblische Geschichten, Stücke des Katechismus und Mengen von Sprüchen wiederholen und aufsagen mußten, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Doch wer wird dabei — in Anbetracht des hohen Zweckes — von Ueberbürdung und geistiger Abstumpfung der Kinder reden wollen, wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit von Naturgeschichte, Geschichte, Geographie, Deutsch und anderen nebensächlichen Dingen kaum die Rede war! Gar viele Kollegen hatten leider nicht daran gedacht, daß bei dieser Visitation auch ein besonderes Gewicht auf die Geographie des heiligen Landes gelegt wird. Das Resultat darin war deshalb auch ein natürliches, kein künstliches. Und wie ist in dieser Zeit der Gesang in den Schulen gepflegt worden! Kollegen, die in ihrem Leben noch keinen Taktstock geschwungen hatten, wurden plötzlich Kommandeure von Männer-, gemischten oder Kinderchören, und so viel „Psalmen und Lobgesänge und liebliche geistliche Lieder“ sind in hiesiger Gegend wohl noch nie zum Himmel aufgestiegen wie in dieser gesegneten Zeit. Fehlten zu den Gesangsübungen brauchbare Stimmen im eigenen Orte, so verschrieb man sie aus Nachbarorten, und ja zogen denn stimmbegabte Knaben als „fahrende Sänger“ von Ort zu Ort. Wenn die Visitationskommission in einem Orte ankam, so wurde sie vor ihrem Absteigequartier sofort mit einer Motette und sonst einem Hymnus empfangen; ihren Höhepunkt erreichten die gesanglichen Leistungen natürlich in den Kirchen.“

Muß unser gesamtes Volk und besonders unsere Jugend nicht von Mißtrauen gegen alles, was Religion heißt, erfüllt werden, wenn sie diesen geschäftsmäßigen Wettbewerb sieht, der um die Anerkennung der hohen Geistlichkeit bettelt? Solange die geistliche Schulaufsicht herrscht, trachtet natürlich jeder Landpfarrer darnach, aus der Schule eine Kirchendekoration zu machen! Wir fragen uns nur, wann endlich die Gebetmühlen in unseren Volksschulen eingeführt werden, um Kinder und Lehrer zu entlasten!

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande. Sitzung vom 12. Juni 1907. Der Vorsitzende teilt mit, daß Professor Felix Adler (Newyork) als „Austauschprofessor“ vom Oktober d. Js. ab in Berlin sein werde; ebenso berichtet er über die Reise des internationalen Sekretärs Gustav Spiller im Auftrage des Komitees der englischen Liga für Moralunterricht durch Deutschland und die Schweiz zum Studium der Unterrichtsverhältnisse nach der ethischen Seite.

Die Verteilung von 163000 Exemplaren der Carnegie'schen Friedensrede an deutsche Lehrer ist erfolgt. Die Ansprache an die russische Duma hat in Paris, bei Professor Desjardins, ein freundliches Echo gefunden; in Petersburg ist sie an verschiedenen Stellen diskutiert, aber wesentlich als „platonisch“ abgelehnt worden. Der Antrag der D. G. E. K. an den preußischen Städtetag betreffend Lebenskunde und Fortbildungswesen ist von diesem abgelehnt worden, weil sich der Städtetag nicht für kompetent zu solchen Eingriffen in das Fortbildungsschulwesen betrachte.

Nach weiteren Mitteilungen über die Pariser Union pour la vérité und Korrespondenzen verschiedener Art tritt der Vorstand in Beratung über den Gesellschaftstag von 1907. Nach längerer Besprechung wird beschlossen, den Gesellschaftstag für Anfang November d. Js. nach Berlin zu berufen. Die nähere Ausgestaltung wird vertagt und die Abteilungsvorstände werden gebeten, ihre etwa zu stellenden Anträge, Anregungen und Wünsche rechtzeitig dem Hauptvorstand zu übermitteln.

Der Antrag des internationalen ethischen Bundes betreffend die bevorstehende Haager Konferenz wird verlesen. Er lautet:

„Aus Anlaß der nächsten Haager Konferenz stellt der Internationale Bund der Ethischen Gesellschaften folgende allgemeine Forderungen zur Herstellung und Sicherung des internationalen Friedens auf:

1. Das Haager Schiedsgericht soll zu einem ständigen internationalen Gerichtshofe ausgebaut werden.

2. Friedliebende Mächte sollen sich durch Friedensverträge gegenseitig verpflichten, sämtliche zwischen ihnen entstehende Streitigkeiten durch das internationale Gericht zu schlichten. Die auf dieser Grundlage sich bildende Friedensallianz soll zugleich durch propagandistische Tätigkeit dafür Sorge tragen, auch die übrigen Mächte zum Anschluß an sie zu bewegen.

3. Heer und Flotte sollen allmählich aus einer für Kriegszwecke zu einer für soziale Kulturzwecke verwendbaren Organisation umgestaltet werden.

4. Die Presse aller Länder soll sich national und international organisieren, um internationalen Kriegshetzereien und Kriegsaufregungen mit Entschiedenheit entgegenzutreten und für freundschaftliche Beziehungen zwischen den Nationen zu wirken.

5. Der Geschichtsunterricht soll die Kontinuität der gesamten historischen Entwicklung des Menschengeschlechts ins Auge fassen, die Solidarität aller Rassen und Nationen betonen und die geschichtlichen Erscheinungen vom Standpunkt der Humanität würdigen.

6. Die gesamte Jugend aller Länder soll eine umfassende Schulbildung und einen besonderen zur Selbständigkeit und sozialer Arbeit erziehenden human-ethischen Unterricht erhalten.“

Der Vorstand erklärt sich grundsätzlich mit den dort ausgesprochenen Grundsätzen einverstanden, hält aber eine öffentliche Aktion in diesem Augenblicke — kurz vor der Konferenz — nicht mehr für angebracht. Der Schriftführer Dr. Penzig gibt sodann Mitteilung von den eingegangenen Schreiben. Von einer Dank-

sagung der Familie Scholl-München für die Beileidskundgebung der D. G. E. K. anläßlich des Todes des greisen Vorkämpfers für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit wird Kenntnis genommen, Ebenso mit Dank von den Zuschriften des Generalsekretärs der österreichischen ethischen Gesellschaft, W. Börner, und der freien ethischen Gesellschaft zu Jena, F. Thieme, des Berichtes der Abteilung Breslau, von Justizrat O. Marcuse, der Münchener Abteilung (Max Krämer) und des Herrn Dr. Walter Vielhaber (Deutscher Kulturbund).

Eine Beschlußfassung knüpft sich daran nicht.

gez: Wilhelm Foerster. Dr. Penzig.

Vermischtes.

Der Verein „Frauenstreben" nahm in seiner Sitzung vom 31. Mai folgende Resolutionen als Ergebnis einer Diskussion an, welche sich an ein Referat der Vorsitzenden Frau Dr. Proelß über Frank Wedekind's „Frühlings Erwachen" und anderes anschloß:

Resolution I.

Wir lehnen Werke der Literatur, in denen das sexuelle Problem in den Vordergrund tritt, ab und zwar aus Gründen der Aesthetik und der Ethik.

Die Lektüre und die Darstellung sexueller Erörterungen und Begebenheiten verletzen das ästhetische Gefühl durch zu krasse naturalistische Szenen und durch die Unwahrhaftigkeit der eigens für das Problem konstruierten Charaktere. Sie verletzen das Schamgefühl, das wichtigste Hemmungsmittel gegen vorzeitige und übermäßige Befriedigung der Instinkte, und stumpfen es ab.

Sie fälschen das Urteil über die Werte im sozialen Leben, indem sie die physisch-sexuelle Seite zu sehr in den Vordergrund stellen und die geschilderten pathologischen Figuren als typisch ansehen lassen.

Diese literarischen Erzeugnisse sind nicht imstande, eine pädagogische Wirkung auf die große Menge, am wenigsten auf jugendliche Personen auszuüben.

Resolution II.

In Erwägung der sittlichen Gefahren, welchen die heutige Jugend, nicht nur die männliche, sondern auch die weibliche, ausgesetzt ist, nachdem sie mehr und mehr aus dem Schutz des Hauses in das öffentliche Leben hinaustritt, erachten wir es für nötig, daß die Jugend bei Zeiten in geeigneter Weise auf diese Gefahren und die Mittel, ihnen zu widerstehen, aufmerksam gemacht werde.

1. Es ist die Pflicht der Eltern, insbesondere der Mutter, das Kind nach und nach, seiner Reife und Entwickelung gemäß, mit den wirklichen Tatsachen bekannt zu machen und seine Fragen nach dem Woher des Menschen nicht mit einem Märchen zu beantworten.

2. Es ist die Pflicht der Schule, hier ergänzend einzugreifen und mit den Kindern gelegentlich im Religions- und im naturgeschichtlichen sowie im deutschen Unterricht die sexuellen Fragen insoweit zu besprechen, als es nötig ist, um sie auf die gesundheitlichen, ethischen und sozialen Gefahren, welche das Geschlechtsleben mit sich bringen kann, aufmerksam zu machen und ihnen ein Rüstzeug gegen dieselben in das Leben mitzugeben.

Wir betonen aber, daß wir bei dieser Belehrung eine eingehende Beschreibung der Organe und des Vorgangs der Zeugung ausdrücklich ablehnen und daß auf eine sehr subtile Behandlung des Gegenstandes, auf Unauffälligkeit und Einfachheit das größte Gewicht gelegt werden muß, damit nicht der Zweck dieser Belehrungen in sein Gegenteil umschlage. Deshalb halten wir es auch nicht für angezeigt, einen besonderen Unterrichtszweig aus dieser Materie zu machen, die eine Ausdehnung nicht gestattet. Es ist daher nicht angängig, die betr. Belehrungen in der Schule etwa Aerzten zu übertragen. Sie dürfen keinenfalls den Händen der Pädagogen entzogen werden.

Bücherschau.

In der Gesellschaft, herausgegeben von Martin Buber und verlegt von der literarischen Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M., jenem Unternehmen, welches in Monographien (Preis pro Band circa 100 Seiten 1.50 Mk.) eine „Gesamtdarstellung der Psychologie der Gesellschaft" geben will, stellt **Alexander Ular** unter dem Titel **„Die Politik"** eine Untersuchung an „über die völkerpsychologischen Bedingungen gesellschaftlicher Organisation". Es dürfte dem sich für das Thema Interessierenden mit einer Skizzierung des Gedankenganges der Schrift am meisten gedient sein.

Politik ist dem Verfasser „die Tätigkeit der Gesellschaft zu ihrer Selbsterhaltung und Machterweiterung in ihrer jeweilig bestehenden Form." Die Gesellschaften haben sich aber bis heute zur Leitung gerade der ihre Existenz betreffenden Angelegenheiten hervorragend unfähig gezeigt. Solche Leitung lag immer in den Händen einer „Autorität". Und Politik hat zum Zwecke die Regelung der Beziehungen zwischen Autorität und Volk — also Gesellschaft — einerseits und zwischen Autoritäten verschiedener Völker andrerseits. Die politische Autorität beruht bis jetzt immer „auf dem Schleiermacher'schen „„schlechthinigen"" Abhängigkeitsgefühl" von einer Macht, die im Grunde nur dadurch existiert, daß man sie „nicht aus der Nähe betrachten kann oder mag", also auf einer Art „religiösen" Gefühls. Alle Monarchen sind ehemals Hohepriester gewesen und alle Völker, alle beherrschten Gesellschaften haben ihnen deshalb aus religiösem Abhängigkeitsgefühl gehorcht. Wie der Priester zum Papst, der Papst zum Monarchen und dieser zum machthungrigen Menschen wird, das ist die ganze politische Geschichte der Staaten. Denn schließlich tritt ein neues Element aller Politik hinzu, der „Wille zur Macht" insofern als die Herrscher irdische Menschen waren mit physischen, wirtschaftlichen und persönlichen Bedürfnissen, so daß sich ihnen ohne weiteres der persönliche Vorteil, Herr zu sein, aufdrängte. Als Folge der Sorge um die Macht benützen die Herrschenden eine „naive Heuchelei", indem sie sich persönlich als von dem „die politische Organisation schaffenden Prinzip" untrennbar ausgeben, sich mit ihm identifizieren und den Glauben hieran durch den von ihnen aufgezwungenen Unterricht zu befestigen suchen. Jeder Mensch hat aber außer seiner Untertanenexistenz noch ein persönliches Leben „mit seinen an den individuellen Körper gebundenen Leiden und Freuden". Es ist im weitesten Sinne sein „wirtschaftliches" Leben. Dieses Leben des Einzelnen und seine Einrichtung ist „Kultur". Weil die Autorität der Feind der Individualität sein muß, sind Autorität und Kultur Feinde. Die Herrschenden haben nur, als das religiöse Herrschaftsprinzip an Kraft abgenommen hatte, die die Menge an sie fesselnden Bande zu verstärken gesucht dadurch, daß sie zu der entschwindenden religiösen, traditionellen und psychischen Zusammengehörigkeit von Volk und Herrscher die wirtschaftliche hinzufügten, die Herrschermacht mit der Kultur identifizierten, um „so die Kultur listig als Resultat der Politik erscheinen zu lassen." Aber die wirtschaftlichen Fortschrittsmittel Sprache und Schrift, namentlich die letztere, schufen auch neue wirtschaftliche Gebräuche und in dem untertänigen Individuum zugleich das neue Bewußtsein, daß alle diese Gebräuche unabhängig von der Staatsordnung entstanden sind, ihm näher stehen als die Staatsordnung selbst. „Und von diesem Zeitpunkt an ist in ihm der ewige politische Konflikt zwischen seinen wirtschaftlichen Instinkten und jenem religiösen Abhängigkeitsgefühl lebendig. Dieser Konflikt beherrscht in allen Kulturvölkern das politische Denken der Massen." Indem so der Grundsatz der Machtpolitik, daß die Bürger ihre freigewordenen wirtschaftlichen individuellen Instinkte den Bedürfnissen der Staatsmacht unterordnen sollen, an Kraft verliert, ist „innere Politik" Kampf zwischen dem außermenschlichen Herrschaftsprinzip und dem Menschen." Auf der höchsten Stufe gesellschaftlicher Kultur streitet dann der Mensch für den Menschen und nicht mehr für die Phantasmagorie absoluter Prinzipien. Dann werden Kulturinteressen zu internationalen, wird aus der Weltpolitik „Weltverkehr". Im Zusammenhang hiermit ist „Kulturpolitik" zu definieren als „alles, was Herrschaft zerstört und autonome Individuen aus dem Zwange der Ueberlieferung löst." „Aeußere Politik" ist keineswegs Weltpolitik, sondern nur Machtpolitik, „nichts als Kampf zwischen den außermenschlichen Herrschaftsformen." Ist diese äußere Politik unglücklich, so wird die Autoritätsordnung von einer fremden durchbrochen, ist sie glücklich, durchbricht sie sie selbst. Erobern und Erobertwerden ist stets ein Gemischtwerden. Dies letztere, die gegenseitige Durchdringung der Völker ist die unabweisliche Vorbedingung zur Entwickelung der Kultur.

Der logische Aufbau des im Vorangehenden skizzierten Gedankenganges ist nicht zu bestreiten. Trotzdem habe ich die Empfindung, daß derselbe nicht lückenlos ist. Der Verfasser arbeitet mir zu allabsorbierend, zu ausschließlich den schärfsten Gegensatz heraus zwischen Autorität und Individuum. Dieser Gegensatz hat aber — frühere Zeiten höchstens ausgenommen — längst eine abschwächende Umwertung erfahren, sodaß die Definition von „innerer Politik" keineswegs restlos ist. Ebenso verhält es sich mit dem Begriff der „äußeren Politik". Ich will ohne weiteres zugeben, daß die Vorstellungen von Nation und Vaterland von den Machthabern den Untertanen suggeriert werden, aber wir in Deutschland haben mit diesen sogenannten Imponderabilien in kritischen Zeiten zum mindesten keine das Individuum ausnahmslos benachteiligende äußere Politik gemacht, weil die letztere — in neuerer Zeit sicherlich — dem Interesse gerade des Individuums entsprechend geführt worden ist. Aus denselben Ursachen braucht auch Kulturpolitik keinen unbedingt Herrschaft zerstörenden Inhalt zu haben.

Karl Weindel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, anführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.
Die Redaktion.

Angst. Die Behandlung und Heilung nervöser Angstzustände, Zwangsvorstellungen und psychisch-nervöser Leiden. Von Dr. Adalbert St. Phar. Leipzig. 1907. Webels Verlag Dr. Abel u. Born. Geh. 3 Mk., gebd. 4 Mk.

Revue für Internationalismus. Herausgegeben vom Bureau der Stiftung für Internationalismus in Haag. 1. Jahrg. Nr. 1, April 1907. Erscheint zweimonatlich in einer deutschen, englischen, französischen und holländischen Ausgabe bei Maas & Van Suchtelen, Leipzig-Amsterdam. Einzelheft der deutschen Ausgabe 2,50 Mk., jährlich 10 Mk.

Bürgerkunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre an Fortbildungsschulen und ähnlichen Anstalten sowie zum Selbstunterricht. Von Max Griep, städt. Fortbildungsschullehrer in Berlin. Leipzig u. Berlin. 1901. Verlag von B. G. Teubner.

Das Hohelied der Liebe von Goethe. Herausgegeben von Rud. Heyne. Gera-Untermhaus, W. Koehler'sche Verlagsbuchhandlung. Geh. 1 Mk., gebd. 2 Mk.

Lebenskraft. Von Maximilian Gebhard, Pastor an der Lutherkirche in Berlin. Berlin 1907. Herm. Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., W. 30, Nollendorfplatz 7. 2,50 Mark.

Ketzereien. Keimzellen einer Philosophie. Von Julian Prorók. Dorpat und Leipzig. Verlag von Fritz Schledt. Gebd. 2 Mk.

Betrachtungen. Von H. von Samson-Himmelstjerna. I. Ewigkeit. II. Ueber Geistesfreiheit. Dorpat und Leipzig. 1907. Verlag von Fritz Schledt.

Aus Eugen Diederichs Verlag in Jena: Erzieher zu deutscher Bildung. 8. Band: Wilhelm v. Humboldt, Universalität. Von Joh. Schubert. Geh. 2 Mk., gebd. 3 Mk. 9. Band: Fr. Wilh. Schelling, Schöpferisches Handeln. Von Emil Fuchs. Geh. 3. Mk., gebd. 4 Mk. Albert Kalthoff, Das Zeitalter der Reformation. Nachgelassene Predigten mit Vorwort von Friedr. Steudel. Geh. 4 Mk., gebd. 5 Mk. R. W. Emerson. Natur und Geist. Aus dem Englischen übertragen von Wilhelm Mießner. Geh. 3 Mk., gebd. 4 Mk. Maurice Maeterlinck, Die Intelligenz der Blumen. Autorisierte Ausgabe. Ins Deutsche übertragen von Friedr. von Oppeln-Bronikowski. Geh. 4,50 Mk., gebd. 5,50 Mk.

Ernst Haeckel. Ein Lebensbild von Wilh. Bölsche. Volksausgabe. Berlin und Leipzig. Herm. Seemann Nchflg.

Lebenswerte. Illustrierte Essays für reife Menschen. Herausgegeben von Elisàr von Kupffer und Eduard von Mayer. Heft 1: Olympia und Golgatha. Von Elisàr von Kupffer. Heft 2: Die Märchen der Naturwissenschaft. Von Dr. Eduard von Mayer. Heft 3: Heiland Kunst. Ein Gespräch in Florenz. Von Elisàr v. Kupffer. Heft 4: Der Dienst des Geldes. Wie werde ich reich? Von Dr. Eduard von Mayer. Heft 5: Priesterin Mutter. Von Elisàr von Kupffer und Dr. Eduard von Mayer. Jena. 1907. Herm. Costenoble. Jedes Heft 80 Pfg.

Coenobium. Rivista internazionale di liberi studi. Lugano. 1907. Casa Editrice del Coenobium. 3 Fr.

Der Verein Jugendschutz I (Vorsitzende Frau Dr. **Bieber-Böhm**) hat sich die Aufgabe gestellt, jungen Mädchen und Frauen zur gründlichen Ausbildung im Schneidern, Putz und Wäschenähen Gelegenheit zu geben und eine geprüfte Industrielehrerin zu diesem Zweck engagiert. Da die Kurse sehr billig sind (6 Mk.), erfreuen sie sich einer großen Beliebtheit und sind mancher jungen Frau und manchem im Erwerb stehenden Mädchen sehr willkommen. Die Kurse können morgens, nachmittags und abends je nach Wahl belegt werden. Auskunft erteilt die Vorsteherin im II. Heim, Beuthstraße 14III, wo auch die Kurse stattfinden.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an meine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, vom 6. Juli bis Mitte August nach **Mittelschreiberhau** (Riesengebirge) Villa Morgenstern zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. —

Dr. Penzig.

Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juli 1907.	Nr. 14.

Inhalt:

Zum Fall Peters.

Im Jahre 1883 erschien im Brockhaus'schen Verlage in Leipzig ein philosophisches Buch, betitelt „Willenswelt und Weltwille. Studien und Ideen zu einer Weltanschauung", ein stattlicher Band von über 400 Seiten. Darin finden sich u. a. folgende Sätze:

„Wie das Dasein ein Kampf ist seinem Grundwesen nach, so reißt es den Einzelnen immer wieder hinein in den Wirbel von Leidenschaft und Schuld, aus denen keiner ungestraft emportaucht. Das Sonderstreben führt stets von neuem hinüber über die Grenzen, an denen die sittliche Selbstbeschränkung es zurückweisen sollte, und diesem individualistischen Uebergreifen folgt unmittelbar das schmerzliche Verletztsein der zweiten Grundtendenz in unserer eigenen Brust, das als Reue und Gewissensangst ins Bewußtsein tritt. Es ist das instinktive Wissen um die Identität des verletzten Nebenmenschen mit dem Schuldigen, und das Gefühl, daß durch jeden solchen Uebergriff der harmonische Ausgleich im eigenen Ich, damit aber der Weltprozeß selbst von neuem unterbrochen worden ist! Und somit ist dann in der Tat das Leben ein stets erneuertes Ringen der eigensten Grundtriebe, und unaufhörliches Leiden ist sein Charakter. Wehmutvolle Melancholie lagert über der Schöpfung."

Der Verfasser des eben erwähnten Buches, der diese Sätze niederschrieb, heißt — Karl Peters; und er ist identisch mit dem Helden des Münchener Prozesses. Denn ehe Peters in Afrika seine Conquistadorenrolle spielte, war er als philosophischer Schriftsteller aufgetreten, und jenes Buch ist der Versuch, eine originale Weltanschauung aufzubauen und eingehend zu begründen. Mit dieser Originalität ist es freilich nicht weit her. Es findet sich viel Dilettantisches in dem Buche; die meisten Gedanken sind einfach entlehnt, namentlich von Kant, Noiré, Eduard von Hartmann, Bahnsen, mit denen allen er sich kritisch auseinandersetzt, das Meiste aber von Schopenhauer und der indischen Identitätsphilosophie, in deren Fußspuren er ganz wandelt.

Dennoch ist das ganze ein Buch, das erfüllt ist von einem ernsten Streben und Ringen um die höchsten Fragen, und das wohl geeignet ist, Achtung abzunötigen vor dem jungen Autor — Peters war bei der Abfassung des Buches noch nicht 30 Jahre alt — vor seinem Wissen und schriftstellerischem Können ebensowohl wie vor dem ethischen Grundton, der durch das Werk hindurchklingt.

Und darin liegt nun das Bemerkenswerte: dieses Buch erschien unmittelbar vor seinen afrikanischen Unternehmungen und Kriegszügen (1884—91), in denen jene schweren Verfehlungen und Verbrechen sich ereigneten, die ihm zur Last gelegt werden, und um die der Münchener Prozeß sich drehte. Auch jetzt, nach diesem Prozeß, ist freilich die Authenticität jener Verfehlungen nicht durchweg klargestellt, und ebenso die Motive, die dazu führten, noch nicht völlig aufgeklärt. Aber selbst wenn man annehmen will, daß die Akte grausamer Willkür, die Peters zur Last fallen, schlimmer stehen, als das Münchener Gericht offiziell anzuerkennen in der Lage war, so ist doch so viel klar, daß man den Fall Peters nicht mit den sattsam bekannten zahlreichen Fällen von Tropenkoller in eine Linie stellen darf, daß er wesentlich anders liegt als etwa die Fälle Leist, Wehlau etc., mit denen ihn jetzt wieder viele deutsche Blätter vergleichen. Denn auf jeden Fall ist Peters — im Gegensatz zu so vielen subalternen „Afrikanern", welche die Oeffentlichkeit kennen gelernt hat — eine eigenartige und komplizierte Persönlichkeit, bei der man die Abwägung des Geschehenen nicht ohne weiteres auf Grund eines oberflächlichen Schemas von Gut und Böse vornehmen darf. Es handelt sich hier um ein ziemlich verwickeltes psychologisches und charakterologisches Problem. Dieses ist um so verwickelter, aber auch um so interessanter, als hier die individuelle Charakteranlage aufs engste verbunden erscheint mit einer wichtigen und einflußreichen Zeitströmung.

Denn Peters ist, wie heute wohl nicht leicht ein zweiter, der typische Vertreter jenes halb mystischen, radikalen neudeutschen Nationalismus, der Gefahren in sich birgt, von denen heute noch die Wenigsten etwas ahnen, des Nationalismus, der im Deutschtum gewissermaßen die Weltvernunft und den Weltgeist, im deutschen Volke das Herrenvolk erblickt, dem die anderen Völker sich unterwerfen müßten. Sagt er doch auch in der Vorrede zu dem mehrerwähnten Buche:

„Das Deutschtum, über die ganze Erde hin, ist momentan in einem unerhörten Gärungsprozeß nationalen Aufschwungs begriffen, und jeder Einzelne, mehr oder weniger stark, verspürt wohl in der eigenen Seele das flackernde Feuer und den stolzen Rausch dieser großartigen Erhebung*) . . . Mein höchster Ehrgeiz würde befriedigt sein, wenn die nachfolgende Arbeit . . . in die große nationale Bewegung der Gegenwart einzugreifen vermöchte: wenn sie, an ihrem Teil, hülfe, die idealen Resultate unserer Geschichtsentwickelung in die am Horizont der Zeiten

*) Die Zeit der Herrschaft des Sozialistengesetzes, der Stöcker'schen Judengesetze, des Kultusministers Puttkamer u. s. w.!!

immer erkennbarer sich emporhebende politische Vorherrschaft unseres Volkes mit hinüberzutragen."

Wer diese Zusammenhänge beachtet, erkennt ohne Mühe, daß und warum Peters so vieler treuer und begeisterter Anhänger und Verehrer sich erfreut, nicht trotzdem, sondern gerade weil er als Uebermensch und Vertreter deutscher Herrenmoral mit Menschenleben nach Gutdünken gespielt hat. Jedenfalls wer unter solchem Gesichtspunkt das psychologische und charakterologische Problem Peters aufzudecken versucht, bekommt damit auch wichtige Fäden neudeutscher Entwickelungsgeschichte in die Hand. Und in diesem Sinne ist auch nach dem Münchener Prozesse der Fall Peters noch lange nicht abgetan — vielleicht stehen wir sogar erst am Anfang. K.

Die Moral des Feminismus.

Von Frieda Steenhof (Harold Gote.)

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Henny Bock-Neumann.

Es gibt Menschen, die glauben, daß der Feminismus ohne Moral sei, keine ethischen Forderungen kenne, keine Sehnsucht nach Verbesserung und Veredelung der Menschheit habe.

Solche niedrige Auffassung einer Strömung, die man am richtigsten eine Rechtfertigungsbewegung nennen könnte, — denn der Feminismus ist eigentlich ein Notschrei nach Wahrheit und Gerechtigkeit — setzt eine Art von geistiger Blindheit voraus. Mit Blinden kann man aber nicht über Farben disputieren. Die meisten Menschen geben bereits zu, daß der Feminismus eine reine, moralische Grundidee hat, aber sie begreifen noch nicht, daß diese besser, nützlicher oder praktischer sein könnte, als die Ideen, an die sie seit ihrer Kindheit gewöhnt sind. Sie erkennen nicht, daß die übliche herrschende Moral sie verhindert, die geistigen Entwickelungshöhen der Menschheit zu erreichen.

Der Feminismus versucht sich mit der äußersten Grenze der jetzigen Kultur zu vereinigen, er empört sich gegen das Ueberlieferte, Zurückgebliebene, Entwachsene, das, von den höchststehenden Menschen verworfen, doch noch die große Masse beherrscht. Er unterscheidet sich von der herrschenden Moral vor Allem dadurch, daß er den Menschen nicht als ein von der Geburt durch Sünde verderbtes Wesen, als ein Schadentier betrachtet, das in jeder Weise geknechtet, gebunden, gequält und verunstaltet werden darf. Der Feminismus ist nicht pessimistisch, er glaubt nicht an die ewige Herrschaft der Not, sondern im Gegenteil an eine lichte Zukunft; er glaubt, daß die Menschen in dem Grade ihr Schicksal verbessern werden, wie ihr eigener Wille dazu wächst, wenn auch ihre Vernunft noch nicht so groß ist, daß sie sofort die richtigen Mittel und Wege finden. Die Meisten unter uns stellen sich vor, daß die Menschheit noch eine lange Zukunft zur Besserung vor sich habe. Es ist auch schwer, etwas anderes zu glauben. Vielleicht geschieht es trotzdem eines Tages, daß wir von der Erde verschwinden, und daß dies das Ende unserer Arbeit und Mühe ist. Wir können uns vorstellen, daß die Erde ruhig ihren Lauf fortsetzt, ohne daß unser Geschlecht sie mit seiner Gegenwart beehrt. Wir können uns Städte in Trümmern unter Sand verschüttet, unbebaute Felder, Wälder und Tiefen in wilder Schönheit vorstellen, Landschaften, die noch nie eines Menschen Fuß betreten, wo nur Tiere, ein freies Leben führend, umherstreifen.

Das Menschengeschlecht kann durch Seuchen oder Natur-Revolutionen gänzlich vertilgt werden — das ist wenigstens keine völlige Unmöglichkeit.

Es ist nicht zu leugnen, daß man eine gewisse Ruhe bei dem Gedanken an solch ein Verschwinden empfindet. — Das Weltall würde uns nicht vermissen!

Es hat aber vorläufig nicht den Anschein, als ob die Menschheit sobald aufhören sollte. Die Hoffnung, daß glücklichere Daseinsstufen kommen könnten, gibt auch Befriedigung. Und könnte nicht die Menschheit mit den ihr innewohnenden Möglichkeiten sich einst ein herrliches Schicksal erschaffen, statt wie eine Katze im Brunnen zu ertrinken? Wie manche Wegstrecken hat sie schon zurückgelegt! Aus ihrer Neugier hat sie die Wissenschaften erweckt, aus ihrem Feingefühl die schönen Künste erschaffen, aus ihrer Sehnsucht nach regelmäßigen Gewohnheiten die Moral gebildet. Ihr Schaffen steht noch in den Anfängen. In Hinsicht auf Kultur ist sie noch sehr jung. Wie wird das Werk werden? Niemand weiß es. Die Völker arbeiten unermüdlich an einer Zivilisation, von deren Ausdehnungsmöglichkeiten sie keine Ahnung haben. Auch die scharfsinnigsten Geister entdecken oft im Alter, daß die Entwickelung eine ganz andere Richtung genommen hat, als in ihren Absichten lag; oft stößt sie alle Berechnungen um. Aber als allgemeines Urteil ist festzuhalten, daß die Bewegung dem Einzelnen Gelegenheit geben will, sich seiner Individualität nach reich und harmonisch zu entwickeln. Der Feminismus betrachtet die Wünsche und Leidenschaften der Natur nicht als zerstörende Kräfte, die vernichtet werden müssen, sondern als schöpferische, die entwickelt werden sollen, um der Allgemeinheit Nutzen zu bringen. Der Feminismus weist auf keinen zweifelhaften Himmel, sondern auf eine unkultivierte Erde hin, aus der ein Himmel zu schaffen wäre. — Die sogenannte herrschende Moral tut, als ob sie das Gewissen achte und umgibt ihre Heuchelei mit viel äußerem Pomp; sie herrscht aber mit Brutalität und Tyrannei; sie ist antihuman und antisozial, weil sie Bitterkeit und Haß zwischen dem Volk und den höheren Ständen schürt. Die Moral des Feminismus ist human und sozial; sie will die Entwickelung und Vervollkommnung des Einzelnen und erkennt seinen Selbstzweck an; sie will eine bessere Welt als Bedingung für den Bestand einer glücklichen Menschheit. Die bestehende Moral betet die Kraft an; sie ist kriechend und höflich gegen die Mächtigen und Großen, hart und unbarmherzig gegen die Machtlosen und Schwachen; sie billigt Alles, was gelingt — zuweilen sogar die größten Verbrechen; sie ehrt Wappenschilder, Zeremonien und Banknoten, — das ist die Dreieinigkeit, die sie sowohl in der Häuslichkeit wie in der Kirche anbetet. Die Moral des Feminismus hat nur das Streben eines ehrlichen Gewissens; sie fällt verschiedene Urteile bei den verschiedenen Graden der Verantwortung. Daher verzeiht sie denen, die aus Unkenntnis und Not fehlen, und ist barmherzig gegen diejenigen, die sich bemühen, ein begangenes Unrecht gut zu machen. Anstatt der Macht verherrlicht sie die Gerechtigkeit, die Wahrheit und die Güte. Dadurch, daß die herrschende Moral die Partei der Starken gegen die Schwachen vertritt, wird der Mann vertreten, das Weib zu unterjochen; sie will den Zustand des Despotismus und der Sklaverei zwischen ihnen erhalten. Zu diesem Zweck hat sie versucht, dem Mann das Herz und der Frau den Verstand zu rauben. Jeder Mensch ist ja physiologisch gesprochen Kopf und Herz. Es liegt auf der Hand, daß sie einen Ersatz für diese beiden Organe suchte. Ideal wäre es, wenn jeder Mensch sowohl Zartgefühl als auch Intelligenz besäße. Eine ganze volle Persönlichkeit!

Die herrschende Moral hat versucht, die ganze Feinfühligkeit der Frau und den ganzen Verstand dem Manne zuzuweisen, und hat dadurch ihre geistigen Persönlichkeiten einseitig stark entwickelt.

Dadurch entstand der bisherige Mangel an geistiger Sympathie zwischen den Geschlechtern.

Oft ist die Frau mit einem nicht zartfühlenden Manne unglücklich geworden, oft hat der Mann sich mit einer Frau ohne Intelligenz gelangweilt, und seine geistige Gemeinschaft wo anders gesucht. Der Feminismus will die möglichst vollkommene Entwickelung jeder Persönlichkeit.

Er betrachtet den Mann ohne Herz und die Frau ohne Verstand als unvollständige Typen, die für die Zukunft unhaltbar sind; sie sollen durch immer reichere innere Quellen ihr Denken und Fühlen gegenseitig befruchten, und sich und ihre Fähigkeiten dadurch vervollkommnen. Der Feminismus will auch nicht Seele und Körper trennen; nach seiner Ansicht sind die Seelenäußerungen Eigenschaften der Materie; was dahinter steht, läßt ihn unberührt; deshalb legt er auch so großes Gewicht auf die Güte der Materie: d. h. *Gesundheitspflege*. Für die Moral des Feminismus sind Tugend und Gesundheit untrennbar; die Laster sind für ihn Krankheitserscheinungen und Mißbildungen.

Die herrschende Moral ist auf *bewußten Lügen* erbaut. Der Feminismus hat seine Moral auf das Fundament der *Aufrichtigkeit* gebaut. Ehrlichkeit und Wahrheit können allein die Grundsteine für den Neubau der Menschheit bilden. Die Moral des Feminismus möchte die beschmutzte Phantasie der Menschheit reinigen, damit sie in den gesunden Lebensäußerungen nichts Niedriges sehe, und Wissensdurst und Forschungstrieb ihr nicht als Ungehorsam gegen ein göttliches Gebot erscheine, und daß sie nicht starren Glauben an Stelle der Kritik verlange.

Erst in unseren Tagen ist der Wunsch aufgetaucht zu erforschen, ob die Frau sich selbst ernährt, oder ob sie ein Schmarotzer ist.

Da hat man bestätigen müssen, daß die Frau zu allen Zeiten nicht nur gearbeitet, sondern *zuviel* gearbeitet hat.

Die Frauen waren und sind noch billige Sklaven. Ein Teil der Frauen, die oberen Zehntausend, leben zwar von der Arbeit des Mannes, aber ihre Anzahl ist verschwindend gegen die große Menge der arbeitenden Frauen, obgleich erstere durch ihre hohe, soziale Stellung alle Augen auf sich ziehen.

Die Mehrzahl der Frauen arbeitet wie Sklaven von der Wiege bis zum Grabe. Denken wir noch, womit sie sich im Allgemeinen beschäftigen. Sie sind Haushälterinnen und Dienerinnen, Lehrerinnen, Geschäftsdamen, Schneiderinnen, Ladenfräulein, Erdarbeiterinnen &c.

Dadurch haben die Frauen einen großen Anteil an der nationalen Arbeit.

Man sollte meinen, die Sache läge klar genug auf der Hand. Derjenige, der Arbeit leistet, ist kein Schmarotzer. Die Frage wird aber dadurch kompliziert, daß die Frau nicht nur *Arbeit*, sondern *Menschen* produziert. Sie ist die Gebärerin und die Pflegerin der Menschheit. Diese Extraarbeit hat ihre Stellung zerstört. Unter „extra“ ist nicht „überflüssig“ zu verstehen; im Gegenteil. Es ist eine der wichtigsten Leistungen, und doch wird die Frau dadurch zu einem ökonomisch unselbständigen, auf Andere angewiesenen Wesen gemacht.

Um des Kindes willen ist sie in eine Art von Bettelverhältnis zum Manne gedrängt worden, und er betrachtet und behandelt sie als einen Schmarotzer an seiner Arbeit.

Diesen schicksalsschweren Irrtum will der Feminismus aufhellen.

Das kann nur geschehen, wenn die Frau zu einer unabhängigen, ökonomischen Einheit gemacht wird. Die verheiratete Frau gehört ebenso zur Familie wie der Ehemann. Aber während er, wie arm er auch sei, dadurch nichts von seiner ökonomischen Selbständigkeit verliert, wird die Frau durch die Familie zu einer Null, als ob sie garnicht existiere. Das ist unrecht; sie wird sozial als ein Schmarotzer behandelt, während sie faktisch arbeitet.

So eigentümlich es klingen mag: die Frau wird in unseren Gesetzen in vieler Hinsicht den Kindern, Verbrechern und Idioten gleichgestellt.

Alles auf Erden ist dem Wechsel und der Entwickelung unterton — aber die Familien-Institution steht seit den ältesten Zeiten der Tradition unverrückbar fest.

Eine Aenderung kann nur eintreten, wenn die Frau und das Kind von dem Bettelverhältnis zum Manne befreit werden. Die Frau kann nur dann eine unabhängige ökonomische Einheit werden, wenn auch das Kind eine solche wird. Der Feminismus erstrebt die Emanzipation des Kindes.

Die Gesetze suchen jetzt schon das Kind gegen unwürdige Eltern zu schützen. Hiermit ist der Weg gebahnt, das Kind der mißbräuchlichen Gewalt der Eltern zu entziehen.

Viele halten das für eine Unmöglichkeit; sie meinen, das Kind sei tatsächlich ein Schmarotzer, und lebe durch die Gnade und Barmherzigkeit Anderer.

Nein, — sagt der Feminismus, das Kind ist kein Schmarotzer, es braucht nicht von Almosen zu leben; dieser Irrtum muß aufhören. Das Kind ist reich, es ist das Arbeitskapital der Zukunft. Schon das Neugeborene stellt einen Wert dar, seinen *eigenen* Arbeitswert, dafür muß die Gemeinschaft ihm die Mittel zu einer soliden Erziehung geben, die das Erwachsene zurückzahlen wird.

Ob das Neugeborne Familie hat, ob Vater oder Mutter am Leben sind, kann seinen eigenen Wert weder verkleinern noch vergrößern, und sollte vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet völlig bedeutungslos sein. Von Geburt an müßte es als frei und unantastbar gelten, auf das Sorgsamste gehegt und gepflegt werden und nur den Gesetzen unterworfen sein — kein Opfer des persönlichen Gutdünkens.

In der Zeiten Lauf hat man den Beruf des Familienversorgers mit bestimmten Vorrechten belehnt.

Eigentlich sind es die Männer, die mit einseitiger Einschätzung ihrer Arbeit zu Ungunsten der Frauenarbeit diese Vorrechte forderten.

Diese können gerechterweise kaum noch verteidigt werden, bleiben aber mit der Zähigkeit, die, wie es scheint, der Kern aller Bevorrechtung ist, bestehen. Wir wollen hier einige der wichtigsten nennen.

Die Männer machen allein die Gesetze. Die Frauenarbeit wird schlechter bezahlt als die der Männer, selbst wenn sie faktisch gleichwertig ist. Allen gut bezahlten Aemtern werden die Frauen fern gehalten.

Lange waren die Männer mit diesen sozialen Unterschieden zwischen den Geschlechtern vollkommen zufrieden, aber neuerdings hat sich ein Umschwung vollzogen. Besonders die jungen Männer der gebildeten Klassen haben angefangen nachzudenken, inwiefern und ob die Freude über diese Vorrechte wirklich so groß und wahr ist, wie bisher angenommen wurde.

Sie sagen sich mit einem gewissen Stolz, daß die Frauen noch schlechter bezahlt werden als sie, und daß sie weder Reichstagsmitglieder noch Staatsminister werden können. In der Regel werden das junge Männer aber auch nicht. Die Frau gilt ihnen trotz ihrer eigenen untergeordneten Stellung dadurch nicht mehr. Zwar haben sie die ererbten politischen und sozialen Rechte des Mannes und des Familienversorgers — in spe —, *aber* sie können keine Familie gründen. Dieses kleine „Aber“ hat ihnen die Augen für gewisse Dinge geöffnet. Die Familie und die Häuslichkeit sind ihnen zu teuer geworden. Eine Umschätzung der Lebenswerte war die natürliche Folge ihres Nachdenkens, und wie gewöhnlich folgte der ökonomischen Umwertung auch die moralische. Solange alle jungen Männer Anwartschaft auf Familienvaterwürde hatten, erschien ihnen die Familie als der einzig wahre Ausdruck für soziale Moral und sie umgaben, sobald sie Einfluß hatten, diese Institution mit so vielen schützenden Mauern wie möglich. Sie haben kein Interesse mehr daran, daß diese Mauern bestehen, seitdem das Heim: Kinder, Haushalt, Wohnung und Dienstboten etwas Unerreichbares für die mittellose Jugend geworden ist. Das Heim ist eine fast uneinnehmbare Festung geworden, die in der Mittelklasse nur von finanziell sicherstehenden Männern erobert werden kann. Bis jetzt hatte man in der

Moral-Literatur viel davon gesprochen, wie das Heim beschaffen sein müsse, um eine gute Schule zu werden, und wie die Gründer desselben selbst geartet sein, und es ordnen müßten.

Man hat sich aber wohl gehütet, der Frage näher zu treten, wie die Menschen, die nicht heiraten können oder wollen — aber doch Liebe verlangen, ihr Leben ordnen sollten. Absichtlich wurde die Existenz solcher Menschen einfach ignoriert, man wagte nicht, ihr Dasein zu beachten.

Aber nichts ist schlimmer als Furcht.

Der Feminismus will vor nichts zurückschrecken, will nicht, daß um falscher Scham willen die wahren Naturen durch die Heuchler leiden sollen; er sah ein, daß scheinheiliges Verschweigen faktischer Zustände der Ruin vieler Frauen geworden ist.

Gerade durch diese Scheinheiligkeit führten verschiedene erotische Zerstreuungen der Männer das Verderben und die Vernichtung vieler Frauen herbei. Je ärmer und liebevoller das Herz einer Frau, desto größer ihre Gefahr, besonders wenn sie arm ist und allein steht. Endlich kam die Gefahr des Alleinstehens und Verschweigens an den Tag.

Nun bildeten sich Vereine; es wurde diskutiert; da fand man bald, daß die alleinstehende Frau nicht nur auf dem Gebiet der Arbeit, sondern auch auf dem der Liebe zu schwach für den Daseinskampf war. Man bestand energisch darauf, ihr würdigere Daseinsbedingungen zu schaffen.

Die Frauen in Frankreich, Deutschland und England gründeten Organisationen zur Versicherung in größerem Maßstabe.

Man begriff, daß die Rettung der ärmeren Frau im Zusammenwirken liegt; möglichst große Fachausbildung sollte ihr werden, und für diejenigen, die nicht bewußt auf Mutterschaft verzichten wollten, sollten Mutterschaftsversicherungen eingeführt werden, in der Art, daß beim Eintritt der Mutterschaft eine Entschädigung je nach der Größe der gezahlten Einlagen geleistet würde. Dazu sollte eine verbesserte gesundheitliche Erziehung kommen, damit nicht, wie jetzt so oft, Mangel an Kraft und Ausdauer sich geltend mache.

Das Nachdenken der jungen Männer über die Schwierigkeiten der Gründung eines eigenen Heims veranlaßte sie auch, wie oben gesagt, über verschiedene moralische, mit Heirat zusammenhängende Rätsel zu grübeln. Sie fingen an, die Ehe kritisch zu betrachten.

Sie begannen diese sogenannte heilige Institution ihres idealisierenden Schimmers zu entkleiden.

Ich für mein Teil glaube, daß das Studium der Idee der Ehe das sicherste Mittel ist, Feministen zu schaffen.

Wer davon fern bleiben will, soll sich deshalb davor hüten.

Unsere Nachkommen werden einst ganz verständnislos fragen: Wie konnte man zu damaliger Zeit die Idee der Ehe billigen? Wie konnte man unschuldige Wesen oft lebenslang an Verbrecher aller Art — die zuweilen vielleicht selber schändlichem Zwange ihr Dasein verdankten — ketten? Hatte man keine Nerven, kein Zartgefühl? Verstand man nicht, daß die sexuelle Freiheit die erste Pflicht für die Würde des Charakters ist?

Sie werden nicht begreifen, wie die Ehe vom Gesichtspunkt des Menschenrechts verteidigt werden konnte.

Der Feminismus betrachtet das jetzige gesetzliche Band zwischen Mann und Weib grundsätzlich als Ungerechtigkeit, gesetzliche Sklaverei. In Wirklichkeit ist es freilich oft anders, weil viele Persönlichkeiten einen höheren Standpunkt haben, als die Gesetze.

Aber wie ist es wohl da, wo die Persönlichkeiten tiefer oder auf demselben Standpunkt wie die Gesetze stehen? Da wird der Schwächere vom Gutdünken des Stärkeren hilflos abhängig sein. Die moderne Weltliteratur zeigt deutlich, daß die jungen, gebildeten Männer vorurteilsfrei über Ehe und Liebe nachzudenken gelernt haben. Eine Art von moralischer Renaissance ist darin erstanden.

Wer Romane liest, weiß, daß die jüngeren Schriftsteller die Liebe anders schildern als ihre Vorgänger.

Don Juan treibt sich nicht mehr so fröhlich und verantwortungslos umher; er hat — zum Mindesten in den Büchern — ein Herz, das nicht nur das eigene, sondern auch das allgemeine erotische Elend ergreifend und schmerzlich beklagt.

Die modernen Schriftsteller sind gefühlvoll und erkennen in der Liebe die Botin von Sorge und Not, gleichviel ob man sich ihr zu- oder abwendet.

Sie meinen, es käme daher, daß die Liebe keine Achtung genießt.

Eigentlich nimmt sie im Staatswesen gar keinen Platz ein. Zu dieser Entdeckung führt das Studium der bestehenden Moral. Diese hat Platz für gesetzliche Verbindungen, Cölibat, Prostitution, aber keinen für die Liebe. Diese Entdeckung war eine Quelle der Sorge für unsere jungen Dichter.

Seit uralten Zeiten hielten sie die Liebe für die Poesie des Lebens.

Dasselbe tut der Feminismus und betrachtet noch dazu die Liebe als eine Stütze — keine Gefahr — der Moral. Sie trauern zusammen über die Verbannung der Liebe. Aus der Sorge entstand der Ernst.

Dieser Ernst verschmähte den halb frivolen, halb mystischen Ton, den frühere Schriftsteller anschlugen, wenn sie von Erotik sprachen. Der Unterschied ist zwischen den verschiedenen Zeiten erstaunlich groß.

Liest man die alten Schriftsteller und ihre Aussprüche über die Liebe, so wird man sie zuweilen schön, begeistert und unschuldig finden; sehr oft aber sind sie jungenhaft, ja lümmelhaft durch gedankenlose Grausamkeit, und mit ihnen verglichen, erscheint unsere Jugend sehr reif und mannhaft.

Die Literatur schilderte früher auch zwei Arten von Moral — eine männliche und eine weibliche. Diese Doppelmoral gibt nur dem Manne das Recht, seine natürlichen Triebe zu befriedigen. Eine Frau, welche dasselbe wagt, wird ohne Entschuldigung und Verzeihung verurteilt. Sie vertrat die Ansicht, daß eine unverheiratete Mutter mit Füßen getreten werden kann, ein unverheirateter Vater aber in keiner Weise beunruhigt werden darf. Ja, sie wies die Frau auf einen abgelegenen Platz, wo diese mit dem Kinde verhungern konnte, wenn sie nicht vorzog, es gleich zu töten, worauf doch Hinrichtung oder lebenslängliches Zuchthaus stand.

Diese wunderliche moralische Trennung der Geschlechter war umso unbegreiflicher, als sie doch gemeinsame Gebiete berührte.

Jetzt wird man wohl keinen modernen Dichter finden können, der eine spezielle Herren- oder Frauen-Moral verteidigt. Nein! Um die Gemeinschaft zu betonen, hat man ein neues Wort erfunden: Die intersexuelle Moral. Ihr Ziel ist, dem Menschen Wege zu zeigen, um im höchsten Sinne des Wortes gerecht gegen das andre Geschlecht und gegen das Kind zu handeln.

Diese intersexuelle Moral ist zwar noch nicht fertig, wird es im absoluten Sinne auch nie werden, weil alles in steter Entwickelung bleibt, aber sie ist lebendig geworden, und das ist die Hauptsache. Sie lebt durch das Gewissen einer neuen Zeit, und obgleich noch ein Kind, wird sie kräftig und herrlich wachsen, denn ihr steht die gute und kraftvolle Jugend zur Seite, die nicht nur Vorteil aus der Kultur ziehen möchte, sondern Kultur ins Leben tragen will.

Die Feministen meinen, daß sie Grund haben, ihre Moral für eine höhere zu halten, und daß sie darum wert sei, bekannt zu werden. Sie rechnet mit den höchsten Zeitforderungen: Wahrheit und Gerechtigkeit; sie versteht die praktischen Bedingungen zur Ausübung der höchsten Moral. Sie stellt sich nicht auf übermenschliche Höhe und verlangt keine blinde Ergebung, sie eignet sich für das menschliche Leben und begreift menschliche Schwierigkeiten — das Leiden der Frauen ist ihr wohlbekannt. Sie will von Leiden be-

freien, weil für sie Ursache und Ziel des Fortschritts darin besteht, möglichst glückliche Daseinsbedingungen zu schaffen. Die Menschheit hat stets darnach gestrebt, ob man es nun anerkennen will oder nicht. Nur in dem Maße, als unser eigenes Fortschreiten das irdische Dasein der Menschheit verbessert, sprechen wir von einem „Fortschritt der Kultur".

Anderenfalls sagen wir: Die Kultur sank — die Kultur verschwand — die Willkür herrschte.

Der Feminismus glaubt an keinen wirklichen Fortschritt, dessen Weg nicht durch die Wissenschaft und die Frucht des Denkens geebnet wird.

Deshalb will er alle Klassen, alle Geschlechter und jeden Einzelnen an das Denken gewöhnen, und daß sie ihren Gedanken Achtung verschaffen. Für Frauen und nicht wahlberechtigte Männer ist diese Achtung zunächst von dem Erringen des Wahlrechts abhängig; ohne dieses ist es unmöglich, seinen Gedanken und seinem Willen Respekt zu verschaffen.

Ohne abgeklärte Geistesarbeit ist es auch mit dem Besitz des Wahlrechts nicht möglich, die Menschheit für zweckmäßige Methoden zur Kunst des Lebens zu vereinigen. Erst dann, wenn der Verstand kultiviert genug ist, werden wir die Errungenschaften anzuwenden verstehen, die die Wissenschaften uns gebracht haben.

Wir werden wissen, daß jede Entwickelung bestimmten Gesetzen folgt, daß keine Umgestaltung als Wunder vom Himmel fällt, oder der Theaterstreich eines geschickten Regisseurs ist, selbst wenn es manchmal den Anschein davon hat.

Keine Klasse, weder die der Proletarier in ihrer Armut, noch die der Frauen in ihrer Schwäche, kann sich zur Höhe des Lebens aufschwingen, bevor sie ihre Denkfähigkeit erhöht hat. Aeußere Umwälzungen können ohne intellektuelle Vorarbeiten nicht dauernd sein.

Jede Zivilisation hängt davon ab, daß das Individuum ein klares Bewußtsein von sich selbst und der Welt bekommt.

Der Feminismus will nicht zugeben, daß die Unwissenheit, bei wem es auch immer sei, eine Tugend wäre, folglich auch nicht bei der Frau. Der Feminismus will rationell der Vernunft gemäß wirken.

Er liebt die Aufklärung.

Seine Moral ist nur ein anderer Name für — lux — Licht!

Streiflichter.

Sexuelle Aufklärung. In einer Sitzung der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten," äußerten sich zwei Ministerialräte über die sexuelle Aufklärung der Jugend, wie uns scheinen will, nicht gerade mit einem besonders tiefen Sachverständnis. Immerhin ist es ein Fortschritt, daß Ministerialräte sich überhaupt über solche Dinge, über denen nach ihrer Meinung „der Schleier von Sais" ruhen sollte, in einer öffentlichen Versammlung aussprechen!

Geheimrat Mathias, Dezernent im Kultusministerium, sagte, wofern die Zeitungsberichte treu sind, Folgendes:

Es sei eine Tatsache, daß die Kinder sowohl den Lehrern als den Eltern in solchen Dingen nicht so folgen wie dem Arzte. Er könne der Versammlung die Mitteilung machen, daß in diesen Tagen die Konferenz hannoverscher Direktoren höherer Lehranstalten, eine von 54 Herren besuchte offizielle Veranstaltung, einstimmig folgende These angenommen habe: „Belehrung reifer, zumal abgehender Schüler über Vorgänge des Geschlechtslebens außerhalb des Schulunterrichts ist zulässig, sofern die Eltern damit einverstanden sind." Die Niedersachsen — er sei selbst ein Niedersachse — seien oft schwerfällig. Es müßten also schon sehr gewichtige Gründe vorliegen, wenn man sich zu einem derartigen Schritt entschließe. Es gehe also vorwärts. Redner spricht sich dann weiter für die Pflege der Aesthetik und des Schönheitssinnes in den Schulen aus. „Denn mit der dickkörnig aufgetragenen Moral kommen wir doch nicht allein durch die Welt." (Beifall). Wenn gegen den Schularzt noch immer so großer Widerstand vorhanden sei, so seien die Aerzte selbst mit schuld daran, indem man auf allen hygienischen Kongressen die Ueberbürdungsfrage in den Vordergrund stelle. Damit sollte man endlich aufhören. Wenn die Primaner zur Enthaltsamkeit angehalten werden sollen, dann müßten sie arbeiten. (Lebh. Beifall).

Sehr bezeichnend für die Auffassung des Herrn Dezernenten ist die Aeußerung, daß die Kinder den Aerzten in dieser Frage eher „folgen." Als ob es sich hier um Gehorsam oder Ungehorsam handelte! „Sexuelle Aufklärung" heißt doch nicht nur die Schüler warnen vor den bedenklichen Folgen des Geschlechtslebens, indem man ihnen durch einen Arzt vor ihrem Schulabgang einige Vorträge halten läßt. Wahrlich, wenn die Frage so gelöst werden könnte, wäre sie recht einfach und klar. Mit demselben Rechte könnte man dann den Schülern auch Vorträge über die schädlichen Folgen des Diebstahls u. s. w. halten, um ehrliche Menschen aus ihnen zu machen! Das wäre dann die „dickkörnig aufgetragene Moral" von der der Herr Dezernent so verächtlich spricht. Von der umfangreichen Literatur, die sich mit der Sexualethik beschäftigt, sowie von den ernsten Bestrebungen zahlreicher Pädagogen und Ethiker, die sich damit befaßt haben zu beweisen, daß das Sexualleben kein abgegrenztes Sondergebiet ist, sondern daß die Sexualethik mit dem sittlichen Gesamt-Charakter des Menschen in unmittelbarster Beziehung steht, ja der eigentliche Prüfstein der sittlichen Reife ist, davon ist in die heiligen Hallen des Kultusministeriums offenbar wenig oder nichts gedrungen. Auch die Ueberbürdungsfrage wird vom Herrn Dezernenten sehr eigenartig im Interesse der sexuellen Frage ausgenützt. Er will die Primaner durch Arbeit zur Enthaltsamkeit erziehen, vergißt aber ganz, daß die geistige Ueberbürdung an unseren Schulen nach allgemeiner Erfahrung zur nervösen Ueberreizung und Frühreife der Jugend führt und dadurch gerade die sexuelle Entwicklung sehr nachteilig beeinflußt. Dagegen wäre körperliche Arbeit, in Gestalt von Handfertigkeit, sowie reichliche Bewegung im Freien allerdings imstande, das seelische und körperliche Gleichgewicht im Entwicklungsalter zu begünstigen. An praktischen Erfahrungen in dieser Beziehung fehlt es ja nicht, leider war man im Ministerium des Geistes solchen Anregungen gegenüber bisher recht harthörig.

Auch folgende Aeußerungen des Geheimrat Professor Kirchner sollen nicht unwidersprochen bleiben:

Die Belehrung darf niemals in der Schule während des Unterrichts erfolgen. Die Belehrung über die Gefahren darf erst beim Austritt aus der Schule erfolgen. Dadurch aber wird die Sache schwierig, weil viele Jungen die Schule schon früher verlassen. Außerdem ist die Mehrzahl der schulentlassenen Jugend, die Volksschüler, die mit 13 bis 14 Jahren die Schule verlassen, nicht reif für derartige Dinge. (Sehr wahr!) Und es in so verständlicher Weise, wie es Sanitätsrat Heidenheim getan hat, vorzutragen, dazu sind nicht viele fähig — ich traue es mir nicht zu. Im einzelnen den richtigen Zeitpunkt zu finden, wird die Frage der Zukunft sein. In einigen Gymnasien hat man die Vorträge in Gegenwart der Eltern halten lassen und daran Diskussionen angeknüpft. Nichts kann verderblicher sein. (Sehr wahr!) Es handelt sich um Dinge, über welchen der Schleier von Sais ruht. Dieser Schleier darf nicht zerrissen werden, wenn nicht die Volksseele ungeheuren Schaden nehmen soll. (Stürmischer Beifall.) Und wer soll den Unterricht erteilen? Die Dinge sind von solcher Schwierigkeit und Delikatesse, daß dazu das volle Wissen eines Sachverständigen gehört. (Lebhafte Zustimmung.) Aber auch nicht jeder Arzt wird geeignet sein; es muß ein Arzt sein, der getragen ist von den Idealen des Lebens, durchdrungen von der Hoheit der Frau. (Lebhafter Beifall.) Sie dürfen aus diesen Ausführungen entnehmen, daß die preußische Unterrichtsverwaltung Ihren Bestrebungen mit größter Aufmerksamkeit folgt. (Anhaltender Beifall.)

Also 13- und 14jährige Jungen sind nicht reif genug für sexuelle Aufklärung, aber sie sind offenbar reif genug, um unwissend in die rauhe Praxis des Lebens hinausgestoßen zu werden! Die besondere Delikatesse, die zu einer Unterweisung in der Sexualethik nötig ist, soll gewiß nicht geleugnet werden, aber es ist kein Meister vom Himmel gefallen; nur durch praktische Versuche, durch ein mutiges und von warmem Interesse für das Wohl der Jugend getragenes Vorgehen kann hier Rat geschaffen werden. Es

kann gar nicht genug betont werden, daß die große Bedeutung der Frage auf pädagogischem Gebiet liegt. Nicht der Arzt wird hier in Zukunft das Hauptwort zu reden haben, sondern der Lehrer und Erzieher, der in steter täglicher Fühlung mit der Jugend lebt, und der naturgemäß einen viel tieferen Einfluß auf die Charakterbildung der Jugend ausüben kann, als der Arzt, der für die Kinder ein Fremder ist, ebenso wie die Kinder für ihn Fremde sind.

Wir müssen uns doch klar machen, daß die Sexualethik nicht in wenigen Unterrichtsstunden erledigt werden kann, sondern, daß sie eine langjährige erziehliche Beeinflussung verlangt, die, wenn sie wirksam sein soll, unbedingt Hand in Hand gehen muß mit einer Unterweisung in der Lebenskunde, mit einer Reform des gesamten Wissensunterrichtes und des Schullebens. Der erste Schritt, die erste gebieterische Forderung im Interesse der Sexualethik ist die Einführung der Lebenskunde in die Schulen. Denn nur durch die Praxis in der Lebenskunde kann der Lehrer den nötigen Einblick in das Seelenleben der Kinder erhalten, der erforderlich ist, um eine sexualethische Beeinflussung auszuüben.

Weshalb Schulvorträge über irgend welches Thema des Geschlechtslebens, die in Gegenwart der Eltern gehalten werden, verderblich wirken sollten, ist durchaus nicht ersichtlich; entweder stellt der Herr Dezernent hier den Eltern oder den Kindern ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Menschen, die durch die ernsthafte Erläuterung irgend welcher Lebensfrage verdorben werden könnten, ist überhaupt nicht mehr zu helfen.

Was den Schleier von Sais betrifft, der über dem Geschlechtsleben noch angeblich liegen soll, so scheint das Kultusministerium ihn allein zu sehen, denn in unserem Volksleben ist er nirgends mehr zu finden.

Gerade weil die Nachtseiten des Geschlechtslebens mit so großer Brutalität an unsere Jugend herantreten, deshalb bedürfen wir eben der sittlichen Charakterbildung in unseren Schulen. nsc.

• • •

Zur Haager Friedenskonferenz. Die in der letzten Nummer des „Morgen" wiedergegebenen trefflichen Ausführungen des berühmten Staatsrechtlehrers Paul Laband über die Aufgaben der II. Haager Konferenz bedürfen insofern einer kurzen Ergänzung bezw. Richtigstellung, als sie das obligatorische Schiedsverfahren betreffen.

Sehr dankenswert wird von Laband betont, daß der Schwerpunkt der Arbeiten einer Friedenskonferenz in der Verhütung, nicht in der Reglementierung des Krieges liegen müsse, und er selbst weist darauf hin, daß seit der I. Haager Konferenz „sehr zahlreiche partikuläre Schiedsverträge", die weit über das Abkommen von 1899 hinausgingen, zwischen einzelnen Staaten geschlossen worden seien. Trotzdem soll nach Laband die neue Konferenz sich nur mit dem Ausbau des fakultativen, nicht mit der Einführung des für gewisse Streitgruppen obligatorischen Schiedsgerichts befassen, denn soweit sei die Solidarität unter den Kulturstaaten noch nicht vorgeschritten, und in dieser Hinsicht seien die Verhältnisse von 1899 auch heute noch maßgebend.

Wenn wir aber diese „Verhältnisse" näher prüfen und zu diesem Zwecke die von den Mächten unterzeichnete Konvention vom 29. Juli 1899 nachschlagen, so finden wir dort einen Artikel 19, worin sich die Mächte

„das Recht vorbehalten, . . . neue, allgemeine oder besondere Abkommen zu treffen, zu dem Behufe, das obligatorische Schiedsverfahren auf alle Fälle auszudehnen, die einem solchen zu unterbreiten sie für tunlich halten."

Dieser auf Betreiben des Baron d'Estournelles aufgenommene Artikel bildet die willkommene Hintertür, um wenigstens für einen Teil der Kulturwelt den teilweise obligatorischen Charakter des Haager Hofes zu retten. War die Festlegung eines begrenzten Obligatoriums damals an dem prinzipiellen Widerspruch Deutschlands gescheitert, so gab doch der Artikel 19 zahlreichen Staaten Europas und Amerikas Gelegenheit, unter sich eine teilweise obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit einzusetzen und dadurch den auf der Konferenz selbst abgelehnten russischen Vorschlag in praxi zu verwirklichen.

Für Europa wurde das Eis gebrochen durch den ständigen Schiedsvertrag zwischen den alten Rivalen England und Frankreich vom 14. Oktober 1903, wodurch vorerst auf fünf Jahre alle juristischen Streitfälle, mit Ausnahme der vitale Interessen berührenden, dem Haager Hof unter Bezugnahme auf den erwähnten Artikel 19 unterworfen werden. Fast gleichlautende Schiedsverträge wurden seitdem abgeschlossen zwischen Frankreich und Italien, England-Italien, Frankreich-Spanien, England-Spanien, Holland-Frankreich usw. — im ganzen bis heute nicht weniger als vierundsechzig, darunter auch der von Laband erwähnte Vertrag zwischen Dänemark und Holland vom 12. Februar 1904. Gerade dieses Abkommen enthält aber die von Laband nicht erwähnten Besonderheiten, daß jeder Macht der Zutritt zu der Konvention freigestellt wurde, und daß hier die Reserve betreffs der Lebens-, Ehren- und Unabhängigkeitsfragen, zum erstenmal in Europa, fortfällt.

Weiterhin ist zu notieren, daß Deutschland am 12. Juli 1904 seinen prinzipiellen Widerspruch gegen das Obligatorium aufgab, indem es mit England unter ausdrücklicher Bezugnahme auf jenen Artikel 19 einen ständigen Schiedsvertrag schloß, der im Wortlaut den übrigen 63 Verträgen völlig entsprach. Also ein völliger Umschwung in fünf kurzen Jahren. „Man soll niemals niemals sagen!"

Bekanntlich hat ja auch der deutsche Delegierte Professor Zorn das 1899 im Haag von ihm vertretene Prinzip heute längst aufgegeben und tritt in den Zeitschriften für das beschränkte Obligatorium ein.

Es ist also unzutreffend, wenn Laband ausführt, daß die Verhältnisse, die „im Jahre 1899 es ausschlossen, das Schiedsverfahren obligatorisch zu machen, noch gegenwärtig „fortdauern". Sie haben sich im Laufe dieser acht Jahre von Grund aus geändert, und zwar einmal durch die an Artikel 19 der Haager Konvention anschließende Schiedsaktion der Mächte, sodann aber für uns Deutsche durch die völlig veränderte Stellungnahme unserer Regierung dem Obligatorium gegenüber. Carl Ludwig Siemering.

• • •

Alkoholfreie Schulausflüge und Schulfeste! In Briefen und Zeitungsberichten werden oft unliebsame Erfahrungen und widerwärtige Szenen infolge des Alkoholgenusses der Schüler bei solchen Anlässen geschildert; je und je wird auch überhaupt über die ganze Kostspieligkeit der Schulausflüge, die mehr und mehr mit der Eisenbahn ausgeführt werden, geklagt und Rückkehr zu Fußtouren und einfacher, anspruchsloser Freude in freier Natur gefordert. Für die alkoholfreie Gestaltung der Schülerausflüge scheint aber der Unverstand und Widerstand der Eltern vielfach ein noch schwierigeres Hindernis zu bilden, als der Unverstand der Jugend.

Erfreulich sind Maßnahmen, wie die folgende: Der Bezirksverein Stettin des D. V. g. d. M. g. G. hat an alle Schulleiter und -Leiterinnen die dringende Bitte gerichtet, 1. vor dem Ausflug sämtlichen Schülern den Genuß alkoholischer Getränke zu verbieten, 2. rechtzeitige Vorsorge für alkoholfreie Getränke zu treffen und den Wirt schriftlich in dieser Hinsicht zu verpflichten. Ebenso der Bezirksverein Kiel. Die württembergische Studienbehörde für die höheren Schulen hat angeordnet, daß der monatliche Schülerausflug ohne Wirtshausbesuch stattzufinden hat. Die Königliche Regierung Minden hat am 30. März 1903 verfügt: „daß auf Schülerausflügen jeglicher Alkoholgenuß verboten wird." Aehnlich andere preußische Regierungen, ferner die Königl.

Bezirkshauptmannschaft zu Grimma in Sachsen und der Mannheimer Verein für Ferienkolonien. Der Schulvorstand der Volksschule in Gotha hat die Anordnung getroffen, daß bei Schulausflügen den beteiligten Kindern der Genuß geistiger Getränke irgend welcher Art nicht gestattet wird, mit der Begründung, daß Kindern jeder Alkoholgenuß in hohem Grade schädlich ist, daß aber insbesondere bei Schulausflügen solcher Genuß leicht zu Unzuträglichkeiten führen kann, und daß die Gestattung des Alkoholgenusses unter den Augen von Lehrern denselben unfehlbar den Kindern auch sonst als harmlos und unschädlich erscheinen lassen wird.

Daß es herrlich auch ohne Alkohol geht, ja daß ohne diesen die ungekünstelte, natürliche jugendliche Fröhlichkeit viel besser zu ihrem Rechte kommt, das zeigen verschiedene Mitteilungen über vortreffliche Erfahrungen, die auf diesem Wege gemacht wurden.

Bücherschau.

Geschichte des literarischen Lebens vom Altertum bis auf die Gegenwart in den Grundzügen dargestellt von Dr. W. Koehler. Erster Teil: Grundlegung. Nebst acht Tafeln. 108 Seiten. (Gera-Untermhaus. Verlag F. E. W. Koehler.)

Der Titel dieses Werkes ist prägnant und meines Erachtens dennoch nicht ganz glücklich gewählt. Wer ihn liest, dürfte hinter ihm kaum etwas anderes vermuten als eine neue Bezeichnung für eine neue Literaturgeschichte. Und an Büchern dieser Gattung haben wir wahrhaft gerade genug; aber nicht allein das, die literaturgeschichtlichen Schriftgelehrten haben in neuerer Zeit ihr möglichstes getan, um die historische Darstellung auf literarischem Gebiete gründlich zu diskreditieren. Es wäre schade, würde jemand aus solchen Gründen das Koehlersche Buch wieder ungelesen aus der Hand legen. Denn was es enthält, ist etwas höchst Wertvolles, etwas durchaus Neues. Der Verfasser sagt im Vorwort, daß er mit seiner Arbeit „vorerst einen bescheidenen Versuch macht eine seither noch nicht existierende wirtschafts-theoretische Grundlage für das literarische Verkehrsleben zu gewinnen" und daß er „das Problem: die Leuchtkraft der Ideen und die Rentabilität des Geistes in den Mittelpunkt der einleitenden Erörterungen" stellt. Das Buch soll demnach das literarische Leben nach seiner technischen und materiellen Seite hin beleuchten In diesem Sinne feiert der Verfasser Gutenberg als den genialen Optiker des Ideenlebens, den Schöpfer derjenigen Optik, welche das geistige Auge schärft. Aber damit ist die Würdigung des von ihm bearbeiteten Stoffes längst nicht erschöpft. Dr. Koehler gibt außerdem eine Darstellung von den Wechselwirkungen zwischen Technik und Wirtschaft einer- und Technik und Geistesleben andrerseits. Er enthüllt und analysiert das geistige Werden literarischer Produkte, deren Zwecke und Ziele und deren ökonomische Bedeutung, sowie deren Wirkung: ihre innere und äußere „Leuchtkraft". Die inneren Bestimmgründe für das Wesen dieser Leuchtkraft beziehen sich auf die Qualität des Ideeninhaltes, die äußern gliedern sich in volkspsychologische (geistiges Milieu) und verkehrstechnische, womit der Verfasser bei dem ökonomischen Wesen der Bucherzeugung angelangt ist. Bei dessen Klarlegung verweilt er am längsten und stellt dabei das „Buchgewerbe" als neuen volkswirtschaftlichen Begriff in seiner umfassenden Bedeutung fest. Er geht bis auf die ältesten Zeiten zurück an der Hand eines reichhaltigen Materials, das er auf Grund sicherlich mühsamen und fleißigen Quellenstudiums zusammengetragen hat. So schildert er in dem mir vorliegenden ersten Halbband das Wesen und die ökonomische Bedeutung des griechisch-römischen Buchverkehrs, umfassend die voralexandrinische Zeit, das alexandrinische Zeitalter und das römische literarische Leben. Gehoben durch eine Reihe vortrefflicher Vollbilder und durch eine klare, prägnante, gemeinverständliche sprachliche Darstellung ersteht vor uns auf diese Weise ein Kulturbild literarischer Produktion, wie wir es, wenn die folgenden Bände halten, was der erste verspricht, bisher noch nicht besessen haben und das von hohem Interesse ist für jeden Gebildeten, fast unentbehrlich aber für Literaten, Buchhändler und Verleger. Dr. Karl Weindel.

* * *

Meine zoologischen Freundschaften. Unter diesem Titel läßt Anna Behnisch-Kappstein, die bekannte Schriftstellerin und Gattin Theodor Kappsteins, soeben im Verlage Continent (Berlin W. 50) ein reizend ausgestattetes Bändchen erscheinen, das nicht weniger als 34 intim beobachtete Skizzen aus der Tierwelt bringt und dem Direktor des Berliner „Zoo", Herrn Professor Dr. Heck, zugeeignet ist.

Jeder Tiergartenbesucher und jeder Tierfreund schlechthin wird reichen Genuß von dieser Lektüre haben, denn man lernt in den oft schalkhaft humorvollen Momentbildern aus dem Tierleben einen Menschen kennen, der all' die tausend Freuden und Leiden des Tierdaseins mit unmittelbarem Mitgefühl scharf zu erkennen und glücklich wiederzugeben weiß. Nur eine echte Tierfreundin, nur ein edel empfindender Mensch, kann so liebevoll vom Seelenleben des Dackels und Bernhardiners, von den „Individualitäten" aus der Sperlingsschar und von den Tauben in Venedig erzählen. Wer jemals Gelegenheit hatte, im eigenen Hause, in freier Natur oder in umhegten Gärten Daseinsfreude oder Winterleid der Tierwelt zu beobachten, und wer gleich der Verfasserin das Tier nicht nur „als Nutzobjekt, allenfalls Dekoration" ansieht, dem werden Skizzen wie „Köpfchen krauen," „Familienglück," „Abendfrieden," „Ein Völkerbündnis," „Tierfriedhöfe," „Weihnachtsfreude aller Kreatur," „Meine Reisetiere" u. a. m. eine Herzenserquickung sein.

Das Büchlein giebt auf seinen 176 Oktavseiten viel dankbar zu begrüßende Anregung in angenehm flüssiger Darstellungskunst. Siemering.

* * *

Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens. Von J. Novicow. Autorisierte deutsche Uebersetzung von A. H. Fried. Berlin. Verlag Dr. Wedekind u. Co. G. m. b. H. 1907.

In bewußtem Gegensatze gegen die darwinistisch-biologisch fundamentierte Anschauung von der Notwendigkeit des Völkerkampfes zur Erhaltung und Fortentwicklung der menschlichen Gattung zeigt uns Novicow in diesem 396 Seiten langen ausführlichen Werke in klarer, leichtverständlicher Weise die Unhaltbarkeit dieser ganzen Anschauungsweise. Alle bloße Sentimentalität von sich abweisend sucht er mit den Mitteln einer tieferen soziologischen Forschung den uralten Gedanken als einen nicht zu beseitigenden aufzuzeigen, daß Gerechtigkeit und Freiheit die notwendigen sozialen Voraussetzungen für Völkerglück und Menschheitswohlfahrt sind. Gewiß soll die Menschheit wie die gesamte Natur stets im Kampfe liegen, doch nicht im Bürgerkriege, sondern geeint soll sie gegen die physischen Uebel der Welt sich assoziieren. Der Gedanke der Union der Kulturvölker, der sozialen Organisation der Menschheit erscheint Novicow als die große Aufgabe Europas im zwanzigsten Jahrhundert. Ein solcher Gedanke ist keine Utopie mehr, sondern ließe sich binnen einiger Monate heute schon bewerkstelligen, wenn nur die führenden Staatsmänner einen weiteren geistigen Horizont hätten und einsehen würden, daß in der internationalen Organisation die Wohlfahrt der einzelnen Völker am besten aufgehoben sei. Wie die Einigung Deutschlands die getrennten Staaten des politisch zerrissenen Deutschlands im Reich auf eine höhere Entwicklungsstufe gebracht hat, so werde die Einigung Europas eine gleiche Wirkung in noch höherem Sinne haben; denn alles soziale Unheil ist weniger ein Produkt wirtschaftlicher Mißstände, wie der Marxismus predigt, als vielmehr das Ergebnis mangelhafter politischer Organisation.

Dies sind etwa die Grundgedanken dieses Buches, dessen einzelne Teile nicht gleichwertig sind. Die Gedanken über die Föderation der Mächte, über die soziale und ökonomische Notwendigkeit des Friedens sind reich an neuen Beweisen und eigenartigen Argumenten. Novicow ist in erster Linie Pazifist; darüber hat er konzentriert gedacht, hier hat er etwas zu sagen, hier weiß er die Gedanken der Friedensfreunde wissenschaftlich zu fundamentieren. Seine nationalökonomischen Anschauungen jedoch sind nicht ganz klar. Man weiß nicht recht, ob der Verfasser für das ungehinderte Manchestertum schwärmt oder den Sozialismus will — wie es scheint, will er beides, was nur schwer zu vereinbaren sein wird. Das Erbrecht will er vollständig erhalten wissen, jede Besteuerung desselben erscheint ihm als eine Art Raub — die Hebung der wirtschaftlich Schwachen erwartet er von der politischen internationalen Organisation der Mächte. Durch diese werden alle Zollschranken fallen und eine ungeahnte wirtschaftliche Ausnutzung der gegenwärtig zumeist verkümmernden Produktionskräfte wird die Folge sein. Infolgedessen werden die Löhne steigen und jeder Arbeitende wird soviel besitzen, daß er seinen Kindern einen genügenden Besitz noch vererbt. Die Argumentation ist wohl etwas schwach. Aber abgesehen von diesen nationalökonomischen Ungeklärtheiten enthält das Buch besonders in den Teilen, in denen es sich mit dem sozialen Darwinismus auseinandersetzt, herrliche Anregungen, die dem sozialethischen Gedankengebäude neues Stützmaterial liefern. Besonders lesenswert ist die Partie, wo er das große Sophisma moderner Staatsraison si vis pacem para bellum als einen kläglichen Trugschluß entlarvt. Novicow steht ganz auf ethischem Boden; was er will, ist zweifellos eine wohlbegründete Sache; er schreibt äußerst klar und deutlich und kann deswegen auch von denen gelesen werden, die ein schwergeschriebenes soziologisches Buch nicht zu lesen imstande sind. Von der Macht der Sympathie, die der Verfasser als die größte soziale Kraft preist, und die den Hintergrund des Ganzen bildet, wird der Leser gepackt und zu weiterem Nachdenken fortgerissen. Dr. J. L.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.
Die Redaktion.

Lieder und Bewegungsspiele. Für das Pestalozzi-Fröbel-Haus zu Berlin gesammelt, zusammengestellt und bearbeitet von Else Fromm. 2. Auflage. Hamburg. 1907. Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst Schultze.

Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. XV. Jahrgang. Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Ein Zeitgenosse und Freund Friedrichs des Großen. Von Dr. Ludw. Keller. 0,50 Mk. Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick am Schlusse des 15. Gesellschaftsjahres. Von demf. 1 Mk. Berlin. 1907. Weidmann'sche Buchhandlung.

Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau (Olive Chr. Malvery) im Lande Armut. Aus dem Englischen von Martha Sommer. Leipzig. 1907. R. Voigtländers Verlag.

Leo N. Tolstoj. Pädagogische Schriften. 2 Bände. I. Serie, Band 8 und 9 von: Leo N. Tolstoj, sämtliche Werke, von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Jena. 1907. Eugen Diederichs Verlag. Geh. 8 Mk., gebd. 10 Mk.

Güte, Schönheit, Weisheit. Von Adolf Rothenbücher. Berlin. 1907. Schnetter und Dr. Lindemeyer, Verlagsgesellschaft m. b. H., Kurfürstenstraße 171.

Die Liebe als Kunstwerk. Ein moderner Dialog im Sinne Platos Von Lothar Brieger-Wasservogel. Leipzig. Verlag von Max Spohr. Mk. 0,60.

Der Bremer Schulstreit vor der Disziplinarkammer, ein Kampf um die Freiheit der Volksschule. Zum Besten der Rechtsschutzkasse des Bremer Lehrervereins nach dem stenogr. Bericht herausgegeben von der Buchhandlung Otto Melchers, Bremen, Hutfilterstraße. 1 Mk.

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel.
1. Band: Voltaire. Von Dr. Käthe Schirmacher.
2. Band: Lessing. Von Theod. Kappstein.
Stuttgart. Verlag von Rob. Lutz. Jeder Band geh. 2,50 Mk., gebunden 3 Mk.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind bis Mitte August noch **Mittelschreiberhau** (Riesengebirge) Villa Morgenstern zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. —

Dr. Penzig.

Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

☞ Der heutigen Nummer liegen **2 Beilagen** betr. **„Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht"** und **Novicow „Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens"** vom Verlag Dr. Wedekind u. Co. G. m. b. H., Berlin SW. 19, bei, worauf wir unsere Leser empfehlend hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Holleberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. August 1907.	Nr. 15.

Inhalt:

Bürgerliche Kirchen.

Die Trennung der tausendjährigen Ehe von Staat und Kirche scheint da, wo sie bisher durchgeführt oder angebahnt worden — in Frankreich und in der französischen Schweiz —, sich auf eine mehr galante als gerechte und grundsätzliche Art vollziehen zu wollen. Der Staat überläßt der ehemaligen Genossin großmütig — unter leicht zu erfüllenden Bedingungen — die bisherigen Kultusgebäude; die Kirche erbt diese und ihre Ausstattung zum alleinigen Gebrauche, indem der Staat, nach erfolgter Inventaraufnahme, auf beides tatsächlich verzichtet. Das kann der Staat, der als solcher kein Bekenntnis und keine Religion hat, ohne Schaden tun.

Aber der einzelne Staatsbürger besitzt auf die Kirchengebäude und deren Ausstattung Rechte, die der Staat nicht einfach der Kirche ausliefern darf, weil dadurch eine große Anzahl von Bürgern von dem Gebrauch dieser Rechte ausgeschlossen würde.

Die Kirchengebäude sind ehemals von den Bürgern, die alle irgendeinem der staatlich anerkannten Bekenntnisse angehören mußten, errichtet, erhalten und ausgestattet worden. An manchen Orten unterhält oder unterstützt noch heute der Staat, d. h. die ganze Bürgerschaft, Kirchen und Kirchendiener protestantischen, katholischen, altkatholischen Bekenntnisses, nur daß etwa von der Entrichtung „spezieller" Kultussteuern einer Religionsgenossenschaft die Bürger, die ihr nicht angehören, ausgenommen sind.

Nun gibt es aber immer mehr und mehr Bürger, die gar keiner Religionsgenossenschaft angehören. Die Trennung von Staat und Kirche, wodurch der Staat auch *ihre* Rechte der Kirche abtritt, dürfte für sie der Anlaß sein, diese Rechte geltend zu machen.

Wer gehört denn eigentlich zu einer Kirche? Dem Buchstaben nach alle nicht aus ihr förmlich Ausgetretenen, in Wahrheit eine geringe Minderzahl sämtlicher Bürger. Nicht einmal alle Gläubigen: denn gerade diese suchen gern ihre religiöse Erbauung in engern, nichtkirchlichen Genossenschaften. Weitaus die meisten Menschen sind nur *gelegentlich* kirchlich: sie werden es, wenn sie heiraten, taufen, begraben. Da brauchen sie eine Person und einen Raum zur Vornahme der feierlichen Handlung: sie finden jene im Pfarrer, diesen in der Kirche. Im gewöhnlichen Leben will man von beiden nichts; auch in diesen besonderen Fällen will man nur eine weihende Person, beugt sich aber vor dem Kirchenmann; man will feierliche Umgebungen und Formen, heuchelt aber dafür Einverständnis mit kirchlichem Glauben und kirchlichem Gebet. Der Pfarrer wird zur Dekoration, zum Schauspieler, die Kirche zum bloßen Hintergrund, zum Theater. Der Pfarrer weiß, daß er bloß Lückenbüßer, bloß Lohndiener ist; er weiß: man lügt und läßt ihn lügen; man heuchelt und läßt ihn heucheln, als glaubte er an die Kirchlichkeit seiner Auftraggeber. Auch die Kirche weiß das und begünstigt gleichwohl diese scheinkirchlichen Handlungen; Alle wissen es und machen doch mit; der Staat weiß es und unterstützt die allgemeine Heuchelei im Namen der Gesamtheit!

Wie unwürdig ist das alles für diese Gelegentlich-Kirchlichen und für die Kirche selbst! Diese Maskeraden in den höchsten Lebensaugenblicken! Dieser Selbstbetrug und Betrug der Welt in den Stunden, wo man am aufrichtigsten sein sollte und vielleicht auch möchte, wenn man nur wüßte wie es anfangen! Dieses bezahlte Predigen von Gott und Beten zu Gott vor Leuten und für Leute, von denen man weiß, daß sie die Vorstellung eines persönlichen Gottes und des Verkehrs mit ihm für beschränkten und bequemen Selbstbetrug halten, und daß sie zur Kirche sich nur zählen lassen, um einer äußeren Feierlichkeit teilhaft zu werden!

Es ist ein unehrliches Geschäft, Weihestunden zu verkaufen gegen gefälschte Mitgliederkarten. Ein solches Geschäft treibt die Kirche gegenwärtig überall, indem sie die Menschen, die sich sonst nicht um sie bekümmern, Glauben an sie und ihren Segen heucheln läßt. Ein solches Geschäft soll es nicht mehr geben.

Gibt es keine ehrlichen Pfarrer mehr? Pfarrer, die da sagen, entweder: Wir taufen nur noch Kinder von kirchlich gesinnten Eltern, bestatten nur noch Christen, Kirchliche, konfirmieren und trauen nur noch Getaufte; oder aber: Wir treten mit unsern Anhängern aus der Kirche aus, bilden freie Erbauungs-, Fest- und Wohltahrtsgenossenschaften, die auf jede übernatürliche Vorstellung und Formel verzichten und jedem offenstehen, der zu uns kommt als Mitglied der großen Menschengemeinde?

Nein, es kann keine solchen Pfarrer mehr geben! Sind doch Versuche, die Erteilung kirchlicher Weihen wenigstens von dem Empfang der Taufe abhängig zu machen, selbst von Pfarrersynoden abgewiesen worden, und ist doch die ganze Vorbildung der Pfarrer derart, daß auch die aufrichtigen unter ihnen die gänzlich verlogene Einrichtung der Kirche als Rückhalt für sich und für die Menschheit nicht glauben entbehren zu können!

Und sodann hat die Kirche aus der festlichen Gestaltung der Familienereignisse ein *Geschäft* gemacht, ein Geschäft zur Besserstellung ihrer Diener, und wer verzichtet gern auf ein gutes Geschäft? Der Staat, der den eigentlichen geschäftlichen Teil dieser Handlungen sich gegen eine geringe Gebühr allein vorbehalten hat, wollte den festlichen Teil dem Gutfinden des einzelnen Bürgers überlassen; aber dieser wendet sich nach wie vor dafür an den Kirchendiener, der nun seinerseits diesen geistigen Teil der Handlung wiederum zum Geschäft macht, indem er sich dafür bezahlen läßt. So hat die ursprünglich als demokratische Einrichtung dem Staate gegenüberstehende Kirche die festliche Begehung der Familienereignisse in Erbpacht genommen zugunsten ihrer Diener, aber auf Kosten der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Sie zieht materiellen und geistigen Vorteil aus der Selbsttäuschung und der falschen Rechnung, wonach alle zu ihr gehören, die nicht förmlich aus ihr ausgetreten sind.

Es gibt ja bei uns Pfarrer, die ihre Liturgie diesen tatsächlichen Verhältnissen „anpassen“, das bezeichnend Christliche und Kirchliche darin ausmerzen. Wie sie dabei Pfarrer bleiben können, ist uns unklar, aber jedenfalls *bleiben* sie in den Augen aller nach wie vor Pfarrer, Kirchenmänner, Vertreter einer Einrichtung, die sie durch ihr Handeln selbst als unberechtigt anerkennen, aber durch Vornahme kirchlicher Handlungen gegen eigenes Wissen und Gewissen fördern.

Also: Selbsthilfe der ehrlichen Leute! Also: *Boykott der Kirche!*

Wir müssen *bürgerliche Kirchen* haben, bürgerliche Sprecher und Weiher für unsre Neugebornen, für unsre Brautleute, für unsre Toten!

Bürgerliche Kirchen! Die großen Versammlungsräume, die, einst durch den frommen Eifer sämtlicher Bürger erbaut, jetzt nur noch einem kleinen Bruchteil der Bevölkerung dienen, sie müssen wieder werden, was ihr griechischer Name besagt: *ecclesiae*, Volkshäuser. Sie müssen sich künftig wieder jedem öffnen, der nach einer Stunde der Weihe begehrt oder sie andern bereiten will. Ihre Ausstattung und Instandhaltung muß nicht mehr Sache einer Bekenntnisgemeinschaft, sondern sämtlicher Bürger sein, ebenso die Unterhaltung von Chören, Sängern und Organisten. Die Mittel dazu muß das bisherige staatliche „Kultusbudget“ liefern. Dieses ist ferner zu verwenden auf die Herrichtung von Rathaussälen und sonstigen geeigneten Räumen für kleinere Versammlungen, die solche Feste des Lebens und des Todes begehen wollen und dazu entsprechender Ausstattung der Räume mit Orgeln, Sängerbühnen, Teppichen und dergl. bedürfen. Den Festfeiernden selbst dürfte an Kosten nur die Honorierung des Sprechers auffallen, und dafür sollten ein für allemal, in Form eines genügenden festen Gehaltes, die Reichen unter der Einwohnerschaft aufkommen: es wäre das zugleich eine Art Sühne für das Unrecht, das sie durch ihren allzureichen Besitz an Lebensgütern — heute noch von rechtswegen — den Nichtbesitzenden zufügen.

Die neuen „bürgerlichen Kirchen“ würden gewiß auch bald zur Veranstaltung periodischer Erbauungen und Feiern mit Musik und Kunstgenuß in Anspruch genommen werden, die neben den „Gottesdiensten“ der Kirchlichen recht wohl Raum darin hätten und naturgemäß auf den Sonntag als den allgemeinen Feiertag fallen würden. Außerordentliche Feste mit reicherer künstlerischer Ausgestaltung dürften sich an den Jahreslauf, den Wechsel der Jahreszeiten, sowie an die Gedächtnistage großer Menschen und Ereignisse anschließen; eine allgemeine Totenfeier, eine Feier des Eintritts der Männer — und bald auch der Frauen — ins bürgerliche Leben wären ebenfalls dankbare Aufgaben einer solchen bürgerlichen Kirchengemeinschaft.

Wer macht den Anfang mit der Schaffung solcher bürgerlicher Kirchen?

Zuerst müßten in unsern Städten alle diejenigen zusammenstehen, die nichts mehr von der Kirche wollen, weil sie eine Glaubensgemeinschaft heute für etwas Unehrliches und daher Unmögliches halten. Sie müßten sich von der Kirche lossagen durch schriftliche Austritts-Erklärung oder wenigstens durch die Tat, indem sie eine Gemeinschaft zunächst für bürgerliche Geburts-, Ehe- und Totenfeier bildeten und auf jedes Hineinregieren der Kirche in ihr Privatleben verzichteten.

Diese Gemeinschaft müßte, gestützt auf die heute überall gewährleistete Gewissensfreiheit, Trennung des Staates von den bisher „anerkannten“ Kirchen verlangen in dem Sinne, daß die bisherigen Geldmittel dieser Kirchen, seien es Erträgnisse alter Stiftungen oder der allgemeinen Steuern, der neuen Gemeinschaft wie den alten Glaubensgenossenschaften zu gute kämen und der die Kirchengebäude, unter Oberaufsicht der bürgerlichen Behörden, den neuen wie den alten Gemeinschaften zu dienen hätten.

Jedenfalls sollen wir, und soll jede nicht-landeskirchliche Genossenschaft, auch Juden und Sektierer, aus den bisherigen Aufwendungen für die Landeskirchen unsere eigenen religiösen Bedürfnisse befriedigen dürfen. Das verlangen wir mit Recht, nachdem wir bisher willig die staatlich anerkannten Kirchen — in unsern Augen Aberglauben und Irrtum — aus unsern Steuern unterstützt haben.

Machen wir jetzt, wo in diese starren Massen endlich Bewegung kommt, unser gutes Recht geltend, auf das wir so lange verzichtet haben, unser Recht namentlich auf die schönsten und würdigsten Räume unsrer Städte zur Begehung echt menschlicher Feiern und Erbauungen! Bisher haben wir das Recht auf diese auch uns gehörenden Häuser stillschweigend aufgegeben oder für gewisse Zwecke ein Hintertürchen benutzt, das man uns darin gern offen ließ, weil man uns nicht ganz ausschließen wollte und durfte. Verlangen wir wenigstens von den bürgerlichen Behörden einstweilen die uns zukommenden Mittel zur Einrichtung eigener Räume für unsere Bedürfnisse, bis die Trennung von Staat und Kirche uns unser Recht zurückgibt und wir durch das für jeden würdigen Gebrauch weitgeöffnete Tor in die alte Kirche wieder einziehen werden!

Zur Ethik des Vorsitzens.*)

Von *Bruno Meyer.*

Wenn man einmal zu der Einsicht gelangt ist, daß in allen Beziehungen des menschlichen Gemeinschaftslebens die Verkehrsformen unter dem Gesichtspunkte zu betrachten sind, daß nicht bloß das „Schema F“ zu walten hat, sondern daß immer erkennbar sein muß, daß Menschen, ganze Menschen miteinander in Berührung treten, dann empfindet man die Notwendigkeit, allerlei Lebensverhältnisse, die wohl gern

*) Es wird kaum zu verkennen sein, daß diese Zeilen unter dem unmittelbaren revoltierenden Eindrucke einer *musterhaft schlechten* Vorsitzführung geschrieben sind und ein getreues Spiegelbild der erlebten Verfehlungen geben. Eben darum schien es nicht ratsam, den Erguß einer vielleicht nur übermäßig gereizten persönlichen Stimmung sofort zu veröffentlichen. Da aber der hohe Reichsbeamte, der in dieser Schilderung als abschreckendes Beispiel eine wenig beneidenswerte Rolle zu spielen hat, kurz nach den hier zu Grunde liegenden Vorfällen aus seiner Stellung und inzwischen auch aus dem Leben geschieden ist, die aus dieser Erfahrung abgeleiteten höheren Gesichtspunkte aber recht wohl der Mühe wert erscheinen, erfolgt hiermit *nach Jahren*, nachdem natürlich jede Erregung über die Vorgänge längst vergangen ist, doch noch die Veröffentlichung. B. M.

nur unter rein formalen Gesichtspunkten betrachtet werden, als auch ethischer Läuterung bedürftig anzuschauen.

So ist z. B. die Tätigkeit des Vorsitzenden in irgend welchen Versammlungen und Vereinigungen nicht bloß danach zu beurteilen, ob der Betreffende die Paragraphen der Geschäftsordnung mit Umsicht und allenfalls auch mit Unparteilichkeit handhabt, sondern es ist von ihm auch zu verlangen, daß er dabei als ethische Persönlichkeit sich betätigt, die in jedem Augenblicke es verträgt, nicht bloß unter dem Gesichtspunkte der geschäftsordnungsmäßigen Gewandtheit, sondern auch unter dem rein menschlichen beurteilt zu werden.

Diese Forderung ist nicht so leicht zu erfüllen, wie man glauben sollte, denn es wird dabei beansprucht, daß der Vorsitzende seinen eigenen Anschauungen, Wünschen und Voreingenommenheiten keine Herrschaft über sich gestatte und die Diskussion nicht in dem Sinne leite, daß er seine Empfindlichkeiten und Erregungen hervortreten läßt. Wie oft ist es schon beobachtet worden, daß Vorsitzende, die selbstverständlich in jeder einzelnen lebhafteren Diskussion als Menschen auf einer bestimmten Seite Partei nehmen, selbst die einfachsten geschäftsordnungsmäßigen Formen nicht gleichmäßig bei den Vertretern der einander gegenüberstehenden Parteien, Anschauungen usw. zur Anwendung bringen. Ist es doch dadurch schon so weit gekommen, daß man eine leidlich unparteiische Handhabung des Vorsitzes als ein besonderes Verdienst anzuerkennen sich gewöhnt hat, während sie doch die einfachste Grundforderung für die Führung des Vorsitzes zu sein scheint. Allerdings aber handelt es sich auch hierbei bereits nicht nur um die Beobachtung von Formen, sondern um das Hineindenken in wechselnde Situationen, die je nach den einander folgenden Rednern einen sehr verschiedenen Charakter haben können; denn der Vorsitzende hat immer den Redner einerseits und die ihm gegenüberstehende Gesamtheit der Versammlung andererseits in Uebereinstimmung zu erhalten. Jeder Redner hat das Recht, von dem Vorsitzenden zu fordern, daß er in der freien Meinungsäußerung nicht durch die Gesamtheit beeinträchtigt werde, und ebenso hat die Gesamtheit an dem Vorsitzenden zu verlangen, daß sie gegen Ungebühr aller Art von seiten des einzelnen Redners geschützt werde. Da nun, wo es sich um wirkliche und oft scharf zugespitzte Gegensätze handelt, je nach der Stellung der Redner die Gesichtspunkte sich verschieben, unter denen das gute Einvernehmen zwischen dem Redner und der Gesamtheit gestört oder gefördert werden kann, so erfordert schon die bloße Gerechtigkeit von dem Vorsitzenden, daß er gewissermaßen von Fall zu Fall sich auf einen anderen Standpunkt der Beurteilung muß versetzen können. Das ist dadurch besonders schwierig, daß hierbei die Persönlichkeit, namentlich des Redners, oft aber auch die persönlichen Gefühle und Anschauungen in der Gesamtheit eine sehr feine Beurteilung der psychischen Vorgänge erfordern, und es ist nicht damit abgetan, wenn dem Vorsitzenden nur gewissermaßen eine andere Lagerung der Atome sozusagen sich im Geiste darstellt. Auch die Art, wie der einzelne Redner seinen Standpunkt vertritt und die Gegner behandelt, also etwas, was gar nicht nach irgend welchen besonderen Geschäftsordnungsnormen beurteilt werden kann, sondern rein nach dem Taktgefühle und der Einsicht des Vorsitzenden abzuwägen ist, trägt viel zur Charakteristik der jeweiligen Sachlage bei; und gerade durch dieses subjektive Element wird die Haltung des Vorsitzenden bestimmt und erschwert; denn zu einem Teile kann es als ein störendes, beinahe unerträgliches empfunden werden und dadurch ein lebhafteres und entschiedeneres Eingreifen des Vorsitzenden hervorrufen; andererseits ist gerade die Individualität des Redners etwas so wertvolles für die Diskussion und etwas so unberührbares unter dem ethischen Gesichtspunkte, daß dadurch dem Vorsitzenden die größte Behutsamkeit und Rücksicht zur Pflicht gemacht wird. Aus derartigen Konflikten ergeben sich daher ethische Aufgaben; sie sind mit dem bloßen Verstande nicht zu lösen, sondern hier hat jenes zarte Gefühl und jene feine Rücksicht zu walten, welche den höchst gesitteten Umgangston zwischen Menschen höherer Art charakterisiert. Insofern also wird der Vorsitzende in um so höherem Maße seiner Aufgabe genügen, je höheren Wert ihm die von ihm geleiteten ethischen Persönlichkeiten zuzuerkennen vermögen, weil er sich in seinem Walten als eine ethische Persönlichkeit vornehmer Art bewährt.

Wenn nun hier schon große Schwierigkeiten vorliegen, wo es sich um geordnete Gemeinschaften, also um völlig Gleichstehende, Gleichberechtigte und Gleichverpflichtete handelt, so erhöhen sich die Schwierigkeiten ungemein, wenn die zu leitende Versammlung aus Elementen besteht, die nicht in solcher Weise zusammengehören, sondern welche disparate, zum Teil einander widerstrebende und auseinander strebende Interessen haben, die nur vorübergehend zu einem bestimmten Zwecke vereinigt sind und das der Natur der Sache gemäß als Mittel zu ihren Zwecken betrachten und die vorliegende Aufgabe mehr oder weniger einseitig von ihrem voreingenommenen Standpunkte aus ansehen.

Wenn nun zu der Schwierigkeit so verschiedenartiger Elemente gar noch die weitere hinzukommt, daß es sich um einen Verkehr gewissermaßen zwischen Höherstehenden und Niederen handelt, das heißt, wenn die Versammlung berufen ist, um nur den Zwecken der Berufenden durch ihre besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten förderlich zu sein, selber aber als nur zur Beratung „zugelassen“ in einem gewissen Unterordnungsverhältnisse zu den Berufenden steht, die selbstverständlich aus ihrer Mitte und ohne eine Wahl der Gesamtkörperschaft den Vorsitzenden stellen und dann ganz nach ihrem Gefallen den vorhandenen Stoff behandeln, so steigern sich, richtig aufgefaßt, die ethischen Anforderungen an den Vorsitzenden enorm hoch, sodaß es, falls so etwas wie wirkliche Konflikte, ein wirkliches Zusammenprallen von Gegensätzen stattfindet, außerordentlicher Feinfühligkeit, Vornehmheit und Geschicklichkeit bedarf, um ohne Verletzung berechtigter Interessen und Gefühle des Vorsitzenden-Amtes zu walten. Die Versuchung liegt ungemein nahe, aus dem Unterordnungsverhältnisse, das als solches ja nicht geleugnet werden kann, mag auch den einzelnen Persönlichkeiten im allgemeinen eine gleiche gesellschaftliche, wirtschaftliche und sonstige Stellung zugestanden werden, Schlüsse zu ziehen, die nicht ohne Widerwillen von den Betroffenen nicht sowohl angenommen als vielmehr nur ertragen werden können.

Man denke den Fall, daß ein Regierungsorgan bei der Vorbereitung einer Maßnahme des betreffenden Amtes, etwa einer Gesetzgebung, sich von Sachverständigen beraten läßt. Dann wird sehr leicht bei den Regierungsvertretern eine Vorstellung sich festsetzen, die etwas von der im „Fürsten von Thorn“ bierselig geschilderten an sich hat: „Ihr Andern seid erschienen, mich fürstlich zu bedienen.“ Nun sind aber Regierungsmaßnahmen, namentlich von Juristen ausgeheckte gesetzgeberische Regelungen von Lebensverhältnissen, unter dem Gesichtswinkel Sachverständiger nicht immer tadellos, und wenn ein neuer Schritt getan werden soll, so ist es nicht immer zu vermeiden, vielmehr oft dringend notwendig, frühere Schritte zu kritisieren, damit nicht etwa auf dem Grunde von Fehltritten weiter operiert wird. Dabei ist es ja durchaus nicht notwendig, daß eine selbst scharfe Kritik gegen frühere Regierungsmaßnahmen zum Widerspruche gegen die vorliegende führt, sondern zum Teil kann in dem neuen Schritte bereits eine frühere Verfehlung aufgegeben sein, zum Teil kann es sich um Dinge handeln, die nicht in unmittelbarer Beziehung zueinander stehen, sondern nur zufällig gleichzeitig zur Sprache kommen durch irgendwelche Berührungspunkte zwischen ihnen. Es kann auch der Fall eintreten, daß die Anschauungen der Regierung, wie sie in ihrem jeweiligen Vorgehen sich zu erkennen geben, in einem mehr

oder weniger unversöhnbaren Gegensatze zu anderen Grundanschauungen, neu gewonnenen wissenschaftlichen Ansichten und ganzen Gedankensystemen stehen, sodaß eine gründliche Auseinandersetzung mit den Vorlagen unumgänglich erforderlich wird. Es ist begreiflich, daß in solchen Fällen ein Vorsitzender, der gewohnt ist, sich ganz als „maßgebenden Faktor“ in der Verwaltung zu fühlen, sich in seiner angestammten Würde bedroht findet, wenn den Anschauungen, von denen er gewohnheitsmäßig auszugehen pflegt, andere mehr oder weniger abweichende mit Wärme und einer der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Unwidersprechlichkeit entgegengesetzt werden, und wenn früheren Maßnahmen von Regierungsorganen die Berechtigung abgesprochen wird, selbst daran erinnert werden kann, daß auf eine öffentliche Beanstandung solcher Maßnahmen keine Antwort, keine Verantwortung habe gefunden werden können, und daraus der kaum zu widerlegende Schluß gezogen wird, daß eine solche Maßnahme dem Gesetze gegenüber nicht zu rechtfertigen, mit einem Worte ungesetzmäßig, gesetzwidrig ist.

Die Peinlichkeit einer solchen Sachlage für den Vorsitzenden ist ohne weiteres zuzugeben. Aber nicht zuzugeben ist es, wenn er sich in einer solchen Lage zu einer Handhabung seiner Vollmachten als Vorsitzender hinreißen läßt, welche für den oder die Redner nach gewöhnlicher Auffassung etwas Verletzendes und Demütigendes hat, wenn er beispielsweise den Redner zu unterbrechen sich befugt glaubt, versucht, seine Ausführungen abzuschneiden, und ihm Vorwürfe macht, die keinesfalls an die Stelle gehören, sondern sich etwa auf Vorkommnisse in einem früheren Stadium der Verhandlungen beziehen. Es liegt auf der Hand, daß in einem solchen Falle der Vorsitzende vergißt, welche Zurückhaltung ihm die Pflicht des Vorsitzendenamtes auferlegt, und er aus dem Vorsitzenden auf diese Weise zum Debatter wird, der in die Diskussion eingreift, und nun zwar nicht auf die Weise, wie es in der Debatte recht und erträglich ist, durch ruhige Widerlegung des Gegners, durch sachliche Entkräftung der Gründe und Beweise der Gegenseite. Der Vorsitzende greift in die Debatte ein, indem er zu gleicher Zeit die Stellung des Vorsitzenden ausbeutet, nicht nur insofern, als er ohne Rücksicht auf die geschäftsordnungsmäßige Rednerreihenfolge das Wort nimmt, sondern auch insofern, als er nicht mit Gründen, sondern mit seiner Autorität die Diskussion nicht sowohl fördert, als vielmehr abschneidet.

Derartige Mißgriffe machen sich in der Regel durch eine ersichtlich peinliche Wirkung auf die Versammlung bemerkbar, und ein feinfühliger Vorsitzender, dem derartiges passiert ist, wird durch diesen Reflex seines Eingreifens bei der Versammlung leicht über seinen Irrtum aufgeklärt, wenn es ihm auch nicht sofort gelingt, die richtige Form zu finden, um den Fehler vergessen zu machen. Handelt es sich um einen Redner, der geschäftsordnungsmäßig gewandt und seiner Sache gewiß ist, so kann es freilich einem solchen Vorsitzenden begegnen, daß sein Eingreifen sofort pariert wird, und die mangelnde Berechtigung desselben klar hervorspringt. Aber damit ist höchstens dem Redner persönlich gedient, insofern er das Odium einer sonst scheinbar berechtigten Rüge des Vorsitzenden von sich abwehrt. Aber es ist nicht der Gesamtheit die Genugtuung gewährt, deren sie bedarf, daß ein Mißgriff des Vorsitzenden, eine ethische Verfehlung desselben in der Wahrnehmung seines Amtes ausgeglichen und in allen ihren Folgen unschädlich gemacht wird. Ein unethischer Uebergriff des Vorsitzenden schädigt auch die ganze Versammlung und setzt wenigstens vorübergehend das Niveau ihrer Verhandlungen herab; und das kann nicht durch den persönlich von dem Mißgriffe betroffenen Redner, sondern könnte höchstens durch eine schleunige Besinnung und Selbstkorrektur des Vorsitzenden wieder gut gemacht werden. An eine solche ist aber in der Regel bei solchen Vorkommnissen aus dem Grunde nicht zu denken, weil der Fehler aus einer gewohnheitsmäßigen Handlungsweise, aus einer zur anderen Natur gewordenen Ueberhebung hervorgegangen ist, und daher kaum je, namentlich aber nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit die Anfechtbarkeit des eigenen Handelns erkannt, und das geeignete Mittel zur Sühne gefunden wird. Ja, die Verranntheit in ein gewisses Ueberlegenheitsgefühl kann dabei so groß werden, daß ein solches verfehltes Eingreifen des Vorsitzenden sogar mit einem befremdlichen Widerspruche in sich behaftet sein kann, wie z. B., wenn er in der Eile ganz übersieht, daß der von ihm korrigierte Redner ja die von dem Vorsitzenden selber mit zu vertretenden Maßnahmen der Regierung im wesentlichen gegen Angriffe prinzipieller Natur verteidigt, und er bei dieser Gelegenheit nur zufällig des Weges kommt, die unangenehm vermerkte kritische Glosse zu Tage zu fördern. Eine solche Verschärfung des Fehlers würde freilich nicht unter den ethischen Gesichtspunkt fallen, sondern lediglich einem Mangel an Schnelligkeit des Urteiles und Verständnisses Schuld zu geben sein, immerhin aber die im Grunde ethische Verfehlung des Vorsitzenden noch empfindlicher machen.

Je komplizierter die Aufgaben des Vorsitzenden nach der jeweiligen Natur der Versammlung und ihrer Aufgaben sich gestalten, umsomehr tritt also gegenüber der bloßen Handhabung formaler Geschäftsordnungssatzungen die Notwendigkeit einer ethischen Auffassung des Amtes hervor, und um so notwendiger wird es, den einzelnen Rednern und ihren Standpunkten alles Entgegenkommen zu beweisen, und keine Voreingenommenheit von einem grundsätzlich als überlegen angenommenen Standpunkte aus aufkommen zu lassen. Gerade je verschiedener die Mitglieder einer beratenden Körperschaft sind, umsomehr hat der Vorsitzende die Verpflichtung, sich lediglich als primus inter pares zu fühlen, der von dem allgemeinen Vertrauen an diese Stelle gesetzt ist und dieses Vertrauen zu rechtfertigen hat, und seine Aufgabe in der Vermittelung der Gegensätze, in der Förderung des Einzelnen, und nicht in einer Direktive von oben herunter zu suchen.

Der Vorsitz ist unter allen Umständen ein *Ehrenamt*, und ein solches verlangt in erster Linie einen ganzen Menschen, und als solcher hat der Vorsitzende sich in jeder Lage, in die er gebracht werden kann, zu fühlen und zu bewähren.

Streiflichter.

„Zurück zu Kant!“ „Laßt, Brüder, uns nicht streiten,
Stimmt alle mit mir ein:
Kant soll zu allen Zeiten
Der **deutsche Kaiser** sein.“

So sang der berühmte Philologe Karl Lehrs am 22. April 1849, dem 125. Geburtstage des Königsberger Weltweisen.

Als in diesem Jahre Kants Geburtstag kam, lenkte ich vormittags meine Schritte zur alma mater Albertina, wo die — alljährlich fällige — Universitätsfeier stattfand. Durchaus darauf gefaßt, knifflige philosophische Probleme vor einer gähnenden Hörerschar erörtern zu hören, ward mir eine um so freudigere Ueberraschung zuteil: Der seit den lex-Heinze-Tagen als Freund jedes Fortschritts mir wohlbekannte, feinsinnige Theologe Professor D. Dorner bestieg das Katheder und sprach in einstündiger, wissenschaftlich vertiefter Rede über Kants Stellungnahme zu den Bestrebungen, einen auf Recht gegründeten Friedenszustand herzustellen. Die für unsere Sache höchst wertvolle Rede nahm wiederholt auf die moderne Friedensbewegung Bezug und legte den gespannt lauschenden Hörern dar, wie nach den Worten Kants „gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer in's Unendliche fortschreitenden Annäherung, wirklich zu machen.“. So betrachtet, sei der ewige Friede, „der auf die bisher fälschlich sogen. Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere

Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt."

Dorners Rede hatte, nach einem notgedrungen lückenhaften Bericht der „K. Hartung'schen Zeitung" etwa folgenden Gedankengang:

Kant hat sich sehr eingehend mit diesem Gegenstand beschäftigt und auch eine Schrift „Vom ewigen Frieden" herausgegeben. Er ist der Ueberzeugung, daß auch hier schließlich die moralisch-praktische Vernunft über das Böse siegen werde, denn was aus Vernunftgründen für die Theorie gelte, das gelte auch für die Praxis. Er erkennt das Vorhandensein eines Fortschritts an, der zur Herrschaft der Vernunft über die Natur führen müsse, und entwickelt dann die Rechtsidee von der moralischen, sowie von der natürlichen und kulturellen Seite aus. Er ist dabei der Meinung, daß das Recht auf einen freien und beständigen Fortschritt vom Naturzustand des Einzelnen zum Staat, weiter zur vollkommenen Repräsentativverfassung der Einzelstaaten, zum Staatenverein und schließlich zum Weltbürgerrecht führen müsse, und daß nur auf diese Weise eine dauernde Annäherung zum Weltfrieden möglich sei. Zur Aufklärung hierüber berufen seien die Gelehrten, die Philosophen. Daher dürfe seiner Meinung nach wohl der Privatgebrauch der Vernunft eingeschränkt sein, nicht aber der öffentliche Gebrauch. So z. B. solle der Offizier im Dienst gehorchen, als Gelehrter aber die Fehler des Systems kritisieren dürfe. Mit aller Energie aber müsse der Rechtsbegriff durchgeführt, und alle Uebereilung vermieden werden, um zum ewigen Frieden zu gelangen. Obwohl Kant die Repräsentativverfassung als den Idealstaat anerkennt, verwirft er doch, um dazu zu gelangen, den Aufruhr und die Revolution, denn der Fortschritt dürfe auch in despotischen Staaten nur aus gesetzmäßigen Reformen herkommen. Unbedingte Pflicht sei die Achtung vor dem Recht, weil das Recht die Basis aller Moral sei. Daher sei es die Aufgabe des Staates, das Recht zu realisieren, und die Macht des Staates müsse in den Dienst des Rechts gestellt werden. Schließlich diene auch der Mechanismus der Natur trotz allem Antagonismus der Kräfte nur dem ewigen Frieden, indem selbst der Krieg als Mittel zum Frieden betrachtet werden konnte. Denn in der Natur tief verborgen ruhe ein Hindrängen auf den Staat, auf den Weltbürgerzustand; werde doch erst in der bürgerlichen Freiheit die Entfaltung aller Kräfte ermöglicht. Jeder Fortschritt aber dürfe nur rechtsgültig vor sich gehen; denn, sagt Kant: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben!"

Der Unterzeichnete machte sich die Freude, Herrn Prof. Dorner noch an demselben Tage aufzusuchen, um ihm zu danken und ihm zugleich A. H. Frieds kleine Schrift: „Die hauptsächlichsten Mißverständnisse über die Friedensbewegung" vorzulegen (Separatabdruck aus dem „Türmer"), die mir auf ihren 12 Seiten alles Wesentliche zu enthalten scheint, was sich zur Richtigstellung unseres Strebens sagen läßt.

Der liebenswürdige, Ehrfurcht gebietende Gelehrte sagte mir, daß sein Vortrag demnächst in einer neuen Wiener Zeitschrift im Druck erscheinen werde; über Frieds Aufsatz aber schrieb er mir zwei Tage darauf:

„. . . Die Aufhebung der Mißverständnisse der Friedensbestrebungen ist sehr interessant. Es ist merkwürdig, wie er (Fried) in dem Grundgedanken, daß der Rechtszustand den Naturzustand ersetzen müsse, sich mit Kant berührt . . . Die Unterscheidung von Krieg und Kampf kann besonders dazu dienen, zu zeigen, daß der Kampf in psychischer Weise geführt wird, je mehr die Gewalt zurücktritt. Aber der Kern liegt doch in dem Rechtsbegriff. Es muß eine Ordnung geschaffen werden, in der freie Betätigung auf allen Gebieten ohne Störung möglich ist. Auch daß Friede nicht bloß Pause des Krieges sein soll, sondern ein Rechtszustand gefordert wird, der zugleich die Macht zur Verfügung hat, um Unrecht zu verhindern, hebt der Verfasser mit Recht hervor. Auch darin stimmt er mit Kant, daß von höchst kultivierten Staaten aus der Staatenbund in die Wege geleitet werden muß; Kant sagt mit Recht: von Staaten, die nicht mehr despotisch regiert sind, sondern eine Repräsentativverfassung haben, weil diese den Frieden besser garantiert." —

Mehr als 100 Jahre schläft nun bereits der Philosoph des Weltfriedens, dessen Grab vom Pregel in weitem Kreise umkränzt wird. Vor 112 Jahren aber schrieb der abgeklärte Weise seinen „philosophischen Entwurf: Zum ewigen Frieden." Die schönen Worte fallen mir ein, die Hans Hahenfeld zum 22. April 1904 in der „K. Hartung'schen Zeitung" schrieb:

„. . . hundert Jahre schon ruht er nahe der alma mater, die den Treuen geliebt über den Tod hinaus, und die er wieder geliebt wie eine Braut, für die er lebte, und der er unsterblichen Ruhm gewann. Den Fuß der Stätte, in der der Verklärte gewirkt hat, küssen des Pregels Wellen noch heute voll Sehnsucht und Trauer . . . In der Stoa Kantiana, wo Kants sterbliche Ueberreste beigesetzt sind, hebt sich seine Büste in carrarischem Marmor leuchtend von dem nach Raffael gemalten Bilde ab, und leuchten wird sein Geist noch durch die Jahrhunderte; immer wieder wird der Ruf ertönen, wie heute, 100 Jahre nach seinem Tode:

„Zurück zu Kant!" C. L. S.

• • •

Straffreie Hehler? Das Urteil des Mecklenburger Gerichtshofes, das die Straflosigkeit der Fürstin Wrede für die von ihr begangenen Silberdiebstähle wegen Geisteskrankheit aussprach, machte schon an sich einen unbehaglichen Eindruck, weil die Leichtigkeit, durch Sachverständige eine die „freie Willensbestimmung" ausschließende Geistes-Verwirrung feststellen zu lassen, leider mit der sozialen Stellung der Angeklagten zu wachsen scheint. Die dort indessen weiter gezogene Schlußfolgerung, daß, wenn der Täter außer Verfolgung gesetzt werden muß, eine strafbare Handlung überhaupt nicht mehr vorliege und deshalb „die Straflosigkeit sich von selbst auf diejenigen Personen mit erstrecke, die nur accessorisch mitgewirkt haben," muß doch die allergrößten Bedenken erwecken. Gerade, weil unsere Stellung zur ganzen Strafjustiz die Annahme ausschließen muß, als läge uns an der Bestrafung dieser Personen etwas, halten wir uns für berechtigt, rein grundsätzlich gegen diese, das Rechtsbewußtsein des Volkes schwer verletzende juristische Festsetzung zu protestieren. Solange nicht nachgewiesen ist, daß entweder die Umgebung der Fürstin die entwendeten Objekte den Beschädigten sofort zurückzugeben bezw. zu ersetzen trachtete, oder daß auch sie — von Geisteskrankheit betroffen war, wird niemand dies Urteil verstehen können. Ist es doch sonst nicht üblich, wenn es einem notorischen Verbrecher gelang, den „wilden Mann" mit Erfolg zu spielen, deshalb die Hehler, bei denen er seine Beute „verschärfte", außer Verfolgung zu setzen. Gleiches Recht für Alle!

• • •

Sophistische Einwände. In seinem neuesten, wertvollen Werk: „Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens"*) bringt J. Novicow, der hervorragende russische Soziologe, auf Seite 286 ff. ein Kapitel, das sich mit dem „angeblichen Spiritualismus" beschäftigt und speziell uns Ethiker interessiert. Novicow verweist auf die fast unglaubliche Tatsache, daß viele Menschen aus Gründen der Moral der Weltgerechtigkeit sich widersetzen, und legt dar, daß nur Geistesträgheit und Routine an solchen Entgleisungen des Geistes die Schuld tragen. Aus dem reichen Stoff, den Verfasser beibringt, seien ein paar Punkte herausgehoben.

Der Mensch sei so konstruiert, meint ein Anhänger des Gewaltsystems, daß er große Dinge nur dann vollbringt, wenn er sein Leben einsetzen kann — ergo: im Krieg. Nein, erwidert N., denn Stephenson z. B. hat eines der größten Werke der Menschheit, die Eisenbahn, ohne Einsetzung des Lebens geschaffen; Descartes, Newton, Laplace, Lavoisier, Pasteur und andere Genies haben auf die verschiedenste Art ein gleiches getan, und zahlreiche Gelehrte setzen im Dienste der Wissenschaft fortwährend ihr Leben

*) Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co., 1907.

ein, zahlreiche haben es verloren, als sie in die Mysterien der Natur einzudringen suchten. Das Massakre des Schlachtfeldes ist also dazu nicht notwendig.

Die Herrschaft der Gerechtigkeit muß nach Ansicht der Konservativen zu einem die Nationen verweichlichenden Luxus führen. Diese „Besorgnis für die Hebung des Menschengeschlechts“ durch Herbeiführung schrecklichster Katastrophen findet der Autor „wahrhaft rührend,“ wenn er an die statistische Tatsache denkt, daß 40 % des deutschen Volkes ein Durchschnittseinkommen von 345 — dreihundertfünfundvierzig — Franks, also 276 Mark jährlich haben, und daß zur Stunde unter den fortgeschrittensten Gesellschaftsgruppen Westeuropas von 1000 Personen 900 im Elend, 90 in halbwegs geordneten Verhältnissen, und nur 10 im Reichtum leben. Natürlich war im Altertum und Mittelalter die Zahl der Wohlhabenden noch wesentlich geringer als heute, wo Dampf und Elektrizität die Produktion zum mindesten verzehnfacht haben. Novicow fragt:

„Wie kommt man nun dazu, zu behaupten, daß der Luxus die Nationen verdorben hat, wenn die im Luxus lebenden Personen stets nur eine völlig unerhebliche Minderheit bildeten? Die ungeheuere Mehrheit der Menschen lebte und lebt noch heute unter den fürchterlichsten Entbehrungen, und man findet es in wahrhaft grausamer Ironie für richtig, zu behaupten, daß diese von Zeit zu Zeit sich massakrieren müssen, um durch den Luxus, den sie niemals besessen haben, nicht verweichlicht zu werden. Diese Mystifikation ist von allen spiritualistischen Argumenten wahrlich die gelungenste!“

Wenn nun aber die Gewaltapostel den Fürsprechern des Rechts vorwerfen, sie seien lediglich Anwälte des materiellen Wohlstandes, so ist zunächst zuzugeben, daß ein gewisses Maß pekuniär zureichender Lebenshaltung zur selbstverständlichen Voraussetzung alles idealistischen Strebens dient. Niemals aber haben die Rechtsfreunde behauptet, daß der materielle Wohlstand der einzige Lebenszweck, und die geistige Entwickelung nicht die Hauptsorge des Menschen sein solle. Gerade die Anhänger des Rechts dienen nach Novicow in Wirklichkeit der spiritualistischen Sache, während die angeblichen Spiritualisten im vollsten Widerspruche mit sich selbst stehen, wenn sie uns fortwährend beschwören, uns über die Lehre Epikurs zu erheben, und uns dabei veranlassen wollen, zur Tierheit hinabzusteigen.

Die angebliche Wohltat verbrecherischer Handlungen ist „das stärkste Paradoxon,“ das jemals einem menschlichen Gehirn entsprungen ist. Weil einige Mörder unter uns sind, die uns töten könnten, — müssen wir deshalb, zwecks Abwehr, alle zu Mördern werden? Und analog: Weil es noch einige Staaten gibt, die die Rechte der andern nicht achten wollen — müssen deshalb alle Kulturstaaten zu Räubernationen werden? Die logische Antwort wird lauten: Nein, die Kultur muß sich gegen die Barbarei verbinden, wie sie es seit Bestehen der Welt in stetig wachsendem Maße getan; sie muß den Räuberstaat bändigen und seine zerstörende Tätigkeit lahmlegen, wie es mit dem Verbrecher im Schoße der Staaten geschieht. „Nicht in der Gewalt und Anarchie liegt das Heil,“ so schließt Novicow das skizzierte Kapitel, „sondern im Gegenteil in der Ordnung und Gerechtigkeit.“ E. L. Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

St. Louis. Der Begründer und langjährige Sprecher der ethischen Gesellschaft hier, Walter L. Sheldon starb am 5. Juni d. J. Die „News Letter“ der Ethical society von Philadelphia schreiben: „Wer von unsern Mitgliedern ihn persönlich gekannt hat, oder ihn einmal sprechen hörte, oder eine seiner zahlreichen Veröffentlichungen gelesen hat, der wird wenigstens teilweise den unsagbaren Verlust mitempfinden, den die ethische Bewegung in ihm erlitten hat. Wie sehr unsere Sonntagsschule ihm verpflichtet war, zeigt der Beschluß, den sie am 6. Juli faßte: „In Anbetracht, daß die Arbeit der ethischen Sonntagsschule zu Philadelphia im wahrsten Sinne erst möglich gemacht worden ist durch die teils veröffentlichten, teils unveröffentlichten Schriften Walter L. Sheldon's in St. Louis, beweinen Lehrer und Schüler dieser Schule aufs tiefste den Verlust eines Mannes, dem sie so viel verdanken, und sprechen dabei ihre feste Absicht aus, das Werk ethischer Kultur ernsthaft weiter zu führen, dem sein ganzes Leben gewidmet war.“

New York. Vom 9.—12. Mai tagte hier die American Ethical Union zum ersten Male. 36 Delegierte der zahlreichen ethischen Gesellschaften, darunter alle Sprecher und Führer der Bewegung, außer Walter L. Sheldon, waren anwesend, außerdem eine ansehnliche Anzahl von Vertretern anderer Körperschaften (Lehrer und Studenten von Yale, Princeton, Columbia etc.). Die wichtigsten Beschlüsse waren: die Annahme der revidierten Verfassung, wie sie vom Internationalen ethischen Bunde vor Jahresfrist in Eisenach vorgeschlagen worden, und die Begründung einer amerikanischen Liga für Moralunterricht, nach dem Muster der englischen Schwester. Hervorgehoben muß aus den Verhandlungen noch werden: der Antrag auf Errichtung eines Ethical Lecture Bureau, das die Aussendung ethischer Wanderredner besorgen wird (Mr. Leslie W. Sprague), einer Sommerschule für Ethik (Fr. A. G. Spencer) und eines Normalkursus zur Weiterbildung der Leiter und Sprecher der ethischen Bewegung (Percival Chubb), der vom 3.—13. September in Glenmore gehalten werden soll. Vorträge von Professor Adler (über die Bedürfnisse und Ziele der ethischen Gesellschaften), William M. Salter (die beste Organisationsform ethischer Gesellschaften), S. Burns Weston (Welche Arten von Gesellschaften dürfen zur Mitgliedschaft des Bundes zugelassen werden?), Dr. Morris R. Cohen (die Moralerziehung der Erwachsenen) u. a. weckten lebhaftes Interesse; ein ganzer Tag wurde der Besprechung der Frage des Moralunterrichts gewidmet, mit Referenten von Professor James H. Leuba, Frl. Alice Seligsberg, Robert A. Woods, und eine große öffentliche Abendversammlung behandelte (mit vier Referenten) die Fragen, welche sittliche Eigenschaften heute erfordert würden a) im politischen Leben, b) im Beamtentum, c) in der bürgerlichen Demokratie. Alle diese Vorträge werden in den „Ethical Addresses“ erscheinen.

Sprechsaal.

Zum Fall Peters. Der Autor des Leitartikels in Nr. 14 hat durchaus recht, wenn er feststellt, der Fall Peters sei noch lange nicht abgetan — wir stünden vielleicht sogar erst am Anfang. Immerhin, glaube ich, wird es von Nutzen sein, wenn wir auf einiges Positive schon jetzt zurückkommen und vor allem die Irrtümer aufdecken, die so reichlich von der Petersclique begangen und als solche schon längst festgestellt worden sind.

In dieser Hinsicht sind wir der „Köln. Ztg.“ lebhaft zu Dank verpflichtet. Sie hat insbesondere die zahlreichen Fehler und Schiefheiten in dem Gutachten des Generals v. Liebert aufgedeckt — jenes Flottenschwärmers, der vor wenigen Jahren auf einem Commers antisemitischer Studenten erklärte, er hätte den Soldatenrock längst ausgezogen, wenn er gewußt hätte, daß dem Vaterlande ein jahrzehntelanger Frieden bevorstehe!

Der frühere Gouverneur Rudolf v. Bennigsen, ein untadeliger Gentleman, hat in der „Köln. Ztg.“ den Sachverständigen v. Liebert gebührend ironisiert, da Letzterer aus seiner vierjährigen Tätigkeit in Ostafrika nur eine endlose Reihe angeblicher Fehler und Laster, aber keine einzige Tugend des seiner Verwaltung unterstellten Negervolkes aufzuzählen wußte. Unzweifelhaft wohnen dem Neger als Soldat und Arbeiter auch größere Tugenden inne; Herr v. L. habe daher sein Gutachten entweder einseitig abgefaßt, oder er sei wegen einer zur Beurteilung von Naturvölkern nicht ausreichenden Begabung nicht der richtige Mann für das Gouvernement einer deutschen Kolonie gewesen. — Man brauche auch durchaus kein Philister zu sein, um bei Leuten in verantwortlicher Stellung (wie Peters) die zügellose und nur allzu leicht zu Mißachtung und Zerwürfnissen führende Weiberwirtschaft zu mißbilligen.

In gleichem Sinne lautet auch das ethisch wertvolle Gutachten des Pater Acker, welcher feststellte, man habe nur Strenge walten lassen, aber Gerechtigkeit und Güte vergessen. Die zu große Strenge der Europäer sei an den meisten Aufständen schuld, denn der Neger — von Natur treu, tapfer, gutherzig und humorvoll — sei eben das, was man aus ihm mache.

In der Tat war ja der vielleicht größte, deutsche Afrikaforscher, Dr. Gustav Nachtigal, zugleich ein hochherziger Menschenfreund.

Unrichtig ist vor allem v. Liebert's Behauptung, daß die beiden Disziplinarurteile „alle eigenartigen afrikanischen Verhältnisse ausschalten.“ Vielmehr wird im II. Urteil (vom 16. Nov. 1897) dem Sinne nach ausdrücklich betont, der Gerichtshof nehme ohne weiteres an, daß die Verhältnisse am Kilimandscharo andere seien als in Deutschland. Dies rechtfertige aber noch nicht die von Peters in seinem Bericht verschwiegene Hinrichtung des Dieners Mabruk. Eine eigene Moral für Afrika und eine Berechtigung zur Benutzung der Amtsgewalt

für außereheliche Zwecke könne nicht anerkannt werden — wie ja auch Pater Acker erklärt hat, daß Recht, Anstand und Sittlichkeit selbst in Afrika stets gewahrt werden müßten.

Der Abgeordnete Dr. Arendt hat bei seiner Vernehmung einen besonders merkwürdigen Ausspruch getan, indem er die Affäre Dreyfus zum Vergleich heranzog und erklärte, das Urteil gegen Peters sei gleichfalls „politisch verfehlt". Daraus kann logisch nur gefolgert werden, daß es also juristisch zutreffend war und Dr. Arendt, der vom Conquistadorentum Berauschte, erscheint demnach als einer der „Petersfeinde"!!

Sehr unglücklich vollends schneidet die Peterselique ab, wenn sie mit warnend erhobenem Finger auf England weist, das ihrer Ansicht nach Kolonisatoren wie Peters als nationale Helden feiern würde. Der tote Livingstone ist in der Westminsterabtei zu London beigesetzt; dem als Forscher so viel größeren Stanley aber haben die Briten diese ruhmvolle, letzte Ruhestätte verweigert. — Zu Anfang 1907 hatte Kapitän Grogan nebst drei anderen Weißen drei Neger, die sich gegen weiße Frauen vorlaut (nicht etwa unsittlich!) benommen hatten, öffentlich peitschen lassen; Grogan und Genossen erhielten dafür mehrwöchige Gefängnis- und ziemlich hohe Geldstrafen. Nach dem offiziellen Regierungsbericht hatte der Gouverneur zunächst die Einführung einer weißen Polizei zum Schutze der Eingeborenen gegen weiße Gesetzesverletzer gefordert. Er weist die Behauptung Grogans, forsches Auftreten sei zur Verhinderung eines drohenden Aufstandes nötig, zurück und bezweifelt, ob die zurzeit herrschende Ruhe anhalten würde, wenn solche Vorfälle sich wiederholen sollten. — Auch der Kolonialminister Lord Elgin spricht mit Bezug auf den Fall Grogan von „flagranten Akten der Gesetzlosigkeit und Ungerechtigkeit", die der sicherste Weg seien, „einen Aufstand zu provozieren." Dabei verhält sich Grogans Tat zu der des Dr. Peters wie 1 : 10.

So viel zur vorläufigen Klarstellung!

Carl Ludwig Siemering.

* * *

Bemerkenswert sind auch die Ausführungen, die wir im „Freien Wort" (Herausgeber Max Hennig, Frankfurt a. M., 2. Juli-Heft d. J.) finden. Dort schreibt unser Freund S-i:

„Wie das bekannte Unterrichtsbild des ‚Pferdes mit allen den 101 Krankheiten, an denen ein Pferd überhaupt leiden kann', bietet dieser Prozeß ein lückenloses Bild von allen Gebrechen, an denen wir in Deutschland kranken, so daß jemand, der die Akten des Peters-Prozesses mit Verständnis studiert, das Deutschland unserer Zeit mit seinen sämtlichen unausstehlichen Krankheitserscheinungen vor Augen hat. Alle Probleme unseres Zeitalters spielen in den Prozeß hinein: Hurra-Patriotismus und Soziologie, Bureaukratismus, Missionswesen, Rassenprobleme, Sexualethik, Uebermenschentum, Militarismus, Kastengeist, Affarismus — alles wirbelt nur so vor unseren Augen durcheinander, und es ist gar nicht wunderbar, daß in der Presse genau so viele Urteile zu Worte kamen, wie Richtungen vorhanden sind.

Um den Aussagen vor dem Münchener Gerichtshofe und den Zeitungsartikeln über den Prozeß gerecht zu werden, muß man sich vor allem auf einen festen Standpunkt stellen. Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob man an das Verhalten des Dr. Peters den Maßstab eines von einstigen deutschen Kulturidealen erfüllten „Spießbürgers" anlegt, etwa eines altmodischen Menschen, dem Lessing, Schiller, Goethe, Kant Vorbilder und Wegweiser sind, oder ob man den Standpunkt der Cortez, Pizarro, Clive teilt, eventuell auch den eines Indianerhäuptlings aus den Lederstrumpf-Erzählungen. Um keine falschen Erwartungen zu erregen, gestehen wir unumwunden zu, daß wir den Standpunkt der modernen Konquistadoren nicht billigen, auf deren Banner steht: „Right or wrong — my country", was etwa auf gut deutsch lautet: „Moral ist Mumpitz, wenn nur mein Vaterland den Profit hat" oder „Mit Moral baut man keine Eisenbahnen", wie Ritter v. Ofenheim einst aussagte.

Diejenigen, welche nicht auf diese Devise eingeschworen sind, werden von Männern wie Peters, Arendt, Liebert leicht für bemitleidenswerte Ideologen gehalten, die keine Ahnung davon haben, wie man eine „Weltmacht" wird. Man denkt dabei im stillen an Großbritannien, welches angeblich nie sehr heikel gewesen ist, wenn es gegolten hat, einen schwächeren Gegner zu vergewaltigen. Wer die englische Kolonialgeschichte kennt, weiß aber, daß es auch in England nie an „Ideologen" gefehlt hat, die vor Gewalttaten warnten, ja daß sogar diese Ideologen auch gelegentlich Recht behielten. Wir möchten nur auf Edmund Burke hinweisen, der die brutale Besteuerung der amerikanischen Kolonien in seinen beiden berühmten Reden „On American Taxation" und „On Conciliation with America" heftig bekämpfte, aber niedergestimmt wurde. Weil die „praktischen Engländer" nicht auf den Ideologen Burke hörten, verloren sie die amerikanischen Kolonien. Aber wenn uns die Geschichte auch nicht solche Lehren gäbe, würden rechtschaffene Männer doch nicht von ihrer Ueberzeugung ablassen, daß Handlungen, die an sich schmachvoll sind, niemals dem Vaterland dauernd zum Segen gereichen können. Und wir verehren diese Männer, wie beispielsweise Multatuli, weil ohne sie unsere mühsam erarbeitete Kultur Gefahr liefe, von neuen barbarischen Zeitaltern verschlungen zu werden."

Bücherschau.

Aus der vollständigen **Kantausgabe**, die im Rahmen der bei Dürr in Leipzig erscheinenden „Philosophischen Bibliothek" als Band 37—52 herausgekommen ist, liegen folgende Bände in neuen, sämtlich in den Jahren 1902—1907 erschienenen Auflagen zur Besprechung vor:

Kritik der reinen Vernunft, Band 37, 9. Auflage 1906, nur Text, revidiert von Th. Valentiner.

Kritik der praktischen Vernunft, mit Einleitung, Personen- und Sachregister von K. Vorländer, Band 38, 5. Auflage 1906.

Prolegomena, mit Einleitung, drei Beilagen, Personen- und Sachregister von demselben, Band 40, 4. Auflage 1905.

Logik, mit Einleitung, Personen- und Sachregister von W. Kinkel, Band 43, 3. Auflage 1904.

Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, mit Einleitung, Personen- und Sachregister von K. Vorländer, Band 45, 3. Auflage 1903.

Kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik, in vier Abteilungen, deren jede mit Einleitung, Personen- und Sachregister versehen ist, von K. Vorländer, Band 46, 2. Auflage 1905.

Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes, nur Text, herausgegeben von F. M. Schiele, Bd. 47 II., 2. Auflage 1902.

Kleinere Schriften zur Naturphilosophie. Zweite Abteilung. Mit Personen- und Sachregister von O. Buek. Band 49, 2. Auflage 1907.

Physische Geographie. Mit Einleitung, Anmerkungen, Personen- und Sachregister von P. Gedan. Band 51, 2. Auflage 1905.

Wie schon aus dieser Aufzählung ersichtlich, sind die einzelnen Bände nicht nur von verschiedenen Bearbeitern herausgegeben, sondern auch verschieden behandelt. Allen gemeinsam ist die Sorge um einen korrekten Text, die meisten haben außerdem die verzeichneten dankenswerten Zutaten der Herausgeber. Die ganze Ausgabe, einschließlich der hier nicht verzeichneten Bände, kostet 44 Mark, in Liebhaberband 56 Mark. Sämtliche Bände sind auch einzeln käuflich, was besonders in Bezug auf die „Religion innerhalb der Grenzen" bemerkt zu werden verdient. Diese so hochinteressante Schrift Kants ist ja allerdings auch in der billigen Reclamschen Ausgabe einzeln käuflich, die vorliegende Ausgabe erhält aber einen besonderen Wert durch die Zutaten des Herausgebers, unter denen der erste Abschnitt der Einleitung, eine Darstellung des religiösen Entwicklungsganges Kants, eine besondere Hinweisung in Anspruch nehmen darf.

A. Döring.

* * *

Albert Kalthoff, das Zeitalter der Reformation. Nachgelassene Predigten mit Vorwort von Friedrich Steudel, Jena, E. Diederichs 1907, 282 S.

Predigten ohne Text. Ein einheitlicher Zyklus von historischen Vorträgen, in denen das Zeitalter der Reformation im Gegensatz gegen die herkömmliche rein theologische Anschauung, der sich alles in Luther konzentriert, nach seinen mannigfachen treibenden Kräften und epochemachenden Persönlichkeiten in sehr geistvoller Auffassung geschildert wird. Von den 24 Vorträgen ist nur einer Luther eigens gewidmet, in dem er nicht besonders glänzend wegkommt. Der Verfasser entwickelt ein respektables, geschichtsphilosophisches Denken und hat es dabei verstanden, an die einzelnen Momente der großen, universellen reformatorischen Bewegung, die er darstellt, erbauliche Betrachtungen in seinem Sinne anzuschließen, in denen er oft eine mächtige, herzbewegende Beredsamkeit entfaltet. Sogar an die Zeiten des Kirchenjahres, Bußtag, Totenfest, Advent, Weihnachten, Himmelfahrt, weiß er seine Betrachtungen anzupassen. Aus dem Ganzen spricht eine Art von Pantheismus, ein Kultus des Menschen und der in ihm ruhenden göttlichen Kräfte, der freilich Gefahr läuft, von den Hörern libertinistisch gedeutet zu werden. Ob nicht doch vielleicht, wenn denn einmal gepredigt werden soll, eine würdig gehaltene Moralpredigt das Bessere und Heilsamere wäre? Das schließt aber nicht aus, daß auch der Ethiker aus dem Buche reiche Anregung und Stoff zum Nachdenken schöpfen kann. Eine erhebliche Ungenauigkeit findet sich Seite 74 beim Schicksal Galileis. Namentlich fällt der berühmte Inquisitionsprozeß nicht 1623, sondern 1632.

A. Döring.

Druckfehler-Berichtigung. Seite 108, 1. Spalte, Zeile 18 von oben lies: „wärmer" statt ärmer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Schulthess & Co., Verlagsbuchhandlung, Zürich.

Ein **neues** Buch vom Verfasser der **„Lebenskunde“** und **„Jugendlehre“**

Schule und Charakter.

Beiträge
zur Pädagogik des Gehorsams
und zur Reform der Schuldisziplin,
von **Dr. Fr. W. Foerster,**
Privatdozent für Philosophie und Moral-Pädagogik an der Universität und am eidg. Polytechnikum in Zürich.

Preis kart. Mark 3.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Laienpredigten von neuem Menschentum.

Sonntags-Vorträge
gehalten in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.
Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Preis das Heft 30 Pfg.

Bisher erschienen:

1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.
2. Das Recht auf Muße.
3. Das Evangelium des Kindes.
4. Vom Hoffen und Harren.
5. Die ethische Menschengemeinde.

Weitere Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen.

Verlag
Gottesberger Wochenblatt
—
Freireligiöses Sonntagsblatt

Entomologische und wissenschaftliche Werke

Stenographische Beiträge
früher: Stenograph. Vierteljahrsschrift

Buchdruckerei O. Hensel
Gottesberg in Schlesien

Drucksachen aller Art.
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag

Der Freidenker
—
Ethische Kultur
—
Mitteilungen des deutschen Bundes f. weltliche Schule u. Moralunterricht

Druck von Broschüren, Jahresberichten und Flugblättern

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Briefe an Eltern

Von **Deiphobe.** J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag“** u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso“ rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden!

Und so ist es auch geschehen. . . . . .

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.

Die Redaktion.

Neue Probleme. Herausgeber und Verfasser: Edwin Bab. Heft 1: Hypnotismus und Ehe. Heft 2: Hypnotismus und Kunst. Heft 3/4: Hypnotismus und Nervosität. Heft 5: Hypnotismus und Willenskraft. Berlin N. 10. Hugo Schildberger Verlag. Jedes Heft 50 Pfg.

Pensionat Kinderglück

Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.

Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Moralunterricht. Aufnahme vom 8 Jahre ab. Beste Referenzen. Nähere Prospekte.

Jenny Zwettels, staatlich geprüfte Lehrerin.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur“, die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20** Mk. zu beziehen.

Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 19, Wilhelmstr. 121

Zum Kulturkampf um die Schule.

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!
Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert **2** Mark, gebunden **3** Mark.
Von **Dr. Rudolph Penzig,** Charlottenburg.

„Die Jahresberichte über das höhere Schulwesen“ schreiben:

„Um die Erziehung zum reinen Menschentum, die allein imstande sei, auch unser Vaterland aus der konfessionellen und Partei-Zerklüftung zur Einigkeit und Macht zu führen, darum handelt es sich in Penzigs Buch: *Zum Kulturkampf um die Schule.* Das Gesetz von der Erhaltung der sittlichen Kraft und von der unendlichen Fernwirkung von Gut und Böse nötige uns zu der Gewißheit, daß unser Leben und das unserer Kinder mit dem sittlichen und kulturellen Hoch- oder Tiefstand unserer Umgebung unseres Volkes, ja der ganzen Menschheit im engsten Zusammenhange stehe. Daraus folge die Neugestaltung unseres Erziehungswesens. . . . .“

Wie bekannt ist dem Autor die Bestätigung der Wahl als Mitglied der dortigen Schuldeputation wohl infolge dieses Buches vom Kultusminister versagt worden. Er wurde aber trotzdem von der Stadtverordnetenversammlung einstimmig wiedergewählt; daher dürfte obige Schrift erneutes Interesse erwecken.

Kürzlich erschienen zum 100jährigen Gedächtnis:

Max Stirners ethischer Egoismus

Eine Säkular-Rede von **Ewald Horn.**
3 Bogen. 8°. 1 Mark.

Verfasser charakterisiert die Stirnersche „Philosophie,“ wie sie in dem berühmten Buche „Der Einzige und sein Eigentum“ niedergelegt ist, als ethischen Egoismus, der nichts zu tun habe mit dem, was man sonst mit wegwerfender Bezeichnung Selbstsucht nennt; er hält an den Grundgedanken Stirners fest, erweitert sie aber durch Hinzufügung von Eigenem und macht aus dem Ethischen Egoismus Stirners eine egoistische Ethik. Die Schrift — in lebhaftem Tone gehalten — entbehrt nicht des aktuellen Interesses.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind bis Mitte August nach **Mittelschreiberhau** (Riesengebirge) Villa Morgenstern zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. —

Dr. Penzig.

Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. August 1907.	Nr. 16.

Inhalt:

Index-Schmerzen.

Wenn ein vollsinniger, mündiger Mensch für seine Person, ausdrücklich oder stillschweigend durch Handlungen erklärt: in Sachen religiöser Erkenntnis, religiösen Empfindens und religiös-sittlicher Vorschriften begebe ich mich freiwillig des Gebrauches meiner „nur natürlichen" Vernunft, meines persönlichen Geschmacks und meines Eigenwillens, weil ich eine Offenbarung anerkenne über alle Menschenvernunft, eine Kirche, die durch ihre Einrichtungen und verordnete Diener mir allein den Weg des Heiles für meine Seele weisen kann, und ein göttliches Gesetz, das absolute Geltung besitzt — so ist das eine, für mich und manchen andern zwar sehr betrübsam anzusehende, aber zweifellos allerpersönlichste Sache jenes Menschen selbst, in die ihm niemand hineinzureden hat. Auch die Art, wie er sein Verhältnis zu seiner Kirche ordnet, geht nur diese und ihn an. Es ist also zunächst gar nicht recht ersichtlich, mit welchem Rechte sich die öffentliche Meinung, vertreten durch Zeitungen und Zeitschriften, die, zumeist aus guten Gründen, völlige Neutralität in Glaubenssachen predigen, sich in eine innerkirchliche Streitigkeit mischen darf, wie sie durch die be- und wehmütige Eingabe frommer Katholiken an den Papst, betreffs der Indexfrage, durch dessen unwirsche Antwort, ferner durch den Kommerbrief in der Angelegenheit des Professors Schell und durch den neuen Syllabus Pius X. vom 18. Juli d. Js. hervorgerufen worden ist. Der Außenstehende wird vielleicht warmes Mitleid mit den Männern empfinden, die offenbar durch ihr sympathisches Eintreten für deutsche Denker und Dichter und für wissenschaftliche Freiheit in einen schweren Gewissenskonflikt getrieben werden; er wird gleichwohl das Urteil nicht unterdrücken können, daß die Logik auf Seiten der Kirche ist und dem Verteidiger des Syllabus Monsignore F. Heiner z. B. recht geben, der da schreibt:*)

„Wenn die Kirche das Recht und die Pflicht hat, für die Reinerhaltung des Glaubens und der Sitten theoretisch und praktisch Sorge zu tragen, so hat sie eben dadurch auch das Recht und die Pflicht, im Gewissen bindende Vorschriften zu erlassen über Lektüre und Publikation der die Offenbarung betreffenden Bücher, und so steht das Institut des Index für jeden billig Denkenden als völlig gerechtfertigt da."

Aber schließlich: ein Anlaß, hier über Gewissensknechtung sich neuerlich zu entrüsten, liegt keineswegs vor. Es gilt der alte Satz: „volenti non fit injuria" (etwa: eine Behandlung, der sich jemand freiwillig unterwirft, fügt ihm kein Unrecht zu), und wenn die Behandlung eben unerträglich wird: „janua patet" (die Ausgangstür ist offen).

Damit scheint die ethische und rechtliche Seite der Angelegenheit, wenigstens soweit sie Erwachsene betrifft, erledigt. Sie wäre es auch in der Tat, wenn in unserem Staate die oben gemachte Voraussetzung erfüllt wäre: wenn nämlich Religion Privatsache wäre. Das ist sie, wie männiglich bekannt, aber leider noch nicht, sondern immer noch schleppen wir den Unbegriff des „christlichen Staates" mit uns herum; immer noch hat die sittliche Organisation der Gesellschaft einen großen, vielleicht den wichtigsten, Teil ihrer Aufgaben einer Institution überliefert, die, wie die Kirche, jedem Eingriff des Staates in ihr inneres Wesen unzugänglich ist; immer noch, und heute mehr als je, sind alle staatlichen Veranstaltungen für den Unterricht und die Erziehung der künftigen Staatsbürger, von der Volksschule bis zur Universität, eben dieser selben Gewissensherrin ausgeliefert, die mit dem Gewicht ihrer Autorität dieselben Menschen, die freie und selbstverantwortliche Staatsbürger werden sollen, zu ihren willenlosen und erkenntnisarmen Werkzeugen macht. Und zwar liegt in dem „willenlosen Werkzeug", bezw. in der vorbehaltlosen Bindung unter fremde Autorität, also auf ethischem Gebiete, die Hauptgefahr, weniger, wenn auch immer noch erheblich genug, auf der künstlichen Fernhaltung von Millionen unserer Mitbürger von den Quellen geistiger Bildung und tieferer Erkenntnis. Denn auch die Wissenschaft als solche hat unmittelbar keinen Anlaß, gegen das, was in der konfessionellen Volksschule, im Priesterseminar, in Präparandenanstalten und Lehrerbildungsanstalten, im Collegium germanicum, Jesuitenschulen, theologischen Fakultäten u. a. unter dem Namen „Wissenschaft" gelehrt wird, anders zu protestieren, als etwa höchstens gegen den, wenn auch ungefährlichen, so doch unlauteren Wettbewerb, der hier mit ihrer edlen Schutzmarke: „Wissenschaft" getrieben wird. Es wird aber im Ernst nie einem ehrlichen Forscher passieren können, diese nachgemachte Ware, der vor allem der Stempel freier völlig vorurteilsloser Forschung

*) Der Syllabus in ultramontaner und antiultramontaner Beleuchtung. Mainz 1905.

fehlt, mit echter Wissenschaft zu verwechseln — wie z. B. Pater Wasmann S. J. in Berlin vor kurzem erfahren mußte.

Anders aber steht es mit den staatlichen Institutionen, durch welche die organisierte sittliche Gesellschaft ihre ethischen Zwecke zu erreichen sucht. Der Staat, der einer Kirche, die sich zu den Grundsätzen des alten und neuesten Syllabus bekennt, leichtfertig und unbesonnen die Leitung und Oberaufsicht seiner staatlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten überläßt, der überhaupt hier seine Hoheitsrechte aus der Hand gibt, macht sich zum Mitschuldigen an der sittlichen und geistigen Verbildung der Jugend, er tritt sein eigenes sittliches Erziehungsrecht mit Füßen und mag sich christlicher Staat, Theokratie und dgl., aber nun und nimmer Kulturstaat nennen. Denn er mit seinem Zwang, nicht die Kirche, die stets vorsichtig genug war, sich bei allen sittlich bedenklichen Geschäften des „weltlichen Armes“ zu bedienen, vergewaltigt die Gewissen und beugt die Gerechtigkeit. Oder ist es nicht schreiende Ungerechtigkeit, wenn aus den Leistungen aller Steuerzahler gegen den Willen und die Ueberzeugungen einer zweifellosen großen Mehrheit Anstalten erhalten werden, die wie das ganze Staatskirchentum, die theologischen Fakultäten bis hinab zur konfessionellen Zwergschule, von einem scholastisch-mittelalterlichen Geiste beherrscht werden, der sehr christlich und rechtgläubig sein mag, aber jedenfalls von dem sittlichen Geiste unserer Kultur und unserer Zukunft nach eigenem Eingeständnis und ausdrücklichem Willen nichts wissen mag? Und ist es nicht Gewissens-Knechtung, wenn er durch ein System von indirekten, aber deshalb nicht minder wirkungsvollen Zwangsmaßregeln, wie es z. B. die Bevorzugung aller den „Staatsreligionen“ angehörenden Bürger, die Zurücksetzung und Chikanierung aller religiös Freidenkenden, die Ausschließung von Dissidenten von seinen Aemtern u. a. m., ist, dazu beiträgt, „die größte Lüge der Gegenwart“, wie sie der alte verdienstvolle Scholl genannt hat, die religiöse Heuchelei, ein Schein- und Maul-Christentum und eben jenes Kirchenregiment aufrecht zu erhalten, das ohne diese Stütze längst zusammengebrochen wäre?

Brauche ich noch zu wiederholen, daß niemand die Religion selbst, einschließlich der Berechtigung der Gläubigen zu persönlicher religiöser Kindererziehung, antasten will? Daß im Gegenteil Religion wie Sittlichkeit aufatmen und aufblühen werden, wenn erst die unheilvolle Verkuppelung der Kirche mit dem Staat gelöst sein wird? Aber gerade im Blick auf dieses uns leider in Deutschland noch ferne Zeit sind schon Aufrüttelungen des Gewissens der Menge, wie sie durch die letzten kirchlichen Maßnahmen erreicht worden sind, von großem Nutzen. Sie helfen in die Ferne, in die Zukunft wirken. Sie bereiten den Boden für das Wachsen des sittlichen Kulturstaates. R. P.

Zur Psychologie des Nick Carter-Erfolges.

Von Alexander Kosiol.

Unser deutsches Volk scheint von einer Art Wahnsinns befallen. Wie unter dem Zwange eines unheimlichen Wahnes drängt sich die Menge nach jenen schreiend-bunt gezierten Heften mit den verheißungsvollen Titeln, deren Inhalt vollständig zu charakterisieren unsere Sprache fast zu arm ist. Wie ist es nur möglich, daß Tausende aus allen Altersstufen sich auf diese Lektüre stürzen? Wenn wir es nicht täglich erlebten, glaubten wir es nicht, daß ein denkendes Volk einem solchen geistigen Entartungsprozeß verfallen konnte. Sind wir wirklich noch Träger desselben Volkstums, das einen Lessing, einen Goethe, einen Schiller hervorgebracht hat? Dessen philosophische Ideen weltherrschend geworden sind? Eine bejahende Antwort wird man erst dann wieder geben können, wenn die irregeleiteten Instinkte der Massen der geistigen Kultur wieder zurückgewonnen sind. Heute sind wir weit von diesem Ideal entfernt.

Es ist ein ernstes Problem, das sich hier vor unseren Augen aufrollt. Wohin soll es führen, wenn das deutsche Volk so in Unkultur versinkt, wenn die Massen, die Träger der Demokratie und damit der Zukunft der deutschen Kultur, von den Heldentaten der Nick Carter, Sherlock Holmes und ähnlicher zweifelhafter Gentlemen träumen? Wenn sie in den Verbrecherspelunken besser Bescheid wissen, als der Verbrecher? Wenn dieser an solchen tollen Ausgeburten eines kranken Hirns sich noch schult?

Auch früher gab es Räubergeschichten, auch früher fand dieser Zweig der schönen Literatur zahllose Leser. Aber diese Schriften trieften von Edelmut und sie suchten ihr Publikum fast ausschließlich in den Reihen der Jugend. Wir haben wohl alle die Taten eines Rinaldo Rinaldini, eines Anton Leichtweis und wie sie sonst noch hießen, die kühnen Helden, bewundert! Warum auch nicht? Wir waren jung, tatenfroh, unbeschäftigt und das Leben da draußen erschien uns so göttlich frei, so weit, so lockend! Warum sollten wir bei unseren Schmöckern nicht auch von Kämpfen träumen, von Taten, die unseren Namen groß vor Allen, unsterblich machen sollten? Und da es nach dem objektiven Urteil unseres Geschichtslehrers in ganz Europa und bei den anwohnenden Völkerschaften keine Tyrannen, keine blutgierigen Schurken, keine Ungerechtigkeit mehr gab, so mußten wir sie weit draußen suchen, auf der See, in Wild-West oder in irgend einem Winkel der vergangenen Jahrhunderte, den wir gerade mit dem Helden unseres Romans zusammen durchstöberten. Das war für unsere Mitmenschen ganz ungefährlich. Es ist noch stets ein Vorrecht der Jugend gewesen, solche Illusionen zu hegen. Die zerschellen dann gar bald von selbst, und weniger zaubervolle, dafür kulturell bedeutsamere Aufgaben bieten sich dem reifenden Mann. Streiten kann man sich freilich auch darüber, ob es vom Standpunkt des kulturellen Fortschrittes aus nicht zweckmäßiger wäre, den Tatendrang der Jugend auf zeitgemäßere Objekte zu lenken und ihnen dadurch die Probleme des modernen Lebens vertrauter zu machen. Es gibt nicht nur in Wild-West und im Stillen Ozean Barbarei und Ungerechtigkeiten und Willkür und auch in unserer eigenen Geschichte brauchen wir nicht 500 Jahre zurückzuschlagen, um auf solche Aeußerungen der Unkultur zu treffen . . . .

Ganz anders jene Romantik, die uns aus den Lebensschicksalen der Nick Carter und Sherlock Holmes entgegentritt. Hier haben wir nicht die edelmütige Romantik der alten Räuberhauptmänner, sondern eine Romantik der gemeinsten Instinkte. Und dann die äußere Gestaltung des Stoffes! Was hier auf den wenigen Blättern an Sensationsmache, skrupelloser Schwindelei und verblödender Sprache geleistet wird, läßt sich kaum noch überbieten. Und das liest unsere Jugend, die uns die Zukunft schaffen soll!

Doch das nicht allein. Der Einwirkung auf die Jugend könnte man begegnen, wenn der Hang zur Lektüre jener Schundwerke nur der uns wohlbekannten Schülerromantik entspränge. Aber ihr Einfluß reicht weiter. Er macht vor keiner Altersgrenze Halt. Nick Carter wandert vom Vater zum Sohn, vom Sohn zur Tochter, von der Tochter zur Mutter und von dieser zur lieben Freundin nebenan und in demselben Kreislauf so weiter. So bahnt sich das Gift seinen Weg bis in die letzten Glieder unseres Gesellschaftskörpers. Und leider wirkt es nur zu gut! Zu lange schon ist der geistige Organismus der breitesten Volksmassen entkräftet, zu lange entbehrt er der stärkenden Nahrung, als daß er dem Ansturm der Schundliteratur, dessen Wucht sich gegen früher verzehnfacht hat, erfolgreichen Widerstand leisten könnte. Darin liegt die Schuld der letzten Generationen. Sie haben keine vorbeugenden Maßnahmen

getroffen, haben sich um den kulturellen Fortschritt der Masse nicht gekümmert, haben diese sich selbst überlassen.

Man wird mir widersprechen. Man wird auf die aufklärenden Vorträge, die Bibliotheken, die Tätigkeit gemeinnütziger Bildungsvereine verweisen. Ja, wenn nur die geistige Selbständigkeit, die zur Abwehr der Schundliteratur notwendig ist, bei den Massen einzig mittels Ersatz der schlechten Literatur durch eine bessere erreicht werden könnte! Aber jene volksbildende Tätigkeit kann doch nur eine kleine auserlesene Schar erfassen, die sich über den Durchschnitt bereits emporgearbeitet hat. Eine relativ hohe Lebenshaltung ist nötig, um die Anfänge einer persönlichen Kultur und damit jenes Maß geistiger Selbständigkeit erstehen zu lassen, das erforderlich ist, um zwischen guter und schlechter Literatur zu unterscheiden. Was sind die Tausende, die diese geistige Selbständigkeit besitzen, gegen jene Millionen, denen die Nick Carter-Literatur einen Teil der irdischen Glückseligkeit bedeutet?

Stärkere Faktoren müssen es sein, die in der Masse geistige Kultur zu erwecken vermögen. Wer Nick Carter liest, für den ist die Sprache der Klassischen, die Stimmung der guten modernen Literatur unverständlich. Um an die Massen heran zu können, müssen wir tiefer graben, die Wurzeln jenes Giftbaumes bloßlegen, an dem die Entartung des literarischen Geschmacks nur eine der häßlichsten Blüten ist.

Zunächst darf nicht übersehen werden, daß der Hang zur Schundliteratur keine einzelnstehende Erscheinung ist. Der ganze Mißerfolg der bisherigen Reformbestrebungen rührt daher, daß man an dieser Tatsache immer achtlos vorbeigegangen ist. Das literarische Interesse der ungebildeten oder wenig gebildeten Bevölkerungsschichten ist nicht so fein geartet, daß durch Lehre und Schulung bestimmend darauf eingewirkt werden könnte, ohne naheliegende Interessensphären zu berühren.

Bei dem entstehenden Konflikt werden dann diejenigen Interessen die Oberhand gewinnen, die in der unentwickelten geistigen Verfassung des Individuums, d. h. in seinen Instinkten, seien sie angeboren oder erworben, tiefer begründet liegen. Der Fromme wird lieber zu einem Schundwerk greifen, das auf seine religiösen Instinkte zugeschnitten ist, als zu den Lebensgemälden eines Raabe, Fontane ꝛc. Der Ungläubige hält Corvins Pfaffenspiegel für ein gewaltigeres Werk als die Bibel. Selbst bei den gebildeteren Mittelstufen finden wir sehr häufig diese Verquickung literarischer mit religiösen oder nationalen Anschauungen. Daher darf es nicht wunder nehmen, daß bei den ungebildeten Volksschichten die Denkweise einen einzigen wirren Knäuel von Anschauungen bildet, die ungeklärt durcheinander wogen. Nationale, politische, berufsständische, religiöse, literarische, künstlerische Fragen finden in einem und demselben Gedanken ihre unklare, undurchdachte Beantwortung. „Gefühl ist alles!" Nicht eine zielklare Idee, sondern vage, unklare Stimmungen leuchten aus den Handlungen des Durchschnittsmenschen hervor.

Auch der geistig Hervorragende wird von Stimmungen beeinflußt. Er vermag sich jedoch Rechenschaft über ihren Wert für sein Denken und Handeln zu geben. Er beherrscht seine Stimmungen, weil er sie kennt. Der Ungebildete vermag das nicht. Er kann sein Gefühlsleben nicht zergliedern, weil ihm das psychologische Vermögen hierzu fehlt und weil es überhaupt nie einem Einzelnen möglich sein wird, seelische Vorgänge, deren Grenzen außerhalb des einzelnen Individuums liegen, bis in die fernsten Regungen voll zu übersehen. Denn die Stimmung des Durchschnittsmenschen ist nicht individuell, kann es nicht sein. Der Durchschnitt bezeichnet ja stets dasjenige, was einer Vielheit eigen ist. Für große Schichten der heutigen Menschheit besteht eine solche Uebereinstimmung der Erziehungsnormen, der Existenzbedingungen, wie der Lebensweise überhaupt, daß auch die Seele des Menschen mehr oder weniger dieselben Züge aufweist, die allen Individuen seiner besonderen Gruppe anhaften. Je nach der Größe dieser Gruppe ist also die Seele des Einzelnen mehr oder weniger der Typus der Massenseele, die Vertreterin des Geistes der Zeit.

Unser Zeitalter zeigt uns eine relativ geringe Zahl von Teilnehmern an der intellektuellen Kultur. Die große Masse des Volkes ist von dieser Gruppe durch Absperrungsmaßregeln der verschiedensten Art streng geschieden und besitzt, von den kleineren Gruppen des städtischen Mittelstandes und der bäuerlichen Bevölkerung abgesehen, eine fast beängstigende Einförmigkeit der Lebenshaltung und damit gleichzeitig der seelischen Verfassung. Die nivellierenden Tendenzen des modernen Arbeitsprozesses haben für die Millionen der in ihm Tätigen eine Gleichartigkeit der Lebensformen geschaffen, die uns in dem einzelnen Arbeiter nicht mehr den Menschen, sondern nur noch den Typus seiner Klasse sehen läßt. Und diese Gleichartigkeit der Lebensformen bedingt nun die Entstehung jener in der Einfachheit ihrer Formen so großartigen, aber einförmigen Denkweise, wie sie für die moderne Arbeiterschaft charakteristisch ist. Der sozialdemokratische, wie der religiöse und der indifferente Arbeiter denken nur als Arbeiter, nicht als Mensch. Die Grundlage jeder geistigen Tätigkeit ist für sie in dem Begriffe der Arbeit gegeben. In ihm erschöpft sich für den Proletarier von heute das ganze körperliche und geistige Sein. Er hat keine Zeit, anderen Interessen als seiner Arbeit nachzugehen. Die mechanische Art derselben bei übermäßig langer Arbeitszeit zieht geistige Schlaffheit und Interesselosigkeit mit Gewißheit nach sich. Und wenn selbst eine günstigere Lebensgestaltung, eine kleine Verkürzung der Arbeitszeit ihm geistige Beschäftigung gestattet, dann wird er nur eine solche sich wählen, die mittelbar oder unmittelbar mit seiner Arbeit im Zusammenhange steht. Es interessiert ihn ja nur, was arbeiten, handeln, schaffen, tätig sein, heißt. Seine Weltanschauung, seine Geschichtsphilosophie, sein literarischer und künstlerischer Geschmack sind nur auf t ä t i g e Objekte gerichtet. Andere Begriffe kennt er nicht. Er würde sie auch nicht verstehen, denn nichts ist seinem nur an die Erfassung konkreter Tatsachen geketteten Geiste fremder, als religiöse und philosophische Abstrakta. In der Geschichte sind ihm nur die handelnden Geister oder die schaffenden Massen die Träger des politischen Prozesses. Alles übrige ist Coulisse. Er liest nur Romane mit spannender Handlung, mit möglichst vielen „Taten". Alles andere ist ihm langweilig. Kunstwerke ohne Bewegung, Gemälde von intimer seelischer Stimmung lassen ihn kalt.

Freilich ist damit noch nicht erklärt, warum gerade die Nick Carter-Literatur in Arbeiterkreisen einen so ungeheuren Anhang findet. Es wäre eine Beleidigung der Arbeiterschaft als solche, wenn ich behaupten würde, daß die Zugehörigkeit zu ihr ohne weiteres Empfänglichkeit für die Reize eines literarischen Schundwerkes bedingt. Gibt es doch keinen schärferen Gegner dieser „schönen Literatur", als den selbstbewußten Arbeiter. Gerade dieser lernt die Gemeingefährlichkeit der Nick Carter-Romantik und die aus ihr entspringende intellektuelle Verblödung am meisten kennen. Jene Klassengenossen, die dem entnervenden Einfluß der Schundliteratur erlegen sind, bilden ja eines der größten Hemmnisse jedes kulturellen Fortschritts und damit seines eigenen Emporsteigens auf der Stufenleiter seiner sozialen Emanzipation. Um dem Nick Carter einen so großen Erfolg zu verschaffen, wie er vorliegt, war vielmehr das Zusammentreffen der Empfänglichkeit des Arbeiters mit anderen Faktoren wesentlich politischer Natur notwendig.

Ich sagte, daß für den modernen Arbeiter der Begriff des Handelns, des Tätigseins zum Maßstab seiner Wünsche geworden ist. Mit dem Augenblicke nun, wo die Arbeiterschaft sich aus den drückenden Fesseln des kapitalistischen

Arbeitsverhältnisses zu lösen begann, da lösten sich bei den Einzelnen auch die ersten Regungen geistiger Tätigkeit. Der Arbeiter lernte die Wissenschaft und die soziale Macht des Wissens schätzen. Er gewann in diesem eine neue Waffe im Kampfe ums Dasein, der für ihn zum Klassenkampfe geworden war. Doch wenn er auch die Tragkraft seiner geistigen Schwingen ahnen lernte, es war ihm versagt, sie zu gebrauchen. Man verstand das Wollen des Arbeiters nicht und hatte kein Verständnis für seine Wünsche. Der Arbeiter, der einmal zu kulturellem Leben erwacht ist, läßt sich das Maß seiner Anteilnahme an der Kultur, die Bedingungen dafür, nicht vorschreiben. Er verlangt bedingungslose Erschließung aller kulturellen Möglichkeiten in weitestem Umfange für alle Angehörige seiner Klasse. Und daß man dem nicht nachgab, war der Fehler; niemand weiß besser, wessen der kulturell noch tiefstehende Arbeiter zu seiner Erziehung bedarf, niemand kennt besser seine kulturellen Bedürfnisse, als der intellektuell fortgeschrittene Klassengenosse. Und diesem vorzuschreiben, was er zu tun habe, und auf die Verletzung der Vorschriften hohe Strafen zu setzen, das war das höchste an Unkultur, was manche Herren der oberen Bürokratie und der herrschenden Klassen sich leisten konnten. Bewegungsfreiheit, wirtschaftliche, politische und kulturelle, verlangten die Arbeiter und sie erhielten als Antwort den § 153 der Gewerbeordnung, die politische Entrechtung in Kommunen und Einzelstaaten und jene Verbote öffentlicher Tätigkeit, die unter dem System Studt ihre höchste Ausdehnung und ihre höchste Vervollkommnung erreicht haben. Der Proletarier, der Mann des Arbeitens, des Handelns, blieb zur Untätigkeit verdammt, ausgeschlossen von einer positiven Betätigung auf all den Gebieten der Kultur, die seine wirtschaftspolitische und sozialpolitische Tätigkeit ihm erschließen sollte. So sammelte sich in ihm allmählich jenes gehäufte Maß von Haß gegen das Bestehende und jenes absolute Mißtrauen gegen alles, was mit der „Bourgeoisie" im Zusammenhange steht. Sein Sehnen flog hinüber in jene Zukunft, wo keine feudal-absolutistisch-bürokratische Bevormundung und keine Strafgewalt einer herrschenden Klasse ihn mehr von der Betätigung auf allen Gebieten der Kultur werden zurückhalten können. Und in seiner Phantasie erscheint ihm das Ideal jeder Massenbewegung, die absolute Freiheit und Gleichheit, verwirklicht in einem festen Gefüge des Staates der Arbeit, des Zukunftsstaates. Je mehr er gedrückt und geknechtet wurde, desto tiefer erglühte sein Innerstes, desto näher erschien ihm der Tag der Erfüllung.

Die Opfer dieser politischen Zustände aber, jene millionenstarke Schar aller derer, die unter dem Druck der geistigen Bevormundung noch in dem alten dumpfen Brüten verharren, denen auch die geringste Möglichkeit zu einer geistigen Betätigung fehlt, sie haben keine Kulturideale, sie können von keiner schönen Zukunft träumen. Sie flüchten sich in erdichtete Welten, in die Welten der alten Räuber- und Indianerheroen und in die dunklen Welten der Nick Carter und Sherlock Holmes. Das ist die rechte Geisteskost für alle, die persönliches Handeln, Tatkraft, schaffende Energie sehen und davon träumen wollen.

Auch das Bürgertum hat eine solche Epoche durchlebt: Jene schöne Zeit des Vormärz, in der die Wucht des orthodoxen Regiments und des Absolutismus zugleich jede freie Regung erdrückte und in der das so zukunftsfroh schaffende „Junge Deutschland" der Zeitströmung weichen mußte, die anderen Regionen zustrebte, Regionen, in denen man nicht handelte, sondern von Taten dichtete und träumte, wo die blaue Blume der Romantik blühte und duftete, und . . . . . . den deutschen Michel einschläferte.

Die Entwickelungsperiode, in der sich zurzeit die deutsche Arbeiterschaft befindet, ist dank der herrschenden Reaktion auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ebenfalls eine romantische. Unter dem borussischen Druck erstirbt jede Regung der schaffenden Tat und so wendet sich der eine und träumt von den goldenen Tagen der Zukunft und träumt sich in einen Haß gegen das Bestehende, der andere aber liest den Nick Carter und verblödet oder hilft die Arbeitshäuser, Gefängnisse und Zuchthäuser füllen. Abgrundtief scheidet sich das Denken des geistig erwachten Arbeiters von dem des indifferenten und doch sind beide von der gleichen Wesensart. Diese Wesensart, die Grundstimmung des psychischen Lebens der deutschen Proletarier ist, wie ich zeigte, Romantik — Romantik einer ungeheuer breiten, aber ebenso flachen, unentwickelten demokratischen Kultur, die, unter der Last der drückendsten Reaktion jeder Entwicklungsmöglichkeit beraubt, Wucherungen der gefährlichsten Art treiben muß.

Deshalb werden auch die besten Methoden zur Läuterung des literarischen Geschmacks an dem Uebel nichts ändern. Solange die politische Rechtslosigkeit und die wirtschaftliche Unfreiheit auf der Arbeiterschaft lastet, werden die einen zum Klassenkampf und Massenstreik schwören, ein kleiner Teil zum Verbrechen getrieben. Der Rest ist Stumpfsinn, Verblödung!

Und das Mittel dagegen? Vorbehaltlose Heranziehung des Proletariats zu aller und jeder Kulturarbeit; weg mit aller Bevormundung und Beseitigung aller gesetzlichen und gesellschaftlichen Schranken, die den Unbemittelten zum Bürger minderen Rechts machen!

Humanisierung des Gehirnkrieges.

Von Dr. Immanuel Lewy.

Das moderne Leben zeichnet sich aus durch eine ins Kolossale und Unübersehbare steigende Produktion. Die Vervielfältigung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens hat als ihren ständigen Begleiter eine äußerst fruchtbare Produktion geistiger Güter. Der geistige Umtausch gewinnt täglich an Umfang, Ausdehnung, Beweglichkeit und Raschlebigkeit. Diese oft allzu beschleunigte Herstellung von Geistesprodukten, welche die raschlebige, raschlesende, raschhörende und raschwechselnde Zeit verlangt, hat eine gefährliche Begleiterscheinung im Gefolge, die Herabminderung des Warenwertes. Was gediegen sein soll, braucht nun einmal Zeit; was flink hergestellt werden muß, das muß an Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit leiden. Im Zusammenhang mit der Herabminderung des geistigen Warenwertes tritt noch eine andere wenig erfreuliche Erscheinung hervor: Die Verminderung der ethischen Qualität der Ware. Der Lebenskampf, das Sich-kreuzen und Gegenübertreten der überaus verwickelten Interessensphären, verlangt Argumente, geistige Schutz- und Trutzwaffen zur Erhaltung des eigenen Selbst. Jede Partei, jede Klasse, jede Vertretung, jeder Verein, jedes soziale Gebilde bedarf eines geistigen Arsenals, aus dem es sein Rüstzeug holt, um im Kampfe nicht geschwächt zu werden. Mit der Differenzierung, Zerteilung und Zergliederung der gesellschaftlichen Arbeitsgemeinschaft in eine unzählbare Fülle kleiner und kleinster Organisationen, wird eine Verfeinerung und Verbesserung der Kampftechnik nötig. Die alten Waffen veralten schnell. Es bedarf daher erhöhter geistiger Beweglichkeit, einer größeren Geschmeidigkeit im Aufnehmen und Abwehren; der geistige Kampf verschärft sich und die größere Häufigkeit des Sich-Schlagens, die Vermehrung der Kampfgelegenheiten erzeugt größere Leidenschaftlichkeit, mehr Nervosität, mehr Aufregung, mehr Aengstlichkeit. Wo die Leidenschaftlichkeit wächst, da hat die Ethik das Nachsehen; denn Sittlichkeit verlangt Besonnenheit, Ueberlegung, Ueberdenken der Folgen und Wirkungen des eigenen Tuns und Lassens. In der Zeit, wo man keine Zeit hat zum Ueberlegen, wo man stets bereit sein muß, zu schlagen, einen Gegner abzuwehren, verlieren die ethischen Mächte an Bedeutung. Dies ist der Fall bei unseren massenhaften Gehirnkriegen. Am deutlichsten zeigt sich die

zunehmende Nervosität des Kampfes unmittelbar vor den politischen Wahlen in der Presse. Mit welchen gesittungsrückständigen Mitteln wird da nicht fast überall gearbeitet! Aber auch sonst in Broschüren, in der Presse, in Diskussionen, in Vorträgen, in Versammlungen, überall, wo die Geister aufeinanderstoßen, geht es häufig sehr heiß her, und wo es heiß wird, da spricht die Leidenschaft und die Ethik schweigt. Ethik aber ist Menschlichkeit. Leidenschaftlichkeit ist Rückfall in wildere Gesittungsformen. Wir bedürfen aber des Fortschritts, nicht zum mindesten in Fragen der Gesittung. Eine Veredelung des Gehirnkrieges tut uns not. Wie erreichen wir diese? Indem wir in Zeiten ruhiger Stimmung uns feste Grundsätze einprägen, die wir uns fest ins Gedächtnis schreiben, an die wir uns immer wieder gewöhnen und die wir stets auch bei den harmlosesten Dingen in Anwendung bringen. Welche Grundsätze haben wir uns da zu merken? Wir wollen uns gestatten, auf einige aufmerksam zu machen.

„*Willst du eine Idee widerlegen, sieh dir ihre edelsten Vertreter, ihre besten Argumente an, und suche gegen diese in logisch sachlicher Weise aufzutreten!*“ Das Sich-berufen auf minderwertige Zitate minderwertiger Gegner ist billig, aber gemein; leicht, aber niederträchtig. Die Veredelung des Daseinskampfes, des Antagonismus streitender Hirne und Herzen, muß dahinstreben, die gegenseitigen Argumente zu verfeinern, eine *Auslese* unter ihnen zu treffen. Wollen wir die Mangelhaftigkeit einer Sache nachweisen, so müssen wir uns die Mühe geben ihre scheinbar höchste Vollendung, die Sache in ihrer auserlesensten Form anzugreifen. Benutzen wir andere Argumente, zitieren wir weniger erlesene Daseinsformen der fremden Idee, der gegnerischen Sache, so haben wir diese ja noch nicht niedergerungen; wir haben uns zwar Mühe gespart, aber unser Gegner lebt noch immer; er wird sich auf die tauglicheren Waffen besinnen. Es ist höchst unzweckmäßig, sich die Mühe zu ersparen. Bekämpft man den Gegner nicht mit Herbeiziehung seiner besten, sondern schlechtesten Produktionen, so wird der natürliche Erfolg der sein, daß der Gegner in gleicher Weise die schlechtesten Produktionen meiner Sache ausschlachtet — und da hätten wir als nette Folge ein allmähliches Hineinwachsen in gegenseitiges Nicht-mehr-verstehen-wollen. Wer verlangt, daß man einen Atheisten nicht als sittenlosen Menschen brandmarken soll, der darf füglich nicht einen Jesuiten beschimpfen. Wer Nachsicht und Verständnis für eine nichtchristliche Weltanschauung verlangt, der darf nicht dem gesamten Christentum die Kreuzzüge zur Last werfen. Wer den Sozialismus predigen will, muß sich in ein konservatives Gemüt hineinversetzen können, und darf nicht den Konservatismus als Klassenegoismus brandmarken. Die edelsten Geister sind von dergleichen völlig einseitigem Nichtverstehenkönnen des Gegners nicht frei. Tolstoi z. B. hält den Patriotismus für eine künstliche Züchtung im Interesse der herrschenden Klassen. Ja — eine solche Art zu reden ist aber alles andere als ethisch. Wenn ethische Schriftsteller dies tun, was sollen wir dann von den anderen sagen?

Wer den Patriotismus als inhuman bekämpfen will, muß den glänzendsten Verteidiger des Patriotismus-Gedankens bekämpfen, aber nicht seine elendesten Auswüchse. Und so überall. Diese inhumane Kampfesmethode ist nutzlose Zeit- und Kraftvergeudung. Der Gegner wird erbittert über die schreckliche Uebertreibung und immer noch verstockter.

Zweite Regel: *Will man eine Idee widerlegen, soll man sich nicht auf Schlagworte berufen.* Schlagworte haben eine bestimmte Gefühlsatmosphäre. Die einen freuen sich, wenn ein Schlagwort fällt, die anderen ärgern sich. „Die Bodenreform ist schlecht, weil sie Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie ist“ — eine solche Art Widerlegung sollte im 20. Jahrhundert nicht mehr gebraucht werden. Schlagwörter regen auf, machen leidenschaftlich und untergraben jede sachliche Diskussion. Verbrauchte Wörter, welche gewisse Massengefühle erzeugen, sollten in ernsten Diskussionen nicht gebraucht werden, weil sie nervenreizend sind, weil sie die Köpfe verwirren statt sie zu erleuchten. In der Beweglichkeit und Ausdehnung unserer geistigen Kämpfe und Zusammenstöße haben sich gewisse Worte, terminologische Begriffe gebildet, in denen eine ganze Weltanschauung, eine bestimmte Tagesforderung, eine eigenartige Richtung, eine besondere Auffassung gleichsam kondensiert erhalten ist. Diese Begriffe umkleiden sich durch die Häufigkeit ihres Gebrauches mit gewissen Stimmungen und Gefühlen, freundlichen oder feindseligen, je nachdem man über die Sache denkt. Je häufiger solch ein Schlagwortausdruck kursiert, desto mehr verliert er an logischem Gehalt, desto mehr wird er ein Erreger bestimmter Gefühlsmassen, der die in dem Individuum bereits bei früherer Nennung des Wortes aufgespeicherten Gefühle wieder hervorruft. Für einen Demagogen oder leichtsinnigen Agitator ist es daher eine leichte Sache seinen Gegner zu schlagen, wenn er wiederholt solche Begriffe und Schlagwörter gebraucht, die innerhalb seiner politischen oder religiösen oder kulturellen Gemeinschaft bereits mit einer Fülle hergebrachter Unlust- und Beunruhigungsgefühle umkleidet sind. Gebraucht man diese Ausdrücke oft, so erregt man leicht die Masse, weil man statt an den Kopf, an das sachliche Denken, zu appellieren, an das Herz, das leidenschaftliche Fühlen, sich wendet, und durch diese Methode mit Leichtigkeit den Unwillen der Masse, sobald es beliebt, hervorrufen kann. Wir müssen uns als ehrliche Menschen vor dem Gebrauch solcher Worte hüten. Begriffe, die trivial geworden sind, bei denen man nicht mehr denkt, sondern nur noch leidenschaftlich fühlt und erregt wird, sollten außer Kurs gesetzt werden und durch neue ungewohntere und mit weniger Vorurteilen eingehüllte Begriffe ersetzt werden. Wollen wir an der Humanisierung des Gehirnkrieges arbeiten, so müssen wir endlich vor allem eins fest im Auge behalten: *den guten Willen, den Gegner zu verstehen*; wir dürfen ihn nicht als minderwertig betrachten, sondern müssen in ihm nur eine andere Auffassungsweise sehen.

Beobachten wir diese drei Regeln fest und sicher: einmal, stets die beste Befestigungsform des Gegners anzugreifen, zweitens, nie den Vorteil abgebrauchter Schlagworte auszunutzen und drittens in dem Gegner keinen Gegner, sondern nur eine andere Auffassung zu sehen — so können wir getrost sein, daß wir eine unzählbare Summe von Zeit und Kraft sparen würden, uns gegenseitig in den schwierigsten Dingen verständigen und alles, was wir durchführen wollen viel schneller und gediegener erreichen würden. Aber eins tut not. Wollen wir den Gehirnkrieg humanisieren, müssen wir erst uns selber humanisieren!

Streiflichter.

Eine deutsche Messe. Die Leser des Leitartikels voriger Nummer dürfte es interessieren, den folgenden Bericht über die Aufführung der „Deutschen Messe“ Peter Faßbänder's auf dem Tonkünstlerfest in Luzern zu lesen; ist doch jeder Versuch, ethische Läuterung und ästhetische Erhebung von der kirchlichen Tradition zu lösen, beachtenswert. Die treffliche Zeitschrift „Die Schweiz“ schreibt:

„Mit dieser Messe bringt der Komponist eine gewaltige Neuerung, die unserem Zeitgeist in hohem Maße entspricht.

Seit vielen Jahrhunderten hat man, sobald der Mensch die Gottheit oder seine ihm seit jeher innewohnende Neigung zum Anbeten eines höhern Wesens besingen wollte, zur Bibel gegriffen. Warum sollte sich nicht auch die Musik wie die Baukunst und Malerei in den Dienst der Kirche stellen? Das war so lange selbstverständlich, daß heute noch manche moderne Kunsthistoriker das Klagelied von der guten alten Zeit anstimmen, in der die Kunst ein Heim, ein Ziel gehabt habe! Als ob die Künste nicht Selbstzweck sein könnten, nicht selbst ihre Religion weithin verkünden könnten!

Bach und Händel, die größten Vertreter der Kirchenmusik, haben die Liebe, die Poesie und die Herrlichkeit „des Buches der Bücher“ besungen. Händel liebte den Pomp des alten Testamentes, Bach den versöhnenden Geist des Evangeliums. Die beiden Meister bedeuten den Höhepunkt des Oratoriums. Eine Spätrenaissance in ihrem Geiste schuf Mendelssohn.*)

Nun ist die Zeit des kirchlichen Oratoriums vorüber. Diese These erkannte Faßbänder. Er stellte „seine“ Messe nicht unter kirchliche Bevormundung. Statt der Bibel wählte er als Textunterlage Verse eines Schiller und Göthe, eines Möricke und C. F. Meyer, und die Gedanken der Dichter, mit ihrer idealen Lebensauffassung ergeben eine Kyrie, eine Gloria und ein Credo, die zusammen ein Oratorium des zwanzigsten Jahrhunderts bilden. Auf der Grundlage dieser feinen poetischen Ethik ist hier ein neuer religiös-sittlicher Stil in der Musik eingeweiht.

Auch die musikalische Seite der „Deutschen Messe“ ist hoch beachtenswert. Obwohl der Komponist auf Gesangssoli verzichtet — an Stelle dieser bringt er Unisonochöre — weiß er mit scharfen Kontrasten zu zeichnen, zarte und kräftige Wirkungen zu rechter Zeit zu erzielen und wundervolle Steigerungen herauszufeilen. Das Wort des Dichters ist in der „Deutschen Messe“ sinnreich vertont und der Gedanke im Orchester reich illustriert. Nur zwei Beispiele gesunder, schöner und kräftiger Wirkung mögen hier besonders angeführt sein: der von mannesmutigem Freiheitsgefühl inspirierte Vers:

„Der Mensch ist frei geschaffen,
Und würd' er in Ketten geboren!“

und der urkräftige Schluß:

„Friede, Friede auf Erden!“

in welchen sich mit dem frohlockenden, lobpreisenden Chor und Orchester ein Trompetenchor in der Höhe verbindet, der seine ehernen Töne friedenverkündend und feierlich herabsendet.“

* * *

Das freie Wahlrecht. Als im Reichstag am 24. Januar 1882 über den Erlaß betreffend die Stellung der Beamten bei den Wahlen debattiert wurde, erklärte Fürst Bismarck:

„Daß ein Beamter in seiner eigenen Wahl sich seines (Beamten-)Eides erinnern sollte, wird garnicht verlangt; seine eigene Wahl, die Ausübung seines Wahlrechts, ist vollständig frei; sie wird nicht berührt, sondern es ist ja ausdrücklich im Erlaß gesagt: Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen.“

Selbst der erzreaktionäre Minister v. Puttkamer betonte bei diesem Anlaß:

„Ein . . . unmittelbarer oder mittelbarer Staatsbeamter soll in keiner Weise in der Ausübung seines freien Wahlrechts beschränkt werden; und wenn der Vorgesetzte . . . einen derartigen Versuch unternimmt, so macht er sich, wie der Herr Reichskanzler sehr richtig gesagt hat, nicht nur disziplinarisch, sondern darüber hinaus strafbar.“

Den gleichen Standpunkt vertrat v. Puttkamer ein Jahr darauf im Abgeordnetenhaus. —

Und heute, ein Vierteljahrhundert später, passiert etwas, das uns nötigt, auf Bismarck und Puttkamer als ethische Kronzeugen zurückzugehen! Dr. Schellenberg ist seiner Stellung als Vertrauensarzt der Post in Wiesbaden enthoben worden, weil durch einen Zufall bekannt wurde, daß er bei einer (geheimen!) Reichstagsstichwahl zwischen einem Nationalliberalen und Sozialdemokraten dem letzteren seine Stimme gegeben hatte. Eine gelegentliche Aeußerung des „Inkulpaten“ hierüber war einem Postrat a. D. hinterbracht worden, auf dessen Anzeige das Reichspostamt in der bekannten Weise reagierte — und zwar, obwohl Dr. Sch. weder Sozialdemokrat ist, noch seiner Abstimmung sich irgendwie gerühmt hatte.

Die Witzblätter brachten bereits anmutige Satiren darüber, wie verderblich der „rote“ Arzt auf die politische Tugend seiner Patienten eingewirkt haben würde . . . ! Das Ernste an der Sache ist aber, daß wir vor 25 Jahren bereits viel aufgeklärter in Deutschland waren, weil man damals den Artikel 20 der Reichsverfassung — geheime Wahl, durch eine Reihe von Spezialvorschriften gesichert — etwas genauer respektierte. Mit allem Nachdruck muß darauf hingewiesen werden, damit diese Vorschrift nicht ebenso Anlaß zum Spotte bietet wie der reichlich optimistische Artikel 27 der preußischen Verfassung: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.“ Hoffen wir, daß Fürst Bülow zum Falle Schellenberg das Wort nimmt, bevor diese Zeilen in Druck gehen! C. L. S.

*) Auch das „deutsche Requiem“ von Meister Brahms muß hier genannt werden. Wenn auch der — deutsche — Text noch wesentlich Bibelstellen entnommen ist, so löst doch die wunderbar tiefe Musik eine völlig interkonfessionelle, rein menschliche Gemütserhebung aus. D. Red.

* * *

Es bröckelt, nämlich am stolzen Bau der für die Ewigkeit gegründeten Kirche. Nach Frankreich ist nun seit dem 30. Juni d. J. Genf, die theokratische Hochburg des Calvinismus, zur definitiven Trennung von Staat und Kirche übergegangen. Ohne jede tiefere Erschütterung, rein logisch und folgerichtig, hat sich der Prozeß vollzogen. Es entsprach eben einfach nicht mehr der Gerechtigkeit, daß die Gesamtheit der Steuerzahler, unter denen die Römisch-Katholischen die Mehrheit bildeten, während die Minderheit sich aus Calvinisten, anderen Reformierten, Altkatholiken, Dissidenten und religiös völlig Gleichgiltigen zusammensetzt, für das Kultusbudget der einen calvinistischen Landeskirche aufkommen mußte. Und niemand, auch nicht die ihres langjährigen ungerechten Privilegiums verlustig gehenden Anhänger der Landeskirche, die wesentlich nur Pietätsgründe gegen den Gerechtigkeitsgedanken anführen können, darf über Härte klagen. Staat und Gemeinde hat vom 1. Januar 1909 ab mit den Ausgaben für irgendwelchen Kultus nichts mehr zu tun. Kirchen sind dann Vereine, die das Recht der juristischen Person erwerben, damit ihre eigene Vermögensverwaltung sicher stellen und Erbschaften, Vermächtnisse u. dgl. entgegennehmen können. Die Kirchengebäude gehören zwar zunächst der politischen Gemeinde, dürfen aber unter billigen Bedingungen von religiösen Organisationen erworben werden. Als Uebergangsbestimmung dient die Aussetzung nach der bisherigen Amtsdauer zu berechnender lebenslänglicher Pensionen an die bisher staatlich angestellten Prediger. Kirchliches Wahlrecht und (zwanglose) Kirchensteuer entsprechen einander.

Dringend zu wünschen wäre es, wenn die verschiedenen Kirchen, nun sie des staatlichen Zwanges ledig sind, auch zur Ehrenrettung ihres Glaubens und zur Festigung ihres Gefüges jetzt die Bestimmung träfen, daß ihre Mitgliedschaft nur durch ausdrückliche Willenserklärung erworben werden könnte, um endlich einmal mit dem alles Fortschreiten lähmenden Gefolge der Lauen, Gleichgiltigen und nur die Mühe des ausdrücklichen Austritts scheuenden Massen aufzuräumen. Es ist wahrlich Zeit, daß das Renommée des Namens Christ, Protestant, Katholik o. ä. einmal wieder aufgebessert werde!

Sprechsaal.

Straffreie Hehler?*) Jawohl! und zwar von Rechts wegen! Aber darum nicht minder sinnwidrig und vorwurfsvoll! Die gerichtliche Praxis ist da nur einmal gerade auffällig auf einen der häufigen Fehler im Strafgesetzbuche gestoßen, wo die Begriffsbestimmung, die Unterscheidung und — der Ausdruck einen nicht viel mehr als idiotenhaften Tiefstand erkennen läßt. Belege können zu Dutzenden geliefert werden. Es genüge hier der gerade zur Verhandlung stehende Fall.

Die Fürstin Wrede ist auf Grund des § 51 Str.-G.-B. freigesprochen worden. Dieser Paragraph und die drei nächstfolgenden (bis § 54 einschließlich) beginnen mit den Worten:

„Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden. . . .“

Das ist der helle Unsinn! Eine „strafbare Handlung“ ist eine solche, die im Strafgesetzbuch verboten ist, auf die Strafe steht. Wenn eine solche Handlung begangen worden ist, so kann sie durch nichts, auch durch kein Gesetz, aus der Welt dekretiert werden. Es gibt nur (Umstände oder) „Gründe, welche die Strafe ausschließen oder mildern,“ — wie ganz treffend der vierte Abschnitt im ersten (allgemeinen) Teile des Strafgesetzbuches, der mit den oben angeführten Paragraphen beginnt, überschrieben ist.

*) S. Nr. 15, S. 117.

Ob eine „strafbare Handlung" vorliegt oder „vorhanden ist", ist eine einfache Tatfrage. Wo bewegliche Sachen dem rechtmäßigen Eigentümer entzogen sind, da ist ein Diebstahl begangen: punktum! Auf Grund dieser unbezweifelbaren Tatsache setzt sich der Staatsanwalt in Marsch und sucht die Bestrafung des Schuldigen herbeizuführen. Das gelingt ihm aber nicht immer. Manchmal weiß er nicht, wer der Täter war; oder er kennt zwar den Täter, kann seiner aber nicht habhaft werden; oder er bekommt den Täter zwar in seine Gewalt, dieser wird aber als unzurechnungsfähig erkannt. (Die Reihe der Möglichkeiten braucht hier nicht erschöpft zu werden!) Alle diese Fälle kommen auf dasselbe hinaus: die strafbare Handlung ist da; aber sie kann nicht durch Bestrafung gesühnt werden. Aber in einem dieser Fälle zu dekretieren: „eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden", das ist, wie gesagt, heller Unsinn. Es kann vernünftigerweise nur gesagt werden: „Eine an sich strafbare Handlung kann nicht bestraft werden" oder „unterliegt der Strafverfolgung nicht", „wenn festgestellt ist, daß . . . usw."

Nun steht aber ein Gesetzestext in Wortlaut und Bedeutung um so fester, je Haarsträubenderes sich daraus mit „juristischem Scharfsinn" folgern und machen läßt. So auch hier. Die Fürstin Wrede ist für unzurechnungsfähig und für ihre Tat nicht verantwortlich erklärt worden; d. h. laut klarem Wortlaut des Gesetzes: ihr Diebstahl, ihre strafbare Handlung ist „nicht vorhanden". Was kann unanfechtbarer sein?!

Da soll einmal einer erklären und begreiflich machen, wie man sich an einer gar nicht vorhandenen Handlung soll irgendwie beteiligen oder zu ihr in Beziehung setzen können. Ebensogut könnte man ja in ein ungebautes, nicht vorhandenes Haus ziehen!

Die Rechtsprechung hat sich also an einen sinnlosen, überaus unglücklichen und verfehlten Ausdruck geklammert und aus ihm mit untadeliger Logik unanfechtbar korrekte — wenn auch, an sich betrachtet, ein bißchen verrückte — Schlußfolgerungen abgeleitet.

Die Sache hat also ihre „confuse Richtigkeit". Nur schade, daß wir so grundschlechte Gesetze haben und daß unsere Rechtspflege um so „objektiver" ist, je unumgänglicher sich dabei — neben Recht und Vernunft hauen läßt. B. M.

Vermischtes.

Gründung eines Studentinnenheims in Berlin. Die Zahl der an der Berliner Universität studierenden Frauen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die meisten jungen Studentinnen kommen von außerhalb, unbekannt mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen Berlins, hierher und haben sich gleich zu Anfang allen den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten der Beschaffung einer passenden Unterkunft und Beköstigung zu unterziehen. Oft finden sie erst nach langen zeitraubenden Versuchen, nach manchem Wechsel und nach vielfacher Ausbeutung von seiten der Vermieter, was ihnen zusagt. Dabei sind sie allen den Mißdeutungen und Mißhelligkeiten ausgesetzt, welche die sittlichen Zustände der Großstadt mit sich bringen. Dem könnte die junge nach Berlin kommende Studentin durch das Bestehen eines Studentinnenheims entgehen.

Es gilt diesen nach wissenschaftlicher Bildung und den höheren Berufen strebenden jungen Töchtern unseres Volkes, die des Hortes ihrer Familie entbehren, einen Halt und Schutz in wirtschaftlicher und ideeller Beziehung zu schaffen.

Das Heim soll den Studentinnen eine Anzahl von preiswerten Zimmern für verschiedene Ansprüche zur Verfügung stellen. Ein Wirtschaftsbetrieb muß den innerhalb und außerhalb des Heims wohnenden Studentinnen alle Mahlzeiten zu billigen, vom Ausschuß kontrollierten Preisen bieten. Außer den Logier- und Speisezimmern sollen Räume zu gemeinsamer Benutzung vorhanden sein, wie ein Lesezimmer und ein Saal zu Versammlungszwecken und gesellschaftlichen Veranstaltungen.

Ein solches gemeinschaftliches Heim würde besonders denjenigen Studentinnen willkommen sein, die hier keinen oder sehr wenig Anschluß haben, oder denen Zeit und Kraft fehlt, ihn außerhalb des Hauses bei den weitläufigen Verhältnissen der Großstadt zu pflegen. Es würde ihnen das Gefühl des Geborgenseins verleihen, was Mietszimmer und Restaurant nicht zu bieten vermag.

Zunächst gilt es das Heim im bescheidenen Rahmen einer größeren Mietswohnung zum Wintersemester zu eröffnen, um allmählich den Anforderungen entsprechend zur Vergrößerung zu schreiten.

Um ein solches Heim zu gründen und zu erhalten, bedarf es in erster Linie auch für den kleinen Anfang bedeutender Geldmittel. Möchte diese Notiz Freunde gewinnen, die helfen einen Betriebs- und Garantiefonds von 10—15000 Mark zu sammeln, auf dem sich weiter bauen läßt.

In dem Wunsche, unseren jungen studierenden Frauen ihren Weg zu erleichtern, richten wir auf Anregung des Vereins „Frauenstreben" an alle Gleichgesinnten die herzliche dringende Bitte, diesem Unternehmen sowohl ihre ideelle als auch ihre reale Unterstützung angedeihen zu lassen. Näheres durch

Frau Dr. Proelß, 1. Vorsitzende des Vereins „Frauenstreben",
Berlin W. 30, Gossowstr. 4.

Bücherschau.

Hegel, Das Leben Jesu. **Hegel,** Der Geist des Christentums und sein Schicksal. Beide aus Hegels theologischen Jugendschriften nach den Handschriften der Kgl. Bibliothek in Berlin herausgegeben von Dr. Hermann Nohl, Tübingen, Mohr 1907, 64 und 102 S., 1,50 und 3,00 Mk.

Auf der Kgl. Bibliothek in Berlin werden die nicht durch den Druck veröffentlichten Handschriften aus Hegels Nachlaß aufbewahrt. Sie sind mehrfach von Hegelforschern für die Entwickelungsgeschichte des seiner Zeit so überaus einflußreichen Denkers benutzt worden. Zu ihrer vollen Würdigung aber war, da sie ziemlich durcheinander geraten waren, eine mühsame Arbeit des Ordnens erforderlich. Dieser Arbeit hat sich der Herausgeber mit bestem Erfolge unterzogen. Wir erhalten so in der ersten der beiden Schriften eine lückenlose Arbeit des 24jährigen aus einem Guß (1795); die zweite Arbeit (wahrscheinlich im Winter 1798/99 geschrieben) freilich entbehrt von Haus aus der vollen Einheitlichkeit und überdies sind einzelne Stücke verloren gegangen.

Hegel, geboren 1770, hatte im Tübinger Stift von 1788—90 Philosophie und von 1790—93 Theologie studiert. Aber die supranaturalistische Richtung seiner theologischen Lehrer hatte ihn nicht zu fesseln vermocht. Im „Leben Jesu" hat es ihm Kants 1793 erschienene „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" angetan. Mit der von dem großen Denker geforderten Umdeutung der Bibel zu einem moralischen Volksbuche — denn die historisch gegebene Religion soll ganz in den Dienst des moralischen Endzweckes gestellt werden — macht er hinsichtlich der Person und Lehre Jesu bittersten Ernst. Alles Uebernatürliche wird stillschweigend und als selbstverständlich abgestreift. Mit einer naiven Gewaltsamkeit werden die spezifisch-jüdischen Voraussetzungen des Gedankenkreises Jesu in die Ausdrucksweise der Kantischen Schrift umgesetzt, unbekümmert um ihren eigentlichen Sinn und um die unsere heutige Forschung so schwer erschütternden Fragen des historischen Wertes des Ueberlieferten auch hinsichtlich des Johannesevangeliums. Jesu werden einfach die Worte im Munde umgedreht; er wird verkantet. Die Sache hat einen gewissen Humor; jedenfalls ist die kleine Schrift ein unschätzbares kulturhistorisches Denkmal, die von einem noch jugendlich unreifen, aber mit unerbittlicher, schier unglaublicher Folgerichtigkeit vorgehenden Geiste angestellte Probe auf das kantische Exempel.

Die zweite Schrift fällt fast vier Jahre später als die erste. Der vom Herausgeber ihr gegebene Titel ist nicht besonders zutreffend. Tatsächlich behandelt sie fast ausschließlich dasselbe Thema, wie die erste: Person und Gedankenkreis Jesu. Trotz aller Geistesfreiheit läßt der theologische Ausgangspunkt den Denker noch nicht los. Eine objektiv historische Auffassung unter kritischer Sonderung der verschiedenen Berichte suchen wir auch hier vergebens. Auch hier versucht der Schreibende sich den Gegenstand nach seinem eigenen jeweiligen Standpunkte zurechtzulegen. Aber dieser Standpunkt ist mittlerweile ein ganz anderer geworden. Ein mystischer Pantheismus, der freilich in unserer Schrift nur in vereinzelten Spuren zutage tritt, ist in sein Denken eingetreten. Jedenfalls kommt eine formelle Absage an Kant zum Ausdruck. Der dem Pflichtgebot Gehorchende ist so wenig frei, wie der knechtisch Gehorchende. Er trägt nur den Herrn in sich, den jener außer sich trägt. Er ist sein eigener Knecht. In schroffstem Gegensatze gegen die frühere Schrift wird daher jetzt Jesu die Ableitung der Sittlichkeit nicht aus diesem Einzelpunkte des kategorischen Imperativs, sondern aus seinem Gesamtwesen beigelegt. Dieses Gesamtwesen wird aber nicht weiter zergliedert, es wird einfach der Liebe gleichgesetzt. In der Darstellungsweise ist diese Schrift erheblich schwieriger und unerquicklicher als die frühere. Insbesondere zeigen sich in ihr durchweg schon die Ansätze zu der abstrakten Verflüchtigung aller Realitäten und zu dem dialektischen, die Vorstellungen hin- und herwerfenden Gedankenspiel, in dem der spätere Hegel Meister war und aus dem seine dialektische Methode erwachsen ist. Jedenfalls hat sich der Herausgeber durch seine mühevolle Arbeit um die Kenntnisnahme der Entwicklung eines so bedeutenden Geistes, die zugleich für die Kulturentwicklung um die Jahrhundertwende kennzeichnend ist, ein entschiedenes Verdienst erworben. A. Döring.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Betterscheid b. Naumburg a. S.

Schulthess & Co., Verlagsbuchhandlung, Zürich.

Ein **neues** Buch vom Verfasser der **„Lebenskunde"** und **„Jugendlehre"**

Schule und Charakter.

Beiträge
zur Pädagogik des Gehorsams
und zur Reform der Schuldisziplin,
von **Dr. Fr. W. Foerster,**
Privatdozent für Philosophie und Moral-Pädagogik an der Universität und am eidg. Polytechnikum in Zürich.

Preis kart. Mark 3.—

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Briefe an Eltern

Von **Deïphobe.** J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag"** u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden!

Und so ist es auch geschehen. . . . . .

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Laienpredigten von neuem Menschentum.

Sonntags-Vorträge
gehalten in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.
Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Preis das Heft 30 Pfg.

Bisher erschienen:

1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.
2. Das Recht auf Muße.
3. Das Evangelium des Kindes.
4. Vom Hoffen und Harren.
5. Die ethische Menschengemeinde.

Weitere Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen.

Kürzlich erschienen zum 100jährigen Gedächtnis:

Max Stirners ethischer Egoismus

Eine Säkular-Rede von **Ewald Horn.**
3 Bogen. 8°. 1 Mark.

Verfasser charakterisiert die Stirnersche „Philosophie," wie sie in dem berühmten Buche „Der Einzige und sein Eigentum" niedergelegt ist, als ethischen Egoismus, der nichts zu tun habe mit dem, was man sonst mit wegwerfender Bezeichnung Selbstsucht nennt; er hält an den Grundgedanken Stirners fest, erweitert sie aber durch Hinzufügung von Eigenem und macht aus dem Ethischen Egoismus Stirners eine egoistische Ethik. Die Schrift — in lebhaftem Tone gehalten — entbehrt nicht des aktuellen Interesses.

Pensionat Kinderglück

Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.

Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Moralunterricht. Aufnahme vom 8. Jahre ab. Beste Referenzen. Nähere Prospekte.

Jenny Zwettels, staatlich geprüfte Lehrerin.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.

Die Redaktion.

Schule und Charakter. Beiträge zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin von Dr. F. W. Foerster. Zürich 1907. Schultheß u. Co. Mk. 3.

Christus in der Laterna magica. Vorgeführt von Hans W. Fischer. Leipzig, Fr. Rothbarth 1907. Mk. 1,50.

Kants Grundirrtümer in seiner Kritik der reinen Vernunft und die Reformation des geistigen Innenlebens der Menschheit, beruhend auf Dr. Norbert Grabowskys Erkenntnislehre. Leipzig, Max Spohr. Mk. 2.

Fortpflanzung und Zeugung. Von Dr. E. Teichmann. Stuttgart, Kosmosverlag. Mk. 1.

Die Liebe als Kunstwerk. Ein moderner Dialog im Sinne Platos. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Leipzig, M. Spohr. Mk. 0,60.

Jahrbuch moderner Menschen. Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. 1907. A. W. Zickfeldt, Osterwieck.

Lebensfrohsinn. Ein Handbüchlein für Lebensverdrossene. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, M. Spohr. Mk. 0,75.

Neue Wege deutscher Volkspolitik. Von Dr. Gustav Rösler, Reichenberg in Böhmen. 30 Heller.

Wie bewahrt sich ein Volk die Herrschaft über seine Zeit? Die germanische Religion der Zukunft. Von Heinrich Kochendörfer. Leipzig, Siegd. Schnurpfeil, 1907.

Die deutschen Parteien und ihre Zukunft. Von Emil Steinigans. Wald, Rhld. F. W. Bossen & Söhne. 0,60 Mark.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von 1,20 Mk. zu beziehen.

Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 19, Wilhelmstr. 121

Zum Kulturkampf um die Schule.

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Von **Dr. Rudolph Penzig**, Charlottenburg.

„Die Jahresberichte über das höhere Schulwesen" schreiben:

„Um die Erziehung zum reinen Menschentum, die allein imstande sei, auch unser Vaterland aus der konfessionellen und Partei-Zerklüftung zur Einigkeit und Macht zu führen, darum handelt es sich in Penzigs Buch: *Zum Kulturkampf um die Schule.* Das Gesetz von der Erhaltung der sittlichen Kraft und von der unendlichen Fernwirkung von Gut und Böse nötige uns zu der Gewißheit, daß unser Leben und das unserer Kinder mit dem sittlichen und kulturellen Hoch- oder Tiefstand unserer Umgebung unseres Volkes, ja der ganzen Menschheit im engsten Zusammenhange stehe. Daraus folge die Neugestaltung unseres Erziehungswesens. . . . ."

Wie bekannt ist dem Autor die Bestätigung der Wahl als Mitglied der dortigen Schuldeputation wohl infolge dieses Buches vom Kultusminister versagt worden. Er wurde aber trotzdem von der Stadtverordnetenversammlung einstimmig wiedergewählt; daher dürfte obige Schrift erneutes Interesse erwecken.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind bis Mitte August nach **Mittelschreiberhau** (Riesengebirge) Villa Morgenstern zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. —

Dr. Penzig.

Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. September 1907.	Nr. 17.

Inhalt:

Die „nationale" Sozialdemokratie

In diesen Blättern ist wohl nie der törichte Versuch gewisser Kreise gebilligt worden, aus der offen erklärten Internationalität der Sozialdemokratie den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit oder -feindlichkeit herauszupressen. Wir wußten allzugut, daß gerade die gewaltigsten Menschheitsbewegungen unmöglich an farbigen Grenzpfählen oder selbst an Sprach- und Temperaments-Schranken Halt machen können und dürfen — ist doch auch die ethische Bewegung bei aller Sonderung nach den Bedürfnissen und Gaben der verschiedenen Völker durchaus international —, und haben wir doch von unserem verehrten greisen Führer schon früh die ethisch einzig richtige Uebersetzung des Fremdwortes international = völkerverbindend gelernt. Darum aber brauchen wir nun auch kein Mißverständnis zu befürchten, wenn wir die Vorgänge auf dem Stuttgarter Sozialisten-Kongreß freudig begrüßen, die das vaterländische Empfinden und Denken der deutschen Sozialdemokratie ins helle Licht rückten.

Nicht als ob wir meinten, dies deutsche Bewußtsein sei soeben erst — vielleicht aus der Reibung mit fremdem Empfinden — aufgeflammt. Wer mit der einer großen Volksbewegung geschuldeten Sorgfalt die Reden der Führer, die programmatischen Kundgebungen und, nicht zuletzt, auch die Stimmungen der großen Gefolgsmasse verfolgt hat, der weiß, daß, von einzelnen Entgleisungen und Ueberhitzungen des Augenblicks abgesehen, die Sozialdemokratie stets ein gutes und echtes Vaterlandsempfinden besessen hat und besitzt. Ja, man darf sagen, sie hat von jeher ihren echten Patriotismus dadurch gezeigt, daß sie die vielen Mißgestalten des interessierten Patriotismus rücksichtslos verfolgte, wo immer sie dergleichen traf. Ehrlicher Zorn und aufrichtige Scham über die inneren Zustände der Heimat sind oft gewissere Anzeichen von Vaterlandsliebe als jene seichte Zufriedenheit, die alles vortrefflich bestellt wähnt, solange man selbst in seiner Behaglichkeit und Verdauung nicht gestört wird. Und Opfer bringen für eine große Sache erzieht auch zum Opfermut für das Vaterland.

Zu den Kinderkrankheiten der neu werdenden Gesellschaftsorganisation gehörte aber allerdings eine Zeit lang jenes revolutionäre Gehaben, das seine vermeintliche Stärke an der Kraft der Verneinung messen zu müssen glaubte, mit der man das, was Andern „heilig" war, ablehnte. Noch ist die Sozialdemokratie nicht völlig aus dieser ungesunden Haut heraus; in dem schematischen Kampf gegen das Bestehende, einfach weil es z. Z. besteht, gegen alle Reformen von bürgerlicher Seite, weil von der einen reaktionären Masse nichts Gutes kommen könne, im Klassenkampf, in der Oberflächlichkeit der Behandlung religiöser Fragen, und nicht zuletzt auch in einem gewissen Renommieren mit der Vaterlandslosigkeit der Enterbten trat dieses Entwicklungsfieber häufig hervor.

Wir Menschen sind nun einmal so kindisch zu meinen, unser Gold werde goldiger, wenn wir nur den Hintergrund recht dunkelschwarz färbten, und unser Reformeifer sei so lange nicht glaubhaft, als wir noch schwach genug wären, am Gegner irgend etwas Gutes zu sehen.

Aber allmählich tritt doch die Gesundung ein. Die Bedeutung der Stuttgarter Tagung sehen wir wesentlich darin, daß dem Märchen von der einheitlichen Struktur der roten Internationale, in der alle nationalen Unterschiede vor der Gleichheit der sozialen und wirtschaftlichen Notlage verschwänden, unwillkürlich ein Ende gemacht worden ist. Unwillkürlich; denn so sehr wir Außenstehenden davon überzeugt waren, daß Jaurès und Hervé echte Franzosen, Vandervelde Belgier, Vollmar und Bebel gute Deutsche seien — ihnen selbst und vielen, vielen Teilnehmern dürfte diese ihre Eigenschaft bei den Debatten über den Antimilitarismus, über die Kolonialfragen, über das Problem der Einwanderung fremder Arbeiter und selbst bei der Behandlung der Gewerkschaftsfrage, die sich ebenfalls gegen jede internationale Erledigung sträubte, erst wieder einmal innerlich deutlich geworden sein. Es ist für jeden Menschen wertvoll, durch das Bewußtwerden nationaler Gegensätze und Unterschiede sich der eigenen Innennatur mit all ihren sonst unbewußten nationalen Färbungen des Wollens, Denkens und Empfindens einmal bewußt zu werden. Und für die Aerzte der Menschheit, die Reformatoren, gibt es keine heilsamere Erkenntnis, als die Erfahrung, daß es Allheilmittel, theoretische Rezepte, die einfach jeder Volksindividualität eingegeben werden könnten, um ihr sofort gut zu bekommen, nicht gibt.

Es ist sehr schön und erhebend, allgemeine Grundsätze

der Gerechtigkeit über bas Verhalten der Proletarier zum Waffendienst, die Grenzen der Unterordnung, über das Verhalten der Völker zu einander und zu den Unzivilisierten u. s. f. aufzustellen; die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen, wie jeder weiß, der in solchen Fragen einmal mitarbeitete, erst bei der Kleinarbeit, wo es gilt, das zähe Wurzelgeflecht erprobter Gewohnheiten und Vorurteile vor dem schreitenden Fuße wegzuräumen. Sich dabei der eigenen Hemmung, aber auch der eigenen Kraft bewußt werben, ist schon die Gewähr für das Vorwärtskommen.

Wenn aber andrerseits in der konservativen Presse mit einem gewissen Achselzucken darauf hingewiesen wird, daß die endlich zustande gekommenen Resolutionen und Beschlüsse in ihrer vagen Allgemeinheit den Stempel mühseliger Verständigungsarbeit nicht verleugnen könnten, so wollen wir doch ruhig anerkennen, daß gerade die Notwendigkeit, in solchen Streitfragen aus der nationalen Bedingtheit in die Unbedingtheit des allgemein Menschlichen und Ethischen zu flüchten, uns ein Zeichen dafür ist, daß die Ziele auch der nationalen Sozialdemokratie nur auf dem Wege der als Humanitätsduselei so oft verspotteten *ethischen Internationale* zu erreichen sind. R. P.

Kunstmöglichkeiten im Arbeiterheim.

Von Joseph August Lux.

Keine Möglichkeit ist hier ausgeschlossen. Die Kunst im Heim hängt nicht von den Kunstgegenständen ab, die in den Schauläden und in den Wohnungen der Reichen zu finden sind, und in der Regel einen Massenartikel zu überflüßigen und störenden Dekorationsabsichten darstellen. Die Kunst ist nicht zu trennen von der wahrheitsliebenden und reinen Gesinnung, die es verschmäht, unechten Schein vorzugeben, und an Stelle der Schlichtheit den Tand zu setzen. Schönheit kann im einfachsten Raum walten, wo helle, klare Farben an den Wänden stehen und schlichter Hausrat gut verteilt ist. Wo sich eine Ahnung von Schönheit entfaltet, ist die erste Segnung der Kunst zu verspüren. Nicht auf die Pracht, den Ueberfluß unb Reichtum kommt es an, obzwar viele Leute glauben, die Kunst sei nur für die Reichen da, was ein verhängnisvoller Irrtum ist. Die diesen Glauben haben, haben bas wahre Wesen der Kunst nicht erkannt und bebienen sich dieses Irrtums, um ihre eigene Rohheit, Achtlosigkeit und Verwahrlosung zu entschuldigen. Wenn die Kunst nicht an den einfachsten Dingen und im Umkreise des bescheidensten Mannes sein kann, dann kann sie ebensowenig dort sein, wo der Reichtum eine Schaustellung bezweckt ober Pracht und Ueberfluß ist. In der Regel sind die Kunstregungen an den Stätten des Ueberflußes und ber bloßen prächtigen Schaustellung sehr gering und nur der oberflächliche, leicht geblendete Sinn ist zur Meinung verführt, daß Kunst gleichbedeutend sei mit diesem Ueberfluß. Seldst wenn an solchen Stätten des Reichtums einzelne Gegenstände von wahrhaft künstlerischem Wert sind, so ist noch lange nicht gesagt, daß an solchen Stätten die Kunst herrscht. Denn allzuhäufig geschieht es, daß solche einzelne Kunstwerke sich ihrer Umgedung schämen und eine ganz andere Anwendung verlangen, als sie in dem Rohnen, wo sich Reichtum zur Schau stellt, finden. In solchen Räumen ist gewöhnlich das vereinzelte Kunstwerk zum Schweigen gebracht unb erdrückt und um jede Wirkung betrogen durch den unlauteren Wettbewerb zahlloser anderer, sogenannter Kunstgegenstände, die sich gegenseitig zu übertrumpfen suchen, sich vordrängen und überschreien, wie es übrigens auch die Art der unfeinen Menschen ist, die darum unendlich fern von dem Wesen der Kunst sind, seldst wenn sie Kunstschätze besitzen und damit in ihren Wohnungen paradieren.

Es liegt also wahrhaft nicht an den Kunstgegenständen, obzwar der Wunsch berechtigt ist, daß jeder Gegenstand künstlerisch sei. Man würde gar sehr überrascht sein über bie seltsame unb wunderbare Wirkung, wenn man eines der seltenen, wirklichen Kunstwerke aus den überladenen Wohnungen der Reichen in einen wahrhaft schlichten Raum brächte! In einem solchen schlichten Raum, wo die primitiven Kunstregungen walten, würde das plötzlich hineinversetzte Kunstwerk, sei es ein Bild, eine edle Plostik, ein mit aller Liebe und allem Kunstfleiß ausgestatteter Bucheinband, eine farbenprächtige Vase oder sonst ein Juwel, mit einem Mal seine geheime Wunderkraft entfalten und ungeahnte Macht über die Seelen gewinnen, daß es wie eine religiöse Andacht über sie käme, wie nie zuvor an den Stätten des eitlen Ueberflusses. Aber in solchen anspruchslosen Räumen der Schlichtheit kann schon ein einzelner Blütenzweig, in eine irdene Vase von kräftiger Farbe gesteckt, eine solche künstlerische Offenbarung hervorbringen, wofern nur unsere Sinne entwickelt genug sind, um eine solche Offenbarung zu vernehmen.

Leider hat sich in der heutigen Menschheit der Irrglaube festgewurzelt, daß die Kunst nur da in die Erscheinung treten kann, wo es sich um Kostspieligkeit handelt, so daß die Kunst erst anfängt, wo die teueren Preise einsetzen. Und daher kommt es, daß gar häufig schon die Kostspieligkeit allein für Kunst genommen wird und daß in den reichen Wohnungen zwar viel Luxus, viel Ueberfluß, viel Kostspieligkeit, aber wie vielfach schon erkannt, unverhältnismäßig wenig Kunst herrscht. Nun aber sollen wir schon wissen, daß die Kunstmöglichkeiten auf ganz anderen Grundlagen beruhen.

Die Gesetze der Kunst sind in ihrer innersten Natur ethische Gesetze und haben eine gleiche Wurzel mit dem Wesen der Religion. Wer aber keine Religion hat, ist wahrhaft übel daran, denn er wird niemals eine Ahnung von der Kunst haben und niemals ihrer Segnungen teilhaftig werden. Ohne Liebe und Verehrung, ohne ehrfürchtige Schen und Sorgfalt kann die Kunstwirkung nicht möglich gemacht werden. Sollte es nicht möglich sein, diese Seelenregungen in allen Lebenslagen zu betätigen? Bedarf es erst eines gewissen Reichtums an Geld, um Liebe und Sorgfalt zu bezeugen? Oder kann unter Umständen nicht die einfachste Bauernhütte an diesen Tugenden reicher sein?

Wenn dies der Fall ist, was ich ohne weiters annehme, dann ist für das Wesen der Kunst die erste und wichtigste Grundlage gewonnen, die Sorgfalt und Sauberkeit, die Sauberkeit, die sich nicht nur aus der seelischen Kraft der Zärtlichkeit, ber Liebe und Ehrfurcht als ein rein geistiges Wesen ergibt, sondern, die sich in die Tat umsetzt unb Arbeit wird, die Sauberkeit nicht nur im seelischen, sondern auch im materiellen Sinn, nicht nur was die Gebanken und die Reden betrifft, sondern auch was den Körper, das Kleid, den Wohnraum betrifft. Hier soll alles fleckenlos sein, der Fußboden, die Wände, der Hausrat, und diese Fleckenlosigkeit, die Sauberkeit und Sorgfalt als materielle Erscheinung aus den seelischen Regungen entsprungen, aus jenen tiefen Gemütsregionen, wo Kunst und Religion wurzeleins sind, die Sauberkeit also ist überall möglich, auch in der größten Armut und hier ist sie sogar Pflicht, weil sie für die Gesundheit und Schönheit die erste und sicherste Grundlage ist. Wo zunächst kein anderer Aufwand betrieben werden kann, als der Aufwand peinlichster Sauberkeit, ist die große Veranlassung gegeben, eine andere mächtige Kunstquelle zu erschließen, d. h. die liebe Sonne, das schöne Tageslicht und die heiteren, hellen Farben der Natur zu Gaste zu laden, die ihrerseits nicht dort sein können, wo Schmutz herrscht. Kurz gesagt, neben der Sauberkeit sorgen wir für Helligkeit, für einfache, lichte und ungebrochene Farben, die wir an die Wände setzen, milchweiße Tünche oder ein zartes Himmelblau, was sehr viel billiger ist, als man glauben möchte. Es ist schon deshald so dillig, weil es nichts weiteren bedorf, als ein wenig von wolfeiler Farbe und ein paar arbeits-

freudiger Hände. Die klare, reine Farbe, die Helligkeit kann nicht bestehen, wenn Schmutz ader Staub geduldet wird. Sauberkeit ist alsa Grundbedingung und samit haden wir schon zwei wichtige Elemente gewannen, um die Kunst im einsachsten Heim zu ermöglichen.

Wa Sauberkeit und Helligkeit herrscht, ergibt sich noch ein Drittes: die Ordnung. Die Ordnung kann sich erst einstellen, wenn alles auf seinen Zweck hin erkannt ist und jedes Ding auf seinem Platze stehl. Der Hausrat kann sa einfach sein wie immer, er kann aus nacktem Halz bestehen; wenn er aber sauber gehalten ist, wenn der Raum hell und dnher freundlich ist und wenn jedes Stück dort steht, wa es nach einer guten und zweckmäßigen Einteilung hingehört, dann wird er auch schön wirken, sa schön, daß eigentlich nichts mehr fehlt, um die Kunst im reinsten und ursprünglichsten Sinne zu erkennen und nicht auszuschließen, denn wenn diese drei Grundlagen gegeben sind, Sauberkeit, Helligkeit und Ordnung, dann ist sie schan da, wenigstens in ihrer primitiven, ursprünglichen und unentdehrlichsten Farm, die für alle Verhältnisse maßgebend ist. Alsa sei jedes Ding an seinem Platz und erfülle seinen Zweck und nichts sei da, was sein Dasein nicht rechtfertigen kann. Der Aufputz und die Dekaratianen an den Mödeln, an den Wänden und sanstwo tun es nicht, denn Dekarationen und Putzmacherei sind in der Regel aan nichtigem Gehatt, nur zum Schein und zur Täuschung da, nicht aber zur Vermehrung der edlen, schlichten und wahrhaften Schönheit, und sie tun daher als störender Ueberfluß viel mehr Schaden als Nutzen. Wir wissen, daß jede Art van Schundproduktianen mit Ornamenten üderladen sind. Wir wissen auch, daß die meisten Wahnungen der Wahlhabenden in dieser Art überladen sind und daher nur selten die Möglichkeiten der Kunst erschließen. Wir wissen, daß die Mödeldazare billige und schleuderhafte Möbel feil halten, die mit einem täuschenden Plunder von Zierraten üderkleistert sind. Die meisten dieser Möbel sallen als verhunzte Gathik, verhunzte Renaissance und verhunztes Barock einen unechten Anstrich von Kunst und aon Herrschaftlichkeit, ader van Feinheit geben. Aber in diesen aerhunzten Stilsarmen und in diesem herrschaftlichen Anstrich, in dieser vermeinllichen Feinheit liegt nichts anderes, als eine völlige Verständnislasigkeit des Wesens echter Kunst, eine gemeine, niedrige, aerlogene Gesinnung, die nur darnach strebt, möglich aiel gleichzusehen und den Mangel an Wohrhaftigkeit, an Schlichtheit, Ordnung und Sauderkeit durch nichtigen Tand zu verdecken.

Diese gefährliche Neigung gleicht einer ansteckenden Krankheit, aan der nur wenige verschant dleiben. In der Tat kann man finden, daß das Uedel bis in die einsachsten Arbeiterwohnungen hinein gewirkt hat und daß sich dart derselbe Hang, wie in den meisten lächerlich ausstaffierten Wahnungen der mittleren Stände, breit macht, nur mit dem Unterschied, daß hier, wegen der Beschränktheit der Mittel alles nach trauriger und vernachläßigter aussieht. Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß an diesen traurigen Erscheinungen viele andere Ursachen schuld sind, die fern liegen und nicht sa leicht zu beheden sind. Andererseits ist nicht zu vergessen, daß der einsache Mann als kaufendes Publikum immerhin eine starke Macht dildet und, wenn er das Rechte weiß, die Händler und Hersteller zwingen kann, ihm das Rechte zu geben. Der einsache Mann muß nicht die närrische Made anderer, kunstblinder und unempfänglicher Stände mitmachen. Er tut es leider und läßt sich edensa, wie jene mittleren Stände als Publikum van den Schund produzierenden Wirtschaftsmächten an der Nase herunführen. Ein besseres Wissen wird ihn jedoch zur Ueberzeugung bringen, daß die Schönheit auf ganz anderen Wegen bei uns einkehrt.

Wissen bringt also auch hier der Klarheit, deren wir bedürfen, um nicht den Plunder lächerlich herausgeputzter, arnamentierter, aldern demalter Gebrauchsgegenstände und Möbel für etwas Begehrenswertes zu halten und im Uebrigen für den Schmutz und die Verwahrlosung unsere Armut als Entschuldigung geltend zu machen. Wenn uns Klarheit über die Kunstmöglichkeiten geworden ist, die wir nun finden müssen, so werden wir nicht mehr als Ausrede gebrauchen dürfen, daß die Kunst nur für die Reichen da sei und daß wir wegen unserer geringen Mittel genötigt seien in Rahheit, Unsauberkeit und Unardentlichkeit versinken zu müssen. Wenn salche traurige Zustände sind, dann sind wir selder daran schuld und es würde damit nicht desser sein, wenn wir plötzlich zu Reichtümern kämen, weil wir auch dann nicht Kräfte betätigen können, die wir haben verdarren lassen. Denn sanst würden ja die Reichen alle hachgedildete, kunstsinnige Menschen sein! Ich weiß aber, daß unter den Reichen die hachgebildeten und kunstsinnigen Menschen auch nur die Ausnahmen sind. Wenn wir alsa ptötzlich aus tiefer Armut und Verwahrlosung zum Reichtum ausstiegen, sa würden wir die Arbeiten der Ordnung und Sauberkeit, die wir selbst hätten tun sallen und aernachläßigt haden, von anderen erzwingen, doß sie sie für uns tun und wir würden krast unseres Geldes unsere Wohnung prächtig ausstatten lassen van Leuten, die ebensawenig Kunstgefühl haben und denen dach niemals um die Kunst in anderer Wahnungen, sandern lediglich um den Gewinn zutun ist, um das Geld, das sie zu verdienen haffen. So würden wir alsa auch im Reichtum dasselde schönheitsarme barbarlsche Leben sartsetzen, daß wir ja auch dei der Mehrzahl der Bessersituirten sehen und das die Minderbemittelten und Armen in ihren deschränkten Verhältnissen auf ganz ähnliche Weise fristen. Wir können alsa nicht im Reichtum Kräfte betätigen, die wir vorher nicht in der äußeren Beschränktheit geüdt und entwickelt haben. Um diese Kräfte zu üben und die Kunstmöglichkeiten in das Haus zu bringen, bedarf es keiner äußeren Mittel. Wenn wir nicht imstande sind, dahinzukommen, sa ist nicht unsere materielle Armut schuld, sondern die Armut unseres Herzens und unserer Gesinnung und wir haben kein Recht, andere Mächte für diesen inneren Mangel verantwaartlich zu machen.

Man sehe sich doch einmal in der einsachsten alten Bauernstube um. Wir finden meistens nichts weiter als jene entzückende Sauberkeit, Helligkeit und Ordnung, die wir als die notwendigen Grundlagen der Kunst erkannt haben. In der Reinheit und Klarheit der lichten Farbe stehen die Wände da. Auf dem reinlichen Fußbaden und in guter, zweckmäßiger Ordnung ist der allereinfachste Hausrat aufgestellt, aus rohem Holz gezimmert, ader blühweiß aan dem aftmaligen Scheuern. Jeder Mensch wird zugeben, daß ein salcher Raum erquicklich ist, daß eine gewisse Schönheit darin ledt, ein seelisches Merkmal, ein Anfang van Kunst. Was hier möglich ist, ist in jedem Arbeiterheim möglich, in jedem Versammlungslokal, an jeder Stätte, wa Menschen Geselligkeit ader die Förderung geistiger Interessen pflegen. Aber wie selten finden wir es sa; wenn wir es überhaupt jemats finden? Kann für diesen Mangel irgend eine tristige Rechtfertigung, eine Entschuldigung geltend gemacht werden, die uns zaingt weiterhin in dem Unrat zu verharren? Es wäre schlimm destellt, wenn es eine salche Rechtfertigung gäde. Die einzige Rechtfertigung kann nur die sein, daß man das Ziel noch nicht erkannt habe, und daß man ihm jetzt mit allen Kräften zusteuern walle. Namentlich in Bezug auf die Wahnungen mögen diese Hinweise Anwendung finden, denn das ganze Gehaben der Menschen, ihre Ansprüche an Reinlichkeit, Sauberkeit und Ordnung, die sie im Leben, außerhald des Hauses an sich und die Umgebung stellen, sind van dem Zustand ihres Heims bedingt. Wahl gemerkt, aan dem Zustand, nicht aon dem Aufwand ader Uederfluß! Ich habe zwar aarhin bemerkt, daß der übliche Aufputz und das Zierratenwesen in den häufigsten Fällen van Uedel ist, aber ich habe damit nicht gemeint, daß der Schmuck aerpönt werden sall. Zwar ist jenes schlichte Heim, wo die Kunst in dem ursprünglichen Sinne waltet, schan in seiner

Schmucklosigkeit gewissermaßen schön anzusehen, aber nichts destoweniger können wir ein Uebriges tun zugunsten eines besonderen Schmuckes, der dann berechtigt ist, wenn er lediglich der Schönheit willen da ist. Hier gilt nun freilich die schwierige und feine Unterscheidung, welcher Schmuck ist berechtigt, welcher Schmuck dient der Schönheit und was ist schön? Aber die Verhältnisse, mit denen wir zu rechnen haben, sind einfach genug, um den Kreis der Möglichkeiten zu überschauen.

Wenn wir wieder an das heimische Bauernhaus zurückdenken, so finden wir dort ein herrliches Schönheitsmittel vor. Es sind die Blumen. Man stelle Blumen in bunten Töpfen ins Zimmer, an die Fenster und wenn die Wände in den erwähnten klaren und reinen Farben gehalten sind, wenn die Möbel in irgend einem einheitlichen schönen Farbenton gestrichen sind, wenn sie ganz glatte und sachliche Formen haben, so wird die farbige Schönheit der Blumen mit den bunten, einfarbig glasierten Töpfen geradezu mächtig wirken, namentlich, wenn wir viel Weiß in die Wohnung bringen. Die Decke weiß, Türen und Fenster weiß, weißes, einfaches Stoffzeug vor den Scheiben! Dann wird die Herrschaft der Blumen eine solche künstlerische Schönheit und Kraft hervorrufen, daß sie nicht leicht übertroffen werden kann. Wissen wir doch, daß viele Maler derartige einfache Räume, die nicht mehr Kunstmittel besaßen, als die hier genannten, in ihren Bildern verewigt haben und daß gerade solche Malereien mit ihrem poetischen und künstlerischen Zauber regelmäßig das Entzücken der Ausstellungsbesucher waren. Warum sollen wir diesen Zauber nicht in unseren einfachen und bescheidenen Wohnungen verwirklichen, zumal es ganz ohne Kostenaufwand geschehen kann, sondern lediglich mit einem Aufwand veredelter Gesinnung? Die Armut ist hier gar kein Hindernis; im Gegenteil, denn der lumpige Hausrat aus den Möbelbazaren kostet trotz aller sonstigen Vernachlässigung bedeutend mehr, als wenn wir das Heim auf die einfachsten materiellen Mittel und auf das Schönheitsempfinden und die Kraft unseres Herzens stellen.

Zudem kommt es uns hier zu statten, daß wir in dieser schlichten Gestaltung durch persönliche Handarbeit vieles schaffen können, was wir sonst um teures Geld und in weniger passender Form auf dem Markt oder im Laden erstehen müssen. „Die Axt im Hause spart den Zimmermann," also sei jeder sein eigener Tell in weitester Bedeutung des Wortes. Selbsthilfe auf Grund klarer Erkenntnis des Erforderlichen und nach den Grundsätzen, unter denen die Kunstmöglichkeiten im Arbeiterheim überhaupt entstehen, wird das Rechte schaffen können. Es kommen uns häufig Bilder von amerikanischen Arbeiterhäusern zu, in denen die eigene Axt am Werke war, und die Werke sind fast ausnahmslos bei aller Derbheit und Anspruchslosigkeit in dem erwähnten Sinne künstlerisch zu nennen.

Wenn wir in diesem Sinne alles getan haben, dann bedarf es eigentlich keiner weiteren Zutat mehr, um die Wände besonders zu beleben. Wer Bilder wünscht, braucht sie nicht zu entbehren, und wer 3—6 Mark auszugeben hat, kann sich in dieser Hinsicht allerbeste Originalkunst verschaffen. Die Künstlerlithographien von den Firmen Voigtländer oder Teubner in Leipzig herausgegeben, stellen eine solche edle Originalkunst dar. Es sind Blätter von der Hand bester Künstler, auf Stein farbig gezeichnet und vervielfältigt. Nicht zuviel sollen wir an unsere Wände hängen, aber das Wenige in guter Sichtbarkeit, nicht zu hoch, aber an gut belichteter Stelle und in guter Einteilung, wobei das Verhältnis zu den an der Wand stehenden Möbeln zu berücksichtigen ist. Eine andere Art von Bildern als diese ist für die einfachen Verhältnisse gar nicht zulässig; keine Photographien, keine farblosen, verkleinerten Reproduktionen nach Meisterwerken und vor allem keine der sattsam bekannten Oeldrucke mit den aufgedonnerten Ratenhändlerrahmen dürfen an die Wände solcher einfacher, edler Wohnungen, wo sich die ersten Regungen des Kunstempfindens entfalten sollen. Die hochverdienten Meisterbilder, die vom Kunstwart herausgegeben sind, bilden einen Schatz der Anregung und Belehrung, einen Uebergang zum Verständnis der Meisterwerke; sie sollen in keinem Arbeiterheim, wo edler Bildungsdrang herrscht, fehlen, aber sie gehören nicht an die Wand, sondern in die Mappe, in die Lade, um von Zeit zu Zeit herausgenommen und eindringlich betrachtet zu werden, in Feierstunden, wo wir das Verhältnis zu den höheren und höchsten Schöpfungen der Kunst sehen und gleichsam künstlerische Hausandacht halten.

Wenn wir nun alles getan haben, was sich auf jeder Stufe des Einkommens, in den allerbeschränktesten Verhältnissen tun läßt, im großen Haus so gut, wie in der engsten Kammer und in der niedrigsten Hütte, wenn wir an der Sauberkeit, Reinheit, Ordnung und Helligkeit, an der schlichtesten Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit des Hausrates festhalten, helles, womöglich weißes Zeug in reinlichen Falten an die Fenster hängen, ein paar bunte Bauernblumen pflegen, für wenige Pfennige etwelche, einfarbige buntglasierte Töpfe heimholen und etwa die eine oder die andere der wohlfeilen farbigen Künstlerlithographien oder Steinzeichnungen in richtiger Form an die Wand bringen, dann haben wir ein entzückendes Wohnen ermöglicht, eine Gestaltung, die überall und zu allen Zeiten herzustellen ist, mit wenig Geld, aber mit umsomehr geistiger und seelischer Betätigung, und wir haben dann mehr Kunst entfaltet, als wir in den allermeisten Wohnungen der Begüterten antreffen. Es ist ein gewaltiger Irrtum, von dem wir uns befreien müssen, daß die Kunst nur für die reichen Leute da sei; die meisten reichen Leute haben gar keine Kunst, sie haben nur einen lästigen, störenden Ballast, einen Ueberfluß an Dingen, die viel Geld gekostet haben mögen, die aber in den allerseltensten Fällen als Kunst anzusprechen sind.

Innere Leere.

Wer hätte noch nie die Klage vernommen: „Ach das Leben ist so langweilig!" Bald soll an dieser Langweile das „elende Nest" schuld sein, in dem der Gelangweilte zu leben verurteilt ist, bald die Einförmigkeit seiner Beschäftigung, bald die hohlen Köpfe und faden Gesichter, die er täglich sehen muß — sein Spiegelbild natürlich ausgenommen. Die ganze Außenwelt hat nach der Meinung eines solchen Menschen die selbstverständliche Pflicht und Schuldigkeit, dafür zu sorgen, daß Seine Hoheit das liebe Selbst angenehm unterhalten werde. „Erst komme ich, dann noch einmal ich, dann die übrige Welt!" Das könnte der Wappenspruch solcher Ritter von der Langeweile sein. Das Leben aber geht seinen großzügigen, frischen Gang und läßt solche Jammergestalten als „Schlappgewordene" am Wege liegen — und am staubigen Wegrande ist's freilich nicht sehr abwechslungsreich, sondern eben einförmig und langweilig.

Worin solche Langeweile des Lebens ihren wahren Grund hat, das können wir schon in der Kinderstube studieren. Da wird in manchen Familien geklagt, daß die Sprößlinge mit allen möglichen Unarten behaftet seien und absolut nichts Rechtes mit ihrer Zeit anzufangen wüßten. Blicken wir genauer hin, so werden wir den Grund in den meisten Fällen darin finden, daß es ihnen an Beschäftigung fehlt: sie haben keine Anleitung bekommen, ihre Spielsachen gleichsam lebendig zu machen und in Haus und Hof und Garten ihren Staat im Kleinen einzurichten. Sind erst die Anfänge gelernt, wobei man am schnellsten durch fröhliches Mitmachen zum Ziele kommt, dann ist die lebhafte Kinderphantasie bald unermüdlich beschäftigt, immer neue Variationen zu erfinden. Weinerlich, übellaunig und ungezogen ist das gesunde Kind fast nur, wenn sein Tätigkeitstrieb brach liegen muß. Das Geheimnis also, artige und dabei geweckte Kinder zu haben, ist dies: beschäftige sie und leite

sie an, sich selbst zu beschäftigen. Für die Erziehung im Hause wie für den Unterricht in der Schule gilt das Wort, das einer unserer größten Pädagogen geprägt hat: „Langweilig sein, ist die größte Sünde an der Kindesseele.“ Denn durch die Stickluft der Langeweile wird das fröhlich keimende Seelenleben des Kindes niedergedrückt und dauernde Lebensöde und innere Leere erzeugt.

Dieselben Gesetze, die im Reiche der Kinder herrschen, haben aber auch in der Welt der Großen und Klugen Geltung. Ueber langweiliges Leben werden in der Regel solche Leute klagen, die sich als passive Objekte vom Leben verbrauchen lassen, anstatt in aktiver Subjektivität das Leben recht zu gebrauchen. Wer alle Hände voll zu schaffen und zu sorgen hat, dem bleiben langweilige Stunden fern, der ist dankbar für eine Stunde Ruhe, wo er sich wieder einmal sammeln und mit der eigenen Seele Zwiesprache halten kann. Von Langeweile und Lebensüberdruß werden am ehesten diejenigen befallen, die sich nicht ernsten, die Anspannung aller Kräfte erfordernden Lebensaufgaben gegenüber sehen. Dagegen aber gibt's doch ein sehr einfaches Mittel: man stelle seine Gaben, wenn man sie nicht voll zur Selbstunterhaltung braucht, in den Dienst der Gemeinschaft, da gibt's doch wahrhaftig Not genug zu lindern, Arbeit genug zu leisten, damit die Menschheit in ihrer Entwickelung allmählich wieder einen Schritt weiterkommt. Das große, breitflutende Leben kann alle Kräfte gebrauchen, und wer in der Beschränkung auf den engen Kreis, an dessen Ausfüllung die meisten reichlich zu tun haben, nicht aufzugehen braucht, der eignet sich gerade für solche Stellen im Gemeinschaftsleben, die sich nicht leicht nebenbei versehen lassen, sondern die gleichsam eine Kraft im Hauptamte fordere. Dann wird bald das Gefühl der Langeweile verschwinden, das Leben im Ganzen wird zu einem ganzen Leben verhelfen.

Wer sich also über langweiliges Leben beklagt, der verdient durchhaus nicht unser Bedauern, eher unsere Verachtung. Denn er ist ein schlaffer, unnützer Schmarotzer, der nicht einmal die Pflichten gegen sich selbst, noch weniger die Pflichten gegen die Mitmenschen erfüllt. Anstatt darüber zu jammern, daß das Leben so langweilig ist, sollte er darüber klagen, daß er selbst ein so langweiliger, teilnahmsloser Geselle ist. Wie Kindern, die aus Langeweile auf Ungezogenheiten verfallen, in der Regel rechte Erziehung fehlt, so fehlt es ihm an der Selbsterziehung. Er schaffe sich ein reiches Innenleben durch denkende Verarbeitung seiner Erfahrungen und rege Teilnahme an dem äußeren Leben, das täglich in tausend Formen um ihn flutet, und das Gefühl der Langeweile wird sicher verschwinden. Und wenn ihm das Aufraffen und Zusammenraffen anfangs auch schwer fällt, so muß er bedenken: „Aller Anfang ist schwer, am schwersten aber, wenn man mit dem Leichtesten, das ist mit Nichts, anfängt.“

Es ist eine seltsame Ironie im Menschenleben, daß die Fernerstehenden ein inhaltsloses, langweiliges Leben meist als ein recht glückliches, beneidenswertes ansehen. Können sich doch ein solches Leben im allgemeinen nur bessersituierte Leute leisten, die der Sorge um des Lebens Nahrung und Notdurft enthoben sind. Von außen sieht man daher nur die schöne Schale, aber nicht das hohle, wurmzernagte Innere. Auch hier zeigt es sich, daß wahres Glück nicht an äußere „Glücksgüter“ gebunden ist, sondern nur von innen heraus aufgebaut werden kann. Wer daher die Langeweile eines wertlosen Daseins nicht kennen lernen, dafür aber Lebensvollgefühl und echtes Lebensglück empfinden will, der halte es mit dem Worte Goethes, des großen Lebenskenners:

„Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut!“

M. Sch.

Streiflichter.

Das Schicksal von Korea ist ein Schulbeispiel für die Aufrichtigkeit jener „Lebens- und Ehrenfragen“, die nach Ansicht der Neunmalweisen immer nur durch Krieg „gelöst“ werden können. Repetieren wir ein wenig:

Nach amtlicher Darstellung der japanischen Regierung hatte diese am 12. August 1903 der russischen Regierung einen Vertragsentwurf vorgelegt, der u. a. lautete:

§ 1. Gegenseitige Anerkennung der unbedingten territorialen Unverletzlichkeit des chinesischen und koreanischen Reiches.

§ 3. Gegenseitige Anerkennung der vorherrschenden Interessen Japans in Korea, ohne Verletzung der in § 1 ausgesprochenen Grundprinzipien.

§ 4. Russischerseits die Anerkennung, daß Japan ausschließlich berechtigt sei, der koreanischen Regierung die zur staatlichen Reform und zur Einführung einer geordneten Regierungsform nötigen Ratschläge und Unterstützungen zu gewähren.

Weil nun diese und andere Normen von Rußland nicht bedingungslos bezw. nicht schnell genug zugestanden wurden, erfolgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch eine Note, die der japanische Gesandte in Petersburg dem russischen Minister des Aeußern am 5. Februar 1904 überreichte, und die mit den Worten begann:

„Da die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas von der japanischen Regierung als absolut und wesentlich für die Sicherheit und Ruhe des eigenen Landes angesehen werden . . .“ —

Eine stärkere und eindeutigere moralische Bindung zugunsten des Rechtes gegen das Occupationsprinzip gibt es nicht, und so entstand denn — wenn man diesen Worten folgt — der blutigste Krieg der Neuzeit hauptsächlich deshalb, weil das böse Rußland eine japanische „Lebensfrage“, die Unabhängigkeit Koreas, nicht schnell genug anerkennen wollte! Der in seinem Menschengefühl arg betroffene Japaner griff — wenn man den Worten der Note glaubt — spontan zum Schwerte, um eine dem Weltgewissen zugefügte Unbill mit russischem (und viel eigenem) Blute abzuwaschen!

Wie anders wirkt dies Bildnis auf mich ein, wenn ich die jüngste Tagesgeschichte durcheile! Durch den Friedensschluß von Portsmouth kam Korea in die „Sphäre des ausschließlichen japanischen Einflusses“, und dieser erwies sich als so nachhaltig, daß alsbald die ganze wirtschaftliche wie militärische Verwaltung des „unabhängigen“ Reiches in japanischen Händen lag. In einem durch Drohung erzwungenen Vertrag vom 17. November 1905 wurde dies ausdrücklich bestätigt mit dem Hinzufügen, daß von nun an die selbständige diplomatische Vertretung Koreas aufhöre und auf Japan übergehe.

Um die Prüfung dieses erzwungenen Vertrages bei der Konferenz einzuleiten, hatte der inzwischen abgesetzte Kaiser von Korea die Abordnung nach dem Haag entsandt. Dort konnte sie — leider — nicht gehört werden, denn die Konferenz ist kein Gericht, das sich mit den Beschwerden unterdrückter Völkerschaften befassen dürfte. Die Deputation erreichte aber, daß sich die Aufmerksamkeit der Welt auf den von Japan begangenen Rechtsbruch lenkte, und das ist viel — wenn auch noch nicht alles! Die Tragikomödie von dem erzwungenen Manifest des Kaisers, der freiwillig abzudanken erklärt und den Generalresidenten ermächtigt, einen Aufruhr eventuell mit Waffengewalt zu unterdrücken, ist noch in frischer Erinnerung.

Wir müssen Dr. R. beistimmen, wenn er (in Nr. 343 der „R. Hartg. Ztg.“) betont, wie stark das Bedürfnis nach einem Völkertribunal sei, wo die Schwachen mit ihren Klagen gegen Tyrannei und Greueltaten der Starken gehört werden könnten. Ob es sich nun um Armenier, Finländer oder Koreaner handelt — die berechtigte und wahre Humanität muß danach streben, daß für sie ein Forum bestehe.

Das Nähere soll hier nicht erörtert, vielmehr nur angedeutet werden, daß ein solches Tribunal für die Schwachen sich vielleicht durch weiteren Ausbau der im Haag 1899

geschaffenen internationalen Untersuchungskommission erreichen ließe, die s. Z. durch Beilegung der Doggerbankaffäre so verdienstlich gewirkt hat. Der Bericht einer solchen Kommission stellt lediglich den Tatbestand fest und hat keineswegs den Charakter eines Urteilspruchs, würde also Souveränität und Ehre der „beklagten" Regierung nicht im geringsten berühren. Andererseits hätte er aber den Vorteil, Klärung in eine Sachlage zu bringen, die oft nur infolge mißverständlicher Auffassungen verworren und drückend geworden ist. E. L. S.

* * *

Alles oder Nichts? Das ist die unbequeme Frage, die dem entschiedenen Liberalismus in der Frage der Reform des preußischen Landtagswahlrechts gestellt wird. Der aus Prinzip unentschiedene Liberalismus, will sagen: der staatsmännisch-angehauchte Nationalliberalismus von Bassermann bis zur Vossischen Zeitung hat sich, wie es scheint, schon auf die mittlere Linie des: „ein Wenig, aber nur nicht zu Viel" begeben. Nämlich man verbeugt sich vor dem Prinzip, daß man eigentlich das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht auch für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus haben möchte, uneigentlich aber läßt man mit sich handeln und wird sich, falls der Ministerpräsident eine Wahlrechtsreform mit einem ganz bescheidenen Zensus, mit Pluralstimmen für Bildung, Besitz, Alter und vielleicht auch erfüllte Militärdienstpflicht vorschlagen sollte, mit dem Sperling in der Hand begnügen.

Unter diesem „eigentlich" und „uneigentlich" versteckt sich heute, wie so oft, die Unklarheit, die einen fundamentalen Gegensatz zwischen Ethik und Politik zu setzen sucht. Das Ethische sind die radikalen Prinzipien — wer aber möchte sich einen Radikalen und Prinzipienreiter schelten lassen? —; das Politisch-Opportunistische ist das Kompromiß. Nicht als ob nicht auch die Vertreter des Kompromisses ethische Rücksichten in die Wagschale zu werfen hätten! Sie können — mit Recht — darauf hinweisen, daß jedes Etwas mehr ist als ein Nichts; daß einem so erbärmlichen Wahlrecht gegenüber, wie es das bestehende ist, jede bloße Aenderung schon eine fast ungewollte Verbesserung sein muß; daß durch eine schroffe Ablehnung der (schwache) Glaube an die Bündnisfähigkeit des Liberalismus, die Lebenskraft des „Blocks" und die staatsmännischen Qualitäten freisinniger Politiker bei der Regierung aufs ärgste erschüttert werden würde, u. s. w. Aber bei aller objektiven Würdigung auch der sittlichen Rücksichten auf die Volkswohlfahrt, die sich darin aussprechen, wird doch meines Erachtens der Ethiker nicht umhin können, in dem Kompromiß das größere Uebel zu sehen.

Wir wollen uns nicht auf den formalen Satz versteifen: mit Grundsätzen paktiere man nicht. Sondern nur abwägen, was auf dem Spiele steht, wenn der Liberalismus im November seine Zustimmung gäbe zu einer Landtags-Wahlreform, die sich von der Forderung des Reichstagswahlrechts wesentlich entfernte.

Der dadurch erzielte Gewinn verschwindet vollständig vor den folgenden Erwägungen:

1. Das schon längst starken Angriffen ausgesetzte Reichstagswahlrecht würde, hier im Stiche gelassen von seinen natürlichen Beschützern, seine feste Stellung als Keimzelle jeder demokratischen Umgestaltung unseres öffentlichen Rechts einbüßen. Heute noch ist es die Normale gegenüber den krüppelhaften Mißbildungen der ständisch und klassenegoistisch aufgebauten Landtags- und Kommunal-Wahlsysteme; morgen wäre es eine demokratische Entartung gegenüber einer von den Liberalen gebilligter und ausdrücklich gut geheißenen Verteilung der Grundrechte des Bürgers, die unter der Devise: Jedem das Seine! den Grundsatz ausspräche: „Wer da hat, dem wird gegeben!"

2. Der in diesem Falle, gleichviel ob zu recht oder zu unrecht, erhobene Vorwurf, der Liberalismus habe die Demokratie verraten, wäre der Todesstoß für jede leise Hoffnung, in Zukunft eine von einseitigen Klasseninteressen freie starke soziale und liberale Volksströmung zu gewinnen.

3. Gedanken und Forderungen, wie Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte, Selbstverantwortlichkeit und Selbstregierung, Erziehung zu sittlicher Reife und Persönlichkeitskultur, Anerkennung des Mehrheitsprinzips, Verteilung der Regierungslast auf eine Vielheit von Schultern, Recht auf Selbstverwaltung u. s. f. sind nicht Schmuckstücke, die man zum Sonntags-Nachmittags-Ausgang einmal anlegt und dann, um sie vor Abnutzung zu schützen, alltags im Kasten vergräbt, sondern sie sind das Betriebskapital jeder mit dem Volk für das Volk arbeitenden Politik. Man kann nicht bei der Reichstagswahl anbeten, was man bei der Landtagswahl verketzert, und umgekehrt. Nur ärgste Sophisterei kann aus den gesetzgeberischen und verwaltungstechnischen Aufgaben des deutschen Reiches und der Bundesstaaten eine grundsätzliche Verschiedenheit des Aufbaues ihrer Vertretungskörper folgern. Warum soll, wer über das Heer und damit die Wehrfähigkeit des deutschen Volkes mit entscheiden darf, unfähig sein, z. B. über die Schule seiner Kinder ein Urteil abzugeben?

4. Kein Einsichtiger zweifelt mehr daran, daß es nur ein einziges Mittel gibt, die ungeheure soziale Kluft, die heute unser Gemeinschaftsleben zerschneidet, zu füllen: Dies Mittel heißt gemeinsame Arbeit, Schulter an Schulter und Hand in Hand, zum weiteren Ausbau und zur wohnlicheren Ausgestaltung unserer Gesellschaftsordnung. Tiefer noch als die Versagung von Rechten, erbittert die Ausschließung von Pflichten. Unter diesem Gesichtspunkt möge man die Aussperrung der Partei von 3¼ Millionen Reichstagswählern von der Mitarbeit in den Landesparlamenten ansehen und sich die Frage beantworten, ob die Fortdauer eines solchen Zustandes im Interesse des Ganzen liegt, ob sie von dem, der das Wohl des Volkes über die Partei stellt, gewollt werden kann.

Die feine Diplomatie des Fürsten Bülow muß in diesem Falle versagen. Ein Mehr und Weniger von Zugeständnissen und Forderungen mag im wirtschaftlichen Leben und im internationalen Interessenspiel möglich sein; auf dem einzigen Gebiet, das dem zünftigen Diplomaten wohl nicht ganz vertraut ist, dem der Ueberzeugungen, ist Schacher nicht möglich. Mindestens vom Standpunkte des Ethikers aus. Sollte er aber dem Politiker möglich sein — um so schlimmer für diese Art von Politik!

Aus der ethischen Bewegung.

Verfassung des Internationalen Bundes Ethischer Gesellschaften.

Artikel I. **Name.**

1. Die Organisation führt den Namen Internationaler Bund Ethischer Gesellschaften.

2. Als ethische Gesellschaft im Sinne der vorliegenden Verfassung ist jede Vereinigung anzusehen, welche diese Verfassung anerkennt.

Artikel II. **Mitgliedschaft.**

1. Jedes Einzelmitglied einer der angeschlossenen Gesellschaften ist zugleich Mitglied des Bundes.

Artikel III. **Zweck.**

1. Der allgemeine Zweck des Bundes ist die Geltendmachung der entscheidenden Wichtigkeit des ethischen Beweggrundes in allen Beziehungen des Lebens — den individuellen, sozialen, nationalen und internationalen — unabhängig von allen theologischen und metaphysischen Gesichtspunkten.

2. Im Einzelnen bezweckt der Bund:

a) Seine Organisation zu einer innigeren Gemeinschaft der Gesinnung und der Wirksamkeit zu entwickeln;
b) das Entstehen ethischer Organisationen in allen Ländern zu fördern und zu unterstützen und die Einordnung der noch nicht beigetretenen ethischen Organisationen in den Bund zu fördern;
c) die Propaganda zu organisieren und ethische Vortrags-Reisen zu veranstalten;
d) geeignete Literatur zu veröffentlichen und zu verbreiten;
e) ethische Erziehung überhaupt und systematische Moral-Unterweisung im besonderen, unabhängig von theologischen und metaphysischen Voraussetzungen zu fördern;
f) gemeinsame Betätigung bei internationalen Fragen, die zur ethischen Klärung aufrufen, zu fördern und zwar

mit Hilfe von besonderen Kongressen und anderen Veranstaltungen;

g) eine internationale ethische Bibliothek zu unterhalten;

h) andere Zwecke zu fördern, welche mit dem allgemeinen Ziel des Bundes in Uebereinstimmung sind.

Artikel IV. **Sitzungen des General-Komitees.**

1. Das General-Komitee besteht aus Vertretern, die von den nationalen Verbänden gewählt werden. Falls Abstimmungen nach Nationen verlangt werden, hat jede Nation eine Stimme und eine weitere für je 500 Mitglieder über die ersten 500; doch darf kein Vertreter als Bevollmächtigter mehr als drei Stimmen abgeben. Die Bundesmitglieder haben das Recht, den Sitzungen des General-Komitees beizuwohnen, doch sind sie nicht stimmberechtigt.

2. Das General-Komitee soll mindestens alle drei Jahre einmal zusammentreten; eine außerordentliche Sitzung ist, auf Verlangen von mindestens drei National-Verbänden innerhalb des Bundes, einzuberufen, falls dieser Antrag von der Mehrzahl der Bundesvereine gutgeheißen wird.

3. Ein aus mindestens fünf Mitgliedern bestehendes Exekutiv-Komitee mit Kooptationsrecht leitet in Gemeinschaft mit dem Sekretär die ordentlichen Geschäfte des Bundes.

4. Das General-Komitee nimmt alle drei Jahre eine Neuwahl des Exekutiv-Komitees vor.

5. Das Exekutiv-Komitee hat dem General-Komitee bei jeder regelmäßigen Sitzung einen Bericht über seine Tätigkeit seit der letzten Sitzung, sowie einen Rechnungsabschluß zur Prüfung und Bestätigung vorzulegen.

Artikel V. **Verwaltung.**

1. Das Exekutiv-Komitee wählt den Sekretär; es wählt auch den Schatzmeister aus seinen Mitgliedern.

2. Das Exekutiv-Komitee hat das Recht, jede Organisation, die sich darum bewirbt und die Verfassung anerkennt, in den Bund aufzunehmen, falls sie mindestens ein Jahr vor ihrem Bewerben bestanden hat. Verweigert das Exekutiv-Komitee die Aufnahme, so steht der betreffenden Organisation die Berufung an das General-Komitee frei.

3. Das Exekutiv-Komitee erstattet den Nationalverbänden einmal jährlich über seine Tätigkeit Bericht.

Artikel VI. **Finanzen.**

1. Das Einkommen des Bundes besteht aus freiwilligen Zuwendungen sowie aus jährlichen Beiträgen der angeschlossenen Gesellschaften im Betrag von nicht unter 10 Pfennige für jedes einzelne Mitglied. Diese Beiträge sind durch die Nationalverbände einzuziehen.

2. Das Exekutiv-Komitee hat dem General-Komitee bei jeder regelmäßigen Sitzung einen Voranschlag vorzulegen mit genauer Spezialisierung der für die verschiedenen Tätigkeiten des Bundes zu machenden Aufwendungen.

Artikel VII. **Verfassung.**

Die vorliegende Verfassung kann in jeder Sitzung des General-Komitees abgeändert werden, vorausgesetzt, daß die Bundesgesellschaften ein Jahr vorher von den Aenderungsanträgen in Kenntnis gesetzt worden sind und daß ⅔ der anwesenden Vertreter dafür stimmen.

Sprechsaal.

Zwei Randglossen zu Nr. 16.

I. Noch einmal: „Straffreie Hehler?" Auch ich hatte mir vorgenommen, das ethisch und juristisch so interessante Thema nochmals zu berühren, nahm dann aber davon Abstand, als die Zeitungen meldeten, daß gegen die Gesellschaftsdame der Fürstin Wrede ein Strafverfahren eingeleitet worden sei. Begründung und Art des letzteren, sowie die Richtigkeit der Nachricht überhaupt blieb allerdings ungewiß; gegenwärtig soll hier nur auf einen objektiven Irrtum des verehrten Autors des Sprechsaalartikels hingewiesen werden — der Gerechtigkeit wegen; im Resultat sind wir ja durchaus einig.

Herr Professor B. M. schreibt, es sei eine einfache Tatfrage, ob eine „strafbare Handlung" vorliege; „wo bewegliche Sachen dem rechtmäßigen Eigentümer entzogen sind, da ist ein Diebstahl begangen: punktum". Mit Verlaub: ein wesentliches Tatbestandsmerkmal fehlt; nach § 242 St.-G.-B. muß die Wegnahme in der Absicht erfolgt sein, die Sache sich rechtswidrig zuzueignen. Erst wenn diese Absicht hinzutritt, liegt das Vergehen des Diebstahls vor; fehlt sie, so wird entweder gar kein Delikt oder ein anderes, oftmals milder zu beurteilendes, vorhanden sein. Nach der von B. M. gegebenen Erklärung wäre z. B. ein Dieb, wer fremde, bewegliche Sachen dem Eigentümer zwecks Verpfändung wegnimmt, um die Sachen wieder einzulösen — mit der begründeten Ueberzeugung, dies auch jederzeit zu können. Das Reichsgericht hat mit Recht mehrfach entschieden, daß in diesem Falle noch nicht ohne weiteres jedesmal ein Diebstahl zu finden sei, und die Klarlegung dieser Tatsachen ist also keineswegs eine juristische Haarspalterei, sondern eine dem berechtigten Schutze des Frevlers dienende Feststellung.

Hier scheint mir auch der Schlüssel zu liegen zu den seltsamen Anfangsworten der §§ 51—54: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn . . ." — Diese Fassung ist unlogisch und schädlich zugleich. Unlogisch, denn die §§ stehen unter der Ueberschrift des IV. Abschnitts: „Gründe, welche die Strafe ausschließen oder mildern" — scil: obwohl an sich die Strafe in voller Höhe verwirkt wäre; schädlich, denn bei einer „nicht vorhandenen" Straftat kann es natürlich auch keine Mittäter oder Gehilfen geben. Mit anderen Worten: Die Verneinung der Straftat als solcher wirkt absolut und generell, die Ausschließung oder Milderung der Strafe dagegen nur zugunsten dessen, bei dem die gesetzlich normierten Gründe dafür vorliegen. Es sind hier also zwei heterogene Gesichtspunkte vermengt worden, und eine Verwirrung der Rechtsbegriffe war die unausbleibliche Folge. Man kann nur lebhaft wünschen, daß diese „konfuse Richtigkeit" bei der im Gange befindlichen Revision des Strafrechts in befriedigender Weise „berichtigt" werde.

II. Etwas über Patriotismus (Zum Artikel des Herrn Dr. Lewy, S. 124). Mit den überzeugend dargelegten drei Regeln des Schlußabsatzes wird jeder Ethiker von Herzen einverstanden sein. Die Ueberschrift des Artikels wurde offenbar gewählt, um eine wirksame Antithese zur „Humanisierung des Krieges" zu schaffen; streng logisch dürfte es nur heißen: „Humanisierung der Gehirnkämpfe", denn wo Gehirne als Gegner fungieren, ist eben das „roh gewaltsam' Handwerk" des Krieges mit Schießprügeln und Kanonen ausgeschlossen.

Doch dies nur nebenbei; ich wollte hier zum Thema Tolstoi einiges bemerken. — Dr. Lewy schreibt, auch ein so edler Geist wie T. sei von einseitigem Nichtverstehenkönnen des Gegners nicht frei; er halte z. B. den Patriotismus für eine künstliche Züchtung im Interesse der herrschenden Klassen. Diese mir nicht bekannte Aeußerung ist dem Feuergeiste des rüstigen Greises durchaus zuzutrauen, und keineswegs wird der Ethiker alle Lehren des großen Denkers — z. B. die nur Märtyrer schaffende Aufreizung zur Militärdienstverweigerung — unbesehen sich aneignen; aber gerade in letzter Zeit hat Tolstoi die Härten und Schroffheiten seiner früheren Schriften ausdrücklich bedauert mit dem Hinzufügen, daß eine so scharfe Tonart nicht dem Frieden, sondern nur der Verbitterung und Zwietracht diene, und andererseits findet sich z. B. in seiner Broschüre „Patriotismus und Regierung" auf Seite 8 folgende schöne Stelle:

> „. . . So ist also dieser Patriotismus nicht der Wunsch nach geistigen Gütern für sein Volk (geistige Güter kann man nicht ausschließlich für sein eigenes Volk wünschen), nicht die Eigenart der Volksindividualität (diese ist eine Eigenschaft und keineswegs ein Gefühl), sondern er ist eine bestimmte Art von Bevorzugung des eigenen Volkes oder Staates vor allen andern Völkern und Staaten und das Begehren der größtmöglichen Macht und des denkbarsten Wohlstandes für dieses Volk oder diesen Staat. Solche Güter können aber immer nur auf Kosten des Wohlstandes und der Macht anderer Völker oder Staaten erworben werden und werden auch so erworben. . ."

Aus der ganzen Broschüre Tolstois geht deutlich hervor, daß er Patriotismus dem Chauvinismus gleichsetzt, weil seines Erachtens jener zu diesem hinführen muß. So sagt er z. B. auf Seite 15:

> „Daher sollte man meinen, müßte das überlebte Gefühl des Patriotismus, als ein . . . mit dem ins Leben getretenen Bewußtsein der Verbrüderung verschiedener Völker nicht zu vereinbarendes Gefühl, . . . endlich ganz verschwinden."

Große Denker und Reformer wie Tolstoi oder Luther sind oftmals starr bis zur Einseitigkeit; ihr ganzes Sinnen ist so sehr von dem einen großen Gedanken erfüllt, dem sie die Bahn bereiten, daß sie für Nüancen und Schattierungen unempfänglich bleiben. Tolstoi z. B. ist unzugänglich dem Gedanken, den sein Landsmann, der Soziologe J. Novicow, treffend in die Formel bringt:

> Chauvinismus heißt: Vaterlandsliebe begründet Fremdenhaß; Patriotismus bedeutet: Die Liebe zum Geburtslande schließt in keiner Weise die Liebe zu einer höheren Staatenvereinigung aus.

Das Wort „Vaterland" ist nach Novicow „nächst dem Worte Mutter das süßeste, das das menschliche Vokabularium kennt."

Man wird demnach in Tolstois Darlegungen die Einseitigkeit, den Mangel an Differenzierung, mit Recht beanstanden, nicht aber den Vorwurf erheben dürfen, daß Tolstoi nur die „elendesten Auswüchse" des Patriotismus-Gedankens bekämpfe. Darin, was wir so nennen, erblickt Tolstoi gerade das eigenste Wesen des Patriotismus; seine Kampfmethode ist daher ethisch m. E. unangreifbar, wenngleich es nicht schwierig sein dürfte, die Irrtümer und Einseitigkeiten des temperamentvollen Philosophen aufzudecken.

E. L. Siemering.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutscher Bund für weltliche Schule und Moralunterricht.

Freitag, den 13. September, Saal 109 des städtischen Rathauses, 8¼ Uhr abends Vortrag: Mr. Spiller-Berlin-London: „Ergebnisse einer ethischen Studienreise durch die Schulen Deutschlands und der Schweiz." Gäste willkommen!

Dr. Penzig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10–12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. September 1907.	Nr. 18.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Ja — aber!

Von F. Staudinger.

Wo Gemeinschaft herrscht, kann Menschenfurcht nicht vorhanden sein! Der Sozialismus will Gemeinschaft; er behauptet sogar, in seiner Partei schon so etwas wie Gemeinschaft zu haben. Aber man merkt von dem Geiste der Gemeinschaft noch gar zu wenig. Es geht auch da noch, wie auf dem Hühnerhof, wo eins das andere wegpickt. Und Menschenfurcht — daß Gott erbarm! Davon trifft sich kaum weniger hier, als in den „Bourgeois-Kreisen".

Ja, wundert dich denn das? Bedenke doch die kurze, rasche Entwickelung. Sollte man sich nicht wundern, daß schon so viel geleistet ist?

Aber wie kann sich denn entwickeln, was zum Fortschritt notwendig ist, wo nicht jeder frei seine Meinung sagen darf, wo er befürchten muß, dieser Meinung halber scheel angesehen oder gar geschädigt zu werden? Wenn jemand, welcher unliebsam redet, gleich mit Herausfliegen bedroht wird, wenn so Menschenfurcht und Duckmäuserei selbst bei den angeblichen Vertretern freier Gemeinschaft erzeugt werden, wie kann's da vorangehn?

Ja, wie kann das aber anders sein, solange eine Partei stramm und einheitlich, wie ein waffengerüstetes Heer einem Feinde gegenübersteht, der nicht einmal ihr Recht im Staate anerkennt? Da muß nicht nur Bekenntnis zum Ziel, da muß auch Innehalten der Taktik unnachsichtig verlangt werden, sonst zerfährt alles, und alle Aktion wird wirkungslos. Vor dem Feinde muß auch einmal die berechtigte Kritik schweigen. Und welche Kritik ist berechtigt? Wenn man alles und jedes soll reden dürfen und die größte Torheit soviel wie Weisheit soll gelten können, wohin führt das?

Aber wie dann jene andere Grundeigenschaft erwachsen soll, die ohne freimütige Kritik nicht zu erzielen ist, das bleibt da unbeantwortet. Da hätten ja die Herrschenden doch auch recht, wenn sie dem, was ihnen nicht in den Kram paßt, mit Sozialistengesetzen und anderen derartigen Schönheiten zwischen die Beine fahren, und denen, welche nicht nach ihrer Pfeife tanzen, den Mund stopfen, den Beamten z. B. verbieten, eine der Regierung nicht genehme Meinung zu äußern!

Ja, ist denn eine Partei dasselbe, wie ein Staat? In den Staat sind wir alle zusammen hineingeboren, und jeder muß da als Persönlichkeit sein Recht haben. In eine Partei tritt jeder zur Erreichung eines bestimmten gemeinschaftlichen Zieles freiwillig ein und kann sie verlassen, wann er dies Ziel nicht mehr für recht hält. Der Staat darf daher keine Bedingungen stellen, welche Ansicht jemand haben muß, um ihm zuzugehören, die Partei aber beruht ja gerade darauf, daß sich Leute von gleicher Ansicht zusammenfinden. Also muß sie auch die Möglichkeit haben, jemand, der sich nicht mehr als Anhänger des betreffenden Zieles bewährt und doch bleibt, auch wider seinen Willen hinauszubefördeen.

Aber damit, daß sie das auch betreffs der taktischen Ansichten tut, schafft sie eben jene Unsicherheit und Menschenfurcht. Da bestimmen vielleicht blinde Instinkte, wohl gar einzelne diese Instinkte klug benutzende Matadoren, wie gedacht werden soll. Sie schlagen auch denen auf den Mund, welche anderer Ansicht nur betreffs der taktischen Mittel sind. Und es bleibt dabei: freie Diskussion betreffs der Mittel und Maßnahmen, die zu treffen sind, ist Grundbedingung alles dessen, was Gemeinschaft heißen will. Die Mehrheit hat nur zu bestimmen, welche Meinung sie zur Tat werden lassen will, nicht die Meinung selbst zu meistern. Ihren Beschlüssen betreffs der Tat hat sich auch der Anhänger anderer Meinung zu unterwerfen. Die Meinung aber selbst mit Schlagworten und Terrorismen niederschmettern — das sollte man doch wohl unterscheiden! Daß das Unterscheidungsvermögen hierfür aber immer und immer noch mangelt, ist daran nicht Eigensucht und Mangel an Bildung schuld?

Ja, wer so fragt, zeigt vielleicht, daß er für sich selber noch etwas von dem Mangel an Bildung hat, den er jenen vorwirft. Denn überall, wo eine engere Gemeinschaft ihre Gemeinschaftsinteressen den Interessen anderer Gemeinschaften entgegenstellen muß, tritt diese Erscheinung notwendig hervor. Sie tritt stets in den Punkten hervor, wo diese Interessen miteinander im Konflikt stehen. Die heutigen Gebildeten und die Ungebildeten sind da einander gleich. Sieh' nur die Gebildeten, welche Weiberpeitscher und -Henker verherrlichen, weil sie „national"

peitschten und henkten. Vielleicht wenige, welche über den Interessenkonflikt bereits hinwegsehen *können*, welche ihn so begreifen *können*, daß sie vom Ziele allgemeiner Gemeinschaft bereits *ihren Willen bestimmen* lassen, mögen ein wenig darüber hinauskommen. *Ganz* können auch sie es *in der Praxis nicht*, so lange es eine solche *überwaltende* Gemeinschaft noch *nicht* als notwendige *praktische Willensbestimmerin gibt.*

Aber in der sozialdemokratischen Partei, welche doch gerade den Willen von solchem Ziele aus bestimmen will, müßte denn doch wenigstens etwas mehr von diesem Geiste schon anerzogen worden sein?!

Ja, wer hat denn die Leute, welche die Masse dieser Partei bilden, bislange erzogen? Wer hat ihren Willen gebildet? Doch eben die Welt, welche von ihnen bekämpft wird, doch die Welt, welche nur ein schwaches Rechtsband um sich gezogen hat, um innerhalb desselben den wildesten Kampf der eigensüchtigsten wirtschaftlichen Interessen ein klein wenig zu regeln. Und nun sollten die erst traumhaft zum besseren Ziele Greifenden schon Kinder der Welt sein, die sie erst träumen? Und Jahr um Jahr kommen neue aus Wildheit und Stumpfsinn gerade erwachende Scharen hinzu! Ich wiederhole: Ist nicht doch schon sehr viel geleistet, um doch viele emporzuheben?

Ja, aber . . . . . .

Das stimmt!

Ein Kulturzentrum.

Von Marg. N. *Zepter* (Berlin-Wilmersdorf).

(Nachdruck nur mit Genehmigung der Verf.)

Gerade hundert Jahr ist's her, daß Friedrich Ludwig Jahn nach Jena eilte, um sich in die Reihen der Vaterlandsverteidiger aufnehmen zu lassen, und heimgekehrt gab er all seine Kraft daran, Vorschläge zur Erweckung einer nationalen Erziehung, zu einem volkstümlichen Staats- und Heerwesen, auszuarbeiten, zu verbreiten, in die Tat umzusetzen. Wenn diese seine Vorschläge sich auch bei weitem nicht alle verwirklichen ließen oder lassen konnten, so hat Jahn doch, das weiß wohl jedes Kind, unbestreitbare Verdienste um die körperliche Ausbildung der deutschen Jünglinge und Knaben; er führte Uebungen und Kampfspiele ein, und eingedenk der deutschen Vorfahren und ihrer tapferen Turniere, wählte er für sein System, das nach und nach geregelte Gestalt annahm, die Bezeichnung Turnen.

„Erziehung zur Wehrhaftigkeit" schwebte ihm als Ziel seiner Bestrebungen vor; wie aber die Verhältnisse zu jener Zeit lagen, (das kleine Wort „Jena" umschließt den ganzen Jammer) durfte er seine Pläne und Absichten durchaus nicht beim rechten Namen nennen und mußte es schließlich doch noch erleben, daß die Ausführung als „gemeingefährlich" verboten wurde.

Nichtsdestoweniger machte die Bewegung ihre Fortschritte und ist heut, auch in Deutschland, bereits so tief eingewurzelt, daß die Notwendigkeit einer gründlichen Körperausbildung ernstlich von Niemandem mehr bestritten wird, wenngleich über das Wie die Meinungen noch recht häufig auseinander gehen und die Unterstützung der jeweiligen Behörden und damit die obligatorische Einführung aller Vorteile zu gesunder, rationeller Körperentwickelung noch ebenso häufig auf sich warten läßt.

Wenn der Schriftsteller Aeneas Sylvius in seinen Schriften von den Sitten der Deutschen seiner Zeit schreibt: die Knaben lernen eher reiten, als reden, wenn er bewundernd von ihrer Abhärtung bei Kälte und Hitze spricht und ausdrücklich bemerkt, wie gewandt sich auch die Mädchen bei den Ballspielen beteiligen, so wissen wir alle, daß dies glückliche Zeitalter sehr, sehr weit zurückliegen muß, (Sylvius wurde in der Tat vor fünfhundert Jahren geboren), und wir sollten strebend uns bemühen, bald wieder so begeisterte und begeisternde Anerkennung über deutsche Jugend zu ermöglichen.

Von allen Seiten tauchen Vorschläge auf, wie das geschehen könnte, denn daß das Turnen in den Schulen, so anerkennenswert es in einzelnen Teilen und für bestimmte Zwecke sein mag, nicht genügt, geben wohlwollende Eingeweihte unumwunden zu.

Das Losungswort einer rechten, echten Körperkultur heißt *Freude daran* und deshalb ist es dringend nötig der Einführung edler, volkstümlicher Spiele mit allen Kräften die Wege zu ebnen. *Alle* müssen dabei mithelfen, Männer und Frauen aller Stände und Kreise, alle die ein Herz für die Jugend, für das Vaterland, für gesundes Leben, für Menschheits- und Daseinsveredlung besitzen.

Neben dem Turnunterricht in der Schule müssen Kampf- Wett-, Lauf-, Wurf-, Ballspiele auf freiem Wiesenplan für Knaben wie für Mädchen eingeführt und schließlich für das gesamte Volk Gemeingut werden.

Charakter und Willen gilt es bei den Mädchen genau so wie bei den Knaben zu entwickeln und zu stählen, haben sie doch, in unserer Zeit, recht oft „ihren Mann zu stellen". Nun sind aber gymnastische Spiele ganz außerordentlich hierzu geeignet; während Turnen z. B. strikten Gehorsam, Unterordnung unter fremden Willen verlangt, basiert Spielen, das zwar Einordnung bedingt, schließlich auf mehr oder weniger freier Selbstbestimmung.

Beim Spiel entspringt die Tat dem freien Entschlusse, beim Turnen dem Zwang des Kommandos.

Spiel fördert Gemeinsinn, Verantwortlichkeit des Einzelnen für die Gesamtheit; Tüchtigkeit, Ritterlichkeit und Bescheidenheit des Einzelnen fallen beim gemeinsamen Spiel schwer ins Gewicht.

Rassen- und Klassenunterschiede werden überbrückt oder vielmehr sie existieren beim Spiel überhaupt nicht, Können und Tun entscheiden allein. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wird rege und stärker; das Ziel, dem man nachstrebt, ist ein gemeinsames, ebenso wie Erfolg und Mißerfolg der Gesamtheit gehören.

Wer irgend Gelegenheit findet, der möge nicht versäumen sich auf öffentlichen Spielplätzen umzusehen; vorläufig wird er allerdings zu tieferem Studium dieserhalb ins — Ausland gehen müssen, denn von *nationalen* Spielplätzen sind wir Deutschen leider immer noch recht weit entfernt.

Wer sich aber überzeugen durfte, der wird sich zweifellos den Pionieren anschließen, die die Einführung der *Jugendspiele* auf ihre Fahne geschrieben. Aerzte, Pädagogen und gemeinnützige Gesellschaften beginnen bereits sich die Hand zu reichen, (in Leipzig haben sich 12 Vereine zusammengetan) so kann der Erfolg nicht gar zu lange mehr auf sich warten lassen, wenn es auch bis zu „Kursen *für nationale Uebungen und Spiele*", wie sie die Schweiz, England, Skandinavien, Griechenland veranstalten, bei uns noch gute Wege hat.

Die preußischen Mitglieder des „deutschen Hauptkomitee's zur Vorbereitung des 2. *internationalen Schulhygienekongresses*" haben in einer Eingabe an den preußischen Kultusminister bemerkenswerte Vorschläge gemacht, u. a.: „den Unterricht nur auf den Vormittag, mit ‚kurzen' Stunden zu beschränken, die häuslichen Arbeiten zu ermäßigen und *Spielnachmittage* einzuführen, *mit Erlaß der häuslichen Arbeiten* für den *folgenden Tag.*"

Das könnten und müßten schließlich wirkliche Spielnachmittage werden, die reine Freude bieten, und freiere Menschen schaffen, denn die „Angst, nicht fertig zu werden", daraus entstehende Schwindeleien oder nervöse Hetzereien, fiele mit der Genehmigung eines solchen Gesuches von vornherein fort.

Die Gelegenheit zur Charakterbildung und zur Ent-

wickelung eigener Persönlichkeit möge Gedächtnisleistungen und Drill reichlich auf und an Stelle von turnerischen, erzwungenen Augüleistungen würden frei-mütige, frisch fröhliche treten.

Wie die Schüler und Schülerinnen würden auch die Lehrkräfte dabei nur gewinnen, denn in den Jugendspielen bietet sich ihnen die beste Gelegenheit, die Individualität des Schülers in ihren sonst verborgenen Zügen zu erkennen. Selbstverständlich nur dann, wenn das Spiel Spiel bleibt, der Lehrer Kind mit dem Kinde, jung mit der Jugend ist; er darf nicht seine Spiele als Schulzwangspensum mit schulmeisterlicher Pedanterie eindrillen. „Sie müssen ‚spielend‘ gelehrt werden.“

Wie man das machen könnte, lehrte mich ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Schwedens nationaler Ausbildungsstätte zu Spiellehrern und Spiellehrerinnen in Nääs bei Gothenburg.

In jeder Weise vorbildlich organisiert und vorbildlich geleitet sind diese Spielkurse eine Quelle der Lebenserneuerung für die Nation. Worte vermögen nicht die fast verklärte Freude und Hingabe der Teilnehmer zu schildern, können nicht den Zauber der lieblichen Landschaft, die stillen Wunder der hellen skandinavischen Nächte, die Kameradschaftlichkeit aller Beteiligten, die weihevolle Atmosphäre, die über der ganzen Schöpfung liegt, fühlbar machen.

Aber sie könnten „vermitteln“ helfen und den Wunsch rege machen, selbst zu schauen, zu prüfen, mitzutun, denn trotz der „nationalen“ Stätte ist auch Ausländern, nach Maßgabe der verfügbaren Plätze, nicht verwehrt, an den Kursen in Nääs teilzunehmen. Ja, man hat sogar die Einrichtung getroffen, die theoretischen Lehrstunden (und auch die praktische Anweisung je nach Bedarf) neben der schwedischen in englischer Sprache abzuhalten, da diese Sprache von den meisten Kulturnationen verstanden wird, um damit einen nützlichen Besuch in Nääs zu ermöglichen.

Mit seinen verschiedenen Einzelkursen ist Nääs heut ein Kulturzentrum ersten Ranges, das das Hauptgesetz wahrer Kultur, den „Fortschritt“ aufwärts in jeder Weise pflegt.

Von aller Herren Ländern kommen sie herbeigeeilt, um zu den Füßen des Meisters zu sitzen und seinen Lehren zu lauschen, der das alles aus eigenster Initiative, aus eigenster Kraft geschaffen.

Und fragt man mich nach dem Zauberspruch, der das Wunder der Einigung der verschiedenartigsten Elemente bewirkt, so weiß ich nichts anderes, allerdings auch nichts Besseres zu antworten, als: es ist die Arbeitsfreude, die in Nääs waltet, das Bewußtsein der Pflicht jedes einzelnen Menschen, am Fortschritt, an der Hinaufentwickelung der Gesamtmenschheit mitzuhelfen.

Man lernt in Nääs, daß Arbeit des Lebens Inhalt bildet, Arbeit nicht im mechanischen Sinne, nicht als widerwillig oder gleichgültig geleistete Frohn, sondern die gesunde Betätigung der Sinne und Glieder, diktiert und geleitet von Seele und Geist. Durchgeistigte Arbeit, als Mittel zur Vervollkommnung des eigenen Selbst, des Individuums und damit zur Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft.

Man lernt in Nääs, daß dies nur durch die allseitige, harmonische Entwickelung aller in uns schlummernden Kräfte zu erreichen ist, nicht durch Bücherweisheit allein, oder durch körperliche Ausbildung allein, oder durch Handgeschicklichkeit allein; allen Kräften muß die gleiche Liebe, die gleiche Sorgfalt zu teil werden, Seele wie Leib, um uns zu jener Lebensharmonie zu führen, die das Streben jener hehren Religionsstifter gewesen, an deren Lehren so viel gedreht und gedeutelt wird, während doch nur die Wenigsten die Idee verstehen, daß wahre Religion in praktischer Betätigung gipfelt und an kein Dogma gebunden ist.

Das würdigste Vorbild eines solchen ‚menschenwürdigen‘ Lebens, eines harmonischen Einsseins mit der übrigen Welt, bietet der ‚Direktor‘ Otto Salomon, der in seltener Weise die Theorie seiner Lehren mit der Praxis seines eigenen Lebens und dem seiner Schüler in Einklang zu bringen weiß.

Es war im Jahre 1872, als im Anschluß an eine lebhafte Bewegung zur Hebung der Hausindustrie der Gutsbesitzer August Abrahamson auf seinem herrlichen, weit ausgedehnten Anwesen in Nääs bei Gothenburg eine Musterschule (die sehr bald in eine Lehrerausbildungsstätte umgewandelt werden mußte, da sich der Mangel an Lehrkräften empfindlich fühlbar machte) für „Slöjd“ (die umfassende Bezeichnung für jede geschickte Handbetätigung) gründete.

Von Anfang an stand ihm sein Neffe, Otto Salomon (ein studierter Landwirt), darin zur Seite, übernahm offiziell das Amt eines „Direktors“ und sah seine ungewöhnliche, allseitige pädagogische und organisatorische Begabung auch „behördlicherseits“ dadurch öffentlich anerkannt, daß man ihm die Inspektion sämtlicher schnell nach einander entstehenden Slöjdschulen des Distrikts übertrug.

Die ‚Slöjdschulen‘ waren für Kinder bestimmt, während Nääs ausschließlich der Ausbildung von Lehrern dient. Heutzutage sind die Slöjdschulen als solche fast verschwunden, da der Slöjdunterricht zum festen Bestand des Schulplanes aller Schulen in Skandinavien gehört; Kinder vom vierten Jahre an werden im Slöjd unterwiesen.

Näher auf den Segen einer solchen Ausbildung einzugehen, muß ich mir hier versagen. Nur soviel, daß die Nääs-Methode des Slöjdunterrichts keineswegs beabsichtigt, bestimmte Handwerker heranzubilden oder zu einseitiger Handausbildung zu erziehen, sie wendet sich vielmehr an den ganzen Menschen, dessen in ihm schlummernde Kräfte und Fähigkeiten sie ihm entwickeln und dienstbar machen helfen will.

Nur so sind auch die übrigen Kurse Nääs' aufzufassen: Näh- und Flickkurse, Gartenbaukurse (seit 1902), Schulküche (1903) und unser heutiger Hauptgegenstand, die Spielkurse (1895).

Die Spiele werden jeden Sommer in zwei Lehrkursen abgehalten, der eine umfaßt sechs, der andere vier Wochen. Sie bedeuten tiefes, eindringlichstes Studium in Theorie und Praxis, das an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen, sofern er den Nutzen haben soll, wie er ihn haben kann, starke Ansprüche stellt.

Ist es schon nicht leicht, stundenlang bei glühendem Sonnenbrand auf den Wiesen nach allen Regeln der Vorschrift des jeweiligen Spieles herumzujagen, wieder und wieder dasselbe zu üben, um den Titel Spiellehrer in der Heimat mit Würde zu wahren, so verlangt man in Nääs ebenso gründliche Bekanntschaft, nicht mit der trockenen Spieltheorie als hergelernte Bücherweisheit, sondern als wohldurchdachtes Wie und Warum. Daß historische Studien, besonders aber kulturgeschichtliche, dabei nicht umgangen werden können, ist selbstverständlich, und eine herrliche Fachbibliothek mit den besten Schriften aus aller Herren Ländern steht den einzelnen Teilnehmern zu bestimmten Stunden zu freier Verfügung.

Die Spiellehrerkurse werden von je einem Lehrer und einer Lehrerin zugleich geleitet; je nach der Teilnehmerzahl werden sie vermehrt.

Spiele im Freien, Renn-, Lauf-, Wett-, Wurf-, Ballspiele werden geübt und zwar all diejenigen, die sich im In- und Ausland am besten als Erziehungsmittel bewährt haben. Sport als solcher ist ausgeschlossen. Nur bei heftigem Wind oder andauerndem Regen finden die Spiele in dem geräumigen „Spielhause“, das natürlich auch die notwendigen Turngeräte zum „schwedischen System“ (Ling) beherbergt, statt; ebenso werden die theoretischen Lektionen bei ungünstigem Wetter (sonst auf einem von herrlichen alten Bäumen umstandenen Platz) und die „Abendunterhaltungen“ am Sonntag hier abgehalten. Letztere werden

gewöhnlich aus dem Schülerkreise arrangiert, mit Beiträgen aus diesem, deklamatorischen und musikalischen, und recht anerkennenswerte Leistungen traten dabei zutage.

Ein Hauptfaktor ist in Nääs die Liederpflege und überall und zu jeder Zeit wird Gelegenheit gefunden, eines oder das andere Volkslied, deren Schweden eine große Zahl hat, gemeinsam zu singen.

Die theoretischen Lektionen werden mit nationalen Liedern ein- und ausgeleitet und häufig unterbrochen und hierbei wird auch den hauptsächlichsten Fremdnationen ihr Recht, indem auch deren bekannteste Lieder gesungen, wo nötig, geübt werden. Ja, die betreffenden „Nationalhymnen“ finden sich sogar gedruckt im „Liederbuch von Nääs“ vor, das jedem Neukömmlinge eingehändigt wird.

Daß bei den Spielen die „Singspiele“ und Reigen mit Gesang“ eifrig gepflegt werden, wird danach Niemand Wunder nehmen. Und mit welcher Liebe werden diese wieder und wieder geübt, bis sie bei allen „richtig klappen“.

Die Volkstänze, die ebenfalls einen festen Teil des Lehrplanes der Spielkurse bilden, in ihrer Naivität und Frische, mit ihren munteren Bewegungen, die in so ausdrucksvoller Weise den Text des Tanzliedes zur Darstellung bringen, in den malerischen Trachten der verschiedenen Landschaften, Schonen, Samland, Gotland, Lappland, Dalekarlien usw., usw. gewähren einen einzig schönen Anblick.

Oft beschlich mich Wehmut, wenn ich an unsere heimischen Turnstunden und Turnspiele dachte, wo von Freiheit und Freude im Beisein der Lehrer so wenig zu spüren ist und die, wo Letztere abwesend, so oft einen unordentlichen, zerfahrenen Eindruck machen.

Mir wollten auch die Gedanken nicht aus dem Sinn, was für Segen derartige Spiele als „Kur“, vom pädagogisch-verständnisvollen Arzt verordnet, wirken könne. Wenn in „Sanatorien“ und Erholungsheimen Spielleiter angestellt würden, die fröhlich und ohne Zwang zu Spiel und Reigen anregen . . .

Freilich müßten sie vom rechten Geiste erleuchtet sein, ein warmes Herz und heiteren Sinn besitzen.

Wer aber seine Sinne gebrauchen, wer hören und sehen und fühlen lernte und Nääs, das sich mit keiner anderen bestehenden Einrichtung vergleichen läßt, zum Gegenstand seiner Studien machte, wird in meine Begeisterung einstimmen und mit mir wünschen, daß recht viele Deutsche ihre Schritte dorthin lenken mögen.

Die Kunst zu hören.

Von Anna Pötsch.

Wenn man heutzutage eine Unterhaltungszeitschrift zur Hand nimmt, kann man sich fast mit Bestimmtheit darauf verlassen, hier zahlreichen, meist vorzüglich ausgeführten Illustrationen zu begegnen, die dazu dienen sollen, den Inhalt bestimmter Abhandlungen, Artikel usw. zu erläutern und zu verdeutlichen.

„Die Illustration ist die Signatur eines Zeitalters, dessen Wirklichkeitssinn sich nicht mehr mit der Auseinandersetzung begnügt, sondern die Anschauung, das Bild für das Auge verlangt“, sagt Helmut Mielke, und er hat recht damit. Das Prinzip der Anschauung, das in wohltuender Weise schon die Grundlage unseres modernen Schulunterrichtes bildet, beherrscht unsere gesamte Epoche; in bequemer, gefälliger Weise erschließt es dem Menschen von heute Vorstellungsgebiete, die früheren Generationen entweder völlig fremd blieben, oder von ihnen mit einem ungleich größeren Zeit- und Kraftaufwand angeeignet werden mußten.

Wo einst endlose Reflexionen nötig waren, um durch sorgfältiges Versenken in langatmige Reisebeschreibungen ein mattes, farbloses Bild von fernen Gegenden zu erhalten, wo vielleicht noch die rege Phantasie das Ihre tat, dieses Bild willkürlich zu überspannen und zu verfälschen: da vermitteln jetzt treffliche und zugleich billige Reproduktionen spielend zuverlässige, lebensvolle Eindrücke. Unser Zeitalter ist ein Zeitalter des Sehens, und das ist gut, denn der Gesichtssinn orientiert den Menschen in der Außenwelt, also in jenem Reiche, das heute — mehr als je — ungestraft keiner ignorieren darf.

Allein bei dem breiten Spielraum, den die Außenwelt in der Gegenwart einnimmt, bei der bunten Mannigfaltigkeit von Gesichtsbildern, mit der diese ihre Kinder verschwenderisch überschüttet, ist wohl die Frage nicht ganz unberechtigt: erfährt daneben auch die Innenwelt, die Welt des Denkens, Behaltens und Fühlens, genügende Berücksichtigung?

Um bei dem Beispiel, von dem hier ausgegangen worden ist, zu bleiben: wie oft kann man beobachten, daß die Leser von Zeitschriften die darin gebotenen Illustrationen flüchtig betrachten, sich um den erläuternden Text aber kaum bekümmern und so die geringe Denkarbeit nicht leisten, die zur Vervollständigung und Vertiefung des Gesichtseindruckes erforderlich wäre. Die natürliche Folge davon ist, daß Leben und Lektüre sehr bald die alten Bilder durch neue verdrängen, die, wenigstens in den meisten Fällen, wiederum nur oberflächlich aufgefaßt, nicht haftend sein können.

Der Gegenwartsmensch, namentlich der in der Großstadt lebende, leidet eben eher an einem Zuviel als an einem Zuwenig von Anschauung und Gesichtseindrücken; er gelangt oft nicht dazu, sie entsprechend zu verarbeiten und fühlt sich von ihnen nicht selten ermüdet und zerstreut.

„Fast möchte ich es als einen Vorzug Ihres beklagenswerten Zustandes ansehen, daß Sie durch die Eindrücke der Außenwelt von Ihren Gedanken nicht so abgelenkt werden wie wir“ — — Bemerkungen solchen und ähnlichen Inhaltes können z. B. Blinde, wie ich aus eigener Erfahrung bestätige, häufig von Sehenden hören. Kaum irgend etwas zeigt wohl deutlicher als derartige Aeußerungen, wie schwer die sichtbare Welt zuweilen auf dem modernen Menschen lastet und wie sehr er, wenigstens zeitweise, sein Innenleben durch sie beeinträchtigt wähnt. Bei näherem Zusehen freilich wird sich ergeben, daß heutzutage nicht nur die vermehrten Gesichtseindrücke die innere Sammlung erschweren, sondern unsere gesamten, weit komplizierter gewordenen, gesteigerteren Verhältnisse und Verpflichtungen in Gesellschaft und Beruf.

Es gibt Momente für den modernen Menschen, in denen er — einmal rein physisch genommen — nicht nur nichts mehr sehen, sondern auch am liebsten nichts mehr hören möchte, und das letztere ist fast noch begreiflicher als das erstere, denn das Auge kann sich gegen die verschwenderisch zuströmenden Reize der Außenwelt leichter und sicherer abschließen als das Ohr. Um quälenden Gesichtsbildern zu entrinnen, bedarf es nur festgeschlossener Augenlider oder einer mitleidig die Augen beschattenden Hand; um störende Geräusche fern zu halten, ist meist Ortsveränderung erforderlich, die weit weniger leicht durchführbar ist. Es ist denn auch erwiesen, daß in der Gegenwart Ueberdruß und hochgradige Nervosität häufiger durch unfreiwilliges Hören als durch unfreiwilliges Sehen erzeugt werden, namentlich bei geistig arbeitenden Menschen. Welche Qual für diese störende Geräusche bedeuten, das hat wohl niemand lebhafter empfunden und drastischer ausgesprochen als Arthur Schopenhauer.

„In Deutschland ist es, als ob es ordentlich darauf angelegt wäre, daß vor Lärm niemand zur Besinnung kommen solle“, schreibt er einmal — was würde der große Philosoph wohl sagen, wenn er heute in der belebten Straße einer Großstadt wohnen, denken und arbeiten müßte, wo zu dem von ihm so bitter gehaßten Peitschenknallen noch zahllose durch das ausgebreitete Verkehrs- und Erwerbsleben bedingte lärmende Geräusche hinzutreten! Er würde,

vielleicht lauter und empörter noch als er sie einst aussprach, seine alte Frage wiederholen:

„Soll denn, bei der so allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle seine Befriedigungen, der denkende Geist das Einzige sein, was nie die geringste Berücksichtigung noch Schutz, geschweige Respekt erfährt?"

und die Gegenwart würde ihm antworten: Der moderne Geistesmensch, der die Segnungen des modernen Gewerbefleißes und Verkehrswesens mit genießt, mag sehen, wie er mit deren störenden Begleiterscheinungen fertig wird, er mag sich an sie gewöhnen, er mag lernen, trotz ihrer seine Gedanken zu konzentrieren.

Die Notwendigkeit und Schwierigkeit der Konzentrationsfähigkeit ist aber nicht nur für den geistig arbeitenden Menschen unserer Tage gestiegen, sondern für jeden. Die gegenwärtige Außenwelt mit ihren mannigfachen Bildern und Tönen und Anforderungen sammelt nicht, sie zerstreut; sie klärt nicht, sie verwirrt; sie schärft Auge und Ohr nicht, sondern stumpft sie vielfach ab. Gewiß, man ist heutzutage eifrig bemüht, die Menschen richtig sehen zu lehren: Man führt schon die Schulkinder hinaus in Wald und Feld, sowie in Museen, um ihren Blick für die Schönheiten der Natur und der Kunst zu entwickeln. Man sucht sie im Unterricht auch an aufmerksames Hören zu gewöhnen, allein gerade diese Fähigkeit pflegt im späteren Leben fast noch häufiger zurückzugehen als das klare, verständnisvolle Erfassen von Gesichtsbildern. Weil sich so viele Menschen beim Hören nicht genügend zu konzentrieren vermögen, werden oft die wichtigsten Aufträge mißverstanden und mangelhaft ausgeführt. Wie verhängnisvoll dergleichen im praktischen Leben wirken kann, weiß jeder aus eigener Erfahrung, aber auch das geistige wird wesentlich beeinträchtigt, weil die Kunst des restlosen Zuhörens in unseren Tagen verhältnismäßig nur wenig entwickelt ist. Wie oft kann man z. B. die Beobachtung machen, daß nur eine geringe Anzahl von Menschen imstande ist, den Worten eines Redners von Anfang bis Ende aufmerksam zu folgen, sie sachlich richtig *in sich* aufzunehmen. Gewiß, zuweilen mag eine leicht eintretende physische Ermüdung oder die unpopuläre Sprechweise des Vortragenden hieran schuld sein, aber wohl noch häufiger die absolute Unfähigkeit des Hörers, seine Gedanken zu konzentrieren, sich mit dem inneren Ohre, mit dem Ohre des Geistes und der Seele, des gesprochenen Wortes zu bemächtigen. Dieser Umstand wird meines Erachtens nicht genügend in betracht gezogen bei der gern angestimmten Klage, daß trotz der vielen aufklärenden Vorträge und gemeinnützigen Bestrebungen unserer Zeit der intellektuelle und sittliche Tiefstand der Massen noch ein recht bedauerlich großer sei. Wie meiner Ueberzeugung nach mehr Kinder ungehorsam sind, nicht aus böser Absicht, sondern weil sie, völlig in Anspruch genommen durch ihre eigene, kleine, seltsame Welt, von den Befehlen und Ermahnungen ihrer Erzieher überhaupt nicht berührt werden, so verhält es sich oft genug ähnlich bei Erwachsenen. Sie möchten wohl gern hören, aber das, was sie augenblicklich beschäftigt, läßt sie nicht los, macht sie taub für die ihnen neu entgegengebrachten Vorstellungs- und Anschauungskreise. Es gehört eben ein höherer Standpunkt, eine größere innere Freiheit als gewöhnlich bedacht wird, dazu, sich fremden Gedanken voll hinzugeben; wenn diese aber schon nicht richtig aufgefaßt werden, wie darf man dann auf ihre praktische Umsetzung in Taten, in Leben hoffen?

Also auch auf sittlichem Gebiete ließen sich zuweilen günstigere Vorbedingungen schaffen, wenn es gelänge, die Konzentrationsfähigkeit, die Kunst des richtigen Hörens bei der Allgemeinheit zu steigern.

Als eine erfreuliche Eigenart pflegt diese letztere häufig bei hochstehenden, feinsinnigen Frauen angetroffen zu werden; das weibliche Geschlecht, von Natur vorwiegend rezeptiv veranlagt und meist ausgerüstet mit einem weich sich anschmiegenden Gefühlsleben, ist eben durchschnittlich leicht imstande, sich restlos in andere einzuhören, einzufühlen.

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen —
Ich folge gern und mir wird leicht zu folgen."

Diese Worte der Prinzessin in Goethe's „Tasso" illustrieren am besten die hier in Rede stehende, echt weibliche Kunst verständnisvollen Zuhörens, die z. B. in hohem Grade der Frau von Stein eigen gewesen sein soll, und die Friedrich Schlegel auch an der berühmten „Caroline" des romantischen Kreises beobachtet hat, deren poetisches Abbild in seiner „Lucinde" er folgendermaßen charakterisiert:

„Nichts Gutes und Großes war zu heilig und allgemein für ihre leidenschaftliche Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war."

Diese wundervoll feine Charakteristik zeigt, worauf es beim echten Hören neben der nötigen Konzentrationsfähigkeit noch weiter ankommt, nämlich auf einen gewissen Takt, der mit momentanem sicherem Nachempfinden blitzartig halb Ausgesprochenes zu ergänzen, falsch Ausgedrücktes richtig zu stellen versteht.

Wer so hört, der wird den Geist des Gesprochenen zuweilen vollständiger und tiefer erfassen als der Sprechende selbst, wie ja auch das mit echtem Künstlerblick geschaute, mit sicherer Meisterhand gezeichnete Porträt eines Menschen wahrer sein kann als das Original.

Es wäre bedauerlich, wenn diese Gabe feinsinnigen Hörens der Frauenwelt, deren gesunde Ursprünglichkeit und warme Empfänglichkeit heutzutage durch den teils aufgedrungenen, teils allzu begierig erzwungenen Berufskampf vielfach bedroht erscheinen, mehr und mehr abhanden käme. Nicht nur das Weib selbst würde dadurch um manchen reinen Genuß betrogen, sondern auch der Mann würde verlieren, denn auf wie manchen großen Denker und Dichter hat nicht das verständnisvolle Mitempfinden einer feinsinnigen Frau anregend und fördernd eingewirkt! Sehr richtig sagt in dieser Beziehung Karl Joel in seiner Schrift: „Die Frauen und die Philosophie":

„Aufmerksam lauscht das Weib den Worten des Meisters und entfaltet nun sein weibliches Talent in geistiger Empfänglichkeit, im Nachleben der Gedanken. Und der Mann, der Meister des Denkens, will verstanden sein, will ein Echo wecken in einer Brust, das ihm ermutigend zurückschallt in den eigenen Geist, und das Bewußtsein, daß sich seinem Denken eine teilnehmende Seele erschließt, hebt die Mitteilungs-, die Schaffenskraft des Mannes zu ungeahntem Schwunge. Staunend sieht er sein Denken wie von fremder Macht getrieben und sucht die Ursache in der anregenden Kraft des Weibes."

Freilich, nicht jedes weibliche Wesen ist imstande, nicht jedem ist es vergönnt, die geniale Schöpferkraft eines erhabenen, männlichen Geistes zu befruchten und zu beflügeln, aber jedes, wie überhaupt jeder Mensch, findet im täglichen Leben reiche Gelegenheit, durch teilnahmevolles Zuhören irgend jemand wohl zu tun. Menschen, die geduldig stillhalten, verständnisinnig folgen, wenn ihnen andere ihr volles Herz ausschütten, sind in unserer egoistischen, unruhigen Zeit, weil sie immer seltener werden, außerordentlich gesucht.

So ist die Kunst des rechten Hörens von hoher Bedeutung für das gemütliche, das praktische, das intellektuelle und sittliche Leben der Gegenwart; ihrem Gedeihen die denkbar besten Vorbedingungen, wie sie in Vorstehendem angedeutet wurden, zu schaffen: dafür sollte daher jeder in seinem eigenen Interesse und in dem anderer mit Eifer eintreten.

Neben dem Auge auch das Ohr in entsprechender Weise offen halten, sich warm hineinhören, hineinfühlen in den Geist unserer Umgebung, unserer Zeit, das hieße, unser Einzelleben, unsere ganze Epoche unendlich vertiefen, ihnen neue, lebenskräftige Werte zuführen.

Streiflichter.

Die Schule Herrin im eigenen Haus. In Schweden hat die Lehrfreiheit, wie aus Stockholm geschrieben wird, gegenüber den kirchlichen Bestrebungen einen Erfolg von weittragender Bedeutung errungen: das Schulwesen wird endgiltig von der Vormundschaft der Kirche befreit. Nach dem neuen Schulgesetz steht die Entscheidung über die Wahl von Lehrbüchern der Schulverwaltung zu, aber die zwölf Bischöfe des Landes baten 1906 den König, daß die höchsten kirchlichen Behörden, die Bischöfe, darüber bestimmen sollten, welche Lehrbücher beim Religionsunterricht verwendet werden dürften. Natürlich sah man der Entscheidung in allen Kreisen mit großer Spannung entgegen. Auf Grund der Bischofspetition holte die Regierung Gutachten von den theologischen Fakultäten, von der Oberleitung des höheren Schulwesens, die vorwiegend aus Lehrern besteht, von Superintendenten, vom Missionsverein und dergleichen ein. Die religiösen Körperschaften stellten sich auf Seiten der Bischöfe. Anders dagegen die übrigen Behörden. So sprach sich die theologische Fakultät in Lund für Ablehnung der Bischofspetition aus und schloß sich im wesentlichen der Oberleitung des höheren Schulwesens an. Diese hatte vorgeschlagen, daß jedes neue Religionsbuch vor der Einführung von Sachverständigen zu begutachten sei, und in diesem Sinne fiel jetzt auch die Entscheidung der Regierung aus, trotzdem der gegenwärtige Kultusminister anfänglich zu den Bischöfen neigte. Diese können ebenfalls einen Sachverständigen stellen, und bei Ernennung von Religionslehrern sollen die Superintendenten gehört werden, aber die Ernennung selbst erfolgt durch die Oberleitung der höheren Schulen. Bei einem Konflikt zwischen dieser Körperschaft und den Sachverständigen entscheidet die Regierung.

Die Wirkung des jetzigen Beschlusses wird darin bestehen, daß die freie Religionsforschung beim Unterricht in den höheren Schulen zur Geltung kommt. Ebenso wird Religionsbüchern, welche die neuen Ergebnisse der wirtschaftlichen Forschung berücksichtigen, der Eingang zu den Schulen ermöglicht. Kurz, die Lehrfreiheit für die Schule ist gewährleistet.

* * *

China erwacht. Anfangs der 90er Jahre malte Professor Knackfuß in Ausführung des bekannten Kaiserworts:

„Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!"

nach dem Entwurfe Kaiser Wilhelms ein Bild, das ein einiges Europa zeigt, zum Kampfe gerüstet gegen die „gelbe Gefahr." Die Jahre verstrichen, und die nach Japan entsandten deutschen Offiziere bemühten sich fortgesetzt sehr erfolgreich, Heer und Marine des großen Insellandes „in modernem Sinne umzugestalten," d. h. ihm die Fortschritte der jeweilig neuesten Kriegskunst und -Technik gewissenhaft zu vermitteln. Die „gelbe Gefahr" wurde also speziell von Deutschland sorgsam gepflegt und großgezogen; im Kriege gegen Rußland und vorher schon gegen China hat Japan seinen Kriegslehrern alle „Ehre" gemacht; es rivalisiert heute mit England im Bau von Dreadnoughts und läßt in Korea Macht vor Recht gehen. — General Nishi dankte neulich auf einem von ihm in Berlin gegebenen Bankett dem „deutschen Meister" für die trefflichen Lehren, die Japan seit 20 Jahren treulich befolgt habe; sie hätten sich glänzend bewährt . . . —

Was Wunder, wenn Japan nunmehr diese nichts weniger als „ethische" Kultur weiterzugeben sich bemüht? „China erwacht" so schreibt der Kriegskorrespondent Klimkow im „Rjetsch"; die Armee ist überschwemmt von ausländischen Lehrern, hauptsächlich von energischen Japanern." Von der Friedensliebe der Chinesen sei wenig zu hoffen; der Ausbau der Flotte und besonders des Landheeres vollziehe sich mit japanischer Geschwindigkeit; die Käuflichkeit der Offiziersstellen sei abgeschafft, und die Konzentration großer Heeresteile schon weit vorgeschritten.

„Ganz China ist mit einem Netz von Militärschulen bedeckt," so schreibt Klimkow, „und die chinesische Jugend studiert mit großem Interesse das Kriegswesen. Als Unterrichtsbasis dienen die alten Traditionen Chinas ebenso wie die Kriegstheorien der besten europäischen Armeen."

Als der Franzose Huret neulich den Fürsten Bülow in Norderney auf das rüstende China hinwies, das viele Millionen Krieger auf Europa werfen könne, erwiderte der stetig lächelnde Reichskanzler, er sehe sie noch nicht in Angoulême oder Magdeburg, und er glaube nicht an die gelbe Gefahr. Sonderbar!

Noch gibt es politisch keine „Vereinigten Staaten von Europa"; wir haben einen Drei- und Zweibund nebst zahlreichen Ententen und Détenten, aber noch nicht den so heiß ersehnten und so dringend notwendigen Fünf- oder Siebenbund! Vielleicht wird Hölderlin recht behalten:

„Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem einz'gen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt."

Siemering.

* * *

Reform der Schuldisziplin. Der soeben in München tagende 16. internationale Friedenskongreß nahm am 13. d. Mts. einstimmig folgenden Antrag des Herausgebers dieser Zeitschrift an:

„Der XVI. internationale Friedenskongreß erkennt an, daß, um den Geist der Versöhnlichkeit und der Friedensliebe im nationalen Schulwesen zur vollen Wirksamkeit zu bringen, eine Reform der gesamten Schulzucht ein dringendes Bedürfnis ist.

Wir unterschätzen keineswegs den Wert des Gehorsams und einer strengen Schulzucht; aber in einem Augenblicke, wo selbst in der Heeresdisziplin Mißhandlungen und Schimpfworte scharfe Verurteilung finden und immer mehr verschwinden, dürfen wir fordern, daß auch endlich in den Schulen der Gehorsam aus Furcht dem Gehorsam, der sich auf Vertrauen, Achtung und Liebe gründet, den Platz räume.

Es gilt also, das System des Mißbrauchs autoritativer Gewalt zu ersetzen durch die Stärkung des jugendlichen Unabhängigkeitssinnes und einer freiwilligen Selbstzucht. Der Weg der Erziehung geht über den bloßen Drill und eine unbewußte Gewöhnung an sittliches Handeln zu der freiwilligen Unterordnung des Eigenwillens unter den Gemeinschaftswillen und zu einer bewußten, aus persönlicher Ueberzeugung fließenden In-Zucht-Nahme der eigenen Willenskräfte."

Vermischtes.

Der Bund für Mutterschutz hat dem Reichskanzler, dem Bundesrat und dem Reichsamt des Innern eine Petition in Sachen der Mutterschaftsversicherung eingereicht. Die einzelnen Forderungen sind genau spezialisiert, das Erreichbare ist ins Auge gefaßt, und zum ersten Male eine genaue, auf versicherungstechnischen Grundlagen beruhende Kostenberechnung beigefügt. Nach diesen Vorschlägen würde die Versicherung industrielle, land- und forstwirtschaftliche Arbeiter, Dienstboten, Heimarbeiter, Hausindustrielle und die Angehörigen der Kassenmitglieder umfassen, d. h. 2/3 des deutschen Volkes würden von der Versicherungspflicht erfaßt werden.

Aufgabe der deutschen Frauenvereine wäre es, nun die einzelnen Vorschläge und Rechnungsgrundlagen zum Gegenstand eines Diskussionsabends zu machen, den Gedanken durch Vorträge und Pressenotizen in die kleinsten Städte zu tragen und so durch eine kräftige und umfassende Agitation die breiten Massen des Volkes zu bearbeiten, ehe der Reichstag zusammentritt. Alsdann wären selbständige Petitionen, welche sich doch im Allgemeinen den Forderungen des Bundes für Mutterschutz anschließen müßten, dringend erwünscht. Der Bund selbst wird

seine Petition dem Reichstage zugehen lassen und vor allem mit den Reichstagsabgeordneten persönlich Rücksprache nehmen.

Nur eine einheitliche Aktion der deutschen Frauen wird die große Frage der Lösung näher bringen.

Bücherschau.

Blaise Pascal, Briefe gegen die Jesuiten. (Lettres provinciales). Eingeleitet von Max Christlieb, übersetzt von E. Russell. Jena, Diederichs 1907, 356 S. Preis 5 Mk.

Man ist öfter auf den Einfall gekommen, die 100 besten Bücher der Weltliteratur bestimmen zu wollen. Selbstverständlich wird dabei meist die Nationalität des Urteilenden ins Gewicht fallen. Aber auch bei völliger internationaler Objektivität überwiegt bei dem einen das kulturhistorische, bei dem andern das literarische, beim dritten das spezifisch wissenschaftliche Interesse. Jedenfalls haben sowohl vom kulturhistorischen, wie vom literarischen Gesichtspunkte aus die Lettres provinciales Pascals eine starke Anwartschaft auf einen Platz in der Weltliteratur. Zwar betreffen von den 18 Briefen die drei ersten knifflige theologische Streitpunkte zwischen den Jesuiten und den Jansenisten, und auch die Briefe 11—18, die, immer länger werdend, der persönlichen Verteidigung des Verfassers gegen die ihm von den Jesuiten angesonnenen Irrlehren dienen, können heute das allgemeine Interesse kaum fesseln. Den eigentlichen Angriff gegen die berüchtigte Jesuitenmoral der Eskobar usw. bilden die Briefe 4—10, und hier wird mit hinreißender Eleganz diese ganze Ungeheuerlichkeit bloßgestellt. Die Art und Weise, wie Pascal hier den „guten Pater", treuherzig gemacht durch ironische Bewunderung, durch die nur ab und zu ein Strahl sittlicher Entrüstung hindurchbricht, die sämtlichen Feinheiten der jesuitischen Moral und Beichtpraxis nebst den Beweggründen dieses ganzen Verfahrens naiv auskramen läßt, bildet ein vollkommenes Seitenstück zu der köstlichen Art, in der Plato im Euthydemos die entartete Sophistik sich selbst abtun läßt. Auch die „Briefe der Dunkelmänner" können zur Vergleichung herangezogen werden.

Die Uebersetzung ist gut deutsch und verständlich. Die Einleitung holt etwas weit und steifleinen theologisch-dogmatisch aus, während wir über Pascals Persönlichkeit und Wirken auch abgesehen von seinem Eintreten in den Kampf gegen die Jesuiten gern etwas erfahren möchten. Auch sachliche Anmerkungen zur Erklärung des Textes, zum Verständnis oft erforderlich, fehlen fast ganz.

A. Döring.

* * *

„Die rote Blume und andere Novellen" von W. M. Garschin. (Mit Bildnis.) Reclams Universal-Bibliothek Nr. 4866.

Sechs Meisternovellen von hohem ethischen Werte aus der Feder eines berühmten russischen Dichters, nebst biographischer Einleitung des Uebersetzers Dr. Loewenberg — das Ganze für zwei Silbergroschen! Eines der seltenen Bücher, die reiche Schätze bergen.

Dem jungen Autor war, wie die Einleitung besagt, „ein Achilleslos beschieden: früher Ruhm und kurzes Leben"; am 24. März 1888 starb er, kaum 33 Jahre alt, im Irrsinn, dessen erste Anzeichen sich bereits bei dem hochbegabten Siebzehnjährigen zeigten. Im Jahre 1877 nahm er an dem russisch-türkischen Kriege teil, und „auf dem blutigen Schlachtfelde war es, wo seine Phantasie reichliche Nahrung fand, und seine Muse die Feuertaufe erhielt." Bei der Beerdigung der im ersten Treffen Gefallenen wurde einer seiner Kameraden, der vier Tage lang mit zerschmetterten Beinen, von Durst gefoltert, inmitten von Leichen gelegen, noch lebend aufgefunden. Dieses furchtbare Erlebnis diente dem Dichter, der bald darauf selber an den Beinen schwer verwundet wurde und heimbefördert werden mußte, als Thema zu seiner Skizze „Vier Tage", die in der grausen Erhabenheit der Schilderung an Andrejews „Das rote Lachen" erinnert. Die Skizze erregte Sensation wegen ihres Inhalts sowie wegen des hohen Talentes des Verfassers, der sie schon während des Feldzuges, noch ganz im Banne seiner Schrecken, niederschrieb.

Die Titelnovelle bietet ein tief ergreifendes Bild aus einem Irrenhause; „Eine Begegnung" geißelt scharf die Herrenmoral eines durch Betrug und Diebstahl sich Bereichernden, der mit bewußter und fast naiver Gewissenlosigkeit auf die Macht des Geldes pocht; „Ein sehr kurzer Roman" schildert die unglückliche Liebe eines Mannes, der als junger Invalide aus dem Kriege heimkehrt; „Eine Begebenheit" zeigt uns eine Dirne, die für edlere Regungen noch nicht ganz unzugänglich ist, und „Das Signal" — aus den letzten vier Lebensjahren des Dichters stammend — schildert in glühenden Farben die Verhinderung eines verbrecherisch geplanten Eisenbahnunglücks. —

Selten habe ich aus einem Büchlein von 118 Oktavseiten so reiche Anregung und so viel Nutzen gezogen als aus dieser Novellensammlung, die einen genialen, leider so frühe und grausam zerstörten Dichtergeist ahnen läßt.

Siemering.

* * *

Günther Jacoby, Herders und Kants Aesthetik. Leipzig, Dürr, 1907. 348 S. 5,40 Mk.

Diese Schrift eröffnet uns zunächst vermittelst eines den Rezensionsexemplaren beiliegenden gedruckten Blattes „Zur gefl. eventl. redaktionellen Benutzung!" einen Blick in die Ethik des landläufigen Rezensionswesens. Dieses Blatt bietet zunächst in größerem Druck eine allgemeine Kennzeichnung der Schrift. Dann für diejenigen Rezensenten, die noch mehr bringen wollen, sieben Abschnitte mit spezielleren Hinweisen auf wesentliche Partien der Schrift zur beliebigen Auswahl. Jedem der acht Abschnitte sind Verweisungen auf Seitenzahlen des Buches beigefügt. Das ganze ist so eingerichtet, daß dem unbefangenen Leser einer solchen, mit der Papierschere hergestellten „Rezension" eine eingehende Lektüre seitens des „Rezensenten" vorgetäuscht wird. Wir haben hier in einem greifbaren Exempel das eine Extrem im Verhalten der Verleger zu der ihnen obliegenden Aufgabe, das Buch beim Publikum einzuführen, vor uns. Wünscht der Verleger seine Novitäten in möglichst vielen Zeitschriften besprochen zu haben und versendet demgemäß mit verschwenderischer Hand seine Rezensionsexemplare, so macht er gar leicht die unliebsame Erfahrung, daß die Besprechung entweder ganz unterbleibt oder in völlig unzulänglicher Weise stattfindet. So verfällt er dann auf das hier vorliegende Auskunftsmittel. Das andere Extrem bilden diejenigen Verleger, die jedes ausgegebene Rezensionsexemplar als einen Raub an dem Absatz des Buches ansehen und so in kleinlicher Gesinnung dahin kommen, ihre Verlagsartikel de facto zu sekretieren.

Das Buch selbst stellt sich die Aufgabe, in den ästhetischen Gedanken Herders, deren reifste Gestalt der Verfasser in der 1800 erschienenen „Kalligone" erblickt, einen besonders wertvollen Gehalt nachzuweisen. Die Aesthetik Kants dient ihm dabei eigentlich nur als Folie. Er verfährt zur Erreichung seines Zweckes so, daß er die Herdersche Aesthetik voranstellt, und zwar, um den wertvollen Kern herauszuschälen, unter Abstreifung der unsystematischen Form in der Kalligone, und dann Kants Aesthetik folgen läßt. Diese Anordnung, mit der sich die Beiseiteschiebung auch der gegen Kant gerichteten Polemik im Herderschen Buche verbindet, ist wohl keine ganz glückliche. Besser wäre wohl die Lehre Kants, die übrigens der Verfasser tiefdringend und feinsinnig, wenngleich in nicht leichter Darstellung, kennzeichnet, vorangestellt worden, um dann auch den polemischen Gegensatz Herders dagegen, mag er auch, wie der Verfasser zugibt, auf unzureichendem Verständnis Kants beruhen, zur Darstellung zu bringen. Der ganze Gegenstand seiner Schrift hat unzweifelhaft nur ein historisches Interesse, und dies wäre bei der vorgeschlagenen Anordnung besser, als bei der vom Verfasser gewählten, auf seine Rechnung gekommen. Wir werden nämlich, entgegen den vom Verfasser erregten Erwartungen, durch das über Herder Beigebrachte trotz einzelner bedeutsamer Gedanken im Ganzen doch recht enttäuscht. Es sind Grundzüge einer bestimmten Fassung des Schönen vorhanden, aber es fehlt die systembildende Kraft; überraschende Blicke, aber verschwommen; eine gewisse formlose Phantastik verhindert das Zustandekommen einer deutlichen begrifflichen Gliederung, und auch dem Bemühen des Verfassers ist es nicht gelungen, das Chaotische dieser Gedankenentwicklung in durchaus befriedigender Weise zu entwirren, System in das Unsystematische zu bringen und dem Ganzen kritisch die ihm zukommende Stelle zuzuweisen.

A. Döring.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.

Die Redaktion.

Kirche und Sozialdemokratie. Von Gottlieb Denker. Mainz 1907. „Volkszeitung" G. m. b. H.

Der Ultramontanismus und das Zentrum. Studie von Oskar Maier. Lahr i. B. 1907. Moritz Schauenburg.

Die körperliche Mißhandlung von Kindern durch Personen, welchen die Fürsorgepflicht für dieselben obliegt. Von Dr. jur. Otto Schoch. Zürich 1907. Verlag von Schultheß & Co. Mk. 3,20.

Quid est veritas? Ein Buch über die Probleme des Daseins. Von R. Saitschick. Berlin 1907. Ernst Hofmann & Co.

Aus der Gedankenwelt großer Geister. 5. und 6. Band: Schopenhauer von Dr. S. Friedlaender. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. Jeder Band geh. 2,50 Mk., geb. 3 Mk.

Eine neue Reformation. Reden an die deutsche Nation von Prof. Dr. Wilhelm Gundlach. Frankfurt a. M. 1907. Neuer Frankfurter Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Freitag, den 27. September, Bürgersaal des städtischen Rathauses, 8¼ Uhr abends, Vortrag: Dr. Emanuel Levy: „Praktische Lebensreform".

Freitag, den 11. Oktober, Saal 109 des städtischen Rathauses, 8¼ Uhr abends, Vortrag: Dr. Maria Raich: „Fichtes Stellung zum Problem des Individualismus".

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Von **Dr. Rudolph Penzig**, Charlottenburg.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Laienpredigten von neuem Menschentum.

Sonntags-Vorträge
gehalten in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Preis das Heft 30 Pfg.

Bisher erschienen:

1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.
2. Das Recht auf Muße.
3. Das Evangelium des Kindes.
4. Vom Hoffen und Harren.
5. Die ethische Menschengemeinde.

Weitere Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen.

Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 19, Wilhelmstr. 121

Briefe an Eltern

Von **Deiphobe.** J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag"** u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden!

Und so ist es auch geschehen. . . . . .

Kürzlich erschienen zum 100jährigen Gedächtnis:

Max Stirners ethischer Egoismus

Eine Säkular-Rede von **Ewald Horo.**
8 Bogen. 8°. 1 Mark.

Verfasser charakterisiert die Stirnersche „Philosophie," wie sie in dem berühmten Buche „Der Einzige und sein Eigentum" niedergelegt ist, als ethischen Egoismus, der nichts zu tun habe mit dem, was man sonst mit wegwerfender Bezeichnung Selbstsucht nennt; er hält an den Grundgedanken Stirners fest, erweitert sie aber durch Hinzufügung von Eigenem und macht aus dem Ethischen Egoismus Stirners eine egoistische Ethik. Die Schrift — in lebhaftem Tone gehalten — entbehrt nicht des aktuellen Interesses.

Die Freie Hochschule Berlin

kündigt vom Oktober d. Js. ab folgende Vortragsreihen an:

Dr. phil. Max Apel: Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit; derselbe: Einführung in die Probleme der Philosophie. — Dr. med. Bruno Bosse: Abergläubische Anschauungen in der Volksmedizin und ihr Wert; derselbe: Medizinisches Colloquium. — Dr. phil. Ed. David: Die landwirtschaftliche Frage. — Wilhelm Doegen, Oberlehrer: Einführung in die englische Sprache (Kursus für Anfänger); derselbe: Englische Literatur: Byron his life and his works. — Kurt Walter Goldschmidt: Der Wert des Lebens (Optimismus und Pessimismus in der modernen Literatur und Philosophie). — Louis Hamilton: Einführung in das praktische Englisch. — Ingenieur Alfr. Haenig: Aus dem Reiche des Vulkan (mit Lichtbildern). — Dr. H. Hasse: Technische Spaziergänge für Laien (mit Demonstrationen). — Professor Dr. Heck und Dr. Heinroth: Rundgänge durch den Berliner Zoologischen Garten. — Dr. phil. R. Hennig: Hypnotismus und verwandte Dämmerungszustände. — Dr. med. M. Hirschfeld: Das Geschlechtsleben und seine Gesetze (Kursus für Herren); derselbe: Weshalb auch für die Frau die sexuelle Aufklärung nötig ist (Kursus für Damen). — Dr. phil. R. Hohenemser: Ein Gang durch die Musikdramen Richard Wagners (mit Gesangs- und Klaviervorträgen). — Dr. D. Itschikara: Die Kultur Japans. — Theodor Kappstein: Friedrich Nietzsche und Ed. von Hartmann; derselbe: Führende Geister der Gegenwart. — Dr. jur. Louis Katzenstein: Die Bedeutung des Geld- und Kreditwesens für die Kulturentwickelung; derselbe: Die wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Probleme. — Simon Katzenstein: Die Arbeiterfrage als Kulturproblem. — Dr. phil. G. S. Kern: Deutsche Kunst von 1775—1875 (mit Führungen in der National-Galerie). — Dr. phil. Alfr. Kaeppen: Hauptprobleme der modernen Malerei (ein ästhetischer Studiengang). — Dr. phil. H. Lux: Licht und Wärme (physikalisch-technisches Privatissimum). — Dr. phil. Gustav Manz: Geschichte der Schauspielkunst und des Bühnenwerkes in Deutschland. — Dr. Hans Menzel: Unsere Heimat (mit Vorlegung von naturwissenschaftlichen Objekten, Pläne und Karten). — Direktor Fr. Moest: Die Kunst des Vortrages (mit Uebungen). — Dr. phil. R. Penzig: Selbsterlösung. — Dr. phil. A. Pohlmeyer: Das alte und das neue Rußland in Staat und Gesellschaft. — Direktor A. Reich: Das unterirdische Berlin, seine Licht- und Schattenseiten. — Direktor D. Schulz-Hencke: Photographisches Collaquium. — Ug. Foscolo Sgazzini di Siena: Einführung in die italienische Sprache; derselbe: Conferenze italiane con dimostrazione pratica in parte per mezzo di fotografia. — Dr. phil. Olga Stieglitz: Die großen Dramatiker Skandinaviens: Ibsen, Björnson, Strindberg. — Dr. Bruno Wille: Goethes Faust: Das Hohelied vom Sinn des Lebens. — Oberlehrer O. Wolimann: Cours pratique français (für Anfänger); derselbe: L'oeuvre d'Emile Zola. — Professor Dr. Eg. Zimmermann: Meine Reise durch Griechenland und Konstantinopel (mit Lichtbildern).

Rathaus-Zyklus:

Die geistigen Strömungen um die Wende des XX. Jahrhunderts in ausgewählten Einzeldarstellungen. (6 Abende).

Von Dr. Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Theodor Kappstein, Dr. Rudolf Penzig, Dr. med. Magnus Hirschfeld, Dr. Alfred Koeppen.

Ausführliche Programme und Eintrittskarten auch im Bureau der D. G. E. K. Unter den Linden 16 III.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete **Einbanddecken** zum Preise von **1,20 Mk.** zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10–12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt, sowie direkt beim Verlage Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Oktober 1907.	Nr. 19.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Beschwerden wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Wohnungsänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das vierte Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen.

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Ethische Seelsorge.

Die Frage, ob für den gesunden und mündigen Menschen ein Bedürfnis nach Seelsorge besteht, mag hier außer Betracht bleiben. Sicher ist, daß Kranke des Arztes bedürfen. Und ebenso darf wohl als sicher angenommen werden, daß die Behandlung erkrankter Seelen ein mindestens ebenso wichtiges Geschäft ist, als die Heilkunde für den Körper. Heute teilen sich in diese Arbeit bekanntlich **Arzt** und **Geistlicher**, nicht ohne gelegentlich an der strittigen Grenze zwischen Leiblichem und Geistigem in Zuständigkeits-Kämpfe zu geraten. Als dritten Seelsorger möchte man gern den **Richter** ansehen dürfen, wenn er nur nicht so viel mit der Sühne der beleidigten Rechtsmajestät zu tun hätte, daß er zu seiner Erziehungsarbeit an Erwachsenen selten kommt. Der **Erzieher** wiederum hat es nur mit der Jugend zu tun. Wo aber findet ein Erwachsener, der, ohne körperlich krank zu sein, auch ohne etwa des Irrenarztes zu bedürfen, sich, von sittlicher Schuld bedrückt oder in anderer seelischer Not, nach Hilfe umsieht, solche heute an anderer Stelle, als bei der Geistlichkeit?

Gewiß, Tausende suchen sie dort und hunderte mögen sie da auch finden. Aber es gibt — wie gerade der Geistliche sehr wohl weiß — heute auch Unzählige, die den Weg zur Kirche und ihren Dienern nicht gehen wollen, weil für sie dort keinenfalls mehr Heilung zu erhoffen steht. Alle Lockung und Einladung der berufsmäßigen Seelsorger, die persönlich gewiß von der Allheilkraft ihrer Trostmittel überzeugt sind, bleibt da vergeblich. Sollen diese Kranken nun sich selbst überlassen bleiben, bis ein akuter Anfall ihres seelischen Leidens sie endlich vielleicht dem Strafrichter in die Hände liefert? Ruft unsere Zeit nicht laut genug nach Vorbeugung, nach Seelenhygiene, nach dem sittlich und philosophisch gebildeten seelischen Spezialarzt, nach **ethischer Pathologie** und **Therapeutik** (Krankheits- und Heilmittel-Kunde)?

Das seelische **Kurpfuschertum** wenigstens sehen wir überall an der Arbeit; Spiritisten, Theosophen, Gesundbeter, christian science, Heilsarmeee, Sektierer u. s. f. haben alle Hände voll zu tun, um dem Bedürfnis zu genügen. Und die Ethik?

Die sitzt auf dem Universitätskatheder und doziert. Dabei ist sie denn auch beinahe völlig aus dem Gesichtskreis des Volkes geraten. Der gemeine Mann oder die Frau aus dem Volke wendet sich um Rat in ethischen Fragen, wennnicht gar an die weise Frau mit Karten und Kaffeesatz, dann doch an den „Briefkastenonkel" des Leibblattes eher als an den Ethiker.

Diese schwere Versäumnisschuld der Ethiker fiel mir jüngst hart auf die Seele, als ich den Besuch eines idealgesinnten und tatkräftigen Arztes empfing, der mich fragte, ob ich ihm wohl ethische Seelsorger für die Kranken, mit deren leiblichem Elend er sich beschäftigte, nachweisen könnte. Ich mußte ihm bekennen, daß wir von solchen Dingen zwar recht zierlich und ausreichend zu reden pflegten, daß aber die praktische Arbeit noch sehr in den Anfängen steckte.

Gewiß ist bereits manches geschehen. Die Begründung der Auskunftsstelle der D. G. E. K." (jetzt: Zentrale für private Fürsorge) durch unsere unvergeßliche Frau Jeanette Schwerin hatte zweifellos diese ethische Seelsorge vorzugsweise im Auge. Es ist aber begreiflich, daß hier, wie in manchen unseren Kreisen ebenfalls nahestehenden Frauenvereinigungen zu sozialer Hilfsarbeit, die wirtschaftliche Notlage mit ihren dringenden Forderungen den größten Teil der Hilfsarbeit in Anspruch nimmt, so daß nur gelegentlich die wirkliche Seelsorge Platz greifen kann.

Dazu kommt aber noch, daß gerade diejenigen Personen, die von den brandenden Wogen des Lebens auf Rettungsinseln geworfen worden sind — ich meine also die Insassen der Arbeitshäuser, Gefängnisse aller Art, Krankenanstalten, Fürsorgeanstalten, kurz die Nutznießer der verschiedensten Wohlfahrts- und Sicherheits-Einrichtungen unserer Gesellschaft — fast ausnahmslos mit ihren seelischen Trostbedürfnissen einzig auf geistlichen Zuspruch angewiesen sind. Es soll dies natürlich kein Vorwurf sein, ist doch vielmehr die kirchliche und aus religiösen Motiven hervorgegangene Caritas oder dienende Liebr gerade **der** Charakterzug religiöser Gemeinschaften, der mit Vielem, was Glaubenseifer angerichtet hat, versöhnt. In der Nachfolge des barmherzigen Samariters erweisen sich auch Priester und Levit als die wahrhaft „Nächsten" des Leidenden. So soll auch die Gelegenheit zu religiöser Handreichung gewiß keinem danach Verlangenden verkümmert werden; unser Einspruch richtet sich nur gegen das bestehende Zwangsmonopol der Priesterschaft auf Seelsorge, wie es z. B., unschön genug, auch u. a. in dem Verbot an Laien zu Tage tritt, an Gräbern einfache und nicht aus der kirchlichen Schatzkammer hergeholte Trostesworte zu sprechen.

Wichtiger aber noch ist der Dienst an den Lebenden. Wer es noch nicht gelernt hat; auch in Zweifeln, Gewissensnöten und Unglücksfällen aller Art auf eignen Füßen zu stehen und im eigenen Innern die reinen Quellen eigener Erlösung zu entdecken, wer gestrauchelt ist, seelisch krank, und umsonst nach einer Freundeshand umschaut, der hat einen Anspruch auf rein menschliche Hilfe, die, ohne alle Beziehung auf religiöse Glaubenssätze, konfessionelle Lehrmeinungen und überhaupt theoretische Fragen der Weltanschauung, in ihm nichts als den leidenden Menschenbruder erblickt und sich auch da Zugang zu seinem Herzen zu bahnen versteht, wo der Weg der religiösen Beeinflussung mit oder ohne Schuld der Beteiligten verschüttet und ungangbar ist.

Daß auch tiefgreifende Unterschiede in der Methode der Seelenbehandlung vorhanden sein müssen zwischen kirchlicher und ethischer Seelsorge, sei nur angedeutet. Sicherlich würde man sich selbst am meisten schädigen, wenn man die tausendjährigen Ergebnisse psychologisch meist recht seiner Seelenleitung, wie sie die kirchliche Seelsorge aufzuweisen hat, unbesehens in die Rumpelkammer veralteter Methoden verweisen wollte; nein, es wird sich wesentlich darum handeln, den wertvollen Kern von den anhaftenden (und im Laufe der Jahre immer zahlreicher werdenden) Schlacken zu sondern. Aber ein Anfang muß gemacht werden. Es glaube doch Niemand, dem ungeheuren Einfluß konfessionell bestimmter Gemeinschaften und der Kirche anders begegnen zu können, als dadurch, daß er das Bedürfnis, dem sie entgegenkommen, auf andere, und zwar bessere Weise befriedigt. Das wäre ein durchaus lauterer Wettbewerb, bei dem niemand zu schaden kommen kann, der aber Vielen zum Segen gereichen würde.

Wo also, wie in Großstädten, ohne allen Zweifel das Bedürfnis nach solcher ethischen Seelsorge vorhanden ist, da haben die ethischen Gesellschaften ihren Befähigungsnachweis, ja den der Notwendigkeit ihrer Existenz, dadurch zu erbringen, daß sie, selbst in den schweren Arbeitsnöten des städtischen Treibens, eine genügende Anzahl freiwilliger Hilfskräfte für diese Art sozialer Hilfsarbeit zu begeistern verstehen.*) Gewiß ist das nicht leicht; denn der gute Wille tut's nicht allein; es bedarf hierfür außer der Gesinnung reiner Menschenliebe einer gewissen Lebensreife, des feinsten Taktes, einer durch keine Schwierigkeiten leicht zu erschütternden Gemütsruhe, und selbst gewisser nicht allzu häufig anzutreffender Begabungen, wie z. B. zu freier Rede und schneller Geistesgegenwart im Denken, u. ä. Aber allerdings hat der gute Wille auch die Fähigkeit, sich seinen Weg selbst durch steiniges Land zu graben.

Wir arbeiten seit langer Zeit an der Begründung einer Jugendunterweisung in Lebenskunde und Sittenlehre; neben den fast unüberwindlichen äußeren Schwierigkeiten haben wir es stets auch mit der Sorge um Heranbildung tüchtiger Lehrer für diese Aufgabe zu tun. Neben vielen anderen Wegen — sollte nicht gerade der Weg durch's Leben mit seinen vielfältigen Erfahrungen, wie sie der Seelsorger erlebt, der richtige Weg für den künftigen Lehrer der Lebenskunde sein?

R. P.

*) Für die oben erwähnte Anstalt wäre mir noch die Anmeldung Freiwilliger (Damen und Herren) erwünscht, die etwa wöchentlich einmal zwei bis drei Nachmittag- oder Früh-Abend-Stunden der Leitung einer ethischen Unterhaltung (Ansprachen oder Besprechung einfacher Lebensfragen, Vorlesung, auch Musik) zu widmen willig und im Stande wären. Der Herausgeber.

Was man von sexueller Aufklärung erwarten darf.

Von Bruno Meyer.

Die sexuelle Aufklärung hat Unglück. Sie ist in Verbindungen hineingeraten, die ihr gefährlich werden.

Dem „Bunde für Mutterschutz" kann der Ruhm nicht streitig gemacht werdrn, daß er das Problem am vorurteilslosesten und gründlichsten angepackt und zuerst den Mut gehabt hat, unverzagt mit der Forderung einer obligatorischen sexuellen Aufklärung ohne alle Vorbehalte in die breite Oeffentlichkeit hinauszutreten. Aber dabei war die Gefahr kaum zu vermeiden, daß die sexuelle Aufklärung mit den Bestrebungen des Bundes, die auf eine „Reform der sexuellen Ethik" hinausgehen, und mit der geschlechtlichen Sittlichkeit (gleichgültig, wie man sie auffaßt) überhaupt in eine Verbindung gebracht wurde, die weder sachlich begründet ist, noch der Sache der sexuellrn Aufklärung von Vorteil sein konnte. (Da ich selbst der Begründung und Leitung des „Bundes für Mutterschutz" sehr nahe stehe, liegt am Tage, daß hiermit gegen den Bund selbst keine Einwendung erhoben werden soll.)

Die Forderung der sexuellen Aufklärung ist eine **rein pädagogische** Angelegenheit, und sie hat als solche eine positive und eine negative Seite oder Richtung.

Positiv wird erstrebt, daß die Erziehung (im weiteren Sinne des Wortes) sich, wo und wie es angeht, um eine der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, mithin auch eines der Hauptinteressen des Heranwachsenden, der auf das Leben vorbereitet werden soll und muß, ernstlich und gründlich bekümmere. Daß dem Geschlechtlichen diese Würdigung zukommt, bedarf wirklich keiner Darlegung. Aus dem Menschen mag durch Kultur gemacht werden, was auch immer möglich ist; die unveräußerliche Grundlage **alles** dessen, was er werden kann, ist und bleibt das geschlechtlich bestimmte Naturwesen; und man mag noch so viel Vernünftiges und so viel Tolles, so viel Schönes und so viel Nichtsnutziges von dem Geschlechtsverkehre ausspintisieren und aussagen, die erste und Hauptbedingung für Fortbestand und Entwickelung der Menschheit bildet er doch. Ob man ihn reglementiert, oder ob man ihn verketzert, — entbehren und beseitigen kann man ihn nicht. Es könnte also höchstens die Frage entstehen, ob man diese „natürlichste" aller Angelegenheiten nicht einfach sich selbst überlassen könne und solle.

Ja, wenn das nur möglich wäre! Aber gerade mit dieser „Natur" stößt die Kultur durch Gewächs und Mißwachs allerorten zusammen. Die Natur wird nicht einen Augenblick in Frieden gelassen. Wenn sie aber auf Tritt und Schritt gestört wird, dann muß sie auch gestützt und geschützt werden. Der Naturtrieb kollidiert mit menschlichen Einrichtungen und Satzungen, er führt — bei schrankenloser Befriedigung wie bei grundsätzlicher Nichtbefriedigung, aber keineswegs nicht auch zwischen diesen Extremen — Gefahren für Leib und Seele bedenklich nahe; und vor allen Dingen: es wird unaufhörlich an ihm gerüttelt und geneckt. Diesen

Kulturgefahren gegenüber muß er durch Kulturschutzwehren gesichert werden. Die Wartung und Erziehung im engeren Sinne, vielfältig mit Unterweisung Hand in Hand gehend, überläßt ja auch sonst die Natur in dem jungen Menschen nicht sich selbst. Sie überwacht Nahrungsaufnahme und Absonderung, regelt Schlafen und Wachen, unterstützt durch Pflege und Reinlichkeit die fortschreitende Entwickelung u. s. w. Es fällt also durchaus nicht aus dem feststehenden Rahmen der erzieherischen Tätigkeit heraus, es fällt vielmehr das übliche Gegenteil davon befremdlich auf, daß auch dem Geschlechtsleben die Aufmerksamkeit des Pädagogen zugewendet wird.

Wenn aber diese Lücke in Bearbeitung genommen werden soll, dann zeigt sich, daß sie — leider nicht mehr leer ist. Wildes Gestrüpp ist an der vernachlässigten Stelle in wuchernder Ueppigkeit aufgeschossen und muß mühsam erst verdrängt werden, um für ein gesundes Wachstum Platz zu schaffen. Das ist die *negative* Seite der pädagogischen Aufgabe.

Zunächst haben die Berufenen das Gegenteil von ihrer Pflicht getan. Statt zu behüten und zu belehren, haben sie einen Wust von Lüge, von Heuchelei und von Geheimtuerei aufgetürmt, der das kindliche Gemüt anwidern und in Verwirrung stürzen muß.

Wo aber die Berufenen ganz und gar versagt haben, da haben sich die Unberufenen mit lichtscheuem Tun eingenistet. Wo das Geheimnis reizt, wo der handgreifliche Unsinn den Widerspruch hervorruft, wo unverstandene, scheu geflüsterte Verbote zur Auflehnung herausfordern, da findet jede „Belehrung“ ein williges Ohr; und wie könnte die so anders geboten werden als im Geiste der Empörung, des Verschwörertums, — des Cynismus. So wird das Natürliche gemein, wirkliche Aufklärung ist weder erstrebt noch erreichbar, die intellektuelle und sittliche Verwahrlosung wird bis zum äußersten getrieben.

Wo bleibt da der pädagogische Grundsatz, daß nichts Falsches gelehrt, keine verkehrten Vorstellungen unberichtigt gelassen, keine notwendigen Kenntnisse vorenthalten werden dürfen?! Die ganze Erziehung wird zu einem Intriguenspiele. Das Vertrauen wird völlig untergraben. Vorwitz kämpft dann gegen törichte und unwürdige Bevormundung.

Da ist Hülfe dringend not; und es ist nicht zu helfen als durch *vorurteils- und vorbehaltlose Aufklärung*. Das System der Geheimtuerei hat gründlich abgewirtschaftet. Die altkluge und perverse Tuschelei hat Schaden genug angerichtet. Mit beiden muß schonungslos aufgeräumt werden. Die Geheimtuerei ist durch Offenheit matt zu setzen. Der Tuschelei kann man nur — zuvorkommen.

Unglaublich töricht ist daher die ängstliche Erwägung und — Hinausschiebung des Zeitpunktes für die ehrliche geschlechtliche Aufklärung. Wenn die Tuschelei erst ihr Gift eingeimpft hat, kommt der bedenkliche Schulmeister — zu spät. Materiell hat er kaum noch Wesentliches zu bieten: an sich werden die Dinge auch durch die unberufenste Belehrung bekannt und allmählich sogar leidlich richtig und erschöpfend bekannt. Die *schändliche Auffassung* aber sitzt fest und ist nicht mehr zu beseitigen. Sie trägt auch die Hauptschuld an dem vielen Unglück in den Ehen.

Nun rauft sich der ehrsame Schulmeister das Haar: Kann man mit Kindern dergleichen behandeln? Wer soll dazu der Berufene sein? Wann und wie könnte man das vornehmen? Läßt sich der heimlich schleichenden Einflüsterung überhaupt begegnen und zuvorkommen?

In dieser verzweifelten Angst rächt sich die öde Mechanik, in die unsere öffentliche Erziehung verfallen ist. Seminardrill, Normaletat, Lehrplan. Riecht es irgendwo faul im — Schulstaate, dann muß schleunigst „organisiert“ werden. Wenn es nur erst im „Lehrplane“ steht. . .!

Das ist aber sinnlos. Nicht der Lehrplan macht die Schule, sondern der Lehrer; und nicht die Schule macht den Menschen, sondern die Erziehung in ihrem weitesten Umfange. Es ist also töricht, immer gleich nach der Schule zu schreien, wenn es irgendwo in der Erziehung hapert, und ebenso töricht, nach einer Organisation, nach einer Anweisung zu verlangen, wenn die Schule sich vor irgend eine Aufgabe gestellt sieht. Die Schule hat immer nur einen Teil der Erziehung zu leisten; und wenn sie nicht sehr viel mehr leistet, als unmittelbar aus ihren Lehrplänen zu entnehmen ist, dann — taugen die Lehrer nichts. (Daß es auch Organisationen gibt, innerhalb deren selbst der berufenste und begeistertste Lehrer nicht zu leisten vermag, was er möchte und auch könnte, besteht daneben: der Buchstabe kann hier wie überall töten; aber die Organisation kann niemals der Geist sein, der lebendig macht.)

Daß die Erziehung im Hause beginnt, sollte doch eigentlich nicht erst zu erinnern sein. Sechs Jahre hat es bei uns die Kinder ungestört und ungeteilt in der Hand. Wird etwa nicht schon da hinsichtlich der sexuellen Aufklärung jetzt allerlei verfehlt? Unzweifelhaft! Es wird die ungesunde Neugier groß gezogen, die sich jeder „Belehrung“ entgegensehnt und für die unethischen Beigaben der unberufenen zugänglich macht. Die scheue Unbeholfenheit, die wirre Verlegenheit, das listige Augenzwinkern zwischen den Erwachsenen, wenn geschlechtliche Fragen berührt werden, *muß* die Kinder auf schlechte Gedanken bringen. Unbefangenheit, Offenheit, Ruhe hält alle Verdachtsmomente fern; und jeder Erzieher muß so viel Autorität haben, daß er es ohne Schaden auch wagen kann, eine gewünschte Belehrung überhaupt oder über einen gewissen Punkt hinaus für den Augenblick zu verweigern. Es muß nur Vernunft und guter Wille ersichtlich sein, und nicht Geheimniskrämerei das Vertrauen vernichten.

Bei solcher Vorbereitung findet eine ungehörige Aufklärung keinen empfänglichen Boden, und die berufene kann ihre Stunde wahrnehmen. Aber es wäre ebenso lächerlich, irgendwann und wo Unterrichtsstunden für „sexuelle Aufklärung“ anzusetzen wie jene berühmten „Uebungen im Entsagen“ in einem „höheren“ Mädcheninternat. Jede Absichtlichkeit vereitelt den eigentlichen Zweck. Und was ist denn überhaupt „aufzuklären“? Das ganze Wunder, soweit wir es verstehen und künden können, ist doch in einer Viertelstunde dargelegt! Und das macht sich bei hundert Gelegenheiten, am besten im Unterrichte der beschreibenden Naturwissenschaften (wo es sich nur mit auffallenden Gewaltsamkeiten umgehen läßt), ganz von selbst. Hier kommt es ja durchaus viel weniger auf das positiv zu gebende als auf das abweichend von der bisherigen schlechten Uebung zu unterlassende an. Die ethisch-ästhetische Ergänzung aber, von der leider niemals die Rede ist, obgleich in ihr für das Positive der Schwerpunkt liegt (wovon vielleicht ein ander Mal mehr!), kann nicht stundenweise laut Lehrplan verzapft werden, sondern ist Sache des Vor- und Einlebens, d. h. der Erziehung im engeren Sinne, durch dauernde Einwirkung und Eingewöhnung.

Damit ist zugleich gesagt, daß die besorgten Fragen nach dem wann, wo, wie und wer? unnütze Bemühung darstellen. Wann? bei gebotener Gelegenheit, keinesfalls zu spät, bevor noch das Verlangen nach Belehrung, gleichviel, woher und welcher Art, sich einstellt. Wo? überall, wo es angemessen scheint, und zumal, wo es schlecht — nicht ohne unangenehme Nebenwirkung — vermieden werden kann. Wie? mit Ernst und Unbefangenheit, ohne Scheu und Umschweife. Wer? nun, wer zu dem zu belehrenden in pflichtmäßigen Beziehungen steht und irgend das Zeug dazu hat, vor allen Dingen aber das volle Vertrauen des jungen Menschenkindes besitzt und verdient. Das kann ja manchmal auch ein Arzt sein (nicht blos, wenn er etwa der Vater ist). Aber ganz verkehrt ist es, dem Arzte als solchem die ganze Pflicht und Last der sexuellen Aufklärung zuzuwälzen. Was ihm als Arzt vorzugsweise eignet, wiegt an dieser

Stelle federleicht im Verhältnis zu dem hauptsächlich erforderlichen, was er als Arzt durchaus nicht zu besitzen braucht. Denn die erwünschte „Aufklärung“ kann und soll nicht in eingehenden anatomischen und physiologischen Einzelheiten bestehen, wie sie der Arzt und nur der Arzt zu wissen nötig hat, sondern in der schlichten Darlegung der jedem leicht verständlichen natürlichen Verhältnisse.

Noch etwas ist vorgeschlagen worden, das für mich geradezu haut-goût hat: die sexuelle Aufklärung soll in Gegenwart der Aeltern gegeben werden. Schon die Absichtlichkeit solcher Veranstaltung genügt nach dem Vorangegangenen, um den Gedanken unannehmbar zu machen. Was aber — in aller Welt — sollen die Aeltern als stumme Zuhörer dabei tun und was — empfinden?! Wer es nicht fühlt, daß ihre Lage etwas vom Sitzen auf dem „Moquirstuhl“ hat, und ihre Anwesenheit den sittlichen und wissenschaftlichen Ernst des Augenblickes in Gefahr bringt, — dem ist nicht zu helfen; aber er lasse die Hände von der Pädagogik und nun vollends gar von ihren kniffligsten Problemen.

Mit vollem Rechte hat unser Herausgeber in der Diskussion bei einem der Hauptabende im „Bunde für Mutterschutz“ mit zwingender Begründung darauf hingewiesen, daß eine gewisse Zurückhaltung auch bei der grundsätzlichen Aufklärung noch notwendig und möglich ist. Er hat daher wohl eine übel angebrachte Nachsicht walten lassen, als er neulich die spöttische Bemerkung über den „Schleier von Sais“ (in der Rede des Geheimrat Kirchner) unbeanstandet durchließ. Vielleicht verdiente die ängstliche Verschleierung Fürsprache, wenn sie nur durch rohe, geschmack- und gefühllose „Objektivität“ ersetzt werden könnte. Glücklicherweise steht solche Verirrung nicht zur Diskussion. —

Bis hierher, d. h. so weit die rein pädagogischen Gesichtspunkte ausreichen, scheint wesentlich alles in Ordnung und leidliche Uebereinstimmung erreichbar zu sein. Nun wird aber — ausgesprochener- und mehr noch unausgesprochenerweise — von der sexuellen Aufklärung auch eine unmittelbare und starke Einwirkung auf die geschlechtliche Sittlichkeit und die sozialen Mißstände erwartet, die mit ihr zusammenhängen. Das aber sind — bis auf spurenhafte Reste — b l ü h e n d e U t o p i e n.

Zunächst: das Allerschlimmste, das Gebiet, das dem Bunde für Mutterschutz am meisten am Herzen liegt, wird durch die sexuelle Aufklärung überhaupt nicht berührt. Das Elend der unehelichen Mütter und Kinder hängt nicht mit dem Mangel an sexueller Aufklärung zusammen, sondern hängt von der gesellschaftlichen Wertung jener Personen und ihrer Verhältnisse ab, ist durch das heuchlerische Pharisäertum der „sittlichen Welt“ bedingt. Es ist aber das Schlimmste, weil alles Andere Persönlichkeiten trifft, deren eigenes Tun ihre traurigen Zustände herbeigeführt hat. Hier aber werden on ihrem Unglücke vollkommen Unschuldige, die außerehelich geborenen Kinder, von der Aechtung der „Gesellschaft“ und all ihren Folgen mitbetroffen. Da muß eben jene „Wertung“ geändert werden. Das aber hat mit sexueller Aufklärung nichts zu schaffen. Die Verurteilung beruht ja gerade darauf, daß man sehr wohl weiß, wie die Dinge zusammenhängen.

Mit Sicherheit wird aber von der sexuellen Aufklärung ein günstiger Einfluß auf das Triebleben erhofft; nicht mit Unrecht; es fragt sich nur, was man sich darunter zu denken hat; denn der Ausdruck ist sehr vieldeutig, und er sagt daher im Grunde gar nichts. Daß das genaueste und richtigste Wissen um die Zusammenhänge des Geschlechtslebens den Trieb unverändert läßt, liegt am Tage. Es dürfte wohl schwer begreiflich zu machen sein, wie hier eine Einwirkung zustande kommen sollte. Oder wird Hunger und Durst dadurch anders und geringer, wenn man die Organe und die Vorgänge der Ernährung und Verdauung haarscharf kennen lernt? Allerdings, eins kann durch die sexuelle Aufklärung gewonnen werden, und das darf nicht gering angeschlagen werden: ihre n e g a t i v e Wirksamkeit wird die rohsinnliche und lüstern gemeine Auffassung alles dessen, was mit dem Geschlechtsverkehre zusammenhängt, wesentlich einschränken. Wenn Geheimtuerei und Verlogenheit ausgeschaltet werden, ist das Triebleben den Vergiftungen einer erregten und mißgeleiteten Phantasie nicht ausgesetzt, und veredelnde Einflüsse der vorher angedeuteten Art begegnen keinem grundsätzlichen und kaum zu überwindenden Widerstreben. Von der p o s i t i v e n Aufklärung ist hier nicht das Allergeringste zu erwarten.

Auch nicht nach einer Richtung, nach der man besonders hilfsbedürftig und hoffnungsvoll ausschaut: auf die Einschränkung ungeordneten Geschlechtsverkehres durch die Bekanntschaft mit seinen Gefahren. Man kann schwerlich behaupten, daß diese im allgemeinen unbekannt sind; und wie alles nicht genau zu erkennende Schlimme werden sie in diesem Zustande eher über- als unterschätzt. Oder trägt es etwa zur Verstärkung der Abschreckung bei, wenn eine erste Autorität auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten öffentlich die gewiß zuverlässige Belehrung erteilt, daß das Syphilisgift durch die Jahrhunderte lange Bekämpfung mit Quecksilber in seiner Kraft wesentlich abgeschwächt worden ist und jetzt solche Verheerungen wie im XVI. und XVII. und auch noch im XVIII. Jahrhundert anzurichten nicht mehr vermag? Ebenso, wenn Statistiken über eine grauenhafte Verbreitung der Geschlechtskrankheiten Aufschluß geben, der gegenüber die Beobachtung des Lebens kaum merkliche Spuren erkennen läßt? Es wird ja selbstverständlich bereitwilligst zugegeben, daß hier leichtfertige, übereilte Schlußfolgerungen gemacht werden, und es müßte bedacht werden, daß, selbst die Richtigkeit der Beobachtungen und Schlüsse zugegeben, das unzweifelhaft Vorhandene noch häufig und schlimm genug ist, um sich mit allen Mitteln möglichst davor zu bewahren. Aber die Abschreckung ist nun einmal ein sehr unwirksames Mittel, und sie versagt hier wie im Strafrechte, ja, vielleicht noch mehr, weil die drohenden Folgen des Verbotenen nicht so sinnfällig und nicht so nachhaltig hemmend im äußeren Lebensgange hervortreten. Es beschwichtigt sich jeder damit: er wird sich schon vorsehen; und ihn braucht es ja nicht gerade zu treffen. Man zeige noch die erste lose Dirne auf, die sich dadurch von ihrem Wege hat abwendig machen lassen, daß sie bei einer ihrer „Kolleginnen“ nach der anderen hat beobachten können, wohin das führt! Noch weniger wirkt das natürlich bei denen, die ja gar nicht extravagieren, sondern sich auf einen ehrbaren Liebestausch aus Herzensneigung beschränken. Und doch würde die „Aufklärung“ sie darüber belehren, daß auch dabei Gefahr nicht ausgeschlossen ist, — selbst ohne unmittelbares und bewußtes Verschulden des Genossen. Das macht am Ende zum Fatalisten.

Also über das rein Pädagogische hinaus, ins Sittliche (oder auch nur Hygienische) hinein, darf der Wert und der Nutzen der sexuellen Aufklärung ja nicht überschätzt werden. Er ist nicht viel besser als gleich Null. Aber die pädagogische Wirkung ist um so größer und wichtiger und reicht weit über das geschlechtliche Gebiet hinaus, indem sie Wahrhaftigkeit und Vertrauen wiederherstellt, ohne die ein sittliches Gemeinschaftsleben ein leerer Wahn, ein hohler Schein ist.

Soll hier aber wirklich etwas erreicht werden, dann heißt es: mit allen Vorurteilen brechen und nicht etwa dem Kinde für ein Steckenpferd mit hölzerner angepinselter Mähne, um seinem Bedürfnisse nach Leben und Wahrheit zu genügen, e'n neues mit einer Mähne aus Schweinsborsten geben. Erneuerte Täuschungen machen die Sache nur schlimmer: sie gestehen das begangene Unrecht ein und bekunden bösen Willen, indem sie nur einen neuen, allzu durchsichtigen Uebertölpelungsversuch an die Stelle setzen. Es ist gründlich gefehlt worden. Also: tabula rasa! und dann

ohne Ränke und Schwänke vernünftig von vorn, gerades Weges auf das Ziel los, — aber allerdings nicht mit unbesonnener Heftigkeit über Stock und Stein!

Französische Gesellschaftsprobleme.

Von Dr. Kaethe Schirmacher (Paris).

„Der Franzose ist fertiger und trotz einer gewissen ewigen Kindlichkeit reifer (als der Deutsche). Seine Tugenden stehen in günstigerem Licht. Er lebt und altert vergnügter. Weil er „oberflächlicher" ist? Weil er unsere tieferen Konflikte nicht kennt? Vielleicht; aber er wird mit sich fertig und erreicht sogar oft eine kleine Weisheit. Eine Weisheit, die uns nicht hilft, uns ist sie oft zu eng. Aber für ihn ist sie gut, und darum ist es eine große Weisheit: er versteht sich und seine Welt."

So urteilt der Verfasser des Buches: Französische Gesellschaftsprobleme*) über die Franzosen. Da augenblicklich eine sehr starke deutsche Wanderung nach Paris eingetreten ist und das Buch von Oskar A. H. Schmitz viel Wesentliches in ungewöhnlich guter Form bringt —, ist die Heraushebung dieses Wesentlichen Pflicht des ehrlichen Kritikers, der ein gutes Buch nach Verdienst empfehlen und dem Publikum seine Zeit sparen will. Es ist tatsächlich nötig, unseren Landsleuten einen Leitfaden für französisches Wesen mit auf den Weg zu geben, damit sie, all dem Neuen und Reizvollen gegenüber, weder in haltlose Bewunderung, noch in mürrisches Ablehnen verfallen. Wir Deutschen haben in Paris sehr viel zu lernen, hauptsächlich in der Form. Denn die Franzosen sind ihrer Natur nach Künstler, Formbeherrscher, die vor allem das Können, das Auftreten, das Aeußere, ja, wenn man will, den Schein betrachten und achten. Also Wirklichkeitsmenschen, Beobachter, Realisten. Während uns Deutschen der Hang zum Inhalt, Sein, Wesen, zum Inneren und Innerlichen im Blut liegt. Wir nehmen mit dem Streben, Wollen, dem Suchen vorlieb, wenn es uns ehrlich und von Herzen erscheint, wir sind, im großen Ganzen, mehr Idealisten, die auch ganz ideellen Werten des Gefühls und Gemüts gerecht werden, während der Franzose den Verstand in klarer Formulierung und in Uebereinstimmung mit den Tatsachen des Lebens in erste Linie stellt.

„Es wird einem (in Frankreich) niemals zugemutet, sich mit dem Unvollkommenen, halb Gewordenen zu begnügen . . . Sie (die Franzosen) haben sich keine außer ihrer Möglichkeit liegenden Ideale geschaffen, sondern rundweg ihre Wirklichkeit glorifiziert. Uebrigens gehört viel Aechtheit, Instinkt und Mäßigung dazu, um seine eigenen Vollkommenheiten rechtzeitig zu erkennen."

Ihr französisches Ideal beschäftigt sich (vor allem) mit Alltäglichkeiten; sie sind groß, sind Erfinder und Führer auf allen Gebieten des täglichen Lebens, der Küche, Kleidung, Unterhaltung, Geselligkeit, des Tanzes, des künstlerischen Schmucks und dergleichen. Sie haben für den Durchschnittsmenschen einen festen Codex geschaffen, wie er sich kleiden, sich benehmen, reden, schweigen, lieben, freien, schlemmen und zuletzt gottselig sterben soll. Sie sind die Gesetzgeber des Gesellschaftslebens, denn die Gesellschaft ist ihr Lebenselement — während wir Deutschen einen individualistischen Hang zur Einsamkeit haben, niemals eine zentralisierte Gesellschaft besaßen und daher gesellschaftlich, im Durchschnitt, auch viel weniger sicher sind als die Durchschnittsfranzosen. Vor allem Französinnen. Hier ist der Gegensatz zu unserer deutschen Jugend mit Händen zu greifen: in einem engen aber festbestimmten Gebiet gesellschaftlicher Pflichten aufgewachsen, ist die junge Französin mit 18—20 Jahren gemeinhin weit sicherer, gewandter, überlegter, welterfahrener als eine gleichaltrige Deutsche. Sie erhielt eben durch Erziehung jenen alten Schatz ererbter Weisheit, erprobter Lebensregeln, die ihr gestatten, in fast allen Lebenslagen die gesellschaftlichen Folgen ihrer Handlungen vorauszusehen und deshalb meist den Kopf nicht zu verlieren. Die Französin hält nichts von dem Ueberschwang des Herzens, denn es ist ein Grundsatz gallischer Lebensweisheit, daß man dem Verstand, nicht dem Gefühl, zu gehorchen hat, und dieser Grundsatz gibt dem Pariser Leben neben seiner Kühle und Selbstsucht auch seine Anmut der Form, sein Tändeln, sein Schäkern, seine Aesthetik. Dies Leben ist ein immerwährendes Schauspiel sich selbstbeobachtender, selbstbeherrschter Menschen, die nie den Blick ganz von dem gesellschaftlichen Kompaß abziehen. So eingewurzelt ist diese verständige Gewohnheit, daß sie selbst in ihren Verirrungen immer wieder den sozialen Nordpunkt suchen, um ihr verwehtes Schifflein darauf loszusteuern.

Uns Germanen ist dieses Wesen fremd, und wir verachten es meist als kühl und oberflächlich. — Wie viel könnten wir aber daran lernen, nicht um uns aufzugeben, nur um unsere Fehler abzulegen. Denn selbst der edelste Diamant (und sind wir wohl alle Diamanten?) bedarf des Schliffs und gewinnt seinen Glanz durch ihn. Durchschnittlich liegt in unserer Natur etwas Starres, Rauhes, Ungelenkes, manchmal Polterndes und Grobes. Das verdeckt unsere Fähigkeiten und Tugenden, das empfiehlt uns nicht, das bringt uns um viele Sympathien, und es bringt uns um viele Volksangehörige, die deutsch und plump verwechseln und daher, um gewandt zu werden, zu den Fremden übersiedeln.

In diesem Sinne halte ich das vorübergehende Anströmen deutscher Elemente in Paris für eine Gefahr und für einen Gewinn. Gefahr, weil sie versucht sind, von uns abzubröckeln, Gewinn, weil sie hier sich selbst und ihre gerade formal so bedeutenden Mängel erkennen mögen.

Denn es ist ein Verlust für uns und für die Welt, daß wir unsere spezifisch deutschen Werte meist in so unzulänglicher und daher unzugänglicher Form bieten, daß das Ausland mit ihnen für gewöhnlich nichts anzufangen weiß, während der Franzose, gerade weil er allgemeinverständlich und dabei fesselnd, geistreich, belustigend ist (alles Gesellschaftstugenden), seine Gedanken, seine Anschauungen, seine ganze Kultur in die ganze Welt ausgeführt hat.

Unsere deutsche Formlosigkeit ist eine nationale Untugend, eine nationale Schädigung, sie nimmt unserem Besten und Tiefsten seinen internationalen Verkehrswert und bringt uns um eine geistige Führerschaft und Weltanerkennung, die wir dem Inhalt nach wohl beanspruchen dürften. Fehlt, leider, nur die verständliche, fesselnde Form.

Das Buch von Oskar Schmitz regt diese und verwandte Ideen in oft sehr glücklicher Form an.

Interessant bleibt dabei eins: ein so guter Kenner der eigenen Fehler, ein so klarer Beobachter der französischen Vorzüge Schmitz auch ist — es gelang ihm nicht, in seinem Buch das bewunderte Ideal von Klarheit und Einheit zu erreichen. Er hat seiner Zerlegung der französischen Art keine kraftvolle und begründende Zusammenfassung folgen lassen; das Buch steckt voller Widersprüche, die man durch Tiefergehen (doch wahrlich eine deutsche Tugend) wohl hätte versöhnen und erklären können. Das war eine recht schwere und mühsame Sache, zugegeben. Der Verfasser hat es vorgezogen, uns eine Sammlung einzelner Artikel vorzusetzen, statt diese Skizzen in ein Gesamtbild zu verwirken. Das ist es ja aber, was er als den deutschen Nationalfehler tadelt. Auch er mutet uns zu „Gewolltes für geschaffen zu nehmen", auch er läßt seine Leser in einer gewissen „geistigen Verworrenheit", auch er gibt uns den Maßstab nicht vollkommen rein, den wir an das Maßstäbe der Kultur schaffende Volk anzulegen haben. Und das ist fast entmutigend: so gut wissen, was nötig und es doch unterlassen? Der Erzieher, so verlangt man billig, soll auch Vorbild sein. Dies Vorbild ist Oskar Schmitz uns noch schuldig.

*) Verlag Dr. Wedekind & Co., Berlin. 1907.

Streiflichter.

Sozialdemokratie und Friedensfrage. Die Stuttgarter Resolution des Sozialistenkongresses vom 23. August „stellt auf's neue fest, daß der Kampf gegen den Militarismus nicht getrennt werden kann von dem sozialistischen Klassenkampf im ganzen." Dadurch wird die Brüsseler Resolution von 1891 wiederholt, wonach vor der Sozialisierung Europas an dessen Pazifikation nicht zu denken sei. Zwei Gründe bestimmen hauptsächlich diese Stellungnahme:

1. Der allgemeine: von der einen reaktionären Masse könne nichts gutes kommen;
2. Der spezielle: Ursache des Kriegswesens sei der Kapitalismus, da er an dem Fortbestehen der nationalen Gegensätze interessiert sei.

Aber selbst innerhalb des deutschsprachlichen Sozialismus sind diese Grundsätze mehrfach durchbrochen worden — zugunsten einer wahrhaft „ethischen Internationale". Schon der Züricher Kongreß von 1893 verlangte ausdrücklich, die sozialistischen Parteien sollten „alle Gesellschaften unterstützen, die den allgemeinen Frieden anstreben", und Goehre hat in den „Soz. Monatsheften" nachgewiesen, „daß die Friedensidee weiter reicht als die Grenzen der Partei", und daß in diesem Kampfe also die bürgerlichen Friedensfreunde nicht zurückgewiesen werden dürften. — Es ist auch in der Tat nicht einzusehen, was der Kapitalismus z. B. mit den Kriegen von 1859, 1866, 1870/71 oder 1877/78 zu tun haben sollte, nachdem Jahrtausende lang Kriege geführt worden sind, bevor es einen Kapitalismus überhaupt gab.

Wenn diese Tatsachen an den Führern des deutschen Sozialismus eindruckslos abgleiten, so steht es damit in anderen Kulturstaaten glücklicherweise ganz anders. In England ist Green, der bekannte Pazifist, zugleich rühriger Propagandist des Sozialismus, und in Frankreich besonders gehen die beiden Bewegungen einträchtiglich Hand in Hand. Dort wirkt ein Jaurès für die „Organisation des Friedens" und den Ausbau des Schiedswesens; in Paris hat der sozialistische Minister Millerand den Friedenskongreß von 1900 eröffnet und sich mit jenen Bestrebungen solidarisch erklärt, und im Organ der französischen Sozialisten, der „Petite République", verteidigte Gérault Richard (1903) den von der deutschen Partei konsequent verhöhnten Haager Hof und die Schiedsidee. In demselben Blatte wurde sogar — sehr zu unrecht, aber bezeichnend! — erklärt, die Sozialisten seien die ersten gewesen, die die Haager Konferenz ernst genommen hätten.

Als im Juli 1903 auf Betreiben von Barclay und d'Estournelles die historisch denkwürdige, englisch-französische Parlamentsentrevue in London stattfand, schrieb ein französischer Sozialist in einem großen Pariser Blatte: „Was jetzt in London vorgeht, ist bedeutender als die französische Revolution am Ausgange des 18. Jahrhunderts." Als darauf der Deputierte Janson in der belgischen Kammer eine Sympathiekundgebung anregte, erklärte Vandervelde — der neulich die Stuttgarter Resolution vertrat: „Wir sind ebenfalls glücklich, uns dem Antrag Janson anschließen zu können. Diese herzlichen Verbindungen zwischen den beiden großen Nationen Alt-Europas sind in der Tat ein hervorragendes Ereignis für den ganzen Kontinent."

Im Juli 1903 hat die schweizer sozialdemokratische Partei und der „Grütliverein" dem Berner Friedensbureau ihren Anschluß an die Friedensbewegung angezeigt und dieser ihre Presse eröffnet. —

Genug der Aufzählungen! Das Gesagte beweist zur Genüge, wie rückständig und schädlich das Verhalten der deutschen Sozialistenführer in Sachen der internationalen Friedfertigung heute noch ist. „Zehnmal hinderlicher als unsere Chauvins", schreibt Alfred H. Fried,

„als die Alldeutschen für die Ausbreitung des pazifistischen Gedankens in Deutschland war die Sozialdemokratie, die der Propaganda einfach den Wind aus den Segeln nahm. Nur ihr ist es zu verdanken, wenn die gedankenlose Kleinpresse heute noch Ansichten zutage fördert, vor denen ein französischer Schulknabe erröten würde."

Die frühere Konsequenz der Sozialdemokratie in ihrer Stellung zur Friedensarbeit der „Bourgeois" ist aber auch in Stuttgart wiederum durchlöchert worden. Es heißt nämlich in der Stuttgarter Resolution:

„Kriege . . . werden erst aufhören, wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung beseitigt ist,"

insoweit wird also das bisher allein gültige Dogma von neuem sanktioniert; der Text lautet dann aber weiter:

„oder wenn die Größe der durch die militärtechnische Entwickelung erforderlichen Opfer an Menschen und Geld, und die durch die Rüstungen hervorgerufene Empörung die Völker zur Beseitigung dieses Systems treibt."

Es wird hier also deutlich und ausdrücklich eine zweite Möglichkeit anerkannt, die der erstgenannten und bisher einzigen ohne jeden Rangunterschied zur Seite gestellt wird. Die Sozialdemokratie gibt damit zu, daß die Beseitigung der Kriegsinstitution auch während der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erfolgen kann, ein erfreuliches Zugeständnis, das man nicht vergessen sollte!

Wie Kriege „von oben her" gemacht werden, das haben erst kürzlich die Memoiren von Hohenlohe und Gontaut-Biron mit erschreckender Deutlichkeit dargetan; andererseits beweist das Beispiel König Oskars von Schweden, daß auch die Herrscher — auf Grund pacifistischer Vorarbeit — vielfach zur „Friedensführung" mitgewirkt haben.

Völlig unbeteiligt ist der Sozialismus auch an Einrichtungen wie der von den Regierungen in Haag geschaffenen Untersuchungskommission, die im November 1904 die Huller Affäre friedlich schlichtete und damit den drohenden englisch-russischen Weltkrieg verhinderte, der ganz neuerdings durch den bekannten Vertrag beider Regierungen vollends ausgeschaltet worden ist.

Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes der D. G. E. K. 4. September 1907. Es wurde beschlossen, den diesjährigen Gesellschaftstag am Sonnabend, den 7., Sonntag, den 8. und Montag, den 9. Dezember abzuhalten. Die Tagesordnung wird vorläufig wie folgt festgesetzt: 1. Rechenschaftsbericht und 2. Kassenbericht des Hauptvorstandes. 3. Vorbereitung des internationalen, durch den ethischen Bund mit einzuberufenden Londoner Kongresses von 1908, der ethische Kolonialprobleme behandeln soll. Im Anschluß daran soll ein internationaler Kongreß für die Frage des Moralunterrichts tagen. 4. Uebersicht über den Stand der ethischen Bewegung und Besprechung über ihre Weiterentwicklung. 5. Der Zusammenschluß der freien geistigen Reform-Vereinigungen. 6. Wahl des neuen Hauptvorstandes. 7. Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag. — Die Abteilungen sollen unter Hinweis auf §§ 23, 24 ff der Satzungen brieflich aufgefordert werden, in außerordentlichen Abteilungstagen Bevollmächtigte zu wählen, die Tagesordnung des Gesellschaftstages zu besprechen und gegebenenfalls eigene Anträge zu formulieren.

Der Vorsitzende gab einen Bericht über seine ethisch-literarische Betätigung seit der letzten Sitzung. — Der Schriftführer verlas die Eingänge. Mit besonderer Freude wurde der Bericht der neuen Abteilung Heidelberg entgegengenommen und den dort tätigen Mitgliedern Dank für ihre tatkräftige Arbeit ausgesprochen. Die Abteilung hat an die Hauptkasse, obwohl satzungsgemäß dazu nicht verpflichtet, einen Jahresbeitrag von M. 80 abgeliefert.

Der Vorstand beschloß, gemeinsam mit der Berliner Friedensgesellschaft und dem Deutschen Bund für weltliche Schule auf Einladung des Berner Friedensbureaus zu dem XVI. internationalen Friedenskongreß in München (9.—16. September 07) Herrn Dr. Penzig als Bevollmächtigten der D. G. E. K. dahin zu entsenden.

Die Einladung des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zur Jahresversammlung in Posen (9.—11. Oktober) wurde trotz voller Würdigung der segensreichen Bestrebungen des Vereins aus äußeren Gründen mit Dank abgelehnt.

W. Foerster. Dr. Penzig.

Der **Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht** hatte am 13. September eine Versammlung einberufen, in der Herr G. Spiller, Generalsekretär des ethischen Bundes, über seine im Auftrage eines englischen Komitees gemachte ethische Studienreise durch die Schulen Deutschlands und der Schweiz berichtete. Interessant ist schon die Zusammensetzung des Komitees, das auf Veranlassung des bekannten Journalisten und Friedensfreundes W. T. Stead das Problem der Charakterbildung in den Schulen verschiedener Staaten zum Gegenstande einer ganzen Reihe von Untersuchungen durch Spezialberichterstatter von pädagogischem Rufe machen läßt. Es umfaßt in seiner weitesten Gestalt etwa 800 Personen, darunter mehrere Mitglieder des Oberhauses, viele Parlamentarier, Schulleiter und Pädagogen, Mitglieder von Schulbehörden, neun anglikanische Bischöfe, katholische Priester, den Oberrabbiner, Unitarier, Ethiker und Freidenker. Unter dem Vorsitz des jetzigen englischen Gesandten in Washington James Bryce wurde ein Arbeitsausschuß eingesetzt, der Fragebogen ausarbeitete und die Untersuchungskommissionen für England, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland, Belgien, Skandinavien, Japan u. s. w. einsetzte. Mit Dank hob der Berichterstatter hervor, daß er bei allen deutschen Behörden und in der Schweiz auf Grund seiner Legitimation durch dieses Komitee das freundlichste Entgegenkommen gefunden habe und in Lehrerbildungsanstalten wie in den Schulen selbst den Unterricht habe beobachten dürfen.

Seine Studienreise, fuhr er fort, habe nicht etwa dem Zwecke gegolten, wie Diogenes mit der Laterne am Mittag auf dem Markte Menschen, so den systematischen Moralunterricht im Schulwesen zu entdecken. Dann wäre das Resultat sehr traurig gewesen; denn solchen Unterricht habe er einzig in den Schulen des kleinen Kantons Solothurn gefunden. Nein, sie habe der Frage gegolten, in welchem Grade der Unterricht, besonders in den sogenannten gesinnungsbildenden Fächern, dem erzieherischen Zwecke der Charakterbildung gewidmet werde. Wenn man freilich, wie viele Schulleiter, u. a. auch ein hoher Beamter, Geh. Hofrat in einem Unterrichtsministerium, das ethische Schulproblem damit gelöst wähnte, daß ein regelmäßiger Schulbesuch vom 6. bis 14. Lebensjahre ohne Weiteres das Kind an Fleiß, Aufmerksamkeit, Höflichkeit, Wahrhaftigkeit u. s. f. gewöhne — dann habe man die ganze Frage noch gar nicht verstanden. Dann würde die Statistik des Schulbesuches ja einfach den Prozentsatz der in einem Volke herrschenden Charaktertüchtigkeit ergeben. Es komme vielmehr darauf an, die herrschenden Lehrmethoden, die Auswahl der Unterrichtsstoffe, ihre Behandlung, die Heranziehung der Schüler zur Selbsttätigkeit, die Schuldisziplin u. s. f. daraufhin anzusehen, ob sie die Bildung sittlicher Charaktere förderten oder hemmten. Bei aller uneingeschränkten Würdigung vieler Vorzüge des deutschen Unterrichts, wie Klarheit, Durchdringung des Stoffes, Gewöhnung der Schüler an klares Auffassen und Wiedergeben rc. sei ihm doch aufgefallen, daß die Jugend — und zwar auch in den Lehrerseminaren — doch vorwiegend nur empfangend bleibe. Es werde fast alles übermittelt, zu wenig selbst gefunden. Auch die sittlichen und ästhetischen Urteile würden gelehrt. Redner bezeichnete diesen Unterricht als einen dogmatischen. Weder sei eine völlig freie Aussprache der Schüler gestattet, noch werde durch eine objektiv-vergleichende Methode dem eigenen Urteil etwas überlassen, sondern alles fertig vorgetragen. So ertöte man das Interesse und wecke kein selbständiges Urteil, um daran die Anklage zu knüpfen, die jungen Leute seien dazu noch nicht reif. Eben das Reifen aber verhindere man.

Rühmend hob der Redner wieder an den Volksschulen hervor, wie fast überall der Umgangston des Lehrers mit den Kindern ein freundlicher sei, die intensive Hingabe an seine Aufgabe auch den schwächsten Schülern Interesse abnötige und die Lehrmethode Disziplinarmaßregeln fast überflüssig mache — leider fürchte er, daß dies Interesse nicht lange über die Schulstunde und Schulzeit andauern werde, weil es nicht von innen, sondern von außen herangebracht würde. Es fehle die Erziehung zur Produktivität.

Im Geschichtsunterrichte, der für die sittlich-sozialen Ideale begeistern sollte, überwiege in Deutschland die Lobrede auf die Vergangenheit, und das politische, dynastische und militärische Interesse über das ethische. Der Deutschunterricht, diese Zentrale der Charakterbildung, sei zwar in anerkennenswerter Weise ziemlich frei von bestimmten, auch konfessionell-dogmatischen Tendenzen, aber hier herrsche eine grammatikalisch-analytische Methode, die auch die zahlreichen ethischen Stoffe, die sich im Lesebuche finden, verwässere. Statt die Lebenserfahrung des Kindes und des Lehrers heranzuziehen, begnüge man sich, ein wenig abstrakte Moral zu predigen. Der Religionsunterricht gelte bekanntlich heute noch als vollständig ausreichender ethischer Unterricht. So gern Redner anerkennt, daß oft hier ein wirklicher Moralunterricht versucht werde, so müsse er doch sagen, daß — außer in der Schweiz — die Religion selbst fast nur dogmatisch vorgetragen werde. So eminent ethische Stoffe, wie die Parabel vom barmherzigen Samariter und die Seligpreisungen habe er z. B. ohne alles innere Interesse an den Schülern vorbeiführen gesehen. Dabei sei das Viertel von Ethik, das nach dem Urteile vieler Lehrer selbst den drei Vierteln Dogmatik gegenüberstehe, meist ganz unsystematisch in den Unterricht eingesprengt. Auch die Geographie biete Gelegenheit genug zu ethischer Charakterbildung; die Heimatkunde könnte sich zur Lebenskunde auswachsen und das mitfühlende menschliche Verständnis für andere Rassen und Völker könnte geweckt und vertieft werden. Statt dessen würden — allerdings wunderbar tüchtige — Kenntnisse in physischer, beschreibender und wirtschaftlicher Geographie dem Gedächtnis übermittelt.

Man erkläre es meist für selbstverständlich, daß der Lehrer auch Erzieher sei. Ebenso selbstverständlich scheine es zu gelten, daß für den ethischen Erzieherberuf keine besondere Vorbereitung nötig sei. Das Selbstverständliche sei aber immer das Vernachlässigte. Und doch sei ein guter ethischer Unterricht das Allerschwierigste. Leicht freilich sei es, rein negativ zu verfahren mit einem System von Verboten, oder die Moral als Mittelpunkt eines Systems von Belohnungen und Strafen anzusehen, auch sentimentale Moral zu treiben mit Predigt und Beschwörung oder sie in den Dienst kirchlicher oder staatlicher Interessen zu stellen. Wissenschaftliche Ethik oder sei unabhängige Moral, und sie müsse, noch ehe sie in die Schule eindringe, in die Lehrerbildungsanstalten getragen werden. Dort sei ihr Platz; ein zweijähriger ethischer Kursus (Einführung in das sittlich-soziale Gesellschaftsleben, die Kinder- und Erwachsenen-Moral, Besprechung der Hindernisse des sittlichen Lebens und der psychologischen Hilfen, ethische Methodenlehre und nach Unterrichtsfächern gegliederte Moralpädagogik u. a.) würde sich in die Erziehungslehre und in die Psychologie, wie sie auf den Seminarien getrieben würde, ohne Zwang einfügen lassen. Aufgabe des Bundes für weltliche Schule sei es, hier vorbereitende Arbeit zu leisten, ethische Lehrpläne aufzustellen, für Fortbildungsschulen, Seminare, technische Schulen eine Berufsethik auszuarbeiten, die Unterrichtsfächer (auch Gesangs-Unterricht und angewandtes Rechnen seien der Gesinnungsbildung dienstbar zu machen) zu ethisieren, eine Zeitschrift für Moralpädagogik herauszugeben u. a. m. Dem Moralunterricht selbst stehe bisher nur die Kirche und die Regierung nicht ganz freundlich gegenüber; in der Lehrerschaft habe er überall, auch da, wo ihm zunächst Gegnerschaft entgegentrat, nach näherer Darlegung des Gewollten freudige Zustimmung gefunden. Vielfach sogar große Begeisterung. Es komme gar nicht darauf an, polemische Kämpfe mit der Regierung und Kirche zu führen, die bestehenden Verhältnisse vor das ethische Gericht zu ziehen u. dergl., sondern still und bewußt praktische Vorarbeit zu leisten, wobei die Lehrerschaft freudig mithelfen werde. Schließlich sei es keiner verantwortlichen Regierung zuzumuten, daß sie ein erprobtes Altes sofort einem noch unfertigen und unerprobten Neuen opfere.

Stückweise wolle man ja jetzt überall schon Moralunterricht. Die Schule werde aufgerufen gegen den Alkoholismus, gegen den Tabak, die Tierquälerei, das unhygienische Leben, gegen sexuelle Schäden usw. Sehr bald werde man einsehen, daß mit solchen Brocken nichts rechtes gefördert werde und es nötig sei, den ganzen sittlichen Charakter systematisch aufzubauen.

Das bedeute freilich eine grundlegende Schulreform. Die Ueberbürdungsfrage sei nur zu lösen, wenn die Charakterbildung, nicht die Häufung der Unterrichtsstoffe in den Vordergrund trete. Die Maximal-Schülerzahl, die jetzt 61 im Durchschnitt betrage, müsse für den Erzieher auf die Hälfte herabgehen. Die Schulverpflichtung müßte auch für den Volksschüler bis zum 16. Lebensjahre ausgedehnt werden. Die Lehrerbildung müsse über die Universität gehen. Alles Geld, das dies koste, werde mit Wucherzinsen wieder eingebracht durch die ethische und wirtschaftliche Höherbildung des ganzen Volkes.

Der Vortrag fand stürmischen Beifall und veranlaßte noch eine rege Aussprache.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutsche Friedensgesellschaft Ortsgruppe Berlin.

Mittwoch, 2. Oktober, 7½ Uhr abends,
im Bürgersaale des Rathauses:

Vortrag

von **Geheimrat Professor W. Foerster:**

Der Münchener Friedenskongreß.

Diskussion. Eintritt frei! — J. A.: **Dr. E. Harter**, Vorsitzender. Gäste willkommen!

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wettericheid b. Naumburg a. S.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ich bringe in empfehlende Erinnerung:

Handbuch
für

Volkstümliche Leseanstalten.

Theoretisch-praktische Anleitung
zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen in Stadt und Land.

Von **J. Tews,**
Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung

Preis 3 Mark.

XII. 9 Bogen und 6 Tafeln 8⁰.

Das Handbuch behandelt die Frage der volkstümlichen Leseanstalten in ihrem ganzen Umfange theoretisch und praktisch. Es bietet eine allseitige technische Orientierung über das Gebiet und erörtert im Zusammenhange damit auch die durch die Volksbibliotheken berührten und zu lösenden allgemeinen Bildungsprobleme. Der Text wird durch Abbildungen und Zeichnungen erläutert.

Jeder, der an die Begründung einer Volksbibliothek herantreten möchte, findet in dem Handbuch einen nach jeder Richtung hin kundigen Wegweiser und Ratgeber, der insbesondere auch dann nicht versagt, wenn es sich darum handelt, noch bestehende Vorurteile zu widerlegen und zu beseitigen.



Verein Jugendschutz. Einige Freistellen respektive halbe Freistellen für junge Mädchen sind zurzeit in den Haushaltungsschulen des Vereins Jugendschutz zu vergeben. Bewerberinnen können sich unter Vorstellung ihrer Töchter im Bureau des Vereins melden von 10—11 Uhr vormittags und 4—5 Uhr nachmittags, Berlin C., Kaiser Wilhelmstraße 39.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Mittwoch, den 2. Oktober, 7½ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses (Deutsche Friedensgesellschaft, Ortsgruppe Berlin), Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Foerster: „Der XVI. internationale Friedenskongreß in München“. Diskussion. Eintritt frei. Gäste herzlich willkommen.

Freitag, den 11. Oktober, Saal 109 des städtischen Rathauses, 8¼ Uhr abends, Vortrag: Dr. Maria Raich: „Das Individuum und die Gesellschaft nach Fichte.“ Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 17. Oktober, 8¼ Uhr abends, Unter den Linden 16 III., Außerordentlicher Abteilungstag. Tagesordnung: 1) Wahl der Bevollmächtigten zum Gesellschaftstag (7.—9. Dezember d. J.) in Berlin. 2) Vorbesprechung über die Vorlagen des Gesellschaftstages (Zusammenschluß freier Organisationen — Londoner internationaler Kongreß 1908. — Kolonial- und Rassenfrage). 3) gegebenenfalls Anträge der Abteilung Berlin an den Gesellschaftstag. — Nur für Mitglieder.

Sonnabend, den 26. Oktober, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Freitag, den 8. November, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Mittwoch, den 27. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortrag: Prof. Dr. Bruno Meyer: „Friedrich Albert Lange und der Materialismus“. Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, III, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132-7, erhältlich.

Sonnabend, den 7. Dezember
Sonntag, den 8. Dezember
Montag, den 9. Dezember
} Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K. in Berlin.

Näheres Programm folgt (s. a. unter Eth. Bewegung.)

Freitag, den 13. Dezember, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Montag, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Jahresschlußfeier und Vortrag des Herrn Geheimrat Prof. W. Foerster.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zu beziehen vom Verlage für Ethische Kultur Berlin SW. 48.

Laienpredigten von neuem Menschentum.

Sonntags-Vorträge
gehalten in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Preis das Heft 30 Pfg.

Bisher erschienen:

1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.
2. Das Recht auf Muße.
3. Das Evangelium des Kindes.
4. Vom Hoffen und Harren.
5. Die ethische Menschengemeinde.

Weitere Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Der heutigen Nr. liegt eine Beilage betr. Monatsschrift **„Der Türmer“** vom Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, bei, worauf wir hierdurch unsere Leser besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 16. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Postanstalt, sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Oktober 1907.	Nr. 20.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Sozialdemokratie und Frauenstimmrecht.

Von Rosika Schwimmer (Budapest).

Die Frage des Frauenstimmrechtes hat in den letzten zwei Jahren Freunde und Feinde verblüffende Fortschritte gemacht. Sie ist in dieser Zeit aus dem Stadium einer als utopistisch angesehenen Ueberforderung „verrückter Frauenrechtlerinnen" in die sehr reale Sphäre der allgemeinen Tagespolitik aufgerückt und so weit fortgeschritten, daß die Sozialdemokratie ihr nunmehr auch praktische Bedeutung beizumessen beginnt. Erst beginnt, denn die Füße scheinen ihr auf dem Schwungbrett der theoretischen Anerkennung von der Notwendigkeit des Frauenstimmrechts so fest eingeschlossen zu sein, daß sie sich sehr schwer zu dem Sprunge in die praktische Förderung entschließt.

Nun wippt sie aber immer lebhafter auf ihrem Sprungbrette, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so machte der Stuttgarter internationale Sozialistenkongreß das längst fällige Saltomortale.

Ein unvergängliches Verdienst hat sich die Sozialdemokratie um die politische Gleichberechtigung der Frauen erworben. Allen übrigen politischen Parteien voran, hat sie sie ins Programm aufgenommen. Alle übrigen Parteien, die diese Forderung anerkannt haben, folgten ihr darin nur. Aber dem großartigen ersten Schritt — der auf dem zweiten internationalen Sozialistenkongreß zu Brüssel gefaßten Resolution für die volle politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes — folgte eine schwere Reaktion.

Die parlamentarisch tätigen Sozialdemokraten versäumten es nämlich, die Konsequenzen der Resolution zu ziehen, und blieben bei der theoretischen Anerkennung entweder ganz stehen oder sie taten Schlimmeres.

Anläßlich der Wahlkampagne 1902 zog die belgische Sozialistenpartei scheinbar prinzipientreu das Frauenstimmrecht auch in den Kreis seiner Parlamentsreform-Forderung, ließ diese Forderung aber ohne Ueberlegung im Stich, als die klerikale Partei erklärte, sie vollkommen zu akzeptieren. Die Sozialdemokratie deckte den Rückzug mit der Ausrede, die klerikale Geneigtheit zeige, welchen Nutzen die verhaßte Partei vom Frauenstimmrecht erwarte. Seither war es bei allen radikalen Parteien, die logischerweise für das Frauenstimmrecht eintreten sollten, Trumpf: die klerikale Gefahr gegen das Drängen der Frauenrechtlerinnen auszuspielen.

Ich hatte bereits vor Jahren Gelegenheit, die Unhaltbarkeit dieses Argumentes darzulegen, und die Tatsache, daß die Macht des Klerikalismus unter dem ausschließlichen Regime der Männer entstanden und gewachsen ist, als Beweis heranzuziehen, dem ich als weiteren Beweis die offenkundige Abneigung der klerikalen Regierungen (s. Z. in Holland) und Parlamentarier (bis auf Belgien in allen Ländern) hinzufügen konnte. Wenn der Klerikalismus nur den geringsten Fortschritt vom Frauenstimmrecht zu erwarten hätte, so säßen wahrscheinlich schon in allen Ländern Europas Frauen in den Parlamenten. Der Klerus ist sich aber ganz genau bewußt, daß seine Macht, in der schwülen Finsternis des Beichtstuhles unbegrenzt, im grellen Lichte der Oeffentlichkeit zerrinnen würde. Er wird sich gewiß hüten, diese Krisis heraufzubeschwören, denn durch die Zugänglichkeit der Frau anderen Einflüssen gegenüber verliert er nicht nur die zu radikalen Ueberzeugungen geneigten Frauen, sondern deren jetzt durch den unkontrollierbaren Priester-Einfluß mitgegangelten männlichen Angehörigen.

Einst hatte die aus dem gesellschaftlichen und industriellen Leben vollkommen ausgeschlossene Frau eine einzige Gemeinschaft, in der sie auch zählte, wo sie sich auch als ein dem Manne gleichwertiges Geschöpf fühlen durfte. Die Kirche in ihrer äußerlichen Demokratie war die einzige Institution, die der Frau auch das Gefühl ihrer selbst vermittelte. Ist es ein Wunder, daß die Frau aus der Abgeschlossenheit der vier Wände in die einzige Gemeinschaft flüchtete, die sie aufnahm, in die Kirche? Ueberall Abwehr, hier Anziehung: so wurde die Frau klerikal, und sie bleibt klerikal, so lange man ihr die Gemeinschaftlichkeit anderer Kreise, anderer Interessen verwehrt. Und da sie innerhalb ihrer vier Wände Mittel hat, sich der kirchlichen Lehren zu bedienen, hängen die klerikalen Männer, oft vielleicht nur unbewußt, an dem Faden, der im Beichtstuhl gesponnen wird.

Diese Minierarbeit verträgt aber nicht das Licht der Oeffentlichkeit, in das sie in dem Moment geraten müßte, da alle anderen Parteien auch politisches Interesse an der Frau haben. Wie weit die aus der Erkenntnis dieser Tat-

sache entspringende Abneigung des Klerikalismus gegen die politische Gleichberechtigung der Frauen geht, erhellt auch aus der Tatsache, daß Pius X., darüber befragt, erklärte, alle Forderungen der Frauenbewegung berechtigt zu finden, die Forderung nach politischem Rechte aber strengstens abweisen zu müssen. Das ist deutlich und für alle Klerikalen maßgebend.

Vandervelde, der über alle Zweifel gesinnungstreue belgische Sozialist, bewies s. Z. in einer Zeitschrift, daß das scheinbare Eingehen der klerikalen Partei auf das Stimmrecht in Belgien blos ein Manöver zum Sprengen der sozialistisch-liberalen Koalition war, dem diese Parteien auch bereitwilligst — aufgesessen sind. In Beantwortung einer Rundfrage über das Frauenstimmrecht schreibt Vandervelde jetzt in der Revue Socialiste:

„Die klerikale Erklärung genügte, um die Opposition zu teilen: Die Liberalen, von denen viele einen Vorwand suchten, um sich in der Wahlrechtsfrage von den Sozialisten loszulösen, machten diesen bittere Vorwürfe darüber, daß sie die Frage des Frauenwahlrechts auf Tapet gebracht hätten. Der Wahrheit gemäß müssen wir hinzufügen, daß auch inmitten der Sozialisten sich lebhafter Widerstand gegen die Forderung erhoben hatte, sobald es den Anschein gewann, daß sie aus der Theorie in die Praxis übersetzt werden sollte. Man fürchtete in Belgien, wie jetzt in Frankreich, daß die baldige Einführung des Frauenwahlrechts — in einem Lande, wo der Beichtstuhl eine große Rolle spielt — auf unendlich lange Zeit hinaus die Oberherrschaft der Parteien der Rechten sichern würde. Wie ich aber bereits früher in Belgien erklärt habe, bleibe ich überzeugt, daß sogar im Hinblick auf die Wahlresultate das Frauenwahlrecht nicht oder wenigstens nicht lange die Folgen zeitigen würde, welche die Klerikalen erhoffen und die Antiklerikalen fürchten.

Gewiß: es wäre kindisch, zu verkennen, daß in der ersten Zeit nach Einführung des Frauenwahlrechts die Demokratie die Strafe dafür tragen muß, daß sie fast nichts für die politische und soziale Erziehung der Frauen geleistet und diese oft vollständig dem Einfluß der Kirche überlassen hat.

Jedoch selbst in der Uebergangsperiode würde der Wahlnutzen der Rechtsparteien nicht so groß sein, wie man gewöhnlich erwartet. Zunächst weil schon jetzt viele Männer so stimmen, wie es ihre Frauen wollen oder richtiger, wie es ihr Pfarrer will, der sich der Frauen als Vermittlerinnen seines Einflusses bedient.

In derselben Erklärung betont Vandervelde, was die parteiunabhängige Frauenbewegung von jeher behauptet:

„Von dem Augenblicke an, wo die Frauen wahlberechtigt sein werden, gewinnen alle Parteien ein Wahlinteresse — von höheren Erwägungen abgesehen — an der politischen Schulung des weiblichen Geschlechts. Es wäre vorbei mit der schmachvollen Gleichgültigkeit, welche viele Demokraten und Sozialisten gegenüber dem Elend, der Unwissenheit, der geistigen Verwahrlosung der Hälfte der Menschheit an den Tag legen. Dank ihrer politischen Befreiung würde die Frau aus dem Schatten der Kirche in das volle Tageslicht des öffentlichen Lebens treten. Und — das ist meine unerschütterliche Ueberzeugung — indem die Kirche ihre letzte Reserve aufmarschieren ließe, würde sie für eine nahe Zukunft ihre endgültige Niederlage vorbereiten. Darum meine ich, daß die Konservativen sich die Sache zweimal überlegen werden, ehe sie für eine Reform stimmen, die ihren Prinzipien widerstreitet. Die Sozialisten aber ihrerseits müssen es sich viermal überlegen, ehe sie eine Reform ablehnen, die ihr Programm fordert.“

Außer in Belgien wurde das Frauenstimmrecht im Parlament nirgends zuerst von der Sozialdemokratie gefordert. In den besten Fällen schloß diese sich anderen Parteien an, und in den meisten Ländern war ihr die Frage des Frauenstimmrechtes Luft. Als hätte sie nie grundsätzliche Erklärungen formuliert. Schließlich fehlte es nicht an Ländern, in denen die Sozialdemokratie für Parlamentsreformen scharf kämpfte und kämpft, ohne dem Frauenstimmrecht Aufmerksamkeit zu schenken, ja sogar mit bewußter, energischer Abwehr der von anderen Seiten, speziell der Frauenbewegung herandrängenden Forderung nach dem Frauenstimmrecht.

So war es kürzlich in Oesterreich und so ist es jetzt in Ungarn. Die ungarische Sozialdemokratie hat in ihrem Zentralorgan wiederholt offen herausgesagt, sie halte die Einführung des Frauenstimmrechtes in Ungarn für total unzeitgemäß. Das in einer Zeit, wo es gilt, „allgemeines Wahlrecht“ einzuführen! Die liberale Partei in England hat gewiß viel gegen die politische Anständigkeit verbrochen, als sie sich Jahrzehntelang wie ein hungriger Kandidat an der Kost der in England kolossal starken politischen Frauenbewegung stärkte und, als sie zur Macht kam, ihren Versprechungen untreu wurde, wie der zur Anstellung gelangte Kandidat. Von dieser Partei sagte aber Sir Charles Mc Laren, einer der Parteiführer, sie würde es nicht wagen, das Frauenstimmrecht abzulehnen, wenn das Parlament sich mit irgend einer allgemeinen Wahlrechtsausdehnung zu befassen hätte. Nur außerhalb dieses Zusammenhanges wäre es möglich, die politische Gleichberechtigung der englischen Frauen noch immer aufzuhalten.

Aber nicht die Stimme Vanderveldes, noch anderer einsichtiger Sozialistenführer bringt den sich augenscheinlich vorbereitenden Umschwung innerhalb der Sozialdemokratie an die Oberfläche. Wichtigere Tatsachen drängen die Sozialdemokratie aus der ihrer Natur eigentlich zuwiderlaufenden Unbeweglichkeit.

Vor allem die sensationellen Ereignisse in Finland, wo ausnahmslos alle Parteien für das auch auf die Frauen ausgedehnte allgemeine Stimmrecht mit vollem Erfolg gekämpft hatten. Neunzehn Frauen, auf alle Parteien verteilt, gelangten bei der ersten Gelegenheit in den finnischen Landtag. Dann das am 14. Juli vom norwegischen Storthing angenommene Frauenstimmrechtsgesetz, das bei der nächsten Wahl in Norwegen zweifellos auch Frauen ins Parlament bringen wird.

Unter dem Einfluß dieser Ereignisse ist die Verwirklichung des Frauenstimmrechtes in Schweden, wo es vor kurzem abgelehnt wurde — sehr nachdrücklich auch von der sozialdemokratischen Partei — mehr als wahrscheinlich geworden.

In Holland hat eine zur Vorbereitung der für 1909 geplanten Verfassungsrevision gewählte parlamentarische Kommission, in der alle politischen Parteien vertreten sind, sich mit Stimmenmehrheit für die vollständige politische Gleichberechtigung der Frauen ausgesprochen; 1909 wird also der holländischen Frau Freiheit bringen. In diesem Land erklärte Troelstra, der Führer der sozialdemokratischen Partei, der letzte „balikluiver“ (Brückenlungerer) müsse Stimmrecht bekommen, aber keine einzige Frau.

Die unglaubliche Prinzipienvernachlässigung der sozialistischen Partei könnte ihr aber zukünftig ungeheueren Schaden verursachen. Einerseits direkten Verlust von Anhängern, die enttäuscht sind durch die Leichtigkeit, mit der allerorten aus „taktischen Opportunitätsrücksichten“ das Interesse der Frauen in die Ecke gestellt wird, wie ein Stock, den man manchmal benützt, um sich darauf zu stützen, ein andermal als Waffe der Abwehr gebraucht und ihn dann nach Belieben wieder in die Ecke wirft. Viele begeisterte Gläubige haben sich trostlos von dieser Partei abgewendet, weil sie ihre Haltung den Frauen gegenüber allzu theoretisch fanden.

Andererseits hätte diese Partei den Einfluß der Kirche zum größten Teil an sich reißen können, wenn sie ihrer seinerzeitigen prinzipiellen Erklärung entsprechende tatsächliche Schritte getan hätte. Damals hätten sich noch alle bürgerlichen Parteien gegen die Forderung gesträubt und der sozialdemokratischen Partei wären alle in die Arme gelaufen, die für die vollen Menschenrechte der Frau eintreten. Und das sind Millionen, die ihr so fern geblieben sind.

Nun scheint aber die Sozialdemokratie doch darauf zu kommen, daß sie es so nicht weiter treiben kann, und interessante Momente deuten auf ein Erwachen aus der gefährlichen Untätigkeit hin.

Es war z. B. lange Zeit hindurch Taktik der englischen Sozialisten, den Anträgen für das Frauenstimmrecht zu

opponieren, weil „Sozialisten das beschränkte Frauenstimmrecht ablehnen müssen". Nun erklärte aber Keir Hardie seinerseits, jeder Frauenstimmrechtsbill zuzustimmen, weil er wohl das unbeschränkte Stimmrecht wünscht, aber, wenn es nicht sofort zu erreichen ist, auch das beschränkte Wahlrecht als Beginn der weiteren Befreiung der Frau annehmen muß.

Auf dem vorjährigen deutschen Sozialistentag sprach Bebel das Donnerwort von der Schändlichkeit, das Frauenstimmrechtsprinzip Opportunitätsrücksichten zu opfern. Die sozialdemokratische Fraktion des österreichischen Reichstages hat im Parlament einen Antrag zu Gunsten des Frauenstimmrechts angemeldet.

Bedeutungsvoller als diese vereinzelten Vorgänge ist aber die Stellungnahme des Stuttgarter internationalen sozialdemokratischen Kongresses, der den Parteien endlich nicht nur theoretische Anerkennung, sondern Aktion zur Pflicht machte.

Das Blatt der deutschen sozialdemokratischen Frauenbewegung „Die Gleichheit" ermahnte vor kurzem die Sozialdemokratie, doch endlich zu bemerken, daß

„die bürgerlichen Parteien aller Länder Entwickelungstendenzen zeitigen, welche auf einen Frontwechsel in der Frage des Frauenstimmrechts hindrängen und ganz besonders eine starke und wachsende Neigung zur Einführung eines beschränkten Frauenwahlrechts erzeugen. Da gilt es für den internationalen Sozialismus, sich nirgends durch Möglichkeiten überraschen und überrumpeln zu lassen, die über Nacht zu Wirklichkeiten reifen können, ihnen vielmehr weitschauend zuvorzukommen und dem proletarischen Befreiungskampfe nutzbar zu machen."

Etwas spät, aber doch bemerkt man nun, daß andere Parteien, die in dieser Beziehung gar keine programmatischen Verpflichtungen haben, in der Praxis weiter gehen, als die theoretisch an der Spitze marschierenden Sozialdemokraten. Denn in der Evolution der Frauenemanzipation bedeutet es unendlich mehr, wenn Norwegen zwei Drittel statt aller Frauen politisch befreit, als wenn es platonisch allen das Recht zuspricht, in der Praxis aber keine einzige heranläßt.

Und auch den sozialistischen Frauen dämmert es, daß in dem ständigen Unterordnen der speziellen Fraueninteressen unter die der „Allgemeinheit des Proletariats" eine tüchtige Portion Männerklasseninteresse steckt. Und eine ebenso entschiedene Klassifizierung von Proletariern Nr. 1 und Nr. 2 wie die bürgerliche Einteilung der erstklassigen und zweitklassigen Bürger: Mann und Frau. Von einer Partei, deren höchste Aufgabe es ist, das Selbstbewußtsein des Proletariats zu wecken, ist es ein schwerer Fehler, das Selbstbewußtsein der Proletarierinnen so unentwickelt zu lassen, als es nötig ist, wenn diese immer wieder fromm ja und amen sagen sollen zu den Ausschalten der Frauenforderungen, „die das Interesse der Männer gefährden".

„Erst die vollen Rechte des Proletariers, dann die der Frauen." Das ist ja auch ein Standpunkt, dem Geiste einer wirklichen Demokratie aber ebenso fernstehend, wie die Privilegierung einzelner Klassen.

In manchen Ländern, wie in England, Holland 2c. arbeiten die sozialistischen Frauen auch schon längst für das Frauenstimmrecht; in Oesterreich und in Ungarn enthielten sich die Frauen dieses direkten Kampfes für ihr ureigenstes Recht. Demgegenüber zeigen die sozialdemokratischerseits als „bürgerlich" verspotteten Frauen aller Länder ein viel intensiveres Verständnis für die Notwendigkeit des direkten praktischen Einflusses. Wenn die „bürgerlichen" Frauen glaubten, was sich sozialdemokratische Frauen so lange weismachen ließen, daß die Männer durch das Betonen des Klasseninteresses auch die Interessen der ihrer Klasse angehörigen Frauen genügend vertreten, gäbe es heute nicht Millionen umspannende politische Frauenorganisationen, wie die International Woman's Suffrage Alliance und den International Council of Women.

In der Praxis humpelt das Proletariat der Frauenstimmrechtsbewegung nach. Die Durchführung des Stuttgarter Beschlusses könnte der Sozialdemokratie doch noch zu einem schönen Posten in diesem Gefechte verhelfen. Der Kongreß hat zum Angriff geblasen. Werden die sozialdemokratischen Parteien aller Länder nun auch losmarschieren — ganz sicher ist es nicht — so kann die in ganz Europa schon im Eilschritt einherschreitende Frauenstimmrechtsbewegung in ein Tempo verfallen, das überall den entscheidenden Kampf aufs höchste beschleunigen dürfte.

Spezialgeist und Universalgeist.

Von Ph. Stauff.

Der Born des menschlichen Wissens, der in alter Zeit leise träumend dahinrieselte über fruchtbare Gauen, die dem zahlenschwachen Menschengeschlechte ohne schwere Arbeit die nötige Nahrung boten, ist aus dem Zeitalter der Idylle herausgeströmt und in ein neues Zeitalter ernsten Tuns und strenger Realistik hinein. Die Menschen haben sich vermehrt, und der Erde muß die Nahrung für alle abgerungen werden in schwerer Arbeit. Diese Arbeit hat zwar einen neuen Lebenswert in die Welt gebracht; aber wir brauchen selbst in unseren Tagen noch nicht bis zu den Negerstämmen Afrikas zu gehen, um Leute zu finden, die diesen Lebenswert für sich noch nicht gehoben haben und denen ein wichtiges Organ für die Erkenntnis der neuen Wahrheit abgeht.

Nicht nur in der groben Arbeit, die von der Hand vollzogen wird, ist die Umwälzung eingetreten; auch auf dem Gebiet verfeinerter geistiger Tätigkeit hat sich müßig liebhabelnde Beschäftigung in ernste Berufstätigkeit gewandelt, die mit allen Mitteln hinter dem Zwecke hereilt, neue Lebenswerte für die arbeitgeplagte Menschheit zu schaffen oder ihr durch maschinelle Erleichterung dieser Arbeit zu dienen. Die Gelehrsamkeit der verschiedensten Richtung ist zum Berufe geworden, der seinen Mann nähren muß, ebenso wie die Bestellung des Ackers den Bauersmann nährt.

Ehedem, bei alten Völkern und noch weit hinein in das Mittelalter war der Priesterstand der einzige, der sich überhaupt in geistiger Weise betätigte. Der Priester war nicht nur Theolog, der den Willen irgend einer Gottheit zu künden hatte; er war auch Lehrer des Volks, Arzt und Regierer zugleich. Das Wissen war ein mageres Brünnlein; *ein begabter Mann war fähig, die damalige gesamte theoretische Weltkultur in sich aufzunehmen* und in jedem Zweige, den sie trieb, ein anerkannter Meister zu sein. Darum leuchten aus jener Zeit Männer von so umfassendem Geiste hervor, wie wir sie beim Studium der griechischen und römischen Geschichte verehren, und darauf wohl ist auch mit das legendäre Moment in den Bibelberichten über die Person Jesu von Nazareth zurückzuführen, das sich nicht auf die göttliche Weisheit des großen Menschheitsführers beschränken will, sondern ihn auch zum Wundertäter, zum Heiler von Krankheiten und zum mythischen Könige macht. Die Helden des Altertums, die Sänger der verflossenen Jahrtausende, die Religionsstifter des Orients, sie alle erscheinen uns als übermächtige Gestalten, die infolge ihrer Vielseitigkeit und ihrer Größe auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit weit vorangeleuchtet haben auf der Bahn, auf der die Völker emporzuklimmen versuchten der Endbestimmung der Menschheit entgegen, und auf der sie noch heutiges Tages klimmen.

Die Bedürfnisse der wachsenden Menschheit wurden vielgestaltiger. Was noch im deutschen Mittelalter der Mönch vereinigte an geistigen Potenzen, das verteilte sich, als die *Einheit der Geisteskultur gesprengt* war. Den ersten großen Riß in diese Einheit brachte Kolumbus, der kühne Amerikafahrer; Luther erweiterte ihn; durch Galilei,

Kopernikus und Newton barsten die Teile vollends auseinander. Das einige Mandal der Priesterschaft zur Vermittlung der Bildung war gesprengt, als sie ihre Vorstellung von dem Erdganzen als falsch anerkennen mußte, als selbst die Absolutheit ihres Gotteswissens mit Erfolg in Zweifel gestellt wurde und als ihr Lehrgebäude vom Weltall sich als unhaltbar erwies.

Diese Absplitterung ging freilich nicht rasch vonstatten; sie verteilte sich auf Jahrhunderte. Aber diese Jahrhunderte brachten mit Americo Vespucci und Pizarro den Forschungstrieb und den Ueberseehandel, mit Luther und den übrigen Reformatoren eigene Theologie-Systeme, mit Comenius und Pestalozzi ein selbständiges Unterrichts- und Erziehungswesen, mit Kopernikus und Kepler ein eigenes astronomisches Forschen, mit Galilei und Newton, sowie noch später mit Darwin ein neues außerkirchliches Vorgehen zur Erforschung chemischer, physikalischer und zoologischer Vorgänge, mit Oxenstjerna und verschiedenen Diplomaten der protestantisch gewordenen mitteldeutschen Staaten eine freie Staatskunst und ein von kirchlichen Vorstellungen unabhängiges Staatsrecht, mit Stephenson eine eigene Technik u. s. f. in unübersehbare Weiten.

Es war, als wenn eine Schnur zerschnitten wird, an der verschiedene Kinderspielsachen baumeln; da liegt dann jedes Ding für sich am Boden und vermittelt dem Kind eine Vorstellungswelt für sich. Und dann begann die Fortentwicklung all der einzelnen, ungebundenen Wissenschaften und Künste bis zu der Höhe, die wir jetzt erreicht haben und die gegen den Anfang rundheraus als schwindelnd bezeichnet werden darf. Die Brunnen wurden systematisch tiefer gegraben; aus jedem neuen Resultat wurde eine neue Folgerung gezogen; jede neue Errungenschaft barg den Keim zu wieder neuen Errungenschaften.

Wir müssen seit langem darauf verzichten, alle Gebiete des Wissens in unserem einen Geiste zusammenzuschließen. Es erfordert nahezu ein Lebensstudium, sich mit dem einen oder anderen Zweige der heutigen Geisteskultur so vertraut zu machen, daß man ihn fördern kann, daß man weiterzubauen und dadurch fruchtbare Arbeit zu leisten imstande ist, oder auch nur, daß man ihn aus der Theorie des Wissens in die Praxis des Tuns zum Segen der Welt und zur Ernährung des eigenen Ich umsetzen kann. Selbst auf den Gebieten rein körperlicher Tätigkeit hat eine Arbeitsteilung platzgegriffen, der wir kaum ins Einzelne zu folgen vermögen. Was früher der Maurer getan hat, darein teilen sich heutzutage Steinmetz, Handlanger, Dachdecker und Putzer, und wo früher eine Frau hechelte, riffelte, spann, webte, wusch und bleichte, da stehen jetzt hunderte von Männern oder Frauen an hunderten von Maschinen, und jede Persönlichkeit erfüllt nur eine einzige engbegrenzte und in diesem Umfange mechanisch werdende, rasch sich vollziehende Arbeit.

Das *Zeitalter der Spezialisierung* — so könnten wir das halbe Jahrtausend nennen, das seit der Entdeckung Amerikas verflossen ist, durch welche die Einheit der menschlichen Geisteskultur den ersten großen Stoß bekam.

Man halte mich nicht für einen Feind der modernen Spezialkultur, wenn ich die jetzige *wissenschaftliche und künstlerische Krautäckereinteilung* nicht in das *Extrem* hinein, in das sie sich bereits entwickelt hat, begrüßenswert finden kann. Sie hat neben dem Guten, das sie über die Welt gebracht, doch auch manches der Menschheitskultur Nachteiliges heraufbeschworen. Mehr und mehr schlossen sich die Männer von den gleichen Krautäckern zusammen und bildeten eine Spezies. Das Bewußtsein von der Hochentwicklung aller einzelnen Sparten geistiger Betätigung hat dahin geführt, daß die Herren eines Faches glauben, nur noch mit ihren Berufskollegen über Fragen dieses Faches sprechen zu können. Vielleicht ist es sogar tatsächlich so, daß sie es nicht ohne Grund glauben. Denn die Bewirtschafter geistiger Ackerfelder vermeinten rasch, Ursache zu haben, ihre Forschungsergebnisse wieder nur künftigen Männern vom Fache auf großen Umwegen zu übermitteln; das Volk in seiner Gesamtheit durfte höchstens noch in die Vorgärten der neugeschaffenen Paradiese hineinblicken, nicht aber mehr sie bevölkern. Das Volk darf nur noch den Vorhof betreten zum wissenschaftlichen und künstlerischen Allerheiligsten; dieses Allerheiligste selbst aber ist den Hohenpriestern der Wissenschaft und Kunst aufbewahrt. Es ist ein neumodischer Kastengeist, der im Reiche der geistigen Betätigung seinen Einzug gehalten hat, oder es ist vielmehr der alte indische, egyptische, chinesische Kastengeist, der sich ein Mäntelchen von der neuen Zeit entlehnt hat.

Jede einzelne Wissenschaft und jedes Gebiet geistiger Betätigung, das als Wissenschaft „offiziell anerkannt“ sein möchte, ist gespickt mit *Fremdausdrücken*, die angeblich als „Termini technici“ berufen sein sollen, Feststehendes in kürzester Form als fertiges Denkmaterial zu bieten. In Wirklichkeit sind reichlich neun Zehntel dieser Ausdrücke vollständig überflüssig und durch schlichte Worte der Volkssprache, die man auf einen bestimmten Sinn begrenzt, ersetzbar. Sie bilden in der Hauptsache eine Mauer, die Mauer, welche den Vorhof der Wissenschaft vom Allerheiligsten trennt. Und will man vielleicht den Einwurf gelten lassen — wenigstens zum Teil gelten lassen — daß das eben altüberkommene Sachen seien, so trifft das doch nicht für die jüngsten Wissenschaften zu, wie Pädagogik und andere Disziplinen, die sich aber erfahrungsgemäß mühen, es den alten in diesem Punkte womöglich noch zuvor zu tun. Und dann: welchem Zwecke dient die eigene Schrift der Mediziner, wenn nicht dem, keinen „unberufenen“ Blick hinter den Vorhang zu verstatten? Als ob der Patient kein Interesse daran hätte, woraus seine Medizin besteht, oder als ob ihm das mit allen Mitteln geheimgehalten werden müßte. Ist das für die aufgestellte Behauptung nicht Beweis genug? Wozu lateinische Ausdrücke für unser heimisches Pferd und für die getreue schmackhafte Hauspflaume? Die *Gelehrsamkeit schließt sich ab*, das ist der Grund.

Man könnte, wollte man boshaft sein, nachzuweisen versuchen, daß diese Abschließung vollständig unberechtigt ist. Schwer würde nämlich dieser Nachweis nicht. Wir brauchen nur zu bedenken, daß der Handelsgärtner und der Zimmermeister ihre Arbeit auch für den Professor der Literaturgeschichte verrichten, daß die Herren Gelehrten aller Branchen schließlich doch ihren Mund versorgen mit dem, was der körperlich arbeitende Landwirt schafft. Warum soll da das Verhältnis vom Gelehrten zum Bauern ein anderes sein? Ist die Arbeit des geistig Tätigen etwas wert, wenn sie nicht dem Volke nutzbar wird? Freilich; indirekt kommt ja dem Volke mancher Abfall aus der Geistesküche unserer Wissenschaft wieder zu Gesicht: in Form von praktischen Anwendungen der auf dem Gedankenwege gefundenen Naturkräfte, in der Maschine, im Telephon, in meteorologischen Wetterberichten, im lenkbaren Luftschiff zum Beispiel. Aber außerdem: sind denn die wichtigsten Fortschritte der Wissenschaft und der Technik von siebenmal gesiebten Berufsgelehrten erreicht worden? Waren es nicht in den meisten Fällen die Mußestunden einsamer Denker und Probierer, der Nichteinrangierten, denen diese Fortschritte zu danken sind? Warum also spielen die berufswissenschaftlichen Kreise jetzt für die geistigen Errungenschaften alle den *Großsiegelbewahrer*? Man kann behaupten, daß ihnen die *Legitimation dazu fehlt!*

Und dann ein weiteres: die *Folgen dieses Tuns*. *Die Wissenschaft und die Kunst sind ihre Wege gegangen, ohne das Volk zu ihren Höhen mitzunehmen.* Allein. Wissenschaft und Kunst wurden Selbstzweck, und daß für uns Menschen doch nur dasjenige

irgend einen Wert haben kann, was auf den Menschen in irgend einer Weise einwirkt, wurde vergessen. So erklärt es sich unschwer, daß die wissenschaftliche und künstlerische Betätigung wenigstens in den unteren, dieser Betätigung am fernsten gehaltenen Schichten unseres Volkes *kein Verständnis, keine Achtung, keine Stütze finden.* Man höre hinein in das Volk! Es respektiert freilich den Professor, aber um seines Titels oder um seiner staatlichen hohen Stellung willen; was er arbeitet, dünkt dem gewöhnlichen Mann im Volke eine Spielerei, ein geistvolles Nichtstun. Der Kapellmeister imponiert dem Volk, wenn er ein hohes Gehalt bezieht; von seiner Kunst hält es nicht viel, weil es diese Kunst nicht versteht. Und schuld an diesen Zuständen sind eben die Berufskreise der Wissenschaft und Kunst selbst in erster Linie durch die chinesische Mauer, die sie um ihre Tätigkeit gebaut haben und durch die kein Luftzug hindurchgelassen wird, damit der Spezialgeist in seiner extremsten Gestalt dort wie in höheren Regionen menschlichen Daseins herrsche.

Nicht das ganze Volk hat die Fühlung mit dem Fortschreiten von Wissenschaft und Kunst verloren, sondern nur die untersten Schichten. Es besteht aber eine *starke Mittelschicht*, die durch Zeitungen und Zeitschriften oder durch Verwandte, die unter großen Geld- und Zeitopfern sich das Zutrittsrecht zum wissenschaftlichen und künstlerischen Allerheiligsten erworben haben, etwas erfahren von dem, was die hohen Götter im Stillen droben brauen. Sie haben eine *dunkle Ahnung*, aber nicht mehr. Und dafür rächen sie sich. Sie haben ein vorzügliches Hilfsmittel dazu: den *Dilettantismus*. Sie dichten, schauspielern, komponieren, singen, martern alle möglichen Musik-Instrumente, halten Reden, aus denen unglaubliche geographische, zoologische, geognostische, juristische oder pädagogische Vorstellungen hervorleuchten, und umgeben sich mit diesen Surrogaten für Wissenschaft und Kunst so stark, wie die Berufsgelehrsamkeit sich in ihr spezielles Dasein eingemummelt hat. Daher die Liebe zu Gassenhauern im Volke, darum die Neigung zum dramatischen Rühr- und Spektakelstück, daher die Freude am Kitschgemälde, und in wissenschaftlichen Dingen: darum die Neigung zum Spiritismus, zum Okkultismus bis herunter zum gewöhnlichen Aberglauben in schlimmster Form. Weil Wissenschaft und Kunst sich vor dem Verständnis des Volkes abgeschlossen haben, anstatt es allmählich mit zur Höhe emporzunehmen.

Denken wir an das *entzückende Bild*, mit dem das alte *Griechenland* uns vor Augen tritt! Die Einheit des ganzen Athener Völkchens im Verstehen und Genießen seiner Kultur. Wie erhaben steht es vor uns da! Aber die Weisheit eines Sokrates und Platon, eines Aristoteles und Herodot, die Gesänge Homers, die dramatischen Kunstwerke eines Sophokles und Euripides, eines Aischylos und eines Aristophanes waren für das Volk geschaffen und hoben die Kultur des ganzen Volkes. Einst war es auch so bei uns. Bis in die Zeiten Schillers und Goethes, Mozarts und Beethovens hinein spüren wir etwas davon auf dem Gebiete der Kunst. Aber seitdem ist der nationale Strang zwischen Volk einerseits, Wissenschaft und Kunst andererseits zerschnitten, und er wird schwer wieder zu binden sein. Zerrissenheit macht sich im Volke geltend. Nicht darin, daß verschiedene Bildungsschichten vorhanden sind: sie waren immer und werden immer sein; aber darin, daß diese Schichten die Fühlung miteinander verloren haben und sie nicht wieder finden können. Wie schaut jetzt der halbgebildete Mann, der Mann aus der Dilettantenregion, auf die unterste Schicht herab, der jedes Interesse an Kunst und Wissenschaft abhanden gekommen ist! Und wie sieht der Herr Professor seinerseits den Halbgebildeten so verächtlich an, der von allem etwas zu wissen glaubt, dabei aber von allem nur eine Ahnung hat und da noch oft eine falsche!

Diese *verlorengegangene Einheit* des Volkes wiederherzustellen wäre ein Unterfangen, des Schweißes der Edlen wert. „Auf die Schiffe, ihr Philosophen, auf die Schiffe!“ ruft Nietzsche unseren Gelehrten zu. Hinaus aus eurer dumpfen Stube, wo ihr zwischen Spinnenfäden euren Geist zu einsamer Höhe hebt! Das Volk ruft euch und will seinen Anteil an eurer Arbeit haben! Zu Unrecht habt ihr ihm diesen Anteil vorenthalten! Bringt richtige wissenschaftliche Vorstellungen von Grund aus in das Volk hinein; ihr könnt keine wichtigere Arbeit zu leisten haben als diese! Regt dazu an, daß Vereine euch unterstützen! Nicht allein in den großen Städten, wo euch schwarzbefrackte Zuhörer mit vollen Geldbeuteln als Zuhörer schmeicheln; auch auf dem Dorfe ist es nötig, Licht zu verbreiten! Den Universalgeist tragt hinein in das Volk und — *schafft ihn euch selber wieder!*

Kein Zweifel: nicht nur dem Volke ist der Universalgeist etwas Unbekanntes geworden. Auch der einzelnen Persönlichkeit geht er ab. Zweckstudium heißt es heute für den jungen Mann, und hat er eine Prüfung bestanden, so kann er in den betreffenden Rübengärten des Geistes hantieren und seinen Hunger stillen. Er ist fertig. Er braucht kein Interesse mehr an anderen Gebieten menschlichen Schaffens zu haben und hat es auch vielfach nicht mehr. Denn durch ihre Einkasteiung in das enge Berufsgehäuse ist weder die Kunst noch die Wissenschaft in unseren Tagen die hohe himmlische Göttin geblieben. Einzelnen auserwählten Naturen: ja. Im ganzen: die tüchtige Kuh, die da mit Butter versorgt. Was brauchts noch anderes? Unser herrlicher Goethe, der dies böse Wort gemünzt, er war Poet von Gottes Gnaden, ein tüchtiger Staatsmann von seines Herzogs Gnaden und ein fruchtbarer Naturforscher aus eigener Kraft heraus. Nicht viele solcher Männer zählt die neuere Geschichte. Nicht viele, denen es gelungen wäre, ihr eigenes Selbst zu einer möglichsten Vollkommenheit zuzurunden. Vielleicht nicht einmal allzuviele, die danach ernstlich gestrebt hätten. Der Universalgeist ist untergegangen im Spezialgeist. Und was uns der letztere auch Gutes gebracht hat: doch wird es ein ewiger Nachteil bleiben, daß er uns den Universalgeist totgeschlagen hat. Daß er uns arm gemacht hat nicht nur an Fühlfäden, die sich innerhalb eines Volkes über hoch und niedrig von Mann zu Mann schlingen, sondern daß er uns auch *arm gemacht hat an ganzen Persönlichkeiten*, an solchen, die auf der Höhe der Kultur die Vielheit der Kultur umfassen, an Männern, in denen die Ergebnisse aller Wissenschaften und aller Künste wieder in einem einzigen Gipfelpunkte zusammenlaufen, in einer *klaren, festen, lauteren Welt- und Lebensanschauung*, die die Krone alles menschlichen Daseins bildet. Nur solche Männer können ein Volk lehren und einem Volke Vorbild sein; nur solche werden imstande sein, die Menschheit ihren hohen Zielen entgegenzuführen, sie nicht nur mit materiellen Errungenschaften zu beglücken, sondern auch sie zu bilden, zu veredeln und dem Menschen das *Bewußtsein des Einigseins* mit sich zu wecken, das über alle Sorgen und Kümmernisse des Lebens hinwegträgt, selbst über die des Todes, ohne die notwendige Assistenz irgend eines der blassen Furcht entstammenden Glaubens oder Aberglaubens.

Wer sagt da noch: das höchste Wissen sei nichts für das Volk? „Auf die Schiffe, ihr Philosophen, auf die Schiffe!“

Streiflichter.

Gegen den § 166. Beschimpfung der Einrichtungen von Religionsgesellschaften wird bekanntlich nicht nur durch sittliche Reife, gesellschaftlichen Takt und aesthetisches Empfinden, sondern in Deutschland auch vom Strafrichter verurteilt. Die grobe Mechanik des letzten Mittels aber hat von jeher zu großen Mißständen und schiefen Urteilen

geführt, sodaß auch die von dem Paragraphen „Geschützten“ anfangen, seine Aufhebung zu fordern. So eignete sich die letzte Generalversammlung des **Evangelischen Bundes** in Worms im wesentlichen die folgenden Ausführungen an, die der Königsberger Strafrechtslehrer Dr. Kohlrausch entwickelte:

„Die lebhaften Angriffe gegen § 166 des Strafgesetzbuchs sind schon alt. Sie haben im wesentlichen drei Ausgangspunkte:

1. Der § 166 bezweckt, den religiösen und konfessionellen Frieden zu schützen. Dazu ist er aber nicht imstande. Denn fast jeder Prozeß, der hier geführt wurde, hat eine Erregung zur Folge gehabt, die schädlicher wirkte als die zu bestrafende Beschimpfung.

2. Der Schutz des Gesetzes kommt ganz überwiegend der katholischen Kirche zugute. Denn geschützt sind nur die Einrichtungen und Gebräuche, das heißt die äußeren Kultusformen einer Religionsgemeinschaft; an diesen aber ist die evangelische Kirche unendlich viel ärmer als die katholische. Was aber den Evangelischen das Höchste ist: ihre religiöse Ueberzeugung, ihre Glaubenssätze, die Personen und Gegenstände ihrer Verehrung, diese sind schutzlos; sie sind ausdrücklich vom Gesetz aus der Beschimpfung frei gegeben worden, damit nicht bereits die wissenschaftliche Forschung und die sachliche Kritik durch Strafe getroffen werde.

3. Die Freiheit der Forschung, der Lehre und des Bekenntnisses ist aber keineswegs garantiert, denn der schlimmste Fehler des § 166 besteht darin, daß er zwar das Beschimpfen als strafbare Handlung nennt, tatsächlich aber ganz andere Dinge trifft. Denn der Begriff des Schimpfens ist völlig vag und undefinierbar. Sieht man das wesentliche in der Roheit der Form, so wird durch die Strafe in Wahrheit nur der „gute Ton“ in der religiösen Debatte geschützt, nicht aber der religiöse Friede. Legt man den Nachdruck darauf, daß nicht alle Tatsachen behauptet werden dürfen, die an sich schimpflicher Art sind, so ist jede sachliche Kritik unterbunden. Sie ist dann desto strenger verboten, je notwendiger sie ist. Will man aber gar von einer Beschimpfung nur dann sprechen, wenn eine gewisse gemeine Gesinnung des Täters festgestellt ist, so kommt man völlig auf Abwege. Es ist ganz unmöglich, die Norm anzugeben, an der die Vornehmheit oder Gemeinheit einer Gesinnung gemessen werden soll, und es ist ferner unmöglich, dem Richter, der seine eigene Weltanschauung doch nicht einfach abstreifen kann, die Höhe des Standpunktes und die Unabhängigkeit des Urteils zuzumuten, die hier zu einem objektiven Urteil nötig wären. Wenn also die evangelische Kirche sich beklagt, daß der § 166 parteiisch wirke, so begehrt sie keineswegs Schimpffreiheit, sondern nur Lehr- und Bekenntnisfreiheit sowie Freiheit der Kritik, Dinge also, die für unseren heutigen Staat gar nichts Neues sind.

Die bisherigen Vorschläge, den zweiten Tatbestand des § 166 (Beschimpfung von Religionsgesellschaften sowie ihrer Einrichtungen und Gebräuche) zu reformieren, wären zwar imstande, der beklagten Imparität abzuhelfen, aber nur dadurch, daß dem Katholiken künftig in dem gleichen Umfang der Mund verboten würde wie den Protestanten. Die Parität wäre damit gerettet, aber Lehr- und Bekenntnisfreiheit wäre noch enger eingeschränkt als jetzt. Wenn eine andere Abänderung des Gesetzes nicht gefunden wird, müssen wir den Mut haben, die Streichung des zweiten Tatbestandes zu fordern. Es würde darin keineswegs eine staatliche Entwertung der Religion liegen, und es käme nur darauf an, die weiteren Kreise des Volkes durch Wort und Schrift darüber aufzuklären. Unserem evangelischen Bekenntnis jedenfalls würde die Streichung nichts vergeben, unsere protestantische Freiheit aber würde sie fördern.“

Wir setzen hinzu: auch die Sittlichkeit des Volkes würde nur gewinnen, wenn mit der strafrechtlichen Verfolgung aller der Brutalitäten einmal gründlich aufgeräumt würde, deren Form schon den niedrigen Kulturstand des Beschimpfenden klar hervortreten lassen. Diese von mancher Seite gefürchtete „Schimpffreiheit,“ d. h. eigentlich: die Erklärung, daß ein Mensch, der seine Worte aus dem Straßenschmutz aufliest, nicht im Stande sei zu beleidigen, stellt eine viel härtere Bestrafung (durch Ausschließung aus der Gesellschaft aller für ihre Worte Verantwortlichen) vor, als die Erbitterung nährenden und Rachegelüste weckenden Geld- oder Gefängnisstrafen.

Aus der ethischen Bewegung.

Der Münchener Friedens-Kongreß.

[illegible] tagte im Bürgersaale des Berliner Rathauses [illegible] Berlin der „Deutschen Friedensgesellschaft“, um mit nachfolgender Diskussion einen Bericht von Geheimrat Professor **Wilhelm Foerster** über den vom 9.—15. September stattgehabten Münchener Friedenskongreß, dem er beigewohnt hat, entgegenzunehmen. Den großen Saal erfüllte eine erwartungsvolle Zuhörerschaft. Dem Vortrage entnehmen wir folgendes:

Die bekanntlich alljährlich zusammentretende Versammlung der Friedensfreunde fand in diesem Jahr unter besonderen Verhältnissen statt, weil sie gewissermassen Stellung zu nehmen hatte zu dem Verlauf der gleichzeitigen offiziellen Friedens-Konferenz im Haag. Diese außergewöhnliche Bedeutung des diesmaligen Friedens-Kongresses hatte wohl den Anlaß gegeben zu einer recht erfreulichen Teilnahme hauptsächlich seitens der Friedensgesellschaften Frankreichs, Deutschlands, der Schweiz, Englands, Nordamerikas, Oesterreichs und Italiens. In geringerer Anzahl waren Vertreter der Friedensbestrebungen aus Rußland, der skandinavischer Länder, Belgien und Holland, sowie Spanien und Ungarn erschienen.

Man darf mit Fug und Recht behaupten, daß sowohl die erste der offiziellen Friedenskonferenzen (vom Jahre 1899) als auch die zweite im Juni 1907 zusammengetretene wenigstens mittelbar aus den Bestrebungen der Friedensgesellschaften ihren Ursprung genommen haben. Man erinnere sich zum Beweise dessen u. a. der ausgezeichneten Tätigkeit des russischen Staatsrates von Bloch, seiner engen Beziehungen zu den Friedensgesellschaften, seiner eifrigen und erfolgreichen Arbeit für die Verwirklichung des Friedensgedankens einerseits und andererseits seines Verhältnisses zu Petersburg und des Vertrauens, das der allzu früh der Mitwelt Entrissene beim Zaren genoß! Es ist also ganz erklärlich, daß der Friedenskongreß zu München von der Neigung bestrebt war, die Beschlüsse und Anregungen, welche auch der zweiten Friedens-Konferenz der Regierungen zu verdanken sein werden, möglichst sympathisch zu begrüßen.

So hat sich denn der Münchener Kongreß in sehr eingehenden Verhandlungen seiner Kommissionen und der Plenar-Versammlungen wesentlich damit beschäftigt, eine Reihe von wichtigen und ernsterwogenen Beschlüssen zu fassen, um bis zur nächsten, auf 1915 angesetzten offiziellen Konferenz im Haag weitergehende Entschließungen der Regierungen auf dem Gebiete der internationalen Rechtsentwickelung und Kulturgemeinschaft vorbereiten zu helfen. Der Kongreß darf von sich sagen, daß er sich dabei einer sehr maßvollen Würdigung dessen befleißigt hat, was im Haag erreicht oder vertagt oder ganz abgelehnt worden war. Man stand durchaus auf dem Standpunkte, daß die, wenn auch nur geringen Abschlagszahlungen der Haager Konferenz auf alle von den Friedensfreunden gehegten Erwartungen immerhin mit Befriedigung entgegenzunehmen seien und daß man Unrecht tun würde, sie zu mißachten oder auch sie skeptisch und nur halb freundlich durch das Wort zu kennzeichnen: in magnis voluisse sat est.

Zu den Bestrebungen, deren Fortführung vom Kongreß gewünscht wird und durch Rat und Tat gefördert werden soll, gehört alles das, was in Erziehung und Unterricht, und was in der wissenschaftlichen und in der Tagesliteratur der Verständigung der Völker dient. Hier eingeschlossen ist die Aufklärung über die Notwendigkeit höherer und umfassender Organisationen im wirtschaftlichen Leben im Sinne gegenseitiger Würdigung der besonderen Eigenschaften und Aufgaben der verschiedenen Glieder der Menschheit.

Nach Mitteilungen, welche dem Kongreß von französischer Seite zuteil wurden, beabsichtigt das französische Unterrichtsministerium, auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichts eine besondere Initiative zu ergreifen. In gleicher Richtung, also im Sinne der Pflege maßvoller Einheitlichkeit und Verständigung, wurden in München auch besondere Anregungen in's Auge gefaßt für die Erleichterung des Verständnisses der verschiedenen Kultursprachen und Literaturen. Andererseits aber ist in München auch ein deutlicher Fortschritt angebahnt worden in Betreff der anderen Seite des Sprachenwesens, nämlich der Verminderung der trennenden Wirkungen der Sprachverschiedenheiten in Handel und Verkehr, sowie auf den mannigfachen Gebieten des technisch-wissenschaftlichen Zusammenwirkens.

Es kam in der Münchener Versammlung mit ganz besonderer Schärfe zum Bewußtsein, welch' ungemeine Erschwernis bei internationalen Verhandlungen die Sprachverschiedenheiten noch immer bilden. Der Kongreß hätte im 3. oder 4. Teil der Zeit dieselbe Arbeit liefern können, wenn nicht alle Aeußerungen in mindestens drei Sprachen hätten dargeboten werden müssen. Und dabei hatte man die deutliche Empfindung, daß trotz der Vortrefflichkeit der Mitarbeiter, denen diese unablässigen Uebersetzungen anvertraut waren, die Gedanken der einzelnen Redner bei den Uebersetzungen fast stets ihrer tieferen Wirkung beraubt wurden. So ist denn mit großer Mehrheit aus den Verhandlungen der Beschluß hervorgegangen, im Interesse der künftigen internationalen Friedenskongresse (— Stockholm wird im nächsten Jahr mindestens vier Sprachen notwendig machen —) die Einführung einer gemeinsamen Verkehrssprache bei diesen

Verhandlungen tunlichst zu fördern. Es überwog hierbei die Auffassung, daß es zunächst nicht darauf ankommen würde, bei der Wahl dieser gemeinsamen Hilfssprache sofort das möglichst Vollkommene zu erreichen, sondern, daß wesentlich durch eine umfangreiche Anwendung, welche den bezüglichen Bestrebungen die stärksten Antriebe zu einer vorläufigen Einigung gäbe, allmählich das Zweckmäßigste gefunden werden würde. In diesem Sinne soll fortan Esperanto als Verkehrssprache versuchsweise zugelassen werden.

Welche außerordentliche Bedeutung auch in politisch-sozialer Beziehung ein solcher kräftiger Anfang zugleich für zahlreiche völkerrechtliche Probleme bilden wird, liegt auf der Hand.

Der Vortragende schloß seine mit großem Beifall aufgenommenen Mitteilungen mit einem Ausblick auf die Notwendigkeit neben allen vorerwähnten organisatorischen und völkerrechtlichen Bestrebungen mit immer größerem Ernst in Erziehung und Leben der Pflege der wahrhaft menschenverbindenden Eigenschaften und Kräfte der Menschenseele zu dienen, insbesondere alle die „biologischen" Uebertreibungen des Rassenkampfes usw. mit aller Geduld und Liebe, aber tiefster Energie zu bekämpfen.

In der sich anschließenden Diskussion kamen acht Redner zu Wort, leider nur wenige, die wahrhaft im Sinne des Friedens sprachen. Bei einzelnen Rednern hatte man unwillkürlich an eine Bemerkung des Vortragenden zu denken, daß es auch in München, wie so häufig in solchen Versammlungen, eine pathologische Gruppe gegeben habe, ja ein Diskussions-Redner besaß nach etlichen kräftigen Ausfällen das Maß von Selbstbescheidung, daß er sich überzeugt erklärte, man werde ihn wohl selbst der erwähnten pathologischen Gruppe hinzurechnen. Mehrfach wurde die Bemerkung laut, es sei in München im Allgemeinen zu zahm gesprochen worden und der Berichterstatter habe diese Zahmheit der Ausdrucksweise noch gesteigert; es müsse viel schneidiger hervorgehoben werden, daß alle gegenwärtige Arbeit, die, wie gesagt worden, nicht sowohl der Einführung des ewigen Friedens, als dem Aufhören des ewigen Krieges gelte, von der internationalen Friedensgesellschaft einzig und allein ausgegangen sei. Der Referent behielt diesen Kritiken und besonders den von mancher Seite gebrauchten schlimmen und mißverständlichen Wendungen gegenüber mit der Gegenbemerkung Recht, daß nichts dem erstrebten Frieden feindlicher sei, als harte und böse Worte, die einem Augenblicks-Rausch des Temperaments entspringen. Im Sinne der Friedensbestrebungen liege allein die Mäßigung im Ausdruck. So geartete Friedensarbeit werde schließlich doch höher gewertet, als ein übermäßig lautes Vorgehen und komme auch zu tieferer Wirkung!

* * *

Abteilung Berlin. Ueber „Praktische Lebensreform" wollte am 27. September in der ersten großen und gutbesuchten Monatsversammlung Herr Dr. Immanuel Lewy sprechen; er kam aber bei der Fülle der durch dies Thema ausgelösten Gedanken zunächst nur zu einigen grundlegenden und vorbereitenden Gedankengängen. Es liege ihm fern — so führte er ungefähr aus — die Praxis der Weltverbesserer nachzuahmen, die zunächst den Hintergrund recht schwarz anlegten, um darauf ihr helles Licht werfen zu können. Das Leben selbst sei eine stetige Reform. Für solche Reform aber wolle er zunächst zwei Leitsätze geben. Der erste laute: Positiv ist besser als negativ; Aufbauen besser als Niederreißen. Das wurde an einer (vielleicht allzu großen) Fülle von Beispielen und geistreichen Antithesen durchgeführt. Er zeigte, wie sehr alle Vereinigungen, Verbände &c. gewinnen, die zurzeit von einem Gegen, einem Anti- leben, wenn sie an seine Stelle ein Für oder zur Förderung von . . . setzten. Nörgelnde und negative Kritik erbittere nur; schaffende Kritik heiße Bessermachen. Nicht auf das komme es im Leben an, was man nicht will, sondern was man will. Auch Mitleid sei eine passive Tugend und müsse durch aktive Helferkraft ersetzt werden. Verbote seien aufdringlich, Gebote bei gleichzeitiger Anleitung zum Bessern eindringlich. — Der zweite Leitsatz mahnte: Zerlege Großes in viele kleine Aufgaben! Wir krankten an der Umfassendheit und Riesengröße unserer Ziele. Der den Horizont umfassende Blick verschwimme; scharf sehen heiße einen Blickpunkt fixieren. Die Vereinigungen sollten sich je eine einzige, kleine, in absehbarer Zeit zu bewältigende Aufgabe stellen statt der großen Ideale. Alle politischen Parteien suchten in ihren Programmen allzuviel zu umfassen und erreichten dadurch nichts. Nur Einzelstudium und Spezialisierung führe zur Klärung. Die Ehrfurcht vor der großen Zahl müsse schwinden; auch die Majorisierungen, die immer durch den Mangel an intensiver Ueberzeugungsarbeit hervorgerufen würden. An den großen Schlagwörtern: Sozialismus, Nationalismus, Demokratie, Religion, Humanität wurde nachgewiesen, wie sie bei scharfer Zerlegung in ihre Bestandteile handlicher und klarer werden. Auch in der Liebe komme es nicht auf die großen Herzensexplosionen an, sondern auf die lange Kette kleiner Liebesdienste und Aufmerksamkeiten. Zusammenfassend sei also für die Lebensreform die Direktive auszugeben: Statt eines Nein lieber ein Ja; statt All und Welt lieber das Einzelne, Nahe.

Eine angeregte Besprechung folgte dem formvollen und gedankenreichen Vortrage, in der allerdings von den meisten Rednern (Frau Grete Meisel-Heß, Professor Bruno Meyer, Dr. Penzig, Neufeld u. a.) die Uebertreibung der an sich richtigen Gedanken gerügt und das Recht auch der zerstörenden Kritik, wie der universellen Tendenzen verteidigt wurde, während andere, wie G. Spiller u. a., sich mit dem Redner vollständig einig erklärten. Uebereinstimmend aber war der Eindruck, einen genußreichen und anregenden Abend verlebt zu haben.

Sprechsaal.

An den Herausgeber der E. K.

Verehrter Herr! So reiche Anregungen der vortreffliche Artikel Bruno Meyers: „Was man von sexueller Aufklärung erwarten darf" in der letzten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift auch bringt, so erschöpft er doch bei weitem nicht den Gegenstand. Daher erlaube ich mir den Vorschlag, Sie möchten noch andere Arbeiter auf dem Felde der Ethik einladen, etwas zur Beleuchtung des Problems der sexuellen Aufklärung beizusteuern, das jetzt von allen Seiten so lebhaft besprochen wird. Gleichzeitig möchte ich mit Ihrer freundlichen Erlaubnis gleich selbst ein oder zwei Gedanken äußern, die zwar keineswegs auf Originalität Anspruch machen, aber vielleicht dazu helfen, die sexuelle Aufklärung ethisch wirksamer zu gestalten.

Der Geschlechtstrieb ist überaus mächtig, und so bildet seine Ueberwachung und Regelung, wie bei allen mächtigen Naturtrieben, eine furchtbar schwierige Aufgabe. Verlangt werden muß darum eine sittliche Erziehung, die im Ganzen auf Kräftigung der Selbstzucht gerichtet ist; denn wer sich selbst meistert, der kann die Vollkraft seines Charakters an die Ueberwindung einer Versuchung oder Schwäche setzen. Jede Einbuße, die solche allgemein sittliche Erziehung erleidet, raubt der sexuellen Aufklärung fast völlig ihren Wert; denn ein unerzogener Wille ist, so erleuchtet er immer sein mag, doch fast sicher die Beute jedes starken Antriebes. Aber dies genügt noch nicht. Ein kräftiger Wille kann sich auch in den Dienst einer niedrigen Lebensauffassung stellen. Deshalb müssen wir eine sittliche Erziehung derart verlangen, daß sie Mann und Frau überhaupt auf eine höhere Stufe hebt, auf Selbstachtung und die Achtung vor anderen das größte Gewicht legt, Wahrhaftigkeit, Offenheit und Güte zur zweiten Natur macht und der Jugend den Drang nach vorwärts, aufwärts und Abscheu vor allem Zurück einflößt. Kurz, haben wir einen Willen, der zugleich stark und gut ist, dann wird sexuelle Aufklärung von außerordentlichem Werte sein.

Aber wie soll das Kind nun aufgeklärt werden? Ich gestehe, daß ich ebenso wie Prof. Bruno Meyer mich nicht recht befreunden kann mit der Heranziehung des Arztes, es sei denn nur gelegentlich; auch nicht damit, daß man die Aufgabe den Rektoren oder Lehrern auferlegt oder einen regelmäßigen Klassenunterricht erteilt, zumal in Gegenwart der Eltern, noch auch erwarte ich viel von allgemeinen Belehrungen im Verlauf der botanischen und naturwissenschaftlichen Lehrstunden. Andrerseits wird ein Kind, das ethisch wohlerzogen ist, seine Eltern als seine besten Freunde ansehen, denen es seine tieferen Gedanken anvertraut und ohne deren Einwilligung es nichts Zweifelhaftes oder Außergewöhnliches unternimmt. Unter solchen Umständen bedarf es nur einiger gelegentlicher Andeutungen und Winke der Eltern, und später, zur Zeit und nach Eintreten der Reife, gelegentlicher Unterhaltungen angemessener Art zwischen Eltern und Kind. Mit der Zeit könnte sich das Lesen eines physiologischen Lehrbuches daran anschließen. Ein wohlerzogenes Kind braucht nichts weiter und wird eine allzu reichliche Darbietung von Einzelheiten eher zurückweisen als verlangen. Daß beiläufig auch der Lehrer, besonders der Morallehrer, wie Prof. Bruno Meyer sagt, auf direktem und indirektem Wege zur Aufklärung des Schülers beitragen wird, ist ganz selbstverständlich.

Zum Schluß ein dritter Punkt. Schlechte Gesellschaft ist vielleicht die Hauptgefahr. Dabei ist zweierlei zu bemerken. Erstens, daß anständig erzogene Knaben oder Mädchen mit gemeingesinnten Kameraden nichts werden zu tun haben wollen, und zweitens, daß die Ethik der Kameradschaft nach Vertiefung ruft, so daß man es für eine unsägliche Gemeinheit ansehen lernt, Kameraden in Versuchung zu führen.

Fassen wir also die drei Punkte zusammen, so verlangen wir eine gesunde systematische sittliche Erziehung und Moralunterweisung; denn ohne eine solche kann der Kampf gegen geschlechtliche Verirrungen, Unmäßigkeit, gegen internationale Feindseligkeit und die Scharen anderer menschlicher Verfehlungen von heute nur ganz winzige Erfolge haben

Genehmigen Sie &c. G. Spiller.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutscher Bund für weltliche Schule und Moralunterricht. Berlin.

Montag den 21. Oktober cr., 8 Uhr abends pünktlich

General-Versammlung

des Bundes im oberen Saal des Charlottenburger Schillertheater-Restaurants, Bismarckstr. 117/120.

Bericht des Vorstandes. Vorstandswahl und daran anschließend:

Oeffentliche Versammlung

ebendort 8¾ Uhr.

1. Frl. L. Jannasch: Warum verlangen wir Moralunterricht?
2. Herr Dr. R. Penzig: Reform der Schuldisziplin.
3. Mr. G. Spiller: Ethische Durchdringung des Unterrichts.

Freie Aussprache. Gäste willkommen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Donnerstag, den 17. Oktober, 8¼ Uhr abends, Unter den Linden 16 III, Außerordentlicher Abteilungstag. Tagesordnung: 1) Wahl der Bevollmächtigten zum Gesellschaftstag (7.—9. Dezember d. J.) in Berlin. 2) Vorbesprechung über die Vorlagen des Gesellschaftstages (Zusammenschluß freier Organisationen. — Londoner internationaler Kongreß 1908. — Kolonial- und Rassenfrage). 3) gegebenenfalls Anträge der Abteilung Berlin an den Gesellschaftstag. — Nur für Mitglieder.

Donnerstag, den 24. Oktober, 8¼ abends, Unter den Linden 16, III. Erster Lese- und Diskussionsabend unter Leitung von Prof. Dr. Bruno Meyer: „Der Kampf um das Nützlichkeitsprinzip." In Anlehnung an die „Naturgeschichte der Sitten" in W. E. H. Lecky's Sittengeschichte Europas (Uebers. v. H. Jolowicz, Leipzig und Heidelberg 1870.) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 26. Oktober, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag Dr. B. Kellermann, „Ethik und Gottesidee." Diskussion. Eintritt für Mitgl. frei. Gastkarten an den bekannten Stellen erhältlich. (Siehe unter 27. Nov.)

Freitag, den 8. November, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städt. Rathauses Vortrag Rechtsanwalt Dr. Hans Siman: „Die rechtliche und sittliche Unterhaltspflicht." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 14. November, 8¼ Uhr abends, Unter den Linden 16, III. Zweiter Lese- und Diskussionsabend von Professor Dr. Bruno Meyer. (Siehe oben 24. Oktober.)

Mittwoch, den 27. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortrag: Prof. Dr. Bruno Meyer: „Friedrich Albert Lange und der Materialismus". Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, III, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Sonnabend, den 7. Dezember
Sonntag, den 8. Dezember
Montag, den 9. Dezember
} Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K. in Berlin.

Näheres Programm folgt (s. a. unter Eth. Bewegung.)

Freitag, den 13. Dezember, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Montag, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Jahresschlußfeier und Vortrag des Herrn Geheimrat Prof. W. Foerster.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang. | Berlin, den 1. November 1907. | Nr. 21.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Ergebnisse im Haag.

Von Leopold Katscher.

Während über die erste Haager Friedenskonferenz, den bisher hervorragendsten Markstein in der Geschichte des Internationalismus, wie über alles Neue viel gelacht und skeptisch gespottet wurde, wird die zweite durchaus nicht mehr in das Reich der „Utopien" verwiesen, die, wie man einzusehen beginnt, „die Wirklichkeiten von morgen" zu sein pflegen. Immer klarer gelangt die Kulturwelt zur Erkenntnis der Tragweite dieser modernen Einrichtung, die mit Naturnotwendigkeit aus ihren Vorläufern, den Weltfriedenskongressen und den interparlamentarischen Friedensberatungen, hervorgehen mußte.

Ziehen wir die Bilanz der am 19. Oktober zu Ende gegangenen Haager Tagung von vier Monaten. Der bedeutendste Gewinn, den die Welt und die Friedenssache aus ihr ziehen wird, liegt in der erfreulichen, wenngleich noch nicht ganz gründlichen Bekehrung der deutschen Reichsregierung zum Schiedsgerichtsprinzip, welchem sie auf der ersten Tagung geradezu feindlich gegenüber stand. Während damals die arge Verblendung des Grafen Münster die ganze Konferenz beinahe zum Scheitern brachte, stand diesmal Frhr. v. Marschall geradezu an der Spitze derjenigen Delegierten, denen die Versammlung im Rittersaale ihre kräftigsten Förderungen zu danken hat. Sein Eintreten für das obligatorische Schiedswesen, den ständigen Schiedshof und ein internationales Prisengericht ehrt ihn und Deutschland in höchstem Maße und hat allgemein überrascht.

Daß die Konferenz sich zur Lehre von der Ueberlegenheit der Interessen der Neutralen über die der Kriegführenden ganz besonders kräftig bekennen werde, war zu erwarten, denn die Konferenz besteht aus Vertretern aller Länder, und selbst im größten Krieg ist die große Mehrheit aller Menschen neutral und nur eine kleine Minderheit im Kriegszustand. Es wird fürder nicht mehr wahr sein, daß „inter arma silent leges"; selbst ein Alexander, ein Napoleon, ein Friedrich der Große müßten — wenn solche Kriegsriesen in Zukunft überhaupt noch denkbar wären — von nun an die Rechte der Neutralen heilig halten, so sauer es ihnen auch ankäme. Die Schaffung eines internationalen Schiedshofes bildet den augenfälligsten Ausdruck dieser Wandlung — eines Gerichtes mit weitgehenden Weisungen im Sinne der Gerechtigkeit, und größtenteils aus Neutralen zusammengesetzt. Lebhaft zu begrüßen ist auch die Befreiung der Welt von der Gefahr, im Falle der Nichtzahlung von Darlehenszinsen leichtfertigen Staatsgläubigern und gewissenlosen Finanzmännern zuliebe Kriege entstehen zu sehen.

Die Beseitigung dieser wahnwitzigen Gefahr durch die Konferenz ist den Bemühungen des bekannten argentinischen Staatsmannes Drago zu danken, des Begründers der sogenannten Dragodoktrin. Ueberhaupt taten sich im Haag die Vertreter der südamerikanischen Staaten rühmlich hervor; von der Konferenz im Jahre 1899 waren sie noch ausgeschlossen; ihre äußerst anerkennenswerte Tätigkeit auf der zweiten gehört zu den löblichsten Errungenschaften der letzteren. Sie bedeuten eine sehr beträchtliche Verstärkung der Vorhut des Fortschrittes der Menschheit.

Die Konferenz hat sich mit überwältigender Mehrheit für einen allgemeinen obligatorischen Schieds*vertrag* und mit völliger Einstimmigkeit zugunsten des *Prinzips* der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit ausgesprochen, ferner grundsätzlich die Schaffung eines *ständigen* Völkerschiedshofes (neben dem schon von der ersten Konferenz ins Leben gerufenen, der von Fall zu Fall in Funktion tritt und im Carnegeschen „Friedenspalast" seinen Sitz hat) beschlossen; freilich ist es infolge der sehr verfehlten und verwickelten Einzelheiten, an denen die bisherigen Vorschläge zu seiner Errichtung kranken, fraglich, ob die Verwirklichung jetzt bald oder erst in einigen Jahren erfolgt; aber schon die einmütige Anerkennung des Prinzips ist von außerordentlicher Tragweite.

Auch die Humanisierung des Krieges hat auf der Konferenz große Fortschritte gemacht; das Bombardieren offener Städte und schutzloser Dörfer ist ganz verboten worden; selbsttätig explodierende Minen dürfen nur noch im Schießbereich der Kanonen verwendet werden; die Umwandlung von Handelsschiffen zu Kreuzern unterliegt künftig strengen Vorschriften; das Abfangen der Post ist durchaus untersagt; die auf neutralen Prisen- oder feindlichen Handelsschiffen gefangen genommenen Matrosen werden gegen Ehrenwort freigelassen. Diese Neuerungen wurden einstimmig beschlossen. Außerdem einigten sich 20 von den 47 vertretenen Mächten dahin, ihrerseits die Kriegskontrebande völlig abzuschaffen; hiermit war, nebenbei bemerkt, auch ein indirekter Sieg errungen, indem

diese Vereinbarung die so beklagenswerte Satzung durchbrach, daß zur **allgemeinen** Gültigkeit eines Beschlusses der Haager Konferenz deren **Einstimmigkeit** erforderlich ist. Wenn 20, 30, 40 oder 45 von den 47 Staaten für etwas stimmen, so können die Stimmen, die zur Einigkeit fehlen, sie nicht hindern, unter sich zu einer gültigen Abmachung zu gelangen, und es kann nicht fehlen, daß die übrigen Staaten dieser **später** beitreten, wie wir dies innerhalb des Weltpostvereins sehr häufig erleben. Schließlich ist zu erwähnen, daß in mehreren Punkten, über die man sich nicht einigen konnte, doch wenigstens eine Klärung der Anschauungen, eine Erweiterung des Gesichtskreises, eine Vorbereitung des Bodens platzgegriffen hat. Wir sehen also, daß, während die erste Hälfte der Tagungszeit der Konferenz, wie erinnerlich, zu schweren Enttäuschungen Anlaß gab, ihr weiterer Verlauf sehr erfreuliche Bahnen einschlug. Die radikalsten Friedensfreunde, die Führer der Bewegung — Stead, Suttner, Fried, La Fontaine usw. — erklären sich hoch befriedigt und preisen die Dienste, welche im Haager Rittersaal dem Fortschritt der Friedenssache geleistet wurden. Und sie haben recht. Selbst wenn vorläufig ein Teil der einstimmig gefaßten Beschlüsse noch auf dem Papier bleiben, d. h. wenn ihre Durchführung eine langsame sein sollte, darf uns das nicht entmutigen. Die Entwickelungsgeschichte macht keine plötzlichen Sprünge. Selbst die Rosigseher der Friedensbewegung hatten von der zweiten Konferenz nicht die Hälfte der tatsächlich erzielten Ergebnisse erwartet. Nur die Beschränktheit kann behaupten, daß wenig erreicht worden. Man bedenke die Sprödigkeit des Materials, das Heikle mancher Verhandlungsgegenstände, die Vielfältigkeit der eingewurzelten Sonderinteressen, die Befangenheit zahlreicher Diplomaten in uralten Vorurteilen, die Neuheit und Ungewohntheit des ganzen Arbeitsfeldes, und man wird begreifen, daß alles nur schrittweise vorwärts gehen kann. Dazu kommt, daß die Regierungen den großen Fehler begingen, die Konferenz ohne vorherige Durcharbeitung des fast unbekannten Beratungsstoffes zusammentreten zu lassen; künftig soll und wird das vermieden werden. Es ist sehr naiv, zu erwarten, daß ein seit Jahrtausenden bestehendes System in wenigen Monaten oder Jahren radikal abgeändert werden kann.

Uebung macht den Meister — das wird sich auf der nächsten Konferenz zeigen. Daß die anfänglich skeptischen oder unlustigen Delegierten immer mehr Vertrauen zu ihrer Aufgabe gewannen, immer mehr Eifer entfalteten, die Wichtigkeit und Tragweite ihrer Arbeit immer mehr erkannten, ist schon sehr viel, wenngleich man durchaus noch nicht in allen Stücken die wünschenswerte Klarheit und Uebereinstimmung bezüglich der Mittel und Wege erreicht hat.

Unverdient sind insbesondere die der zweiten Konferenz gemachten Vorwürfe, sie habe sich zuviel mit der Humanisierung des Krieges und gar nicht mit der Frage der Rüstungseinschränkung befaßt. Auch die zielbewußten Friedensfreunde, die anfangs hierüber erbittert waren, sind zur Erkenntnis dieser Unverdientheit gekommen. Selbst wenn die Versammlung im Haag sich, wie man befürchtet hatte, lediglich mit der Humanisierung des Krieges beschäftigt hätte, würde sie viel genützt haben, denn der moderne Geist, der sich in dem Streben nach solcher Humanisierung kundgibt, ist an und für sich schon eine Etappe auf dem Wege zur allmählichen Beseitigung des Krieges, da ein solcher Geist einem ins Rollen geratenen Stein gleicht, der nicht aufgehalten werden kann. Ja, schon die bloße Tatsache des Tagens eines derartigen offiziellen Weltparlaments, das Möglichgewordensein einer solchen Versammlung ist ein leuchtendes Symptom des herannahenden Sieges des Friedensgedankens. Und was die Nichtbehandlung der Rüstungsfrage betrifft, so ist sie geradezu zu begrüßen, denn die Konferenz war auf den Gegenstand nicht genügend vorbereitet, und es ist daher besser, daß die Regierungen ihn nach gründlichen Vorarbeiten der nächsten Friedenskonferenz überlassen. Und dann: die gewaltigen Rüstungen sind nur die Folgeerscheinung des die Welt bedrückenden Uebels: des anarchischen internationalen Mißtrauens. Zuerst muß die Wurzel, die Ursache bekämpft werden, dann verschwinden die Symptome von selbst. Ist einmal durch ein allgemeines Schieds- und Bündniswesen die internationale Ordnung hergestellt, so kommt die Rüstungsverminderung auch ungewollt. Bayern und Sachsen rüsten auch nicht mehr gegen Preußen, Burgund oder Languedoc nicht gegen die Bretagne oder die Normandie, Toskana nicht gegen Piemont, seitdem es ein geeintes Deutschland, Frankreich, Italien gibt. Aufgabe der nächsten Haager Konferenz wird es sein, die unfehlbar zu einem allgemeinen Staatenbunde führenden modernen völkerrechtlichen Einrichtungen auszubauen. Nur wer sich verblendet gegen die eisernen Lehren der Entwickelungsgeschichte abschließt, kann an dem Siege der Friedensidee in absehbarer Zeit zweifeln.

Die eigentliche Not der Lehrer und Beamten.

Von **Erwin**.

Regierung und Parlamente haben unter dem Druck der Tatsachen die wirtschaftliche Not der Lehrer und Beamten anerkannt, und man ist emsig damit beschäftigt, die Aufbesserungspläne bis ins Einzelne kunstgerecht auszuarbeiten. Ein geeigneter Moment für alle Gruppen von Interessenten, laut ihre Stimme zu erheben, um ihre Sonderwünsche geltend zu machen. Wer schweigt, bekommt vielleicht nichts oder nur wenig; also nicht genieren, keine falsche Scham an den Tag legen, sondern schreien, daß es den Maßgebenden in den Ohren gellt! Wohl denjenigen Interessentengruppen, die es verstanden haben, sich rechtzeitig zu organisieren und eine Monats-, Halbmonats- oder gar Wochenschrift zu gründen, die den Wünschen und Forderungen den nötigen Nachdruck gibt! Die Einzelnen haben — jeder für sich — nur das zweifelhafte Recht, zu petitionieren und laufen darum Gefahr, als Stiefkinder behandelt zu werden. Sie blicken mit Schmerz oder Neid auf die glücklicheren Kollegen, die mittels ihres Verbandsorgans entschieden wirksamer arbeiten können und diesen Vorteil auch weidlich ausnutzen. Die „Fachpresse“ nämlich läßt es sich angelegen sein, die von ihr vertretene Interessengruppe in das beste Licht zu rücken, unbekümmert darum, ob andere Gruppen dadurch in zu tiefen Schatten geraten. Jeden dünkt seine eigene Not schwerer als die der andern. Also vorwärts unter Stoßen und Drängen in die erste Reihe! Die Macht der Stimmmittel schafft sich schon selbst ihr Recht!

So liegen heute leider die Dinge, und der Außenstehende, dem jetzt eine Beamten- oder Lehrer-Zeitung unter die Augen kommt, tut darum gut, entweder gleich die ersten drei Viertel der Zeitung zu überschlagen und sich nur in den Rest zu vertiefen, oder auf die Lektüre ganz zu verzichten. Gewiß ist Maßhalten eine schwere Kunst; sollte es aber nicht gerade darum etwas mehr geübt werden? Muß das Organ denn stets bis zum Aeußersten angestrengt werden? Nicht jede Menschennatur empfindet das Mißverhältnis zwischen Not und Notschrei unangenehm; aber gerade die besseren Naturen leiden darunter.

Die Berechtigung zur energischen Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen soll den Lehrern und Beamten durchaus nicht bestritten werden. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die materiellen Wünsche der Interessenten innerhalb der betreffenden Organisation eingehend erörtert und alsdann den maßgebenden Stellen unterbreitet werden. Umso mehr aber ist die leider schon beinahe zur Gewohnheit gewordene Tatsache zu bedauern, daß die materiellen Fragen in den doch nicht **nur** für die Verbandsmitglieder bestimmten, sondern **öffentlichen** Beamten- und Lehrer-Zeitungen eine über Gebühr breite und laute Behandlung erfahren und damit die ideellen und kulturellen Standes-

und Staatsbürger-Interessen fast völlig überwuchern. Man sollte einsehen, daß die übermäßige, oft leidenschaftliche Behandlung der wirtschaftlichen Notlage die interessierten Staatsdiener nicht nur von dem Kampf gegen die sonstigen — auch recht bitteren — Nöte ihres Standes vielfach ablenkt, sondern sie auch moralisch schädigt und den Idealisten unter ihnen den Glauben an eine kulturelle Mission der Beamten- und Lehrerschaft erschüttert.

Eine weitere unangenehme Wirkung der ewigen Behandlung der Magenfrage ist die Tatsache, daß viele Verbandsmitglieder — und sicherlich nicht die schlechtesten — ihre eigene Zeitung aus Ueberdruß überhaupt kaum mehr lesen; das Ende aber der wachsenden Entfremdung zwischen Verband und Mitglied ist schließlich das Ausscheiden der Unzufriedenen aus den Organisationen, das in der heutigen Zeit unter allen Umständen zu bedauern ist. Der Außenstehende gar, der die betreffende Zeitung doch sicherlich meist aus ideellem (kulturellem) Interesse liest, fühlt sich durch das Ueberwuchern des Materialismus enttäuscht, wenn nicht schmerzlich berührt, und muß wohl oder übel seinen Optimismus gegenüber der Beamten- und Lehrerschaft eindämmen, wenn er es nicht vorzieht, zur Ersparung weiterer Enttäuschungen seine Sympathien besseren Dingen zuzuwenden. Die Regierenden und die Abgeordneten schließlich werden durch das stete Geschrei entweder stumpf oder nervös (für beides sind Anzeichen vorhanden) und damit wird eine befriedigende Lösung der Besoldungsfrage nur erschwert.

Es muß zugegeben werden, daß die Beamten- und Lehrerpresse *nicht durchweg* den Tanz um das goldene Kalb mitmacht; einige rühmliche Ausnahmen sind vorhanden. Leider eben Ausnahmen! Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob der Zeitungsleiter nur notgedrungen sein Blatt in der angedeuteten Richtung redigiert oder ob ihm diese Art der Schriftleitung die allein richtige dünkt. Die betrübende Tatsache bleibt bestehen, daß die meisten dieser Fachzeitungen es über sich gewinnen, die geistigen und kulturellen Interessen ihrer Leser (die man nicht gut hinwegdisputieren kann) so gering einzuschätzen. In dem jüngeren Teile unserer Beamtenschaft besteht z. B. ein starkes Verlangen nach Befreiung von unwürdigem Druck und nach fortschrittlicher Organisierung der gesamten Verwaltung; die jüngere Generation unserer Lehrerschaft seufzt unter dem Drucke der kirchlichen und weltlichen Machthaber und verlangt eine durchgreifende Reform des gesamten Schul- und Erziehungssystems. Dieses Verlangen kommt aber heute keineswegs hinreichend zum Ausdruck; einesteils, weil in den Fachzeitungen vor lauter Pfennig-Exempeln kein Raum dafür vorhanden ist, andernteils, weil die Vorstände und die Zeitungsleiter Maßregelungen, Uebergehen bei Beförderungen und dergleichen Liebenswürdigkeiten ihrer Vorgesetzten fürchten — sofern sie überhaupt die notwendige kulturelle Einsicht besitzen. Drei preußische Minister haben in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum das Petitionsrecht der Beamten angegriffen; die Antworten aus den Kreisen der Betroffenen gingen in dem Getöse des wirtschaftlichen Kampfes verloren. Das Disziplinarrecht — im wesentlichen niedergelegt in den aus der Reaktionszeit nach 1848 stammenden Ausnahmegesetzen für Beamte und Lehrer — hindert durch mittelalterliche Grundsätze und engherzigste Auslegung seiner äußerst dehnbaren Bestimmungen jede freiere Betätigung der Staatsdiener. Und immer noch nicht hat sich ein Sturm der Entrüstung in der Fachpresse erhoben; nur gelegentliches Seufzen der feineren Naturen — im übrigen wird alles stillschweigend ertragen zum Schaden der Allgemeinheit. Diese Beispiele mögen andeutungsweise zeigen, was alles hätte getan werden können und müssen *neben* dem Kampfe um die wirtschaftliche Besserstellung.

Das Ueberwuchern der wirtschaftlichen Interessen in den Beamten- und Lehrer-Zeitungen konnte nur dadurch entstehen, daß der Wert einer eigenen Presse und des in dieser zur Verfügung stehenden Raumes erheblich *unter*schätzt, dagegen die Wirkung der die Gehaltsaufbesserungen behandelnden Artikel erheblich *über*schätzt wurde. Dabei ist doch eine derartige direkte Einwirkung auf die Regierenden nach den bisherigen Erfahrungen nicht sehr aussichtsvoll. Die Fraktionen der Parlamente dagegen können sehr wohl hie und da auch den „Vergessenen“ zu einer Aufbesserung verhelfen und Unstimmigkeiten ausgleichen. Nur soll man den Abgeordneten nicht ein fortgesetztes Studium der vielen Fachblätter der einzelnen Organisationen zumuten, da sich, bei der oft nur auf die Eingeweihten rücksichtnehmenden Schreibweise und bei den leidigen Eifersüchteleien der einzelnen Gruppen untereinander trotz der großen Opfer an Zeit und Geduld doch höchstens nur ein mehr oder minder schiefes Urteil über die Sachlage ergeben würde. Erschöpfendes, klar und übersichtlich dargestelltes *Material* in möglichst objektiver Beleuchtung — das ist ein hinreichendes, sympathisches und auch wirksames Kampfmittel zur Beseitigung der wirtschaftlichen Not der Staatsdiener.

Um gerecht zu sein, soll hier nicht unerörtert bleiben, daß die Regierung einen großen — wenn nicht den größten — Teil der Schuld an der bemängelten Kampfesweise der Beamten- und Lehrer-Zeitungen bezw. der Verbände trägt. Haben nicht die Regierenden fast stets diese Organisationen mit mißtrauischen Blicken betrachtet und sie häufig genug mit unangebrachter Schärfe bekämpft? Das mußte auf der Gegenseite Nervosität und Mißtrauen in das Wohlwollen der Regierenden erzeugen. Und nun gähnt eine tiefe Kluft zwischen dem Heer der Beamten und ihren Vorgesetzten. Man sucht kaum noch eine gegenseitige Verständigung zu erzielen. Und das ist nicht etwa in letzter Linie auf die Standes- und Bildungsunterschiede zurückzuführen. Daraus allein läßt sich die heutige Entfremdung zwischen Haupt und Gliedern der einzelnen Verwaltungszweige nicht hinreichend erklären. Die wahre Ursache liegt viel tiefer: Das früher vorhanden gewesene, Vorgesetzte und Untergebene einigende *Solidaritätsgefühl*, die schöne große und fruchtbare Idee, daß beide Teile als Staatsdiener *miteinander, nebeneinander* — ein jeder nach seinem Amt — *für das Staatsganze* zu wirken berufen sind, ist so ziemlich verloren gegangen. Das ist ein sicheres Kennzeichen der zum Selbstzweck gewordenen *Bureaukratie*. Früher geschah es häufig, daß ein feines Gerechtigkeitsgefühl des Vorgesetzten, der dem Untergebenen auch menschlich näher trat, Leistung und Gegenleistung gegeneinander abwog. Heute dagegen werden kalten Herzens hohe Leistungen gefordert und nötigenfalls erzwungen, die Gegenleistungen aber nach „praktischen“ und finanziellen Gesichtspunkten festgesetzt. Zu den „praktischen“ Gesichtspunkten gehören hierbei vor allem: Erschwerung der lebenslänglichen Anstellung durch Examina und längere Wartezeit, langsames Aufrücken, Schaffung recht vieler Gehalts- und Rangklassen, das System persönlicher Zulagen, u. s. w.; kurz gesagt: *Tropfenweises Geben* — aus Gründen der „Staats-Raison“, wie man still für sich hinzusetzt. Denn wer keinen materiellen Vorteil mehr für sich zu erhoffen hat, der könnte schließlich das Wohlwollen seines Vorgesetzten zu gering bewerten und — (man entschuldige) *rückgratfest* werden.

Aber sollte am Ende die Lösung des Rätsels, daß die Lehrer und Beamten, die ihren Vorgesetzten gegenüber doch sonst recht bescheiden sind, in so ungewöhnlicher Weise an die Türen der Regierenden pochen, ganz wo anders liegen? Wollten sie sich etwa um jeden Preis von den Gängelbändern der wirtschaftlichen Not freimachen, um auf weitere Karriere verzichtend, endlich — endlich nicht mehr von den Launen oder der Willkür einiger weniger Vorgesetzter abzuhängen, die über die Beförderung oder Nichtbeförderung der Untergebenen nicht etwa nach den Leistungen, sondern

nach der Gesinnung und nach dem Inhalte geheimer Personalakten in geheimen Sitzungen beschließen? Wären diese wirtschaftlichen Kämpfe nur ein Vorspiel zu der geistigen und kulturellen Emanzipation der Lehrer und Beamten? Sollte also nach der Verabschiedung der Gehaltsaufbesserungs-Vorlagen eine emsige Arbeit der Beamtenschaft zur kulturellen Organisierung unserer gesamten Verwaltung und der Lehrer zur Modernisierung unseres Schulbetriebes von unten herauf einsetzen? Dann, aber nur dann mögen die Fehler und Schwächen der gegenwärtigen Epoche gern vergessen werden. Im andern Falle aber müßten die an dem Fortschreiten unserer Kultur Interessierten mit banger Sorge in die Zukunft schauen. Denn dann wäre der Beweis erbracht, daß Beamte und Lehrer sich nicht mehr wie einst als Staatsdiener und Kulturträger fühlen, sondern nur (wie jeder andere brave Broterwerbende auch) einen ehrbaren Beruf ausüben wollen, der seinen Mann recht und schlecht ernährt und ihm einen sorgenfreien Lebensabend sichert. Vor dieser Erfahrung aber möge unser preußischer Staat, obwohl er sie durch seine Raubbau-Wirtschaft an dem Idealismus seiner Lehrer und Beamten reichlich genug verdient hat, im Interesse Deutschlands gnädig bewahrt bleiben!

Massen-Ueberzeugungen.

Von Gustave Le Bon.*)

Es besteht ein genauer Parallelismus zwischen den anatomischen Merkmalen der Wesen und ihren psychologischen Merkmalen. In den anatomischen Merkmalen finden sich gewisse fast unveränderliche Elemente, die so wenig veränderlich sind, daß zu ihrem Wandel geologische Perioden nötig sind, und neben diesen festen, ursprünglichen finden sich sehr wandelbare Merkmale, die durch das Milieu, die Kunst des Züchters und des Gärtners leicht abgeändert werden, oft so sehr, daß sie dem oberflächlicheren Beobachter die Grundmerkmale verbergen.

Der gleichen Erscheinung begegnen wir bei den geistigen Merkmalen. Neben den ursprünglichen psychischen Elementen einer Rasse finden sich wandelbare und wechselnde Elemente. Das ist der Grund, warum wir bei der Untersuchung der Ueberzeugungen und Anschauungen eines Volkes stets einen sehr festen Grund finden, auf den Anschauungen gepfropft sind, die ebenso flüchtig wie der den Felsen bedeckende Sand sind.

Die Ueberzeugungen und Anschauungen der Massen bilden demnach zwei wohlgeschiedene Klassen. Zu der einen gehören die ständigen großen Ueberzeugungen, welche mehrere Jahrhunderte währen und auf denen eine ganze Kultur beruht; so z. B. in der Vorzeit der feudale Gedanke, die christlichen Ideen, der Reformationsgedanke, in der Gegenwart das Nationalitätsprinzip, die demokratischen und sozialen Ideen. Zur anderen gehören die wechselnden Ansichten des Augenblicks, die meist aus allgemeinen Gedanken sich herleiten und die mit jedem Zeitalter erstehen und vergehen; so z. B. die Theorien, welche in bestimmten Zeiten Kunst und Literatur beherrschen, wie jene, denen die Romantik, der Naturalismus, der Mystizismus usw. entsprungen sind. Sie sind meist so oberflächlich wie die Mode und wechseln wie diese. Es sind die Wellen, die auf der Oberfläche eines tiefen Sees unaufhörlich kommen und gehen.

Die Zahl der großen allgemeinen Ueberzeugungen ist nicht groß. Ihr Entstehen und Vergehen bildet die Höhepunkte in der Geschichte jeder historischen Rasse. Sie bilden das eigentliche Gerüst der Zivilisationen.

Eine flüchtige Anschauung in die Massenseele zu verpflanzen, ist sehr leicht, sehr schwer aber ist dies bei einer dauernden Ueberzeugung der Fall. Ebenso schwer ist es, die letztere zu stören, wenn sie einmal befestigt ist. Oft ist sie nur um den Preis gewaltiger Revolutionen zu ändern. Ja, die Revolutionen haben diese Macht nur, wenn die Ueberzeugung fast ihre ganze Herrschaft über die Seelen eingebüßt hat. Die Revolutionen dienen dann zur endgültigen Wegwerfung dessen, was schon ziemlich aufgegeben, aber durch das Joch der Gewohnheit noch nicht gänzlich außer Geltung gekommen war. Die beginnenden Revolutionen sind in Wahrheit verschwindende Ueberzeugungen.

Der Tag, an dem eine große Ueberzeugung zu sterben bestimmt ist, ist leicht zu erkennen; es ist derjenige, an dem ihr Wert diskutiert zu werden beginnt. Da jede Gesamtüberzeugung nur eine Fiktion ist, so kann sie nur bestehen, wenn sie keiner Prüfung unterzogen wird.

Selbst nach der starken Erschütterung eines Glaubens bewahren die aus ihm abgeleiteten Institutionen ihre Macht und erlöschen nur langsam. Hat er schließlich seine ganze Gewalt eingebüßt, dann bricht alles von ihm Gestützte bald zusammen. Es war noch keinem Volke gegeben, seine Ueberzeugungen ändern zu können, ohne dazu verurteilt zu sein, alle Elemente seiner Kultur abzuändern.

Es modifiziert sie solange, bis es eine neue geltende Gesamtüberzeugung erworben, und bis dahin lebt es notgedrungen in Anarchie. Die Gesamtüberzeugungen sind die notwendigen Stützen der Kultur, sie geben den Ideen die Orientierung. Sie allein erwecken Glauben und begründen die Pflicht.

Stets haben die Völker den Nutzen allgemeiner Ueberzeugungen empfunden und instinktiv erfaßt, daß das Hinschwinden derselben die Stunde des Niederganges für sie bedeuten würde. Der fanatische Kultus Roms bedeutete für die Römer den Glauben, der sie zu Herren der Welt machte, und als dieser Glaube erstorben war, da mußte Rom sterben. Erst als die Barbaren, welche die römische Zivilisation zerstörten, einige Gesamtüberzeugungen erlangt hatten, bekamen sie einen gewissen Zusammenhalt und konnten aus der Anarchie herauskommen.

Nicht ohne Grund also haben die Völker stets ihre Ueberzeugungen intolerant verfochten. Diese Intoleranz, die vom philosophischen Standpunkte so tadelnswert ist, stellt die notwendigste Tugend im Völkerleben dar. Um Gesamtüberzeugungen zu begründen oder aufrechtzuerhalten, hat das Mittelalter so viele Scheiterhaufen errichtet und sind so viele Erfinder und Neuerer verzweifelt gestorben, wenn sie der Folter entgingen. Um solche Ueberzeugungen zu verteidigen, sind so viele Menschen auf den Schlachtfeldern gestorben und werden dort noch sterben.

Die Befestigung einer Gesamtüberzeugung ist sehr schwierig, aber hernach ist ihre Macht lange Zeit unüberwindlich, und mag sie auch philosophisch einen Irrtum bedeuten, sie drängt sich den erleuchtetsten Geistern auf. Haben nicht die Völker Europas mehr als 15 Jahrhunderte lang religiöse Legenden, die bei näherer Betrachtung ebenso barbarisch*) wie der Moloch-Mythus sind, als unbestreitbare Wahrheiten betrachtet? Die entsetzliche Unsinnigkeit des Mythus von einem Gotte, der sich für die Unfolgsamkeit eines seiner Geschöpfe an seinem Sohne mittelst furchtbarer Marter rächt, ist viele Jahrhunderte lange nicht bemerkt worden. Die gewaltigsten Geister, ein Galilei, Newton, Leibniz, haben keinen Augenblick die Bestreitbarkeit der Wahrheit solcher Dogmen auch nur vermutet. Nichts zeigt schlagender die durch Gesamtüberzeugungen bewirkte Hypnose,

*) Wir entnehmen dieses Kapitel mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung dem Werke: Le Bon, Psychologie der Massen, das binnen kurzem in deutscher Uebersetzung (nach der 12. Auflage, von Dr. Rudolf Eisler) bei Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig, erscheinen wird.

*) Barbarisch im philosophischen Sinne, wohlverstanden. In der Praxis haben sie eine ganz neue Kultur begründet und 15 Jahrhunderte lang den Menschen jene Traumes- und Hoffnungsparadiese sehen lassen, die er nicht mehr kennen wird.

aber auch nichts zeigt besser die beschämenden Grenzen unseres Geistes.

Sobald ein neues Dogma der Menschenseele eingepflanzt ist, inspiriert es die Institutionen, die Künste und das Verhalten der Menge. Die oon ihm über die Seelen geübte Herrschaft ist dann eine absolute. Die Männer der Tat denken nur an seine Verwirklichung, die Gesetzgeber nur an seine Anwendung, die Philosaphen, Künstler, Schriftsteller beschäftigen sich nur mit seiner Umsetzung in verschiedene Formen.

Aus der Grundüberzeugung können momentane Ideen entspringen, die aber stets den Stempel des Ursprungsglaubens aufweisen. Die ägyptische, die europäisch-mittelalterliche, die islamitische Kultur der Araber leitet sich aus einer kleinen Anzahl religiöser Ueberzeugungen her, die ihren Stempel den geringsten Elementen dieser Kulturen aufdrückten und sie sogleich richtig erkennen tassen.

Und so haben sich, dank den Gesamtüberzeugungen, die Menschen jeden Zeitalters mit einem Netz von Ueberlieferungen, Anschauungen und Gewohnheiten umgeben, durch die sie stets einander ähnlich sind. Besonders werden die Menschen durch die aus diesen Ueberzeugungen entspringenden Anschauungen und Gewohnheiten geleitet. Sie regeln die unbedeutendsten Akte unseres Lebens, und der unabhängigste Geist denkt nicht daran, sich ihnen zu entziehen. Die echteste Tyrannei ist die, welche die Seelen unbewußt beherrscht, denn sie allein ist unbekämpfbar. Gewiß waren Tiberius, Tschingiskhan, Napoleon schreckliche Tyrannen, aber nach van ihrem Grabe aus haben Moses, Buddha, Jesus, Mohammed, Luther eine noch viel größere Herrschaft über die Geister geübt. Eine Verschwörung kann einen Tyrannen stürzen, was vermag sie aber wider einen wohlgefestigten Glauben? In ihrem heftigen Kampfe gegen den Katholizismus ist unsere große Revolution trotz des offenbaren Beifalls der Massen und tratz Zerstörungsmitteln, wie sie die Inquisition nicht unerbittlicher anwandte, unterlegen. Die einzig wahren Tyrannen, welche die Menschheit je gekannt, waren stets die Schatten der Toten oder ihre eigenen Illusionen.

Niemals war die philosophische Absurdität, die den Gesamtüberzeugungen sehr häufig anhaftet, ein Hindernis für ihren Triumph. Ja, dieser Triumph scheint sogar nur dann möglich, wenn sie irgendwelchen geheimnisoollen Unsinn enthalten. Die offenbare Schwäche der sozialistischen Dogmen der Gegenwart wird also ihren Triumph über die Massenseele nicht verhindern. Ihre wahre Minderwertigkeit im Verhältnis zu jedem religiösen Glauben besteht bloß darin: das Glücksideal, welches der letztere in Aussicht stellte, konnte nur in einem zukünftigen Leben verwirklicht werden, und so konnte niemand diese Verwirklichung bestreiten. Da das sozialistische Glücksideal auf Erden realisiert werden soll, so wird gleich bei den ersten Verwirklichungsversuchen die Leerheit der Verheißungen an den Tag treten, und damit wird der neue Glaube alles Prestige verlieren. Seine Macht wird also nur bis zu dem Tage wachsen, wo nach seinem Triumphe die praktische Verwirklichung einsetzen wird. Und aus diesem Grunde wird die neue Religion, welche wie alle früheren zunächst eine zerstörerische Rolle spielt, nicht wie diese in der Folge schöpferisch zu wirken vermögen.

Ueber den festen Ueberzeugungen, deren Macht wir dartaten, liegt eine Schichte van Anschauungen, Ideen, Gedanken, die beständig kommen und gehen. Manche dauern nur einen Tag, und die bedeutendsten derselben überdauern nicht das Leben einer Generation. Es ist die Aufgabe des Philosophen, das, was sich in den scheinbaren Veränderungen von den alten Ueberzeugungen erhält, zu erkunden und das zu sondern, was in der Flut der Anschauungen durch die Gesamtüberzeugungen und die Massenseele beeinflußt ist.

Ohne dieses philasophische Kriterium könnte man meinen, die Massen änderten politische oder religiöse Ueberzeugungen häufig und willkürlich. Die ganze politische, religiöse, Kunst- und Literaturgeschichte scheint dies in der Tat zu bezeugen.

Nehmen wir z. B. eine recht kurze Periode unserer eigenen Geschichte, etwa die von 1790—1820, alsa 30 Jahre, die Dauer einer Generation. Wir sehen hier, wie die zuerst monarchischen Massen revolutionär, dann imperialistisch und schließlich wieder monarchisch werden. In bezug auf die Religion gehen sie in derselben Zeit vom Katholizismus zum Atheismus, dann zum Deismus über und kehren zu den extremsten Formen des Katholizismus zurück. Und das tun nicht bloß die Massen, sondern auch deren Führer. Mit Verwunderung sehen wir jene Konventmitglieder, die geschworenen Feinde der Könige, die von Gott und Teufel nichts wissen wollen, ergebene Diener Napoleons werden und dann unter Ludwig XVIII. in den Prozessionen fromm die Kerzen tragen.

Welcher Wechsel sodann in den Massenanschauungen während der folgenden 70 Jahre! Das „perfide Albion“ vom Beginn des Jahrhunderts wird unter den Erben Napoleons der Alliierte Frankreichs; das zweimal von uns besetzte Rußland, das sich über unsere letzten Niederlagen so sehr gefreut, wird mit einemmale als Freund betrachtet.

In der Literatur, der Kunst, der Philosophie ist der Wechsel der Anschauungen noch jäher. Die Romantik, der Naturalismus, der Mystizismus usw. kommen und gehen nach der Reihe. Die gestern gefeierten Künstler und Schriftsteller werden margen aufs tiefste verachtet.

Was lehrt uns aber die Analyse dieser scheinbar so tiefen Wandlungen? Daß alle, die im Gegensatze zu den Gesamtüberzeugungen und Gefühlen der Rasse stehen, nur ephemer sind und daß der abgelenkte Stram bald seinen Lauf wieder gewinnt. Jene Anschauungen. welche sich an keine Grundüberzeugung, an kein Gefühl der Rasse knüpfen und die demnach keine Festigkeit haben können, sind allen Zufällen oder, wenn man will, den geringsten Veränderungen des Milieu preisgegeben. Durch Suggestion und Ansteckung entstanden, sind sie stets momentaner Art; sie kommen und gehen aft sa schnell, wie die Sanddünen, die der Wind am Meeresstrande bildet.

Die Summe der flüchtigen Anschauungen der Massen ist heutzutage größer als sie es je war, und zwar aus drei verschiedenen Gründen.

Erstens büßen die alten Ueberzeugungen immer mehr ihre Herrschaft ein und wirken nicht mehr wie früher auf die wechselnden Anschauungen im Sinne einer bestimmten Orientierung. Das Erlöschen der Gesamtüberzeugungen läßt Raum frei für eine Menge von Sonderanschauungen ohne Vergangenheit und Zukunft.

Zweitens wird die Macht der Massen immer größer und ermangelt immer mehr des Gegengewichts, sa daß die besondere Wandelbarkeit der Ideen, die wir bei ihr vorfanden, sich frei äußern kann.

Drittens und endlich bringt die neuerdings so ausgebreitete Presse den Massen unaufhörlich die entgegengesetztesten Anschauungen vor Augen. Die van jeder zu erzeugende Suggestion wird bald von entgegengesetzten Suggestionen aufgehoben. Auf diese Weise kann sich eine Anschauung nicht ausbreiten und hat nur ein kurzes Dasein; sie ist tot, bevor sie sie sich hinlänglich verbreiten konnte, um allgemein zu werden.

Aus diesen mannigfachen Ursachen ist ein in der Weltgeschichte ganz neues Phänamen erwachsen, welches für unser Zeitalter durchaus charakteristisch ist; ich meine die Unfähigkeit der Regierungen zur Leitung der öffentlichen Meinung.

Einst, es ist nicht lange her, bildeten die Aktion der Regierung, der Einfluß einiger Schriftsteller und eine ganz geringe Zahl von Zeitungen die wahren Regulierer der öffentlichen Meinung. Heutzutage haben die Schriftsteller allen Einfluß eingebüßt, und die Zeitungen geben nur die öffentliche Meinung wieder. Und die Staatsmänner, weit entfernt, sie zu lenken, suchen ihr nur zu falgen; sie fürchten sich var ihr oft schrecklich, was ihrem Handeln alle Festigkeit nimmt.

Die Meinung der Massen hat demnach die Tendenz, immer mehr zum obersten Regulator der Politik zu werden. Sie ist heute so weit, Allianzen zu erzwingen, wie wir dies vor kurzem bei der russischen Allianz sahen, die ausschließlich einer Volksbewegung entsprungen ist. Es ist ein sehr interessantes Symptom für unsere Zeit, wenn man sieht, wie Päpste, Könige und Kaiser sich der Einrichtung des Interview unterwerfen, um dem Urteile der Massen ihre Gedanken über einen bestimmten Gegenstand zu unterbreiten. Einst konnte man sagen, die Politik sei keine Sache des Gefühls. Darf man dies auch heute noch sagen, da sie immer mehr durch die Impulse der wandelbaren Massen geleitet wird, die keine Vernunft kennen und nur vom Gefühl beherrscht werden?

Die Presse wiederum, die einstige Leiterin der öffentlichen Meinung, hat wie die Regierungen vor der Macht der Massen zurücktreten müssen. Gewiß besitzt sie noch eine beträchtliche Macht, aber doch nur, weil sie ausschließlich der Reflex der öffentlichen Meinung und ihrer beständigen Schwankungen ist. Zu einem bloßen Informationswerkzeug geworden, hat sie darauf verzichtet, irgend welche Ideen oder Lehren zu propagieren. Sie geht allen Veränderungen des öffentlichen Geistes nach, und sie muß dies genau tun, da sie sonst infolge der Konkurrenz ihre Leser verlieren kann.

Das Erlauern der Meinung ist heute die hauptsächliche Sorge der Presse und der Regierungen. Welche Wirkung ein Ereignis, ein Gesetzentwurf, eine Rede hat, das ist's, was sie stets wissen müssen; und das ist nicht so leicht, denn nichts ist wandelbarer und schillernder als das Denken der Massen und nichts ist häufiger, als daß sie eben dasselbe, was sie den Tag vorher bejubelten, mit dem Anathema belegen.

Dieser völlige Mangel an Meinungsleitung und gleichzeitig die Auflösung der Gesamtüberzeugungen haben als Endergebnis eine vollständige Zerbröckelung aller Ueberzeugungen zur Folge gehabt und dazu die wachsende Indifferenz der Massen gegenüber allem, was ihre Interessen nicht direkt berührt.

Die seit 30 Jahren erfolgte Entwickelung ist offensichtlich. In der vorangehenden, aber nicht weit zurückliegenden Zeit besaßen die Meinungen noch eine allgemeine Orientierung, sie leiteten sich von der Annahme gewisser Grundüberzeugungen her. Schon dadurch, daß man Monarchist war, hatte man in Geschichte und Wissenschaft notwendig bestimmte, sehr umgrenzte Ideen, und wenn man Republikaner war, so hatte man ganz entgegengesetzte Ideen. Ein Monarchist wußte genau, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt, und ein Republikaner ebenso genau, daß er von ihm abstammt. Der Monarchist mußte von der Revolution mit Abscheu, der Republikaner verehrungsvoll sprechen. Es gab Namen, wie Robespierre und Marat, die man mit andächtiger Miene, andere wieder, wie Caesar, Augustus, Napoleon, die man nur unter Schmähungen aussprechen durfte. Bis auf unsere Sorbonne war diese naive Art der Geschichtsauffassung verbreitet.

Heute verlieren gegenüber der Diskussion und Analyse alle Anschauungen ihr Prestige, ihre Angeln nützen sich bald ab, und nur wenige bleiben, die uns erregen könnten. Der moderne Mensch fällt immer mehr der Gleichgültigkeit anheim.

Wir wollen diese allgemeine Erschöpfung der Anschauungen nicht allzusehr bedauern. Daß sie ein Entartungssymptom im Völkerleben ist, ist unbestreitbar. Gewiß haben die Seher, Apostel, Führer, kurz die Ueberzeugten, eine ganz andere Gewalt als die Verneiner, Kritiker und Indifferenten, aber wir dürfen nicht vergessen, daß, wenn durch die gegenwärtige Macht der Massen eine einzelne Anschauung genug Prestige erlangte, um zur Geltung zu gelangen, sie bald eine solche tyrannische Gewalt besäße, daß sie alles sogleich beugen würde und die Zeit der freien Diskussion für lange vorüber wäre.

Streiflichter.

„Hochverrat.“ Es war am 23. Juli 1904, dem 11. Verhandlungstage des berühmten *Königsberger Geheimbund-Prozesses*, als ein junger Berliner Rechtsanwalt, der vierte und letzte unter den Verteidigern, seine glänzende Rede hielt, die eine vernichtende Kritik des russischen Absolutismus darstellte. Der damals nur als Sohn seines Vaters bekannte Dr. *Karl Liebknecht* — denn um ihn handelte es sich — äußerte sich zur Frage des Hochverrats u. a. dahin:

„Jede politische Partei bei uns verfolgt ihre Ideale und sucht eine Abänderung der Verhältnisse herbeizuführen. So hat Professor v. *Jagemann*, der frühere Bundesratsbevollmächtigte, Vorschläge gemacht, wie die Bundesfürsten wieder in Deutschland eine absolutistische Verfassung schaffen könnten. Wir haben nicht gehört, daß der Herr Professor verhaftet worden ist wegen Hochverrats gegen Deutschland. Niemand denkt daran, alle jene, die das *Reichstagswahlrecht* ändern wollen, als Hochverräter zu bezeichnen . . .“

Die Augen der ganzen Kulturwelt waren damals auf Königsberg gerichtet, wo der Zeuge Professor v. *Reußner* u. a. so haarsträubende Schilderungen von den Zuständen ihrer russischen Heimat gaben; der Prozeß gegen die zahlreichen „Hochverräter“ aber verlief wie das Hornberger Schießen, und die gar zu diensteifrige deutsche Justiz war um eine Blamage reicher!

Wiederum stand neulich die deutsche Justiz — und zwar deren höchste Stelle — im Mittelpunkte des Interesses bei dem, vorläufig jüngsten, Hochverratsprozeß gegen — Dr. Liebknecht. Die Rollen waren vertauscht; der Advokat als Angeklagter, und sein Mitverteidiger von Königsberg her, der bekannte Sozialist Rechtsanwalt Haase, jetzt einer der Verteidiger Liebknechts. Der Ausgang dieses Prozesses aber war derart, daß die „Frankfurter Zeitung“ mit Recht schreiben konnte:

„Man hat kein Recht, die subjektive Ueberzeugung der Richter in Frage zu ziehen. Aber daß hier ein *schwerer Justizirrtum* vorliegt, ist uns klar, und Tausende werden derselben Ueberzeugung sein.“

Das Urteil des Reichsgerichts hat uns um das neue Delikt einer rein theoretischen „Vorbereitung“ zum Hochverrat bereichert, woraus dann mit Geduld und — Scharfsinn ein Delikt praktischer, d. i. greifbarer Art geknetet wurde. Wir wissen jetzt, wie man juristisch ein „*bestimmtes* hochverräterisches Unternehmen“ konstruiert: Situationen, deren Möglichkeit der Autor theoretisch erörtert, ohne daß er sie gewaltsam herbeiführen kann oder will, werden in jenen Begriff einfach miteinbezogen, dann stimmt es gleich! Im letzten Kapitel seiner beschlagnahmten Broschüre entwickelt Liebknecht seine Vorschläge, in denen also der Hochverrat liegen mußte. Er sagt darin:*)

„Welche Mittel der Propaganda haben wir nun in Deutschland einzuführen oder zu vervollkommnen, wobei als *selbstverständlich vorauszusetzen* ist, daß die gesetzlichen Grenzen innegehalten werden sollen, so daß die Frage einer Propaganda *im Heere selbst* hier von vornherein auszuscheiden hat.“

Immer wieder betont L., daß er seine Propaganda „in gesetzlich nicht zu beanstandender Weise“ gestalten will, wie er ja auch mündlich immer wiederholte, er wolle „im Rahmen der Gesetzlichkeit und der gesamten sozialistischen Propaganda“ bleiben. Auf diesen Willen aber kommt es sehr wesentlich an, weil man dem Angeklagten gewaltsame Absichten nach Art Hervé's unterlegte, entgegen dem klaren Sinn und Wortlaut seiner Broschüre! In ihr entwickelt er sein positives Ziel mit den Worten:*)

„Die Agitation wird *nirgends direkt oder indirekt zu militärischem Ungehorsam* auffordern dürfen, sondern ihren Zweck vollständig erfüllen, wenn sie Klarheit über das Wesen des Militarismus und seine Rolle im Klassenkampf schafft,

*) Ich zitiere nach der „*Frankf.* Ztg.“ vom 12. Oktober cr., Abendblatt.

und wenn die Empörung und der Abscheu gegen ihn durch wirksame Darstellung seiner volksfeindlichen Eigenschaften und Taten erweckt werden. Wo die Gesetze es zulassen, werden Hauptträger dieser Propaganda die Jugendorganisationen sein müssen . . ."

Also wieder ausdrückliche Ablehnung jeder Art von Gewaltsamkeit, und erneute Betonung eines nur gesetzlich erlaubten Vorgehens. Schon im Militarismus selbst glaubt er dessen eigenes Auflösungsmoment zu finden; er meint, die antimilitärischen Ideen würden allmählich durch weiteres Umsichgreifen den Kriegsgeist derartig zermürben, daß er an sich selbst zu grunde gehen müsse, wodurch jede Gewaltanwendung überflüssig werde. Was Liebknecht bei besonderen Komplikationen für möglich hält, und was eventl. die mehr oder minder entfernte Konsequenz seines Strebens sein könnte, das kommt hier um so weniger in Betracht, als weder die Ziele selbst, noch die Mittel zu ihrer Erreichung nach Obigem gesetzlich unerlaubt sind. Dr. Liebknecht darf selbstverständlich offen erklären, sein Ziel sei Abschaffung der Monarchie und Einführung der Demokratie; er darf auch dem Militarismus als solchem ein baldiges schnelles Ende wünschen und für letzteres Propaganda machen — sofern er sich vor gewaltsamen Theorien oder Taten hütet. Die Aeußerung der Anklage, er wolle mit Gewalt, „wie nicht anders möglich," den Militarismus bekämpfen, muß direkt als naiv bezeichnet werden; einschneidende Umwälzungen in der Weltgeschichte haben sich vielfach gewaltlos vollzogen, und schon mancher kluge Führer hat der Revolution dadurch das Haupt abgeschlagen, daß er sich an ihre Spitze stellte!

Treffend bemerkte Rechtsanwalt Hezel, wenn man die Agitation des Angeklagten für gefährlich halte, so möge man sie gesetzlich verbieten. „Mögen Sie moralisch empört sein, juristisch ist die Schrift nicht zu fassen!"

Aber, deduziert das hohe Reichsgericht, der Angeklagte predigt die Gewalt, weil er einen möglichen Staatsstreich von oben eventl. mit Gewalt verhindert wissen will, wie er sans phrase ausspricht. Ueber diese Weisheit der greisen Richter wird man erstaunt sein dürfen! Setzen wir einmal den Fall eines Staatsstreiches von oben, dann läge zweifellos eine gewaltsame, widerrechtliche Handlung vor, und jeder Widerstand dagegen wäre im Sinne einer Aufrechterhaltung der Verfassung, also direkt das Gegenteil des gesetzlich Unerlaubten! Welch' seltsame Begriffsverwirrung spukt hier unheilvoll am höchsten juristischen Hofe!?

Der Gedanke vollends, die Sozialdemokratie im allgemeinen und Dr. Liebknecht im besondern wolle Frankreich zu einem Angriffskriege gegen Deutschland reizen, ist derart absurd und verstößt so sehr gegen das Wesen der Partei wie gegen Wort und Schrift des Dr. L., daß weiteres hierüber zu sagen fast banal wirken muß. Trotzdem hat es die Anklage fertig gebracht, solches zu behaupten, und im Plaidoyer des (an sich hochverdienten) Oberreichsanwalts findet sich die erheiternde Stelle: Wenn Liebknecht schreibe, die Zeit eines Kriegsausbruchs sei die ungünstigste für einen Militärstreik, so sei das offenbar ein Druckfehler — es müsse „günstigste" heißen.

Interessant war auch Bebels Aeußerung: „Wir haben nie eine Gefahr für Liebknecht vorausgesehen, sondern eher für andere." Was hätte wohl ein so hitziger Kopf wie Treitschke heutzutage zu gewärtigen? Und der große Immanuel Kant, der im Prozeß L. gleichfalls eine Rolle spielte („Zum ewigen Frieden" I. Abschnitt, Art. 3 und 5), hätte wohl heute wegen Vorbereitung einer bestimmten hochverräterischen Handlung ein Jahr Zuchthaus (das Mindestmaß dieser Strafart) verwirkt.

C. L. S.

Reichtum verpflichtet. „Nun ist auch die letzte der noch von Gutenberg, dem Erfinder der Buchdruckerkunst, eigenhändig hergestellten Bibeln ins Ausland gewandert. Ein reicher Amerikaner hat sie für das — — Museum in — — angekauft."

„Die Kunstsammlung des verstorbenen Bankiers — —, die mehrere der berühmtesten Gemälde enthält, ist von den Erben an den amerikanischen Milliardär — — verkauft worden."

„Der amerikanische Multimillionär — — läßt auf dem — — Berg eine große Sternwarte erbauen, die u. s. w."

So oder ähnlich berichten uns immer wieder die Tageszeitungen. Und jedesmal fragen wir uns, wie kommt es nur, daß gerade die Reichen in Amerika soviel Geld für gemeinnützige Zwecke übrig haben, bei uns aber selten sich einer findet, der es ihnen gleich tut?

Ja, wie kommt es?

Ueberlegen wir einmal, wie drüben in Amerika Reichtümer entstehen und wie bei uns.

Bei uns besteht Reichtum meist in Landbesitz, der von Generation zu Generation vererbt und nur in wenigen Fällen erst vom heutigen Inhaber durch persönliche Tätigkeit erworben ist. Anders in Amerika. Wer da reich ist, ist es fast immer durch eigene Tüchtigkeit und Arbeit. Vererbte Reichtümer sind in diesem jungen Lande noch verhältnismäßig selten. Dieser Unterschied ist wesentlich.

Ein Mann, der einmal unbegütert war und erst reich geworden ist, schätzt den Reichtum selten allzusehr, nie jedenfalls so hoch wie seine Arbeit, durch die er ihn erworben hat und jederzeit wieder erwerben kann, wenn er ihn verlieren sollte. Zudem fürchtet er einen solchen Verlust gar nicht allzusehr, weiß er doch aus Erfahrung, daß arm sein gar kein so fürchterliches Unglück ist. Er wird also nicht mit jeder Faser seines Wesens an seinem Golde hangen und wird auch der Allgemeinheit etwas zukommen lassen. Umsomehr als er — mitten im öffentlichen Leben stehend — für die öffentlichen Angelegenheiten auch Interesse und Verständnis haben wird.

So die Reichen in Amerika.

Ganz anders der Mann, der seinen Reichtum ererbt hat. Im Wohlleben sorglos aufgewachsen, fürchtet er nichts mehr als die Armut und den Verlust seines Reichtums. Ihm, der noch nicht durch eigne Arbeit bedeutende Werte geschaffen hat, erscheint der Reichtum als etwas Unersetzliches, als etwas, das einmal verloren, nie wieder eingebracht werden kann. Darum hütet er ihn sorgfältig, widersetzt sich jeder Minderung, ist karg und zugeknöpft bis obenhin.

So die reichen Leute bei uns.

Scheinbare Ausnahmen bestätigen auch diese Regel. Es giebt auch bei uns hin und wieder einen reichen Mann, der Geld für die Allgemeinheit übrig hat, ebenso wie man „drüben" hin und wieder einen Millionär mit zugeknöpften Taschen findet. Aber bei näherem Zusehen wird man immer wieder finden, der Freigebige hat sein Geld selbst erst erworben, der Karge hats ererbt.

Und die Moral von der Geschicht'?

Ein neuer Grund für eine Reform unseres Erbrechts, das nicht blos ungerecht ist, indem es der Allgemeinheit etwas vorenthält, das sie mit geschaffen hat, sondern auch, wie man sieht, den Charakter verdirbt.

Otto Schulz.

Bücherschau.

Dr. Konrad Küster, Gesammelte Schriften Band II. Die Bekämpfung der Konfessionen durch Religion. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1907. Mk. 1,50, geb. 2,—.

Die hier durch das Band eines geschickten Titels aneinander gereihten Aufsätze des verdienstvollen Gesellschaftsreformers sind verschiedenen Anlässen der letzten Jahrzehnte entsprungen und seinerzeit in der Allg. Deutschen Universitäts-Zeitung erschienen. Ein verständiger, ruhiger und vorurteilsfreier Geist nimmt hier Stellung zu den an die Namen Egidy, Nietzsche, Delitzsch u. a. m. geknüpften religiösen Bewegungen. Das Büchlein kann zur Orientierung über diese Fragen empfohlen werden, wenn es auch eher Anregung, als systematische Belehrung bietet.

-nz-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Als ein Geschenkwerk von bleibendem Werte
von dem Ihre Kaiserlichen und Königlichen Majestäten
Wilhelm II. und Auguste Victoria
die Widmung anzunehmen geruht haben
erscheint im Verlage von
Leonhard Simion Nf. in Berlin SW 48, Wilhelmstr. 121
und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Glückliche Stunden

Entdeckungsfahrten in den elektrischen Ozean
Gemeinverständliche Vorträge von

A. SLABY

Dr. ing. h. c., Professor an der Technischen Hochschule zu Berlin

Lexikon-Oktav.

ca. 500 Seiten auf Kunstdruck mit vielen Illustrationen
Preis: Geheftet M. 14,—, gebunden M. 16,—.

Die Entstehungsursache dieser bedeutsamen Veröffentlichung, die bei jedem Gebildeten ein grosses und tiefgehendes Interesse beanspruchen darf und sicherlich eine der besten literarischen Erscheinungen der letzten Zeit bilden wird, geht am klarsten aus der nachfolgenden Vorrede des allseits bekannten und beliebten Verfassers hervor:

Diese Vorträge sind entstanden aus eigenartiger Veranlassung. Sie entstammen Unterhaltungen mit Seiner Majestät dem Kaiser auf Spaziergängen in den herbstlichen Wäldern der Schorfhaide, oder bei der Abendtafel in dem stillen Hubertusstock. Alljährlich im Frühjahr durfte ich sodann in zusammenfassenden Vorträgen das Besprochene durch Experimente in meinem Laboratorium an der Technischen Hochschule eingehender erläutern oder an ausgeführten Anlagen demonstrieren. Zu diesen Vorträgen zog Se. Majestät nicht selten einen grösseren Kreis von Damen und Herren aus der Allerhöchsten Umgebung hinzu. Niemals fehlte Ihre Majestät die Kaiserin, welche das Interesse Ihres hohen Gemahls wie für alle künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, so auch für Naturwissenschaft und Technik teilt und es nicht verschmäht, tiefer in den Zusammenhang einzudringen, als es Damen im allgemeinen zugemutet werden darf. Beweis dafür ist mir ein interessantes Erlebnis. Nach einem regnerischen Vormittag in Hubertusstock fragte mich Ihre Majestät, womit ich die Zeit ausgefüllt hätte. „Mit Nichtstun" musste ich erwidern. „Ich", sagte die hohe Frau, „habe Ihren gestrigen Vortrag für einen meiner Söhne aus der Erinnerung niedergeschrieben".

Die Entstehungsursache erklärt Form und Umfang der Vorträge, von denen jeder einen in sich abgeschlossenen Inhalt haben musste. Wiederholungen sind tunlichst vermieden; wo es der Zusammenhang forderte, habe ich dazu meist neue experimentelle Hilfsmittel herangezogen. Einige verwandte Vorträge wurden am Schluss in dem Kapitel „Abseits vom Wege" vereinigt.

„Glückliche Stunden" habe ich dies Buch benannt aus einem dreifachen Grunde. Nicht selten glückte es, für die Technik brauchbare Anregung zu finden, durch Kaiserliche Huld ward meinem bescheidenen Wirken ein unerwarteter Inhalt zuteil, und das Glück der freundlichen Stunden in dem hohen Familienkreise strahlte auf mein eigenes Leben zurück.

Heringsdorf, den 15. September 1907. **Der Verfasser.**

Stilistisch glänzend geschrieben in allgemeinverständlicher Sprache und doch mit wissenschaftlicher Tiefe, illustrativ hervorragend ausgestattet, enthält das Buch folgende Vorträge:

INHALTS-VERZEICHNIS

Entdeckungsfahrten.

Abseits vom Wege.

Das vorliegende Werk wird zweifellos jedem Gebildeten willkommen sein und jederzeit gern gekauft werden. Ein Leser empfiehlt es dem anderen!

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Freitag, den 8. November, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag Rechtsanwalt Dr. Hans Simon: „Die rechtliche und sittliche Unterhaltspflicht." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 14. November, 8¼ Uhr abends, Unter den Linden 16, III. Zweiter Lese- und Diskussionsabend unter Leitung von Professor Dr. Bruno Meyer: „Die Ethik und die Frauen" in Anleitung an „Die Stellung der Frauen", Schlußkapitel in W. E. H. Lecky's „Sittengeschichte Europas" (Uebers. von H. Jolowicz, Leipzig und Heidelberg 1870). Eintritt frei. Gäste willkommen.

Mittwoch, den 27. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortrag: Prof. Dr. Bruno Meyer: „Friedrich Albert Lange und der Materialismus". Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, III, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 128 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Sonntag, den 1. Dezember, abends 7 Uhr, Greifswalderstraße 221—223 (Union-Festsäle). 26. Unterhaltungsabend der Oeffentlichen Lesehalle. Klavier: Herr Dr. James Simon. — Gesang: Fräul. Lotte Calé. — Rezitation: Frau Dr. J. Simon. — Violine: Herr Konzertmeister Luigi Feinland. Eintritt 30 Pf.

Sonnabend, den 7. Dezember
Sonntag, den 8. Dezember
Montag, den 9. Dezember
} Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K. in Berlin

Näheres Programm folgt (s. a. unter Eth. Bewegung.)

Freitag, den 13. Dezember, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Montag, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Jahresschlußfeier und Vortrag des Herrn Geheimrat Prof. W. Foerster.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Humanistische Gemeinde.

Sonntagsvorträge von Herrn Dr. R. Penzig.

Vorm. 10¼ Uhr, Niederwallstr. 12

Zyklus:

Der Humanismus unserer Klassiker

Sonntag, d. 3. November u. Sonntag, d. 17. November:

Johann Gottfried Herder

(Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.)

Eintritt frei. — Gäste willkommen.

Reinhold Müller, Vorsitzender.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. November 1907.	Nr. 22.

Inhalt:

**Wir bitten die letzte Seite
(Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!**

Weltliche und geistliche Wissenschaft.

Subjektiver Wahrscheinlichkeiten gibt es unendlich viele; die objektive Wahrheit kann nur eine sein. Das fordert das unverbrüchliche logische Gesetz menschlichen Denkens. Die Philosophie versteht unter objektiver Wahrheit die Uebereinstimmung von Denken und Sein; anders ausgedrückt, sie gestattet die Folgerung aus einem: „Anders kann etwas nicht gedacht werden, es muß so sein" zu dem (immerhin gewagten) Satz: „Also ist es so." Die Legitimation dazu holt sie sich aus der Uebereinstimmung aller Normaldenkenden. Außerhalb der mathematischen Wahrheiten (die nur formale Geltung haben) gibt es nur Wahrscheinlichkeiten, größere oder geringere Annäherungen an die Wahrheit. Diese selbst aber bleibt ein jenseits des Erdenhorizonts strahlender Nordstern, auf den sich die Magnetnadeln der ganzen Wissenschaftswelt unablässig richten.

Für alle Wissenschaft ist also Wahrheit Ziel oder Ideal, die in der Zukunft, bezw. Unendlichkeit liegen. Umgekehrt: eine Lehre, die den Besitz einer ewig giltigen Wahrheit für sich in Anspruch nimmt, einer Wahrheit, die ihr in der Vergangenheit durch Offenbarung oder Geschichte ein für allemal übermittelt worden wäre, ist keine Wissenschaft.

Demnach kann es im strengen logischen Sinne eine „geistliche Wissenschaft," die sich eben auf Offenbarung beruft, nicht geben.

Verschleiert wurde diese heute beinahe als banale Selbstverständlichkeit wirkende Erkenntnis durch mancherlei Umstände. Zu allererst durch die historische Entwicklung, die unter priesterlicher Leitung das „Wissen von Gott und göttlichen Dingen" unendlich viel höher bewertete, als ein Wissen von der Welt; so hat sich von der Gottesgelahrtheit erst langsam allerlei weltliche Erkenntnis abgespaltet. Ferner aber hat es die Theologie von jeher vortrefflich verstanden, das eigentlich bereits erreichte, also im Rücken der Vorwärtswollenden liegende Ziel durch künstliche Scheinwerfer wieder nach vorn zu projizieren. Aus dem einfachen Kennenlernen der Botschaft von der geschichtlich vollzogenen Erlösung wurde eine durch eigene Arbeit anzueignende Glaubenstat. Gott hatte zwar durch seine „Offenbarung" der Wissenschaft von Gott ihre unendliche Aufgabe vorweggenommen, aber nun galt es wieder, diese Offenbarung erst richtig verstehen zu lernen. Die Theologie ergab sich darein, eine „historische" Wissenschaft zu heißen in demselben Augenblicke, wo sie mit dem transzendenten Offenbarungsbegriff die Geschichte durchbrach. Aber sie wachte ängstlich darüber, in ihren „Forschungs"-Methoden, ihrem ganzen Aufbau und Habitus von der eigentlichen „Wissenschaft" nicht allzusehr abzustechen. Auch eine Art Mimicry.

Die Wissenschaft hat sie bisher gewähren lassen. Nachdem sie sich in schweren Kämpfen das Recht freier Forschung erkämpft hatte, ging sie ihren eigenen Weg, ohne viel nach der kirchlich gefesselten Gefährtin umzuschauen. An der Universitas literarum fand die theologische Fakultät weitherzige Duldung.

Man kann zweifeln, ob diese Nachsicht gerechtfertigt war. Aber eine Voraussetzung dafür gab es sicherlich. Man ließ sie gewähren, solange sie selbst den Frieden nicht störte. Diese Neigung mußte sie ja leider haben. Wie der römische Katholizismus folgerichtig behauptet, muß der in Gottes Ratschluß und Willen Eingeweihte erst recht in weltlichen Dingen entscheidende Autorität beanspruchen dürfen. Vom Standpunkt der Kirche mit ihrer geistlichen Wissenschaft ist also die weltliche Wissenschaft die nur Geduldete. Es ist völlig klar, daß dieser Zustand schließlich unhaltbar ist. Er war es immer, und nur die Angst vor der unausbleiblichen reinlichen Scheidung hat das Elend dieser Zweiseelentheorie auf den Höhen der Wissenschaft zu Jahren und Jahrhunderten kommen lassen.

Syllabus und Enzyklika Pius X. mit ihrer endgiltigen Absage an die Halbheit der Versöhner zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft haben nun den faulen Frieden gründlich zerstört. Wer — nach den Eingangsworten der Enzyklika: Pascendi dominici gregis — die Herde des Herrn zu weiden hat, der kann nicht gleichgiltig zusehen, wie das giftige Unkraut moderner Wissenschaft seine Schützlinge bedroht. Der Kölner Erzbischof Kardinal Fischer handelte also nicht nur gehorsam der päpstlichen Autorität, sondern auch als gewissenhafter und treuer Oberhirte, wenn er seinen künftigen Priestern das Naschen vom Baume wissenschaftlicher Erkenntnis verbot. Sein Vorgänger, Kardinal Krementz, hatte ebenso im Winter 1893/94 die

Schließung des kirchenhistorischen und des dogmatischen Seminars in Bonn durchgesetzt und einem Mitgliede der Fakultät mit dürren Worten den Standpunkt der Kirche dahin erläutert, ihr sei es gar nicht um eine wissenschaftliche Vorbildung des Klerus zu tun, die nur unnötigen Zeitverlust bedeute, sondern es genüge, wenn der Priester das zur Seelsorge Notwendige wisse. (Vergleiche Dr. Schroers, Kirche und Wissenschaft. Zustände an einer neuen katholisch-theologischen Fakultät. Bonn 1907.)

Mit welchem Rechte soll nun etwa der Staat seine weltliche Wissenschaft Leuten aufdrängen, die davon keinen Gebrauch zu machen gewillt sind, ja, die in den kirchlichen Konvicten unter dem Namen von Repetitionen mittelalterliche Scholastik als Gegengift gegen die moderne Wissenschaft verabfolgen? Soll der Staat wieder einmal den widersinnigen und kläglichen Versuch machen, einen Staatskatholizismus gegen den Kirchenkatholizismus auszuspielen? Fast scheint dies der Rat zu sein, der von protestantischer Seite dem Kultusminister zugeraunt wird. So schreibt Pfarrer Traud im Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen:

„Noch regiert nicht der Papst zu Rom über preußische Fakultäten, noch lebt im katholischen Volke selbst die Achtung vor der geistigen Höhe der Forschung. Deshalb sagen wir: es ist ein historischer Augenblick voll Entscheidung für die preußische Regierung. Wird sie dem Fanatismus und der undeutlichen Furcht vor der Wissenschaft im katholischen Lager den Krieg erklären und damit bei hunderttausend Katholiken ein fröhliches Echo wecken? Oder wird der Staat sich zum Büttel der Hierarchie herab erniedrigen? Das ist eine Frage zum Reformationsfest."

Ich meine, es gibt noch eine dritte Möglichkeit; eine Möglichkeit, die endlich, endlich einmal die reine und glatte Lösung dieser Jahrtausende alten Konflikte mit sich bringen würde — die aber leider durch die anscheinende Nachgiebigkeit des Erzbischofs nur wieder verzögert werden dürfte. (Daß ein temporäres Nachgeben einer Kirche, die sich in dem Tolerari posse einen bequemen Unterschlupf bei Fährlichkeiten gesichert hat, sachlich völlig wertlos wäre, liegt auf der Hand!). Diese Möglichkeit heißt: Endgiltige Schließung der katholisch-theologischen Fakultäten und Entfernung der „geistlichen Wissenschaft" aus der weltlichen Universitas literarum. Das Reformieren der Kirche möge der Staat nur ruhig und vertrauensvoll den „hunderttausend Katholiken" Trauds überlassen, die eine Herabdrückung ihrer Führer zu geistiger Minderwertigkeit angeblich nicht dulden mögen. Er hat genug an sich selbst zu reformieren, indem er aus seinem gesamten Unterrichtswesen von der Volksschule bis zur Universität endlich den konfessionellen Fremdkörper und ewigen Krankheitserreger ausschaltet. Mag geistliche Wissenschaft in kirchlichen Religionsunterricht, in Klosterschulen und Konvikten gelehrt werden für diejenigen, die ein Bedürfnis danach empfinden: in das staatliche Unterrichtssystem gehört nur weltliche Wissenschaft.

Ein solcher energischer Schritt wäre übrigens keineswegs unerhört. Als im Anfang des 19. Jahrhunderts der Generalvikar von Droste-Vischering zu Münster seinen Diözesanen den Besuch der Vorlesungen des Professor Hermes in Bonn untersagte, da schloß der Oberpräsident von Westfalen kurzer Hand die katholisch-theologische Fakultät zu Münster, am 8. April 1820. Mangel an Konsequenz — der ewige Fluch, der auf dem preußischen Staatswesen lastet, das noch immer nicht den unseligen Irrtum erkannt hat, im Altar die Stütze des Throns zu sehen — hat dann bekanntlich später trotz Verschärfung des Streites bis zur Gefangennahme des Kölner Erzbischofs zu unrühmlichster Niederlage des Staates geführt. Aber notwendig war das nicht. Nur klare Erkenntnis der staatlichen Notwendigkeiten und ein fester Wille, der ohne jede Härte, aber unbeugsam den Unterricht auf die weltliche Wissenschaft wie „auf einen rocher de bronce stabilisiert," kann zum Ziele führen.

Wird Herr Kultusminister Holle dieser Reformator des staatlichen Unterrichtswesens sein? — R. P.

Zum Problem der Ehescheidung.

Von Else Mücke.

Wenn ich mit einigen Worten gegen Gabriele Reuters „Problem der Ehe" hervortrete, so geschieht es nicht in der Absicht, diesem feinsinnigen, von tiefer Erkenntnis der menschlichen Unzulänglichkeit zeugendem Buch irgendwie zu nahe zu treten. — Ich möchte nur einen springenden Punkt darin berühren, der mich zu starkem Widerspruch aufreizte. — Ich darf ihn wohl aus dem Vielen heraus als einen springenden Punkt bezeichnen, da er die energische, von tief einschneidender Bedeutung erfüllte Forderung enthält: Erleichterung der Ehescheidung.

Ich meine, daß in dieser Forderung Gabriele Reuter erst recht mit der Anständigkeit, Idealität und Konsequenz der Menschennatur rechnet, und daß die Erfüllung derselben wiederum zumeist nur den Leichtfertigen zu gute käme. —

Wenn Gabriele Reuter meint, daß eine Ehe, die einen oder beide Teile zur Unwahrheit, Häßlichkeit rc. verleitet, geschieden werden soll, ohne Rücksicht auf das Kind, so liegt meines Erachtens ein großer Irrtum in dieser Forderung.

Es gibt einen anderen Weg — ich will später darauf zurückkommen — auf dem wir den Erniedrigungen unseres Ichs entgegentreten können, ohne einen Bund zu zerreißen, der von hoher Bedeutung für das Kind ist. —

Keine Mutter hat das Recht ihrem Kinde den Vater zu nehmen, so wenig wie der Vater ihm die Mutter rauben darf.

Für uns selbst haben wir ein Recht einzutreten; aber wir haben kein Recht, über das Haupt unseres Kindes hinweg Entschließungen zu treffen, die ihm das Elternhaus nehmen.

Nicht wir Gewordenen, das Werdende hat das stärkere Recht an das Leben, dem wir uns beugen müssen. —

Anstatt der Forderung: Erleichterung der Ehescheidung, müßte vielmehr immer und immer wieder die Forderung gestellt werden: erzieht euch, um eures Kindes willen, zur größten Selbstzucht, die es unmöglich macht, in Gegenwart des Kindes Disharmonieen oder sonstige Niedrigkeiten im Leben der Eltern zu offenbaren. Gewiß wird ein feinfühlendes Kind auch dann noch, wenn ihm alle Uneinigkeit im Leben der Eltern ferngehalten wird, fühlen, daß das Beste und Höchste fehlt, das wie ein Fluidum von der innigsten Seelengemeinschaft der Eltern ausstrahlt und jenen echten Sonnenschein verbreitet, in dem die kindliche Seele am schönsten heranreift, am lieblichsten sich entfaltet.

Aber von zwei Uebeln ist doch das kleinere zu wählen.

Denn in einer getrennten Ehe, wo das Kind ohne Schutz des Vaters oder ohne Liebe der Mutter aufwachsen soll, da wird in sein junges Dasein schon die ganze Zerrissenheit des Menschentums hineingetragen. Vor seine großen, fragenden Augen werden Rätsel gestellt, die sein Geist nicht zu erfassen vermag, die es ängstigen, quälen müssen und zu den tiefsten Konflikten führen. Das Kind wird in den meisten Fällen an beiden Eltern mit der gleichen Liebe und Zärtlichkeit hängen, wenn diese selbst auch ohne jede Seelenharmonie, ja mit gänzlich erloschener Sympathie sich gegenüberstehen.

Was wollen Eltern dem verständnislosen fragenden Blick ihres Kindes antworten, das nach Vater oder Mutter bangend fragt?

Ob sie ein Märchen erfinden, ob sie dem Kinde die Wahrheit klar zu machen versuchen, immer wieder wird die Liebe und Sehnsucht des Kindes doch zu dem Vater oder Mutter eilen, und vor seiner jungen Seele erstehen all die häßlichen Zerrbilder des Lebens.

Die Bande des Blutes sind kein Spinngewebe, das ein Hauch zerreißt. Ehen, in denen es sich um die sittliche Gefährdung des Kindes handelt, wo einer der Teile sich

seiner elterlichen (nicht ehelichen) Pflichten unwürdig erzeigt, sind natürlich zu trennen.

Auch für kinderlose Ehen (einschließlich solche, in denen die Kinder gestorben sind) müßte eine rasche Lösung des Ehebundes angestrebt werden. Denn sobald Ehegatten sich darüber klar geworden sind, daß ihre Liebe den Anforderungen des Alltags und den gegenseitigen Schwächen nicht stand zu halten vermag, ist es Unrecht, (wo doch keine Pflicht gegen das Kind da ist), dieselben wie Galeerensklaven um jeden Preis zusammenhalten zu wollen. Solche Ehen bedeuten keinen festen Baustein zu der Kulturarbeit unserer Zeit. —

Ich gehöre wahrlich nicht zu denen, die in der Ehe „einen Bund des Himmels" sehen. Ich sehe aber in ihr eine Institution, die um des Kindes willen das Gesetz zu schützen hat bis zu den äußersten Konsequenzen. —

Nicht aus einer leichteren Trennung der Ehen wird eine neue, sittliche Kraft und Erhebung sich vollziehen, nur aus einer Umgestaltung, aus der Erziehung des Menschengeschlechtes zu neuen Erkenntnissen über den wahren Begriff ehelicher Pflichten.

Nicht jener Begriff, der auch da noch, wo Liebe und Willen zueinander erloschen ist, fordert, die sexuelle Gemeinschaft als notwendiges Uebel fortzusetzen, die das feinfühlende Weib als Geschlechtswesen erniedrigt und oft leiden läßt bis zum Zusammenbruch ihrer Kräfte.

Davor, daß wir nicht durch das Zusammenleben mit dem anderen wie Gabriele Reuter sagt: „erbärmlich, boshaft, grausam und schlecht" werden, können — müssen wir uns selbst bewahren, indem wir die sexuelle Gemeinschaft aufheben, des Besitzrechtes des einen auf den anderen uns entäußern und nur noch der gemeinsamen Aufgabe der Erziehung des Kindes leben, das Elternhaus ihm erhalten, das zu rauben wir gar kein Recht haben. — Auch ich will mich aller Ueberschwenglichkeit enthalten, will nicht mit Ellen Key von jener himmelstürmenden Liebe sprechen, deren nur Ausnahmemenschen fähig sind, will nur von dem starken kraftvollen Willen der Zuneigung zu einander reden.

Von jener Zustimmung, die aus den Tiefen unseres Wesens entspringt, und jeden Tag des Lebens neu aus sich selbst erzeugt wird. Die beständige Aeußerung des Willens nach Vereinigung, die allein die sittliche Grundlage der Ehe sein muß.

Wo dieser Wille erloschen ist, muß — wenn anders sich die Ehe zu höherer Vollkommenheit entwickeln soll — das geschlechtliche Zusammenleben der Gatten aufhören, ohne aber das Gebäude zu zerstören, in dem die ihrem Bunde entsprossenen Wesen Schutz finden müssen. —

An Stelle der Lüge, des geduldigen Hinnehmens entwürdigenden Sklaventums, muß Freiheit und edle Wahrhaftigkeit treten.

Haben Ehegatten, oder auch nur der eine Teil, nicht mehr den Trieb zum andern, so muß in der Ehe der Zukunft der andere Teil die Größe der Entsagung lernen.

Der Mann soll nicht mehr glauben, weil er der Ernährer der Familie ist, das Recht zu haben, das Weib zur Dirne zu erniedrigen, die ihm dienen muß, weil er sie erhält. (Wenn übrigends die Bewertung der Hausfrauenarbeit, die von Frauenrechtlerinnen angestrebt wird, durchgeführt würde, so ergäbe es sich, daß in den meisten Fällen, wo die Frau nicht ohnedies durch ihr Vermögen oder eigenen Erwerb zum Haushalt beisteuert, die Leistungen der Frau die Wage halten zu dem, was der Mann ihr dafür dietet.) Der Mann muß erkennen lernen, daß vor dem Feinsten und Besten im Weibe der Engel mit dem flammenden Schwert steht, der jedem den Eingang wehrt, dem nicht das Recht wurde, oder der es verscherzt hat, in das Paradies der Weibesseele einzudringen.

Aber nicht nur der Mann, auch das Weib muß sich zu dem Stolze erziehen, der eine Bettlergabe verschmäht. Und wäre ihr ganzer Sinn durchglüht von Liebe zu dem Mann, sie darf die innigste Gemeinschaft mit ihm nicht suchen und begehren, sobald sie fühlt, daß kein starker Wille zu ihr in ihm lebt. Denn ist auch des Mannes Triebleben bei weitem stärker auf Sinnlichkeit basierend, und wird er auch selten leiden wie ein sensitives, feinfühlendes Weib unter erzwungener ehelicher Gemeinschaft, so wird doch auch in seinem Triebleben jenes Gefühl des Zwanges, der Unfreiheit, in das er sich durch den alten, angefaulten Begriff ehelicher Pflicht hineinversetzt fühlt, oft genug einen Groll erzeugen und Widerwillen heraufbeschwören. Könnte man eine Statistik darüber aufnehmen, man würde finden, daß die schwersten ehelichen Konflikte, die scheinbar oft nur aus der Verschiedenheit der Charaktere hervorzugehen schienen, ihren tiefsten Ursprung in diesem heimlichen Widerwillen haben.

Und aus solcher bald gegenseitigen, bald nur von der einen Seite her störenden Unlust erzeugt man das Kommende. — —

„Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf." Aber aus einem Bunde der Erniedrigung, der Widerwillen, oft vielleicht heimlichen Haß des Unterdrückten mit der rohen Gewalt des Fordernden erzeugt, kann kein vollkommeneres Wesen entstehen, als wir selbst sind.

Außer acht lassen möchte ich nicht das „fragliche Moment" des Fortbestehens sexueller Anziehung in der Ehe, da, wo die Konflikte sich derart zugespitzt haben, daß man an Scheidung denkt; wo die Verschiedenheit der Charaktere, vielleicht auch die Minderwertigkeit des einen oder anderen Teils zu dunklen Ehetragödien geführt hat. Auch in diesen Fällen kann nur die Forderung bestehen bleiben: Selbstzucht um des Kindes willen. Schützt euch selbst vor Erniedrigung; denn das Gesetz kann nicht die Unerzogenheit Einzelner berücksichtigen, wo es sich um hohe Aufgaben handelt.

Ich sagte oben mit Absicht „fragliche Moment," denn ich glaube nicht daran, daß eine wirklich aus den Tiefen unseres Wesens herausgeborene sexuelle Anziehung in der Ehe fortbestehen kann, wenn unser tiefstes Sein sich längst von dem anderen loslöste. Es wird dann oft — sehr oft nichts weiter mehr sein, als das rein physikalische Gesetz des Beharrungstriebes, bei dem unser wahres Wollen ausgeschaltet ist; jenes Wollen, von dem ich bereits sagte, daß es die einzige sittliche Grundlage der Ehe sein muß. — —

Sobald Ehen, da, wo das Gefühl für einander erloschen ist, nur noch dem gemeinsamen Interesse der Erziehung des Kindes gewidmet sind, wo man sich der Heiligkeit und des vollgültigen Wertes dieser Lebensaufgabe bewußt ist, wo alles persönliche ausgeschaltet wird, kann von einer Erniedrigung, von all dem Schmutz und der Häßlichkeit unserer jetzigen, in sich zerfallenen Ehen nicht mehr die Rede sein. Sobald das Unrecht auf unsere Person erlischt, kann der eine Teil den anderen garnicht mehr erniedrigen. Und mit der neugewonnenen Freiheit werden auch viele widerwärtige Dämonen der menschlichen Natur in ihren Schlupfwinkel zurückkriechen.

Es wird vielleicht auf eine Zeit die Fortpflanzung des Geschlechtes dadurch mehr unterbunden werden. Vielleicht wird aber das Menschengeschlecht dafür sich rascher zu höherer Vollkommenheit entwickeln, wenn der Raum für den Einzelnen nicht mehr so eng bemessen ist, wenn der materielle Kampf nicht mehr die niedrigsten Triebe im Menschen zeitigt. Vielleicht werden dann auch die Ehen, die aus Nebenabsichten geschlossen sind, wieder seltener und die Menschennatur treuer, beständiger werden. —

Daß nur Schwärmer für „die freie Liebe" bei dem heutigen Stande der Menschheitsentwickelung einzutreten vermögen, ist richtig; denn sie würde den wilden Trieb der Ichsucht noch mehr kultivieren, als es ohnedies schon der

Fall ist. Solange das Gefühlsleben des Menschen unbeständig wie ein brandendes Meer ist, das in ewig wechselvoller Ebbe und Flut Sinne und Seele auf seinen gewaltigen Wogen trägt, können wir nicht als Lösung des sexuellen Problems die Worte setzen: „Folgt dem Zug der Liebe, so bedürft ihr keiner Gesetze.“

Denn eben diese Liebe erweist sich leider in den seltensten Fällen als sicherer Kompaß auf der Fahrt durch das buntbewegte Leben. —

Aber wir müssen lernen das Recht „der freien Liebe“ im festgefügten Rahmen der Ehe als *neuen Begriff ehelicher Pflicht* anzuerkennen. Das stolze, starke Recht der freien Hingabe und Verweigerung unseres Ichs auch in der Ehe, in der bisher dasjenige einfach zur *Pflicht* gestempelt wurde, was nach dem Willen der Natur ein *freies Geschenk*, die köstliche Perle in der Muschel der Liebe sein sollte, nicht aber der wertlose Kieselstein am Wege . . .

Gewiß steht es ja auch heut jedem frei, die eheliche Gemeinschaft aufzuheben, aber der alte, traditionelle Begriff von diesen Pflichten ist so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er Mut und Kraft unterbindet, sich frei zu machen von Erniedrigung, so daß man fast als Schuld empfindet, — was doch als Recht gelten muß. —

Nur wenige Ausnahmemenschen wagen links zu gehen, so lange alle anderen rechts gehen.

Jedenfalls wird aber einmal von all dem Gold, das jetzt in *Worten* verschwenderisch für neue Eheprobleme ausgegeben wird, nur das zur gültigen Münze geprägt werden können, das im Einklang steht mit jenem mystischen, undefinierbaren Etwas: dem Trieb bestimmter Individuen zueinander durch eine dunkle, geheimnisvolle Naturgewalt, durch die Sinne und Seele jenen wundersamen Bund eingehen, der das Liebesleben des Menschen adelt und in zitternden Schwingungen seine Tiefen durchzieht. Dieses mystische Etwas im Einklang mit der tiefen Erkenntnis der Pflicht, der heiligsten Rücksichtnahme auf das Kind, kann allein zu befriedigender Lösung neuer Eheprobleme führen,

Wie vor der Majestät des Todes der stärkste Wille sich beugen muß, so müssen alle Wünsche auf persönliches Glück schweigen vor der hehren Majestät einer Kinderseele. Um ihretwillen haben wir uns stündlich selbst zu erziehen, um fern von ihr zu halten, was die leicht Empfängliche verletzen kann. Dazu gehört in erster Linie, daß das Elternhaus, daß Elternliebe ihr erhalten bleibt. Und daß die Verworrenheit und Zerrissenheit unseres eigenen Lebens nicht in sein junges Dasein hineingetragen wird. Wenn auch in diesem Hause jener wundersame Strahl der Schönheit fehlt, der nur über den Kindern einer echten, starken Liebe schwebt, so muß doch die strenge Forderung gestellt werden, daß um des Kindes willen alles Häßliche aus ihm verbannt wird, und daß Ehegatten sich rücksichtsvoll begegnen, wären auch zwischen ihnen die Konflikte tiefgehendster Art. —

Diese Forderung ist kein „fabeln in himmelblaue Zukünfte“, es ist nur die gerechte Forderung, die an das rücksichtslos dahinstürmende Geschlecht unserer Tage zu stellen ist.

Gerade in unserer heutigen Zeit, wo der Boden so überaus fruchtbar dafür ist, ist man leider mit fast kindlicher Harmlosigkeit rasch zur Hand mit den „Los von Rom“-Schlagworten, ohne zu bedenken, daß aus dieser Saat recht wildes Unkraut sprießen kann.

Und in jenen Ehen, die nach der Devise geschlossen wurden: „er den Titel, sie die Mittel“ oder auf sonstige Berechnungen hin, in jenen Kompagniegeschäften, wo jeder Teil eben sehen muß, wie er auf seine Rechnung kommt, steht den Ehegatten erst recht nicht das Recht zu, wenn das Facit ihrer Berechnung ein enttäuschtes Leben ist, über das Haupt ihres Kindes hinweg Entschließungen zu treffen.

Leichtere Lösung des Ehebundes birgt sicher eine tiefe Gefahr in sich. Aber das Bewußtsein, durch die Ehe nicht mehr unveräußerliche Besitzrechte auf den anderen zu haben, durch die gewollt oder ungewollt ein Zwang auszuüben ist, wird jeden der beiden Teile veranlassen, die bei dem heut seelisch feinfühlenden, individuellen Menschen allerdings auch viel leichter verletzliche Liebe treuer zu hüten.

Auch liegt, wenn die Ehe nicht geschieden wird, immer noch die Möglichkeit vor, daß Ehegatten sich wieder zusammenfinden zu besserer, abgeklärterer Gemeinschaft, nachdem sie die Klippen erkennen lernten, an denen ihr Glück zerschellte. —

„Alles fließt.“ Auch wir werden täglich andere. Konflikte, die aus grundverschiedener Veranlagung herausgeboren wurden, die das Zusammenleben den beiden Teilen unerträglich erscheinen ließ, können nach Jahren, in denen wir selbst anders wurden, überbrückt werden.

Unergründlich wie die Sphinx ist ja die Menschenseele mit ihren unberechenbaren Wandlungen. Aber auch da, wo die Möglichkeit eines sich Wiederfindens ausgeschlossen ist, heißt es um des Kindes willen ausharren auf dem verlorenen Posten — Eigenglück.

Wer im Streit mit des Ichs begehrendem Wallen,
Und der Pflicht ernstheischendem Sollen
Der Siege schwersten sich errang:
Den Götzen — Ich — zu Boden zwang,
Wer *den* Titanenkampf bestand,
Einen Felsen im brandenden Meere fand.

Wären die Ehen leichter zu scheiden, wie viel öfter noch würde *ohne Rücksicht auf das Kind* ein Bund zerrissen werden, weil er dem eigenen, heißfordernden und begehrenden Ich unerträglich erscheint.

Und dem muß der Staat im *Interesse des Kindes* einen Damm entgegensetzen, an dem die flutenden Wellen unseres heutigen stark entwickelten Persönlichkeitswillens sich brechen müssen.

Die Verfechter des „Sichauslebens“ vergessen immer zu berücksichtigen, daß ein Teil ihrer menschlichen Bestimmung erfüllt ist, sobald sie fruchtbar waren, und zwar jener Teil, der das Recht der freien Selbstbestimmung einschränkt — einschränken muß.

Ich glaube auch, daß das „sich tief unglücklich fühlen“, wenn die Ehe nicht brachte, was man erträumte, das wie eine Seuche im modernen Eheleben grassiert, wohl gebessert werden könnte, wenn die Betroffenen sich nur darüber klar würden, daß ein enttäuschtes und ein verfehltes Leben zwei recht verschiedene Dinge sind. Sobald unser Leben dazu dient, unser Kind zu erziehen zu einem starken Menschen, in dem wir selbst weiterleben, hat es einen köstlichen Inhalt, der jedes Opfers wert ist.

Wahrlich, das reiche Leben, dieses Weib mit dem unversieglichen Quell von Lust und Schmerz in sich, hat tausend Werte in seinem Schoß, die es lebenswert machen und die Kraft verleihen, über Enttäuschungen und Bitternisse des Alltags hinwegzukommen.

Unser Ich — ein Tropfen aus dem Meer des Lebens — muß wieder in dasselbe zurückfließen, wenn er seinen Zweck erfüllen soll.

Liegt in dieser Erkenntnis nicht eine Heilquelle für die Wunden, die unserm Ich geschlagen wurden?

Welch' ein weites Feld breitet das Leben vor unseren Blicken aus, auf dem es Arbeit die Fülle gibt, die unsere Gedanken abzuziehen vermögen von den Grübeleien über unser Schicksal. Arbeit, die uns ganz sicher davor bewahren wird, boshaft, grausam und schlecht zu werden, uns selbst oder den andern Teil, an den wir gebunden sind, zu erniedrigen. Ein festes Wollen vermag überall, in jeder Lebenslage, einen Ausgleich zu schaffen zwischen dem eigenen Ich und der Welt um uns her. Gewiß haben Kinder — wie Gabriele Reuter sagt — keinerlei Gewinn von den Erniedrigungen ihrer Eltern, aber sie haben sehr viel davon, wenn diese sich zur Tugend aller Tugenden — zur Selbstbeherrschung erziehen, die einen starken Schild gegen alle Erniedrigungen bietet.

Ich glaube, zu selbstsüchtigem Handeln brauchen wir die Menschheit nicht erst aufzufordern, dazu drängen sie von selbst ihre unguten Triebe. Aber all denen, die in den Fesseln einer verfehlten Ehe schmachten, den Weg zeigen, der über sie selbst hinausführt, auf daß sie lernen jeder Stunde ihres Daseins einen Inhalt zu geben, dies, meine ich, wäre Pflicht und Segen für viele und unstreitig ein größerer Gewinn für sie, als ihnen die Pforten zur Freiheit so leicht zu öffnen.

Ist es nicht überhaupt ein Irrtum, das eigene Glück von einem einzelnen Menschen (wie es in der Ehe erwartet wird) abhängig zu machen, liegt nicht in ihm sehr oft der Grund für Eheirrungen?

Wir alle befinden uns auf der Jagd nach dem Glück, weil wir uns von dieser holden Göttin alle möglichen unklaren Vorstellungen machen. Sobald wir es aber außer uns suchen, ist es oft keine Gottheit mehr, es wird meist zum Moloch, dem Tag für Tag die schwersten, blutigsten Opfer gebracht werden, dem Tausende innere Ruhe und Frieden darbringen, während er höhnisch grinsend der Opfer sich freut. Wie in einem Prisma sich das Licht in schillernden Farben bricht, so bricht sich die Idee vom Glück schillernd in dem Prisma der Menschenseele und wir jagen den bunten Trugbildern nach. — Wohl dem, der nach langer Irrfahrt zu sich selbst zurückkehrt und erkennen lernt, daß nicht von einem anderen das beständige Glück kommt, daß es wie eine Perle tief auf dem Grunde unseres Wesens ruht, daß wir nur lernen müssen, tüchtige Taucher zu werden, um sie zu heben. Dazu kann uns allein die Arbeit an uns selbst führen, das unermüdliche Ausbauen unserer inneren Welt. Freilich ist auch diese Welt raumlos, es gibt auch in ihre keine Grenzen, an denen wir angelangt sagen können: nun habe ich nichts mehr zu wünschen. Denn jedes Suchen und Streben trägt nur einen Tropfen der Erfüllung in sich, der genossen von neuem Durst erzeugt, weil der Strom des Erreichbaren durchs Unendliche fließt. Es ist nun einmal Menschenlos, daß wir nur streben dürfen nach dem Lande unserer Sehnsucht, aber, gleich Moses, sterben müssen vor dem Eintritt in das gelobte Land.

Das innerste Wesen des Menschen trägt aber doch die Keime zu unendlich vielen Glücksmöglichkeiten in sich, die wir nur zum Leben zu verwenden brauchen, um in uns eine Welt voll Schönheit zu schaffen; wir müssen nur lernen, diese Schönheit, wie alle tiefen Gefühle, um ihrer selbst willen zu lieben.

Und ist es nicht schließlich das beste „Sichausleben“, wenn wir versuchen, alles Gute, was als Idee in den Tiefen unseres Wesens ruht, zu warmem, pulsierendem Leben zu erwecken?

Das Streben, das Glück zunächst in uns selbst zu suchen, schließt natürlich weder das Streben noch die Möglichkeit aus, es auch noch in einem anderen zu suchen und zu finden. Es soll nur der Quell bleiben, aus dem wir Kraft schöpfen, wenn das Glück außer uns ein Irrlicht war. Es soll uns bewahren vor Bitterkeit und Verzweiflung und uns fest machen im Kampfe des Daseins.

Wer sich zu dieser Erkenntnis erzieht — und dies können wir — wird auch aus seinem eigenen Innern die krankhaften Triebe beschneiden, die in dem Verlangen gipfeln, der andere Teil soll, absolut nur durch uns sein Glück empfangen. Eine Sucht, die sehr oft in krassen Egoismus und in Despotentum ausartet und gerade das Gegenteil von dem schafft, was wir um jeden Preis zu erlangen streben, und an der oft Frieden und Harmonie des Zusammenlebens scheitert.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß es Kraft fordert, in der Misere des Alltags sich selbst überwinden zu lernen. Es ist ja soviel bequemer, eine Bürde, die uns zu schwer drückt, von uns abzuwerfen, als täglich unsere Kräfte zu stählen, bis sie stark genug geworden sind, sie zu tragen.

Solche Selbstzucht aber fordert unerbittlich von uns das Jahrhundert des Kindes.

Streiflichter.

Der Fall Leipacher. Wie stark das strenggläubige Kirchentum, dem wir die Bildung unseres Volkes anvertrauen — gerade die besseren Kräfte des Volksschullehrerstandes in ihrer freien Entwickelung hemmt, wie es durch Gewaltmaßnahmen und Disziplinarverfahren in wahrhaft erschreckender Weise sich an dem Gemütsleben gerade der edleren Geister versündigt und damit den Kindern des Volkes gerade das vorenthält, was dieselben so notwendig brauchen, einen Unterricht, der dem Herzen entfließt und nicht nach den einseitigen Glaubens- oder Machtinteressen Einzelner zugestutzt ist, beweist der jüngste Fall Leipacher-Grabowen. Leipacher steht, wie er in seiner Streitschrift (Zum Kampf um die Lehrfreiheit der Volksschullehrer, eine Streitschrift wider die Gewissens- und Geistes-Tyrannei) im Vorwort mitteilt, zurzeit im Disziplinarverfahren. Warum? Weil er wagte, als ehrlicher Mensch den ihm anvertrauten Kindern eine von ihm erkannte Lüge vorzuenthalten. Ein tiefangelegter, wahrheitsuchender und ernststrebender Erzieher sucht sich aus der modernen Religionsforschung einen eigenen Standpunkt, eine freiere Auffassung über das Wesen der Religion anzueignen. Dies sagt den Behörden nicht zu. Der Pastor des Ortes, der sechsjährige (!) Kinder deswegen zu Protokoll nahm, denunzierte ihn. Leipacher wurde sofort der Religionsunterricht abgenommen und ein lehrplanmäßiger Unterricht in Uebereinstimmung mit der Kirche zur Pflicht gemacht. Ja, noch mehr. Man setzte ihn auf halbes Gehalt und wollte — welche schnöde Seelenverrohung liegt nicht in einer solchen Tat! — ihn durch das Mittel des „Aushungerns“ zum Besseren bekehren.

Worin liegt hier des Uebels Kern? Ich glaube in der ganzen Institution eines lehrplanmäßigen Unterrichts in Uebereinstimmung mit der Kirche. Solange die Religion lehrplanmäßig diktiert wird, solange Religion von oben gemacht und vorgeschrieben wird, solange werden wir von diesem Widerspruch zwischen persönlicher Ueberzeugung und staatlich-kirchlicher Bevormundung nicht loskommen.

Die einzige Befreiung von solcher Gewissensentrechtung gerade derjenigen, welche sich im harten Ringen um eine klare und befriedigende Ueberzeugung zu einer persönlichen Anschauung durchgerungen haben, wäre die Entstaatlichung und Entkirchlichung des Religionsunterrichts, die freie Anerkennung der Religion als einer Privatsache jedes Einzelnen. Erst wenn von sämtlichen Mitbürgern — gleichviel, welches ihre persönliche Stellungnahme zu den religiösen Fragen ist — aus rein menschlichen Gründen es als ein bitteres Unrecht empfunden wird, daß den Volksbildnern der Religionsgehalt durch Staats- oder Kirchenbeauftragte Behörden oder ähnliche Institute als eine fertige „Ware“ vorgesetzt wird, können wir hier von „oben“ bessere Einsicht erwarten. Die öffentliche Meinung gilt es überall, wo wir sie beeinflussen können, nach dieser Richtung zu bearbeiten und zu erziehen. Wenn der Fall Leipacher unser Gewissen in dieser Hinsicht aufweckt, wenn er uns die Widerwärtigkeit der Entseelung und Mechanisierung gerade dessen, was aus der Seele des Menschen stammen sollte, eindringlich veranschaulicht und uns zur Mithilfe an dem Ausbau unbedingter Gewissensfreiheit antreibt, so wäre dies der stärkste und zugleich zugkräftigste Protest gegen eine solche seelenentwürdigende und charakterverbildende Tat.

* *

Das Gotenburger Ausschank-System in schwedischer Beleuchtung. Eine besonders scharfe Beurteilung oder besser Verurteilung erfuhr das Gotenburger System durch den Bürgermeister Arvid Ulrich von Säter. Sein Urteil fällt umsomehr auf, da er weder Abstinent ist,

noch sehr begeistert für strenge Maßregeln zur Einschränkung des Alkoholkonsums. Er führte etwa folgendes aus:

„Das Gotenburger System, ins Leben gerufen als eine philanthropische Einrichtung, um für die Menschlichkeit und Sittlichkeit zu wirken, ist lediglich zu einer Finanzform geworden, unterstützt von Leuten, die sich in bester Lebenslage befinden, um die Einnahme aus dem Verkauf geistiger Getränke in die Schatzkammern der Gemeinden zu bringen. Die Gier, Gewinne zu erlangen, die die frühere Verkaufsweise kennzeichnete, als die Gasthäuser sich noch in Privatbesitz befanden, zeichnet jetzt in ähnlicher Weise die Leiter des Gotenburger Systems aus, deren gesamte Interessen weder durch die Forderungen der Menschlichkeit noch durch die Bestimmungen des Gesetzes, das mit Rücksicht auf den zu erwartenden Gewinn übertreten wird, eingeschränkt werden. Diese Gesetzesverletzer hat man begünstigt, und lokale Behörden sind gehemmt worden durch den ungeheuren Einfluß dieses Alleinhandels mit geistigen Getränken, welcher sich sogar als stark genug erwies, wenn höhere Instanzen angerufen wurden, um jene Gesellschaft zur Beachtung der Gesetze zu veranlassen. Es ist nicht zu verwundern, daß der Staat oder die örtlichen Gemeinden, die so finanziell mit der Alkoholindustrie verknüpft sind, einfach versagen, wenn es gilt, gegebenen Gesetzen Anerkennung zu verschaffen oder daß wirklich radikale Reformen einfach nicht ausgeführt werden können. Einstmals ausgestattet mit dem Schein von Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Alkoholgegnerschaft und fast den Zauber der Heiligkeit tragend, ist das Gotenburger System zu einem ganz unerhörten Humbug ausgeartet. Dieses Streben nach Gewinn ist für die wohlhabenden Gesellschafter das wirkliche Interesse am Gotenburger System, mit etwas humanen Bestrebungen als Maske. Jemand, der die glänzenden Theorien des Gotenburger Systems beschreiben hört, wird solange gut darüber denken, bis er mit dem tatsächlichen Zustande bekannt geworden ist. Das Gotenburger System sollte die Sittlichkeit heben, aber das Gegenteil ist der Fall gewesen. Unordnung, Verworrenheit, Verdorbenheit und Gesetzlosigkeit sind unter dem Obdach dieses Systems erzeugt worden. Wo eine lokale Behörde mit der Alkoholindustrie finanziell verbunden ist, erwächst als notwendige Folge eine gefährliche Neigung, die Gesetze des Landes gering zu schätzen. Die großen, obwohl fraglichen Gewinne, die unter diesem System bei Seite gebracht werden, hindern die Reformen, die dem Volke für seinen eigenen sozialen Fortschritt nötig erscheinen. Die Nüchternheitsanhänger werden immermehr einer Meinung in dieser Sache, und eine große Umwälzung in der öffentlichen Meinung ist festzustellen. Von vielen Seiten wird jetzt ausgeführt, daß es schmachvoll ist, für die Beibehaltung eines Systems einzutreten, durch das das Blut aus den Klassen der arbeitenden Bevölkerung gesogen wird, nur um klingende Vorteile zu erlangen. Das Gotenburger System ist ein selbstgerechtes System voller Eigenliebe, das sowohl Behörden wie Einzelpersonen beschmutzt und zugrunde richtet. Es hat eine wunderbare Macht, die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen und einen rosigen Schimmer über seine zynische Sucht, von sich zu reden, zu ergießen. Vom Gotenburger System kann nur gesagt werden, was von andern Gewinn bringenden Selbstsuchtsystemen auch gilt, daß es Gott im Auge, aber den Satan in den Fingern hat."

Diese Ausführungen verdienen um so mehr Beachtung, da man auch in Deutschland für dieses Alkoholverkaufssystem, wenn auch in „verbesserter Auflage" Stimmung zu machen sucht. Zur eingehenden Orientierung über diese interessante Frage erschien übrigens soeben im Verlage von Deutschlands Großloge II (J. O. G. T.), Hamburg 20, in der Uebersetzung von Dr. phil. R. Kraut das eingehende und kritische Werk von Oskar Petersson „Die schwedische Alkoholgesetzgebung und das Gotenburger System."

* * *

Kaleidoskop.

„Die Welt ist dumm, die Welt ist blind!
Wir rufen's oft vermessen;
Doch daß die Welt wir selber sind,
Wird leider oft vergessen!"

Jede Klage, daß „die Welt immer schlechter werde," fällt zurück auf jene, die nichts für die Aufklärung und den Fortschritt der Welt arbeiten. Die Aufgabe ist fürwahr des Schweißes der Edelsten wert, denn

„Jedem die Hälfte des Unheils gebührt,
Der es zu hindern die Hand nicht rührt."

Kein ehrliches Streben nach dieser Richtung ist vergebens, denn auch für jede Guttat gilt das Wort: semper aliquid haeret! „Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist," so lautet ein Sinnspruch im Kaiserlichen Jagdschloß Rominten, und „der Mensch kann nicht zu hoch vom Menschen denken," hat Kant gesagt.

„Begeist'rung, Himmelstochter, laß Dich zur Erde nieder
Und schwing' ob unsern Häuptern Dein siegreich' Banner wieder.
Bann' ihn hinweg, den Unhold, den Dämon uns'rer Zeit,
Dies schläfrig lahme Scheusal, genannt Gleichgiltigkeit!"

Doch das zu weckende Interesse muß sich auch wirklich auf würdige Gegenstände richten und sich nicht etwa im Kleinkram des Tages verzetteln und erschöpfen; sonst treffen uns die schlimmen Verse Hoffmann von Fallerslebens — aus dem Jahre 1841:

„Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant, wie interessant!
Gott seg'ne das liebe Vaterland!"

Der Oberhofprediger bringt mich auf die Kirche überhaupt, die heute noch so vielfach mit der Reaktion verschwistert ist. Konnte doch ein Stuart Mill sagen, daß alles, was zu schlecht ist, um mit den Gründen der Vernunft verteidigt zu werden, mit Gründen der Religion gerechtfertigt wird (wie neulich Bischof Potter in Newyork predigte, die Haager Konferenz sei ein schöner, aber nur poetischer Traum, und der Krieg auf immer unvermeidlich). Geibel aber schreibt einer hohen Geistlichkeit Folgendes in's Stammbuch:

„Statt sich des Wissens der Welt zu bemächtigen, zieht sich die Kirche
Von dem Gedanken des Tags weiter und weiter zurück,
Lebt in vergangener Zeit und spricht in verschollenen Zungen,
Ach, und verwundert sich dann, wenn sie der Tag nicht versteht!"

Im Geisteskampfe hätte die Kirche Führerin sein müssen als Künderin der milden Christuslehre; „dem *Lichte* zu — deine letzte Bewegung; ein Jauchzen der *Erkenntnis* — dein letzter Laut." (Fr. Nietzsche.) Im Dogmenzwange der „Rechtgläubigkeit" aber siecht sie dahin, als freiwillige Dienerin aller Tendenzen, die dem Volke neben der Religion den „kriegerischen Sinn" zu erhalten suchen, als Schleppenträgerin des Fetischismus und Militarismus. „Die Kulturschlachten werden nicht von Söldnern geschlagen, sondern von selbstbewußten, ihrer Würde frohen Kämpfern," so sprach einmal der Herausgeber dieser Blätter in einem Vortrage zu Königsberg i. Pr.

Goethe hat recht, wenn er zum Kanzler Müller äußert, es könne eigentlich niemand aus der Geschichte etwas lernen, „denn sie enthält ja nur eine Masse von Torheiten und Schlechtigkeiten." Als vor 200 Jahren der berühmte Erfinder Papin das von ihm erbaute erste Dampfboot die Fulda stromabwärts dirigierte, wurde das Schiff bereits in Münden von der dortigen Schiffergilde konfisziert, und der große Gelehrte hat nie die Früchte seiner Lebensarbeit geerntet, sondern ist in Armut und Not in London gestorben.

Allmählich kam die Zeit heran, wo man von der Idee einer Eisenbahn als einem lächerlichen und absurden Unterfangen zu reden begann. Thiers verhielt sich noch 1836 ablehnend; Papst Gregor XVI. erklärte die Eisenbahn für ein „durchaus verabscheuungswürdiges Transportmittel"; ein großer Brünner Fabrikant (Auspitz) brach in den höhnischen Ruf aus: „Narrheit. Die Diligence verkehrt immer leer auf der Strecke, und da soll sich eine Bahn rentieren?" König Ernst August von Hannover war dagegen, weil „sonst jeder Schuster und Schneider so rasch reisen könnte wie der König", und das bayrische Obermedizinalkollegium gab 1834, vor dem Bau der Eisenbahn Nürnberg-Fürth, ein Gutachten dahin ab, daß der Fahrbetrieb mit Dampfwagen im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu untersagen sei, da die schnelle Bewegung

bei Passagieren wie Zuschauern unfehlbar eine Gehirnkrankheit (delirium furiosum) erzeuge. Schon 1838 aber, als die Strecke Berlin—Potsdam eingeweiht wurde, konnte der spätere König Friedrich Wilhelm IV. prophetisch sagen: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf."

Es nahte der 1. Oktober 1849, an welchem die Telegraphie dem Publikum zugänglich wurde. Erst am dritten Tage darauf wurde die seltsame Neuerung von einem Berliner Kaufmann zum ersten Male benutzt! Im Juni desselben Jahres hatte der Lehrer Weckerle in Wöllstein (Rheinhessen) dem dortigen katholischen Schulvorstande erklärt, daß er in der Schule die Stahlfedern einführen und keine Gänsefedern mehr schneiden werde. Durch protokollierten Beschluß des Schulvorstandes wurde das Ungehörige dieses Benehmens des Lehrers einstimmig gerügt, und der Gebrauch von Stahlfedern in der katholischen Schule verboten . . .

Immer rapider drängte der Fortschritt. Wo sind die Zeiten, an welche ein hübsches Gedicht der „Lust. Bl." gemahnt:

„Liebste, mir hat geträumt zur Nacht,
Ich hab durch die blühende Erde
Eine köstliche Fahrt gemacht
Im Wagen ohne Pferde — —
Und sie lächelt mit lieblicher List:
Seltsamer Schwärmer, der du bist!"

Das anfangs so viel verspottete Zweirad, dieses „Wunder der Balance" (Zola), trat seinen Siegeslauf an; Petroleum wurde durch Gas, dieses durch elektrisches Licht übertrumpft; Telephon, Kinematograph, Fernphotographie und drahtlose Telegraphie bereicherten das moderne Leben in ungeahnter Weise — gegenwärtig sind wir im Stadium des Automobils, der großen Luftschiffahrtserfolge, der Völkerbündnisse, Ententen und Haager Friedenskonferenzen. Die kühnsten Hoffnungen der Optimisten wurden vielfach in kürzester Frist überboten, und unwillkürlich denkt man an das herrliche Gedicht des greisen, aber unermüdlich streitbaren Björnson:

Die Wahrheit.

Verachtet von den Großen, den Kleinen Trost und Licht,
Sagt, muß nicht so der Weg sein, den sich das Neue bricht?
Verraten just von denen, die ihr zur Hut bestellt,
Sagt, kämpft nicht jede Wahrheit so mit der stumpfen Welt?
Erst raunt sie, ein Geflüster, in reifer, gold'ner Saat,
Dann durch das Waldesdüster braust laut ihr Ruf zur Tat,
Bis wolkenan erdonnernd das Meer die Kunde rauscht,
Und alle Stimmen schweigen, und ihr die Erde lauscht."

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Ueber „Ethik und Gottesidee" sprach am 26. Oktober d. J. bei dichtgefülltem Saale Herr Dr. Kellermann. In tiefgründigen Gedankenreihen erörterte er zunächst den Begriff wissenschaftlicher Ethik, die er scharf von naturwissenschaftlichen Grundlagen abgetrennt und mit Sokrates und Platon auf den Begriff des Menschen und die Idee der Gattung beschränkt wissen wollte. Die platonische Idee sei allerdings eine unendliche Aufgabe, keine Lösung. Mit Cohen fand er in der Rechtswissenschaft das Prinzip der Ethik; die juristische Person, die keinerlei Bekenntnis oder nationale Bestimmtheit aufweist, sondern einzig eine Vereinigung Gleicheswollender sei, sei die eigentliche moralische Persönlichkeit. Sie verwirkliche sich im autonomen Staate. Die Geschichte der Autonomie sei einfach die Geschichte des menschlichen Denkens. Autonomie dürfe man indessen nicht mit Nietzsche so auffassen, daß das individuelle Selbst sich das Gesetz gebe — das würde zum Libertinismus und Egoismus führen; vielmehr müsse man mit Cohen als das gesetzgebende Selbst das Ich der Menschheit annehmen.

Nur so sei eine idealistische Ethik möglich. — Wer aber sichere die Verwirklichung dieses Gesetzes? Hier sei der Punkt, wo die Religion einsetze. Gott, der Schöpfer der Natur und des Menschen bürge für die Realisierung des Guten. Dieser historische Gottesbegriff indessen bedeute die völlige Preisgabe der Ethik und trage den Keim der Auflösung in sich selbst; der Schöpfer der Welt wäre dann auch der Urheber alles Bösen. Ganz anders aber steht es um die Gottesidee im Gegensatz zu dem unvollziehbaren Gottesbegriff. Die Gottesidee sei kein Anfang, sondern das Ziel einer unendlichen Entwickelung; sie sei gleich der Geschichte der Menschheit unter dem Gesichtspunkt der Autonomie. Die einzige Manifestation dieses Gottes sei die sittliche Handlung. Die Erzeugung solcher Taten sei ein unendlicher Prozeß, und nicht jenseits der Welt, sondern als ein allerdings ewig unerreichbares Idealziel der Menschheitsentwickelung habe die Gottesidee Berechtigung. „Handle frei und sittlich und du verwirklichst in dir Gott."

Der Prophetismus erkenne Gott so als das Gute; er führe die Menschheit von der konventionellen Kultusreligion zur reinen Ethik.

Es entspann sich im Anschluß an den mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrag eine rege Diskussion. Professor Bruno Meyer entwickelte den Standpunkt der ethischen Gesellschaft, die so bestechend auch das philosophische Weltbild des Vortragenden sein möge, doch an der Unabhängigkeit ihres ethischen Ideals von jeder Philosophie und Religion festhalten müsse. Sie wolle die Sittlichkeit aus der Natur des Menschen als dem konstanten Faktor, und dem Gesellschaftsleben als dem beweglichen Faktor entwickeln. Die Verbindlichkeit der Ethik beruhe einfach auf ihrer Unentbehrlichkeit für die Existenz der Menschheit. Wenn man Gott nur als das sich verwirklichende Gute fasse, wozu dann die irreführende Doppelbezeichnung? Zwischen der Ethik die von dieser Welt, und der Offenbarungsreligion, die von der anderen Welt sei, gebe es keine Brücke.

Dr. Immanuel Lewy griff die Anschauung des Vortragenden scharf an. Die Beschränkung der Ethik einzig auf die Menschheit sei nicht richtig. Bei Pflichtenkonflikten sei die Gottesidee im Sinne einer ewigen Annäherung an das Gute praktisch unbrauchbar und es sei gefährlich, einen so mit Nebenvorstellungen belasteten Begriff, wie den Gottesnamen, heranzuziehen.

Dr. Levinstein u. a. polemisierten gegen die von dem Vortragenden geforderte Lösung der Ethik von der Naturwissenschaft. Als dann noch mehrere Redner — in offenbarer Verwechselung von Gottesbegriff und Gottesidee — sich gegen die Weltanschauung des Redners aussprachen, erinnerte Dr. Penzig daran, daß dieser nicht von uns eingeladen worden sei, um unsere, sondern um seine Auffassung auszusprechen und den größten Dank für seine überaus anregende Darstellung verdiene. Immerhin sei die scharfe Trennung der Ethik von der Naturwissenschaft nicht so schlimm gemeint gewesen, da offenbar der Redner das naturwissenschaftliche Prinzip des Evolutionismus gerade seiner Idee eines werdenden Gottes zu Grunde lege. In einem Schlußwort rechnete Dr. Kellermann mit seinen Gegnern ab und betonte, daß nicht die scharfe Trennung von Ethik und Religion die Menschheit weiter bringen werde, sondern die philosophische Durchdringung der Religion mit ethischen Gedanken. Die naturwissenschaftliche Entwickelungslehre erkenne er an und bezweifle nur, bei der logischen Notwendigkeit, diese Entwickelung unendlich zu denken, daß der Mensch je selbst Gott werden werde. Keinesfalls sei die Ethik ein bloßes Produkt der Natur, die ja auch das Böse in ihrem Schoße hege.

Bücherschau.

Eduard Baltzer. Erinnerungen. Bilder aus meinem Leben. 1907. Verlag des deutschen Vegetarier-Bundes. Frankfurt a. M. Mk. 1,50.

Zwei Jahrzehnte sind verflossen, seit der greise Kämpfer für Freiheit der religiösen Selbstbestimmung, für politische Freiheit und für natürliche Lebensweise die Augen geschlossen hat. Das Andenken seines reichen und kräftigen Wirkens aber lebt nicht nur in freireligiösen Kreisen und unter den wachsenden Anhängern der vegetarischen Lebensführung, sondern verdient auch pietätvolle Verehrung seitens der Ethiker. War doch der Grundsatz, daß Ethik über jedem dogmatischen Glauben stehen müsse und daß Religion wesentlich „Treu und Glauben des guten Gewissens" bedeute, der Bannerspruch, dem er ein langes und kampfreiches Leben hindurch unerschütterlich treu geblieben ist, ein Märtyrer und fast Blutzeuge seiner Ueberzeugung. Unter den Schmerzen einer Krankheit, die auf die Mißhandlungen eines fanatisierten Kirchenpöbels zurückzuführen war, hat er diese „Erinnerungen" geschrieben, die nun zum ersten Mal herausgegeben werden. Das gefällige Büchlein ist geschmückt mit fünf Illustrationen nach seinen Zeichnungen, fünf vortrefflichen Bildnissen seiner selbst und denen seines Vaters und seiner Gattin. Der Reinertrag ist für die „Baltzer-Denkstiftung" zur Errichtung eines Altenheims für arbeitsunfähige Vegetarier bestimmt. Aber es bedarf nicht solcher Rücksichten, um das Werkchen allen zu empfehlen, die einen intimen Blick in die interessanten Geisteskämpfe vor mehr als einem Halbjahrhundert werfen wollen.

-uz-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Verlag von Leonhard Simion Nf.

Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 121.

Soeben erschien:

Stand und Aussichten der

Börsengesetzreform.

Referat erstattet auf dem III. Allgemeinen Deutschen Bankiertage zu Hamburg am 5. September 1907

von **Dr. Riesser,** Geheimer Justizrat

und ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Berlin.

8o. 2 Bogen. 1 Mark.

Auf vielseitiges Verlangen ist obiger Vortrag des bekannten Autors als Sonderabdruck aus den Verhandlungen apart erschienen und dürfte gerade in den gegenwärtigen Verhältnissen berechtigtes Interesse erwecken. Die Broschüre bildet Heft 5 des 29. Jahrganges (Nr. 229) der

Volkswirtschaftlichen Zeitfragen

Vorträge und Abhandlungen

herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.

Sinnestäuschung oder Verbrechen?

Von **Georges Hainholz.**

8°. 7 Bogen geh. 2 Mk., geb. 2 Mk. 75 Pf.

Von Kapitel zu Kapitel das Interesse des Lesers steigernd, schildert diese fließend und spannend geschriebene Erzählung eine durch die täuschende Aehnlichkeit zweier Zwillingsbrüder veranlaßte Verwicklung, die in fesselnder Weise durch den Spürsinn eines schlauen Detektives gelöst wird.



Soeben neu erschienen:

Zu beziehen vom Verlag für Ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.:

Rudolph Penzig, Ohne Kirche.

Eine Lebensführung auf eigenem Wege.

Mit einem Geleitwort von **Wilhelm Bölsche.**

XVIII und 281 Seiten gr. 8° brosch. Mk. 5; eleg. geb. Mk. 6,50.

Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Zu den **billigen Koch- und Haushaltungskursen** des Vereins „Jugendschutz" in Berlin können sich noch einige junge Mädchen melden. Eltern und Vormünder werden darauf aufmerksam gemacht, daß die jungen Mädchen außer der praktischen gründlichen Anleitung im Kochen, Backen, Zimmerreinigen, Wäschebehandlung, Ausbessern, auch Fortbildungsunterricht in Deutsch, Gesundheitslehre, Erziehungslehre, Anstandslehre, Körperpflege, auf Wunsch auch Schneidern und Putz erhalten. Meldungen im II. Heim des Vereins „Jugendschutz", Berlin, Beuthstraße 14, bei der Vorsteherin daselbst erbeten.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten.)

Mittwoch, den 27. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortrag: Prof. Dr. Bruno Meyer: „Friedrich Albert Lange und der Materialismus". Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, III, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Oeffentliche Lesehalle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

25. Unterhaltungsabend

Sonntag, den 1. Dezember, abends 7 Uhr, Greifswalder-Straße 221—223 (Union-Festsäle). Kassenöffnung 6 Uhr.

unter gütiger Mitwirkung von Frau Dr. James Simon (Rezitation), Fräul. Lotte Calé (Gesang), Herr Dr. James Simon und Herrn Ernst Wolff (Klavier), Herr Konzertmeister Luigi Feinland (Geige). Den Flügel hat die Firma C. Bechstein freundlichst zur Verfügung gestellt.

1. Klavierstücke: Herr Dr. James Simon: Präludium von Bach. Impromptu B-dur (Thema und Variationen). Lied ohne Worte (Spinnerlied).
2. Gesang: Frl. Lotte Calé: Canzone aus „Figaros Hochzeit" („Ihr, die ihr Triebe"). An die Musik. Liebesfeier.
3. Rezitation: Frau Dr. James Simon: Totentanz. Der Zauberlehrling. Offene Tafel. Von Johann Wolfgang Goethe.
4. Geigenstück: Herr Konzertmeister Feinland: Romanze F-dur.
5. Klavierstücke: Herr Dr. James Simon: Traumeswirren. Von Schumann. Nocturno As-dur (op. 32, Nr. 2). Von Chopin.
6. Gesang: Frl. Lotte Calé: Da unten im Tale. Schwesterlein. Minnelied. Von Johannes Brahms.
7. Rezitation: Frau Dr. James Simon: Gewitter. Geschichten. Nachtigall. Im Herbst. Oktoberlied.
8. Geigenstücke: Herr Konzertmeister Feinland: Träumerei. Von Schumann. Spanischer Tanz Nr. 1. von Sarasate.

26. Unterhaltungsabend: Sonntag, den 12. Januar 1908.
27. Unterhaltungsabend: Sonntag, den 15. März 1908.
Greifswalderstraße 221/223.

Karten zu 30 Pfennig

in der Oeffentlichen Lesehalle, Münzstraße 11 (12—3 u. 6—10 Uhr); im Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte, Alte Jakobstraße 20/21; im Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden **16** und im Verlag für ethische Kultur, Wilhelmstraße 121.

Sonnabend, den 7. Dezember
Sonntag, den 8. Dezember
Montag, den 9. Dezember
} Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K. in Berlin

Näheres Programm folgt.

Freitag, den 13. Dezember, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Montag, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Jahresschlußfeier und Vortrag des Herrn Geheimrat Prof. W. Foerster.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage. Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Dezember 1907.	Nr. 23.

Inhalt:

Wir bitten die letzte Seite (Programm der Abteilung Berlin) zu beachten!

Warum ist Religion nicht lehrbar?

Von einem Religions-Oberlehrer.

Vor mir saßen meine Schüler, Ober-Primaner, junge Leute von 17—24 Jahren. Der 24jährige ist ein junger Mann, der auf einem Bein fast gelähmt ist und sich nur aufrecht hält durch ein Stahlkorsett, das dem Rückgrat und der Lende einen Halt gibt. Er sitzt immer rechts hinten in der Ecke. Seine blauen Augen, in denen eine Welt von Frieden und Ergebung liegt, schauen mich oft fragend und bittend an. Eben habe ich die Entwickelungsgeschichte der drei alten christlichen Glaubensbekenntnisse der ersten Jahrhunderte gegeben und von der allgemeinen Bedeutung dieser Symbole als Lehrformen der zum Kirchentum erstarrten jungen christlichen Religion gesprochen, da senken sich die blauen Augen da hinten, und nach wenigen Minuten gibt mir einer der auf der vordersten Bank sitzenden Schüler einen Zettel; auf ihm steht die Frage: „Warum ist Religion nicht lehrbar?" und der Name meines Vierundzwanzigjährigen.

Ich muß dabei bemerken, daß ich in Prima die Einrichtung getroffen habe, daß jeder Schüler mir Fragen schriftlich vorlegen kann, die ihm während des Unterrichts oder zu Hause beim Durchdenken des in der Schule besprochenen Stoffes aus dem Religionsunterricht aufstoßen. Ich sammle diese Fragen und beantworte sie von Zeit zu Zeit. Denn ich weiß von meiner Primanerzeit her aus Erfahrung, wie oft einem als Schüler während des Vortrages des Religionslehrers auf Herz und Lippe Fragen lagen; aber wer von uns wagte sich bei der abweisenden Art des Lehrers damit heraus! Und wenn es geschah, wie oft konnte man mit Heine sprechen: Und ein Narr wartet auf Antwort! Das hatte entweder Heuchelei oder schmerzlichen Zwiespalt in unseren Seelen zur Folge. Und daher meine Einrichtung mit den Fragen, die ich nach bestem Wissen und Gewissen — natürlich unter Beobachtung des Taktes, den ein Lehrer stets gegenüber seinen Schülern beobachten muß — zu beantworten suche.

Also da war's nun die Frage: Warum ist Religion nicht lehrbar? Just dieselbe Frage, deren Beantwortung im Grunde die Voraussetzung für die Existenzbedingung unseres deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht ist. Drum möchte ich einmal versuchen, von meinem Gesichtswinkel aus — ein jeder von uns kann die Welt ja nur von seinem ihm durch Geschick und Natur zugewiesenen Standort beobachten — den für mich letzten und tiefsten Grund darzulegen, weshalb ich wünschte, der Religionsunterricht käme aus der Schule heraus.

Zunächst ist da die Bedrückung der Schule, nicht bloß der Volks-, sondern auch der höheren Schule durch das Kirchentum, wenn auch die Lage des Religionsunterrichtes an höheren Schulen günstiger für die Freiheit seiner Ausgestaltung ist als an Volksschulen. Gleichwohl ist ein Beaufsichtigungsrecht des Religionsunterrichtes auch an höheren Schulen der Kirche vorbehalten, und ich kenne zwei Fälle, in denen dem betreffenden Oberlehrer der Unterricht genommen bezw. die Freiheit in seiner Handhabung arg verkümmert und verbittert wurde. Die kirchliche Schulaufsicht ist eben nur die einfache Folge der bei uns in Deutschland vorhandenen unglückseligen Verbindung von Staat und Kirche, genau so wie das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma — trotz v. Hoensbroech und seiner Anhänger — die klare Konsequenz des im Katholizismus vorhandenen Autoritätsprinzips ist. Die kirchliche Bevormundung der Schule wird so lange dauern, bis auch unser Volk endlich einmal Männer ins Parlament senden wird, die den Mut und die Kraft haben werden, den Posten für die staatlich anerkannten Kirchen im Staatshaushalt zu streichen. Nur dadurch werden wir die Ketten des Kirchentums los werden. Drum mußte unser Bund auch energisch für die Trennung von Kirche und Staat eintreten. Aber nehmen wir einmal an, die Schule wäre von der kirchlichen Bevormundung befreit, wäre damit ohne weiteres auch gegeben, daß der Religionsunterricht in der Schule eingehen müßte? Mir scheint das nicht sofort nötig zu sein; jedenfalls kann es Leute geben, die einen vom Kirchentum unabhängigen Religionsunterricht in diesem Falle wünschen, wie ja doch auch christliche Religion ohne Kirchentum existieren kann. Aber auch wenn wir einst vielleicht die kirchliche Schulaufsicht los werden, hatte ich doch den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen für nicht angebracht. Hier meine Gründe.

Alles, was uns in den historischen Religionen überliefert wird, ist weiter nichts als Form eines Teils unseres inneren, unseres geistigen Seins. Aber was heißt im geistigen Leben Form und Inhalt? Die moderne Psychologie gibt uns hinreichend Mittel für diese Unterscheidung an die Hand. Der Inhalt unseres Geisteslebens besteht in dem Erleben eines psychischen Vorganges selbst. Eben sehe ich dies weiße Papier, eben empfinde ich ein Schmerzgefühl. Will ich mir über diese seelischen Vorgänge klar werden, so ist mir das nur in einer Reihe von Vorstellungen und ihrer urteilsmäßigen Verknüpfung möglich. Den seelischen Vorgang selbst kann ich nie erfassen, er zerrinnt mir in der Selbstbeobachtung wie das Quecksilber unter den Fingern; ich kann ihn wohl erleben, aber nie ihn selbst, sondern nur Vorstellungen von ihm erfassen. Das eigentliche Erlebnis bleibt unter der Schwelle des Bewußtseins; unter ihr fließt unser Seelenleben dahin wie ein ewiger Strom. Alles, was wir von ihm im Bewußtsein haben, sind nur Vorstellungsreihen. Und Vorstellungsreihen in urteilsmäßiger Verknüpfung können wir Menschen auch nur anderen Menschen überliefern. Wohl können solche überlieferten Vorstellungen in anderen Menschen dieselben oder ähnliche wirkliche psychische Erlebnisse veranlassen. Aber was wir Menschen, sei es mündlich, sei es schriftlich, uns zunächst ausschließlich übermitteln können, das ist weiter nichts als eine Reihe von urteilsmäßig verknüpften Vorstellungen. Und so steht es natürlich auch mit der Ueberlieferung aller historischen Religionen und damit auch mit der des Christentums.

Nicht bloß die dogmatisch geformten Lehren des Kirchentums, sondern auch die Erzählungen, die Briefe und ethischen Lehren der Bibel, sie sind nichts weiter als zurückgebliebene vorstellungsmäßige Formen oder Schalen einer unendlichen Reihe längst dahin geschwundener Lebensvorgänge. Und nicht anders steht es mit der ganzen geschichtlichen Entwickelung der Religionen und damit des Christentums. Nur die Formen, die Vorstellungen, in denen sich jene längst entschwundenen religiösen Lebensvorgänge bewegt haben, lassen sich darstellen, lassen sich wiedergeben, lassen sich lehren, nicht jene religiösen Lebensvorgänge selbst. Und historische Religion ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als jener Inbegriff von Lebensvorgängen selbst, der sich einst in den uns überlieferten religiösen Vorstellungen bewegt hat. Demnach ist festzuhalten: Nicht die Religion selbst, d. h. die religiösen Lebensvorgänge selbst sind mitteilbar, lehrbar oder lernbar, sondern nur ihre Schale, ihre Form, die religiösen Vorstellungen.

Das ist der psychologische Tatsachenbestand, der bei dem Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen nie aus den Augen gelassen werden sollte. Sehr viele Lehrer sind freilich in Selbsttäuschung befangen, wenn sie meinen, sie lehrten „Religion". Aber man braucht sie nur einmal zu fragen, was sie denn eigentlich den Schülern vorführen, dann sieht man sofort, es sind die überlieferten Vorstellungsreihen; ob und inwieweit diese Vorstellungen bei den Schülern auch wirklich religiöse Lebensvorgänge auslösen, darüber vermag der Lehrer schlechterdings nichts auszusagen. Nicht Religion kann in der Schule gelehrt werden — Religion ist, wie nachgewiesen, überhaupt nicht lehrbar —, sondern nur die Geschichte der religiösen Vorstellungen. Darum sollte man endlich mit dem Selbstbetrug bezüglich des „Religions"-Unterrichtes im Schulbetriebe aufhören und an seine Stelle wenigstens eine Geschichte der Entwickelung religiöser Formen und Vorstellungen setzen, wenn man nicht lieber gänzlich auf die Darstellung religiösen Lebens in der Schule verzichten will. Hierfür spräche noch ein andrer Grund.

Was ist denn überhaupt Religion? Sie besteht in dem Inbegriff der Lebensvorgänge in uns, die hinausgreifen in das unendliche Leben um uns und über uns, das wir im Samenkorn ebenso wie im höchstorganisierten Tier, im Sonnenschein, der sich hingießt über Meer und Flur, ebenso wie im Sturmgebraus und Donner ahnend glauben. Es gibt ja auch heute noch eine große Anzahl von Menschen, die religiöse Vorgänge nur erleben, wenn sie überkommene Vorstellungsreihen in ihrem Bewußtsein durchlaufen, Vorstellungen, die einer längst entschwundenen Kulturepoche angehören. Mögen sie! Wir wollen ihnen ihr Erlebnis nicht abstreiten. Aber wir müssen diese Menschen mit Energie abweisen, wenn sie von uns behaupten wollen, wir empfänden nichts von Religion, weil wir uns nicht in überlieferten Formen und Vorstellungen bewegen. Es ist das immer wieder dieselbe Intoleranz, derselbe Fanatismus, der einen Huß, einen Savonarola, einen Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen brachte, einem Sokrates den Schierlingbecher reichte und schließlich den schlichten, aber gottbegeisterten Mann von Nazareth ans Kreuz schlug! Das ist eben der Unterschied zwischen uns modern Empfindenden und den Anhängern der Ueberlieferung: Wir sehen das Unendliche nicht mehr in Hexenkünsten, Wundererscheinungen und übernatürlichen Offenbarungen, sondern wir suchen und finden es hinter den gesetzmäßig verlaufenden Erscheinungen des Alls, mag uns dies im Mikroorganismus der Meereswelle oder im harmonischen Zusammenklingen der Schallwellen einer Beethovenschen Sonate entgegenklingen. Unsere Seele in dies Unendliche zu versenken, wo es einem jeden unter uns auch sich darbieten mag, das ist Religion; unsere Seele zu baden in der uns umgebenden Fülle ewigen Seins, das ist religiöses Erleben. Dadurch, daß unsere Seele immer wieder hineintaucht in das Unendliche in uns, um uns und über uns, dadurch kann sie immer wieder die Kraft gewinnen, die Leiden und Schmerzen des Daseins zu überwinden, Risse und Klüfte in unsrer Seele wieder auszufüllen und den uns obliegenden sittlichen Pflichten im praktischen Leben gerecht zu werden.

Gewiß, eine Ethik bedarf zu ihrer Begründung keines Theismus, die Sittengebote ergeben sich im Laufe der Geschichte rein evolutionistisch von selbst; sie sind das Resultat der jeweiligen Kulturentwickelung, und daher ist ein atheistischer Moralunterricht ebenso berechtigt wie geboten, weil dadurch endlich zwei ganz verschiedene Gebiete, Religion und Ethik, getrennt werden. Nur Unkenntnis und Unverstand kann im atheistischen Moralunterricht einen Vorstoß gegen die Religion sehen. So sehr man daher auch — und zwar gerade in der Gegenwart — den selbständigen Charakter der Ethik als solcher betonen muß, so müßte man doch auch andererseits wieder ruhig zugeben, daß für den religiös empfindenden Menschen die Vorbedingungen für die Erfüllung ethischer Gebote bedeutend günstigere sind als für den Atheisten, dessen Seele nicht mehr an das Ewige in uns und um uns zu glauben vermag. Der theistisch empfindende Mensch wird eben in seinem religiösen Erleben einen unerschöpflichen Born haben, aus dem seine Seele immer wieder gestärkt für den Lebenskampf emportauchen wird.

Aber gerade der Charakter dieser religiösen Vorgänge in der menschlichen Seele bringt es nun mit sich, daß sie das Innerste, das Zarteste, das Tiefste sind, was das menschliche Herz erleben kann. Und nun denke man doch nur an den wirklichen Schulbetrieb. In derselben Klasse, in derselben Umgebung, in der vorher vielleicht der Schüler in Angst und Nöten über einem Extemporale in einer Sprache oder über dem Lösen einer mathematischen Aufgabe geschwitzt hat, da soll er nun vielleicht eine Viertelstunde später in „Religion" unterrichtet werden! Ganz abgesehen davon, daß „Religion", wie schon nachgewiesen, überhaupt nicht lehrbar und lernbar ist und darum niemals ein Gegenstand des Unterrichts an Schulen sein kann, so ist auch die ganze Umgebung, die ganze Stimmung, das

ganze Milieu des Schülers innerhalb des öffentlichen Schulbetriebs absolut nicht geeignet dazu, um ihn zum Erlebnis religiöser Vorgänge zu veranlassen. Und wenn Religionslehrer an öffentlichen Schulen das Gegenteil behaupten, so sind sie eben in einer bedauerlichen Selbsttäuschung befangen. Wie schablonenhaft der ganze Schulbetrieb leicht auf die Schüler einwirkt, das hat mir die Tatsache bewiesen, daß selbst ernste Schüler der Prima sich keinen Moment scheuten, ihrem Religionslehrer den geringen Memorierstoff, der ihnen zur Einprägung aufgegeben war, ohne die geringste Scham zu empfinden, hinter dem breiten Rücken ihres Vordermannes abzulesen! Die Religionsstunde ist und bleibt für den Schüler leider oft nur eine Stunde, wie sie für ihn alle sind, auch wenn der Lehrer sich noch so große Mühe gibt. *Eben weil Religion ein tiefes inneres Erleben der Seele ist, deshalb hinaus mit dem Religionsunterricht aus der Schule, wo für solch Erleben kein Platz, keine Zeit, keine Stimmung ist!* Das ist eine Forderung *nicht gegen* die Religion, sondern *aus Religion!*

Der Notschrei der Lehrer.*)

Wenn ich wüßte, wer du bist, Freund Erwin! Du sprichst da am Schlusse deiner Arbeit von einer Hoffnung, daß „nach Verabschiedung der Gehaltsaufbesserungsvorlagen eine emsige Arbeit der Beamtenschaft zur kulturellen Organisierung unserer gesamten Verwaltung und der Lehrer zur Modernisierung unseres Schulbetriebes von unten herauf“ einsetzen möge; andernfalls man „nur mit banger Sorge in die Zukunft“ schauen könne. Wenn ich wüßte, wer du bist, Freund Erwin! Nicht, daß Neugierde mich plagt; nur um deinen Standpunkt richtig zu beurteilen, ihn nicht einseitig unter das Seziermesser einer freimütigen Kritik zu nehmen, hätt ichs gern gewußt. Du schlägst eine kräftige Klinge für den Idealismus. Man schlägt da manchmal vorbei; ich auch. Es schadet nicht. Was matt ist vor dem Kampf, lernt nie kämpfen. Ich mutmaße kaum, daß du *Lehrer* seist. Ich lese deine Arbeit aufmerksam zweimal durch. Ich finde, du kannst als Lehrer die Arbeit nicht geschrieben haben, wärst nämlich auffallend schlecht orientiert; oder aber du bist Beamter und spürst in dir, was *Mensch* ist. Du ringst.

Du findest die *Art*, auf mehr Gehalt zu drängen, nicht besonders erhebend. Aber die Lehrer und Beamten alle miteinander finden es *auch* nicht erbaulich; du darfst versichert sein, daß sie es herzlich gern aufgeben, sich an Gehaltskahl den Magen zu verderben, wenn sie — vom Idealismus leben und ihre Familie erhalten könnten. Ich bin mit 660 Mk. Jahresgehalt vor zwei Dezennien Idealist *gewesen*, habe mit 1410 Mk. Gehalt eine Familie gegründet und bin Idealist *geblieben*, trotzdem ich für die soziale Hebung des Lehrerstandes durch Verbesserung seiner Gehaltsverhältnisse auch noch manche Nacht um die Ohren schlug; es ist mir auch heute nicht im entferntesten möglich, mich *ohne* schriftstellerische Tätigkeit durchs Leben zu schlagen. Also immer ums Brot gekämpft und — immer Idealist geblieben. Es ist also — — ein Irrtum, anzunehmen, daß Diejenigen, die um das Brot kämpfen, jedes Idealismus bar seien. Alle diese werden für Ideale erst recht empfänglich und für die Realisation der hundert Ideale, die eine neue Zeit der Gesellschaft als Folge der wirtschaftlichen Entwicklung stellt, gewonnen werden, wenn sie nicht mehr so jämmerlich bezahlt werden.

Um auf die Form einzugehen, die dem „Menschen“ Erwin mißfällt. Minister und Geheimräte sind auch „Beamte“. Bei ihnen vollzieht sich der Kampf um materielle Besserstellung natürlich sozusagen im stillen sanften Säuseln, im Gegensatz zu gewissermaßen stürmischen Aeußerungen von *Einzel-Massen*, die immerhin 120000 deutsche Volksschullehrer, tausende von Eisenbahnbeamten, Postbeamten, Verwaltungsbeamten darstellen. Daß unter ihnen Gruppen durch energischeres Vorgehen, das ihnen eine straffere Organisation ermöglichte, andere Gruppen zurückdrängen, soll in ethischer Beziehung keineswegs gutgeheißen werden, ist aber unmöglich schnell zu ändern in einer Zeit, die überhaupt mit der materiellen Elle mißt. Auf diesen rein kaufmännischen Standpunkt hat der Industrialismus heute jeden Staatsbürger *gedrängt*. Der Beamte und Lehrer schlechthin ist überhaupt ins Hintertreffen geraten, denn wer nur einigermaßen Wirtschaftsbuch führt — das muß man auch als Idealist tun, um Einnahme und Ausgabe relativ in Annäherung zu bringen —, der kann sich an fünf Fingern abzählen, daß mit den bevorstehenden Gehaltserhöhungen nur ein Ausgleich geschafft wird. Möglich, daß mich Erwin nunmehr zu *den* Menschennaturen zählt, die das Mißverhältnis zwischen Not und Notschrei nicht unangenehm empfinden, jedenfalls ist aber die härtere Form des Kampfes um wirtschaftliche Besserstellung weiter nichts als eine Folge einer Not, wie sie dem Menschen Erwin nicht in ihrem vollen Umfange bekannt zu sein scheint. Und sie ist tatsächlich *erschreckend* groß, denn sonst könnten wir nicht mit Erwin zu einer geradezu niederdrückenden Feststellung kommen: Der *einzelne* Beamte und Lehrer hat nur in seltenen Fällen noch den Mut freier Meinungsäußerung seinem Vorgesetzten gegenüber ..... Fast scheint es, als wenn er nur noch als Anonymus sich sicher fühlt oder in der Masse (der Organisation), wo er als Einzelner keine Verantwortung hat und seinem gepreßten Herzen Luft macht, sei es auch nur im Beifall-Rausch, wenn nämlich Einzelne den Mut des freien Mannes äußern, z. T. auch nur in der oft irrigen Meinung, diese Masse werde ihn stützen. Mir ist die Form, in der Beamte und Lehrer ihre Wünsche zur Geltung bringen, nur als etwas sehr Natürliches vorgekommen, weil ich Lehrer- und Beamtennot *kenne*. Der „Außenstehende“ kennt sie nicht. Ist Erwin ein Außenstehender? Ich weiß es nicht. Steht er mitten in der Bewegung? Ich glaube kaum. Oder aber, falls er Beamter oder Lehrer ist, gestatten es ihm seine Privatmittel, sich auf eine hohe Warte zu stellen und *allen*, Lehrern, Beamten und Regierungen eine Epistel zu lesen. Der beste *Wille* soll und darf ihm dabei nicht abgesprochen werden; ich bin der Letzte, der sich nicht freute über jemand, welcher seine Meinung herzerfrischend zum Ausdruck bringt.

Die Form! Die Form! Man müßte mir verzeihen, wenn ich schuldig wäre; ich sag's darum: Ich liebe eine gewisse Ungeschlachtheit, Grobheit. Es ist ein Unglück, daß man heute jedem Menschen, auch wenn er ein Einfaltspinsel ist, seine Torheiten noch in einer schönen Aufmachung präsentieren soll. Erwin selbst tut es auch nicht. Er gefällt mir, er ringt noch und — *darum* übertreibt er. Menschen mit einigem psychologischen Verständnis, (vorausgesetzt immer die beste Absicht, dem Gegner nie persönliche Motive unterzuschieben) finden die Uebertreibung verzeihlich. So ich die folgende des Herrn Erwin:

„Der Außenstehende, dem jetzt eine Beamten- oder Lehrerzeitung unter die Augen kommt, tut gut, entweder gleich die ersten drei Viertel der Zeitung zu überschlagen und sich nur in den Rest zu vertiefen, oder auf die Lektüre ganz zu verzichten.“

Es lag mir nahe, Erwin mit seinen eigenen Worten zu strafen: „Gewiß ist Maßhalten eine schwere Kunst; sollte es aber nicht gerade darum etwas mehr geübt werden?“ Doch sei verziehen, weil ich verstehe oder doch zu verstehen suche, soweit das möglich ist.

Für die Lehrerpresse stelle ich eine „leider schon beinahe zur Gewohnheit gewordene Tatsache, daß die materiellen Fragen eine über Gebühr breite und laute Behandlung er-

*) Eine Antwort auf „Die eigentliche Not der Lehrer und Beamten.“ (Eth. Kultur Nr. 21). (vgl. auch Sprechsaal).

fahren und damit die ideellen und kulturellen Standes- und Staatsbürger-Interessen fast vollständig überwuchern" *schlankweg in Abrede*. Es müßte denn sein, daß ich gerade auf jene vier Zeitungen abonniert bin oder mir sonst noch gerade sechs pädagogische Zeitschriften regelmäßig in die Hand kommen, die in einer von Erwin als „durchaus berechtigt" anerkannten Weise auch die energische Wahrung der wirtschaftlichen Interessen vertreten. Das Geständnis, daß ich nicht genug *Beamten*zeitungen lese, legt mir die Pflicht auf, über die dortigen Verhältnisse nicht zu urteilen, umgekehrt aber auch Herrn Erwin energisch in die Schranken zu verweisen, indem ich ihn bitte, nicht immer Lehrer- und Beamtenzeitungen in einem Atemzuge zu nennen. Selbst Idealisten haben kein Recht, Unrichtigkeiten zu kolportieren. Für Leser der „Ethischen Kultur" halte ich dieses Verfahren für verwerflich, denn diese Blätter sind für ernste Menschen geschrieben, und nicht jede Menschennatur empfindet das Mißverhältnis zwischen dem, was gesagt werden muß und gesagt werden darf; aber bessere Naturen leiden darunter. Freilich nimmt mancher, der es nicht darf, für sich eine „bessere Natur" in Anspruch.

Man darf jung sein, um für eine gute Sache Herzblut zu verspritzen. Es gehört dann Glück dazu, ohne Striemen und Hiebe und Beulen oder klaffende Wunden Ideen zu retten in eine Zeit, in der man schon taktischer verfährt. Stürmen und Wagen, ob's kost' Kopf und Kragen. Aber das Glück ist jedem hold, der mit Herz *und* Kopf arbeitet, und wenn er noch so jung wäre. Und da will es mir scheinen, als ob Erwin mehr mit dem Herzen gearbeitet hätte, und ob er *deswegen* schon einige tüchtige Beulen davontrug und immer noch zu sehr *nur* das Herz arbeiten ließe. Und *aus dieser Stimmung* heraus erzählt er nun *wieder* Dinge, die ich wirklich nicht unwidersprochen lassen darf. Er behauptet:

„Die betrübende Tatsache bleibt bestehen, daß die meisten dieser Fachzeitungen es über sich gewinnen, die geistigen und kulturellen Interessen ihrer Leser (die man nicht gut hinwegdisputiren kann), so gering einzuschätzen",

und er behauptet, daß das Verlangen der jüngeren Lehrerschaft, die „unter dem Drucke der kirchlichen und weltlichen Machthaber seufzt" und eine „durchgreifende Reform des gesamten Schul- und Erziehungssystems" herbeisehnt, heute keineswegs hinreichend zum Ausdruck gelange. Wirklich?

Die preußische Volksschule leidet z. B. unter einem entsetzlichen Lehrermangel. Es läge nun sehr nahe, diese Frage ausschließlich als Gehaltsfrage zu betrachten. Es geschieht nicht. Man stellt sich auf die von Erwin gewünschte Warte. Man vergleiche die gesamte Lehrerpresse (Januar bis November 1907). Nirgendwo sind „Pfennigexempel" und Lehrermangel in Verbindung gebracht. Solange es Lehrerorganisationen gibt, wird für Fachaufsicht gekämpft, für Freiheit der Schule. Vielleicht sieht Erwin die bezügliche Literatur in Agahds neuestem Buche daraufhin durch.*) Es *wird* auf eine Reform des gesamten Schul- und Erziehungswesens hingearbeitet; es ist längst darauf hingearbeitet worden — alle Themata, welche den deutschen Lehrerverein seit 14 Jahren auf seinen großen Versammlungen in Berlin, Stuttgart, Chemnitz, Breslau, Köln, Königsberg, München beschäftigt haben und stets vor diesen Versammlungen die Lehrer in den Landes-, Provinzial- und Einzelvereinen zwei Jahre hindurch beschäftigen, sind darauf zugeschnitten. Gewiß sind „Maßregelungen, Uebergehen bei Beförderungen und dergleichen Liebenswürdigkeiten der Vorgesetzten" den Zeitungsleitern und Vorständen gegenüber vorgekommen; daß Erwin aber einen Zweifel in die kulturelle Einsicht der Redakteure und Vorstände der Lehrer- und Beamtenvereine setzt, ist blankes Unrecht. Was alles nach Erwin hätte „getan werden müssen *neben* dem Kampfe um wirtschaftliche Besserstellung" ist getan, soweit es getan werden konnte und es findet, wenigstens auf seiten der Lehrervereinspresse, weder eine Ueber- noch Unterschätzung der Bedeutung der Darstellung der Gehaltsverhältnisse für Regierungen und Parlamente statt.

Erwin durfte nicht, sei er nun Lehrer, Beamter oder Außenstehender, diejenigen vor den Kopf stoßen, aus deren Reihen er naturgemäß Anhänger für seine Idee werben muß. Es bleibt ja noch viel Wahres übrig trotz seiner Uebertreibungen. Was er z. B. in den beiden letzten Absätzen seines Artikels sagt, ist wert, jedem einzelnen Vorgesetzten zum Lesen gegeben zu werden. Eins freilich hätte, um auch die Vorgesetzten gerecht zu beurteilen, noch hervorgehoben werden müssen: die Staatsräson verlangt heute keine Vorgesetzten, die „mit" und „neben" dem Lehrer und Beamten arbeiten. Daß das ein Zustand ist, der auf die Dauer zum Niedergang führt, begreifen die Vorgesetzten sehr wohl, vorausgesetzt allerdings, daß sie noch „Menschen" sind, die in ihren Untergebenen ebenfalls Menschen erblicken. Der Bürokratismus ist freilich eins der gefährlichsten Gifte. Zu diesem gesellt sich nun zweierlei: 1. hat der Vorgesetzte *wieder* Vorgesetzte und 2. findet er, daß er selbst auch viel zu wenig Gehalt hat. Die Folge ist dann, daß er strebt . . . Man darf versichert sein, daß sich viele Vorgesetzte, höhere Vorgesetzte und noch höhere Vorgesetzte tief, tiefer, am tiefsten erniedrigen mußten, ehe sie hoch, höher, am höchsten stiegen. Viel tiefer, wie Erwin ahnen mag. Und mancher Untergebene steht als Mensch hoch über solchen Leuten und wird sie nicht beneiden, sondern bedauern.

Streiflichter.

Die erste französische Schülerkolonie in Deutschland. Zahllos sind die Fäden und Beziehungen, die sich im letzten Jahrzehnt zwischen den beiden „Erbfeinden" Deutschland und Frankreich angesponnen haben; spricht man doch bereits von der Möglichkeit einer Begegnung zwischen *Kaiser Wilhelm* und *Präsident Fallières*. Nicht das schlechteste Ergebnis der II. Haager Konferenz war die herzliche Dankesrede, die Baron *Marschall* von Bieberstein dem ersten Delegierten Frankreichs widmete, dem Präsidenten der Schiedsgerichtskommission *Léon Bourgeois*, der es verstand, die Geister stets „auf die uns alle einigenden, großen Prinzipien zurückzuführen." — In Heft 7 von Reclams „Universum" (14. November 1907) berichtet nunmehr der Düsseldorfer Gymnasialdirektor Professor *Masberg* als verdienstvoller Protektor der ersten französischen Schülerkolonie in Deutschland, über die großen Erfolge und Aussichten derartiger Unternehmungen. In seinen von edler Begeisterung getragenen Worten gibt er zunächst eine kurze Entstehungsgeschichte der wertvollen, neuen Schöpfung:

Vor 2 Jahren besuchte der jugendfrische Präsident des Pariser Klubs zur Pflege deutscher Konversation, *Louis Joubert*, in Düsseldorf Herrn Masberg, um mit ihm und Schulinspektor Dr. Herold „zu beraten, ob, wo und wann eine französische Schülerkolonie in's Leben zu rufen sei". Man kam damals überein, die Schülerkolonie für die großen Ferien 1907 in Düsseldorf unterzubringen, und am 13. Juli cr. trafen dann etwa 25 junge Franzosen in D. ein, begleitet von *Joubert*, Professor *Pinloche* vom französischen Unterrichtsministerium, und dem ehrwürdigen Vertreter der Handelswelt Jacques *Siegfried*. Unterrichtsminister Briand sowohl wie die deutschen Behörden und die Bürgerschaft wandten dem Unternehmen viel Interesse und Förderung zu, sodaß der Leiter Professor *Masberg*, trotz aller sich bietenden Schwierigkeiten, über einen großen pädagogischen wie moralischen Erfolg berichten kann. Für die opferfreudige Arbeit, die Professor Masberg und seine Helfer in diesen zwei Monaten geleistet haben, gebührt ihnen ein vollgerüttelt' Maß des Dankes von seiten aller, die es mit der Ausgleichung nationaler Gegensätze ernst meinen.

*) Agahd, Jugendwohl und Jugendrecht. Schrödel-Halle 1907.

Kein Mißton trübte den gemeinschaftlichen Unterricht und Verkehr, die Ausflüge und Vergnügungen. Diese jungen Franzosen aus guten Familien, fast lauter Gymnasiasten höherer Klassen aus Paris und andern großen Städten, z. T. sehr begabte Schüler, haben im Gebrauch der deutschen Sprache gute Fortschritte gemacht, auch viel Neues auf den Gebieten des geistigen und praktischen Lebens Deutschlands kennen gelernt, was gute Früchte tragen wird. „Wir haben ihnen ehrlich gezeigt," schreibt Masberg, „wie wir leben, arbeiten, denken und empfinden", und er schließt:

„Eine zweite Kolonie wird im nächsten Jahre . . . bei uns eintreffen; sie wird uns ebenso willkommen sein wie die erste. Auch bin ich überzeugt, daß ich, wenn ich in einigen Jahren mit einer Anzahl meiner Schüler nach Frankreich gehe, in diesem gastlichen Land ein nicht minder freundliches Entgegenkommen finden werde, als die jungen Franzosen am Rhein in ihren großen Ferien 1907 gefunden haben."

Wir bleiben dem weitsichtigen Pädagogen für seine ethische Schulpolitik zu dauerndem Danke verpflichtet und wünschen ihm gleich tüchtige Mitarbeiter und Nachfolger.

C. L. S.

* * *

Zur geplanten Justizreform. Unser bürgerliches Prozeßverfahren ist ohne Zweifel besserungsbedürftig; es ist daher ein ausführlicher Entwurf ausgearbeitet worden, der die für nötig erachteten Aenderungen einführen will, und die gesetzgeberischen Faktoren sollen in Bälde die endgiltige Entscheidung treffen.

Interessierte Kreise — vor allem der Juristen- und Handelsstand — haben bereits eine großenteils sehr abfällige Kritik an dem Entwurfe geübt; die Meistbeteiligten aber, das rechtsuchende Publikum selber, haben sich bisher noch recht wenig darum gekümmert, in seltsamer Verkennung des Satzes: Tua res agitur! Am schärfsten und treffendsten haben bisher wohl die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft sowie der Berliner Amtsgerichtsrat Jastrow opponiert (dieser in der „Vossischen Zeitung"); ihnen gesellt sich am 14. November ein Rechtsanwalt in der „K. Hartung'schen Zeitung".

Der Entwurf erstrebt im einzelnen Folgendes:

Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit von 300 auf 800 Mk., aus Gründen der Einfachheit, Schnelligkeit und (pekuniären) Billigkeit. — Damit würde der allergrößte Teil aller vermögensrechtlichen Prozesse (etwa 90 Prozent!) der Entscheidung durch den Einzelrichter überwiesen und den Garantien der kollegialgerichtlichen Aburteilung entzogen. Es liegt doch aber auf der Hand, daß die sechs Augen der drei Landrichter mehr sehen als die zwei des noch so tüchtigen Amtsrichters oder jungen Assessors, der kommissarisch oftmals des ersteren Stelle einnimmt. Gerade der Austausch der Meinungen innerhalb eines Kollegiums bringt gewöhnlich erst Klarheit in streitige Rechtsfragen und veranlaßt oft auch den Berichterstatter, seine Meinung zu ändern. Jastrow spricht von dem „rohesten aller Maßstäbe, dem Gelde", und die Berliner Kaufmannschaft weist zur Entkräftung der „größeren Einfachheit" darauf hin, daß in Prozessen, die früher der landgerichtlichen „Kammer für Handelssachen" unterlagen, fortan der Amtsrichter Gutachter zu hören gezwungen wäre, da ihm die Sachkunde der beiden in Handelsfragen sachkundigen Beisitzer der Regel nach abgehen würde. Größere Schnelligkeit aber auf Kosten der Gründlichkeit zu erzielen, dürfte doch ein recht zweifelhafter Erfolg sein. Wo bleibt ferner bei solcher Heraufsetzung des Streitgegenstandes die stets und mit Recht geforderte größere Beteiligung des Laienelements an der Rechtsprechung?

Was endlich die Verbilligung des Verfahrens anlangt, so lehrt die Erfahrung, daß heute bereits bei Streitigkeiten zwischen 2—300 Mk. der größte Teil der Parteien sich durch Anwälte vertreten läßt. Um wie viel mehr wird dies zur Regel werden, wenn bei der Erhöhung der Streitsumme zumeist das Risiko mit der Schwierigkeit wächst! Ein bestimmter, bei der Rechtsfindung wesentlich beteiligter Stand — die Anwälte — soll demnach, wenngleich mit untauglichen Mitteln, geschröpft werden, während der wackere Rechner Staat durch Erhöhung bezw. Vermehrung der ihm zukommenden Gebühren schon darauf sieht, selbst keine Schädigung zu erleiden. Das alles erscheint recht wenig sozialpolitisch und wird von dem Königsberger Rechtsanwalt trefflicher beleuchtet.

Auch für die II. Instanz würde die Erhöhung der Zuständigkeitssumme eine Verschlechterung der Rechtslage der Parteien bedeuten, denn nicht mehr der aus fünf Richtern bestehende Zivilsenat des Oberlandesgerichts, sondern die Dreimännerkammer des Landgerichts wäre alsdann für besagte Prozesse das Berufungsgericht.

Den Gang des Verfahrens selbst sollte man nicht ohne zwingende Gründe dahin abändern, daß die Offizialmaxime — Leitung des Prozesses durch den Richter — an die Stelle des bislang gebräuchlichen Parteibetriebes träte. Gerade dadurch, daß die Parteien die Leitung ihres Zivilprozesses selbst in den Händen haben, wird das Interesse der Streitenden am besten gewahrt; es kann auch nichts Gedeihliches dabei herauskommen, wenn man für die I. Instanz den Amtsbetrieb einführt, für die II. dagegen den Parteibetrieb beibehält.

Aufs schärfste muß man aber gegen die geplante Beschränkung der Berufung auf Prozesse mit einem Streitwert über 50 Mk. Stellung nehmen. Einmal würde dadurch der vielzitierte „Schutz der wirtschaftlich Schwachen" illusorisch gemacht, denn — darüber bringt kein Sophisma hinweg — der kleine Mann kann meist nur über geringe Summen prozessieren! Der Hinweis auf die Kaufmanns- und Gewerbegerichte ist nicht stichhaltig, denn dies sind eben Kollegialgerichte (1 Richter, 2 Laien), und es ist auch keineswegs erwiesen, daß die qu. Bestimmung sich bei ihnen bewährt habe; vielfach wird das Gegenteil behauptet. Sodann aber führt diese Vorschrift auch zu seltsamen Auswüchsen: wenn z. B. in einem Rechtsstreit über 90 Mk. ein Teilurteil über 45 Mk. und alsdann das Endurteil in gleicher Höhe ergeht, so wäre keines von beiden durch die Berufung anfechtbar!!

Manches Klagbegehren (z. B. Beseitigung eines Zaunes . .) wird sich oft nur schwer in Geldwert ausdrücken lassen; andererseits wäre die große Höhe der entstehenden Kosten kein Grund, der Partei, die dieses Risiko übernehmen will, die weitere Rechtsverfolgung abzuschneiden.

Das Richtige dürfte Jastrow getroffen haben, der Folgendes vorschlägt: Alle Klagen, gleichviel welchen Objekts, werden beim Amtsrichter eingereicht, der den ersten Termin ansetzt, Versäumnis- bezw. Anerkenntnisurteil erläßt oder in geeigneten Fällen einen Vergleich herbeiführt. In jedem Falle Befugnis der Parteien, die Zuständigkeit des Amtsrichters zu vereinbaren, der alsdann den ganzen Streit entscheidet. Als Anreiz für eine solche Vereinbarung:

1. niedrigere Gebühren vor dem Amtsgericht (da nur ein Richter benötigt wird), und
2. Berufungsinstanz, wenn das Objekt 300 Mk. übersteigt, das Oberlandesgericht (nicht Landgericht), damit diese Instanz der Partei durch die Vereinbarung nicht verloren gehe.

Kommt diese nicht zustande, so gibt der Amtsrichter durch einfachen Beschluß die Sache an das Landgericht ab.

Dieses von Jastrow noch genauer begründete System ist schlüssig, klar und vielverheißend, während der amtliche Entwurf weit eher eine Verschlechterung als eine Reform der Rechtspflege bedeutet.

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am Freitag, den 8. November hielt Rechtsanwalt Dr. Hans Simon einen Vortrag über die „rechtliche und sittliche Unterhaltspflicht."

Der Vortragende ging einleitend davon aus, daß rechtliche und sittliche Pflicht keineswegs zusammenfällt; das Gesetz könne nicht alles anordnen, was die Sitte gebiete. Beispielsweise seien nach dem Gesetz Geschwister untereinander, Schwiegereltern und Schwiegerkinder nicht alimentationspflichtig, während doch eine sittliche Pflicht bestehe. Der Regel nach habe der erwachsene Mann nur für Frau und Kinder zu sorgen; außerdem bestehe eine Pflicht gegen die unehelichen Kinder. Der Vortragende gab dann einen Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung der Stellung der unehelichen Kinder. Im alten deutschen Recht sei diese nicht ungünstig gewesen. Der Wille des Vaters entschied, sowohl bei den ehelichen, wie bei den unehelichen, ob sie in die Familie aufgenommen werden oder nicht. Eine Verschlechterung sei erst durch die christliche Kirche des Mittelalters eingetreten, die infolge der Ausbildung der sakramentalen Natur der Ehe den außerehelichen Kindern ein Schandmal aufdrückte. Nur der Alimentationsanspruch des Kindes konnte nicht getilgt werden. Er hat sich in allen deutschen Rechten, wenn auch in verschiedener Weise fortgebildet.

Der Vortrag stellte sodann die jetzige Rechtslage dar und wies darauf hin, daß die z. Zt. gezahlten Alimentengelder gegen früher erhöht seien.

Sowohl für die ehelichen, wie für die unehelichen Kinder werde von vielen pflichtvergessenen Eltern nicht gesorgt. Insbesondere sei die Zwangsvollstreckung, da sie in den Händen des einzelnen Vormundes läge oder der betr. Mutter überlassen sei, in den meisten Fällen fruchtlos. Auch der § 361 Ziffer 10 des St.-G.-B., der die Verletzung der Unterhaltspflicht bestrafe, reiche nicht aus, zumal er nur eine milde Strafe androhe.

Der Vortragende regte Reformen im Zivilrecht und im Strafrecht an. Die Erfüllung der Unterhaltspflicht müsse, wie in anderen Ländern z. B. in Norwegen, durch Zwangsarbeit erzwungen werden. Die Verletzung müsse in besonders schlimmen Fällen mit Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft werden können. Die Eintreibung der Alimente müsse der Frau oder dem Vormund abgenommen werden und Sache der öffentlichen Sorge sein. Ein amtliches Lohnabzugsverfahren müsse durchgeführt werden, wie ja auch Steuern durch die Behörde beigetrieben werden. Die Hauptsache aber sei, daß die Verletzung der Unterhaltspflicht als ein Vergehen gegen Staat und Familie angesehen und auch in der allgemeinen Auffassung des Volkes als schimpflich und unsittlich beurteilt werde. Dadurch, daß man der Unterhaltspflicht tatsächliche Erfüllung verschaffe und den Kindern die ihnen geschuldeten Alimente zuführe, würde die Säuglingssterblichkeit verringert, die Verwahrlosung und Verelendung der Kinder beschränkt und die wachsende Gefahr, die der Allgemeinheit von den Ausgestoßenen der Gesellschaft drohe, gemindert werden.

An die ebenso umfassenden wie überzeugenden Ausführungen des Vortragenden schloß sich eine angeregte Debatte. Herr Dr. Levy, der Leiter der Zentrale für private Fürsorge, betonte u. A., daß, wenn schon die öffentliche Armenpflege in Alimentenfragen auf die größten Schwierigkeiten stößt, die private Fürsorge noch viel weniger Mittel in der Hand hat, um gegen pflichtvergessene Eltern vorzugehen, und daß diese Zustände für die betreffenden Kinder von den schwerwiegendsten Folgen begleitet sind. Frl. Dr. Duensing, die Leiterin der Zentrale für Jugendfürsorge, sprach sich darüber aus, daß die Verletzung der Nährpflicht durch die Eltern nicht als „leichtes Delikt" aufgefaßt, sondern „als ein Verbrechen gegen den Staat und die Gesellschaft" durch das Gesetz gebrandmarkt werden sollte. Desgleichen sollten alle Delikte, die gegen das Wohl der Kinder verstoßen, wie Mißhandlung, Ausbeutung usw. als Verbrechen aufgefaßt und nicht wie bisher mit größter Milde, sondern mit äußerster Strenge bestraft werden. Die zahlreichen Fragen, die von der Versammlung an den Vortragenden gerichtet wurden, waren ein erfreulicher Beweis dafür, daß das Problem des öffentlichen Kinderschutzes das Interesse weiter Kreise immer mehr in Anspruch nimmt.

* * *

Seit dem Beginn des November hat sich innerhalb der Abteilung Berlin der D. G. E. K. eine Gruppe zur gegenseitigen Aussprache und Verständigung über allgemeine Fragen vom ethischen Gesichtspunkte aus gebildet, welche alle 14 Tage Sonnabend abends $^{1}/_{2}9-^{1}/_{2}11$ Unter den Linden 16 III zusammenkommt. Die Organisation führt den Gedanken der Gleichberechtigung aller Anteilnehmer strikt durch. Leitung und Thema wird jedesmal vorher gemeinsam festgesetzt. Es wird versucht auf dem Wege ruhig-sachlicher Abwägung und Auslese der vorgebrachten Einzelgründe zu einer einheitlichen Ueberzeugung über die vorliegenden Fragen zu kommen. Eintritt für jedermann frei.

Sprechsaal.

„Zum Problem der Ehescheidung."

Ein paar Randglossen.

Die ausführliche, interessante Darlegung von Else Lucke in Nr. 22 macht m. E. eine kurze Erwiderung nötig.

1. Autorin bemängelt die Gesetzesnorm der „ehelichen Pflicht", da eine solche das Weib erniedrige. Das Bürgerliche Gesetzbuch verpflichtet im § 1353 die Ehegatten zur „ehelichen Lebensgemeinschaft", worunter natürlich auch der sexuelle Verkehr fällt. Es ist aber zu bedenken, daß diese Pflicht eine gegenseitige ist; die Frau hat Anspruch darauf, nicht nur wie ein „Märchen" oder schöner Traum durch das Leben des Mannes zu gehen, ebenso wie der Mann verlangen darf, daß der Zweck des Eheinstituts — reguläre Geschlechtsbefriedigung und (eventl.) Zeugung einer neuen Generation — nicht von seiten der Frau vereitelt werde. Weiterhin ist zu bedenken, daß im Falle einer Verurteilung zur ehelichen Lebensgemeinschaft eine Zwangsvollstreckung oder Anwendung polizeilicher Machtmittel nach § 888 Absatz 2 der Zivilprozeßordnung ausdrücklich ausgeschlossen ist; das Urteil kann vielmehr nur die Grundlage für ein späteres Ehescheidungsverfahren abgeben.

In dem oben dargelegten Zustande kann ich irgendwelche sittlichen Mängel nicht entdecken; ich kann mir vielmehr eine Ehe ohne die Pflicht zur Lebensgemeinschaft als „Ehe" garnicht denken. In der großen Mehrzahl aller Ehen wird die beregte Frage übrigens ohne gerichtliches Eingreifen durch einfache Verständigung der Gatten zwanglos geregelt, wie ja die meisten Lebensvorgänge durch Anpassung und gegenseitige Konzessionen sich in normaler Eintracht abwickeln. Das Gesetz kann gleichsam nur in jenen krassen Fällen eingreifen, wo sich das bloße Rechtsbewußtsein nicht als stark genug erweist, um Differenzen fernzuhalten oder zu schlichten. Für diese Sonderfälle muß die Norm aber so klar und präzise gefaßt werden, daß über die elementaren Pflichten kein Zweifel mehr bestehen kann. Aus diesem Grunde halte ich die Statuierung der Pflicht in § 1353 für völlig unentbehrlich.

2. Eine Ehe ohne diese notwendige „Rechtspflicht" ist m. E. brüchig und widerspruchsvoll in sich selbst und kann daher kaum jemals von langer Dauer sein. Die Erkaltung zwischen den Ehegatten würde mit der Zeit Dimensionen annehmen, die dem Kinde ohne weiteres „das Elternhaus" rauben und ihm dafür etwas geben würden, was an schädlicher Wirkung den Verlust des Elternhauses bei weitem überträfe — nämlich den Anblick einer zwischen den Eltern bestehenden tiefen Abneigung, die auf das Gemüt des Kindes zerrüttend wirken muß, je älter es wird. Aus diesem Grunde würde ich die Scheidung einer solchen Ehe — falls es, wohlgemerkt, an ihr nichts mehr auszuflicken giebt — mit weit leichterem Herzen ansehen als die Verfasserin.

3. Einer Erleichterung der Ehescheidung würde ich, gleich der Autorin, nicht das Wort reden. Wir besitzen heute als Scheidungsgründe: Ehebruch, Lebensnachstellung, bösliche Verlassung (in 2 Fällen), Geisteskrankheit (unter gewissen Bedingungen), und die Generalklausel des § 1568 B. G. B. Es ist zu begrüßen, daß die Vorschrift des Allgemeinen Landrechts, wonach auch „unüberwindliche Abneigung" ein Scheidungsgrund war, gefallen ist, und ebenso ist es sehr dankenswert, daß der oft angewandte § 1568 die Scheidung vorsieht, „wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann."

Der Gesetzgeber denkt hier z. B. an grobe Mißhandlung, Begehung eines Verbrechens oder Vergehens, Trunksucht, Delikte à la Sternberg usw. Im einzelnen werden hierbei die Umstände des Falles, sowie die Lebensanschauung und soziale Stellung der Gatten mitzusprechen haben.

C. L. Siemering.

* * *

„Die eigentliche Not der Lehrer und Beamten."

Die gegen meinen Artikel erhobenen Einwände gipfeln darin, daß ich mindestens inbezug auf die Lehrerpresse übertrieben hätte, daß aber trotzdem „noch viel Wahres übrig bliebe." Zugegeben sei, daß sich meine Ausführungen hauptsächlich auf Beamtenzeitungen beziehen. Bezüglich der Lehrer-Fachpresse war ich auf Mitteilungen von Lehrern und Außenstehenden angewiesen, da ich selbst Beamter bin. Nach diesen Mitteilungen konnte es sich nur um einen graduellen, nicht um einen prinzipiellen Unterschied zwischen den Zeitungen beider Gruppen handeln. Selbstverständlich habe ich nicht die pädagogischen und Verwaltungs-Zeitschriften, sondern nur diejenigen Fachblätter gemeint, die grundsätzlich den Standes-Interessen dienen. Solcher Zeitschriften giebt es in Deutschland ca. 50. Die Lehrerzeitungen mögen im ganzen maßvoller sein als manche der Beamtenzeitungen, andererseits darf man aber an die Presse der Volkserzieher höhere kulturelle Anforderungen stellen.

Man kann das Vorgehen der Lehrer- (und Beamten-) Presse „natürlich" finden; bekämpfen muß man es vom ethischen Stand-

punkt aus trotzdem. Das in meinen Händen befindliche Material rechtfertigt mindestens meine Angriffe auf die Beamtenzeitungen (z. B. hat ein großer Verband laut schriftlicher Mitteilung z. Zt. überhaupt keinen Raum in seinem Blatte für andere als Magenfragen). Vielleicht überschätzt der Verfasser der „Antwort" das Gewicht der von ihm ins Feld geführten 120000 Volksschullehrer. In Deutschland giebt es — nach oberflächlicher Schätzung — etwa 1 Million Beamte. Man darf da nicht nur von „Tausenden" von Eisenbahnbeamten, Postbeamten, Verwaltungsbeamten usw. sprechen, sondern von „Hunderttausenden" (Preußen allein hat ca. 260000 Staatsbeamte, darunter ca. 165500 Eisenbahner; im Reich haben wir ca. 160000 Beamte usw.) Geflissentlich habe ich in meinem Artikel Lehrer und Beamte als eine große Gruppe betrachtet; damit ist aber nicht gesagt, daß jeder Satz in seinem vollen Umfange auf jede Einzelgruppe zutrifft. Das ist ja auch bezüglich der sehr verschiedenartigen, zum Teil außerordentlich großen Beamtengruppen nicht der Fall. Vielleicht hätte ich den — leider nicht beliebten und wenig gebräuchlichen — Ausdruck „Staatsdiener" an die Stelle der Worte „Lehrer und Beamte" setzen sollen; dann wäre den erhobenen Einwänden von vornherein der Boden entzogen worden. Es geht wirklich nicht gut an, in einem derartigen allgemein gehaltenen und ohnehin mit vielfachen Einschränkungen versehenen Artikel scharf zwischen den beiden innig verwandten Hauptgruppen zu unterscheiden. Dem Verfasser der „Antwort" ist dies trotz seiner Bemühungen auch nicht immer gelungen; er verallgemeinert ebenfalls — nur von der Gegenseite aus. Gerade auf kulturellem Boden muß einmal die Zusammengehörigkeit aller Staatsdiener deutlich zum Ausdruck gebracht werden, auch äußerlich. Warum die Schuld der einen Gruppe gegen die der andern ängstlich abwägen? Es ist ja doch auf beiden Seiten gefehlt worden. Denn daß die Lehrerverbände und -Zeitungen seit 14 Jahren und länger alles getan haben, was hat getan werden können, ist nur eine subjektive Anschauung (man denke z. B. an die Verweltlichung der Schule).

Verraten möchte ich nur noch, daß mein Idealismus nicht auf einem Ueberfluß an „Privatmitteln" beruht, sondern — wenn diese schon einmal dabei eine Rolle spielen sollen — eher auf einem Mangel an solchen. Die „Satten" sind ja nicht immer gerade die besten Idealisten; und bei allem Optimismus gegenüber den Lehrern und Beamten fürchte ich doch einigermaßen eine gewisse Art ihres „Sattwerdens". — Verwahren möchte ich mich hier noch gegen den Vorwurf, daß ich die kulturelle Einsicht der Zeitungsleiter und der Verbandsvorstände allgemein in Zweifel gezogen hätte; der betreffende Nebensatz meines Artikels beginnt nicht mit dem Wort „falls", sondern mit „sofern" („sie überhaupt die notwendige kulturelle Einsicht besitzen)." Dieser Vorbehalt war an der betreffenden Stelle durchaus angebracht; allerdings habe ich bei seiner Niederschrift nicht Lehrer- sondern Beamten-Zeitungen im Auge gehabt. Erwin.

Bücherschau.

Charon. Dichtung. Philosophie. Darstellung. Herausgeber: Otto zur Linde. Vierter Jahrgang, Heft 1. Charonverlag, Groß-Lichterfelde. 12 Hefte 6 Mark. Einzelheft 60 Pfg.

Dem Herausgeber ist's, nach seinem Begleitschreiben, um eine Besprechung zu tun. Warum, weiß ich nicht, zumal er offenbar mit Lust eigne Wege gehen will und sein Unverstandensein genießt. Aber sei's darum. Abgesehen von einem etwas krausen Beiblatt, das „Charonziele" zeigen möchte, aber noch kaum das dunkle Ufer erkennen läßt, von dem Charon abstößt, enthält das stattliche Heft nur Gedichte, oder, wenn man so will, Lieder. Ausschließlich Lyrik. Der Lyriker muß es sich, da er subjektives Empfinden mit sehr sprödem Material — Wortklang und Wortsinn — darstellt, gefallen lassen, wenn er ziemlich allein bleibt, d. h. um so weniger verwandtes Empfinden weckt, als er subjektiv und eigen ist. So geht es mir mit den Dichtungen Otto zur Linde's selbst. Er wird sie ja wohl verstehen; ich nicht. Er nimmt das aber, wie er schreibt, gar nicht übel. Der Kritiker soll nur sagen, was „als gute und sanctionierte Lyrik ein Anrecht auf Lob hat." Gern. In diesem Heft z. B. das vortreffliche: „O Nacht des Sommers," von Franz Lichtenberger. Auch „Es geht ein leiser Ton . . ." (ohne Autornamen). Sehr schön ist auch der kleine Beitrag von Ilse Franke; gut auch Hans Meinke — und noch einiges andere. Gemeinsam ist den Dichtern, die vom Herausgeber der Aufnahme gewürdigt worden, ein gewisser Drang nach sprachschöpferischen Neubildungen, die manchmal glücken, manchmal weniger; ein gelinder Wortrausch und dabei Empfindungs- und Seelentiefe. Auch ein lebendiges Gefühl für Melodie und Rythmus der Sprechsprache, die mitunter freilich zur Nichtachtung strenger Metrik und Vergewaltigung des Sinnes verführen. Aber seine eigenen Gedichte hätte der Herausgeber doch lieber nicht aufnehmen sollen. Ganz gewiß ist da Sprachgewalt, heißes Empfinden und Drang nach dem Höchsten; es würde mir aber nicht genügen, nur gewaltige Worte und Klänge rythmisch zu wälzen. Indessen — das liegt eben wohl an meinem mangelnden Verständnis. Ich habe freilich den leisen Verdacht, daß der Herausgeber als kampffrohe Trotznatur absichtlich das dem banalen Verstehen Widerstrebende begünstigt. Hätte er sonst ein (übrigens namenloses) Gedicht an die Spitze gesetzt, das der Wald- und Wiesenmensch schonend als blühenden Blödsinn zu bezeichnen sich nicht wird entbrechen können? Oder sollte es eine Vogelscheuche sein, die kritischen Spatzen das Eindringen verleiden soll? Hier ist eine Strophe:

„Schau dein Schluchzen verschwiegener Schaum
Meidet müde die machtvolle Pracht.
Tragend Tranden wie trügenden Traum —
Nackt ins Nimmehr entgleitet die Nacht."

Gott's Donner! -nz-

• • •

Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum, von Curt Wigand. Leipzig, Verlag Wigand 1907.

Unter diesem Titel gibt uns der Verfasser vier Essays, in denen er die Schattenseiten des Deutschtums aufzeigt und bespricht. In entschiedener aber wohlmeinender Kritik macht er auf eine nicht unbeträchtliche Reihe von Unarten aufmerksam, die er im gesellschaftlichen Leben der Deutschen, in der Art ihrer Kleidung, ihrer Nahrungsaufnahme, ihrer Wohnungseinrichtung, ihres Benehmens und ihrer Bildung beobachtet haben will. Gewiß enthält das Buch eine große Zahl praktischer Anregungen auf dem Gebiete der praktischen Ethik und Aesthetik, es weist auf recht viele wenig beachtete oder nicht recht anerkannte Fehler und Mängel hin, deren Abstellung im Interesse der Verfeinerung der Umgangsart und der Lebensbildung zweifellos eine Notwendigkeit bedeutet. Doch wie alle solche kritischen Darstellungen, die nur einseitig den Schatten herausarbeiten, gehen sie auch nicht selten über das Berechtigte hinaus und neigen leicht zu einer Verallgemeinerung zufälliger Einzelbeobachtungen. Die Angelsachsen sind dem Verfasser ein Vorbild, von ihnen könnte der Deutsche mehr praktischen Sinn, mehr Selbstbeherrschung und mehr Ritterlichkeit und Selbständigkeit lernen. Das Buch begnügt sich mit praktischen Beobachtungen, enthält auch einzelne feinere und originelle Gedanken und kann besonders denen, die im Deutschtum nur Licht aber keinen Schatten sehen, als Korrektiv sehr empfohlen werden. J. L.

• • •

Einleitung in die akademische Pädagogik. Von Dr. Hans Schmidkunz. Halle, Waisenhaus 1907. 8. 206 S. Preis Mk. 3,—.

Schmidkunz hat der von ihm so genannten akademischen Pädagogik seit Jahren ein tiefes und ernstes Studium gewidmet. Er faßt nunmehr in einem besonderen Buche die Ergebnisse seiner Bemühungen in prinzipieller, logischer Ableitung zusammen und legt damit das Fundament für eine neue universitäre Disziplin, die er freilich selber bloß aufgefaßt wissen will als einen Teil der allgemeinen Pädagogik, vielleicht als den Schlußstein der palaestra musarum für die erziehungsbedürftige Jugend.

Das Buch ist nicht abzutun mit Ausstellungen in Einzelheiten, die in der Weise landläufiger sogenannter Kritik mit Leichtigkeit zu machen wären; es fordert vielmehr eine grundsätzliche Stellungnahme heraus. Diese kann in zweierlei Form statthaben: die erste ist die, daß man nach Lesung des Titels das Werk beiseite legt, sich sagend: akademische Pädagogik ist eine contradictio in adjecto — und ich zweifele nicht daran, daß viele sein werden, die es nicht nötig zu haben glauben, mit der Lektüre eines ihnen schon durch seinen Titel anstößigen, übrigens wirklich nicht leicht lesbaren Werkes sich die Zeit zu verderben; die andre Form ist die, daß man in der Hoffnung, auch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften einmal wieder einem Neuen, einem Fortschritt zu begegnen, dem ernsten Wollen eine ernsthafte Würdigung zu Teil werden läßt und den Ausgangspunkt wie das Ziel des Autors aus seinem Buche zu erkennen sucht. Verhält man sich dann ablehnend, so ist eine Kritik im Einzelnen überflüssig; stimmt man aber zu, so läßt sich über Mittel und Wege reden. Ich bin nun wohl geneigt, mich in dieser anderen Form zu verhalten, und könnte, nachdem ich das Buch studiert, meine Meinung darüber sagen. Dies würde indeß ohne Weitläufigkeit nur auf folgendes hinauskommen: Schmidkunz versteht unter akademischer Pädagogik das und das, er leitet sie theoretisch so und so ab und denkt sie sich praktisch in der und der Weise ausführbar; da er ein logischer Kopf ist, so muß man zu seinem Gedankengange Ja und Amen sagen. — „Nun, dann wissen wir's ja", würde da der Leser dieser Rezension denken; „also das meint Schmidkunz! Schön! Brauchen wir das Buch nicht erst zu lesen!" Damit wäre aber weder der Sache genützt, die der Autor vertritt, noch dem Autor selber gedient. Dieser will sein Publikum haben, und der Rezensent soll sich nicht zwischen beide stellen. Ich trete also beiseite und sage blos denen, die es angeht: „Lest das Buch!" Wen aber geht es an? Die akademischen Kreise, die Pädagogen, die Politiker und — keine Zeitungsleser. H.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Mit einem Bekenntnis über das Kirchentum von Wilhelm Bölsche als Geleitwort

erschien soeben

Rudolph Penzig, Ohne Kirche

Eine Lebensführung auf eigenem Wege

brosch. Mk. 5, geb. M. 6,50.

Inhalt: Geleitwort von Wilhelm Bölsche. Los von der Kirche. Kindertaufe. Familienerziehung. Religion, Moral und Kunst in der Schule. Konfirmation oder Jugendweihe. Das allgemeine Priestertum. Seelsorge. Das Selbst als Erlöser. Die Weihe unseres Gemeinschaftslebens. Am Sterbebette. Am Grabe. Die ethische Menschengemeinschaft.

• Eugen Diederichs Verlag in Jena. •

C. H. Beck'scher Verlag, München.

Als **Weihnachtsgeschenk** empfohlen:

Ethische Präludien.

Von **Dr. M. Kronenberg.**

VI. und 322 S. Brosch. 5 Mark, elegant geb. 6 Mark.

Aus den zahlreichen Besprechungen, zum größten Teil umfangreicheren Aufsätzen, die bis jetzt über das Buch erschienen sind, seien nachstehend nur einige Sätze wiedergegeben:

„Das freie Wort“: Kronenberg gehört zu den universellsten und doch auch besonnensten Vermittlern des philosophischen Denkens. Dies zeigt sich in glänzender Weise in seinen „Ethischen Präludien.“ ... Es wehte der Geist der Renaissance durch das ganze Buch ... Kronenberg hat etwas von der heiteren Objektivität Göthe's und der Innigkeit Emersons. Man liebt diese weite, glanzerfüllte Seele, die sich denkend und fühlend für so vieles interessiert und immer dem Positiven zugewandt ist und allen Lichtgedanken, durch welche das Persönliche wachsen kann.“ — **„Frankfurter Zeitung“**: Und nicht nur ein schönes Buch wird jeder finden: er wird dahinter einen Mann entdecken, der mit der kraftvollen Milde und sonnigen Klarheit des philosophisch und historisch geschulten Denkers alle in der Gegenwart wirkenden geistigen und sozialen Mächte bis in ihre Entstehung hinauf erleuchtet „und die daraus quellenden ethischen Entwickelungsmöglichkeiten und -wahrscheinlichkeiten der Zukunft mit der Vorsicht und Bescheidenheit der wahren Weisen andeutet; einen Mann also, der zum ethischen Ratgeber und Wegweiser geschaffen ist.“ — **„Lahrer Zeitung“**: „Eine der hervorragendsten, literarischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Der Inhalt ist bedeutend, die Form von klassischer Schönheit. Kantischer Tiefsinn ist hier mit Goethescher Anmut vereinigt.“ — **„Die Nation“**: „Das ganze Buch hat das Gepräge einer wohldurchdachten, „wohlbegründeten Lebensanschauung.“ — **„Vossische Zeitung“**: „Soweit eine klare Denkart und eine ebenso klare Schreibart dem Leser den Zugang auch zu heiklen Materien zu erleichtern imstande ist, hat der Verfasser es ermöglicht, selbst die tiefsten ethischen Probleme jedem denkenden Leser zugänglich zu machen.“ **„Tilsiter Allg. Zeitung“** nennt das Buch, insbesondere den zweiten und dritten Teil „geradezu unvergleichlich. Es ist nicht möglich, hier eine Vorstellung zu geben von der sonnigen Klarheit, womit alles durchleuchtet ist und die feinsten Unterschiede kenntlich gemacht werden.“ — **„Nationalzeitung“** rühmt u. a. die in der Schrift bekundete „Hohe der Gesinnung, Gradheit und Ehrlichkeit. — **„Literarische Rundschau für das katholische Deutschland“**: „Glänzend geschriebene Essays, die in seiner Form eine Fülle der anregendsten Gedanken entfalten.“ Trotz seiner Abneigung gegen ein dogmatisches Christentum rc. „fühlt man sich doch durch den idealen Höhenflug seiner Gedanken angezogen ... — **„International Journal of Ethics“**: „Eines der erfolgreichsten Bücher unserer Zeit ... Die gestellte Aufgabe ist in bewunderungswürdiger Weise gelöst worden.“ —

2000 Mk. werden von einem langjähr. Mitgl. d. D. G. f. Eth. K. auf ein schuldenfr. Anwesen (7—8-facher realer Wert) i. e. gr. Badeort Schles. v. Selbstg. z. leih. ges. Zinsen bis 5%. Geil. Off. unt. P. W. an die Exp. d. Eth. Kult. erb.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Sonnabend, den 7. Dezember } im Altstädter Hof (Berlin C.
Montag, den 9. Dezember } Kaiser Wilhelmstr. 9, Ecke am neuen Markt): je Vormittags 10 Uhr bis 6 Uhr Abends.

Neunter ordentlicher Gesellschaftstag.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht } des Hauptvorstandes.
2. Kassenbericht }
3. Bericht über die Versammlung in Eisenach (Juli 1906) und die Erneuerung des internationalen Ethischen Bundes.
4. Bericht über den Deutschen Bund für weltliche Schule und Moralunterricht, sowie über die Vorbereitung eines internationalen Kongresses für moralische und soziale Erziehung (Moralpädagogik) zu London 1908.
5. Beratung über die sonstige Wirksamkeit der ethischen Bewegung in Deutschland, sowie deren Förderung und Vertiefung.
6. Die Modalitäten und die Grenzen des Zusammenwirkens der D. G. E. K. und ihrer Abteilungen mit andern Bestrebungen, Vereinigungen und Institutionen für pädagogische, sozialethische und wirtschaftliche Reformen.
7. Normativbestimmungen für die Abteilungsvorstände.
8. Antrag Börner-Wien betr. die Zeitschrift „Ethische Kultur“.
9. Wahl des neuen Hauptvorstandes.
10. Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag.

Sonntag, den 8. Dezember, mittags 12¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses:

Oeffentliche Fest-Versammlung.

Prof. Dr. August Döring: „Die verflossenen fünfzehn Jahre der ethischen Bewegung in Deutschland.“

Prof. Dr. Wilhelm Foerster: „Sittliche Freiheit gegen soziale Verwirrung“. Gäste sind herzlich willkommen. Eintritt frei.

Freitag, den 13. Dezember, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städt. Rathauses: Vortrag von Frl. Rosika Schwimmer-Budapest: „Das Heim der Zukunft.“ Eintritt frei. Gäste willkommen.

Montag, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. W. Foerster. „Der Rassenaberglaube.“ Eintritt frei. Gäste willkommen.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zu beziehen vom Verlage für Ethische Kultur Berlin SW. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Von **Dr. Rudolph Penzig**, Charlottenburg.

Als 59. Band der von Universitätsprofessor **L. Stein** herausgegebenen „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte“ erscheint demnächst aus der Feder des Hamburger Philosophen **A. Levy** eine neue Schrift: **„Die dritte Dimension.“** Der Verfasser ist durch seine „Philosophie der Form“ (Berlin, 1901) bekannt geworden.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

☞ Der heutigen Nummer liegt eine Beilage von **Robert Lutz, Stuttgart** betr. **Helen Keller** bei, worauf wir unsere Leser hierdurch hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,“** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hottenberg.

XV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Dezember 1907.	Nr. 24.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das vierte Quartal des 15. Jahrganges. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch im neuen Jahr nicht nur selbst treu zubleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ und ihrer Monatsbeilage „Kinderland“ möglichst zu unterstützen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen.

Alle, welche die „Ethische Kultur“ durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Beschwerden wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Wohnungsänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Ein fröhliches Neujahr Allen!

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohltätig von konventionellem Zwang befreiten, werden in der ersten Nummer des neuen Jahres mit der Gesamtsumme (ohne Aufzählung der Einzelbeträge) abgedruckt werden.

Berlin W. 64, Unter den Linden 16. Dr. Penzig.

Inhalt:

Eine Aufgabe für Milliardäre.

Welches die beste Art wäre, seinen Reichtum zum Wohl der Menschheit zu verwenden? Diese Frage soll kürzlich der Milliardär Rockefeller an Leo Tolstoi gerichtet haben. Die Antwort Tolstois, welche die Zeitungen bringen, enthält keinen bestimmten Vorschlag, wie der Steinölkönig sich seines Reichtums entledigen könne, wohl aber den sehr entschiedenen Rat, dies zu tun. Tolstoi sagte:

„Das Geld, das ich in meiner Tasche, in meinem Geldschrank oder in einer Bank behalte, stellt — daran ist nicht der geringste Zweifel möglich — eine Besteuerung dessen dar, der nichts davon hat, des Armen. Nun, diese Mittel zu besitzen, um sie vorkommendenfalls zu benutzen oder auch nur mit ihrer Macht einen Druck auszuüben, das ist nicht etwas Gutes, sondern etwas Böses.“

Ganz einverstanden! Aber wer ist dann noch gut und wer handelt noch gut, wenn jeder Besitz böse ist? Sieht nicht der scheinbar Aermste, wenn er forschend sich umschaut, noch Aermere, in irgendeinem Lebensgut noch mehr Verkürzte neben sich? Und verengt und beschränkt er nicht durch sein bloßes Dasein den Raum und die Lebensmöglichkeiten für andere? Und wer, auch wenn er kein Stück Geld in der Tasche oder auf der Bank haben sollte, ist nicht noch reich zu nennen gegenüber dem hoffnungslos Kranken, dem unheilbar Irrsinnigen? Und wer, der Geld hat, gibt es ganz weg zugunsten derer, die keins haben? Etwa Graf Leo Tolstoi? Und gesetzt auch, er verkaufte heute sein Jassnaja Poljana und verteilte den Erlös unter seine Dienerschaft und die armen Bauern der Umgegend: wäre er nicht immer noch der Reichste unter ihnen durch seinen Geist, mit dem er sich morgen wieder Reichtümer schaffen kann? Gibt es nicht noch anderes Geld als gemünztes und gedrucktes, und sind Talent und Fleiß nicht auch eine Besteuerung derer, die Talent und Fleiß nicht besitzen oder durch widriges Schicksal eingebüßt haben? Sind denn auch Talent und Fleiß, Gesundheit und Schönheit böse Dinge?

Aber Tolstoi will wohl nur sagen: Die fortgesetzte Anhäufung des Geldes zu dem Zwecke, damit einen Druck ausüben zu können, sei etwas Böses. Das Geld an sich, samt den Kräften, es zu erwerben, läßt er als gut und nützlich gelten.*) Schwer wird freilich die Grenze zu bestimmen sein, bis wohin der Gelderwerb gehen darf, ohne für andere drückend zu werden, und streng folgerichtig wäre für den Standpunkt Tolstois nur die sozialistische Forderung, daß allen Menschen, jedem Einzelnen, da ihre ungleiche Ausrüstung für das Leben einmal unabänderliche Tatsache ist, wenigstens dieselben Möglichkeiten für Ausbildung und Fortkommen geboten und keinem gestattet sein solle, von Lebensgütern mehr zu erwerben oder zu behalten, als für

*) ? D. Red. Vgl. L. N. Tolstoi, das Geld, Uebers. v. L. A. Hauff, Berlin, Otto Janke.

seine Bedürfnisse hinreicht, die nach der ihm obliegenden Leistung zu bemessen wären.

Tolstoi kommt auch tatsächlich zu ähnlichen Forderungen im zweiten Teil seiner Antwort, worin er den Reichtum vom christlichen Standpunkt aus verurteilt. Das Gleichnis vom armen Lazarus, der, als Bettler vor der Tür des Reichen sterbend, in den Himmel kommt, die Mahnung an den reichen Jüngling, all seinen Besitz den Armen zu geben, seien auch für uns noch giltig. Es stehe geschrieben im Evangelium, daß die Armen glücklich und die Reichen unglücklich seien usw.

Ja, glaubt denn das noch jemand? Hat es zu irgend einer Zeit jemand geglaubt, der in der Welt und für die Welt lebte? Hat jemand ernstlich nach Armut statt nach Reichtum gestrebt, als etwa ein Thebaischer Einsiedler oder ein heiliger Franziskus? Ausnahmemenschen hat es immer gegeben; der tätige und wirksame Geist hat überall wenigstens Nahrungssorgen sich fernzuhalten gesucht, und das geht zum mindesten in unsern Breitegraden und Lebensverhältnissen ohne Fürsorge für die Mittel zum Leben nicht ab. Die ganze evangelische Lehre, die nach Tolstoi „nur von der Nichtigkeit der Sorge der Menschen um den folgenden Tag" spricht, ist für uns eine Irrlehre — noch mehr: eine Lügenlehre, wenn wir vorgeben und andere verpflichten wollen, darnach zu handeln, während tatsächlich niemand darnach handelt noch handeln kann. Und wenn man es könnte, was wäre die Folge? Daß alle Armen auch reich würden, oder alle Reichen arm? Daß alle in Palästen oder alle in Tonnen wohnen würden?

Nein, so einfach ist die Lösung der sozialen Frage leider nicht, wie sie vor zwei Jahrtausenden einem Zimmermannssohn des gesegneten Morgenlandes in gottbegeisterten Augenblicken erscheinen mochte. Jedenfalls aber wird diese Lösung nicht bloß in einer Heranziehung aller zum Genuß, sondern namentlich zur Arbeit bestehen, sowie in einer gerechteren Verteilung der Ergebnisse dieser Arbeit. Und dazu wird vor allem auch eine Loslösung der Menschheit von jenen Vorstellungen gehören, die heute noch am meisten einer gesellschaftlichen Wiedergeburt entgegenstehen: die Loslösung von den christlichen Vorstellungen über den Menschen und seine Bestimmung.

Eine Lehre, die den Armen glücklich preist, weil er in den Himmel kommt, und den Reichen in der Hölle kann brennen sehen; die ihn mahnt, dem Uebel, woran er leidet, nicht zu widerstehen, sondern geduldig weiter zu leiden und dem Feinde nach der geschlagenen rechten Backe auch die linke zu bieten: Eine solche Lehre kann, so human und modern sie auch ausgelegt werden mag, auf unsere Zeit nur entsittlichend wirken, weil sie nicht mehr ernst genommen werden kann. Im Gegensatz zu Tolstoi halten wir nicht die Befolgung, sondern die gründliche Beseitigung dieser Lehren für die Aufgabe der heutigen Menschheit und somit auch derjenigen Menschen, die ihren Besitz zu deren Wohl verwenden möchten.

Die das beabsichtigen, haben offenbar das Gefühl, daß ihre Reichtümer von rechtswegen der ganzen Menschheit gehören und zu gute kommen sollten. Sie könnten diesem Gefühl Genüge tun und gleichzeitig ihr bisheriges Tun rechtfertigen, indem sie ihr Geld zur Bekämpfung von Irrlehren verwendeten, durch die ihr Dasein und Handeln bisher so schonungslos verurteilt worden ist. Wie könnten sie sich am Christentum, das den Reichtum als größtes Uebel gebrandmarkt hat, besser rächen als dadurch, daß sie endlich seine Lehren befolgend, ihr Geld hingeben, um die Welt von diesen Lehren zu befreien?

Die Kirche zu bekämpfen, die heute noch diese Lehren verbreitet und an die fabelhafte Gestalt ihres Verkünders ihr Dasein knüpft: das wird die befreiende Tat unseres Jahrhunderts sein. Der Kirche das Wasser abzugraben, die Quellen zu verstopfen, die der sonst längst ausgehungerten Feste immer wieder Nahrung und Stärkung zuführen: das wäre die Beendigung eines Kriegszustandes, der zum Schaden der menschlichen Entwicklung bald offen, bald geheim immer noch herrscht.

Die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Kirche ist das Bedürfnis jedes Menschen nach einer feierlichen Gestaltung seiner wichtigsten Lebensaugenblicke: Geburt, Eheschließung, Tod.

Aus dieser Quelle bezieht die Kirche, das Christentum fortwährend noch ihre geistige und ihre leibliche Nahrung.

Die Kirche, die durch ein gemeinsames Bekenntnis von Gott und Christus heute noch alle, die sich nicht eigens von ihr lossagen, zu einer in Wirklichkeit längst gelösten geistigen Einheit verbindet, wird immer noch von fast allen Menschen angerufen, die einen dieser Angelpunkte des Lebens durch die Verbindung mit einem höheren Ganzen weihen wollen. Das ist aber für weitaus die meisten Menschen von heute eine Erniedrigung sowohl der eigenen Persönlichkeit, die damit eine Unwahrheit begeht, als des Vertreters der Kirche, der hier gegenüber den meist unchristlich gesinnten Teilnehmern der Feier die bewußte Rolle eines Lückenbüßers, eines Komödianten spielt.

Das wird nicht besser werden, bis wir entweder Pfarrer haben, die sich von der Kirche freigemacht haben, oder bis jeder größere Ort eine Privatperson und einen Raum besitzt, um solche feierliche Handlungen ohne Mithilfe der Kirche zu begehen. Pfarrer ohne Kirche oder private Sprecher und Weiher in würdigem Raum statt der Kirche: das muß kommen, wenn die Aufrichtigkeit, wenn das gute Gewissen in unsern höchsten Lebensaugenblicken wiederkehren soll.

Daß der würdige Raum für diese nichtkirchlichen Feiern später das jetzige Kirchengebäude der Gemeinde sein werde, hoffen wir zuversichtlich. Aber einstweilen handelt es sich darum, die Möglichkeit solcher außerkirchlichen Feier zu beweisen, also überall einen gemieteten oder eigens errichteten Raum und überall einen unkirchlichen, aber würdigen Vollzieher derselben — es kann später wohl auch eine Frau sein — zu haben, damit jedermann die Gelegenheit gegeben sei, Namengebung, Trauung und Bestattung unkirchlich und doch feierlich zu begehen.*)

Diese Gelegenheiten überall da, wo sie gewünscht werden, mit Hilfe der zu bildenden Vereinigungen zu schaffen, wäre eine schöne Aufgabe für einen, der ein großes Vermögen dem Wohle der Menschheit widmen möchte. Früher begabten oder schenkten die Reichen meist Kirchen und Kapellen; neue Kirchen entstehen in unsern Städten auch jetzt noch, wo man dazu das „Bedürfnis" fühlt, d. h. wo die Pfarrer und die Frauen den Drang nach einer Vermehrung ihres Einflusses empfinden, oder wo das taufende, heiratende und bestattende Publikum es näher und bequemer haben will. Jeder Stadt in den vorgeschrittenen Ländern Europas und Amerikas auch einen Raum für die nichtkirchlichen Feiern dieser Art zu beschaffen, das wäre nicht nur eine Tat, sondern eine Wohltat von unberechenbarem Segen für Mit- und Nachwelt. Gemeinden von Gleichgesinnten würden sich überall bilden; Zusammenkünfte zu gemeinsamer Erbauung durch Rede, Musik und Kunstgenuß, aber ohne kirchlichen und übersinnlichen Charakter, würden dem neuen Geschlecht das Gefühl der sittlichen Einheit verleihen, das ihm so not tut und das den Alten die Kirche gab, und schließlich würden diese Unkirchlichen sich für ihre Menschendienste auch jene schönsten und würdigsten Gebäude unserer geistig geeinten Vorzeit wieder erobern, in denen schwächliche und gedankenlose Nachkommen dieser Vorzeit immer noch ihre längst inhaltlos gewordenen Gottesdienste feiern.

Wir stellen diese Aufgabe denen, die wahrhafte Beglücker der Menschheit sein wollen. Wer damit beginnt,

*) Vgl. a. d. Werk des Herausgebers dieser Zeitschrift: „Ohne Kirche". Verlag Eugen Diederichs, Jena 1907.

der wird sich wenigstens keinen Vorwurf daraus zu machen haben, daß er ein Leben lang durch Aufhäufung seines Reichtums die Nichtbesitzenden besteuert hat. Vielleicht aber führt dann die Weckung des Gefühls für Aufrichtigkeit und Brüderlichkeit der Menschen dazu, daß im Sinne Tolstois eine Bereicherung des Einzelnen auf Kosten der Gesamtheit unmöglich wird und die Gesellschaft die Verwendung der gemeinsam erarbeiteten Lebensgüter geistiger und stofflicher Art in die eigene starke und milde Hand nimmt.

V.

Die Versuchung.

Skizze von Else Höffer.

Draußen lockt die Nachtigall jubelnd, schluchzend.

Sie will es nicht hören, sie darf es nicht hören; fest und hart hat sie das Fenster geschlossen, und die schmale Hand hat nicht gezittert dabei.

Draußen schwebt der Mond im Dunkel der Nacht, sein flutendes Licht gleißt auf den Dächern.

Sie darf es nicht sehen, will es nicht sehen; die Vorhänge sind dicht zugezogen.

Doch der Duft, der süße, berauschende Duft der Frühsommernacht dringt durch alle Fugen, er überrieselt das kleine Gemach, er umflutet die schlanke Gestalt mit kosenden Wellen.

Und sie wehrt sich dagegen und kann doch nicht davor entfliehen.

Sie sitzt in der grünen Lichtinsel, die die Arbeitslampe in das kleine Zimmer gießt; der blonde, schmale Kopf ist tief gesenkt und um ihr türmen sich blaue Schreibhefte wie ein Bollwerk gegen die Anfechtungen der Sommernacht da draußen.

Und sie verschanzt sich hinter dem Wall, und sie zwingt die flatternden Gedanken hinter ihrer Stirn, und sie bändigt die wilden Wallungen ihres Herzens. Und mit ruhiger Hand schaltet sie die roten Korrekturen in die ungefüge Kinderschrift; doch immer wieder starrt sie auf die roten Zeilen und denkt: „es sieht aus, als schriebe ich mit meinem warmen Herzblute!" Sie streicht sich ungeduldig mit der Hand über die klare Stirn, und sacht und ruhig gehen die Gedanken dahinter, in gerader Reihe, wohlgeordnet wie immer, und die Feder fliegt und die Arbeit schreitet fort, und draußen liegt die Sommernacht auf der blühenden Erde.

Die Uhr schlägt mit surrender, heiserer Stimme; das letzte Heft ist auf den blauen Turm geschichtet.

Sie preßt beide Hände gegen die Schläfen und steht auf, schlank und hochaufgerichtet im knappen, herben Kleide, schmucklos und schlicht. Vor den geschlossenen Augen tanzen bunte Ringe, mit jedem Nerv fühlt sie den Duft, die weiche Wärme der Nacht. Und sie blickt geradeaus in den Spiegel, und sie sieht ihr Gesicht mit dem Gluthauche der Jugend, und die Augen so tief und sehnsüchtig, und der Mund so weich!

Und sie lächelt ihren Augen zu, und reckt die hohe Gestalt noch höher, und ihr Lächeln ist stolz wie das Lächeln einer Königin. So hat sie ihr Bild noch niemals gesehen, sie berauscht sich an dem tiefen Glanz ihrer Augen und an dem holden Lächeln ihres Mundes, sie fühlt die junge Kraft ihres Körpers und den heißen Strom ihres Blutes. Sie reißt das Fenster auf und breitet die Arme aus, als wolle sie die stumme, tiefe, heilige Schönheit der Nacht ans Herz drücken. Ihre Brust atmet den betörenden Duft, ihr Auge trinkt die silberne Flut des Lichtes, und die Nachtigall jubelt, wirbt, weint.

Sie beugt sich weit hinaus und blickt hinab in den Garten, der am Tage welk und verkümmert aussieht, im Mondlicht wie ein Märchenreich geheimnisvoll heraufgrüßt. Es ist ein spärlicher, magerer Garten, und die hohen, häßlichen Hinterfronten der Mietskasernen schauen grämlich in ihn hinein; jetzt aber haben sie ihre Augen geschlossen vor der Helle des Mondes und schlafen reglos.

Sie lehnt am Fensterflügel und lauscht in die tiefe Stille. Da klingt Lachen zu ihr empor, feiner Gläserklang, weiches Flüstern.

Ihre Stirn wird mißmutig, und sie will ins Zimmer zurücktreten, und doch rührt sie sich nicht, starr blickt sie hinab auf einen viereckigen Lichtfleck im Garten, in dem zwei dunkle Schatten so dicht beieinander stehen, als seien sie eins. Ihre Lippe will sich hochmütig kräuseln, doch es ist nur ein wehes, mattes Lächeln, das um ihren Mund haften bleibt. Sie weiß, daß dort unten Theatervolk wohnt, fideles, leichtsinniges, tugendloses. Sie ist auf der Treppe oft schon den Dämchen begegnet mit dem gelben Haar, den dunkelroten Lippen und der Talmielegang. Ihre Nasenflügel haben nur leise bebend den aufdringlichen Duft abgewehrt, sie hat kaum zur Seite gesehen und hat den Kopf nur leise gehoben im Stolz ihrer scheuen, herben Jugend. Und die Dämchen haben hinter ihr drein gekichert, und sie haben sich wohl mokiert über ihre schlichte Vornehmheit, über die blauen Hefte, über die regelmäßige Arbeit, über die Tugend im grauen Kleid. Und die seidenen Röcke haben dazu gerauscht, die Federhüte haben genickt. Sie aber ist weitergegangen, so ruhig und sicher, und die schmutzige Welle berührte kaum ihre Sohlen, so himmelweit war ihre Welt von jener dort entfernt.

Sie steht noch immer und starrt auf den zierlichen Schatten, der sich so dicht und weich an den größeren, breiteren schmiegt. Ihre Augen brennen, und ihre Hand hängt kraftlos herab. Sie will zurückweichen und kann es nicht, das Bild dort unten hält ihre Augen fest, und unablässig klingt das zärtliche Flüstern zu ihr herauf, das sorglose Lachen, Laute der Freude, des Glücks! — —

Ist das Liebe?

Die schmale Gestalt am Fenster zuckt zusammen.

Ist das Liebe?

Und sie bäumt sich in empörter Abwehr.

Nein, nein, nein! Das kann Liebe nicht sein!

Nicht die Liebe, der ihr herbes, heißes Herz entgegenschlägt!

Die Liebe muß etwas Gerades, Aufrechtes, unsäglich Stolzes, Beglückendes sein! Kein heimliches Glück, vor den Menschen geborgen, in verschwiegener Nacht. —

Wer liebt, muß den Kopf hoch tragen, sich der Krone bewußt sein, die seine Stirne trägt! Die Liebe muß alles Gute und Große auslösen, was in der Brust schlummert, das sich nach der Vollendung sehnt, nach der Vollendung durch die Liebe! Auf diese Liebe wartet sie — da lacht sie leise auf, so bitter klingt es. In diesem Lachen zittern Enttäuschungen, viele. Sie wartet — wie lange schon? — wie lange noch? Jahr um Jahr ist vergangen, immer wieder hat die Nachtigall gerufen, immer heißer hat ihr Herz geschlagen. Die Liebe ist nicht gekommen, — und langsam verebbt ihre Wärme, ihre Jugend, ihr Glaube. Und heimliche, tückische Fältchen werden kommen und sich um ihre Augen nisten, und fahle, graue Haare ein Netz spinnen um ihr blondes Haupt, und die Liebe kommt nie, nie!

Die Liebe, die sie erträumt, die giebt es wohl nicht für ein armes Mädchen, das arbeitet und ringt, das auf der Schattenseite des Lebens geboren ist; die ist nur da für die Wohlgeborgenen, Behüteten, denen keine Anfechtung naht, die jede Gabe vom Schicksal nehmen, gedankenlos, selbstverständlich, während andere verschmachten.

Aber es giebt noch eine andere Liebe, — und der blonde Kopf senkt sich tief; die ist auch süß, — und ihre Augen bohren sich in das Schattenbild zu ihren Füßen. Die ist da, auch für sie, für die Vergessenen vom Glück, die wird ihr auch selige Stunden schenken, und Glück heißes, heimliches, köstliches. —

Nur darf sie den Kopf nicht so aufrecht tragen, und das verächtliche Zucken der Lippe muß sie verlernen.

Dann singt die Nachtigall auch für sie, endlich, endlich!

Und sie ist nicht mehr allein, zwei Arme werden sie umschlingen, und ein Mund wird sich auf ihren Mund pressen, und sie wird nicht mehr fragen, was Recht und Unrecht ist, sie wird selig sein und lieben wie alle andern, die vom Leben das Glück ertrotzen, so oder so. Sie wird aus dem goldenen Becher der Liebe trinken in langen, tiefen Zügen, wie eine Verdurstende, und daß der Trank vielleicht giftig ist — was tut es! Er löscht ja den Durst, den brennenden, niegestillten! Um ihre Lampe wird sie einen rosigen Schleier legen, und ihr stilles Gemach wird in Glut getaucht sein für zwei glückselige Menschen. Sie sieht ihn vor sich, der sie seit Wochen schon mit den Blicken umwirbt, der allmorgendlich ihren Weg kreuzt. Das Blut steigt ihm in das kühle, kluge Gesicht, und seine Augen flehen, betteln um einen Blick, um ein kleines, kleines Lächeln nur!

Und morgen — morgen wird sie lächeln!

Und mit diesem Lächeln wird sie sich ihm schenken mit Leid und Seele, sie wird sich damit ein Glück erkaufen, ein verbotenes, heimliches — und doch ein Glück!

Sie wird lachen wie die da unten lachen, sorglos und leichtsinnig, und sie wird flüstern wie die da unten flüstern, endlich, endlich!

Wieder steht sie vor dem Spiegel, und sie sieht, daß ihre Augen tief und heiß leuchten, daß die Lippen brennen und lächeln; sie sieht, daß sie schön ist, viel schöner als die dort unten mit der geschminkten Jugend auf den Wangen und dem verlogenen Lächeln in den Augen. Sie will schön sein — für ihn!

Was schadet es, daß er sie nicht begehrt offen und ehrlich vor aller Welt, daß er ihr nur verstohlen seine Liebe zeigt? Ist ein Glück darum größer, weil die Welt darum weiß, die Liebe heißer, weil die Gesellschaft sie sanktioniert? Ihr Leben ist so ereignislos und öde, ohne Wärme, ohne Licht, eine graue, endlose Landstraße, und rechts und links stehen doch Blumen, nickende, betörende, sie braucht nur die Hand danach auszustrecken, einen Schritt zur Seite tun, einen kleinen Schritt nur — Sie braucht nur zu w o l l e n, und ihr Leben hat einen Inhalt, einen neuen, süßen; ihr Herz hat ein Erlebnis, ein großes, heißes — das Erste!

Sie lacht wieder, es ist ein fremdes Lachen, in dem man den wilden Herzschlag hört.

Was ist denn Tugend? Tugend ist Oede, Einsamkeit, und sie will nicht mehr einsam sein — morgen wird sie lächeln! Sie wird ihm zulächeln, daß er in ihren Blicken ihre sehnsüchtige, verlangende Seele schaut, die nach seiner Liebe durstet. —

Drunten die Schatten sind verschwunden, das Flüstern ist verstummt. Ihr Gesicht ist blaß geworden, die Lippen schließen hart aufeinander. Und die Nachtigall jubelt, jubelt!

Der Morgen ist grau und glanzlos. Mit großen Augen schaut sie um sich. Mechanisch nimmt sie die Schulhefte, mechanisch beugt sie sich dem Zwang der Arbeit und der Pflicht, der ihre Jugend seit Jahren geknechtet. Bis heute! Heute wird sie lächeln!

In enger Straße hastende, arbeitende Menschen, da — seine schmale sehnige Gestalt, die alle überragt, hochmütig und fremd in dieser Umgebung des dumpfen Alltags.

Er sucht sie mit den Augen, durchforscht ihr Gesicht, brennt seinen Blick in den ihren, fordernd, verlangend. Und sie sieht ihn an zum ersten Male, sie will lächeln, sie will! Sie will ihre Tugend verraten, sie will sich das Glück erkaufen. Er zögert, bleibt stehen, mit dem Instinkt des Eroberers fühlt er, daß diese Seele schwankt, fällt — in seine Hände! In seinen Augen lodert der wilde Triumph. Da richtet sich die schlanke Gestalt vor ihm auf, das Lächeln stirbt auf den Lippen, und die Augen sehen ihn an groß und kühl. Und ruhig schreitet sie an ihm vorüber.

Jetzt aber lächelt sie wieder, es ist ein weiches, schmerzliches Lächeln, und in den Augen steht die Erkenntnis.

„Das kann ich nie, nie! So nicht, so kann ich mich nicht geben, dazu gehört das leichte, verdorbene Blut, die geschminkten Lippen, die Talmigefühle.

Mein Blut ist zu hochmütig, meine Gefühle sind zu stolz, die verschenkt man nicht auf der Straße wie Kupfergeld.

Menschen meiner Art zerbricht der Sturm, nicht eine schwüle Sommernacht.

Ich konnte wohl in verzweifelter Einsamkeit der Versuchung erliegen, mein Herz einer Liebe zu öffnen, die ich bisher verachtete, aber mit gesenktem Kopf und gesenktem Blick einhergehen, meinen Stolz, meinen geraden, festen Stolz beugen — nein! Lieber will ich immer einsam bleiben. Lieber will ich mein Fenster schließen vor dem Lied der Nachtigall und nichts mehr sehen als ein farbloses Leben voll Arbeit und Pflicht, und reine Kinderaugen, die zu mir aufschauen. Aber mich selbst in den Schmutz treten, das kann ich nie, nie!“

Und mit klarem Auge sieht sie der Versuchung ins dreiste Gesicht.

Streiflichter.

In die Spree . . . Wenn auch ein preußischer Schutzmann sich die Freiheit nehmen dürfte, unter seinem Dienstmantel auch eine Seele zu tragen, dann müßte wohl einem Berliner Schutzmann, der an diesem Mittwoch früh am Schiffbauerdamm Posten stand, ganz sonderbar zu Mute sein. Ein junger, armer Teufel wurde, den hiesigen Zeitungsmeldungen zufolge, beim Betteln von einem diensttuenden Schutzmann ertappt und nach der Wache geführt. Auf dem Wege dorthin entwich der „Verbrecher“ und — sprang in die Spree. Noch bevor man ihm mit einem Rettungskahn zu Hilfe kommen konnte, war er ertrunken.

Soweit der Polizeibericht, den die Zeitungen ohne jede weitere Bemerkung ihrerseits abdruckten. Und tatsächlich ist ja dabei nichts Außerordentliches passiert. Es ist ja ganz in der Ordnung, daß jemand, der beim Betteln erfaßt wird, nach der Polizeiwache gebracht werden muß; ebenso ist es auch etwas ganz Alltägliches, daß, wenn jemand in eine gewissermaßen schwierige Situation gerät, er öfters sein Heil in den Spreegewässern sucht. Es ist auch ebenso ganz begreiflich, daß jemand, der wegen seiner schlechten Lage um die Hilfe seiner Mitmenschen zu bitten gezwungen ist und für dieses Hilferufen strafrechtlich verfolgt wird, auf die liebenswürdige Hilfeleistung einer solchen Mitmenschheit gern verzichten möchte, und in einem solchen Falle, noch b e v o r ein Rettungskahn geholt wird, zu ertrinken beliebt . . .

Das ist ja alles ganz Natürliches, Menschliches-Allzumenschliches. Und doch dürfte vielleicht der Schutzmann, dem dieses Malheur passiert ist, nachher eine etwas unruhige Nacht zubringen. Vielleicht wird er am Abend diesen Fall in seiner Familie mit einem ganz anderen als mit einem abenteuerlichen Tone erzählen. Vielleicht gibt das ihm einmal Gelegenheit, über seine eigenartige Lage in der Gesellschaft, sowie über die ganze sogenannte Gesellschafts- und Staatsordnung nachzudenken. Vielleicht gibt dieser Fall auch anderen, denen, die im Gegenteil zum Schutzmann ja „dafür können“, Gelegenheit zum Nachdenken und zum Nachempfinden.

Ja — wenn ein preußischer Schutzmann eine Seele haben dürfte und wir alle im Preußischen Polizeistaate etwas mehr Seele besitzen dürften . . .

Age

* * *

Ordnungsstrafen vor Gericht. In der „Welt am Montag“ Nr. 48 vom 2. Dezember d. Js. wird fol-

gendes Geschichtchen erzählt, das vor dem Augsburger Schöffengericht sich abgespielt haben soll:

Ein Arbeitswilliger wollte von einem Maurer beleidigt worden sein. Der angeklagte Maurer bestritt seine Schuld. Jeder Staatsanwalt weiß, daß das „selbstverständlich" ist und wird sich daran wenig kehren. Aber auch ein Kollege des Angeklagten bezeugte unter Eid dessen Unschuld. Und bekräftigte schließlich sein Zeugnis durch die Aussage, daß er den wirklichen Täter kenne. Diesen Täter zu nennen, weigerte sich aber der Zeuge mit der Begründung, er habe nur für das Schuldig oder Nichtschuldig des gegenwärtig angeklagten Kollegen Zeugnis abzulegen, und habe die Erklärung, den wirklichen Täter zu kennen, nur abgegeben, um die Verurteilung eines Unschuldigen zu verhindern; den Schuldigen wegen einer Bagatelle zu denunzieren, halte er unter seiner Würde. Der Amtsanwalt beantragte, über den Zeugen Zeugniszwangshaft zu verhängen, bis er den Namen nenne. Als sich das Gericht eben zurückziehen wollte, rief der im Zuhörerraum stehende „Schuldige" dem unschuldig auf der Anklagebank sitzenden Kameraden zu, den Platz zu räumen, er werde an seine Stelle treten. Dieser Ausruf des „Schuldigen", der einen Kameraden nicht länger unschuldig angeklagt sehen und den anderen vor der Zeugnisfolter schützen wollte, erschien dem Gericht nicht „ordnungsmäßig" genug. Es drohte mit einer Ordnungsstrafe. Das erregte den Mann derart, daß er dem Richter gegenüber bemerkte, „sein proletarisches Solidaritätsgefühl gestatte ihm nicht, einen Kameraden seinetwegen noch länger in der Patsche sitzen zu lassen." Da eine solche Erklärung dem Gerichtshof nicht ordnungsmäßig erschien, diktierte es dem Manne dafür zwei Tage Haft. Der Angeklagte aber mußte freigesprochen werden!

Selbst aus diesem Referat scheint hervorzugehen, daß der Ton, in dem die betreffenden Aeußerungen gefallen sind, nicht eben sehr urban gewesen sein mag. Man wird deshalb als Nicht-Augen- und Ohren-Zeuge keineswegs genötigt sein, in die hier suggerierte Entrüstung über den Gerichtshof einzustimmen. Immerhin scheint es uns, als sollte der Richter öfters bei aller Wahrung der Würde des Ortes dem Empfinden einfacher und nicht eben an allzu zarte Ausdrücke gewöhnter Menschen psychologisch Rechnung tragen, zumal dann, wenn — wie hier — ein sittliches Gefühl der Solidarität und des Anstandes offenbar zu Grunde liegt und nur eine allzu stürmische Aeußerung findet. Auch Staats- und Amts-Anwälte und Verteidiger lassen mitunter die der Rechtspflege wohlanstehende Mäßigung im Ausdruck schmerzlich vermissen.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 12. November 1907. Der Vorsitzende erstattete Bericht über seine Pariser Reise und die dort in der Union pour la vérité gewonnenen Eindrücke. Er hat mit den Herren Desjardins, Leon Bourgeois und Buisson konferiert und berichtet über die versöhnende Rolle, die diese Herren bei dem Prozeß der Trennung von Staat und Kirche in Frankreich gespielt haben. Die Union habe in Frankreich etwa 800 Mitglieder; in Zukunft werde man dort immer kräftiger für die Education sociale et morale eintreten.

Herr Spiller berichtete über die Vorbereitungen zu dem für September 1908 in London geplanten Kongreß für Moralpädagogik. Dem Komitee seien bereits beigetreten Prof. Harald Höffding-Kopenhagen, Prof. Rein-Jena, Prof. Jodl-Wien, Jules Payot-Paris, Lord Avebury (Sir John Lubbock)-London, Sadler-London, der wohl den Vorsitz übernehmen werde. Von anderen Herren, die an der Teilnahme leider verhindert seien, wären freundlich gesinnte Schreiben eingegangen (z. B. Prof. Paulsen-Berlin, Dr. Lichtwarck-Hamburg u. a.). Außer der Behandlung der Hauptfragen der sittlichen Erziehung werde auf der Tagesordnung stehen auch die Begründung einer internationalen Zeitschrift und einer ständigen Zentrale für sittliche Erziehung. Auch die offiziellen Unterrichts- und Erziehungsbehörden der verschiedenen Länder würden eingeladen werden.

Der Vorstand beriet sodann die Vorbereitung des Gesellschaftstages vom 7.–9. Dezember. Der Vorsitzende wurde ermächtigt, mit dem Magistrat von Berlin bezw. Charlottenburg betr. Ueberlassung geeigneter Räume für diese Tage in Verbindung zu treten. Die Beratungszeit wurde auf Sonnabend, den 7. Dezbr. von Vorm. 9 bis 7 Uhr Nachm., ebenso am Montag, den 9. Dezbr. festgesetzt; der Sonntag soll Kommissionsberatungen und evtl. einer öffentlichen Versammlung, entweder Mittags oder Abends, gewidmet sein.

Ein Antrag Marcuse-Breslau, betreffend Aufstellung von Normanbestimmungen für die Abteilungsvorstände durch den Hauptvorstand laut § 25 der Satzungen, wurde auf die Tagesordnung des Gesellschaftstages gesetzt und seine Vorbereitung einem Ausschuß von 3 Mitgliedern (Geheimrat Förster, Prof. B. Meyer, Dr. Penzig) überwiesen. Herr Jaffé machte darauf aufmerksam, daß für die Nichtausführung der in § 22 der Satzungen festgesetzten Revisionen evtl. vom Gesellschaftstag Indemnität nachgesucht werden müßte. Eine ausführliche Debatte entspinnt sich dann über die Frage, mit welchen Rednern und mit welchen Themen die öffentliche Versammlung am 8. Dezbr. zu beschicken sei. Schließlich wird diese Angelegenheit ebenfalls dem vorhin genannten Dreimänner-Ausschuß überwiesen. Zu Bevollmächtigten für den Hauptvorstand am Gesellschaftstage werden gewählt die Herren Geheimrat Prof. Förster, Prof. Döring, Paul Jaffé, Dr. Penzig und Justizrat Dr. Rothe.

Die weitere Beratung der Vorlagen, insbesondere der Finanzfrage, wird auf Sonntag, den 24. November, Vorm. 9½ (Unter den Linden 16 III) vertagt.

Förster. Penzig.

Abteilung Berlin. Am 27. November sprach Professor Dr. Bruno Meyer über „Friedrich Albert Lange und den Materialismus". Gerade vor 50 Jahren, im Herbst 1857, habe Lange mit einer Vorlesung über die Geschichte des Materialismus in Bonn den Grund zu diesem Hauptwerke gelegt, mit dem er in den Zeiten der „Kraftstoffelei" das „Studium der Philosophie neu geadelt" habe. Ein glänzender Stilist, wie Schopenhauer, aber gerechter und vorurteilsloser in seinem Urteil, und vor allem optimistischer Idealist habe sich Lange in das Studium des Materialismus vertieft, und ihn als methodisches Prinzip der Naturforschung seit Demokrit, über die Enzyklopädisten bis zur Neuzeit hin voll gewürdigt, aber auch gezeigt, daß die materialistische „Erklärung" für die Menschheitsgeschichte und zum Grundprinzip einer Weltanschauung nicht ausreiche. Keinenfalls lasse sich Bewußtsein aus einer bloßen Aenderung des Molekularzustandes, einer Empfindung, erklären. Hier müsse die Idee, die auf dem Grunde exakten Wissens vom Menschengeiste erzeugt werde, als revolutionäres und fortschrittliches Prinzip eingreifen. Die erkenntnistheoretische Unterscheidung zwischen den durch die Sinne vermittelten Vorstellungen und dem Ding an sich sei seit Kant unerschütterliche Grundlage der Naturforschung geworden. Ueber die Erscheinungen selbst aber ginge der menschliche Geist bewußt hinaus in den Phantasieschöpfungen der Philosophie, Kunst und Religion. Die von diesen drei Menschheits-Produkten ausgehende bewußte Veränderung des Weltbildes habe ihre Berechtigung, solange sie nicht in Widerspruch mit der wissenschaftlichen Erforschung der Erscheinungswelt gerate; das Wahre, Schöne und Gute seien als Ideale bewußte künstlerische Fiktionen. Leider habe F. A. Lange zwischen Religion und Ethik nicht scharf unterschieden; trotzdem sei er auch als Ethiker bahnbrechend gewesen. Seine vom feinsten Verständnisse fremden Denkens zeugende Darstellung enthalte noch viele ungehobene Schätze zur Geschichte der Ethik wie der Religionsphilosophie. Das Werk sei heute noch so aktuell, wie vor 50 Jahren.

In der Besprechung erinnerte P. Jaffé an Lange's „Arbeiterfrage" und kritisierte einige Aeußerungen des Vortragenden über das Verhältnis von Empfindung und Bewußtsein, sowie über die Manchester-Theorie; Prof. Döring verbreitete sich über die nicht völlig geklärte Stellung F. A. Lange's zur Religion, bezw. dem Christentum; Waldeck Manasse ging auf die philosophische Umgestaltung und künstlerische Verklärung der religiösen Bewußtseinserscheinungen ein; Dr. Penzig wies auf den Einfluß hin, den Schopenhauers Lehre von der Welt als Wille und Vorstellung auf Lange geübt hätte und leitete daraus die idealistische Wendung seiner Philosophie ab. Prof. Bruno Meyer rundete in vortrefflichen Schlußbemerkungen die verschiedenen Anregungen zu einem vollen Bilde des vorbildlichen Denkers ab.

Sprechsaal.

Zu der geplanten Justizreform.

C. L. Siemering fordert (in Nr. 23) mit Recht, daß die „Meistbeteiligten", nämlich die Rechtsuchenden, sich zu der im Entwurfe vorliegenden „Reform" des Zivilprozeßverfahrens äußern sollten. Das ist nur zu richtig und eine ethisch außerordentlich wichtige Sache. Da mögen also auch mir einige Worte gestattet sein.

Daß den Urhebern des Entwurfes „Reform" — „Flickarbeit" bedeutet, liegt zu Tage und begründet das tiefste Mißtrauen. Eine Zivilprozeßordnung müßte ein zusammengewürfelter Haufen von Einzelbestimmungen, aber nicht ein durchdachtes, von wenigen zu einander stimmenden Grundgedanken getragenes System sein, wenn es nicht unbesehen verwerflich erscheinen sollte, eine Instanz aus dem Aufbau herauszubrechen und eine beliebige Neugestaltung derselben äußerlich in die zerfetzte Lücke einzusetzen. (Die Aenderungen der Prozeßordnung vom 17. Mai 1898 stehen auf einem anderen Blatte.

Da handelt es sich nicht um organische Aenderungen, sondern um Berücksichtigung der Erfahrungen, welche in der gerichtlichen Praxis bezüglich zahlreicher Einzelheiten gesammelt waren.)

Der Kern des Entwurfes — der einzige sogenannte „Gedanke“ — ist die Ausdehnung der Zuständigkeit der Amtsgerichte bei Streitigkeiten über rein vermögensrechtliche Ansprüche über die bisherige Grenze von 300 Mk. hinaus bis zu 800 Mk. Hier wird zumeist von vollkommenen Nebensächlichkeiten gesprochen, zu denen ich — mit einem gleich zu machenden Vorbehalte — auch den Uebergang vom Kollegialgerichte zum Einzelrichter zähle der, (auch bei E. L. S) als eine Einbuße an Zuverlässigkeit der richterlichen Entscheidungen angesehen wird. *Holtzendorff* war anderer Meinung, und ich pflichte ihm darin bei. Die Ueberlegenheit des einen Gerichtes über das andere ist lediglich von der Zufälligkeit der jeweiligen Besetzung abhängig, und wenn dem Amtsrichter oder dem ihn oft kommissarisch vertretenden jungen Assessor u. a. Mietsstreitigkeiten, bei denen es sehr leicht um viele Tausende und unter Umständen um Sein oder Nichtsein gehen kann, und „Ansprüche aus einem außerehelichen Beischlafe“, bei denen die Gestaltung eines Kindesdaseins auf dem Spiele steht, uneingeschränkt, „ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes“ überlassen werden können, dann hat es auch nicht einen Schatten von vernünftigem Sinn, sich über die Grenze zu erhitzen, bis zu der derselben richterlichen Persönlichkeit die Entscheidung über ganz gewöhnliche Ansprüche an Geld und Geldeswert zustehen soll. Zutreffend erinnert hier nur die Berliner Kaufmannschaft daran, daß bei Streitgegenständen zwischen drei- und achthundert Mark in Zukunft der Einzelrichter oft Sachverständige zu hören genötigt sein werde, wo jetzt in den „Kammern für Handelssachen“ die sachkundigen Beisitzer („Handelsrichter“ aus der Kaufmannschaft) dergleichen überflüssig machen. In der Tat ist dies der einzige Fall, in dem ein Richterkollegium unbedingt den Vorzug vor dem Einzelrichter verdient: wenn nämlich der „gelehrte“ Richter mit sachkundigen „Laien“ eingerahmt wird, die nicht rat- und fassungslos den Anschauungen und Interessen der Rechtsuchenden gegenüberstehen und bei der Beurteilung der Sachlage die Mehrheit bildend eine schätzenswerte Gewähr für vernünftige Entscheidungen bieten.

Aber dergleichen haben wir (bei den „ordentlichen“ Gerichten) eben *nur* (und zwar *fakultativ!*) für „*Handelssachen*“ (die ja freilich den allergrößten Teil aller gerichtlichen Streitigkeiten ausmachen); und damit komme ich auf den *Hauptpunkt, der überall übersehen wird*. Bei unserer juristischen Bildung und Erziehung wird ein so überwiegendes Hauptgewicht auf die *materiellen* Interessen gelegt, daß eine einseitige Auffassung und maßlose Ueberschätzung derselben die natürliche Folge (selbstverständlich auch mit Rückwirkung in demselben Sinne) ist. Nur dadurch ist die Bestimmung über die Zuständigkeit des Amtsgerichtes bei reinen Geldstreitigkeiten bis zum Höchstwerte von 300 Mk., die ganz unlogisch neben den anderen Zuständigkeiten steht, zu erklären.

1) Wenn bei gewissen Streitgegenständen keine Wertgrenze des Streitgegenstandes erforderlich scheint, so ist nicht einzusehen, warum bei den allereinfachsten, nämlich bloßen Geldstreitigkeiten, eine solche Grenze für die Zuständigkeit gezogen wird.

2) „Vermögensrechtliche Ansprüche“ liegen — zum wenigsten stellvertretend — bei jedem bürgerlichen Rechtsstreite vor; sie bilden daher neben gewissen besonders gearteten solchen Ansprüchen auch keinen logisch zu rechtfertigenden Einteilungsgrund für eine eigene Kategorie.

3) Jede Grenze, die innerhalb der letzteren gezogen wird, — zwischen „Bagatellen“ und großen Sachen — ist nicht nur willkürlich sondern widersinnig.

Die beiden ersten Punkte sind ohne weiteres klar. Zu dem letzten nur folgendes:

Auch bei der Zuständigkeit der Schöffengerichte, welche die Strafabteilungen der Amtsgerichte darstellen, wird mehrfach die Höhe des angerichteten Schadens (25 Mark) als Kriterium benutzt. Das ist aber etwas ganz Anderes. Erstlich ist die Grenze nicht unüberschreitbar (G. V. G. § 28). Zweitens *sollen* von den Schöffengerichten nur geringe Verfehlungen mit niedrigen Strafen abgeurteilt werden. Drittens gewährt die Latitude der Strafbestimmungen die Möglichkeit, die neben der einfachen „Schuld“-frage in Betracht kommenden besonderen Verhältnisse des Falles ausreichend zu berücksichtigen (und z. B. einen Diebstahl von 20 Mark wegen der dabei gezeigten niedrigen Gesinnung, etwa in Anbetracht der Persönlichkeit des Geschädigten, für ein recht erhebliches Vergehen anzusehen und demgemäß empfindlich schwer zu bestrafen). (Ob nicht trotz dieser Gründe auch hier eine solche Begränzung anfechtbar — und neben § 75 G. V. G. überflüssig — ist, kann in diesem Zusammenhange auf sich beruhen.)

Bei rein vermögensrechtlichen Streitigkeiten ist weder die Wichtigkeit der Sache für den Kläger noch die juristische Schwierigkeit der Entscheidung in irgend einem annähernd zu fixierenden Verhältnisse von der Höhe des Streitgegenstandes abhängig. Eine große Bank streitet mit mehr Gleichmut um Hunderttausende als ein kleiner Handwerker um einen Rechnungsbetrag von drei Mark. Und ein Wechsel über eine Million, bei dem alles in Ordnung ist — außer der Bezahlung am Verfalltage, würde auch einem stadiosus juris im ersten Semester keine Schwierigkeiten machen. Bei den geringfügigsten Beträgen aber können wichtige oder wenigstens interessante Rechts- (richtiger Gesetzes-) fragen zu entscheiden sein. Vor Jahren kam ein Hotelstammgast im freundschaftlichen Gespräche mit dem Wirte auf die Frage, ob der Gast berechtigt sei, einen nicht herabgebrannten Rest eines Lichtes, nachdem ihm „Beleuchtung“ in Rechnung gestellt und bezahlt ist, mitzunehmen. Man konnte sich nicht einigen, und verabredete, daß der Gast diesmal den Lichtstumpf mitnehmen wollte, und der Wirt ihn verklagen sollte. Streitgegenstand: vielleicht fünf Pfennige! Aber den Parteien kam es darauf an, zu erfahren, was Rechtens ist. Was wäre wohl für den „jungen Assessor“, der auf dem Stuhle des Amtsgerichtes thront, leichter zu finden: daß der Akzeptant des Wechsels über eine Million ihn zu bezahlen hat, usw. (Kosten, Vollstreckung u. dergl. betreffend, was selbst jeder Gerichtsschreiber auswendig weiß), oder ob der Reisende oder der Gastwirt die zutreffendere Auffassung vom „Rechte“ hat?!

Bei so bewandter Sachlage ist, wenn man überhaupt an der Unlogik einer solchen Grenzfeststellung festhalten will, die Höhe der Grenze *an sich* vollkommen gleichgültig und nur nach *nebensächlichen* Zweckmäßigkeitsgründen diskutabel.

Soll nun ferner mit der „Beteiligung des Laienelementes an der Rechtsprechung“ Ernst gemacht werden, dann hat der Einzelrichter *überhaupt* aufzuhören, und es müssen dem juristisch vorgebildeten Berufsrichter *durchweg* Schöffen zur Seite gesetzt werden.

Jede Beschränkung der Berufung ist grundsätzlich zu verwerfen. Selbst dem gewiegtesten Anwalte kann in der Verhandlung etwas Unerwartetes begegnen, dem er nicht sogleich gewachsen ist. Jeder Streitende muß erst einmal sehen können, wie sich seine Sache im Lichte juristischer Betrachtung und gerichtlicher Behandlung ausnimmt, und dann das Recht haben, wenn es ihm gut scheint, mit der erworbenen Einsicht noch einen entscheidenden Gang zu unternehmen.

Fürchtet man Ueberladung der Gerichte, so muß *Erleichterung in der ersten Instanz* gesucht werden. Je weniger Fehlurteile hier zu Stande kommen, um so seltener wird die Berufungsinstanz in Anspruch genommen; und um *anfechtbare* Urteile zu vermeiden, muß man es *überhaupt* möglichst wenig zu Urteilen kommen lassen. Dazu sollte das „*Mahnverfahren*“ (bedingter Zahlungsbefehl) als Vorbedingung zu jeder gerichtlichen Klage *obligatorisch* gemacht werden, — und zwar unter Beseitigung der ganz unbegründeten Einschränkung des Verfahrens auf „vertretbare“ Sachen. Es ist ja auch für unvertretbare in jedem Falle ausreichend, daß der Gemahnte widersprechen und dadurch den Gegner auf den Prozeßweg zwingen kann. Tatsächlich wird heute das Mahnverfahren aus bloßer Unkenntnis — oder aus unsachlichen Gründen, die ich nicht charakterisieren will, — nicht angewendet. Es hat beispielsweise jemand einen Mietsvertrag auf mehrere Jahre gemacht; er bleibt mit einer Vierteljahresmiete einige Tage rückständig; der Wirt schickt Notiz darüber nebst dem Vertrage an „seinen“ Anwalt zur „weiteren Veranlassung“; der klagt natürlich auf Räumung und Mietezahlung für die ganze Zeitdauer des Vertrages; Streitgegenstand riesig hoch, Kosten — auch. Exmission *will aber der Wirt gar nicht*; er weist sogar die Bereiterklärung des Mieters, auszuziehen, zurück. Was er also erreichen will, hat er einfacher und schneller, wenn er selber einfach dem Mieter einen Zahlungsbefehl über die fällige Mietsrate schickt. Kostenpunkt: etwa 2 bis 10% (je nach der Vertragsdauer) von dem vorigen!

Auch nach dieser durchgreifendsten und forderndsten aller vorgeschlagenen Aenderungen bleiben die Vorschläge des Amtsgerichtsrates *Jastrow* äußerst beachtenswert, die sich kurz dahin zusammmenfassen lassen, daß *jeder* Prozeß sich zunächst bis zur kontradiktorischen Verhandlung vor dem Amtsrichter abspielen muß, wo also Versäumnis- und Anerkenntnisurteile und Vergleiche zu Stande kommen und das Verfahren beendigen können. Wichtig wäre dabei noch, daß die beiden genannten Urteile gleiche niedrige und *von der Höhe des Streitgegenstandes unabhängige Kosten* machen, daß der Beklagte stets auch *ohne Anwalt* erscheinen, die Anerkennung auch *schriftlich* zu den Akten aussprechen kann, und daß er zur Berichtigung des Klageanspruches *Urkundenbeweis* führen darf. Die Vereinbarung, sich dem Amtsgerichte zu unterwerfen, braucht keine Vorbehalte wegen der Berufungsinstanz. So gut, wie der Amtsrichter die Sache in erster Instanz beurteilen kann, reichen die drei Landrichter auch für die Berufung aus. Die Ueberlegenheit des Fünfmännerkollegiums im Oberlandesgerichte ist so wie so Vorurteil.

Ich möchte das Oberlandesgericht hier um so weniger in Anspruch genommen wissen, als es dann zu einer anderen sehr wichtigen Funktion frei bleibt.

So gut nämlich, wie von *jedem* Urteile die *Berufung* möglich sein muß, so muß über jedem *letzten* Urteile — die *Revision* schweben. Es ist *schlechterdings unerträglich*,

daß die handwerkliche Ungeschicklichkeit von Richtern das letzte Wort sollte behalten dürfen. Ist — nicht in der Sachbeurteilung, sondern in der juristisch-technischen Behandlung des Streites — ein Fehler gemacht, so muß solches Urteil — und wenn zwanzig Instanzen übereinander angeordnet wären und nacheinander gesprochen hätten — unschädlich gemacht werden können. Mag man durch hohe Gebühren der Revisionsinstanz von deren leichtfertiger und so zu sagen gewohnheitsmäßiger Beschreitung abschrecken. Zugänglich muß sie immer und jedem sein. Die jüngst vorgenommene Erhöhung der Revisionssumme für das Reichsgericht ist eine Maßnahme sittlicher Barberei und juristischen Banausentums.

Ist nach dem Vorschlage Jastrows ein für gewöhnlich landgerichtlicher Prozeß durch Vereinbarung der Parteien vor dem Amtsgerichte geführt, und dann das Landgericht Berufungsinstanz gewesen (oder handelt es sich um ein amtsgerichtliches Verfahren gewöhnlicher Art mit dem gleichen Instanzenzuge), so können die Oberlandesgerichte als Revisionsinstanz benutzt werden. Es steht aber auch gar nichts im Wege, für Landgerichtsprozesse, die in zweiter Instanz vor dem zuständigen Oberlandesgerichte entschieden worden sind, bei jedem Oberlandesgerichte (oder bei einem derselben für den Bezirk mehrerer gemeinschaftlich) einen oder mehrere besondere Senate als Revisionsinstanz zu errichten. Das ist wesentlich nicht anders, als wenn nach erfolgreicher Revision ein Senat die Arbeit eines anderen desselben Gerichtes noch einmal — besser machen muß; und da zwischen solchem Senate und den übrigen ja keine Personalunion möglich ist, wären Unzuträglichkeiten nicht zu befürchten.

Bruno Meyer.

* * *

Unter dem Titel: „**Warum ist Religion nicht lehrbar?**" sucht ein Religionsoberlehrer in Nr. 23 d. J. zu zeigen, daß die Religion keinen Platz in der Schule haben sollte. Sein Hauptgrund dafür ist etwa folgender: Religion sei ein Erlebnis und Erlebnisse schwänden für immer dahin mit dem Augenblicke, da sie eingetreten seien. Das, was zurückbleibe, seien nur Vorstellungen, und nur diese ließen sich von Einem zum Andern übertragen. Daher könne man wohl Geschichte der Religion lehren, aber nicht Religion selbst.

Ich bin persönlich nicht eben am Religionsunterricht interessiert; aber ich habe das lebhafteste Interesse an der Schule als Erziehungsanstalt. Nun kommt aber der Schluß des Verfassers, verallgemeinert man ihn, auf folgendes heraus: Der Lehrer vermittelt Vorstellungen, aber keine Erfahrungen und keine Empfindungen. Er vermag wohl zu unterrichten, aber nicht zu erziehen. Er wirkt auf den Verstand, aber nicht auf das Innenleben. Lehrt er z. B. Geschichte und Ethik, so kann er eine verständige Gesamtdarstellung der Verhältnisse geben — das ist aber auch alles. Daß er etwa in die Empfindungswelt des Kindes eindränge, und hier reinigend, veredelnd und kraftspendend wirke, darf er sich nicht träumen lassen. Deshalb können Kunst, persönlicher Idealismus, soziale Hingebung um nichts besser mitgeteilt werden, als Religion. — Mir scheint, der Herr Religions-Oberlehrer hat hier das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Und doch bemerkt er gelegentlich, „Vorstellungen könnten wirkliche psychische Erlebnisse veranlassen". Ist dies nun der Fall, dann stürzt damit sein Hauptgrund zusammen; denn dann ist Religion eben lehrbar, wenn auch nur durch das Medium von Vorstellungen. Um diesen unangenehmen Einwand zu entkräften, behauptet er, der Lehrer vermöge darüber „schlechterdings nichts auszusagen, ob und inwieweit diese Vorstellungen bei den Schülern auch wirklich religiöse Lebensvorgänge auslösen". Ich möchte demgegenüber behaupten, der Lehrer vermag dies wohl; und ich glaube, viele werden mir darin beistimmen. So mancher Schüler wird tief von dem bewegt, was er hört, und wird in der Folge ein völlig anderer Mensch; wie es sich gerade treffen mag, so lernt er hier körperliche Ausbildung, dort Kunst, da Ethik oder Religion lieben. Millionen über Millionen Menschen leben so ein Leben, das ihnen von andern geraten und empfohlen worden ist, und die einzige Frage ist, den wirksamsten Weg zu suchen, wie wir unser tiefstes Erleben andern mitteilen können.

So muß ich leider dem Hauptsatze unseres Verfassers widersprechen. Ich vermag nicht einmal anzuerkennen, daß der Lehrer einzig durch Worte sich verständlich machen könne, denn der Tonfall seiner Stimme, der Ernst seiner Haltung, der Ausdruck seines Empfindens, die an ihm von den Schülern wohl bemerkt werden, alles trägt dazu bei, seine Gemütsbeschaffenheit auf sie zu übertragen. Ja ich fühle mich gedrängt, noch einen Schritt weiter zu gehen und es auszusprechen, daß der Lehrer, der ohne deutlich merkbare Ueberzeugung und Begeisterung lehrt, seine Aufgabe völlig verfehlt und nur Langeweile bei den Kindern hervorrufen wird.

G. Spiller.

Bücherschau.

J. Kohler, Moderne Rechtsprobleme (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 128).

In diesem 105 Seiten starken Büchlein stellt uns der bekannte Rechtslehrer in gedrängter Kürze seine Ansichten über die Probleme der Rechtsphilosophie (die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen derselben), des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechts dar. Als Anhänger der klassischen Rechtsschule und Neuhegelianer wendet er sich scharf gegen den Positivismus der modernen Rechtsschule, die jede Metaphysik ablehne und damit einem Chaotismus verfalle und durch Leugnung des freien Willens dem Menschen die sittliche Verantwortung raube. Die Argumente für diese Behauptungen sind allerdings nicht stichhaltig. Die metaphysische Idee der Einheit des Weltganzen, eine Art pantheistischer Gottheit, wurzelt in einem der Empirie entnommenen Bilde, das eine freie Schöpfung der Phantasie ist und nicht als wissenschaftlich notwendige Annahme zu erhärten ist. Wenn der Verfasser sagt, der Mensch sei inbezug auf das Sittliche Gesetzgeber, also frei, so muß daran erinnert werden, daß die Persönlichkeit des Menschen ja auch nicht ein unteilbares Etwas ist, sondern sehr wohl sich in Vorstellungen, Gefühle, Triebe, Empfindungen und Bewegungen zerlegen lasse, die Willensvorstellungen sind danach nur die Folgeerscheinungen innerer oder äußerer Einwirkungen, also ursächlich bedingt.

Sehen wir aber von den metaphysischen Ansichten des Verfassers ab, so zeigen die folgenden praktischen Auseinandersetzungen sehr deutlich die große Reformbedürftigkeit unseres gesamten Rechtslebens und geben uns eine Reihe brauchbarer Vorschläge zur Erneuerung desselben an. Mit großer Entschiedenheit wird auf die Schäden des Militarismus, des Alkoholismus, des Zuhältertums, der einseitigen Verstandesausbildung der Jugend hingewiesen. Dem Staat wird es zur Gewissenspflicht gemacht, energischer zur Abstellung dieser Mängel beizutragen: eine Politik der sittlichen Beihilfe zu gunsten der Charakterschwachen, mehr Charakterbildung im Schulunterricht, Aufhebung der Voruntersuchung, Verschickung in Kolonien als Freiheitsstrafe, die Beteiligung des Laienelements in der Rechtspflege, die größere Berücksichtigung der Psychologie der Aussage, das Aufheben des Formalismus wird mit Nachdruck gefordert. Die Entlastung der Angeklagten (wie in England), nicht die Belastung desselben sollte vorwiegend Aufgabe des Richters sein. Inbezug auf das Völkerrecht wird eine kräftige Arbeit zum Fortschritt in der Weltfriedenssache empfohlen.

Wir hätten gewünscht, daß manche Fragen wie der Einfluß der sozialen Verhältnisse schärfer betont, auch die bedingte Verurteilung als Strafreform gewürdigt und zu der Frage der Humanisierung der Strafe (vor allem Beseitigung der Todesstrafe) jedenfalls Stellung genommen würde. Im übrigen bietet das Buch eine Fülle von Anregungen, nimmt allerdings eine etwas einseitige Stellung zu den Fragen, doch ist nicht zu verkennen, daß die Betonung der Bedeutung des individuell-ethischen Einflusses der Einzelnen auf das Rechtsleben ein gewisses Gleichgewicht herstellt zu den oft übertriebenen Milieutheoretikern, denen die sozialen Verhältnisse alles und die sittlichen Kräfte des Einzelnen fast nichts sind, und darum sei die Lektüre dieses Büchleins vorwiegend den Anhängern dieser Theorie als ein gutes Korrektiv empfohlen.

J. L.

Wenn Dir ein Tropfen Bitterkeit
Verzehrend in die Seele fällt,
Versenk Dein kleines Einzelleid
Im großen Leidensstrom der Welt.

*

Wer nahm nur nie zu geben,
Der ist ein armer Mann.
Je reicher ist ein Leben,
Je mehr es opfern kann.

*

Unsre Rache sei: uns nicht zu rächen,
Großmut sei der edelste Triumph.
Denn der Bosheit Pfeile werden Trumpf,
Die sich an dem Schild von Lilien brechen.

Ilse Franke.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Montag, den 30. Dezember, 8½ Uhr abends, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. W. Foerster. „Der Rassenaberglaube.“ Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, den 10. Januar 1908, 8½ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses: Frl. Dr. Gertrud Bäumer: „Spencer als Sozialethiker“. Diskussion. Eintritt frei.

Donnerstag, den 16. Januar, 8½ Uhr, Unter den Linden 16III: Diskussion- und Leseabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer: „Marc Aurel und Epiktet“.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.



Januar 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Ein Pestalozzi unter den Negern.

Vor einigen Wochen ist mir durch einen glücklichen Zufall ein Buch in die Hände gefallen, das mich so ergriffen und interessiert hat, daß ich sofort beschloß, es an dieser Stelle unserer lesedurstigen reiferen Jugend zu empfehlen. Damit soll aber nicht etwa behauptet werden, daß unsere Eltern es nicht auch lesen sollen! Im Gegenteil — niemand wird das Buch ohne Gewinn und Genuß aus der Hand legen. „Vom Sklaven empor“ von Booker T. Washington[1]), ist ein Erziehungsbuch im besten Sinne des Wortes. Der Autor schildert darin nicht nur seine eigne Entwicklung vom unwissenden, verwahrlosten Sklavenjungen zum vollwertigen Kulturmenschen, sondern er gibt auch eine umfassende Darstellung von der Entstehung und dem Aufblühen der Negererziehungsanstalt in Tuskegee (Alabama), die er vor zirka 25 Jahren selbst gegründet hat unter den allerschwierigsten Verhältnissen. Das Lebenswerk Booker W. ist wieder ein schlagender Beweis dafür, daß jeder wahre Kulturfortschritt einzig und allein durch mühselige Erziehungsarbeit erreicht werden kann, gleichviel ob es sich um unzivilisierte Rassen, um Volks- oder Jugenderziehung handelt.

Der ganze Erziehungsgedanke, den Booker W. vertritt, ist unmittelbar aus der Praxis, aus dem Lebenskampf geschöpft und hat die Feuerprobe der Wirklichkeit bestanden. Die Entwickelung seiner Negerschule stellt eine ganze Kulturgeschichte dar. Vor 25 Jahren hat er schon den Standpunkt vertreten — der sich neuerdings im ganzen amerikanischen Schulwesen mehr und mehr Anerkennung verschafft — daß die Erziehung nur von Erfolg gekrönt sein kann, wenn in erster Linie Herz und Hand gründlich geschult werden und die Verstandesausbildung erst dann einsetzt, wenn durch sittliche Reife und gewerbliche Fertigkeit eine solide Bildungs-Grundlage geschaffen worden ist. Die Erziehung zur Sauberkeit, Ordnung, Hilfsbereitschaft, die Kenntnis mindestens eines Handwerkes, die Arbeit in Feld und Garten sind für B. Washington die notwendigen Vorbedingungen aller Bildung. Durch seinen persönlichen Einfluß und durch die Vorzüglichkeit seines Erziehungssystems hat er allmählich die schwersten Widerstände überwunden, die einerseits in der Arbeitsscheu der Negerbevölkerung, andererseits in dem Mißtrauen der Weißen gegen jede Negerbildung bestanden. Er selbst war in der ersten Negerschule in Hampton[2]) ausgebildet und hatte hier den hohen Bildungswert der körperlichen Arbeit kennen gelernt.

Als B. Washington von der Regierung nach Tuskegee berufen wurde, um dort eine Schule zu gründen, fand er nichts vor. 2000 Dollar waren jährlich für Lehrergehälter ausgesetzt, aber für Baulichkeiten &c. war nichts vorgesehen. Er begann den Unterricht in einer verfallenen Kirche und einem Blockhaus. Durch Spenden der Bürger, sowohl der Schwarzen wie der Weißen, wurde er in die Lage versetzt, Land anzukaufen, was er mit den Schülern urbar machte und anbaute. Neben der anstrengenden Erziehungstätigkeit mußte er fortwährend Geldsammlungen veranstalten, um die Anstalt lebensfähig zu erhalten. Alle Baulichkeiten wurden von den Schülern ausgeführt. Nach und nach entstanden 40 Häuser, die bis auf vier Schülerarbeiten sind. Er richtete eine Ziegelei ein, und heute ist die Ziegelfabrikation in Tuskegee zu einer ansehnlichen Industrie emporgeblüht, desgleichen hat sich die Wagenbauindustrie der Anstalt blühend entwickelt und ein Neger, der in Tuskegee Wagenbauerei gelernt hat, findet überall Arbeit. Schüler werden in Tuskegee nicht vor dem 15. Jahre aufgenommen, oft treten aber auch 40- und 50jährige Frauen und Männer ein. Die Industriezweige wurden hauptsächlich so vergrößert, um unbemittelten Schülern[3]) Gelegenheit zu geben, sich das Geld für ihre Ausbildung zu verdienen. Zu diesem Zwecke wurde auch eine Abendschule eingerichtet. Jeder arme Schüler muß zwei Jahre die Abendschule besuchen und tagsüber seinen Lebensunterhalt durch etwa 10stündige Arbeit verdienen. B. Washington sagt, daß, wer diese harte Probezeit bestanden hat, wohl der Mühe wert ist, weiter ausgebildet zu werden. Die Schüler wohnen, so weit Raum ist, in der Anstalt; besonders wird darauf gesehen, daß Mädchen und Frauen alle Pensionäre sind. In ähnlicher Weise wie die Industrien haben sich Feld- und Gartenbau und Viehzucht entwickelt. Auf die Erlernung der besten und neusten Arbeitsmethoden legt die

---

1) Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin. Preis 4 Mk.

2) General Armstrong hatte mit dem Norden für die Sklavenbefreiung gekämpft und gründete diese erste Erziehungsanstalt für Neger; auch er hat vor allem die sittliche und praktische Ausbildung seiner Zöglinge im Auge gehabt.

3) Der weitaus größte Teil der Schüler ist natürlich unbemittelt.

Anstalt den größten Wert. B. Washington geht von dem Gesichtspunkt aus, daß jeder Schüler, der Tuskegee verläßt und in seine Heimat zurückkehrt, unter den Seinigen als Reformator und Kulturpionier wirken soll, damit durch die Negerschulen direkt und indirekt allmählich die ganze Negerbevölkerung reformiert werde. Er legt den größten Wert darauf, den Neger der Landwirtschaft zu erhalten, da der ganze Reichtum der Südstaaten auf landwirtschaftlichem Gebiet liegt, und außerdem die Gefahren des Großstadtlebens für den Neger noch weit schlimmer sind, als für den Weißen.

Alle Lebensgewohnheiten der Schüler werden ethisch beeinflußt und die sittliche Selbständigkeit wird auf jede nur denkbare Art befördert.

So finden z. B. wöchentlich Zusammenkünfte statt, in denen sich Lehrer und Schüler gemeinsam über die verschiedensten Angelegenheiten der Anstalt aussprechen. Uebelstände werden aufgedeckt und ihre Abstellung beraten, neue Pläne werden durchgesprochen usw. Die Schüler sollen das Bewußtsein haben, daß die Anstalt ihr Werk ist und daß sie an ihrem Emporblühen direkt beteiligt sind.

Die Schule ist konfessionslos, doch wird großer Wert auf Bibelstunde und Andacht gelegt; beides soll aber nur zur *Religion der Tat* anregen. Die Schilderungen aller erziehlichen Einrichtungen, die in Tuskegee ins Leben gerufen worden sind, bilden eine Fundgrube pädagogischer Anregungen, und es nimmt deshalb nicht Wunder, daß die Erfolge B. Washingtons in Tuskegee nicht nur für die Negerbevölkerung, sondern auch für die gesamte Rassenfrage in den Vereinigten Staaten von höchster Bedeutung sind und immer mehr werden müssen. Der Erfolg der Negerschulen geht aber noch weiter und ist von Bedeutung auch für den *afrikanischen* Neger. Wenn die europäische Kolonialpolitik in Afrika so weit gekommen sein wird, daß sie garnicht mehr ein und aus weiß, so wird man sich vielleicht einmal zu der Erkenntnis durchringen, daß die Lösung der Negerfrage auch in Afrika im wesentlichen auf *pädagogischem* Gebiet liegt. Was aber das interessanteste und aussichtsvollste an der Frage ist, ist der Umstand, daß ein Neger selbst das Material zur Lösung des Problems herbeischaffte, und daß dieser Neger eine so hoch entwickelte sittliche und geistige Persönlichkeit ist, daß er jedem Kulturvolke zur Ehre gereichen kann. *Lilli Jannasch.*

Von der schlafenden Seele.

(Für die reifere Jugend.)

Von *Else Hasse.*

II. *Die Walküre.*

Von Siegfried und der Waberlohe und der schlafenden Jungfrau Seele sprachen wir. Ihr kennt die alten Mären von der Walküre Brünnhild und wißt, daß Richard Wagner die uralten spärlichen Sagentrümmer kunstvoll zusammengefügt und mit Musik umsponnen hat. In der „*Edda*“ wird erzählt, daß *König Agnar* die junge *Walküre Brünnhild* durch den Raub ihres Schwanengewandes zwang, ihm dienstbar zu sein und gegen seinen greisen Gegner Hjalmgunnar Sieg zu verleihen. Diesen im Kampfe zu schützen, hatte ihr *Odin* geboten; aber Hjalmgunnar fällt, gegen den Willen des höchsten Gottes. Odin, darüber erzürnt, sticht Brunnhild mit dem *Schlafdorn* und schließt ihr Felsengemach mit *Waberlohe* ein: niemals wieder soll sie in der Schlacht den Sieg erkämpfen. — Schildmaid war sie, gegen ihn doch hob sie den Schild; Heldenreizerin war sie, gegen ihn doch reizte sie Helden; Wunschmaid ist sie nicht mehr, Walküre ist sie gewesen. In festen Schlaf verschließt er sie hinter Feuermauern, und so lautet sein Spruch: Nur einer freie die der Göttlichkeit beraubte Maid — der *Furchtlose*, der das Flammenmeer zu durchschreiten wagt.

Nach dieser Erzählung hat Wagner seine tragische Dichtung „Die Walküre“ geschaffen. Aus dem leisen wirren Gemurmel der alten Sagenquelle aber erlauschte er sich manches, was wir nicht vernehmen; hinter den schlichten Worten gewahrte er die tiefe Gefühlswelt und jene gewaltigen Seelenstürme, die nun in seiner Dichtung beschlossen liegen.

Auch für uns hat die alte Sage eine wundersame Anziehungskraft und wir wollen auf unsre bescheidne Weise versuchen, ob nicht auch wir Neues und Tieferes hinter den Worten der alten Quelle entdecken können.

Von der schlafenden Jungfrau Seele in unserm eigenen Innern erhielten wir schon durch unser voriges Gespräch und manches ahnungsvolle Erlebnis Kunde. Und da kommt uns der Gedanke: *auch in anderen Menschen schläft ja so eine Wunschmaid*, zu der man sich oft hinwünscht und die doch manchmal von bösem Wildfeuer umgeben ist.

Da glüht die Waberlohe des Zornes und der Zanksucht, da frißt das Feuer der Bitterkeit, da steht der sehrende Flammenwall des Grolls, da ist der beißende Qualm der Nörgelei, den wir schwer ertragen können, da wallt die schwarze Rauchsäule der Schwermut, durch die so leicht keiner hindurchzudringen vermag. Und das Unsichtbare, was sich hinter so drohenden Mauern heimlich verbirgt, erregt unser Mißtrauen.

Wie kann nun eine Menschenseele in eine solche Verfassung geraten?

Die alte Sage berichtet, daß Odin die Walküre mit dem Schlafdorn stach und sie zaubernd mit Schlummer umfing. *Auch in unsern Händen befinden sich viele solcher Schlafdornen*, durch welche wir eine Menschenseele in Zauberschlaf versenken können.

Wenn wir einen Menschen lächerlich machen und blamieren, — ihn hart und absprechend beurteilen, unausgesetzt an ihm herumnörgeln, zuviel schelten und verbessern, dann stechen wir ihn mit dem Schlafdorn: dann wird er sich mit hartem Trotz umpanzern; das Feuer des Zornes und einer feindseligen Gesinnung wird rings um ihn aufflammen, sein Innerstes, sein Bestes aber wird in Schlummer sinken. Und ferner: wer einem Menschen unaufrichtig begegnet, ihn hintergeht, ihm Undank erzeigt, der kann die arme Seele in den Zauberschlaf der Verbitterung versenken. Und wirkt nicht auch das wie der Stich des Schlafdorns: wenn wir einem Menschen flüchtig und teilnahmslos zuhören, der uns etwas beichten will, wenn wir sein Vertrauen zurückscheuchen — wenn wir ihm mißtrauen?

Das Mißtrauen ist der ärgste Zauberdorn. Wie wirkt Mißtrauen auf den, dem man es erzeigt? Es macht ihn trotzig, verstockt, verschlossen; es bringt ihn in eine ganz fremde Verfassung. Sein Gebahren wird dann noch abwehrender, seine Heftigkeit noch größer werden. Seine Seele, die Schildmaid — gegen Euch hebt sie dann den Schild und die düsterrote Lohe flammt umso höher empor.

Und wie wirkt Mißtrauen auf den zurück, der es hegt? Die stählerne schwarze Brünne des Argwohns beklemmt seine schweratmende Brust; einsam fühlt er sich, abgeschnitten von aller Liebe. Die mißtrauischen Regungen schleichen lähmend wie Gift durch seine Adern. Wenn er die Verschlossenheit des Anderen bemerkt und denkt: „Aha! da gibt's etwas zu verbergen!“ dann schießen die höllischen Argwohnsgedanken wie Flammen um ihn auf.

Die heidnischen Völker der Vorzeit hatten einen Aberglauben, der heute noch im italienischen Landvolk umgeht: sie glaubten an den „*bösen Blick*“; mal' occhio nennt man ihn im Lande der Zitronen. Mit dem bösen Blick konnten Menschen und Tiere verzaubert, mit Lähmung, panischem Schrecken, Geschwulst, Siechtum und Geistesverwirrung belastet werden. Wir lächeln über diesen Aberglauben; und doch gibt es noch Menschen, in deren Auge

so etwas wie der böse Blick lauert: das sind die Mißtrauischen. Sie können wirklich einen lieblichen Garten in eine Einöde verwandeln, alles Freundliche, Schöne, Gute in sein Gegenteil verzerren und den besten Menschen so ansehen, daß er unsicher, steif, finster, empört, zornig und zuletzt ganz hexenhaft verzaubert erscheint. Und ein anfänglich frohes, tapferes Menschenkind können sie so lähmen, wie die Walküre gelähmt wurde: alles warmherzige Leben erkaltet, das begeisterte Streben bricht flügellahm zusammen, Schlummer umfängt die besten Vorsätze. „Wenn Du so schlimm von mir denkst — gut, dann bin ich auch schlimm, Dir zu Trotz!“ denken manche. Und dann wird die Seele, wie Brünnhilde, für lange, lange Zeit eingeschläfert.

Warum kann der Mißtrauische niemals ein guter Menschenkenner werden? Er sieht und glaubt nur das Ungünstige, er faßt nur den Feuerschein mancher abschreckenden Eigenheit ins Auge — weiter dringt sein Blick nicht. Die schlafende Seele entdeckt er nicht. Es ist sehr leicht, die Fehler eines Menschen herauszufinden; sie liegen an der Oberfläche und werden am ersten sichtbar: wer aber nur das Häßliche bemerkt, bilde sich auf seine Menschenkenntnis nichts ein — ihm fehlt der tieferdringende Blick.

Der Mißtrauische kennt nur ein Urteil: das Vorurteil. Er sieht nie auf den besonderen Fall, prüft und geduldet sich nicht und trägt seine fixen Ideen überall hinein. Wieviel mißtrauische Urteile hört man auf Wegen und Stegen: mißtrauische Männer reden davon, daß alle Frauen putzsüchtig, oberflächlich und unlogisch seien; mißtrauische Frauen halten die Männer alle für roh und ihre Dienstmädchen für listige Feinde der Herrschaft; mißtrauische Arme glauben, daß die Reichen hartherzige Egoisten sind und mißtrauische Reiche nehmen an, die Armen seien stumpf und faul; mißtrauische Kinder meinen, alle Lehrer müßten unangenehme Pedanten und Pauker sein, und mißtrauische Lehrer sind von vornherein von der trägen Unlust ihrer Schüler überzeugt.

Es ist *Kurzsichtigkeit* und *Niedrigkeit*, einen einmal beobachteten Fehler herzunehmen und danach den ganzen Menschen oder gar eine Menschengattung zu richten.

Es gibt Leute, die Goethe seine „Lieben“ nachzählen und danach urteilen, er sei ein zügelloser Mensch gewesen — sie denken nicht daran, daß ein Großer sich ganz anders durch seine Erlebnisse hindurchkämpft, als gewöhnliche Naturen. Wenn man über Wagner's Heftigkeit spottet und ihn danach für einen rücksichtslosen kaltherzigen Egoisten hält; wenn Beethoven, weil er oft abweisend war und sein mußte, für einen Menschenfeind erachtet, und Schopenhauer, weil er sein Vermögen mit großer Genauigkeit zusammenhielt und anlegte, als ein Geizhals bezeichnet wird, so ist das arge Kurzsichtigkeit, die nur das bißchen Wildfeuer und nicht die herrliche Jungfrau Seele ins Auge faßt. Für Schopenhauer und Michelangelo, dem man ähnliches vorwarf, gilt das Wort J. Swift's: „Man soll das Geld höchstens im Kopf und nicht im Herzen haben.“ Sicherlich hatten diese großen Männer es nicht im Herzen.

Meint Ihr, daß sich in gelegentlichen Zornesausbrüchen die ganze Natur des Menschen wiederspiegelt? Keineswegs. Das haltet fest, wenn Ihr die Fehler anderer Menschen beurteilt: *Der Irrtum hängt immer nur mit einer Seite ihres Wesens zusammen, nie mit dem ganzen Wesen.* Im Innersten jedes Menschen ist gleichsam ein Raum, wo das Gute und Göttliche wohnt!

Ihr werdet im Leben noch oftmals einer Erscheinung begegnen, die sich heutzutage sehr breit macht: Das ist die *Verkleinerungssucht.* Nietzsche hat einmal ein ganzes Kapitel geschrieben, worin er nichts anderes geleistet hat, als großen Menschen der letzten Jahrhunderte verkleinernde Spitznamen und Schimpfwörtchen anzuhängen. So etwas kann man auch schon von einem Quartaner hören, der herablassend über Schiller redet, oder von den Vielzuvielen, die sich am Hohen und Heiligen vergreifen und es mit einem unverschämten „Nein“ beschmutzen. Wer das tut, der hegt im selben Augenblick die niedrige Gesinnung des Kammerdieners, vor dessen Augen jeder große Mensch zusammenschrumpft, weil Kammerdieneraugen das Erhabene, Weise und Reife nicht wahrnehmen können.

Menschen mit solchen Augen bleiben vor der Waberlohe stehen, vor ein paar Schwächen; sie witzeln und spötteln und kehren um; aber ein Siegfried dringt hindurch — da weichen die Flammen vor ihm zurück, da erblickt er das hehre Wunder.

Ein Siegfried fürchtet sich nicht vor dem bißchen Feuer. Und wenn ihr einen Menschen seht, um den der Zorn loht und flammt, der Groll faucht, die Schwermut qualmt, die Bitterkeit Euch wie Rauch in die Augen beißt — nur hindurch wie Siegfried, mit frohem Ruf, mit unbeirrbarer Zuversicht, mit tiefem Vertrauen! Die Lohe erstarb unter seinen Füßen, und was tat Siegfried? Scheu und liebreich weckte er die schlafende Brünnhild.

Liebe und Vertrauen — sie finden die rechte sanfte Weise, die schlafende Seelen zu wecken vermag. Wo Liebe ist, da ist auch unsichtbarer Einfluß. Wie kein Geschöpf unter der Sonne sich dem belebenden Einfluß des Lichts entziehen kann, so vermag auch kein Wesen, dem Liebe leuchtet, sich ihrer Einwirkung zu entziehen: sie erweicht allmählich jeden Trotz und besiegt jedes Widerstreben. Sie ist hinreißender wie die Schönheit, sieghafter wie die Wahrheit, belebender wie die Hoffnung. Sie dringt mit sanfter, seelenbezwingender Macht durch jedes Wildfeuer hindurch — und weckt!

Der Geier.*)

Ein alter Geier saß einmal
Umringt von seiner Söhne Zahl
Im Geklüft der Berge, die ihre Schatten
Warfen auf Frankreichs und Deutschlands Matten.
Er sprach: „Meine Kinder, die höchste Gabe
Der reichen Natur, ihre köstlichste Labe,
Die nicht allein uns stärkt die Kraft,
Auch auserles'ne Genüsse schafft,
Wert, daß man uns darob beneide,
Ist — zuckendes *Menscheneingeweide.*
Seit ich es gekostet, steht mein Sinn
Allein nach diesem höchsten Gewinn.
Man hat in der Schule euch schon gelehrt,
Wie Jupiter einen der Unsern geehrt;
Ihm aufzutischen ein Göttermahl
Verdammt er Prometheus zu ewiger Qual.
Unser erlauchter Ahn' ohne Ueberdruß
Schwelgte im auserles'nen Genuß.“
Da schauten ganz verwundert drein
Bei solchen Reden die Geierlein:
„Ihr scherzet, Papa, denn wollt nur gesteh'n,
Der Mensch wird sich *güttich* dazu nicht verstehn,
Es ist fürwahr ein schlechter Witz
Trifft uns sein Donner und sein Blitz.
Solch Diner ist begehrlich,
Allein auch sehr gefährlich.“
Der Alte schüttelt sein kahles Haupt:
„Nicht so gefährlich als ihr glaubt:
Doch freilich in euren Jahren
Ist man noch unerfahren.
Wohl werden die Menschen euch unzart behandeln,
Trifft man euch, wo ihre Lämmer wandeln;
Doch braucht ihr so schmackloses Zeug nicht zu *stehlen*,
Lernt besser auf ihre Freundschaft zählen!
Sie haben für uns *den Krieg* erfunden,
Und *dem* danken wir unsere köstlichsten Stunden.
Schon morgen werden mit klugen Waffen
Sie uns das beste Wildpret verschaffen,
Denn mehr als hunderttausend Mann
Fallen sich morgen hier wütend an;
Von der Landstraße her, im Sturmeslauf
Ziehn die Einen, die Andern den Paß herauf.
Die schießen und hauen und treffen gut,

*) Aus Charles Richet: „Pour les Grands et les petits“ (Paris, Hachette & Cie. 1893), übersetzt von Frau Dr. Neuburger-Frankfurt a. M.

In mächtigen Strömen fließet das Blut;
Ihr flüchtet in euer Versteck hinein,
Dort harret; es folgt diesen Metzelei'n
Eine Reihe von seligen Tagen,
Von seltnen Genüssen für den Magen!
Am Abend tönen die Felsen entlang
Die Siegeshörner — o lustiger Klang!
Wer immer auch siege in solchem Krieg,
Für uns sind die Toten, für uns ist der Sieg!
Denn wo sich in Abgründen, Felsen und Hecken
Getroffne mit klaffenden Wunden verstecken,
Und wo sich Leichen häufen auf Leichen,
Da pflanzen wir auf unser Siegeszeichen.
Und will keck ein Rabe ein Bröcklein erhaschen,
Laßt ruhig ihn doch sein Teilchen naschen,
Hadert mit keinem und seid klug,
Fraß für uns Alle gibts da genug! —
Der beste Freund, den der Geier kennt
Ist das Tier, meine Kinder, das Mensch sich nennt."

Fee Sunna.

Es war einmal eine schöne, schöne Fee, die war sehr gütig und mild, und sie war auch reich und mächtig genug, um alle, die sie sah, zu beglücken. Und man nannte sie Sunna. Alles hatte sie lieb, alles. Blumen und Bäume, Tiere und Menschen, auch die Erde, das Wasser, den Schnee. Wenn die Erde nackt und braun dalag und in der kalten Luft fror, dann kam Fee Sunna und wärmte sie und liebkoste sie solange, bis die feinen grünen Grashälmchen ihre Köpfchen heraussteckten und die Mutter Erde schmückten und bekränzten. Oder wenn der Schnee langweilig und schläfrig da lag, wie eine weite Decke, dann kam sie und streute leuchtende Diamanten darüber, daß der Schnee sich an ihnen freuen mußte.

Oder wenn das Wasser in einem dicken grauen Strom über die Felswand herunterschoß und wie ein feiner Staub wieder aufflog, dann trat Fee Sunna herzu und versilberte den Wasserfall und in den Staub malte sie einen farbenen Bogen. Und alle Tiere streichelte sie, daß sie sich dehnten und streckten vor Wohlbehagen.

Nur die törichten Menschen fürchteten sich vor ihr. Die glaubten nämlich, daß ihr Blick sie braun mache, und das fanden sie so häßlich. Und da wichen sie ihr aus und verbargen ihr Gesicht vor ihr unter breiten Hüten und Sonnenschirmen. Die Frau Sunna aber, die lachte die dummen Leute aus und sagte: „Wißt ihr denn nicht, daß ich es bin, die euch Kraft und Gesundheit bringt? Wenn ich nicht will, dann bleiben alle Blätter fahl und farblos, wenn ich sie aber ansehe, dann werden sie schön grün und endlich gelb und rot. Das können sie aber nicht gut vertragen, denn wenn sie erst so schön bunt sind, dann werden sie übermütig und reißen sich los vom Baum und wollen in die Welt fliegen, als ob sie schöne Schmetterlinge wären und das können sie dann nicht und da fallen sie zu Boden und verdorren. Und seht ihr, ihr Menschlein, so wie die Blätter mich brauchen um grünes Pflanzenblut zu bekommen, so braucht ihr mich, um euer rotes Menschenblut gesund zu erhalten. Also kommt nur und laßt Euch von mir küssen, denn mein Kuß kann Wunder tun!"

So sprach die kluge Fee und lachte die Menschen recht freundlich an und wollte sie streicheln mit ihrer weichen, warmen Hand. Aber nur wenige verstanden ihre Worte, die meisten versteckten sich vor ihr, wie bisher. Da wurde die Fee traurig und setzte sich hinter einen dichten grauen Vorhang und weinte. Wißt ihr nun auch wer die Fee Sunna ist?

Etta Federn.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Pflege guter Gewohnheiten. Es gibt gute und schlechte Gewohnheiten. Letztere erscheinen oft harmlos und sind doch wahre Quälgeister, von denen Wohlbehagen, Ruhe und gute Laune abhängen.

Anfänglich scheint jede Gewohnheit nicht stärker zu sein, als ein Spinngewebe; ist sie aber einmal eingewurzelt, so wird sie zur eisernen Fessel, deren Schwere und Stärke der Mensch erst dann ganz erkennt und empfindet, wenn er sich von ihr frei machen, ja schon, wenn er sie nur etwas lockern will. Einzeln genommen erscheinen die kleinen Lebensgewohnheiten ohne Bedeutung zu sein; sie gleichen aber den Schneeflocken, die geräuschlos niederfallen und die doch, wenn Flocke auf Flocke gehäuft, zu Lawinen anwachsen können. Sie sind Wohltäter oder Tyrannen, je nachdem es gute oder schlechte Gewohnheiten sind.

Zur Gewohnheit wird uns unser Beruf. Oft haben wir darin mit vielen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu kämpfen, daß wir bald verzweifeln möchten; da tritt die Gewohnheit, die sanfte Mahnung der strengen Pflicht an unsere Seite und lenkt Alles wieder in erträgliche Bahnen; jede Tätigkeit wird immer wieder mit Geduld, ja schließlich auch freudig und mit Liebe aufgenommen. Noch stärker macht sich ihre wunderbare Macht in der Häuslichkeit geltend. Welch guten Eindruck macht es z. B., wenn man sieht, daß in einer Familie Alles wie am Schnürchen geht!

Der Geist der Ordnung und des Friedens, der über dem ganzen Hause ruht, macht einen sicheren, angenehmen Eindruck. Man verspürt den Einfluß dieses Geistes sowohl bei den Kindern, als bei Dienstboten. Keines steht dem Andern im Weg. Alles geschieht zur bestimmten Zeit, jedes Ding hat seinen bestimmten Platz. Auf den Glockenschlag löst das Eine das Andere ab. Die Kinder, früh an diese Disziplin gewöhnt, ordnen sich wie von selbst diesem Geist unter und machen eine Schule durch, die Bedeutung für das ganze Leben hat. Sie treten gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit und Festigkeit auf als Kinder, die nicht an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt sind.

Selbst der Frohsinn und das Glücksgefühl kann zur Gewohnheit werden, sobald man sich darin übt, alle Dinge von ihrer besten Seite zu betrachten und seine Gedanken von Gegenständen und Verhältnissen abzulenken, die geeignet sind, uns trübe zu stimmen und unsere Arbeitskraft zu lähmen. Diese Gewohnheit hat den Wert eines guten Einkommens.

Lesefrüchte.

„Wenn ein Kind mit Geld sich vergeht oder gar irgend etwas wegnimmt, so befällt die Eltern und Lehrer eine ganz sonderbare Furcht vor einer verbrecherischen Zukunft, als ob sie selbst wüßten, wie schwierig es sei, kein Dieb oder Betrüger zu werden! Was unter hundert Fällen in neunundneunzig nur die momentan unerklärlichen Einfälle und Gelüste des träumerisch wachsenden Kindes sind, das wird zum Gegenstande eines furchtbaren Strafgerichts gemacht, und von nichts als Galgen und Zuchthaus wird gesprochen. Als ob alle diese lieben Pflänzchen bei erwachender Vernunft nicht von selbst durch die menschliche Selbstliebe, sogar blos durch die Eitelkeit, davor gesichert würden, Diebe und Schelme sein zu wollen. Dagegen wie milde und freundschaftlich werden da tausend kleinere Züge und Zeichen des Neides, der Mißgunst, der Eitelkeit, der Anmaßung, der moralischen Selbstsucht und Selbstgefälligkeit behandelt und gehätschelt! Wie schwer merken die wackeren Erziehungsleute ein früh verlogenes und verblümtes inneres Wesen an einem Kinde, während sie mit höllischem Zeter über ein anderes herfallen, das aus Uebermut oder Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelte derbe Lüge gesagt hat. Denn hier haben sie eine greifliche, bequeme Handhabe, um ihr donnerndes: „Du sollst nicht lügen!" dem kleinen erstaunten Erfindungsgenie in die Ohren zu schreien.

Gottfried Keller („Frau Regel Amrain und ihr Jüngster.")

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Als Mutter klein war. Ein Buch für die Jugend von Agot Gjems-Selmer, München. Etzold & Cie. Mk. 2.

Wer „Die Doktorfamilie im hohen Norden" von derselben Verfasserin gelesen hat, schafft dies Buch ohne Besehen an. Wer nicht, der lese erst dies, dann wird er nach dem ersten greifen, und es vielleicht noch ein bischen schöner finden. Auf jeden Fall ist für Eltern, die ihren Kindern gern das Beste gönnen, der Umstand, daß Weihnachten vorbei ist, nicht der geringste Grund, es nicht zu kaufen. — Richtige Mütter, mit einer feinen, frischen Seele, die sie auf Gatten und ein ansehnlich Kinderhäufchen ausstrahlen lassen, haben meist keine Zeit zum Schreiben, auch keine Lust. Die besten Brocken bleiben im Hause! Um so dankbarer sind wir, wenn einmal vom Familientisch ein paar Schüsseln kräftiger Hausmannskost den Freunden ins Haus geschickt werden. Kommt und kostet!

-nz-



Februar 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Von der schlafenden Seele.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

III. Der alte Pilger.

Im Leben wird uns oft die Warnung zuteil: „Sei nicht so vertrauensselig! sei lieber ein bißchen mißtrauisch! iß erst einen Scheffel Salz mit dem Menschen, dem Du glauben und trauen willst!"

Woran denken wohl die Menschen, welche uns so eindringlich vor raschem Vertrauen warnen? Vielleicht daran, daß wir in der Eisenbahn nicht jedem gleich unsre Lebensgeschichte erzählen, unser Portemonnaie nicht überall herumliegen lassen, im Gasthof unsern Koffer nicht offenstehen lassen, in fremder Gesellschaft nicht von Familienverhältnissen reden, nicht jedem Schwätzer und Schmeichler, nicht jeder Klatschbase alles glauben, was er oder sie sagt, und einem uns wenig bekannten Menschen keine voreiligen Versprechungen geben. In solchen Fällen hätten die Menschen Recht mit ihrer Warnung.

Aber was meint Ihr wohl —: wenn es geschah, daß man von einem Menschen enttäuscht oder beleidigt wurde, soll man auch dann jene Warnung in Anwendung bringen? sich mißtrauisch von ihm abwenden und ihm jede Teilnahme entziehen? Oder darf man noch an ihn glauben?

Ich denke — ja! Mißtrauen entzweit, Vertrauen verbindet. **Wer auf einen Menschen einwirken möchte, muß an ihn glauben.** Wir können durch Vertrauen einen Menschen ebenso erheben und retten, wie wir ihn durch Argwohn und Mißtrauen erniedrigen und verderben können. Vertrauen heißt nicht soviel wie Leichtgläubigkeit und Blindheit gegenüber den Fehlern der Anderen. **Vertrauen: das ist die feste Richtung des Blicks auf das Gute, das in einen Menschen gelegt ist, und die Erwartung, daß es sich entfalten werde.** Das Gute ruht in der Seele verborgen wie der Schatz im Berge; wer den Schatz heben will, der muß das rechte sonst Zauberwort finden und das ist immer nur ein Wort des Vertrauens!

Der russische Dichter Maxim Gorki hat ein Schauspiel verfaßt, das Ihr vielleicht schon nennen hörtet: „**Das Nachtasyl.**" Düstre Bilder entrollt er vor uns; wir blicken hinein in Schmutz, Elend und Verkommenheit. In einer verrufenen Herberge haust allerlei Gesindel miteinander: Diebe, Betrüger, Trunkenbolde, Faulenzer — leichtsinniges, lasterhaftes, lichtscheues Volk. Da gerät **ein alter Pilger** hinein in diese Höhle, ein Mensch, der auf Erden nur Gott und das Gute sucht, eine kindlich gläubige, gütige, vertrauende Natur. Er sieht wohl, was das für verlorene, entartete Menschen sind, die dort ihr Wesen treiben und ihr niedriges Tun verbergen; aber er kann nicht anders, als mit tiefem Blick hineinschauen ins Verborgenste jener armen Seelen — und da entdeckt er das Lebens- und Gottesfünkchen unter Asche und Trümmern. Das behält er mit kindlichem Vertrauen im Auge.

Erst treiben die Menschen in der Herberge ihren Spott mit ihm; der alte Luka aber, wo er ein Leid sieht, eine Arbeit bemerkt, die die Andern nicht tun wollen, greift helfend ein. Allmählich erstirbt den Spöttern das Wort auf den Lippen und sie suchen die Gesellschaft des Alten.

Einem Trunkenbold, der einst Schauspieler war, weiß er sein besseres Selbst so lebendig zu machen, daß die schönere Vergangenheit wie aus der Versenkung auftaucht und er in dem Wunsche, dem alten Pilger etwas von einstigem Glanz und Können zu zeigen, den Tisch besteigt, um Stellen aus seiner Lieblingsrolle zu deklamieren — allein sein Gedächtnis ist durch Trunksucht zerstört worden, er quält sich, sucht und stammelt und kann sich auf nichts mehr besinnen. Der alte Pilger aber stärkt in ihm die Hoffnung auf Heilung und Besserung. Und auch in einem jungen kräftigen Menschen, der das Diebshandwerk betreibt, erregt er den Wunsch nach einem ruhigen ehrlichen Leben, die Sehnsucht nach einer Hütte und einem Streifen Landes im fernen Sibirien, wo er mit seinem Weibe in Frieden den Acker bestellen könnte.

Wohl erleben diese Menschen einen Rückfall in Schwäche und Wildheit, denn sie sind ja noch völlig ungeübt im Guten. Als die allgemeine Roheit wieder hervorbrach, da verschwand der alte Pilger aus der Herberge — eine vornehme Natur wendet sich von allem Gemeinen schweigend ab und wehrt sich davor, Bilder des Niedrigen in die Seele aufzunehmen. Der Alte verschwindet, aber nicht sein Andenken. In der Herberge blieb eine lichte Spur seines Wesens und seines herrlichen Vertrauens zurück; und während die armen unwissenden Menschen von ihm reden, wird es ihnen klar: „**Das war ja ein Mensch!**" Noch nie sahen sie einen echten und rechten Menschen — und nun begreifen sie's: so sollte der Mensch sein, so wahr und rein, so friedsam und gütig, so gläubig und vertrauend.

Dem alten Pilger, der auftaucht und verschwindet, gleicht das Vertrauen im Herzen der Menschen. *Das Vertrauen selber ist wie ein alter Pilger, der seit grauen Zeiten über alle Lande und durch unsre Herzen zieht, kommt und geht und oft spurlos verschwindet, wenn die Menschen sich von ihrer übelsten Seite zeigen.*

Es ist dann nicht leicht, den alten Pilger — das Vertrauen — festzuhalten. Das Gute in einem Menschen zu sehen, der arge Verkehrtheiten, schwere Mängel, schlechte Gewohnheiten, ja vielleicht Laster an sich trägt, ist sehr schwer. „Nicht sehen und doch glauben", ist eine große Kunst. Da müssen wir eben immer und überall *Gedanken suchen, die uns den Blick schärfen für die unsichtbare Welt im Innern.*

Weiß jemand solche Gedanken zu nennen? Wenn ein Mensch Unedles tut, sündigt da sein ganzes Wesen? Wir fanden miteinander schon die Antwort: nein. Und wenn wir ihn dann zur Rede setzen, wäre es richtig, ihn in Grund und Boden schlecht zu machen? Gewiß nicht, sonst helfen wir mit, ihn innerlich zu zerstören; wir vernichten die Kräfte, die noch zum Wiedergutmachen taugen und ihm aufhelfen können. Wir müssen den Gedanken festhalten: das Böse kann garnicht ins tiefste Innere des Menschen hinein; wenn wir Häßliches tun, denken, reden, dann schläft die Seele.

Jesus wußte das. Als sie die Ehebrecherin herbeischleppten und verklagten, da beugte er sich nieder und schrieb mit seinem Finger in den Staub und immer noch schrieb er, als alle Verkläger schon beiseitegeschlichen waren, nachdem er das Wort gesprochen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Er schwieg und schrieb. Wo wilde Anklagen erhoben werden, da ist Schweigen Gold, denn sobald gesprochen wird, wird auch gerichtet. In den Staub schrieb er die Sünde und das grausam strafende Gesetz. *Wohl verdammte er die Sünde* als das, was unser Leben zerstört und in den Staub hinabzieht; doch auch die grausame Strafe zerstört und stößt hinab in den Staub. *Darum verurteilte er die Sünderin nicht*, weil er wußte, sie kann sich noch erheben. „Sündige hinfort nicht mehr!" Und so geht sie hin, von seinem Vertrauen geleitet, und wie die Schrift im Staube allmählich verweht, so wird auch ihre Uebeltat verwehen, sobald sie ihr Leben ändert.

Wenn einer unsre Nichtachtung herausgefordert oder uns Unrecht getan hat, dann pflegen *wir* ihn gleich auszuschließen aus den warmen Räumen unsres Herzens. Da steht er dann *draußen vor der Herzenstür*, wo es kalt ist und er friert. Meint Ihr, er wird es nicht fühlen, daß man ihn draußen abstraft und daß ihn der *kalte Hauch der Verachtung* umweht? Und was wird dann in ihm vorgehen? Wird er sein Unrecht einsehen? seinen Irrtum wegwerfen? Ganz im Gegenteil. Je kälter die Luft ist, die ihn umweht, desto mehr verhärtet er sich — wie Wasser und Erde im Winter.

Ein junges Mädchen stellte mir einmal die Frage: „Wie hat man sich zu der Person zu verhalten, der man freundschaftlich gesinnt war und von welcher man glaubt und gehört hat, daß sie falsch ist?" Was hatte wohl die Fragende bereits getan? Sie hatte auf schroffe Weise den Verkehr mit der „Falschen" abgebrochen. Und warum war das nicht richtig? Weil sie einen bloßen Verdacht zum Beweggrund ihres Handelns machte. Was heißt denn Falschheit? Daß einer heuchelt und lügt und Euch ganz andre Dinge ins Gesicht sagt, als er hinter Eurem Rücken redet, das ist eine schwere Beschuldigung. Anstatt leichtfertig daran zu glauben und es weiterzuerzählen, sollte man lieber gründlich prüfen, und ehe man keine Beweise hat, bloß vorsichtig, aber niemals mißtrauisch sein. Vor allem aber nicht an der Besserung der „Falschen" verzweifeln.

Niemals dürfen wir das Tiefste und Wertvollste in einem Menschen verdächtigen: den *guten Willen*. Sonst stoßen wir ihn noch tiefer ins Gedränge seiner Fehler hinein und verlieren unsern Einfluß.

Man kann tadeln soviel man will, wenn man nur immer das eine durchblicken läßt: ich glaube doch, daß dein innerster Kern gut ist, daß du ein edles Reis im Garten der Menschheit werden kannst. *Drum darf ein Tadel niemals ohne eine kleine Anerkennung kommen*, wenn er überhaupt gehört werden und wirken soll. Wirft man gleich den ganzen Menschenwert des Andern über Bord, so bäumt er sich wie ein leeres Schiff auf den Wogen seines Zornes. Nur zu leicht wird er dann untergehen. Und wir sind mitschuldig an seinem Ende. Denn ein Mensch kann nur lebendig bleiben, wenn man an ihn glaubt und nicht verzweifelt.

Darum ist es wie Mord und Totschlag, wenn man seinen Mitmenschen immerfort *unedle Motive, häßliche Beweggründe* unterschiebt. Wie oft hören wirs, daß die Arbeit, das Streben und Schaffen eines Menschen mit den spöttischen Worten abgetan wird: „Der tut doch alles nur aus Ehrgeiz und Eitelkeit — das ist ein wüster Streber!" Und *wenn* er wirklich ehrgeizig wäre — arbeitet er denn *nur* aus Ehrgeiz? wohnen keine andern Gefühle und Triebfedern in ihm? und wird er nicht eines Tages von seinem Ehrgeiz loszukommen suchen? Denn der Ehrgeiz zehrt den Menschen auf und das Kranksein wird er dann schon spüren! Und hat ein solcher es nicht doppelt nötig, daß wir nicht mit kalten und spitzigen Gedanken, sondern mit jenem Vertrauen zu ihm kommen, welches ihn leise anlächelt und ihm hilft, wie der alte Pilger jenen half, die noch nicht wußten, was ein Mensch ist?

Wodurch wird es einem Menschen fühlbar werden, daß wir ihm vertrauen? Unsre Worte, der Ton, in dem wir reden, Blick und Gebärde verraten es ihm. Und wie wird es auf ihn wirken, wenn wir Gutes von ihm erwarten? Er wird sich Mühe geben, nicht zu weit hinter unsern Erwartungen zurückzubleiben. *Unser Vertrauen lockt das Gute aus ihm heraus.* Er wird sich von unsichtbarer Kraft getragen und von einer tiefen Ruhe berührt fühlen. Um diese Ruhe und Kraft ausstrahlen zu können, müssen wir jedoch *darauf vertrauen, auch die eignen Schwächen überwinden zu können.*

Und da möchte ich Euch das nächste Mal noch eine Geschichte erzählen, in welcher der alte Pilger wieder erscheinen wird. Wenn Ihr Euch oft genug an diese Geschichte erinnert, dann dürfte es leichter sein, mit dem Mißtrauen fertig zu werden und auch mit dem Unglauben an die eigne Ueberwinderkraft.

Ein Schulerlebnis.

Von *Clara Reinecke.*

„Da wünsche ich allseitig baldige Besserung", sagte Herr König, im Begriff seine Klasse zu verlassen. „Besonders Dir, Martina, Du hast Dir anscheinend den ärgsten Schnupfen geholt", wandte er sich noch freundlich zu einem hübschen, elfjährigen Mädchen. Das wechselte jäh die Farbe und flüsterte ein undeutliches Dankeswort.

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Lehrer geschlossen, so ertönte ein übermütiges Gelächter und helle Stimmen riefen durcheinander: „Daß er auch nie 'was merkt!"

„'s war zu komisch!"

„„Wo wir doch alle so ungefähr auf einmal niesen mußten! Bis auf Erna, die Tugendhafte.""

„Du, Martina, wo hast Du denn das Zeug gekauft? Mir kitzelt's noch in der Nase."

Die Angerufene, blaß und erregt aussehend, antwortete nicht, schob nur hastig ihre Sachen in den Ranzen und murmelte: „Ich hab' Eile heut'."

Auf dem Karridor riß sie Mantel und Hut vom Nagel und stürzte ins Freie.

Hier spähte sie genau umher. Ach, Herr König war nirgends mehr zu erblicken. Sie wußte selbst nicht recht, war es ihr lieb ader unlieb so. Aber, da holten sie ja wohl schon ein paar Kameradinnen ein. Martina lief, was sie laufen kannte. Nur jetzt nicht mit den andern zusammen sein. Der empörte Zuruf einer Mitschülerin war sowieso noch an ihr Ohr gedrungen: „Erst stiftest Du den ganzen ‚königlichen' Unsinn an, und dann hast Du plötzlich schlechte Laune!"

Ja, das galt ihr. Aber hatte sie denn jetzt schlechte Laune? Nein, etwas ganz anderes: ein schlechtes Gewissen. Und ihr war die Kehle wie zugeschnürt. Dabei hatte sie doch bloß einen guten Spaß machen wollen, freilich — ganz deutlich setzte es eine feine Stimme hinzu — auf Kosten Herrn Königs, das hatte sie von allem Anfang an gewußt. Und nun? O, wäre er nur nicht im letzten Moment so freundlich zu ihr gewesen! Das war das Aergste. So halt' ich es nicht aus, dachte Martina und leise, doch entschlossen kam es über ihre bisher fest zusammengepreßten Lippen: „Ich muß ihm alles sagen, wie's dann auch wird."

Sie eilte varwärts, blindlings, getrieben von ihren sich jagenden Gedanken. Da rannte sie auf der belebten Straße einen vor ihr gehenden Herrn an.

„Entschuldigen Sie", stammelte das Kind mechanisch, ohne aufzublicken, noch aöllig in sein Sinnen aersunken. Der Gestaßene drehte sich um. Es war Herr König.

„Du bist's!", rief er. „Gut, daß ich kein Automobil bin. Vorsicht, Mädel."

„Bitte, entschuldigen Sie", wiederholte Martina. Das Blut schoß ihr zu Kopfe. Es durchfuhr sie aom Scheitel bis zur Sohle, wie fang' ich an, wie sag' ich nur gleich alles?

„Aber, Kindchen, 's war ja gar nicht schlimm", meinte da der Ahnungslose, der ihre offenbare Bestürzung lediglich auf den Zusammenprall schob, begütigend. Und ehe sie zur Besinnung kam, zog ihr Lehrer auch schon grüßend den Hut und tauchte schnell ausschreitend in der Menschenmenge unter.

Einen Augenblick blieb Martina nach stehn. Dann wurde sie vorwärts gedrängt. Es kümmerte und konnte ja keinen der eiligen Fußgänger kümmern, daß da ein Kind vor doppelter Reue — über begangenes Unrecht und buchstäblich ‚entgangene' Gelegenheit es zu bekennen — ratlos am Wege stand. Nun würde es wohl Tage dauern, ehe sie Herrn König wieder traf und wer weiß, wie dann, ob so glücklich allein, wenigstens unter Fremden allein.

Doch solch' günstige Gelegenheit sollte sich Martina eher bieten, als sie in ihrem Kummer je zu hoffen gewagt hätte. Bei Tische kam es zufällig zur Sprache, daß gerade heute einer ihrer Brüder von drei bis aier Uhr bei Herrn König Naturgeschichte habe. Martina schwankte keine Sekunde. Da mußte auch sie, und zwar heimlicher Weise, zum Gymnasium. Kaum hatten die Brüder kurz aar zwei Uhr das Haus aerlassen, so machte sie sich gleichfalls auf. Dann freilich dünkte ihr die Stunde aon zwei bis drei zunächst endlos. Wieder und wieder ging sie in der Nähe der Knabenschule auf und ab, wobei es ihr auch mehr wie einmal nachdenklich durch den Sinn zog: ‚warum sind wir alle sa aft zu dem armen Herrn König so scheußlich?' Wohl nur, weil er 'n bischen komisch aussieht mit seiner Perücke, und wie er sich anzieht. Aber gut ist er immer zu uns. Vater sagte neulich: „Viel zu gelehrt für Euch Krabben, Euer guter, zerstreuter, weltfremder König." Und um seine Haare sall er gekommen sein, als er aor Jahren mit eigener Lebensgefahr ein Kind aus den Flammen rettete.

Das hatte Martina erst vor kurzem erfahren und die Perücke seitdem auch gar nicht mehr so komisch gefunden. Hätte sie daran bloß gedacht, ehe sie heut' in der Stunde Unfug trieb!

Indessen, wenn man lange zu warten hat, geschieht es leicht, daß die allerletzte Frist fast wie zum Hohn unheimlich schnell verstreicht. Dem Mädel klopfte das Herz bang und bänger, als es die Schuluhr beobachtete, und die Zeiger plötzlich anscheinend immer geschwinder vorrückten. Nur noch fünf Minuten bis drei. Und da, richtig! Martina erkannte schon von weitem den ihr wohlaertrauten, abgetragenen Havelack und den weichen, stets etwas verstaubten Kalabreser, unter dem die Perücke freilich etwas eigenartig zu beiden Seiten hervarlugte. Martina atmete tief auf. Dann rannte sie, in einem Anfall oon Erleichterung, dem Kommenden lebhaft entgegen. In tiefen Gedanken kam er daher, mit seinen kurzsichtigen Augen weder nach rechts noch links blickend; und sa erkannte er sie auch erst in der letzten Sekunde, als sie ihm geradezu den Weg vertrat.

„Du wieder?" meinte er da verwundert, gleichsam erwachend.

„Ich", stotterte Martina, „ich bin extra gekommen. Ich wollte Ihnen gern sagen . . Bitte, verzeihen Sie doch", nein, dachte sie, wie schwer sich so etwas hervorbringen läßt, „seien Sie doch nicht böse, Herr König, daß ich gar keinen Schnupfen habe."

Martina hielt die Augen gesenkt. Sonst hätte sie gemerkt, wie sehr diese letzten Warte Herrn König belustigten.

„Aber Kind, desto besser", sagte er verständnislos, und als sie schwieg, fuhr er fort: „Mir kann doch gewiß nichts daran liegen, daß Du Schnupfen hast."

„Aber, Herr König."

Martina schlug jetzt groß und voll die Augen zu ihm auf, als könne sie so seinem Gedächtnis rascher zu Hilfe kommen. Dann freilich blickte sie wieder zu Boden, während sie leise und hastig erklärte: „Wir sind alle nicht erkältet. Ich hatte bloß Schneeberger Schnupftabak mitgebracht und den heimlich unter der Bank 'rumgeben lassen. Und da haben wir alle sa niesen müssen und erkältet getan und das war uns allen so komisch und . . ."

„Kurz und gut, Ihr habt mich mit Euerm Schnupftabak schön an der Nase herumgeführt," endete er für sie.

Einen Moment war es ihm unendlich komisch sich vorzustellen, wie diese spitzbübischen kleinen Komödiantinnen, die sa mitleiderregend hatten niesen und sich schnauben können mit tränenden Augen, hinter seinem Rücken sich ins Fäustchen lachten. In der nächsten Sekunde war ihm diese Vorstellung unendlich betrübend. Daß sie ihn alle, alle so kaltblütig hatten betrügen können!

Martina wußte weder, was sie aon Herrn Königs Worten, noch jetzt aon seinem Schweigen halten sollte. Völlig ratlos wagte sie es endlich wieder aufzublicken. Da schaute sie in ein Antlitz von so tief ernstem Ausdruck, so müde-traurig, wie sie es noch nie gesehn.

Ihr war ja heut' früh bei ihrem törichten Streich ungut zu Mute geworden, sowie die anderen so leichtsinnig bereitwillig darauf eingingen, bis auf die eine, die stille Erna, welche das Döschen Schnupftabak unbenutzt, errötend weiterschob und dann Herrn König überraschend gute, kluge Antworten gab. Da war siedend heiß die Erkenntnis in ihr aufgestiegen: Du tust deinem Lehrer etwas oiel Aergeres an, als du zu Beginn der Stunde auch nur ahntest; daß sie ihm so Arges angetan, hatte sie selbst da noch nicht gewußt. Und unaufhaltsam stürzten dem Kinde jetzt die lange zurückgehaltenen Tränen aus den Augen.

Ihr Lehrer störte sie nicht. Er wußte, es gibt Tränen, die den inneren Menschen reifen, die wehe und wohl tun zugleich. Und ihm selbst tat dieser heftige Ausbruch gut. Betrog ihn diese Kleine etwa kaltblütig? Sie ertrug es ja

nicht, daß sie ihn hintergangen, ihn zum Besten gehabt hatte. Freiwillig kam sie, ihm alles zu bekennen. Schon heute Vormittag bei dem Zusammenprall hatte sie es offenbar tun wollen.

Endlich sagte er leise, dem Kinde ein wenig den Kopf in die Höhe hebend:

„Martina, Deine Reue, die so aufrichtig und bald Dich überfiel, macht Dir alle Ehre. Deshalb denk' ich, Du wirst Dir aus Deinem Streich, so töricht er war, selber eine Lehre ziehn, geradeso wie ich, der ich mich nicht ganz frei von Schuld daran fühle." — Denn ich bin wohl bisher nicht energisch genug mit der unnützen jungen Bande gewesen, fügte er innerlich mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Eine grenzenlose Dankbarkeit ergriff das Kind für diesen ‚komischen' Lehrer, der, statt sie zu schelten, sich einen Vorwurf machte. Und nun er schwieg, fragte Martina leise: „Geben Sie mir wirklich keine Strafe?"

Es klang wie die innigste Bitte darum. Aber Herr König sagte ruhig: „Nein, Martina."

Doch, da diese Antwort sie nicht zu trösten schien, setzte er noch verzeihend hinzu, mit dem glücklichsten Humor:

„Ich habe ganz genug an der guten Hoffnung, daß Du nun ein für allemal für die nötige Unterhaltung in den Stunden mich alleine Sorge tragen läßt."

„Ja."

Noch mit feuchten Augen lächelte Martina Herrn König an. Aber auch sonst mußte sie irgend wie ihre Dankbarkeit bezeigen, und so versicherte sie treuherzig:

„Ich will jetzt immer sehr aufpassen und gerne schrecklich viel bei Ihnen lernen, so etwa wie Erna. Die hat heut' früh auch gar nicht mitgetan."

Herr König nickte und ging.

Martina hielt ihm ihr Wort.

Eltern-Ecke.

Gute „Noten". Wenn Mütter zusammenkommen, fehlt es selten an einer gründlichen Aussprache über die Noten ihrer schulpflichtigen Kinder. Aber nicht nur sie, sondern auch die Väter kümmern sich unverhältnismäßig viel um die Klassifikationen, diese grausamsten aller Waffen, mit denen jahraus jahrein so viel guter Mut, Wille, Fröhlichkeit erschlagen wird.

Die Väter benützen die Mahlzeiten — für sie meistens die einzigen Zeitpunkte, an denen sie mit ihren Kindern verkehren —, um diese Waffen im Herzen ihrer Söhne um und um zu drehen; den Töchtern geht es verhältnismäßig besser: wenn ihre Noten nicht gar zu krumm sind, kümmert man sich viel weniger darum, wie es in ihren Ausweisen aussieht. Beim Mädel ist es ja nebensächlich, wie sie mit der Schulweisheit fertig wird.

Lehrer wissen davon zu erzählen, um wie viel mehr Angst, Sorgfalt, Ehrgeiz und Eitelkeit sich während der Schulzeit im Herzen der Eltern für ihre Söhne als für ihre Tochter sammelt.

Mütter jammern händeringend wegen der armseligen Verschlechterung von Noten, die das Kind vielleicht einem unglückseligen Moment gelockerter Aufmerksamkeit verdankt. Wenn es gar eine ungenügende Note gibt, zittern die jammerunglücklichen Kleinen fast nur vor ihrem Vater.

Ich hatte einst Gelegenheit, das Leben an einem kleinen Gymnasium zu beobachten und nahm einen unauslöschlichen Eindruck des grenzenlos mitleiderregenden Treibens dieser kleinen Welt auf.

Ein Ringen und Kämpfen der Eltern mit Mitteln des schärfsten Kampfes. Ein schmerz- und unheilbringendes, nervöses Hasten, ein fieberhaft bewegtes krankhaftes Interesse für die jeweilige Klassifikation. Eine sinnlose, furchtbare, geist- und seelentötende Jagd nach besseren Noten. Denn darum handelt es sich, nicht um mehr Wissen.

Ich sah Kinder auf die grausamste Art zu Lügnern dressieren, die Lügner aber erbarmungslos züchtigen. Saß da zum Beispiel eine zahlreiche Familie bei Tisch. In das Klappern des Eßzeuges klang plötzlich scharf die Stimme des Vaters: „Habt ihr heute geantwortet?"

Mehr und minder zaghafte Ja und fröhliche Nein.

„Du, Karl, hattest Naturgeschichte, hast Du geantwortet?" geht es jetzt ins Detail.

„J-ji-a . . ." klingt gedehnt die Antwort, aus der die ganze Tafelrunde sofort heraushört, wie viel die Glocke geschlagen. Nur der Vater braucht es noch deutlicher.

„So, geantwortet hast Du! Also, welche Note erhieltest Du?"

„Wie kann ich das wissen, Papa?" antwortet der Junge eifrig, fährt aber sofort zögernd fort, als er die drohend gerunzelte Stirn des Vaters bemerkt: „Ich glaube — Zweier — oder — Dreier — so was — glaube ich."

„Soooo? Unlängst hast Du auf Zweier geantwortet und jetzt gehst Du abwärts?" Mit einem Gerassel von Schimpfworten wird der Junge eingeladen, sich nachmittags mit dem Rohr im Studierzimmer des Papas einzufinden.

Der Mutter dreht sich der Bissen im Magen um, die übrigen Kinder würgen am Essen. Die Exekution nimmt ihren Fortgang. Es stellt sich die Notwendigkeit heraus, auch einen anderen Sprößling zu ähnlicher Verdauungsunterhaltung einzuladen. Zum Schluß befragt, erklärt der Jüngste, ein strammer, fröhlicher Kerl, er habe ganz „vorzüglich" geantwortet, denn er habe aufgesagt „fließend wie Wasser".

Der Junge lügt.

Er fühlt sich aber gezwungen zu lügen, da er nicht geneigt ist, sich zweimal hauen zu lassen. „Wenn ich den Ausweis nach Hause bringe, sieht der Vater das Unglück und haut mich unbedingt wieder," erklärt er, mir klar und frisch in die Augen blickend. „Der Karl und der Fritz sind Esel, daß sie die Wahrheit sagen. Sie kriegen zweimal Prügel für dieselbe Sache."

Neben den lauten Heuchlern, den scheuen Duckmäusern, wachsen dann auch unausstehliche Fleißprotzen auf. Die Musterkinder, die „Vater und Mutter immer Freude machen." Als wäre das der Kinder Lebenszweck!

Das Musterkind, der Stolz der Familie! Denn außer den Eltern partizipiert noch die ganze weitläufige Familie an der Ehre. Ebenso fühlt sich aber diese weitläufige Familie auch durch die schlechte Note geschändet und beschämt.

In einer bekannten Familie beobachtete ich die hochbegabten, aber körperlich sehr unentwickelten Kinder. Die Augen sämtlicher Großeltern und Tanten und Onkeln ruhten auf diesen zwei Einzigen der ganzen Familie. Als die Kinder, die unter sehr ungünstigen psychischen Verhältnissen aufwuchsen, eine dem Psychologen und Pädagogen ganz motivierte Abspannung zeigten und von der stolzen Höhe der „Ersten ihrer Klasse" immer tiefer sanken, führte die Eitelkeit der Familie zu so unbändigen Zusammenstößen, zu Szenen, Auftritten, die langsam nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern aufrieben.

Auch hier ging es nicht um das Wissen, sondern einzig um die Noten. Nie hörte ich die Eltern warm über die Schönheit des Wissens sprechen. Nie eine der ungezählten Ermahnungen auf das große durch Bildung und Studium zu erreichende Glücksgefühl stützen.

Wie nichtig Klassifikationen im Leben selbst sind, wie wenig auf Einser, Zweier oder Dreier ankommt, wissen alle diese Leute selbst gut genug, und doch verkümmern sie sich und ihren Kindern das Leben wegen solcher Nichtigkeiten.

Der Mangel echter, uneigennütziger Elternliebe ist der auffälligste Fehler. Wenn die Eltern nicht ihre eigenen Erwartungen, ihre Pläne, ihren Ehrgeiz an die Kinder hefteten, wenn die Fäden zwischen Eltern und Kindern nicht an dem Egoismus der ersteren hingen, sähe es weit weniger trüb aus in unserer Welt, aus der die Fröhlichkeit immer mehr und mehr gebannt wird.

Von all den schrecklichen Geißeln, mit denen dieses sonnige Element aus dem Tempel der Menschheit vertrieben wird, ist das Klassifizieren der jeweiligen Antworten und Aufgaben eine der unheimlichsten und schärfsten.

Das Klassifizieren aber hält nicht nur Eltern und Kinder ständig in nervöser Spannung und Aufregung, sondern lenkt auch die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen der Sache ab. Nicht zu lernen, um zu wissen, sondern gute Noten auszupressen, scheint Ziel und Zweck des Schulbesuches zu sein. Der Familie Ehrgeiz hängt auch blos an den Noten, denn sie sind der äußere Erfolg, und auf den setzen wir unser ganzes Leben.

Eigenart, neue Ideen, neue Betätigungsformen fallen der Klassifikation zum Opfer. Und die Eltern, die sich Ehrfurcht und Liebe in den ersten Gesetzen verschrieben haben, sich selbst aber, wie alle herrschenden Mächtigen, keine Gegengesetze diktieren, schreiten im Namen der Elternliebe gedankenlos auf dem Pfade ihrer egoistischen Eigenliebe über die Ruhe, Freudigkeit und den Frohmut ihrer Kinder hinweg, dem Götzen „Gute Noten" zu.

Rosika Schwimmer (Budapest).



März 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Das Kätzchen.

(Eine Kindergeschichte für Eltern.)

Von A. Green.

Die kleine Maria war ein scheues, stilles Kind, das seine Liebe niemand zu zeigen vermochte. Und doch umfaßte sie mit inniger Zuneigung alle, die sie umgaben, ihre Eltern, ihre Geschwister, die Dienstmädchen und — Schwärzchen. Der Vater war wohl ein wenig strenge und sprach selten mit Maria, aber die gute Mutter hüllte das kleine Mädchen in Zärtlichkeit ein.

Maria war zu schüchtern, das zu erwidern; alle ihre Liebkosungen ließ sie dem kleinen Kätzchen, das ihr alleiniges Eigentum war, zuteil werden; sie hatte dem Straßenjungen, der das winzige Wesen in den Kanal werfen wollte, ihr ganzes Taschengeld, drei blanke Groschen, geopfert, das jämmerlich mauzende Würmchen dann an ihr Herz gedrückt und es nach Hause getragen. Sehr groß war die Freude der Familie damals nicht gewesen . . . . das war richtig.

„Nicht wahr, Muttchen, ich darf es doch behalten, bitte, bitte — ich will auch nie wieder etwas zu Weihnachten und zum Geburtstag geschenkt bekommen," mit solchem leidenschaftlichen Flehen hatte Maria die Mutter umzustimmen gewußt, so daß sie ein gutes Wort beim Vater einlegte. Dieser mochte Haustiere durchaus nicht leiden, aber er ließ sich wenigstens bereden, das Vorhandensein der Katze zu übersehen.

Schwärzchen wußte wirklich bald die Zuneigung der übrigen Hausgenossen zu erwerben. Es war ein allerliebstes Tierchen, mit einem Fell von schwarzem Sammet; nur am Halse hatte es einen weißen Fleck, der sich wie ein Medaillon ausnahm. Kind und Kätzchen waren unzertrennlich. Sobald Maria des Morgens aufwachte, verlangte sie nach Schwärzchen, und kaum rief sie das Tierchen, so kam es im Galopp den Korridor entlang gelaufen, schlüpfte durch die Tür und sprang mit einem einzigen Satz auf Marias Bett. Zärtlich schnurrend kuschelte es sich dann zwischen den Kissen ein.

„Hast Du denn keine Angst, daß es Dich kratzt?" fragte das Kindermädchen die Kleine. Aber Maria lächelte nur und schüttelte den Kopf, — ihr Schwärzchen sollte sie kratzen? Nein, das war undenkbar! Am liebsten hätte sie das Tierchen Abends mit ins Bett genommen, doch das wollte die Mutter nicht erlauben.

„Nein, mein Töchterchen, das ist ungesund, — Schwärzchen schläft in der Küche," sagte sie; aber Maria konnte nicht einschlafen, wenn sie sich nicht davon überzeugt hatte, daß ihre Katze sanft in ihrem Körbchen ruhte. Tags über wich das Tierchen nur von ihrer Seite, wenn die Kleine ausgehen mußte.

Es teilte alle ihre Spiele, ließ sich willig an- und auskleiden und gab geduldig eine kranke Puppe ab, die in der Wiege liegen und warme Milch trinken mußte. Auch hüpfte Schwärzchen gar anmutig hinter einem Papierstreifen her, den Maria an einem Bindfaden durchs Zimmer zog, und machte in dem Bestreben, das Papier zu greifen, die drolligsten Sprünge, so daß ihre Herrin manchmal hell auflachte. Wenn dann die Mutter, die im Nebenzimmer an ihrem Nähtische saß, ihr kleines, scheues Mädchen so jubeln hörte, dachte sie wohl bei sich: das Kätzchen ist ein rechter Segen für das Kind!

Selbst bei Tisch konnte Maria sich nicht von Schwärzchen trennen. Der Vater wunderte sich, daß seine jüngste Tochter seit einiger Zeit ganz unbeweglich saß, bis er entdeckte, daß sie ihr Kätzchen auf dem Schoß hatte. Zuerst wollte er schelten und das Tier hinausjagen, aber die Bitten seiner Frau bewogen ihn, Milde walten zu lassen.

„Es ist aber heute das letzte Mal," meinte er schließlich, und als Marias Augen sich mit Thränen füllten, fügte er ernst hinzu: „Du weißt, mein Kind, daß ich Katzen nicht ausstehen kann, es ist schon sehr viel von mir, zu erlauben, daß das Tier überhaupt in die Wohnung kommt, — also sei zufrieden damit!"

Maria konnte es garnicht begreifen, daß nicht die ganze Welt ihr Schwärzchen liebte; es war doch so sanft und gut, hatte so allerliebst grüne Augen und solch niedliches, rotes Züngtein! Nein, der Vater war auch gar zu streng! Warum er wohl Schwärzchen nicht leiden mochte? Es tat doch nichts unrechtes, saß so still und spielte so niedlich — o gewiß, Vater **kannte** nur das Tierchen nicht — wenn er es besser kennte, würde er es sicher auch lieben lernen!

Dieser Gedanke bohrte sich in Marias Gehirn ein, und der Wunsch, ihren Vater von Schwärzchens Vortrefflichkeit zu überzeugen, verdrängte bald alle anderen. Als der Papa eines Tages in seinem Zimmer am Schreibtisch saß und eifrig arbeitete, öffnete die Kleine behutsam die Türe ein wenig und ließ Schwärzchen zu ihm hinein. Ja, das war ein guter Gedanke von ihr gewesen; nun würde er sich mit

ihrem Liebling, der gerade heute seinen besonders übermütigen Tag hatte, aufreunden müssen!

Wie sehr erschrak sie, als sie bald darauf den Vater heftig schelten hörte; aufgeregt sprach er mit der Mutter, die ihn vergeblich zu besänftigen suchte! Was nur geschehen sein mochte? Nach einer Weile ließ die Mutter Schwärzchen in ihr Schlafzimmer und empfahl ihrem Töchterchen, für den Rest des Tages recht artig und still zu sein. Dabei machte Muttchen ein sehr betrübtes Gesicht, — aber zu fragen, was vorgefallen war, wagte die kleine Maria doch nicht.

Sehr erstaunt war sie, als die Mama sie Abends mit in eine Kinderaufführung nahm. Es war das erste Mal, daß sie ein Theater besuchte; . . . o, war das eine Herrlichkeit! Die schönen, weißgekleideten Mädchen auf der Bühne, die umherschwebten, als ob sie ganz, ganz leicht wären, die süßen Melodieen und die wundervollen bunten Bilder, — die kleine Maria wußte gar nicht, was sie sagen sollte; sie drückte nur immer selig den Arm ihrer Mutter und dachte bei sich: „Ach, könnte Schwärzchen dies doch auch sehen! Aber ich erzähle ihm morgen alles!“

Als es einmal gar zu schön war und ihr das Herz vor Wonne ordentlich pochte, wagte sie es, ihre Mutter zu fragen: „Muttchen, gehen Katzen nie ins Theater?“ Aber die Mutter seufzte und antwortete: „Nein; ich wünschte, mein kleines Mädchen dächte nicht immer nur an ihr Schwärzchen!“ — Dann kamen sie Abends, als es schon ganz dunkel war, nach Hause und die Mutter brachte ihr Töchterchen selbst ins Bett. Schwärzchen bekam sie nicht mehr zu sehen; es sei zu spät, sagte die Mama.

Als Maria am anderen Morgen erwachte, war ihr erster Ruf nach der Katze, — aber sie kam nicht, kam zum ersten Male nicht. „Wo ist Schwärzchen?“ erkundigte sich die Kleine angstvoll bei ihrem Kindermädchen. Pauline wandte das Gesicht ab und tat so, als ob sie etwas suchte, dabei sagte sie mit möglichst gleichgültiger Stimme:

„Nun, wo wird sie sein? Weggelaufen wahrscheinlich.“

Das glaubte Maria nun natürlich nicht und sobald sie ihrer Mutter ansichtig wurde, lief sie auf sie zu: „Muttchen, wo ist Schwärzchen?“

„Mein liebes Töchterchen,“ begann diese endlich und zog die Kleine, der schon eine sonderbare Angst die Kehle zusammenschnürte, liebevoll an sich. „es widersteht mir, Dich zu täuschen. Ich muß Dir jetzt etwas sagen, was Dir sehr schwer sein wird, aber versuch einmal, es zu ertragen, wie ein großer, verständiger Mensch. Du hast es selbst durch Deinen Ungehorsam heraufbeschworen!“

Maria zitterte und wurde ganz blaß. Die Mutter bemerkte es und strich ihr mitleidig über das Haar.

„Mein gutes Kind, denke daran, daß Deine Eltern Dich sehr, sehr lieben, wenn es Dir auch manchmal nicht so scheint . . . . .“

„Was ist denn mit Schwärzchen?“ stammelte die Kleine ahnungsvoll und entsetzt, während große Tränen ihr in die Augen traten.

„Es nutzt nichts, Dich hinzuhalten,“ seufzte die Mutter. „Einmal mußt Du es ja doch erfahren . . . . . Dein Kätzchen hat Vaters Blumenvase in seinem Zimmer umgeworfen und alle Papiere durchnäßt, und da hat er es gestern abend an einen anderen Ort gebracht, von dem aus es nicht wieder zu uns zurückfinden kann!“

Stumm wandte Maria sich ab. Ihre Mutter hatte wohl einen Verzweiflungsausbruch erwartet und sah ihrem kleinen Mädchen besorgt nach, als es still davonschlich. — Warum mußte ihr Gatte das auch tun? Sie hatte ihn so gebeten, von seinem Vorhaben, das sie zu grausam fand, abzustehen, aber es war vergeblich gewesen!

Die kleine Maria sagte niemals mehr etwas über die Katze. Sie klagte nicht, sie bat nicht, daß man sie ihr wiedergeben möchte, — sie wurde nur noch stiller und scheuer, und — was das traurigste war, — seit jenem Tage hat sie ihren Vater lange Zeit nicht mehr so recht lieben können.

Heute ist sie schon lange ein erwachsener Mensch und weiß, daß eine Katze eben nur eine Katze und daß Irren menschlich ist. Sie weiß, daß das Leben — auch der Besten — ein beständiges Stolpern und mühsames Wiederaufrichten ist.

Aber **ein** gutes hat jener pädagogische Fehler ihres Vaters doch gehabt: bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder hütet sie sich vor allem, ihren Herzchen jemals die kleinste Kränkung zuzufügen.

Von der schlafenden Seele.

(Für die reifere Jugend.)

Von **Else Hasse.**

IV. Die Zwerge.

Ein Mädchen — wir wollen sie **Maria** nennen — lag und schlief. Auf der Bettkante saß der **Traum** und flüsterte ihr zu: „Soll ich Dir die Welt zeigen?“

„Hm, ja,“ murmelte das Mädchen. Plötzlich fuhr sie auf: „Ach Du — dann läßt Du mich womöglich fallen, denn Du nimmst einen ja überallhin mit, auch wo es gefährlich ist. Neulich stand ich auf einer lustigen grünen Wiese und da ließest Du mich plötzlich blitzschnell in einen Abgrund versinken, den ich garnicht bemerkt hatte.“

„Das hat Dir aber nichts geschadet,“ sagte der Traum. „Komm nur mit.“

Und Maria kam mit. Sie wanderten einen öden Weg entlang, der mitten in graue Wolken hineinzuführen schien. Als der Nebel sich zerteilte, erblickte Maria ein schwarzes Moor, das sich weit in den Horizont hineindehnte und von einer schmalen Straße durchzogen war. Grüne Inseln mit feurigen Blumen, mannshohen Disteln und Dorngestrüpp tauchten aus dem Moorgrund auf und jenseits der Wiesen war eine hohe Hecke gezogen, über die man nicht hinwegsehen konnte.

Hie und da schienen sich lebende Wesen aus dem Sumpfwasser herauszuheben; Maria konnte aber nichts deutlich unterscheiden. Auf einer fernen Grasinsel erblickte sie spielende Kinder und bat den Traum, er möge sie dorthin führen.

Sie wanderten auf schmaler Straße den roten Blumen und spielenden Kindern entgegen. Als sie aber auf der Insel anlangten, ging es dort gar nicht so lustig zu, wie es von weitem geschienen hatte. Maria blieb erschrocken stehen: wohl sah sie Kinder toben und tollen, aber auf ihren Armen, Köpfen, Schultern erblickte sie lauter Zwerge, winzige Wesen, die sich keineswegs freundlich gebärdeten, sondern die Kinder peinigten und beschwerten. Manche konnten sich kaum noch bewegen, soviel häßliche Zwerge krochen auf ihnen herum. Wenn einmal einer ins Gras hinabsprang oder abgeschüttelt wurde, so lauerte er, bis wieder ein Kind vorüberkam und oft gelang es ihm, einen Kleiderzipfel zu erfassen und hängen zu bleiben.

„Du“ —, sagte Maria zum Traum und ihre Augen wurden ganz groß und schwarz vor Angst, „wie gräßlich sind diese Zwerge! Wenn nun einer zu mir käme —?“ Da fühlte sie schon einen schweren Druck auf ihrer Brust und richtig, da saß so ein winziges Scheusal und schlug mit einem kleinen Hammer unausgesetzt auf ihr Herz.

Sie wollte fliehen und als sie sich umkehrte, sah sie ein liebliches blondlockiges Kind auf die Insel kommen. Einen Augenblick lang vergaß sie ihren Zwerg — die Kleine gefiel ihr gar wohl. Ehe sie jedoch zu ihr eilen konnte, hatte die Kinderschar den neuen Ankömmling schon umringt. „Spiel’ mit uns!“ riefen alle.

„Mich haben sie nicht herbeigerufen,“ dachte Maria unmutig. Da fühlte sie etwas an ihrer Wange, und als sie hinfaßte, hing ein Zwerg an ihrem Ohrläppchen und sog alles Blut aus ihrer Wange, daß sie ganz bleich und gelb wurde.

„Oh die albernen Kinder dort,“ grollte Maria, „und die Blonde, die Hochmütige — die bildet sich wunder was auf ihre Schönheit ein.“ Sie guckte wütend hinüber, während schon wieder ein neuer Zwerg mit heißem Atem ihr Herz anhauchte und noch einer mit einem Licht in ihre Augen hineinfunkelte — und je länger sie mißmutig nach den Kindern schaute, desto mehr Zwerge sah sie auf ihnen herumkrabbeln und einer hielt dem schönen blondgelockten Kinde einen schwarzen Schleier vors Gesicht, sodaß sie garnichts mehr von den lieblichen Zügen erblicken konnte.

„Mich mögen sie nicht, mich können sie nicht leiden,“ murmelte Maria; ihnen zum Trotz aber lief sie doch hin und mischte sich unter die Spielenden. Es entstand bald Streit, denn die Kinder schimpften einander „neidisch, dumm, falsch, herrschsüchtig, frech, hinterlistig, lügnerisch, übellaunig, ungeschickt, faul.“

Da saßen dann Zwerge auf Armen und Händen, daß dieselben schlagend auf- und abwippten, da tanzten andre wie Flämmchen auf der Zunge herum und einige tröpfelten den Kindern einen bittern Trank ins Herz hinein. Jedes Kind ärgerte sich über die Zwerge des andeen und vergaß dabei, die eignen abzuschütteln. Und viele fürchteten sich voreinander.

„Führe mich weg!" bat Maria den Traum. Er nahm sie bei der Hand und sie kamen ans Ufer der Insel. Da stand eine Warnungstafel mit den Worten: „Achtung! der Pfuhl der Krankheit!" Kinder mit gelben Wangen und bittern Tropfen im Herzen und hämmernden Pulsen fielen da hinein. „Da falle ich auch hinein und so wie diese werde ich auch aussehen," dachte Maria, und ihre Furcht hätte sie beinahe in den Pfuhl hineingestoßen. Der Traum führte sie aber ein paar Schritte weiter, und da las sie auf einer andern Tafel die Worte: „Achtung! der Pfuhl der Sünde!" Sie mochte garnicht hinsehen, wieviele Kinder mit heißen Wangen und funkelnden Augen dort hineintaumelten und einander hineinstießen. Und eine dritte Tafel trug die Aufschrift: „Achtung! der Pfuhl des Todes!"

Da hielt sich Maria die Augen zu und schrie den Traum ganz verzweifelt an: „Komm fort von hier! Nimm mir diese entsetzlichen Zwerge weg, die mich nach dem Pfuhl hinzerren!"

Er schleppte sie ein Streckchen weit hinüber nach der Hecke. Als sie dort ins Gras niedersank, sah sie wieder etwas Seltsames. Einzelne Kinder krochen durch die Hecke und jenseits derselben erschien das milde Antlitz eines Greises, der ihr mit der Hand winkte und rief, sie solle zu ihm hinüberkommen.

Ihr ward ganz wohl zumute, als sie ihn sah. „Ich möchte schon," rief sie zurück, „aber ich komme nicht durch die Hecke hindurch, wegen meiner vielen Zwerge."

„Ja, die mußt Du erst abschütteln," sagte der Greis mit gütiger Stimme.

„Das geht nicht," erwiderte Maria ganz mutlos.

„Das geht ganz gut," klang es zurück. „Nimm einen Zwerg nach dem andern, die kleinsten zuerst, die größten zuletzt, und halte sie mit der Hand hoch hinauf in die Sonne — dann wirst Du sehen, was geschieht."

Maria plagte sich sehr, einen kleinen Zwerg von ihren Augen loszureißen, der ihr die Welt verdunkelte; endlich gelang es ihr und sie hielt das zappelnde Ding hoch hinauf der Sonne entgegen. Da wurde es ganz blaß und dünn, dann ganz durchsichtig und endlich zerstäubte es in der Luft — es blieb nichts von ihm übrig. So machte sie's nun mit allen. Es war eine schwere Arbeit und sie wußte gar nicht, wie lange sie dauerte. Aber das wußte sie, daß der Greis im Pilgergewande ihr immer aufmunternd zuschaute.

Endlich sah sie keinen Zwerg mehr und kroch durch die Hecke. Ach — war es da drüben schön! Da gingen weißgekleidete Kinder mit Kränzen im Haar, Blumenwiesen waren dort und wogende Aehrenfelder; die Sonne strahlte weit über das Pilgerland und auf eine lichte Straße herab und in der Ferne türmte sich eine goldne Stadt.

„Ach," sagte Maria zum Traum, der mit ihr herübergekommen war, „Du, ich fühle mich ganz anders. Und nicht Du hast's gemacht, sondern ich. Ich habe mich von all den häßlichen Zwergen befreit. Stolz bin ich!"

Im selben Augenblick aber fühlte sie wie ihr wieder einer im Genick saß und sie hatte noch große Mühe, ehe sie ihn abschütteln konnte. Als es ihr aber gelungen war, da stand auch der Traum nicht mehr an ihrer Seite — ganz wach war sie plötzlich, hell wach.

Sie sah dem alten Pilger in die gütigen Augen. „Ist hier kein Pfuhl?" fragte sie.

„Nein," lächelte er, „an diesem Wege liegt kein Sumpf."

„Wer hat denn diese sichere, feste Straße gebaut?" fragte Maria weiter, als die Kinder singend an ihr vorüberzogen, der schimmeenden Ferne entgegen.

„Der liebreichste Mensch," sagte der Alte.

„Und was für eine goldne Stadt ist das, vor uns in der blauen Weite?"

„Das ist des größten Königs Stadt. Dorthin wollen wir alle."

Da schloß sich Maria den weißgekleideten Kindern an, die so lieb und freundlich aussahen, und sang aus voller Brust mit. —

Wer die Zwerge sind, das habt Ihr schon erraten. Es ist gut, wenn wir die Fehler der Menschen und unsre eignen bösen Mängel und Irrtümer so ansehen, wie Maria sie zuletzt ansah: als häßliche, bissige, ungebärdige Dinger, die wir aber abschütteln, ja ganz und gar in nichts auflösen können, wenn die Sonne der Wahrheit sie bescheint, wenn das Vertrauen lächelt, wenn Schläfrigkeit, Traumseligkeit und Willenlosigkeit von uns weichen.

Wenn Euch jemand beleidigt und kränkt, beneidet und verkennt, denkt nur immer: seine bösen Zwerge sind's, die das tun — nicht er. —

„Wie werde ich energisch?"*)

Ich lese nicht selten in Zeitschriften Annoncen folgenden Inhalts: „Wie gewinne ich ein imponierendes Auftreten?" „Wie werde ich energisch?" „Wie erringe ich Erfolg im Geschäftsleben?" „Wie sichere ich mir Einfluß auf andere Menschen?" Das sind Fragen, welche junge Männer, die an eine praktische Laufbahn denken, wohl interessieren können; aber sie werden die rechte Antwort nicht in jenen Quacksalbereien und Traktätchen finden, welche von den geschäftskundigen Verfassern der Inserate angepriesen und verkauft werden. Es gibt ein ehrliches, rechtschaffenes und dabei wirklich wirksames Mittel, um alles das zu erlangen, was jene verheißen, es lautet: „Arbeite von ganzem Herzen und mit reinen Händen für andere, dann wird dir alles das ganz von selbst zufallen."

Die Welt ist voll von Leid und Unrecht. Verwahrloste müssen auf den rechten Pfad geführt, Hungrige gespeist, Nackende bekleidet, Traurige getröstet, Geknechtete befreit, Unwissende belehrt und Verzweifelnde mit neuem Glauben an Gott und die Menschen erfüllt werden. „Die Welt ist voll von Gegengiften gegen die Zufriedenheit." Den starken Mann, der mit seiner Hände und seines Geistes Arbeit mehr zuwege bringen kann, als seinen Hunger und Durst zu stillen, reißt ein tiefes Sehnen, eine Ahnung aus einer besseren Welt und das Mitgefühl mit seinen Brüdern und Schwestern hinaus auf den großen Kampfplatz der Geister und zwingt ihn gebieterisch, an der ernsten Kulturarbeit des Menschengeschlechts teilzunehmen.

Es ist eine ganz eigentümliche herrliche Fügung der Vorsehung, daß jede mit Ernst unternommene Arbeit an einem guten, der Menschheit nützlichen Werke nicht nur einen gewissen inneren und äußeren Erfolg in sich trägt, sondern daß bei dieser Arbeit regelmäßig noch eine Menge anderer guter Dinge, gewissermaßen als Nebenprodukt, gewonnen wird. Niemand wird einer guten Sache längere Zeit uneigennützig dienen, ohne in seinem Innern zu empfinden, wie er reicher an Erfahrungen, reicher an Erkenntnis des menschlichen Herzens, reicher an Liebe, Barmherzigkeit und Tatkraft geworden ist. Wer das Heldenhafte in seinem Charakter entwickeln will, der ziehe das Schwert nicht für seinen Vorteil, für seine Rechte und Vorrechte, sondern für die, welche keinen Schirmherrn haben, für die Schwachen, die Verachteten, die Kinder, die Frauen, die Witwen und Waisen, für alle, die mühselig und beladen sind auf Erden.

Wer seinem Arme die Kraft von tausend Männern, seinem Wort einen gewaltigeren Klang verleihen will als der Ruf des erzstimmigen Stentor, wer sein Herz mit Selbstvertrauen erfüllen und von Menschenfurcht heilen, wer Sieg an seine Fahnen und Ruhm an seinen Namen heften will, der lege mit reinem Herzen und mit voller Kraft Hand an die Arbeit für andere und vor allem für die ärmsten und elendsten unter seinen Brüdern und Schwestern.

„Aber," werden gewiß manche meiner jungen Leser fragen, „ist das das Glück des Lebens? Das sieht aus wie Arbeit und immer neue Arbeit, Arbeit bis ans Ende." — So ist es. Arbeit und Kampf ist unser Leben, Arbeit und Kampf bis ans Ende, und ich kann es nicht anders

*) Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, Schulinspektor Dr. Paul v. Gizycki, der zweiten erweiterten und umgearbeiteten Auflage seiner Schrift „Der neue Adel" entnommen, die soeben unter dem Titel „Aufwärts aus eigener Kraft" bei Ferd. Dümmler in Berlin (Preis Mk. 3,—) erschienen ist. Ich kann nur mein früheres Urteil wiederholen, daß hier ein ethisches „Konfirmationsbuch" für junge Männer vorliegt, d. h. ein Buch, das unsere Freunde ihren heranwachsenden Söhnen zur Festigung und Stärkung des Charakters in die Hand geben, noch besser, mit ihnen lesen sollten. Eindringlich weist es auf den herben Idealismus der Arbeit hin, der, abseits von dem sentimentalen oder gar materialistischen Glückshunger der Gegenwart, im tätigen Schaffen für Andere die tiefste Befriedigung zu geben vermag. D. Red.

darstellen, wenn ich Euch keine Lügen vorgaukeln will. Der Lohn für treue Arbeit ist der, daß wir von der Vorsehung mit größerer Arbeit betraut werden, der Lohn für unsere Tapferkeit vor dem Feinde besteht darin, daß uns der große Feldherr ein gefahrvolleres Kommando überträgt; daß er uns einen besonders scharf von den feindlichen Granaten bestrichenen Posten anweist.

Es ist ein seltsames Gesetz der Natur, welches die meisten Menschen erst in späteren Jahren zu begreifen anfangen, daß alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, das Glück hier auf Erden direkt zu erjagen, ohne Erfolg bleiben, daß es aber, wenn auch nur in kurzen, seligen Stunden, die Stirn desjenigen küßt, welcher seine Freude an dem Gelingen eines guten Werkes sich in den Augen anderer wiederspiegeln sieht, derer, für die er gearbeitet, gekämpft und gelitten hat.

Eltern-Ecke.

Kinder als Erzieher. Wenn es auch eine allgemein anerkannte Tatsache ist, daß sich eine Kindergemeinschaft viel besser und leichter erziehen läßt als alleinstehende Kinder, so wird doch der tiefgehende Einfluß, den das Zusammenleben einer größeren Jugendgemeinschaft auf die Charakterentwicklung übt, noch bei weitem nicht genug gewürdigt und erziehlich ausgenutzt. Die unbegrenzte Fülle von Reibungsflächen, von verschiedenartigen Situationen, von Freuden und Leiden, die sich aus dem Zusammenleben vieler Kinder ergeben, sind die konkrete Grundlage, auf der der Erzieher sein Werk aufbauen kann. Aber er darf in dieser Jugendgemeinschaft nur die Oberleitung haben; sein Streben muß dahin gehen, den Kindern so viel Selbständigkeit und Verantwortlichkeit wie irgend möglich einzuräumen; denn nur, wenn die Jugend sich ganz „unter sich" fühlt, ist sie wirklich harmlos und läßt sich gehen, und kann infolgedessen die Freuden und Leiden des Zusammenseins voll auskosten. Und das ist unbedingt nötig, weil dadurch die Grundlagen für die sittlichen Begriffe und Vorstellungen geschaffen werden.

In der Hauptsache dürfte der gegenseitige erziehliche Einfluß der Kinder darauf zurückzuführen sein, daß sie in einer weitgehenden Interessengemeinschaft leben. Aus dieser Tatsache ergibt sich die Notwendigkeit fortwährender Konzessionen, die, erst durch die Gemeinschaft erzwungen, allmählich zur gewohnheitsmäßigen Einschränkung der persönlichen Wünsche und Ansprüche führen. Auf diesem Wege findet dann der Altruismus Eingang in die junge Seele; zu der individuellen Entwicklung gesellt sich die der sozialen Anlagen. Auch die feinste und schönste Auseinandersetzung des Erziehers ist nicht imstande, einem Kinde die Notwendigkeit des Altruismus begreiflich zu machen, wenn es nicht an der Hand der Praxis mit Gleichaltrigen die Leiden und Freuden des Gemeinschaftslebens durchgemacht hat. Je verschiedenartiger diese Gemeinschaft ist, desto besser wird sie sich auch pädagogisch ausnutzen lassen.

Jeder Erzieher muß sich klar machen, daß zwischen ihm und dem Kinde eine tiefe Kluft besteht; denn das Kind lebt lediglich im „Jetzt"; es ist ganz und gar von Augenblickswünschen erfüllt, während der Erzieher seinen Einfluß auf die Zukunft richtet; die vielen Kontroversen, die sich hieraus ergeben, sind dem Kinde unbegreiflich; es kann also durch seine Beziehungen zu den Erwachsenen keine oder nur wenig Erfahrungen sammeln. Deshalb bedarf es so unbedingt der gleichaltrigen Gemeinschaft, deren Wünsche und Interessen es versteht und teilt. Erst wenn die Jugend reifer wird und sich ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihr und dem Erzieher ausbildet, beginnt die Kluft sich zu schließen. Trotzdem wird auch dann der Verkehr mit Altersgenossen von unschätzbarem Wert bleiben, denn der Erzieher nimmt immer eine bevorzugte Stellung ein, und der Verkehr mit ihm ist deshalb keine genügende Uebungsschule für das sittliche Verhalten der Jugend. Die Stichprobe für den ethischen Charakter ist immer das Benehmen gegen Gleichberechtigte und Schwächere. *)

Leider ist die Möglichkeit, die Gründung größerer Jugendgemeinschaften zu begünstigen, in den Großstädten sehr erschwert. Die Kinder kommen fast nur in der Schule zusammen, und dort haben sie keine Gelegenheit zu ungezwungenem Beisammensein. Die harmlosen und ausgedehnten Kinderfreundschaften, die man auf dem Lande und in kleineren Städten antrifft, fallen bei uns fast ganz fort. Immerhin könnten die meisten Eltern — wenn sie von der Bedeutung der Jugendgemeinschaften durchdrungen wären — es ihren Kindern ermöglichen, ein bis zweimal wöchentlich mit einer größeren Anzahl Kameraden zusammen zu kommen; von größtem Werte wäre es dann auch Knaben und Mädchen zu vereinigen. Besonders für Einzelkinder wären solche Organisationen sehr wertvoll. Es gibt so viele Eltern, die über gewisse Fehler ihrer Kinder so tief unglücklich sind, und doch sind diese Fehler häufig nur die notwendige Folge einer zu abgeschlossenen Erziehung, die der Jugend keine Gelegenheit bietet, sich vielseitig zu entfalten.

Eine wesentliche pädagogische Aufgabe wäre auch die Erziehung zur Hilfsbereitschaft, die besonders durch den Umgang mit jüngeren Kindern begünstigt werden kann. In den Proletarierfamilien, wo die Jugend viel mehr auf Selbsthilfe angewiesen ist, regelt sich das von selbst, tragen doch die größeren Kinder hier schon frühzeitig alle Verantwortung für die jüngeren Geschwister. Jedenfalls bietet das Proletarierkind den besten Beweis dafür, welcher Hingabe und Aufopferung es in dieser Beziehung fähig ist. Die besitzenden Klassen sollten sich hieraus eine Lehre ziehen, und wo keine jüngeren Geschwister vorhanden sind, müßte man besonders der weiblichen Jugend Gelegenheit geben, sich in Volkskindergärten oder ähnlichen Instituten zu betätigen. Elf- bis zwölfjährige Mädchen würden an solcher Beschäftigung eine große Freude haben und die Beobachtungen und Erfahrungen, die sie auf diese Weise sammeln würden, könnten für ihr ganzes späteres Leben von größter Bedeutung werden.

Es lassen sich natürlich hier nur Anregungen und keine Direktiven geben, weil ja die Verhältnisse in allen Familien anders liegen. Aber es ist keine Frage, daß die Erziehung unserer Großstadtjugend, die so viele wunde Punkte aufweist, bedeutend erleichtert würde, wenn man ein regeres Gemeinschaftsleben anbahnen würde. Man würde nicht nur der Frühreife und Blessiertheit durch solche Bestrebungen entgegenarbeiten, sondern unsere Jugend würde auch besser vorbereitet ins Leben treten.

Lilli Jannasch.

*) Wir können ja auch im öffentlichen Leben nachweisen, daß alle sozial-ethischen Konflikte auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet immer da entstehen, wo gleiche Interessen aufeinanderprallen oder wo der Schwache dem Starken preisgegeben ist.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Kennzeichen für Pferdeknechte. Ein alter Bauer sagte einmal, gestützt auf lange Erfahrung: Wenn ein Knecht sagt: „Meinem Meister seine Pferde," dann taugt er nichts; man gebe ihm seinen Lohn und jage ihn fort. — Wenn ein Knecht sagt: „Unsere Pferde," so kann man ihn behalten. — Wenn aber ein Knecht sagt: „Meine Pferde", dann ist er bestimmt gut und gar nicht mit Geld zu bezahlen.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Sommerschule, ein Wiener Probejahr von Johann Friedrich. (Verlag Herm. Seemann Nachf. Leipzig, Berlin).

Ich habe einmal einen Spaziergang gemacht mit einem siebenjährigen kleinen Mädchen mitten hinein in den Grunewald. Es war ein sonniger lachender Frühlingsnachmittag und wir sahen, wie schwarz sich die Föhrenzweige gegen den sonnenblauen Himmel abhoben und horchten auf den Vogelruf und wir guckten ins Moos und sahen den Käfern und Ameisen zu, wie sie so herumkrabbelten. Und dann stellten wir uns unter einen Faulbaum und die Kleine sprang hoch und schüttelte die Aeste, und ihr breiter weiter Strohhut glitt ihr in den Nacken und die hellgoldenen Haare waren über und über bestreut mit den zarten weißen Blütenblättchen. Und dann kamen wir an den kleinen Grunewaldsee, und da ging eben die Sonne unter und spiegelte sich rotgolden im Wasser. Und während des Weges wünschte ich mir nur ein Dichter zu sein und schildern zu können, wie die Natur auf mich und auf das Kind wirkte. Um festhalten zu können, wie sich das alles in uns spiegelte. Und immer wenn ich mit Kindern bin, und ich bin es oft, möchte ich das können.

Und hier ist einer, der's kann. Hier ist einer, der die Kinder eben so liebt, wie ich — mehr kann man sie nicht lieben, glaube ich. — Der fühlt, wie sie fühlen und der seine und ihre Gefühle wiedergeben kann. In monatlichen Schulaufsätzen, von einer Reihe von Knaben geschrieben, hat er das feinste und innigste Zusammenleben der Kinder geschildert mit der Natur, mit der Welt, und mit ihm, dem Lehrer. Unglaublich schön und künstlerisch und frisch und fröhlich sind all die kleinen Aufsätze. Nichts von kränklichem Aesthetentum. Ueberschwellendes sonnenstarkes Leben. Und wenn wir mal bei einer Wendung sagen: So kann kein Kind schreiben! — so wissen wir doch immer — fühlen kann es nicht nur, nein — muß es so!

Und darum sollen alle das Buch lesen, die wissen wollen, wie Kinder empfinden. Und alle die, die wissen wollen, wie ein echter Dichter fühlt, der so recht urständig in Oesterreich wurzelt, die sollen auch das Buch lesen und sie werden sich daran freuen.

E. F.



April 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Geduld.

Eine Lektion aus dem Moralunterricht.*)
(Teilnehmer 9—12 jährige Knaben und Mädchen.)
Von Lilli Jannasch.

Was haltet Ihr von der Geduld? Glaubt Ihr, daß sie *nur eine* Erfindung isl, die die Menschen gemachl haben, um sich gegenseitig das Leben schwer zu machen, oder glaubt Ihr, daß Geduld zum Leben nötig ist? „Sie ist nötig zum arbeiten, zum spielen und um im Leben weiter zu kommen.“ Wann beanspruchl der Mensch am meislen Geduld? „Wenn er noch klein und unbeholfen ist, wenn er krank und all isl.“ Glaubt Ihr, daß die Tiere auch Geduld haben? „Ja, wenn sie Junge haben, dann füttern sie die Kleinen den ganzen Tag, ohne die Geduld zu verlieren. Auch wenn die Vögel ihren Jungen das Fliegen beibringen, müssen sie viel Geduld haben, weil die Kleinen so undehalfen sind.“ Was würde denn geschehen, wenn die Menscheneltern und die Tiereltern keine Geduld mit dem jungen Nachwuchs hätten? „Menschen und Tiere würden bald aussterben, weil sie keine Pfleger hätten.“ Müssen die Menschen mehr Geduld mit ihren Kleinen haben als die Tiere? „Ja, weil die Menschen viel mehr Pflege beanspruchen und sich langsamer entwickeln.“ Wie sleht es denn dei den Naturvölkern mit der Geduld, z. B. bei den Negern und Indianern? „Sie brauchen nicht so viel Geduld wie unsere Ellern, weil ihre Kinder nicht so viel lernen müssen wie wir.“ Ihr seht olso, daß die Menschen, je höher ihre Kultur ist, umsomehr Geduld brauchen um die Kinder zu erziehen. Um das Indianerkind kümmern sich die Eltern höchstens bis zu seinem 8. oder 9. Jahre. Es läuft halb nackt umher, sucht sich seine Nahrung schon frühzeitig selder und draucht nur wenig zu lernen. Die Knaben lernen jagen und fischen, die Mädchen flechten und Aehnliches. Vergleicht Euere Erziehung mit der der Indiauer, all die Fürsorge, die Ihr und Euere Geschwister genossen habt, und die unsägliche Geduld die Euere Mütter und Lehrer täglich mit Euch haben, um Euch allerlei nützliche Sachen zu lehren und Euch zu tüchtigen Menschen zu erziehen. An Eueren jüngeren Geschwistern könnt Ihr sehen, wie aiel Geduld Euere Mütter auch mit Euch gehabt haben, als Ihr noch hilflos in Euerem Bettchen lagt; als Ihr noch nicht gehen, noch nicht sprechen, noch nicht allein essen und trinken konntel!

Könnt Ihr mir vielleicht sagen wann die Kinder anfangen sich in der Geduld zu üden? „Wenn sie in die Schule kommen“. Ich bin der Meinung, daß sie schon früher damit anfangen; wann meint Ihr wohl? „Schon das ganz kleine Kind muß Geduld lernen, wenn es z. B. herumgetragen werden möchte und niemand kommt und tut ihm den Gefallen.“ Glaubt Ihr, daß das hartherzig ist, wenn man den Kindern nicht den Willen tut? „Nein, die kleinen Kinder wissen nicht, was ihnen gut ist; wenn man ihnen immer den Willen täte, würden sie sich nie an Geduld und Ordnung gewöhnen.“ Ihr seht also, daß man mit den Geduldübungen schon frühzeitig anfangen muß! Wenn Ihr Euch z. B. nicht von klein auf in der Geduld geübt hättet, dann könntel Ihr jetzt nicht 4 Stunden in der Schule sitzen und lernen; auch Euere Aufgaben könntet Ihr nicht hintereinander machen. Ihr wißt, daß die Naturvölker, die eben keine so gute Geduldschule durchgemacht haben, nur gezwungen arbeiten und keine Arbeitsfreude haden, wie wir, wenn wir eine schwere, mühselige Arbeit vollbracht haben. Die Arbeit isl den Naturvölkern eine Last, deshalb haben sie sich auch seit Jahrtausenden nicht weiter entwickelt, sie haben keine Entdeckungen und Erfindungen gemacht, sie haben keine Kunst hervorgebracht, aeil sie keine Geduld haben.

Glaubl Ihr nun, daß Ihr auch nach jetzt viel Geduld von anderen Menschen beanspruchl? „Ja, desanders unsere Lehrer müssen Geduld mit uns haben, wenn wir etwas nicht degreifen. Auch unsere Eltern und andere Leute müssen Geduld mit unseren Fehlern haben.“ Wie lange meint Ihr wohl, daß die Menschen die Geduld der anderen Menschen in Anspruch nehmen? „Ihr ganzes Leben. Besonders wenn man alt wird, braucht man aieder die Geduld der Anderen.“ Ihr seht also, daß das ganze Zusammenleben der Menschen sich auf Geduld ausbaut, und weil jeder so aiel von der Geduld der Anderen verbraucht, sa muß jeder darnach trachten, wieder aus sich selbst heraus neue Geduld zu schaffen, damit der Geduldvarrat auf der Welt sich nicht verbraucht, sondern immer größer wird.

Im Verkehr mit wem kann man wohl die besten Geduldübungen machen? „Wenn man mit Mitschülern oder jüngeren Geschaistern zusammen ist.“ Warum wahl? „Wenn wir unseren jüngeren Geschwistern helfen müssen, aird uns die Geduld am schaeristen, weil wir die Stärkeren sind und die Geschwister auszanken oder schlagen können, wenn sie

*) Die Antwarten der Kinder (nach stenographischen Aufzeichnungen) sind der Uebersicht halber zwischen Anführungszeichen gesetzt.

ungeschickt sind, ohne daß sie sich wehren können.“ Glaubt Ihr, daß zanken und schlagen etwas hilft? „Nein, die Geschwister werden dadurch störrisch oder traurig und wollen nichts mehr von uns wissen.“ Meint Ihr, daß Ihr mit Geduld weiter kommen würdet? „Ja, wenn wir ihnen z. B. bei den Schularbeiten helfen und ihnen die Aufgaben nicht richtig erklären, sondern ihnen die Arbeiten diktieren, damit es schneller geht, lernen sie nicht, und wir müssen ihnen immer wieder helfen. Wenn wir es richtig erklären, sodaß sie es begreifen, werden sie die Aufgaben allein machen können.“

Aber nicht nur in Eurem eigenen kleinen Leben ist Geduld nötig. Ihr werdet später, wenn Ihr größer seid, sehen, daß alles Große und Schöne, was die Menschen geschaffen haben, mit Hilfe von großer Geduld zustande gekommen ist. Alle Kunst und Wissenschaft, alle Erfindungen und Entdeckungen verdanken wir der Geduld. Könnt Ihr mir vielleicht einige große Geduldstaten nennen? „Columbus mußte sich jahrelang gedulden, ehe er die Schiffe für seine erste Reise bekam, und auch während der Fahrt, als die Mannschaft die Geduld verloren, mußte er stark und ruhig bleiben, sonst hätte man ihn gar zur Heimkehr gezwungen. Steffenson, der die Dampfmaschine erfand, mußte jahrelange Versuche machen ehe ihm seine Erfindung gelang. Nansen mußte sich monatelang in eisiger Polarnacht gedulden, ehe er den Rückweg antreten konnte.“ Wie die Erfinder und Entdecker, so müssen auch die Künstler unendlich viel Geduld haben, um Kunstwerke zu schaffen. Lionardo da Vinci hat z. B. an einem Frauenkopf 3 Jahre gemalt, und dieses Bild entzückt heute nach 300 Jahren noch die Beschauer. Je länger er daran malte, desto mehr Seele und Leben kam in das Bild, und hätte er sich nicht so in seine Arbeit vertieft, dann hätte er später nicht sein größtes Werk — das Abendmahl — so herrlich ausführen können! Ein anderer großer Künstler, Michel Angelo, hat jahrelang auf einem Gerüst in der unbequemsten Stellung gemalt, bald liegend, bald knieend, um seine herrlichen Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle zu vollenden, zu denen jetzt noch alljährlich viele Tausende von Menschen aus allen Weltgegenden pilgern. Und so könnte ich Euch noch stundenlang erzählen von den großen Geduldstaten der Menschen!

Was meint Ihr nun, ist der Geduldige oder der Ungeduldige stärker? „Manchmal sieht es äußerlich so aus, als sei der Ungeduldige stärker, aber in Wirklichkeit ist es immer der Geduldige.“ Es gibt ein Sprichwort, das heißt: Der Geduldige kommt am schnellsten vorwärts! Glaubt Ihr, daß das wahr ist? (Eine Stimme des Widerspruchs erhebt sich.) Warum ist es wahr? „Wenn man ungeduldig ist, macht man alles verkehrt, z. B. bei den Aufgaben macht man Klexe, beim Anziehen zieht man die Sachen verkehrt an, man zerreißt sich die Schuhbänder, wenn es schnell gehen soll, man wird schlechter Laune“ u. s. w.

Wir haben also heute herausgefunden, daß die Geduld nicht eine beliebige, überflüssige Erfindung der Menschen ist, sondern, daß sie so nötig ist zum Leben, wie Luft und Sonne, wie Nahrung und Schlaf. Es wäre deshalb sehr wünschenswert, wenn Ihr versuchen würdet, recht viel tägliche kleine Geduldsübungen zu machen, um Eueren Geduldsvorrat zu vergrößern, damit Ihr stark werdet und später Anderen davon abgeben könnt.

Freundschaft.

Von Lise Lippmann (Königsberg i. Pr.)

Lotte stand vor dem Spiegel, in ihrem hübschen, kleinen Mädchenzimmer, und war dabei, ihr langes, weiches Haar, das sie sonst offen, nur mit einer farbigen Schleife gebunden, trug, für die Nacht in einen dicken Zopf zu flechten. Sonst ging sie bei dieser Arbeit mit großer Mühe und Wichtigkeit zu Werke, denn Lotte war ein eitles, kleines Fräulein von vierzehn Jahren. Heute aber wurde nicht einmal in den Spiegel geguckt, und das schöne, braune Haar sehr stiefmütterlich behandelt. Das sonst so schelmische, frische, rotbäckige Gesichtchen unsrer Lotte sah heute abgespannt und ein bischen blaß aus; von Zeit zu Zeit blickte sie nachdenklich vor sich hin, und vergaß dann ganz das Weiterflechten. — Lotte hatte heute Abend ein schweres, schweres Herz und — ein böses Gewissen. Sie war ein frisches, lustiges Ding, das sich eines Backfischstreiches, einer verbummelten Arbeit, oder sonst irgend eines kleinen Vergehens wegen, wie es das Schulleben mit sich bringt, weiter keine Sorgen machte; was sie heute so nachdenklich sein ließ, — das fühlte sie — war etwas Anderes, Bedeutsameres als die albernen Dummheiten, die sie sonst vielleicht auf dem Kerbholz hatte. Der heutige Vormittag in der Schule, und ein mit ihm verbundener Vorgang wollten ihr nicht aus dem Kopfe. Die zweite Klasse, der Lotte angehörte, hatte heute unter Aufsicht der Schulvorsteherin und der Klassenlehrerin eines der berühmten Museen der Stadt besichtigt. Das war den Mädels schon vorher mitgeteilt worden, und da die Besichtigung den meisten der klügeren und größeren Schülerinnen interessant, die Unterbrechung des einförmigen Unterrichtes allen recht war, so herrschte beim Versammeln im Schulhofe die lebhafteste, angeregteste Stimmung. Man war in den Tagen nach den Osterferien, und das herrliche, sonnige Frühlingswetter machte auch den Gang zum Museum zu einem Vergnügen, und gab Grund, sich so hübsch als möglich anzuziehn und herauszuputzen. Sie sahen denn auch alle wie die Puppen aus, die kleinen Fräuleins in ihren hübschen Frühjahrskostümen, ihren feschen Hüten und eleganten Stiefelchen, mit ihren bezopften und gelockten Köpfchen; sie standen alle im Schulhofe zusammen und plapperten und zwitscherten durcheinander wie die Spatzen. Nur eine stand allein, ein schmächtiges, kleines Ding in abgetragenen Sachen; sie stand und sah vor sich hin, als gingen sie die andern gar nichts an. Das war Rose Dorgon. — Mit Rose Dorgon hatte es eine besondere Bewandtnis; sie war die älteste Tochter eines jüdischen Bernsteinarbeiters, und an den Nachmittagen, an denen die andern spazieren gingen, gab sie jüngeren Kindern und russischen Studenten deutschen Unterricht, um sich ihr Schulgeld, und womöglich noch das Honorar zu verdienen, das sie für die Ausbildung ihrer schönen Alt-Stimme zahlte. Alle wußten das, alle achteten die kleine Rose deshalb, aber niemand schloß sich ihr näher an, — sie war und blieb allen fremd. Wie eine kleine Zigeunerin wirkte sie unter den andern, gepflegten, sauber und oft elegant gekleideten Kindern, — mit ihrem blassen, schwarzäugigen Gesichtchen, ihren unordentlich aufgesteckten, schwarzen Haaren und ihren immer fleckigen schmutzigen Kleidern. Es gab auch andere arme Mädchen in der zweiten Klasse, aber keine trug sich so nachlässig, so verwahrlost wie Rose Dorgon; vielleicht war es das, was die andern, auch selbst ihre Glaubensgenossinnen, von ihr fern hielt. Nun kam allerdings auch noch dazu, daß sich Rose, infolge des ewigen Sichzurückgesetztfühlens, eine stolze, schroffe, überhebende Art und Weise angewöhnt hatte, — kurzum, es mochte niemand mit ihr verkehren. Und auch heute, als Fräulein Rautner, die Schulvorsteherin, mit der Klassenlehrerin endlich erschien, und es hieß, sich paarweis zu dem Gange zu ordnen, blieb Rose Dorgon natürlich wieder allein. Schon wollte Fräulein Rautner irgend eines der Mädchenpaare auffordern, Rose als Dritte neben sich zu nehmen, als ihre bebrillten Augen den Anzug der Schülerin zu mustern begannen, von dem zerdrückten Filzhut an, über das schief geknöpfte Jackett, den fleckigen Rock, bis hinab zu den Stiefeln, an denen die Hälfte der Knöpfe fehlte. — Fräulein Rautner sagte kein Wort, und rief Rose neben sich und die Klassenlehrerin, — dann setzte sich der Zug in Bewegung. Zuletzt schritt das

eigentümliche Kleeblatt, die beiden alten Fräuleins, die nach und nach miteinander in eine lebhafte Unterhaltung gerieten, — und neben ihnen stumm, allein, und ohne nach rechts und links zu schauen, Rose Dorgon. — Und nach dieser Gruppe mußte sich uns're Lotte immer wieder umsehen! Und da erblickte sie immer dasselbe, — ein blasses, schmales, von zerzaustem, dunklem Haar umrahmtes Kindergesicht, aus dem ein Paar großer, schwarzer Augen starr und ernst in den leuchtenden Frühlingstag sah, — mit einem Ausdruck — — —, Lotte fühlte noch jetzt, wie ihr Herz sich schmerzhaft zusammenzog, wenn sie an den Blick dachte, den die großen, schwarzen Augen gehabt hatten. Fortwährend war es Lotte gewesen, als sage eine innere Stimme ihr: „Geh' hin zu ihr, hol' sie zu Euch," aber sie hatte doch nicht den Mut gehabt, dieser Stimme zu gehorchen. Nicht mal, daß sie sich durch Rosens nachlässiges Aeußeres hätte abschrecken lassen, — es war vielmehr die Angst vor dem Sichbloßstellen, vor dem „Sich tun" vor den anderen Mädchen, was sie am Ausführen ihres großherzigen Vorhabens hinderte. Und so blieb sie neben ihrer Freundin, — aber die Freude an dem Weg und der Besichtigung der herrlichen Kunstgegenstände war ihr verdorben. Sie war froh, als alles vorüber war, und man sich endlich trennte, um nach Hause zu gehen. Und den ganzen Nachmittag, beim Arbeiten, beim Spaziergang mit mademoiselle, konnte und konnte Lotte nicht den Ausdruck, den Blick vergessen, den Rose Dorgons Augen heute früh gehabt hatten. Auch jetzt, als sie — eher als sonst — an ihre Nachttoilette ging, konnte sie den Gedanken daran nicht los werden; sie hatte das Gefühl, irgend etwas wieder gut machen zu müssen, und zwar gleich, noch ehe die Nacht kam! Wenn ihr doch jemand raten wollte! Wie gut hatten es die andern Mädchen, deren Mütter noch lebten, — eine Mutter hätte da Rat gewußt! Und mademoiselle, die lesend im Nebenzimmer saß? — Mademoiselle war lieb und lustig, aber hier, das wußte Lotte, würde sie sich nicht in ihre „petite" hineindenken können, — nein, mademoiselle konnte ihr auch nicht helfen! Blieb nur Papa, ihr einzig geliebter Papa, dem sie alles, alles sagen konnte, der sich immer, selbst für die kleinsten Erlebnisse ihres Kinderdaseins, interessierte! Aber Papa war heut abend im Theater, in der „Walküre"! Doch schließlich — das Theater lag nicht weit —, wenn Lotte sich sehr beeilte, — sie sah auf die Uhr, es war fast halb neun — so kam sie grade noch zur zweiten Pause zurecht! Ohne sich noch einen Augenblick zu besinnen, nur in dem Bestreben, mit dem angebeteten Vater ihren Kummer zu besprechen, riß Lotte den eben so mühsam beendeten Zopf hastig auseinander, band das Haar irgendwie zusammen, fuhr eilig in Kleid und Jacke, stülpte den Hut auf den Kopf, und stürzte, der ganz erschrockenen mademoiselle ein hastiges, aus Deutsch und Französisch gemischtes „Lebewohl" zurufend, davon. Auf der Straße, die sie so spät, allein, noch nicht betreten hatte, blieb sie immer im selben tollen Galopp, und langte wirklich noch zur rechten Zeit, vor Beginn der Pause, atemlos und glühend im Theater an. Herr Rechtsanwalt Felten war nicht wenig erstaunt, als er sich beim Hinaustreten in den Korridor plötzlich seinem Töchterchen gegenüber sah. Beim ersten Blick erkannte er, daß seine Lotte irgendetwas Besonderes hierher geführt hatte; er trat mit ihr in das Dunkel der jetzt leeren Loge zurück, — und dort erzählte ihm Lotte ihren ganzen Kummer von A. bis Z., und schloß mit den Worten: „Geliebter Papa, ich muß Rose Dorgon noch heute abend abbitten, noch ehe es Nacht wird; ich kann sonst nicht schlafen!" — Und ihr Vater, der sie nicht mit einem Worte unterbrochen hatte, schien ganz derselben Meinung zu sein. Nachdem er am Büfett des Foyers Lotte einen Karton Schokoladen mit dem Bemerken „für Deine Rose" in die Hand gesteckt hatte, setzte er sie selbst in die herbeigerufene Droschke, gab dem Kutscher die nötigen Adressen und Weisungen, und sagte zu Lotte beim Abschiedskuß: „Sag' nur dem kleinen Mädel, was Dir Dein Herz eingibt, mein Dirn', dann wird die Sache schon in Ordnung kommen!" Und so fuhr Lottchen denn klopfenden Herzens, aber schon viel ruhiger geworden, dem Hause in der Vorstadt, in dem Roses Eltern wohnten, entgegen.

Dort angekommen, hieß sie den Kutscher warten, und lief die drei steilen Treppen zur Dorgon'schen Wohnung in die Höh. Auf ihr Klingeln öffnete ihr eine kleine, vergrämt aussehende Frau, die sie an der Aehnlichkeit gleich als Rosens Mutter erkannte. Nachdem ihr auf ihre schüchterne Frage nach Rose geantwortet wurde, dieselbe gebe noch Stunden, trat sie mit Frau Dorgon in das ärmlich eingerichtete Wohnzimmer, in dem Herr Dorgon mit Rosens kleinen Brüdern noch bei den Schularbeiten saß. Vom Schlafzimmer her tönte Rosens Stimme, die irgend jemand unermüdlich in die Geheimnisse der starken und schwachen Deklination einzuweihen suchte. Nachdenklich hörte die wartende Lotte zu; um diese Zeit las sie ihre hübschen Bücher, oder ging mit Papa ins Konzert, oder, wenn sie müde war, konnte sie, ledig aller Pflichten, in ihr weiches Bettchen schlüpfen, — an Arbeit zu dieser späten Stunde hatte sie noch nie gedacht. — Endlich öffnete sich die Tür, ein kleiner, gewöhnlich aussehender Bengel von vielleicht neun Jahren machte einen verlegenen Abschiedsdiener, — und dann kam Rose, — Rose, die erstaunt im Zimmer stehen blieb und sofort ihr gewisses „hochnäsiges" Gesicht aufsetzte. „Lotte Felten, wünschst Du was von mir?" — „Kann ich Dich nicht einen Augenblick allein sprechen, vielleicht draußen auf der Treppe?" war die leise Antwort. Roses Gesicht sah noch erstaunter aus, aber sie ging schweigend mit der andern in den nur spärlich erleuchteten Korridor. — Dort standen sich die beiden nun gegenüber, — jetzt sollte Lotte reden. Wenn nur ihr Herz nicht so geklopft hätte! Endlich faßte sie mit einem kühnen Entschluß die Schokoladenschachtel fester, reichte sie Rose hin und sagte stockend: „Das schickt Dir mein Papa, Rose, und — und — und es tut mir so leid, daß heute niemand mit Dir gegangen ist, und daß Du so allein warst." — „Das tut Ihr ja immer, mich allein lassen", war die in hartem und hochfahrendem Tone gegebene Antwort, — dann war es ein paar Augenblicke ganz still. Rose blickte wieder mit ihrem alten halb trotzigen, halb traurigen Gesicht vor sich hin, — aber auf einmal standen ihr zwei helle Tränen in den Augen und liefen über die schmalen Wangen, und dann noch welche, und dann noch welche, und dann noch welche, — bis das ganze, blasse Gesicht ganz überströmt war. Das konnte Lotte nicht mit ansehen! Mit einem Ruck warf sie ihre Konfitüren zur Erde, schlang beide Arme um das schluchzende Kind und zog es fest, fest an sich. Und wunderbar — die bockige störrische Rose schmiegte wie ein Baby ihren Kopf an die Schultern der andern und weinte, weinte, als ob der ganze, kleine Mensch sich in Tränen auflösen sollte. Und Lotte ließ sie ruhig ausweinen, — sie fühlte, daß diese Tränenflut sehr viel geduldig ertragene Demütigungen, und klaglos hingenommene Kränkungen und Bitterkeiten wegzuspülen hatte. Und wirklich, als Rose endlich den Kopf hob, und sich die Augen trocknete, sah sie viel heit'rer aus, — sie konnte sogar ein bischen lächeln. Und dann gaben sich die Beiden einen herzhaften Kuß, — und weil sie Schulmädel waren, und als solche das Rührende der Situation als unangenehm empfanden, fielen Lotte die verstreuten Schokoladentäfelchen ein; sie hob eins auf, wickelte es vorsichtig aus dem Staniol-Papier und schob es Rose in den Mund. Und das kam beiden, grade in diesem Moment so komisch vor, daß sie beide in ein herzhaftes Gelächter ausbrachen. Und dann sagten sie sich „Gut' Nacht" — und Lotte fuhr vergnügt nach Hause. So gut, wie diese Nacht hatte sie schon lange nicht geschlafen. — Und vom nächsten Tage an war Rose

nicht mehr allein in der Schule. — Das Freundschaftsbündnis von Lotte und Rose wirkte auf beide gleich günstig. — Lotte erzog die kleine, scheue Zigeunerin zu einem saubern, adretten, offnen Mädchen, und Rose bewahrte durch all das Schwere, das sie selbst zu tragen hatte, und das sie mit der Freundin besprach, uns're Lotte vor Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit. Auch im späteren Leben ist Rose Torzon nie wieder allein gewesen.

Aus einem französischen Moral-Lehrbuche.*)

Das Unerkennbare.

Wenn die Menschen die Wissenschaften studieren, so können sie genau die Welt erkennen, in der sie leben. Es genügt, Reisen zu machen und Geographie zu lernen, um die fünf Erdteile kennen zu lernen, um genau zu wissen, welche Gebirge dieselben besitzen, welche Flüsse dieselben durchziehen und welche Völker sie bewohnen. Es genügt Astronomie zu studieren um die Sterne kennen zu lernen, um genau zu wissen, in welcher Bahn sie am Himmel vorüberziehen. Es genügt Physiologie und Medizin zu studieren, um den menschlichen Körper kennen zu lernen, um genau zu wissen, welche Krankheiten ihn treffen können und welche Heilmittel diese Krankheiten heilen.

Alle diese Dinge, die die Menschen genau kennen lernen können, wenn sie die Wissenschaften studieren, heißen wissenschaftliche Wahrheiten oder, noch besser ausgedrückt, die erkennbaren Dinge.

Es gibt aber Dinge, welche man unmöglich genau und wissenschaftlich erkennen kann, selbst wenn man sie sein ganzes Leben lang studiert, weil sie niemand gesehen hat und sie niemals jemand sehen wird: Das sind z. B. die Dinge, welche die Menschen treffen, nachdem sie bereits tot sind.

Wir wissen wissenschaftlich, daß die Menschen sterben, weil wir sie sterben sehen, aber wir wissen nicht wissenschaftlich, was aus ihnen nach dem Tode werden wird. Wir wissen nicht wissenschaftlich, ob es nach dem Tode ein anderes Leben gibt, in dem die Guten belohnt und die Schlechten bestraft werden oder ob es im Gegenteil nach dem Tode kein anderes Leben gibt. Wir wissen nicht wissenschaftlich, ob es einen Gott gibt oder ob im Gegenteil kein Gott existiert.

Alles dieses wissen wir nicht, und wir werden es nie wissenschaftlich ergründen, wie sehr wir uns auch darum bemühen möchten: die Wissenschaften können es uns nicht lehren.

Alle diese Dinge, die der Mensch nicht kennt und nie auf wissenschaftlichem Wege erfahren kann, nennt man die unerkennbaren Dinge, oder in einem Worte, das Unerkennbare.

Es sind besonders die Religionen, die sich mit den unerkennbaren Dingen beschäftigen. In dem folgenden Kapitel werden wir erklären, was man unter einer Religion versteht und warum alle aufrichtigen religiösen Ueberzeugungen achtenswert sind.

Aber es existieren in vielen Ländern Anschauungen über das Unerkennbare, die keine religiösen Ueberzeugungen sind und die keineswegs achtbar sind, das ist beispielshalber der Glaube an Zauberer und der Glaube an die Hexerei. Es gibt in der Tat fast überall Menschen, die, um Geld zu gewinnen oder einfach in den Ruf besonderer Geschicklichkeit zu gelangen, sich rühmen, mehr zu wissen als die anderen Menschen. Das sind die Zauberer und Wahrsager. Die einen rühmen sich wunderbare Heilmittel zu haben, die alle Krankheiten heilen. Andere sagen, sie besäßen Geheimmittel um die Zukunft kennen zu lernen. Alle diese Menschen sind entweder Betrüger oder Narren, die nichts wissen und erfinden, was sie sagen.

Man muß sie auslachen und darf ihnen nicht glauben. Diejenigen Menschen, die glauben was die Zauberer ihnen vorreden, sind abergläubisch, d. h. unwissend und dumm.

Die Gelehrten können allein manchmal die Zukunft vorhersagen. Wir müssen auf die Gelehrten hören und die Zauberer auslachen.

* M. Pavet, Leçons de Morale, Paris, Cornely et Cie., übersetzt von Dr. Immanuel Lewin.

Erlebnis.

Mütterchen, nimm mir die Bücher ab! —
Denk', als ich aus der Schule gekommen,
Da hab' ich, ich soll's ja zwar nicht tun —
Auf der Straße den Kuchen vorgenommen.

Den Kuchen, den Du mir mitgegeben,
Den hab' ich mir bis zuletzt gelassen, —
Es schmeckt viel schöner draußen im Freien,
Als in den engen, heißen Klassen.

Grad' wollt' ich ihn zum Munde führen,
— Der Zuckerguß oben glänzte so schön —
Da war's mir, als fühlte ich einen Blick,
Als hätte mich jemand angesehn.

Ich drehte mich um, — und richtig, da stand
Ein Junge in zerlumpten Sachen, —
Ach, Mutti, der sah mich so traurig an —
Ich glaube, der Junge kann nicht lachen.

Gleich guckte er fort, und wurde rot,
Und wollte rasch davongehn eben,
Da bin ich ihm schnell noch nachgelaufen,
Und hab' ihm meinen Kuchen gegeben.

Erst zögerte er, — dann griff er zu, —
Und sah mich dabei so komisch an —
Dann biß er so recht in den Kuchen hinein —
Jetzt weiß ich, daß er doch lachen kann!

Lise Lippmann, Königsberg i. Pr.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Das Land der blauen Rosen. Mären und Märchen von J. von Lagin. Wie im modernen Drama die rythmische Sprache der Prosa Platz gemacht hat, so kann man auch eine moderne Lyrik in Prosa beobachten. Gefühl, Stimmung, inneres Erlebnis, die nach Gestaltung ringen, werden nicht zum Lied, sondern zur Allegorie, zur Legende, zum Märchen, und diese Form der Konfessionen scheint dem Geschmack des Publikums entgegenzukommen.

Ein solches Märchenbuch ist Lagin's Land der blauen Rosen. Ein Märchenbuch für große Kinder, in das auch die kleinen einmal hineingucken dürfen, um, wenn nicht zu verstehen, doch zu ahnen. Solcher Art ist das „Märchen von den goldenen Fenstern“, das an die anmutige Erzählerweise Richard Leanders erinnert. Anderes ist in ernsterer Tonart gehalten. Erlebtes, Gedachtes ist in das schimmernde Gewand des Märchens, in das feierliche Kleid der Allegorie gehüllt, und stets wird unsre Anteilnahme erregt; das „fabula de te narratur“ tönt oft genug in uns. Auch Spott und Satire erheben ihre Stimme. Doch bleibt die Grundstimmung wehmütig lächelnde Resignation, Sehnsucht nach dem Ideal, dem „Land der blauen Rosen“. —

Von der Wanderung dahin erzählt das letzte Märchen, dessen nachdenkliche Weisheit sich tief einprägt: Das Land der blauen Rosen, das Land der Gerechtigkeit, das wir alle mit der Seele suchen, ist hier auf Erden nicht zu finden. Liebe und immer blühende Güte, Mitgefühl, Milde und Barmherzigkeit, das sind die roten und weißen Rosen, die hier wachsen, deren wir uns freuen, die wir pflanzen und pflegen sollen. — „Warst du immer gerecht?“ — so frage sich ein jeder und mühe sich für sein Teil, eine blaue Rose mit aller Kunst zu schaffen. —

Als eindrucksvolle Stimmungsbilder — wahre Gedichte in Prosa — seien noch erwähnt: Der gefangene Schmerz. — Pucks Brille. — Die Glocke und die Geige. — Im Reifmond. — Und zum Schluß sei auf die geistreiche Satire: „Die Wahrheit dem Torschreiber“ hingewiesen.

D. D.



Mai 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Von der Entwicklung.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

I. Der Apfelbaum.

Habt Ihr einmal einen Apfelbaum im Frühling betrachtet? — nicht so, wie man Bilder in einer Zeitschrift ansieht, sondern immer wieder, tage- und wochenlang und dann den Sommer hindurch bis in den Herbst hinein? Erst gewahren wir nichts als die schwarzen, sparrigen Aeste, später schwellen die Knospen; grünlich und rötlich, wie feste glänzende Panzer umschließen sie das, was kommen soll; Frühlingsstürme und verspätete Schneegestöber können ihnen nichts anhaben. Dann heben sich die feingefalteten Blättchen aus den Hülsen heraus und spannen ihre grüne Seide mit den scharfgeschliffenen Rändern aus und danach — wer, der's nicht schon weiß, könnte sich's vorstellen? — hüllt sich der Baum in ein Märchenkleid von rosig-weißen Blüten. Nach langer Arbeit mitten in Wetter und Sonnenbrand aber reifen die goldroten Früchte. Wer hätte im Winter das alles dem dunklen kahlen Baumgerippe zutrauen mögen?

Den Trieb, der immer Besseres und Schöneres aus verborgenen Tiefen hervorholt, nennen wir Entwicklungstrieb oder lieber noch Vollkommenheitstrieb.

Nicht nur der Apfelbaum weiß von jenem Trieb und Drange zu sagen, sondern die ganze Welt und unsre Seele auch.

Dieser Drang ist zunächst dunkel und verworren und man kann sagen: dunkler und verworrener im Menschen als in der übrigen Natur. Dort verwandelt sich fortwährend Niederes in Höheres; dort schließen sich formlose Atome zu wunderschönen Kristallformen zusammen — als wie von selbst und ohne Mühe; die Pflanze steigert sich über ihr gewöhnliches Wesen hinaus und dringt wie der Apfelbaum erst Blätter, dann Blüten und Früchte hervor — langsam, in ewigem Flusse, wächst aus aller Wesen Tiefe das Vollkommenere hervor. Auch der Mensch möchte sich in ein höheres Wesen verwandeln. Dunkel empfindet er, daß noch viel unentfaltete Kräfte in ihm ruhen und tiefverborgen schlummern, die sich ihm leise zu fühlen geben, so wie sich uns nachts der Duft einer Blume zu fühlen gibt, die im Garten zu unsern Füßen blüht.

„Der Mensch ist schwer zu entdecken und sich selber noch am schwersten“, hat ein Denker unsrer Zeit gesagt. Das bedeutet: wir haben die Fülle unsrer Gaben und Kräfte noch längst nicht erschöpft. Und alle die Sehnsucht und das Streben, das uns zur Aufhöhung unsres ganzen Wesens drängt, das uns antreibt, besser und stärker zu werden als wir sind — dieses Streben wurzelt in dem dunklen ahnenden Bewußtsein: in uns liegt eine viel größere Fülle des Lebens und der Geistigkeit, als bis jetzt zur Entwicklung gelangt ist. Zahllose Möglichkeiten: ungeborene Kraft, ungeborene Schönheit, ungeborene Güte wollen ans Licht. Es ist wie im Märchen vom Kinderteich, wo in dunklen Wassern die Ungeborenen ruhen und warten, bis sie ins Licht emportauchen dürfen.

Entwicklung: Dies Wort — das wißt Ihr wohl? — umschließt eine neue Theorie, aber auch ein uraltes Erlebnis. Entwicklung ist im Menschen jedoch nicht möglich ohne Mithilfe des Geistes, ohne ein Ziel, das er sich setzt, ein Ideal, das ihn führt wie der wegweisende Weihnachtsstern die Weisen aus dem Morgenlande.

Dem Menschen wird's nicht so leicht, zu seinen Früchten zu gelangen; er weiß zunächst garnicht, wohin er will und soll.

In alter Zeit fehlte den Menschen ein klares Ziel, dem entgegen sie sich entwickeln konnten. Sie hatten nur ein dumpfes Verehrungsgefühl für die Kraft. Darum warfen sie sich vor all und jedem nieder, das ihnen überlegen, übermächtig, kraftbegabt erschien. Und so war ihr erster Gott — in entlegensten Zeiten — das Tier und die früheste Religion war Tierdienst. Das Tier, das furchtlos durch die Wälder schweift und in Lüften kreist, das sich kunstfertig Höhlen gräbt und Nester baut, das ohne Lehrer und Führer sich selber hilft und schützt, das mußte dem Urzeitmenschen eine abergläubische Bewunderung einflößen. Später, in der Steinzeit und im Bronzezeitalter, als er sich Waffen schuf und auch die stärksten Tiere bekämpfen lernte, da erscheinen ihm allmählich andere Naturgewalten als das Größere und Höhere. Seine Abgötter werden die unbezwingbaren Mächte des Himmels und der Erde: Sonne, Feuer, Wasserflut, Donner, Blitz, Sturm, Mächte, die der Germane sich anfangs noch als ungeheuere Tiere dachte — den Sturm als riesigen flügelschlagenden Adler, den Blitz als Eberzahn, das Meer als gewaltige Schlange — welche er später aber in menschlich-göttlicher Gestalt vorstellte. Alles, was er nicht bezwingen konnte, das bezwang und überwältigte ihn — so wie das Unbezwingbare wollte er werden.

Und immer weiter ging es vorwärts. In der langen öden Winternacht träumten die Nordleute an ihrem Feuerherd davon, wie die Götter untereinander kämpften, sich die Macht und Herrschaft entrissen, und immer verdrängte der höhere Gott den niederen in der Gunst des Volkes. Hieraus ersehen wir das allmähliche Vorrücken der geistig-sittlichen Entwicklung bei den Germanen.

Erst schätzten sie am höchsten, wessen sie körperlich am meisten bedurften: das Licht und also den Himmelsgott Tyr oder Tius, der auch der ungestüme Gott des wilden Schlachtengetümmels war. Später wurde Thor, der Donnerer, die oberste Gottheit im Norden. In ihm verehrten sie die persönliche Kraft und Stärke, deren sie im schweren Kampf ums Dasein so sehr bedurften. Thor zermalmt die Stein- und Eisriesen, er bahnt Pfade in unwegsame Gebirge, verleiht erhöhte Wärme und Fruchtbarkeit, ermuntert den tüchtigen Fleiß, der dem unwirtlichen Boden Leben abtrotzen will. Wohl ist Thor noch eine Elementarkraft, aber sein Wirken richtet sich doch schon gegen die untersten zerstörenden Gewalten. Mit seiner plumpen schlagbereiten Faust und seiner aufbrausenden Rachsucht zieht er freilich sehr oft den Kürzeren; gegen die Ueberlegenheit des Geistes vermag er nichts. Darum haben die Nordleute zuletzt dem Geist in Gestalt Wodan-Odins den Vorzug gegeben, als sie erfuhren, daß Geist mehr hilft als Muskelkraft, daß Geist ein höherer Freudenbringer ist und Wissen und Weisheit den Menschen fördert. Der alte Wind- und Totengott Odin war ganz allmählich zum Gott der Weisheit und Weissagung, der Rechtsprechung und dichterischen Begeisterung fortentwickelt worden, als sich in den Vorzeitmenschen mehr und mehr geistiges Leben zu regen begann, er wurde endlich der unbestrittene Götterkönig.

So ward die Naturkraft der Götter mit Geist vermischt, und weise und kunstreich, wie sie, wollte nun der Mensch auch werden. Alles Heiligste, Glänzendste, Mächtigste, was er sich denken konnte, wurde in das Wesen der Götter hineingetragen; sie sind im Besitz übermenschlicher Körper- und Geisteskräfte und überweltlicher Schöne, zeigen sich aber freilich in den Göttergeschichten oft gewalttätig, rachsüchtig, leidenschaftlich, eifersüchtig, eidbrüchig und leben in ewigen Kämpfen.

All jene Kämpfe und Kriege jedoch, welche der Germane am Himmel und auf Erden wahrnahm, erinnern ihn an sein eignes gefährdetes, kampfbeschwertes Leben und geben ihm die Hoffnung ein, zu siegen, wie die Sonne siegt — wie Tyr und Frey; frei daherzufahren wie der Donner — wie Thor; unwiderstehlich stark zu werden wie Blitz und Sturm und Geist — wie Odin; treu zu sein wie die Jahreszeiten in ihrer Wiederkehr — wie die lieblichen Göttinnen alle.

Nun hatte der Mensch schon Ziele für seine Entwicklung droben am Himmel und im Wetterglanz gefunden: Kraft, Freiheit und Treue.

Und wenn wir dabei an den Apfelbaum denken wollen: diese ersten und ältesten Ideale sind wie die hartschaligen wehrhaften Knospen, unter Stürmen entstanden, unter Stürmen sich behauptend — ein erster großer Fortschritt in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Aus Naturerlebnissen erwuchsen diese Ideale — sie sind gleichsam Geschenke der Naturgötter.

Was für Blüten sich in diesen Knospen bargen, das wußten die Naturmenschen freilich noch nicht. Etwas ganz Reines konnten sie sich nicht vorstellen, weil sie selbst noch roh und ungeläutert waren. Vielfach beschmutzt und zweischneidig waren ihre Ideale. Die Körperkraft verführte zu blutiger Gewalttat und Zügellosigkeit; die Geistesstärke wurde zu Ueberlistungen und Hintergehungen mißbraucht; die Freiheit geht bis zur Selbstentäußerung fort: der Germane, der beim Becher die eigene Person als letzten Preis im Würfelspiel gesetzt, überliefert sich dem Gewinnenden zum Knecht; die Treue führt bis zum Verrat: so treibt die Mannentreue gegen die Königin Brünnhild den finsteren Hagen zum verräterischen Mord an Siegfried.

Wie aber die grünseidenen Blätter des Apfelbaumes sich von der schwarzen Rinde abheben, feiner und lebendiger als sie, so heben sich die Ziele und Ideale der Germanen nun schon von früherer Roheit und Stumpfheit ab. Sie zerlegten die Welt schon in unterschiedliche Kräfte und Gestalten, sie beteten nicht alle Mächte mehr an: alles Zerstörende, Finstere und Feindselige nannten sie Riesen; Riesen waren heulende Gewitterstürme und rasende Meereswogen, die alles verschlingende Finsternis, unzugängliche Berge und Gletscher, die Meerestiefe und der Schrecken des Waldes, die sengende Hitze und das Wildfeuer — alles was physisch mehr und geistig weniger ist als der Mensch. Ihnen wiesen sie die rohe Kraft zu; und auch der Betrug, die Verderbtheit, der Undank, das böse Gewissen waren Riesen. Die Wanengötter verkörperten die zeugenden und belebenden Naturkräfte in der Sommerhälfte des Jahres, zugleich aber Ueppigkeit und Schwelgerei — Ihnen wurde die zügellose Freiheit zugewiesen. Und die höchsten Götter, die Asen, waren Schöpfer und Erhalter der Welt, Schirmer der Kraft, Freiheit und Treue.

Der Fluß Ifing (d. h. Feindschaft, Zwietracht, Meinungszwiespalt) trennt Jötunheim, die Wohnstatt der Riesen, von Asgart, dem Heim der Götter. Weit entfernt ist die Geisteskraft der Götter von dem gedankenlosen Genußleben der Wanen und der zerstörenden Leidenschaft der Riesen; in beständiger Fehde leben sie untereinander — aber die Götter trennen sich nicht streng von jenen, halten sich nicht rein von Gewalttat und Zügellosigkeit, Trug und List, und so langt das Verderben mit knöcherner Hand endlich auch nach ihnen. Viele Vorkehrungen trifft Odin, den Sieg auf seine Seite zu bringen; eine Heldenkriegerschar umgibt den Gott — um aber Walhalls Säle mit Einheriern zu füllen, sät er Zwietracht zwischen irdischen Helden, damit sie einander im Kampfe fällen. Der Abgrundswolf, das Sinnbild der friedlosen Gier, und der arge Loki werden gefesselt, durch Gewalt und Tücke; wer aber Gewalt verübt, wird Gewalt erleiden, und wer trügt, wird wieder betrogen. Durch eigene Schuld verlieren die Götter ihre besten Waffen, Wachsamkeit, Reinheit, Redlichkeit, Weisheit, und Balder, der liebreiche Lichtgott, stirbt; darum gehen sie zugrunde. Böser wird die Welt, die verbleichende Sonne wird siech, alle Wetter werden übelgesinnt, Mord und Blut, Aufruhr und Ratlosigkeit überall — die Götterdämmerung bricht herein, sobald der Wolf sich losreißt.

Wenn ein Apfelbaum fortwährend von kalten Märzstürmen umtost und von Hagelschauern gepeitscht würde, so könnte er's nicht zum Blühen und Reifen bringen. Er braucht friedliche, sonnige Tage — Mittsommerzauber und einen wolkenlosen Himmel.

So konnte auch das Seelenleben der heidnischen Naturvölker nicht voll erblühen. Die bebende Furcht vor den Dämonen auf, unter und über der Erde, und vor der Götterdämmerung, die unaufhörlichen aufreibenden Kämpfe in der Menschen- und Götterwelt zogen wie ein Wirbelsturm über sie dahin und erweckten in ihnen eine tiefbohrende Friedenssehnsucht. Wie ein bald mächtig anschwellender, bald leise verhallender Klagelaut zieht sich diese Sehnsucht durch alles mythologische Denken und Dichten unserer Altvorderen.

Habt Ihr's im Traume schon einmal erlebt, daß Ihr von jemand gehetzt werdet, und doch wie angewurzelt steht und Euch nicht vom Flecke rühren könnt? Das ist ein schreckliches Gefühl: vorwärts wollen und nicht können. So wurden die Vorzeitmenschen von der Furcht und Kampfgier

gehetzt und ihre Entwicklung rührte sich dabei kaum vom Flecke. In solchen Zeiten ist der Mensch sehr unglücklich!

Wenn die alten Germanen an ihre Götter dachten, so waren sie in keiner friedlicheren Gesellschaft wie unter ihren Kampfgenossen. Wohl durften sie im Tempel des Gottes Frey in Upsala keine Waffen tragen; kein Mörder oder Geächteter durfte sein Heiligtum betreten; beim Opferfest des Gottes herrschte „Festfriede“ und alles Eisen blieb verschlossen, ja, es gab sogar einen heiligen Hain, der „Fesselwald“ geheißen wurde: wer da hinein wollte, mußte vorher seine Hände binden lassen. Aber meint Ihr, daß deswegen in den Herzen Frieden wurde? Ob nicht der Heide auch in Fesseln und ohne Waffen seinen Feind haßerfüllt und rachgierig anstarrte, wenn er ihm im heiligen Hain begegnete? Ob die tobende Kampflust in seinem Innern schwieg, auch wenn er kein Eisen zur Hand hatte?

Die Friedenssehnsucht der Vorzeitmenschen hat sich in einem Gedicht einst ergreifend ausgesprochen, in der Völuspa, der Weissagung der Seherin, dem herrlichsten Liede der älteren Edda. Da stürmt uns erst die Klage über die friedlose Welt entgegen:

1) Die Welt wird böse —
Der Zeit Gebieter
Sind Beil und Schwert.

2) Schilde zerschellen
Ihr einzig Geschäft.
Windzeit, Wolfszeit

3) Eröffnen den Weltsturz;
Mitleidslos mordet
Der Mensch den Menschen
Mit flackernden Flammen

4) Kommt Surtur von Süden,
In der Sonne funkelt
Des Furchtbaren Schwert.
Gebirge zerbersten.

5) Bergweiber stürzen,
Hinunter ins Nachtreich
Müssen die Menschen
Und in Hälften zerreißt
Das Rund des Himmels.

Nach allem Kampf und Graus und Untergang aber dämmert eine neue Hoffnung:

„Von oben kommt
Der allgewaltige
Hehre Herrscher
Zum höchsten Gericht.
Zwietracht schließend,
Zwist entscheidend,

Ordnet er ewige
Satzungen an.
Ein Gott wird kommen,
Noch größer an Macht;
Nimmer wag' ich's,
Seinen Namen zu nennen —“

Hier spricht die Sehnsucht nach dem unbekannten Gott, der dem Entwicklungsdrang des Menschen vorwärts helfen soll, der ihm all die Geisteskraft und Weisheit, die Macht und Milde, die innere Ruhe und den Frieden, die Liebe und Duldsamkeit, die Herrschaft über sich selbst und die Natur bringen soll, nach welcher der friedlose Naturmensch stürmisch und vergebens verlangt.

Und dann ist in der Welt das Wort gesprochen worden: „Gott ist die Liebe.“ Dies Wort, das aller Lebenzerstörende, Entwicklungshemmende: Haß, Rachsucht, Greueltat zurückdrängen wollte — dies Wort hat eine bessere Wirkung als der „Fesselwald“, es hat denen, die es verstanden, den Frieden gebracht. Freilich nicht den kampflosen Frieden. Auch Jesus sagte, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert: Der Kampf ist notwendig, aber Kampf im eigenen Innern, unblutiger aber harter Kampf mit Leidenschaften und Begierden, Willensschwäche und Trägheit, Leichtsinn und Lieblosigkeit.

Die alten Götter bekämpften nur äußere, nicht innere Feinde; mit Heerscharen zogen sie in blutige Schlachten, aber sie wurden von den Riesen überwunden. Sobald das Böse jedoch nicht mehr als eine körperliche, sondern als seelische Macht aufgefaßt wurde, da ward es überwindlich. Der überstarke Wolf läßt sich nicht dauernd von Götterfäusten knebeln, aber der böse Wille kann vom besseren Willen gebunden und überwältigt werden. Nur Seelenkämpfe führen zum Ziel. In unserm Innern können sich widerstreitende Empfindungen in Harmonie auflösen und kann aller Kampf sich zum Frieden wenden.

Und wo dieser Frieden ist, erstrahlen auch die alten Ideale der Kraft, Freiheit und Treue in hellstem Glanz. Die Knospen sind gesprungen, der Blütenfrühling kommt, die Früchte werden reifen!

Wenn ich mein' Mutti noch hätte.

Eine kleine Erinnerung von Fr. Dietert-Dembowski, Zoppot.

Wenn ich mein' Mutti noch hätt'! Wie oft habe ich diese wenigen Worte nicht vor mich hin gesprochen, geseufzt, in die leeren, kalten Lüfte geschrien! — wenn ich mein' Mutti noch hätt'! — —

Oft bin ich des Abends heimgekommen in „mein“ Haus, in „meine“ Klause und bin — kurz zuvor noch lachend und vergnügt — die Treppe langsam hinaufgestiegen und hab vergebens nach der Brüstung geschaut, von wo aus mich einst Muttis Auge allabendlich erspäht. Mutti und ich, wir waren beide allein. Vater war lange tot. Ich, ein hochaufgeschossener, bleicher Jüngling, der spät von seiner Arbeit kehrte. Und wenn ich so müde und abgespannt, verärgert aus dem Geschäft kam, dann fand ich nicht immer freundliche Worte für das meiner wartende Mütterlein, für die alte, liebe Frau, die da oben meiner harrte.

Ich bin oft recht häßlich zu ihr gewesen, hab' mein Abendbrot heruntergegessen und bin in meine Stube gegangen und hab' gearbeitet. Stundenlang die Nacht hindurch. Meine Gedanken flogen immer weit und die Bierbank zählte mich nie zu ihren Seßhaften. Aber die alte Frau daneben, die saß und saß allein, den ganzen, ganzen Tag, sie wartete bis zum Abend, daß ihr Friedel kommen sollte, ihr Friedel! Und wenn er nun endlich da war, dann hatte er nichts für sie übrig, keine Stunde müßigen Plauderns, keine Stunde liebevoller Zärtlichkeit für die, die soviel Nächte für ihn gewacht, die ihn gehegt und gepflegt von Kindesbeinen an. Und er hatte so oft, wenn sie mahnend in der Nacht an seine Türe klopfte, „geh' schlafen, Friedel, geh'“, — dann hatte er so oft unwirsch gezuckt und für sich gedacht: „Wenn ich doch erst einmal allein wär“.

Nun bin ich allein! Schon jahrelang drunten in kühler Erde wartet sie nun auf mich, die meiner hier oben so lange vergebens geharrt. Und ich, ich möchte so gerne, gerne zu ihr kommen, so gerne, und ich kann jetzt nicht. So gerne möchte ich jetzt um sie sein, ein Lächeln auf das liebe alte Gesicht zaubern, sie umfassen, umfangen mit meiner Liebe, ihr alles geben, was ich habe — und nun, nun bin ich so arm, so arm — denn es ist ja zu spät!

Zu spät! Und das gellt mir in den Ohren, das verfolgt mich mein Leben lang, dieses gütige, liebe Muttergesicht mit dem Ausdruck geduldigen Wartens. Ich möchte jetzt, ach, was möchte ich nicht alles —

Draußen, ja draußen bereitet sich die Natur auf den Frühling vor. Und in diesen Tagen war es, da ich sie begrub. Und daheim, bei mir, da hab' ich so ein liebes, gutes junges Weib, das mir jeden Wunsch abzusehen versucht und ich bin doch allein! allein! Denn meine Mutter ist ja nimmer da! Ja, wenn ich meine Mutti hätte!

Drum lieb, so lang Du lieben kannst
Drum lieb, so lang Du lieben magst.
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da Du an Gräbern stehst und klagst.

Seht, heute ist mir das wieder eingefallen, dies alte Lied und die alte Sehnsucht und die alte Liebe. Und mein Herz hat gezittert und gebebt, mir haben Tränen in den Augen gestanden und ich hab' das Bild meiner Mutter lange, lange geküßt, ich — der erwachsene Mann. O, denkt daran, die ihr vielleicht diese Zeilen lest, denkt, daß ihr eine

Mutter habt, denkt nach, was euch von den tausend kleinen Annehmlichkeiten fehlen würde, wenn sie nicht mehr da ist. Denkt an das euch nur einmal im Leben geschenkte Mutterherz und — und wenn ihr nicht aus Kinder-Dankbarkeit heraus es tut, bedenkt einmal euer eigen Ende, wenn ihr das mutter- oder kinderlos — allein beschließen müßt.

Aus einem französischen Moral-Lehrbuche.*)

(Schluß.)

Die Religionen und die Gewissensfreiheit.

Obwohl man in wissenschaftlicher Weise nicht ergründen kann, was nach dem Tode geschehen wird, so haben die Menschen versucht, es zu ahnen und sind zu den verschiedensten Annahmen über diesen Gegenstand gekommen.

Die einen haben gesagt, daß nach dem Tode gar nichts mehr dem Menschen zustoße. Aber andere haben die Ueberzeugung, daß nach dem Tode die Menschen erscheinen werden vor einem ewigen, allgütigen und allgerechten Wesen, nämlich Gott.

Sie haben die Ueberzeugung, daß Gott die Menschen zur Rechenschaft fordert, sie belohnt oder bestraft. Aus diesem Grunde, haben sie gesagt, müssen die Menschen Gott verehren und zu ihm beten, und so haben sie Gebete festgesetzt, die man sprechen soll, um zu ihm zu beten, und Zeremonien eingerichtet, an denen man teilnehmen soll, um ihn zu verehren. In dieser Weise sind eine Anzahl von Religionen begründet worden. Man sagt, mehrere Menschen haben dieselbe Religion, wenn sie dieselben Vorstellungen über das Unerkennbare und über Gott haben und wenn sie Gott mit denselben Gebeten und denselben Zeremonien dienen. Es existieren viele Religionen, denn es gibt viele Arten, sich Gott vorzustellen. Die einen haben die Ueberzeugung, es gibt nur einen Gott, andere haben die Ueberzeugung, es gibt viele Götter. Die einen glauben, man müsse Gott verehren durch Gebete und durch Gesänge, andere wiederum glauben, man müsse, um ihn zu ehren, ihm Geschenke und Opfer darbringen.

Die hauptsächlichsten Religionen sind das Brahmanentum, der Buddhismus, das Judentum, das Christentum und der Islam.

Die ältesten dieser Religionen sind das Brahmanentum und das Judentum, die seit mehr als 3000 Jahren existieren. Dann kommt der Buddhismus, der seit 2500 Jahren existiert, das Christentum, das seit 1900 Jahren existiert, der Islam, der seit etwa 1300 Jahren existiert.

Die Religion, die die größte Zahl von Bekennern hat, ist der Buddhismus: es gibt etwa 500 Millionen Buddhisten.

Dann kommt das Christentum, das sich in drei Arme verzweigt: Die katholische Kirche, den Protestantismus und die russische Kirche: es gibt etwa 217 Millionen Katholiken, 127 Millionen Protestanten, endlich gibt es etwa 120 Millionen Menschen, die zur russischen Kirche gehören. Der Brahmanismus wird von etwa 208 Mill. Menschen bekannt, der Islam von etwa 200 Millionen Menschen und das Judentum von etwa 5 Millionen Menschen.

Alle diese Religionen sprechen von Gott und von dem, was nach dem Tode geschieht; sie sprechen zu uns also von den unerkennbaren Dingen, also solchen Dingen, über die wir wohl etwas glauben, aber nichts wissenschaftlich erfahren und wissen können.

Deswegen haben wir das Recht, unter allen diesen Religionen die auszuwählen, die uns am meisten gefällt, und wenn uns keine von ihnen gefällt, so haben wir das Recht, keine Religion zu haben.

*) M. Bayet, Leçons de Morale. Paris, Cornély et Cie., übersetzt von Dr. Immanuel Levy.

Das Recht, die Religion zu haben, die man will, oder keine Religion zu haben, nennt man Gewissensfreiheit.

Die Gewissensfreiheit ist ein uneingeschränktes Recht. Die Menschen haben dies nicht immer begriffen. Ehemals zum Beispiel wollten die Katholiken, da sie glaubten, ihre Religion wäre die allein wahre und gute, alle Menschen zwingen katholisch zu werden. Sie hatten kein Recht dazu.

Die Katholiken haben das Recht zu glauben, daß der Katholizismus die einzig wahre Religion sei, aber ebenso haben auch die Protestanten das Recht zu glauben, daß die protestantische Religion die allein wahre sei und die Katholiken können ihnen nicht wissenschaftlich beweisen, daß sie Unrecht haben, da die Gegenstände der Religion wissenschaftlich nicht erkennbar sind.

Wenn es sich um die Religion handelt, so hat jeder von uns das Recht, zu glauben, was er will. Jeder von uns muß andere ungehindert glauben lassen, was sie wollen.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Schwarzfellchen, ein Volksbuch für die Pferde. Wer kennt nicht, wenigstens dem Namen nach, Onkel Toms Hütte, jenes Buch, welches einst so viel zur Abschaffung der Negersklaverei in Nordamerika beigetragen hat? Eine ähnliche Schrift ist auch gegen die Sklaverei der Pferde vorhanden; es ist die Erzählung „Black Beauty," welche seit ihrem Erscheinen vor etwa 16 Jahren in acht Sprachen übersetzt und in drei Millionen Stück verbreitet wurde. Die Schrift hat auch in Deutschland durch zwei verschiedene Ausgaben, betitelt „Schön Schwarzhärchen" und „Rabe," viele Freunde gefunden, aber eine Massenverbreitung konnte sie hier nicht erlangen. Letzteres wird jetzt möglich werden; denn der Berliner Tierschutz-Verein (Berlin SW. 11) hat soeben eine spottbillige Ausgabe unter dem Titel „Schwarzfellchen, Denkwürdigkeiten eines Pferdes, von ihm selbst erzählt" (112 Seiten mit 64 Abbildungen) zum Einzelpreise von nur 25 Pfg., einschließlich Porto, erscheinen lassen. (6 Stück kosten portofrei 1 Mk., 12 Stück portofrei 1 Mk., 80 Pfg. 60 Stück kosten portofrei sogar 7 Mk. 50 Pfg.) Alle, welche den armen Pferden helfen wollen, seien auf dieses befreiende, in frischem Ton geschriebene Büchlein hingewiesen, welches Unterhaltung und Belehrung in glücklicher Form verbindet. — Schwarzfellchen berichtet z. B. aus seiner Dienstzeit als Droschkenpferd folgende hübsche Episode:

Eines Tages fuhr ich den alten Herrn und seinen Freund durch die Stadt. Wir hielten vor einem Laden an. Während sein Freund ausstieg, ging der gute Alte in der Straße auf und ab. Nicht weit von uns stand ein Wagen mit zwei schönen Pferden vor einer Schankstube. Der Kutscher war nicht dabei. Ich weiß nicht, wie lange die Pferde schon an demselben Flecke gestanden hatten; sie wurden unruhig und strebten vorwärts. Da stürzte der Kutscher wütend heraus, schlug auf die Tiere ein, und zerrte und riß sie zurück; er schlug sie sogar auf den Kopf. Unser Fahrgast sah das alles. Er trat hinzu und sagte ruhig, aber entschieden: „Wenn Sie das Schlagen nicht sofort lassen, so zeige ich Sie an." Dabei zog er sein Notizbuch heraus und schrieb den Namen des Besitzers auf. Der Kutscher, welcher augenscheinlich angetrunken war, stieß zornig noch einige Redensarten aus, hielt aber mit dem Schlagen inne, kletterte dann auf den Bock und fuhr davon.

Als unsere beiden Fahrgäste wieder zu der Droschke kamen, bemerkte der jüngere: „Ruppert, ich dächte, Du hättest doch genug mit Deinen eigenen Geschäften zu tun und brauchtest Dich nicht noch um anderer Leute Pferde zu bekümmern."

Der alte Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Weißt Du, warum die Welt so schlecht ist, wie sie ist?" — „Nein," erwiderte der andere. — „Dann will ich es Dir sagen: Weil die meisten Menschen immer nur an sich und ihre Sachen denken und sich nicht die Mühe machen, für die Unterdrückten einzutreten und die Uebeltäter zur Rechenschaft zu ziehen. Ich sehe niemals eine Tat wie diese, ohne dagegen zu tun, was ich kann. Mir hat es schon mancher gedankt, daß ich ihn wissen ließ, wie seine Tiere behandelt wurden." — Die beiden stiegen ein, und wir setzten unsere Fahrt fort. Als sie ausstiegen, sagte unser Freund noch: „Mein Grundsatz ist: Wenn wir etwas Grausames oder Unrechtes wahrnehmen und nicht dagegen einschreiten, falls wir es vermögen, so sind wir mitschuldig!"



Juni 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Noten in der Schule.

Von Bruno Meyer.

Jüngst ist an dieser Stelle sehr beweglich darüber Klage geführt worden, welche Verwüstungen in den Kinderherzen und in den Familien durch die „Noten“ in den Schulen verursacht werden. Es sollte aber wohl daran erinnert werden, daß bei dieser Darstellung die Gefahr sehr nahe liegt, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. Wir haben es hierbei mit einer sehr häufigen Erscheinung zu tun. Es ist sicherlich von Vorteil für die moderne Erziehung und die mit ihr Schritt haltende Entwickelung der Schule, wenn recht gründlich Kritik geübt wird, und man sich bestrebt zeigt, den alten Sauerteig kräftig auszufegen. Aber es laufen dabei Irrtümer und Uebertreibungen mit unter, vor denen mit demselben Eifer gewarnt werden muß; „denn überall vom Uebel ist das Ueber“, sagt der Brahmane in seiner Weisheit.

Zunächst wird oft mit zu viel Mangel an geschichtlichem Sinne vorgegangen, d. h. es wird von gewissen Forderungen der Pädagogik gesprochen, wie wenn es sich dabei um gänzlich neue Entdeckungen handelte, während, sobald man genauer zusieht, die Schäden und die Hilfsmittel schon in urvordenklichen Zeilen erkannt worden sind. Um ein Beispiel anzuführen: von des alten Quintilian „summa puero debetur reverentia“ — der Erzieher schuldet dem Zöglinge die größte Rücksicht — ist nur ein Schritt bis zu dem „Jahrhundert des Kindes“; und dieser Schritt ist in den zwischenliegenden bald zwei Jahrtausenden schrittchenweise — allerdings mannigfach auch wieder zurückweichend — zurückgelegt worden.

Ein zweiter sehr häufiger Fehler bei den Vorschlägen zu pädagogischen Neuerungen ist der, daß nicht darauf Rücksicht genommen wird, wie nach den allgemeinen und über einen gewissen Grad hinaus nicht zu verändernden Verhältnissen diese „neuen“ Grundsätze überhaupt durchgeführt werden können. Es ist ganz bequem, ein radikaler Neuerer zu sein oder höchst ideale Forderungen aufzustellen, wenn man sich vor den Schwierigkeiten der praktischen Verwirklichung verkriecht. Rousseau hat sehr gut gewußt, weswegen er seinen Emile allein einem Erzieher überantwortet, der auch in der weiten Welt nichts weiter zu tun hat, als die Erziehung dieses einen Zöglinges zu leiten; und eines der glänzendsten praktischen pädagogischen Experimente, glänzend gelungen doch wenigstens nach einer Seite, die Erziehung des Wunderkindes Karl Witte, ist gleichfalls auf dem Wege zustande gekommen, daß diesem einzigen Kinde der Familie das ganze Hauswesen rücksichtslos untergeordnet wurde. Wir müssen aber in der Pädagogik mit der Massenerziehung rechnen, — wobei unter Massen keineswegs Klassen von 80 oder 100 Kindern verstanden sind, sondern die Masse schon anfängt bei zwei oder drei Kindern, die aus verschiedenen Familien mit verschiedenen Anschauungen, Gewohnheiten, Anlagen und Neigungen zu einem gemeinsamen Unterrichte vereinigt werden; gar nicht davon zu reden, daß die öffentliche Erziehung in Schulklassen, bei denen doch die eifrigsten und unbescheidensten Neuerer selbst in den höchsten Stufen etwa des Gymnasialunterrichtes kaum niedrigere Zahlen als 15—20 Schüler fordern, während in den unteren Klassen doch immerhin gern 30 als Höchstzahl zugelassen werden würden, eine spezielle Technik erfordert, bei der notgedrungen allerlei sehr vorzügliches und allgemein als gut und wünschenswert anerkanntes entweder ganz aufgesteckt oder nur in sehr wesentlicher Modifikation verwirklicht werden kann. Unsere öffentliche Diskussion dreht sich aber in der Regel gerade um den Schulunterricht und läßt hierbei die Rücksichten auf die große Zahl der überhaupt und deswegen auch in einzelnen Klassen mitsammen zu Unterrichtenden außer Acht.

An diesem Fehler scheint mir auch das Entsetzen über das Unwesen der „Noten“ in der Schule zu kranken, und die Vorwürfe richten sich an eine ganz falsche Stelle. Es gibt zweierlei Noten; einmal diejenigen, welche der Lehrer gibt und notiert bei einer jeden schriftlichen oder mündlichen Leistung des Schülers, im letzteren Falle natürlich nicht bei jeder einzelnen Frage, sondern bei einer größeren, dem Schüler gestellten Aufgabe in der Klasse, z. B. einer Uebersetzung aus einer fremden Sprache, oder der Schilderung einer geschichtlichen Episode und dergleichen, — und dann diejenigen Gesamturteile, welche zu gewissen Zeiten, sei es wöchentlich, sei es monatlich, zur Kenntnis der Eltern gebracht werden und von diesen unterzeichnet werden müssen.

Die erste Art von Noten ist so gut wie unvermeidlich und für den Lehrer selbst eine Kontrolle und Anleitung zur Gerechtigkeit. Jeder leidlich einsichtige Lehrer weiß, daß er aus seinen Aufzeichnungen nicht mechanisch, als wenn es sich um eine Reihe von physikalischen Experimenten handelte, sein gesamtes Urteil über den einzelnen Schüler feststellen kann, und er wird einen subjektiven Eindruck von jedem einzelnen haben, durch den das Ergebnis der einzelnen Aufzeichnungen eine Ergänzung und unter Umständen Berichtigung erfährt. An sich aber ist es vollkommen richtig,

daß der Lehrer sich schwarz auf weiß eine Erinnerung schafft an den Gang der Leistungen eines Schülers. Er muß doch die Stätigkeit seiner Leistungen und Fortschritte beobachten, muß sich dadurch veranlassen lassen, bei beobachteten Nachlässigkeiten auf denselben Schüler zurückzukommen, überhaupt dafür sorgen, daß die Aufmerksamkeit den einzelnen Schülern in sachgemäßer Verteilung zugewendet wird, und was dergleichen mehr ist. Mit einem Worte: wenn der Lehrer sich nur bewußt bleibt, daß die von ihm geführte Statistik, als Conglomerat unfehlbarer Zahlen aufgefaßt, noch viel irriger und irreleitender ist, als unsere offizielle Statistik in Reich und Staat und Gemeinde zu sein pflegt, dann ist sie für ihn eine ausgezeichnete Handhabe und Leitung, die auch den Schülern ausschließlich zu Gute kommt. Und da diese Aufzeichnungen, abgesehen von den Urteilen oder Zahlen, die unter schriftlichen Arbeiten vermerkt sind, und die ja auch ebenso von den Schülern wahrgenommen würden, wenn sie nicht schwarz — oder in der Regel rot — auf weiß ihnen vor Augen ständen, den Schülern ja nicht einzeln zum Bewußtsein kommen, so ist von dieser Art von Noten unter keinen Umständen irgend ein Schaden abzusehen, — den einzigen Umstand ausgenommen, wenn der Lehrer eben nichts taugt und mit einer solchen Statistik nichts anzufangen weiß. Dann taugt er aber eben nichts, und nicht die Noten machen ihn unbrauchbar, sondern seine Unfähigkeit.

Die anderen Noten aber — und zu diesen gehören ja auch manchmal die Urteile unter einzelnen schriftlichen Arbeiten der Schüler — können nur Schaden stiften, wenn es **die Eltern** verursachen. Was können die Noten dafür, wenn ein Vater wegen einer schlechten Note brutal züchtigt und so unbesonnen, ja niederträchtig ist, wegen derselben Sache, wenn sie ihm zweimal vor Augen kommt, die Züchtigungen zwei Mal zu applizieren?! Da zwingen doch wahrscheinlich nicht die sehr vernünftigen Noten, sondern die Brutalität des Vaters das Kind zum Lügen, um womöglich wenigstens einmal der Schinderei zu entgehen; und dann kann man nur wiederholen, was jüngst einmal ein sehr geschätzter moderner Pädagoge aus seiner eigenen Praxis mitgeteilt hat. Er sagte einer Mutter, die ihm über solches Vorkommnis berichtete, und die sich über die Lügenhaftigkeit ihres Kindes beschwerte: „Gewöhnen Sie nur erst Ihrem Herren Gemahl das Hauen ab, dann wird sich Ihr Sohn auch das Lügen abgewöhnen."

Die Technik der Schule ist so außerordentlich schwer und knifflich, daß man ihr nicht Rücksichten auf die häusliche Erziehung und das Familienleben der Kinder abverlangen darf, die lediglich in Individualitäten der Fälle, und zwar in **Ungehörigkeiten** ihre Begründung finden. Die Kinder an sich und als Uebermittler der Schuleindrücke sind vortreffliche Erzieher der Eltern, von denen diese sich gewöhnen müssen und erfreut sein sollen, erzogen zu werden. Das Haus muß lernen, daß und wie es mit der Schule Hand in Hand gehen kann, und muß zu dem Bewußtsein davon kommen, daß Schulunterricht und Schuldisciplin eine **Kunst** ist, die ihre besondere Technik hat. Und wie man dem Schuster nicht Lehren darüber erteilen darf, wie er einen Schuh zu machen und zu reparieren hat, sondern nur die Tatsache eventl. feststellen darf, daß der Schuh nicht paßt und drückt, so geht es auch in der Schule; und zwar gerade, wenn etwa Verfehlungen oder Dinge, die zur Beanstandung Anlaß geben, in der Schule vorliegen, dann hat das Haus die Verpflichtung, im **eigenen** Interesse die Autorität der **Schule** zu **stützen**.

Das stellt nicht die törichte Forderung auf, daß das Haus dem Kinde gegenüber die Unaufrichtigkeit und Unwahrhaftigkeit beobachten sollte, ihm einzureden, daß in der Schule alles schön und gut sei, wenn es auch gar nicht so ist, sondern es soll nur heißen, daß man das Kind nicht zu einer auffälligen Kritik der Autorität anleiten soll, die das Haus nicht umstoßen darf, wenn der Zweck des Schulbesuches erreicht werden soll. Liegt Grund zu Anklagen vor, so sind diese im unmittelbaren Verkehre mit der Schule zum Austrage zu bringen; und hierfür ausreichende Gelegenheit geboten zu finden, sind die Eltern berechtigt, und wo ihnen die etwa vorenthalten wird, sind ihre Klagen hierüber vollauf begründet. Daß da von Seiten der Schulen immer das nötige und richtige geschieht, ist leider nicht im entferntesten zu behaupten. Aber daß es nicht geschieht, liegt zum Teil auch in der Erfahrung begründet, daß die Eltern es bei derartigen Anliegen an Einsicht und an Takt fehlen lassen. Die Lehrer haben tatsächlich mehr und Wichtigeres zu tun, als bei jeder einzelnen Kleinigkeit von den Eltern belagert zu werden, und sie dürfen von den Eltern, welche Beschwerde führen, verlangen, daß sie sich zunächst einmal des einfachsten gesellschaftlichen Anstandes bewußt bleiben, d. h. beim Zusammentreffen die Lehrer als ihnen selber mindestens gleichberechtigte Persönlichkeiten rücksichtsvoll und höflich behandeln. Darüber hinaus aber haben sie die Verpflichtung, sich gegenwärtig zu halten, daß sie einer **technisch gebildeten** Persönlichkeit gegenüberstehen, im Vergleiche zu der sie selber **unbedingt Laien** sind; und sie haben daher dringend Veranlassung, ihre Beschwerden nicht sowohl ohne weiteres im Anklagetone vorzubringen, sondern im Tone der Anfrage; denn in der Regel wird sich ja herausstellen, daß die Eltern mit einer Aufklärung und Belehrung nach Hause gehen, — wofern sie nämlich einer solchen zugänglich sind.

Dieser ganze Verkehr aber wird dadurch erschwert, daß — ganz abgesehen von gesellschaftlichen Vorurteilen und Mangel an Bildung, die beide ja eine traurige Rolle spielen — die Eltern sehr geneigt sind, aus ihren höchst mangelhaft zu machenden Erfahrungen, die auf Beobachtungen aus der Ferne beruhen und durch das unzuverlässige Medium ihrer eigenen Kinder gesammelt werden, Schlußfolgerungen abzuleiten, die nur für sie selber das Lob der Bündigkeit verdienen, unparteiischen Dritten dagegen als überaus vorschnell und unbesonnen erscheinen müssen. Das gewöhnlichste, was hierbei geschieht, ist der falsche Schluß nach dem Muster des post hoc ergo propter hoc — danach, also dadurch. Weil gewisse Ereignisse zusammenfallen, z. B. irgend eine Neuordnung in der Schule und eine Veränderung in dem Verhalten ihres Kindes als Schüler, wagen sie es, diese Veränderung als eine Folge jener Neuerung anzusehen, und das Abgeänderte, weil es eine vielleicht unerfreuliche Stimmung und Haltung ihres Kindes, wie sie meinen, hervorgebracht habe, für schlecht zu erklären. Dabei ist doch zu bedenken, daß in der körperlichen wie in der geistigen Entwickelung der Kinder Fortschritte, und zwar manchmal sprungweise, gemacht werden, was namentlich bei Mädchen der Fall ist; und es ist hier hundert gegen eins zu wetten, daß ein glücklicheres Verhalten des Schülers in und zu der Schule auf derartiges, auch wenn man es nicht nachweisen kann, oder der Beobachtende ihm etwa eine solche Tragweite nicht zuzutrauen vermag, zurückzuführen wäre, — viel eher, als daß ein nebensächlicher Umstand in den Schuleinrichtungen dafür verantwortlich gemacht werden könnte.

Ein Wort möchte ich noch wegen der jetzt sehr modern gewordenen Widerwilligkeit gegen Anspornung und Benutzung des Ehrgeizes bei Schülern sagen.

Was hieran richtig ist, das bezieht sich auf unrichtige pädagogische Benutzung des Ehrgeizes; und Fehler können natürlich in jeder Richtung der pädagogischen Tätigkeit gemacht werden. An sich ist aber gegen eine Berücksichtigung des Ehrgeizes im Unterrichte nicht das geringste zu sagen.

Zunächst ist zu berücksichtigen, daß ja die Pädagogik über kein einziges Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke verfügt, welches sozusagen „spezifisch" wäre, d. h., welches unmittelbar und in sich die Verwirklichung seines Zweckes ver-

dürgte. Das ganze Rüstzeug des Pädagogen besteht in Versuchen, den Zögling zur Selbsttätigkeit in der von dem Pädagogen gewünschten Richtung zu veranlassen, — wenn man will: ihn mit sich fortzureißen. Und hierzu muß und kann jedes Mittel gebraucht werden, gegen welches sich nicht aus sittlichen, hygienischen und sonst etwa in Betracht kommenden gesicherten Gesichtspunkten begründete Einwendungen erheben lassen.

Nun ist der Ehrgeiz unzweifelhaft eine der fundamentalsten Eigenschaften des Menschen. Ich erinnere an das bekannte Wort Dubois-Reymond's: „Das Gefühl, um das sich nächst dem Hunger und dem Ehrgeiz das ganze Getriebe der Weltgeschichte dreht, die Liebe, ist nichts als ein schnöder Kunstgriff der Natur, um die Gattung zu erhalten.“ Hier nimmt Dubois also keinen Anstand, den Ehrgeiz als die einzige und wirksamste geistige Triebkraft im Menschen neben die beiden physiologischen zu stellen. Wenn dies aber auch nur ganz von ferne eine Berechtigung hat, auch nur insofern, als der Ehrgeiz für eine der mit Sicherheit vorauszusetzenden und überall wirksamen Eigentümlichkeiten des Menschen angesehen werden kann, dann würde die Pädagogik entschieden Tadel verdienen, wenn sie auf diese Eigentümlichkeit keine Rücksicht nähme. Ja, mir scheint, es ist ihr ganz unmöglich, sich diesen Tadel zu verdienen; denn das äußerste, was die Pädagogik zu diesem Zwecke tun könnte, wäre doch nur, daß sie es sich nicht ganz besonders angelegen sein ließe, den Ehrgeiz anzustacheln. Es ist aber unmöglich, eine Mehrzahl von Menschen, welchen Alters und Geschlechtes auch immer, nebeneinander für dasselbe Ziel in Anspruch zu nehmen, ohne daß der Gedanke des Wetteifers und das Streben, den Mitstrebenden zu übertreffen, erregt würde; — in welchem Maße bei dem einzelnen, das hängt von seiner Veranlagung ab. Aber diese würde ebenso ausschlaggebend werden, wenn der Pädagoge darauf ausginge, sich den Ehrgeiz planmäßig für die Erreichung seiner Zwecke dienstbar zu machen. Der Ehrgeiz der einzelnen hat verschiedene Grade und verschiedene Arten, sich zu äußern; und beides zeigt sich ebenso, wenn man sich um den Ehrgeiz als Naturanlage der Schüler nicht zu bekümmern scheint, wie da, wo man absichtlich und deutlich auf eine Erregung und Benutzung des Ehrgeizes ausgeht.

Uebrigens wolle man sich doch nicht darüber täuschen, daß auch die größten Gegner der Benutzung des Ehrgeizes selber nicht umhin können, in der einen oder anderen Weise sich auf den wettstreitenden Eifer ihrer Zöglinge und Schüler zu stützen; denn wenn sie Lob und Tadel verteilen, wenn sie Neigung und nicht gerade das Gegenteil davon — denn das wäre unpädagogisch —, aber doch weniger Wohlgefallen zu erkennen geben, wenn sie irgendwie Unterschiede in ihrem Verhalten gegen die einzelnen Schüler machen, soweit das selbst im Rahmen der strengsten Gerechtigkeit und Unparteilichkeit unzweifelhaft nicht nur möglich, sondern natürlich und unvermeidlich ist, so hat all das nur dadurch Wirkung auf die Schüler, daß es von diesen als etwas wertvolles aufgefaßt und erstrebt wird. Dann aber ist das doch — Geizen nach einer Ehre, die man eben irgend worin erkannt hat, das heißt eben: Ehrgeiz.

Es klingt sehr schön, gegenüber der Anknüpfung an den Ehrgeiz die Aufgabe des Lehrers dahin zu präcisieren, daß er bei den Schülern ein reines Interesse an den Lehrgegenständen erregen soll. Ich halte das für eine Chimäre. Es gibt keinen nach so vielseitig — aber nenne man es auch gleichgiltig — veranlagten Schüler, bei dem auch nur an die entfernteste Möglichkeit gedacht werden könnte, daß er rein sachlich für alle verschiedenen Lehrgegenstände der Schule in dem Grade interessiert werden könnte, daß er alle Mühe daran setzte, das Lehrpensum sich möglichst vollkommen anzueignen. Das wird immer nur bei einer gewissen Auswahl der Lehrgegenstände gelingen können, die den individuellen Neigungen des Schülers nahe liegen. Im wesentlichen muß die allgemeine Teilnahme des Schülers an einem komplizierten Lehrplane dadurch erreicht werden, daß man ihn für den Schutzweck im ganzen gewinnt, und ihn zur Anerkennung für die Autorität sowohl des Schulorganismus im ganzen, wie jedes Lehrers im einzelnen nötigt. Hierbei aber spielt der Ehrgeiz, in welchem Grade er auch als Naturanlage vorhanden und durch nicht ungeeignete Mittel entwickelt sein mag, eine außerordentlich große Rolle, namentlich in den unteren Stufen des Unterrichtes, unter allen Umständen eine viel größere als die vernünftige Einsicht, die man doch höchstens erst in den Jahren größerer Reife voraussetzen kann; — und da kommt erst recht die Spezialisierung der Interessen.

Geduld.

Von Lilli Jannasch.

II.

(Unter besonderer Berücksichtigung der Großstadtverhältnisse.)

Was meint Ihr wohl, hat man mehr Gelegenheit, sich in der Geduld zu üben, wenn man in einer großen Stadt wohnt oder in einer kleinen? „In einer großen Stadt ist es viel schwerer geduldig zu sein, weil alle Menschen es so eilig haben und weil man so oft ins Gedränge kommt. In kleinen Städten sind die Menschen viel ruhiger und freundlicher, sie geben auch viel besser Auskunft, wenn man sie nach dem Weg fragt und sind höflicher und rücksichtsvoller gegen alte Leute. Die Kleinstädter wundern sich über die Rücksichtslosigkeit, wenn sie nach Berlin kommen.“ Glaubt Ihr nun, daß ein Kleinstädter, wenn er längere Zeit in Berlin ist, auch ungeduldig und rücksichtslos wird? „Ja, weil die Ungeduld so ansteckend ist und weil er meint, er wird ausgelacht, wenn er es nicht so macht wie alle Anderen.“ Es geht ihm eben wie vielen von uns! Erst sind wir empört über die Rücksichtslosigkeiten, die wir überall im Großstadtverkehr beobachten können, allmählich stumpfen die feineren Empfindungen ab und schließlich machen wir selber mit, weil wir denken, wir kommen sonst zu kurz. Ihr habt ja alle schon selber oft genug im Gedränge gestanden und gefühlt, wie schwer es ist, nicht mit zu stoßen und zu puffen, wenn alle Anderen ihre Ellbogen gebrauchen. Wenn Ihr z. B. an einem Regentage die Elektrische benutzen wollt, um zur Schule zu fahren, so drängelt Ihr wahrscheinlich auch und denkt, die Welt würde aus den Angeln gehen, wenn Euere wichtige kleine Person nicht mitkäme. Ihr ärgert und empört Euch dann schrecklich über die Anderen, die stärker und schneller sind als Ihr seid und Euch den Platz wegschnappen. Jeder glaubt eben, er habe ein besonderes Recht auf Ungeduld, weil er sich als Hauptperson fühlt!! Warum merkt man denn garnicht, wie häßlich es ist, wenn man selber ungeduldig und rücksichtslos ist? „Weil man in der Aufregung die klaren und guten Gedanken verliert, man ist wie benebelt.“ Die Menschen werden im Gedränge so gedankenlos wie eine Hammelheerde, die alles nachmacht, was der Leithammel tut. Wenn der z. B. anfängt sich im Kreise zu drehen, so dreht die ganze Heerde sich mit, und der Schäfer und seine Hunde haben die größte Mühe, die Tiere wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Ihr lacht darüber, und doch sind die Menschen oft ebenso gedankenlos! Oder ist es etwa besser, wenn man etwas, was man für verkehrt hält, mitmacht, nur weil alle Anderen es machen? Es muß eben ein starker Wille zur Geduld vorhanden sein, wenn ein Einzelner sich gegen die Ungeduld und Rücksichtslosigkeit der Menge stemmen will. Wir wollen einmal sehen, wie man diesen Geduldswillen am besten üben kann.

„Aber, wenn wir früh zur Schule fahren und keinen Platz finden, so müssen wir doch drängeln, sonst kommen wir zu spät und werden bestraft.“ Glaubt Ihr nicht, daß

sich hier ein Ausweg finden läßt, überlegt mal! „Wir könnten zehn Minuten früher von zu Hause fortgehen." Ihr könntet auch dem Schaffner ein gutes Wort geben, damit er Euch noch in den Wagen läßt, wenn derselbe voll ist, oder wenn Ihr durchaus nicht mitkommt und infolgedessen zu spät in die Schule kommt, so könntet Ihr Euch in höflicher Weise beim Lehrer entschuldigen und ihm den Grund Eueres Zuspätkommens sagen. Wenn Ihr sonst ordentliche und fleißige Schüler seid, wird er Euere Entschuldigung sicher gelten lassen! Wenn Ihr ruhig überlegt, so werdet Ihr immer Mittel und Wege finden, um mit Vernunft und Ruhe zum Ziel zu kommen, ohne zu stoßen und zu puffen!

Wann habt Ihr z. B. Gelegenheit Euch in der Schule in der Geduld zu üben? „Wenn wir in den Pausen in den Hof gehen, dann ist immer ein schreckliches Stoßen und Puffen, weil jeder zuerst unten sein will! Oft entsteht dann eine tüchtige Schlägerei, weil man den Kameraden auf die Füße tritt usw." „Bei uns passen die Lehrerinnen auf, daß wir die Treppe anständig heruntergehen." Glaubt Ihr, daß Ihr Euch in der Geduld übt, wenn Ihr nur auf Befehl der Lehrer oder Lehrerinnen geduldig seid? „Nein, denn wenn wir zur Geduld gezwungen werden, so sind wir innerlich um so ungeduldiger, und sobald die Lehrer uns nicht mehr sehen, drängeln und stoßen wir erst recht." Ihr müßt eben versuchen freiwillige Geduld zu üben. Ihr könntet Euch z. B. mit einigen von Eueren besten Freunden verbinden zu Geduldsübungen. Erst müßtet Ihr ihnen klar machen, daß das Drängeln ebenso dumm und kindisch als häßlich ist, weil man dadurch viel langsamer vorwärts kommt. Es ist doch ganz klar, daß, wenn sechs Menschen sich auf einmal durch eine schmale Tür drängeln wollen, eben ein verwickelter Knäuel entsteht und keiner durchkommt. Jeder vernünftige Mensch sollte das einsehen. Man hat einmal nachgewiesen, daß sich die größten Theatersäle, wenn sie ganz gefüllt sind, unter normalen Verhältnissen in fünf Minuten leeren, während im Augenblicke einer Panik die vier- bis fünffache Zeit nötig ist! Ich glaube sicher, daß Euere Kameraden das einsehen würden. Aber selbst wenn Ihr anfangs ausgelacht würdet, weil Ihr das Drängeln nicht mehr mitmacht, so dürft Ihr Euch dadurch nicht entmutigen lassen, denn jeder Mensch, der etwas Besseres entdeckt, wird zuerst von der Menge verlacht; allmählich würde Euer Beispiel die Anderen doch bekehren, wenn Ihr nur die nötige Ausdauer habt und auf Euerem Willen beharrt. Ihr dürft Euch natürlich nicht den Anderen gegenüber als Tugendbolde oder als etwas Besonderes aufspielen, wenn Ihr sie für Euch gewinnen wollt; denn wenn man sich wichtig tut, wenden sich alle Menschen von uns ab und sagen: Das ist doch nur ein Renommist, mit dem ist nichts los.

Im Augenblicke der Gefahr zeigt es sich am besten, ob die Menschen die Geduld kennen. Denkt an die Lotsen, die beim größten Sturm hinausfahren, um den Schiffen zu Hilfe zu eilen. Unermüdlich versuchen sie immer wieder den Schiffbrüchigen zu helfen, auch wenn kaum noch Hoffnung auf Rettung vorhanden ist. Sie wissen eben, daß die Geduld und Ausdauer oft noch stärker ist als die Gewalten des Ozeans. Die Schiffer haben sich eben ihr Leben lang im Kampfe mit Sturm und Wellen in der Geduld geübt! Nun, die Großstadt mit all ihrem Getöse und Verkehr, mit ihrer Unruhe und Ungeduld gleicht ja auch dem wildbewegten Meere. Denkt nur an all die Wagen, Automobile, Straßenbahnen und an die hastigen Menschen, die immer gleich den Kopf verlieren! Denkt an das Gewimmel in den Warenhäusern und Geschäften, wo jeder zuerst bedient sein will. Wie viel Gelegenheit wird hier jedem von uns geboten, sich in der Geduld zu üben, und wie viel angenehmer und schöner könnte das Leben in der Großstadt sein, wenn jeder versuchen würde, gegen den wilden Sturm von Ungeduld und Rücksichtslosigkeit Front zu machen! „Aber ein Einziger kann doch nur so wenig Einfluß haben, das würde man ja garnicht merken!" Einer muß aber anfangen, die Anderen werden dann schon nachkommen; alles Gute, was in der Welt geschaffen worden ist, ist immer zuerst von einem Menschen ausgegangen! Ihr wißt ja, daß die Großstädte sich erst in der neueren Zeit entwickelt haben, sie sind so schnell emporgeschossen, daß die Menschen noch nicht gelernt haben, sich richtig in der Großstadt zu benehmen; weil sie so ungeduldig sind, werden sie nicht nur nervös und krank, sondern das Leben in der Großstadt wird durch die Ungeduld zu einer wahren Hölle. Wir müssen die Großstadt als eine Schule der Geduld auffassen, je wilder das Leben um uns herum tobt, desto ruhiger und fester müssen wir innerlich werden! Sonst verlieren wir den Kopf, d. h. alle guten und vernünftigen Gedanken, die wir haben, gehen nach und nach unter, und wir werden ganz zerfahrene und oberflächliche Menschen.

Eltern-Ecke.

Beichte.*)

„Was schreibst du denn so verstohlen?"

„Wir gehen morgen zur heiligen Beichte." Die Kleine bog verlegen das Köpfchen noch tiefer und schützte ihre Niederschrift mit der Hand. Ich sagte nichts und ließ sie ungestört gewähren.

Tags darauf am Nachmittage kam sie „Vater, verzeih' mir alles, ich gehe zur Beicht." Eine Träne stand in dem großen Kinderauge.

„Gib mir den Zettel!"

Sie schaute mich starr an und rührte sich nicht. Sonst erfüllte sie jedes Gebot aus meinem Munde, ohne zu zögern.

„Den Zettel, von dem du die Sünden ablesen wirst."

„Der Herr Katechet hat's verboten. Wir dürfen nicht."

„Dann zeig ihn' also der Mutter!"

„Nein, der Herr Katechet hat's verboten."

Ich schwieg und sah eine Weile vor mich hin. „Wenn's in der Schule so gesagt worden ist, soll's gelten! Doch sieh mir in's Auge: Konntest du alles, was auf dem Blatte steht, deiner Mutter vorlesen, ohne dich schämen zu müssen? Besinn' dich, Kind, und dann gib Antwort."

Sie sagte ein freudiges Ja. Dann küßte ich die reine Kindesstirne und sprach: „So geh' in Gottes Namen." Ich wußte, es war die Wahrheit. Sie hatte wirklich noch nichts vor ihrer Mutter zu verbergen und log also nicht.

In diesem Augenblicke war mir etwas deutlich geworden, woran ich bisher nicht gedacht hatte. Die Kirche hatte sich zwischen zwei Menschen gedrängt, zwischen denen es bis zur Stunde kein Geheimnis gegeben: Kind und Mutter. Wie ein schwarzer Schatten stand es da. Es hatte zwei Menschen getrennt, die eins bleiben sollen, solange das Mutterherz schlägt; das Kind ging mit Geheimnissen, die es nur einem offenbaren durfte und bis ins kleinste offenbaren sollte, dem fremden Manne im Beichtstuhl. Und das wiederholt sich, so oft ein Kind das erstemal zur Ohrenbeichte geht. Da wird ein natürliches Band zerrissen und ein Verhältnis zerstört, das unangetastet bleiben muß, wenn das Erziehungswerk geraten soll.

Die Schule aber hilft dabei. Die Schule setzt alles daran, dem Kinde Gesetz zu sein, also daß ihr Wille und ihr Gebot höher stehen als Wille und Gebot des Hauses, ihre Lehre mehr gilt als die von Mutter und Vater. Ist ein Kind von diesem „guten" Schlage, nämlich, daß ihm die Schule höchste „Autorität" ist, dann werden ihm Uebergänge wie der unvermittelte des ersten Beichtganges doppelt gefährlich. Die römische Kirche hat kein Verständnis für das sittliche Verhältnis zwischen Kind und Mutter. Sie steht trotz 15 Jahrhunderten fremd unter uns. —

Seitdem war unsre Kleine mehreremale bei der Beichte. Sie kommt jedesmal getreulich zu mir, um Abbitte zu leisten. Den Zettel hab' ich nie mehr begehrt, aber ich sage immer: „Ich hoffe, daß auf dem Blatte, welches du mitträgst, nichts ist, was du, ohne schamrot zu werden, nicht deiner Mutter sagen konntest."

Sie nickt immer ihr bestimmtes Ja und ich glaub' ihr. —

Mutter, denke stets daran, daß die Verantwortung für dein Kind auf dir ruht und daß dir diese Verantwortung niemand abnehmen kann; und bedenke, daß die Voraussetzung des Erfolges im Erziehungswerke das **Vertrauen** ist, das zwischen dir und deinem Kinde besteht.

I.

*) Aus: „Deutscher Schulwart", Monatschrift zur Wahrung deutscher Schul- Erziehungs- und Volksbelangen. Krumm.



Juli 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Wie ich auszog.

Von H. Scharrelmann (Bremen).

Es redet immer alle Welt vom Heimweh. Kennt denn niemand das Fernweh? Oder muß ich es ganz *allein* durch die Kehle würgen?

Heut morgen, ehe denn der letzte Traum sich anschickte über mein Bett zu huschen, bin ich aufgewacht. Da hab ich einen Pulsschlag lang mit überklaren Augen dagelegen und hab gelauscht auf einen ganz besonderen Ton von da draußen: ein Schwälblein hielt Rast auf meinem Fenstersims und sang ein paar rosige Wörtlein in den lachenden Morgen. Und ich hab gelauscht und geschmachtet nach dem Sinn der Worte und hab sie doch nur halb verstanden. Es war was drinnen von Berg und Tal und Wasserrauschen und Moosgestein. Da hab ich mich im Bett aufgestützt und hab bescheidentlich gefragt: Was meinst denn eigentlich, Frau Schwalbe? — Da hat sie sich erschrocken vom Sims geschwungen und hat noch ein weniges gezwitschert, das wie „Komm mit!“ klang. Und wie ich nun alles wahrgenommen, was da draußen zu sehen war: das Silberwasser im Flusse, das Wellengeglitzer und das Schilfufer, die weiten Wiesen mit den bunten Blumenflecken darin und den Rauch aus Nachbar Meyers Storchnestschornstein und die kleine Sofie in ihrem Nachthemde und mit den drallen Beinchen und dann weit draußen die Fabrik vor der Stadt, mit ihren Riesenschloten und dann ganz, ganz weit weg den Wald, der als dunkelblauer Himmelsraum das Bild abgrenzte, da hat das Herz in meiner Brust auf einmal ein paar ganz starke Schläge gemacht und das Blut ist mir wie in einem dicken Klumpen bis an den Hals gestiegen, und ich hab geschluckt und geschluckt, damit ich nicht daran ersticke.

Und wie ich noch so verwundert um mich herum schau und gar nicht begreif, was denn heut morgen besonderes an dem Morgen ist und an den Wiesen da draußen, die ich doch schon manches mal in hellem Sonnenglanze hab liegen sehen, da spring ich auch schon hinein in die Kleider und stürz das Gesicht in den Waschkump und fahre mir mit den fünf Fingern einmal durch die Haare, hake meinen Rucksack von der Wand, greife nach dem Stocke und bin schon draußen.

Nun sei getrommelt und gepfiffen! denk ich. Heut wirds aber eine Freude werden und stopf mir noch rasch, ehe ich zur Reise nach dem letzten Winkel im fernsten Weltteile antrete, die Hosenbeine in die Stiefelschäfte und will dann gerade beginnen einen Fuß vor den anderen zu setzen, da kommt um die Ecke mit bedächtigem Schritte und würdevoll über seine goldene Brille schielend mein Alter daher.

„Na nu, Bürschlein, wohin?“ fragt er mich mit schief vorgeneigtem Kopfe. „Ich habs Heimweh nach der Ferne!“ sag ich schüchtern und dreh an meinem Kragenknopfe und senke meine Augen tiefer und tiefer zu Boden. Als ich sie wieder auf einen Moment zu ihm empor hebe, steht er noch immer und sieht mich an, aber sein Blick ist, als wollte er sagen: Armer Kerl, Du auch?!

„Väterchen, gieb mir ein Geld, daß ich hinaus kann!“ bitt ich ihn. Er nestelt an seinem Hosensacke herum und kramt wirklich einen Fuchs oder so was heraus, reicht ihn mir und drückt sich dann an mir vorbei ins Haus hinein.

Ich steh ein Vaterunser lang und seh ihm nach und ruf ihm zu: „Behüt Dich Gott! — Behüt Dich Gott! — lieber Alter:“ da lacht er ein wenig und sagt ernst: „Komm mir nicht eher zurück, als bis Du Dein Fernweh überwunden hast, mein Boy!“

„Das ist eine Sache!“ sag ich und zeig ihm alle meine Zähne und trabe über den kleinen Hofplatz und klink hinter mir die Pforte zu und steh auf der Straße.

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn: Trara-ra-ra!
Und was er blies, das war verlorn — Trara-ra-ra!

Ich jauchze die Töne hinauf zum Himmelsblau und achte nicht des Weges.

Ich reise ohne Weg, ohne Führer, ohne Kilometersteine und ohne Paß. Ich reise wie der Vogel reist! Der fragt den Teufel nach „Sehenswürdigkeiten“ und „Merkwürdigkeiten,“ dem ists gleich, ob irgend ein Gerümpel „Touristen“ sehr zu empfehlen ist oder nicht, der kümmert sich nicht um Wegweiser und Wirtshäuser und Gemäldegallerien.

Gelt, und das ist erst das schönste Reisen!

Ju-huh!!!

So bin ich in die Welt hineingezogen wie ein Vagabund und bin über Berge geklettert und habe auf schroffen Klippen gestanden und hinausgeschaut in das weite grünende Land, aber die große Ruhe, nach der ich mich gesehnt habe, ist nicht über mich gekommen und die Unrast ist mir geblieben und wo ich ein paar Schwälblein fliegen sah, habe ich auch auf und davon fliegen müssen. So ists ein paar Jahr lang geblieben. Gelebt habe ich fast von der Luft und habe mich gar nicht satt trinken können an dem Meer, das uns allüberall umspült. Zuerst habe ich mir dann und wann ein Geld schicken lassen von meinem Alten. Dann

ists immer mehr und mehr ausgeblieben und der Faden, der mich mit daheim verband ist immer dünner und dünner geworden, bis er wie ein Spinnfaden geworden ist, sodaß ich ihn nicht mehr habe sehen können, und habe nicht darauf geachtet, ob er mir auch nicht ganz zerriß mit derweil.

Endlich bin ich Gärtnerbursche auf einem Gutshofe geworden, weit, weit von daheim und habe lange Monde still für mich dahingelebt. Strauchwerk mußte ich begießen und Bäume beschneiden, Früchte abnehmen von den Zweigen und Blumen pflegen und pflanzen. Bald habe ich mir ein schöneres Leben überhaupt nicht mehr denken können.

Aber allerlei Unruhe hats auf dem Gute gegeben. Bald ist einer gestorben, bald einer schwer erkrankt und fast immer ist das Haus in Aufregung gewesen. Und die meisten Sorgen haben sich die Menschen gemacht, um Dinge, die sie nichts angingen oder die noch nicht waren. Ich habe mich immer abseitig gehalten und mich nicht gekümmert um das, was vorging, habe nur oft über die Torheiten der andern den Kopf geschüttelt.

Ach, lieber Gott, was schleppen wir Menschen nicht alles für Unrast und Sorgen mit uns herum. Wenn wir alles das, was uns bedrückt, so für einen Augenblick neben uns legen könnten und nur für eine Sekunde den ganzen Schmutz objektiv anzuschauen vermöchten, wie würden wir erstaunen über den Berg, den wir abgeladen, und ich glaube wir würden ihn liegen lassen und gesund und frei und nackt und schön, wie der liebe Gott uns geschaffen, ohne alle unsere überflüssigen Gedanken, ohne alle unsere ins maßlose wachsenden Begierden und unsinnigen Wünsche, ohne alle Sorgen und Mühen und Kummer, ohne die ganze Zentnerlast, die einen jeden drückt, davonlaufen und denken: „Mag sich den Krempel aufpacken wer will!“

Aber so gehts ja immer, wir tun es nicht, wir legen nichts ab. Was sind wir für Narren, was sind wir für dreifach komplette Narren: Wir sorgen uns um Unglück, das uns noch gar nicht sicher und gewiß ist, wir machen uns Gedanken über Menschen und Dinge, die uns eigentlich gar nichts angehen, wir grübeln über Fragen, die zu lösen gar nicht unsere Aufgabe ist und wir beginnen hunderterlei, um — wenn es halb vollendet ist — einzusehen, daß wir nicht berufen waren, es auszuführen. Aber so sehr haben wir uns an den Riesenpocken auf unserem Rücken gewöhnt, daß wir felsenfest glauben, er gehöre zu uns wie der Knochen zum Mark, oder wie der Neger zu Afrika, oder wie ein Hering zu Pellkartoffeln. Wir sehen nicht hinter uns, und das ist schlimm! Wir haben nämlich keine Augen hinten, und immerfort den Kopf drehen, ist unbequem und bringt uns leicht vorne zu Fall. Ueberhaupt, es ist wirklich ungeschickt eingerichtet, daß der Mensch nur ein paar Augen hat, nur Augen, die nach vorn sehen und keine die ihm erzählen, was hinter ihm vor sich geht.

Warum wir nur hinten keine Augen haben? — Wenn wir sie hätten, würde es keine Unglücksfälle mehr geben, kein falsches Abspringen von der Elektrischen, keine Ehe-Irrungen, keinen Sturz der Aktien und keine hinterlistigen Ueberfälle mit Revolver-Attentaten und Lyditbomben. Rußland hätte keine Revolution und Deutschland kein Zentrum. Es ist überhaupt gar nicht auszudenken, wie segensreich das wäre, wenn wir hinten Augen hätten. Aber wir haben sie nun einmal nicht! Ich weiß nicht aus welchem Grunde — ich will ihn aber fragen, den lieben Herrgott, sowie ich ihm begegne, und ich vertraue seiner Güte, er wirds mir auseinandersetzen, warum er uns nur ein paar Fenster gegeben hat. Na, kurz und gut, weil wir nun mal so mangelhaft bedacht sind, sehen wir natürlich auch nicht den Packen, der uns drückt und trotten durch das Leben wie die Kulis und werden nirgends von Herzen froh. Und wagt es doch einmal einer, so guckt er sich erst zehnmal um, ob auch kein Mensch seine Bocksprünge sieht, die er aus lauter Freude über seine Ungebundenheit in die Luft stößt und daß nur ja keine Seele die lauten Trompetenstöße seiner Ausgelassenheit hört, die er dann von sich giebt. Und kommt jemand solch einem Ungebundenen gerade einmal in die Quere, schnell markiert man dann wieder Würde und räuspert sich und flucht inwendig über die unangenehme Störung und fühlt sich wieder als Kuli und nimmt sein Päckchen oder seinen Packen (je nach dem!) und trottet weiter dahin. Mehr Rücksichtslosigkeit, mehr Ungebundenheit, mehr Selbstbestimmung, mehr Vertrauen zu unserer wahren Menschennatur, mehr-mehr-mehr Wahrheit gegen uns selbst, das ists! Wir elenden, verlogenen, heuchlerischen Menschen! Keiner gesteht sich ein, wie sehr verhaßt uns zuweilen der ganze Rummel von Pflichten ist, deren Joch wir tragen, wie Blei liegts auf uns und wir haben nicht den Mut, es irgend jemand merken zu lassen, das würde „ungebildet“ sein oder gar „unmoralisch“ und wer läßt sich mutwillig und offen zu den ungebildeten und unmoralischen Menschen rechnen? Zu denen rechnet man im günstigsten Falle wohl seine besten Freunde — und selbst die nicht einmal offen (sonst würde man sich nämlich mit ihnen blamieren!). Ueberhaupt wir leiden alle entsetzlich an dem Mangel von Civil-Courage in unserem Alltagsleben. Und wir wissen das und unser Gewissen mahnt uns oft genug, diesen ungesunden Zustand zu verlassen, aber wir tun es nicht und betäuben seine leisen Klopftöne durch ein falsches „Pflichtgefühl.“ Man braucht das Wort nur in Gedanken auszusprechen und es hat einen harten, fanatischen Beigeschmack. Was tun wir nicht alles aus Pflicht! Die widerhaarigsten, gottlosesten (weil gott-leeren) Sachen. Aus Pflichtgefühl quälen wir uns und andere unaufhörlich. Ja, wenn wir das, was wir für unsere Pflicht halten, gern und freudig täten, dann wärs freilich anders. Aber wie oft geht unsre Freude ganz andre Wege als die Pflicht uns zwingt, und das ist nicht gut, das ist wirklich nicht gut. Ich kann auch nicht glauben, daß ein wahrer Segen dabei ist. Keine Arbeit ist wohlgetan, wenn das Herz nicht dabei warm geworden ist. Kein Werk ist echt, wenn es nicht aus der inneren Freude geboren ist. Lust und Liebe zum Ding, macht alle Arbeit gering, und Widerwillen gegen eine Arbeit, die wir tun sollen, vergiftet die Hände, die sie vollbringen müssen. Man gucke nur einmal solch einem Pflichtbanausen in die kalten, leeren Augen. Man friert ja bis ins Mark der Knochen, wenn man diese kalte Hundeschnauzen-Natur nur ansieht.

Aber so sehr haben wir von Jugend auf unter der Peitsche der Pflicht gelitten, daß wir zu feige, einfach zu feige geworden sind, das Joch endgültig abzuschütteln.

Wenn jeder immer nur das täte, was er gern und mit Freuden tun möchte, es stände wahrlich besser um die einzelnen Haushaltungen, als auch die gesamten Haushaltungen der Völker und Nationen und keine notwendige Arbeit würde ungetan bleiben, ich garantiere dafür, denn jede Arbeit findet ihre Liebhaber und wieviel glücklicher würden wir alle mit einander werden!

„Freude, schöner Götterfunke, Tochter aus Elisium!“ habe ich laut hinausgesungen und es ist mein Leiblied geblieben bis auf den heutigen Tag.

* * *

Und so bin ich hineingewandert in die weite Welt und hab' meinen Weg gesucht nach eignem Geschmack und hab' die Schönheit geschaut, wo ich sie traf, und hob' die Freuden an's Herz gedrückt, so oft ich nur konnte, und bin selig geworden durch meine Freiheit.

Unartige Kinder.

Von Franziska Mann.

Wie viel Unliebenswürdigkeit und Schlimmeres hilft Nervosität im Leben Erwachsener entschuldigen! Wie wenig

berücksichtigen wir nervöse Störungen oder nervöse Belastung im Leben unserer Kinder! — Wer tief in die eigene Kindheit zurückzuschauen vermag, wird sich manch' kleinen Ereignisses erinnern, das ihm ganz unverdient Strafe eintrug. Etwa weil das Kind sich fürchtete, weil es leicht weinte, weil es heftig sein konnte, weil es nicht ordentlich aufzupassen vermochte, galt es für ein unartiges, kleines Menschlein. Allerdings gibt es eine große Zahl derber, frischer Kinder, deren Unarten aus Nachlässigkeit, mangelndem guten Willen oder andern Schwächen entspringen. Aber wie viel unartige Kinder können sich nicht ändern, wie viel junge Geschöpfe werden geradezu Opfer einer verständnislosen Umgebung! Tausende von Beispielen wären mit Leichtigkeit anzuführen.

Kluge Leute versichern ironisch, man gebärde sich jetzt, als sei das Kind von den „Neuen“ erst entdeckt. In gewisser Weise trifft die Bezeichnung „entdeckt“ auch wohl zu, denn sicherlich war es höchste Zeit, die Verteilung der Rechte und Pflichten zwischen Großen und Kleinen nachzuprüfen.

Einfache, sogenannte ungebildete Menschen können richtiges, pädagogisches Empfinden in sich entwickeln; die klügste Frau, die, weiß der Himmel wie viel, gelernt hat, kann dagegen eine stümperhafte Erzieherin bleiben. Erziehung soll stets eine gewisse Würde ausstrahlen. Selbst im Spiel und Tanz, im Frohsinn kann sie sich offenbaren.

Launen des Kindes beruhen oft auf einem ihm selbst verborgenen Untergrund. Der Erwachsene darf von sich berichten: „Heut bin ich verstimmt, geht mir aus dem Wege“. Dem Kinde ist Verstimmtheit nicht gewährt, nur Ungezogenheit. — Es ist nicht leicht, Nervosität von Unart zu trennen, jedoch als Fortschritt darf bereits der Versuch angesehen werden, des Kindes sogenannte Unart mit prüfendem Auge zu betrachten.

Dem jungen Gemüt mangelt der rechte Maßstab für ihm zugefügtes Leid. Seine Seele spiegelt schnell alles in's Unermeßliche. Die Kinderselbstmorde bestätigen des Kindes Leidensfähigkeit. Entsetzen würde manchen guten Vater schütteln, wüßte er, daß auch sein Sohn nahe daran war, sich freiwillig aus dem Leben zu stehlen.

Das Kind, mit dem kein Auskommen, bedarf tieferen Verstehens als das leicht lenkbare. Oft muß es allein ererbte Schäden büßen. Oft leidet es frühzeitig grausam an sich selbst.

Der Alltag zwingt Eltern meist, das Kind nebenbei zu erziehen. Sie beobachten es kaum in Ruhe. Z. B., daß es in der Schule zerstreut ist, wissen sie; für seine vielen Schulrügen strafen sie es. Weshalb das Kind aber schlecht aufzupassen vermag, — vielleicht, daß ein außerhalb seines Willen liegender Grund mit in Betracht gezogen werden müßte — bemühen sie sich nicht zu erfassen.

Mit keinem Wort ist die Mutter rascher da als mit ihrem: „Das darfst Du nicht“. Wäre sie doch öfter zu einem: „Das darf ich nicht“ bereit!

Erziehung hängt wesentlich mit Takt zusammen. Es handelt sich um eine Kunst, die Vereinzelten angeboren ist. Viele bringen es nie über anständigen Dilettantismus hinaus. Jedermann aber glaubt sich befähigt ein fremdes Leben zu biegen. Vater sein und erziehen können, ist durchaus nicht selbstverständliche Voraussetzung. Feinstes Verständnis der Kinderseele kann die Kinderlosen auszeichnen.

Wie plump, wie roh benehmen sich oft Eltern!

Alles bisher hier Ausgesprochene ist bekannt. Viele, welche es lesen, mögen denken: „Wenn weiter nichts Neues zu sagen blieb...“ Die Zahl gedankenarmer Eltern ist aber noch so erschreckend groß, daß dieses Selbstverständliche oft, sehr oft wird wiederholt werden müssen, bis es wirklich den Kleinen nützlich wird. Der Kinder halber ertrage ich gern den Vorwurf, nichts Neues zu sagen.

Welch' einer Fülle von Mißhandlungen — seelischen — ist z. B. das verträumte Kind oft preisgegeben. Wie viel Spott muß es hin nehmen. Erziehung zur Lüge ist nicht selten das Hauptergebnis elterlicher Weisheit. Das Kind bedarf der Unwahrheit als Notwehr.

„Woran denkst Du, Elschen? Nun, Elschen?“ Endlos sind die Fragen, denen Elschen standzuhalten hat. Einen Erwachsenen fortgesetzt mit Fragen zu belästigen, ist unfein, das Kind muß dieselben Unfeinheiten liebenswürdig hinnehmen, sonst ist es widerspenstig. Je leichter es zu heucheln vermag, je artiger ist es. Mangelhaftes Anpassungsvermögen ist ein Unglück für das schwache Geschöpfchen. Nervöse Erscheinungen im Kindesalter werden zu wenig beachtet. Die Rechtlosigkeit der Kleinen grenzt an Grausamkeit. „Ich bin der Stärkere, also ist das Recht mein.“ Nach dem Grundsatz wird nur zu oft erzogen.

Abgöttische Zärtlichkeit verdirbt nicht weniger als närrische Strenge. Gewähren lassen heilt viele Schäden besser als fortwährendes Berühren. Unterscheidungsvermögen ist der allerwichtigste Mithelfer. Dem Kinde wird im Wohltun so oft nur weh getan. Es kann nicht immer im Sinne seines Erziehers artig sein. Indem man es soweit bringt, sich vieles abzugewöhnen, schädigt man vielleicht seine besten Triebe. Das Seelenleben des Kindes ist nicht minder verletzbar als das des Erwachsenen. Aber manch eines Großen Verhalten dem Kleinen gegenüber ist so, als wäre der Aeltere gleich fertig auf die Welt gekommen. Wir kennen, auch im besten Fall, unser Kind nicht; wir können es nicht kennen. Unsere falschen Auslegungen verbiegen es. Können wir hoffen, daß ein Bäumchen, dessen zarte Rinde wir mit Tauen umschnüren, je seine ganze Schönheit entfaltet?

Je weniger Zwang dem Kinde auferlegt wird, je natürlicher muß sich sein Wahrheitssinn entwickeln. Fraglos heißt das erste Gesetz immer wieder: Individualisieren.

Sicherlich wird eine große Anzahl von Fehlern erst durch die Umgebung herausgefordert. Weshalb muß Paul essen, wenn er satt ist? Weshalb muß Lieschen Klavierstunde nehmen, trotz Fehlens jeglicher musikalischer Begabung? Weshalb kann Carl nicht ohne das Einjährige durchs Leben kommen, obgleich sein Kopf in der Schule ständig versagt?

Seelenkrümmender Zwang ist nicht dazu geeignet, lebensfreudige Menschen zu schaffen.

Das Beste, was wir Kindern mit auf die Lebensreise geben können, ist Freudefähigkeit. Wer das harte Leben kennt, der fühlt, welch' großer Vorrat an Frohsinn aufgespeichert sein muß, um später lächelnd die Wirklichkeit zu überwinden. — Ueber die Tür jedes Kinderstübchens sollte die Bitte hingenagelt sein: Schont die Jugend.

Nicht nur derjenige, welcher Menschen tötet, ist ein Verbrecher. Die frohsinnige, zarte Seele eines Kindes durch verständnislose, nie aufhörende Nörgelei lichtlos machen, ist schwere Schuld. Das ist auch Mord. — Herzenskälte vernichtet gar manchen quellenden Keim.

Ob das Kind im Verkehr unbequem ist, darf nicht ausschlaggebend bei seiner Behandlung sein. Wichtiger sei: Wie gestalte ich seine Lebenskraft aus, seine Lebensfreude, sein Wachstum. Wie helfe ich ihm die Bitterkeit des Lebens verringern? wie, daß es zuletzt dahin gelange möglichst viel in sich selbst zu besitzen? Wie schaffe ich ihm ein Zusammenströmen freundlicher Eindrücke?

Indem ich das unartige Kind fortwährend ermahne und strafe, lockere ich den Boden nicht für eine reiche Saat. Wohl aber indem ich die eigene Fortentwickelung nie außer Acht lasse. Je höher die Ansprüche, die Väter und Mütter an sich selbst stellen, je geringer wird die Zahl der unartigen Kinder in Zukunft werden.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Zehn Gebote für Kinder. Die Reformblätter, illustriertes Monatsblatt für alle hygienischen Reformen (Herausgeber Max König, Hannover), veröffentlichen ein Erinnerungsblatt, das die Stadtverwaltung von Reggio Emilia in Italien an die ausscheidenden Schüler der städtischen Schulen verteilen läßt und das folgende „zehn Gebote" für Kinder enthält:

1. Liebe deine Schulgefährten, die die Arbeitsgefährten deines Lebens sein werden.

2. Liebe die Belehrung, die das Brot des Geistes ist; sei dankbar deinem Lehrer, wie deinem Vater und deiner Mutter.

3. Du sollst alle Tage heiligen durch gute und nützliche Tat, durch eine freundliche Handlung.

4. Du sollst die guten Menschen ehren, alle Menschen achten, dich vor niemandem beugen.

5. Du sollst keinen Menschen hassen, keinen beleidigen, dich nicht rächen; aber du sollst dein Recht vertreten und dem Uebermütigen widerstehen.

6. Du sollst nicht feig sein. Sei ein Freund der Schwachen und liebe die Gerechtigkeit

7. Sei eingedenk, daß alle Güter der Erde von der Arbeit stammen; wer sie genießt, ohne zu arbeiten, der stiehlt dem Arbeitenden sein Brot.

8. Beobachte und denke nach, um die Wahrheit zu erkennen. Glaube nichts, was der Vernunft widerspricht, täusche weder dich selbst noch andere.

9. Denke nicht, daß der das Vaterland liebt, der die andern Völker haßt oder verachtet oder den Krieg wünscht, der ein Ueberrest des Barbarentums ist.

10. Wünsche vielmehr den Tag herbei, an dem alle Menschen wie freie Bürger eines Vaterlandes in Frieden und Gerechtigkeit als Brüder leben werden.

• • •

Die Balljungen. Da war ich mehrere Male am Kurfürstendamm und habe dem Tennisspiel zugeschaut. Die wohlhabenden Kinder, schön angezogen, kommen mit Racket und 6—12 Ballen, während die Balljungen in dürftiger Kleidung, oft barfuß, Handlangerdienste leisten. O, wie gern würden sie selbst auch Tennis spielen! Einige sind überhaupt nur aus dem Grunde Balljungen geworden, um sich von dem Verdienst ein Racket und Tennisschuhe zu kaufen! Andere wieder wollen und müssen verdienen, um ihr Scherflein zum Lebensunterhalte beizutragen. Ganz charakterfeste Kinder werden nun ihre Arbeit verrichten und von keinerlei selbstsüchtigen Gedanken gepeinigt werden — viele der Jungen werden sich aber eines neidischen Gefühls nicht erwehren können; und werden sie nicht auch, in der Tat, auf eine harte Probe gestellt? Da spricht man so viel von dem Ausgleich der Klassenunterschiede und von dem Bestreben, bei Kindern möglichst keinen Unterschied zwischen arm und reich aufkommen zu lassen! In meiner Jugend spielten arm und reich stets gern miteinander; wenn ein Kind sauber und brav war, hatten die Eltern niemals etwas gegen den Verkehr einzuwenden. O, wie ging es lustig zu im „Kastanienwäldchen" oder „hinter der katholischen Kirche"! Herrschaftskinder und Pförtnerskinder, alle tummelten vergnügt zusammen umher und spielten gemeinschaftlich. Die Spielwaren — meist Murmeln oder Kreisel — waren auch gar nicht so kostspielig, wie das heutzutage moderne Racket und die dazu gehörigen Tennisbälle, und hatte ein wohlhabendes Kind wirklich einmal einen teureren Gegenstand, z. B. einen Schlitten, so war derselbe doch Gemeingut, denn jeder mußte ihn ebenso gut ziehen, wie darin sitzen und sich fahren lassen.

Nun aber zu dem übelsten Punkte des Tennisspiels! Die Balljungen sehen die große, ja übergroße Menge der Bälle; das reizt, das verführt förmlich zum Diebstahl. Täglich werden so und so viele Bälle stiebitzt, sie verschwinden unversehens in die Hosentaschen oder in die Blusen der Jungen. Wie in den Warenhäusern die angehäuften, hoch aufgestapelten Gegenstände sogar solche Leute, die sich die Sachen erwerben könnten, zum Diebstahl verleiten, und zwar nur durch ihre scheinbar ungezählte, unkontrollierbare Menge, so tut es auch hier ebenfalls die kolossale Menge der Bälle. Der arme Junge denkt sich: Wo so viele Bälle sind, wird es wohl auf einen nicht ankommen und wupp! steckt er ihn ein. — Wäre es nicht viel fröhlicher, wenn die Kinder abwechselnd spielten und die herrschaftlichen Rücken auch ab und zu als Balljungen kosten würden, wie das Bücken und Bälle-Zulangen schmeckt?

Wenigstens sollte man aber den Balljungen auch einige Rackets und mehrere Bälle schenken,*) um Neid, Mißgunst und Diebstahl auf diese Art zu bannen. B. v. G.

*) Schenken? Nein! Wohl aber neben dem wohlverdienten Lohn als Prämie für die Tüchtigsten festsetzen. D. Red.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Ein hoffnungsfrohes Buch, dieses **„Buch vom Kinde"!** (Herausgegeben von Adele Schreiber, Leipzig, Teubner. 2 Bände).

Hoffnungsfroh, weil es auf allen Gebieten der Jugenderziehung ebenso herzhaft als warmherzig für die Rechte der Jugend eintritt und den Kampf gegen die alteingesessenen Erziehungsirrtümer auf der ganzen Linie aufnimmt. Es kämpft nicht durch Niederreißen, sondern indem es eine Fülle neuer Bausteine herbeiträgt, um für die Jugend ein neues, lichteres und gesünderes Heim zu errichten!

Dieses „Sammelwerk über die wichtigsten Fragen der Kindheit," kann natürlich alle die Fragen, zu deren Klärung es beitragen will, nicht erschöpfend behandeln, aber es gibt die Richtlinien an, auf denen sich die moderne Pädagogik bewegen muß; es regt zum Nachdenken auf allen Gebieten der Jugenderziehung an und bietet durch das reiche Quellenmaterial, das ihm beigefügt ist, jedem Einzelnen Gelegenheit, sich eingehender über die Fragen zu unterrichten, die ihm besonders wichtig erscheinen. Das „Buch vom Kinde" ist durch und durch ein Erfahrungsbuch und deshalb auch populär im besten Sinne des Wortes. In seiner Popularität liegt sein bedeutender Wert, denn Erziehungsbücher müssen „Bücher des Lebens" sein, wenn sie die öffentliche Meinung umbilden wollen.

„Gebt dem Kinde, was des Kindes ist," ruft das Buch auch denen zu, die unsere Schulen zu Pflanzstätten der Reaktion und des Bureaukratismus machen, und gerade der Umstand, daß unter den Mitarbeitern dieser Reformschrift die tüchtigsten Schulmänner, wie ein Kerschensteiner, (Schulrat in München) ein Lüngen, (Stadtschulrat in Frankfurt) ein Gansberg (Bremen) u. a. vertreten sind, läßt uns hoffen, daß die Stoßkraft der neuen Erkenntnis stark genug werden wird, um allmählich auch unser ganzes öffentliches Erziehungswesen umzugestalten. Bisher wurde die Reformfeindlichkeit von Seiten der Regierung immer damit begründet, daß die Schule keine Versuchsanstalt für unreife Ideen sei! Aengstliche Gemüter und Laienkreise ließen sich durch diese Scheu gründlich einschüchtern. Das „Buch vom Kinde" wird dazu beitragen, die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, daß alle Reformfragen, die hier behandelt werden, längst aus dem Rahmen der Theorie ins Leben hinaus gereift und im kleinen Kreise erprobt sind; es fehlt ihnen nur noch die Nutzanwendung im Großen! Ich weise nur auf die Förderung der sexuellen Aufklärung, des Moralunterrichts, der produktiven Arbeit in der Schule u. a. m. hin.

Mit der Ethik der Fortpflanzung beginnend, geleitet uns das „Buch vom Kinde" durch alle Stadien des werdenden Menschen bis empor zur Berufswahl. Die normale körperliche und geistig-sittliche Entwickelung und die Prophylaxe, durch welche die normalen Anlagen sich zu allseitiger gesunder Reife entfalten können, werden mit derselben Liebe zur Sache klargelegt, wie die Wege und Mittel, die dazu führen, die ungesunden und krankhaften Anlagen und Zustände zu bekämpfen, unter denen ja der weitaus größte Prozentsatz unserer Jugend zu leiden hat.

Aerzte, Pädagogen, Künstler, Volkswirte, Statistiker, Strafrechtslehrer, Leiter des gesamten Fürsorgewesens u. s. w. kommen hier zu Wort; und ihre Worte sind kein zusammenhangloses Durcheinander, sondern eine festgefügte Gemeinschaftsarbeit, weil sie alle von demselben Geiste beseelt sind, demselben Ziele zustreben: „Der Menschenbildung." Dieser einheitliche Grundgedanke verleiht dem Werke einen ganz besonderen Reiz und macht es in unserer vielbewegten und zerfahrenen Zeit zu einem erziehlichen Ratgeber ersten Ranges, sowohl für Fach- wie für Laienkreise.

Wie unendlich oft hört man heute von Eltern und auch von geübten Pädagogen den Stoßseufzer: „Wie sollen wir uns in der Praxis mit all' den neuen Erziehungsproblemen abfinden, die die Luft durchschwirren." In der Tat ist ja auch nicht ohne weiteres sichtbar, daß hinter dieser schier unabsehbaren Vielheit eine große kraftvolle Einheit steht. Wie mächtig diese Einheit alles moderne Erziehungswesen durchdringt, ist auch mir erst bei der Durchsicht des Buches vom Kinde recht klar geworden.

Auch dem „Zuvielerziehenwollen," das leider heute infolge pädagogischer Unsicherheit vielfach gebräuchlich ist, und die Lebensfreudigkeit der Jugend so sehr beeinträchtigt, tritt das Werk energisch entgegen, indem es den Hauptwert aller Pädagogik nicht auf die Einschränkung, sondern auf die Entfaltung des Charakters, auf die Erziehung zur Selbständigkeit legt. Die ganze Erziehung soll ja doch nur den Zweck haben, die Jugend allmählich ins Leben einzuführen, ihre Auffassung vom Leben zu veredeln. Deshalb sei das Buch vom Kinde all denen auf das Wärmste empfohlen, die berufen sind, der Jugend als Helfer, Freunde und Berater zur Seite zu stehen!

Ganz besondere Anerkennung verdient auch die außergewöhnliche reizvolle künstlerische Ausstattung des Werkes. Dem Geist des Guten und Wahren, dem sein Inhalt geweiht ist, gesellt sich, um die Harmonie zu vollenden, der Geist des Schönen hinzu! Möchte das Werk dazu beitragen in Zukunft der heiligen Dreieinigkeit des Guten, Wahren und Schönen überall eine Heimstätte bereiten, wo junge Herzen schlagen! Ch.



August 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Von der Entwickelung.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

II. Seraph und Luzifer.

Wer wird wohl auf Erden am meisten geliebt: die Schönen, die Berühmten, die Klugen oder die Lustigen?

Nein, sagt Ihr, die Guten werden am meisten geliebt. Warum aber? Weil sie ihren Mitmenschen das Leben am bequemsten machen und stets sanftmütig, bescheiden, freundlich und hilfsbereit sind? Diese Erklärung genügt uns noch nicht.

Warum wollen wir eigentlich gut werden? Warum streben alle danach, wenigstens den Schein des Gutseins zu erwecken? Ich fand einmal den Satz: „Die Heuchelei ist der Tribut, den das Laster der Tugend zahlt." Dieser Ausspruch weist darauf hin, wie selbst die Bösen den Schein zu wahren und das Gutsein zu erheucheln suchen — weshalb aber? Tun sie es nur aus Furcht vor dem Staatsanwalt, vor Gesetz und Strafe? Oder vielleicht zu dem Zwecke, die Anderen in Sicherheit einzuwiegen, damit sie ihnen dann um so leichter einen Schaden zufügen können? Auch diese Erklärung greift noch nicht tief genug. So ein bischen Keckheit, ja auch Frechheit und Unverschämtheit kehren manche wohl gern heraus; warum aber verbergen sie Schlechtigkeit?

Ich denke mir's so: in der Schlechtigkeit birgt sich das traurige Eingeständnis: ich bin ein Zerstörer und meine Seele liegt im Starrkrampf, in totenähnlichem Schlaf; sie kann sich nicht erheben und leben, nicht wachsen und sich entwickeln. Das Böse ist wie ein fressendes Geschwür, zermürbt die Seele, macht sie krank und breitet eine Eiseskälte über ihr Leben.

So hat Dante es geschildert, der Dichter der „Göttlichen Komödie". Er nahm eine alte Legende, die uns erzählt, daß Luzifer, der Oberste der Engel, sich gegen Gott empörte mit kalten hartgemuten Gedanken und, vom Himmel herabstürzend, in jähem Fall sich tief in die Erde einbohrte. Dante schildert nun in seiner „Hölle" weiter, wie in äußerster Ferne von Gott, dort, wo der verbrecherische Sinn, wo der Irrtums-Höllenzauber dunkelste Nacht verbreitet, Luzifer in ewigem Eise köpflings eingepfählt ist, er, der geistesstolzeste Rebell, der die ewigen Ordnungen umstürzen wollte; mit dem Wehen seiner riesigen Fledermausflügel, die keine sonnigen Höhen mehr erfliegen können, verwandelt er jeden warmen Strom, selbst die rinnenden Tränen, zu Eis und umgibt die eigne Riesengestalt mit einer eisigen Rinde.

Der Böse ist eben der Kälteste, Gefühlloseste; eisige Selbstsucht hält ihn umfangen und nichts schmelzt seinen Trotz. In der Frostwelt des Hochmuts, im kalten Hauch der Einsamkeit verkommt er; der Schmerz erstarrt zum schneidenden Hohn, der Widerspruch verhärtet sich zur Lästerung — Wärme und Leben und Aufschwungskraft erstirbt.

Wer auf Erden liebt die Eiseskälte? Ist nicht die arktische Zone menschenleer? Wird es nicht öde und einsam um jeden, der nur für sich selbst sorgt und denkt, alles zusammenrafft, was er bekommen kann, der sich gierig und schadenfroh erzeigt, absprechend, spöttisch und giftig redet und jedes wärmere Empfinden, Mitgefühl, Ehrfurcht und Liebe in sich ertötet? Es giebt so manchen, der als Luzifer in ewigem Eise haust. Auch Nietzsche nennt sich einmal mit einem erschütternden Selbstbekenntnis „eine verschneite Seele" und gesteht, daß „alles Heilige in seinem kalten Denken erfriert."

Wer, dem es wie Luzifer ergeht, möchte von sich sagen: ich bin eine tote Seele!? Wer möchte die Hoffnung auf Wärme und Leben verlieren? Und weil nur der Gute warm und lebendig ist, so wenden sich auch die Kalten der milden Zone zu, entweder heuchlerisch oder in Sehnsucht. Auch Nietzsche rief klagend in die Welt hinaus:

> „Gebt Liebe mir — wer wärmt mich noch?
> Wer liebt mich noch?
> Gebt heiße Hände
> Und Herzens-Kohlenbecken!"

Ja, alles begehrt — bewußt oder auch unbewußt und ungewollt — aus der Eiswelt Luzifers, aus den Regionen der Herzenskälte hinauf in die warme Lichtwelt, wo uns der Seraph erscheint, das Gute.

Wie gelangen wir nun aber empor und wie erkennen wir das Gute? Es ist nicht ganz leicht, den Seraph in seiner Klarheit und mit aufgedecktem Angesicht zu schauen.

Ihr werdet sagen: die Sitten und Gesetze, die zehn Gebote und alle religiösen Lehren helfen uns dazu, gut und böse unterscheiden und den Seraph erkennen zu lernen.

Woher kommen diese Gebote, Lehren und Sitten? Aus den *Erlebnissen großer Menschen*. Nachdem sie gelernt hatten, durch selige und harte Erfahrungen immer klarer zu unterscheiden zwischen dem, was *belebt* und *hinaufzieht*, und dem andern, das *zerstört* und *hinabreißt*, da gingen Gut und Böse wie ein Seraph und Luzifer hervor aus dem Heiligtum ihres Gewissens und haben, auf weißen und schwarzen Fittichen, seither die Welt umkreist. Durch tausende von Jahren spürt der Mensch, wie Seraph und Luzifer um seine Seele kämpfen; durch tausende von Jahren sucht er das Licht und flieht die Finsternis; durch tausende von Jahren arbeitet er daran, aus den *Wirkungen*, die auf alle Gedanken und Taten folgen, als feinstes Elixir das Urteil herauszudestillieren: gut oder böse. Gut und böse waren wie zwei Pfadfinder, die jeder herumirrenden Regung der Seele nachgingen und sie zurechtwiesen: *diesen* Weg mußt du gehen, zum eignen Heil und zum Heil der Anderen, dieser Weg ist der Weg des Lebens, jener der des Todes; dieser führt hinauf ins Hohe, Helle, jener hinab in eisige Finsternis.

Aber gibt es nicht viele Menschen, die es garnicht empfinden, wenn sie in die Eisregion Luzifers hineingeraten? Menschen, die alle Gebote fließend hersagen können und genau wissen, was ein Dieb oder ein Betrüger ist, die es aber gar nicht merken, wenn sie ein liebloses Wort sprechen? Menschen, die nicht einsehen, was an ihrem Wesen fehlerhaft und an Anderen rühmenswert ist?

Ich kannte eine Frau, die ihre verwaiste Nichte bei sich hatte. Das war ein braves tüchtiges Mädchen, unermüdlich tätig trotz ihrer Kränklichkeit. Allein so sehr sie sich um den Haushalt und die Tante abmühte, so wenig konnte sie es ihr recht machen; den ganzen Tag wurde sie angebrummt und hörte nie ein freundliches Wort. Die Tante sprach immer viel von guten und bösen Menschen, aber die Treue und Hingebung ihrer Nichte erkannte sie nicht und von ihrer eignen Härte wußte sie nichts. Die Nichte, deren Herz nicht verbittert war, pflegte manchmal still lächelnd zu sagen: „Und wenn ein *Erzengel* als dienstbarer Geist zur Tante käme, auch er würde bei der ersten Handreichung angebrummt werden!"

Ja — wie lernen wir das Gute erkennen? Wie werden wir uns klar über die feineren Regungen von gut und böse? Denn auch *unsere* Worte und Gedanken steigen oft aus der Frostwelt Luzifers herauf, ohne daß wir's gewahr werden; auch wir gehen oft an einem Erzengel gleichgiltig vorüber.

Oder ist der Erzengel doch mächtiger, als jenes junge Mädchen wähnte? Man müßte wohl ein Luzifer sein, um seine warme Nähe nicht endlich doch zu spüren. Habt Ihr es schon einmal erlebt, daß man in Gesellschaft guter Menschen besser wird? Daß da alles Schöne und Heilige in uns aufwacht?

Ich lernte einst eine Frau kennen, in deren Nähe es sich ganz von selbst verbot, daß etwas unfeines geredet oder eine spöttische Bemerkung hingeworfen, ein absprechendes Urteil gefällt wurde. Jeder, der zu ihr sprach, milderte seine Stimme und hatte auf einmal etwas bescheideneres in seinem Gesichtsausdruck, und gar leicht überkam ihn das Gefühl: „Was du jetzt dahergeredet hast, ist noch immer zu plump und fad' und farblos, ist noch immer nicht hoch und schön genug!" Denn die Worte der Frau waren mild und reif wie Trauben im Herbste. Wenn sie durch das Zimmer ging, war's, als zöge sie einen Lichtstreif hinter sich her, wie einer von jenen herrlichen, allzu selten erscheinenden Sternen, wie ein Komet.

Die Leute nannten diese Frau „*eine Persönlichkeit*". Was wollten sie mit dieser Bezeichnung ausdrücken? Ich glaube, sie fühlten es deutlich, daß eine *Persönlichkeit ein Stück lebendiges Leben ohne tote Stellen* ist. Es gibt genug Leute, die auch alles Zerstörende zu ihrem Wesen rechnen und sogar stolz auf ihre Fehler sind, auf Eigensinn, Hochmut, trotzige Launen und noch schlimmeres. Darum ist aber auch soviel Unerquickliches und Totes an ihnen, darum fröstelt uns in ihrer Nähe. Unsere Stimme wird rauh; der Staub der Gleichgiltigkeit liegt über allem, was wir sagen; sehr leicht schlüpft ein Spott, eine abfällige Kritik über unsere Lippen oder wir werden ungeduldig und reizbar. Solche Menschen locken uns nicht hinauf ins Hohe, Helle, sondern hinab ins Kalte, Finstre — und ihr wißt, in der Kälte schrumpft alles zusammen, nur die Wärme dehnt aus und verleiht Wachstum.

Wenn das Kind einen Erwachsenen betrachtet, und merkt, wie klein es ist, dann reckt es sein Händchen in die Höhe und sagt: „*So groß* will ich werden!" Und wenn wir vor einer Persönlichkeit stehen, fühlen wir auch plötzlich unsere Kleinheit und den dringenden Wunsch, groß zu sein. Wir Aelteren drücken es nur anders und reifer aus als das Kind und sagen: „Ich will *gut* werden." Es bedeutet dasselbe wie groß werden. Das Kind will wachsen und wir auch. *An dem Tage, wo wir im Hinblick auf einen größeren und besseren Menschen unsere eigne Kleinheit erkennen, beginnt unser Wachstum.* Dann schwebt auch der Seraph uns zu Häupten mit aufgedecktem Angesicht.

Wir müssen das Gute dargestellt sehen an einer Gestalt, die wir lieben: Dann erst wirkt es auf uns mit voller Kraft. Menschen, die uns heilig sind, erwecken alles Gute in uns zum Leben. „Ueberall *lernt* man nur von dem, den man liebt," hat Goethe einmal gesagt, und Dante hat diesen Gedanken in noch weit herrlichere Worte und dichterische Bilder gekleidet, weil für ihn die Geschichte seiner Liebe mit der Geschichte seines strebenden Geistes verschmolz. Davon will ich Euch einiges erzählen.

An einem Frühlingstage begegnete ihm — dem feinen, schüchternen, liebevoll gesinnten Knaben — in den engen Gassen von Florenz ein kleines Mädchen. Bescheiden und ehrbar kam sie daher, in ein blutrotes Gewand von der edelsten Farbe gekleidet, gegürtet und geschmückt in der Weise, die ihrem allerjugendlichsten Alter geziemt. Sie wurde von vielen, die nicht wußten, wie sie sie nennen sollten, *Beatrice* genannt, die Beseligerin. Als der Knabe den jugendlichen Engel ersah, fühlte er eine tiefe Ergriffenheit und so geschah's ihm immer, sobald er ihrer ansichtig ward. Das zierliche kleine Mädchen erwuchs zur wunderholden Jungfrau — selten nur begegnete ihr der Dichter und gar jung noch ist sie von dieser Erde hinweggenommen worden; und dennoch hat sie Dantes ganze Seele erfüllt und an sich gerissen und hat eine neue Welt in ihm auferbaut. Das erste, ihrem Andenken gewidmete Buch Dantes trug den Namen: „*Das neue Leben.*" An etwas Höheres und Reineres glauben, das ist der Weg zu einem neuen Leben. So ward Beatrice die Führerin und geistige Gefährtin seiner Jugend, obwohl er nur wenig Worte mit ihr gewechselt haben mag; und in den Jahren seiner Vereinsamung und Verbannung, in den Bitternissen und Finsternissen seiner zweiten Lebenshälfte, da hebt die Erinnerung an Beatricens makellose Seelenschönheit ihn über alle Schmerzen und Enttäuschungen hinaus, da wird die längst Verstorbene zum zweitenmal seine Retterin und Führerin und bleibt in seiner Seele allgegenwärtig bis zu seinem Tode.

Wie konnte solches geschehen? Wie ist ein so weitreichender Einfluß zu erklären? Hat Dante, der große Dichter, die jugendliche Beatrice, das schlichte und zarte Mädchen vielleicht zu einem Traumgebilde, zu einer glänzenden Phantasiegestalt umgeschaffen?

Ich glaube nicht. Vieles läßt sich erdichten: der Zauber menschlichen Wesens nicht. Nur durch die lebendig

verkörperte Macht der Unschuld und Reinheit können Menschen wirklich geläutert und emporgehoben werden. In einem schönen Gedicht Dantes heißt es von Beatrice: „**Wer zu ihr sprach, konnt nicht in Sünden leben!**“ Größeres kann von einem Menschen nicht gesagt werden und nur der behauptet's, der es erlebte.

„Die Liebe weilt in ihrem Lächeln“ und „wo sie wandelt, fährt ein Liebeswehen“, erzählt der Dichter; jede rasche und böse Zunge muß zitternd schweigen, jedes Auge sich bei ihrem Erscheinen befangen schließen; naht sie, so fühlen aller Herzen sich von Zucht und Ehrbarkeit und wundersamer Freude durchdrungen; es macht ihr Anblick jegliches Ding bescheiden und ihre weithinstrahlende Lieblichkeit umkleidet auch andere mit höherem Reiz, sodaß keine der Frauen ihr die Schönheit neiden konn. Und weiter gesteht der Dichter, daß er sich durch sie herausgehoben fühlte aus des Pöbels Scharen, aus der Menge der Niedriggesinnten, daß ihre Reinheit und Unschuld ihm Kraft gab, niemals — solange ihr Bild ihn geleitete — vom rechten Wege abzuweichen, sondern allezeit dem treuen Rote der Vernunft zu folgen. So lernte er durch sie, jedwede unreine Neigung zu besiegen.

Wer war diese holdselige Beatrice? Wir wissen es nicht — die Tochter jenes Folco Portinari in Florenz, wie man früher glaubte, war sie jedenfalls nicht. Was hat sie geschaffen und geleistet? Gewiß nichts, was im Buche der Geschichte hätte aufgezeichnet werden müssen. Des Menschen höchste Kraft und Wirksomkeit aber liegt nicht so sehr in seinen Taten als in seinem **Wesen**. Wir mögen mit Taten die Welt erschüttern: — wohnt im Innern keine Erhabenheit, so wirkt der Mensch nichts Lebendiges. Wäre in Beatrice nicht wirklich Hoheit und Reinheit gewesen, so würde der große Dante sie nicht in den Mittelpunkt der „Göttlichen Komödie“ gestellt haben: dort tritt sie uns als das Sinnbild und die Verkörperung gottschauender Reinheit entgegen, die den Dichter durch alle höchsten Bereiche des Geistes, alle Himmel der Beseligung emporgeleitet und aus dem finstern Wald der menschlichen Irrtümer errettet. Im Hinblick ouf sie läßt er alle höllischen Finsternisse der Leidenschaft hinter sich und erklimmt, dem Guten treulich nachstrebend, die lichten Höhen des Lebens.

Beatrice, die friedlich und blumenhaft lebte und starb, hat dem großen Dante doch das größte gegeben: die **Klarheit über das, was gut und böse ist.** Er, ein Dichter, der die Jahrtausende überragt, fühlte sich **klein** vor diesem einfachen Mädchen und empfand es tief, wie unfrei und eigensüchtig, stolz und leidenschaftlich, unerlöst und unvollendet er noch war. Da lernte er die Wege meiden, wo Verfall, Vernichtung und Tod ouf den Menschen lauern und lernte die Wege suchen und betreten, wo sein ganzes Wesen sich lebensvoll entfalten konnte. Und nun wurde er groß und größer, der Größten einer. Die Frostwelt Luzifers, das Reich der Selbstsucht und Herzenskälte, wo in winterlicher Starrheit die herrliche Menschenkraft verkümmert, blieb weit unter ihm. Er strebte hinauf in die Glanzwelt des Seraphs und dort wurde er ein **Schöpfer**. Schöpferisch ist nur der Gute; denn nur er fügt dem Bestand der Welt etwas hinzu, er läßt Licht und Liebe aufstrahlen und mindert die zerstörende Gewalt des Bösen. Je mehr Liebe, desto mehr Leben — ouch im Geiste!

Er kann was!

Von Lise Lippmann.

Hans stand im Garten, und grub Vater's Spargelbeet um! Das war an einem Julitage, an dem die Sonne schon jetzt um zehn Uhr morgens heiß zur Erde brannte, keine Kleinigkeit. Aber Inspektor's Hans hatte dem Vater versprochen, ihm jetzt in der Erntezeit die Arbeit abzunehmen, und was er versprach, das hielt er auch, der Hans. Er war ein strammes, grade und schön gewachsenes Bürschchen von zwölf Johren, mit offnen, blauen Augen und dichten kurzgeschorenen dunkelblonden Haaren, die ihm augenblicklich, von ehrlichem Schweiß gefeuchtet, an dem runden Jungenskopf klebten. Fest hielten seine kräftigen Hände den Spaten, und fest trat sein Fuß immer von Neuem die Schaufel in die Erde. Der Hans arbeitete gern in Feld und Garten; es war ihm eine Wohltat nach dem langen Stubensitzen und Büffeln im Gymnasium in der Stadt! Jo, Ferien — Ferien auf dem Lande, das war doch noch wos, da gab's abwechselnd frohes Schoffen im Freien, und lustige, wilde Spiele mit den Nachbars-Jungen, und Baden und Schwimmen im nahen See, und lange Spaziergänge mit Vater! Was brachte man da für einen herrlichen Hunger mit nach Hause, wie schmeckten die Schwarzbrotstullen, — und nachher schlief man die ganze Nacht wie ein Bär! — Heut Nachmittag, da wollte er es dem longen Fritz geben! Aber feste! Hans stieß in Gedanken an seinen Gegner seinen Spaten noch ein gut Teil tiefer in die Erde. Dann hielt er an, und fuhr sich mit der Hondfläche über die heiße Stirn.

Wer kam denn da an? Ach, der Pensionär der Frau Schloß-Kastellanin, „der Mondscheinprinz“, wie ihn die andern spottend nannten. Der sah aber ouch wirklich gräßlich mädelhaft aus mit seinen langen, braunen Locken, die ihm um das blasse Gesicht mit den großen, dunklen Augen hingen. Und einen weißen Anzug hatte er heut om Alltag an, und Wadenstrümpfe trug er auch noch. So ein Zieraff'! Die Frau Kastellanin hatte Vater erzählt, der junge Herr Sascha sei der Sohn eines großen Künstlers, und er, Sascha, gäbe selbst schon Konzerte. „Na, das werden schöne Konzerte sein,“ dachte Hans höhnisch. Er zuckte verächtlich die Achseln und fuhr dann in seiner Arbeit fort. Griff anpacken, — puff, die Schaufel in die Erde getrieben, — hinausgezogen, — so ging das taktmäßig immer weiter. Unterdessen war der andere Junge herangekommen; er wor ungefähr in Hansens Alter, aber der nachdenkliche Zug um den weichen Mund ließ ihn älter erscheinen. Er stand eine Weile zögernd und sah dem fleiß'gen Hans zu; dann trat er langsam näher und sagte halblaut: „Das ist wohl sehr schwer, so graben und schaufeln?“ „Na, natürlich ist das schwer,“ brüllte Hans mit der vollen Kraft seiner gesunden Lungen, „Du kannst das freilich nicht!“ „Das glaub' ich ouch, daß ich dos nicht kann,“ sagte der andere und besoh sich mit einem leisen Seufzer seine schmalen, durchsichtig zarten Hände. Dann war es ein paar Momente still. Hons schaufelte, was das Zeug hielt, und Sascha stand und sah ihm gedankenvoll zu. „Kommst Du heute Nachmittag mit mir spielen, es ist so langweilig, ganz allein, oder wollen wir spazieren gehen?“ frogte er endlich wieder in seiner sanften, ein bischen zaghaften Art: „Nein“, schrie Hans aus Leibeskräften, „heute Nachmittag verhau' ich den langen Fritz, — er hat mir gestern meinen Kreisel ins Wasser geworfen, — da kann ich Dich nicht gebrauchen! Ueberhaupt mit Dir spiel' ich nicht, Du kannst ja gor nichts, da haben die Jungen recht, Du bist zu zimperlich, Du!“ Sprach's, drehte sich um und grub weiter! Sascha stieg das Blut ins Gesicht, aber er sagte kein Wort, stand noch einen Augenblick, und ging dann langsam dem Hause zu. Hans sah ihm nach. Ob er nicht ein bischen zu grob gewesen war? Aber warum war Sascha auch als Junge von zwölf Jahren noch so ein Zierbengel, der wirklich gar nichts konnte!

Am Abend desselben Tages saß unser Hons, müde von der erfolgreichen Schlacht gegen den langen Fritz, auf der Bonk unterm Fliederbaum an der Mauer des Schlosses, und guckte nachdenklich in die vom Mondlicht übergoss'ne, sommerliche Pracht hinein. Der Vater war mit dem ersten

Volontär zum Herrn Pfarrer gegangen, um ein Spielchen Karten zu machen. Ringsumher war's schon still; vom Gesinde, das jetzt im Hochsommer schon um vier Uhr morgens aus den Federn mußte, lag alles bereits in tiefem Schlafe. Man hörte die Grillen zirpen, und hin und wieder zwitscherte ein Vogel im Traum. Auf einmal erklang ein eigentümlich zitternder Ton in die Nacht hinaus, und dann noch einer, — und dann begann etwas zu singen und zu locken, — ja, was war denn das? Hans hob erstaunt den Kopf, die Nachtigallen sangen doch im Juli nicht mehr? Und jetzt merkte er auch, daß die süßen Töne durch das geöffnete Parterre-Fenster über ihm drangen; dort wohnte der fremde Junge, der Sascha! Ohne recht zu wissen, was er eigentlich wollte, kletterte Hans auf die hohe Steinbank, ergriff mit beiden Händen das äußere Fensterbrett und zog sich mit einem kühnen Klimmzug in die Höhe; nun saß er mit baumelnden Beinen auf dem schmalen Gesims und konnte im grellen Mondschein alles deutlich erkennen. Mitten im Zimmer stand Sascha, und hielt ein kleines, braunes Ding in den Händen, das ähnlich aussah, wie die Geige, die der lahme Jochen am Sonntag im Wirtshaus zum Tanze strich. Aber das konnte doch nicht nur eine Geige sein, dieser seltsame kleine Kasten, der unter Saschas Fingern sang und klang und jauchzte und weinte? Wie sonderbar einem dabei zu Mute wurde, wie einem die Klänge zu Herzen gingen! So mußte es sein, wenn man die Engel im Himmel singen hörte, dachte Hans. Und an sein totes Mütterchen dachte er, und an seinen Vater, der nur noch für ihn, den Hans, schaffte und lebte. Und plötzlich fiel ihm der heutige Vormittag ein, und im Geiste sah er Sascha langsam den Gartenweg entlang schreiten, Sascha, der gar nichts konnte. Nichts konnte als spielen, — spielen, daß man an die alten lieben Märchen denken mußte, und an alles Gute und Schöne! Als zuletzt die Symphonie in eine einfache, schlichte Volksweise ausklang, bekam's der Hans mit dem Schlucken. Was hatte er denn da Nasses in den Augen? Doch nicht etwa Tränen? Pfui, Deixel, ein Junge und heulen! Energisch fuhr er sich mit dem Rockärmel über's Gesicht, und jetzt ließ Sascha auch den Bogen sinken. Und da war Hans schon mit einem Satz vom Fensterbrett im Zimmer, und faßte den andern bei der Hand, und schrie ihm zu: „Du, morgen spiel' ich doch mit Dir, und wer mir noch einmal sagt, Du kannst nichts, den verhau' ich, — aber feste!"

Das erste Lachen.

Als mein Bübchen heute ist aufgewacht,
Hat er mich so herzig angelacht,
Und als ich ihn auf die Arme nahm,
Der erste Laut von den Lippen kam.

Das erste Lachen, das frei sich rang
Aus fröhlichem, kindlichen Geistesdrang,
Das erste Lachen, ich hab' es notiert
Und diesen Reim dazu fabuliert.

Es war der erste Februar,
Ein heller und sonniger Tag im Jahr.
Und draußen rings lag hoch der Schnee,
Und innen im Herzen tat's mir so weh.

Und da — dies Lachen aus Bübchens Mund,
Mein Herz ward zur selbigen Stund' gesund.
Ich nahm mein Herzlieb auf den Arm,
Vergaß die Sorge und allen Harm.

Ich rief meine Frau! Und wir beide lachten
Just, weil wir beide dasselbe dachten:
Ein Bübchen, so herzig und so gescheit,
Gibt's nirgends mehr in der Menschenheit.

Fr. W. Dietert-Dembowski-Zoppot.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Auch Fische fühlen! Wer jetzt am Meeresstrande weilt, der sieht täglich, wie es einen Hauptsport der Kinder bildet, winzige Fische mit Schmetterlingskäschern zu fangen. Die kleinen Fische werden in Eimer mit Wasser getan oder auch in kleine Wasserbassins, die die Kinder sich am Strande hergestellt haben. In den Eimern schwimmen die Fische ängstlich umher, suchen sich einen Ausweg, und da sie ihn nicht finden, stoßen sie beständig mit dem Kopf an das Blech. In den Bassins mangelt es häufig an Wasser, so daß die Fische ins Trockene geraten und elend umkommen. Zu genießen sind diese winzigen Fische natürlich nicht. Ein kurzer Hinweis auf die Herzlosigkeit und Roheit diesen niedlichen Geschöpfen gegenüber genügt vollständig bei den Kindern, um Mitleid mit den Tierchen zu erregen. Es dürfte sich wohl im Interesse der kleinen Fische und auch der kleinen Kinder lohnen, künftig zu Beginn der Badesaison die Eltern in der Presse aufzufordern, den Kindern keine Netze zu kaufen, um die Kinder nicht selbst zu dieser Roheit zu verleiten.

* * *

Eine Bitte an unsere Kinder. Wenn ihr ins Grüne geht, schonet mir die Fluren und die Tierwelt! Freuet euch der schönen Natur, aber beraubt sie nicht ihres Schmuckes, zerstört und quält nicht!

Tragt nicht gar so viele Blumen weg, begnügt euch mit einem Sträußchen! Verletzet die Bäume nicht durch Abreißen der Zweige und Aeste. Wer das Schöne wahrhaft liebt, wer es weiß, wie kunstvoll Blatt und Blume gebaut sind, wird sich nie solcher Verwüstung schuldig machen. Gönnt den Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, Eidechsen und anderen Tieren ihr kurzes Leben und die über alles geliebte Freiheit! Auch das unscheinbarste Wesen hat in der Natur einen Zweck zu erfüllen und möchte seines Daseins froh werden. Ein hilfloses Geschöpf zu ängstigen, zu quälen, ist eines Menschen unwürdig!

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Ein Volk, eine Schule! Sozialpädagogische Zeitschrift zur Vertretung der Interessen der deutschen Volksschule und des deutschen Volksschullehrerinnenstandes. Herausgegeben von Martha Schumann. Halle a. S. Verlag W. & S. Loewenthal. Berlin. Vierteljährlich Mk. 1.

Daß die Vertretung der Interessen der deutschen Volksschule vor der des Lehrerinnenstandes im Ziel der neuen Zeitschrift genannt ist, scheint mir von Vorbedeutung. Denn es läßt sich nicht ganz leugnen, daß die periodische Lehrerpresse seit einigen Jahrzehnten (gewiß der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb!) ein wenig zu laut in das Schreikonzert der Interessenten nach Oertel'schem Muster eingestimmt hat. Die ersten 5 Nummern des vierzehntägig erscheinenden Blattes bestätigen in erfreulicher Weise diesen Eindruck: es weht ein Geist strenger Sachlichkeit und von starkem Idealismus (hoffentlich nimmt das niemand heute noch als Vorwurf!) durch die Blätter. Gegen die Herrschaft des Stoffes, gegen die Lebensfremdheit unserer heutigen Schulwissenschaft, gegen die Unfreiheit des Lehrerstandes — für eine Erziehung frei schaffender Persönlichkeiten, für Erziehung zur Natur, für echte Kunsterziehung, wird der pädagogische Kurs festgelegt. Die soziale Forderung der Einheitsschule und die politische der reinen Staatsschule sind schon im Titel kräftig unterstrichen. Ein Bekenntnis zur rein weltlichen Schule, unter Ausscheidung jedes Konfessionsunterrichtes, ist allerdings nach Lage der Dinge kaum zu erwarten gewesen. Zwei Monatsbeilagen: „Die Mädchenfortbildungsschule" und „Gegen den Alkoholismus," ferner die ständigen Uebersichten: „Stimmen zur Schulreform", „Aus dem sozialen Leben", „Aus der Frauenbewegung", „Aus dem Leben der Schule" u. ä. zeigen, daß die Schriftleitung mit großer Umsicht und praktischem Geschick den Zeitbedürfnissen entgegen kommt. Sehr wünschenswert wäre es, wenn diesem Streben der Herausgeber, nicht nur eine Berufszeitschrift, sondern ein Blatt für alle Eltern und besonders für denkende Mütter zu schaffen, das Interesse weiter Kreise entgegenkäme. Der Kampf geht ja auch gerade gegen die bureaukratische Abschließung der Schule und der Lehrerschaft vom Volke. Darum würde ich es freudig begrüßen und für ein Vorzeichen des Sieges halten, wenn recht viele Nichtlehrerinnen, Frauen und Männer, die da wissen, daß der Ausbau der Volksschule die Grundrißlinien für den Gesellschaftsbau der Zukunft hergibt, die neue Zeitschrift durch Abonnement und Mitarbeit unterstützten. Allzu oft wird auch in unseren Kreisen noch vergessen, daß die wenigen Markstücke, die wir, selbst wenn uns die Berufsarbeit nicht zum vollen Ausnutzen des Gebotenen kommen ließe, für solche Reformzeitschriften ausgeben, überaus produktiv angelegtes Geld darstellen. Alles Schelten auf veraltete Zustände ist ein „unnützes Maulbrauchen," wenn kein Wille dahinter steht, dem neuen Reformwerke auch ein kleines Opfer zu bringen.

— bz —



September 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

In den Tag hinein leben!

Unter euren Kameraden — ich will eurer eigenen Bescheidenheit nicht zu nahe treten — befinden sich gewiß auch ein paar „Musterschüler". Sie pflegen nicht immer sehr beliebt zu sein — ebensowenig wie das Lexikon und die Geschichtstabellen an Reiz mit dem Lese- oder Geschichtenbuch wetteifern können — aber sie sind, wie diese, gut zum Nachschlagen: „Erna, wann muß der scheußliche Aufsatz abgeliefert werden?" — „Keine blasse Ahnung!" — „Weißt Du's, Hilde?" — „Kinder, ich leide doch nicht am Größenwahn, allwissend zu sein! Fragt doch Ilse, die ist die Erste!" — Und richtig, Ilse sagt, ohne erst im Klassenbuch nachsehen zu müssen, mit einem leisen Ton tadelnden Mitleids: „Ihr wißt doch sehr gut, am Freitag!" — Na, das ist nun der Aufsatz, den man wirklich nicht so genau vorherwissen kann, wie eine Sonnenfinsternis. Aber es soll Schüler geben, die noch vier Wochen nach Schulbeginn im tiefsten Dunkel bedauernswerter Unwissenheit darüber herumtappen, ob Rechnen am Mittwoch und Sonnabend, oder am Montag und Donnerstag ist! Und die es regelmäßig vergessen, daß man am Sonnabend nach Schulschluß um 1 Uhr nochmal zur Schulandacht gehen muß, um Gott sei Dank! zu sagen.

Ja, es gibt eben Leute — und Kinder werden Leute — die rein blind in den Tag hinein leben. Die weder ein Tagesprogramm, noch einen Wochen-Stundenplan, noch einen Semester-Voranschlag, noch gar einen — Lebensplan haben!

Eigentlich ein komisches Wort: „in den Tag hinein leben". Als ob die Andern, die Vorsorglichen, Pünktlichen, Peinlichen nicht auch in den Tag hinein lebten! Aber es ist doch wohl ein Unterschied da. Die Ilse weiß schon am Sonnabend alles genau, was am Montag sein wird: 6½ Uhr aufstehen, Waschen, Kämmen; 7 Uhr 5 Minuten der Kakao, 7.25 Minuten wird sie die Korridortür schließen, um 8 Uhr auf ihrem Ehrenplatz sitzen, und dann: Religion, Französisch, Algebra, Zeichnen". Aber die Hilde! Freilich voraussagen kann man's bei der ja auch ungefähr: Verschlafen, Frühstück hinunterjagen, zu spät kommen und um 8½ Uhr entdecken, daß sie die Bücher für Englisch, Deutsch und außerdem den „Cäsar" ihres Bruders, der gerade so aussieht wie die französische Grammatik, mitgenommen hat! Also was ist der Unterschied? Die eine erlebt nur genau alles das, was sie schon vorher gewußt hat; die andere: lauter Ueberraschungen!

Hm! Da muß ich mich doch mal besinnen. Ich glaube beinahe, ich empfehle euch hier plötzlich das falsche Muster. Das sieht ja fast so aus, als ob's die Hilde vergnüglicher hätte. Da muß ich denn schleunigst hinzusetzen: es sind leider meist recht fatale Ueberraschungen, die gar keine große Freude machen. Und die Freude ihrer Eltern, wenn sie zu Ostern mit einem Zeugnis IIIb ankommt, ist, obwohl's meist keine Ueberraschung ist, auch nur ganz mäßig. Aber wenigstens das haben wir gelernt, was es bedeutet: in den Tag hinein leben. Es heißt: sich immerfort überraschen lassen. Nun müssen wir nur dafür sorgen, daß die Ueberraschungen besser werden, als bei dem Flidder und Liederling Hilde.

Aber, da fällt mir ein, ihr habt ja eben Ferien gehabt! Da hattet ihr ja das schönste: In den Tag hinein leben! Oder etwa nicht? Kein ängstliches Vorherbestimmen: Minna, ich muß morgen früh um 6 Uhr geweckt werden! Sondern drauf los geschlafen. Man weiß ja nicht, wie's Wetter wird. Pladdert's draußen — nun dann drehen wir uns noch ein paarmal auf die andre Seite. Malt aber die liebe Sonne um 5 ihre goldnen Kringel an die Gardine, dann mal raus! Wie das alles anders, frisch und neuerschaffen aussieht! Die Berge ganz sonderbar beleuchtet — im Grase die Millionen Tautropfen. Selbst der Kaffee schmeckt heute so ganz besonders gut. Und dann sagt Vater plötzlich: „Kinder, heut wollen wir mal da hinten auf den ganz hohen Berg hinauf!" Nun geht's los. Die Ueberraschungen überstürzen sich. Hier entdecken wir eine seltene, noch nie gefundene Blume, da im Walde sehen wir zwei wirkliche Rehe — und dann der Wasserfall, von dem gar nichts im „Führer" gestanden. Und oben die wunderbare Aussicht in ein ganz anderes Tal! Nun zurück — wieder ein neuer, unbekannter Weg! Und so ging's bis zum Abend, wo eine große Schüssel frische Erdbeeren, die Mutter inzwischen irgendwo listig aufgestöbert hat, die Reihe der Ueberraschungen schloß. Das war ein Tag! Den lohnte sich's, gelebt zu haben. Ganz „programmäßig", was? — und dabei — ohne jedes Programm!

Jaaa! Das waren eben Ferien, sagt ihr. Alle Tage ist nicht Sonntag — Da habt ihr nun wieder mal recht. Das wäre auch noch schöner; dann könnt's leicht kommen — (hab' ich nicht mal so was gehört? mir ist doch ganz so) — daß einmal auf den Vorschlag eines Ausflugs eine mürrische Stimme antwortet: „Ach, immer dies dumme auf die Berge rennen! Man sieht ja immer dasselbe: Gras, Bäume, Wasser, Felder — und kriegt nur müde Beine." Nicht wahr, die Stimme verdiente es, wieder — um der so nötigen Abwechselung willen — zum Aufsagen von J'aurai — tu auras — il aura . . . aufgerufen zu werden!

Wollte ich euch aber wirklich nicht mehr sagen, als das bloße „Abwechselung muß sind!“ (wie der Berliner so schön sagt)?

O nein; ich will euch das Rezept geben, wie man immer, nicht bloß in den Ferien, in den Tag hineinleben kann und doch: aus dem Tag heraus in eine schönere Zukunft lebt! Die Ueberraschungen müssen wir festhalten, das ist klar, und zwar die schönen Ueberraschungen. Nun gibt die das Alltagsleben nicht so ohne weiteres her. Da machen wir's, wie beim Rechnen: 9 von 6 geht nicht, borge ich mir was! Borgen wir uns also die Ueberraschungsfreuden. Bei wem? Nun, bei uns selbst. Ihr müßt nur reich genug dazu sein. Das seid ihr aber — ihr wißt's nur nicht! Eure Jugend, eure Phantasie, eure Hoffnungen, euer Lebensmut — das ist die Schatzkammer, aus der ihr ein ganzes Leben lang borgen könnt, ohne auf den Grund zu kommen. Seht, ich bin nun schon lange über ein halbes Jahrhundert alt — aber ich pumpe bei mir noch immer, wie ein lustiger Bruder Studio, und ich glaube wirklich, ich kann mir noch eine Weile Kredit geben. Das ganze Geheimnis ist: sich immerfort vom Leben überraschen lassen, niemals sagen aber denken: ach, das wird heute gerade wieder so ein langweiliger Tag wie gestern, nichts als Aerger und Mühe und Plage! Wer so sagt, der ist freilich fertig, bankerott. Sondern am Morgen denken: nun wollen wir doch mal sehen, was uns der Tag heute wieder Hübsches und Neues bescheren wird. Und dann kommt's wirklich. Es regnet zwar — und ich wollte heute Nachmittag gerade einen Ausflug machen: aber da seh' ich mir an, wie durstig die Erde und die Sträucher und Blumen das Naß schlürfen; man fühlt's ordentlich mit, wie's ihnen schmeckt! Oder, wenn's nun der bekannte langweilige Novemberregen ist, dann sag' ich mir: Das ist doch mal das richtige Novemberwetter; gut, daß es nicht Mai ist, da würd' ich mich schön ärgern! So hat man seine erste Freude weg. Dann fingt der Kanarienvogel so niedlich; die Semmeln sind heute ganz besonders rösch. Nun bringt die Post ein Dutzend Briefe — ein Wunder, wenn da nicht einer oder zwei darunter wären, die einem Freude machen. Und dann geht's an die Arbeit. Was gestern nicht so recht gehen wollte, sieh' da: heute geht's. — Ja denkt ihr, daß ich euch meinen ganzen Tag beschreiben will? Ihr merkt schon, was ich meine: aufpassen auf die ganz kleinen, ganz winzigen Freuden und Ueberraschungen, das ist die Kunst! Wer da immmer sitzt und auf das ganz große „Glück“ wartet, der ist, mit Erlaubnis zu sagen, ein Schaf. Der weiß nicht, daß das Glück wie eine Wiese ist: die besteht aus lauter ganz kleinen, feinen einzelnen Blütchen und Gräsern; man muß sie nur, erst jedes einzeln und allein, dann viele und dann alle mit einem Blick übersehen und riechen und sich dran freuen. Dann weiß man, wie gut sich's auf der Lebenswiese liegt.

Man braucht dabei gar nicht zu faulenzen und dem lieben Gott den Tag zu stehlen; er freut sich auch, wenn man so in ihn hineinlebt und froh und dankbar ist, und wenn mal was wider den Plan und die Absicht, die man sich gemacht hatte, geht. Denn ihr werdet doch auch nicht etwa denken, ich rate euch, euch gar keinen Plan für euer Leben zu machen? Nein, erst recht; nur muß man sich nicht gleich die Haare ausraufen, wie ein pedantischer Schulmeister, wenn der Plan mal gründlich umgeworfen wird und es gibt statt des Singens, das im Lektionskatalog steht, mal Turnen oder gar das gräßliche Rechnen und hinterher noch extra Arrest oder sonst eine wohlverdiente Aufmunterung. Am besten freilich wär's, so gut vorbereitet zu sein, daß man auf den ganzen Plan pfeifen kann und bei allem in den Tag hinein leben doch immer wohlgerüstet ist — wie es etwa unsere Muster-Ilse sein könnte, wenn sie lange genug in der Schule ist. Aber gerade die bereitet sich eben darum so gut vor. Das sollte die Hilde von ihr lernen — dafür könnte sie dann der Ilse ein bischen von ihrem Leichtmut und unbekümmertem In den Tag hinein leben abgeben, das wäre die richtige Mischung.

Denn nun kommt die andere Hauptsache im Leben: wir wollen doch auch nicht im Tage stecken bleiben, sondern uns aus ihm herausleben für den kommenden Tag. Was das heißt? Das ist doch sehr einfach. Denkt nur wieder an eure Ferien. Hinter eurem sorglosen in den Tag hinein leben und sich freuen und genießen steckte doch schließlich ein ganz vernünftiger Plan. Ihr hattet Ferien, um euch zu erholen, um neue Kräfte zu sammeln für die kommende Arbeitszeit. So habt ihr euch doch eigentlich aus euren Ferientagen herausgelebt, nicht so, wie man sich schließlich ganz aus dem Leben heraus zu Tode lebt, sondern vielmehr zu neuer Schaffenskraft. Ihr seid nicht etwa im Genießen stecken geblieben — blos Genießen macht gemein, hat schon Goethe gesagt, — sondern es hatte seinen guten Zweck. Jetzt erst kriegen wir nachträglich ein ganz gutes Gewissen, daß wir uns so gehen ließen. Wir wollen damit wieder vorwärts marschieren lernen. Und genau so ist's mit dem in den Tag hinein leben, das ich euch für alle Tage empfohlen habe. Habt ihr nicht gemerkt, daß wir uns unsere kleinen Freuden und Ueberraschungen ein bischen selbst m a c h e n mußten? Ich nannte es: bei uns selbst borgen. Das Leben ist gar nicht so liebenswürdig, uns eitel Freude und Glück auf dem Präsentierteller anzubieten und uns nur zum Zulangen zu nötigen. Nein, in allem Ernst, wir müssen's uns selbst schaffen, das ganze Glück. Nicht in dem ganz groben Sinne: arbeiten, um sich Vermögen zu erwerben, Ansehen, Ehre, eine nette Frau usw., und uns dann hinzusetzen und die Hände über den Bauch zu falten: So, nun habe ich „das Glück“ erwischt. Ach Gott, dann hat man's noch lange nicht oder nicht mehr, weil man inzwischen müde und abgearbeitet und genußunfähig geworden ist. Sondern sich aus jedem Tage und jeder Stunde einen Glückstag und eine Glücksstunde machen, die nachher alle zusammen, wenn man darauf zurücksieht, ein volles langes Lebensglück geben. Wißt ihr, so wie es im 90. Psalm heißt: „Und wenn es (das Leben) köstlich gewesen, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Denn — und das ist eigentlich das allertiefste Geheimnis, ich will's euch aber verraten, weil ihr's eigentlich doch schon wißt — alles Glück liegt einzig und allein im Schaffen, niemals in dem, was man bekommt oder was einem zustößt. Davon wollen wir gelegentlich noch ein andermal plaudern. Aber jetzt wißt ihr, wie man, während man scheinbar ein Tagedieb und Müßiggänger ist, doch ein Schöpfer einer schönen neuen Welt sein kann und der eigentliche Schmied seines Glücks. R. P.

Sterbende Palmen.

Von G e r a N a r d h e i m.

Zwischen dem imposanten Kurhause und dem schattigen Platz unter vollbelaubten Platanen, wo ich von meinem Spaziergang ausruhe, flutet die elegante Welt der Badesaison hin und wieder. Aber nicht auf dieser bunten Schaustellung von Tand und Eitelkeiten weilt mein Auge; auch nicht auf der lieblichen Bergwand, hinter der soeben die Sonne verschwunden und die mit ihrem schattigen Dunkel das Gemälde harmonisch abschließt: — ich blicke nach den beiden Palmen hinüber, welche je zu einer Seite den Fuß der steinernen Freitreppe des Hauses zieren. Zieren? — Eine traurige Zierde, ein memento mori mitten im voll pulsierenden Leben. Seit Monden sehe ich sie da nun schon standhaft und zähe mit dem Tode ringen: in viel zu enge Kübel hineingepreßt, in denen kaum die Wurzeln, geschweige denn die zur Nahrung notwendige Erde Platz finden, lechzen sie nach einem Tropfen Wasser — aber Niemand kümmert sich darum, Niemand vernimmt das hungernde und durstende Pflanzenseelchen. Nach jedem Regen — aber es regnet in diesem Jahre so selten — scheinen die armen Palmen auf-

zuatmen, wieder neuen Lebensmut zu schöpfen; um dann bei der trockenen Glut die langen gelben Wedel täglich bleicher, täglich tiefer herabhangen zu lassen; — nur oben in den Keimblättchen schimmert es noch wie leise Hoffnung und treues Ausharren.

Warum ich nicht längst etwas für die Pflanzen getan? — Als ich vor langer Zeit hier ankam mit meiner jungen, empfänglichen Seele und dem nordisch warmen Gemüt, da fragte ich nach allem, kümmerte mich um alles, und meinte überall ein bereitwilliges Ohr für meine Interessen zu finden. Heute war ich von der Nutzlosigkeit aller solcher Bemühungen im Voraus überzeugt. Vielleicht hätte ich mich hindurchgefragt, und wäre unstreitig von Jedem für leise „gestört“ angesehen worden: denn welchen Nutzen hatte ich davon, mich um das Schicksal der Palmen zu kümmern? — Hätte ich nun aber wirklich den herausgefunden, dem die Sorge dafür aufgetragen, — vielleicht existierte er garnicht einmal — so wäre es meiner obskuren, wenig einflußreichen Persönlichkeit sicher nicht gelungen, eine Aenderung der Lage herbeizuführen.

Mir fielen die Blattpflanzen in der Apotheke ein, wo ich heute zu tun gehabt. „Die Erde in den Töpfen ist ja viel zu trocken!“ hatte ich zu dem Besitzer gesagt. „Ja, der Lehrling soll sie begießen und vergißt es immer. Nun, wenn es einmal regnet, werden wir sie hinausstellen.“ (!) — „Sie lieben es sich mit Märtyrern zu umgeben,“ hatte ich mit einem Blick auf das ausgestopfte Eichhörnchen im Fenster erwidert. „Ich weiß garnicht, wie Sie es wagen das arme Geschöpf mit dem ruppigen Fell hier noch auszustellen — rührt sich Ihnen garnicht das Gewissen?“ — „Was meinen Sie? — Es hat ihm ja an nichts gefehlt!“ sagte er; und da er dann auf einen andern Gegenstand übergehn wollte, hatte ich mich bald empfohlen.

Nun dachte ich an das arme Geschöpfchen in dem engen Käfig, auf dem Fußboden dicht neben einer Tür, durch deren fingerbreite Spalte immer ein häßlicher Zugwind fuhr; — anfangs kletterte es noch munter an den Drähten und auf die Sprossen empor; dann kauerte es meist in dem schmutzigen Baumwolllappen, der sein Nest vorstellte. Wie häufig, wenn ich kam, fand ich den Futterkasten leer; dann holte ich Nüsse oder Kastanien, auch wohl ein Brödchen, in das der Lehrling, der auch immer hungrig war, stets zuerst hineinbiß. „Aber warum lassen Sie das arme Ding hungern?“ fragte ich vorwurfsvoll. „Ja, der Herr fährt mich an, jedesmal wenn ich Geld von ihm verlange: aus meiner Tasche kann ich es doch nicht ernähren. Ich wollte das Tierchen meiner Mutter bringen; — die hatte es gut gepflegt; aber der Herr will es nicht.“

Schließlich war es ein Jammer, das arme Eichhörnchen anzusehn. Die Gliederchen waren wie gelähmt, die Nägel lang und krumm verwachsen — es konnte sich kaum mehr rühren. Das letzte Mal, als ich es sah, brachte ich ihm als Frühlingsgruß einen frisch sprossenden Tannenzweig, den es aber kaum beachtete; dann holte ihm der Lehrling auf meine Bitte etwas Milch, die es gierig trank; wenige Tage darauf hat es denn der große Erlöser von seinem Quälgeist und seinen Leiden befreit.

„Ach“, seufzte ich innerlich: „die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“

Ich hätte es laut sagen können: die Promenade war ganz menschenleer geworden, nur hie und da auf den Bänken vereinzelte, armselige Gestalten, Leute aus dem Ort, welche Zwielicht und Menschenleere aus ihren Wohnungen gelockt. Dazu fuhr nun der Wind, ein Vorbote des Abends, frisch durch das Tal und mahnte zum Aufbruch.

Aber als ich dann daheim nach getaner Arbeit auf den Balkon hinaustrat, da hatte ich keinen Blick für die wunderliebliche Gebirgslandschaft, die der Mond so zauberisch mit Silberglanz umhüllte: meine Seele kehrte beharrlich zu ihrem früheren Gedankengang zurück. Vor mir aufgeschlagen lag das alte Bilderbuch; aber Frau Einsamkeit's Stimme schien mir heute tonloser und melancholischer als sonst. Wollt Ihr sie hören, die Geschichte, die sie mir erzählte? —

Es ist nun schon lange her, als meine Kinder noch klein waren, da schenkte ihnen eine Tante zwei Kanarienvögel. Es waren zwei Hähnchen, aber sie lebten in schönster Eintracht, freuten sich ihres Lebens und sangen um die Wette. Mir war das Geschenk nicht recht, muß ich gestehen: überbürdet und in Anspruch genommen, wie ich es war, fühlte ich nicht den Mut, meine Arbeit auch nur um die Sorge für zwei Vögel zu vermehren, und inwieweit man Tiere der Pflege der Kinder überlassen darf, das weiß wohl Jeder. Indessen mochte ich nicht den Griesgram spielen, und willigte ein. Eine Zeitlang ging alles gut; dann aber fing das eine Vögelchen an mit einem Auge zu blinzeln und zu zwinkern, dann mit dem andern, und schließlich wurde es ganz blind; die Aeuglein blieben wie eingetrocknet. Wie sich nun die beiden Vögel untereinander verständigt, auf welche Weise der Blinde dem Sehenden seine Not geklagt, und dieser sich über die unvermeidlichen Folgen des Unglücksfalles klar geworden: das wird für mich immer ein ungelöstes Rätsel bleiben; — denn eine Verständigung hatte entschieden stattgefunden.

Hätte der Sehende Nietzsche's Lehre gekannt, und — wie so Viele — unbegriffen in seinem Leben betätigen wollen, so hätte er das Schwache, wenn nicht gar stoßen, so doch mindestens seinem Schicksal überlassen müssen. Er aber folgte dem ewigen Gebot der Nächstenliebe und Barmherzigkeit, tat, was ihm das höchste Gefühl gab und nahm sich aufs Liebreichste des armen Kameraden an. So war der Eine glücklich durch die Fürsorge, die der treue Freund ihm angedeihen ließ, der Andere in dem freudigen Gefühl, des lieben Gefährten Not zu lindern, und trotz ihres Mißgeschickes konnten sie sich wieder des Lebens freu'n und sangen um die Wette.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Eines Morgens fand ich das Vögelchen, das sich des Augenlichts erfreut hatte, tot auf dem Boden des Käfigs. War die Nacht besonders kalt gewesen, war es von einer Zugluft getroffen worden oder was sonst? — Alle meine Versuche es wieder zu beleben blieben fruchtlos, und in meine Trauer mischte sich noch die Sorge um den armen Blinden. Aber mit jener rührenden, stillen Ergebenheit, in der die Tiere uns oft beschämen, fand er sich in sein schweres Schicksal und lernte den Weg zu Wassernapf und Futterkasten. Oft freilich pickte das arme Geschöpfchen vergebens hinein und ich mußte öfters auf Fortschaffung der leeren Hülsen bedacht sein. Hing ich ihm ein Sträußchen frisches Grün vor's Schnäbelchen, so pickte es eifrig hinein und nahm, was es finden konnte. Und dabei sang der einsame Vogel unverdrossen fort; nur konnten meine groben Menschenohren nicht verstehen, wie er gewiß dem Sehnen nach dem toten Freunde und dem Schmerz über seine Verlassenheit Ausdruck gab.

Die Pflege war nun noch mühsamer; Zeit und Kraft reichten nie zu meinem Tagewerk aus, und bei jeder Unpäßlichkeit zitterte ich um das arme, hülflose Geschöpf: hatte mir doch, als ich einst vierzehn Tage lang bettlägerig war, die Aufwärterin den Distelfink verhungern lassen, und ich konnte die Erinnerung daran garnicht loswerden. So war es mir denn nicht unlieb, als die Näherin, die öfters ins Haus kam, sich für den Blinden zu interessieren und seinem Gesange gerne zu lauschen schien, den Kindern anbot ihnen den Vogel abzukaufen. Die Leute waren jung, kinderlos, lebten nicht in schlechten Verhältnissen, und ich durfte wirklich hoffen, den blinden Sänger bei ihnen gut aufgehoben zu sehen. So schien es in der Tat. Ich fragte oft nach ihm nach seiner Uebersiedelung und erhielt stets die besten Nachrichten. Da geschah es, daß ich eines Tages bei der Näherin zu tun hatte, und natürlich bei der Gelegenheit mich wieder nach dem Vogel erkundigte. Er befand sich in der ganz mit Rauch angefüllten Küche, in welcher die Leute den Käfig aufgehängt hatten, in der Befürchtung, daß die Vorderstube zu kalt sein könnte. Ich tröstete mich mit der Hoffnung, daß vielleicht südliche Vögel so wie südliche Menschen gegen Rauch unempfindlich sein mochten, konnte aber doch nicht umhin den Käfig näher zu inspizieren, da mir das Tierchen gar zu traurig aussah. Da fand ich denn den Futterkasten voll leerer Hülsen, aber auch nicht ein Körnchen darin. Entrüstet bat ich um Futter für den Vogel — es war keins im Hause. Ich bot an es holen zu geh'n; aber die Frau dankte, sagte, daß sie gerade noch andere Besorgungen zu machen hätte, und wir gingen denn zusammen die Treppe hinunter. Auf der Straße blieb ich steh'n, sah noch, wie die Frau den Sämereiladen betrat, und ging dann schweren Herzens nach Hause.

Als ich kurze Zeit darauf wieder nach dem Vogel fragte, war er tot.

„Könnten wir dies Blatt der Erinnerung nicht lieber vernichten?“ frage ich Frau Einsamkeit, die nun auch ganz silberumsponnen um mich weilt. „Mir tut das Herz so weh, wenn mich der tote Vogel mit den erloschenen Augen so vorwurfsvoll anblickt.“ —

„Nein, das Blatt muß bleiben;“ erwidert sie leise, doch fest, „denn jeder Schmerz birgt eine Lehre.“

„Was soll mir die Lehre noch frommen?“ frage ich weiter. „Ich bin alt und müde, du weißt es. Meine Kraft ist erlahmt, mein Mut gebrochen: ich werde nun Niemand mehr retten.“

„Wirf die neue Saat aus, wenn die Ernte deiner Schmerzen reif ist! Fällt auch etliches an den Weg, auf den Fels oder in die Dornen, so fällt doch etliches auch auf gut Land und trägt Frucht hundertfältig. Möge das

neue Geschlecht, das nun heranblüht, mit schöneren Gebilden das Buch des Lebens füllen und retten, wo es not tut! Denn ach! — noch gibt es unter euch Menschen so viel — stumme, sterbende Palmen." — So sprach Frau Einsamkeit.

Prinz Staubkorn.

Es war einmal eine Tulpe. Sechs leuchtend rot und gelb geflammte Blätter bildeten einen doppelten Mauerkranz, denn drei standen innen und drei standen außen. Und die schützten sechs kleine Männchen, die waren fast blau und standen in einem Kreis und trugen große Keulen, beinahe so groß wie sie selber waren. Und die Keulen waren ganz rauh und sahen aus, als wären sie in recht dunkelblauen Streusand getaucht. Und die sechs Männchen mit ihren Keulen, die schützten die schönen Prinzessinnen, die in einem elfenbeinernen Turme in der Mitte der Tulpe verzaubert saßen. Aber wie sie sich auch anstrengten, das konnten sie doch nicht hindern, daß eine kleine goldige Biene herbeiflog, die an der Nachbartulpe eben erst ein Honigschlückchen getrunken hatte und nun auch hier ihren Durst stillen wollte. Sie setzte sich mitten auf den weißen Turm und begann vom Honig zu trinken. Nein, wie der schmeckte!

Nun war sie satt.

Was kratzte sie denn da am rechten Vorderfüßchen? Ach, nur ein wenig Staub von der Keule eines Wächters aus der ersten Tulpe. Den streifte sie rasch an einem Zierrat des elfenbeinernen Turmes ab. Und dann flog sie wieder weiter zur nächsten Tulpe, aber die Ungeschickte berührte diesmal mit dem linken Flügelchen eine der Keulen und trug so wieder etwas Staub weiter.

Aber die kleinen Wächter ließen traurig ihre Keulen sinken und schrumpften ein und vertrockneten und die Blätter im Mauerkranze verwelkten und fielen ab. Denn nun waren ja die kleinen verzauberten Prinzessinnen erlöst.

Ja, wieso denn? fragt ihr. Ei seht, das will ich euch erklären. Als das Staubkorn, das eigentlich ein verzauberter Prinz war, die elfenbeinerne Zierrat berührte, da fing es an zu schwellen und zu wachsen, bis es zur Türe kam. Und es sandte einen feinen Faden wie einen Boten in das Innere des Turms. Und der Bote weckte die kleinen Prinzessinnen und sie wuchsen und wuchsen, bis sie stark genug waren, um den Turm, der mit ihnen gewachsen und ganz grün geworden war, zu zersprengen, aber bei dieser Anstrengung sprangen sie auch herab vom Turm; ganz weit fort wurden sie geschnellt und flogen endlich zur Erde. Da ruhten sie eine ganze Weile aus und weil sie sich so angestrengt hatten, schliefen sie auch ein.

Und im nächsten Frühjahr werden sie erwachen und werden sich auch verwandeln und jede wird selbst eine Tulpe werden. Wißt ihr nun, wer die kleinen Prinzessinnen sind?

Etta Federn.

Eltern-Ecke.

Erziehung und Schulung. Der bekannte Schriftsteller und Dichter Otto Ernst wendet sich in einem größeren Aufsatze, der sich über mehrere Feuilletons der „N. Fr. Presse" verteilt und dessen reichem Anregungsgehalt wir einiges für unsere Stelle entnehmen möchten, gegen Entstellungen des großen und herrlichen Gedankens einer Renaissance der Pädagogik. Es gebe namentlich Erziehungskritiker, die nachgerade so täten, als sei jeder Eingriff in die kindliche Freiheit, auch der notwendigste und vernünftigste, ein Ausfluß bornierter Herrschsucht und ein Verbrechen am Allerheiligsten. Diese Fanatiker der Kindesfreiheit sähen das Kind nur noch auf einem Gottesthron und mäßen den Erwachsenen nur noch die Berechtigung zu, ihm ohne Unterbrechung Gold, Weihrauch und Myrrhen darzubringen. Das seien „Erziehungsanarchisten", die Phrasen schwangen. Zwang kann zum Erziehen nicht in allen Fällen entbehrt werden. Aber Ernst betont, daß er freilich in der gegenwärtigen Erziehung ein betrübendes Maß von Vergewaltigung erkenne. Man überschätzt die Macht der Erziehung, verlangt zu schnelles Reifen der Früchte der Erziehung, lebt im verhängnisvollen Wahn, daß man in ein Kind alles hineinerziehen könne, und in dem noch bedenklicheren, daß man aus den Kindern Ebenbilder seiner selbst machen müsse. „Kann man deutlicher den Willen zur Mannigfaltigkeit predigen, als es die Natur tut, die in ihren Bereichen nicht zwei Blätter von gleicher Beschaffenheit duldet? Gewiß kann es einen Vater, eine Mutter schmerzen, wenn sie an einem Kinde Tugenden vermissen, die sie selbst (wie wir annehmen wollen) besitzen; aber gewöhnlich werden sie bei näherem Hinsehen bemerken, daß dasselbe Kind dafür Vorzüge aufweist, die den Eltern nicht eigen, und wenn sie im ganzen die Ueberzeugung hegen dürfen, daß ihr Kind ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werde, so sollen sie sich heiter lächelnd mit dem Gedanken abfinden, daß es im planvollen Ganzen der Natur eine andere, ganz andere Funktion übernehme, als sie ihnen zuerteilt war. Welch' eine Unsumme von kindlicher Qual und Bangigkeit hat dieser gleichmacherische Wahn der Eltern und — der Schulen schon verschuldet."

Elterneitelkeit, die ihre Kinder zur Erreichung äußerer Auszeichnung in der Schule peitscht, ist eine der schlimmsten Schädigungen. „Nicht den Ruhm unserer Kinder haben wir zu suchen, sondern ihr Glück, und zwar ihr Glück im besten Verstande, nämlich Heiterkeit und Ruhe des Herzens. . . . Ich bestreite entschieden, daß es Aufgabe des Kindes ist, fortgesetzt seine Kräfte auf das äußerste anzustrengen. Es mag gut und notwendig sein, daß es hin und wieder einmal den vollen Ernst einer schweren Arbeit und eines erschöpfenden Kraftverbrauchs kennen lerne; aber das soll gewiß nicht die Regel sein, soll sogar nur selten geschehen. Ich bestreite nämlich auch auf das entschiedenste, daß derjenige Mensch am besten auf den Kampf des Lebens vorbereitet wäre, der schon als Kind in der Regel seine volle Kraft habe hergeben müssen. Ich behaupte vielmehr, daß derjenige Mensch der stärkste ist, dessen Herz sich in der Kindheit vollgesogen hat von Lebensfreude und Lebensmut. Eine selige Kindheit ist ein unerschöpfliches Kraftreservoir, ist ein Kapital, das bis in die Todesstunde Zinsen trägt und von der Erinnerung noch täglich vermehrt wird. Wenn der Glaube an den Wert unseres Daseins nicht im Lande der Kindheit wurzelt, so treibt er überhaupt keine kräftigen Wurzeln mehr."

* * *

Im Anschluß hieran sei auch auf einen im Juliheft der „Deutschen Revue" erschienenen Artikel hingewiesen, in welchem Prof. With. Ostwald sich in bemerkenswerter Weise über unsere heutige Schulmethode und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung der Schuljugend ausspricht. „Vor einer Reihe von Jahren", schreibt der berühmte Naturforscher u. a., „gelangte durch die Vermittlung eines meiner Schüler die Frage seitens der japanischen Unterrichtsverwaltung an mich, auf welche Weise man möglichst frühzeitig beim Unterricht diejenigen Schüler erkennen könne, aus denen nachher etwas Erhebliches werden würde. Es handelte sich hiebei um die Verwendung ausgedehnter Stipendien, durch die besonders leistungsfähige junge Männer unabhängig von den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern entwickelt werden sollten, und der gewissenhafte Beamte, der sich jene Frage gestellt hatte und nach einer Antwort für sie suchte, strebte eine möglichst zweckmäßige Verwendung der Mittel an. Mich frappierte die gegenständliche Zweckmäßigkeit der Fragestellung und ich habe wiederholt und intensiv über ihre Beantwortung nachgedacht, wobei ich meine Erfahrungen als Lehrer an recht verschiedenartigen Lehranstalten in Betracht zog. Das Schlußergebnis war, daß solche Schüler in erster Linie Förderung verdienen, die nicht mit dem zufrieden sind, was ihnen die Schule an Wissen und Erklärung bietet. Kommt der Schüler zu seinem Lehrer (oder falls dieser, was leider sehr häufig ist, ihm kein Zutrauen nach solcher Richtung einflößt, zu andern) mit Fragen, die über das von der Schule Gebotene hinausgehen, so ist dies bereits ein Grund, auf ihn aufmerksam zu sein. Es ist dann nicht schwer zu entscheiden, ob dieses Fragen wirklich daher rührt, daß das Zusammenhangsbedürfnis des jungen Geistes nicht befriedigt worden war, oder ob es sich um irgend eine andere, zufällige Ursache handelt. Im ersten Falle ist die wichtigste Vorbedingung für den künftigen selbständigen Denker, also auch den Forscher gegeben. Diese besteht in der Neigung und Fähigkeit, zu den Erscheinungen selbständig Stellung zu nehmen. Es tut einem das Herz weh, wenn man sehen muß, wie der Schulbetrieb unwillkürlich und willkürlich immer wieder in Formen gedrängt wird, die gerade das Gegenteil von dem bewirken, was not täte. Das Ideal der Schule ist der stille, fleißige und vor allen Dingen gehorsame Knabe, der gleichförmig in allen Fächern das „Klassenziel" erreicht und dem Lehrer nach keiner Hinsicht Mühe macht. Aber wenn sich Gelegenheit bietet, einen Blick in die Schulzeit der spätern, großen Männer zu tun, so erfahren wir, wie außerordentlich häufig diese die Schmach ihrer Klasse, die Sorge ihrer Lehrer und jedenfalls höchst unbefriedigende Schüler gewesen sind. Man darf hier nicht mit dem Einwande kommen, daß es sich um Ausnahmen handelt. Wenn der übliche Schulbetrieb so gänzlich an denen versagt, die zu den größten Leistungen geboren sind, so kann man vernünftigerweise daraus nur schließen, daß er bei den Mittelmäßigen noch klägliche Erfolge erzielt, nur daß diese sich nicht widersetzen und daher ihren Weg in Frieden machen."



Oktober 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Warum helfen wir einander?

Von Lilli Jannasch.

Schon in der höheren Tierwelt finden wir die Hilfskraft ausgebildet. Ihr habt gewiß alle schon beobachtet, wie z. B. die Vogeleltern sich für ihre Jungen opfern. Erst verrichten sie das mühselige, langweilige Brutgeschäft, und wenn die Jungen ausgekrochen sind, dann gibts Käfer, Mücken und Würmchen zu erhaschen; von früh bis spät hetzt sich das Elternpaar ab, um die hungrigen Schnäbel der Kleinen zu füllen. Und dann kommt die Zeit des Flüggewerdens, das ist eine Angst und Sorge für die Alten!

Und bei den Säugetieren ist die Aufzucht der ganzen Brut häufig noch viel schwerer. Was würde wohl geschehen, wenn alle Tiereltern sich plötzlich verabreden würden, nicht mehr für ihre Nachkommenschaft zu sorgen? Dann hätte es bald ein Ende mit der ganzen höheren Tierwelt, denn die Jungen würden elend zu grunde gehen. Aber auch wenn die Tiere groß sind, helfen sie sich vielfach; jüngst hat ein russischer Schriftsteller ein großes Buch veröffentlicht, in dem er schildert, wie die sibirische Tierwelt, besonders die Vögel, sich ganze Hilfssysteme ausgedacht haben, um sich vor den Ueberfällen ihrer Feinde zu schützen.*)

Läßt sich nun schon beweisen, daß die Tierwelt nicht ohne gegenseitige Hilfe auskommen kann, wie viel mehr gilt dann erst „das Helfen" in der Menschenwelt, die so unendlich viel verwickelter ist! Denken wir nur daran, wie viele Jahre ein Menschenkind braucht, bis es so weit ist, daß es sich *selber helfen* kann! Denkt an Euch selbst, wie viel Hilfe Ihr noch täglich in Anspruch nehmt, trotzdem Ihr doch schon ganz vernünftige kleine Personen seid und manches gelernt habt. Und nun erst die Säuglinge, die hilflos in ihrer Wiege liegen! Wie müssen sie bedient werden, bis sie soweit sind, daß sie allein gehen, und essen können, bis sie sprechen gelernt haben u. s. w. Was würde wohl aus allen Kindern werden, wenn die Mütter, Kinderfrauen u. s. w. eines Tages streiken würden?

Und dann kommt die Schulzeit! Ihr wißt ja am besten, wie sich die Lehrer mit Euch haben quälen müssen, bis Ihr lesen, schreiben und rechnen gelernt habt. Und jedes Jahr muß der Lehrer seine helfende Kraft erneuern, um die Schüler vorwärts zu bringen. Jetzt wo Ihr all die schönen Geschichtsbücher und Dichterwerke lesen könnt, die Euch soviel Freude und Genuß verschaffen, denkt Ihr gewiß nicht mehr an die Mühe und Arbeit, die der Lehrer einst mit Euch hatte, als er Euch das Lesen beibrachte!

Aber nicht nur das Können, was wir im Hause und in der Schule erwerben, verdanken wir der Hilfskraft unserer Mitmenschen, sondern später, im Berufsleben, sind wir erst recht auf ihre Hilfe angewiesen. Der junge Handwerker geht in die Lehre, d. h. er muß sein Können durch die Hilfe der älteren Kollegen lernen, ähnlich geht es dem Techniker. Der Student geht zur Universität, um zu erlernen, was die Männer der Wissenschaft entdeckt und erfunden haben, damit er auf dieser Grundlage weiter arbeiten kann! Ueberall, wo wir hinsehen, ist die jüngere Generation auf die Hilfe der älteren angewiesen.

Wie steht es nun aber mit unserem täglichen Lebensbedarf? Wie viel Menschen müssen arbeiten, um unsere Kleidung und Nahrung herzustellen! Wir brauchen, um nur einen Begriff davon zu bekommen, nur einmal an die Herstellung der Baumwolle zu denken, die wir als Wäsche tragen. Millionen von fleißigen Negerhänden bauen und ernten alljährlich die Baumwolle in Nordamerika, dann wird sie als Rohmaterial auf die Ozeandampfer verladen, in unsere Seehäfen überführt, an die großen Spinnereien verkauft und dort verarbeitet. Später gelangt sie in Webereien, wo wieder tausende von Männern und Frauen an den Webstühlen arbeiten, und endlich wird sie durch die Näherinnen zum endgiltigen Gebrauche fertig gemacht. Welche Kette menschlicher Hilfskraft und Arbeitsfülle rollt sich da vor unseren Augen auf, wenn wir bedenken, daß fast alle unsere Bedarfsartikel eine ähnliche Geschichte haben! Wer darf da noch sagen: „Was gehen mich die Anderen an, ich brauche sie ja nicht!" Wahrlich, wer so töricht schwatzt, sollte einmal ein paar Jahre auf eine einsame Insel, wie Robinson, verbannt werden, da hätte er Zeit, über die Oede und Trostlosigkeit der Einsamkeit nachzudenken!

Aber nicht blos die Mitmenschen bilden eine unlösbare Kette von Helfenden, sondern die Hilfskraft reicht bis in die fernste Vorzeit zurück, beruhen doch alle unsere Kenntnisse und Fortschritte auf dem Kämpfen und Ringen unserer Ahnen und Urahnen. Reichen doch z. B. die Anfänge der Naturwissenschaften, aus denen unsere ganze heutige Technik hervorgegangen ist, in die altägyptische und indische Kultur zurück. Später haben die praktischen Denker die Wissenschaften weiter entwickelt und ausgangs des Mittelalters haben die Vertreter der Wissenschaften Jahrhunderte lang

*) Kropatkin. Die gegenseitige Hilfe im Kampf ums Dasein.

mit der größten Selbstaufopferung den Kampf gegen Aberglauben und Unwissenheit weiter geführt und dadurch die Grundlage für den ganzen modernen Fortschritt geschaffen.

Auch die meisten großen Kunstwerke, die unser Leben verschönen, die Denkmäler der Baukunst, die Malerei, Musik, die Dichtungen verdanken wir zum größten Teil früheren Generationen.

Ihr seht also, je mehr wir uns in der Welt umsehen, desto klarer wird uns das tiefsinnige Wort: „Helfet Euch untereinander."

Wir würden aber durch die Riesengeschenke, die uns die Vergangenheit und Gegenwart an Hilfskraft gemacht hat, schier erdrückt, wollten wir nur immer Empfänger sein. Glücklicherweise hat aber jeder von uns die Kraft, die Gabe und die beste Gelegenheit, tagtäglich Anderen, Schwächeren in reichem Maße zu helfen. Denn was auch die Vergangenheit und die Mitwelt an Hilfe geleistet haben, es bleibt für die Zukunft noch unendlich viel zu tun übrig. Ja man könnte sagen, daß der Schrei der Menschheit nach Hilfe täglich stärker wird, weil die Menschen feinhöriger werden.

Jeder Tag bietet uns allen so zahllose Gelegenheiten, unsere Hilfskraft zu üben, daß man sie garnicht alle in Worte fassen kann. Ich meine hier nicht etwa ein Geben und Helfen mit Almosen, sondern die persönliche Hilfe, die wir Geschwistern, Mitschülern, Eltern, Lehrern, Dienstboten, kurzum allen Menschen, mit denen wir in Berührung kommen, zuteil werden lassen können. Da heißt es eben „sehen lernen, wo es fehlt, und nicht immer nur an die eigene Bequemlichkeit denken!" Denn auf die Hilfe im Kleinen kommt es an; wer die nicht lernt wird sich auch später auf die Hilfe im Großen nicht verstehen.

Aber auch um der eigenen inneren Zufriedenheit willen müssen wir uns im Helfen üben. Denn alle wahre Freude und alles wahre Glück ist nur da zu finden, wo es ein fröhliches Helfen giebt. Freude und Glück sind Chorgesänge, keine Solopartieen, und wer da allein sein Liedchen vom „Selberessen" pfeift, der wird vielleicht fett am Körper werden, aber seine Seele wird kümmerlich und freudlos zusammenschrumpfen und er wird einst verlassen sterben — verlassen, weil die falschen Schätze, die er gesammelt hat, ihm weder sein Leben noch sein Sterben verschönern und erleichtern können.

Jeder wahre Fortschritt im Zusammenleben der Menschen bedeutet einen Fortschrttt in der Hilfskraft. Denken wir an die Entwickelung der der Armen-, Kranken- und Waisenpflege, der Jugendfürsorge, der Alters- und Invalidenversicherung, der Gefangenenfürsorge usw. Alle diese Bestrebungen, haben sich heutzutage ins Unendliche entwickelt, weil die Menschheit immer mehr zum Bewußtsein gelangt, daß alle innere und äußere Not auf Erden nur bekämpft werden kann, wenn die gegenseitige Hilfe immer feiner ausgebildet wird. Die gegenseitige Hilfe ist der eigentliche Kitt des Zusammenlebens, ohne dieselbe würde unsere ganze Kultur zerfallen. So wenig man ein Gebäude errichten kann, ohne die Bausteine durch Märtel fest miteinander zu verbinden, sodaß einer den andern hält, so wenig kann die Menschheit sich entwickeln, ohne sich auf gegenseitige Hilfe zu stützen.

Schwache Kinder.

Von Laura Frost.

Die Frage, ob anstelle der naturgemäßen Familienerziehung für die schwachbefähigten Kinder — denn nur von diesen, nicht von den schwachsinnigen möchte ich hier sprechen — die Anstaltserziehung einzutreten habe, beschäftigt in hervorragendem Maße die Pädagogen und die Aerzte. Oft fehlt es den Eltern an dem rechten Verständnis, mit dem schwachen Kinde umzugehen und oft gestatten es ihre wirtschaftlichen Verhältnisse nicht, ihm die geistige und körperliche Pflege zukommen zu lassen, die es so viel nötiger und reichlicher braucht, als das normale Kind. Wo es sich um sittlich entartete Eltern handelt, bietet das Fürsorgegesetz die Möglichkeit, das Kind ohne Weiteres der Anstaltspflege zu übergeben.

Die Eltern, die ihr schwach begabtes Kind gern bei sich behalten möchten, um ihm den ganzen Reichtum ihrer Liebe zuteil werden zu lassen, sollten ein kleines, soeben erschienenes Buch lesen „Unsere Lieblinge", von A. Kankeleit. Ein unverheirateter Lehrer hat es geschrieben, aber seine Worte sind zart und liebreich wie die einer Mutter und machen das Herz warm.*) Schon daß er diese Kinder, diese Sorgenkinder „Unsere Lieblinge" nennt — wie nahe tritt er damit jedem Mutterherzen!

„Fragst du eine Mutter: „welches Kind hast du am liebsten?" so wird sie dir stets das bezeichnen, das ihr am meisten Mühe und Arbeit macht, das von andern zurückgesetzt wird, das sich unglücklich fühlt. In diesem Sinne gebrauche ich die Bezeichnung „Unser Lieblinge.""

Mit zartem Verständnis begreift er das Leid der Kindesseele und möchte ihr helfen; und immer wieder ruft er die Liebe und Geduld des Vaters und der Mutter an. Aber er ist fern von jeder Verweichlichung.

„Das Herz des Erziehers muß weich sein; aber die Hand, die Leitung fest und sicher, wenn er zum Ziele kommen will. Mit weichlicher Verzärtelung ist keinem Kinde gedient. Aber Härten müssen wir vermeiden, Härten, die kommen müssen, wenn wir die Kraft dieser Kleinen überschätzen."

Vor einer solchen Ueberschätzung der Kindeskraft will sein Buch warnen; eine Anleitung möchte es geben, die Ursachen vieler Kinder- und Muttertränen zu ergründen, und Mittel zur Abhilfe zeigen. — In der Hauptsache hat das Buch Kankeleits den Zweck, den Eltern zu zeigen, wie sie ihren Kindern bei den Schularbeiten helfen sollen. An der Hand von Tatsachen zeigt er, wie oft von einem Kinde mehr verlangt und erwartet wird, als es nach seinen Anlagen leisten kann, und welche unverantwortliche Quälerei und Mißhandlung dies für ein Kind bedeutet.

„Vor mein Auge tritt hier ein Leben voll ungezählter Augenblicke der Sorgen und der Angst, des Kummers und des Schmerzes und der grenzenlosen Verzweiflung. Und meine Gedanken schweifen von diesem einen Kinde zu den vielen Tausenden hinüber, die in gleicher Weise — vielleicht nicht in ganz so unsinnigem Maße — behandelt werden, und die darum nicht etwa weniger leiden, weil nichts davon in die Oeffentlichkeit kommt, kein Fremder etwas von ihren Qualen erfährt. Ist es nicht natürlich, wenn ich versuchen will, zu zeigen, wie ihnen geholfen werden könnte?"

In siebzehn Abschnitten, die den Leser bald in die Kinderstube des Volksschülers, bald in die des Schülers der höhern Lehranstalt führen, offenbart der Verfasser in innigster Hingabe zur Sache seine Ansichten und seine Ratschläge. Er beweist, daß „etwas erreichen" mehr wert ist, als „vieles wollen," daß durch Ueberanstrengung alles verloren wird, daß ein einfacher Beruf besser und nutzenbringender ist, als eine Stellung, in der man sich unglücklich fühlt, weil man ihr nicht gewachsen ist. Er fordert immer wieder Geduld und Langmut und Zartheit, zeigt immer wieder die Hilfsbedürftigkeit und die Liebessehnsucht der Kinderseele und ihren trostlosen Jammer, wenn sie auf sich selbst zurückgedrängt, keinen Ausweg aus der Verwirrung oder ihrer Betrübnis findet. „Wann dürfen wir ein Kind aufgeben? fragt er in einem Kapitel, und seine Antwort ist: „Kein Kind, auch das von Grund auf verdorbene, ist gänzlich und für immer verloren, solange noch ein kleiner Grad geistiger Gesundheit, d. i. Bildungsfähigkeit übrig geblieben ist." „Gib deinem Kinde eine Heimat" ruft er an anderer Stelle, und er meint damit, daß das Kind sich heimisch fühlen soll, sei es in einem heimlichen Eckchen, oder in seinem Verkehrskreise oder in lieben Gewohnheiten. Daß er als Helferin bei den Schularbeiten neben Vater und Mutter die un-

*) Unsere Lieblinge in Haus und Schule von A. Kankeleit, Gumbinnen. Verlag C. Sterzel. Preis 1 Mark.

beschäftigte Tochter der besser situierten Stände anruft, ist sehr zeitgemäß in den heutigen Verhältnissen. Eine große Kulturarbeit würde geleistet werden, wenn jedes wohlhabende Mädchen ein unterstützungsbedürftiges Kind der Volksschule bei seinen Arbeiten unter ihre Aufsicht nähme. Sie würde dadurch keiner bedürftigen Schwester Konkurrenz machen und wesentlich dazu beitragen, den Klassenzwiespalt zu überbrücken.

In manchen Familien ist es jedoch unmöglich, doppelte Fürsorge in leiblicher, geistiger und seelischer Beziehung dem schwachen Kinde zukommen zu lassen. Kränklichkeit oder Nervosität der Mutter, ein durch Verhältnisse bedingter unruhiger Lebenszuschnitt oder andere Ursachen verhindern eine ruhige Behandlung. In solchem Falle ist die Anstaltserziehung als eine besondere Wohltat für das Kind anzuerkennen. In vortrefflicher Art bemüht man sich dort, gute Erfolge zu erzielen und bietet namentlich in betreff der gesundheitlichen Beeinflussung günstigere Heilbedingungen, als die Familie es zu tun imstande wäre. Dr. Trüper, der Leiter des Erziehungsheims und Kindersanatoriums auf der Sophienhöhe bei Jena sagt:

„Es ist nicht einerlei für die Gesunderhaltung der Seele, ob die Kinder bald dem Straßenlärm ausgesetzt sind, bald innerhalb des Hauses sich durch Spiel und Beschäftigung Zeitvertreib verschaffen, oder ob sie auf sonniger und waldiger Bergeshöhe oder innerhalb eines ruhig gelegenen Parkes bald spielen wie spazierengehen, bald durch Pflege dieses Parkes oder ihres eigenen Beetes sich erholend beschäftigen können; ob sie im Winter in der Schulpause fröstelnd sich im eingeschlossenen Hofe drücken, oder ob sie mit ihren Rodelschlitten mutig und freudig einige Male den Bergabhang hinuntersausen.“

Die Natur wird also dort als Heilfaktor benutzt, die Natur mit ihrem erfrischenden, Leib und Seele kräftigenden Atem. Gartenarbeit, Spaziergänge, Schlittschuhlaufen, Baden, Turnen — alle Forderungen der modernen Hygiene helfen mit, den jungen Körper in anregender Tätigkeit zu halten und die Gedanken auf die freundlichen Erscheinungen der Natur zu lenken, auf ihre ewigen Gesetze und ihre wunderbare Schönheit. Das Leben in der Natur gibt heitere Ruhe und hält trübe Stimmungen fern; nicht genug kann dieser erzieherische Einfluß betont werden, den sich in richtiger Erkenntnis alle diese Erziehungsanstalten zu Nutze machen, und der für die Stadtkinder in so beschränktem Maße nur zu haben ist. Eine richtige Ernährung und ein richtiges Maß von geistiger Anstrengung neben der körperlichen ist die Hauptsorge jeder Anstaltserziehung. Oft ist der schlechternährte Körper Mitursache, oft Hauptursache der geistigen Minderwertigkeit des Kindes und eine mehrstündige geistige Anstrengung ohne Erholungsstunden dazwischen, wie sie sich in unsern öffentlichen Schulen nicht vermeiden läßt, der Grund zu den ungenügenden Leistungen des schwachen Kindes.

Da diese Anstalten die ganze Erziehung des Kindes in Händen haben, die der Schule sowohl, wie die des Hauses, so dient der Unterricht nicht blos der Entwickelung der Intelligenz, sondern auch der Veredelung des Gemüts und des Charakters und soll dazu beitragen, die Zöglinge im spätern Leben je nach Anlage in höherem oder geringerem Grade praktisch brauchbar zu machen, sie das Leben in Familie, Gemeinde und Staat soweit als möglich verstehen zu lehren, um sich später als dienendes Glied einreihen zu können.

Es vereint sich somit die Erziehung in Hilfsschulen, im Hause und in Anstalten zu dem gemeinsamen Zweck, diese schwachen Kinder, die bisher oft als untauglich am Wege stehen blieben, zu guten, nützlichen, zufriedenen Menschen zu erziehen, sie, soviel es geht, selbständig für das Leben zu machen und ihnen damit auch einen Teil von Erdenglück zu verschaffen. Denn dieses Glück liegt für Jeden doch zumeist in dem Ausleben, das heißt in der fleißigen Betätigung der ihm verliehenen Anlagen und in dem befriedigenden Bewußtsein, sich und Andern damit zu dienen.

Die Sterne.

Von Laura Härlin.

Großmutter hatte so strahlende Augen; wenn sie eine Geschichte erzählte, glänzten sie, daß die Kinder oft verwundert aufblickten, und die kleine Hanna rief: „Großmutter, deine Augen leuchten wie Sterne!“ Dann bekamen sie noch helleren Glanz, und die Großmutter drückte still ihren Liebling ans Herz.

Wißt Ihr, wie Großmutter zu diesen strahlenden Augen kam? Ich will es Euch erzählen:

Großmutter war eine kleine ungeschickte Trudel gewesen — manchmal ein wenig trotzig und verdrossen, wenn etwas nicht ganz nach ihrem Sinn ging; und wenn sie sich Mühe gegeben hatte, und es war ihr doch etwas nicht gelungen, sie wurde etwa noch gar von Eltern oder Lehrer getadelt, so konnte sie ein richtiger Trotzkopf sein und bildete sich fest ein, sie könne es doch keinem Menschen recht machen. Wenn sie aber dann abends vor dem Schlafengehen noch in den ruhigen, funkelnden Abendhimmel hinaufsah, und der Mond so friedlich hell auf sie herabblickte wie ein alter Freund, da wurde es ihr so weich ums Herz, daß sie nur den einen Wunsch hatte: „Wenn ich's doch auch einmal recht und gut machen könnte!“

So hatte Trudel auch eines Abends trostlos am Fenster gestanden und dann mit leisen Tränen im Bett gelegen, bis ihr endlich die Augen zufielen. Da kam auf einmal ganz sacht der Mond zu ihr ins Zimmer, lächelte sie freundlich an, streichelte ihr mit sanftem Strahl die Wangen und trocknete die letzten Tränentröpfchen. Dann sagte er liebevoll: „Mußt nicht traurig sein, Trudchen. Nur Mut! so wird alles gut und recht. Und weil Du immer vertrauensvoll zu mir hinaufschaust, hab ich Dir etwas mitgebracht. Sieh her, zwei Sterne von den schönsten, hellsten, die ich habe. Sorg nur, daß Du sie immer blitzblank geputzt erhältst, dann wird's Dir gut gehen.“ Nun nahm er die Sterne und legte sie in ihre Augen. Trudel war so erfreut und befangen vor Glück, daß sie sich kaum klar wurde über das, was vorging, und plötzlich war der Mond wieder verschwunden.

Trudel wachte auf und sah verwundert um sich. Ihre Mutter stand am Bett, sie zu wecken, damit sie nicht zu spät zur Schule käme. Trudel schlüpfte hurtig aus den Federn und war bald angekleidet. Aber erst als sie ruhig beim Frühstück saß, kam ihr die Erinnerung an das im Traum erlebte. Und als ihr Bruder Hans sie anstieß: „Trudel, an was denkst Du? Du hast ja ganz glänzende Augen“ — da wußte sie es ganz gewiß, wirkliche Sterne hatte ihr der Mond in die Augen gelegt! Sie erzählte nichts von ihrem Erlebnis, Hans würde sie nur verlachen; aber das nahm sie sich fest vor, sie wolle den Rat des Mondes befolgen und ihr kostbares Kleinod glitzernd hell verwahren.

Das hielt sie auch. Wenn ihr Trotzköpfchen sich regen wollte, schnell putzte sie die Sterne blank und sah wieder munter und hell in die Welt; und wenn ein Kummer sie drückte, so war sie sorglich bedacht, das Rechte zu tun, daß die Sterne sich nicht trübten. Allabendlich stand sie am Fenster, schaute nach dem Mond aus und zeigte ihm fragend die Sterne: „Sind sie auch blitzblank und rein?“ — und es schien ihr, als lächle ihr treuer Freund sie zustimmend an.

Nun ging's ihr allezeit gut — Jeder hatte die heitere Trudel lieb und Jeder wandte sich an sie mit ihrem treuen, guten Herzen. So wurde Trudel groß — und wurde alt — und saß als Großmutter im Kreis von Kindern und Enkelkindern, von allen geliebt und verehrt. Stets hielt sie ihre zwei Sterne hoch und hatte im Alter den Traum aus der Kindheit nicht vergessen. Wie damals, so stand sie auch jetzt noch jeden Abend am Fenster und suchte den Mond wie einen alten Freund.

So legte sie sich auch eines Abends zur Ruhe, nachdem sie ihren Gruß hinausgeschickt zum klaren funkelnden Himmel. — Leis und sacht wie damals kam der Mond ins Zimmer und beugte sich über die schlafende Großmutter: „Trudel," sagte er freundlich, „hast meine Sterne fein gehalten! Blitzblank strahlen sie, so hell, daß ich sie gern wieder am Himmel haben möchte." Da lächelte Trudel selig und sagte: „Ich bringe sie Dir selbst hinauf."

Als am Morgen Klein-Hanna nach ihrer Gewohnheit die Großmutter zum Frühstück holen wollte, lag diese noch im Bett und schlief — und schlief so fest und tief und lächelte wie im Traum — sie war tot. —

Am Abend standen die Kinder am Fenster und sahen nach den Sternen, so wie sie es mit der Großmutter getan; da sagte Hanna: „Großmutter ist doch jetzt da oben, nicht wahr, Mutter? Ich glaube, die zwei hellen Sterne dort sind ihre Augen, die jetzt zu uns heruntersehen." — „Ja, Kind, so wird's wohl sein," sagte die Mutter. —

Im Teiche.

Es war einmal ein Prinz aus einem gar stolzen Königshause. Aus welchem? Das werden wir am Ende der Geschichte erfahren. Diesen Prinzen hatte ein böser Zauberer verwünscht und ihn in eine ganz kleine, weiche, fast durchsichtige Kugel gebannt und auf den Grund eines tiefen, etwas sumpfigen Teiches versenkt. Da lag nun die kleine Kugel oder der Prinz und war sehr traurig viele Tage lang. Aber auf einmal merkte er, daß die Kugel, in der er steckte, aufgeschwollen war und sich dehnte, und nun machte er einen Ruck und war draußen. Aber wenn er glaubte, nun schon seine Prinzengestalt wieder zu haben, dann täuschte er sich. Er sah aus wie ein Fisch mit einem langen Schwanz und einem dicken Kopf und Bäumchen wuchsen ihm an beiden Seiten des Kopfes fast wie ein Bart. Er schwamm gar traurig herum und ganz in Gedanken vertieft sperrte er manchmal sein breites Maul auf und trank einen Schluck von dem Wasser, in dem Pflanzenteilchen und winzig kleine Tierchen herumschwammen, wie es eben in sumpfigem Wasser ist. Da fiel ihm ein: aus der Kugel bin ich herausgekommen durch einen Ruck, den ich mir gab; vielleicht werde ich auch die häßlichen Bäumchen los, wenn ich mir nur einen rechten Ruck gebe. Gesagt, getan. Und sieh, die Bäumchen fielen ab, und statt dessen wuchsen ihm ein Paar Füße, an jeder Seite einer. Das war schon besser, aber noch lange nicht gut.

Doch sah er schon mit froherem Mut in die Zukunft. Und so ruckste und ruckste er immerfort herum; kaum, daß er sich Zeit nahm zu essen und zu trinken und zu atmen. Aber seine Mühe wurde auch belohnt, denn er ruckste und ruckste sich ein Paar Hände heraus, und als er sich im Spiegel eines recht großen blanken Blattes beschaute, da sah er, daß auch sein Mund schöner und prinzenähnlicher geworden war.

Nur der häßliche Schwanz ärgerte ihn noch. Bums! rannte er an einen Stein an und der Schwanz war ab und das tat ja nicht einmal weh. Heissa! wie er aus dem Wasser sprang! Wie ihm wohl war!

Abend wars und schöner Mondschein, da sah er vor sich eine schöne Prinzessin sitzen und sie gefiel ihm. Die wollte er heiraten. Er ging also auf sie zu und verbeugte sich. Koax! sagte er höflich und sie antwortete schüchtern: Koa! Und dann sagte er noch: Bregekex. Und dann waren sie ein Paar und allabendlich sangen sie zusammen mit ihren lieben Verwandten die alte schöne Melodie: Quack, quack, quack, wie schön ist doch das Leben!

Etta Federn.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Von der Unfallstation. (Eine wahre Begebenheit.) Ein Mann, anscheinend dem Arbeiterstande angehörig, wurde in bewußtlosem Zustande auf der Unfallstation eingeliefert. Ein Schutzmann brachte ihn. Der Oberarzt untersuchte den Kranken und stellte fest, daß die Bewußtlosigkeit nicht etwa von übermäßigem Alkoholgenuß hervorgerufen, sondern durch ein Herzleiden bedingt war. Darauf gab der Arzt dem Kranken eine Campher einspritzung.

Das Mittel schien nicht helfen zu wollen; der Mann regte sich nicht, in tiefer Bewußtlosigkeit lag er leichenbleich da.

In angstvoller Erwartung blickten die freiwilligen Samariter und Samariterinnen, die hilfreiche Hand geleistet hatten, bald auf den Kranken, bald auf den Arzt. Als der erwünschte Erfolg immer noch auf sich warten ließ, nahm der Arzt eine nochmalige Campherinjektion vor. Nun belebte sich der Bewußtlose zusehends. Die Gesichtsfarbe kehrte zurück, die Atmung wurde tiefer, der Mann schlug die Augen auf und sah umher; dann fing er an zu stöhnen, denn er fühlte sich gar elend und schwach; eine furchtbare Atemnot und Herzensangst quälte ihn.

„Wo bin ich eigentlich? Was ist denn mit mir? Träume ich?" kam es fragend von seinen Lippen.

„Sie sind auf der Straße bewußtlos geworden und wurden nach der Unfallstation gebracht," wurde ihm geantwortet.

Mittlerweile war der Krankenwagen, nach dem man telephoniert hatte, eingetroffen, und die Samariter schickten sich an, den Mann auf die Tragbahre zu betten, um ihn nach seiner Wohnung zu fahren.

Da raffte der Kranke, der bisher halb betäubt dagelegen hatte, alle seine Energie zusammen; er sträubte sich, auf die Tragbahre gelegt zu werden und sagte, sich mühsam zum sprechen zwingend: „Nein, nein, nicht fahren, laßt mich nach Hause gehen, meine Frau und die Kinder erschrecken ja sonst zu sehr, wenn ich so angefahren werde!"

Nach dieser Kraftanstrengung verfiel der Kranke wieder in eine gewisse Schwäche und Betäubung und konnte in den Wagen getragen und in seine Wohnung gefahren werden, wie es sein Zustand erheischte.

Die Zurückbleibenden aber, die auf der Unfallstation schon viele ernste und schwere Fälle erlebt hatten, konnten nicht umhin, die Seelenstärke, die sich hier aussprach, zu bewundern — hatte doch dieser schlichte, einfache Mann ein schönes Zeichen von Selbstlosigkeit gegeben — obgleich er schwer krank war und sich sterbensschlecht befand, galt seine erste Sorge seiner Frau und seinen Kindern!

Ja: der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!

B. v. G.

Lesefrüchte.

„Es gibt verschiedene Wege, in der Welt vorwärts zu kommen. Vorwärtskommen heißt nicht immer, ein tüchtiges Stück Geld zusammenbringen oder ein großer Mann werden. Schlechte Gewohnheiten ablegen und dafür gute annehmen — das heißt in der Welt vorwärtskommen. Sauber und ordentlich werden anstatt schmutzig und liederlich — das heißt vorwärtskommen. Vorsichtig und sparsam werden anstatt gedankenlos und verschwenderisch — das heißt vorwärtskommen. Tätig und fleißig anstatt träge und müßig, freundlich und fürsorglich anstatt übelgelaunt und zänkisch — das heißt vorwärtskommen. So treu in des Meisters Abwesenheit arbeiten, als wäre er zugegen — das heißt vorwärtskommen."

Aus einem englischen Schulbuch.

Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
doch, weil Wahrheit eine Perle,
wirf sie auch nicht vor die Säue!

Theodor Storm.



November 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Glücksträume des Kindes.

Von Charlotte Dittmann.

Es gehört zur Eigenart naiver, noch wenig gereifter Menschen, das Glück, welches sie genießen, vor dem glänzenden Zukunftsbilde, das Hoffnungen und Wünsche ihnen vorgaukeln, zu übersehen. Vor allem Anderen ist das Kind ein solcher Mensch. Es lebt im Alter der unbegrenzten Möglichkeiten und glaubt an die Verwirklichung seiner kühnsten Pläne, weil es noch nicht an sich erfahren hat, daß das Leben auch bescheidenere Wünsche oft genug einschränkt. Und deshalb gießt es seinen ganzen kleinen warmen Menschen in seinen Glückstraum.

Es gibt fast keinen sichreren Weg eines Kindes Eigenart zu ergründen, als wenn es gelingt, seinen Traum vom Glück zu belauschen. Allerdings hegen manche Lebensphasen verwandte Wünsche und Pläne, so den Forstmanns- oder Offizierstraum des Knaben, den Wunsch Lehrerin oder „Mütterchen" zu werden bei den Mädchen. Aber es ist gar nicht zu verkennen, daß diese Schlagworte nur den Rahmen bilden für ein individuell völlig verschiedenes Bild. Während der eine Knabe sich in Gedanken mit Wilddieben und Schmugglern herumschlägt, jagen geht und Füchse fängt, hegt der andere „seine" zahmen Rehe, denkt sich Namen für „seine" Hunde, Raben, zahmen Kreuzschnäbel und Häher aus, und es gibt in seinem künftigen Forsthaus vom Keller bis zum Boden keinen Winkel, in dem er nicht heimisch wäre.

Das eine kleine Mädchen sieht sich als große Dame, hat ein Haus, mit Garten natürlich, eine feine Kutsche, ist freigebig, reist mit seinen Kindern und zieht ihnen lauter weiße Kleidchen an; das andere trägt sie umher, spielt mit ihnen und macht sich ernste Sorge, was es tun soll, wenn sie krank werden.

Es ist geradezu rührend, wie naiv Kinder auf die Ausgestaltung ihrer kindlichen Liebhabereien bedacht sind: wenn sie erst „groß" sein werden. Sie gelten ihnen als für immer bestehend. Dabei sind Märchenmotive oftmals unendlich anmutig in ihre Glücksträume verwebt, ohne daß sie es wissen. Aus der Beschreibung des Hauses im Walde oder Gebirge, oder des Schlosses am Meer, das sie sich bauen wollen, hört man starke Anklänge an vertraute Szenerien aus der Märchenwelt und — die angeborne Freude des Germanen am Grundbesitz. Sie wird fürwahr mit jedem deutschen Kinde wieder geboren.

Das Kind legt sein Tiefstes und Eigenstes in seine Vorstellung vom Glück. Deshalb ist es rückhaltend in diesem Punkte und weiht nur einen sehr vertrauten Menschen, von dem es sich ganz verstanden fühlt, ein, wenn es das überhaupt tut. Darum ist es ein schweres Unrecht, spottlustig oder mit kühler Ueberlegenheit in diese heilige kleine Welt zu treten. Vielmehr sollte jeder Erwachsene, dem ein Kinderherz sich erschließt, es als eine heilige Verpflichtung betrachten, die Schönheit und Reinheit dieser stillen Welt zu behüten. Zudem bietet sich ihm hier die beste Gelegenheit, in das intellektuelle und psychische Leben seines Pfleglings einzudringen.

Hier kann er den Hebel der Ethik einsetzen, um die junge Seele zu vertiefen. Das Glück des Kindes ist ursprünglich nicht ethisch begründet, sondern stellt sich ihm einfach als Lustgefühl dar. Lust aber verursacht ihm: die Hingabe an seine Lieblingsbeschäftigung, die Erfüllung seiner Wünsche und die Befreiung von dem ihm so sehr lästigen Zwang. Auf dieser Stufe bleibt der Mensch solange stehen, bis er mit reifender Erkenntnis einsieht, daß „Glück" von äußeren Zufälligkeiten weder abhängt noch berührt wird, sondern im letzten Grunde in dem Bewußtsein liegt, seine Persönlichkeit durch eine die besten Kräfte anspannende Tätigkeit zu entwickeln.

Gerade auf dem Glücksbedürfnis des Kindes läßt sich seiner künftigen höheren Erkenntnis der Weg bahnen. Hin und wieder ein leiser Fingerzeig, nach welcher Richtung seine Glücksträume sich verschönen und vertiefen lassen, führt das Kind unmerklich von der rein äußerlichen Freude hinauf zum Ahnen höherer Werte. Was ihm Spiel schien, durchwurzelt allmählich sein Herz mit einem gewissen ernsten Zielbewußtsein.

— — Wenn es nur erst erkannt hat, daß das Glück um so reicher und schöner ist, je tätigeren Anteil die Liebe daran hat, dann ist es für immer vor dem Fluche bewahrt, ein Glücksjäger zu werden. Ob diese Liebe vorläufig der Natur, den Tieren oder Menschen gilt, der Kunst, dem Vaterlande oder Gott — — gleichviel! Das ist ganz individuell. Wichtig ist einzig und allein die Art, in der das Kind seine Liebesfähigkeit mit seinen Glücksvorstellungen verweben lernt. Denn dadurch allein wird es befähigt, ein reicher Mensch zu werden, imstande, bis zu jenen seligen Gefilden zu dringen, in denen hoch über dem Alltagsstaube die blaue Blume des Glückes blüht.

Hänschens Märchen.

Eine Kindererinnerung.

Von Ant. Andrea.

„Mama," rief Hänschen, „nu will ich Dir was erzählen: ein Märchen. Es ist hübsch und ganz gewiß wahr."

Die Mutter lächelte. „Im Allgemeinen, mein Bübchen, sind Märchen nicht wahr."

„Warum nicht, Mama?"

„Weil die Dichter sie sich ausdenken."

„Wie machen sie das?"

„Ja, das weiß man eigentlich nicht. Vermutlich rufen sie die Poesie zu Hilfe. Die malt sie ihnen in die Welt — ganz fein und bunt, wie Blumen und Duft, und ihr Sprechen ist wie Frühlingsläuten."

„Tragen sie auch schöne Kleider, die Märchen?"

„Jawohl, mein Bud! Kleider aus Sonnenschein und Mondlicht, mit blauen Vergißmeinnicht und funkelnden Tautropfen besetzt — — —"

„Ja, Mama, und Rosen auch!" rief der Knabe: „So ist es, und das muß auch alles wahr sein."

„Das heißt, der Duft, die Blumen, das Frühlingssäuseln, die Sonne, der Mond und der blitzende Tau, die sind alle wahr."

Die Bäckchen des Knaben glühten; eine tiefe Ueberzeugung leuchtete aus seinen Augen. „So ist mein Märchen, Mama! Alles wie Du sagst, und noch viel, viel schöner, und alles wahr."

Die Mutter zog den Kleinen zwischen ihre Knie, auf ein Fußkissen. „Dann erzähle nur, mein Bud!"

Hänschen legte los, stammelnd erst vor Eifer, das Köpfchen in einem Wirbel von bunten Bildern, die teils seiner kindlichen Phantasie, teils seiner Erinnerung entsprangen. Nach und nach klärte und ordnete sich alles in seiner Vorstellung, und wie ein gleichmäßig plätscherndes Bächlein floß ihm das „Erzählen" von den Lippen.

„Ein feiner Kaiser war da, Mama, und eine große, große Stadt, die gehörte ihm. Und da war ein großes Schloß und viele, viele Häuser, alle mit Türmen und goldenen Kuppeln und tausend und Millionen Fahnen darauf, die flatterten und wehten den ganzen Tag. Und an den Bäumen wuchsen Rosen, weiße und rosa und gelbe und ganz dunkle: das sah sehr schön aus. Und die Elfenmädchen hatten Guirlanden gebunden, solche langen, daß sie durch alle Straßen und um alle Häuser reichten. Die mußten die Heinzelmännchen in der Nacht festnageln. Tausend und Millionen waren es; aber sie mußten sich doch puten, sonst wären sie nicht fertig geworden. Und der Kaiser ließ alle Glühwürmer aus seinem Reiche kommen, die sollten sich in die Bäume und auf die Masten und Fahnenstangen setzen und leuchten, blau und grün und rot — alles bunt durcheinander. Sie hatten alle Farben; viel mehr und viel schönere als in meinem Tuschkasten. Und dann ließ der Kaiser die Musik aufmarschieren, Militärmusik und andere. Sie hatten goldene Trompeten und Fanfaren, die blitzten und blänkerten, daß man mit den Augen zwinkerte, wenn man sie ansah. Und alle Schutzleute kamen angesprengt — alle zu Pferde, Mama, weil sie weit zu reiten hatten, gerade wie die tausend Millionen Soldaten, die dem Kaiser gehörten und alle da waren. Sie trugen alle Uniformen aus Samt und Seide, mit goldenen Litzen und Knöpfen, und ihre Federbüsche, rote und auch weiße, hüpften auf und nieder auf ihren blanken Helmen, als sie anmarschiert kamen.

Da ließ der Kaiser seinen Sohn rufen, Mama! Das war der Kronprinz. Und er sagte: „Zieh Du 'mal fix in die weite Welt, mein Bud, und hole die schönste Prinzessin, die Du finden kannst: das soll deine Frau werden. Nachher zeigen wir ihr alles, was wir Schönes haben: unsere große Stadt, unsere Fahnen, unsere blitzblanken Soldaten und das ganze Volk. Und sage ihr man gleich, wie schön unsere Glühwürmer leuchten, und daß wir all die bunten Rosen haben, und daß die Elfenmädchen Guirlanden wickeln können und mit ihr spielen sollen.

„Zu Befehl, Majestät!" sagte der Kronprinz, und er klappte die Hacken zusammen, wie er es bei den Soldaten gelernt hatte. Dann schwang er sich auf sein Roß und heidi ging's in die weite Welt! Da fand er gleich das Schloß, wo die allerschönste Prinzessin wohnte.

Und der Kronprinz ging hin und sagte zu der Prinzessin: „Komm man gleich mit. Du sollst meine Frau werden." Aber die Prinzessin fing an zu weinen. Sie mochte nicht fort von ihrer Mama, und den Kronprinzen kannte sie noch nicht recht. Er redete ihr aber gut zu und sagte: „Du kannst ja deine Mama besuchen, so oft Du willst. Wir haben 'ne goldene Eisenbahn, ein silbernes Auto und 'ne demantne Kutsche, und unser ganzer Marstall ist voll schönen Pferden, schwarzen und weißen und Apfelschimmel und Füchse sind auch dabei. Einen Kutscher haben wir auch. Der weiß in der ganzen Welt Bescheid und famos kann er fahren."

„Findet er auch hin, wo meine Mama wohnt?" fragte die Prinzessin.

„Na, ob!" sagte der Kronprinz. „Du kannst ruhig mitkommen. Ich zeige Dir dann unser ganzes Reich. — Mein Papa ist nämlich Kaiser. Er hat 'ne große, große Stadt, wo die Rosen auf den Bäumen wachsen und die Fahnen wehen und die Musikanten solche Musik machen, daß es in der ganzen Welt zu hören ist. Und tausend Millionen blitzblanke Soldaten hat er, ein schönes Schloß mit der Kaiserstandarte und ein mächtig großes Volk."

Na, das gefiel der Prinzessin. Sie hörte auf zu weinen und sagte: „Meinetwegen. Du mußt aber auch Mama bitten, sonst erlaubt sie es nicht. Und nachher, wenn ich Deine Frau bin, muß ich auch 'nen feinen Bud kriegen, ja? Mit dem will ich dann immer spielen, und Märchen erzählen, und die sind alle wahr. Und wenn er artig ist, kriegt er 'ne Düte mit Schokoladenplätzchen — — —"

„Halt, halt, mein Bud!" unterbrach ihn seine Mutter und drohte ihm mit dem Finger: „Sollte die schöne Prinzessin das wirklich gesagt haben?"

„Ganz gewiß, Mama!" versicherte der Knabe treuherzig, „und sie hat auch gesagt: Wir können ihn ja Hänschen heißen, nich? Das ist ein hübscher Name."

„Und was meinte der Kronprinz dazu?"

„I der is nich so. Der tut alles, was die schöne Prinzessin haben will. Nich, Mama, das tut er doch?"

Der Knabe drückte sein heißes Gesichtchen in die weichen Hände der Mutter. Für den Augenblick verlor er den Faden — so wohlig wurde es ihm; dann aber besann er sich. „Na, wo war ich stehen geblieben! Hast Du es behalten, Mama?"

„Freilich. Der Kronprinz wollte gerade um Erlaubnis bitten, ob er die Prinzessin mitnehmen dürfe."

„Naja," fuhr Hänschen in seiner Erzählung fort: „So wurde es nu. Die Mama sagte: „Geh ruhig mit, Prinzeßchen. Solchem schönen Kronprinzen müssen wir den Gefallen tun. Sieh bloß mal seine Uniform und seinen goldenen Degen, und seinen blitzblanken Helm! Und in seinem Schlosse sollst Du wohnen. Da kriegst Du alle Tage den Kaiser zu sehen — nich, Herr Kronprinz?"

„Jawohl," sagte der Kronprinz, „und immer, wenn die Kaiserstandarte weht, is er zu Hause".

Da zog die Mama die schöne Prinzessin fix an und der Kronprinz nahm sie auf sein Pferd. Erst hatte sie große Bange; aber der Kronprinz sagte: „Hopp, Pferdchen, hopp!" Da lachte sie und es gefiel ihr sehr gut.

Unterwegs fragte sie: „Reiten wir nun gleich in Dein Schloß?"

„Nein," sagte der Kronprinz, „so geht das nicht! Wir haben ein goldenes Tor mit Blumenguirlanden gebaut.

Oben drauf, in einem goldenen Wagen mit rein goldenen Pferden steht ein Engel und kutschiert. Er hat grüne Flügel; aber sie sind auch von Gold. Das ist grünes Gold, nich, Mama? Durch dies wunderschöne Tor mußt Du durch und Dir erst alles ansehen. Und du fährst in unserer demantnen Kutsche, die hat goldene Räder und 'ne goldene Deichsel, und die vielen Pferde, die Du vorgespannt kriegst, die kann kein Mensch zählen, weil es ein bischen schnell geht, und vorauf reiten prächtige Postillone, viel schöner als die bei der Post, und die Soldaten präsentieren das Gewehr, und das ganze Volk schreit: Hurrah! Das ist sehr schön, und Du brauchst Dich nicht ein Bischen zu fürchten, weil das so viele, viele Leute sind und so drängeln. — — Sie wollen bloß was sehen und freuen tun sie sich, daß sie solche süße Kronprinzessin kriegen."

„Schön," sagte die Prinzessin, „dann wollen wir es so machen. Du mußt aber auch ein paar Hofdamen mit mir fahren lassen, sonst fürchte ich mich doch."

Der Kronprinz dachte, daß die Prinzessin doch man ein kleiner Hasenfuß wäre; aber weil er sie schrecklich lieb hatte, gab er ihr gleich ein paar Hofdamen. Nun konnte sie in der demantnen Kutsche durch das schöne Tor fahren.

Und sie hatte ein Kleid an aus lauter Rosenblätter mit Sonnenstrahlen genäht, das hatten die Elfenmädchen genäht, und ihre Hofdamen, die mit in der Kutsche saßen, trugen die allerschönsten Sonntagskleider. „Bumms! Bumms!" gingen die Kanonen los, und die Hofdamen kriegten 'nen mächtigen Schreck; aber die Prinzessin wußte, daß es bloß Salutschüsse waren: das hatte der Kronprinz ihr gesagt. und hunderttausend Glocken fingen an zu läuten; die Elfenmädchen streuten Blumen auf die Straße, wo die Prinzessin gefahren kam. Die Musik blies aus Leibeskräften, und voran ritten alle Prinzen aus dem ganzen Königreich. Dann kam die Garde — das sind die allerschönsten Soldaten, und ihre Helme blitzten und blänkerten: sie waren noch schöner als die hübschen bunten Postillone. Und das Volk schrie immerzu: Hurrah! und drängelte mächtig; aber die Schutzleute paßten auf und ließen keinen durch. Das war recht schade. Unten standen ein paar kleine Bengels, die konnten nichts und nichts sehen, und weinten immerzu. Das machte, weil der Kaiser nicht dabei war. Der hätte den Schutzleuten gleich gesagt, daß die kleinen Bengels was sehen sollten, und sie möchten sie man ruhig durchlassen — nich, Mama?"

„Wo war denn der Kaiser?" fragte Hänschens Mutter.

„Oh — längst vorbei! Das ging wie der Wind. Aber ich hab ihn doch gesehen, ganz gewiß! Er mußte in seinem Schloß aufpassen, ob auch alles ging, wie er es haben wollte."

„Und die Kaiserin?" fragte Hänschens Mutter.

Hänschen besann sich, dann machte er ein schlaues Gesichtchen: „Die hatte noch furchtbar zu tun, und anziehen mußte sie sich auch und ihre Krone aufsetzen, weil doch die schöne Prinzessin kam und mit dem Kronprinzen Hochzeit machen wollte." Plötzlich wurde das Bübchen sehr ernst. In seine weiße Kinderstirn zeichnete sich eine Denkerfalte. „Aber das ist alles und alles wahr, Mama! Und es war wunderschön. Die Fahnen flatterten immerzu und die Guirlanden hingen; auf der Straße lagen die Blumen, die die Elfenmädchen gestreut hatten, und die Leute wollten und wollten nicht nach Hause gehen. Aber die Prinzessin war nun vorbei, und die Soldaten zogen vorbei und die Musik und alle, alle Galawagen. Und als es dunkel wurde, konnten die Glühwürmer nicht mehr genug leuchten. Hundert Millionen Lichter wurden angezündet, das waren alles elektrische, und es gab eine große Illumination; aber die durften die Kinder nicht mehr sehen, weil sie nach Hause mußten. Und im Schloß wurde nun Hochzeit abgehalten. Und alles war gut abgelaufen. Das freute den Kaiser. „Nun sollt Ihr alle einen schönen Orden haben!" sagte er. Dann küßte er die neue Prinzessin, und die Kaiserin küßte sie und alle Prinzen, und von der Zeit an hieß sie Kronprinzessin, denn nun war sie bei dem Kronprinzen seine Frau geworden. Und das ist alles ganz gewiß wahr, Mama, und ein wunderschönes Märchen, nich?"

Die Mutter zog ihn auf ihren Schoß und küßte seine heißen Bäckchen. Auch ihre Augen strahlten

„Ich weiß nicht recht," lächelte sie, „ist mein Bub ein Dichter oder hat er sich das alles nur so „ausgedacht." Jedenfalls bekommt er dafür Schokoladenplätzchen, denn es war ein hübsches Märchen und „wahr" obendrein, das wird uns jedes Berliner Kind bezeugen können.

Sachbeschädigung.

Von G. Klemm (Dresden).

Schade, das hübsche Ding hier ist ruiniert worden! Der eine sagt: „Es hat nur 20 Pfg. gekostet." Der andre Junge spricht: „Mein Vater hat Geld genug, da kommt es nicht drauf an." Ein anderer denkt: „Solches Zeug wird in dem Geschäft massenhaft fertig." Eine von Menschenhand hergestellte nützliche Sache zu ruinieren, wäre ich nicht imstande. Wenn ich es tun wollte, würden mich eine Menge Gestalten erschrocken anblicken und mir die Hand halten, Gestalten aus grauer Vorzeit.

Unsere frühesten Vorfahren, die Menschen der Vorzeit, kämpften mit dem Höhlenbären, mit dem Mammut, mit dem Büffel. Der Mensch war selbst noch halb ein Tier, ohne rechte Kleidung, der Kälte ausgesetzt und der Nässe, dem Hunger preisgegeben, in Höhlen hausend, von Schrecken geängstigt. Daß er nicht zugrunde gegangen ist, wie viele Tierarten der Urzeit? Der Mensch wurde ein Werkzeug schaffendes Wesen. Er erfaßte einen vom Wind abgebrochenen Zweig und sein Arm war dadurch länger geworden, hinreichend, hochhängende Früchte abzuschlagen, Wurzeln und Knollen aus der Erde zu wühlen. Er ergriff einen passenden Stein, — und seine Faust ward größer und wuchtiger, um Tiere töten zu können, Knochen aufzuschlagen und das Mark zu gewinnen. Vom Knüppel, vom Stein oder Knochen schlug er Stücke ab, benutzte die scharfen Kanten, machte die Dinger handlicher und schuf sich Werkzeuge, womit er Tiere erlegte, Felle zerschnitt, Knochen abschabte. Die Werkzeuge verstärkten und verlängerten seine Hand und seinen Arm. Der hölzerne Grabspieß wurde die Verstärkung der scharrenden Hand, wie später die Hacke, der Spaten, der Pflug. Das als Hammer benutzte Holzstück oder der Steinhammer waren die vergrößerte, schwerer und härter gemachte Faust, der Stiel des Hammers, des Beiles, der Axt der verlängerte Arm. Der scharfkantige Stein, die Urform des Messers, war die Verbreiterung, Verstärkung und Schärfung der Schneidezähne und der Fingernägel; ebenso der Schaber, womit man Fleisch, Felle, Wurzeln, Knochen und Holz schabte, auch später der Meisel, die Säge, die Feile und seit der Bronzezeit die Schere, Zange, Sichel. Der Bohrer war der verhärtete Zeigefinger, die Gabel die Finger, der Löffel die Vertiefung der hohlen Hand, die Schaufel war Arm und Hand zugleich. Der durchbohrte Knochensplitter als Nadel war der zugespitzte Daumen oder Zeigefinger. Welch eine Arbeit und welch ein Kraftverbrauch bei diesen ungenügenden Werkzeugen! „Die Kamtschadalen brauchten zur Herstellung eines Brotes drei Jahre, zur Anfertigung einer großen hölzernen Schüssel ein Jahr", ehe moderne Werkzeuge bei ihnen eingeführt wurden.

Wenn ich etwas beschädigen wollte, würden mir die Gestalten der Vergangenheit massenhaft aufsteigen, die Menschen der Holzzeit, aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, aus dem Mittelalter und den Tagen unseres Großvaters. Sie würden mir zurufen: „Ruiniere nichts! Du ahnst nicht, welche Not wir durchmachten, und welche Mühe

wir hatten, ehe wir uns das Werkzeug erfanden und das Verfahren lernten, die Sache herzustellen. Große Schätze sind deine Werkzeuge und Geräte. Nütze sie mit Dank und Freude!"

Himmelfahrt.

Schaukelschwung und Schaukelwiegen!
Läßt uns in den Himmel fliegen!
Höschen, Spitzen, Kleidchen, Bänder,
Gärten, Wolken, Meere, Länder,
Hoch und tief und über, unter,
Immer heller, immer bunter!
Schaukelwiegen, Schaukelschwingen!
Hörst du schon die Englein singen?
Ei, nun wird es wunderheiter,
Ist das nicht die Himmelsleiter?
Hei, wir steigen nicht verdrossen
Langsam hoch die goldnen Sprossen.
Wie im Eilzug geht es, hu!
Allen sieben Himmeln zu.
Und ein Englein fliegt vorbei,
Nickt uns zu. Juchheißabei!
Und auf einer bunten Wiese
Tanzt die Trudel mit der Liese.
Und von ferne kommt ein Klingen:
Tausend kleine Englein singen.
Tausend kleine Englein geigen
Wie zum Himmelhochzeitreigen.
Und der liebe Gott lacht leise,
Wünscht viel Glück zu unsrer Reise.
Schaukelschwung und Schaukelwiegen!
Immer höher laßt uns fliegen!
Ach, die Schaukel will nicht weiter.
Ach, wir armen Schaukelreiter.
Abwärts — abwärts — und wir fliegen.
Siehst du schon die Erde liegen?
Tiefer — tiefer — immer weiter.
Lieber Gott, bleib froh und heiter,
Englein, singt in lauten Chören,
Daß wirs auf der Erde hören!
Wolken, Meere, Meere, Länder,
Kleidchen, Höschen, Spitzen, Bänder.
Tief und hoch und unter — über,
Immer dunkler, immer trüber.
Schaukelwiegen, Schaukelschwingen!
Woll'n wir aus der Schaukel springen?
Hoppla, auf die Wolkenpferde!
Bums — da sind wir auf der Erde.

Niendorf bei Hamburg. R. Walter-Frenz.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Seltsame Frömmigkeit. Henry George begegnete einst in Schottland einer Frau aus dem englischen Mittelstande, mit der er in ein Gespräch über die Armut der schottischen Hochländer geriet.

„Ja, diese Leute sind sehr arm," sagte die Frau, „aber sie haben es auch verdient, sie sind so schmutzig. Ich habe kein Mitleid mit Frauen, die ihr Haus nicht rein und ihre Kinder nicht in Ordnung halten wollen."

George wandte ein, daß man solche Anforderungen nicht an Frauen stellen könne, die täglich Körbe voll Torf und Seegras stundenweit zu schleppen haben.

„Ja," erwiderte die Frau darauf, „die haben wohl hart zu arbeiten. Aber das ist doch nicht so schlimm, wie das harte Leben der Pferde. Die müssen ihr ganzes Leben lang arbeiten, bis sie nicht mehr können. Es macht mich traurig, daran zu denken. Man sollte große Weiden anlegen, wo die Pferde verpflegt werden sollten, nachdem sie einige Jahre lang gearbeitet haben, damit sie auch etwas vom Leben haben, bevor sie sterben."

„Aber die Menschen," warf George ein, „die haben doch auch zu arbeiten, bis sie nicht mehr können!"

„O ja," antwortete die Frau, „aber die Menschen haben Seelen, und wenn sie es hier auch hart gehabt haben, so kommen sie doch, wenn sie gut sind, nach ihrem Tode in den Himmel. Aber die armen Tiere haben keine Seelen, und wenn sie sich hier nicht vergnügen können, so haben sie niemals ein Vergnügen. Das ist doch zu traurig."

Und die gläubige Pferdefreundin ging hin und zerdrückte eine Träne des Mitleids.

* * *

Lügenstrafe. „Ich erinnere mich überhaupt nur ein einziges Mal, „bestraft" worden zu sein. Mein ältester Bruder war angekommen, logierte in der Gaststube, und meine Neugierde trieb mich in sein Zimmer. Da stand ein Koffer halb ausgepackt, und daneben lag — ein Terzerol. Dergleichen hatte ich schon gesehen, und — ich war allein — es angreifen und aufziehen war eins. Aber — o weh! — der Hahn brach ab, und ein tödlicher Schrecken bemächtigte sich meiner. Ich legte es hin und eilte davon; natürlich hatte mein Erscheinen mich alsbald verraten, aber befragt, hatte ich — geleugnet! Und das hatte mein Papa erfahren. Er nahm mich bei der Hand, führte mich in die kleine Stube, wo wir allein waren, und hielt mir eine Strafrede. Zwischen Ofen und Schrank, wo ein Handtuch hing, war Raum für ein Persönchen, wie ich; dahin nun stellte er mich, breitete das Handtuch über mein Gesicht und sagte: „Nun schäme Dich und denke nach, was es heißt „lügen", und wie Du uns alle gekränkt hast". Diese „Hölle" habe ich nie vergessen, aber kuriert war ich für immer."

(Aus Ed. Baltzer, Erinnerungen. Frankfurt a. M. Verlag des deutschen Vegetarierbundes. Mk. 1,50.)

* * *

Vom Kinderschutz und Tierschutz. Ich kenne ein Land, in dem man die Singvögel zu Tausenden fängt und verspeist. Es ist dasselbe Land, in dem noch Kinder in Schwefelgruben unter der Erde arbeiten . . . Es ist Italien, dasselbe Land, aus dem noch Kinder nach Frankreich verkauft werden, wo sie in Glasfabriken so lange arbeiten müssen, bis sie umfallen und man peitscht sie dann . . .

Besteht hier ein Zusammenhang? Freilich! Mir wenigstens ist noch kein wirklicher Tierfreund begegnet, der nicht auch ein Freund der Kinder gewesen wäre. Das ist natürlich. Beide, Tiere und Kinder, sind dem Erwachsenen gegenüber hilflos und darum auf seinen Schutz angewiesen. Wären alle Menschen Tierfreunde, so brauchten wir keine Gesetze zum Schutz der Kinder, und wären alle Menschen Kinderfreunde, so brauchten wir keinen Tierschutzverein. Heute gebrauchen wir beides, denn weder Tier noch Menschenkind werden „als im höchsten Maße hülfsbedürftig" begriffen. Konrad Agahd.

* * *

Ein in der Kinderwelt sehr beliebtes Büchlein, nämlich der Tierschutz-Kalender 1908, herausgegeben vom Berliner Tierschutz-Verein, ist soeben erschienen. Im vorigen Jahre betrug die Auflage 1600000 Stück. Der neue Jahrgang enthält auf 48 Seiten wieder vielerlei, was die Kinderherzen erfreuen und zu gütiger Behandlung der Tiere anleiten wird. Aber auch Erwachsene werden Anregung aus dem Büchlein empfangen und es nicht unbefriedigt beiseite legen. Das Büchlein ist mit 20 Abbildungen und allerliebstem bunten Titelbild ausgestattet und sehr billig. Es kostet innerhalb Deutschlands und Oesterreichs 1 Stück zugesandt bloß 10 Pf. Der Berliner Tierschutz-Verein hat seinen Sitz in Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 41.

* * *

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Der Heilige Garten. Beiträge zur Aesthetik der Kindheit. Herausgegeben von Franz Lichtenberger und Karl Röttger. Monatsschrift. Jahrespreis Mk. 1,50. Verlag von R. G. Th. Scheffer in Leipzig. Das ganze Septemberheft des Heiligen Gartens ist dem Thema: „Die Religion des Kindes" gewidmet.

Ein unendlich wichtiges Heft; es geht aus der Gelehrtenstube der Erwachsenen in das Kinderland. „Alle die „tiefgründigen", schwierigen, wissenschaftlichen Erörterungen über die Reform oder die Abschaffung des Religionsunterrichtes wären überflüssig gewesen, wenn man das Kind gefragt hätte" (Röttger). Und so wird vom Kind berichtet. Von Gottfried Keller die „Erste Theologie" (vom Beten); aus Tagebüchern von Max Päpke; Erinnerungen von Franziska Otto und H. L. und wiederum K. Röttger.



Dezember 1907.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Das heimliche Selbst.

In früheren Zeiten machte man sich wunderliche Begriffe von einer allgemeinen Gleichheit, mit der die Menschenkinder in die Welt treten sollten. Man betrachtete den kleinen Erdenbürger als ein leeres Gefäß, welches Eltern und Erzieher mit beliebigem Inhalte füllen könnten. Andere bezeichneten die Kindesseele als eine unbeschriebene Tafel, auf die man nach Belieben Zeichen schreiben oder Gestalten eingraben könnte. Alle Besonderheiten und Eigentümlichkeiten betrachtete man als mehr oder weniger bedenkliche Auswüchse, als unbequeme Abweichungen von dem in Gedanken konstruierten Normalmenschen.

Wenn diese Ansicht theoretisch auch kaum noch von jemand verteidigt werden dürfte, so kann man doch tagtäglich Fälle beobachten, wo in der Praxis bewußt oder unbewußt danach gehandelt wird. Unter dem oft mißverstandenen Schlagwort der „harmonischen Ausbildung" werden besonders hervortretende Anlagen zurückgedrängt, mangelhafte dagegen sorgsam gepflegt und künstlich gereckt. Durch solche Durchschnittsrechnung kann man wohl Durchschnittsmenschen erziehen, aber ob harmonisch ausgebildete? Jedem Menschen ist ein bestimmtes Maß und Verhältnis seiner Kräfte und Neigungen zugemessen; dieses individuelle Maß, nicht überschritten und nicht lückenhaft, bestimmt die Aufgabe jedes einzelnen, und nur die Lösung dieser seiner besonderen Lebensaufgabe sichert ihm die innere Harmonie, die Uebereinstimmung mit sich selbst. Wenn bei der Massenerziehung in unseren Schulen auf die Eigenart des Individuums so wenig Rücksicht genommen wird, nach der ganzen Einrichtung dieser Anstalten auch nicht genommen werden kann, so ist doch diese Uniformierung durchaus nicht das Ideal, sondern ein notwendiger Uebelstand. Die weitaus meisten Erzieher stimmen mit Diesterweg überein, wenn er sagt: **„Es ist die Pflege der Individualität unsere letzte, schwerste und höchste Aufgabe; aber sie ist des Schweißes der Edlen wert."**

Auch im Elternhause wird die Eigenart der Kinder häufig nicht geschätzt noch geschützt. Da, nach einem Ausspruche Jean Pauls, jeder Mensch heimlich seine eigene Kopiermaschine ist, so suchen die Eltern ihr eigenes Konterfei, ihr geistiges Portrait auf ihre Kinder zu übertragen. Aber Kinder sind nicht wie Münzen, von denen man beliebig vielen das gleiche Gepräge geben kann; die Kinder gleichen trotz der größten Erziehersorgfalt weder den Eltern, noch sich untereinander. Darum sei die Erziehung weniger ein Dehnen und Kneten und Formen, als vielmehr ein Hüten und Freimachen. Sonst liegt die Gefahr nahe, daß der Einfluß der Erziehung sich geltend macht als eine Kraft, die das Gute will und das Böse schafft.

„Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste, und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, der andere andere Gaben,
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Wenn es in der ganzen Natur nicht einmal zwei Blätter gibt, die einander in Gestalt und Aufbau vollständig gleichen, wieviel weniger zwei Menschen, deren Wesen doch unendlich vielseitiger ist! Nicht nur, daß keiner dem andern g l e i c h t; müssen wir's nicht zuweilen zu unserm Schmerz empfinden, daß sogar kein anderes Menschenkind imstande ist, uns ganz zu v e r s t e h e n, selbst der beste Freund nicht, dem wir doch willig unser Inneres öffnen und unser Herz ausschütten? Es ist so, wie der Dichter sagt:

„Es kennen dich viele von Haar und Gesicht,
Von Wuchs und Stimme, Beruf und Pflicht.
Doch selbst in der nächsten Freunde Verein,
Im Innersten bist du allein.
Du teilst mit ihnen Leid und Lust,
Doch nicht das Eigenste deiner Brust.
Dein letztes, dein eigenstes Angesicht,
Dein heimliches Selbst, sie kennen es nicht."

Ebenso oft wie bei der Erziehung der Unerzogenen lassen wir die Eigenart der Persönlichkeit außer acht bei der Beurteilung unserer erwachsenen Mitmenschen. Unser Ich ist der Maßstab, mit dem wir sie messen; jede Persönlichkeit aber hat ihr Urmaß in sich selbst, und es ist nicht nur ein Urrecht, daß ihr Eigen t u m, sondern auch, daß ihre Eigen a r t respektiert wird. Wie viele unbegründete und ungerechte Urteile werden über solche Leute gefällt, die sich nur nach sich d. h. nach ihrem Gewissen richten und nicht erst versuchen, es andern oder gar allen recht zu machen! Eine solche Be- und Verurteilung ist freilich leichter, als wenn wir einen Menschen und sein Handeln aus seiner Veranlagung, Erziehung, Umgebung heraus zu verstehen suchen. Wenn es aber so schwer ist, jemanden gerecht zu beurteilen — nun, wer nötigt uns denn, Richter über ihn zu sein und ihm Zeugnisse auszustellen? Wir schätzen ja am Dichter, am Künstler die Originalität so hoch, lassen wir doch die gewöhnlichen Alltagsmenschen auch ein wenig Ursprünglichkeit und Selbständigkeit bewahren.

„Laß einen jeden sein, wer er ist,
So bleibst auch du, wer du bist."

M. Sch.

Kind und Theater.

Von Else Mücke (Stettin).

Theater! Welch Zauberwort für Kinderherzen. Welch Sonnenglanz in all' den lieben blauen, braunen und schwarzen Kinderaugen. Theater! Wie Engelsmusik klingt das Wort in's Kinderohr.

Es wird sich niemand der Gewißheit verschließen können, daß das Theater eine Bildungsstätte, ein Bildungsmittel von umfassender Bedeutung bei der Erziehung des Kindes sein — könnte, aber man sehe sich einmal unsere Kinderstücke daraufhin an.

Vor mir liegt eine Anzahl sogenannter Weihnachtsmärchen; sie sind an diesen Zeilen schuld.

Den fein empfindenden, ästhetisch gebildeten modernen Menschen erfaßt sicher ein Schauer, wenn er an das Theater des Mittelalters — wenn er an die Hanswurstiade denkt. Und eben diese Hanswurstiade, gegen die ein Lessing zu Felde gezogen ist, mit der sich Goethe in seiner Einleitung zum Faust (lustige Person) verurteilend auseinandergesetzt hat, sie hat sich an einem Ort erhalten, wohin sie am allerwenigsten gehört — in unseren Kinderstücken im Weihnachtsmärchen.

Dem erzieherischen Moment im Theaterstück ist durchaus nicht gedient, wenn dem Kindermärchen mit einem an und für sich guten Grundgedanken der Mantel der Hanswurstiade, mit all ihrem gewöhnlichen Unsinn und Späßen umgehangen wird; Späße, die das Kind in unaufhörlichem Lachen erhalten nnd den guten Grundgedanken fast wirkungslos verschwinden lassen.

Was bringt das Kind mit nach Haus? Eine Unmenge Blödsinn, den es wochenlang nachahmt — der tiefe, ernste Zweck, durch das Theater bildend, erziehend auf Kinderseelen und Gemüt zu wirken — wo bleidt er?

Ich will gewiß keine Tragödien für Kinder, ein feiner, guter Humor, er braucht im Kinderstück nicht zu fehlen, es kann auch eine kernige, urwüchsige Gestalt darin auftauchen, auch eine Schreckgestalt zur Verkörperung des Bösen, aber keine gewöhnliche, ordinäre — mit einem Wart — der dumme August. —

Darum fort mit dem Hanswurst mit seinen albernen, oft sa unsäglich gewöhnlichen Späßen! Erweckt und bildet in unseren Kleinen das ästhetische Feinempfinden! Geradezu in's Angesicht geschlagen wird demselben, wenn Gestalten auftauchen, wie in einem bekannten Weihnachtsmärchen ein Koch mit unförmigem Bauch, dicker, roter Nase, Glatze und seiner mächtigen Punschterrine, der einen so breiten Rahmen in dem Stück einnimmt, daß man wirklich nicht weiß, ob er nicht die Hauptperson sein soll. Und wie gewöhnlich seine albernen Späße!

Und diesem dummen August in allen Variationen begegnen wir immer und immer wieder in unseren Kinderstücken, er hat die Lacher und dadurch den scheinbaren Erfolg auf seiner Seite. Aber es ist nicht wahr — und zur Ehre unserer Kleinen sei es gesagt, — daß der Erfolg, die Liebe zu einem Stück von den Lacherfolgen abhängt. Ich kenne manches feinfühlende Kind, das sich instinktiv gegen diesen Schaden für sein Gemütsleben wehrt und sagt: „Ach, es war ja blos so ein Unsinn". Bei der Mehrzahl ist es Gewohnheit, weil sie nichts besseres kennen.

Aber das Märchen in all seinen lieblichen Formen bedarf des Gewandes der Hanswurstiade nicht, um Kinderseelen zu fesseln. Es kann durch Tanz und Reigen unendlich viel den Schönheitssinn erweckendes geboten werden, das das Gleichgewicht hält zu dem tiefen, ernsten Grundgedanken, um var jeder Nüchternheit das traute Märchen zu bewahren, und um auch den Kleinen und Allerkleinsten eine liebe Unterhaltung zu bieten. Doch dürfen auch diese Aeußerlichkeiten nicht wie Unkraut wuchern und derart abtenken, daß das eigentlich erzieherische Moment so stark verhüllt wird, daß es dem Kinde verloren geht.

Grade Kinder können stark in den Bann ernster, sittlicher Handlungen gezogen und nachhaltig beeinflußt werden, weil in der noch unverbrauchten Kinderpsyche eine fast überschüssige Kraft und Empfindungsföhigkeit ruht; dieselbe drängt das Kind geradezu zu seelischem Miterleben. Trotz aller Freude am lustigen Schwank ist Kindern viel Liebe für alles eigen, das ihre kleinen Seelen rührt, in mitzitternde Schwingungen versetzt. Die Kinderseele ist so unsagbar empfänglich für alles Große und Wahre; bis in ihre Tiefen wird sie bewegt bei Schuld und Unrecht, bei all jenen graßen und kleinen Vergehungen des Kinderlebens, wenn sie ihnen in lieber — nicht schulmeisterlicher Manier dargestellt werden; ebenso wie ihre kleinen Herzen in Begeisterung aufflammen bei guten, redlichen Handlungen ihrer Altersgenossen, die ihnen auf der Bühne vorgeführt werden.

Welch segensreiches Feld breitet sich vor unseren Blicken aus, — wo sind aber die Arbeiter, die es bestellen?

Warum stellen so wenige ihr Können in den Dienst guter Kinderstücke? Warum helfen sie nicht für unsere Kleinen einen Altar bauen, auf dem die wahre Schönheit als Gottheit thront, die sich Diener erzieht aus dem Reich der Kleinen, die später als bewußte Menschen ihre Anhänger in treuer Liebe sind?

So sehr ich auch das Märchen liebe, — erblühl dach aus ihm eine der schönsten Blumen des Gemütslebens, die Phantasie, — so glaube ich, daß auch andere gute Kinderstücke ihre Wirkung nicht verfehlen würden. Nur sollte das Kinderstück nie als eine Nebensache behandelt werden, das seinen Zweck erfüllt, wenn es nur recht viel zu lachen gibt.

Da man dach einsehn gelernt hat, daß dem Kinde in Bilderbüchern 2c. nichts mehr geboten werden soll, was den Schönheitssinn beleidigt, sodaß alles sich jetzt bemüht, frühzeitig das ästhetische Empfinden im Kinde zu erwecken, zu fördern, um dem heranreifenden Geschlecht es zu erleichtern, den heißen Durst nach Schönheit, der ein so markanter Zug unserer Zeit ist, bereinst stillen zu können, so ist es wohl auch an der Zeit, daß die gewöhnliche Karrikatur, der ordinäre, dumme August aus unseren Kinderstücken verbannt wird. Man strebe ernst banach, den Kindern nur wirklich Gutes, Herz und Gemül bildendes zugeben, um auch durch das Märchen die Freude, die Liebe am Schönen in ihnen zu erwecken.

Habe ich bis jetzl nur von dem Hanswurstblödsinn gesprochen, so bleibl noch eine andere Seite im Kinderstück zu beleuchten, die der Beachtung wert ist.

Muß nicht gerechte Entrüstung aufflammen, wenn in einem Kinderstück z. B. Personen vorgeführt werden, die, um in Besitz van Geld und Gut zu gelangen, sogar vor Mord nicht zurückschrecken, denselben in Gedanken bewegen, zu seiner Ausführung schreiten (im entscheidenden Moment allerdings meist verhindert werden)? Sind das Dinge, die man Kindern vorführt, die in ihren Gedankenkreis hineinzudringen sind?

All ihre großen und kleinen Schwächen ihnen im Spiegel das Märchen zu zeigen ist trefflich; aber verwerflich ist es, ihnen Menschen mit Mordgedanken 2c. vorzuführen, in ihren Ideenkreis hineinzubringen, ihrer Phantasie zu überlassen. Ich glaube, daß zu diesem Punkt viele aus eigener Erfahrung und Entrüstung beisteuern können, denn gerade auf diesem Gebiet wird nicht nur in Kinderstücken, sondern auch in Märchenerzählungen 2c. stark gefehlt; nur daß eine Erzählung nie so anschaulich zu wirken vermag, als das Theaterstück, daß man darum bei diesem noch viel vorsichtiger mit der Wahl des Stoffes sein muß.

Jedes Unrecht, das nicht in das Bereich des Kinderdaseins gehört, es muß aus dem Kinderstück verbannt werden. Und es ist Pflicht aller Mütter zu fordern: gebt unseren Kindern Gutes — nicht nur Gutes — nein das Beste!

Helen Keller.

Es ist schon einige Jahre her, daß die erste Kunde von Helen Kellers wunderbarer Erziehung und Entwickelung nach Deutschland drang und Staunen, Unglauben, Bewunderung erregte. Das Erscheinen ihrer Autobiographie in deutscher Uebersetzung war fast als ein sensationelles litterarisches Ereignis zu bezeichnen. Alsbald erschienen zahlreiche Besprechungen von den verschiedenen Gesichtspunkten aus. Als besonders sachlich und erschöpfend sei die Abhandlung von William Stern-Breslau „Die Entwickelung und Erziehung einer Taubstummen-Blinden als psychologisches, pädagogisches und sprachtheoretisches Problem“ erwähnt.

So muß es fast keck erscheinen, die Aufmerksamkeit noch einmal auf diese denkwürdige Persönlichkeit zu lenken, besser auf diese denkwürdigen Persönlichkeiten; denn neben Helen Keller steht ebenbürtig ihre Erzieherin, Anne Marsfield Sullivan. Mark Twain's allzu amerikanischer Ausspruch: „Napoleon und Helen Keller sind die größten Wunder des 19. Jahrhunderts“ müßte von Rechts wegen auch Anne Sullivan umfassen. — Indessen ist ein zweites, weniger beachtetes Werk von Helen Keller erschienen: „Optimismus;“ da man dies als letztes Kapitel ihrer Selbstbiographie bezeichnen kann, möchte ich die Betrachtung auf beide Bücher im Zusammenhang lenken.

„Als ob Sünder in einer Versammlung aufstehn und die Güte Gottes rühmen, so mag eine, die als stiefmütterlich ausgestattet gilt, sich in froher Ueberzeugung erheben und die Schönheit und Güte des Daseins bezeugen.“

Mit diesen Worten motivirt die Taubstummen-Blinde ihre Ablegung des Glaubensbekenntnisses zum Optimismus. Die Liebe hat sie aus der Gefangenschaft zur Freiheit geführt; ihre erste Erfahrung war ein Sprung vom Bösen zum Guten.

Diese „Befreiung“ war das Werk einer genialen Pädagogin, die das Rousseau'sche Erziehungsideal verwirklicht hat, ohne daß sie es sich als Vorbild genommen hätte. Wenigstens wird der Name Rousseau nie erwähnt; in ihren Briefen, die man das Hohe Lied der Erziehung nennen könnte, behauptet Miß Sullivan, keine bestimmte Methode befolgt zu haben. Es läßt sich aber eine ganz bestimmte Pädagogik, nicht nur für Taubstummen-Blinde, aus ihrem Verfahren entwickeln; und darauf möchte ich vor allem hinweisen.

Es ist natürlich die Grundbedingung einer jeden wahrhaft genialen Leistung vorhanden: das vollständige Einswerden mit der Aufgabe, das Hineinlegen der ganzen Kraft seines Innern. Das ist es ja, wodurch das wahre Genie sich so scharf von dem unterscheidet, was man lange fälschlich genial nannte, von dem Irrlichtelieren des Subjectivismus. Anne Sullivan betrachtet diese Erziehung als das Hauptereignis ihres Lebens. „Es muß mir bei meiner Geburt ein glücklicher Stern geleuchtet haben!“ ruft sie enthusiastisch aus. Und zwar betrachtet sie es nicht etwa als ihre Aufgabe, ein psychologisches Experiment zu machen, sondern die Entwickelung dieses beklagenswerten Kindes zum freien, schönen Menschentum ist das Ziel, das sie mit allen ihren Kräften erstrebt. Als man sie mahnt, daß sie es der Sache der Pädagogik schuldig sei, ihre Erfahrungen niederzuschreiben, antwortet sie schroff: sie schulde ihre ganze Kraft ihrem Zögling.

Ein kräftiges siebenjähriges Mädchen, höchst temperamentvoll und eigensinnig, vollständig ungezügelt — das ist der erste Eindruck, den die Erzieherin empfängt; die erste Aufgabe, die sie sich stellt, ist: ihren Zögling in Zucht zu halten, ohne ihn zu brechen. Das Mittel dazu, dem Kinde Gehorsam und Liebe beibringen. Schon nach vierzehn Tagen schreibt sie:

„Mein Herz jauchzt vor Freude, ein Wunder hat sich ereignet, das Licht des Verständnisses ist im Geiste meines Zöglings aufgegangen. Das kleine wilde Geschöpf hat sich in ein artiges Kind umgewandelt.“

Nach weiteren vierzehn Tagen hat Helen gelernt, daß jedes Ding einen Namen hat, den sie durch das Fingeralphabet (das Hineinbuchstabieren in die Handfläche) erfahren kann. Am Abend dieses denkwürdigen Tages wirft sich Helen in die Arme ihrer Erzieherin und küßt sie zum ersten Mal, „und ich glaubte, mein Herz müsse springen, so voll war es vor Freude,“ berichtet Miß Sullivan.

Mit diesen beiden Fortschritten war das Wesentliche geschehn. „Mit dem ersten Wort, das ich mit Verständnis anwendete,“ sagt Helen, „lernte ich leben, denken, hoffen. Und wenn ich mir noch so große Mühe gäbe, würde ich diesen Sprung aus der Finsternis nicht näher erklären können.“ — Selbstverständlich bedurfte es weiter der hingebendsten und intelligentesten Arbeit. Miß Sullivan spricht immer wieder ihre Abneigung gegen „alle ausgeklügelten pädagogischen Systeme“ aus und versichert, daß sie keinem gefolgt sei. Ihr eigenes System besteht darin, die spontanen Geistesregungen ihres Zöglings zu beobachten und den dadurch gegebenen Winken zu folgen. Sie gibt nur zu essen, wenn sie Hunger bemerkt, hat freilich das Glück, auf einen sehr regen Appetit zu treffen. Natürlich versteht sie auch, ihn zu reizen und zu lenken. Vor allem langweilt sie ihre Schülerin nie. Dies ist meines Erachtens eine Sache, die für jede Art der Pädagogik von größter Wichtigkeit ist. Auch hierin ist Langeweile unerlaubt, sie verhindert nicht nur die Aufnahme des Wissens, sie ist auch die Hauptursache der Ermüdung. — Fräulein Sullivan kommt es wesentlich darauf an, eine Fülle von Worten und dadurch Anschauungen, bewußte Empfindungen zu vermitteln; sie hält es nicht für nötig, daß jedes Einzelne sofort verstanden wird. Die Selbsttätigkeit des Kindes wird durch zu große Ausführlichkeit im Erklären gehemmt. Vor allem gilt dies für Poetisches; es soll die Fantasie anregen, nicht als Wissensstoff ausgeschlachtet werden.

Ich habe hier nur hervorgehoben, was auch für die Erziehung normaler Kinder von Bedeutung ist. Ich bin dazu berechtigt, da Fräulein Sullivan es als obersten Grundsatz betrachtete, ihre Schülerin gleich einer normalen zu behandeln. Mit welcher Kraft der Liebe, die wie die Not erfinderisch macht, sie Zugänge in diesen jungen Geist schafft, dessen Hauptpforten verschlossen sind, das im Einzelnen zu verfolgen ist von höchstem Reiz.

Die Abgeschlossenheit, die die Folge der Gebrechen ist, bietet dafür manchen Vorteil für die Erziehung. Es war leicht, diesen Zögling vor jeder Berührung mit dem Schlechten und Gemeinen zu bewahren, ihr schlechte Lektüre, erregende Eindrücke fern zu halten. Fräulein Sullivan hatte nicht nötig, einen Teil ihrer Kraft und Zeit zu verbrauchen, um hineingeworfene Steine aus ihrem Garten zu entfernen. — Eine Folge der guten pecuniären Verhältnisse war, daß Helen nicht mit den kleinen Miseren des Lebens behelligt wurde. Von den bedeutenden Schwierigkeiten jedoch, die sich ihnen in den Weg stellten, unterrichtete sie Fräulein Sullivan, ließ sie an den Sorgen teilnehmen, dachte mit ihr über die Hebung der Schwierigkeiten nach. — Ihr ist von allen Seiten nur Güte entgegengebracht worden. Charakteristisch ist für sie, wie für ihre Umgebung, wie sie das Wort „Liebe“ definirt, hat: „Mein Gott, das ist doch leicht; es ist das, was jeder gegen jeden anderen empfindet.“ —

Es handelt sich doch um eine Art Reinkultur, um ein Ideal, das nur unter ganz bestimmten Umständen sich verwirklichen läßt, das aber als anzustrebendes Ziel seinen großen Wert hat. „In Zucht halten, ohne zu brechen, Gehorsam und Liebe lehren, die spontanen Geistesregungen beobachten und diesen Winken folgen, Langeweile vermeiden, nicht zu viel erklären und vor allem mit ganzer Seele bei seiner Aufgabe sein,“ das kann jeder Erzieher von Anne Sullivan lernen.

Die wesentlichen Resultate dieser Erziehung seien hier kurz verzeichnet. Von ihrer Lehrerin vorgebildet, besucht

Helen mehrere Jahre ein Mädchengymnasium, besteht die vorgeschriebenen Prüfungen, und besucht die Universität, immer unter der Leitung von Fräulein Sullivan, die ihr alles dargebotene vermittelt. — Auf eigenen dringenden Wunsch lernt Helen mit unermüdlicher Energie auch sprechen. Sie hat sich ein reiches Wissen auf dem Gebiete der Geschichte, der Philosophie, der englischen, deutschen, französischen, lateinischen Litteratur erworben; die politischen und socialen Verhältnisse Amerikas und Europas sind ihr bekannt. Groß ist ihre Empfänglichkeit für das Schöne in Natur und Poesie. Die Schönheiten der Plastik erkennt sie, indem ihre Hand den Linien folgt. Selbst einen gewissen musikalischen Reiz glaubt sie zu empfinden, wenn die Schallwellen ihren Körper treffen. Dies alles hat sich in ihr zu einer harmonischen Weltanschauung und Lebensauffassung gerundet. Sie nimmt ihren vollen Anteil an dem intellectuellen Leben der Menschheit.

„Die für den Fortschritt der Menschen entscheidenden Gedanken und Taten kennen, heißt den gewaltigen Pulsschlag der Menschheit über die Jahrtausende hinweg fühlen."

Sie lebt auch im Leben der Andern, hat gelernt, sich an ihrer Freude zu freuen.

„Ich versuche, das Licht in andern Augen zu meiner Sonne, die Musik in andern Ohren zu meiner Symphonie, das Lächeln auf anderen Lippen zu meinem Glück zu machen."

Von allem diesem legt sie Zeugnis ab in den beiden oben genannten Büchern. Ihr Stil ist vornehm und kraftvoll; man merkt, daß sie ihre Sprache an den besten Schriftstellern gebildet hat; man erkennt auch den starken Einfluß der Bibel. Zum ersten Teil der „Geschichte meines Lebens" bilden die Briefe von Fräulein Sullivan eine interessante Ergänzung. Dieselben Vorgänge werden uns in doppelter Beleuchtung vorgeführt. Die geringe Abweichung zwischen den beiden Auffassungen stellt uns die Bilder plastisch vor die Augen. Dem starken Wollen der Lehrerin kommt ein starker Trieb in dem Kinde entgegen, der sich unter der weisen Leitung zu zielbewußter Energie entwickelt. Ihr Drang nach Erkenntnis erfährt auf der Universität eine starke Enttäuschung. Besonders die philologische Behandlung der Dichter erregt ihren Widerwillen. Daß diese Enttäuschung sie nicht gehindert hat, sich weiter der Wissenschaft zu widmen, sagt uns das Buch „Optimismus." Dem inneren Optimismus, den sie aus ihrem eigenen Schicksal schöpft, das sie aus der Nacht zum Licht geführt hat, stellt sie den äußeren Optimismus zur Seite, den sie mit dem Fortschritt der Menschheit, mit den Gedanken der großen Dichter und Denker begründet. Den gefährlichen Optimismus der Ignorirung und der Indifferenz jedoch weist sie energisch zurück. Wenn einer, so weiß sie, was Uebel ist; aber gerade sie fühlt das Recht in sich, zu erklären, daß das Uebel eine Art geistiger Gymnastik ist und zur Erkenntnis und zum Segen führt. Ihr Optimismus beruht auf dem frohen Glauben, daß das Gute überwiegt, und auf dem festen Willen, an der Verwirklichung des Guten mitzuwirken. Der Optimismus bringt die Welt vorwärts, der Pessimismus hält sie auf, und Schopenhauer ist ein Feind des Menschengeschlechts. Auch gegen Tolstoi erklärt sich die junge Denkerin. Die selbstbewußte Amerikanerin nimmt den Ausspruch übel, daß Amerika in den Fesseln des Mammon liege. Amerika sei die Heimat der Nächstenliebe, in der sich der Reichtum in unvergängliche Ideen umwandle. Amerika, das jetzt mit der ungeheuren Aufgabe ringt, aus Bestandteilen aller Nationen ein Volk zu bilden, habe Anspruch auf die Geduld seiner Kritiker.

Zuletzt erklärt sie es als eine Pflicht gegen sich selbst und gegen die andern, glücklich zu sein. So ist ihr das Wort Spinozas, dessen Schicksal ihr dem eignen ähnlich erscheint, zum Leben geworden: „Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst." — Und so ist die von der Natur Benachteiligte durch Liebe und eigene und fremde Willenskraft in die Reihe der Adelsmenschen emporgestiegen, von denen sie selbst sagt, daß sie „ihre Bürde tragen, als ob sie ein Vorrecht wäre".

D. D.

O tiefes Glück, seine Aufgaben kennen,
So lange alles im Gleise geht.
O tiefer Reue schmerzliches Brennen:
Hier war eine Pflicht — nun ist es zu spät.

Schroffheit und Verschlossenheit
Sind oft nur ein rauhes Kleid,
Mit dem sich zarte Seelen behängen,
In ihrer Scheu sich aufzudrängen.

Ilse Franke.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Geteilte Freude ist doppelte Freude. Es war in der Lebensstunde. Wir sprachen über die Geburtstags- und Weihnachtsfreuden und die Kinder waren alle der Meinung, daß das Weihnachtsfest viel schöner sei als der Geburtstag, weil sich dann „alle Menschen" freuen, während man sich am Geburtstag nur „allein" freut. Zu Weihnachten entstehe ja bei groß und klein ein allgemeiner Wettbewerb im Freudebereiten und das gebe selbstverständlich eine fröhlichere Stimmung, als wenn sich die Freude nur um einen einzelnen Menschen ansammelt.

Ist es denn wirklich wahr, daß sich „alle Menschen" zu Weihnachten freuen? Denkt einmal an die Kinder in den Kellerwohnungen, an die Kinder, die Euch in der Winterkälte auf der Straße in dünnen und ärmlichen Kleidern, in zerrissenen Schuhen begegnen, an diejenigen die bei Wind und Wetter Zeitungen austragen müssen, an die kleinen Straßenverkäufer u. s. w. Ob sie wohl eine Weihnachtsfreude haben? Wenn sie eine haben, dann ist sie jedenfalls sehr bescheiden bemessen. Ihre Weihnachtsferien können diese Kinder auch nicht genießen, denn sie müssen ihren Müttern helfen, müssen kochen, putzen, die jüngeren Geschwister hüten, während Ihr mit den neuen Spielsachen spielt, die Weihnachtsbücher lest u. s. w. Wie viele solcher Kinder kenne ich, die jeden freien Nachmittag im Haushalt arbeiten müssen! Wie knapp und spärlich ist ihre Fröhlichkeit nicht nur zu Weihnachten, sondern während der ganzen Jahre bemessen!

Geteilte Freude ist doppelte Freude — wie wäre es wenn Ihr versuchen würdet von Eurem großen Freudenvorrat etwas an die Freudenarmen abzugeben und ihr Weihnachtsfest zu verschönen? Geht mal an Eueren Spielschrank und sucht an Herrlichkeiten alles zusammen, was Ihr entbehren könnt. Noch sind es blos noch drei Wochen bis Weihnachten und Ihr habt Zeit, so manche Puppe ohne Kleider neu anzuziehen, Wagen ohne Räder wieder zu flicken, Bücher mit beschmierten Seiten sauber zu radieren und einen kleinen Vorrat von Geschenken zurechtzumachen. Die Hauptsache ist natürlich, daß Ihr alles, was Ihr verschenken wollt, wieder so hübsch zurecht macht wie irgend möglich, sonst könnte es ja so aussehen, als wolltet Ihr nur „alte Sachen loswerden", und es liegt Euch doch daran Anderen eine wirkliche Herzensfreude zu bereiten.

Vielleicht wäre es ratsam, wenn Ihr an einem bestimmten Nachmittag in der Woche mit Eueren Kameraden zusammen kommen würdet, um die Geschenke für die Armen zurecht zu machen und auch einige neue Arbeiten z. B. Oblatenalbums oder Aehnliches zu verfertigen. Durch diese Zusammenarbeit würdet Ihr gewiß auf manchen guten Gedanken kommen. Vielleicht könnet Ihr dann auch selber eine kleine Armenbescherung vorbereiten.

Nun möchte ich Euch noch an eines erinnern, Ihr wißt, daß Euere Eltern zu Weihnachten alte Kleidungsstücke verschenken, aus denen Ihr herausgewachsen seid, und Ihr denkt vielleicht jetzt schon: „Das alte Kleid brauche ich nicht mehr zu schonen, das wird ja doch verschenkt!" Ich meine aber gerade deshalb muß es geschont werden, die Kinder, die es nach Euch tragen, sollen sich doch auch noch daran erfreuen. Denkt Euch nur, wie glücklich ein armes Kind ist, das nur ein geflicktes, schmutziges Kleid besitzt, wenn es plötzlich in einem hübschen sauberen Gewand einhergehen kann!

Wie viel Anteil habt Ihr an dieser Freude, wenn Ihr Euere Sachen gut behandelt.

Ihr seht wie viel Freude Ihr anderen bereiten könnt ohne Geschenke zu kaufen. Mit dem Geschenkekaufen ist es überhaupt eine eigene Sache, so lange man nicht das Geld dazu selber verdient. Es kommt überhaupt garnicht darauf an, großartige Sachen zu schenken; die Hauptsache ist, daß man mit Liebe schenkt, mit freudigem Herzen; nur wo das geschieht strahlen die Weihnachtskerzen in wahrem, echten Glanz!

L. J.

Deutscher Bund für weltliche Schule und Moralunterricht.

Januar April 1907. Charlottenburg. № 5.

Unser Ziel: Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Ersetzung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde.

Die konstituierende Bundes-Versammlung.

Protokoll der Generalversammlung vom 5. Nov. 1906.
(Charlottenburg, Logenrestaurant.)

Nachdem durch Nr. 3/4 der Zwanglosen Mitteilungen des Bundes die Mitglieder sämtlich zur ersten Generalversammlung rechtzeitig geladen worden waren, eröffnete Dr. R. Penzig als Einberufer die Sitzung und gab einen allgemeinen Ueberblick über die Arbeit, die dem Bunde bevorstehe. Er betonte die Notwendigkeit eines solchen Zusammenschlusses angesichts der Reaktion in Preußen-Deutschland und hob hervor, die Liga werde die doppelte Aufgabe haben, sowohl eine Kampfesorganisation zu sein, als auch schöpferische Arbeit zu leisten. Von der letzteren werde ihr Haupterfolg abhängen. Der Erfolg des ersten Agitationsjahres sei relativ bedeutend angesichts der Tatsache, daß man vorläufig nicht auf die große Masse rechnen dürfe, sondern wesentlich Pionierarbeit für eine spätere Zukunft zu leisten habe. Der Bund zähle z. Z. 450 Mitglieder und habe über 3000 Mk. freiwillige Beiträge vereinnahmt. (Kassenbericht siehe am Schluß.) Er bat darauf die Versammlung, sich zu konstatieren. Es wurden für die Leitung dieses Abends gewählt: als Vorsitzende Dr. Penzig und Rechtsanwalt Dr. Bieber; als Schriftführer Frl. L. Jannasch und Herr Paul Jaffé.

Telegraphische Begrüßungen waren eingelaufen von der Wiener ethischen Gesellschaft (W. Börner) und von Dr. Pfungst-Frankfurt a. M., der gleichzeitig die soeben erfolgte Begründung der ersten Ortsgruppe: Frankfurt a. M. anzeigte. Der Vorsitzende ersuchte sodann Herrn Generalsekretär der Union of ethical societies, G. Spiller, über die Tätigkeit der Liga für Moralunterricht in England zu berichten.

Herr Spiller führte Folgendes aus: Seit etwa 10 Jahren mache sich in England eine ganz neue geistige Richtung bemerkbar, die energisch daraufhin arbeite, die Ethik von der Religion zu trennen. Was früher undenkbar war, werde jetzt von Vertretern der englischen Geistlichkeit selbst empfohlen, nämlich: daß die Bibel in der Schule nur von ethischen und historischen Gesichtspunkten aus besprochen werden sollte; die bedeutenden modernen Ethiker würden von der Priesterschaft als tiefreligiöse Persönlichkeiten anerkannt, die Ethik selbst als wertvollster Kern aller Religion geschätzt. Tageszeitungen und Revuen behandelten die Frage ausführlich und gründlich, und auf Veranlassung des Unterrichtsministers sei der Moralunterricht in den Volksschulen obligatorisch eingeführt worden. Vertreter aller Sekten, auch Bischöfe, arbeiteten gern gemeinschaftlich mit den Vertretern der Moralpädagogik. Ein von 2 Erzbischöfen und vielen Bischöfen unterzeichnetes Manifest erkläre die Moral für die Hauptsache der christlichen Religion. Das Unterrichtsministerium dringe darauf, den Moralunterricht systematisch weltlich, und nicht religiös, zu gestalten und stelle sich in seinen neuesten Erziehungserlassen völlig auf den Boden der Liga für Moralunterricht. Von dieser sei soeben ein ausführliches Lehrprogramm und ein Unterrichtsplan für die höheren Schulen ausgearbeitet worden; sie übe einen bedeutenden Einfluß auf die Lehrerschaft und die Seminare aus. Durch Probelektionen, die von Beauftragten der Liga vor den Vertretern der Lehrerschaft abgehalten würden, würden die Vorurteile gegen den Moralunterricht immer mehr zerstreut. Die ethische Reform der Geschichts- und Lesebücher, sowie Ausarbeitung zahlreicher Lehrbücher und Leitfäden für den Moralunterricht habe der Sache bedeutenden Aufschwung gegeben. Während die Liga früher für die Ersetzung des Religionsunterrichts durch Moralunterricht eingetreten sei, begnüge sie sich jetzt mit steigendem Erfolge einfach um die Einführung des Moralunterrichts in den Schulplan neben dem Religionsunterricht. Praktisch sei das Bedürfnis danach von den Vertretern aller Bekenntnisse anerkannt; Differenzen beständen nur noch über die beste Methode des Moralunterrichts — und an deren Verbesserung arbeite die Liga ununterbrochen.

Im Anschluß an diese Ausführungen wies Dr. Penzig darauf hin, daß die Aufgaben der Ligen für Moralunterricht naturgemäß in jedem Volke und Lande differieren müßten; aber auch für Deutschland müsse durchaus daran festgehalten werden, daß die Hauptaufgabe nicht im Polemisieren, sondern im positiven Aufbau bestände. Die Schwierigkeit in Deutschland bestehe darin, daß hier der Religionsunterricht von den herrschenden Kreisen als das eigentliche Fundament der ganzen Schule angesehen werde, während er in England, meist als einfache Bibellektüre, nur eine beigeordnete Rolle spiele. Der geschichtliche Verlauf der Reform in Deutschland werde vielleicht der sein, daß zunächst der Religionsunterricht selbst im ethischen Sinne reformiert werden werde — wozu heute schon zahlreiche Stimmen aus der liberalen Theologie und der fortgeschrittenen Lehrerschaft aufforderten; von da werde die Logik der Sache die Ausmerzung des dogmatischen Teils, und die Trennung der religionsgeschichtlichen und rein ethischen Unterweisung fordern. Einer solchen von Geistlichen und der Lehrerschaft getragenen Bewegung werde sich die Regierung nicht auf die Dauer verschließen können. Es komme also darauf an, vor allem Einfluß auf die Lehrerschaft und ihre Pflanzschulen, die Seminare, zu gewinnen. Nach der überaus großen Anzahl von begeisterten Zuschriften aus

diesen Kreisen, die ihm zugegangen seien, halte er die Aussichten dafür für günstig.

Die Versammlung trat nun in die Beratung der Satzungen ein. In der Generaldebatte erläuterte der Vorsitzende die Stellung des B. f. w. Sch. u. M. zu den ethischen Gesellschaften und sprach es als gemeinsamen Wunsch dieser und des Bundes selbst aus, daß die Liga durchaus selbständig und unabhängig von den ethischen Gesellschaften arbeiten solle und immer mehr bestrebt sein müsse, auch Anhänger aus Kreisen zu erhalten, die der D. G. f. E. K. fern stehen. In längerer Spezialbesprechung wurden nun die einzelnen Paragraphen der Satzungen durchgenommen und zum Schluß ein Redaktions-Komitee, bestehend aus den Herren Dr. Penzig, Prof. Bruno Meyer, Dr. Bieber (mit dem Rechte der Zuwahl), eingesetzt, um die endgiltige Fassung der Satzungen zu finden.

Nunmehr erfolgte auf Grund der neuen Satzungen die Vorstandswahl. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde Dr. Arthur Pfungst-Frankfurt a. M. zum ersten Vorsitzenden gewählt. Als zweiten und dritten wählte die Versammlung Herrn Dr. R. Penzig-Charlottenburg und Prof. Dr. Bruno Meyer-Berlin; zu Schriftführern Frl. Lilli Jannasch und Gustav Spiller-Berlin; zu Kassenführern: Herrn Albert Stern und Verlagsbuchhändler Kurt Michaelis. Zu Beisitzern wurden ernannt: Frau Ragalla v. Bieberstein-Schöneberg, Pastor Steudel-Bremen, August Foerster-Charlottenburg, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Waldeyer-Berlin, Redakteur Voltrath-Berlin, Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt-Charlottenburg, Verlagsbuchhändler E. Werckmeister-Westend, Magistrats-Sekretär F. Dziekl-Charlottenburg.

Von Dr. Penzig wurde darauf ein Aktionsprogramm entwickelt und von der Versammlung einstimmig gutgeheißen. Danach solle der Bund vor allem die Schaffung und Unterstützung moralpädagogischer Literatur angreifen. Bereits jetzt lägen Anfragen tüchtiger Pädagogen vor, ob sie für Drucklegung und Herausgabe von Lehrbüchern für Moralunterricht auf finanzielle Hilfe des Bundes, event. gegen Rabattgewährung für die Bundesmitglieder, rechnen könnten. Es würde sich empfehlen, in Zukunft alle außerordentlichen Beiträge diesem Fonds zuzuführen. Ferner sollte durch Vorträge, Unterrichtskurse, Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsätze immer wieder das Publikum, vor allem aber systematisch die Lehrerschaft für die Sache des Bundes interessiert werden. Auf eine Anfrage aus der Versammlung teilte Vorsitzender mit, daß er bereits öfter ähnliche Kurse gehalten habe, aber auch in nächster Zukunft wiederum Aufforderungen dazu gerade aus der Lehrerwelt erhalten habe, denen er nachkommen werde, und schloß die Versammlung gegen 11½ Uhr abends.

gez.: Dr. Penzig. L. Jannasch. Dr. Bieber. B. Jaffé.

Aus einer Rede des englischen Unterrichtsministers Birrel.

Die anglikanische Landeskirche, die ja in diesem Hause wohl vertreten ist, will nichts von ihren Privilegien aufgeben. Sie war zu lange das verhätschelte Lieblingskind des Staates, sie fand bisher jede Tür für sich geöffnet, jeden Pfad geebnet. Aber sie hat zu lange im Schatten des sie beschirmenden Baumes gesessen, ihr Saft ist vertrocknet, ihr Wachstum verkümmert, ihre Entfaltung aufgehalten, ihre Stimme als Lehrerin verstummt, alles in allem: sie ist unkirchlich geworden. Tausende von gläubigen Christen fangen an einzusehen, daß der Tag, an dem die Kirche ihre Ansprüche auf besondere Vorrechte von Seiten des Staates aufgeben wird, keine Enthüllung irgend welcher Schwachheit für sie bedeuten würde, sondern sie sich nur dadurch die Herzen des englischen Volkes erhalten wird. Ich weiß, es ist hart, Privilegien aufzugeben, aber sie werden allmählich aufgegeben werden müssen, auch im House of Lords.

Als ich den Debatten im House of Lords lauschte, da dachte ich manchmal, wenn jetzt ein Fremder oder ein Engländer aus längst vergangenen Tagen den Reden dieser Herzöge und Bischöfe zuhörte, sie würden denken, es handele sich in diesem Gesetz um Vorschläge, die es den Konfessionen unmöglich machen wollen, den Kindern den Glauben ihrer Väter zu lehren. Eine Sprache ist dabei gebraucht worden, die selbst dann zu stark wäre, wenn es sich wirklich um derartige Vorschläge handelte. Es ist uns gesagt worden, daß wir die Stimme der Religion zum Schweigen bringen wollen, daß wir uns einmischen in das Recht der Eltern, ihre Kinder von einem Lehrer ihres Glaubens unterrichten zu lassen. Wir tun nichts dieser Art, wir beabsichtigen nicht, daß auch nur eine einzige Schule, die einer Konfession gehört, geschlossen werden soll. Wir sind nur interessiert für die Verwendung der öffentlichen Gelder, für die gerechte Verausgabung der Steuern. (Der Minister ist der Ansicht, daß Gelder, die von der Allgemeinheit aufgebracht werden, nicht für Schulen einer besonderen Konfession verwendet werden dürfen.) Es ist ein unbestrittenes Recht der Eltern, ihr Kind zu unterrichten oder danach zu sehen, daß es unterrichtet wird, und es ist reichlich Gelegenheit dazu gegeben am Sonnabend (Sonnabend ist unterrichtsfrei in England), Sonntag und in den freien Stunden der übrigen Tage. (Gemeint ist Gelegenheit zum konfessionellen Religionsunterricht.) Aber es ist nicht ein Recht der Eltern, zum Staate zu sagen: Weil Du darauf bestehst, daß mein Kind an fünf Tagen der Woche zur Schule gehen muß, so ist es Deine Pflicht, Lehrer anzustellen, die mein Kind in den Dogmen eines speziellen Bekenntnisses unterrichten. Weil der Staat sagt, dein Kind soll im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden, so soll er auch verpflichtet sein, das Kind während der Schulstunden und im Schulgebäude in all die Unterschiede und Spitzfindigkeiten der Konfessionen einführen zu lassen, zu der die Eltern gehören? ? ! — Diese extremen Forderungen des Konfessionismus verletzten mich schon bei den Debatten im Unterhause. (Sie wurden damals von der konservativen Partei eingebracht.) Wir sind gewillt, unter gewissen Bedingungen in einigen Punkten entgegen zu kommen, aber die Forderungen der Bischöfe und einiger Lords sind derartig, daß sie mit den Grundsätzen des Liberalismus unvereinbar sind. . . .

Der Moralunterricht in den Elementarschulen Italiens.

Auf eine Anfrage des Generalsekretärs des ethischen Bundes über Art und Ausdehnung des Moralunterrichts, beziehungsweise des Konfessions-

unterrichts in den italienischen öffentlichen Schulen erhielten wir folgende Auskunft, die auch weitere Kreise interessieren dürfte.

Wir schicken voraus, daß sich das öffentliche Schulwesen Italiens folgendermaßen gruppiert:

1. a) Elementarschulen (6jähriger Kursus).
   b) Abend- und Sonntagsschulen für erwachsene Analphabeten.
   (Lehrplan vom Ministerium für öffentl. Unterricht; die Ernennung der Lehrer und Aufbringung der Kosten liegt den Kommunen ob).
2. c) Sekundarschulen ersten Grades (dreijähriger Kursus). Dazu gehören: Realschulen, das Untergymnasium, Normalschulen zur Ausbildung der Elementarschullehrer etc.
   (Lehrplan, Lehrerbesoldung u. -Ernennung beim Unterrichtsministerium).
   d) Sekundarschulen zweiten Grades. Nämlich: Obergymnasium (2 Jahre) Lyzeum (3 Jahre) Technisches und Nautisches Institut (5 Jahre) höhere Normalschulen für Lehrer und Lehrerinnen (4 Jahre).
   (Lehrplan, Lehrer-Ernennung und Besoldung beim Unterrichtsministerium).
   Wer also eine höhere Schulbildung erreichen will, hat drei Wege vor sich: 1. klassische Bildung (Untergymnasium 3 Jahre, Obergymnasium 2 Jahre, Lyzeum 3 Jahre, Summa 8 Jahre). 2. Realschulbildung (Realschule ersten Grades 3 Jahre, Real- (nautische) Schule zweiten Grades 4–5 Jahre, Summa 7–8 Jahre). 3. Lehrerbildungskursus (Normalschule ersten Grades drei Jahre, Normalschule zweiten Grades 4 Jahre, Summa 7 Jahre).
3. e) Kgl. Universität.
   f) Technische Hochschule (Scuole d'applicazione per l'Ingegneria)
   g) Handelshochschule.

Diese drei Anstalten verleihen das Baccalaureat (den Doktortitel) in Medizin, Naturwissenschaft, Jus, schöne Literatur, Dr. ing, Dr. der Agrarwissenschaft, der Handelswissenschaften und das Diplom für Oberlehrer.

Für den Moralunterricht in den Elementarschulen (die höheren Schulen bleiben hier außer Betracht) gilt nun der von der Regierung unter dem 28. Januar 1905 festgesetzte Lehrplan (veröffentlicht im offiziellen Bulletin des Unterrichtsministeriums, Suppl. zu Nr. 9 vom 2. März 1905):

Klasse 1 und 2 (erstes und zweites Schuljahr): Sittliche Erziehung. Praktische Normen der Lebensführung (indirekte Lehrmethode, d. h. Anschauungsunterricht, in den von der Instruktion bestimmten Grenzen).

Klasse 3 und 4 (drittes und viertes Schuljahr): Sittliche Erziehung und Bürgerkunde. Praktische Normen der sittlichen und bürgerlichen Lebensführung (direkte und indirekte Lehrmethode in den von der Instruktion bestimmten Grenzen).

Klasse 5 (fünftes Schuljahr): Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers. Allgemeine Uebersicht über die politischen und Verwaltungs-Körper und Einrichtungen. Verfassungskunde.

Klasse 6 (sechstes Schuljahr) a) für Knaben: Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers. Justizverwaltung. Praktische Einführung in die Kenntnis der hauptsächlichsten Strafrechtsbestimmungen, in bürgerliches und Handelsrecht. Skizzen aus der Gesetzgebung für Arbeiterwohlfahrt, Versicherungs-, Fürsorge-Wesen u. dgl. b) für Mädchen: Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers. Skizzen aus der Gesetzgebung für Arbeiterwohlfahrt, Versicherungs-, Fürsorge-Wesen u. dgl.

In ganz ähnlicher Weise wird ein- oder zweijährig in den Abend- (Feiertags-) Schulen für erwachsene Analphabeten Unterricht in den Pflichten und Rechten des Menschen und Bürgers und Einführung in die Verfassungs- und Gesetzeskunde mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung gegeben.

Ueber den Konfessionsunterricht in öffentlichen Schulen ist folgendes zu bemerken:

1. In allen mittleren oder höheren Schulen (s. o. unter 2, c—d), die ausschließlich dem Ministerium unterstehen, wird keinerlei Religionsunterricht erteilt.

2. In den Elementarschulen, deren Unterhaltung, wie oben gezeigt, den Kommunen obliegt, die aber ihren Lehrplan von der Regierung erhalten, ist das Verfahren verschieden. Manche Kommunen lassen ausschließlich katholisch-konfessionellen Religionsunterricht erteilen; bei anderen (in geringer Anzahl), die eine sozialistische oder doch radikale Kommunalverwaltung haben, wird keinerlei konfessioneller Religionsunterricht erteilt.

Die gesetzliche Lage ist also folgende:

Das Staatsgrundgesetz über das Unterrichtswesen und alle weiter erlassenen Instruktionen und Lehrpläne betrachten den Religionsunterricht nicht als obligatorisches Unterrichtsfach.

Den Kommunen wird die Freiheit zugestanden, diesen Unterricht an den Schulunterricht anzugliedern, aber die Schüler sind nicht zur Teilnahme daran verpflichtet und nicht gehalten, sich einem Examen in Religion zu unterwerfen, um in die höhere Klasse aufzusteigen.

So pflegt sich die Sache derartig zu regeln, daß in den Gemeinden, in deren Kommunalrat eine gemäßigte klerikale Partei die Mehrheit hat, die Familien benachrichtigt werden, ihre Kinder würden für den Religionsunterricht eingeschrieben, falls die Eltern nicht ausdrücklich die Befreiung davon verlangen. In den Gemeinden aber, wo ein gewisser liberaler Geist herrscht, ohne daß man es doch wagt, den katholischen Unterricht ganz abzuschaffen, müssen die Eltern ausdrücklich ihre Kinder dazu anmelden, falls nicht angenommen werden soll, daß sie mit der Nichterteilung von Religionsunterricht einverstanden sind.

Im Charlottenburger Fortbildungsschulverein

hielt Herr Stadtverordneter Dr. Penzig einen Vortrag: „Lebenskunde in der Fortbildungsschule". (Der Vortrag wird demnächst im Wortlaut erscheinen. Red.) Dem Vortrage lagen folgende Leitsätze zu Grunde:

1. Weder die sittliche Erkenntnis, noch die Charakterbildung der Jugend kann beim Eintritt in die Fortbildungsschule als ausreichend für das Leben angesehen werden.

2. Daher fordert sowohl das eigene Interesse des jungen Menschen, wie das Interesse der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft in den Jahren, die für ein tieferes Verständnis von Ordnung, Recht und Gesetz, Sitte und Sittlichkeit die günstigsten, zugleich aber auch durch Versuchungen aller Art die gefährlichsten sind, eine unterrichtliche Anweisung und erziehliche Anleitung der fortbildungsschulpflichtigen Jugend, durch welche diese zu tüchtigen Bürgern und sittlichen Menschen herangebildet werden.

3. Diese teils auf sittliche Erkenntnis, teils auf Willensbildung gerichtete Tätigkeit muß im Lehrplan der Fortbildungsschulen als Lebenskunde einen festen Platz finden.

4. Da die religiösen Vorstellungen und Lehren den entscheidenden autoritativen Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verloren haben, und überhaupt wegen ihrer Vielgestaltigkeit in trennenden konfessionellen Ausprägungen und wegen ihrer innigen Verbindung mit dem allerpersönlichsten Seelenleben keine geeignete Grundlage für eine allgemeingiltige Regelung des sittlichen Gemeinschaftslebens bilden, so muß die Lebenskunde völlig unabhängig von religiösen, metaphysischen, konfessionellen oder gar kirchlichen Voraussetzungen erteilt werden.

Unabhängigkeit bedeutet nicht Feindseligkeit.

5. Eine Sittenlehre, die ihre verbindliche Kraft auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntnis aus der

Natur des Menschen und den Bedingtheiten des Gemeinschaftslebens schöpft und darum der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung zugänglich ist, scheint für die Altersstufe der beginnenden Selbständigkeit besser geeignet, eigene sittliche Gesinnung, Selbstzucht und freiwillige Unterordnung des Einzelwillens unter die Gemeinschaftsnormen zu erzielen, als die auf Ehrfurcht und Gehorsam übernatürlichen Mächten gegenüber gegründete kirchliche Moral.

6. Entsprechend der Aufgabe jeglicher Unterrichts- und Erziehungstätigkeit: die Selbsttätigkeit der Schüler zu wecken, darf die Methodik der Lebenskunde nicht in Uebermittelung von Lehrstoff bestehen, vielmehr ist es Aufgabe des Lehrers, in heuristischer Weise und durch ein sokratisches (nicht katechetisches!) Frage- und Antwort-Verfahren die Intelligenz der Schüler im Rahmen ihrer praktisch-sittlichen Lebenskreise anzuleiten, die Moralgesetze in sich selbst zu entdecken, und ihren Willen durch Erschließung weiterer und tieferer Motive, wie durch Gewöhnung an freiwillige Unterordnung, Selbstzucht rc. für die sittlichen Aufgaben des Lebens zu stählen.

7. Unterstützt kann diese tiefere und allen Menschen gemeinsame Lebenskunde werden durch eine stets von Ehrfurcht getragene, aber von andersartigen Rücksichten freie Heranziehung der edelsten Beispiele aus der Litteratur, Kultur- und Religionsgeschichte der ganzen Menschheit.

8. Zur Erteilung solchen Unterrichts sind Lehrer notwendig, die als vorbildliche Persönlichkeiten mit reifster Besonnenheit des Urteils und psychologischem Scharfblick eine umfassende und tiefgründige Kenntnis der gesamten Kulturgeschichte, wie der Lebens- und Gesellschaftsbeziehungen der Gegenwart verbinden.

An den mit außerordentlich lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine gründliche Aussprache, in der zwar allgemein die Ausführungen des Referenten Zustimmung fanden, jedoch die praktische Ausführbarkeit jener Ideen in der Gegenwart aus gewichtigen Gründen angezweifelt wurden. Es wurde daher von der Beschlußfassung über die Thesen abgesehen, dafür aber eine Kommission eingesetzt, die den Lehrplan der obligatorischen Fortbildungsschule darauf hin prüfen soll, wie der Lebenskunde in der Fortbildungsschule mehr als bisher Beachtung geschenkt werden kann. Die Kommission besteht aus den Herren Dr. Penzig, Direktor Haese, Lehrer Stave und Thoms-Charlottenburg und Rektor Gille-Wilmersdorf.

(Brandenburgische Fortbildungsschule.)

Quittung.

Vom 31. Oktober 1906 bis zum 15. März 1907 erhielten wir folgende Beiträge: Reinhold Müller, Berlin 3,—. M. Roegner, Lauban 5,—. B. Stern, Berlin 5,—. R. Heimins, Berlin 10,—. E. Stierle, Konstanz 3,—. H. Schäfer, Berlin 10,—. A. Breiter, Charlottenburg 3,—. Th. Rupp, Königsberg 10,—. H. Schnell, München 20,—. C O R 100,—. A. Jung, Dorn-Dürkheim 1,—. Worms, Charlottenburg 3,—. v. Biberstein, Schöneberg 3,—. Dr. Armbruster, Straßburg 10,—. E. Hellwich, Freiburg i. B. 5,—. M. Neumann, Königsberg 3,—. F. Staudinger, Darmstadt 15,—. K. Stern-Rath, Offenbach 5,—. E. Ebel, Coburg 1,—. Dr. Cahen-Brach, Frankfurt a. M. 10,—. M. Glauch, Klotzsche 10,—. M. Koch, Hamburg 20,—. H. Stolze, Berlin 2,50. R. Hoffmann, Jannowitz 3,—. Moll, Selzen 3,—. L. Jacobi, Berlin 2,—. M. Wolff, Berlin 2,—. A. Mehlisch, Berlin 3,—. O. Gerlach, Münster i. W. 3,—. Milan, Kreuznach 3,—. E. Werkmeister, Westend 15,—. O. Fellinger, Unterrath 20,—. Dr. Christel, Metz 5,—. H. Schumann, Greifswald 3,—. Marcus 2,—. Eckmann 2,—. Dyck 2,—. Wundt 2,—. Mertins 2,—, alle Tilsit. Bodky, Ragnit 2,—. Mertins, Tilsit 8,—. M. Keibel, Eisenach 5,—. J. Friedel, Schwabach 5,—. A. Veit, Mainz 3,—. Osmar Schulze, Freiburg i. B. 10,—. C. O. R 10,—. Huth, Zehlendorf 3,—. H. Schwab, Ansbach: Aus dem Nachlasse einer Freidenkerin 150,—. P. Lotz, Hamburg 2,—. E. Altschul, Boscombe 3,—. R. Eichenauer, Cronberg 3,—. K. Offenburger, Karlsruhe 2,—. Albertin, Besctercze 5,—. K. Herbster, Kandern 2,—. F. Eberspacher, Ulm 2,—. H. Racken, Charlottenburg 10,—. M. Kirchberger, Niederlahnstein 5,—. E. Horn Groß-Lichterfelde 15,—. **Summa Mk. 374,50.**

Mit herzlichem Dank

Dr. Penzig.

Kassenbericht.

1905.

Einnahmen:	ℳ	Ausgaben:	ℳ
Aus Mitgliederbeiträgen (ordentlichen und außerordentl.) im September	719,60	1. Drucksachen	154,—
im Oktober	377,50	2. Verwaltung	350,—
„ November	398,75	3. Redner- und Schriftsteller-Honorare	107,80
„ Dezember	263,15	4. Beilagegebühren für Drucksachen	80,20
		5. Bureaukosten	7,85
		6. Porti	44,25
			744,10
		Saldo am 1. 1. 1906	1014,90
	1759,—		1759,—

1906.

Einnahmen:	ℳ	Ausgaben:	ℳ
Vorgetragen aus 1905	1014,90	1. Drucksachen	608,10
Aus Mitgliederbeiträgen (ordentlichen und außerordentl.	1322,85	2. Verwaltung	600,—
		3. Redner- und Schriftstellerhonorare	474,50
		4. Beilagegebühren für Drucksachen	126,40
		5. Saalmiete für Vorträge, Plakate, Inserate rc. rc.	337,87
		6. Bureaukosten	60,59
		7. Porti	125,14
			2332,60
		Salda am 1. 1. 1907	4,65
	2337,25		2337,25

1907. (1. Januar bis 15. März.)

Einnahmen:	ℳ	Ausgaben:	ℳ
Vortrag aus 1906	4,65	1. Verwaltung	125,—
Aus Mitgliederbeiträgen (ordentlichen und außerordentl.) im Januar	236,10	2. Bureaukosten	32,75
im Februar	15,—	3. Porti	4,10
März (bis 15. 3.)	32,—		
			161,85
		Salda am 15. 3. 1907	125,90
	287,75		287,75

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gattesberg.

Mitteilungen
des
Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.

April/Juli 1907. Charlottenburg. № 6.

Unser Ziel: Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Ersetzung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde.

Welche Aufgabe stellt sich der Unterricht in der „Lebenskunde"?

Der Unterricht in „Lebenskunde" ist auch unter dem Namen „Morol-Unterricht" oder „Ethischer Unterricht" bekannt. Dementsprechend ist seine Houptaufgabe die Orientierung der Jugend über die einzelnen sittlichen Fragen und Pflichten des Menschenlebens. Dieses Menschenleben ist heute so kompliziert und reich an schwierigen sittlichen Situationen und Konflikten, es bringt jedem einzelnen, viel mehr als in früheren, ruhigen Zeitläuften, eine solche Fülle von Pflicht und Verantwortung, daß es nachgerade eine unabweisbare Notwendigkeit geworden ist, die Jugend in die mannigfaltigen Kreise ethischer Aufgaben und Probleme einzuführen, sie über Gut und Böse und über die Anwendung sittlicher Grundsätze auf den verschiedenen Lebensgebieten eingehend zu belehren. Gewiß wird diese Aufgabe teilweise durch den Religionsunterricht erfüllt, soweit dieser, in richtiger Erfassung des Wesentlichen, die Schüler anleitet, die hohen ethischen Ideale der Religion praktisch nutzbar zu machen im Kleinkampf des alltäglichen Treibens. Allein da der Religionsunterricht neben dieser praktischen Belehrung einen großen Teil der ihm zur Verfügung stehenden Zeit auf die Darbietung des historischen Stoffes der Religions- und Kirchengeschichte verwenden muß, so wird der Religionslehrer oft nicht die Zeit finden zu eingehender Behandlung so mancher Kleinfragen und Einzelpflichten der Ethik. Hier tritt der Moralunterricht, der Unterricht in „Lebenskunde" ergänzend ein. Da der historische Stoff der Religion, die geschichtlichen Grundlagen der Weltanschauung direkt nicht in das Gebiet der „Lebenskunde" fallen, so ist ihr statt dessen die Möglichkeit gegeben, in breiterem Rohmen, in eingehender Unterredung einzelne Ausschnitte des sittlichen Handelns und Denkens zu erörtern. — Jedoch es ist noch ein anderes Moment, das den ethischen Unterricht neben dem Religionsunterricht notwendig und wertvoll macht: In unserem Zeitalter des konfessionellen Zwiespalts, des Streites um die Weltanschauung, ist es für die Pflege einer einheitlichen sittlichen Volkskultur von hohem Wert, Kinder aus verschiedenen konfessionellen Kreisen in einem ethischen Unterricht zusammenzuführen und ihnen in diesem Unterricht den konkreten Beweis zu erbringen, daß es eine Macht gibt, welche über alle Schranken konfessioneller Verschiedenheit und entgegengesetzter Weltanschauung übergreift als ein gemeinsamer Besitz der gebildeten Menschheit: die Mocht der sittlichen Ideole. Diese Ueberzeugung von dem einigenden und unbedingten Charakter edler Menschheitsziele der Jugend ins Herz zu schreiben ist eine Aufgabe, welche der Unterricht in der „Lebenskunde" zu erfüllen berufen ist; er betreibt damit die Erziehung zur Toleranz und die Förderung eines einheitlichen sittlichen Idealismus.

Was die Methode und Stoffwohl im ethischen Unterricht anbetrifft, so wird sich dieselbe sowohl nach der Individualität des Lehrers als besonders nach dem Alter, Bildungsstand und Interessenkreis der Schüler verschieden gestalten. Bei jüngeren (10 bis 14jährigen) Schülern wird der katechetischen Methode (Frage und Antwort) im allgemeinen der Vorzug eingeräumt werden müssen, soweit es sich nicht um zusammenhängende Erklärungen, Darbietung oon Geschichten und dergl. handelt. Bei älteren (15 bis 18jährigen) dogegen wird ein überwiegend oortragender Unterricht zu wählen sein, mit nur gelegentlich eingestreuten Fragen des Lehrers. Immer aber soll der Lehrer die Schüler zu selbständigem Frogen oder Erzählen ermuntern, um das sittliche Denken der Kinder zu entwickeln.

Bei den älteren Klassen empfiehlt es sich, einzelne Gebiete der Ethik systematisch zu behandeln und das Nioeau der einfachen ethischen Unterweisung allmählich zur philosophischen Betrachtung zu erheben. Auch wird sich hier, soweit es mit der Aufrechterhaltung konfessioneller Neutralität vereinbar ist, von selbst die Erörterung eigentlicher Weltanschauungsfragen nahelegen, (z. B. Optimismus und Pessimismus, Begründung des Sittengesetzes, Willensfreiheit, Natur- und Geistesleben 2c.) — Anziehende Themen für die ältere Abteilung — genügendes Verständnis vorausgesetzt — bilden ferner die großen Werke unserer Dichter, unter ethischen Gesichtspunkten betrachtet: die sittlichen Ideen in Goethes „Faust", „Iphigenie", die Charaktere in Schillers Dromen, „Wilhelm Tells" patriotische Tot, ethisch beurteilt 2c. Weiterhin zusammenhängende Darstellungen aus dem Leben großer Charaktere des engeren Vaterlandes und der Weltgeschichte; Lektüre edler Dichtungen und Erzählungen, mit oder ohne genauere Besprechung; Proben aus Schriften über ethische Philosophie (etwa aus den Werken Ruskins, Emersons, Carlyles). Auch das Vorzeigen und Erklärungen von Bildwerken großer Künstler und das Versenken in

die Naturlieder der Dichter ist ein Stück Erziehung zu edlen Gedanken. Endlich wird sich im Kreis der älteren Schüler auch Gelegenheit bieten, in ernster Unterredung die Pflichten der sexuellen Ethik zu behandeln — eine zumal unter den heutigen Verhältnissen so wichtige Aufgabe des Erziehers.

Bei den jüngeren Abteilungen (10 bis 14 Jahre) muß jedenfalls eine schematische Reihenfolge in der Behandlung der Sittenlehre vermieden werden, vielmehr ist hier besonders Abwechslung, Herausgreifen einzelner Fragen und Erscheinungen des täglichen Lebens und Treibens empfehlenswert (z. B. Konflikte in Haus und Schule, Wahrhaftigkeit und Notlüge, Benehmen gegen Dienstmädchen, Beobachtungen im Straßenleben, ernste Gedanken bei einem Besuch des Jahrmarktes usw.)

Möglichstes Eingehen auf die Fragen und die oft sehr klugen Einwürfe der Kinder, ruhiges Gewährenlassen, wenn sie in ihrer Fabulierlust eigene Erlebnisse zum besten geben, eine zwar sichere, aber nicht allzustrenge Handhabung der Disziplin ist vor allem hier, in den jüngeren Klassen, geeignet, zwischen Lehrer und Schülern allmählich ein Band des Vertrauens zu schlingen, das für die erziehliche Wirkung des Unterrichts mehr bedeutet als glänzende Verstandes-Begabung und Vielwisserei des Lehrers. Ganz besonders wichtig, freilich für den abstraktdenkenden Akademiker manchmal recht schwierig, ist es, die ethische Belehrung durch konkrete Beispiele aus dem Gesichtskreis der Kinder oder aus dem weiteren Gebiet der Erfahrung und der Geschichte zu illustrieren, da bei allzu gedankenmäßiger Erörterung das Interesse der Kinder leicht erlahmt. Bloßes Moralpredigen ist zu vermeiden. Anknüpfen an aktuelle Tagesereignisse ist lohnend. Den besonderen Dank der Kinder erwirbt sich der Lehrer, wenn er etwas dreingibt, d. h. wenn er je und je eine halbe Stunde des Unterrichts dazu benützt, um längere Dichtungen und Erzählungen vorzulesen oder vorzutragen, welche — ohne moralisierende Erklärung — allein durch ihren Lebensgehalt das Kind erziehlich beeinflussen und an Stelle der Schundliteratur, zu welcher die Kinder sonst gerne greifen (Buffalo-Bill-Bücher, Sherlock-Holmes-Literatur!!) der kindlichen Phantasie einen reinen und gesunden Genuß gewähren. Auch heitere Geschichten sollen nicht verbannt sein, denn ein edler Humor ist ein guter Kämpfer gegen alle Duckmäuserei.

Im Vorstehenden ist das Gebiet der „Lebenskunde" umgrenzt, soweit es sich dabei um ethischen Unterricht im engeren Sinn handelt. Wir geben aber der „Lebenskunde" noch eine **weitere Aufgabe** neben der eigentlichen sittlichen Unterweisung. Wie ihr Name sagt, soll sie die Kenntnis des Lebens vermitteln. Dazu gehört jedoch nicht bloß die Kunde von den Grundsätzen der Charakterbildung, sondern auch die Vertrautheit mit allerlei, für den künftigen Beruf, für die bürgerliche Stellung, für den Kampf des Lebens wertvollen und notwendigen Kenntnissen. Demgemäß will der Unterricht in „Lebenskunde" den Schülern eine orientierende Einführung in einzelne wichtige Lebensgebiete geben. Wir denken hierbei z. B. an folgende Spezialkapitel: 1. Kenntnis des Gemeinwesens und seiner Behörden, Orientierung über die wichtigsten staatlichen Einrichtungen und Gesetze („Bürgerkunde"). 2. Mitteilung des Wissenswerten aus Kunst und Wissenschaft, aus Handel und Technik (neueste Erfindungen), ausgewählte Kapitel aus der Kulturgeschichte, Schilderungen aus fremden Landen. 3. Wichtige Abschnitte aus dem Gebiet der Gesundheitslehre und Hygiene: die Ernährung, Kleidung, Wohnung, Krankheitsverhütung, Hilfe bei Unfällen und dergl. 4. Unterweisung in den Regeln des Anstandes und der Sittlichkeit, Grüßen, Benehmen bei Tisch, bei Besuchen, Briefschreiben, Abfassen von Gesuchen an die Behörden 2c.

Alles in allem ein umfassendes Gebiet, welches die Lebenskunde zu bearbeiten hat. Ferne sei es von uns, den Anspruch zu erheben, daß wir in dem von uns eingerichteten Kursus diesen reichen Stoff bewältigen wollten und könnten. Steht uns ja doch für jede unserer drei Abteilungen nur eine Stunde wöchentlich zur Verfügung, und zwar in der Abendzeit nach Schulschluß, wo ohnedem die geistige Leistungsfähigkeit und Aufnahmefähigkeit der Kinder geringer ist. Aber die Einsicht in die Notwendigkeit eines solchen Unterrichtes in der „Lebenskunde" hat uns veranlaßt, wenigstens einen Anfang zu machen in der Bewältigung jener wichtigen Erziehungsaufgabe; und wir hegen die Hoffnung, daß die Teilnahme immer weiterer Kreise an unseren Bestrebungen es ermöglichen wird, das begonnene Werk mehr und mehr auszubauen.

Max Friz,
Lehrer für Ethik und Lebenskunde
in Luzern.

Lehrplan

für den 1907 in der Charlottenburger Fortbildungsschule für junge Männer zur Einführung gelangenden freiwilligen Kursus in:

Bürger und Lebenskunde.

I. Der Mensch als Naturwesen.

a. Das Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Natur.
b. Die Person des Menschen.
   1. Angeborene und erworbene Eigenschaften:
      Rasse.
   2. Körperliche Tüchtigkeit:
      Anstrengung und Erholung, Sport und Abhärtung, Entsagung.
   3. Seelische Tüchtigkeit:
      Gefühl, Wille, Gehorsam, Selbstzucht, Leidenschaft, Alkoholfrage, Sexualethik.*)

II. Der Mensch als Gesellschaftswesen.

a. Die Formen des gemeinschaftlichen Lebens.
b. Bedingungen des Gemeinschaftslebens:
   Duldsamkeit, Gemeinsinn, Sitte, Recht, Gesetz, Sittlichkeit.

III. Der Mensch als sittlich handelndes Kulturwesen.

a. Wert des Menschen:
   Gute und schlechte Handlungen, Einsicht, guter Wille, sittliche Tat.

---

*) Leider wurde mit wohl allzuängstlicher Rücksicht auf die Bedenklichkeiten der staatlichen Aufsichtsbehörden dieser letzte Punkt von der Mehrheit der Fortbildungs-Schul-Deputation gestrichen!

b. Pflichten des Menschen:
Gerechtigkeit inbezug auf: Leben und Gesundheit (St.-G.-B.), Ehre und Freiheit (St.-G.-B.), Treu und Glauben (B.-G.-B. I. Buch III. Abschnitt Hdls.-G.-B.), Eigentum und Lohn (B.-G.-B. II. und III. Buch R.-Gew.-Ord.), Ehe und Familie (B.-G.-B. IV. und V. Buch), Friede und Ordnung.

c. Tugenden des Menschen:
Wohlwollen, Güte, soziale Hilfsarbeit, Dankbarkeit, Selbsterkenntnis, Wahrhaftigkeit.

IV. Der Mensch als Staatsbürger.

a. Pflichten des Staatsbürgers in seinem Beruf:
Arbeiter, Unternehmer, Handwerker und Gewerbetreibender, Kaufmann, Beamter.

b. Pflichten des Staatsbürgers gegen den Staat:
Landes-Verteidigung und nationale Pflichten, Steuerpflicht, Obrigkeit und Rechtspflege.

c. Rechte des Staatsbürgers:
Verfassung, Schutzgesetzgebung.

Ein bemerkenswertes Urteil über den Religionsunterricht.

Der Königl. Preuß. Geh. Justizrat und Regierungsdirektor A. C. von Holsche schreibt:

„. . . Die Lehrmethode und Lehrbücher müßten so beschaffen sein, daß die Religion ganz von dem Unterrichte der Jugend getrennt, bis zu reifern Jahren ausgesetzt, und blos auf Moral eingeschränkt würde, sodaß keine Religionspartei Mißtrauen darin setzen könnte, und kein Bedenken fände, an der Erziehungsanstalt Teil zu nehmen, und ihren Kindern darin Unterricht geben zu lassen. Auf die Art würden viele schädliche Religionsvorurteile ausgerottet werden; die Religionsspaltungen würden aufhören; Christen, Muhamedaner und Sektirer würden sich zu einerlei Zweck, ihre Kinder zu guten und nützlichen Staatsbürgern bilden zu lassen, vereinigen; die künftige Generation würde sich in der Denkart einander nähern; es würde ein Natinnalcharakter und ein Gemeingeist gebildet werden, und eine Nationalerziehung daraus erwachsen. Selbst Juden würden kein Bedenken finden, ihren Kindern eine solche Bildung geben zu lassen, wodurch sie gute und brauchbare Bürger würden, wenn sie sich versichert halten könnten, daß ihre Kinder den Verführungen und Proselytenmachereien nicht mehr ausgesetzt wären.

Man hat vor diesem so viel von Religionsvereinigung gesprochen und geschrieben; keine Partei aber wollte von ihren Grundsätzen im geringsten abweichen, und so war an keine Ausführung dieses Entwurfs zu denken. Nach des Verfassers Ueberzeugung würden alle Parteien bald zusammenschmelzen, wenn man die Religion als eine Wissenschaft für erwachsene und gebildete Menschen betrachtete, und die Kinder nicht mit metaphysischen, ihnen ganz unverständlichen Begriffen quälte, und dadurch dann ihre Köpfe verdrehte. Der Staat aber würde den Nutzen haben, daß bei allen seinen Bürgern einerlei moralische Erziehung stattfände, welche eine Gemeinschaft und eine Vorliebe für die Verfassung bewirken würde.

Religionsunterricht könnte ein jeder seinen Kindern bei reifern Jahren, in besonders hierzu geeigneten Instituten, geben lassen. Religion muß eine Herzensangelegenheit sein, und sie setzt, wenn sie vernünftig sein soll, Aufklärung und Bildung des Verstandes voraus, wenn nicht das Herz mit dem Verstande davonlaufen soll.

Der Leser wird hieraus abnehmen, daß des Verfassers Idee keineswegs dahin geht, die Religion und den Unterricht in derselben ganz zu verbannen, sondern bloß von dem Unterrichte der Jugend zu trennen, und bis zu reifern Jahren zu verschieben."

* * *

Für den Fall, daß etwa der „Reichsbote" oder die „Preußische Kreuzzeitung" das Bedürfnis fühlten, Näheres über einen so merkwürdigen Regierungsmann zu erfahren, wollen wir doch nicht unterlassen, mitzuteilen, daß der Herr allen Maßregelungen vorgesetzter Behörden leider entrückt zu sein scheint. Vorstehende Stelle ist entnommen dem „mit Königlich Preußischem allergnädigsten Privilegio" gedruckten Buche: „Geographie und Statistik von West-, Süd-, und Neu-Ostpreußen. Nebst einer kurzen Geschichte des Königreichs Polen bis zu dessen Zerteilung." Berlin, bei Friedrich Maurer 1800, ein Werk, das wir unseren Kirchen- und Polen-Politikern von 1907 warm empfehlen können!

Arbeitsbericht.

Von dem Sonderdruck „Die Volksschule Englands und Deutschlands" sind etwa 5000 Exemplare an geeignete Adressen versendet worden; ein neues Flugblatt („Lebenskunde" Nr. 4) ist z. Z. in etwa 1500 Stück ausgegangen. Von beiden Schriften haben wir noch Vorrat und bitten unsere Mitglieder um frdl. Nachricht, worauf wir ihnen soweit möglich die gewünschte Anzahl umsonst und portofrei zur Verfügung stellen. Die Zeitungsnotizen sind von einer großen Anzahl bedeutender Blätter gebracht worden, wofür wir auch hier noch unseren herzlichen Dank aussprechen. Für Inserate wurden etwa 160 Mark verausgabt. Die Zahl unserer Mitglieder und Freunde ist dadurch im Mai und Juni von 450 auf über **800** angewachsen, und zahlreiche Zuschriften (auch von gegnerischer Seite!) haben uns gezeigt, daß ein sehr reges Interesse für unsere Sache vorhanden ist. Besonders erfreulich erscheint es uns, daß ein gutes Viertel unserer Mitglieder — dem Druck von oben zum Trotz — dem aktiven Lehrerstande angehört.

Aus den Sitzungen des Bundesvorstandes.

Der Vorstand des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht beschloß am 20. Februar 1907 folgendes:

Die „Zwanglosen Mitteilungen" sollen in Zukunft als Vierteljahreszeitschrift unter dem Namen „Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht" erscheinen und einen Arbeitsbericht enthalten. Der Artikel Förster-Spiller über den

Moralunterricht in England, der im Berl. Tagebl. gestanden hat, soll als Broschüre erscheinen und den preußischen Schuldeputationen, sowie den Mitgliedern des Bundes zugehen. Folgende Notiz soll, möglichst im redaktionellen Teil und auch als Inserat, in den liberalen Zeitungen Deutschlands erscheinen: „Der Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht bittet alle Freunde eines freien Schulwesens dringend um Mitteilung ihrer Adressen, zwecks Zusendung einschlägiger Drucksachen. Kosten entstehen nicht. Namen werden nicht veröffentlicht. Unterschrift." Es wird eine lebhafte Propaganda durch Flugblätter und Zusendungen an die Presse beschlossen. Die nächsten Mitteilungen sollen Januar-April datiert werden.

Am 27. April 1907 wurde folgendes beschlossen:

Es sollen in Zukunft möglichst monatlich Vorstandssitzungen stattfinden. Durch ein Rundschreiben an alle Personen, die in Deutschland Moralunterricht erteilen, sollen Mitarbeiter für den Bund gewonnen werden. Die Morallehrer sollen aufgefordert werden, Prodelektionen einzusenden. Zwei neue Flugblätter sollen verfaßt werden.

Sitzung vom 27. Juni 1907.

Es wird beschlossen, am 18. September eine Mitgliederversammlung im Saale 109 des Rathauses einzuberufen, in der voraussichtlich der Generalsekretär des ethischen Bundes, Herr Spiller, über die Ergebnisse seiner ethischen Studienreise, die er im Auftrage der englischen Liga für Moralunterricht durch die Schulen Deutschlands und der Schweiz unternommen, sprechen wird. Für Oktober wird eine große öffentliche Versammlung in Aussicht genommen, die eventuell im Anschluß an die Generalversammlung stattfinden soll. Im Juli-August soll die Propaganda sich darauf beschränken, daß die „Mitteilungen" an alle liberalen Zeitungen Deutschlands und an die Lesehallen der Badeorte geschickt werden. Ferner berichtet der Vorsitzende über die Propaganda-Vorträge, die er in den letzten Wochen im Spandauer Lehrerverein und bei Gelegenheit des Brandenburgischen Städtetages gehalten hat.

Quittung.

Vom 15. März bis 30. Juni erhielten wir folgende Beiträge: E. und L. Jannasch, Berlin Mark 4,—. Klien, Dresden 3,—. Hofmeister, Dresden 3,—. Dr. Lewy, Berlin 4,—. Neumann, Königsberg 3,—. Arndt, Königsberg 2,—. Salinger, Berlin 3,—. Dr. Kirchheim, Frankfurt a. M. 5,—. Thiele, Jena 5,—. Stiller, Hamburg 3,—. v. Franqué, Prag 20,—. Heilberg, Breslau 3,—. Döring, Lichterfelde 5,—. Dr. Spiegel, Charlottenburg 5,—. Nolke, Hannover 5,—. Bech, Luckau 5,—. Winkelmann, Charlottenburg 20,—. Fischer, Karlsruhe 2,—. Fellmann, Neuthal 2,—. Jaffé, Berlin 10,—. Dr. Kispert, Reutti 3,—. Dr. Bieber, Berlin 5,—. Dr. Wolf, Gernsheim 5,—. S. Boehm, Berlin 3,—. K. Michaelis, Berlin 2,—. Wronsky, Berlin 2,—. Staudinger, Darmstadt 5,—. Kocks, Bonn 3,—. Dr. Kruschewsky, Sellin 2,—. Rehse, Hannover 2,—. Kaufmann, Charlottenburg 3,—. Dr. Kirchberger, Charlottenburg 3,—. Dr. Winterhalter, Frankfurt a. M. 3,—. Penard, Braunschweig 3,—. Dr. Alexander, Charlottenburg 3,—. Jablonski, Berlin 5,—. Küstermann, Pankow 5,—. Liebermann, Berlin 10,—. Doepel, Berlin 5,—. A. Stern, Berlin 10,—. W. Manasse, Berlin 2,—. Foerster, Charlottenburg 5,—. H. Scherk, Berlin 5,—. L. Reiche-Frei, Berlin 6,—. Dr. Feldbausch, Heidelberg 3,—. Schmauser, Schwabach 2,—. Dr. Rheindorf, Bochum 10,—. v. d. Leeden, Berlin 30—. Pf. Steudel, Bremen 5,—. W. Oswall, Frankfurt a. M. 20,—. H. Goll, Frankfurt a. M. 3,—. C. Peters, Frankfurt a. M. 10,—. E. Simon, Wiesbaden 5,—. Freidenkerverein Bremen 3,—. A. Jung, Heilbronn 3,—. A. Trier, Darmstadt 10,—. E. Doctor, Frankfurt a. M. 3,—. M. Hennig, Frankfurt a. M. 5,—. Dr. Schmelzeis, Weilmünster 20,—. A. Weddingen, Wiesbaden 20,—. E. Neumann, Kreuznach 5,—. A. H. Schröer, Nicolassee 20,—. M. Glausch, Klotzsche 10,—. L. Schubert, Hamburg 5,—. Humanistische Gemeinde Berlin 10,—. De. Weiß, Berlin 10,—. F. Ebel, Rummelsburg 2,—. Marcuse, Breslau 10,—. Dr. Feder, Berlin 3,—. R. Kohnstamm, Nürnberg 3,—. K. Kohnstamm, Nürnberg 3,—. Maltensky, Frankfurt a. M. 4,—. De. Coester, Wiesbaden 5,—. Andreae, Frankfurt a. M. 5,—. O. Rheinhold, Hannover 10,—. K. Weyer, Annahütte 3,—. Lehrerheim Robert Lutz, Stuttgart 10,—. A. v. Harder, Mannheim 5,—. Ch. Giesing, Bischofsheim 1,—. J. Liebmann, Freiburg i. B. 5,—. W. Rohmer, Frankfurt a. M. 10,—. G. Maier, Zürich 10,—. Freireligiöse Gemeinde Ulm 10,—. F. Becker, München 5,—. C. Stierle, Constanz 3,—. J. Stern, Grunewald 10,—. G. Burmeister, Bremen 3,—. R. David, Frankfurt a. M. 5,—. K. Hetze, Charlottenburg 4,—. R. Bremer, Stuttgart 3,—. Th. Wilmersdoerffer, München 10,—. Parys, Stadl Paura 2,—. J. W. Salé, Pforzheim 5,—. K. Kubler, Geislingen 2,—. A. Multerer, Roth 3,—. Otto, Charlottenburg 3,—. P. Wernstedt, Berlin 2,—. Dr. Th. Mager, Leopoldshall 2,—. H. Döring, Bremen 2,—. C. Grunwald, Berlin 2,—. Dr. Simon, Grunewald 4,—. J. Jaffé, Berlin 2,—. E. Hegemann, München 3,—. O. F. Seitz, Frankfurt a. M. 2,—. Haese, Charlottenburg 10,—. H. Scherbius, Frankfurt a. M. 5,—. E. Rau, Frankfurt a. M. 5,—. Sein'g, Charlottenburg 2,—. Dr. A. Levinsohn, Berlin 5,—. R. Müller, Berlin 3,—. G. Sch. Bromberg 6,—. H. Fürth, Frankfurt a. M. 2,—. Dr. Penzig, Charlottenburg 5,—. Dr. Kraft, Worms 2,—. G. Hoffmann, Gelsenkirchen 3,—. Dr. Bernhard, Aiblingen 2,—. Dr. Winzer, Dresden 5,—. W. Gersbach, Geiesheim 2,—. W. Pflüger, Stuttgart 2,—. H. Schnell, München 10,—. Dr. Unna, Hamburg 20,—. F. Mayer, Straßburg 5,—. Dr. Werkmeister, Königsberg 3,—. Dr. Gauß, Mannheim 3,—. H. Grauheim, Berlin 5,—. J. Stern, Baden-Baden 2,—. P. Tolch, Linz 1,—. R. Ungewitter, Stuttgart 3,—. J. Hebtmann, Gavelsberg 5,—. R. Bäuerle, Stuttgart 3,—. P. Neumann, Brockau 3,—. Humanistischer Frauenverein Berlin 20,—. G. Weber, Constanz 2,—. H. Ockelmann, Hamburg 1,—. Dr Heckscher, Hamburg 3,—. Dr. Brandt, Hannover 5,—. W. Bürck, Königsbach 2,—. K. Nathanson, Berlin 3,—. F. Bolte, Bremen 2,—. J. H. Müller, Bremen 3,—. J. Steinberg, Bonn 20,—. M. Kallscher, Berlin 5,—. H. Schmidt, Müllheim 5,—. Dr. Laser, Wiesbaden 3, . E. Andreae, Weinheim 2,—. v. Bieberstein, Schöneberg 3,—. Ch. Pasquay, Wesselnheim 5,—. W. Händel, Karlsruhe 5,—. v. Weger, Köln 5,—. F. Röpke, Atzendorf 5,—. F. Diel, Brüssel 10,—. v. Unruh, Friedenau 10,—. Dr. H. Dietze, Dresden 3,—. W. Hansen, Aschaffenburg 5,—. Fr. Burmeister, Oporto 5,—. Milan, Kreuznach 3,—. Prof. Dr. Waldeyer, Berlin 10,—. Freidenkerverein Colmar 10,—. Dr. Boysen, Duzbüll 10,—. G. Josephi, Berlin 3,—. Dr. Cahen-Bracht, Frankfurt a. M. 10,—. K. Schubert, Windsbach 2,—. A. Schorer, Freising 2,—. K. Löwenstein, Charlottenburg 2,—. Mittermayer, Magdeburg 2,—. C. Sachse, Dresden 3,—. H. Bentz, Worms 2,—. Professor Steudel, Calw 2,—. Fritz Reinhard, Dresden 4,—. F. Gansberg, Bremen 3,—. A. Dreßler, Mannheim 20,—. C. Deschaner, Tölz 2,—. H. Engel-Reimers, Eutin 2,—. H. Müller, Gotha 3,—. H. Meußer, Nicolassee 4,—. P. Glaß, Halle a. S. 5,—. K. Henkel, Dortmund 3,—. Ch. Neubronner, Kronberg 5,—. L. Caspart, Friedenau 10,—. E. Olshausen, Hamburg 10,—. E. Beenhard, Berlin 10,—. E. Davids, Hamburg 2,—. Ad. Schmidl, Leipzig 3,—. B. Limper, Eden 4,—. Dr. M. Cohn, Berlin 5,—. L. Schmidt, Stuttgart 3,—. A. Reichle, Stuttgart 2,—. Herzog, Charlottenburg 3,—. G. Wogan, Königsberg 1,—. B. Freudenberg, Wannsee 5,—. Dr. Herzfeld, Wildpark 10,—. J. Marcuse, Charlottenburg 5,—. R. Hoffmann, Jannowitz 3,—. A. Hennig und J. Hennig, Oberspaar 4,—. C. Ebert, Koburg 1,—. G. v. Harlessen, Bremen 10,—. H. Fuchs und K. Schander, Nürnberg 4,—. In Summa: Mark 1061. Mit herzlichem Dank für die freiwilligen freundlichen Gaben, die unserer Verbreitung sehr zu statten gekommen sind

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Ethische Kultur.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland", Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht)

herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Sechzehnter Jahrgang.

1908.

Berlin.
Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber.

Inhalt des sechzehnten Jahrganges.

Hauptblatt.

Abhandlungen, Skizzen etc.

Streiflichter.

Sprechsaal.

Aus der ethischen Bewegung.

Vermischtes.

Bücherschau.

Monatsbeilage „Kinderland“.

Artikel.

Gedichte.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Eltern-Ecke.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Vierteljahrsbeilage „Weltliche Schule“.

Vierteljahrsbeilage Weltliche Schule.

Erscheint
am 1. u. 16. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Postanstalt, sowie direkt beim
Verlage Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Goitesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. Januar 1908	Nr. 1.

Bei Beginn des XVI. Jahrgangs unserer Zeitschrift geben wir unseren Lesern zur Nachricht, dass wir von nun an die „Mitteilungen des deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht", die wir bisher nur gelegentlich beilegten, als ständige Vierteljahrsbeilage unter dem Titel: „Weltliche Schule" ohne Preiserhöhung ihnen zugänglich machen werden. Wir kommen damit vielfachen Wünschen entgegen und hoffen, der gemeinschaftlichen Sache damit neue Freunde zu erwerben.

Verlag u. Redaktion der „Ethischen Kultur".

Inhalt:

Macht Einigkeit stark?

Nicht die dornige Frage nach der Wirksamkeit des politischen Blocks zwingt dem Herausgeber dieser Blätter das obenstehende Fragezeichen ab, so sehr auch heute das Problem der Vereinigung von kraftvoller Vertretung des politischen Freiheitsgedankens mit opfererheischender Beschränkung auf machtvolle Einigkeit im Vordergrunde der politischen Diskussion stehen mag. Es scheint leider auch in der völkerpsychologischen Meteorologie, die gutes oder böses Wetter für die Gesamtheit anzeigt, ein brutales mechanisches Gesetz zu geben, das im politischen Wetterhäuschen die lichte Gestalt der Freiheitsstatue verurteilt, dann zu Haus zu bleiben, wenn der Mann mit dem Regenschirme des Opportunismus, der Vertreter des Einigkeitsgedankens, vor die Tür tritt. Beide zusammen hat man noch nie draußen gesehen, weder im 1848er Parlament, noch im konstituierenden Reichstage von 1871. Das einemal ließ sich die Einigungsmacht, das anderemal die Freiheit entschuldigen. Sehr gründlich umgebaut scheint das Wetterhäuschen seitdem noch nicht zu sein. — Aber ich wollte ja von Näherstehendem plaudern.

Der letzte Gesellschaftstag der D. G. E. K. stand wesentlich unter dem Drucke des obigen Problems. Unsere Leser wissen, daß der Drang nach Zusammenschluß aller freiheitlich gesinnten Reformvereinigungen, die Begründung eines einheitlich und gemeinschaftlich arbeitenden machtvollen Kulturblocks sehr vernehmlich an die Pforten der ethischen Gesellschaft pochte. Die Stelle des üblichen Pfeilbündels, das die Stärke vieler geeinter Schwachen versinnbildlicht, vertrat diesmal das Münchener Kartell, das aus vier verhältnismäßig schwachen und wenig bedeutenden Vereinigungen ein kräftiges und wirksames Instrument zur Durchsetzung von elementaren Kulturforderungen gemacht hat. Dazu kam das unwägbare, merkwürdige Fluidum, das man als den „Zug der Zeit" charakterisiert, die überall auftretende Neigung, aus der zwar charaktervollen, aber ohnmächtigen Isolierung herauszukommen und die so erfreulich hoch in den Wolken schwebenden „idealen Forderungen" einmal einer praktischen Probe zu unterziehen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Engelschöne ihrer Fittiche scheinbar etwas mit dem Straßenschmutz des Lebens in Berührung käme.

Beschlossen wurde, wie an anderer Stelle berichtet wird, daß die D. G. E. K. grundsätzlich ihre Bereitwilligkeit erklärte, selbstverständlich unter voller Wahrung ihrer Grundsätze, mit anderen Vereinigungen ähnlicher Geistesrichtung in die Vorberatung eines kräftigen Zusammenarbeitens auf dem Gebiete praktischen Fragen einzutreten. Diese Beratung hat, nach langen und schwierigen Vorarbeiten, nunmehr am 15. und 16. Dezember 1907 in Weimar stattgefunden und folgendes vorläufige Ergebnis gezeitigt:

Die in Weimar versammelten Vertreter und Mitglieder folgender Vereine: Bund freireligiöser Gemeinden Deutschlands, Bund für persönliche Religion—Kassel, Deutscher Bund für weltliche Schule und Moralunterricht, Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, Deutscher Monistenbund, Freidenkerbund, Freie ethische Gesellschaft—Jena, Giordano Bruno-Bund, Jungdeutscher Kulturbund und Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens — beschließen einstimmig, an der Verwirklichung folgender Forderungen mit gemeinsamen Kräften zu arbeiten:

1. freie Entwickelung des geistigen Lebens und Abwehr aller Unterdrückung;
2. Trennung von Kirche und Staat;
3. Trennung von Kirche und Schule.

Völlige Einstimmigkeit wurde ferner erzielt über eine Reihe wichtiger praktischer Einzelforderungen, die, sobald die endgiltige Redaktion vorliegt, in einem Aufruf bekannt gegeben werden.

Zum Zwecke eines dauernden Zusammenarbeitens beschließt die Weimarer Konferenz:

1. die Einrichtung eines ständigen Ausschusses aus den beteiligten Vereinen;
2. Abhaltung regelmäßig wiederkehrender Kongresse.

Die Konferenz empfiehlt ferner nachdrücklich:

3. örtliche Kartellierung;
4. Förderung der die Ziele des Kartells vertretenden Presse, insbesondere gegenseitige Unterstützung der Zeitungen und Zeitschriften der beteiligten Vereine;
5. einheitliche und planvolle Organisation des Vortragswesens.

Ob nun diese Einigkeit wirklich stark machen wird, mit einigem Erfolg an der Verwirklichung so weit schauender Pläne zu arbeiten, ist eine Frage der praktischen Bewährung in naher Zeit. Heute nur noch ein Wort zur Verständigung mit denen unserer Freunde und Führer, die zum mindesten für die ethische Gesellschaft in der Vereinigung mit anderen Organisationen nicht eine Quelle der Stärke, sondern der Schwäche erblicken.

Die auf dem Gesellschaftstage und auch in dieser Zeitschrift (vergl. z. B. XIV. Jahrg. Nr. 24) laut gewordenen Bedenken lassen sich wohl zusammenfassen in den zwei Hauptbefürchtungen, daß erstens die Reinheit unseres wohldurchdachten Prinzips der bloßen Einigung auf dem Gebiete des guten Willens, unabhängig von den das Weltbild zusammensetzenden religiösen und philosophischen Anschauungen, leiden könne durch engere Fühlung mit Weltanschauungsgemeinden (um ein kurzes Wort zu brauchen). Zweitens aber ward mit hoher und schöner Energie darauf hingewiesen, daß die ethische Bewegung die Aufgabe habe, die besten und freiesten Geister aller Nationen, Religionen und Kulturen in einen Kulturbund menschlicher Harmonie zu vereinigen, nicht aber in die Arena der leidenschaftlichen Kämpfe um die Macht hinabzusteigen.

Beide Einwände sind von einer so tiefinnerlichen ehrlichen Begeisterung für unsere Ziele getragen, daß sie die ernsteste Beachtung auch derer verdienen, die aus ihnen nicht die gleiche Schlußfolgerung der splendid isolation ziehen mögen. Der formelle Vorbehalt in jenem Beschluß, daß die D. G. E. K. „nur unter voller Wahrung ihrer Grundsätze" in ein Kartell eintreten dürfe, genügt natürlich demjenigen nicht, der eben die unmerkliche und unbewußte Abkehr von diesen Prinzipien befürchtet. In dem Augenblicke, wo der Geist leiser Intoleranz, der in jedem Bekenntnis zu einer Weltanschauung liegt, sie sei nun eine christliche, eine „rein wissenschaftliche", monistische, freireligiöse o. ä., in die ethische Gemeinschaft einzöge, wäre allerdings das Befürchtete da. Aber diese Gefahr scheint mir größer zu sein für eine Gesellschaft, die jedes praktische Zusammenarbeiten mit anderen Organisationen ablehnt, als für eine solche, die unter starker Betonung ihrer Sonderart, die ihr verbietet ein Credo oder Non-Credo zur Grundlage ethischer Betätigung zu machen, doch denen die Hand zu gemeinsamer Arbeit reicht, die, gleichviel aus welchen Motiven, ehrlich das gleiche praktische Ziel erstreben. So wenig uns bisher die Verschiedenheit politischer Grundanschauungen verhindert hat, ethische Forderungen, z. B. der Sozialdemokratie, von Fall zu Fall zu unterstützen, ethisch bedenkliche, gleichviel ob sie von oben oder von unten kommen, abzulehnen, so wenig sollte uns die wohlwollende Neutralität allen persönlichen Weltanschauungen gegenüber blind dagegen machen, daß ein Strom ethisch guten Willens, der unseren Kulturbestrebungen parallel läuft, auch aus solchem Quellgebiet entspringen kann; sollte er aber aus seinem Ursprung her noch ein wenig getrübt sein durch radikalen Fanatismus, Intoleranz u. dergl., so scheint mir die Reinigung von solchen Bestandteilen eben recht unsere Aufgabe zu sein.

Daß Unkenntnis oder böser Wille von Außenstehenden die Ethiker unterschiedslos bald mit gefährlichen radikalen Stürmern und Drängern, bald mit harmlosen Utopisten zusammenwirft, hat uns bisher ja den Humor nicht rauben können, und dürfte es auch in der Folge nicht. Wer sich wirklich darüber unterrichten will, was wir wollen (dies auch an die Adresse der Kleingläubigen im Gesellschaftstage!), der hat dazu wahrlich reichliche Gelegenheit.

Schwerer wiegt die Warnung vor der Leidenschaft des Kampfes um die Macht; und ich stehe nicht an zu erklären, daß meines Erachtens die D. G. E. K. in dem Augenblicke allerdings aus jeder engeren Gemeinschaft mit anderen sich zurückziehen muß, sobald jene Maßlosigkeit und Leidenschaft, die Ungenauigkeiten und Ungerechtigkeiten mit der Hitze des Kampfes „entschuldigen" will, irgendwo hervorträte. Wir haben uns bisher mindestens ernstlich bemüht, uns von den Uebertreibungen des „Klassenkampfes", des religiösen oder irreligiösen Fanatismus und von jedem Kampf mit nicht ganz reinen Waffen zurückzuhalten. Das muß so bleiben. Aber der Kampf überhaupt ist der Vater der Dinge. Auch die idealste Forderung muß danach streben, die groben Widerstände, die sich ihr in den Weg stellen, zu beseitigen und sich durchzusetzen. Ganz gewiß, wesentlich und wirksam nur durch sittliche Erziehung und Arbeit an uns selbst und am Nächsten. Aber selbst Erziehung ist ein Kampf des reiferen und besseren mit einem noch unreifen und strauchelnden Willen. Frieden und Harmonie liegen am Ende eines solchen Kampfes.

Was wir unter sittlicher Kultur der Menschheitsgemeinschaft verstehen, das fällt uns nicht ohne eigenste schwere Anstrengung in den Schoß; es will erstritten sein. Alles, was von einer ethischen Gesellschaft erwartet werden muß, ist nur eben die Reinigung dieses Kampfes von allen unlauteren Beimischungen. Wer den Kampf für Gewissensfreiheit führt und in seinem Verlauf z. B. die Lösung der Schule, des Staates von der Kirche vorbereitet, der eben hat auf das sorgfältigste darauf zu achten, daß er nicht das zarte Gewissen menschlicher Rücksicht und Liebe durch unfreundliche oder rohe Behandlung von ehrwürdigen Glaubensüberzeugungen anderer verletze. Aber es wäre nicht nur eine Unklugheit, sondern eine Pflichtverletzung, wollte unsere Gemeinschaft abseits treten von dem nun einmal notwendigen Kampfe, den die ersehnte Zukunft mit den Mächten der Vergangenheit und dem Druck der Gegenwart führt. Nicht Machtsucht, nicht der bedenkliche Enthusiasmus für große Zahlen und Massenwirkung, hinter der sich der Zwang der Majorisierung versteckt, nicht der Rausch der Gemeinschaft soll uns leiten, sondern der gute und ehrliche sittliche Wille, der idealen Forderungen allerdings zu einer Macht im Gemeinschaftsleben der Menschheit werden lassen möchte.

Auch die Epauletten geistiger Führerschaft wollen durch freiwillige Einordnung in eine Kämpferschar Gleichstrebender und durch Unterordnung unter den Gemeinschaftswillen erdient werden. R. P.

Qualitätssorgen um das deutsche Hochschulwesen.

Von Ph. Stauff, Enzisweiler.

„Germania docet." Es hatte in gewissen Zeiten der neueren Geschichte den Anschein, als ob die Pflege der Wissenschaft, das Unterrichtswesen, so recht der Lebensberuf des deutschen Volkes wäre. War das übertrieben, so hat doch die Sorge für den Unterricht, die eifrige Forschung auf allen Wissens- und Tätigkeitsgebieten der Menschheit auch das wirtschaftliche Aufsteigen des deutschen Volkstums ermöglicht, das uns bei einem Rückblick auf die Steilheit der Bahn schwindeln macht und uns immer wieder mit gerechtem nationalem Stolz erfüllt. Wo die Konkurrenznotwendigkeit fremde Völker zwingt, den Ursachen solch hervorragenden Gedeihens unserer Volkswirtschaft nachzugehen, da vernehmen wir immer wieder: die geradezu wissenschaftliche Gründlichkeit der Deutschen, ihr Eifer, den Menschen und seine Bedürfnisse zu studieren, die gute Allgemein- und Spezialbildung ihrer werktätigen Kreise, die umfassende sachliche Durchbildung der Offiziere ihres Wirtschaftslebens — das sind die Unterlagen, denen das staunenswerte Wachstum der deutschen Wirtschaftskraft entsprang.

Noch haben sich die *Wirkungen* nicht geändert. Aber in den *Ursachen* macht sich ein Abflauen geltend, eine Verschiebung, der man nicht ohne Beängstigung zusehen kann. Bureaukratismus und Parteien greifen nach unserem Bildungswesen, um es in den Bannkreis ihrer Ideale zu zwingen. Die Folge kann sein, daß das Wort eines Tages seine Geltung verliert: „Germania docet". Und die Rückwirkungen auf das Wirtschaftsleben des Volkes können nicht ausbleiben, wenn sie auch naturgemäß erst eine Generation später eintreten können und vornächst nur in unwesentlichen Spezialerscheinungen zutage getreten sind.

Daß die *Bureaukratie* ihre Fangarme nach der Autonomie der Hochschulen ausstreckt, ist verständlich. Sie hat jederzeit ihr Hauptinteresse darin erblickt, in rücksichtslosester Weise zu herrschen. Sie kann es nicht vertragen, daß es irgend ein Gebiet der menschlichen Betätigung geben solle, in das sie nicht dareinzureden hat. Es ist der Wille zur Macht, der ihr innewohnt. Er bricht durch bei besonderen Anlässen: wenn sich ein Lehrer auf irgend eine Weise so gibt, daß die Bureaukratie die Staatsraison als bedroht hinstellen kann. Dann sucht sie natürlich auch gleich weit über den einzelnen Fall hinauszugreifen durch ein unberechtigtes Generalisieren, für das sie eine Beweispflicht freilich niemals anerkennt.

Aber auch innerhalb der *Parteien* wird schwer um unser heutiges Bildungswesen gekämpft. Es kämpft der *religiöse Positivismus**) gegen die „voraussetzungslose" Richtung, und man kann nur gewahr werden, daß sein Kampf bisher erfolgreich war. Er geht taktisch sehr schlau zu Werke. In der *Volksschule* hat die Kirche noch gewisse altüberkommene Rechte, auf deren Wahrung und ganz allmähliche Erweiterung man sorgsam bedacht ist. Man anerkennt zumeist die gegebenen Verhältnisse und setzt auf diese den Fuß mit solchem Nachdruck, daß alle Regsamkeit darunter schwindet. Nur wenn sich eine Gelegenheit bietet, die Verhältnisse etwas rückwärts in der Richtung auf das ehemalige kirchliche Erziehungsmonopol zu revidieren, lüftet man den Fuß ein wenig. Und wo es geht, führt man klösterlichen Unterricht ein — natürlich nur, um dem herrschenden Lehrermangel durch die Bereitstellung von Klosterschwestern abzuhelfen.

Für die *Mittelschulen* hat man im Laufe der Zeit dem politisch verblichenen preußischen Kultusminister die Genehmigung zur Wiedererrichtung der „*marianischen Kongregationen*" abgedrückt. Damit hat man sich die Möglichkeit gesichert, in das Leben am Gymnasium und anderen gleichgeschätzten Anstalten ein *Fremdwesen* hineinzubringen, das zersetzend wirken muß und natürlich auch soll. Die Geschlossenheit der Unterrichtsanstalt kann damit jederzeit getötet werden, wo es dem kirchlichen Positivismus überhaupt wünschenswert erscheint. Die gegenüber diesen Einflüssen meinungslosen Eltern der Zöglinge geben zu allem ihren Segen, was von geistlicher Seite vorgeschlagen wird. Und wenn man an den meisten Orten bislang von der Einführung solcher Fremdinteressen an den Mittelschulen abgesehen hat, ist damit nur der Beweis geliefert, daß man sie nicht zu brauchen scheint.

Die wichtigste Stütze eines sachgemäßen deutschen Bildungswesens beruht in der *Autonomie der Hochschulen* und in der *Lehrfreiheit* ihrer Professoren. Die ganze nicht positivistisch gesinnte Intelligenz hält darüber schützend die Hand, wenn systematisch gegen diese Gewähr einer zeitgemäßen und allein kulturell fördernden Selbstzweck-Bildung vorgegangen werden sollte. Das weiß man im feindlichen Lager, und man führt deshalb *keinen offenen Kampf* gegen das dem Positivismus verhaßte System. Aber man führt einen *Guerillakampf*, man sendet aus dem Busch gelegentliche Schüsse dagegen. Man versichert, daß man die Autonomie der Hochschulen nicht antasten wolle, aber man handelt dem entgegengesetzt, indem man überall in Parlament und Presse eine, dem Interesse des Hochschulunterrichts widersprechende, enggekreiste „*Heimpolitik*" in Angriff nimmt und, wo diese nicht nützt, mit Hilfe einer fein abzirkelnden mechanischen *Paritätsschnüffelei* in konfessioneller Beziehung den der positivistischen Richtung genehmen Lehramtskandidaten auf einen freien Lehrstuhl zu bringen strebt.

Es sind bisher vereinzelte Fälle gewesen, in welchen dem Zentrum und den ihm nahestehenden Kreisen der Schlag gelungen ist, und deshalb hat sich auch kein Sturm gegen solches Vorgehen erhoben. Die nicht positivistisch gesinnten Kreise haben sich auf die Erwiderung des Buschgeplänkels beschränkt in wirklich grob zu nennender Kurzsichtigkeit. Sie sahen nicht, wie die *Einzelangriffe schließlich naturnotwendig das ganze System untergraben müssen*, auf dem die deutsche Kultur in erster Linie beruht. Kaum erinnern wir uns der Namen all der Männer, die den heimtückischen Angriffen zum Opfer gefallen sind. Professor Lehmann in Kiel, die Würzburger Professorenangelegenheit, die Hetze gegen Professor Ladenburg wegen seiner Rede auf dem Kasseler Chemikertag, der Fall „Schröders"-Bonn u. s. w. — — wer hilft weiter? Noch Dutzende von Fällen wären zu erwähnen, in denen das Zentrum seine *Buschkleppertaktik* durchaus nicht ohne Erfolg angewendet hat. Mehr und mehr kommt es unter diesen Einwirkungen dahin, daß es die Mehrzahl der Hochschulprofessoren schließlich gar nicht mehr wagt, sich durch Verlautbarung ihrer philosophischen oder staatspolitischen Ansichten zu exponieren, oder daß sie es doch um des lieben Friedens, um ihrer ungestörten Ruhe willen unterlassen.

Die Folge ist eben *Abstumpfung* in jeder Form. Wo eine Fakultät es wagt, zu opponieren, da geht ein Riesengezeter los über das „*Cliquewesen*", das angeblich unter der Professorenschaft der deutschen Hochschulen herrscht, und so sieht sich auch der persönlich unerschrockene Mann mit dem häßlichen Makel des Eigennutzes beladen und verzichtet doch lieber auf die Verteidigung von Autonomierechten, als daß er seine bürgerliche Ehrbarkeit auf diese Weise in Frage stellen läßt.

Es ist der *Terror*, der sich geltend macht, und zwar der gleiche Terror, wie ihn die russischen revolutionären Anarchisten betätigen. Nur geht es in Deutschland mit Schimpfworten und Denunziationen ab, wo sich eine selbständige Persönlichkeit zeigt, während man in Rußland einen solchen Mann, der sich untersteht, von den gesetzlichen Verhältnissen aus ein Amt zu übernehmen, einfach über den Haufen schießt, sobald man ihm beikommen kann. Der Unterschied besteht eigentlich nur im Zweck und in dem Grade der Brutalität, die sich bei seiner Verfolgung geltend macht.

Es ist klar, daß die Verhältnisse sich nicht in dieser Richtung ohne Widerstand weiter entwickeln dürfen, wenn nicht die oberste Grundlage vom Werte unseres ganzen Erziehungswesens durch den Buschkrieg der Positivisten untergraben werden soll. Das erkannten die *Hochschullehrer* selbst zuerst, und es ist erfreulich, daß sich ihrer jüngst in *Salzburg* eine große Zahl aus dem Reiche, aus Deutsch-Oesterreich und der Schweiz zur Besprechung dieser Mißstände zusammengefunden haben. „Es muß besser werden", haben sich die in der Versammlung gegenwärtigen mehr als 100 Herren gesagt, und die einzige Möglichkeit dazu ersahen sie in einer *Hochschullehrer-Organisation*, deren *Gründung* sofort *beschlossen* wurde.

Sie haben damit einen neuen Wert für die Erhaltung der Autonomie unserer Universitäten eingesetzt. Ob er aber

*) Unter Positivisten sind hier immer nicht etwa alle diejenigen verstanden, die für sich selbst positiv gerichtet sind, sondern diejenigen, die dem voraussetzungslosen Denken die Existenzberechtigung absprechen und seine Ausflüsse zu verbieten trachten.

tragfähig genug für das gestellte Ziel sein wird? Ob sich nicht gerade daraufhin die Angriffe mehren? Ob dadurch nicht Bureaukratismus und Positivismus einander vollends in die Arme gezwungen werden? Sie tragen ohnehin große Neigungen zu einander im Herzen. Der Positivismus hat es immer verstanden, sich des Bureaukratismus zu bedienen und versteht es heute noch. Dieser mußte im Mittelalter jenem die Scheiterhaufen bauen und die Ketzer braten, und — ist's eigentlich jetzt anders, von dem Nebenumstand abgesehen, daß man jetzt das Holz für solche Aktionen spart?

Jedenfalls dürfen die Hochschullehrer mit ihrem Beginnen nicht allein bleiben, und es darf für die gegnerischen Kreise nicht der Anschein entstehen, als ob das Volk an der Weiterentwicklung ihrer Unterminierungsversuche keinerlei Anteil nähme. Die Organisation der Professoren ist gut und erfreulich. Aber ihr muß sich eine Organisation weiter völkischer Kreise an die Seite stellen, die ihr Nachdruck und Gewicht verleiht. Seit die „Professorengewerkschaft", wie die entstandene Vereinigung schon spöttisch genannt wurde, eine Feldwache gegenüber dem feindlichen Buschlager: dahinter muß noch eine Kampftruppe stehen, die gegebenenfalls eingreifen kann, um die Feldwache in der Abweisung eines Nachtangriffes zu verstärken! Das ist Kriegsbrauch, und wir leben im Krieg.

Wir brauchen also eine starke „Laienorganisation" mit dem ausgesprochenen Zweck, die Autonomie unseres Hochschulwesens zu wahren und Angriffe der Gegnerschaft abzuwehren. Wie wir einen Militärverein, einen Flottenverein, einen Kolonialbund haben. Diese Organisation soll alles umschließen, was in der Verteidigung unseres ganzen Bildungswesens gegenüber den Angriffen des kirchlichen Positivismus ein völkisches oder kulturelles Interesse erkennt. Politische Spezialgesinnung möchte nebensächlich sein; Stand und Beruf dürfen keine Rolle spielen. Deutsch-Oesterreich und die deutsche Schweiz gehören dazu. Deutsche Kolonien im Auslande müßten sich anschließen. So weit die deutsche Zunge klingt, müßte der Verein greifen, der sich die qualitative Sicherung des deutschen Bildungswesens gegen bureaukratische und positivistische Uebergriffe zum Ziele setzt. Wir brauchen einen allgemeinen deutschen Schulverein von großer Stoßkraft, der die Schlachttruppe darstellt hinter der Feldwache der Professorenorganisation, stets gewärtig, dem Feind auf Anruf die Spitze zu bieten.

So nur beugen wir einer weiteren unaufhaltsamen Qualitätsminderung unseres deutschen Bildungswesens vor. Auf allen schulischen Sondergebieten können in der Errichtung oder Nützung vorhandener Lehrerorganisationen Feldwachen geschaffen werden. Ein neues Feuer für die Aufrechterhaltung unserer grundlegenden Bildungswerte muß tief in das Volk hineingetragen werden. Wir müssen unsere Armee werben. Der Gegner ist besser daran: er hat eine geborene Armee mit geborenen Führern, und er entflammt sie beständig mit billiger aber nachhaltiger „religiöser" Begeisterung. Darin dürfen unsere Freischaren nicht nachstehen. Vielleicht erwächst aus unseren Reihen ein Theodor Körner oder Max von Schenkendorff.

Wir haben so viele akademische Vereinigungen, haben auch einen Goethebund und einen Nationalverein. Könnten sie sich nicht als Kerntruppen zusammenschließen und das Volk zu erfüllen trachten mit ihrem Geiste? Wer ruft zur Sammlung unserer Streitkräfte auf; wer organisiert die Wehrmacht?

Auf für Autonomie und Lehrfreiheit an unseren Hochschulen! Für Abwehr zersetzender positivistischer Einflüsse aus unserem Mittelschulwesen! Zur Verteidigung unserer gesamten Volksbildung in seiner obersten und untersten Grundlage gegen geistige Knechtung und heimtückische Angriffe der geistig Gebundenen, die das freie Denken ausschalten wollen! Unser Volk muß zum Denken erzogen sein!

Anregungen für eine Reform des Geschichtsunterrichts im ethischen Sinne.

Von G. S., J. L. und L. J.

Einleitung.

Wenn wir es versuchen, eine Anleitung für die ethische Reform des Geschichtsunterrichts zu geben, so sind wir uns bewußt, daß dieser Versuch nicht der erste und auch nicht der letzte auf diesem Gebiete ist. Was Methodik und Stoffauswahl betrifft, so haben bereits Fachmänner dahin zu wirken gesucht, den Geschichtsunterricht mit bewußter Entschiedenheit von umfassenden und großzügigen Gesichtspunkten aus, im Sinne einer Kulturgeschichte, umzugestalten. Zu diesen Bemühungen gesellt sich auch der von uns in Angriff genommene Versuch, der sich vorwiegend mit ethischen Gesichtspunkten beschäftigt. Was wir bieten, sind Anregungen, deren besondere Sichtung und weiterer Ausbau den fachmännischen Kreisen überlassen bleibt.

Bei vorliegender Arbeit hat uns hauptsächlich der Gedanke geleitet, daß die außerordentliche erziehliche Kraft der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung im modernen Geschichtsunterricht besonders berücksichtigt werden muß, da derselbe nur in dieser Weise seine höhere praktische Aufgabe erfüllen kann, nämlich, die Jugend zu kraftvoller, zielbewußter Mitarbeit an den vielgestaltigen Aufgaben der Gegenwart anzuregen.

I. Die fortschrittliche Auffassung.

Der Geschichtsunterricht soll von dem leitenden Gedanken durchdrungen sein, Charaktere heranzubilden, die, begeistert von der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung, ihr Leben der staatlichen und wirtschaftlichen Reform sowie der persönlichen und sozialen Vervollkommnung widmen.

Der Geschichtsunterricht soll grundsätzlich einen objektiven, aber umfassenden Standpunkt einnehmen, der das Ewigwerdende der geschichtlichen Entwicklung in den Vordergrund rückt. Er soll sich deshalb nicht auf die Vergangenheit beschränken, sondern in dem Geschichtsprozeß eine stetige Annäherung an einen gesellschaftlichen Zustand erblicken, der von jedem Elend, jeder Schlechtigkeit, jeder Unwissenheit, jeder Streitsucht und jeder Häßlichkeit befreit ist, und wo Freude, Gesundheit, Bildung und Menschlichkeit in immer steigendem Maße Gemeingut aller sind.

Der Geschichtsunterricht soll den erstaunlichen Fortschritt veranschaulichen, den die Menschheit, trotz endloser Schwierigkeiten, Umwege und Rückschläge, von der Urzeit bis zur Jetztzeit gemacht hat — es sei nur erinnert an die großartige Entwicklung von Sitte, Moral, Recht, Sprache, Bildung, Verkehr und Völkerleben. Er soll ferner zeigen, daß wir nichtsdestoweniger vom Ideale einer vollentwickelten Menschlichkeit weiter entfernt sind, als die Steinzeit vom Zeitalter der Elektrizität. Die Freude an den bisherigen Leistungen soll anspornen, sich der Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft mit Eifer und Ausdauer zu widmen.

Der Fortschritt, den die Geschichte aufweist, geht offensichtlich immer mehr dahin, fröhliche, gesunde, charakterfeste, tatkräftige, intelligente und die Vorteile des Gemeinschaftslebens genießende Persönlichkeiten heranzubilden, während die Gewalten, die sich der Aufwärtsentwicklung entgegenstemmen, den Menschen ins Elend zu bannen suchen. Der Lehrer soll es daher als natürlich hinstellen, daß seine Schüler den Fortschritt freudig begrüßen und ihm nicht feindselig oder gleichgiltig gegenüberstehen. Die Jugend soll wissen, daß der Aufstieg

unseres Geschlechts vom Tiermenschen zum Idealmenschen sich nicht von selbst vollzieht, daß er vielmehr erkämpft wird durch unaufhörliches Ringen mit der ungebändigten Natur und dem ungezügelten Willen.

Eine möglichst vollkommene Verwirklichung des Ideals wird um so schneller erreicht, je mehr alle Menschenkräfte gemeinschaftlich und zielbewußt ihre Fähigkeiten in den Dienst des Ideals stellen. Von größter Bedeutung ist daher der Hinweis auf die überlegene Kraft jeglichen planmäßigen und friedlichen Zusammenwirkens gegenüber jeder planlosen und kriegerischen Kraftzersplitterung. Der Kampf ums Dasein ist in erster Linie ein sozialer, der nichtsdestoweniger stark entwickelte Persönlichkeiten verlangt.

Der Geschichtsunterricht soll die verschiedenen politischen und religiösen Strömungen unparteiisch würdigen und die Schüler anregen, als Erwachsene entweder innerhalb oder außerhalb der Parteien an der gemeinsamen Kulturarbeit mitzuwirken.

Erläuterung: Die allgemeine Tatsache des Fortschrittes wird von niemandem bestritten werden, wenngleich seine ungeheure Ausdehnung sich nur bei eingehender Ueberlegung zeigt. Der Uebergang von der Nacktheit zur vollen Bekleidung; von der Höhlenwohnung zum modernen Wohnhaus; von dem Genießen roher Speisen bis zu unseren gekochten Nahrungsmitteln; von den unbeholfenen Werkzeugen bis zu den komplizierten Maschinen und elektrisch betriebenen Zügen; von der Hilflosigkeit der Menschen gegenüber Mißernten, Ueberschwemmungen, wilden Tieren und anderen Unbilden der Natur bis zur Ableitung des Blitzes, zur Durchquerung oder Ueberbrückung der Gewässer, zur Verbesserung des Bodens und seiner Erträgnisse, zur Entwässerung weiter Sumpfflächen und zur Lichtung unendlicher Waldungen; vom gespensterscheuen Aberglauben und furchtsamer Unwissenheit zur Würde des Menschen und zur wissenschaftlichen Durchdringung von Natur- und Geisteswelt — das sind Fortschrittstatsachen, die niemand leugnet. Aber der Fortschritt, der über unsere Zeit hinausgeht, wird nur wenig berücksichtigt, wenn nicht ganz übersehen, denn der Mensch ist geneigt zu denken, daß in dem Zeitalter, in dem er lebt, der Fortschritt seinen Höhepunkt erreicht habe. Doch wenn wir den ungeheuren Aufstieg vom Urmenschen zum Kulturmenschen in Betracht ziehen, können wir keinen Augenblick zweifeln, daß das Werk unserer fernen Nachkommen unsere Zeit ebenso überragen wird, wie die heutigen Errungenschaften die Taten unserer Vorfahren in den Schatten stellen.

Die allgemeine Tatsache des materiellen und geistigen Fortschritts wird von aller Welt anerkannt. Zweifel werden indes in vielen Köpfen wach, wenn wir von einem Aufwärts in der Sittlichkeit reden; aber diese Zweifel sind, wie wir jetzt zeigen werden, unberechtigt. Man denke an die Entwicklung des Rechts von der Blutrache und den willkürlichen Entscheidungen der Regierenden bis zu einem Gesetzessystem, das beinahe frei von aller Willkür ist und auf die ganze Gemeinde gleichmäßig Anwendung findet, ferner an die fortschreitende Humanisierung der Justiz, die die Tortur, die Leibesstrafen, die ungesunden Gefängnisse, die rohe, erniedrigende Behandlung abgeschafft hat. Auch die modernen Sitten tragen das Zeichen einer hohen Entwicklungsstufe. Gewalttätigkeiten, Flüche, wilde Leidenschaften, rücksichtslose Rachsucht und übelriechende Unreinlichkeit haben aufgehört, die zivilisierteren Nationen zu charakterisieren. Grausame Volksbelustigungen und Mißhandlungen von Kindern und Untergebenen vermindern sich auffallend und die Achtung des eignen Selbst und des Mitmenschen wird immer allgemeiner. Weiterhin ziehe man die rücksichtsvolle Behandlung der Kinder in den Schulen vieler Länder in Betracht, wo Körperstrafen und alle diktatorische Behandlung verboten sind; ferner die Pflege der moralisch, geistig oder körperlich minderwertigen Kinder; die Anerkennung des Tierschutzes; die größere Sicherheit von Leben und Eigentum; das fortwährende Appellieren an die Gefühle der Menschen in Fällen, wo früher einfach Verbote erlassen wurden; die Humanisierung der Fabriken und Handwerke; die Verallgemeinerung der Schutzgesetze, der Krankenhäuser, der Wohlfahrtseinrichtungen usw. Auch die Solidarität der Menschheit ist weit fortgeschritten. Einzelpersonen verschaffen sich nicht mehr Recht auf eigene Faust, Dörfer und Städte führen keine Kriege mehr unter einander. Die zahllosen kleinen Staaten sind zu großen Reichen verschmolzen und sind durch zahlreiche völkerrechtliche Abmachungen und Verträge gebunden. Große Friedenskonferenzen werden abgehalten und der Zug der Zeit weist hin auf ein obligatorisches Völkerschiedsgericht, das den Krieg allmählich ausscheiden soll. Gewiß hat die Kompliziertheit des modernen Kulturgefüges auch viele neue Reibungsflächen und damit neue sittliche Gefährdungen erzeugt, jedoch berechtigen uns die bisherigen Erfahrungen zuversichtlich zu hoffen, daß die fortschreitende Wissenschaft und Technik durch Anwendung vollkommener Hilfsmittel das entwickelte Kulturleben von ungesunden Störungen befreien wird

Wenn man von diesem Gesichtspunkte aus die Verfeinerung im Recht, in den Sitten und in der Solidarität ins Auge faßt, so ist es klar, daß der durch das Schlechte errungene Triumph im Verhältnis verschwindend klein ist. Ohne Zweifel giebt es noch viel Elend und viel Ungerechtigkeit; es mangelt im allgemeinen an Feinheit der Sitten; allenthalben macht sich noch eine gewissenlose Selbstsucht breit, die sich wenig um die Mittel kümmert, mit denen sie ihr Ziel erreicht; auch Unkeuschheit, Spielwut, Wetten, Trunksucht sind noch stark vertreten; aber diese Uebel sind heute kaum schlimmer als früher und die Degeneration, die sich in diesen Untugenden zeigt, verblaßt zur Unscheinbarkeit, wenn sie mit dem tiefgehenden moralischen Aufschwung verglichen wird. Weiterhin bieten die jetzt schon angebahnten Verbesserungen in der Gesetzgebung, in politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen, in der Erziehung, in den Geisteswissenschaften und besonders in der Ethik unbegrenzte Möglichkeiten für einen mächtigen sittlichen Fortschritt. Angesichts der emporstrebenden Tendenz der Geschichte muß die Zeit kommen, wo ethische Probleme mit demselben Eifer und Erfolg gelöst werden, wie heutzutage die Probleme der materiellen Kultur. Deshalb sind wir berechtigt, über die Verfeinerung der Sitten ebenso optimistisch zu denken, wie über den Fortschritt auf allen anderen Lebensgebieten, durch die eben die sittliche Vervollkommnung großenteils bedingt ist.

Aber selbst wenn wir uns über den bisherigen Geschichtsfortschritt und über die berechtigte Hoffnung auf eine fernere Entwicklung einig sind, so könnte man doch einwenden, daß die Geschichte, wie wir sie auffassen, sich nicht für Volksschulen eigne, weil die Jugend unfähig sei, Fragen von solcher Tiefe und Tragweite zu begreifen. Wir werden diesen Einwurf näher prüfen, wenn wir die Stoffauswahl und die im Geschichtsunterricht anzuwendenden Methoden besprechen.

II. Die erzieherische Bedeutung.

Das pädagogische Hauptmittel, der Aufgabe des Geschichtsunterrichts gerecht zu werden, ist die konsequente Darstellung der Geschichte vom dynamischen und zwar fortschrittlichen Standpunkte.[1]

Die Idee der Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hat den Geschichtsunterricht derart zu durchdringen, daß die Schüler psychologisch sich genötigt fühlen, sich selbst samt ihrer ganzen Umwelt als einen hemmenden oder fördernden Bestandteil des Zivilisationsprozesses anzusehen. Um dieses Ziel sicherer zu erreichen, sollen Vergleiche mit den gesellschaftlichen Zuständen der Neuzeit, mit den gegenwärtigen Bestrebungen der Einzelpersonen und mit den idealen Forderungen, den Geschichtsunterricht in systematischer Weise begleiten. An Stelle der passiven Bewunderung der Vergangenheit soll ein reformatorischer Tatendrang und ein zukunftsfroher Idealismus die Jugend zur Mitarbeit am Fortschritt anregen.

Die Gesamtgeschichte soll als eine Reformbewegung dargestellt werden, in der die Helden der Arbeit und der Pflicht, die Schöpfer neuer und besserer Lebensverhältnisse, als die wahren Heldengestalten auftreten.

Jeder Stillstand soll als Rückschritt erwiesen werden und gerade wie das sprunghafte, die Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung übersehende Alles-auf-einmal-tun als wenig erfolgreich und bedenklich charakterisiert werden soll, so soll auch das Nicht-vorwärts-kommen und Verharren beim Bestehenden als unwürdiges Verhalten einer aufstrebenden Nation gekennzeichnet werden. An der Hand der geschichtlichen Tatsachen soll ferner in sachlicher Auseinandersetzung dargelegt werden, daß die Menschheitsentwicklung stark beschleunigt wird durch Unterordnung der kleineren Interessen unter die größeren, durch strenge Unparteilichkeit in der Beurteilung und Behandlung von Menschen und durch eine abgeklärte wohlwollende Gesinnung. Weiterhin soll in überzeugender, doch nicht moralisierender Weise hervorgehoben werden, wie Herrschsucht, Eitelkeit, Uebermut, Neid, Schlaffheit und Gedankenlosigkeit allem wahrhaften Fortschritt naturnotwendig sich hindernd in den Weg stellen.

Es soll auch darauf hingewiesen werden, daß die scheinbar geringwertige Lebenslage der meisten Personen keineswegs eine wichtige Tätigkeit ausschließt, die die Umgebung und Nachwelt in kulturfördernder oder kulturhemmender Weise zu beeinflussen imstande ist. So sind die geringfügig und wirkungslos erscheinenden Alltäglichkeiten, wie z. B. das Kaufen ernster oder sensationeller Zeitschriften, das Beifallklatschen bei einem guten oder schlechten Theaterstück, der Gebrauch freundlicher oder liebloser Worte von maßgebender Einwirkung auf den kulturellen Hochstand eines Zeitalters. Die weitreichende soziale Bedeutung der alltäglichen Lebensgewohnheiten für die Gestaltung des Gemeinschaftslebens soll daher die Grundlage für ein neues Heldentum abgeben, das an jeden Menschen die hohe Aufgabe stellt, in seinem Kreise ein bewußter Kulturpionier zu werden. Auch soll betont werden, daß durch planmäßige energische Verfolgung idealer Zwecke der Mensch aus der Alltäglichkeit heraustritt und einen führenden Einfluß auf Mit- und Nachwelt gewinnt.

Erläuterung: Wenn wir die dynamische Methode, — die konsequente Darstellung der Geschichte als allgemeinen Fortschritt, — so warm empfehlen, erklärt sich das aus dem Bestreben, die jungen Menschen für ein hohes persönliches und soziales Ideal zu begeistern. Zeigen wir ihnen nämlich, daß auch unsere Zeit einen Teil der Geschichte bildet, daß wir alle für dieselbe verantwortlich sind, daß das Menschenleben ein einheitliches Ganzes bildet, und daß es etwas Großes und Schönes ist, an dem geschichtlichen Fortschritt mitzuarbeiten, so hoffen wir dadurch auf die Schüler derart einzuwirken, daß es ihnen unmöglich wird, die Hände in den Schoß zu legen oder gleichgültig ihr eignes Tun und das der Gesellschaft zu betrachten.

Im allgemeinen sind es autoritäre und national-egoistische Motive und nicht Begeisterung für ein persönliches und soziales Ideal, die heutzutage auf den Geschichtsunterricht einen wesentlichen Einfluß ausüben: Das bloße Lernen der auffallenden Tatsachen der vaterländischen Geschichte herrscht darum vor, desgleichen die abstrakte Wissensbildung und die Einprägung einer Fülle von Einzeldaten, die keine Beziehung zur innern Entwickelung und Willensbildung des Schülers und zu dessen Selbständigkeit im späteren Leben haben; ferner geht man aus demselben Grunde auf eine Verehrung der Vergangenheit aus, die die Auffassung hervorruft, als lägen alle bedeutenden Ereignisse hinter uns, als bliebe der Gegenwart und der Zukunft nichts mehr zu tun übrig; auch ist daher nicht selten anzutreffen die starke Betonung der vaterländischen Gesinnung ohne Berücksichtigung umfassender allgemein-menschlicher Gesichtspunkte, sowie das Verlangen bedingungsloser Achtung und uneingeschränkten Gehorsams den Vorgesetzten, Behörden und Herrscherhäusern gegenüber, das die charakterbildende Bedeutung des Geschichtsunterrichts beeinträchtigt und vielfach zum sinnlosen Haß anderer Nationen und zur Hemmung des Fortschritts im eigenen Lande führt.

Nach der Ansicht derer, die noch kein Gewicht auf das moderne Gesellschaftswesen legen, stehen auf der einen Seite Heldengestalten, zumeist Staatsmänner und Feldherren oder bedeutsame Persönlichkeiten der Religionsgeschichte, welchen kritiklose Ehrfurcht und blinder Gehorsam gezollt werden soll, während sich auf der andern Seite die breiten beherrschten Volksmassen gruppieren. So wird die Geschichte in der Hauptsache eine Darstellung von Heroen und die eigene Nation gilt als das Volk der Völker. Der Inhalt der Geschichte besteht danach aus wichtigen Ereignissen, bei denen der Gedanke des allmählichen Fortschritts stark zurücktritt. Da die Tat des Einzelnen infolgedessen zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt, so verlangt man vom Geschichtsunterricht, daß er Untertanen schaffe, die alles das begeistert hinnehmen, was von Seiten der regierenden oder verwaltenden Behörden geschieht. Die stetige Verbesserung der staatlichen und rechtlichen Einrichtungen der eigenen Nation, die geistigen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen dem eigenen Lande und anderen Ländern, das Wachstum der Kultur auf den verschiedenen Lebensgebieten und das allgemeine Vordringen der Menschlichkeit werden wenig in Betracht gezogen.

Es ist kaum nötig darauf hinzuweisen, daß die jeweiligen sozialen Verhältnisse die Anschauungen über das Wesen der Geschichte mitbestimmen und daß die heute noch vorherrschenden Ansichten über dieses Wesen dem Zeitalter des noch immer nicht ganz überwundenen verfassungslosen Staates entstammen. Wir leben aber jetzt in einer Aera des allgemeinen Stimmrechts, die Organisation der Gesellschaft zeigt eine ausgedehnte Selbstverwaltung, die Massen nehmen Anteil an dem geistigen und öffentlichen Leben, und das Verhalten der modernen Nationen weist auf eine völkerverbindende Auffassung hin. Aus diesem Grunde muß die nicht mehr zeitgemäße, nur Helden und Vaterland verherrlichende, objektiv nicht ganz richtige Geschichtsbetrachtung durch eine zeitgemäßere, der freiheitlichen Staatsentwicklung entsprechende und objektivere, ersetzt werden; aber damit soll nicht etwa gesagt sein, daß es keine großen Männer, keine markanten Ereignisse gegeben hat, oder gar daß wir unser Vaterland nicht lieben und schätzen sollen. Im Gegenteil: gerade die entwicklungsgeschichtliche Anschauung lehrt uns Achtung vor der Vergangenheit sowie Achtung der Verhältnisse, in denen wir leben, und stärkt und vertieft so die Liebe zur Heimat und zum Vaterland, denn wir können am besten der Menschheit dienen, wenn wir in erster Linie das Wohlsein unserer Familie, unserer Stadt, unserer Provinz und unseres Vaterlandes fördern.

Nachdem wir nun unseren Standpunkt begründet, sowie auch seine Beziehungen zu den gegenwärtig herrschenden Anschauungen dargelegt haben, müssen wir noch einige Worte hinsichtlich der damit verbundenen Folgerungen hinzufügen. Wir führen den Schülern das anschauliche, in der Geschichte immer mehr zur Geltung kommende, und sich immer mehr vertiefende Ideal einer Welt vor, in der alle Menschen Gerechtigkeit üben und gemeinsam wirken, in der sie alle körperlich kräftig, geistig vollentwickelt und sittlich durchgebildet sind und das Schöne in Natur und Kunst lieben. Um phantastische Träumereien und skeptische Blasiertheiten zu verhüten, wird die Jugend darauf aufmerksam gemacht, daß man kein leitender Staatsmann oder berühmter General zu sein braucht, um der Welt zu dienen. Es soll vielmehr betont werden, daß wenn jeder sich bemüht, freundliche Worte zu gebrauchen, nur gediegene Litteratur, gute Musik, geschmackveredelnde Theaterstücke und gemeinförderliche Einrichtungen zu unterstützen, wenn jeder sich bestrebt, seine Erziehung ernst zu nehmen, sich rege und verständig an der Politik zu beteiligen und eine hohe Berufsgesinnung zu vertreten, eine ideale Gemeinschaft verwirklicht würde. Die scheinbar unbedeutendste Person ist daher — das müssen wir den Schülern zu verstehen geben — sowohl im Guten, wie im Schlechten eine Macht in der Geschichte, denn wenigstens für die überwiegende Mehrheit der Menschen sind die Taten der Masse ausschlaggebend. Nur wo ein Volk als Ganzes dem Interesse entgegenbringt, was gut und groß ist, wird es Entwickelungsmöglichkeiten besitzen. Gehen wir noch einen Schritt weiter. Zahllose Personen haben sich von einer bescheidenen Lebenslage zu einflußreichen Stellungen in der Gesellschaft emporgerungen, und da niemand weiß, welche Fähigkeiten in ihm schlummern, so müssen die Schüler angeregt werden, ihr äußerstes zu versuchen, um immer wichtigere soziale Dienste zu leisten. Ferner dürfen wir hinzusetzen, daß alle diejenigen Menschen, die ein hohes Ideal haben, aufhören, bedeutungslose Schatten zu sein. Endlich wird der Geschichtslehrer, der in seinem Fache gut orientiert ist, auch leicht den Nachweis erbringen, daß unendlich Viele, und nicht einige Auserwählte, die Träger des allgemeinen Fortschritts sind.

Streiflichter.

Jedem das Seine! Anfang Januar starb in Breslau der Rentier Müller, ohne Verwandte zu hinterlassen. Für sein in Amerika erworbenes Vermögen von ca. 20000 Mk. setzte er die Breslauer freie Religionsgemeinde als Universalerbin ein, welche indes 10000 Mk. an die Blindenanstalt auszahlen sollte. Zur Annahme der Erbschaft mußte die Gemeinde die königl. Genehmigung nachsuchen, worauf soeben folgender Bescheid einging:

Breslau, 18. Dezember 1907.

Der Königl. Polizei-Präsident.

Journal-Nr. I R. 1877. 07.

> Im Auftrage des Herrn Regierungs-Präsidenten teile ich ergebenst mit, daß die zuständigen Herren Ressort-Minister nicht in der Lage sind, den Immediatantrag der freien Religionsgemeinde vom 23. März d. J. um Erteilung der Genehmigung zur Annahme der letztwilligen Zuwendung des verstorbenen Rentners Julius Müller aus Breslau allerhöchsten Ortes zu befürworten.
>
> J. V.:
> Frost.

An den Vorstand etc.

Die preußische Regierung macht also die letztwillige Verfügung eines Greises über sein mit eigenen Händen erworbenes Eigentum illusorisch. Ja, da keine natürlichen Erben vorhanden sind, dürfte diese Durchkreuzung eines letzten Willens praktisch auf Einziehung des der freien Religionsgemeinde bestimmten Erbteils durch den preußischen Fiskus hinauslaufen.

— Jene Gesetzesklausel, daß Vermächtnisse an Korporationen, wenn sie mehr als 5000 Mk. betragen, der kgl. Genehmigung bedürfen, ist wohl eigentlich gegen den etwaigen Mißbrauch kirchlicher Einflüsse errichtet. Daß den Kirchen und deren Organisationen aber ähnliche und größere Hinterlassenschaften von der preußischen Regierung versagt worden wären, hat man kaum gehört. Der Staat selbst will augenblicklich Millionen für kirchliche Zwecke hergeben, aber wenn ein Anhänger einer mühsam kämpfenden freien Gemeinde dieser aus seinem mühsam erarbeiteten Eigenen 10000 Mk. testiert, tritt der preußische Staat dazwischen. Voriges Jahr um Weihnachten wurde der Magdeburger freien Gemeinde, welche durch Verlegung ihres Rechtssitzes nach Hessen juristische Körperschaftsrechte erreicht hatte, vom König von Preußen die Uebernahme ihres eigenen Grundstücks als einer „Schenkung" versagt. Zur Zeit schweben noch drei Erbschaften ähnlicher Art für den deutschen Freidenkerbund etc. — Ob im Zeichen des „neuen Kurses" und der Blockpolitik keine Stimmen das Ohr der preußischen Regierung und des preußischen Königs erreichen, welche klar darauf hinweisen, wie peinlich derartige unmotivierte Eingriffe in das letztwillige Verfügungsrecht über Privat-Eigentum vor der Oeffentlichkeit wirken müssen? Oder bedeutet der preußische Wahlspruch: Jedem das Seine! daß, wenn den Kirchen das Privileg der toten Hand, Vermächtnisse und wachsende Staatszuschüsse gebühren, den freien Gemeinden jede Zuwendung ihrer Anhänger genommen werden müsse, wo es irgendwie möglich ist? Es handelt sich ja nicht um Gnadengeschenke, welche die preußische Regierung vergiebt, sondern um Anerkennung des letzten Willens von Toten und des Grundsatzes: Gleiches Recht für alle! Eventuell müßten Testamente zu Gunsten der freien Gemeinden sonst einfach derartig gehalten sein, daß mehrere Beträge bis zu 5000 Mk. an verschiedene Gemeinden fallen. Dann bedürfen die Erbenden nicht nur keiner Genehmigung, sondern können bei etwaigem Erbstreit sogar ihr Recht „im Namen des Königs" mit Gesetzeszwang gerichtlich zugesprochen erhalten.

Zu diesem erstaunlichen Vorgange bemerkt „Der Dissident", Zentralorgan für die Interessen aller Dissidenten, Frankfurt a. M., in Nr. 10 des 1. Jahrgangs vom Januar 1908, die uns durch die Güte der Verleger schon jetzt zugänglich gemacht wurde, Folgendes:

An diesem Fall kann man ermessen, wie wichtig es war, endlich den von allen freien Geistern ersehnten Zusammenschluß im „Weimarer Kartell" zu vollziehen. Denn in dieser Angelegenheit muß, nach unserem Ermessen, das Weimarer Kartell sofort in Aktion treten und den Herren Ministern ein „Bis hierher und nicht weiter!" entgegenschleudern. Die 10000 Mark müssen unter allen Umständen der freireligiösen Gemeinde Breslau zufließen. Sollte es der Fiskus wagen, unter Nichtachtung der primitivsten Kulturgrundrechte, wie des letzten Willens eines Sterbenden, in jesuitischer Gesetzesauslegung das Vermächtnis in seinen großen Säckel verschwinden zu lassen, so müssen alle organisierten und bisher noch nicht organisierten freien Geister Deutschlands den Betrag aufbringen. Als besten Weg hierzu empfehlen wir Verzichtleistung auf kleinere oder größere Bequemlichkeiten und Genüsse, durch welche der Fiskus Geldeinnahmen erzielt. Wir denken in erster Linie daran, daß beispielsweise ein Freund der Sache 3. Klasse fahren wird, statt zweiter oder erster, daß er eine Flasche deutschen Schaumwein statt französischen trinken, oder sich mit einer billigeren Zigarettenmarke begnügen wird, um die dadurch erzielten Ersparnisse, seien es nun 10 Pfg. oder 100 Mk., einer vom Weimarer Kartell eröffneten Sammlung zuzuführen. Der „Dissident" ist einstweilen bereit, als Zahlstelle zu fungieren und eröffnet die Sammlung mit Mk. 100.—.

So sehr wir mit der Meinung übereinstimmen, daß hier eine gemeinschaftliche Aktion aller Gerecht- und Freigesinnten am Platze ist, so wenig können wir uns mit der vortrefflich gemeinten, aber höchst bedenklichen Schluß-Aufforderung des Blattes einverstanden erklären. Es handelt sich hier in allererster Linie nicht um die pekuniäre Schädigung einer Gemeinde und deren Vermeidung, sondern um Recht, Gesetz und Billigkeit. Zweifellos ist — wir wagen diese Behauptung, ohne im Augenblicke die Rechtsmaterie zu übersehen — die Erteilung der kgl. Genehmigung, bezw. ihre Versagung, nicht in die reine Willkür gestellt, sondern an rechtliche (oder historische) Traditionen geknüpft. Ebenso wird für einen „Immediatantrag" schwerlich die „Befürwortung" durch „den zuständigen Ressortminister" unumgänglich sein — das widerspricht direkt der „Unmittelbarkeit". Es wird also ein Rechtsweg gegen die Verfügung des Kgl. Polizeipräsidiums möglich sein, und dieser müßte — gegebenenfalls mit vereinten Kräften — beschritten werden. Und zwar im öffentlichen Interesse. Denn königliche Behörden müssen nachdrücklich gegen die törichte Vermutung in Schutz genommen werden, als könnten sie sich eine Schändung des Wappenspruchs der Hohenzollern zu schulden kommen lassen.

Menschen gibts, die wie Halme im Winde schwanken,
Die kämpfen und streiten für ihre Gedanken.
Andere schlichten, versöhnen und lenken ein
Und stehen im Grunde doch fest wie Stein.

Das Ende sei ein friedlich Abendrot,
Ein Ruh'n nach hartem Tagwerk unser Tod;
Wie wenn der Himmel lang im Nachglanz glühte,
Auf stillem Mund das Lächeln reifer Güte.

Ilse Franke.

Vermischtes.

Die „Freie Hochschule Berlin" gibt soeben in einem umfangreichen Heftchen ihr neues Vorlesungs-Verzeichnis für das kommende Winterquartal (Januar bis März 1908) heraus. Mit Genugtuung wird in dem Vorwort das erfreuliche Resultat verzeichnet, daß in dem soeben abgelaufenen Herbstquartal 1907 die bisher noch nie dagewesene Zahl von ca. 4000 Hörern bei 40 Vortragszyklen erreicht worden ist. Diesmal sind insgesamt 42 Vorlesungen angekündigt. Ein äußerst reichhaltiges Programm: Ethisch-philosophische Probleme, sozialpolitische Tagesfragen, medizinisch-hygienische Belehrung und naturwissenschaftlich-technische Streifzüge; Kunst und Kunstgeschichte, Literatur und Literaturgeschichte, sowie Sprachenkurse in Französisch, Englisch und Italienisch. — Allen Fragen, die gegenwärtig das Geistesleben der Mitwelt bewegen und deren Erörterung stets nur zur Entwicklung des Geisteslebens beitragen kann, wird eine ausführliche Würdigung versprochen. Die Vorlesungs-Verzeichnisse sind in allen Filialen der Firma Loeser u. Wolff, außerdem auch in verschiedenen Bibliotheken, öffentlichen Lesehallen und besseren Buchhandlungen kostenlos zu haben.

Vortragsreise. Herr Dr. Penzig wird am 7. Januar 1908 in Graudenz über das Thema: „Zucht und Freiheit" sprechen. Am 11. und 12. Januar in Königsberg i. Ostpr. über: „Kirche und religiöse Persönlichkeit" und über „Weltliche Schule und Moralunterricht". Dieselben Gegenstände wird er am 13. und 15. Januar in Danzig behandeln. Endlich am 24. Januar in Dresden (Tivoli, 8 Uhr abends). Sollten noch weitere Wünsche nach Vorträgen im Anschluß an diese Daten vorhanden sein, so bitte um Nachricht.

Druckfehler-Berichtigung. In dem letzten Vierzeiler von Ilse Franke (Nr. 24 des XV. Jahrgangs) ist bedauerlicher Weise ein Druckfehler stehen geblieben. Es muß selbstverständlich heißen: „Denn der Bosheit Pfeile werden stumpf, die sich an dem Schild von Lilien brechen."

Für Ablösung der offiziellen Neujahrswünsche zahlten zur Kasse der D. G. E. K. die folgenden Personen: Paul Jaffé; K. Michaelis; E. Michaelis, Dr. Penzig, Albert Steen, Lilli Jannasch — alle Berlin; Eduard Simon, Wiesbaden. Gesamtsumme Mk. 23,00.

Mit bestem Dank

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Mit einem Bekenntnis über das Kirchentum von Wilhelm Bölsche als Geleitwort

erschien soeben

Rudolph Penzig, Ohne Kirche

Eine Lebensführung auf eigenem Wege

brosch. Mk. 5, geb. M. 6,50.

Inhalt: Geleitwort von Wilhelm Bölsche. Los von der Kirche. Kindertaufe. Familienerziehung. Religion, Moral und Kunst in der Schule. Konfirmation oder Jugendweihe. Das allgemeine Priestertum. Seelsorge. Das Selbst als Erlöser. Die Weihe unseres Gemeinschaftslebens. Am Sterbebette. Am Grabe. Die ethische Menschengemeinschaft.

• Eugen Diederichs Verlag in Jena. •

C. H. Beck'scher Verlag, München.

Ethische Präludien.

Von **Dr. M. Kronenberg.**

VI. und 322 S. Brosch. 5 Mark, elegant geb. 6 Mark.

Aus den zahlreichen Besprechungen, zum größten Teil umfangreicheren Aufsätzen, die bis jetzt über das Buch erschienen sind, seien nachstehend nur einige Sätze wiedergegeben:

„Das freie Wort“: Kronenberg gehört zu den universellsten und doch auch besonnensten Vermittlern des philosophischen Denkens. Dies zeigt sich in glänzender Weise in seinen „Ethischen Präludien.“ . . . Es weht der Geist der Renaissance durch das ganze Buch . . . Kronenberg hat etwas von der heiteren Objektivität Göthe's und der Innigkeit Emersons. Man liebt diese weite, glanzerfüllte Seele, die sich denkend und fühlend für so vieles interessiert und immer dem Positiven zugewandt ist und allen Lichtgedanken, durch welche das Persönliche wachsen kann.“ — **„Frankfurter Zeitung“:** „Und nicht nur ein schönes Buch wird jeder finden: er wird dahinter einen Mann entdecken, der mit der kraftvollen Milde und sonnigen Klarheit des philosophisch und historisch geschulten Denkers alle in der Gegenwart wirkenden geistigen und sozialen Mächte bis in ihre Entstehung hinauf erleuchtet und die daraus quellenden ethischen Entwickelungsmöglichkeiten und -wahrscheinlichkeiten der Zukunft mit der Vorsicht und Bescheidenheit des wahren Weisen andeutet; einen Mann also, der zum ethischen Ratgeber und Wegweiser geschaffen ist.“ — **„Lahrer Zeitung“:** „Eine der hervorragendsten, literarischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Der Inhalt ist bedeutend, die Form von klassischer Schönheit. Kantischer Tiefsinn ist hier mit Goetheischer Anmut vereinigt.“ — **„Die Nation“:** „Das ganze Buch hat das Gepräge einer wohldurchdachten, wohlbegründeten Lebensanschauung.“ — **„Vossische Zeitung“:** „Soweit eine klare Denkart und eine ebenso klare Schreibart dem Leser den Zugang auch zu heiklen Materien zu erleichtern imstande ist, hat der Verfasser es ermöglicht, selbst die tiefsten ethischen Probleme jedem denkenden Leser zugänglich zu machen.“ **„Tilsiter Allg. Zeitung“** nennt das Buch, insbesondere den zweiten und dritten Teil „geradezu unvergleichlich. Es ist nicht möglich, hier eine Vorstellung zu geben von der sonnigen Klarheit, womit alles durchleuchtet ist und die feinsten Unterschiede kenntlich gemacht werden.“ — **„Nationalzeitung“** rühmt u. a. die in der Schrift bekundete „Hohe der Gesinnung, Gradheit und Ehrlichkeit.“ — **„Literarische Rundschau für das katholische Deutschland“:** „Glänzend geschriebene Essays, die in feiner Form eine Fülle der anregendsten Gedanken entfalten.“ Trotz seiner Abneigung gegen ein dogmatisches Christentum 2c. „fühlt man sich doch durch den idealen Höhenflug seiner Gedanken angezogen“ .. — **„International Journal of Ethics“:** „Eines der erfolgreichsten Bücher unserer Zeit . . . Die gestellte Aufgabe ist in bewunderungswürdiger Weise gelöst worden.“ —

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wenericheid b. Naumburg a. S.

Die ersten 10 Jahrgänge der „Eth. Kultur“ gibt billig ab: Verlag für „Ethische Kultur“, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Freitag, den 10. Januar 1908, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses: Frl. Dr. Gertrud Bäumer: „Spencer als Sozialethiker“. Diskussion. Eintritt frei.

Sonntag, den 12. Januar 1908, abends 7 Uhr, Greifswalderstr. 221/23, Union-Festsäle: 26. Unterhaltungs-Abend zum Besten der Oeffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Ausführliches Programm und Karten à 30 Pf. in der Oeffentlichen Lesehalle, Münzstraße 11 (12—3 u. 6—10 Uhr); im Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte, Alte Jakobstraße 20/21; im Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16 und im Verlag für ethische Kultur, Wilhelmstr. 121.

Donnerstag, den 16. Januar, 8¼ Uhr, Unter den Linden 16III: Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer: „Marc Aurel und Epiktet“.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Die öffentliche Lesehalle

der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Münzstraße 11,

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von mehr als 7000 Bänden — 37 Zeitungen aller Parteien, 110 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

1906: 84139 Besucher, über 34000 Buchbenutzungen.
Der Jahresbericht wird gern übersandt.

Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jaffé**, Berlin W. 35, Genthinerstr. 12 herzlichst erbeten.

Konfessionslosen Moralunterricht (im Sinne der D. G. E. K.) erteilt jungen Knaben und Mädchen (von 10—16 Jahren) einzeln und zirkelweise, privatim in- und außer dem Hause

Dr. Immanuel Lewy, Halensee, Bornstedterstr. 2.

Verlag:
Gottesberger Wochenblatt
Freireligiöses Sonntagsblatt

Entomologische und wissenschaftliche Werke

Stenographische Beiträge
früher: Monograph. Vierteljahrsschrift

Buchdruckerei O. Hensel

Gottesberg in Schlesien

Drucksachen aller Art.
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag

Der Freidenker
Ethische Kultur
Mitteilungen des Deutschen Bundes f. weltliche Schule u. Moralunterricht

Druck von Broschüren, Jahresberichten und Flugblättern

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition
Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Januar 1908.	Nr. 2.

Inhalt:

Verwaltungsreform.

Von Erwin.

Das Wort „Reform" ist heute in aller Munde: Man verlangt Reform des Wahlrechts, Reform der Zivil- und Strafrechtspflege, Reform des Strafvollzuges, Reform des Schul- und Erziehungswesens, Reformen auf allen möglichen Gebieten des öffentlichen Lebens; nur von einer Reform unserer gesamten Verwaltung hört man wenig oder nichts. Es wäre ein Trugschluß, deshalb die Verwaltung für nicht reformbedürftig zu halten. Denn alle ernstlichen Widerstände gegen die sonstigen zeitgemäßen Reformen haben entweder ihren Ursprung in unserer Bureaukratie oder werden doch von ihr gestützt. Der heilige Bureaukratius ist seit je entweder der natürliche Vater oder doch mindestens der Schutzpatron aller rückwärts gerichteten Bestrebungen. Daß trotzdem hin und wieder auch aus diesen Reihen Fortschritts-Ideen ins Reich getragen und verwirklicht worden sind, beruht lediglich auf der Tatsache, daß es bei uns außer dem Bureaukratismus auch noch andere (nicht immer bessere) einflußreiche Mächte gibt und daß sich zuweilen — wenn auch nur selten — rückgratfeste Männer in der Verwaltung zu halten wissen, ohne der chronischen Rückgratverkrümmung anheimzufallen. Aber das sind Ausnahmen, die als ungebetene Teufelsgäste aus diesen heiligen Hallen baldigst hinausgeräuchert werden.

Daß der Bureaukratismus zu den gehaßtesten Uebeln unseres öffentlichen Lebens gehört, kann man schon daraus entnehmen, daß selbst die am schlimmsten davon Befallenen mindestens für ihre eigene Person oder für ihren Verwaltungsbereich das Vorhandensein dieser Krankheit grundsätzlich und mit größter Entschiedenheit bestreiten. Es gibt nirgends einen Beamten, der sich als seinen Anhänger bekennen würde (nicht einmal im leisesten Flüstertone); nirgends schimpft man mehr über den Bureaukratismus als in der Beamtenschaft. Und trotzdem gibt es nur wenige Beamte, die ihm nicht den schuldigen Tribut zollen — ganz abgesehen von den Meistern des Regierens, die durch Ausnutzung aller seiner Finessen eine geradezu enorme Machtfülle in sich zu vereinigen wissen. Er spinnt um alle in sein Bereich geratenen Opfer tausend unsichtbare Fäden, mit denen er nicht nur alle unbequemen Bewegungen, sondern selbst alle „unkorrekten" Gedanken fesselt. Und mit Hilfe dieses Netzes von Fäden leitet der Vorgesetzte, je nachdem er es bei seiner eigenen Eingesponnenheit als zweckmäßig erachtet, seine Untergebenen. Denn die Fäden verlaufen von unten nach oben derart kunstgerecht in einander, daß schon ein leises Anziehen seitens des Regierenden fast unfehlbar alle an dieses Haupt- oder Einzelsystem Angeschlossenen in die Kniee sinken läßt.

Das System ist — man muß es unwillkürlich anerkennen — bis zu einer gewissen Vollendung ausgestaltet. Selten ist auf die kleinsten Nebensachen soviel minutiöse Genauigkeit verschwendet worden. Nirgends geht es in formeller Beziehung korrekter zu als in unseren Verwaltungen. Nirgends liegen so viele Fußangeln für Sünder. Aber wenn man erst alle die geheimen Wege und Methoden des Ausschreitens auf diesem gefährlichen Boden kennt, dann bewegt sich der leise tretende Fuß des Bureaukraten mit einer Sicherheit vorwärts, die ihn in 999 von 1000 Fällen seinem ersehnten Ziele zuführt. Er muß nur wollen. Nur nicht ängstlich seitwärts und rückwärts schauen; es sieht ihn ja niemand. Doch das böse Gewissen, das pochende Herz? — Nur Ruhe! Dann hättest Du nicht Beamter werden sollen! Du bewegst Dich ja nicht auf verbotenen Pfaden. Zudem wird alles, was Du tust, schriftlich fixiert. Du kannst noch nach Jahren und Jahrzehnten durch Vorlegung der Akten nachweisen, daß Du stets peinlich gewissenhaft und korrekt gehandelt hast. Nicht der leiseste Makel kann sich auf Dich heften. Das System ist ja so fein erklügelt, daß alles, was Du schreibst, die Deckung Deiner Handlungen bildet. Bevor irgend ein Naseweiser eine Anklage gegen Dich erheben kann, hast Du selbst schon das freisprechende Urteil in den Akten niedergelegt. Und nur diese sind maßgebend. Also mutig vorwärts! Avancieren und regieren heißt die Losung!

So sieht es drinnen aus; halten wir nun einmal draußen Umschau. An der Unnahbarkeit der Bureaukratie nimmt niemand mehr sonderlich Anstoß; die ist man von vornehmen und regierenden Herren längst gewöhnt. Wenn man nur sonst hübsch in Ruhe gelassen wird. Aber da hapert's schon. Man braucht nur das Unglück haben, auf der Straße eine Uhr im Werte von 5 Mk. zu finden, dann kann man schon sein blaues Wunder erleben. Nach vielen

Scherereien erhält man, wenn sich innerhald der gesetzlichen Frist der Verlierer bedauerlicherweise nicht gemeldet hat, die Uhr gegen Erstattung van 8 Mk. Beknnntmachungs- und Partokasten als Eigentum zugesprochen. Ein ablehnender Bescheid auf ein an die Behörde gerichtetes Gesuch ist schan für 20, 10 ader gar für 5 Pfg. (Parta!) zu haben. Für diesen billigen Preis ist natürlich eine Begründung der Adlehnung nicht zu erwarten. Was gehen Dich auch die Gründe an; hat doch die Behörde „pflichtgemäß ermessen". Ja, was ist denn eigentlich eine „Behörde"? O heilige Einfalt! Eine Behörde ist eine Fiktian, eine unverantwortliche Mehrheit oerantwortlicher Benmter, die überall da als Urheber eines Beschlusses, einer Amtshandlung und dergl. auftritt, wo der Einzelne die Verantwortung nicht auf sich nehmen kann ader will. Die Behörde ist alles ader — nichts; wie man will.

Jeder Bürger, der je mit Behörden zu tun gehadt hat, wird zugeden müssen, daß es unserer gesamten Verwaltung an Klarheit ihrer Ziele und Durchsichtigkeit ihres Geschäftsbetriebes fehlt. Die Organisatian ist so verwickelt, daß der Bürger oft nicht recht weiß, wohin er sich mit seinem Anliegen wenden jall. Wer ist nicht schan in den Bureaus unserer Verwaltungen van Hinz zu Kunz geschickt worden, um schließlich doch nicht zu seinem Ziele zu kammen? Und dabei lächelt beinahe jeder Beamte über diese „Unbeholfenheit". Man sollte lieber über die Ursachen salcher Zustände weinen. Denn das allgemeine Mißtrauen, das den Maßnahmen unserer Behörden allenthalden entgegengedracht wird, ist eine Frucht des Bureaukratismus. Die alleinseligmachende Weisheit aller der graßen und kleinen Regierenden hat es dahin gebracht, daß nur noch wenige Bürger — und nicht einmal immer die besten — eine Freude darin finden, irgendwie an der Verwaltungstätigkeit teilzunehmen. Kommen sie doch bei dem starken Ueberwiegen des bureaukratischen Regiments nur selten und schwer zu irgendwelchem maßgebenden Einfluß. Und diese Interessenlosigkeit des Bürgers wird nicht einmat von den Behörden bekämpft; vielmehr freut man sich ihrer, denn sie stärkt die Macht des Burenukratismns. Man wacht ängstlich darüber, daß kein Unberufener (und die Bürger sind unberufen) seine Nase in den Mechanismus der Regierungsmaschinerie hineinsteckt. Ist das Kritisieren an und für sich in schlechtem Geruch, so zählt es im Reiche des heiligen Bureaukratins zu den Tadsünden.

Die Bureaukratie ist ein Staat im Staate, edenso wie unsere Kirche ein Staat im Staate ist. Die Bureaukratie hat ihren eigenen Ehrenkader, ihren eigenen Kastengeist, ihre eigene seldstsüchtige Machtentfaltung, ihr eigenes Herrschaftssystem, ihre eigenen Straf- und Aechtungsmethaden. Sie steht nicht unter den allgemeinen Reichs- und Staatsgesetzen, sandern hat ihre — aus der eigenen Kaste gedildeten — desanderen Gerichte. Damit nur ja nichts nach außen dringe, wird alles hübsch im eigenen Stübchen abgemacht. Der Staat ist nach Ansicht der Bureaulraten nicht für den Bürger da; letzterer ist vielmehr nur dns Objekt der Tätigkeit des Bureaukratismus.

Dahin hat es nur kommen können, weil man den Bürger von jedem maßgedlichen Einfluß auf die Verwaltung geflissentlich ferngehalten hat. Selbst unsere Parlamente in Reich, Staat und Gemeinde sind nicht van maßgebender Bedeutung für die Verwaltung. Unsere Parlamente regieren nicht; „man" regiert mit ihnen. Daß ab und zu auch Parlamentswünsche derücksichtigt werden, ist mehr eine kluge Taktik der Regierenden, als eine Falge des parlnmentarischen Einflusses. Erst jüngst hat mnn es doch gesehen, daß nicht das Parlament, sandern die Regierung das System destimmt. Die Regierung draucht nur *einen* hoch gestellten Beamten zu entlassen und einen anderen an seine Stelle zu setzen, um ahne einen Wechsel in der Zusammensetzung der Volksvertretung ihr jetziges System völlig zu ändern (nach rechts hin). Wozu gibt es denn die verschiedenen Parteien, wenn man nicht je nach Belieben mit ihnen regieren sollte? Jede Partei ist hoch beglückt, wenn sie mitregieren darf, und wer verstände sich wahl besser auf die Ausnutzung der menschlichen Schwächen als die Bureaukratie?

Daß uns unter salchen Umständen eines schönen Tages eine wirklich brauchbare Verwaltungsreform von aben her geschenkt werden sallte, erscheint völlig ausgeschlossen. Hat sich denn schan jemals eine herrschende Kaste freiwillig auch nur eines Teils ihrer Macht entäußert? Es dleibt nichts anderes übrig, als die Bürgerschaft und die in der jüngeren Beamtenschaft zahlreich vertretenen refarmfreudigen Elemente zu energischem Kampf gegen den Bureaukratismus aufzurufen. Daß die Natwendigkeit besteht, die Verwaltung gründlich zu reformieren, haden erst in jüngster Zeit neben verschiedenen Reichstags- und Landtagsabgeordneten sowie Stadtverardneten der frühere Oberdürgermeister von Posen, jetzige Direktar der Nationalbank und Landtagsabgeardnete Geheimrat von Witting und der frühere Regierungspräsident van Potsdam, Graf Hue de Grais (zwei weiße Raben) in aller Schärfe und Deutlichkeit ausgesprachen. Letzterer hat sagar verschiedene Wege gezeigt, die zur Vereinfachung des Geschäftsbetriebes und der Behörden-Organisation betreten werden müßten. Auch sonst würde es an guten Verdesserungsvarschlägen nicht fehlen, wenn nur erst einmal der Wille zur Tat geweckt wäre. Das mittlere Beamtentum insbesandere ist zu der aufbauenden Tätigkeit derufen, wenn nur erst von den Bürgern und den Volksvertretern Breschen in die Mauern der Hochburgen der Bureaukratie gelegt sein würden. Var allem muß die Bewegungsfreiheit unserer an Vorbildung, Saliditat, Können und Rechtschaffenheit hach genug stehenden Beamtenschaft durch Beseitigung veralteter Disziplinarvorschriften und Schaffung van Beamten-Ausschüssen erheblich vergrößert werden. Man darf nicht stillschweigend zusehen, wie fart und fart hunderttausende von intelligenten Beamten in die Zwangsjacke einengender und entwürdigender Sandervarschriften gesteckt werden, wenn man van ihnen eine tatkräftige Mithülfe bei der Verwirklichung von Refarmen erwartet. Gerade die mittleren (die sog. „subalternen") Beamten warten förmlich auf den Augenblick, in dem ihre Kräfte für eine freudige Hingade an ihren, ihnen jetzt aft verleideten Beruf frei werden sallen. Gerade die „Subalternen" sind mehr als andere Beamtengruppen davon überzeugt, daß die Verwaltung wie ein Nervensystem den ganzen Staatskörper durchdringen müßte, nicht um ihn zu beherrschen und *eigensinnig* seine Bewegungen zu leiten, sandern um die Schmerzen und Verstimmungen der umgebenden Teile nach dem Zentralorgan zu leiten, das dann unbedingt in *helfendem* Sinne reagieren *müßte* — aus Naturnotwendigkeit. Gerade die „Subalternen" leiden unter der ganzen Wucht der Machtmittel des Bureaukratismus und unter dem Wust seiner Formvarschriften.

Sall es in unserer Verwaltung besser werden, soll an die Stelle bureaukratischer Engherzigkeit und Papiervergeudung wirkliche Einsicht in die Nöte der Gegenwart und praktische Arbeit treten, sall aus dem Wart die Tat werden, dann helfe die Bürgerschaft, insbesandere ihre wahrhaft freiheitlich gesinnte parlamentarische Vertretung mit zur Entfesselung des gequälten Prametheus.

Anregungen für eine Reform des Geschichtsunterrichts im ethischen Sinne.

Von G. S., J. L. und L. J.

III. Die Auswahl des Stoffes.

Der Stoff des Geschichtsunterrichts fall im wesentlichen aus denjenigen graßzügigen Tatsachen der Geschichte bestehen, die den

nationalen und allgemeinen Fortschritt klar und lebendig zur Kenntnis der Schüler bringen.

Der Geschichtsunterricht wird sich in den unteren Klassen — etwa vom 3. Schuljahre ab — mit dem beschäftigen, was dem kindlichen Verständnis am nächsten liegt: mit der Heimat, mit den Heldensagen und mit den Ur- und Naturvölkern. Sodann geht er zur Darstellung der orientalischen und der griechisch-römischen Kulturperiode über. Es folgt die Völkerwanderung mit ihrer bedeutsamen Rassenmischung, das Mittelalter, die Renaissance, und die Reformation. Den Abschluß bildet die neuzeitliche Entwicklung, die besonders eingehend besprochen werden soll: die französische Revolution, die moderne Industrie, die Verallgemeinerung der Bildung, das Wachstum der demokratischen Einrichtungen und der Ausbau der internationalen Beziehungen. Wiederholung und Vertiefung des Stoffes folgt natürlich in den oberen Klassen. Auf allen Stufen sind die leitenden Tatsachen der nationalen Geschichte zu berücksichtigen.

Indem der Lehrer das lebhafte Bild einer dieser Perioden entwirft, wird er im Interesse des einheitlichen Grundgedankens des Geschichtsunterrichts diejenigen Tatsachen herausgreifen, innerlich verbinden und zusammenfassen, die den kulturellen Aufschwung der betreffenden Periode besonders charakterisieren. Er wird daher seinen Blick richten auf die Schilderung des Fortschritts in Gebräuchen und Menschenverkehr, Sprache und Bildung, Naturbeherrschung und Wirtschaftsordnung, Staatenaufbau und Völkerverschmelzung; ferner wird er zeigen, wie eng die Zivilisation eines jeden Landes mit der Kulturarbeit der übrigen Welt zusammenhängt; auch die hervorragenden Persönlichkeiten sollen nicht als Einzelerscheinungen behandelt werden, sondern als Träger großer Zeitgedanken, und das Schätzenswerteste im Menschen soll als das Ergebnis einer jahrtausendelangen Entwicklung dem Auge der Schüler vorgeführt werden.

Der Lehrer soll durchgehend alle Erscheinungen vom Standpunkte des relativen Fortschritts betrachten und die älteren Zivilisationen nicht als minderwertig hinstellen, sondern als Stufen, die zum Ideale führen. Durch Beispiele aus der Vergangenheit und Gegenwart soll er das Unheil veranschaulichen, das durch Unkenntnis der Natur und der Lage anderer sowie durch allgemeine Unwissenheit angerichtet wird, und hervorheben, wie verständnisvolle Beurteilung der Mitmenschen, vereint mit kraftvollem Wollen, den Fortschritt stark begünstigt.

Je nach der Altersstufe der Schüler wird der Geschichtsunterricht vorwiegend anschaulich oder vorwiegend begrifflich gestaltet sein, d. h., während auf den Unterstufen das Anschauliche, das Konkrete und das Anekdotenhafte vorherrschen soll, wird der Unterricht auf den oberen Stufen der höheren Schulen die genetische Entwicklung des Rechts, der Solidarität, der Arbeit u. s. w. selbständig, ausführlich und abgesehen von Nebenumständen behandeln.

Eine so vertiefte und weitherzige Auffassung der Geschichte wird am besten imstande sein, verständige und eifrige Bürger zu erziehen und das vaterländische Empfinden zu heben. Daher soll der Lehrer, wenn der ihm vorgeschriebene Stoff sich hauptsächlich mit belanglosen Tatsachen beschäftigt, ihn soweit als möglich der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung anpassen.

Erläuterung: Das Problem, welches wir vor uns haben, ist schon zum Teil gelöst. Die kritiklose Bewunderung von Helden, Kriegstaten und Dynastien, das ausschließliche und völkerentzweiende Interesse an der nationalen Geschichte, das mechanische Auswendiglernen von Tatsachen, wird heute bereits vielfach abgelehnt. Man sucht, im Gegenteil, das Großzügige. Obwohl die Vaterlandsgeschichte den Mittelpunkt bildet, behandelt man doch in Verbindung mit ihr die Geschichte der Nachbarländer; immer mehr Platz wird der orientalischen, der griechisch-römischen und der Geschichte der modernen Nationen eingeräumt.

Der Geschichtsunterricht neigt sich stetig der kulturellen und allgemein-menschlichen Seite zu. Das Kausale, das Entwicklungsmäßige, sowie das Reinmenschliche wird in den behördlichen Anweisungen jetzt etwas stärker betont. In den belgischen Lehrplänen ist der prinzipielle Standpunkt genau derselbe, wie der von uns hier verfochtene. Auch werden in der modernen Literatur die Stimmen immer lauter, die eine Reform des Geschichtsunterrichts im ethischen Sinne verlangen.

Aber bis jetzt ist wenig geschehen, um die Lehrpläne gründlich umzugestalten. Wenn man von dem Anschluß der Geschichte anderer Nationen an die unsrige spricht, ist man sich kaum bewußt, wie weitgehend der Einfluß der Nationen auf einander ist, und wenn man versucht, die Geschichte einer Reihe anderer Nationen zu skizzieren, bedenkt man nicht, wie sehr eine solche Stoffanhäufung das Gedächtnis überbürdet, ohne den Verstand zu klären, das Gemüt zu verfeinern und den Willen zu kräftigen. Das rein National-chronologische, das sich nur innerhalb der Grenzpfähle eines bestimmten Landes abspielt, muß durch das Allgemeinmenschlich-genetische, durch dasjenige, was sachlich und systematisch die Entwicklungsstufen der menschheitlichen Gedanken und Einrichtungen beschreibt, ersetzt werden. Eine national-chronologische Geschichte gehört nur insoweit in die Schule hinein, als jede Nation ihre eigene Geschichte besonders zu berücksichtigen hat.

Nur wenn so der Stoff nach großzügigen Gesichtspunkten ausgewählt und angeordnet wird, können wir hoffen, daß die Schüler einen klaren Einblick in den innern Bau des geschichtlichen Lebens und seiner Entwicklungsgesetze gewinnen. Das Anschauliche, Sachliche, Zusammenhängende, innerlich Verbundene, und spezifisch Menschliche in dem neuen Geschichtsunterricht wird auf das Gemüt einen nachhaltigen Eindruck machen und auch das Gedächtnis infolge seiner logischen Klarheit ganz bedeutend entlasten. Damit ist gegeben, daß der reformierte Geschichtsunterricht, als pädagogisch durchaus gerechtfertigt, auch in den Volksschulen einzuführen ist.

IV. Die produktive Methode.

Die Methodik des Geschichtsunterrichts soll dahin streben, die einschlägigen Erfahrungen und das Urteilsvermögen der Schüler heranzuziehen, zu erweitern und zu vertiefen.

Der reformierte Geschichtsunterricht stützt sich auf die Erfahrung der Kinder. Die Sitten und Gebräuche in Schule und Haus, das Leben in der Oeffentlichkeit und in der Natur, die gesellschaftlichen Verschiedenheiten, alles muß von den Kindern mitgeteilt werden. Die ganze Umgebung, in der unsere heutige Jugend aufwächst, wie Häuser, Straßen, öffentliche Gebäude, wirtschaftliche und staatliche Einrichtungen, Fabriken, Läden, Anlagen, Denkmäler, sowie Polizei, Militär, Feuerwehr — muß auf Grund der kindlichen Erfahrungen besprochen werden, sodaß die Schüler Gegenwart und Vergangenheit begreifen und würdigen.

Der reformierte Geschichtsunterricht strebt, die Erfahrung der Kinder zu erweitern. Zu diesem Zwecke werden die Schüler angeregt, ihr Beobachtungsvermögen häufiger und sicherer zu gebrauchen, Fragen zu stellen, anschauliche Schriften über das Wesentliche des modernen Lebens sowie historische Romane und Geschichtsbücher (deren bisher wenige für die Jugend geeignete geschrieben worden sind) zu lesen, und endlich wird der Erfahrungskreis durch Besichtigung von Altertümern, Besuche von öffentlichen Gebäuden und Wohlfahrtseinrichtungen und durch gemeinsame Ausflüge erweitert.

Die vergleichende Methode — meist von den Schülern, auf Grund ihrer Erfahrungen, angewandt — verbindet Gegenwart mit Vergangenheit und ein Land mit dem andern. Diese Methode schärft den Blick für das Gleichmäßige und das Abweichende; sie zeigt das Entwicklungsgesetz, die innere Verknüpfung der Tatsachen und den daraus hervorgehenden Fortschritt sowie die großen Züge und Richtlinien. Eigene Beobachtung, richtige Verallgemeinerung und Verständnis von Ursache und Wirkung in der Geschichte erwachsen aus dieser Methode, die allein der weiten Welt der Erfahrung gerecht wird.

Der reformierte Geschichtsunterricht stützt sich auf die Urteilskraft der Kinder. Der Lehrer trägt nicht fertige Urteile vor. Er beweist nicht. Er erklärt nicht. Er löst

keine Rätsel. Er vereinfacht nicht. Er geht den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege. Das Urteil, der Beweis, die Erklärung, die Lösung der Rätsel, die Vereinfachung soll Arbeit der Klasse sein. Der Lehrer soll so wenig wie möglich dazu beitragen, denn sein Ziel ist es, das Urteil anzuregen, zu verfeinern und zu vertiefen und von Irrwegen zurückzubringen. Freilich begnügt er sich auf den Unterstufen mit relativ unvollkommenen Urteilen und verlangt erst mehr, wenn den Schülern das Urteilen mit der Zeit leichter geworden ist. Nur spielendes, herumschweifendes Urteilen ist ausgeschlossen, und seine ganze Kunst wendet er an, damit die Schüler das jedesmalige Problem scharf erfassen und schnell lösen.

Die Urteilskraft wächst nur, wenn sie in Anspruch genommen wird. Das klare Urteil, der logische Beweis, die richtige Erklärung, die tiefsinnige Lösung des Lehrers sind dann allein wertvoll für die Ausbildung der Schüler, wenn die Schüler so weit sind, daß sie selbständig urteilen können. Die Schule muß eine Urteilsschule werden, weil das verwickelte Leben der Gegenwart Menschen fordert, die unabhängig denken und entscheiden können.

Die geistige und sittliche Unabhängigkeit der Schüler muß dauernd gehoben werden, indem von Stufe zu Stufe die Lösung immer schwererer Probleme der Klasse aufgegeben werden. Ferner sollen die einzelnen Schüler und auch Gruppen von Schülern mehr und mehr daran gewöhnt werden, selbständig und gemeinsam zu arbeiten, um sich für das spätere Leben vorzubereiten. Auch praktische soziale Betätigung soll von Anfang an geübt werden.

Wenn in dieser Weise Geschichtssinn und Selbständigkeit entwickelt sind, die Schüler sozial arbeiten, scharf beobachten, wenn sie gut vergleichen, richtig urteilen und verständig lesen, dann wird der Geschichtsunterricht sein Ziel, die Bildung von tüchtigen Mitgliedern der Menschengemeinschaft, erreicht haben.

Erläuterung: Die allgemeinen Unterrichtsmethoden haben in unserer Zeit einen bedeutenden Höhepunkt erreicht. Mit voller Kraft wirken die Lehrer dahin, daß die Schüler das Notwendigste und das Wichtigste wissen, daß sie sich richtig ausdrücken, daß sie verstehen, was vorgetragen und gelesen wird, daß sie kurz, bündig und klar das Besprochene wiedergeben können. Das sind alles vorzügliche Bestrebungen, welche durch nichts ersetzt werden können.

Anders steht es mit der Erziehung zur Selbsttätigkeit. Diese stellt eine höhere, noch zu erreichende, Stufe der Erziehung dar. Den Schülern wird heute alles verständig, zusammengefaßt und klar vorgetragen, aber sie selbst haben selten eine Gelegenheit, sich anders als reproduzierend zu betätigen. Die Urteile und Beweise werden als etwas Fertiges übermittelt; dadurch wird die Jugend unfrei und erwirbt nicht die Kraft, selbständig zu denken und unabhängig zu urteilen. Ja, es fragt sich, ob nicht durch die ausschließliche und beständige Betätigung der reproduktiven Kräfte die natürlich gegebenen produktiven Kräfte langsam der Verkümmerung anheimfallen.

Die Jugend muß sich daran gewöhnen, die eigenen Erfahrungen im Zusammenhang zu übersehen, und in Stand gesetzt werden, ein selbständiges Urteil zu fällen und zu begründen. Nur eine solche, auf jahrelanger Selbsttätigkeit fußende Erziehung kann die Schüler zur freudigen Selbsterziehung und unabhängiger Urteilsbildung führen, und auch nur dann kann überhaupt von wahrer Erziehung die Rede sein.

Da die Lehrerbildungsanstalten sich erst seit kurzem in dieser Richtung betätigen, kann man von der Mehrzahl der Lehrer nicht erwarten, daß sie sich in dem Gebrauch der produktiven Methode heimisch fühlen, und doch ist dieselbe unerläßlich für den reformierten Geschichtsunterricht. Setzen wir selbst den Fall, daß der Lehrer es versteht, das große einheitliche Prinzip der weltgeschichtlichen Entwicklung klar zu veranschaulichen und es in seiner innersten Logik zusammenfassend zu behandeln, so daß der Schüler ein klares Bild von der Natur und der Entwicklung der verschiedenen Lebensgebiete erhält, so ist doch der eigentliche Zweck noch nicht erreicht, denn so lange die selbständige Urteilsbildung fehlt, wird die Bedeutung des Unterrichts für das tägliche Leben von geringem Wert sein. Der Unselbständige wird sich an andere anklammern und in allen seinen Handlungen von anderen abhängen. Ein solcher Mensch kann dem modernen Leben, das von jedem Entschlußfähigkeit und Eigenbetätigung verlangt, nicht gerecht werden. Also ist es unumgänglich notwendig, daß die produktive Methode im Geschichtsunterricht zur Anwendung kommt, und daß wenigstens auf diesem Gebiete der Lehrer sein Aeußerstes tut, um die Schüler zum selbständigen Schaffen anzuregen.

V. Lehrplan und Lehrervorbildung.

Die vorhergehenden Paragraphen sind den Schulbehörden und den Seminardirektoren zur Einsicht und Prüfung dringlichst empfohlen.

Ein Lehrplan ist selten so scharf präzisiert, daß der Lehrer ganz dadurch gebunden ist, und geniale Lehrer bewältigen das gewöhnliche Pensum so leicht, daß es ihnen möglich ist, einen Gegenstand ziemlich frei zu behandeln. Bis zu einer gewissen Grenze kann darum der Lehrer der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung, auch wenn der Lehrplan veraltet ist, gerecht werden. Im Großen und Ganzen aber hat er zu wenig freien Spielraum. Aus diesem Grunde ist die Umgestaltung des Lehrplanes dringend wünschenswert. Damit ist natürlich nicht gesagt, das alles hier Vorgeschlagene von den Schulbehörden, die mit der Aufstellung der Lehrpläne beschäftigt sind, wörtlich angenommen werden sollte, sondern wir wollen im Obigen nur andeuten, daß dem reformierten Geschichtsunterricht die entwicklungsgeschichtliche und die streng dynamische Auffassung zu Grunde gelegt werden soll. Denn gerade wie der Geschichtsunterricht einst den verfassungslosen Staat unterstützte, so soll er jetzt für den verfassungsmäßigen Staat — den Staat, der in seiner Gesetzgebung und Verwaltung dem Gesamtwillen des Volkes gerecht werden will, und der für den allgemeinen Fortschritt eintritt, — selbständige, gewissenhafte und tatkräftige Bürger erziehen. Darin besteht die vornehmste Aufgabe der neuen Unterweisung.

In zweiter Linie kommen für die Reform des Geschichtsunterrichts besonders die Lehrerbildungsanstalten in Betracht. In diesen Anstalten soll das Fundament für den umzugestaltenden Geschichtsunterricht gelegt werden. Hier sollen die Seminaristen die produktive Methode zu ihrem eigensten Besitz machen, hier soll der zukünftige Lehrer angespornt werden, sich gründlich mit den entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen zu beschäftigen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß gerade in den Seminaren die Möglichkeit besteht, auch innerhalb der alten Lehrpläne den Geschichtsunterricht und die dazu gehörige Methode im Sinne der modernen Forderungen und Forschungen fortzubilden.

Religions- oder Moralunterricht?

Von Dr. Machetes.

Wenn ein preußischer höherer Schulbeamter in einer Versammlung anderer, ihm dienstlich untergeordneter Schulbeamten diese Frage aufwirft, so kennt man die Entscheidung vorweg.*) Sie ist gegeben durch den staatlichen Lehrplan, der den Religionsunterricht vorschreibt. Wir werden also in einer Behandlung dieses Themas unter solchen äußern Umständen weniger eine kritische Untersuchung, als vielmehr eine Argumentation auf Grund der petitio principii erwarten dürfen oder — um mit Schopenhauer zu reden — „eine auf praktische Zwecke gerichtete Ermahnung zur Rechtlichkeit und Tugend, gestützt auf Gründe, deren Scheinbarkeit man hervorhebt und deren

*) Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung des preußischen Rektoren-Vereins vom Provinzial-Schulrat Professor Voigt. Leipzig, Dürr. 1907. Mk. 1,20.

Schwäche man verschleiert, wie dies bei Vorträgen für das Volk geschieht".

Wir Erwachsenen sind alle hindurchgegangen durch Schulen mit reichlichem Religionsunterricht; entsprechend unseren Lebenserfahrungen haben wir danach zur Religion, wie sie uns in den Formen des Kirchentums begegnet, Stellung genommen in dieser oder jener Weise, uns Grundsätze des Handelns angeeignet und vielleicht auch eine Weltauffassung gewonnen, d. h. eine Privatmetaphysik, die jenen unsern Maximen Halt und Zusammenhang gewährt. Wir sind demnach wohl in der Lage, rückschauend zu urteilen, was uns etwa der Religionsunterricht der Schule fürs Leben mitgegeben hat, ob es mehr sei und besseres, als eine Grundlegung für all die peinvollen Schulträume, die uns bis ins Alter verfolgen, für all die Angst des Sünderbewußtseins und der Erlösungsbedürftigkeit, der Furcht vor Fegefeuer und ewiger Verdammnis. Und wenn wir dann gefunden haben, daß diese Aengste nur suggeriert waren, daß ein kräftiger Ruck uns von dem Alb der Kindheit befreite, und wir nun über die jüdisch-christliche Heilslehre mit ihren Ewigkeitshoffnungen und Befürchtungen den Kopf schütteln und die Sakramente spendenden Kirchen als ganz nützliche topographische Orientierungszeichen betrachten, dann lesen wir die „Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872" gegebenenfalls mit besonderer Andacht, in denen es heißt:

„Aufgabe und Ziel des Religionsunterrichts ist die Einführung der Kinder in das Verständnis der heiligen Schrift und in das Bekenntnis der Gemeinde, damit sie befähigt werden, die heilige Schrift selbständig zu lesen und an dem Leben, sowie an dem Gottesdienst der Gemeinde lebendigen Anteil zu nehmen."

Der Fall ist nämlich dann gegeben, wenn wir unsere Kinder zur Schule schicken müssen und wir sie denselben Seelen-Martersteig beschreiten sehen, auf welchem unsere Tränen geflossen sind, auf welchem wir die natürliche Anlage des Kindes zur Religion, falls solche überhaupt vorhanden ist — und das ist noch ein ungelöstes psychologisches Problem — eingebüßt haben. Wie helfen wir ihnen dann, wenn sie die Geschichte von Joseph und Potiphars Weib zu repetieren haben, wenn sie sich am Dekalog die Zähne stumpf beißen und ihren Verstand an das Kreuz der Artikel schlagen? Das ist unsere, der Eltern schwere Sorge, und wir fragen uns: mit welchem Rechte lädt uns der Staat diese Bürde auf?

Indem ich nun zwar für meine Person längst dahin gelangt war, dem Staate in dieser Beziehung das Recht als „fas" abzusprechen, während mir nicht einfallen kann, ihm das Recht als „jus" d. h. als Gewalt streitig zu machen, so durchlas ich doch den Voigtschen Vortrag mit seiner petitio principii, um einmal zu sehen, wie ein heutiger Vertreter des staatlichen Schulmonopols jenes Recht begründet oder — da er seinen Satz nicht erst induktiv zu gewinnen hat — mit Euklidischer Logik beweist. Denn die Absicht des Redners ging, denke ich, dahin, die zuhörenden Rektoren fest zu machen in der Abwehr jener auch in Lehrerkreisen auftretenden Bestrebungen, den Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen und an seine Stelle etwas zu setzen, was man mit dem Worte Moralunterricht bezeichnen zu können vermeint. —

Wenn vom Staate geredet wird, so muß man sich immer klar machen, was man darunter verstanden wissen will: ob seine philosophische Idee oder seine Erscheinung, im zweiten Falle ob die Gesamtheit des Volkes oder dessen geschäftsführender Ausschuß, nämlich die Staatsregierung in ihren vielerlei Funktionären gelten sollen.

In dieser Hinsicht scheint es mir nun bei Herrn Voigt ein wenig durcheinander zu gehen, überwiegend ist aber unverkennbar der Begriff: Staat = Staatsregierung. Denn wenn er dem Staate Recht und Pflicht zuschreibt, christlichen Religionsunterricht in den Schulen zu erteilen, so ist klar, daß hier nur die Staatsregierung, d. h. ihre Schulfunktionäre zu verstehen sind, weil nur Personen Rechte und Pflichten haben und ausüben können; klar ist dann aber auch, daß die Ausübung dieser Rechte und Pflichten subjektive Formen annimmt. Der Staat als Ganzes seiner Erscheinung ist das unpersönlichste Ding von der Welt; er hat weder Rechte — denn wer erteilt ihm die? — noch Pflichten — denn wer legt sie ihm auf als Korrelat jener Rechte? Aber aus seiner Idee, aus dem Staatszweck ließen sich wohl jene Rechte und Pflichten der Funktionäre deduzieren derart, daß die logische Notwendigkeit zur Rechtfertigung der sachlichen Nötigung führte. Hier versagt nun aber die Dialektik des Redners. Das Wesen des Staates liegt ihm sehr einfach vor in der Form des staatlichen Hoheitsrechtes, d. h. der wenigstens virtuellen Omnipotenz der Regierung: „Wir haben Recht und Macht allein; was Wir setzen, das gilt gemein: wer ist, der Uns wollt' meistern?" Beruft man sich aber darauf, so ist jede Deduzierung besonderer „Rechte", z. E. des der Erteilung schulmäßigen Religionsunterrichtes ein opus supererogationis und eigentlich überflüssig: lächelnd schaut der Staat herab auf die wahnberauschten, selbstherrlichen Individuen, sie sind „begrenzte, gebrechliche und vergängliche Wesen", der Staat aber ist in Wirklichkeit dem einzelnen übergeordnet. Er ist das Bleibende, während der einzelne vergeht. Er war vor dem selbstherrlichen Subjekt, und er wird nach ihm sein. Kurz, so lautet die Voigtsche Apotheose, er ist Gott, als Er im Anfang war und ist und bleiben wird jetzund und immerdar.

Nun genügt wohl eine kurze Erinnerung an die Geschichte, um sich bewußt zu werden, was es mit dieser gepriesenen Ewigkeit des Staates, was es mit seiner Omnipotenz für eine Bewandtnis habe. Römisches Recht, Reformation und Revolution, item menschliche Erfindungen und zeitliche Geschehnisse kamen den natürlichen egoistischen Trieben, vermöge deren die Starken sich über die Schwachen erhoben, zu Hülfe und schufen den absoluten, den omnipotenten Staat, d. h. denjenigen status der gesellschaftlichen Ordnung, in welcher die eine zu der andern der beiden konstituierenden Parteien sagt: „Den lieben Gott laß ich nur walten, Euch ziemt es stets, das M . . . zu halten!"

Pulvis et umbra sumus, Madensäcke nach Luther, dagegen „in der Idee des Staates ist die Vergänglichkeit des Einzelnen überwunden" (sagt Herr Voigt). Warum nicht auch in der Idee der Menschheit? Die eine Idee ist so tröstlich wie die andere für Menschen, die ihre Zeitlichkeit beklagen. Indes Herr Voigt belehrt uns: „Die Menschheit ist wiederum nicht eine Wirklichkeit, die für sich bestände, wie sie hypostasierender Begriffsdichtung erscheinen mag: „sie ist nichts als die Aufeinanderfolge der Menschen". Dahingegen der Staat: „er ist eine Wirklichkeit, die vermöge ihrer Natur nach zeitlicher Dauer strebt". Was hat denn nun eine Wirklichkeit für eine Natur? Wahrscheinlich die: nach zeitlicher Dauer zu streben. Das ist aber der Selbsterhaltungstrieb des Individuums. Der Staat hat gar kein Streben und gar keinen Trieb, ich habe den Staat noch so wenig gesehen wie den Menschen, das Tier, die Blume usw.: seine Realität besteht in dem zeitlichen Zusammensein bestimmter Individuen, ebensogut wie die Realität der Menschheit in der „Aufeinanderfolge der Menschen besteht".

Ist mir's nun aber darum zu tun, mich mit einem unvergänglichen Wesen zu bekleiden, so rette ich mich nicht in die Idee des — preußischen oder kurhessischen, österreichischen oder polnischen — Staates, sondern ich vertraue meiner Nachkommenschaft, die die reale Aufeinanderfolge der Menschen fortsetzen wird.

Ja, die einzelnen Staaten mögen vergänglich sein, aber der Staat bleibt. Denn „er ist keine Erfindung,

wie alte und moderne Sophisten es sich vorstellen, auch kein Vertrag, sondern wie Religion, Sittlichkeit, Kunst, Sprache ein notwendiges Gebilde, das seine Wurzeln in der Natur des Menschen hat". Und dieses ist ein Satz — credat Iudaeus Apella! — ein Satz, an dessen glühstrumpfartiges Gewebe ich gar nicht rühren mag. Er wird jedoch in Ermangelung kernhaltiger Gründe einem Staate den mystischen Zauber einer höheren Weihe verleihen bei denen, die sich mystifizieren lassen wollen, damit das staatliche Hoheitsrecht sich seiner gewaltigen Blöße nicht schäme. Soviel von Herrn Voigts Staatslehre; seinen Staatsglauben will ich so wenig antasten, wie seinen religiösen Glauben, zumal beide bei ihm zusammenfließen. Denn der Glaube ist eine Privatsache.

„Ja freilich", sagt Herr Voigt, „Religion ist Privatsache".

Hiermit komme ich zu dem andern Punkt meines subjektiven Studiums. Aus dem Oberhoheitsrechte des Staates (das ist der staatlichen Schulverwaltung) leitete Herr Voigt das Recht her, staatlichen Unterricht in der christlichen Religion zu erteilen. Er wird wissen, daß die Kirche ihm dieses Recht bestreitet, es als ein jus usurpatum bezeichnet und sogar als ein nefas, während sie sich Recht und Pflicht dazu als ein fas vindiziert, göttlichen Ursprungs, wie sie selbst zu sein behauptet.

Hat der Staat, d. h. dieser bestimmte Staat, während andere Staaten in dieser Hinsicht anders verfahren, der Kirche das Recht entrissen oder macht er's ihr streitig, so bleibt noch übrig, die Pflicht nachzuweisen. Und dies tut nun Herr Voigt in folgendem Syllogismus.

A. Die Religion gehört zu den allgemeinen und wesentlichen Zügen des menschlichen Geistes.
B. Der Staat hat überhaupt die Befugnis, die Kinder geistig zu bilden.

C. Folglich hat er die Pflicht, den Religionsunterricht in das Bildungswesen einzufügen.

Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen. Aber Obersatz und Mittelsatz entbehren sowohl des Beweises, als auch liefern sie nicht den zureichenden Grund für C.

Oder ist das ein Beweis für A, wenn Herr Voigt emphatisch ausruft: „ich frage: ist die Religion Erfindung einzelner, mochten es schlaue Köpfe oder verworrene Schwärmer sein, oder ist sie eine allgemeine und notwendige Erscheinung des menschlichen Innenlebens, die in der Natur des Geistes begründet ist? Vor dem Zeugnis der Geschichte und im Hinblick auf die Struktur des menschlichen Geistes kann man nur die zweite Auffassung bejahen"? Es steht bei Herrn Voigt mit der Religion genau so wie mit dem Staat: dieser erschien ihm als „notwendiges Gebilde, das seine Wurzeln in der Natur des Menschen hat", jene nennt er eine allgemeine und notwendige Erscheinung, die in der Natur des Geistes begründet ist. Was „der Geist" für eine „Natur", der „menschliche Geist" sogar für eine „Struktur" habe, ein „Hinblick" darauf lehrt mich leider nichts; denn ich sah noch keinen Geist. Von den Halluzinationen Kants und seinen Postulaten der praktischen Vernunft, die Herr Voigt wahrscheinlich im Auge hat, und die ich zu Examenszwecken so gut kennen mußte wie die Lehre von der Erbsünde, bin ich schon in jungen Jahren durch die Schopenhauersche Kritik befreit worden. Und was uns die neuere Psychophysik von der „Struktur" der menschlichen „Seele" bisher enthüllt hat, betrifft Formelles, nicht Materielles. Im übrigen vergißt Herr Voigt, daß es sich nicht um die Religion, sondern um die Notwendigkeit des Religionsunterrichtes für das Kind handelt und demnach nicht über die „Natur des Geistes" überhaupt zu dogmatisieren ist, sondern erst einmal das religiöse Phänomen im Leben des Kindes nachzuweisen ist. Wäre dies vorhanden — und seine Nachweisung ist, wie Herr Voigt als wissenschaftlicher Pädagog einsieht, noch ein Problem —, so würde sich über die etwaige Notwendigkeit des Religionsunterrichtes weiter reden lassen. Mit der Thesis von einer allgemeinen und notwendigen Erscheinung ist es aber nicht getan: wie erklären sich dann die „Ausnahmen" von der angeblichen Allgemeinheit und Notwendigkeit? Oder gibt es keine? Und nun das „Zeugnis der Geschichte"! Religion existiert seit etwa 150 Jahren als Produkt der deistischen Offenbarungskritik; vorher konnte man bloß einen katholischen, lutherischen und reformierten Glauben. Bekennt sich der Staat, mit seiner Pankratesie selbst ein Kind der Aufklärung, zu dieser Aufklärungsreligion, so hat er zwar das Recht, weil die Gewalt, diese seine Staatsreligion in seinen Schulen zu dozieren, aber daß die Religion zu den allgemeinen und wesentlichen Zügen des menschlichen Geistes gehöre, ist und bleibt eine gewagte Behauptung: der Obersatz des Voigtschen Syllogismus fällt also hin. Ihn rettet auch nicht der Einwand: er meine nicht eine bestimmte Religion, sondern die Religion kat' exochen. Denn dann leidet der Oberbegriff an solcher Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit, daß aus ihm alles und nichts zu deduzieren ist: die Religion ist noch so wenig entdeckt wie das Haustier. So in die Enge getrieben, wird nun Herr V. auf seinen Satz (S. 31) verweisen: „Dabei ist es selbstverständlich, daß er (scil. der Staat) den Religionsunterricht nicht an irgendwelche Manifestationen des religiösen Geistes (also offenbart sich der religiöse Geist in mancherlei Gestalt?) anknüpfen kann, sondern nur an die Kräfte, welche die Vergangenheit der Nation bestimmt haben und noch immer lebenskräftig in der Gegenwart wirken". Also eine National-Religion? Ja, hätten wir die!. Des großen de Lagarde Schriften schreien förmlich danach. Aber wir haben sie nicht, und der Staat, der sie mit seinem so zu nennenden Religionsunterrichte vorbereiten könnte, zieht sich auf das bequeme Ruhepolster des kategorischen Imperativs und seiner berühmten Postulate zurück und lehrt — „christliche Religion". Denn Herr V. sagt: „Für christliche Kinder kann der Staat nur christlichen Religionsunterricht in das Bildungswesen einbeziehen". Und wo bleiben die unchristlichen Kinder? Und was sind christliche Kinder? Wohl die getauften. Hat sie der Staat getauft? Nein, die Kirche: also gehören ihr wohl die christlichen Kinder an und ihr gebührt der christliche Religionsunterricht. Der Staat weiß nichts von Taufe und Christentum.

Aber — und nun kommen wir zum Mittelsatz des Voigtschen Syllogismus — „Der Staat hat die Befugnis, die Kinder geistig zu bilden". Diese Befugnis hat er sich bekanntlich vor 100 Jahren etwa gesetzlich beigelegt, und dieses formale Recht ist nicht zu bezweifeln, seine Ausübung auch ganz gut. Daß er aber das Unterrichtsmonopol haben müsse, wird ihm mit unwiderleglichen Gründen bestritten, bestritten u. a. von einem, der den Geburtstag des omnipotenten Staates miterlebte, dem alten Schulvater — denn wir dürfen von Schulvätern so gut wie von Kirchenvätern reden — Joachim Heinrich Campe im 16. Teil seines Revisionswerkes, — ganz zu geschweigen von der katholischen Kirche.*)

Behauptet er aber kraft seines Hoheitsrechts das Unterrichtsmonopol, so fehlt noch viel daran, daß er's in allen den Stücken, die man zur geistigen Bildung rechnen möchte, auch ausüben könnte; so folgt insonderheit noch nicht, daß er mit christlichem Religionsunterrichte die Geschäfte der Kirche oder der christlichen Eltern besorgen müsse, wie solches in den „Allgemeinen Bestimmungen" Falks ganz unzweideutig ausgesprochen ist. „Ich verstehe", sagt de Lagarde, von dem leider unsere Regierenden noch immer nichts ge-

*) Man lese z. B. die Schrift: Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule. Mainz 1897.

lernt zu haben scheinen, „ich verstehe unter Staat die Anstalt, welche Allen notwendige oder selbst nur Allen wünschenswerte, aber durch die Anstrengungen eines oder mehrerer Einzelner nicht erreichbare Ziele im Auftrage Aller und mit den von Allen dargebotenen Mitteln zu erreichen sucht“.

Wenn also auch der Staat die Befugnis hätte, in allem Möglichen zu unterrichten, so ist diese Befugnis doch keine ausschließliche, und insbesondere folgt daraus nun nicht die Pflicht für ihn, in den Schulen evangelischen, katholischen, jüdischen und sonstigen sektenmäßigen Religionsunterricht zu erteilen. Was der Staat, d. h. die Staatsregierung kann, das ist: über Religion aufklären durch Mitteilung von Kenntnissen und im übrigen eine Atmosphäre schaffen, in der Religiosität oder Ethik, wie man's nennen will, gedeiht; der religiöse Kultus muß aber an seinen Ort gestellt bleiben.

Die Voigtsche Beweisführung für die Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit des staatlichen Religionsunterrichts muß ich hiernach in allen Stücken für verfehlt erachten. Daß er ihn nebenbei noch durch Nützlichkeitsgründe zu rechtfertigen sucht, so wie dies auch Thrändorf in Reins deutscher Schulerziehung tut, will ich lieber auf sich beruhen lassen, weil meine Sprache sonst bitter werden möchte. Ansichten über Christentum und Dogma, Prophetie und Offenbarung, Erlösungsbedürfnis und Erlösungsgewißheit in der Ewigkeitshoffnung, worüber allerlei ehrenwerte Bekenntnisse abgelegt werden, entziehen sich aber als unantastbares persönliches Eigentum einer Diskussion. Was endlich Herr V. gegen den sogenannten Moralunterricht einwendet, ist geringfügig gegenüber dem, was er zur Verteidigung des Religionsunterrichtes beibringt. Er sublimiert mit Kant die Sittlichkeit in die Religion. Wer freilich noch auf die taube Nuß des kategorischen Imperativs klopft und in absoluter Verpflichtung keinen logischen Widerspruch entdeckt, dessen metaphysischer Magen kann viel vertragen.

Im übrigen, das sei hier zum Schluß noch hervorgehoben, richten sich die Angriffe von allen Seiten nicht gegen die Religion oder, besser gesagt, den kirchlichen und sonstigen persönlichen Glauben, auch nicht gegen den Religionsunterricht überhaupt, sondern gegen den staatlichen Religionsunterricht. Den aber zu rechtfertigen ist, wie ich behaupte, Herrn V. nicht gelungen.

Streiflichter.

Das Rasseproblem im Unterricht. Im „Pädagogischen Archiv“ (Monatsschrift für Erziehung und Unterricht an Hoch-, Mittel- und Volksschulen, Zentralorgan für die gesamten Interessen des Realschulwesens, herausgegeben von Prof. Dr. L. Freytag-Berlin) Jahrg. 1907 Seite 221 lesen wir unter dem Titel „Das Rasseproblem im Unterricht“ von Dr. Grävell in Heidelberg folgende Stellen, die ich den Lesern der E. K. nicht vorenthalten möchte:

„Bei der ungeheuren Bedeutung, die die Rassenprobleme immer mehr gewinnen, kann auch die Schule sie nicht länger „vornehm“ ignorieren. Sie hat so viel nicht beachtet, was von pädagogischem Nutzen ist, und hat unserer Entwicklung dadurch geschadet oder sie doch wenigstens aufgehalten. Die Lehrer sollten jetzt endlich anfangen, dem Zeitgeist Konzessionen zu machen. Volks- und Völkerkunde gehören in die Schule, wie ich es schon vor 10 Jahren in meiner Reformschrift „Klassisch oder volkstümlich“ vorgeschlagen habe. Die heilige Philologie allein reicht nicht mehr aus. Wir wollen, daß unsere Mädchen und Knaben etwas mehr als bloße Namen wissen von Völkern, mit denen sie sich doch beständig beschäftigen müssen. Auch müßten ihnen die Resultate der neuen Forschung insoweit mitgeteilt werden, daß sie wenigstens wissen, um was es sich handelt.

Besonders pädagogisch wichtig aber erscheint die Einführung des Verständnisses für die Bedeutung der germanischen Rasse für die Welt. Es ist geradezu beschämend für unser angeblich „nationales“ Schulwesen, daß man von solchen Dingen noch nichts vernimmt. Dafür ist es ja auch „klassisch“, aber bei Leibe nicht volkstümlich. Die Franzosen richten ihre Schüler förmlich ab, in ihrer Nation das einzig Große in der Welt zu sehen: wir aber verabsäumen, das wenige, was wir von Nationalstolz haben, zu erhalten und zu erweitern.“ —

Der Verfasser geht dann auf die Besprechung des Buches von Woltmann über „Die Germanen in Frankreich, eine Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs“ ein und kommt zu folgenden Resultaten, die ich wörtlich hier wiedergebe:

1. Wir sollen im Unterrichte die großen Romanen als das ansehen, was sie waren, als Germanen, die durch romanische Zivilisation, Klima, Umwelt usw. verfeinert waren, so daß wir sie als unser in Anspruch nehmen und bewundern können. . . . Wir sollten arisch erziehen. Es gibt keine trennenden Schranken innerhalb des Ariertums.

2. Wir sollen beim Unterrichte beständig darauf hinweisen, daß unsere Rasse die maßgebende, die Genies schaffende ist. Das gibt den Schülern Stolz und Zuversicht und gleichzeitig den Wunsch, es den Ahnen gleich zu tun. Ich verweise dieserhalb auf meine „Zehn Gebote des Germanen“, die man in den Schulen auswendig lernen und erklären sollte (Vieweg in Braunschweig, 20 Pfg.).

3. Man soll der Jugend einen klaren Begriff geben, was Reinheit der Rasse bedeutet. Alle Völkerbewegungen beruhen auf dem instinktiven Vordringen der einzelnen Rassenschichten; jede will herrschen. Aber die Herrschaft gebührt nur der edlen arischen Rasse. Geht sie eine schlechte Mischung ein, dann hört die Aristokratie auf, und die Demokratie bringt schlechte Elemente oben hin. Die Zukunft gehört dem rassenreinsten Volke.

Als Mitglied einer nichtarischen Rasse gestatte ich mir diesen drei Vorschlägen drei andere entgegenzustellen:

1. Man soll die Jugend belehren, daß eine Person oder Menschengruppe nicht durch das geadelt wird, was ihre Ahnen taten, sondern was sie selbst tut.

2. Man soll die Jugend belehren, daß eine gesittete Person oder Menschengruppe ihre kostbare Zeit nicht damit verbringt, nur ihre eigenen Vorzüge zu sehen und damit zu prunken, sondern sich Mühe gibt, die Vorzüge anderer zu sehen, um von ihnen zu lernen.

3. Man soll die Jugend belehren, daß das einträchtige Zusammenarbeiten verschiedenartiger Menschen und Menschengruppen für die Kulturentwicklung mehr Heil bringt als die unerträgliche Menschen- und Völkerzwietracht.

Dr. Immanuel Lewn.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Heidelberg. Gestern hielt Herr Prof. Schneegans in der Gesellschaft für ethische Kultur einen geradezu glänzenden Vortrag über „Francois Rabelais, sein Werk und seine Stellung zur Renaissance“. Mit echt wissenschaftlicher Akribie und meisterhafter Formvollendung entwarf der fesselnde Redner mit der Zeichnung des unsteten Lebens, das dem Verfasser des Gargantua und Pantagruel beschieden war, zugleich eine köstliche Skizze des gewaltigen Freiheitsdranges und Geistesringens der französischen Frührenaissance, deren hervorragendster Vertreter eben der 1495 geborene, mönchisch erzogene, 1530 zum Doktor promovierte bedeutende Arzt und Archäologe war. Nach den Stürmen eines zwischen Genuß und Askese, Sinnenlust und Wissensdrang, Fürstengunst und kirchlicher Verfolgung hin und herschwankenden Lebens starb Rabelais 1552 zu Metz in Not und Armut. In seinem Leben und seinen Schriften sind vielfach die Grundzüge des Aufklärungsjahrhunderts sowie die Postulate der Gegenwart antizipiert. Dantische und Faustische Ideen spiegeln sich häufig darin wieder.

(Neue Badische Landes-Zeitung.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Mit einem Bekenntnis über das Kirchentum von Wilhelm Bölsche als Geleitwort

erschien soeben

Rudolph Penzig, Ohne Kirche

Eine Lebensführung auf eigenem Wege

brosch. Mk. 5, geb. M. 6,50.

Inhalt: Geleitwort von Wilhelm Bölsche. Los von der Kirche. Kindertaufe. Familienerziehung. Religion, Moral und Kunst in der Schule. Konfirmation oder Jugendweihe. Das allgemeine Priestertum. Seelsorge. Das Selbst als Erlöser. Die Weihe unseres Gemeinschaftslebens. Am Sterbebette. Am Grabe. Die ethische Menschengemeinschaft.

• Eugen Diederichs Verlag in Jena. •

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48.

Volkstümliche Leseanstalten.

Leitfaden

zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen für Stadt und Land.

Von

J. Tews,

Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung

Herausgegeben vom

Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Preis 10 Pfennig.

VI 3½ Bogen und 6 Tafeln. 8° kartoniert.

Die Begründung von Volksbibliotheken und Lesehallen in Stadt und Land ist heute eine Volksbildungsfrage ersten Ranges, vielleicht die wichtigste und dringendste, die den staatlichen, kommunalen und privaten für die Bildung des Volkes tätigen Organen erwächst. Im Laufe von weniger als 10 Jahren sind in Deutschland einige Hundert städtische Bibliotheken und Lesehallen und Tausende von ländlichen Volksbibliotheken begründet worden. Die Staatsregierungen, Gemeinden, Vereine und Private wetteifern in der Schaffung neuer und in der Ausgestaltung vorhandener Volksbibliotheken. Ueberall bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die dürftigen Büchersammlungen, die von früher her den Namen Volksbibliotheken tragen, die Aufgabe, die breiteren Volksschichten mit guter, unterhaltender und belehrender Literatur zu versorgen, nicht erfüllen konnen. Auch in kleinen Ortschaften ist man bemüht, Bibliotheken zu schaffen, die, trotz der notgedrungenen Beschränkung auf das Notwendigste, in der Auswahl der Bücher und in Bezug auf Einrichtung und Verwaltung auf der Höhe der Zeit stehen.

Um so mehr ist das Bedürfnis nach einer Anleitung vorhanden, die auch den Laien rasch orientiert. Eine solche Anleitung bietet das vorliegende Buch, das im Auftrage des „Zentral-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“ verfaßt worden ist. Der Verfasser ist Generalsekretär der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, die in den letzten Jahren etwa 7500 Bibliotheken mit 280000 Bänden gegründet und unterstützt und auch durch ihre Agitationsschriften, Anleitungen, Kataloge und Formulare um die Entwickelung der deutschen Volksbibliotheken in kleinen Städten und auf dem platten Lande sich große Verdienste erworben hat. Der Urheber und Leiter dieser umfangreichen Arbeit erscheint in erster Linie berufen, eine Anleitung für die Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken abzufassen. Die Anleitung erstreckt sich auf alle bei der Begründung, Einrichtung und Verwaltung einer Volksbibliothek in Betracht kommenden Fragen. Sie geht überall auf die nächstliegenden praktischen Bedürfnisse ein, stellt das Technische in den Vordergrund und vermeidet, allgemeine Fragen des Gebiets zu erörtern. Der „Leitfaden“ will lediglich der Praxis dienen und ist darauf berechnet, daß er jedem Bibliothekar auch im kleinsten Landorte als Anleitung in die Hand gegeben werden kann.

Um den Bezug zu erleichtern, haben wir den Preis für den Leitfaden so niedrig als möglich bemessen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Donnerstag, den 16. Januar, 8¼ Uhr, Unter den Linden 16 III: Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer: „Marc Aurel und Epiktet“. — Jeden 1. und 3. Sonnabend des Monats 8½ Uhr abends im Lesesaal der Ethischen Gesellschaft, Unter den Linden 16 III, freie Diskussionsabende über „Praktische Lebensreform“. Anmeldungen nimmt entgegen: Herr Dr. J. Lewy, Halensee, Bornstädter Straße 2.

Freitag, den 31. Januar, 8¼ Uhr, Oberer Saal des Charlottenburger Schiller-Theater-Restaurants, Bismarckstraße, Vortrag Dr. R. Penzig: „Die Kirche und die religiöse Persönlichkeit“. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16 III, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132 7, erhältlich; außerdem am Eingang. Diskussion.

Freitag, den 14. Februar abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städtischen Rathauses: Frl. Dr. G. Bäumer: „Spencer als Sozialethiker“. Diskussion. Eintritt frei.

Freitag, den 28. Februar, abends 8¼ Uhr, Saal des Charlottenburger Schiller-Theater-Restaurants. Redner und Thema vorbehalten.

Donnerstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Herr Dr. Grundschild, Stadt- und Kreisschulinspektor: „Die Grenzen der Gemeinschaftserziehung.“

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zu beziehen vom Verlage für Ethische Kultur Berlin SW. 48.

In Vorbereitung ist eine ☛ **zweite** Auflage von:

Briefe an Eltern

Von **Deiphobe.** J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag“** u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso“ rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden! Und so ist es auch geschehen. . . . .

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Konfessionslosen Moralunterricht (im Sinne der D. G. E. K.) erteilt jungen Knaben und Mädchen (von 10—16 Jahren) einzeln und zirkelweise, privatim in- und außer dem Hause

Dr. Immanuel Lewy, Halensee, Bornstedterstr. 2.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Die (pädagogische) Zeit, Wien, schreibt:

„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Laien, die als Eltern oder soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre.“

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: **Kurt Michaelis in Berlin.** — **Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121.** — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XVI Jahrgang.	Berlin, den 1. Februar 1908	Nr. 3.

Inhalt:

Der Appell an die Straße.

Nirgends scheint die Rolle der Ethik in der Politik klarer vorgezeichnet, nirgends aber auch unfruchtbarer und undankbarer, als in dem Augenblicke, wo Macht mit Macht, beide natürlich unter Berufung auf ihr „Recht", in der Straße zusammenstoßen, und wo ideale Forderungen hüben und drüben sogar zum Blutvergießen führen. Die brave Alte im Großvaterstuhl mag dann immer aus ihren Träumen einer Welt, wie sie sein sollte, auffahrend, mit dem Finger drohen und „Vertragt euch!" rufen — die stürmischen Vertreter der „Realpolitik" herrschen sie nur unwirsch an: „Die (alte) Leier ist entzwei — an der ist nichts zu halten — jetzt geht es an ein Schädelspalten!"

In solchen Fällen tut man gut, den begeisterten Ton sittlicher Mahnung und Warnung, der von der Pseudobegeisterung des Fanatismus doch übertönt wird, mit dem ruhigen und kalten Ton der Vernunft zu vertauschen. Gewiß ist auch Vernunftpredigen dann unwirksam, wenn die Leute entschlossen sind, auf ihre Stimme nicht zu hören, also bewußt unvernünftig zu sein. Aber die Besinnung kehrt leichter zur klaren Vernunft als zu sittlicher Ueberwindung zurück; ob schon auch im letzten Grunde Moral und Vernunft identisch sind.

Es handelt sich also nicht um das bekannte sittliche Problem (an dessen reiner Lösung unser Volksbewußtsein noch immer arbeitet), wie es Schiller zu klassischem Ausdruck gebracht hat mit den Versen von dem „Gedrückten, der nirgends Recht kann finden und nun vom Himmel seine ewigen Rechte herabholt", sondern einfach um die ganz nüchtern praktische Frage: Wozu und wem dienen heute solche Demonstrationen?

Daß sie einem bestimmten Zweck dienen sollten, nahmen wir zunächst ohne Weiteres an; denn bisher hat wenigstens die offizielle Leitung der sozialdemokratischen Partei mit scharfem Wirklichkeitssinn, mit kluger Abschätzung der Machtverhältnisse und mit wohltuendem, vielleicht nicht immer ganz bewußtem, Idealismus sich von der Verfolgung unmöglicher Dinge ferngehalten und die Hoheit ihres sittlichen Endzieles scharf von der Begehrlichkeit, dem Neid und der Vergeltungsleidenschaft der Massen zu trennen — wenigstens versucht, mag der Versuch auch nicht immer geglückt sein. Daß gelegentlich wohl mit dem Gedanken der Erringung der Macht durch die Masse gespielt wurde, rechnen wir zu den begreiflichen Erziehungsmängeln, an denen gerade das Beispiel der regierenden Klassen nicht eben unschuldig ist. Aber der Sozialismus als solcher ist, abgesehen von seiner mangelhaften Fleischwerdung in der Partei, eine sittliche Gerechtigkeits-Idee, die im allerschärfsten inneren Widerspruche steht zu dem berauschten Gebrüll irgend welchen Janhagels von der Straße, zu den blödsinnigen Angriffen einer unbewaffneten Menge auf Männer, die ihre Pflicht zu erfüllen gewillt sind, und zu leeren „Demonstrationen", denen jeder sittliche Zweck fehlt. Oder meint man wirklich, der Regierung etwas Neues zu sagen durch äußerliche Kundgebung der tiefen inneren Unzufriedenheit mit den herrschenden Rechtsverhältnissen? Meint man, diese berechtigte Unzufriedenheit steigern zu dürfen durch Lärm, Unordnung und leichtsinnig vergossenes Blut? Will man oben einschüchtern und unten ermutigen? Wir nehmen das nicht an. Ernste Politiker von heute, die keineswegs Ethiker zu sein brauchen, müssen über diese kindischen Tastversuche einer grobsinnlich begriffenen Demokratie weit hinaus sein.

Was also dann in aller Welt der Zweck der Kundgebungen? Es bleibt nichts anderes übrig, als die reinste Zwecklosigkeit, also Unvernunft, festzustellen. Welche Regierung, zumal im Besitz der ihr heute zur Verfügung stehenden Machtmittel, läßt sich durch Tausende oder Zehntausende unbewaffneter Menschen einschüchtern? Der moralische Eindruck eines Protestes von solchen Menschenmassen ist um so gewaltiger, als diese selben Massen Selbstzucht üben und die billigen Erfolge der Straße verschmähen. Und wie soll es auf Andere ermutigend wirken, daß zehn Männer vor einem, hundert Männer vor zehn, Tausende vor einigen hundert Polizeisäbeln schließlich doch — die Flucht ergreifen? Was wäre für die sittliche Berechtigung der Forderungen des Proletariats gewonnen, wenn selbst einmal Tausende ein Dutzend Hüter der Ordnung über den Haufen rännten?

Nein, für die Räuber-Romantik vergangener Jahr-

hunderte sind wir zu reif. Wir wissen, daß es nichts wahrhaft und nachhaltig Wirkendes gibt, als Ideen, und daß jeder Versuch, Ideen durch Gewalt, durch mehr oder weniger begeisterte oder fanatisierte Menschenmassen zu realisieren, durch seine innere Unvernunft zum Scheitern bestimmt ist.

Lassen wir ruhig hier die Ethik bei Seite. Die einfache Vernunft lehrt uns, daß mit den Mächten der Straße, d. h. der zuchtlosen bloßen Masse, keine Siege, geschweige denn ideale Siege, errungen werden können. R. P.

David Friedrich Strauß als Ethiker.

Von Dr. Adolph Kohut.

(Nachdruck verboten.)

„Magna est veritas et praevalebit“ — die Wahrheit ist eine große Siegerin, sie kann durch allerlei Gewaltmittel und finstere dämonische Mächte in ihrer Siegeslaufbahn aufgehalten, aber nicht für immer zurückgedrängt werden. Dies zeigte sich auch bei dem vor einem Säkulum (am 27. 1. 1808) geborenen größten evangelischen Theologen des vorigen Jahrhunderts, dem Zermalmer des dogmatischen Christentums, dem kühnen Denker und geistreichen Schriftsteller David Friedrich Strauß. Wie wurde dieser Mann, als er 1835 sein epochemachendes Werk „Das Leben Jesu“ herausgab, angegriffen, wie sehr wurde er von katholisierenden Schwarmgeistern wie Clemens Brentano — dieser nannte ihn einen „Teufel in Glacéhandschuhen“ — als leibhaftiger Antichrist hingestellt! Und nun sind die Ergebnisse der wissenschaftlichen und historisch-kritischen Forschungen von Strauß in Bezug auf das Urchristentum, die geschichtliche Gestalt Jesu u. s. w. zum Gemeingut aller Gebildeten geworden, und selbst die Widersacher des herrlichen deutschen Gelehrten müssen eingestehen, daß er gleich Gotthold Ephraim Lessing, dem er in vieler Beziehung gleicht, von keinem anderen Triebe geleitet wurde, als dem der Erforschung der Wahrheit, um die Menschen aufzuklären, die Geister vom Irrwahn zu befreien und die Moral und Ethik auf sichere Grundlagen zu stützen.

Unter den großen Ethikern des 19. Jahrhunderts, die die sittlichen Gedanken mit besonderem Nachdruck und in überzeugender Weise verkündeten, nimmt David Friedrich Strauß einen ersten und bevorzugten Platz ein. Ich habe in meinem soeben erschienenen Werke „David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher“ (Leipzig, Alfred Kröners Verlag) schon hervorgehoben, daß er in glänzender Beweisführung und in geradezu klassischer Schreibweise den Wunderglauben, den Mystizismus, die monotheistische Glaubenslehre und all die anthropologischen Vorstellungen von einem überirdischen Wesen über den Haufen geworfen und einen neuen Glauben aufgerichtet hat, der frei von diesen metaphysischen Phantasien das Ideal der Humanität erneuert.

Dieser neue Glaube weiß nichts von einer Offenbarung, da das Unendliche sich persönlich überhaupt nicht offenbaren könne; nichts von einer Menschwerdung Gottes, nichts von einem Himmel mit seinen Engeln, die um den Thron des Herrschers versammelt sind. Der Donner und Blitz sind nicht mehr die Geschosse, und Krieg, Hunger und Pest nicht mehr die Geißel des Höchsten, sondern Wirkungen natürlicher Ursachen. Es ereignen sich keine Wunder mehr und Wunder haben auch nie stattgefunden, weil die Gesetze der Natur ewige und unvergängliche seien. Nach ewigen, ehernen Gesetzen gehe alles vor sich in der Welt, im Menschen und im Leben. „Wollte man je von Wundern reden“, sagte er, „so ist es gewiß ein größeres, daß Gott die Welt in ein und derselben unveränderlichen Ordnung hält, als wenn er die Gesetze, um der Torheit der Menschen willen, außer Wirkung setzte“. Mit Feuerbach behauptet er, daß das eigentliche Wesen der Religion der Wunsch sei. Hätte der Mensch keine Wünsche, so hätte er auch keine Götter; was der Mensch haben möchte, aber sich nicht selbst zu schaffen wisse, das solle ihm sein Gott schaffen. In dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen sieht er den letzten Grund der Religion, aber um sie wirklich hervorzurufen, müsse der Wunsch hinzutreten, dieser Abhängigkeit auf dem kürzesten Weg eine für den Menschen vorteilhafte Wendung zu geben. Dieser Wunsch, dieses Streben sei an sich in der Ordnung; aber der kürzeste Weg, worauf es zum Ziele kommen wolle, durch Beten, Glauben, Opfern u. s. f., darin liege der Wahn, und weil eben dieser kürzeste Weg das Unterscheidende aller bisherigen Religionen sei, so erscheine auch sie selbst auf diesem Standpunkt als ein Wahn, den für sich und die Menschheit abzutun das Bestreben jedes zur Einsicht Gekommenen sein müßte.

Bemüht, eine allgemeine menschliche Moral aufzustellen, die mit der Religion und dem Dogma nichts zu tun hat, sondern ihre Stärke ausschließlich aus sich selbst schöpft, gibt er uns gleichsam eine goldene Bulle der reinen Ethik, namentlich im „alten und neuen Glauben“, in den nachstehenden Sätzen:

„Alles sittliche Handeln des Menschen ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung. Diese fürs erste in sich selbst zu verwirklichen, sich, den Einzelnen, dem Begriff und der Bestimmung der Menschheit gemäß zu machen und zu erhalten, ist der Inbegriff der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in sich gleiche Gattung aber fürs zweite auch in allem anderen tatsächlich anzuerkennen und zu fördern, ist der Inbegriff unserer Pflichten gegen andere, wobei das Negative, keinen in seiner Gleichberechtigung zu beeinträchtigen, und das Positive, jedem nach Möglichkeit hilfreich zu sein, oder Rechts- und Liebespflichten, zu unterscheiden sind.

Nach den engeren oder weiteren Kreisen, welche die Menschheit um uns zieht, werden sich dann diese Nächstenpflichten noch weiter gliedern, indem sie sich nach demjenigen näher bestimmen, was wir jedem dieser Kreise verdanken. In dem engsten, aber auch innigsten derselben, der Familie, haben wir zu unterhalten und weiterzugeben, was wir von ihr empfangen haben: liebevolle Lebenspflege und Erziehung zur Menschheit. Dem Staate verdanken wir den festen Boden für unsere Existenz, Sicherheit für Leben und Besitz und mittelst der Schule unsere Tüchtigkeit für das menschliche Gemeinleben; für seinen Bestand und sein Gedeihen hat jedes seiner Mitglieder alles zu tun, was seine Stellung in der Gesellschaft ihm möglich macht. Von der Nation haben wir die Sprache und die ganze Bildung empfangen, die mit der Sprache und Literatur zusammenhängt; Nationalität und Sprache bilden das innerste Band des Staates, nationale Sitte auch die Grundlage des Familienlebens; für sie sollen wir bereit sein, unsere beste Kraft, im Notfall unser Leben, daran zu setzen. Aber in unserer Nation haben wir nur ein Glied am Leibe der Menschheit zu erkennen, an dem wir auch kein anderes Glied, keine andere Nation, verstümmelt oder verkümmert wünschen dürfen, da nur in der harmonischen Entfaltung ihrer sämtlichen Glieder sie als Ganzes gedeihen kann; wie hinwiederum ihr Gepräge auch an jedem einzelnen Menschen, er mag einer Nation angehören, welcher er will, anzuerkennen und zu achten ist.

Auf der anderen Seite bestimmen sich die Pflichten des Menschen verschieden, je nach der Stellung in der menschlichen Gesellschaft, die er einnimmt; es gibt neben den allgemein menschlichen auch besondere Berufs- und Standespflichten. Der Stand ist für den Einzelnen in manchen Fällen gegeben, während der Beruf meistens Sache der freien Wahl und diese Gegenstand sittlicher Bestimmung ist. Wähle denjenigen Beruf, lautet hier die Vorschrift, worin du nach Maßgabe deiner eigentümlichen Begabung dem Gemeinwohl die besten Dienste leisten und zugleich für dich selbst die meiste Befriedigung finden kannst. Unter dieser Befriedigung ist zunächst die innerliche verstanden, die für jedes lebende Wesen darin liegt, wenn es dem Begriff seiner Gattung, in der individuellen Gestalt, die sich in ihm gewonnen, entsprechend sich entwickelt und betätigt; für das sittliche Wesen oder den Menschen liegt auch das einzig Wahre an demjenigen darin, was man noch immer äußerst roh als Lohn der Tugend oder Frömmigkeit zu bezeichnen pflegt. Diesen sogenannten Lohn setzt man denn auch insgemein mit dem, wofür er lohnen soll, in ein so äußerliches Verhältnis, daß man einen Gott nötig hat, um beides in Verbindung zu bringen, ja, aus dieser Notwendigkeit wohl gar das Dasein eines Gottes zu beweisen sucht. Auf unserem Standpunkte ist von dem sittlichen Handeln sein Reflex im Empfinden oder die Glückseligkeit von selbst so unabtrennbar, daß derselbe durch äußere Umstände höchstens verschieden gefärbt, nimmermehr aber in seinem Glückseligkeitswerte aufgehoben werden kann.

Verhält sich im sittlichen Handeln der Mensch zu der Idee seiner Gattung, die er teils in sich selbst zu verwirklichen sucht, teils in allen anderen anerkennt und zu fördern bestrebt ist, so verhält er sich in der Religion zur Idee des Universums, der letzten Quelle alles Seins und Lebens überhaupt. Insofern mag man sagen, daß die Religion über der Moral stehe, weil sie aus einer noch tieferen Quelle strömt, in einen noch ursprünglicheren Grund zurückgeht.

Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblick, daß alle anderen gleichfalls Menschen, das heißt, bei aller individuellen Verschiedenheit, das selbe, was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral.

Vergiß in keinem Augenblick, daß du alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und anderen widerfährt, kein zusammenhangloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es alles nach ewigen Gesetzen aus dem einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Urbegriff aller Religion."

Sind nun auch die Begriffe: Gott und Religion in überliefertem dogmatischem Sinne für Strauß nicht vorhanden, und sind auch an deren Stelle die Begriffe des All oder Universum getreten, so sind durch diesen Wechsel keineswegs die ewigen Gesetze der Ethik und Moral erschüttert. Dasjenige, wovon wir uns schlechthin abhängig fühlen, ist mit nichten bloß eine rohe Uebermacht, vor der wir uns mit stummer Resignation beugen, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben. Und noch mehr: da wir die Anlagen zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in der Welt zu erkennen glauben, in uns selbst wahrnehmen, uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich freier, in unser Gefühl für das Universum mischen sich Stolz mit Demut, Freudigkeit und Ergebung.

Daß unser Ethiker den Kultus und die Zeremonien für entbehrlich hält, ja, sogar als mit dem Begriff der wahren Religion nicht vereinbar hinstellt, liegt nach dem soeben Gesagten auf der Hand. Schon der Ausdruck „Gottesdienst" sei danach angetan, uns der niedrigen Vermenschlichung bewußt zu werden, die darin liege, daß wir durch unseren Kultus etwas bei unserm Gott auswirken zu können meinen.

Moral und Ethik haben nichts mit dem Gottesbegriff und der Christenlehre zu tun. Die Person Jesu sei nicht deshalb verehrungswürdig, weil sie der Gottmensch sei, sondern weil Christus ethische Ideen verkündet habe, die in der Seele jedes sittlich fühlenden Menschen, ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Nationalität, ruhen. Wenn Jesus seinen Jüngern die Vorschrift gegeben: „Was ihr wollt, was euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen" so habe diese Vorschrift für den gläubigen Christen vermöge der göttlichen Würde der Person Jesu unmittelbar göttliche Autorität; für die Anhänger des neuen Glaubens umgekehrt beruhe die Autorität, die wir ihr zugestehen, darauf, daß sie mehrere dergleichen Vorschriften gegeben und dergleichen Gedanken ausgesprochen habe, denen wir unsere Zustimmung nicht versagen können. Auch berufe sich Jesu in seiner sittlichen Regel keineswegs auf ein göttliches Gebot, sondern bleibe, um für das menschliche Handeln eine Norm zu finden, auf dem Boden der menschlichen Natur und doch nicht bloß des äußeren Bedürfnisses stehen.

Auf das entschiedenste verwahrt sich Strauß dagegen, daß man das Christentum mit Moral und Ethik identifiziere. So habe z. B. der Buddhismus schon lange vor Christus die reinsten und lautersten Sittengesetze verkündet; ebenso habe die Vorschrift der Nächstenliebe unter den Juden bereits ein Menschenalter vor Jesus der Rabbi Hillel gelehrt. Daß wir auch Feinden helfen sollen, sei schon zur Zeit Jesu der Grundsatz der Stoiker gewesen. Und ein Menschenalter nach ihm, doch gewiß ganz unabhängig und ganz aus den Grundsätzen der stoischen Schule heraus, habe Epiktet alle Menschen Brüder genannt, weil alle Gott zum Vater haben. Diese Erkenntnis liege so sehr auf dem Entwicklungsgang der Menschheit, daß sie an gewissen Stellen desselben notwendig und nicht bloß von einem gefunden werden mußte. Eben um jene Zeit sei die Liebe den edleren Geistern unter Griechen und Römern durch die Niederwerfung der Völkerschranken in dem römischen Weltreich, den Juden durch ihre Zerstreuung in alle Länder nahegelegt. In dieser Fremde unter den Heidenvölkern habe sich unter ihnen ein Zusammenhalten, eine Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Handreichung und Unterstützung entwickelt und organisiert, die durch den im Christentum hinzugetretenen Glauben an den erschienenen und bald wiederkehrenden Messias noch inniger geworden sei.

Strauß meint, daß der Stifter des Buddhismus gewissermaßen viel christlicher gedacht habe, als Christus selbst. Er hebt z. B. die nachstehenden goldenen Aussprüche desselben hervor: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle" — „Vater und Mutter ehren ist besser, als den Göttern des Himmels und der Erde dienen" ꝛc. Auch ist Strauß der Meinung, daß Religion, Christentum und Kultus nicht immer identische Begriffe gewesen; so seien z. B. in der Lehre Jesu die friedlichen politischen Tugenden der Vaterlandsliebe und bürgerlichen Tüchtigkeit bezw. des häuslichen und Familienlebens keineswegs anerkannt. Ja, wir haben verschiedene Aussprüche, worin der Stifter der christlichen Kirche die natürlichen Bande gegen die geistigen in einer Weise herabsetzt, die zwar ihren guten Sinn habe, doch vermöge ihrer Schroffheit vieler Mißdeutung Raum gebe.

Scharf kritisiert er die vielen Vorurteile, falschen Begriffe und die Intoleranz des dogmatischen Christentums, das den Menschen nur im Christen sehe. Die Idee der Humanität und der Duldung sei zwar durch das Christentum wohl vorbereitet worden, aber sie rein und voll herauszuarbeiten und als Prinzip aufzustellen, sei erst der weltlich-philosophischen Bildung des ungläubigen 18. Jahrhunderts vorbehalten gewesen. Auch im Sklaven den Menschen zu achten, darauf haben schon Stoiker gedrungen; die Abschaffung der Sklaverei aber habe nicht die christliche Kirche, sondern die leidige Aufklärung durchgesetzt. Menschenrechte seien kein christlicher, sondern ein philosophischer Begriff.

In scharfer Weise polemisiert er gegen die Selbstsüchtigen, Eitlen und Eingebildeten, die von dem Irrwahn befangen seien, daß das Universum, das ganze Planetensystem, und alles was drum und dran hänge, nur des Menschen wegen und zu seinem Glücke und Behagen erschaffen sei. Nicht darin bestehe die Ethik, sondern gerade im Gegenteil. Derartigen Egoisten ruft er das halb ernsthafte und halb scherzhafte Wort zu:

„Wem es auf der einen Seite noch nicht genügt, die ewigen Gedanken des Universums, des Entwicklungsganges und der Bestimmung der Menschheit in sich beleben zu können, wer lieben und verehrten Verstorbenen nicht im eigenen Innern das schönste Fortleben und Fortwirken zu schaffen weiß, wem neben der Tätigkeit für die Seinigen, der Arbeit in seinem Berufe, der Mitwirkung zum Gedeihen seines Volkes, wie zum Wohle seiner Mitmenschen und dem Genusse des Schönen in Natur und Kunst — wem daneben nicht auf der anderen Seite das Bewußtsein aufgeht, daß er selbst nur zum zeitweiligen Teilhaber an allem berufen sein kann, wer es nicht über sich gewinnt, schließlich mit Dank dafür, daß er das alles eine Weile hat mitwirken, mitgenießen und auch mitleiden dürfen, zugleich aber mit dem frohen Gefühl des Losgebundenwerdens von einem in die Länge doch ermüdenden Tagewerke, aus dem Leben zu scheiden: nun, den müssen wir an Moses und die Propheten zurückweisen, die übrigens von einer Unsterblichkeit auch nichts gewußt haben und doch Moses und die Propheten gewesen sind."

Folgerichtig fordert Strauß für das Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott; denn unser Gefühl für das All reagiere, wenn es verletzt werde, geradezu religiös. Dieses All sei für ihn und alle Anhänger des monistischen Gedankens etwas Göttliches.

„Wir nehmen in der Welt einen rastlosen Wechsel wahr, bald aber entdecken wir in diesem Wechsel ein Bleibendes, Ordnung

und Gesetz. Wir nehmen in der Natur gewaltige Gegensätze, furchtbare Kämpfe wahr, aber wir finden, wie durch sie der Bestand und Eindruck nicht gestört, im Gegenteil, erhalten wird. Wir nehmen weiterhin einen Stufengang, eine Hervorbildung des Höheren aus dem Niederen, des Feinen aus dem Groben, des Milden aus dem Rohen wahr."

Wer Augen habe, könne sehen, wer Ohren habe, könne hören, daß der alte Glaube dahin sei und daß die gebildete Menschheit in ihrer großen Mehrheit sich zum neuen naturwissenschaftlichen Glauben bekehrt habe:

„Wenn wir die Augen auftun und wenn wir den Befund dieses Augenauftuns uns ehrlich eingestehen wollen, so werden wir bekennen müssen: das ganze Leben und Streben der gebildeten Völker unserer Zeit ist auf eine Weltanschauung gebaut, die der Weltanschauung Jesu schnurstracks entgegengesetzt ist. Das Wertverhältnis zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ist auf beiden Seiten gerade das umgekehrte, und darauf beruht keineswegs nur die Genußsucht, die sogenannte materielle Richtung unserer Zeit, auch nicht bloß ihre bewundernswerten Fortschritte in Technik und Industrie, sondern auch die Entdeckungen der Naturwissenschaft, der Astronomie, Chemie und Physiologie, wie die politischen Bestrebungen und nationalen Gestaltungen, ja selbst die Erzeugnisse der Dichtung und der übrigen Künste in der neueren Zeit, endlich gerade alles Beste und Erfreulichste, das wir vor uns gebracht haben, was nur auf dem Boden einer Welteinsicht zu erreichen, der das Diesseits keineswegs verächtlich, vielmehr als das wahre Arbeitsfeld des Menschen als Inbegriff der Ziele seines Strebens erscheint. Wenn ein Teil der Arbeiter auf diesem Felde den Glauben an das Jenseits noch gewohnheitsmäßig mit sich führt, so ist er doch nur noch ein Schatten, der ihnen folgt, ohne auf ihr Tun irgend einen bestimmenden Einfluß zu haben."

Der Mensch stehe aber nicht kraft- und willenlos der Natur gegenüber, wie etwa der Muselmann, der da glaube, in seiner fatalistischen Ergebenheit in allem nur „Kismet" zu erblicken. Der Mensch könne und solle die Natur nicht nur erkennen, sondern sie auch beherrschen, und zwar die Natur außer ihm, so weit sein Vermögen reiche, wie das Natürliche in ihm selbst. Hier findet ein höchst bedeutendes und reiches Gebiet der menschlichen Tätigkeit die Stelle und die Weihe, die ihm das Christentum versagte. Nicht bloß der Erfinder der Buchdruckerkunst, die ja doch unter anderem auch der Verbreitung der Bibel Vorschub getan, sondern auch die Männer, die den Dampfwagen auf Eisenschienen, den Gedanken und das Wort an Metalldrähten dahinfliegen lehrten — Teufelswerke nach der ganz folgerichtigen Ansicht unserer Frommen —, sind auf unserem Standpunkt Mitarbeiter am Reiche Gottes. Die Technik und die Industrie fördern wohl den Luxus, der übrigens ein relativer Begriff ist, aber weiterhin die Humanität. Der Mensch soll die Natur um sich her beherrschen, aber nicht als Wüterich, sondern als Mensch.

Voll Ehrfurcht verbeugen wir uns vor diesem Humanitätsapostel, diesem Propheten der reinen, wahren und welterlösenden *Ethik*.

Seelenruhe.

Von Charlotte Tittmann.

Das bloße Wort „Seelenruhe" weckt in uns die Vorstellung eines beneidenswerten Zustandes; es ruft vielleicht sogar das Bild eines hochgesinnten, klaren, stillen Menschen in uns wach, den wir verehren, jedoch dem zu gleichen uns vorschwebt wie ein hohes, nie zu erreichendes Ideal. Und dennoch ist es zu erreichen, sobald wir uns nur recht verstehen lernen und das Leben, oder besser ganz persönlich *unser* Leben mit uns in Einklang bringen können.

Drei Quellen sind es, deren Zusammenschluß unsere Persönlichkeit ausmacht: Verstand, Gefühl und Wille. Sie zu einer harmonischen Einheit zu verbinden ist Lebenslust, bedeutet Seelenruhe. Diese erlangen heißt das Leben mit der Kraft der Seele überwinden und beherrschen, es heißt sich über die Niederungen des Alltags erheben. Freilich — im Seelenleben will jede Höhe aus eigner Kraft erklommen sein; kein Luftschiff und keine Bergbahn nimmt uns die Mühsal des Weges ab. Alle Arbeit, wieviel mehr die an uns selbst, bedarf des Flutens unserer Quellströme. Der Verstand zeigt uns das Ziel, das Gefühl, sei es Begeisterung, Phantasie oder Hoffnung trägt uns in den Schwierigkeiten, allein der Wille hält uns auf dem Wege fest.

„Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?" Wie treffend kennzeichnet dies Wort das quälende Gefühl inneren Zwiespalts! Nach innerem Gleichgewicht ringt der Mensch unablässig, weil er jede Störung desselben als Leiden empfindet.

Die erste Notwendigkeit, das Gleichmaß der Seele herzustellen und zu erhalten, ist unzweifelhaft die Entwickelung seines eigenen Ichs, d. h. es ist nötig hinabzusteigen in seine eigenen Tiefen, um die Schätze zu heben, welche die Natur in die Seele gelegt hat . . . nicht als Besitz — nur als Möglichkeit. Der Mensch selbst muß sie heben, um sie zu besitzen. Alle diese ruhenden Kräfte können wertvoll sein, wenn die bildende Kraft eines edlen Willens sich ihrer annimmt. Feuchtersleben sagt so schön: „Kräfte muß man nie vernachlässigen oder gar ertöten: man muß sie studieren, zu bändigen, zu steigern, zu ordnen, zu beherrschen suchen." — Auf andere Art wird keiner, und wären seine Anlagen noch so reich, zur *Persönlichkeit*.

Die Erziehung zur Persönlichkeit verlangt *Anregung* und *Ausgestaltung* unserer inneren Kräfte, sozusagen ein Bewußtwerden derselben. Aber aus ihrer *Betätigung* erblüht das Glück. Alles, was in Wahrheit diesen Namen verdient, läßt sich darauf zurückführen. Jede Tätigkeit, in der wir unser eigenstes Wesen ausströmen, wirkt unendlich beglückend auf uns und — in beständiger Wechselwirkung — befreiend auf ungekannte Seelenkräfte in uns selbst, aufklärend in noch verhüllten Tiefen unseres Wesens.

Wenn also jedes unser Herz ausfüllende Schaffen uns Entdeckungen an uns selbst machen, neue Seiten an uns erkennen läßt, so bereichert und vertieft es unsere Selbsterkenntnis. Wir lernen tiefer graben, nicht nur in uns, sondern auch im Leben überhaupt. Dadurch werden wir reichere Menschen. Es entwickelt sich allgemach in uns eine philosophische Lebensanschauung, geboren aus Verständnis und Reflexion. Das ist eine höchst persönliche Philosophie, eine *erlebte* möchte ich sagen, eine, aus dem reifenden Innenleben eines reichen Gemüts unmittelbar hervorgehende.

Der Verstand ordnet allmählich unsere neuen Erfahrungen zu einem kleinen Stück junger Erkenntnis, und wenn das Gefühl, in dem alle die starken und tätigen Kräfte der Phantasie, der Freude, der Liebe eingeschlossen sind, sie mit warmen Strahlen übersonnt, so bedeutet das gleichzeitig in der Erziehung des Willens einen großen Schritt vorwärts. Denn wenn wir etwas mit der ganzen Kraft unseres Willens ergreifen sollen, so müssen wir es doch zuvor als recht und notwendig erkannt haben. Es ist also der Wille eine Frucht der Erkenntnis.

Ein reiner und starker Wille ist fast allmächtig auf Erden. Der Wille, auf das eigene Ich gerichtet, bedeutet die Schule der Selbstbeherrschung. Ehe du das Leben meistern willst, o Mensch, beginne bei dir; ehe du über dem Leben stehen willst, erhebe dich über dein enges Selbst. Selbstbeherrschung ist die Pflicht, die das Leben alle Tage predigt, und nur sie erringt den goldenen Kranz, nach dem du strebst; *die Ruhe*, die äußere, wie die innere. Die Selbstbeherrschung unterwirft das Gefühl der Aufsicht des Verstandes und erwärmt diesen durch die Sonne des Gefühls. Darin liegt keine Hemmung, sondern eine fruchtbare Wechselwirkung, ein *Ausgleich* unseres innersten Menschen, um *jeder* unserer Kräfte Raum zur Entfaltung zu sichern, die sonst durch einseitiges Ueberwuchern *einiger* unter ihnen gefährdet wären.

Je vollkommener es dem Menschen gelingt, seine schwankenden, bald nach dieser, bald nach jener Seite überwiegenden Neigungen, Triebe und Anlagen zu einer schönen

Einheit zu verschmelzen, je zielbewußter er seine Affekte bändigt, seine Leidenschaften klärt, um so köstlicher reift ihm am Baume seines Lebens die edle Frucht „Seelenruhe" entgegen. Sie bedeutet nicht ein kühles „Darüberstehen", kein Zuschauen ohne inneren Anteil, sondern das Kleinliche und Alles, was im höheren Sinne wertlos ist, reicht nicht bis zu der lichten Höhe, in welche sich eine solche Seele erhoben hat. Das Alltägliche vermag ihr Gleichgewicht nicht mehr nachhaltig zu erschüttern.

Dafür ist ihr selbst alltäglich und natürlich geworden, was Andere vielleicht erhaben dünkt. Ueberall sieht sie Aufgaben, die das Leben ihr, gerade ihr, hingestreut hat und erfüllt diese mit der schönen Selbstverständlichkeit einer mit sich im Einklang lebenden Natur. Die Taten eines solchen Menschen entströmen seinem inneren Reichtum; ein Teil seiner selbst. In solch' adligem Gemüt ist kein Raum für unmildes Urteil, kein Aufbrausen und kein Groll. Voll Klarheit und Verständnis überschaut es von hoher Warte aus den wechselvollen Strom der Erscheinungen.

Man wende nicht ein, daß eine solche Selbstzucht unser Gefühlsleben, in dem doch gerade unsere Eigenart wurzelt, abschwächt. Das Gegenteil ist der Fall. Die Gefühle des Kindes und des ungereiften Menschen sind dunkel und unklar, durch Triebe und Leidenschaften hervorgerufen, beeinflußt und gestört. Die aus dem Rausch der Leidenschaften erwachten Gefühle hingegen können von solcher Klarheit und Stärke sein, daß sie das eigene Herz und die Gemüter der Umgebung mit der Gewalt von Offenbarungen ergreifen.

Der Kreis aber, in dem ein solches Wesen wirkt, sei er klein oder groß, ist wahrhaft gesegnet. Denn er besitzt einen Beichtstuhl für alle Irrungen, einen Fels in allen Stürmen, einen hohen Maßstab in allen Zweifeln, einen Trost in Leide und ein edles Beispiel, das die Trägen und Müden emporzieht. Deshalb ist das Streben nach Ruhe der Seele kein zufälliger Trieb im Menschenherzen; es ist die tiefe Sehnsucht nach seiner irdischen Vollendung.

Streiflichter.

Hüben und drüben. Zwei wahre Momentbilder aus der Großstadt. I. Ein Prunksaal im Kaiserhof. In blendender Fülle flutet das Licht der elektrischen Kronen durch den Raum und bricht sich an Schalen und Pokalen einer reich gedeckten Tafel, an der eine Gesellschaft elegant befrackter Herren sich zu einem üppigen Liebesmahl versammelt hat. Fünfundvierzig Mark kostet das Gedeck. —

Staunend fragen Sie, wer denn, nur um den Magen zu sättigen, so horrenden Preis bezahle. Vielleicht wird der blasse Herr, der soeben an sein Glas geklungen und sich erhoben hat, um zu sprechen, es uns verraten. — Aber nein, ist es möglich, sollte das eine patriotische Vereinigung sein, die so üppig tafelt?! Denn ein Hoch auf den Herrscher hören wir verklingen.

Da sehen wir, wie im Nebensaal Spieltische aufgestellt und Karten hingelegt werden. — Also ein Spielklub ist es, eine Vereinigung von Angehörigen der oberen Zehntausend, die des Tages Last und Mühe beim Nerven aufpeitschenden Spiel vergessen wollen.

Doch wozu der Bericht?

II. Ein Gasthaus in der Vorstadt, wo die Schlote rauchen und die Arbeit ihre Rythmen tönt. In der schmucklosen Gaststube einige Männer in Arbeitskitteln um einen Greis bemüht, der anscheinend ohnmächtig, auf dem Wachstuchsopha, dem Prunkstück des Raumes, liegt. Sie fanden ihn hilflos draußen am Wege. Jetzt kommt er wieder zu sich, langsam, und sieht sich verwundert um und fragt. Man antwortet ihm und fragt wieder.

Fernher, aus der Provinz ist er gekommen, zu Fuß, denn mit der Eisenbahn zu fahren, hatte er kein Geld. Ist gekommen, um in der Großstadt Arbeit zu suchen, die er daheim nicht finden konnte, und Brot zu schaffen für Frau und Kind, das siech darniederliegt. Bis hierher ist er gekommen, soweit hat er sich unter Aufbietung der letzten Kraft geschleppt. Dann ist er, schon zwei Tage lang ungegessen, ohnmächtig zusammengebrochen, vor den umflorten Augen das Bild der Lieben, die auf seine Hilfe warten, der selber hilflos ist.

Erschüttert schweigen die sonst so rauhen Männer. Dann bringen sie das Beste, was der Wirt an Speisen hat. Und während der Alte sich daran labt, legen sie zusammen, was jeder von seinem Gelde entbehren kann, und geben es dem Armen.

Auch ein Liebesmahl.

Otto Schutz-Mehrin.

* * *

Sei getreu bis in den Tod! Durch die Zeitungen läuft folgende Notiz:

Ein Fall seltener und rührender Pflichttreue ereignete sich nach einer Meldung aus London auf der Great Northern-Linie, nahe Peterborough. Der Weichensteller Edward Woods fühlte sich plötzlich, nachdem er gerade einen Güterzug hatte passieren lassen und diese Tatsache in sein Buch eingetragen hatte, von schwerem Unwohlsein ergriffen. Woods raffte die letzte Kraft zusammen, stellte alle Signale auf Gefahr und starb dann. Der Führer des ersten durch das Signal aufgehaltenen Zuges fand Woods tot neben der Signalstange.

So erfreulich es ist, wenn Reporter einmal auch ethische Dinge verzeichnen, so ungeschickt ist es, dieses Beispiel als ein seltenes zu bezeichnen. Wer mit offenen Augen durch die Welt geht und reist, der wird sich kaum genug freuen und bewundern können, welches ungeheuere Maß von solcher Pflichttreue vom letzten Weichenwärter und Maschinisten bis zum Betriebsdirektor nicht nur fortwährend vorhanden ist, sondern auch — ganz einfach und selbstverständlich vorausgesetzt wird. Ob wohl Minister und Abgeordnete, die über die nimmersatte Begehrlichkeit der Arbeiter klagen, stets ein gleiches Maß von Pflichttreue und Verantwortlichkeitsgefühl aufzuzeigen haben? Wir hoffen es und wünschen es ihnen. —

* * *

Der Universitätsrektor als Erzieher. Die staatswissenschaftliche Abteilung der Berliner Freien Studentenschaft legte ihr Vortragsverzeichnis dem Rektor zur Genehmigung vor. In den Personen der Referenten waren alle politischen Richtungen von Arendt rechts bis Bernstein links vertreten. Arendt sollte über Afrika, Eduard Bernstein über die materialistische Geschichtsauffassung referieren. Alle Vorträge wurden anstandslos gestattet. Nur bei Bernstein dekretierte der Rektor: „Sozialdemokraten dürfen als Referenten vor Studenten nicht sprechen." Neu ist der Fall ja nicht, aber er gewinnt auch durch periodische Wiederholung nicht an Lieblichkeit. Sucht man den Rektor durch den Hinweis auf den Druck von oben (wo offenbar noch der Geist des Sozialistengesetzes spukt) zu entschuldigen, dann fällt man in bitteres Staunen über die Geschicklichkeit, mit der die Hüter wissenschaftlicher Freiheit von ihrer bevorzugten Stellung — keinen Gebrauch machen; schiebt man aber dem zeitigen Träger des hehren Amtes die Urheberschaft des Zensur-Ukases zu, dann darf man sich billig wundern über die tiefe Erzieherweisheit, die mündige junge Leute zu kleinen Kindern stempelt und ihnen die verbotene Frucht in bengalischer Beleuchtung zeigt. Wann wird die königl. preußische Wissenschaft den Polizeigeist überwinden?! —

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin: Ueber „das neue Heim“ hielt Fräulein Rosika Schwimmer aus Budapest einen anregenden Vortrag. Frl. Schwimmer ist eine Vorkämpferin für die auch in Berlin zur Verwirklichung gelangende Idee der „Einküchenhäuser“ und sieht bereits insofern auf erfreuliche Erfolge zurück, als in Ungarn in mehreren Städten Einküchenhäuser gegründet sind und speziell in Budapest ein solches Haus sich im Bau befindet. Die Referentin führte etwa folgendes aus:

Kein Gebiet ist von größerem Reiz umgeben als das häusliche Heim. Leider aber weist dieses Heim eine große Anzahl von Mängeln und Unbequemlichkeiten auf, so daß es angebracht erscheint, wenn dieses Heim vervollkommnet wird. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Heim dem unverheirateten Manne eine Art Schreckgespenst, denn die Gründung einer eigenen Wirtschaft stellt gewöhnlich hohe Anforderungen an die materiellen Mittel. Kommt aber der verheiratete Mann von seinem Beruf ermüdet nach Hause, so findet er nur zu oft eine verärgerte Frau, die über Küche und Dienstmädchen seufzt. Die Frau soll nach unserer Auffassung für das Heim sorgen. Aber sie bringt für alle Geschäfte der Hauswirtschaft blutwenig Kenntnisse mit. Zwar gibt es Koch- und Haushaltungsschulen, aber nur die wenigsten Frauen besuchen diese, und selbst der Besuch genügt noch nicht. Die Hauswirtschaft ist eben viel zu kompliziert, als daß es möglich wäre, daß ihr ein ungenügend vorbereiteter Mensch in allen Teilen Genüge leisten könnte. Die Frau soll, so heißt es, das Heim hygienisch leiten, sie soll stets für seine Reinlichkeit sorgen, die Kinder pädagogisch erziehen, der Küche vorstehen; sie soll schließlich auch für die Kleidung sorgen. Die meisten Frauen sind aber schon aus Mangel an Zeit gar nicht imstande, allen diesen Aufgaben gerecht zu werden. Professor Eulenburg hat gesagt, daß die Nervosität der Frauen nicht eine Folge ihrer physischen Natur, sondern eine Folge der überanstrengenden Tätigkeit in der Hauswirtschaft ist, denn die Frau pendelt den ganzen Tag über zwischen dem Kochtopf, dem Besen und dem Schulheft hin und her — es bleibt ihr kein Stündchen wirklicher Freiheit und Erholung. Hinzu kommt noch das schwierige Kapitel der Dienstbotenfrage, die von Jahr zu Jahr sich unerquicklicher gestaltet. Die Klage der Hausfrauen über die Dienstbotennot ist vollkommen berechtigt. Sie hat aber ihren Grund in der Art der Führung unserer Hauswirtschaft. Erfreulich ist nun, daß die Form des neuen Heims nicht nur theoretisch, sondern bereits praktisch gefunden worden ist, und zwar vor allem maßgebend in den Einrichtungen in Kopenhagen bei dem dortigen Zentralküchenhaus. Das Kopenhagener Einküchenhaus bietet das Schema, wie diese neue Heime überall eingerichtet werden könnten, natürlich mit Abänderung, die sich aus der Eigenart des jeweiligen Landes und der Stadt ergeben. Aeußerlich unterscheidet sich das Einküchenhaus in nichts von einem gewöhnlichen Mietshause. In seinen inneren Einrichtungen ist der Unterschied nur darin zu finden, daß jeder Wohnung die herkömmliche Küche fehlt. Es finden sich Wohnungen von 2—6 Zimmern, eine jede ist streng in sich abgesondert, jede weist modernen Komfort, wie Zentralheizung, Staubaussaugung usw. auf. Als Ersatz für die Küche ist ein kleiner Kochraum vorhanden, in welchem gelegentlich leichte Gericht selbst hergerichtet werden können; sonst sorgt für die leiblichen Bedürfnisse des Wohnungsinhabers der Speiselift. Dieser führt zur Zentralküche, deren Einrichtungen erstklassig sind. Reichhaltigste Verwendung aller Haushaltungsmaschinen und dadurch Ersparung vieler Hände und vieler Arbeit ist oberster Grundsatz. Schälen, Hacken, Schneiden, Wiegen, Waschen, Putzen, alles dieses besorgen elektrisch angetriebene Maschinen; selbst die Stiefelputzmaschine fehlt nicht im Hause. Im Einküchenhause wird für alle Mahlzeiten des Tages gesorgt, ja, selbst das Frühstück für die Schulkinder wird in kleinen Paketen im Speisenaufzug zugesandt. Das neue Heim in dieser Gestalt gestattet der Hausfrau eine ganz andere Betätigung; sie ist nicht mehr sklavisch an die Küche und an die Haushaltung gebunden; sie braucht sich nicht mehr mit den Dienstboten zu ärgern; sie kann sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen, kann künstlerischen Neigungen folgen oder ins Erwerbsleben treten, um sich dadurch Unabhängigkeit vom Manne zu schaffen.

Die Ausführungen Rosika Schwimmers fanden in der sehr zahlreich besuchten Versammlung lebhaften Beifall; doch wurde in der Diskussion mehrfach betont, daß bis zur allgemeinen Einführung des Einküchenhauses noch ein ziemlich weiter Weg ist.

(Berliner Neueste Nachrichten.)

Abteilung Berlin. Am Sonntag den 8. Dezember 1907 mittags hielt im Bürgersaal des Berliner Rathauses **Professor Wilhelm Foerster** in einer von der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur aus Anlaß ihres Gesellschaftstages veranstalteten öffentlichen Versammlung einen Vortrag über das Thema: **Sittliche Freiheit gegen soziale Verwirrung.**

Sittliche Freiheit ist, wie der Vortragende ausführte, die höchste **Selbständigkeit**, welche im Bereiche der Willens-Entscheidungen und Betätigungen des Menschen erlangt werden kann. Sie ist erreicht, sobald und so lange diese Entscheidungen in letzter Stelle gelenkt werden von unserer Erinnerungs- und Gedankenwelt kraft ihres mächtigen weltgesetzlichen Dranges nach dauernder **größter Harmonie**, eines Dranges, den man auch mit einem nicht ganz erschöpfenden Worte als das „Gewissen“ bezeichnet.

Diese von hoher Gesetzmäßigkeit durchdrungenen Willens-Entscheidungen sittlicher Freiheit sind die vollkommensten Erscheinungs-Formen der wundersamen Dauer-Energie des Erinnerungslebens, welche die Menschenseele zu einem Gipfel der Entwickelung der Lebewelt macht.

Sie sind auch von den Wirkungen der Außenwelt **unabhängig** insofern, als diese letzteren zwar unablässig von den der Seele dienstbaren Sinnes- und Nerven-Funktionen in die Gedankenwelt eingeführt werden, aber dort dem maßgebenden Walten sittlicher Freiheit nicht eher zur Mitwirkung bei Willens-Entscheidungen zugelassen werden, als bis sie auf dem Wege gesetzmäßiger Einordnung und Harmonisierung in dem schon vorhandenen Gedankenreiche die ihnen wirklich zukommende Stätte und Wertung gefunden haben.

Freiheit ist auch hier die Verwirklichung feinster und umfassendster Gesetzmäßigkeit und zugleich die Sicherung gegen das Vordrängen von gedankenlosen Augenblickswirkungen aus dem Nervenleben und den Sinneswahrnehmungen in die tieferen und stetigeren Gedankenprozesse.

Der Vortragende verweist hier auch auf das Gebiet der sogenannten Reflex-Wirkungen, in denen allerdings die eifrige Dienerschaft der Nerven-Funktionen den zentralen Willens-Entscheidungen oftmals auch wohltätig vorgreift, indem sie gewohnheitsmäßige Betätigungen des Organismus auch ohne Befehl zweckmäßig vollzieht.

Der Uebergang von solchem Zusammenwirken bis zu einem gewohnheitsmäßigen Hineindrängen der dienenden Kräfte und Einrichtungen in den Verlauf von ernsteren und bedeutsamen Entscheidungen und Betätigungen liegt nahe genug. Es entstehen dann in Gestalt der Affekte und Leidenschaften die bedenklichsten Mischformen der elementaren Antriebe des Organismus und seiner niederen Wohl- und Wehegefühle mit getrübten und nicht zu Ende gebrachten Gedanken-Folgen und -Antrieben. Von der Schilderung dieser Art von Gemeinschaftsleben, welches in dem einzelnen Menschen die leitenden Seelenmächte mit den dienenden Elementen des Organismus führen, macht der Vortrag den Uebergang auf die maßgebende Bedeutung, welche das **Gemeinschaftsleben** der Menschen für die Entwickelung der sittlichen Freiheit der Einzelnen hat. Die Willens-Entscheidungen, welche aus der Harmonisierung des tieferen Gedankenlebens des Einzelnen hervorgehen, erleiden natürlich eine große Beeinflussung und Verwickelung durch das Hinzutreten des Harmonisierungs-Bedürfnisses des einzelnen Gedankenlebens mit demjenigen der anderen Mitglieder einer kleineren oder größeren Gemeinschaft.

(Hier wurde in dem Vortrag ein Ausblick geöffnet auf die Harmonisierung der **gemeinsamen** Umwelt durch die Gestaltungen des Schönen sowie auf die Nachbildung, Vorausgestaltung und Lenkung der Umwelt mittels der wissenschaftlichen Arbeit der Seelenwelt.)

Anklang und Einklang sucht der Mensch auch in den anderen Seelen, sowie in den Lebensgestaltungen und Betätigungen der anderen Menschen. Es ist klar, daß diese soziale Harmonisierung am leichtesten und sichersten zustande kommt, und weiter wächst und blüht, wenn bei den Willens-Entscheidungen der Einzelnen schon jene übereinstimmende Gesetzmäßigkeit des Gedankenlebens erreicht wird, deren Geltung und Verwirklichung im Gemeinschaftsleben dann auch dauernd die Einzelnen in ihrer sittlichen Freiheit stärkt und befestigt.

Geht aber jene **Uebereinstimmung** der tiefsten Ueberzeugungen und Gewissens-Antriebe bei Vielen verloren, weil deren bisherige Grundgedanken trotz hohen sittlichen Wertes allmählich in ihrer Entwickelung nicht mehr gleichen Schritt ge-

halten haben mit der Aufnahme von umfassenderen oder eindringenderen Gedanken- und Erkenntnis-Elementen, und weil auch die sittliche Größe jener bisherigen Grundlagen durch die autoritativen Affekte und Leidenschaften ihrer Verfechter Einbuße erlitten hat, so tritt allmählich die Gefahr großer sozialer Verwirrungen ein.

Statt gemeinsam nach einer umfassenderen Gestaltung der sittlichen Grundgedanken zu streben und diese Grundgedanken durch die Lösung ihrer Verbindungen mit vergangenen, wenn auch noch so pietätsvoll geschichtlich und mystisch zu pflegenden Entwicklungsstufen wieder universaler wirksam zu machen, tritt nämlich die Neigung ein, überwiegend in engeren Gemeinschaften unter Aufgebung von befriedigenderen und umfassenderen Gesetzmäßigkeiten des Gedankenlebens sich mit bloßer sozialer Harmonisierung genügen zu lassen.

Viel schlimmer aber wird die Verwirrung, wenn dann die soziale Harmonisierung sich gar nicht mehr aus tieferen Elementen von sittlichen Ueberzeugungen aufbaut, sondern wesentlich aus gemeinsamen elementaren Interessen, Affekten und Leidenschaften, und wenn dann die Interessen und Einbildungen der Konfession, der Nation, der Rasse, der Partei, der Klasse oder gar der bloßen Kameraderie des Eigennutzes in den Willens-Entscheidungen auch bei den Einzelnen fast ganz an die Stelle der sittlichen Freiheit treten und das Gewissen betäuben.

Der Vortragende wies in dieser Richtung auf gewisse, besonders deutliche Symptome der Zunahme sittlicher Verwirrung hin. Er betonte zum Schlusse die immer deutlicher in den Vordergrund unserer Pflichten und Aufgaben tretende Notwendigkeit, in Erziehung und Leben jetzt der sittlichen Freiheit und der wirksamsten Gestaltung gemeinsamer sittlicher Ueberzeugungen mit dem größten Ernst zu dienen.

Sprechsaal.

Zum Rassenproblem. Sehr geehrter Herr! Ich bin mit den Vorschlägen des Herrn Dr. J. Levy durchaus einverstanden — sie stehen jedoch in keinem Gegensatz zu meinen und sind so selbstverständlich, daß es ganz überflüssig war, sie abzudrucken. Daß das Rassenproblem eine wichtige Rolle in jeder ethischen Bewegung spielen muß, liegt auf der Hand — wenigstens für den Kenner. Gerade das Judentum verdankt seine Stellung allein der Exklusivität, weshalb es beinahe komisch wirkt, wenn ein Jude von unverträglicher Völkerzwietracht spricht. Daß ich übrigens die Semiten für die Ahnen der „Arier“ halte, hätte er aus meinem Buche „Arnaoenta“ (Akademischer Verlag in Wien) sehen können, und daß ich durchaus dafür bin, daß man von anderen Völkern lernen soll, könnten Sie aus meinem Artikel „Was können wir von anderen Völkern lernen?“ ersehen, den ich Ihrer Zeitschrift gerne (gegen das übliche Honorar) zur Verfügung stelle. Daß ich aber den deutschen Chauvinismus bekämpfe und warm für Moralunterricht eintrete, hätte man aus vielen Artikeln des Päd. Archivs sehen können: die Gerechtigkeit erfordert das festzustellen.

In ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Graevell,

Heidelberg, Untere Neckarstraße 28.

* * *

Sehr geehrter Herr! Wenn ich mich auch freue, daß Herr Dr. Graeall sich mit den aan mir gemachten Varschlägen durchaus einverstanden erklärt, sa will ich es mir dach nicht verhehlen, daß ein Auffassungsunterschied zwischen uns aarläufig nach bestehen bleibt. Ich halte schon das starke Betonen der Rassenunterschiedlichkeit in der Erziehung, besonders wenn es in der Weise geschieht, daß es das Selbstgefühl der Menschen steigert, für sozial bedenklich. Denken wir uns einmal, man würde den Kindern das Bewußtsein, sie als Nachkammen der genieschaffenden Arierrasse seien eine auserwählte Rasse, immer wieder und wieder einschärfen, sa würde sich dieses in sehr vielen Kindern später zu einer gefühlsmäßigen Antipathie gegen Angehörige anderer Rossen verdichten. Gerade als Semit fühle ich ja das Uebel der betonten Rassengegensätzlichkeit besonders stark. Den Glauben der Juden, sie seien ein ouserwähltes Valk, verwerfe ich durchaus. Ihre bedeutende Stellung schreibe ich gerade ihrer erstaunlichen Anpossungsfähigkeit zu. Ich holte jede Exklusivität für ein soziales Unglück und bezweifle garnicht, daß die Exklusivität der Juden die Gegenexklusivität der arischen Wirtsvölker mitbedingt hat. Wir müssen aus diesem Glouben an auserwaählte Völker und Rassen nun endlich heraus. Ich verspreche mir von einem minderstarken Betonen der rassenunterscheidenden und ein stärkeres Hervorheben der rassenverbindenden Elemente in einer gemeinsamen ethischen Volkserziehung auf humaner Grundlage eine starke Färderung des Rassensolidaritätsbewaußtseins — ahne das ich mir keine wahrhaft ethische d. h. menschenverbindende Kultur denken kann. Sallte Herr Dr. Graevell mir auch hierin falgen, so bitte ich ihn, aielleicht diesem Gedanken in unmißverständlicher Weise einmal öffentlich Ausdruck zu geben.

Hachachtungsvoll

Dr. Immonuel Levy.

Bücherschau.

O. Kirn, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart, in der Teubnerschen Sammlung. Aus Natur- und Geisteswelt erschienen (Bd. 177).

Ein reizendes kleines Büchlein, das in durchaus klarer und abgerundeter Form uns in 121 Seiten einen gedrängten Gesamtüberblick über die wichtigsten Lebensanschauungssysteme der Gegenwart gibt. Aus Vorträgen, gehalten in einem Zyklus der Leipziger Volkshochschulkurse, hat der Verfasser durch Ausbau des Materials dieses gefällige Büchlein hergestellt. Es kommen zur Behandlung der Naturalismus (Rousseau, Feuerbach, Häckel), der Utilitarismus (Hobbes, Bentham, Mill), der Evolutionismus (Spencer), der Aesthetizismus (Romantik, Schopenhauer, Nietzsche), der sittliche Idealismus (Kant, Fichte, Schleiermacher, Herder) und die christliche Lebensauffassung. Der Verfasser sucht sämtlichen Anschauungen gerecht zu werden, indem er sich bemüht, in jeder den berechtigten Kern hervorzusuchen; der Mangel jeder dieser Anschauungen bestände nur in einer einseitigen und zugespitzten Betrachtung e i n e r Seite des Lebens, wodurch das ganze System notwendig unvollkommen ausfallen muß. Die christliche Lebensauffassung erscheint ihm allein als die allseits befriedigende. Im schweren Kampfe des inneren Menschen um die Anpassung der Wirklichkeit an das sittliche Ideal bedürfe es einer die Verwirklichung des Guten verbürgenden Gottheit. Eine von der Religion unabhängige Ethik könne gewiß bei den bereits Guten sittlich veredelnd wirken, sie biete aber den Sittlichschwachen keine zureichenden kraftgebenden Idealvorstellungen, die allein die Zuversicht in das Walten einer guten Gottheit gewährt. Der Verfasser hält die Religion auch mit dem Gedanken der Autonomie für vereinbar. Das sittliche Wollen entspringt natürlich unserer Kraft, die Religion fördert uns hierin durch die Zuversicht auf die Verwirklichung unseres sittlichen Strebens, die in der Hand des Allgütigen sicher sei. Auf die tieferliegende Frage, woher wir denn das l o g i s c h e Recht nehmen, eine uns zusagende, unsere sittliche Arbeit erleichternde transzendentale Hilfsmacht anzunehmen und in die Weltordnung hineinzudichten, erhalten wir keine Antwort. Man sieht, der Wunsch ist hier, wie so oft im Leben, der Vater des Gedankens.

Können wir also auch nicht mit dem Ergebnis des Verfassers völlig harmonieren, so müssen wir gestehen, daß die feine Art, mit der der Verfasser die Fragen behandelt und besonders der ethische Ton, mit dem er an den Systemen Brauchbares vom Unbrauchbaren vorsichtig sondert, besonders gut gefallen hat. Wir wünschen daher dem Büchlein eine weite Verbreitung in sämtlichen Kreisen. Es regt an, schützt uns vor Einseitigkeit und läßt uns den Hauch einer wahrhaft ethisch feinfühlenden Seele fast in jedem Ausdruck und Urteil verspüren. J. L.

Vermischtes.

Der Vorstand des „K o s m o s“, Gesellschaft der Naturfreunde ladet jedermann zum Beitritt ein. Der Jahresbeitrag (M. 4,80) ist äußerst gering und das dafür Gebotene (der zwölfmal erscheinende „Kosmos“-Handweiser und fünf Bände erster naturwissenschaftlicher Schriftsteller, wie Bölsche, Francé, Urania-Meyer, Zell usw.) ist außerordentlich reichhaltig. Ein ausführlicher Prospekt liegt unserer heutigen Auflage bei. Beitrittserklärungen nimmt jede Sortimentsbuchhandlung entgegen; daselbst sind auch Prospekte und Probenummern zu haben; event. wende man sich direkt an den „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

☛ Dringend erbeten ☚

aus unserem Leserkreise II. Jahrgang 1894 Nr. 31, 32, 33 apart von der „Ethischen Kultur". Im Voraus herzlichsten Dank.
Verlag für „Ethische Kultur", Wilhelmstr. 121, Berlin.

Herzenswunsch.

Strebsam. j. Mann. aus gebildet., ehrenhaft. Familie sucht Wohltäter, der s. naturwissenschaftl. Stud. ermöglicht. Gegenseitige Offenheit Bedingung. Anonym verbeten. Aequivalent anheimgestellt. Off. sub „Spes" an die Exped. d. Bl. Berlin SW. 48.

Berliner Frauen-Verein gegen den Alkoholismus.
Deutscher Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke.
Geschäftsstelle: Friedenau, Rubensstr. 87. Telefon: Friedenau 638.

2. Versammlung

Freitag, den 7. Februar, abends 7 Uhr,
in der Aula des Dorotheenstädt. Realgymnasiums Georgenstr. 30,
(bei Bahnhof Friedrichstrasse).

Tages-Ordnung:

Einwirkung des Alkoholismus auf Gemeinde und Staat. Reg.-Rat Dr. Weymann.
Bilder aus dem Kranken- und Irrenhause. Prof. Dr. Grawitz.
Rezitation eigner Werke: Frau Dr. Frida Schanz-Soyaux.
Bilder aus dem Gefängnis. Generalsekretär Gonser.
Bilder aus dem Familienleben. Lieke Garkan-Leitgebel.
Rezitation eigner Werke: Frau Dr. Frida Schanz-Soyaux.
Frauenarbeit im Kampf gegen den Alkoholismus. Dr. Agnes Hacker.
Erörterung. — Jede Ansprache wird nur 10—15 Minuten währen.

☛ Gäste sehr willkommen. ☚ **Der Vorstand.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Freitag, den 14. Februar, abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städtischen Rathauses in Berlin, Eingang Jüdenstraße: Frl. Dr. G. Bäumer: „Spencer als Sozialethiker". Diskussion. Eintr. fr.

Freitag, den 28. Februar, abends 8¼ Uhr, Saal des Charlottenburger Schiller-Theater-Restaurants. Redner und Thema vorbehalten.

Donnerstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses in Berlin, Haupteingang Königstr.: Herr Dr. Grundscheidt, Stadt- und Kreisschulinspektor: „Die Grenzen der Gemeinschaftserziehung."

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Prediger-Gesuch.

Die Predigerstelle an der Freireligiösen Gemeinde (E. V.) zu **Magdeburg** wird zum 1. April 1908 frei und ist neu zu besetzen.
Der unterzeichnete Gemeindevorstand fordert darum rednerisch tüchtige und entschieden freisinnige Akademiker zur Bewerbung auf.

Der Vorstand
der Freireligiösen Gemeinde (E. V.) Magdeburg.
H. Dieck.

Die öffentliche Lesehalle
der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Münzstraße 11,

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von mehr als 7000 Bänden — 37 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

1907: 92215 Besucher, über 34394 Buchbenutzungen.
Der Jahresbericht wird gern übersandt.

Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jaffe**, Berlin W. 35, Genthinerstr. 12 herzlichst erbeten.

Gleichzeitig bittet die Lesehalle um freundliche Nachricht, wer von unsren Freunden einen gut erhaltenen vollständigen Jahrgang der „Gartenlaube" 1906, einige vollständige und gebundene, auch ältere, Jahrgänge der „Fliegenden Blätter", neuere gbd. Jahrgänge von „Ueber Land und Meer" uns stiften könnte.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Birber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Februar 1908	Nr. 4.

Inhalt:

Das Dreiklassenwahl-Unrecht.

Kurze Antworten zur Parlamentsdebatte vom 10. Januar d. J.
Von E. L. Siemering.

1. Abg. Freiherr v. Zedlitz (freikons.):

„Wir dürfen jetzt nicht einen Sprung in's Dunkle machen, sondern müssen sorgsam prüfen, wie die etwa vorhandenen Mängel abgestellt werden können, derart, daß dem Mittelstand ein überwiegender Einfluß eingeräumt wird . . ."

Antwort: Die Phrase vom „Sprung in's Dunkle" ist haltlos, denn schon im Jahre 1873 hat Windthorst geäußert: wenn im Reich ein andres Wahlrecht gelte als in Preußen, so sei eine Harmonie doch ganz unmöglich. Aehnlich sprach 1883 selbst ein Minister von Puttkammer. Fürst Bismarck meinte: „Wenn der Erfinder dieses „elendesten aller Wahlsysteme" sich die praktische Wirkung desselben vergegenwärtigt hätte, so hätte er das nicht gemacht." Der frühere Minister und spätere Abgeordnete Herrfurth erhoffte schon vor 15 Jahren den baldigen Tod des Dreiklassensystems mit der Begründung, daß es die Neigung zeige, sich fortdauernd nach der plutokratischen Seite hin zu ungunsten des Mittelstandes zu verschieden, während der greise Kaiser von Oesterreich das allgemeine, gleiche Wahlrecht als unvermeidlich und unaufschiebbar bezeichnete, was dann für Oesterreich auch alsbald zutraf. — Diese Liste, die wir dem freisinnigen Abg. Träger verdanken, ließe sich leicht erweitern, sie beweist aber schon in der vorliegenden Form, daß sie „sorgsame Prüfung der etwa (!) vorhandenen Mängel" bei gutem Willen schon sehr viel weiter hätte vorgeschritten sein können; an Zeit und Anregung dafür hat es wahrlich nicht gefehlt.

2. Abg. Malkewitz (kons.) erklärt, Bismarck habe sein vielcitiertes abfälliges Urteil bekanntlich nur deswegen gebraucht, weil er ein ständisches Wahlrecht wünschte.

Antwort: In seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat B. das allgemeine Wahlrecht im großen und ganzen praktisch wie theoretisch als ein gerechtes Prinzip bezeichnet (vgl. Träger). Wesentlich ist jedenfalls nur oder doch in erster Reihe, daß ein Staatsmann wie B. ein so scharfes Verdammungsurteil gegen das Landtagswahlrecht fällte.

3. Derselbe:

„Wir haben uns bisher nicht in die inneren Verhältnisse der anderen Einzelstaaten eingemischt und wünschen daher, daß sie auch uns möglichst mit ihrem Rate verschonen". (Stürmischer Beifall rechts!)

Echt konservativ; quieta non movere! Früher galt obige Maxime für das gegenseitige Verhältnis fremder Staatengebilde; heute sind wir bereits soweit „fortgeschritten", daß wir diesen Grundsatz auch zwischen Gliedern desselben Bundesstaates aufstellen. Der nächste Schritt wäre logischerweise: reinliche Scheidung zwischen Nord und Süd.

4. v. Malkewitz spricht auch wieder einmal von „der unserem Volkscharakter angemessenen öffentlichen Stimmabgabe."

Schon die jämmerlich geringe Beteiligung bei den Landtagswahlen — im Gegensatz zu der kolossalen Teilnahme an der Reichstagswahl — straft diese Theorie Lügen. Wer wegen Aeußerung seiner politischen Privatansicht eine amtliche Maßregelung befürchten muß (vgl. den Fall des Dr. med. Scheltenberg in Wiesbaden), der muß natürlich aus materiellen Gründen seinem Charakter Zwang antun, oder er schützt sich einfach dadurch, daß er der Wahlurne fernbleibt. Daß hierdurch eine Fälschung des Bildes entsteht, liegt auf der Hand. Man sollte uns also mit einer so tönenden und abgenutzten Phrase endlich verschonen. Man darf im Gegenteil mit Dr. Pachnicke sagen: „Eine öffentliche Stimmabgabe führt gar zu leicht zur Korruption."

5. Fürst Bülow: „Es steht nach wie vor fest, daß die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen dem Staatswohl nicht entsprechen würde." (Wegen des befürchteten Eindringens der Sozialdemokratie.)

Abg. Träger erwiderte im voraus: „Dieser Grund läßt mich kalt, denn es handelt sich hier um keine Nützlichkeitsfrage, sondern um eine Frage des Rechts und der Gerechtigkeit, eine soziale Frage." Es sei außerordentlich gefährlich, meinte er treffend, eine so große Partei vom Parlamente auszuschließen und sie auf der Straße debattieren zu lassen. „Wie kommt man dazu," fragte Abg. Korfanty, „ganze Bevölkerungsklassen, speziell die Arbeiter, von der Betätigung ihres Wahlrechts auszuschließen?" Obendrein

hat doch gerade die letzte Reichstagswahl bewiesen, daß die „Gefahr" wesentlich nur in der Einbildung besteht! Gleiches Recht für alle, also gleiches Wahlrecht! rief Träger. Dieses und die Sicherung der freien Stimmabgabe bleiben das logische und ethische Ziel; denn auch wir haben eine Feststellung zu treffen — sie lautet mit Trägers Worten: Das Pluralwahlrecht ist nur ein Palliativmittel. „Sobald in einem Staate ein Bürger mehr Wahlrecht hat als ein anderer, ist die Gerechtigkeit nicht durchgeführt."

Besondere Gerichtshöfe für Jugendliche.

Von Gustav Klemm (Dresden).

I.

Es gilt eine Hilfe zu suchen und eine Einrichtung zu schaffen für diejenigen vom Schicksal hart betroffenen Jugendlichen, welche überall übrig sind, denen ein inniger und fester erziehlicher Anschluß und Einfluß fehlt, die ihre eigene sittliche Verderbnis nicht erkennen und schließlich arg entgleisen. Der Aufgabe nachzugehen gebietet nicht bloß das Mitleid mit diesen Kindern, sondern auch die Pflicht der Fürsorge für die Normalen und Hoffnungsvollen, denen man die für das Fortschreiten hinderlichen und hinsichtlich der Gewissensbildung niederreißenden Einflüsse der Verdorbenen gern fernhält.

Die traurige Tatsache, daß im Deutschen Reiche jährlich über 50000 Jugendliche von 12—18 Jahren mit Gericht und Gefängnis in Berührung kommen, ist das Ergebnis einer verkehrten Methode in der Behandlung der moralisch Anstößigen. Gegen Kinder, die wegen Straftaten angezeigt sind, geschieht bei uns das für die mit schriftlichen Eingängen und Akten überbürdeten Behörden unserer immer größer werdenden Gemeinwesen schnellste Erledigen, das schriftliche, bureaukratische Verfahren von Amtsstelle zu Amtsstelle, das aber für den Hilfe und Leitung brauchenden Jugendlichen in vielen Fällen zu einem langsamen Versagen wird. Es kann vorkommen, daß die Akten über ein Kind folgenden Weg gehen: Polizeiamt — Schulamt — Armenamt — Schulamt — Armenamt — Schulamt — Schuldirektion — Schulamt — Polizeiamt — Schulamt — Amtsgericht — Schulamt — Armenamt — Schulamt — Amtsgericht — Schulamt — Polizeiamt — Schulamt — Amtsgericht.

Der gute Wille und die Gewissenhaftigkeit derer, die über den jungen Missetäter zu verfügen haben, werden durchaus nicht bezweifelt, aber als nichtsnutzig für den Jugendlichen werden die von Monat zu Monat immer dicker werdenden Akten erklärt, das mit so viel Schreiberei verbundene übliche Verfahren, während die mit sich und der Umgebung ringende schwache Kindesseele einer festen, nachhaltigen Leitung bedarf oder nach irgend einer Befriedigung, nach einem Anhören, Verstehen und Anschluß hungert und dürstet. Und was soll dann, wozu es leider schließlich kommt, ein ins Gefängnis führender Strafvollzug nützen, der mechanisch, handwerksmäßig, herzlos seinen Gang geht? Beamte, die das straffällig gewordene Kind nie gesehen, denen es auch kein Leid getan, geben es als Gegenstand der Bestrafung einer dem andern weiter. Wer aber als junger Mensch aus der ihm angehörenden menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen wird, richtet sich schließlich auf dieses Ausgestoßensein ein und fühlt sich nicht verbunden und gebunden an die sittlichen Normen der andern. „Mir ist ungeheuerlich zumute, wenn ich daran denke, welch himmelschreiende Schuld das heutige Rechtsleben auf sich lädt, wenn es so, wie es geschieht, in der Behandlung der jugendlicher Verbrecher fortfährt", sagt Geheimer Regierungsrat Krohne. Die Erkenntnis, daß anders verfahren werden muß, ist allgemein.

Unsre deutschen Richter sind mit der Verhängung von Gefängnisstrafe gegen Jugendliche zurückhaltender geworden, stellen die Frage nach der Einsicht aufs gewissenhafteste und begnügen sich in vielen Fällen mit einem Verweis, der aber auf das Kind wenig, namentlich nicht dauernd wirkt. In steigender Zahl wendet man den Strafaufschub an. Aber zur Hauptsache, zur Aenderung und Besserung der das Kind verderbenden Umgebung, zum Aufrichten von Stützen für seinen haltlosen Charakter kommt es in zu wenig Fällen. Und gerade das haben die Amerikaner der Vereinigten Staaten in für die ganze Welt vorbildlicher Weise herzhaft in Angriff genommen durch ihre Jugendgerichte (juvenile courts), die zurzeit in 24 Staaten der Union bestehen. Großbritannien hat die Einrichtung in Birmingham, Dublin, Cork und Belfast nachgeahmt, und es besteht die Absicht, sie allgemein einzuführen. In Norwegen hat man seit dem 1. September 1900 durch die Einrichtung des Schutzrates (Fürsorgerat, norw. Vaergeraad) etwas ganz Aehnliches geschaffen.

Die Kindergerichte beruhen auf der Erkenntnis, daß die Missetaten Jugendlicher einen Mangel an Erziehung, Fürsorge, gutem Beispiel und zweckdienlicher Umgebung bedeuten und daß mehr der Anfang als das Ende der Laufbahn eines jungen Missetäters zu untersuchen ist. Sie machen den Erziehungspflichtigen, wenn ihnen das straffällig gewordene Kind auf Probe wieder übergeben wird, eine größere Wachsamkeit und Gewissenhaftigkeit zur Aufgabe; in manchen Fällen wird das Kind einer andern Familie, einem Verein, dem Waisenhaus oder einer Besserungsanstalt (industrial school) anvertraut, in jedem Fall aber wird es außerdem unter die Aufsicht und Fürsorge des Jugendgerichts gestellt. Vorsitzender desselben ist ein hierfür besonders veranlagter Richter, der durch Aufsichts- oder Ueberwachungs- oder Bewährungsbeamte (probation officers) unterstützt wird. Dem vielgenannten Jugendrichter Benjamin Lindsay in Denver (Colorado) stehen drei Ueberwachungsbeamte zur Seite, welche ausführende Polizeigewalt besitzen und durch deren Hände alle Klagen gegen Kinder gehen. Belanglose Fälle erledigen sie mit einer Anzeige und Verwarnung an die Eltern. Bei leichteren Vergehen werden die Kinder möglichst an demselben Tage nachmittags 5 Uhr vom Richter Lindsay behandelt. In schweren Fällen werden die Kinder in der sogenannten Haftschule (detention school), die unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers und seiner Frau steht, einstweilen untergebracht, bis das schlimme Vergehen untersucht ist und das Kind vor den Jugendrichter zu kommen hat. In jedem Fall erklärt der Richter dem Kind, daß er das beste Vertrauen zu ihm habe, daß es Beweise seines guten Willens geben müsse und jeden zweiten Sonnabend vor dem Kindergericht mit guten Zensuren anzutreten habe. An diesen Sonnabenden vormittags während der Schulzeit sitzt der Richter mit den Jungen an dem Tisch (die wenigen Mädchen haben am Freitag zu kommen und die schon erwerbstätigen Jugendlichen werden zu einer Abendsitzung bestellt), öffnet ihnen die Augen über ihre Bürgerpflicht und über die Ordnungen im Zusammenleben mit vielen und verpflichtet sie, auch jede Ungesetzlichkeit unter ihren Kameraden zu verhindern. Nach der Ansprache werden sie der Reihe nach aufgerufen, um über ihre Zensuren im Betragen und Schulbesuch, die der Richter einen Tag vorher von den Schulleitern auf einem Formular zugeschickt bekommen hat, das Urteil zu hören. Der eine der Aufsichtsbeamten stellt die Liste der zu überwachenden Kinder für die nächsten 14 Tage zusammen, weil manche wegen guter Führung ausgeschieden, andre dazugekommen sind. Wenn ein Kind zum ersten Male vor den Richter kommt, sind außerdem nur der Ueberwachungsbeamte, durch dessen Hände die Klage ging, die Eltern und der Kläger oder Geschädigte gegenwärtig. Die Tagespresse berichtet nicht über die Verhandlungen.

Der Einrichtung der Jugendgerichte steht ergänzend

und helfend zur Seite die Gerichtsbarkeit über die Eltern und sonstige Erwachsene, die zur Obhut über die Kinder verpflichtet sind. Das Gesetz macht jeden Erwachsenen verantwortlich, der ein Kind zu einem Vergehen anstellt oder ermutigt. Die Folgen sind: Verhör der Erwachsenen vor dem Jugendrichter und im Schuldfall Geldstrafe bis zu 1000 Dollar oder Gefängnis bis zu 1 Jahr oder beides zusammen.

Die amerikanischen Jugendgerichte üben eine bedeutende moralische Wirkung auf die ihnen unterstellten Jugendlichen bis zu 16 Jahren und auf Erwachsene aus. In Denver z. B. ist die Abnahme der Diebstähle ganz auffällig. Rückfall kommt bei den unter Ueberwachung stehenden Kindern nur selten vor. Mit den moralischen Erfolgen gehen Hand in Hand die großen Ersparnisse an öffentlichen Geldern.

II.

Der Wunsch nach Einführung der Kindergerichte in Deutschland wird bei uns immer lebhafter. Bei dem vortrefflich geschulten deutschen richterlichen Beamtenstand mit den vielen intelligenten Unterbeamten könnte die neue Einrichtung aus der bisherigen Praxis ohne große Schwierigkeiten herauswachsen. Für die Jugendinteressen begeisterte Vormundschaftsrichter könnten sich unter Zustimmung der Oberbehörde geeignete Unterbeamte als Helfer wählen, oder wo ein dazu geeigneter Schulmann und ein Arzt unter Verminderung ihrer sonstigen Berufspflichten sich bereit finden, könnten sie des Vormundschaftsrichters rechte Hand sein und die planmäßige Ueberwachung der betreffenden Kinder und ihrer Eltern oder Pfleger in die Wege leiten. Diese Ueberwachung, die nur aus Interesse an der Jugenderziehung und niemals als nebenamtliche Last übernommen werden dürfte, würde, je nachdem die Personen dafür Neigung haben und zur Verfügung stehen, hier von manchem Armenpfleger, dort von geeigneten Polizeibeamten, hier von Mitgliedern des Vereins für Jugendfürsorge oder des Kinderschutzvereins, dort von Mitgliedern einer religiösen Gemeinschaft, hier von einem Bildungsverein, dort von einigen Schulmännern oder von sonst erzieherisch tätig sein wollenden, einschließlich hierfür besonders begabter Frauen übernommen werden. Zweifellos würden sich dem Jugendgericht, das die Sympathie aller Bevölkerungsschichten für sich hätte, und nachdem in Versammlungen, in Kirchen und Tagesblättern öffentlich dafür aufgerufen wäre, tüchtige Kräfte zur Ueberwachung in genügender Zahl zur Verfügung stellen. Auf Wunsch könnten sie nach einigen Jahren von andern abgelöst werden. Daß der Vorsitzende und eigentliche Leiter der Jugendgerichtssitzungen in Zukunft, wenn sich die Einrichtung genügend entwickelt haben wird, nicht gerade ein Jurist sein muß, sondern ein durch Begabung und außergewöhnliches Geschick hervorragender Erzieher sein kann, ist auch die Ansicht des Jugendrichters Lindsay. Der Erfolg der Tätigkeit eines Jugendrichters hängt gar nicht von der scharfsinnigen Anwendung von Gesetzesparagraphen ab, sondern daß er mit seinen Helfern dem Sumpf auf den Grund geht, die verderblichen Einflüsse ausscheidet: Ungeschick der Eltern, schlechte Behandlung, Entbehrung, Ueberanstrengung, Mangel an Schlaf, gefährlichen Umgang, schlechte Lektüre, Alkoholgenuß. Dagegen muß der Jugendrichter Stützen für den schwachen jungen Menschen zu finden wissen, zu allernächst bessere Aufsicht seitens der Erziehungspflichtigen zu erreichen suchen, deren guter Wille aufzurichten, deren Ehrgefühl und Selbstachtung anzuspornen, deren Glaube an schließliche Erfolge in der ausdauernden und nachdenklichen Leitung der Kinder und im hingebenden freundlichen Umgang mit ihnen zu stärken ist. In vielen Fällen wird eine geeignete Person im Hause, in der Nachbarschaft, in der Schule, aus einem Verein zur Uebernahme der Kontrolle verpflichtet werden müssen.

Zur möglichsten Entbehrlichmachung des Jugendgerichts hat die Pädagogik für die Zukunft eine ausführliche, mit Uebungen verbundene Einführung der Schüler in die Eigentums- und Gemeinschaftswerte auszubilden, so daß die Jugend ein klares Verständnis der gemeinnützigen Ordnungen unsres Kulturlebens erhält. Zweitens hat die Gemeinde, besonders die großstädtische, reichlich für Turn-, Spiel- und Sportgelegenheit, im Winter für Rodelbahnen Sorge zu tragen, daß die Lust der Jugend an mutigen, verwegenen Leistungen sich ausleben kann. Drittens hat das Jugendgericht selbst von Zeit zu Zeit die belehrendsten Fälle ohne Nennung der Täter, aber mit Angabe der Mittel und Wege der Verhütung weiterer Vergehen durch die Tagespresse zur Kenntnis der Bewohner zu bringen. Auch soll das Jugendgericht zu bestimmten Stunden der Woche die Auskunfts- und Hilfsstelle für freiwillig gemeldete Fälle sorgenvollster sittlicher Erziehung sein.

Wer möchte noch behaupten, daß bei uns die Einführung der Jugendgerichte nicht notwendig oder nicht möglich sei? Reichlich genug sind in Versammlungen und Schriften die Nachteile des alten Strafverfahrens dargelegt und die Vorzüge des neuen Systems der Behandlung Jugendlicher erörtert worden. Unser Kaiser hat sich von dem deutschen Konsul in London ausführlich Bericht über die Einrichtung des Kindergerichtshofes in Birmingham erstatten lassen. In der „Deutschen Juristenzeitung“ tritt seit Jahren Amtsgerichtsrat Dr. Köhne-Berlin für eine Aenderung der Behandlung jugendlicher Missetäter ein, Strafrechtslehrer Prof. v. Liszt fordert nachdrücklich ein gesondertes Verfahren gegen straffällig gewordene Schulkinder, Staatsanwalt Dr. Wulffen-Dresden tritt in seinen „Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafvollzugs“ warm für ein pädagogischeres Einwirken auf minderjährige Gesetzesübertreter ein. Jugendgerichte verlangt der Kriminalpolitiker G. von Rohden-Düsseldorf in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ 1907, ferner Berthold Freudenthal in seiner Abhandlung über „amerikanische Kriminalpolitik“, Landgerichtsrat Kuhlemann-Bremen auf dem Kongreß für Kinderforschung in Berlin, die „Juristische Gesellschaft“ in Berlin, der 28. Deutsche Juristentag in Kiel 1906. Dr. Baernreither gibt in seinem Werk „Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika“, auch Stadtrat Dr. Münsterberg-Berlin auf der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit zu Eisenach 1907 der amerikanischen Einrichtung, aus eigener Anschauung kennen gelernt, den Vorzug. Oberlehrer Ernst Hahn-Dresden hat schon 1892 in mehreren Zeitungsartikeln Kindergerichte gefordert, und die diesjährige Hauptversammlung des Hannoverschen Lehrervereins wünschte den Ausbau unserer Vormundschaftsgerichte zu Jugendgerichten. In Haspe in Westfalen ist im Einverständnis mit dem Oberlandesgerichtspräsidenten eine Art Jugendgericht in kleinem Umfang eingerichtet worden.

Nun möchten sich in Deutschland die maßgebenden Personen allenthalben zur Einführung des neuen Systems entschließen, um nicht gegen die vaterländische Jugend eine Unterlassungssünde sich zuschulden kommen zu lassen. Die Hauptwünsche seien hiermit noch einmal zusammengefaßt:

1. In jedem Amtsgerichtsbezirk ist ein Jugendgericht zu bilden, das aus einem Vormundschaftsrichter und zwei pädagogisch trefflich geeigneten Männern, wenn möglich einem Schulmann und einem Arzt, bestehen müßte. Diese drei Personen sind von Ueberwachungsbeamten zu unterstützen.
2. Der Jugendliche ist der Familie möglichst zu lassen, aber die Erziehungspflichtigen sind durch die Maßnahmen des Jugendgerichts und seiner Ueberwachungsbeamten tatkräftig in der Leitung der haltlosen Kinder zu unterstützen.
3. Wo von der Umgebung des Kindes eine dauernde sittliche Gefährdung zu befürchten ist, ist die Unterbringung in eine Erziehungsanstalt rasch vorzunehmen.

4. Gefängnisstrafe ist bei noch schulpflichtigen Kindern auszuschließen. Bei den schon konfirmierten Jugendlichen bis zum 16. Lebensjahre ist bei erheblichen Vergehen die bedingte Bestrafung in Verbindung mit Ueberwachung eines der ersten Mittel der Einwirkung. Im Rückfall ist als Unschädlichmachung die Internierung anzuwenden. Statt Untersuchungshaft ist die vorläufige Unterbringung in eine Erziehungsanstalt vorzunehmen.
5. Die Verhandlungen des Jugendgerichts sind zwar öffentlich, aber es ist nur denen die Anwesenheit gestattet, die ein besonderes Interesse an dem Fall auszudrücken vermögen.
6. Trotz der Schwere der Vergehen müssen alle Personen, die mit dem Jugendlichen zu tun haben, in ihm den Eindruck erwecken, daß man das Vertrauen zu ihm habe, er werde sich besinnen und seinem Leben eine andere Richtung geben.

Streiflichter.

Unsoziales aus Frankfurt a. M.? Aus Frankfurt a. M. wird uns geschrieben: Eine ethisch-soziale Frage hält hier zurzeit die Bürgerschaft in einer Aufregung, die man der „Handelsstadt", als welche Frankfurt nun einmal in erster Linie gilt, auswärts kaum zutrauen wird. Es handelt sich um Folgendes: Seit undenkbarer Zeit hat die Stadt Frankfurt die an wichtigen Punkten des Verkehrs belegenen Zeitungskioske gegen eine geringe Anerkennungsgebühr an Leute vermietet, die sich schlecht und recht mit dem Verkauf von Zeitungen und Zeitschriften ernähren. Vor etwa einem Jahre wurde ein solcher Kiosk an einen Groß-Unternehmer verpachtet, der schon aus dem Bahnhofsbuchhandel große Reichtümer zieht. Die seitherige Pächterin wurde vertrieben, was in der Bürgerschaft starke Mißstimmung fand, die sich zu einer Interpellation in der Stadtverordneten-Versammlung verdichtete. Der Magistrat versprach, keine solche Aenderung mehr vorzunehmen, ohne sich mit der Stadtverordneten-Versammlung zu verständigen.

Vor einigen Wochen erhielten nun sämtliche Zeitungsverkäufer ein Schreiben von seiten dieses Großunternehmers, nach welchem er die sämtlichen Kiosk's ab 1. April auf 12 Jahre gepachtet habe! **Er** kündigte den seitherigen Inhabern, stellte ihnen aber frei, bei ihm als Verkäufer bezw. Verkäuferinnen in Dienst zu treten. Als dieses Abkommen bekannt wurde, bemächtigte sich der Bürgerschaft eine unglaubliche Erregung, namentlich, als man die Einzelheiten erfuhr, wie z. B. die Tatsache, daß eine Frau betroffen wurde, die 40 Jahre lang den Kiosk inne hat (anfangs als Verkäuferin für ihre Mutter) und jetzt vier Kinder durch den Verkauf ehrlich ernährt. Man fand es unerhört, daß nicht einmal die Stadt es der Mühe wert fand, selbst der Frau zu kündigen oder sie bei Vergebung der Pacht mitkonkurrieren zu lassen, vielmehr das Geschäft dem Groß-Unternehmer konkurrenzlos überließ. Die Presse todte förmlich und die sozialdemokratische Fraktion brachte eine Interpellation in der Stadtverordneten-Versammlung ein, die den sensationellen Erfolg hatte, daß die ganze Linke, vor allem unsere starke demokratische Partei, das unsoziale Vorgehen des Magistrats derart brandmarkte, daß kein einziger Stadtverordneter wagte, ein Wort zugunsten des Magistrats zu sagen. Es wurde der Beschluß mit erdrückender Mehrheit gefaßt: den Vertrag zwischen der Stadt und dem Groß-Unternehmer dem Rechtsausschuß zu unterbreiten, damit er wieder gelöst werde!

Solch eine Lektion ist dem Magistrat wohl noch nie erteilt worden. Wenn der Vertrag nicht gelöst wird, ist die Verwaltung der Stadt Frankfurt als unsozial bloßgestellt, weil sie mitleidlos schwache Existenzen von ihrem Erwerb jagt, um die Bequemlichkeit zu haben, die Kiosk-Frage mit einem „zahlungsfähigen" großen Unternehmer abwickeln zu können! Aber daß die ganze Bürgerschaft von dem Schicksal einiger Zeitungsverkäufer und -Verkäuferinnen so in ihren Tiefen aufgewühlt werden konnte, stellt ihrem sozialen Griffe ein glänzendes Zeugnis aus. Man kann nur wünschen, daß dieser die Bürgerschaft ehrende Geist auch etwas auf den Magistrat abfärben möge!

Ein Mitglied der Frankfurter Abteilung der D. G. E. K.

* * *

Sorgen, nicht Sühnen. Am 30. Januar trat in Frankfurt a./M. der neue Jugendgerichtshof zur ersten Sitzung zusammen. So erfreulich die Tatsache an sich ist, so bedauerlich ist die Art und Weise, wie die Verhandlungen (laut Bericht der Nr. 30 der „Frankfurter Zeitung" Abendblatt) geführt worden sind.

Der Präsident des Oberlandesgerichts betonte in seiner Eröffnungsrede mit besonderem Nachdruck, daß die wesentliche Aufgabe der Jugendgerichte darin bestehen müsse, „die Straftat zu sühnen", und empfahl, wenn nachgewiesenermaßen der Angeklagte die erforderliche Einsicht besessen, eine harte und gerechte Strafe. Die erziehliche Bedeutung der Jugendgerichte wurde nur insofern gestreift, als unter Umständen eine Ueberweisung an die Fürsorgeerziehung zu erfolgen habe. In der ganzen Rede kein Ton wahrer Menschlichkeit, kein Wort über die tragische Notwendigkeit, die den Jugendgerichten zugrunde liegt, über die bedeutungsvolle sozial-ethische Aufgabe, die diese Neuschöpfung zu lösen haben wird. Würde es sich wirklich nur um Durchführung „harter und gerechter" Strafen handeln, wahrlich, wir könnten auf Jugendgerichte verzichten, denn nach dieser Richtung hin ist, weiß Gott, genug geleistet worden! Der Sinn und Zweck des Jugendgerichts besteht doch gerade darin, nicht das Strafgesetzbuch walten zu lassen, sondern die menschliche Einsicht, den pädagogischen und psychologischen Scharfsinn anstelle des toten Paragraphen zu setzen. Es soll sich bemühen, Mittel und Wege zu finden, den Verirrten wieder auf den richtigen Weg zu führen mit Hilfe einer erziehlichen Beeinflussung. In den Vereinigten Staaten hat man diesen Weg längst betreten, wie von allen Eingeweihten behauptet wird, mit dem besten Erfolge. Die Jugendlichen werden dort vom Gericht einem Schutzpatron oder einer Schutzpatronin anvertraut, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite steht, sie, wenn nötig, einer gefährlichen Umgebung entzieht und sie in geeigneten Familien auf dem Lande oder in kleinen Städten unterbringt. Da es sich in den meisten Fällen, die für die Jugendgerichte in Betracht kommen, um Kinder aus verwahrlosten Verhältnissen handelt, so wird sich ohne Zweifel diese Art der Fürsorgeerziehung*) als die zweckmäßigste Handhabe erweisen, auch haben ja unsere Vormundschaftsgerichte bereits nach dieser Richtung hin in dankenswerter Weise vorgearbeitet. Um dieses System aber praktisch durchzuführen, bedarf es des Interesses und der Mitarbeit der gesamten Bürgerschaft und besonders der Frauen der gebildeten Stände. Es bedarf einer großen Anzahl verständiger und einsichtiger Vormünderinnen, die es sich angelegen sein lassen, mit Familien auf dem Lande und in kleinen Städten in Verbindung zu treten, die bereit sind, Fürsorgezöglinge zu übernehmen. Auch hier sind bereits Anfänge gemacht, aber sie sind, in Anbetracht der immer gewaltiger zunehmenden Verwahrlosung, fast ganz bedeutungslos. Es gilt eine große Organisation zu schaffen, die die Bürger der Großstadt und

*) Die Unterbringung in großen Fürsorgeerziehungsanstalten erweist sich nach Aussage der Eingeweihten immer mehr als eine sehr bedenkliche Maßregel.

der Kleinstadt vereint zu umfassender und nachhaltiger Jugendfürsorge. Frage sich jeder, besonders jede Frau, die diese Zeilen liest, ernsthaft, ob es ihr nicht möglich wäre, einen Teil ihrer freien Zeit einer Vormundschaft über ein verlassenes und gefährdetes Kind zu widmen.*) Das ist die beste Vorbeugetätigkeit, und auch der richtige Weg zur Förderung der Jugendgerichte, denn je mehr sich die Besitzenden durch persönlichen Einblick in die Verhältnisse der Volksjugend und in deren gefährdete Lebenslage orientieren, desto besser werden sie in der Lage sein, Mittel und Wege zu ersinnen, um dem sittlichen Jugendelend zu steuern. Dank dieser praktischen Lebenskunde wird es auch möglich sein, immer mehr geeignete Persönlichkeiten zu den Jugendgerichten heranzuziehen, sodaß hoffentlich in Zukunft die Fälle immer seltener werden, da man Kinder von 13 Jahren, die Gegenstände im Werte von einer Mark entwendet haben, zu dreitägiger Gefängnisstrafe verurteilt, wie es leider am 30. Januar in Frankfurt geschehen ist.

L. J.

• • •

Max und Moritz. Diesmal aber nicht von Wilhelm Busch's sonnigen Humorsgnaden, sondern ein ernstes Paar, das Dr. Curt Adel-Musgrave unter der Marke: „Zwei Verstoßene" in der Frankf. Zeitung Nr. 19 v. 19. Januar 1908, dem öffentlichen Gewissen des deutschen Volkes empfiehlt. Max und Moritz Goldstein sind — um es kurz zu sagen — zwei Kinder von jetzt 14 und 12 Jahren, die, von ihrem Vater systematisch durch Mißhandlungen zum Diebstahl gezwungen, in Frankfurt a. M. zu 3, bezw $1^1/_2$ Jahren Gefängnis verurteilt worden sind, und diese „Strafe" z. Z. in den Isolierzellen des Gefängnisses zu Preungesheim verbüßen. Der Verfasser macht uns als Pädagoge mit ihnen bekannt und spricht seine Ueberzeugung aus, daß die Kinder, obwohl sie die Straftaten begangen haben, unschuldig sind; sie haben stets nur widerstrebend dem brutalen Zwange des Vaters gehorcht. Er ruft zu einem Appell an den Kaiser auf, zur bedingten Begnadigung der Kinder und zu ihrer Ueberweisung an eine Fürsorge-Erziehungsanstalt (die nebenbei der heißeste Wunsch der Kinder ist). Er schreibt:

„Auf Grund meiner Erfahrung auch mit entgleisten Kinder kann ich die Versicherung geben, daß beide Knaben im Grunde ihres Herzens nicht schlecht sind und daß sie sich sehr wahrscheinlich zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft erziehen lassen.

Und wenn man sie im Stich läßt? Dann hocken sie Tag für Tag und Nacht für Nacht zwischen diesen öden Grabesmauern, bis sich die Tage zu Wochen und Monaten und Jahren zusammenballen. Der Wunsch, ein guter Mensch zu werden, schwindet allmählich, denn die Lebenskraft, die trotz aller Not und Entbehrungen noch in ihnen steckt, wehrt sich gegen die drohende geistige und körperliche Vernichtung und zwingt ihre jugendliche Seele, sich zu verkapseln. Sie werden stumpf. Sie müssen stumpf werden, um ihr schreckliches Schicksal ertragen zu können. Es wäre grausam, sie vor dieser Verstumpfung retten zu wollen. Aber während all dieser Zeit seelischer Ermüdung arbeitet das Unterbewußtsein ihres hochentwickelten Gehirns und dort bildet sich eine später nicht mehr zu verlöschende Erkenntnis, die das Fundament ihres ganzen späteren Daseins sein würde: „Der Gott, der dich geschaffen hat, hat es nicht gut mit dir gemeint. Die Welt, die dich in zartester Kindheit gleich einem Aussätzigen verstieß, war überaus grausam. Wenn du das Gefängnis verläßt, werden Gott und Welt wiederum grausam sein. Also trachte darnach, dich möglichst nachdrücklich zu rächen!"

Das ist der Einfluß jener steinernen Grabeswände, gegen welchen die jugendlichen Seelen nicht ankämpfen können. Unschuldig betraten sie diese Zellen. Als entschlossene Verbrecher würden sie herauskommen."

Kann der Artikel unseres Mitarbeiters über Jugendgerichtshöfe in dieser Nummer eine deutlichere praktische Illustration erfahren?

*) Anmeldungen nimmt entgegen für Berlin der Verband für weibliche Vormundschaft, Gendarmenmarkt, im französischen Dom. Der Mangel an Vormünderinnen ist angesichts des heutigen Kulturzustandes geradezu beschämend und zeugt von einem bedenklich geringen Grad von sittlichem Verantwortlichkeitsgefühl in weiten Kreisen unserer Frauenwelt.

Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K.

Vom 7. bis 9. Dezember 1907 in Berlin.

(Altstädter Hof.)

Anwesend: als Bevollmächtigte des Hauptvorstandes: Geheimrat Prof. Foerster, Prof. Dr. Döring, Paul Jaffé, Dr. Penzig, Prof. Haacke. Als Bevollmächtigte der Abteilung Berlin: G. Spiller, Dr. A. Levy, Prof. Bruno Meyer, Fräulein L. Jannasch, Dr. Kronenberg, Dr. Immanuel Lewy, Fräulein B. Peiser, H. Salinger. Für Abteilung Breslau: Justizrat Marcuse. Für Abteilung Stuttgart: H. Stamm. Für Abteilung Frankfurt a. M.: Dr. Pfungst. Für Abteilung Wiesbaden: Dr. Pfungst. Für Abteilung Heidelberg: Prof. Foerster. Für Abteilung Magdeburg: Th. Dichenstig. Für die österreichische „Ethische Gesellschaft": Wilhelm Börner. Als Gäste nahmen teil: Frau Justizrat Marcuse-Breslau, Frau Spiller, Herr Friederici-Berlin, Prof. Knorre-Berlin und andere Mitglieder.

Die Tagesordnung ist folgende.

1. Rechenschaftsbericht } des Hauptvorstandes.
2. Kassenbericht }
3. Bericht über die Versammlung in Eisenach (Juli 1906) und die Erneuerung des internationalen ethischen Bundes.
4. Bericht über den Deutschen Bund für weltliche Schule und Moralunterricht, sowie über die Vorbereitung eines internationalen Kongresses für moralische und soziale Erziehung (Moralpädagogik) zu London 1908.
5. Beratung über die sonstige Wirksamkeit der ethischen Bewegung in Deutschland, sowie deren Förderung und Vertiefung.
6. Die Modalitäten und die Grenzen des Zusammenwirkens der D. G. E. K. und ihrer Abteilungen mit anderen Bestrebungen, Vereinigungen und Institutionen für pädagogische, sozialethische und wirtschaftliche Reformen.
7. Normativbestimmungen für die Abteilungsvorstände.
8. Antrag Börner-Wien betr. die Zeitschrift „Ethische Kultur".
9. Wahl des neuen Hauptvorstandes.
10. Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag.

1. Herr Geheimrat Foerster erstattet den Rechenschaftsbericht namens des Hauptvorstandes. Er gedenkt zunächst mit warmen Worten der seit der letzten Jenaer Tagung verstorbenen Mitglieder, insbesondere des Justizrats Stern. Die Versammlung ehrt das Andenken derselben durch Erheben von den Sitzen. Er berichtet ferner über das Schicksal der durch die Gesellschaft an den Reichstag gerichteten Petition betr. Schädigungen durch das Wett- und Totalisatorwesen. Einen unmittelbaren Erfolg habe sie leider nicht gehabt. Der Vorstand werde die Sache aber im Auge behalten. Ferner sei auch eine Enttäuschung zu verzeichnen bei den Plänen, einen Kolonialkongreß zusammenzurufen, und bei den weiteren Absichten, die Organisation des Nachrichtenwesens bei seiner plutokratischen Finanzierung auf den ethischen Grund der Wahrhaftigkeit zu stellen. Leider seien auch diese Versuche gescheitert. Die Begründung eines internationalen Organs der Kritik über das Nachrichtenwesen sei zunächst dem Internationalen Ethischen Bunde überlassen worden. In Paris habe sich die Conciliation internationale gebildet mit dem Motto: pro patria per orbis concordiam! Der Senator d'Estournelles de Constant und Léon Bourgeois seien dabei beteiligt. Redner berichtet ferner über seine Teilnahme am letzten (Münchener) internationalen Friedenskongreß. Auch dort sei eine stärkere Einwirkung der Ethiker zu wünschen. Ueber die Begründung und den Fortgang des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht, sowie über die Aktion des internationalen ethischen Bundes würden Spezialberichte erstattet werden.

2. Herr Paul Jaffé erstattet den Kassenbericht. Er gibt zunächst eine Uebersicht über die Verteilung der Lasten zwischen Zentralverwaltung und Abteilungen, insbesondere der Abteilung Berlin. Sodann verliest er die folgenden Ziffern und das Protokoll der Revisoren.

1905.

Zentralverwaltung

Einnahme:			
Beiträge der Abteilungen		1626 95	
Verlags-Konto		137 16	
Von einem Wohlgesinnten	500		
Legat des Herrn Cahn	300		
Anonym	100	900 —	
Ausgabe:			
Verlagskonto			462 16
Miete			175 —
Gehalt an den Bureauvorsteher			750 —
Bureaukosten			254 77
Transport		2663 11	1641 93

Transport	2663 11	1641 93
Gesellschaftstag 1905		160 —
Beitrag an das Internat. Sekretariat für 1½ Jahr		750 —
Beitrag an den Bund deutscher Frauenvereine		20 25
Kranz für Justizrat Stern		31 75
Unterbilanz aus 1904		3446 22
	2664 11	6050 15
Unterbilanz pro 1905	3386 04	
	6050 15	6050 15

Kassenbestand	80 34	
Abteilung Berlin Vorschuß		2600 —
Wanderrednerfonds		866 38
Unterbilanz 1905	3386 04	
	3466 38	3466 38

Abteilung Berlin.

Einnahme:

Beiträge aus 1905	3391 80	
abzüglich ⅓ an die Zentral-Verwaltung	1130 60	2261 20
Zinsen von der Deutschen Bank		16 25
Ablösung der Neujahrswünsche		19 —
Ueberschuß aus 1904		3225 25
		5521 70

Ausgabe:

Miete		525 —
Zeitungsfonds		937 05
Honorarfonds Zuschuß		97 10
Gehalt an den Bureauvorsteher		750 —
Bureaukosten		331 50
Beitrag an Verein Volkshygiene		10 —
Beitrag und Kranz, Schillerfeier		47 —
Gedächtnisfeier für Justizrat Stern		88 95
		2786 60
Ueberschuß für 1905		2735 10
		5521 70

Kassenbestand:	435 60	
Vorausbezahlte Beiträge 1906		100 50
Vorschuß an Zentral-Verwaltung	2600 —	
Geliehen von Justizrat Rothe		200 —
Ueberschuß für 1905		2735 10
	3035 60	3035 60

Vorstehenden Rechnungsabschluß haben wir geprüft und mit den Büchern übereinstimmend gefunden. — Die mit den Belägen angestellten Stichproben gaben zu keiner Erinnerung Anlaß. — Wir beantragen dem Kassenführer Herrn P. Jaffé Entlastung zu erteilen.

Berlin, den 3. Dezember 1907.

Albert Stern. Max Jacoby.

1906.

Zentralverwaltung

Einnahme:

Beitrag der Abteilung Berlin		1321 62
" " " Breslau		57 30
" " " Frankfurt		468 30
" " " Magdeburg		51 —
" " " München		75 —
" " " Ulm		10 —
" " " Wiesbaden		71 33
		2054 55
Verlagskonto		120 27
		2174 82
Unterbilanz pro 1906		2530 37
		4705 19

Ausgabe:

Verlagskonto		287 —
Miete		175 —
Gehalt an Bureauvorsteher		375 —
Gehalt an Generalsekretär		333 33
Bureaukosten		93 57
Gesellschaftstag		25 —
Beitrag für Volkshygiene 1906		10 —
Beitrag für den Bund deutscher Frauenvereine		20 25
Unterbilanz aus 1905		3386 04
		4705 19

Wanderrednerfonds

Bestand am 1. Januar 1906	866 38	
Einnahme 1906	55 —	
Ausgabe 1906		334 40
Bestand am 31. Dezember 1906		586 98
	921 38	921 38

Kassa-Bestand	356 61	
Abteilung Berlin Vorschuß		2300 —
Wanderrednerfonds		586 98
Unterbilanz pro 31. Dezember 1906	2530 37	
	2886 98	2886 98

Vorstehenden Rechnungsabschluß haben wir geprüft und mit den Büchern übereinstimmend gefunden. — Die mit den Belägen angestellten Stichproben gaben zu keiner Erinnerung Anlaß. Wir beantragen dem Kassenführer Herrn Jaffé Entlastung zu erteilen.

Berlin, den 3. Dezember 1907.

Albert Stern. Max Jacoby.

Abteilung Berlin.

Einnahme:

Laufende Beiträge 1906	3964 86	
abzüglich ⅓ an die Zentralverwaltung	1321 62	2643 24
Zinsen von der Deutschen Bank		24 80
Zuwendung von Herrn Albert Stern		200 —
Zuwendung von Herrn Dr. Philippson		20 15
Ablösung der Neujahrswünsche		31 25
Ueberschuß aus 1905		2735 10

Ausgabe:

Miete 1906		525 —
Zeitungsfonds		1619 10
Honorarfonds-Zuschuß		109 25
Gehalt an den Bureauvorsteher		1125 —
Bureaukosten		292 46
Kranz und Blumen als Erinnerung		13 —
	5654 54	3683 81
Ueberschuß für 1906		1970 73
	5654 54	5654 54

Kassenbestand	25 68	
Vorausbezahlte Beiträge 1907		151 95
Vorschuß an die Zentralverwaltung	2300 —	
Geliehen von Justizrat Rothe		200 —
Durchlaufende Posten (noch zu berichtigen)		3 —
Ueberschuß pro 1906 am 31. Dezember		1970 73
	2325 68	2325 68

Er erbittet die Indemnität des Gesellschaftstages für eine kleine Inkorrektheit, die in der Ausführung des § 22 vorgekommen sei, da die Revisoren nicht alle satzungsmäßigen Revisionen ausgeführt hätten. Es wird eine Finanzkommission eingesetzt, bestehend aus Herrn Justizrat Marcuse-Breslau, H. Stamm-Stuttgart, die am Montag berichten soll.

3. Geheimrat Foerster ruft die Geschichte des Internationalen ethischen Bundes in Erinnerung, der 1896 in Zürich begründet wurde mit einem — zunächst als Entwurf gedachten — Programm. Ein Vierteljahresbericht sei, zunächst unter Redaktion von Dr. F. W. Foerster, in drei Sprachen (englisch, deutsch, französisch) mehrere Jahre hindurch erschienen. Aus verschiedenen Gründen sei dann die Sache eingegangen, zum Teil durch Mangel an guten Berichten aus den verschiedenen Landesorganisationen, zum Teil auch wohl durch den Irrtum, daß die Redaktion glaubte, sich kritisch zu gewissen Auffassungen in den verschiedenen Ländern stellen zu sollen. Auf Anregung Stanton-Coits sei dann 1903 das Sekretariat nach London an Herrn G. Spiller übergegangen. Eine zweite internationale Versammlung habe nun im Sommer 1906 in Eisenach stattgefunden, deren Einzelheiten wohl noch in aller Erinnerung seien. Begründet worden sei dort aufs neue das internationale Sekretariat, diesmal für zwei Jahre mit dem Sitze in Berlin; Generalsekretär sei Herr Spiller geblieben.

Herr G. Spiller setzt den Bericht fort, zunächst noch über die Eisenacher Tagung. Einmütig sei eine leitende Verfassung des internationalen Bundes angenommen worden. Die Amerikaner hätten sich dies Frühjahr neu konstituiert und die Leitsätze des Bundes in ihr Programm aufgenommen. In das Exekutivkomitee sei an Stelle von Herrn Coit Herr Quilter eingetreten. Die Frage eines Kongresses über die Rassen- und Kolonialfrage, ebenso eines solchen über Moralunterricht sei vielfach beraten worden. Inzwischen hätten Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, England, Frankreich und Amerika die Verfassung angenommen.

Die Organisation des Bundes sei jetzt vollkommen, und einfach. Vorsitzender des Exekutivkomitees sei Geheimrat Foerster, der sich der Sache sehr hingebend gewidmet habe. Aber es fehle noch sehr an Korrespondenten in den verschiedenen Ländern, die sofort antworten, wenn sie gefragt werden. Der Sekretär habe inzwischen einen umfangreichen Bericht über Moralunterricht in 16 verschiedenen Ländern verfaßt; ferner einen Bericht über die sittliche Erziehung in den Schulen Deutschlands und der Schweiz, die er im Auftrage eines Londoner Komitees besucht habe. Dieser letzte Bericht werde binnen kurzem in englischer Sprache erscheinen. Mit Herrn Geheimrat Foerster habe Redner einen Artikel über die Volksschule Englands und Deutschlands verfaßt, der in vielen Tausenden von Sonderdrucken verbreitet worden sei. Der Vorstand des Bundes habe ferner ein Schreiben an das Präsidium der Duma betr. die Vermeidung von Gewalttätigkeiten gerichtet. Ueber die Friedensfrage seien Thesen vereinbart worden, die s. Zt. in der „Ethischen Kultur“ erschienen sind. Endlich habe ein kleines Komitee von drei Freunden einen Beitrag zur Reform des Geschichtsunterrichts gegeben, der auf dem Tisch des Hauses liegt. Weitere Ethisierung von Schulsachern sei in Aussicht genommen. Ueber die Probleme, die sich aus dem Zusammenstoß revolutionärer Ideen und Handlungen mit der Ethik ergeben, seien vorbereitende Erwägungen im Gange. Das Sekretariat habe ferner ein Litteraturverzeichnis der ethischen Litteratur zusammengestellt und in über 12000 Exemplaren verbreitet. Redner hofft, daß in wenigen Jahren die ethischen Organisationen sich immer enger zusammenschließen und auch Erfolge in der Umwelt haben werden. Der internationale moralpädagogische Kongreß für 1908 werde schon von einer sehr bedeutenden Anzahl von pädagogischen Führern auch außerhalb der ethischen Bewegung unterstützt. Der Kongreß solle parteilos sein; alles Dogmatische und Theologische sei ausgeschlossen. Im September 1908, etwa 4 Tage lang, solle die Tagung sein; wesentlich nur in englischer Sprache. Ein Bericht mit den Hauptreferaten werde gedruckt werden. Unter den Beratungsgegenständen seien: Begründung eines internationalen moralpädagogischen Journals und Einrichtung einer Zentralstelle für Moralpädagogik. Der Zweck sei, nicht zunächst die Ideen der ethischen Gesellschaften zu propagieren, sondern alle Fragen der sittlichen Erziehung frei von allen theologischen und antitheologischen Gesichtspunkten durchzusprechen.

Dr. Penzig verliest eine Karte von Herrn L. Katscher aus Bern, der für Verlegung des Kongresses in die 1. Augustwoche im Anschluß an den Friedenskongreß in London eintritt.

4. Frl. L. Jannasch berichtet über den Deutschen Bund für weltliche Schule und Moralunterricht, seine Begründung und fernere Arbeit.

Die konstituierende Versammlung für weltliche Schule und Moralunterricht fand im November 1906 unter dem Vorsitz von Dr. Penzig statt. Im Anschluß an die Beratung der Satzungen und die Vorstandswahl gab Herr Spiller-London einen Ueberblick über die Entwickelung der englischen Moralliga ab, und Herr Dr. Penzig betonte, daß die Aufgabe des Deutschen Bundes hauptsächlich in schöpferischer Arbeit bestehen müsse.

Bezüglich der Propaganda ist beschlossen worden, die zwanglosen Mitteilungen unter dem Namen „Mitteilungen &c....“ vierteljährlich erscheinen zu lassen, ferner Flugblätter in größerer Anzahl zu versenden und dieselben auch liberalen Blättern als Beilage beizulegen. Sieben Nummern der Mitteilungen sind bisher je in zirka 1500 bis 4000 Exemplaren versandt worden. Flugblatt Nr. 4 ist in 8000, die Broschüre Foerster-Spiller in 5000, Flugblatt Nr. 5 in 4000 Exemplaren versandt worden. Im Druck befindet sich ein Flugblatt, das die Reform des Geschichtsunterrichts in ethischem Sinne behandelt, eine Broschüre über Moralunterricht von Dr. J. Lewy sowie ein Flugblatt, das sich mit der Frage des Religionsunterrichts auseinandersetzt. Die Mitgliederzahl ist von 450 auf 980 gestiegen. Unter den Mitgliedern befinden sich Volksschullehrer in großer Zahl; aber auch Oberlehrer, Stadtschulräte, Professoren u. s. w. sind vertreten.

Die zahlreichen Zuschriften, die dem Bunde aus Lehrerkreisen zugehen, seien ein Beweis dafür, daß die Frage des Moralunterrichts in pädagogischen Kreisen immer lebhafter erörtert werde.

Die erste Generalversammlung des Bundes fand im Oktober 1907 in Charlottenburg statt; an dieselbe schloß sich eine gut besuchte Volksversammlung, in welcher drei Referate gehalten wurden über die Themata:

Warum verlangen wir Moralunterricht?

Warum Reform der Schuldisziplin?

Warum Durchdringung des gesamten Unterrichtes mit ethischen Gesichtspunkten.

Der Bund habe die Absicht, durch Vorträge in den verschiedenen Städten, in denen Mitglieder in größerer Zahl vertreten sind, einen Zusammenschluß derselben herbeizuführen. Die Vorstände der verschiedenen ethischen Gesellschaften würden gebeten, sich an dieser Zentralisation zu beteiligen durch Agitation von Seiten ihrer Vertrauensmänner. Von der Gründung von Abteilungen solle vorläufig abgesehen werden.

Die Finanzlage des Bundes sei kurz zusammengefaßt folgende:

Einnahme:		Ausgabe:
	1905. (1. September bis 31. Dezember.)	
1759,00 Mk.		744,10 Mk.
	1906. (1. Januar bis 31. Dezember.)	
1298,35 „		2332,60 „
	1907. (1. Januar bis 1. Dezember.)	
2042,57 „		1682,23 „
5099,92 Mk.		4758,93 Mk.
	Bestand am 1. Dezember 1907	340,99 „
		5099,92 Mk.

(Fortsetzung folgt.)

Sprechsaal.

Zum Rassenproblem. Sehr geehrter Herr! Das Bewußtsein einer edlen Rasse anzugehören gibt durchaus keine Antipathie gegen mindere Rassen bei richtiger Erziehung zur Liebe. Muß denn ein Reicher einen Armen, ein Gesunder einen Kranken hassen? Nein, aus dem Gefühle der Ueberlegenheit heraus wird er milde und gütig sein. Noblesse oblige. Gerade die alten Germanen waren verhältnismäßig menschenfreundlich gegen niedere Rassen — im Gegensatz zu Babyloniern, Karthagern usw. Die ganze Kultur beruht auf dem Gesetze der Differenzierung. Es gibt keine Gleichheit unter den Menschen. Keine „liberale“ Phrase wird die Naturgesetze ändern. Man kann „wahrhaft ethisch“ und „menschenverbindend“ sein ohne anzunehmen, daß ein Congoneger einem Bismarcke gleichsteht. Eine „humane Grundlage“ gibt es nicht, weil jede Rasse andere Vorstellungen über Humanität hat. Wenn die Juden jetzt anfangen zu empfinden wie die Arier, so kommt es nur daher, daß sie von ihnen diese Ansichten gelernt haben. Daß aber alle Angehörigen eines Landes möglichst moralisch zum reinen Ariertum (was etwas ganz anders ist als „Deutschtum“) hinaufgezüchtet werden sollten, ist auch meine Meinung. Nicht das Blut, sondern der Wille macht den Menschen. Wenn nur noch Edelmut vorhanden ist, hört aller Streit von selbst auf.

Hochachtungsvoll

Dr. Graevell

Heidelberg, Untere Neckarstraße 28.

* * *

Gewiß, die ganze Kultur beruht auf der Differenzierung. Es gibt keine Gleichheit unter den Menschen, es gibt Starke, Schwache, Begabte; Dunkelhaarige, Blondharige; Hartherzige, Selbstlose; Kinder, Greise; Handwerker, Kopfarbeiter; Fanatiker, Duldsame, Pflanzenesser und Fleischesser und tausenderlei Unterschiede zwischen den Menschen. Eine unendliche Differenzierung nach Intellekt, Geschick, Gemütsart, Körperbeschaffenheit; Beruf, Alter, Anschauung u. s. f.

Aber bei allem Spezifisch-Individuellen gibt es auch ein Generell-Gemeinsames: das Menschentum. Die Auffassung vom Menschentum ist nach Zeit und Ort verschieden. Aufgabe der ethischen Kultur ist es, einmal die verschiedenen Ansichten der verschiedenen Zeiten, Gemeinschaften und Personen über das Menschentum festzustellen, abzuwägen und zu bewerten, andererseits den Begriff des Menschentums weiter fortzuentwickeln und zu vervollkommnen und drittens für seine praktische Anwendung, Verallgemeinerung und Förderung zu sorgen.

Was ist reines Ariertum? Ist es vollkommenes Menschentum, nun dann nennen wir es lieber schlichter Menschentum; ist es weniger als das, warum sollen wir dann das geringere Ideal wählen und das Größere verwerfen?

Dr. Immanuel Lewy.

Vortragsreise.

In der zweiten Hälfte des März werde ich West- und Süddeutschland im Interesse der D. G. E. K. und des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht besuchen. Ich bitte, Wünsche betreffend Vorträge möglichst bald an mich richten zu wollen, um die Vortragstour möglichst fruchtbar und für die Abteilungen bezw. gesinnungsbefreundete Vereine möglichst billig zu gestalten. Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Etwaige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10–12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

☛ Der heutigen Nummer liegt ein **Prospekt** von **G. Tschirn, Breslau,** Feldstraße 10g, bei, worauf wir hiermit empfehlend hinweisen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Donnerstag, den 20. Februar, abends 8½ Uhr, Lesesaal der D. G. E. K. Unter den Linden 16: Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Prof. Dr. Bruno Meyer: Fichte, Bestimmung des Menschen (Reklam 1201/2). Jedermann willkommen.

Freitag, den 28. Februar, abends 8½ Uhr, Saal des Charlottenburger Schiller-Theater-Restaurants: Frl. Lilli Jannasch: „Elend und Luxus als Triebkräfte der Kultur." Diskussion. Eintritt für jedermann frei.

Donnerstag, den 31. März, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses in Berlin, Haupteingang Königstr.: Herr Dr. Grundscheidt, Stadt- und Kreisschulinspektor: „Die Grenzen der Gemeinschaftserziehung."

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Die öffentliche Lesehalle
der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Münzstraße 11,

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12–3 und 6–10 Uhr, Sonntags von 9½–1 und 5–10 Uhr. Bibliothek von mehr als 7000 Bänden — 37 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

1907: 92215 Besucher, über 34394 Buchbenutzungen.

Der Jahresbericht wird gern übersandt.

Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jaffé,** Berlin W. 35, Genthinerstr. 12 herzlichst erbeten.

Gleichzeitig bittet die Lesehalle um freundliche Nachricht, wer von unseren Freunden einen gut erhaltenen vollständigen Jahrgang der „Gartenlaube" 1906, einige vollständige und gebundene, auch ältere, Jahrgänge der „Fliegenden Blätter", neuere gbd. Jahrgänge von „Ueber Land und Meer" uns stiften könnte.

☛ **Dringend erbeten** ☚

aus unserem Leserkreise II. Jahrgang 1894 Nr. 31, 32, 33 apart von der „Ethischen Kultur". Im Voraus herzlichsten Dank.

Verlag für „Ethische Kultur", Wilhelmstr. 121, Berlin.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.
Die Redaktion.

Wenn die Natur ruft. Von Jack London. Autorisierte deutsche Uebersetzung von L. Löns. Hannover 1907. Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H.

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber. Band VIII: Der Handel von Richard Calwer. Band IX: Die Sprache von Fritz Mauthner. Band X: Der Architekt von Karl Scheffler. Band XI: Die geistigen Epidemien von Willy Hellpach. Band XII: Das Warenhaus von Paul Göhre. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening. Jeder Band kart. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. 2. Aufl. Berlin 1907. Verlag von Otto Liebmann. Geh. 3,50 Mk., geb. 4,25 Mk.

Was lehrt uns der Fall Joseph? Ein Mahnwort an Berlin W von einem Moralisten. Berlin 1907. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. W. 30, Nollendorfplatz 7. Mk. 0,50.

Arzt und Schulbetrieb. Gutachten deutscher Aerzte. Gesammelt vom Elternbund für Schulreform in Bremen. Herausgegeben von Fr. Steudel, Pastor an St. Remberti-Bremen. Leipzig 1907. Teutonia-Verlag. 1 Mk.

Meinungen. Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam. Leipzig 1907. Teutonia-Verlag.

Aus dem Verlage von Alfred Kröner in Leipzig:

Die Gemütsart Jesu. Von Jul. Baumann, ord. Professor der Philosophie an der Universität Göttingen. 1908. Mk. 1,60.

Verantwortlich für den Inseratenteil: **Kurt Michaelis in Berlin.** — **Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121.** — **Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121.** — **Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.**

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,50 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. März 1908.	Nr. 5.

Inhalt:

Juden und Arier.

„Wenn die Juden jetzt anfangen zu empfinden wie die Arier", — — dieses Juwel eines Satzteils habe ich mir erlaubt, mit Genehmigung der Redaktion, von der anspruchslosen Sprechsaal-Ecke der jüngsten Nummer dieses Blattes, wo es leicht übersehen ward, heraufzuholen und, wie es sich für Juwelen schickt, für alle Welt sichtbar, in die volle, helle Schaufenster-Beleuchtung von großen, an der Spitze prangenden Drucktypen zu rücken. Es wäre doch schade gewesen! —

Also fünfzig bezw. sechzig Jahre nach dem Tode Heinrich Heines und Felix Mendelssohn-Bartholdys, die die Klangfarbe des deutschen Volksgemüts, wie männiglich bekannt, mit am wunderbarsten zu treffen verstanden, gerade hundert Jahre, nachdem die edelste Auslese vornehm empfindender Menschen im Salon einer Rahel Levin sich zusammengefunden, fangen jetzt — vielleicht? — die Juden an zu empfinden wie die Arier? Wie merkwürdig, könnte man meinen, daß, als die Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt a. M., auch bereits vor sechzig Jahren, mit tiefer Bewegung einem Gabriel Rießer lauschte, ja als diese erlauchte Schaar den Juden Eduard Simson an ihre Spitze berief und ihn für würdig hielt, namens der Erwählten des deutschen Volkes dem Könige von Preußen die Kaiserkrone anzubieten, keiner etwas davon gemerkt hat, daß diese Leute keine Deutsche, keine Arier seien, sondern anders empfindende Fremde. Ja, als eine Anzahl hochgebildeter deutscher Männer im Zeichen Goethes nach einer dauernden Vereinigung strebte und für die Stellung des obersten Leiters nach einer besonders kongenialen, des großen Mannes würdigsten Persönlichkeit ausschaute, fanden die in Weimar versammelten Dichter und Denker wieder keinen Besseren, als den Juden Simson, der nebenbei auch auf Bismarcks eigenste Initiative die höchste richterliche Stellung im Deutschen Reiche bekleidete.

Dem als Jude geborenen, kürzlich verstorbenen Juristen Heinrich Dernburg wurde auch von Konservativen nachgerühmt, daß er einer der feinsten und tiefsten Kenner und Deuter germanischer Rechtsanschauungen gewesen sei. In jedem deutschen Zivil-Gerichtshof, sagte man, auf seine Werke weisend, sei er ein stiller Beisitzer gewesen.

Und Berthold Auerbach, der Dichter des Barfüßele? Wie seltsam, daß die Gothaische Hofgesellschaft, die nach der einschlägigen Memoirenliteratur den Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten umjubelte, bei dem früheren Talmudschüler von fremdem Empfinden nichts verspürte! —

Als Gottfried Keller entzückt von der Gemeinsamkeit ihres Denkens und Empfindens Moritz Lazarus das brüderliche „Du" anbot, — wie grob wäre wohl Keller geworden, wenn man ihm bedeutet hätte, der andere sei ein Mann fremder Rasse, ein Fremder?

Dergleichen Beispiele ließen sich unendlich vermehren. Was erläutern sie? Daß es heißt, die Wahrheit auf den Kopf stellen, wenn man zu verstehen gibt, daß die Juden „jetzt" anfangen zu empfinden wie die Arier, sie zeigen, daß derartige isolierende Begriffsbildungen wie „arisches Empfindungsleben" auf Menschen angewendet, die der heutigen Kulturgemeinschaft angehören, keine reale Basis haben und durch die Tatsachen fortwährend widerlegt werden. Es ist mir im Grunde herzlich gleichgiltig, welcher Rasse ich entstamme, aber nicht gleichgiltig ist es mir, welcher Nation ich mich heute zuzuzählen habe. Auf die Frage nach dem Wesen des nationalen Zusammenhanges antwortete Lazarus: „Geistige Gemeinschaft"! Und diese ist unabhängig von der Abstammung. Darum durfte auch Steinthal seinem Freunde und Schüler, dem evangelischen Theologen Glagau schreiben, man könne ihn wohl davon ausschließen, ordentlicher Professor oder dergleichen zu werden, aber niemand sei imstande, ihn zu hindern, der deutschen Nation anzugehören.

Das Pochen auf die Superiorität „arischen Empfindungslebens" wirkt aber um so komischer, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die höchstentwickelten arischen Völker sich nun Jahrtausende lang vollgesogen haben an semitischen Gottesvorstellungen, daß sie für das Höchste und das Tiefste, was die Menschenbrust zu fassen vermochte, ihre Inspirationen ausschließlich suchten und fanden im Schrifttum des jüdischen Volkes. Und hat doch auch die Bibel, im Lichte des strengsten Kritizismus, jedes religiösen Nimbus entkleidet, noch immer nicht aufgehört, ein reich befruchtender Quell zu sein auch für unsere heutige Gefühlswelt! — In viel höherem Maße als die „heiligen" Schriften selbst sind es

aber nach die in ihnen geschaffenen, vom Mythus umrankten Bilder überragender Persönlichkeiten semitischen Stammes, die das religiöse Empfindungsleben der arischen Völker entwickelt und gestaltet haben und noch beherrschen. Um nun mit einem logischen salto mortale über diesen gräßlichen Widerspruch hinwegzukommen, hat man mit gedanklich sehr rohen Kunstgriffen sich zu helfen gewußt. Für die Gläubigen genügte die übernatürliche Einwirkung, die „Gnade", die den Auserwählten zu teil geworden, einerseits, der „Fluch" andererseits, der nach der Kreuzigung Christi auf dem jüdischen Stamme lastete. Für die „aufgeklärten" Rassenfanatiker lag die Sache schwieriger. Mit allerhand sophistischem Scharfsinn, mit Aufwendung von allerlei angeblich historischem und ethnographischem Material konstruierte man sich die Hypothese, die man wie eine Dogma oder wie eine wissenschaftliche Wahrheit verkündete, der Zimmermannssohn aus Nazareth sei garnicht jüdischen Stammes, sei ein Arier gewesen. Da nun über den historischen Jesus das geschichtlich beglaubigte Material bekanntlich auf sehr schwachen Füßen steht, war es um so leichter, jene paradore These denen glaubhaft zu machen, die es mit dieser Frage nicht so ehrlich nehmen mochten wie Lessing's Klosterbruder, für den „unser Herr doch auch ein Jude gewesen ist". Wie steht's aber mit Paulus, wie mit allen Aposteln? — Gustav Freytag, gewiß, um einmal im Kraft-Jargon zu reden, ein bis ins Mark der Knochen germanischer, arischer Mann, schrieb einmal in einem Aufsatz, den ich unter seinen gesammelten Schriften leider nicht wiedergefunden habe, man möge sich einmal vorstellen, zur Zeit als die Jünger Jesu hinausgezogen in alle Lande, um Juden und Heiden das Evangelium zu verkünden, da hätten unsere stolzen „Arier" auf der Mauer gestanden und jenen Sendboten des Heils ins Angesicht geschaut: unsere „Arier" wären vermutlich sehr enttäuscht gewesen, denn wie sie nach ihrer Theorie von der Beständigkeit der Rassenanlage zugeben müßten, sei ein hohes Maß von Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß z. B. die **Nasen** jener heiligen Männer von dem uns geläufigen Schönheitstypus nicht weniger abgewichen hätten, als es bei vielen ihrer heute unter uns wandelnden Stammesgenossen der Fall sei. Ja, Freytag hat Recht gehabt: wir müssen uns, auch wenn wir uns gern die Adelsmenschen vorstellen etwa wie Wilhelm von Kaulbach in seinem Turmbau zu Babel uns den herrlichen griechischen Jüngling und hoch zu Roß den wanderlustigen, stattlichen Germanen zeigt, wir müssen uns wohl oder übel mit der Vorstellung befreunden, daß es ein „krummnasiger" Jude gewesen ist, der uns z. B. das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes geschrieben hat, d. h. mit das Schönste und Ergreifendste, was für arisches, wie für nicht arisches Empfinden den Menschen jemals verkündet worden ist. Freilich, der Beschauer des Kaulbach'schen Wandgemäldes gewinnt von dem Nebeneinander semitischer und japhetitischer Typen einen sehr harmonischen Eindruck. Eine wundervolle junge Mutter stellt mit ihren Kleinen sehr wirksam das patriarchalische jüdische Familienleben dar, beschützt durch die ragende Gestalt des Hohepriesters. Kaulbachs, beide Rassentypen mit einander gleichsam versöhnende Auffassung entsprach den in den geistig führenden Kreisen herrschenden Anschauungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Man könnte nun einwenden, daß diese Anschauungen auch heute noch die herrschenden wären, ja, daß die aller geistigen Knechtung zum Trotz fortschreitende Geistesfreiheit, wie die Revolution der menschenverbindenden Verkehrsmittel die kulturfreundlichen Solidaritätsgedanken nur noch befestigt und vertieft hätten, daß es daher ein müßiges Beginnen sei, ein so schweres Geschütz zu richten gegen das Pygmäentum kurioser Eigenbrödelei. Diese von jeher in liberalen Kreisen weit verbreitete Denkweise glaubt aller Gefahr zu entgehen, wenn man wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand steckt. Gewiß, gegen die einzelne Persönlichkeit des Doktor X-Y, der in seines Herzens Redlichkeit und seines Kopfes Unklarheit sich für berufen und verpflichtet hält, der im Dunkeln tappenden Menschheit neue Lichter anzuzünden, soll man, auch wenn die objektive Schädlichkeit ihres Lehrens und Wirkens mit Händen zu greifen wäre, mit der Milde und Schonung vorgehen, die allen gebührt, die „reinen Herzens" sind. Viel bedenklicher wird aber die Sache, sobald Lehren, die die Menschen gegen einander verstimmen und verbittern müssen, Eingang finden in der wissenschaftlichen Publizistik, ja in demjenigen Bereiche geistigen Schaffens, der der planmäßigen Jugenderziehung gewidmet ist, und wo es längst als heiligste Aufgabe erkannt sein sollte, alles zu pflegen, was die aufwachsenden Menschenkinder mit sympathischen Impulsen erfüllt und das Unkraut der Ueberhebung nicht emporwuchern läßt in jungen Gemütern. Die sozialen und sonstigen Kulturaufgaben der Gegenwart erheischen gebieterisch straffe Zusammenfassung aller Elemente fortschreitender Gesittung, ganz unabhängig von den mannigfachen äußeren und inneren Ausprägungen, in denen alle — unnütz aufzuzählenden — Verschiedenheiten der jeweiligen Entwickelung sich widerspiegeln. Das ungebildete Urteil ist fertig beim Erkennen der an der Oberfläche wahrnehmbaren Abweichungen; der einen weiteren Gesichtskreis erfassende, aus reicherer Lebenserfahrung und Weltkenntnis schöpfende Kulturmensch sucht in die Tiefe zu dringen, wo das menschlich Gemeinsame, Wertvolle sich oft scheu verbirgt. Alle Kulturgeschichte kommt beinah hinaus auf die Ueberwindung äußerer Gegensätze, auf das sich Bewußtwerden des innerlich Gemeinsamen. Wer denkt hier nicht an den Erbfehler deutscher Uneinigkeit? Fremd für den Oberbayern „empfand" anscheinend der Ostfriese, der Pfälzer für den Pommern. Der „Kantönligeist" der „Leute von Seldwyla" und ihrer Nachbaren belustigt uns in Kellers Novellen. Als ich nach längerem Aufenthalt im Auslande, wo man nur das deutsche Vaterland geen als ein einheitliches Ganze ansah, vor Jahrzehnten heimkehrte, war ich überrascht, bei ganz gebildeten Leuten in Berlin einem tiefwurzelnden Vorurteil gegen — die Sachsen zu begegnen. Daß Berliner und Hamburger einander nicht ausstehen konnten, war von jeher selbstverständlich. Und nun erst die Bayern und die Preußen. Etwas Rassenfremderes als der „Preuß" gab's ja garnicht!

Alle Kultur, so ließ man sich verlauten, beruht auf Differenzierung. Ein ausgezeichnetes Schulbeispiel für das Gefährliche der **Teilswahrheiten**, die von den Gläubigen als unumstößliches Dogma, als „Heilswahrheiten" verkündigt werden. Nein, nein! die Differenzierung ist nur die eine Kulturfunktion, die als notwendiges Korrelat der Integration bedarf. Es ist eben kennzeichnend für die unser geistiges und gesellschaftliches Leben verwüstenden Zeitkrankheiten, daß bald eine blöde Intoleranz Platz greift gegen harmlose Sondergemeinschaften, deren individuelle und historische Berechtigung ein unausstehlicher Autokratismus einem geistlosen Nivellement geopfert sehen will, bald ein mittelalterlicher Rassen- und Standesdünkel namentlich in gewissen akademischen Kreisen sich breit macht, die in der Pflege geradezu kindischer Exklusivität ihren Persönlichkeitswert zu erhöhen glauben, des Wortes vergessend: „Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken, Du bleibst doch immer, was Du bist."

Wo Krankheiten sind, forscht man nach Ursachen. Auf den Spuren Darwins und der Seinen pflegt man sie zu suchen, wiewohl doch der Begründer der Entwicklungslehre gerade die **Veränderlichkeit** der Arten gelehrt und gezeigt hat, wie Ererbtes veränderter Umgebung sich anzupassen sucht. Mißverstanden hat man ihn gewiß, wenn man aus dem rohesten Daseinskampf innerhalb der Tierwelt Normen und Regulative glaubt herleiten zu dürfen für menschliche Ordnungen in Gegenwart und Zukunft. Dieses unheilvolle Mißverstehen hat auch unzweifelhaft zu den Wahngebilden mit hingeführt, die überall eine herrschende

Rasse und dienende Rassen sehen will. Dazu hat die fortschreitende Naturwissenschaft, namentlich auf den Gebieten der Heilkunde, immer neue Zusammenhänge aufgedeckt zwischen körperlichen Phänomenen und der Willens- und Empfindungssphäre. Daher übertreibende Verallgemeinerungen hinsichtlich der physischen Einflüsse auf Geist und Charakter, auch im Leben großer Volksschichten. In den Verallgemeinerungen lauert die Schlange, latet anguis in generalibus, sagt Harnack einmal sehr treffend in seinem „Wesen des Christentums". Zu alledem kommt als Wesentliches die vielfache Abkehr des öffentlichen Geistes von den Ueberlieferungen der Aufklärungszeit. Man blickt hochnäsig herab auf die französische Revolution mit ihrer Verkündung der Menschenrechte. Der liberale Gedanke ward zur „liberalen Phrase." Bismarck und Treitschke taten ein Uebriges.

In dieser allgemeinen Rückwärtserei wurden die vernichtenden Niederlagen, die die körperlich so unansehnlichen Japaner den Russen beibrachten, vielfach als ein befreiendes, beglückendes Ereignis empfunden. Ein Berliner Oberlehrer hatte beim Ausbruch des Krieges gemeint, die ins Auge fallende physische Ueberlegenheit der Russen, des „Ariers" über den Zwerg von Japaner lasse bei keinem verständigen Menschen Raum für einen Zweifel an dem endgiltigen Siege der Russen. Es kam anders. Der Geist hatte einmal wieder gesiegt! Der Geist, der sich den Körper baut, der Geist, der Hexenwahn und Glaubenskriege überwunden hat, der Geist, der — keine Erfindung jüdischer Journalisten! — alle Hindernisse zu überwinden weiß, die Bosheit und Unverstand ihm entgegenstellen in seinem Ringen nach Menschenbefreiung und Menschenveredelung. P. J.

Die Lebensrealitäten und das Weib.

Von Dr. Maria Raich.

Die geistige Unschuld, die Naivität des Weibes, vor allem des Mädchens, d. h. sein Nicht-Wissen um reale Vorgänge und Verhältnisse in Natur und Gesellschaft, gilt bei den Kulturvölkern für einen idealen Zug. Es ist das so bekannt, daß man darüber kein Wort weiter zu verlieren braucht. Dagegen kann nicht oft genug hervorgehoben werden, daß dies eine falsche Idealität ist. Näher zugesehen ist sie nur eine Seite jener geistigen Passivität, deren Trägerin das Weib allzulange gewesen ist.

Die Aufgabe jedes Menschen ist, die Realitäten des Lebens zu kennen und ihnen standzuhalten, sie tätig in sich aufzunehmen und geistig zu verarbeiten, wozu freilich eine Plastizität der Seele gehört, — darin liegt der wahre Idealismus, der Idealismus der geistigen Aktivität. —

Unter den Lebensrealitäten verstehe ich die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, und nicht etwa das Sexuelle allein. Die Mädchen sollen darum nicht wissen, darauf geht ihre Bildung und Erziehung in Schule und Haus. So bereitet man sie vor, sich wie ein scheues Rebhuhn angesichts der Gefahr, vor dem Leben zu ducken.

Aber da der Mensch doch nicht ganz passiv sein kann, so geht Hand in Hand mit dem Nicht-Wissen um die realen Verständnisse ein Surrogat der seelischen Betätigung — das Träumen und Schwärmen.

Man erträumt sich den idealen Mann, ideale Menschen und ideales Leben, verliert den realen Boden unter den Füßen, lernt das Leben entweder überhaupt nie kennen oder verflacht und zerreißt sich später an seinen Realitäten, statt an ihnen zu erstarken.

Daher lautet mit Recht das zweite Gebot in Schleiermachers „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen":

„Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle."

Und einem ähnlichen Gebot sollte jedes Mädchen in Bezug auf das Ganze des Lebens folgen: auf dem Boden des realen Lebens fest stehen, das reale Leben mit Zweck und Wertsetzung umfangen und nicht mit leeren, bleichsüchtigen Idealen an der Lebensfülle blind und kraftlos vorbeitappen.

Nur in der engen Verbindung des wahren tätigen Idealismus, der aus der Tiefe der Persönlichkeit quillt, mit dem Realismus der Lebensinhalte liegt die Gewähr des individuellen und sozialen Fortschritts.

Daß das Wissen um die mannigfachen Schatten und Kehrseiten des Lebens, das Wissen um den Lebens- und Menschenalltag und um jene repulsiven Kräfte, die überall neben den attraktiven, zusammenschließenden von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk wirksam sind, daß das Wissen um alles dies aller Poesie und Hoffnungsfreudigkeit beraubt, ist wahr nur auf falscher Erziehungsgrundlage. Der kräftige ethische und poetische Sinn, eine aktive Seele, wird nicht erlahmen, sie wird sich nicht niederstimmen lassen. Die Kraft des Ueberwindens und des Sinnfindens, das Licht der poetischen Verklärung ist in ihr und nicht außer ihr; sie bringt also beides in die Dinge hinein und nicht umgekehrt.

Psychologisch betrachtet ist z. B. der religiöse, der ethische und der ästhetische Pantheismus nichts anderes als die aufs höchste gesteigerte Kraft und Aktivität der Persönlichkeit, die überall die Werte setzt und sie daher auch überall findet. Der Pantheist verleiht allen Dingen und Verhältnissen ethische Bedeutsamkeiten, der Panästhet findet ästhetische Reize überall; ein Spinoza sagt: „Alles ist in Gott und Gott ist in Allem".

Für die Menschen mit einer aktiven Seele war die Kenntnis der Lebensrealitäten nie und in keiner Weise ein Hemmschuh.

Nun glaube ich aber ein entrüstetes sich Räuspern eines Verehrers der „schönen und sanften Weiblichkeit" zu vernehmen: ist in der Tat die Aktivität nicht das Grab aller sanften Weiblichkeit?

Friedrich Engels sagt einmal in seinem Buch „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie": „Der Philister versteht unter Materialismus Fressen, Saufen, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen, Geldgier, Geiz, Habsucht, Profitmacherei und Börsenschwindel."

Wir haben es freilich hier nicht mit dem Materialismus, sondern mit dem Idealismus der Aktivität zu tun, aber auch er ist leicht einer vulgären Auffassung ausgesetzt, als sei er handgreiflich, als gehöre eine männliche Geste, rührige Ellbogen, fester Griff, rauhe Stimme dazu.

Dem ist aber nicht so. Besonderer äußerer Ausdrucksmittel bedarf der Aktivitätsidealismus entweder gar nicht, oder sie können sehr diskret sein, sie erfordern gar keine Muskelkraft und brauchen in keiner Weise die Weiblichkeit auszuschließen.

Dem Manne wird die Lebensrealität nicht verweigert; er schaut der Wirklichkeit in die Augen, er überschaut sie, und daher rührt nicht nur die Sicherheit und Festigkeit in seinem Auftreten und seinem Sein, sondern auch das Maßvolle seines Urteils und seines Bewertens. Um die Menschen und Dinge in ihrem Verhältnis zu einander richtig einzuschätzen, muß man einen Ueberblick über das Ganze haben.

Und weil dem Weibe dieser so oft fehlt, weil es nicht genügend mit den Lebensrealitäten vertraut ist und sich daran zu einseitig beteiligt, ist sein Urteil und seine Bewertungsart unproportioniert und maßlos.

Olly Kowalski — im Roman von Helene Böhlau „Der Rangierbahnhof" —, die tapfere Seele, will die ungezeichnete

Wahrheit, was Leben und Menschen anbetrifft, kennen, weil sie in ihrer Kunst lebenswahr sein will.

Die Lebensrealitäten werden gewiß ihre Seele nicht vergiften, ihre Sinne nicht verunreinigen, dagegen ihren Blick vertiefen, ihr die Veranlassung zu größerer Aktivität des Geistes sein. Hinderte doch auch Helene Böhlaus Beate Ranchfuß nicht der Umstand, daß sie schon als Kind in der Gesindestube die Dinge beim rechten Namen nennen hörte, die Seele wie „eine Kristallkugel“ zu haben, ohne Ecken und ohne Riß — sonnenklar.

„Ihr waren über die Dinge dieser Erde keine Schleier gebreitet, auch über den Tod nicht. Alles war wie es war, und mußte hingenommen werden.“ Und sie nahm es hin und verarbeitete es seelisch und ward Herrin über „alle Flecken und Schatten des Daseins“.

Ganz anders geht es denjenigen, die nicht frühzeitig vor die Wirklichkeit gestellt werden. Eine gewisse Verträumtheit wird man dann nie mehr los; man leidet zu sehr unter jedem Zusammenstoß mit der Wirklichkeit. Man verschwendet viel Nervenenergie am unrechten Ort und trägt täglich Hoffnungen zu Grabe, die nie geboren werden sollten.

Die Grundlage der Mädchenerziehung muß eine andere werden, es muß mit dem falschen „idealistischen“ Prinzip des Nichtwissens gebrochen werden: in dieser rein negativen Eigenschaft liegt keine Tugend, sie bedeutet vielmehr eine Schwäche — die Verkümmerung des Mutes, des Realitätssinnes. —

Man umgebe die Mädchen nicht mit spanischen Wänden, man lasse sie Einblick in die realen Verhältnisse gewinnen, aber man suche in ihnen die Ehrfurcht vor der Natur zu erzeugen, man lehre sie das soziale Leben als ein Stück ihres eigenen Lebens, als das Material der Pflichterfüllung, um mit Fichte zu reden, zu betrachten, als das Material, woran die eigne Persönlichkeit wachsen und erstarken soll, an dem sie ihren Schatz an ethischen, religiösen und ästhetischen Zwecken, Werten und Stimmungen betätigen soll, mit ihm in Wechselwirkung tretend, von ihm aufnehmend und darauf einwirkend.

Der wahre poetische Sinn ist nicht der, der in die überirdischen Regionen flüchtet, der wahre Optimismus besteht nicht im Uebersehen der Schattenseiten des Lebens, der wahre Idealismus ist nicht derjenige, der die Lebensrealitäten nicht kennt, sondern derjenige, der die Wirklichkeit tätig und von innen heraus verklärt.

Streiflichter.

Moralische Begriffsverwirrung. Im neuen Peters-Prozeß wurde am 10. Januar als letzter Sachverständiger Major a. D. von Tiedemann-Lübeck vernommen. Hier ein Ausschnitt:

Verteidiger Falk (des Privatbeklagten von Bennigsen): „Nehmen Sie einmal an, Dr. Peters hätte zugegeben . . ., mit aus geschlechtlichen Motiven das Todesurteil vollstreckt zu haben. Würden Sie das für zulässig halten?“

Tiedemann: „Vom Standpunkt eines Europäers, der nie einen Krieg mitgemacht hat und nie in Afrika war, ist das Verhalten natürlich unerklärlich. Pater Acker sagte gestern, es giebt nur eine Moral. Das ist nicht richtig. Es giebt mehrere Arten Moral.“ Falk: „Für uns nicht.“

T. „Es giebt mehrere Arten, besonders Kriegsmoral. Ich habe in China und im Sudan so viel moralische Begriffsverwirrung bei sonst integren Leuten gesehen, daß ich glaube, Recht zu haben. Was Herr Dr. Falk mich gefragt hat, ist eine Gewissensfrage, die man nicht mit ja oder nein beantworten kann.“ —

Wenn dieser Bericht auch nur dem Sinne nach zutrifft, so wird dieses Gutachten dem moralischen Ansehen des Dr. Peters nur wenig aufhelfen, denn es leidet selbst an der zitierten „moralischen Begriffsverwirrung“. Aus dem Vorhandensein der letzteren auf das Bestehen einer „doppelten Moral“ zu schließen, ist jedenfalls ein Musterstücklein soldatischer „Logik“. Wer von Begriffsverwirrung spricht, bestätigt damit doch gerade die Ein- und Alleinheit der ethischen Grundmaxime! Entweder es giebt nur eine Moral, die immer und für alle gilt — dann kann sie zwar verwirrt, aber nie geteilt werden; oder es giebt eine Doppelmoral, je nach Bedarf — dann kann sie nicht „verwirrt“ werden, weil ja für jeden Fall vorgesorgt ist.

„Nein,“ ruft Novicow aus („die Föderation Europas“, S. 395): „Man kann es nicht oft genug wiederholen, es giebt auf dieser Welt keine Doppelmoral, eine innerhalb der politischen Grenzen, die andere für außerhalb; es giebt nur eine einzige und — für Landsleute wie Ausländer — einheitliche Moral.“

Einer ständigen Bewegung und Umbildung ist natürlich auch unser moralisches Sein unterworfen; in unterschiedlichen Zeiten und Kulturen ist es verschieden hoch entwickelt, stets aber nur eines und unteilbar. Die sogenannte „Kriegsmoral“ bezeichnet jene Entartung, welche das ungeschriebene Moralgesetz unter dem Druck einer Zwangslage notwendig erleiden muß; die Entartung zur gleichberechtigten Norm zu stempeln, war wirklich keine geistige Ruhmestat des militärischen Sachkenners. S.

* * *

Geschichtsethik am Krönungstage. Bei dem üblichen Festakt in der Universitätsaula am 18. Januar hielt Professor Dr. Rühl, der bekannte Geschichtsvertreter an der Königsberger Albertina, eine ethisch sehr bemerkenswerte Festrede über „Anregungsmittel zum Studium der Geschichte“. Nach einem kurzen Hinweis, wie gering heute noch das historische Verständnis sei, zitierte er Goethes Wort, wonach der Enthusiasmus das Beste sei, was wir von der Geschichte haben, und fuhr dann etwa fort:

„Bei der Nachwelt und dem Volke sind namentlich die hohen, edlen und ritterlichen Geister beliebt; auch die tragischen Charaktere, die, ihrer Zeit vorauseilend, untergehen, oder die letzten Vertreter absterbender Epochen . . . Es ist gut, daß das Volk die erhabenen und nicht die glücklichen Persönlichkeiten liebt, denn am letzten Ende sind es die Enthusiasten, die die Weltgeschichte machen. Die Nation ist zum Untergange reif, die auch ihre Seele vor dem Mächtigen beugt und nicht vor dem Großen und Edlen.“

Es treffe auch nicht zu, meint Rühl, daß die einzige Lehre der Geschichte jene sei, daß man nichts aus ihr lerne, denn:

„Moderne Ereignisse, wie die Trennung Norwegens von Schweden oder die Umbildung der englischen Verfassung beweisen, daß man dort mit Glück die Lehren der Geschichte verfolgt hat . . . Die Menschheit befindet sich in fortwährender Umwandlung, und namentlich werden immer neue Menschen mit neuen Anlagen und neuen Trieben geboren.“

Zur Universalgeschichte übergehend, stellt Rühl fest, daß ihre Wurzel in dem die Menschen beherrschenden Kausalitätsgesetz und in den Fragen nach Fortschritt und Bestimmung der Menschheit liege; diese Fragen aber aufzuwerfen, sei am letzten Ende nicht mehr Sache des Historikers, sondern des Philosophen und Theologen. —

In dieser Festrede des liberalen Historikers findet sich zu unserer Freude gar manche ethische Maxime nach Sinn und Wortlaut ausgeprägt. S.

Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K.

Vom 7. bis 9. Dezember 1907 in Berlin.

(Altstädter Hof.)

(1. Fortsetzung).

Herr Jaffé erinnert daran, daß gerade der verstorbene Justizrat Stern große Bedenken dagegen hatte, durch eine besondere Begründung eines Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht der Gesellschaft für ethische Kultur ihre besten Aufgaben wegzunehmen. Die Entwickelung des Bundes aber habe seiner (des Redners) Meinung Recht gegeben, daß man

zunächst einmal besser einen leichten Kreuzer als ein Schlachtschiff zur Aufklärung in die Welt sende. Der Bund sei wenigstens noch nicht erblich ethisch-belastet. Die Sache sei in guten Händen, und es sei den Führern nur herzlicher Dank zu sagen. Dr. Pfungst sieht in der Ausgestaltung dieses Bundes beinahe den größten Erfolg der ethischen Bewegung seit vielen Jahren. Gerade die Lehrerwelt sei uns entfremdet gewesen und durch Regierungsmaßregeln an der Teilnahme an unserer Arbeit verhindert worden. Wünschenswert sei der Beitritt großer Lehrer-Organisationen zum Bunde; dadurch brächten wir hunderttausende von Lehrern in unsere Einflußsphäre. Dr. Kronenberg: In Jena seien zur Zeit, da man die Grundung des Bundes erwog, zwei Gesichtspunkte im Streit gewesen: zunächst habe man eine politische Einwirkung im Auge gehabt (Kronenberg, Penzig), dagegen sei von Geheimrat Foerster u. a. mehr eine esoterische Gemeinschaft zur Vertiefung des sittlichen Unterrichts gewünscht worden. Leider seien nun beide Gesichtspunkte durchaus vermengt worden. Sehr bedauerlich sei auch der Name: D. B. f. w. Sch. u. M., der in seinem ersten Teil politisch, im zweiten Teil esoterisch sei. Die 1000 Mitglieder bedeuteten politisch nichts; wohl aber sei pädagogisch eine solche Zahl sehr erheblich. Diese Unklarheit müsse beseitigt werden. Die Tendenz gehe offenbar auf das Zweite hin. Dr. Penzig wendet sich gegen die Ausführungen des Vorredners. Die Zeitumstände verlangten, daß man in der einen Hand die aufbauende Mauerkelle, in der andern das politische Schwert trage. Der Name sei freilich sehr schwerfällig. Beides, das Politische und das Pädagogische, ergänzten einander. Dadurch werde auch die eigentümliche offene Organisation des Bundes bedingt, der von seinen Mitgliedern keine obligatorischen, sondern nur freiwillige Beiträge erhebe. Für die Politik sei die Zahl wertvoll; man könne diese Tausend aber besser Interessenten als Mitglieder nennen. Wenn man aus Nichts ohne Zwang ca. 5000 Mk. aufbringe, so sei das doch von Bedeutung. Dr. Pfungst: Der Name schade gewiß nicht viel. Es würden alle kommen, die entweder für weltliche Schule oder für Moralunterricht sind. Man wisse ganz gut, was wir wollen. Es sei bisher relativ noch wenig geschehen; dafür seien 1000 Mitglieder schon ein respektabler Erfolg. Man vergleiche nur mit anderen Bünden, die viele Jahre und Jahrzehnte alt sind! Ob Abteilungen des Bundes nützlich seien, sei noch sehr die Frage. Die Mitglieder wollen häufig nicht lokalen Zweig-Vereinen beitreten. Auch seien die Mitglieder allzu verschiedenartig: Radikale Politiker, Antiklerikale u. a. Dagegen sei das System der Vertrauensleute mehr zu empfehlen.

Prof. Döring: Er sei der Autor des Namens, der so allgemein verurteilt werde. Eine Zusammenschweißung von Politik und Pädagogik sei gar nicht vorhanden; vielmehr sei die Frage der Verweltlichung in allem Wesentlichen eine pädagogische Frage, wie die des Moralunterrichts nicht nur pädagogisch, sondern auch politisch-organisatorisch sei. Wo der Religionsunterricht ausgeschieden werde, bleibe ein Vakuum; die weltliche Schule sei noch ein Negativum. dazu müsse das Positive, der Moralunterricht, kommen. Gegen den Ausdruck „Lebenskunde“ müsse er Verwahrung einlegen; Moralunterricht sei viel besser. Bei Lebenskunde denke man eher an Biologie. Herr Paul Jaffé: Bamberger habe einmal gesagt: Wo Einstimmigkeit herrsche mache man meist Dummheiten; darum freue er sich der Opposition. Die Vereinigung von Negativem und Positivem ist gerade das ethische Moment. Der frühere Name: „Liga für weltliche Erziehung“ greife in die Familiensphäre ein und scheine auch dort religiöse Einflüsse auszuschließen. Die Firma sei, obwohl formal angreifbar, sachlich vortrefflich. Das System der Vertrauensmänner sei sehr gut, nur müßten diese auch wieder Zentralkerne loser Lokal-Vereinigungen werden.

Prof. Bruno Meyer: Der Name sei allerdings odiös, aber doch nur aus ästhetischen Gründen. Werde er aber angegriffen, so verteidige er ihn. Wir wollen wirklich weltliche Schule und Moralunterricht. Diejenigen, die nur eins von beiden wollen, die seien die Halben, die uns ruhig fern bleiben sollen. Los von allem Kirchlichen sei die erste Forderung; erreichen könnten wir nur alles oder gar nichts.

Dr. Kronenberg ist lieber für Klarheit. Die Bedenken gegen den Namen habe er oft äußern hören: zumal aus Universitätskreisen. Gangbar wäre der Weg, erst die Verweltlichung der Schule zu fordern, das sei ein überwiegend politisches Programm. Das sei nichts Negatives. Jede umgestürzte Lüge sei eine aufgerichtete Wahrheit (Jean Paul). Unter Autorität des Staates würden unglaubliche Dinge — Schilderung der Höllenstrafen z. B. — gelehrt. Geheimrat Foerster erzählt seine Unterredung mit einem hervorragenden Gelehrten aus der Akademie der Wissenschaften über den Namen der Vereinigung. Jener habe sich zunächst gegen die Verweltlichung ausgesprochen, sei aber dann bekehrt worden, weil Moralpädagogik keine Stätte finde ohne Verweltlichung der Schule; andererseits sei eine bloße Verweltlichung ohne Moralunterricht nicht zu billigen. Auf dieser Grundlage müsse weiter gearbeitet werden. Nur so würde es gelingen, auch Leute aus dem religiösen Lager zur Mitarbeit herbeizuziehen. In England wolle man wesentlich Befreiung vom Katechismus. In Frankreich habe die union pour la vérité die Worte instruction und éducation morale verfehmt. Moral sei dort einfach gleich Kirchenmoral. Man wolle jetzt eine éducation sociale fordern.

Frl. L. Jannasch: Die Zuschriften der Lehrer zeigten meist ein gutes Verständnis für beide Seiten der Sache. Herr Spiller: es gebe eine Logik der Tatsachen und eine philosophische Logik. Vom Standpunkte der philosophischen Logik sei es ganz richtig, daß der beste Moral-Unterricht nicht ohne Verweltlichung der Schule möglich ist. Praktisch aber könne man sehr wohl Moralunterricht auch schon vor der politischen Aktion der Verweltlichung ausbauen. Moralpädagogische Werke könnten in jedem heutigen Seminar aufliegen, aber nicht Schriften, die die Verweltlichung der Schule fordern. Die Praxis des Bundes gehe jetzt nach der Seite der Moralpädagogik hin. Herr Dr. Immanuel Levy: Angenommen einmal, unsere Bestrebungen wären verwirklicht; Staatsmoral wird gelehrt. Wir wollen aber auch eine staatsfreie, eine autonome Ethik. Daher müssen wir weniger nach Verweltlichung der Schule streben, als nach der Errichtung von freien, ethischen Musterschulen. Die Liga sollte sich konzentrieren auf ethische Erziehung; er schlage den Namen vor: „Deutscher Bund für ethische Jugenderziehung.“ Für den Namen „Moralunterricht“ sind nur Wenige. Dr. Albert Levy: Der Name bezeichne klar und deutlich das Ziel des Bundes. Wie Prof. B. Meyer aber den Bund wolle, sei dieser mehr für Moralunterricht im engsten Bunde mit der Verweltlichung der Schule. Persönlich möchte Redner den Moralunterricht nicht abhängig machen von der Einführung der weltlichen Schule, die auf 30—50 Jahre hin ganz aussichtslos sei. Eine authentische Interpretation des Namens wäre nötig.

Justizrat Marcuse: Die Diskussion sei praktisch ohne Zweck. Einfluß könne man doch nicht auf den selbständigen Bund ausüben. Der Bund sei ein legitimes Kind der D. G. E. K. Der Name sei der Ausdruck des praktischen Inhalts der Leitsätze von München § 4 und § 5. Die D. G. E. K. brauche sich dieses Kindes nicht zu schämen. Das Ideal sei aufgestellt; für die Verwirklichung sei praktische Arbeit zu leisten. Der Bund habe aufklärend zu wirken nicht nur im Volke, sondern auch bei den Behörden. Geheimrat Foerster: Taktisch war doch die Hinzufügung der weltlichen Schule nötig. Nur dadurch hat man jetzt auch oben angefangen, sich überhaupt mit der Frage der Moralerziehung zu beschäftigen. Prof. Bruno Meyer: Dr. A. Levy habe gegen Windmühlen gekämpft. Man müsse natürlich Abschlagszahlungen nehmen; die Einführung des Moralunterrichts wäre eine solche. Aber man erhalte sie einfach nicht, weil eine Schule mit Religionsunterricht natürlich keinen Moralunterricht neben diesem dulde. Die berüchtigte doppelte Wahrheit des Mittelalters sei mit der Konfessionsschule einfach gegeben. Herr Spiller: Sogar Religionslehrer hätten ihm schon die Notwendigkeit einer besonderen Ethik zugegeben. Man dürfe zuversichtlich in die Zukunft schauen. Geh.-Rat Foerster betont zum Schluß der Debatte, daß die ganze Frage der Namengebung und Methode des Bundes für weltliche Schule am besten vertagt werde bis nach dem internationalen Kongreß für Moralpädagogik in London.

Mittagpause: $1^{3}/_{4}$ bis $3^{1}/_{4}$.

5. Es sollen hier nach dem Vorschlag des Vorsitzenden auch die Berichte der Abteilungen gegeben werden. Darüber entspinnt sich eine Geschäftsordnungsdebatte, die damit endet, daß dieser Vorschlag angenommen wird. Justizrat Marcuse für Breslau berichtet von einer Unternehmung, die zwar keinen numerischen Zuwachs bringe, sondern nur ideell der Sache diene. Mit dem Humboldt-Verein habe er einen Vortragszyklus von 9 Stunden über Grundprinzipien der Ethik vereinbart, der über 400 Zuhörer gefesselt habe. In diesem Jahre halte er ebenso einen Zyklus über Kulturprobleme im Lichte der Ethik. Die Zahl der Mitglieder habe indessen abgenommen. Ein reges Leben habe sich in der Gesellschaft entfaltet, als die Zusammenschluß-Idee auftauchte. Man wolle endlich aus der Isolierung heraus und habe einstimmig den Zusammenschluß mit anderen Reformvereinen gutgeheißen. Nach wie vor sorge die Abteilung für die Beschaffung von Frühstück für arme Schulkinder. Dr. Pfungst für Frankfurt a. M. Die Abteilung arbeite in alter Weise weiter, wie bekannt. Für Lesehallenzwecke wende der Verein Freibibliothek und Lesehallen jetzt 27000 Mark jährlich auf, wovon 16000 von der Stadt gegeben wurden, ohne daß der Magistrat sich in die Verwaltung mische. Auch in Bockenheim sei eine Lesehalle und ein Volkshaus (dies aus einer alten Hugenottenkirche) gebaut worden. Dies sei ein gutes Omen. Die Diskussionsabende hätten sich nicht bewährt, da leicht Unberufene durch ihre Reden das Renommé der Gesellschaft schädigten. Die Vorträge sind stets sehr besucht. Die Schwierigkeit, neue Mitglieder zu werben, sei bedingt durch die Unklarheit unseres Namens und unserer Ziele.

Dr. Penzig verliest einen Brief aus Heidelberg, der das Aufblühen und Wachsen der dortigen Abteilung meldet. Justizrat Marcuse meint, freie Diskussion in öffentlichen Versammlungen

sei allerdings bedenklich, aber eine organisierte Diskussion in Mitgliederversammlungen sei sehr wohltuend; auch müßten gute Referate an die Zeitungen gegeben werden. Herr Solinger macht darauf aufmerksam, daß die praktischen Ergebnisse ethischer Arbeit — Volksbibliothek — Zentrale für private Fürsorge — Schillertheater usw. — nicht dadurch versteckt werden sollten, daß man später den Namen der D. G. E. K. aus ihrem Titel entferne. Geh.-Rat Foerster meint, daß man solche Kinder, die nicht mehr den Vatersnamen tragen wollten, ruhig ihres Weges ziehen lasse und darauf hoffe, daß sie bei größerer Reife wieder zurückkehren würden. Die Pariser union pour la vérité sei eine Gemeinschaft für Wahrhaftigkeit; sie habe aber nur 6—700 Mitglieder in Paris und im Lande zusammen. Sie sei überwiegend akademisch tätig. Die Bulletins, „Entretiens libres" haben eine große sozialpolitische Bedeutung gewonnen. In Frankreich regieren die Intellektuellen. Ein Kalender mit Gedächtnistagen aus der Kulturgeschichte erscheine und sei recht wirksam. Die Begründung einer in freien Intervallen erscheinenden Korrespondenz wurde erörtert: Redner berichtet ferner über eine Uebersetzung und Verteilung der Carnegie'schen Rektoratsrede in 163 000 Exemplaren an die Lehrerwelt Deutschlands.

Dr. Penzig berichtet über Berlin unter Ausschluß alles Bekannten. Erfreulich sei neuerdings die größere Beteiligung jüngerer Mitglieder und die dadurch ermöglichte Erneuerung der Gruppenbildung für Besprechung aktueller Tagesfragen, über Moralpädagogik und hervorragende Literaturwerke. Die Hoffnung, auf die große Masse des Volkes zu wirken, müsse man aufgeben; dazu seien diese Massen noch nicht geschult genug. H. Stamm über Stuttgart. Die Mitgliederzahl sei fortwährend zurückgegangen; in den Diskussionen prallten die verschiedenen Weltanschauungen aneinander. Man hätte sich gegenseitig herausgeärgert. Auch der Goethebund habe der ethischen Gesellschaft Abbruch getan; ebenso die Theosophie.

Dr. Pfungst verliest den Bericht aus Wiesbaden. Als im vergangenen Jahre die Hauptversammlung der ethischen Abteilung Wiesbaden stattfand, war die Stimmung keine hoffnungsfreudige. Von einem regelmäßigen Zyklus von 6 Vorträgen war abgesehen worden, an seiner Stelle sollten Vorträge einzelner Persönlichkeiten treten, denen eine besondere Bedeutung zuzumessen sei. Wie aber diese Vorträge einschlagen würden, war schwer zu sagen. Mancherlei Bedenken wurden laut, ob es möglich sei, ohne einen festen Stamm von Abonnenten auszukommen und die Vortragstätigkeit weiter auszuüben. Von anderer Seite wurde überhaupt die Abhaltung von Vorträgen als nicht der wesentlichste Teil unserer Arbeit angesehen; die Hauptarbeit sollte mehr auf praktischem Gebiete geleistet werden. Das Emporblühen, der von unserer Seite ins Leben gerufenen Auskunftsstelle schien den Weg zu weisen, auf dem die praktische Arbeit geleistet werden konnte. Wohl hatte man mit dieser Behauptung insofern Recht, als die positive soziale Hilfsarbeit wichtiger ist als die Erörterung ethischer Theorien und Spekulationen. Aber dabei war doch nicht berücksichtigt, daß die Auskunftsstelle alle der hiesigen Abteilung zur Verfügung stehenden Kräfte nahezu vollständig absorbiert, und daß ferner die über Deutschland zerstreuten lokalen Organisationen der ethischen Gesellschaft unmöglich zu Trägern der sozialen Hilfsarbeit werden konnen. Gerade die Organisation des Vereins für Auskunft beweist, daß andere und andersdenkende Kreise herangezogen werden müssen.

Aber doch ebenso wichtig wie die soziale Hilfsarbeit an sich ist die Erkenntnis von deren Notwendigkeit, speziell, wo und wie sie notwendig ist, beim Individuum und bei der Gesellschaft; ja, wenn wir den Begriff der sozialen Hilfsarbeit weiter fassen, im Sinne einer ethischen Kultur, beim Reichen, wie beim Armen, im Palast sowohl wie in der Hütte.

In diesem Sinne hat die Abteilung im verflossenen Jahre Arbeit geleistet, und wir können auch ruhig hinzufügen: nicht ohne Erfolg.

Im Herbst vorigen Jahres setzte bekanntlich der Wahlkampf ein, mit all seinen bekannten Nebenerscheinungen, dem rücksichtslosen Gebrauch der Macht zwecks Stimmenfang, das oft wider besseres Wissen erfolgende Schmähen und Herunterreißen der Gegner ꝛc. ꝛc. Die hiesige Abteilung ließ Herrn Professor Staudinger, Darmstadt, sprechen über die Ethik im Wahlkampf. Der Redner verfehlte auch nicht, auf die von ca. 600 Personen besuchte Versammlung, in der Mitglieder aller Parteien vertreten waren, Eindruck zu machen.

Der zweite Vortrag fand im März dieses Jahres statt, und es sprach Dr. Wille, Berlin, über Monismus. Er ging dabei besonders auf die Beziehungen zwischen monistischer Weltauffassung und ethischer Lebensführung ein, und betonte, daß der Dualismus mit seiner Einführung von Lohn und Strafe — Himmel und Hölle — als ethischen Beweggründen unserer modernen Ethik widerspreche. Mit diesem Vortrag, der gut besucht war, wurde in Wiesbaden die Diskussion über den Monismus eröffnet, die sich in der Presse sowohl wie in weiteren Versammlungen anderer Vereine fortgepflanzt hat, und auch jetzt noch nicht beendet ist.

Zum dritten sprach Ende Oktober Professor Gurlitt über Erziehung zur Persönlichkeit. Auch hierbei ging der Redner von der Voraussetzung aus, daß zur Erzielung einer ethischen Kultur vor allen Dingen Erziehung notwendig sei. An diesen Vortrag knüpfte sich eine Preßpolemik. Ein Teil der hiesigen Oberlehrer glaubte sich durch die Ausführungen des Herrn Professors Gurlitt beleidigt und meinte ferner, in der Diskussion nicht genügend zu Worte gekommen zu sein. Durch eine vom Vorstand der Abteilung ausgehende Erklärung wurde überzeugend dargetan, daß letzteres nicht der Fall war, und bezüglich des Ersteren wurde nachgewiesen, daß Gurlitt gereizt worden war, seinen Aeußerungen aber auch eine beleidigende Absicht nicht untergelegen habe.

Professor Döring meinte, die Konkurrenz mit Wohltätigkeits- und Bildungsvereinen sei nicht unsere Sache; wir hätten das Zukunftsideal einer weltlichen Moral auf rein natürlicher Grundlage aufrecht zu erhalten. Die Entgleisung der Diskussionen könne durch den Vorsitzenden gehindert werden. Der Gedanke eines Kalenders mit kulturhistorischen Heiligen gehe auf Auguste Comte zurück. Auch Harrison habe einen New calendar of great men herausgegeben.

Dr. A. Levy. Salinger habe die Sache so dargestellt, als hätte die D. G. E. K. die Auskunftsstelle aus sich entlassen; diese habe sich vielmehr selbständig getrennt; unter den Mitarbeitern seien höchstens 1/10 Mitglieder der D. G. E. K. gewesen. Geheimrat Foerster habe selbst anerkannt, daß darin kein Akt der Pietätslosigkeit gelegen habe. Der historische Zusammenhang und die Einheit der Prinzipien werde stets gewahrt. Die Zentrale blühe und gedeihe sichtlich und habe sich im Fürsorgewesen der Stadt eine angesehene Stelle erworden.

Frl. Peiser berichtet über die erste öffentliche Lesehalle, die gern ein Kind der D. G. E. K. bliebe, wenn sie auch jetzt aus äußeren Gründen, ungenügenden Mitteln, Verstadtlichungsgelüste habe. Größere Räume seien dringend nötig. Von unendlichem Vorteil wäre es, wenn die D. G. E. K. in einem selbstgebauten Volkshause alle ihre Kinder um sich sammeln könnte.

Herr Spiller. Wir müssen tiefer graben, um die finanziellen Mittel zu bekommen. Warum solle sich die D. G. E. K. nicht an den Zeitgeschmack anpassen, an Lichtbilder und Kinematographen-Technik? Was die Welt tut, sollen wir auch tun, wenn es nicht direkt ethisch Verwerfliches ist. Gegen Penzig müsse er sagen: die ethische Bewegung sei direkt eine Volksbewegung.

Dr. A. Levy. Das Projekt eines Zentralgebäudes für Wohlfahrtszwecke sei stark im Werden und werde nach einigen Jahren gewiß zu stande kommen.

Dr. Pfungst. Spillers Standpunkt sei der des Paulus: Er wolle den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide und allen allerlei sein. „Was will die D. G. E. K.?" sei die erste Frage. „Wie kommen wir an die Leute heran?" die zweite. „Wie können wir uns ihnen verständlich machen?" Die Wohlfahrtsanstalten sind nur Mittel zum Zweck, an die Leute heranzukommen, die das gleiche moralische Reinlichkeitsbedürfnis mit uns besitzen. Solcher Personen existieren bereits Millionen. Die Grenze zwischen Sozialpolitikern und Ethikern werde nicht scharf gezogen. Der Schwerpunkt bei uns liege in der Gesinnung und im guten Willen.

Die Sitzung wird um 5¾ Uhr geschlossen. Nächste Sitzung **Montag, den 9. Dezember, vormittags 10 Uhr pünktlich.**

(Fortsetzung folgt.)

Sprechsaal.

Unsoziales aus Frankfurt a. M.? Zu diesem Aufsatz in Nr. 4 dieser Zeitschrift teilt man uns ergänzend mit, daß beide Teile von dem Vertrage zurückgetreten sind, durch welchen die Zeitungskioske zu Frankfurt a. M. an einen Groß-Unternehmer verpachtet werden sollten unter Nichtachtung erworbener Rechte. Der allgemeine Unwillen hat großes Unrecht ungeschehen gemacht.

• • •

Der Appell an die Straße.

Eine Erwiderung von Max Cahen (Frankfurt a. M.)

In Nr. 3 dieser Halbmonatsschrift befaßt sich der Herausgeber des Blattes, Herr Dr. Penzig, mit den sozialdemokratischen Straßenkundgebungen, die er als vollkommen zwecklos und unvernünftig bezeichnet. Nicht aus Gründen der Ethik etwa; die will er „hier ruhig beiseite lassen", sondern weil „jeder Versuch, Ideen durch Gewalt, durch mehr oder weniger begeisterte aber fanatisierte Menschenmassen zu realisieren, durch seine innere Unvernunft zum Scheitern bestimmt ist." Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, Beweise dafür zu bringen, daß die englische

und auch die französische Bourgeoisie es sehr wohl verstanden haben, ihre Ideen „mit Gewalt“ durchzusetzen; das ist allzubekannt, sondern nur einmal, in aller Ruhe und Sachlichkeit, untersuchen, ob der Gesichtswinkel, unter dem Herr Dr. Penzig die Kundgebungen betrachtet, nicht von vornherein falsch gewählt ist und es daher unmöglich macht, Zweck und Absicht der Aktionen richtig zu erkennen. —

Zuerst die einfache und selbstverständliche Frage: Wieso kommt Herr Dr. Penzig dazu, ohne Weiteres zu sagen, daß die Straßenkundgebungen gleichbedeutend seien mit Anwendung von Gewalt? Aus der Tatsache, daß **die Polizei** überflüssigerweise Gewalt anwandte, die Demonstranten zu zerstreuen; daß diese, ohne Gegenwehr zu leisten, auseinandergingen, kann man doch wahrhaftig nicht schließen, daß die Demonstranten irgendwelche Gewaltanwendung beabsichtigt hatten, und es ist absolut unbegreiflich, wie der Verfasser von „blödsinnigen Angriffen einer unbewaffneten Menge auf Männer, die ihre Pflicht zu erfüllen gewillt sind,“ sprechen kann. Wer hat denn angegriffen, wer hat denn Gewalt gebraucht, die Menge oder die Polizei? Doch nur diese! —

Herr Dr. Penzig fragt in seinem Aufsatz: „Meint man wirklich, der Regierung etwas **Neues** zu sagen durch äußerliche Kundgebung der tiefen inneren Unzufriedenheit mit den herrschenden Rechtsverhältnissen?“ Neues? Nein, allerdings nicht; aber, daß diese „äußerliche Kundgebung“ die „tiefe innere Unzufriedenheit“ viel **deutlicher, umfassender** zeigt, als jede andere Maßnahme, das meinen wir allerdings. Man halte sich die Situation einmal vor Augen. Seit 1900 nimmt die Sozialdemokratie lebhaften, immer gesteigerten Anteil an der endlichen Beseitigung der sechzigjährigen Schande. In allen Formen bekämpft sie das Dreiklassenwahlrecht: sie schreibt dagegen, hält zahllose Versammlungen ab, petitioniert sogar und erhält am 10. Januar von dem Reichskanzler eine nach Form und Inhalt ausgesprochene Junkerantwort, ein schroffes, vollständiges „nein“ in jeder Beziehung, eine Antwort, die viele Liberale (wenigstens außerhalb des Parlaments) als Ohrfeige empfanden, die in unseren Reihen aber von **jedermann** so empfunden wurde. Was war da zu tun? Die sozialdemokratischen Versammlungen waren in bürgerlichen Blättern kaum erwähnt, die Resolutionen verspottet worden, die ganze Bewegung suchte man so wenig wie möglich zu beachten. Da wurde es Pflicht, etwas zu tun, das man nicht ignorieren konnte, das man **beachten mußte. Das waren die Straßendemonstrationen.** Erweiterte Versammlungen waren sie, nichts anderes; Versammlungen allerdings, die man sah und hörte, über die man sprach und schrieb, über die Unbeteiligte sich unterhielten und Fernstehende Fragen stellten; Kundgebungen, die man nicht totschweigen konnte, die diese große Frage des Volksrechtes mit einem Wurf in den Mittelpunkt der politischen Arbeit warfen.

Ja, wenn man, wie Herr Dr. Penzig, glaubt, die Demonstrationen seien veranstaltet worden, um Lärm zu machen, Unruhen hervorzurufen und dem Janhagel Gelegenheit zum Brüllen zu geben, dann glaubt man tatsächlich Unvernünftiges. Was den Studenten, Kriegervereinen, den patriotischen Straßengängern des vergangenen Jahres (hier wirklich mit Gebrüll, das einen aber nicht nervös machen sollte) recht ist, das muß den Arbeitern billig sein.

An und für sich hatten die Demonstrationen mit der Polizei gar nichts zu tun, sondern nur den Zweck, in größerem Maße agitatorisch und propagandistisch zu wirken, als dies Versammlungen in geschlossenen Räumen überhaupt vermögen, und uns will es scheinen, daß die leider erfolgten Zusammenstöße mit der Polizei den linksliberalen, ach was, **allen** liberalen Politikern die Pflicht auferlegt hätten, jener zuzurufen: bleibt beiseite, nur die Polizei stört die Ordnung, ohne Euch wäre alles friedlich verlaufen, wir protestieren aufs schärfste dagegen, daß den ruhigen, disziplinierten Arbeiterscharen verboten wird, was anderen erlaubt ist. Eine solche Zurückweisung der Polizei, ein starker Protest gegen den Gebrauch von Waffen Demonstranten gegenüber, die absolut keine Gewalttätigkeiten beabsichtigten, gar nicht beabsichtigen konnten: das wäre eine rühmlichere Aufgabe gewesen, als die Demonstrationen zu verurteilen. Denn der Umstand, daß die in anderen Ländern längst und oft gebräuchlichen Massenumzüge in Preußen, nach der gesetzlichen Vorschrift, nicht ohne die Erlaubnis der Behörden gestattet sind, sollte einen Liberalen doch höchstens veranlassen, ihre Zweckmäßigkeit zu diskutieren; sie aber grundsätzlich zu verwerfen, dafür fehlt uns jedes Verständnis.

Sieht Herr Dr. Penzig denn gar nicht, welch hohe Ethik in den Kundgebungen insofern liegt, als gerade sie in der denkbar deutlichsten Form zum Ausdruck brachten: wir wollen nicht mehr Diener fremden Rechtes sein, eines Rechtes, das eine kleine Herrenkaste ohne uns, gegen uns macht. Es gibt gar keine Methode (wie oft sind die anderen Möglichkeiten versucht worden), die stärker und drastischer, ernster und deutlicher diese Empfindung erkennen läßt, als friedliche Umzüge geschlossener, entrechteter Massen. Soll, um des Himmels willen, unser Volk sich daran gewöhnen, jede Brüskierung, jede Rechtsverweigerung in Sklavendemut hinzunehmen? Die Arbeiter mußten diese Antwort geben, sie mußten hinausgehen auf die Straßen, damit alle Privilegierten endlich einmal die Scharen sehen konnten, die ernst und stumm mit ihrem bloßen Erscheinen dokumentierten: wir wollen nicht länger Heloten sein, unerschütterlich ist unser Wille, das gleiche Recht zu erkämpfen. Und ist es denn so schlimm, daß dabei gegen einen Paragraphen des preußischen Vereinsgesetzes verstoßen wurde? Nein, wahrhaftig nicht. Aber nötig, dringend nötig war es, einmal an einem allen und weithin sichtbaren Beispiel zu zeigen, daß in den letzten 60 Jahren die Struktur des preußischen Volkes sich tiefgehend verändert hat, daß eine an Zahl und intellektuellem Werte riesengroße Arbeiterschaft entstanden ist, die wert ist, Rechte zu besitzen und fähig, sie zu erkämpfen. — Die durch Bülows aufreizende Sprache geschaffene Lage war unerträglich geworden, und der berechtigte Zorn der Unterdrückten hat ein neues Ventil gesucht und gefunden, um ins Freie zu gelangen: die Straßenkundgebungen. Sie sind ein durchaus legales Mittel, trotz des Paragraphen 10 des preußischen Vereinsgesetzes und werden weiterhin stattfinden. — Will die Polizei Unruhen dabei vermeiden, es liegt in ihrer Hand, will sie es nicht: nun gut, dann werden die Ereignisse ihren Lauf nehmen, und die Geschichte wird dereinst ein scharfes Urteil fällen und jegliches sittliches Empfinden und alle Vernunft denen absprechen, die friedlichem Volke, das rechtsuchend und unbewaffnet sich vor den Palästen der Regierenden zeigte, nur die Antwort des Säbels und der Browning-Pistole zu geben wissen.

* * *

Einige wenige Worte der Erwiderung.

1. Wann und wo immer „Ideen mit Gewalt durchgesetzt wurden“, wie in der englischen und französischen Revolution, da hat m. E. nicht die Gewalt gesiegt, sondern die Idee der Gerechtigkeit. Die erste und schmerzlichste Aufgabe siegreicher Revolutionen war stets: Vergessenmachen und Tilgen der durch den Uebereifer der Gewalt der reinen Idee zugefügten Schädigungen.

2. Straßenkundgebungen sind nicht ohne Weiteres gleichbedeutend mit Gewaltanwendung. Zweifellos. In England, in Italien und anderswo, selbst in Preußen bei sog. „patriotischen“ Anlässen, gehören sie zur Lebensäußerung des Volkes. Aber wenn ein — gleichviel ob törichtes oder vernünftiges — Gesetz sie verbietet, dann sind sie eben, bis zur dringend zu erstrebenden Aenderung dieses Gesetzes, — ungesetzlich. Wer Ungesetzliches tut, ist den für Innehaltung des Gesetzes verantwortlichen Organen gegenüber der Angreifer. Die passive Gewalt der Renitenz ist **auch** Gewalt. Wer will endlich bei einem Krawall, bei dem die den Arbeitern sehr unerwünschten Elemente des Großstadt-Janhagels mitwirken, untersuchen, wo der erste Stoß oder Schlag gefallen ist?

3. Die „Deutlichkeit“ der Kundgebung: daß „die sozialdemokratischen Versammlungen in bürgerlichen Blättern kaum erwähnt, die Resolutionen verspottet worden ꝛc.“ ist m. W. durchaus unrichtig. Vielmehr wurde nach meinen Beobachtungen gerade in dieser Frage, in der der entschiedene Liberalismus mit der Sozialdemokratie einig ist, diese Bundesgenossenschaft von Freund und Feind eifrigst verfolgt, eifriger, als sonst die bürgerliche Presse Kundgebungen von dieser Seite registriert. — 40–60 große Versammlungen mit Tausenden von disziplinierten Arbeitern sind eindrucksvoller, also deutlicher, als jeder Straßentumult; der ist nur **lärmender** und wird durch die erwähnten Radaubrüder um jeden ernsten Eindruck gebracht. Auf wen soll denn Eindruck gemacht werden? Auf die Unbelehrbaren, die in der Entrechtung der Menge ihren Sondervorteil sehen? Auf die indifferenten Philister, denen jede Sensation recht ist, wenn sie sie nur nicht in ihrer Behaglichkeit stört? Auf die Prätorianer, die aus solchen Putschen schmunzelnd die Erkenntnis ziehen, daß Säbel, Browningpistole und kleinkalibriges Gewehr wirksamer sind, als schwielige Fäuste? Oder auf alle Gerechtdenkenden und -Fühlenden?!

Auf diese wirkt einzig der gerade trotz aller berechtigten Empörung über die Entrechtung sich selbst disziplinierende große Wille einer Partei, die sich in ihrem unbesiegbaren Rechte stark genug fühlt, auf solche auf den Pöbel oben und unten berechnete Agitationssensationen verzichten zu können.

Wann endlich wird man — nach innerer Ueberwindung der Einseitigkeit des „historischen Materialismus“ — die Kraft sittlicher Ideale rein halten lernen von „pfiffiger“ Politik?

Noch niemand hat der Sozialdemokratie so viel geschadet, wie — die Sozialdemokraten, eben weil sie sich der hohen Ethik ihrer berechtigten Bestrebungen oft viel weniger bewußt sind, als ein bürgerlicher Zeitungsschreiber, wie ich. R. P.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Ethische Literatur.

a) Bücher.

Coit, Dr. Stanton. Die ethische Bewegung in der Religion. M. 3. (Leipzig. O. R. Reisland.)

Foerster, Prof. Wilhelm. Lebensfragen und Lebensbilder 2 Bände. M. 6. (Berlin NW. 52. Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Gizycki, Prof. Georg von. Moralphilosophie. M. 4. (Leipzig. Max Altmann.)

— Vorlesungen über soziale Ethik. M. 1,20. (Berlin. Ferdinand Dümmler.)

Kronenberg, Dr. Moritz. Ethische Präludien. Ged. M. 6. (München. C. H. Beck.)

Maier, Gustav. Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. (Leipzig B. G. Teubner.)

Penzig, Dr. Rudolph. Pioniere des sittlichen Fortschritts. (Uebersetzung von A. Moulet, Le mouvement éthique. M. 1. Berlin SW. Hermann Walter.) Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. (L. Simion Nfl. Berlin SW. 2 M.).

Penzig, Dr. Rudolph. Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter. M. 2. (Leipzig A. Webner's Verlag.) Ohne Kirche. Eine Lebensführung auf eigenem Wege. M. 5. (Jena, Eugen Diederichs.)

Salter, William M. Moralische Reden. (Uebersetzung.) M. 1. (Leipzig. Max Altmann.)

— Die Religion der Moral. (Uebersetzung.) M. 3. (Leipzig. Max Altmann.)

Unold, Dr. J. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. M. 1,25. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ethische Ausblicke und Hoffnungen. (14 Vorträge.) M. 2. (D. G. E. K.)

Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre. (Leipzig. Duncker und Humblot.)

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. (1893—6.) In zwanglosen Heften. (D. G. E. K.)

b) Broschüren.

Adler, Prof. Felix. Die Ethischen Gesellschaften. M. 0,25. (Berlin. Ferdinand Dümmler.)

Börner, Wilhelm. Die Ethische Gesellschaft in Wien im ersten Dezennium ihres Bestandes. 40 h. (Wien Verlag der Ethischen Gesellschaft. III/2 Obere Viaduktgasse 32.)

Döring, Prof. August. Der Inhalt der sittlichen Forderung. M. 0,30. (D. G. E. K.)

Foerster, Prof. Wilhelm. Die Begründung einer Gesellschaft für Ethische Kultur. M. 0,40. (Berlin. Ferd. Dümmler. — Geistesfreiheit und Gesittung. M 0,30. (Berlin. Ferd. Dümmler.) — Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. M 0,30 (Berlin, Ferdinand Dümmler) — Eröffnungsrede und einleitende Darstellung betr. den Ethischen Bund und die Akademie für Ethische Kultur. M. 0,30. (D. G. E. K.) — Ethische Kultur und Genauigkeit. (D. G. E. K.) — Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes. M. 0,60. (Berlin. Ferd. Dümmler.) — Die Ethische Bewegung in Deutschland am Schlusse ihres ersten Jahrzehnts. M. 0,50. (D. G. E. K.) — Samuel Kristeller und Hugo Rheinhold. (D. G. E. K.) — Die Solidarität der Menschenwelt. M. 0,25. (D. G. E. K.) — Ueber die Verkürzung der Arbeitszeit. (D. G. E. K.)

Foerster, Dr. Friedrich Wilhelm. Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung M. 0,50. (Berlin. Ferd. Dümmler.) — Berichte über die Ethische Bewegung, 1 bis 11, 1897—1903. (D. G. E. K.) — Willensfreiheit und sittliche Verantwortlichkeit. M. 1. (Berlin. Ferd. Dümmler.) — Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. (D. G. E. K.)

Forel, Prof. August. Die theoretische und praktische menschliche Moral und die hypothetische Offenbarungsmoral. (Lausanne. F. Payot u. Co.)

Glatz, Friedrich. Zwei Kriterien einer modernen Lebensauffassung. 40 h. (Wien. Verlag der Ethischen Gesellschaft. III/2 Obere Viaduktgasse 32.) — Symbolik: eine Betrachtung über ihre kulturelle Berechtigung im modernen Leben. 40 h. (Wien. Verlag der Ethischen Gesellschaft. III/2 Obere Viaduktgasse 32.)

Horn, Prof. Dr. Ewald. Max Stirners ethischer Egoismus. (Berlin. Leonh. Simion Nachf. M. 1,50.)

Jodl, Prof. Friedrich. Wesen und Ziele der Ethischen Bewegung in Deutschland. M. 0,50. (Frankfurt am Main. Gebrüder Knauer.) — Ueber das Wesen und die Aufgabe der Ethischen Gesellschaft. 20 h. (Wien. F. Deuticke.) Was heißt Ethische Kultur? 30 h. (Prag Verlag d. Vereins z. Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.) — Ethische Kultur und soziale Organisation. (D. G. E. K.)

Kronenberg, Dr. Moritz Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. M. 0,75. (München. C. H. Beck.)

Maier, Gustav. Die Organisation der Ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte. M. 0,30. (D. G. E. K.)

Morgenstern, Lina. Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur Ethischen Kultur. M. 0,30. (D. G. E. K.) (Wird fortgesetzt).

Obige Schriften sind auch im Verlag **Ethische Kultur** zu erhalten. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Freitag, den 13. März, Abteilungstag im Saal 109 des städtischen Rathauses in Berlin, Eingang Jüdenstraße. Nur für Mitglieder.

Sonntag, den 15. März, abends 7 Uhr, Kasseneröffnung 6 Uhr, Greifswalderstraße 221/223. Union-Festsäle, zum Besten der **Oeffentlichen Lesehalle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 26. Unterhaltungsabend** unter gütiger Mitwirkung hervorragender Kräfte: Programm und Karten zu 30 Pf. in der Oeffentlichen Lesehalle, Münzstraße 11 (12—3 und 6—10 Uhr); im Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte, Alte Jakobstraße 20/21; im Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16 und im Verlag Wilhelmstraße 121.

Dienstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses in Berlin, Haupteingang Königstraße. **Oeffentlicher Vortrag:** Herr Justizrat Bieber über „Fahrten und Wallfahrten eines modernen Indienpilgers". Näheres später.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 16, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, im Bureau, Berlin Unter den Linden 16, zu sprechen; Privatadresse Schmargendorf bei Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121.
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XVI Jahrgang.	Berlin, den 15. März 1908.	Nr. 6.

Inhalt:

Klassenjustiz.

Von Politikus.

Es ist ein böses Wort, das da von der sozialistischen Bewegung aus in den deutschen Sprachschatz eingeführt worden ist. Dieses Wort will besagen, daß die öffentliche Rechtspflege — so wenigstens behaupten die strengen Marxisten — in unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung nur dem Scheine nach unabhängig sei und im strengen ethischen Sinne nach Gerechtigkeit strebe, daß sie in Wahrheit von bestimmten wirtschaftlichen Interessen geleitet werde, nämlich von denen der herrschenden „Klassen", mag es sich dabei nun um seltener vorkommende bewußte und absichtliche Rechtsbeugungen oder um mehr instinktive, unbewußte Wahrnehmungen solcher Klasseninteressen handeln.

Es wäre ein trostloser Gedanke, wenn man diese aus der materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus entspringende Lehre für sichere Wahrheit ansehen müßte, wenn man also zu der Einsicht gezwungen wäre, der Kampf um den sittlichen Fortschritt sei in Wahrheit nur ein Kampf zur Vertretung nackter Eigensucht, bei dem die eine Klasse immer nur die andere, welche sich an ihre Stelle setzen will, niederzuhalten sucht. So aber ist es eben nicht. Die materialistische Geschichtsauffassung des Marxismus nimmt hier, wie in so vielen anderen Fällen, eine Teilauffassung für das Ganze und infolgedessen für die Wahrheit. Gewiß spielen die wirtschaftlichen Interessen-Gegensätze auch in die Rechtsbildung und Rechtsbegriffe ebenso wie in die allgemein sozialen, politischen, sittlichen Anschauungen, mit hinein, — aber immer *weniger*, je weiter eben die *ethische* Entwicklung vorgeschritten ist. Und so gibt es denn doch, wie in allen modernen Kulturstaaten, auch bei uns schon ein weit ausgedehntes Gebiet sittlicher und rechtlicher Praxis, in welches die wirtschaftlichen Interessen-Gegensätze schwer oder gar nicht mehr eindringen *können*, wo diese Besonderung längst im Allgemeinen und Menschlichen aufgehoben ist. In diesem Sinne also wäre es eine schwere Ungerechtigkeit, den deutschen Richtern generell, oder auch nur der Majorität nach, den Vorwurf der Klassenjustiz zu machen.

Nur eine Konzession wird man den Marxisten machen müssen: es gibt Zeiten besonders heftiger sozialer Kämpfe und besonders scharfer Interessen-Gegensätze unter den verschiedenen Bevölkerungsschichten, wo die Gefahr einer Klassenjustiz besonders dringend ist und eben nur durch — ethische Kultur beschworen werden kann.

Befinden wir uns jetzt in einer solchen Periode? Unzweifelhaft. Grade in jüngster Zeit konnte man es wieder beobachten, wie in größerer Zahl von deutschen Gerichten Urteile gefällt wurden, die allgemein Staunen und Unwillen erregten, und die eben nur verständlich werden, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt der Klassenjustiz begreift. Leute aus dem Arbeiterstande oder überhaupt aus den unteren Volksschichten werden um geringfügiger Vergehen willen mit der größten Härte bestraft, während vornehmere Leute, denen weit Schwereres zur Last fällt, mit den gelindesten Strafen, die sie oft gar nicht als solche empfinden, davonkommen, oder ganz straffrei bleiben, oder, was oft am meisten böses Blut macht, zunächst dem Psychiater überwiesen werden, um „festzustellen" — man denke an den Fall der Fürstin Wrede oder an die Behandlung, die bis jetzt die Allensteiner Mordaffäre erfuhr — ob nicht Geisteskrankheit oder Nervenüberreizung vorliege, so daß Straffähigkeit ausgeschlossen ist und die Ueberweisung an eine Heilanstalt ermöglicht wird.

Solche und ähnliche Fälle wurden in den letzten Tagen im Reichstag bei der Beratung des Justizetats in mehrtägigen Debatten behandelt, und es war dabei charakteristisch, daß nicht nur sozialistische und freisinnige Abgeordnete, sondern zum ersten Male sogar ein Nationalliberaler und ein Zentrumsmann unumwunden zugaben, daß an dem Vorwurf der Klassenjustiz etwas Wahres sei. Seit Jahren ist darauf schon in der Oeffentlichkeit hingewiesen worden, aber noch nie ist es in so eindringlicher Weise und durch Vertreter der verschiedensten Parteien im Parlament selbst geschehen.

Wollte man die Ursachen dieser zunehmenden Fälle von Klassenjustiz darlegen, so müßte man die ganze trübselige politische Geschichte des neuen deutschen Reiches aufrollen. Genug, daß die Gefahr einer weiteren Entwicklung

unserer Rechtspflege in der Richtung der Klassenjustiz in dringendster Weise besteht.

Und diese Gefahr kann nicht leicht ernst genug genommen werden. Solche Klassenjustiz wirkt, wie nichts anderes, viel schlimmer als jede wirtschaftliche Benachteiligung, aufreizend und erbitternd nach unten. Denn es gibt, wie Kant sagt, überall für den Menschen nichts schlimmeres als Ungerechtigkeit, „alle anderen Uebel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen". Aber wie so häufig ist dieser ethische Notstand auch unmittelbar mit der größten politischen Gefahr verknüpft. Denn es ist eine der sichersten Lehren der Geschichte: nicht dadurch sinken Staaten und Völker von ihrer Höhe herunter oder eilen dem Untergang entgegen, daß es in ihnen Klassenunterschiede, verschiedene soziale Schichtungen gibt, — die wird es immer geben, — sondern dadurch, daß zwischen den bevorrechteten Schichten und der übrigen Volksmasse eine Kluft befestigt ist, die beide einander ganz entfremdet und es immer weniger möglich macht, zwischen beiden Teilen Verbindungsfäden gemeinsamen Denkens und Empfindens zu ziehen. So weit aber hat es bei uns schon jene machiavellistische Politik gebracht, für welche der Kampf gegen die „staatsfeindliche" und „antinationale" Sozialdemokratie nur eines der vielen Mittel ist, um durch die Spaltung des Volkes es desto besser beherrschen zu können. Dieser Politik im Sinne sozialer Versöhnung entgegen zu wirken, den künstlich geschaffenen Zwiespalt zwischen Bürgertum und Arbeitern zu beseitigen, das allein vermag der Klassenjustiz entgegen zu wirken. Geschieht das nicht, behalten diejenigen gar die Oberhand, welche unablässig bemüht sind, die Kluft zu vertiefen, so können die schlimmsten Folgen nicht ausbleiben. Denn es ist eben das Schlimmste für ein Volk, wenn das Rechtsbewußtsein erschüttert wird und die Ueberzeugung sich ausbreitet, der Staat sei aus zwei ganz verschiedenen Volksteilen zusammengesetzt, die im Denken und Empfinden völlig verschieden sind, die zwar eine Sprache sprechen, einer Nationalität angehören, Geschichte und Ueberlieferung mit einander gemein haben und trotzdem nichts von einander wissen und verstehen.

Monistenbund und Ethische Gesellschaft.

Von Dr. Immanuel Lewy.

Da ich zugleich Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur und des Deutschen Monistenbundes bin und beiden Reformvereinigungen ein kräftiges und gedeihliches Wachstum wünsche, so will ich mir gestatten, im folgenden einmal aufzuzeigen, wie ich mir das Verhältnis der Aufgabenkreise dieser beiden Vereinigungen denke, so daß sie, jede ihre individuelle Eigenart bewahrend, ihre eigenen Ziele verfolgen und eigenen Wege gehen und doch dabei in engster Fühlung mit — und Rücksicht auf einander als zwei einander ergänzende und nicht einander befehdende Reformorganisationen wirken können. Als selbstverständlich setze ich voraus — und jeder Einsichtige wird wohl damit übereinstimmen — daß es klüger, zweckmäßer und besonnener ist, wenn zwei nahestehende Brüder nicht als Rivalen miteinander konkurrieren, sondern als Assoziés gemeinsam kooperieren in teils einheitlichem, teils gesondertem Neben- und Miteinanderwirken, um mit doppelter und gestärkter Stoßkraft rascher, leichter und sicherer das morschgewordene Alte durch ein gediegeneres Neues ersetzen zu können.

Beginnen wir mit dem Monistenbund. Was will er? Wie ich ihn verstehe — auf Grund der in den Organen und Versammlungen geäußerten Ansichten — will er unsere Weltauffassung und Lebensgestaltung den Erfahrungen der modernen Natur- und Kulturwissenschaften, besonders den neueren durch die Entwicklungslehre beeinflußten biologischen und soziologischen Forschungen entsprechend, umgestalten. Er will unser überliefertes Weltbild und unser gesellschaftliches Lebensbild, die heute noch stark unter dem Einfluß der Kirche und ihrer Traditionen stehen, mit den Ergebnissen der von der Tradition unabhängigen freien Forschung in Einklang bringen.

Es sind da vor allem zwei Grundgedanken, die die wissenschaftliche Forschung des letzten Jahrhunderts uns gebracht hat: Einmal die Entwicklungslehre und dann die Wirklichkeitslehre.

Die Entwicklungslehre räumt mit dem Begriff des Absoluten auf. Ihre notwendige Folgerung: Es gibt keine absolute Gottheit, keinen vollkommenen Menschen (Gottmenschen), kein heiliges Schrifttum, keine absolute Moral. Alles wandelt sich und wächst. Der Gottheitsgedanke ist ein Produkt der menschheitlichen Geistesentwicklung, die religionsbildenden Propheten sind Produkte sozialer Entwicklung, die Bibel mit ihren Lehren und Sitten, ihrem Kultus und ihrer Moral ein Erzeugnis der Geschichte und wird wie alles Geschichtliche durch Vollkommeneres überholt und verdrängt. Der Monismus in diesem Sinne ist Evolutionismus: Ueberwinder der absoluten Werte, Begriffe und Ideale durch die relativen, organisch wachsenden. Damit fällt jedes unwandelbare Dogma als ein innerer Widerspruch zum Geist der Entwicklungslehre. Jede Wissenschaftsfeststellung ist Gegenstand der Kritik. Jede wissenschaftliche Hypothese muß sich vor der fortschreitenden Erkenntnis der Zeit rechtfertigen. Es gibt keine ewigen Wahrheiten, auch keine unbedingten Leit- oder Grundsätze, auch keine unumstößlichen Voraussetzungen. Alles ist Problem und wenn auch nicht dem ewigen Wechsel, so doch dem unaufhörlichen Wachstum unterworfen.

Als zweiter Hauptgedanke des Monismus erscheint mir die Wirklichkeitslehre, der Gedanke der Welteinheit, daß es für uns nur eine Wirklichkeit gibt, nämlich die von uns in Erfahrung gebrachte und alles, was wir mit der Phantasie zu ihr hinzudichten, eben nur Dichtung, aber nicht Wirklichkeit ist. Alles Transzendente, Jenseitige, der jenseitige Weltenschöpfer, die jenseitige Weltleitung, der jenseitige Sittengesetzgeber, das jenseitige Vergeltungsreich sind kein Gegenstand des Erkennens, also auch nicht für uns wirklich, sondern Produkte unserer Einbildungskraft. Eingebildete Welten und Geister haben aber keine reale Macht über uns, wir verehren sie nicht, wir beten nicht zu ihnen, hoffen nicht auf sie, schenken ihnen kein Vertrauen, wir kümmern uns nicht um sie, sondern tilgen sie als Selbsttäuschungen aus unserer Weltvorstellung, aus unserem Denken und Fühlen als atavistische Reste einer früheren unwissenderen und abergläubischen Denkweise. Hiermit überwinden wir den Dualismus der herkömmlichen Denkweise, die uns glauben machen will, daß es neben der Welt noch einen außerweltlichen Gott, neben unserem tätigen Lebenssystem noch eine davon unabhängige Geistessubstanz gibt, oder daß es neben dem Diesseits vor dem Grabe noch ein Jenseits hinter dem Grabe gibt.

Diese alles Absolute und Dogmatische überwindende Entwicklungslehre und die alles Jenseitige und Hinterweltliche verdrängende Wirklichkeitslehre schaffen uns ein neuartiges Weltbild, das von dem überlieferten stark abweicht. Da aber das alte Weltbild auch unsere gesellschaftlichen Lebensformen stark beeinflußt hat, so muß natürlich das neue Weltbild auch diese reformatorisch umgestalten.

In dreierlei Hinsicht ist eine Umgestaltung besonders wichtig: Einmal hinsichtlich der Stellung der Volksorganisation (des Staates) zur Organisation des religiösen Herkommens, der Kirche. Dem neuen Denken erscheint die Kirche, der lebendige Ausdruck der alten Welt- und Lebensauffassung, als ein Anachronismus. Sie muß den machtvollen Einfluß auf den Staat verlieren. Der Staat ist von der Kirche zu trennen. Die Kirche hat nicht mehr Recht als eine andere Gesinnungsorganisation, sie mag als solche noch solange bestehen, bis die in ihr wirk-

samen Mächte sie innerlich überwunden haben. Aber das Volk von heute hat keine Pflicht, ihren natürlichen Entwickelungsprozeß dadurch aufzuhalten, daß es die Kirche mit dem viel mächtigeren Staate verknüpft und so künstlich durch materielle und ideelle Unterstützung am Leben erhält.

Anstelle der alten Kultusgemeinden sollen vielmehr **Kulturgemeinden** treten. Eine systematische Volksbildung, Volksbelehrung und -erziehung im Geiste der auf dem Boden der Entwicklungs- und Wirklichkeitslehre stehenden Wissenschaft ist anzustreben, welche die atavistischen Gedanken und Gefühle durch reifere und zeitgemäßere ersetzt und so den Verstand und die Einbildungskraft der Gemeinschaft von falschen Zutaten und überwundenen Vorstellungen befreit und in diesem Sinne die Denk- und Willensgewohnheiten der Masse beeinflußt.

Als drittes Hauptstück will der Monismus Einfluß auf die künftige Generation gewinnen, er will die **Jugenderziehung und -belehrung** völlig im Sinne der modernen Wissenschaft geleitet wissen. Auch hier gilt es mit einer machtvollen Tradition, der Verknüpfung von Kirche und Schule, zu brechen. Die Schule muß autonom werden, frei, auf sich selbst gestellt; das Unterrichtsministerium darf nicht mehr vom Kultusminister geleitet werden, sondern muß ein eigenes Ressort haben. Der Religionsunterricht ist aus der Schule zu verweisen und an seine Stelle tritt eine wissenschaftliche Bildung und sittliche Erziehung im Sinne der neuen Erkenntnis, im Sinne erfahrungsmäßiger Weltauffassung und vernunftgemäßer Lebensführung.

Der Monismus ist mit einem Wort eine zeitgemäße Reform unseres Glaubenslebens, das er in ein Erkenntnisleben umgestalten will und allem, was nicht erkennbar und daher unbegreifbar und allem, was als unglaubhaft und widersinnig bereits erkannt ist, keinen Raum in unseren öffentlichen Volks- und Jugendbildungseinrichtungen geben will; an seine Stelle will er die Verbreitung und Verallgemeinerung des Wissens von dem Erkennbaren und dem Bereits-Erkannten setzen und damit das intellektuelle und kulturelle Niveau der Gemeinschaft um ein Beträchtliches steigern.

Und was will die Gesellschaft für ethische Kultur?

Sie will, wie ihr Name sagt, einen besonderen Zweig der Kultur pflegen und zwar ist es ihr um die **ethische** Kultur zu tun. Sie geht von der Grundanschauung aus, daß es für jeden Menschen und jede Gesellschaft ein ethisches Gebiet gäbe, welches man kultivieren könne und zu kultivieren habe. Und zwar will sie alle diejenigen um sich scharen, die an der Erneuerung unseres Gesinnungs- und Gemeinschaftslebens im Geiste einer höheren Ethik mitwirken wollen. Sie glaubt, es bedürfe dazu weder irgend eines Glaubensbekenntnisses noch einer festgelegten Weltanschauung; jeder, dessen Aufmerksamkeit auf das Gebiet des Ethischen gerichtet ist, ist ihr als Mitarbeiter lieb. Hier gerät sie in Widerspruch mit der herkömmlichen Anschauung über die Natur des Ethischen. Die Tradition verknüpft das Ethische mit gewissen Ansichten über Gott, Jenseits, heiliges Schrifttum, kirchliche Organisation und dergl. Die ethische Bewegung will die Ethik von dieser Bindung freimachen. Ihr ist es um eine nichtkirchliche, von aller religiösen Verknüpfung unabhängige ethische Gesinnung und Betätigungsweise zu tun. Damit zerbricht sie bereits die überlieferte Denkweise und wirkt reformierend auf die bisherige ethische Denkweise ein. Sie verläßt die ethischen Autoritäten der Vergangenheit, befreit sich von allen transszendentalen Anknüpfungen, verändert das Bestehende durch Anerkennung der Notwendigkeit einer Reformbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit des Gegebenen. Dies charakterisiert den Geist ihrer Ethik: Sie will nicht autoritär, nicht transszendental, nicht traditionell sein und das ein für allemal Gegebene aller absoluter Ethik als einen Irrtum betrachten.

Hier nähert sie sich dem Monismus. Auch der Monismus leugnet ja das Absolute, befreit sich von allen Dogmen und Autoritäten, verweist das Außerweltliche in das Reich der Dichtung und trennt sich von der herkömmlichen religiösen Lebensauffassung. Es ist darum ganz natürlich, daß die ethischen Ideen der Monisten mit denen der ethischen Bewegung nicht selten übereinstimmen und trotz des verschiedenen Ausgangspunktes (dort von der wissenschaftlichen Erkenntnis — hier von der sittlichen Willensveranlagung) ist eine partielle Berührung der Aufgabenkreise dieser beiden Bewegungen nicht von der Hand zu weisen.

Es ist daher auch ganz verständlich, daß beide Gesellschaften in Weimar beschlossen haben, die ihnen gemeinsame Strecke, nämlich die Staats- und Schulverweltlichung gemeinsam zurückzulegen.

Der Grundgedanke der ethischen Bewegung ist aber nicht nur die Pflege einer unabhängigen Ethik, es kommt dazu die Betonung der besonderen Wichtigkeit gerade dieses Sondergebietes. Die ethischen Gesellschaften sind überzeugt, daß der ethische Faktor in unserem gesellschaftlichem Leben noch weit mehr zum Ausdruck kommen müsse als bisher. Sie verlangen daher eine Durchdringung unseres Gesamtlebens und zwar des internationalen, nationalen, sozialen und individuellen, des wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen, pädagogischen und wissenschaftlichen Gebietes mit ethischen Gedanken und Idealen. Es sind vorwiegend vier Gesichtspunkte, welche sie verfechten. Die allgemeine Anerkennung der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und der gegenseitigen Achtung. Die ethische Arbeit, welche die Bewegung leisten will, ist teils Gedanken-, teils Willensarbeit. Sie will das Denken der Menschen befruchten mit freieren ethischen Vorstellungen, sie will aber auch das Handeln der Menschen beeinflussen durch Veredelung ihrer Gesinnungen und Gewohnheiten. Sie will in dreierlei Richtung auf die Oeffentlichkeit wirken: Sie verlangt eine tüchtige Gesinnungsbildung der Individuen durch **Volkserziehung** im Sinne ihrer ethischen Ideen. Eine ethische Durchbildung des Volkes, ohne daß dasselbe von der Religion geleitet wird, setzt naturgemäß innerhalb unserer Verhältnisse eine Trennung des Staates und der Schule von den kirchlichen Mächten voraus und daher ist die Staats- und Schulverweltlichung eine notwendige Form der ethischen Bewegung. Vor allem aber will sie die sittliche **Jugenderziehung** erweitert, vertieft und von allen religiösen, transzendentalen und autoritären Denkweisen befreit wissen. Neben der Einwirkung auf die Gesinnung der Einzelnen durch Volksbildung und Volkserziehung, durch Jugendbildung und Jugenderziehung, will sie auf die **Gestaltung des sozialen Lebens** starken Einfluß gewinnen. Sie glaubt, daß das soziale Heil nur erwachsen wird aus einer moralisch hochstehenden Gesellschaft, sie befürwortet deswegen jede soziale Reform, die dem Allgemeininteresse zu Gute kommt; sie will den Menschen zum sozialen Heroismus anfeuern und das soziale Bewußtsein im Einzelnen wecken und aufbauen.

Ihr ist deswegen jede soziale Schranke ein Hemmnis. Sie kennt keine Temperaments- und keine Grenzpfahlschranke; auch Farbe und Blut beeinflussen ihre ethischen Wertungen nicht. Sie hält die gegenseitige Hilfe, das gemeinschaftliche Zusammenwirken für das einzig angemessene und einzig menschenwürdige Mittel im Kampf ums Dasein der Kreatur mit der Natur, sie verwirft daher jede Gewalt, jede Ungerechtigkeit, jede Unduldsamkeit und jede Lüge als unbrauchbare Mittel, die Wohlfahrt der Gesamtheit zu fördern. Sie betont das Gemeinsame in der menschlichen Natur und sucht gerade auf diesem Gemeinsamen als auf dem stärksten Beweis von der Zusammengehörigkeit und Einheitlichkeit der menschlichen Natur ihre grundsätzliche Anschauung zu erbauen, daß das Ethische etwas ist, was nicht von der herkömmlichen religiösen oder philosophischen Weltansicht abhängt, sondern von den angeborenen, erworbenen und

vererbten moralischen Empfindungen und Vorstellungen der Einzelnen, die nur der genügenden Klärung und Anregung bedürfen, um tätig hervortreten zu können.

Wenn wir aus diesen Ausführungen das Fazit ziehen, so werden wir sagen: Monistenbund und ethische Bewegung arbeiten an partiell gemeinsamen Aufgaben, an der Staats- und Schulverweltlichung. Sie trennen sich jedoch nach dem Ausgangspunkt, dem Inhalt und Umfang ihrer Aufgaben und damit auch indezug auf die Wege ihrer Durchführung. Doch diese Trennung bedeutet nicht ein Auseinandergehen nach entgegengesetzten Seiten, sondern ein Nebeneinanderhergehen von verschiedenen Seiten her. Man kann sehr gut auf dem Standpunkt stehen, daß beide Bestrebungen richtig und notwendig sind, daß unserer Kultur zweierlei not tut, eine stärkere Anpassung an den gegenwärtigen Stand unserer wissenschaftlichen Natur- und Kulturerkenntnis als auch eine weiterreichende Durchtränkung mit dem selbständigen an Autoritäten und Dogmen nicht gebundenen sozialethischen Geiste, der aus dem Zusammenleben der Menschen erwächst und naturgemäß stets den Charakter trägt, den auch das Zusammenleben hat. Ja, wir wollen sogar noch weiter gehen. Die ethische Bewegung bedarf des Monismus zu ihrer Ergänzung. Denn je mehr der Geist der modernen Entwicklungs- und Wirklichkeitslehre unser Denken und Leben beeinflußt, desto mehr Boden- und Betätigungsspielraum wird die freie, nichtdogmatische Ethik haben. Der Monismus bedarf aber auch der Ergänzung durch die ethische Bewegung. Je mehr die ethische Gesinnung in den einzelnen Menschen zur Herrschaft gelangt, je mehr dieselben dem Ideal der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und der gegenseitigen Achtung näher kommen, desto leichter wird der Monismus in der Gemeinschaft Boden fassen, desto rascher wird er die morschen Kräfte der Vergangenheit, deren letzter Anker die christliche Ethik ist, von ihrem Anschluß an die Vergangenheitsmächte befreien, und die Kultur zu einer völlig wissenschaftsgemäßen Weltauffassung und Lebensgestaltung hinüberführen. Woran liegt es denn, daß die Kirche heute noch soviel Macht hat über die Volksbildung; liegt es nicht zum großen Teil an der Unaufrichtigkeit so vieler Gebildeten, die sich scheuen konsequent zu denken und konsequent zu handeln — der Konfession gegenüber? Und woran liegt es ferner, daß die freigesinnten Menschen in Weltanschauungsfragen nur so langsam vorwärtskommen, daß sie in Gruppen und Grüppchen sich spalten und sich so schwer entschließen können, in friedlichem Einverständnis miteinander einheitlich-planvoll zu arbeiten, liegt es nicht etwa an der noch nicht genügend und künftighin noch mehr zu übenden gegenseitigen Achtung und des auf dieser Gemütsrichtung ruhenden Verständigungswillens, einer der wichtigsten Grundlagen für jede erfolgreiche Gemeinschaftsarbeit, gerade der unabhängigen Persönlichkeiten?

Also darum können diese beiden jungen Bewegungen mit ihren schönen Aufgaben und Zielen sich sehr wohl als ergänzende Mitarbeiter an einem großen Kulturwerk, der Erneuerung unseres Gesamtlebens, fühlen, und werden selbst, wo ihre Wege auseinandergehen, mit gegenseitiger Schonung und Duldsamkeit einander in ihrer Eigenart, ihrer sozialen Sonderfunktion, verstehen und achten, damit die uns gemeinsam so wichtig erscheinende Kulturarbeit um so schneller, sicherer und kräftiger zum Siege gelange — die Arbeit für eine autoritäts- und dogmenfreie schöpferische wissenschaftlich-ethische Gedanken- und Willenskultur.

Streiflichter.

Sicherung, nicht „Erhaltung“. Der Korrespondent der Londoner „Westminster Gazette“ schrieb seinem Blatte aus Berlin, 23. Januar cr., die deutsche Regierung plane eine Entente der Mächte über den status quo in der Nordsee, und fernerhin — auf direktes Betreiben Kaiser Wilhelms — „eine weitere Entente, die den Frieden Europas zu sichern beabsichtigt“; die Regierung wünscht angeblich möglichste Beschleunigung der Sache.

Mag auch vielleicht nur ein Teil dieser Meldung auf Wahrheit beruhen — interessant wird sie durch einen Ausdruck, der in neuerer Zeit bereits immer wiederkehrt und aus dem politischen Sprachschatze nie mehr verschwinden kann: die „Sicherung“ des Friedens an Stelle seiner bisher stets durch para bellum geübten „Erhaltung“.

Die Sicherungsidee hat bereits eine fesselnde, kleine Geschichte. Offiziell ward sie zum ersten Male wohl verkündet in einer Zirkulardepesche vom 31. Oktober 1904, die der verstorbene amerikanische Staatssekretär Hay, kurz nach dem Bostoner Weltfriedenskongreß, an alle Vertreter der Union im Auslande sandte, um eine zweite Session der Haager Konferenz vorzubereiten; es heißt darin:

„Unter den Bewegungen, die den Geist der Regierungen für eine Uebereinstimmung in der Richtung der Friedenssicherung vorbereiteten, ist ein hervorragender Platz jener einzuräumen, die von der interparlamentarischen Union ausgegangen ist . . .“

Schon das Zarenmanifest vom 24. August 1898 war vom Geiste dieser Friedenssicherung erfüllt, und im Jahre 1905 erschien zu Berlin anonym eine Broschüre: „Kaiser, werde modern!“ von einem der ersten Pazifisten geschrieben. Darin wird nach dem Motto verfahren: „Es genügt nicht mehr, das Blutvergießen nicht zu wollen; die Zeit verlangt positive Friedenssicherung.“ Hat doch Kaiser Wilhelm selbst oftmals in schönen Worten sich zu dieser Methode bekannt, z. B. wenn er in der Bremer Rede ein deutsches Weltreich oder eine Hohenzollernherrschaft nur in dem Sinne verstanden wissen will, daß „sie nicht auf Eroberung begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen.“

Und wie steht es beim „Erbfeinde“? Beim Neujahrsempfange (1908) hat sowohl Präsident Fallières als auch Tornielli rühmend des Weltereignisses der 2. Haager Konferenz gedacht; u. a. wurde gesagt:

„Nunmehr ist die Diplomatie aller Länder an der Spitze jener Ideenbewegung verbunden, und kann daraus den Schluß auf eine Zukunft des gesicherten Rechts und des gesicherten Friedens ziehen.“

Dieser rein zufälligen Auswahl aus ungleich größerem Stoffgebiet fügt sich die Meldung der „Westminster Gazette“ organisch ein, gleichgiltig, ob viel oder wenig Wahrheit in ihr steckt. Es ist kein verstiegener Optimismus, wenn man in diesem Falle sagt:

Le pacifisme est en marche — rien ne l' arrêtera!

S.

* * *

„Trennung von Kirche und Haus!“ Zu den schmerzlich empfundenen Hemmnissen unserer Geisteskultur und Volkswohlfahrt, die wir durch Zusammenschluß zu bekämpfen gedenken, gehört zweifellos die Kirche, die, wie immer sie sich nennen mag, alle ihr durch den Zufall der Geburt und Erziehung Angehörenden nötigt, Formen und Bekenntnisse mitzumachen, die für die weitaus meisten Menschen Unwahrheiten sind.

Diese Nötigung zur Kirchlichkeit geschieht ohne jeden gesetzlichen Zwang, und gegenüber dem gesetzlichen Zwang zur bürgerlichen Beurkundung von Geburt, Ehe und Tod; sie geschieht lediglich durch den Zwang der Gewohnheit und durch den Mangel von Veranstaltungen, die denkwürdigsten Augenblicke unseres häuslichen Lebens anders als unter Mitwirkung der Kirche feierlich zu begehen.

Durch diese Nötigung dringt die Kirche Unwahrheit in unsere wichtigsten Lebenshandlungen, Unwahrheit in Herz und Haus, Unwahrheit in unsere ganze Kultur, in der sie lediglich durch ihre vermeintliche Unentbehrlichkeit bei diesen Handlungen bis heute ihren Platz behauptet.

Trennung von Kirche und Haus ist die Voraussetzung der Trennung von Kirche und Staat oder, wo diese schon besteht, deren notwendige Ergänzung.

Für die Trennung sind zunächst folgende Schritte erforderlich:

1. Zusammenschluß der freien Geister jedes Orts durch Austritt aus der Kirche;

2. In jedem größern Ort Gewinnung von Persönlichkeiten und Räumlichkeiten zur Begehung von Namens-, Trauungs- und Bestattungsfeiern ohne Beiziehung der Kirche;

3. Abfassung von Formeln, sowie Anleitungen zur künstlerischen und rednerischen Ausgestaltung dieser Feiern.

An diese vorbereitenden Schritte wird sich früher oder später die Bildung von Gemeinschaften anschließen müssen zu dem Zwecke, die getroffenen Einrichtungen fortzuerhalten und durch regelmäßige bildende und erhebende Zusammenkünfte zu ergänzen, auch mit der Zeit dafür die vorhandenen kirchlichen Gebäude zur Mitbenutzung zu gewinnen.

Prof. Dr. Ferd. Vetter.

* * *

Ein humaner Fabrikbetrieb.[*] (Stahlfedernfabrik von Blanckertz in der Georgenkirchstraße in Berlin.) Seit Jahren ist der achtstündige Arbeitstag eingeführt; es wird in der Fabrik von 8–12 und 2–6 Uhr gearbeitet. Infolge dieser Einrichtung wohnen viele Arbeiterinnen außerhalb Berlins, wo die Wohnungen billiger und infolgedessen geräumiger sind, wo die Familien sich kleine Gartenwirtschaften halten können, die ihnen eine gesunde Bewegung in frischer Luft und einen erwünschten Zuwachs an Gemüse für den Haushalt gewähren. Die Mittagszeit können die Arbeiterinnen in der Fabrik zubringen; dort stehen ihnen luftige und behagliche Speiseräume zur Verfügung und zwar nicht nur ein größerer Eßsaal, sondern auch 5 bis 6 kleinere Speisezimmer für diejenigen, die es bevorzugen, im kleineren Kreise von 5 bis 10 Personen zu speisen. Herr Blanckertz stellt seinen Arbeiterinnen auch eine ansehnliche Bibliothek zur Verfügung, die hauptsächlich Romane, Reisebeschreibungen und illustrierte Wochenschriften enthält und eifrig benutzt wird. Der Umtausch findet zweimal wöchentlich statt, natürlich gratis. Die modernste Einrichtung der Fabrik besteht aber in der Arbeitervertretung, die sich aus Männern und Frauen zusammensetzt und deren Pflicht und Recht es ist, dem Arbeitgeber alle Wünsche, Beschwerden und Anträge der Arbeiterschaft vorzutragen und mit ihm gemeinsam über etwaige gewünschte Reformen zu beraten. Neben der staatlichen Krankenversicherung besteht auch noch eine Extra-Unterstützungs- und Krankenkasse von seiten der Fabrik, die sich zusammensetzt einerseits aus den Strafgeldern, welche für Zuspätkommen oder andere Verfehlungen gezahlt werden müssen, andererseits aus freiwilligen Beiträgen der Firma. Ueber die Verwendung der ersteren, aus den Strafgeldern angesammelten Kasse, hat die Arbeitervertretung freie Verfügung, doch muß sie dem Arbeitgeber Rechenschaft über die Verwendung ablegen, während umgekehrt, über die Verwendung der zweiten, vom Arbeitgeber gestifteten Kasse, die Arbeiterschaft gleichfalls mit bestimmen bedarf, indem sie das Vorschlagsrecht über die Verwendung besitzt. So sind beide Kassen zwar getrennt, arbeiten aber doch Hand in Hand, und Arbeitsausschuß und Arbeitsgeber kontrollieren sich gegenseitig. Das Krankengeld beträgt wöchentlich 2 Mk. (natürlich neben dem staatlichen Krankengelde.)

Durch diese modernen Einrichtungen hat die Firma den Vorteil einer zufriedenen und stetigen Arbeiterschaft, und die Arbeiterinnen haben das beruhigende Gefühl, daß sie ihrem Brotherrn nicht rechtlos gegenüberstehn, sondern daß sie, ebenso wie die männlichen Arbeiter, durch ihren Arbeitsausschuß mit ihm auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren können.

[*] Aus der Deutschen Arbeiterinnen-Zeitung Nr. 29.

Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K.

Vom 7. bis 9. Dezember 1907 in **Berlin.** (Altstädter Hof.)

(2. Fortsetzung).

Zweiter Verhandlungstag.

Neu hinzugekommen sind Dr. Rieß als Bevollmächtigter für München, H. Helmerich aus München, Justizrat Dr. Rothe für den Hauptvorstand.

Nach kurzer Geschäftsordnungsdebatte, in der beschlossen wird, das Protokoll im Gesellschaftstage nicht zu verlesen, sondern dem Hauptvorstande und den Teilnehmern des G. T. Fahnenabzüge des Protokolls zur event. Korrektur zuzusenden, wird in der Besprechung von Punkt 5 fortgefahren. Herr Jaffé erörtert seine persönliche Antwort auf die häufig gehörte Frage: Was will die ethische Gesellschaft? Er weist darauf hin, wie man ganz einfach in unmittelbar greifbarer Weise darauf antworten könne. Dr. M. Kronenberg will zunächst fragen: welche Wirksamkeit ist vorhanden? Welche zu erstreben? Gründliche Aenderung des gegenwärtigen Zustandes sei dringend nötig. Tatsache sei, daß die D. G. E. K. nicht diejenige Wirksamkeit ausübe, die sie haben könnte und sollte. In den wichtigsten ethischen Tagesfragen nehme sie nicht das Wort; als Organisation sei sie im Rückgange. Sehr bedenklich sei die geistige Anämie; es fehle an der Jugend und an geistig Hochstrebenden. Diese Anämie sei nicht immer vorhanden gewesen; viele tüchtige Leute hätten sich zurückgezogen. Daher sei Selbstbesinnung auf die Grundlage notwendig. Er frage: 1. Welche äußeren Hindernisse sind vorhanden? 2. Welches sind die prinzipiellen Grundlagen? 3. Welches ist die Organisation der Gemeinschaft? 4. Sind die Personen die geeigneten Träger? Zu 1 sei zu sagen, daß die äußeren Hemmnisse heute sehr gering seien. Die Zeit sei ethischer Ueberlegung günstig. Auch die Frage 4 sei nicht das Wesentliche. Dagegen seien 2 und 3 wichtig. Nach dem Vorgang und Beispiele der kleinen ethischen Konferenz von Wengen sollte jeder Teilnehmer sagen, aus welchem Grunde er sich der ethischen Bewegung angeschlossen habe, und warum er daran festhalte. Freilich seien die subjektiven Motive und die objektiven Grundlagen nicht ein und dasselbe. Eine kleinere esoterische Gemeinschaft sei zu bilden, um die Grundlagen in periodischen kleinen Konferenzen zu untersuchen. Das Verhältnis zu Religion, Kunst und Politik, endlich zur Weltanschauung müsse erörtert werden. Die Organisation müsse so umgestaltet werden, daß innerhalb der großen Gesellschaft eine kleine intime Gemeinschaft bestehe, ähnlich wie in der Comenius-Gesellschaft, im Freimaurer-Orden und bei den Illuminaten. Die reine Demokratie lasse sich in Gesellschaften, die so hohe und schwierige Aufgaben haben, nicht durchführen.

Herr Wilhelm Börner aus Wien, der gleichzeitig über Punkt 8 referiert. Auch in Oesterreich kranke die Gesellschaft wesentlich daran, daß man über das Wesen der ethischen Bewegung nicht klar sei. Außerdem sei dort der Klerikalismus ein gewaltiger Feind, mit dem kein Friede, höchstens Waffenstillstand möglich sei. Zu positiver Arbeit komme man nicht, weil fortwährend Anschläge auf die Gewissensfreiheit, wie soeben die Angriffe Luegers gegen die Universitäten, abzuwehren seien. Trotzdem seien die subjektiven Hindernisse noch schlimmer, nämlich die Verschiedenheit der Meinungen bezw. Verworrenheit über die Grundlagen der ethischen Bewegung. Eine Enquête würde die heterogensten Ansichten zu Tage fördern. Damit gebe man den Gegnern die schärfste Waffe in die Hand. Wenn man auch keine Dogmen wolle, so müsse man doch leitende Gesichtspunkte haben. Ein Volkshaus zu gründen sei eine vortreffliche Sache, aber es scheine ihm dies nicht Aufgabe der ethischen Gesellschaft; auch Lesehallen und Wohlfahrts-Auskunftstellen liegen nicht direkt auf dem Wege der D. G. E. K. Dasselbe gelte von den zwei Enquêten der österreichischen Ethiker über Frauenarbeit und Lehrlingswesen die zu Gesetzänderungen geführt hätten. Gewiß sei das ein Triumph, aber doch abseits von unserem wesentlichen Ziele. Das hätte auch ein anderer sozialpolitischer Verein tun können. Redner berichtet, wie er aus einem frommen christlichen Glauben heraus, dann nach der Zertrümmerung dieses Glaubens durch ein Schriftchen Jodl's zur ethischen Bewegung gekommen sei. Die Wenigsten aber seien fest durchdrungen von dem Glauben an die Ethik. „Und nur was wir selber glauben, glaubt man uns" (Uriel Acosta). Die Stimmung der Zeit sei der Ethik günstig; ein Zeichen dafür sei in Oesterreich auch der Dr. Rösler'sche Kulturbund. Sein Antrag unter Punkt 8 betr. die Zeitschrift Ethische Kultur falle außerhalb der Kompetenz des Gesellschaftstages; eine private Besprechung mit den Vertretern der Zeitschrift habe ergeben, daß es möglich sein werde, 500 Exemplare, vorläufig zum Selbstkostenpreise, in Oesterreich zu verbreiten.

Im Anschluß daran erinnert Herr Jaffé dringend und ernst an die Verpflichtung der Abteilungen, ihre finanziellen Leistungen an das Kuratorium der Ethischen Kultur zu erfüllen. In Geldsachen höre auch in der Ethischen Gesellschaft die Gemütlichkeit auf. Ohne Opfer keine Gemeinschaft.

Dr. Pfungst: Was unterscheidet die D. G. E. K. von anderen Vereinigungen? Vor 15 Jahren habe es nur wenige solcher Reformvereinigungen gegeben; erst seitdem seien unzählige Bewegungen entstanden, die z. T. bestimmte frühere Aufgaben der ethischen Gesellschaft für sich monopolisiert haben. So meine heute der Abstinenzler, die Vertreter der Frauenbewegung, die Vertreter der Reformkleidung u. s. f. die D. G. E. K. nicht mehr nötig zu haben. Es sei unbedingt wichtig, die Verschwommenheit unserer Prinzipien aufzuheben. In 5 Minuten könne man wohl die Prinzipien der Freidenker 2c. darlegen; aber nicht die der D. G. E. K. Wir sind mit dem sittlichen Zustand der Welt

unzufrieden und wissen, daß dieser Zustand leider eine Notwendigkeit ist; die Gesellschaftsordnung sei die Folge der Beschaffenheit der Menschen. Diese müßten erzogen werden; dazu gehöre der Erzieher und der Kritiker. Die D. G. E. K. müsse alle Kritiker der menschlichen Gesellschaft in ihren Reihen vereinigen. Zweitens aber brauchen wir die Leute, die wissen, wie man bessern könne. Nirgends aber werde mehr gepfuscht, als in Reformbewegungen. Auch in der Gesellschaft müßten die Pfuscher ausgeschlossen werden. Wir hatten die Türen zu weit aufgemacht. Hundert wirkliche Mitglieder in einer Großstadt seien fast eine Unmöglichkeit. Wir brauchen heute mehr Qualität als Quantität! Die Begründung von Lesehallen 2c. sei nur Mittel, um mit anderen Leuten zusammen zu kommen, die von der Notwendigkeit durchdrungen sind, zu reformieren; auch für die Leute, die konkret denken als praktische Hinweise auf die Tatsache, daß ethische Theorie die Praxis nicht ausschließe. In dem Ozean der Reformbestrebungen müßten wir unsere festen Grenzen haben. Aus dem Bedürfnis, der Arbeit des Kritikers und des praktischen Reformers erwüchsen die neuen Verhältnisse.

Herr G. Spiller warnt vor Pessimismus. Auch in Eisenach schienen anfangs die Anschauungen ganz auseinander zu laufen, und doch habe man sich geeinigt. Aber in der Tat scheine etwas in der Grundlage der D. G. E. K. nicht in Ordnung zu sein. Die praktische Tätigkeit sei überaus wichtig, weil sie der Welt zeige, ob unsere Gedanken und Ziele weitseen sind, oder nicht. Die Organisation müßte ebenso praktisch ausgearbeitet werden. Wir müssen unsere Redner mit prinzipiellen ethischen Grundsätzen durchtränken. Wir seien Architekten eines schönen, vortrefflichen Hauses mit prächtigem Plan, nur fingen wir niemals an, wirklich zu bauen. Jeder Geschäftsmann arbeite acht Stunden täglich, 6 Tage wöchentlich — und wir kämen alle Monate auf 1—2 Stunden zusammen! Was sei da zu erwarten? Der Hauptvorstand sollte das Geschäftliche mehr beschränken und solche Erwägungen pflegen, wie Dr. Kronenberg und Dr. Pfungst verlangt hätten. Die Ethiker sollten sich mehr mit der ethischen Bewegung als mit anderen Reformbestrebungen befassen.

Frl. L. Jannasch: Das Hauptmoment der ethischen Bewegung sei das Erziehliche. Dieses beruhe in Unterrichts- und in Willens-Bildung. Das letztere werde bei uns vernachlässigt. Auch auf den richtigen Augenblick dafür komme es an. Die aktuellen Tagesfragen sollten jedesmal besprochen werden; die Erziehungsaufgabe müsse auf die Massen berechnet sein. Ein Hang nach Klärung und Willensbetätigung beherrsche die Zeit. Die freie Hochschule müsse Tausende von Zuhörern zurückweisen. Aus den täglichen Niederungen müßten die Menschen zu höherem Standpunkt gehoben werden.

Prof. Bruno Meyer: Das Positive werde bei uns leider mehr als die negative Kritik geschätzt. Er sei aber Freund der Kritik; müsse sich aber gegen die hier geübte Kritik durchaus aussprechen. Wo wir uns betätigen könnten, sollten wir es tun. Wenn man uns keine Fehler in dem, was wir getan haben, vorwerfen könne, dann sei alles gut. Nur hätten wir zu wenig getan! Es hätten Mitglieder des Vorstandes bei Aktionen von großer Wichtigkeit solchen, die etwas tun wollten, Knüppel zwischen die Beine geworfen. Die Energie zu Betätigungen sei zu schwach; ebenso die goldene Rücksichtslosigkeit. Wir müssen überall auf dem Platze sein. Wir wollen ethische Kultur, d. h. einen bestimmt gefärbten Einschlag in das Gesellschaftsleben. Anschluß bei verwandten Bestrebungen sei also notwendig. Die Kartellierungsfrage sei die wichtigste dieser Tagung.

Prof. Döring drückt seine Verwunderung darüber aus, daß immer wieder gesagt werde, wir wüßten nicht, was wir wollen, diese eigentümliche Skepsis scheine ihm ganz unberechtigt. Die früheren Kundgebungen seien doch völlig klar und exakt. Man komme nicht weiter, wenn man sich selber immer wieder in Frage stellt. In der Formulierung dessen, was wir wollen, haben wir alles getan. Was jetzt nötig sei, sei Geduld und Bereitsein für jeden Fall! Wir wollen das soziale Heil durch neue Gesinnung und Erziehung dafür; das ist unser Programm in drei Worten.

Dr. Rieß erhält das Wort sowohl zum Berichte über München als zu Punkt 6 und 7. Die Debatte zu Punkt 5 sei ihm sehr lehrreich gewesen. Zu Punkt 3 der Normativbestimmungen habe er zunächst ein Amendement zu stellen. Der Hauptvorstand wolle den Zusammenschluß mit anderen Vereinen von einer Genehmigung abhängig machen und habe folgende Normativbestimmungen vorgelegt:

Normalivbestimmungen für die Abteilungsvorstände der D. G. E. K.

1) Ordnung des Vortragswesens. Bei der Auswahl der Vortragsthemen und der Redner ist tunlichst darauf zu achten, daß die ersteren nicht blos einen allgemein bildenden, sondern einen wesentlich ethischen Charakter tragen, die zweiten mindestens die Gewähr bieten, daß nicht direkt unseren Grundsätzen widersprechende Anschauungen vorgetragen werden. Die Zugehörigkeit der Vortragenden zur Gesellschaft ist nicht unbedingt erforderlich. Freie Aussprache nach den Vorträgen sollte die Regel sein.

2) Gruppenbildung. Für die nach § 20 der Satzungen mögliche Gruppenbildung empfehlen wir: a) eine Gruppe für gemeinsame Lektüre und Besprechung ethischer Abhandlungen und Werke; b) eine Gruppe für freie Besprechung aktueller Gegenstände; c) eine Gruppe für Moralpädagogik. Es ist erwünscht, gerade auch Nichtmitglieder heranzuziehen und in diesem Falle, sowie wenn die Zahl der Gruppenmitglieder nur klein ist, von der in § 20 vorgeschriebenen Konstituierung abzusehen; es kann dann die Leitung der Gruppe ohne weitere Formalitäten einem Mitgliede der Abteilung überlassen bleiben.

3) Verhältnis zu anderen Vereinigungen. Der körperschaftliche Beitritt von Abteilungen zu Gesellschaften und Vereinen von verwandter Richtung oder ein Zusammenwirken mit solchen in gemeinschaftlichen Ausschüssen, Ausführungsorganen u. dergl. für besondere Zwecke, die im Rahmen unserer Bestrebungen liegen, ist mit Zustimmung des Hauptvorstandes gestattet. Ein engerer dauernder Zusammenschluß mit solchen Vereinigungen darf nur unter Wahrung der in den §§ 1 und 2 der Satzungen ausgesprochenen Grundsätze und unter dem Vorbehalt der völligen Selbständigkeit der sachlichen Entscheidungen erfolgen.

Der Vorstand der Abteilung München beantragt dazu:

Amendement zu Punkt 3 der Normativbestimmungen:

Bei jedem Zusammenwirken der Abteilungen mit Gesellschaften und Vereinen verwandter Richtung, sei es für vorübergehende besondere Zwecke, sei es in der Form dauernden engeren Zusammenschlusses, wird den Abteilungsvorständen zur Pflicht gemacht, sowohl die in den §§ 1 und 2 der Satzungen ausgesprochenen Grundsätze als auch die volle Selbständigkeit der sachlichen Entscheidungen zu wahren. Zugleich wird ihnen dringend empfohlen, bei jeder hierbei auftauchenden Schwierigkeit mit dem Hauptvorstand in engste Fühlung zu treten und sich möglichst genau durch ihn beraten und informieren zu lassen. Die Entscheidung muß den Abteilungsvorständen überlassen bleiben, weil bei jedem örtlichen Zusammenwirken lokale und Personalfragen von Wichtigkeit sind, die sich der Beurteilung von der Ferne aus zumeist entziehen. Um jedoch ein möglichst einheitliches Verhalten der gesamten D. G. E. K. zu gewährleisten, wird von jetzt ab für jeden Gesellschaftstag ein ständiges Referat über die inzwischen erfolgten Verbündungen eingerichtet.

Der Ernst, mit dem hier in der Versammlung die geistige Anämie der Gesellschaft zugestanden werde, sei die beste Bürgschaft. Die Gesellschaft leide aber vielleicht eher an Hypertrophie auf intellektuellem Gebiete. Kronenberg habe auch in seinem esoterischen Teil an ein agréement gedacht, das aber wieder theoretisch gedacht sei. Das agréement aber wäre besser ein praktisches an die Frage: was wollen wir tun! Börner wolle auch die praktischen Arbeiten, wie das Volkshaus, die Enquête 2c., zurückstellen gegen die Theorie. Die Hauptsache sei aber doch, daß solche gute Dinge da sind, ohne Streit darüber wer sie geschaffen. Aeußerlich müsse mehr Arbeit geleistet werden gerade um des Innerlichen willen. Mit Dr. Pfungst sei er anfangs sehr einig gewesen; aber das genauere Abstecken der Grenzen sei doch auch wieder theoretisch. Frl. Jannasch's Anregung über aktuelle Probleme verbürge nicht Vertiefung; dabei könne man sehr oberflächlich werden. Der Spiller'sche Satz, der zur Grundlage des ethischen Bundes diene, sei tautologisch; die Einigkeit über die Frage: was ist ethisch? würde nicht so oft in Frage gestellt werden, wenn sie vorhanden wäre. Ihm sei das Wesen der ethischen Kultur: „Ehrfurcht". Die Ehrfurcht sei ungeheuerlich im modernen Leben ausgestorben. Die Ehrfurcht sei heute meist eine litterar-historische Erinnerung aus Wilhelm Meister. Wer Ehrfurcht wecke, der sei ein ethischer Lehrer. Eine Erziehung zur Ehrfurcht sei außer der notwendigen intellektuellen Erziehung nötig; durch Zuhilfenahme der edelsten Kunst; Goethe und Carlyle habe man zu Wort kommen zu lassen. Die Quellen der Ehrfurcht seien heute verschüttet. Nicht nur aus Dichtern und Denkern, sondern aus jeder Wissenschaft sei sie zu schöpfen. Eine systematische Ausbildung der Jugend zu ethischen Idealen sei jedenfalls von der D. G. E. K. erfolgreich nicht durchgeführt worden. Darum habe Redner in München den jungdeutschen Kulturbund gegründet. Dort solle ein Stab von Volkserziehern erzogen werden. Menschen, die besser zeichnen lernen wollen, finden nicht Hilfe bei Kunstkritikern, sondern bei den schaffenden Künstlern. An ethischen Kritikern fehlt es uns nicht; wohl aber an ethisch Schaffenden. Auch an das freireligiöse Gemeindeleben sei anzuknüpfen. Dort sei der Versuch, Ehrfurcht mit weltlichen Mitteln zu wecken, nie ganz ausgestorben.

Bei solchem Vorgehen erwüchse eine Menge neuer großer Aufgaben. Anzuknüpfen sei überall an die bereits vorhandenen

Organisationen und Vereine; in diese müsse man eindringen und dort überall den ethischen Geist hineintragen. Der Intellekt aber solle stets der Diener des Charakters, des Willens, der Tat sein.

All die Taten, die notwendig seien, könne nicht die D. G. E. K. allein tun, besonders könne sie nicht allein den Kampf ausfechten gegen Orthodoxie und Klerikalismus. Dieser Kampf sei nicht zu führen, wie der alte Kulturkampf mit den Mitteln des Hasses und Streites, sondern durch neue produktive Arbeit, durch Rivalität um die edelsten Güter. Dazu sei der Zusammenschluß aller freiheitlich gerichteten Menschen Vorbedingung. In München sei, angeregt durch Dr. Vielhaber, der Kartellgedanke im kleinem Maßstab bereits erprobt. Der „Jungdeutsche Kulturbund", die D. G. E. K., der „Monistenbund" und die „freireligiöse Gemeinde" hätten sich schon tatkräftig verbündet. Mit den Freidenkern war in München eine Verbindung nicht möglich, lediglich aus Personalgründen, auch hätten sie selbst den Anschluß nicht gewollt. Die genannten 4 Vereine suchten sich anfangs über ein theoretisches Programm zu einigen. Schließlich hatte man nach langer mühevoller Arbeit ein solches Programm, aber es war aus Kompromissen zusammengesetzt und erschien doch nicht als eine sichere Bürgschaft für ein dauerndes Zusammenarbeiten. Zur Trennung von Kirche und Staat war in der Theorie zwar eine Einigkeit vorhanden, über die Opportunität aber dieses Wortes als Bannerspruchs konnte man sich noch nicht einig werden. Man verzichtete daher auf öffentliche Ankündigung eines theoretischen Programmes und wählte aus Vorsicht nur eine lockere Form der Kartellierung. Die Verfassung innerhalb des Kartells sei aus den mitgebrachten Münchener Publikationen zu ersehen. Betont möge hier nur werden, daß innerhalb dieser Kartellverfassung Majorisierung eines Vereins durch die anderen oder Preisgabe der Vereinsgrundsätze ganz ausgeschlossen sei. Man begann nun in München sofort mit gemeinsamer praktischer Arbeit. Die bloße Arbeit ergab eine Fülle von ethischen Erfolgen. Alle lernten von einander und man erzog sich gegenseitig durch den guten Willen, die Einstimmigkeit auf jeden Fall möglich zu machen. Auch die Wirkung nach außen war gleich im Anfang überraschend groß. Die erste Versammlung des Kartells über den „Kirchenzwang in der Schule" hatte außerordentlichen Erfolg. Es sprach dort der Universitätsprofessor und Ethiker Lipps, obgleich theoretisch ein scharfer Gegner des Monistenbundes, doch für die gemeinsame Angelegenheit des Kartells. Die ersten Rechtslehrer der Universität halfen an der Mitarbeit für das juristische Referat usw. Das Ziel der Münchener Arbeit sei ein Münchener Volkshaus. Doch würde ein Volkshaus ein Potemkinsches Dorf bleiben, wenn nicht die innere Verständigungsarbeit zwischen allen beteiligten Vereinen vorausginge. Vorläufig sei in München ein kleines und schmuckes Heim für die 4 Vereine geschaffen worden. Wie sehr sich der Kartellgedanke bewährt habe, zeige sich am besten an der Gründungsgeschichte dieses Heims. Anfangs hätte man sich vor den ersten 100 Mk. für Drucksachen und Versammlungen gescheut. Für das Heim aber hätte die Begeisterung binnen kurzem etwa 10000 Mk. zusammengebracht. Für die Bibliothek und den Lesesaal seien unerwartet reiche Mengen von Büchern und Zeitschriften gestiftet worden. Beim gemeinsamen Bau seien die Herzen noch näher an einander gewachsen.

Trotzdem verstände er die Bedenken, die in Berlin gegen den Kartellgedanken geäußert seien, z. B. die Behauptung: man dürfe sich nicht mit Gesellschaften verbünden, die eine Weltanschauung zur Bedingung machten. Die Münchener antworteten aber gegen dies Bedenken: auch mit solchen könne man sich verbünden auf Grund einer bestimmten Aufgabe (oder einer Reihe solcher Aufgaben) die von den Weltanschauungsunterschieden unabhängig allen gemeinsam sei und einleuchte. Beispiele solcher dringend notwendigen Aufgaben seien Trennung von Kirche und Schule, konfessionslose Erziehung und manche andere. Um solche örtliche Kartellierungen möglich zu machen, müßte auch den Abteilungsvorständen der D. G. E. K. eine gewisse lokale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vom Hauptvorstande geschaffen werden, deshalb habe er sein Amendement zu Punkt 3 der Normativbestimmungen hier eingebracht.

(Schluß folgt.)

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes vom 8. Februar 1908. Der Schriftführer Dr. Penzig verliest das letzte Protokoll und berichtet über den Fortgang des Protokoll-Druckes vom Gesellschaftstage. Ferner erstattet er Bericht über seine Vortragsreise in Ost- und Westpreußen vom Januar d. Js. (Graudenz, Königsberg, Danzig, Dresden). Professor Bruno Meyer berichtet über den Verlauf der Weimarer Besprechung mit dem Ziele der Kartellierung verschiedener Gesellschaften und Vereine. Dr. Penzig bespricht die von dem Aktionsausschuß des Weimarer Kartells, dem er angehört, bisher getanen Schritte und gibt informatorisch Kenntnis von dem Entwurf zu einem geplanten Aufruf. Daran schließt sich eine längere Debatte, in der Dr. Levy, Professor Döring, Dr. Kronenberg betonen, daß die definitive Teilnahme der D. G. E. K. an dem Kartell erst dann beschlossen werden könnte, wenn das Kartell sich mit Statuten etc. vollkommen konstituiert haben werde, während Dr. Penzig, Professor B. Meyer und Geh. Rat Foerster dies zwar anerkennen, aber doch aus dem betreffenden Beschlusse des Gesellschaftstages folgern, daß sich die D. G. E. K. auch schon im Provisorium zur Mitarbeit bereit erklärt habe. Die Diskussion wird mit der einmütigen Erklärung geschlossen, daß jedenfalls alle weiteren positiven Schritte der D. G. E. K. bis zur Vorlegung der Statuten des Weimarer Kartells zu vertagen seien.

Der Generalsekretär des ethischen Bundes, Herr G. Spiller, berichtet über den auf 23. bis 26. September 1908 in London festgesetzten Kongreß für Moralpädagogik. Den Aufruf hätten bisher bereits 306 der bedeutendsten Pädagogen aus 12 Staaten unterzeichnet. Deutschland, Frankreich und England schicken solche fast vollzählig. Durch einen persönlichen zweiwöchentlichen Besuch in London sei es ihm gelungen, dort ein Exekutiv-Komitee von 30 angesehenen Persönlichkeiten zusammenzurufen. Das augenblickliche englische Unterrichtsministerium verhalte sich noch abwartend, während z. B. zwei der Vize-Kanzler der Londoner Universität und andere bedeutende Männer ihre Teilnahme zugesagt hätten. Das Ehrenamt stellvertretender Vorsitzenden hätten u. a. bereits angenommen: Professor Paulsen (Berlin), Professor Jodl (Wien), Dr. Pikler (Budapest), Schul-Rat Dr. Kerschensteiner (München), Professor Harald Höffding (Kopenhagen), Regierungsrat Dr. Gobat (Bern), Professor Sadler (London). In der anschließenden Debatte betonte Professor Döring die internationale Wichtigkeit gerade des Moralunterrichtsproblems und bat, den Kongreß nicht mit ferner abliegenden Fragen pädagogischer Natur zu belasten; Geheimrat Foerster erhoffte als Hauptergebnis dieses ersten Kongresses eine ständige internationale Organisation, die reiche Frucht bringen werde.

Endlich brachte Dr. Penzig die Mitgliedschaft der D. G. E. K. bei der Deutschen Zentrale für Volkswohlfahrt zur Sprache und Dr. Levy erörterte die dadurch gebotenen Möglichkeiten, diese Mitgliedschaft für unsere Gedankenwelt fruchtbar zu machen. Es wurde beschlossen, die Mitgliedschaft weiter aufrecht zu erhalten.

Wilhelm Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Abteilung Heidelberg. Im unteren Saal des Hotels „Tannhäuser" hielt am Herr Dr. Bruno vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sich hauptsächlich aus Mitgliedern der Gesellschaft und Zugehörigen der Heidelberger Vereinigten Gewerkschaften zusammensetzte, einen Vortrag über „Soziale Hygiene". Er erörterte nicht nur im Grundriß das gesamte Wesen der sozialen Hygiene, wie sie sich im Rahmen des Staates entwickelt hat, sondern auch das sozialpolitische und teilweise auch nationalökonomische Prinzip, aus dem die eigentliche soziale Hygiene herauswuchs. Obgleich es Mühe kostete, den ungeheuren Stoff, der nach der Angabe des Redners in der modernen Literatur und einer neueren Arbeit durch Medizinalrat Dr. Kürz niedergelegt ist, auch nur dem Gerippe nach festzulegen, fand er doch noch Zeit, den praktischen Ausbau des Programms eingehender zu beleuchten. Von der Scheidung zwischen allgemeiner und privater Hygiene ausgehend, durchleuchtete er den Wirkungskreis der ersteren, wie ihn Staat, Gemeinde usw. ausgebildet haben. Er durchwanderte das Gebiet der allgemeinen Volkshygiene, um dann die praktischen, an sie gestellten Forderungen, Schutz der Jugend und Schutz der Erwachsenen, in interessanter, vor allem unter dem Gesichtspunkt des praktischen Arztes betrachteten Darlegung vorzuführen. Er schloß seinen klaren, umfassenden, von warmem Humanitätsgefühl getragenen Vortrag mit dem Hinweis darauf, daß es eine Pflicht der Bestrebungen auf dem Gebiet der ethischen Kultur sei, durch die Hebung dieser die soziale Hygiene zu fördern. Reicher Beifall lohnte den Vortrag. In der sich anschließenden Diskussion kamen u. a. auch zwei Vertreter der Gewerkschaften zu Wort, die unter warmer Anerkennung der Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur auf eine Diskrepanz mit den politischen Gesinnungen der Klasse, aus denen die Bestrebungen hervorgehen, hinzuweisen suchten. In einer sachlichen Erwiderung wurden die Beanstandungen damit zurückgewiesen, daß hier unter völliger Ausschaltung der politischen Tendenz sich politisch gegenüberstehende Parteien mit Ausschaltung eben dieser Verschiedenheiten sehr wohl auf demselben Boden zu gemeinschaftlichem Werke zusammenfinden könnten.

Der Vorstand der Gesellschaft setzt sich aus folgenden Herren zusammen: 1. Vorsitzender Dr. Bruno, 2. Vorsitzender Dr. Fürst, 1. Schriftführer Professor Dr. Hummelstern, 2. Schriftführer Dr. A. Sack, Kassierer J. Erbach. Ferner gehören dem Vorstand an die Herren Medizinalrat Dr. Kürz, Privatdozent Dr. Elsenhans, Professor Schneegans und Professor Boßler. (Heidelberger Ztg.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Ethische Literatur.

b) Broschüren.

Penzig, Dr. Rudolph. Massenstreik und Ethik. M. 0,75. (Frankfurt am Main. Neuer Frankfurter Verlag.) — Laienpredigten von neuem Menschentum. 1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel. 2. Das Recht auf Muße. 3. Das Evangelium des Kindes. 4. Vom Hoffen und Harren. 5. Die ethische Menschen-Gemeinde. M. 0,30 jedes Heft. Verlag für Ethische Kultur, Berlin SW. 48.
— Sünde und Erlösung. M. 0,50. (D. G. E. K.)
Pfungst, Dr. Arthur. Wer soll der D. G. E. K. beitreten? M. 0,40 (Berlin. Ferd. Dümmler.)
Salter, W. M. Die ethische Lebensansicht. M. 0,40. (Berlin. Ferd. Dümmler.)
Schwerin, Jeanette, zum Gedächtnis. M. 0,50. (Berlin W. 35. Max Hoffschläger.)
Seidel, Robert. Sozialdemokratie und ethische Bewegung. M. 0,20. (Zürich. Verlag des Schweizer [illegible]
[illegible] ternationale Ethische Bund. [illegible] Verlag der Ethischen Gesellschaft. [illegible] sse 32.)
[illegible] ng in Deutschland. Vorbe[illegible] ungen 2c. M. 0,60. (Berlin. Ferd. Dümmler.)
[illegible] rundgedanken der Ethischen Bewegung. (D. G. E. K.)
Programm des Ethischen Bundes. Zürich, 1896. (D. G. E. K.)
Satzungen der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. 1905. (D. G. E. K.)
Flugblätter. Wer ist ethisch? Für die weltliche Schule. Leitsätze der D. G. E. K. Einige Fragen über konfessionelle und weltliche Schule. (D. G. E. K.)
Züricher Reden, ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse: Harald Höffding, Ethische Prinzipienlehre. M. von Egidy, Ueber Erziehung. Werner Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Emil Reich, Volkstümliche Universitätsbewegung. F. Staudinger, Beiträge zur Sozialpädagogik. Ferdinand Tönnies, Die Grundtatsachen des sozialen Lebens. Das Bändchen M. 0,60. (Bern, Thunstraße 8. Scheitlin, Spring & Co.)

Obige Schriften sind auch im Verlag **Ethische Kultur** zu erhalten. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Junge Mädchen — auch bleichsüchtige und schwächliche — können zur Erlernung der Hauswirtschaft oder zur Erholung **in der Haushaltungsschule in Neuzelle** im alkoholfreien Walderholungsheim Neuzelle (Bahnstation zwischen Frankfurt a. O. und Guben), die der Verein „Jugendschutz“ errichtet hat, aufgenommen werden. Es wird Kochen (auch vegetarisch), sparsame Wirtschaftsführung, Wäschebehandlung, Nähen, Schneidern, einfache Buchführung, Gesundheitslehre, Erziehungslehre, Obst- und Gartenbau, Hühner- und Bienenzucht gelehrt. Bei der geschützten Lage auf waldiger Höhe gewährt das Heim auch im Winter gesunden und kräftigenden Aufenthalt. **Unbemittelten Schülerinnen wird nach genauer Darlegung der Verhältnisse Ermäßigung gewährt.** Aerztliches Attest erforderlich. Anmeldungen nimmt die I. Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz“ Frau Justizrat Dr. Bieber-Böhm, Berlin C. 2 Kaiser-Wilhelmstraße 39 II entgegen. Vorstellung von 10—11 Uhr Vormittag.

In Vorbereitung ist eine ☛ **zweite** Auflage von:

Briefe an Eltern

Von **Deiphobe.** J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag“** u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso“ rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden! Und so ist es auch geschehen. . . . .

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Donnerstag, den 19. März, abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16, III Lese- und Diskussionsabend (Prof. Bruno Meyer) über „Kant, Zum ewigen Frieden.“ Reclam 1501. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Dienstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses in Berlin, Haupteingang Königstraße. **Oeffentlicher Vortrag:** Herr Justizrat Bieber über „Fahrten und Wallfahrten eines modernen Indienpilgers“. Mit Lichtbildern! Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 1 Mark im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16 III, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich; außerdem am Eingang. Aprilprogramm in nächster Nummer.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Die Weltanschauung der All-Einheit im Geiste Goethes und Spinozas.

Drei Vorträge im großen Saal des Architektenhauses, Berlin W 66, Wilhelmstr. 92/93, am 27. März, 3. und 8. April, abends 8 Uhr.

Von **Dr. M. Kronenberg.**

1. Religion (Gott und Welt).
2. Natur- und Kunst-Anschauung.
3. Ethik (Der Mensch und das Menschenleben).

Billets für alle drei Vorträge zu 8, 6, 3,50 Mk. bei Amelang, Kantstr. 164, Königin Augustastr. 33, Simion, Wilhelmstr 121, u. Wertheim, Leipzigerstr. 132/3. Einzelbillets zu 3,50, 2,50 und 1,50 Mk.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erscheint:

Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Stein-Hardenbergschen Reform.

Von Professor Dr. **Hugo Preuss.**

8°. 2 Bogen. Mk. 1,—.

Der bekannte Verfasser gibt in dieser Broschüre einen bemerkenswerten Rückblick, der gerade in der gegenwärtigen Zeit berechtigtes Interesse erwecken dürfte.

Das Heft bildet Nr. 232 (8. Heft des 29. Jahrganges) der

Volkswirtschaftlichen Zeitfragen

Vorträge und Abhandlungen

herausgegeben von der **Volkswirtschaftlichen Gesellschaft Berlin.**

Jährlich erscheinen 8 Hefte zum Abonnementspreise von 6 Mk.

Ausführliche Verzeichnisse gratis.

Soeben erschienen: Flugschriften des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.

Weltlicher Moralunterricht in der Schule — eine Forderung der Zeit.

Der Bund liefert: 1 Stück für 30 Pf., 5 Stück für 1,25 Mk., 10 Stück für 2,00 Mk., 50 Stück für 5,00 Mk. 100 St. für 15 Mk.

Zu beziehen durch:

Verlag für Ethische Kultur, Berlin, Wilhelmstraße 121.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

☛ Der heutigen Nr. liegt ein Prospekt betr. **„Deutscher Bund der Menschlichkeitsreligion“** von **Carl Harz, Altona-Elbe,** bei, worauf wir hierdurch unsere Leser besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. April 1908.	Nr. 7.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das zweite Quartal des 16. Jahrganges. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch bei dieser Quartalswende durch eifrige Werbearbeit in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur", ihrer Monatsbeilage „Kinderland" und Vierteljahrsbeilage „Weltliche Schule" möglichst zu unterstützen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden wiederholt dringend gebeten, alle Beschwerden wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges in erster Linie nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Wohnungsänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Das Frauenwahlrecht.

Von Henriette Fürth.

$6\frac{1}{2}$ Millionen Frauen ergab die Berufszählung vom Jahre 1895 in Deutschland als Erwerbstätige im Hauptberufe. Nach der Aufstellung von Clara Zetkin, deren Quelle nicht angegeben ist, die aber anscheinend durch Miterfassung Nebenberufstätiger (Heimarbeiterinnen ꝛc.) zustandekommt, waren es sogar 7 657 350. Aehnliche Ziffern ergeben sich für die hauptsächlichsten anderen kapitalistisch entwickelten Industrieländer, sodaß in den fünf hier in Betracht kommenden Staaten in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts insgesamt etwa 27 Millionen Frauen erwerbstätig waren. Für Deutschland bedeutete die ermittelte Hauptzahl $\frac{1}{4}$ der gesamten weiblichen Bevölkerung.

Nun hat aber seit 1895 eine gewaltige Vermehrung der Frauenarbeit auf allen Erwerbsgebieten stattgefunden, und man geht sicherlich nicht fehl, wenn man unterstellt, daß die jüngste Berufszählung vom Sommer 1907 nicht mehr $\frac{1}{4}$, sondern mindestens $\frac{1}{3}$ der weiblichen Gesamtbevölkerung als erwerbstätig erweisen wird.

Alle diese Millionen Frauen sind nicht nur ökonomisch, sie sind auch zivil- und strafrechtlich verantwortlich. Und mehr. Als wertvolle Arbeitselemente geschätzt, als Bürger steuerpflichtig, als Mütter die köstlichste Habe der Nation: sind sie Nullen im Staatsgetriebe.

Kein Recht, mitzuberaten über die Geschicke des Vaterlandes. Kein Recht mitzubestimmen über die Bedingungen, unter denen sie zu arbeiten, zu leben und zu sterben haben. Den Unmündigen und Idioten gleichgesetzt: das ist der numerisch überwiegende, qualitativ mindestens gleichwertige Teil der Bevölkerung.

In lückenloser Kette, gleich ehernen Bataillonen, die befeuert von überzeugender und fortreißender Beredsamkeit zum Angriff stürmen, reihen sich so die Beweisstücke auf, mit denen Clara Zetkin, die unerschrockene Vorkämpferin für Recht und Glück der Massen, die Forderung des Wahlrechtes für die Frauen nicht als ein Naturrecht, sondern als ein Postulat sozialer Gerechtigkeit und Notwendigkeit begründet. Das Wahlrecht zu den Parlamenten, zu den Kommunalvertretungen, zu den Gewerbegerichten ꝛc. ꝛc.*)

Vormals an den Boden gebunden, ein Recht des Besitzes und der materiellen Ueberlegenheit bestimmter Klassen, hat die kapitalistische Wirtschaftsweise, man möchte sagen malgré soi, das Wahlrecht zu einem Persönlichkeitsanspruch umgeschaffen. Damit ist der Tatsache Ausdruck gegeben, daß das Schwergewicht des Könnens vom toten Besitz auf die lebendige Kraft und auf die Persönlichkeit als den Träger dieser lebendigen Kraft übergegangen ist. Erweist sich also in diesem Zusammenhang das Stimmrecht als ein durch die Veränderung der wirtschaftlichen Struktur gewordenes soziales Recht, so ist es deshalb nicht minder ein Naturrecht eines jeden vollsinnigen und verantwortungsfähigen Trägers der neuen Weltkraft, das ist also der Persönlichkeit.

Ein soziales Recht, das im tiefsten Verstande ein natürliches Recht ist! So ist der Anspruch der Frau auf das Mitbestimmungsrecht in allen Dingen des menschlichen

*) Clara Zetkin: Zur Frage des Frauenwahlrechts. Verlag Vorwärts, Berlin.

Gemeinschaftslebens zu formulieren. Und so vertritt Clara Zetkin diese gerechteste aller Frauenforderungen.

Sie müßte aber nicht die Kampfnatur sein, die sie nun einmal ist und nicht so überzeugt von der ausschließlichen und ausschließenden Richtigkeit gerade ihres Standpunktes, wenn es bei ihrer Vertretung einer guten Sache ohne einige Ausfälle und sachlich unberechtigte Folgerungen abgehen sollte.

Sie bekämpft die Gegner im fremden und die im eigenen Lager. Manch hartes Wort bekommen die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen zu hören. Vorwürfe, die für manch langes Jahr der Vergangenheit nur zu berechtigt waren. Heute müssen sie verstummen, zumindest für die Frauen verstummen, die bei der Frankfurter Septembertagung des Verbandes für Frauenstimmrecht die Forderung des allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrechts in ihr Programm aufgenommen haben. Die Zukunft wird ihnen Gelegenheit geben, der programmatischen Erklärung die Verteidigung folgen zu lassen.

Aber auch gegen das Eintreten für ein beschränktes Frauenwahlrecht und gegen das Zurückstellen der Frauenforderung aus taktischen Gründen erklärt sich Clara Zetkin. Gewiß. Aus der glänzenden Schilderung der englischen Verhältnisse und des dort von Frauen und Freunden der Frauensache geführten Kampfes um das Wahlrecht, „wie es die Männer haben“, d. h. also um ein beschränktes Zensuswahlrecht, geht überzeugend hervor, daß die Frauen und insbesondere die proletarischen Frauen keinen Grund haben, sich für Erringung dieser Sorte Wahlrecht deren einzusetzen. Aber das ist noch kein Grund, seine Erlangung überhaupt nicht zu betreiben. Folgerichtig müßten ja dann auch die Männer überall da, wo einstweilen nichts anderes zu erreichen ist, auf die Erlangung und Ausübung des Zensuswahlrechts verzichten. Das tun sie aber klugerweise nicht. Jeden Fußbreit Rechtes suchen sie dem gegenwärtigen Regime abzuringen, um Terrain und Stützpunkte zu neuen Kämpfen, neuem Fortschreiten zu gewinnen. Eine Etappe, kein Ziel auch für die Frauen. Eine Etappe, die die Draußenbleibenden stachelt, die Drinnenweilenden aufklärt und verpflichtet.

Sich mit dem Wenigen begnügen mit der ausgesprochenen Absicht, es eines Tages als Sprungbrett für's Ganze zu benützen, aus taktischen Erwägungen eine berechtigte Frauenforderung zurückstellen, wie das beim Kampf um das Wahlrecht in so großzügiger Weise die österreichischen Sozialistinnen getan haben, das bedeutet nicht, wie Clara Zetkin meint (S. 50) daß man grundsätzliche Forderungen Zweckmäßigkeitsrücksichten zum Opfer gebracht habe. Nein, es bedeutet vielmehr jenen außerordentlichen Grad politischer Reife und menschlicher Größe, der, wo es not tut, um der größeren Sache willen auf sich selbst verzichtet. Hätte es noch eines politischen und ethischen Befähigungsnachweises bedurft: durch ihr Verhalten im Wahlkampf haben die österreichischen Proletarierinnen gezeigt, daß sie politisch mündig und jeder Gleichberechtigung wert sind.

Und daß sie ein Recht darauf haben. Ein natürliches, ein soziales, ein ethisches Recht.

Alle Frauen haben ein Recht darauf. Als Menschen, als Mütter, als Arbeiterinnen.

Und alle Frauen sollten sich zusammenfinden, um dies elementarste Recht zu erstreiten.

Es gibt noch mehr solcher Rechte und Forderungen. Was hat die Parteipolitik mit dem Frauenwahlrecht, mit dem Schutz der Mutter und des Kindes zu tun? Könnten und sollten sich hier nicht alle Frauen zusammenfinden? Warum auch hier einander befehden? Warum sich gegenseitig Vorwürfe und das Erstgeburtsrecht der Ideen und der Propaganda streitig machen? Warum sich nicht da, wo es not tut, zu gemeinsamer, kraftvoller Aktion zusammenfinden? Der Freund von gestern mag ruhig zum Gegner von heute werden. Wenn diese Gegnerschaft eine ruhige, ehrliche und sachliche ist, kann man sich trotzdem morgen in anderem Zusammenhang wieder finden. Keine Furcht, daß damit die Gegensätzlichkeit in Endfragen verwischt oder die Kräfte zersplittert werden könnten.

Ich bin der Anschauung und bin der Zuversicht, daß die Grundsätze und Grundforderungen des sozialistischen Programms so fest gefügt, so wurzelecht sind, daß eine Verwässerung und Verwischung nicht zu fürchten steht.

Clara Zetkin ist dessen trotz ihrer gegenteiligen Anschauung ein vollgilliger Beweis. Möchte ihre Kampfschrift überall gelesen und beherzigt werden.

„Fürsorge“!

Von **Bruno Meyer.**

Das preußische „Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger“ vom 2. Juli 1900 hat zwei unstreitige große Vorzüge. Es hat erstens die Möglichkeit geschaffen, schon bei der **Gefahr** sittlicher oder sonstiger geistiger oder körperlicher Verwahrlosung eines Minderjährigen (und zwar ohne untere Altersgrenze) einzugreifen, ohne daß es, wie vorher, erst zu einem Konflikte mit dem Strafgesetzbuche bei dem Pfleglinge zu kommen braucht; und es hat zweitens die „Zwangserziehung“, die als Strafe und als Gegenstück zu der Verwahrung in einem Arbeitshause erschien, beseitigt und dafür den milden und freundlichen Begriff der „**Fürsorge**“ eingeführt. Was eine solche Milderung des Ausdruckes wert ist, können diejenigen, die sich wegen einer „bloßen Namenänderung“ nicht sehr zu erwärmen vermögen, sich klar machen, wenn sie sich vergegenwärtigen, was es im späteren Leben eines Menschen bedeutet, wenn er einmal mit „Gefängnis“ „bestraft“ gewesen ist. Namentlich hier, wo es auf weiche Kindergemüter und das nicht immer sehr gewählte Publikum ihrer Eltern usw. ankommt, tut der sympathische Anhauch einer ihnen nahenden „Fürsorge“, gegenüber der trotzweckenden Rohheit einer „Zwangserziehung“, Wunder.

Das Gesetz hat auch kaum handgreifliche, grobe Fehler — natürlich abgesehen von den üblichen: es zeigt die bekannte moderne „Gesetzgebungstechnik“, die berühmte „elegante“ Gesetzessprache, Mangel an jeglicher Schärfe der Begriffsbestimmung, schematische Anordnungen, Stützung auf die hergebrachte wohlgeschmierte — aber dem unbeteiligten Kenner übel duftende — Verwaltungsmaschinerie. Der **Geist**, aus dem das Gesetz **geboren** worden, ist ein ganz **neuer**; aber die Ausführung ist **unverfälschteste Vorwelt**; kein neuer Lappen auf ein altes Kleid, sondern aus Großvaters Bräutigamsrock dem Enkel ein Sportanzug gemacht! Er sieht natürlich bloß so aus.

Hier ein Beispiel, wie diese „Fürsorge“ sich im besonderen Falle gestaltet! Es mag vorweg auf das nachdrücklichste Verwahrung dagegen eingelegt werden, als ob hier eine unrichtige, vorschnelle „Verallgemeinerung“ versucht würde. Der Einzelfall wird **durchaus als Einzelfall** vorgetragen. Aber er spielt sich ab und gestaltet sich so, wie es geschieht, auf der Grundlage und auf dem Hintergrunde von Gesetzen und Einrichtungen, die doch eben **bestehen**, die aus dem Einzelfalle deutlich **erkennbar** werden, und die, wenn sie als allgemein, wie zu befürchten steht, angenommen werden müssen, jeden **anderen** Einzelfall annähernd in den **gleichen** Verlauf wie den vorliegenden **zwingen**. **Darauf** soll die Aufmerksamkeit aller Berufenen gelenkt werden; und dazu ist der Einzelfall mit seiner ganzen Szenerie ohne jede unbesonnene Verallgemeinerung nur zu geeignet.

Ein Mädchen, vaterlose Waise (die Mutter ist seit Jahren als unheilbar in der Landesirrenanstalt), ist in ihrer Heimat, einem Landstädtchen, bei einer befreundeten Familie schlicht, aber verständig erzogen. Im siebzehnten Jahre wird sie in eine größere Stadt als Dienstmädchen

zu einer Kaufmannsfamilie getan. Der Dienstherr verfolgt sie unablässig mit unsittlichen Zumutungen — selbstverständlich, ohne daß sich ein Vormund oder ein Vormundschaftsgericht um solche Kleinigkeiten kümmert —, bis dem armen Dinge die Geduld reißt. Es entweicht, mit Zurücklassung all seiner Sachen, flüchtet mit den wenigen Groschen, die es besitzt, in eine andere, nicht ferne Großstadt, wo es eine gutwillige Familie weiß, und schreibt von hier flehentlich an eine seit Jahren in Berlin in guter fester Stellung befindliche ältere Schwester um Erlösung aus ihrer verzweifelten Lage. Sie bekommt das Geld zur Reise nach Berlin, wird bei der Schwester einquartiert, und es gelingt sofort, ihr bei einer gutsituierten Fabrikantenfamilie über den Tag Beschäftigung als Kinderfräulein zu verschaffen, wo sie sich zur vollen Zufriedenheit führt.

Aber, wird man fragen, was hat denn das mit Fürsorge zu tun? Ein einfach, aber solide erzogenes Mädchen, das sich um anständige Stellungen bemüht, durchschnittlich Gutes leistet, Verführungsversuchen widersteht und selbst mit einem heroischen Entschlusse sich entzieht, der ihrer unerfahrenen Jugend nicht leicht geworden sein kann, — wie kommt das mit Fürsorge zusammen?

Ja, das furchtbare Schrecknis, das das schwere Geschütz der staatlichen Fürsorge wohl in Tätigkeit zwingen mußte, kann eben nicht länger verschwiegen werden: das phlegmatische, aber frische Mädchen hat eine Tanzstunde besucht, und ist mit einem „Tanzstundenherren“ mehrere Male in später Abendstunde im Café gewesen, ausgerüstet mit einem Hausschlüssel, den ihm nicht seine „Dame“ zu diesem Zwecke anvertraut hatte.

Dabei muß ja natürlich die Welt zu Grunde gehen; und das Schicksal schreitet schnell (auf gerichtlichen Wegen — aller Physik zum Trotze — besonders, wenn diese recht krumm sind). Das Gewitter schlug auf folgende Weise ein:

Auf telephonischen Anruf von dem Polizeirevier, in dem das Mädchen bedienstet war, erscheint bei der Schwester ein Schutzmann aus ihrem Revier, um sie in jenes Polizeibureau zu bescheiden. Dort findet sie ihren Schützling in Tränen schwimmend vor. Die Polizei hat sie aus der Wohnung ihrer Herrschaft abgeholt, und ihr ist ein Beschluß des für sie zuständigen Vormundschaftsgerichtes vorgelesen worden, nach dem sie in Fürsorgeerziehung genommen werden soll. Die vorgemeldeten „Tatsachen“ ihrer schweren sittlichen Vergehungen waren „festgestellt“, ohne daß sie eine Ahnung von dem ganzen Verfahren hatte, was ja auch gesetzlich gar nicht erforderlich (!) ist; und da natürlich bei der heimlichen Entweichung „Gefahr im Verzuge“ — § 5 des Gesetzes — nicht zu verkennen (?!) war, mußte ja (im Gesetze steht: „kann“!) die „vorläufige Unterbringung der Minderjährigen angeordnet“ werden. Die Polizeibehörde des Aufenthaltsortes hatte daher für die sofortige Unterbringung zu sorgen. Nach herzbrechendem Abschiede wurde das Mädchen (das beiläufig schon beinahe das Alter — von 18 Jahren — erreicht hatte, jenseits dessen die „Fürsorge“ nicht mehr verhängt werden kann), wie es ging und stand, nach dem Polizeipräsidium transportiert. (Den Polizeibeamten wird übrigens für ihr Benehmen das günstigste Zeugnis ausgestellt; sie waren schonend und rücksichtsvoll, und der Schwester wurde gestattet, Geld behufs Ueberführung der Unglücklichen in einer Droschke zu geben.) Wohin sie kommen würde, konnte nicht gesagt werden. Das erfuhr die Schwester erst am folgenden Tage auf dem Präsidium (wo sie, wie wiederum festgestellt sein mag, mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelt wurde). Die Eingefangene war nicht mehr dort, sondern sofort nach einer passenden Anstalt in einem Vororte verbracht.

Tags darauf machte die Schwester sich hierhin auf, um sich nach den Aussichten der neugeschaffenen Lage und den näheren Umständen des etwaigen Verkehres mit dem nunmehrigen „Fürsorgezöglinge“ zu erkundigen, besonders aber, um eine Unterschrift der Eingesperrten zu holen, auf Grund deren ihr möglich wäre, Abschrift von dem Beschlusse des Vormundschaftsgerichtes zu erhalten, um daraufhin von dem Rechtsmittel der Beschwerde Gebrauch machen zu können. Diese Unterschrift von ihrer Pflegebefohlenen zu beschaffen, lehnte die sonst ganz freundliche und wohlwollende Vorsteherin der Anstalt nicht nur rundweg ab, sondern sie wies der Bittstellerin sogar die Tür. Indessen diese, eine sehr erfahrene und gewandte Person, erwies sich als die Klügere; sie wich nicht von der Stelle, und wenn ihr auch die gewünschte Unterschrift endgültig vorenthalten wurde, so nötigte sie doch die Vorsteherin zu einer so gründlichen Aenderung ihrer Haltung, daß sowohl daraus für den Zögling eine besonders teilnahmevolle Behandlung in der Folge sich ergab, wie auch der Verkehr der beiden Schwestern sich unter den denkbar leichtesten Formen vollziehen konnte.

Kann aber die Unkenntnis und Ueberhebung einer Anstaltsvorsteherin scharf genug verurteilt werden, die eigenmächtig nicht nur eine ihr anvertraute Person, sondern auch andere, draußen befindliche, über die ihr kein Schatten von Macht gegeben ist, an der Verfolgung ihres Rechtes zu verhindern wagt? Wie darf und wie kann sie sich herausnehmen, ein gesetzlich verordnetes Rechtsmittel abzuschneiden, weil *sie* es für „aussichtslos“ hält? Maßt sich ein Richter oder ein Richterkollegium eine solche Gewalt (oder Vergewaltigung) an? Und sie kannte doch gar nicht die „festgestellten Tatsachen“ und das Gewicht der für sie beigebrachten Beweise!

Und auf wie schwachen Füßen standen diese in der Tat! Nach ihrer Einlieferung in die Anstalt (und auch später allmonatlich einmal) wurde das junge Mädchen von dem Anstaltsarzte untersucht und als unverletzte Jungfrau erkannt. Was hatte sie denn also begangen, woraufhin „zur Verhütung weiterer (!) sittlicher Verwahrlosung (?)“ durchaus hätte gewaltsam eingegriffen werden müssen, und sogar „Gefahr im Verzuge“ festgestellt werden durfte!? Wenn alle jungen Mädchen unter Fürsorge gebracht werden sollten, die man in Berlin nach 10 Uhr abends allein mit einem nicht familienangehörigen Herren in Restaurants und Cafés antreffen kann, und die auch ohne Wissen und Billigung ihrer Eltern oder Erzieher einen Hausschlüssel in der Tasche haben (bezw. sich seines Gebrauches irgendwie zu entschlagen wissen), dann müßte auf dem Tempelhofer Felde eine Barackenstadt für das Heer dieser Zöglinge aufgeschlagen werden.

Aber noch eins! Wie kann man es verantworten, da man es doch voraussetzlich in solcher Anstalt nicht mit lauter „ausgekochten“ Weibsbildern zu tun hat, die — es mag zugegeben werden: an sich nicht wohl zu umgehende — ärztliche Untersuchung nach der Aufnahme von einem Manne vornehmen zu lassen? in Berlin, wo man über Dutzende erfahrener und zuverlässiger weiblicher Aerzte verfügt?! Und wozu muß die peinliche Untersuchung, nachdem res integra festgestellt ist, wiederholt werden? Heißt das nicht, rücksichtslos etwas Wertvolles zerstören, das bisher über alle Gefährdungen bis an diese Stelle hat gerettet werden können?

Doch da höre ich die Anstaltsleitung einwenden: Wer kann denn wissen, welche mittel- oder unmittelbaren Beziehungen mit den schon völlig verlumpten Genossinnen in der Fürsorge über kurz oder lang sehr wichtige Befunde einer solchen Untersuchung herbeiführen?

Wie? Derartiges ist überhaupt möglich? Und das schämt sich nicht, sich Fürsorge zu nennen? Ein unschuldiges Mädchen, das, fast noch Kind, vielleicht nur wegen der (wohlbegründeten) Befürchtung schwerer *körperlicher* Vernachlässigung unter Fürsorge genommen wird, oder das, wie im vorliegenden Falle, wegen törichter Falscheinschätzung harmloser Vorgänge das Unglück gehabt hat, so seine Freiheit zu verlieren, das wird in der „Fürsorge“

nicht gewissenhaft und umsichtig vor der Gefahr behütet, gerade hier erst in die hohe Schule des Lasters und der Verworfenheit zu kommen (wie die Jugendlichen in den Gefängnissen!), indem es mit ausgefeimten Dirnen der schlimmsten Art Tag und Nacht zusammengesperrt wird?! Ja, leider! So ist es in der Tat! Unglaublich, aber buchstäblich wahr! Natürlich genügen acht Tage vollkommen, um die unbefangenste Novize ohne und gegen ihren Willen durch die laut und eifrig geführten bis auf die Fußspitzen dekolletierten Gespräche der liebererfahrenen in die letzten Geheimnisse und Gemeinheiten des Handwerkes so einzuweihen, daß sie in ihrer Vorstellung schon für Anständiges und Ehrbares kaum mehr Raum hat. So „verhütet" man in der unter Aufsicht eines Geistlichen (!) stehenden „Rettungs"-Anstalt vor den Toren der „Metropole der Intelligenz" (und des verlumptesten Nachtlebens!) die „weitere sittliche Verwahrlosung der Minderjährigen"!

Zu erwähnen ist noch, daß nach dem ersten verunglückten Besuche der Schwester in der Anstalt der Versuch gemacht wurde, den „freiwilligen Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen" für den Fall zu interessieren. Leider wurde an dieser Stelle — in der Hoffnung, der Sache dadurch zu nützen. — eine persönliche Beziehung eingesetzt, was unglücklicherweise zufällig zu einer Verzögerung führte, sodaß, als eine Rückfrage von dort eintraf, der Zeitpunkt für eine Beschwerde bereits vorüber war. Warum aber muß auch bei so zarten Angelegenheiten die brutale Ueberstürzung der „sofortigen" Beschwerde (§ 4 Abs. 4) Platz greifen?!

Doch weiter in der Geschichte unseres Zöglinges!

Das Mädchen fand sich, durch die häufigen Besuche und das gute Zureden der Schwester getröstet und befestigt, in sein Schicksal, war wie immer freundlich, fleißig, ordnungsliebend, folgsam, kurz ein Muster, das der Anstaltsleiterin bald förmlich ans Herz gewachsen war und so sichtlich „Fürsorge" überflüssig erscheinen ließ, daß bereits die (wenigstens bedingte) Entlassung binnen wenigen Wochen — zu dem frühesten zulässigen Zeitpunkte — ins Auge gefaßt wurde.

Da erscheint eines Tages — vorsichtigerweise ohne Benachrichtigung der Schwester von seiner Anwesenheit oder gar von seinen Absichten — der Vormund des Zöglinges (beiläufig ein unnötig junger Mann) in der Anstalt, ausgerüstet mit den erforderlichen Ausweispapieren, um sein Mündel abzuholen und in eine andere Anstalt zu bringen.

Das war gesetzlich durchaus in der Ordnung. „Die Ausführung der Fürsorgeerziehung liegt dem verpflichteten Kommunalverband ob" (§ 9), und nur wegen „Gefahr im Verzuge" hatte „die Polizeibehörde des Aufenthaltsorts", der zufällig bei der „Ergreifung" seit Kurzem Berlin war, vorläufig die sofortige Unterbringung innerhalb ihres Machtbereiches besorgt. Aber das Mädchen war schon Monate lang an dieser Stelle. Weder der Vormund noch das Gericht hatte sich in dieser Zeit um den Zögling bekümmert. Daß von Seiten der Anstalt nichts geschehen war, ihn los zu werden, versteht sich nach allem Mitgeteilten von selbst. Die Entführung kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Als die Schwester mit Blumen und Geschenken zum achtzehnten Geburtstage erschien, erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß das Nest leer war. (Sie zu benachrichtigen, war nicht für notwendig befunden worden!)

Wenige Tage darauf kam ein mit Blei geschriebener unfrankierter Brief von der Verschwundenen bei der Schwester an.

Sie hatte in der neuen Anstalt — in der Nähe einer mitteldeutschen Großstadt, aus der der Brief geschrieben war, — eine schauderhafte Behandlung und unerhört schwere Arbeit gefunden und war kurz entschlossen mit drei Gefährtinnen „getürmt", d. h. entwichen, mit Nichtachtung jeder Gefahr über die Mauer entkommen.

Jetzt war sie in der großen Stadt, mittellos, hülflos. Eine Adresse, unter der ihr mit Rat, mit Geld oder persönlich beizuspringen gewesen wäre, war nicht angegeben. (Jede solche „Beihilfe" wird ja auch durch § 21 des Gesetzes ohne jede Rücksicht auf die Natur des Falles „fürsorglich" unter recht verlockende Strafen — Gefängnis bis zu zwei Jahren usw.! — gestellt. Man darf also eine durch die „Fürsorge" zu Grunde gerichtete nicht einmal retten!) Auf der Straße hatte sie sich die Mittel für die notwendigsten eigenen Kleidungsstücke „verdient". Sie hatte ja in der ersten Anstalt genug dazu „gelernt", und an schamlose Betrachtungen und Betastungen ihres bis dahin unberührten Körpers war sie ja gewaltsam gewöhnt worden. So schien ihr der Entschluß gar nicht einmal sonderlich schwer geworden zu sein. Vor der „Fürsorge" hatte sie ein streng sittliches Gefühl und durchaus solide Grundsätze.

So sieht in der Praxis der „Fürsorge" auf der gesetzlichen Grundlage die „Verhütung sittlicher Verwahrlosung der Minderjährigen" aus!

Das Mutterrecht.

Von Mathilde Planck.

Im Jahre 1861 erschien Bachofens Arbeit über das Mutterrecht. Seitdem haben sich verschiedene Gelehrte mit derselben Frage beschäftigt und sind zum Teil zu ganz anderen Ergebnissen gekommen als er. Wie es aber häufig zu geschehen pflegt, so haben sich auch in diesem Fall die ersten und noch am wenigsten sicheren Untersuchungen die meiste Beachtung und die weiteste Verbreitung erworben. So haben hauptsächlich die Sozialisten Fr. Engels und A. Bebel die Meinung übernommen und ihren Theorien eingefügt, das Mutterrecht sei auf einer gewissen Kulturstufe bei allen Völkern herrschend und mit einer selbständigen und bevorrechteten Stellung der Frau verbunden gewesen.

Diese oder eine ähnliche Ansicht findet sich noch häufig genug, wo über die Rechtsstellung der Frau in früheren Zeiten diskutiert wird. Es ist daher von großem Wert, daß Marianne Weber in dem ersten Teil ihres vor einigen Monaten erschienenen Werks: „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung" all das zusammengestellt hat, was die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Anfänge der Ehe und Familie bis heute ergeben haben. Manche der früheren Annahmen erweist sich dabei als irrtümlich. Möglichst klar wird herausgehoben, was wir über die Stellung und die Rechte der Mutter bei den Naturvölkern als sicher annehmen dürfen, was wahrscheinlich ist und was zweifelhaft bleibt. Im folgenden ist das Wichtigste aus M. Webers Darstellung kurz zusammengefaßt.

Bei den heute noch zu beobachtenden Naturvölkern lassen sich die inbetracht kommenden Verhältnisse in drei Stufen einteilen: „Mutterfolge", „Mutterrecht" und „Muttergewalt".

Wo die Mutterfolge gilt, wie z. B. bei den primitivsten Australnegern, tragen die Kinder den Namen der Mutter und werden ihrer Sippe zugerechnet. Die Sippengemeinschaft gilt als blutsverwandt und besteht aus sexualpolizeilichen Gründen. Der Geschlechtsverkehr unter Blutsverwandten soll verhütet werden. Dies ist wahrscheinlich der wesentlichste, ursprünglich vielleicht der ausschließliche Zweck der Mutterfolge. Die Sippengenossen dürfen untereinander nicht heiraten, sind aber durch Gemeinsamkeit der Blutrache verbunden. Nirgends hat diese Sitte ein rechtsbildendes Prinzip gehabt, auch brachte sie keine spezifische Schätzung der Frau mit sich. Die Sippe oder der Totemverband (Totem tierisches oder pflanzliches Abzeichen) ist nicht mit dem lokalen und sozialen Verband der Horde identisch. Das Verhältnis der Frau zum Mann wird durch die Mutterfolge gar nicht berührt. Die Kinder gehören zur Horde des Vaters und sind ebenso wie die Frau sein Eigentum. Gerade bei den primitivsten Verhältnissen finden wir die absolute sexuelle Hörigkeit der Frau, und ihre allgemeine Schätzung kommt der eines wertvollen Arbeitstieres gleich.

Unter etwas weiter entwickelten Eigentumsverhältnissen tritt mutterrechtliche Familiengliederung auf. So besteht bei den sogenannten „höheren Jägervölkern" die „Bima"- oder Erdienungsehe neben der „Diga"- oder Kaufehe. Der vermögliche Mann kauft sich die Frau, und die Kinder erben von ihm. Im umgekehrten Fall, wenn das Mädchen reich und der Mann arm ist, so tritt er bei der Heirat in die Hausgemeinschaft der Frau ein. Entweder dient er eine Zeit lang um sie, wie einst Jakob um die Tochter Labans oder es hört das Verhältnis, das oft nichts weniger als eine Ehe im heutigen Sinn ist, nach einiger Zeit wieder auf. Endlich kann auch der Mann dauernd in der Sippe der Frau verbleiben. Die Kinder erben in den beiden letztgenannten Fällen in der Familie der Mutter, der sie auch im übrigen unbedingt zugerechnet werden. Der Vater gilt nicht als Verwandter der Kinder. So ist das Verhältnis von jeder Seite leicht zu lösen. Aber die geschlechtliche Ungebundenheit der Frau hat als Korrelat die völlige Verantwortungslosigkeit des Mannes. Auch ist die Frau in der Regel der Männergewalt durchaus nicht entzogen. Die männlichen Glieder ihrer eigenen Familie haben das Verfügungsrecht über sie und über ihre Kinder. Bei den allermeisten Völkern mit mutterrechtlicher Familiengliederung ist die Frau unterdrückt und verachtet.

In der Regel sind es die vornehmeren Familien, die ihre Töchter nicht in die absolute Gewalt des Mannes geben wollen — bei der Digaehe darf er sie sogar töten, wenn er will — und deshalb die Bimaehe vorziehen. So ist das Mutterrecht an bestimmte ökonomische Verhältnisse geknüpft. Und ökonomische Momente sind es auch vor allem, die zu seiner Zersetzung beitragen. Kriegerische Zustände bringen den Frauenraub mit sich. Der Ackerbau, den die Frauen leiten, wird dann weniger geschätzt als der Schutz des Bodens durch den Speer. Wo die individualistischen Lebensformen gegen die kollektivistischen im Kampfe liegen, da siegen allmählich die ersteren und zugleich verschwindet das Mutterrecht.

Auf Grund ganz bestimmter ökonomischer und sozialer Bedingungen hat sich bei einzelnen Völkern eine Muttergewalt entwickelt, die als ein gesteigertes Mutterrecht anzusehen ist. Bei den Palauinsulanern liegt den Frauen neben dem Ackerbau alle häusliche und gewerbliche Tätigkeit, selbst das Instandhalten der öffentlichen Wege ob. Entsprechend diesem großen Nutzwert stehen sie in hohem Ansehen und sind an der öffentlichen Macht beteiligt. Jede Sippe hat ein männliches und ein weibliches Oberhaupt, die Sippenhäuptee zusammen bilden die Dorfregierung. In allen Fällen, ob die Frau in der eigenen Sippe wohnen bleibt oder mit dem Manne zieht, hat sie an den ihrigen einen starken Rückhalt. Selbst die üblichen Geldzahlungen des Mannes machen ihn nicht zu ihrem Gewalthaber.

Als „Matriarchat" im eigentlichen Sinne bezeichnet M. Weber die Stellung der Frau bei einigen ackerbauenden Indianerstämmen, die jetzt teils ausgestorben sind, teils nur in kümmerlichen Resten fortbestehen. Bei den Irokesen, deren soziale Verfassung und Sitten durch Morgans Studien bekannt geworden sind, findet sich eine Teilnahme der Frau an der Verwaltung des Gemeinwesens mit einer gewissen „Muttergewalt" in der Familie kombiniert. Mutterfolge und Mutterrecht gelten auch hier. Die Frau folgt in der Regel dem Manne in seine Hausgemeinschaft, sodaß dort Angehörige verschiedener Totems vereinigt sind. Die Männer sind häufig auf dem Kriegspfad, sonst treiben sie nur Jagd und Fischfang. Ist das Neuland gerodet, so wird den Frauen der Ackerbau allein überlassen. Sie verteilen auch die Ernteerträge und sind die allein Wirtschaftskundigen. Eine Frau kann zur Vorsteherin einer Hausgemeinschaft gemacht werden. Als solche darf sie sich an der Wahl des Sippenhauptes, des Sachem, beteiligen. Die Sachems und Häuptlinge bilden den Stammesrat. Manchmal scheinen Frauen zu den Beratungen des Stammesrats zugezogen worden zu sein. Aber die Sachemswürde war ihnen nicht zugänglich. In der Familie jedoch herrschen die Mütter. Sie stiften die Ehen und behalten ihr persönliches Eigentum unter eigener Kontrolle. Dennoch wird auch hier die Frau als ein dem Manne völlig untergeordnetes Wesen angesehen. Sie ist verachtet, und ihre Arbeit wird in fast unglaublicher Weise ausgebeutet.

Nicht allein die Sitten der Naturvölker hatten den eingangs erwähnten Hypothesen als Stützpunkt gedient. Auch bei einem Volke des Altertums war mutterrechtliche Familiengliederung herrschend. Doch ist die Kunde von den Lykiern eine so spärliche, daß sich kein klares Bild von der Stellung der Frau bei diesem auf verhältnismäßig hoher Stufe stehenden Volke gewinnen läßt. Sicher ist, daß zwar die Angehörigen der Aristokratie sich nach ihren Vätern nannten, im übrigen Volke aber die Kinder in Namen und Stand der Mutter folgten. Sie hinterließ das Erbe ihren Töchtern. Noch wird berichtet, daß die Frauen mehr als die Männer geehrt werden. Politische Macht aber besaßen sie nicht. Daß das Mutterrecht in Verbindung mit einer höheren Wertung der Frau auftreten kann, läßt sich immerhin auch aus den Berichten über die Lykier schließen. Worin aber diese höhere soziale Stellung ihren Grund hatte, läßt sich nicht feststellen.

Von der Annahme, daß die Frau in vorgeschichtlichen Zeiten, unter primitiven Verhältnissen eine günstige Stellung eingenommen habe, ist nach dem bisherigen herzlich wenig mehr haltbar. Ehe eine starke öffentliche Ordnung besteht, ist Recht gleichbedeutend mit Macht. Die Frau, als die Schwächere, wird rücksichtslos geknechtet. Erst das Privateigentum schafft das Bedürfnis nach gesicherten Verhältnissen. Aber von den außerordentlich mannigfaltigen Einflüssen, die auf die Rechtsstellung der Frau hemmend oder fördernd einwirkten, kann hier nicht mehr die Rede sein. Es soll nur das Studium des Weberschen Buchs aufs wärmste empfohlen werden.

Manchem wird vielleicht eine lieb gewordene Illusion zerstört, wenn er sich die Frau im Naturzustand nicht ebenso stark vorstellen darf wie den Mann. Oder wenn die letzten Reste des idealistischen Glaubens zusammensinken, der eine goldene Zeit an den Anfang der Menschheitsentwicklung stellte. Haben wir aber mit solchen Illusionen wirklich etwas verloren? Nicht vielmehr etwas ungleich Wertvolleres dafür eingetauscht? Einen langen Weg hat die Menschheit von ihren Anfängen bis heute zurückgelegt. Nur allmählich hat sie sich aus tierischer Dumpfheit und Roheit emporgearbeitet. Die verschiedenartigsten Momente, ökonomischer und namentlich religiös-ethischer Art, haben dabei mitgewirkt. Langsam ist die Idee der Gerechtigkeit herangereift. Je weiter sie durchdringt, um so mehr wird auch die Frau von unwürdigem Druck befreit. Gerade dieser Entwicklungsgang gibt uns die Zuversicht, daß am Ende das Recht die brutale Macht besiegen wird. Damit erst — es wird ja noch lange, lange dauern, wird auch die Sache der Frau zu ihrem Ziele geführt sein.

Streiflichter.

Grenzpfahl-Patriotismus. Der Hamburger Volksschullehrer H. Harder, Vorstandsmitglied der dortigen Friedensgesellschaft, hatte sich im vorigen Jahre in einem Artikel der „Pädagogischen Reform" gegen die Anregung des „Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland" erklärt, die Sedanfeier allgemein wieder aufzunehmen, weil durch die bluttriefenden Reden gegen den „Erbfeind" beim Nachbarvolke das Gefühl nationaler Trauer hervorgerufen und alte Wunden wieder aufgerissen würden, wodurch eine weitere Annäherung beider Kulturmächte verzögert oder verhindert werde.

Gegen diese trefflichen Ausführungen wandten sich nunmehr die „Hamb. Nachr.", das bekannte Hochtoryblatt, in einem gereizten Artikel, der von dem „vaterlandslosen Treiben der Volksschullehrerschaft" sowie von der Insolenz,

Dreistigkeit und „nicht zu duldenden Anmaßung" Harbers sprach. Auf die Privatklage des letzteren verurteilte das Schöffengericht III den betr. Redakteur im Oktober 1907 zu 30 Mk. Geldstrafe wegen formaler Beleidigung, wobei als strafmildernd in Betracht gezogen war, daß Privatbeklagter „sich in seinen patriotischen Gefühlen tief verletzt fühlte". Die beiderseitig eingelegte Berufung hatte zum Ergebnis, daß die Strafkammer des Hamburger Landgerichts am 17. Februar cr. unter Aufhebung des ersten Urteils den beklagten Redakteur freisprach, da er in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe. In der Begründung findet sich die charakteristische Stelle:

> „Die Voranstellung französischer Interessen und Gefühle auf dem Gebiete der Jugenderziehung enthält eine Verletzung der Interessen des deutschen Vaterlandes. Diese haben allen anderen voranzustehen. Eine sie irgendwie außer acht lassende Friedensbewegung ist vom deutsch-nationalen Standpunkte aus verderblich und verwerflich."

Ferner wird noch konstatiert, die Floskel des Klägers von der „36jährigen Harmonie zwischen Deutschland und Frankreich" zeuge von so grober Unwissenheit, daß auch rein objektiv mit Recht von Anmaßung usw. gesprochen werden könne. —

Fürwahr: ein Musterstücklein „patriotischer" Rechtskunst — rein objektiv gesprochen! aus der „freien Hansastadt". Welchem Denker möchte es wohl einfallen, etwa den Weltpostverein vom „deutsch-nationalen" Standpunkte aus zu betrachten?! Die Tatsache, daß in andern Kulturländern solch' ein groteskes Verkennen der Prinzipien internationaler Bestrebungen bereits undenkbar wäre, ist doch nur ein schwacher Trost, der zugleich ein grelles Schlaglicht auf unsere offizielle Kultur wirft. In deutschen Gauen weiß eben der gelehrte Richter noch nicht, daß man die Liebe zum eigenen Vaterlande gerade dadurch am besten betätigt, daß man die berechtigten Interessen anderer Kulturstaaten respektiert, wie es schon der internationale Takt gebietet. Der civis germanus ist immer noch stolz darauf, sich vom Pfahlbürgertum zum Grenzpfahlpatrioten „aufgeschwungen" zu haben;

> „Nimmt sich ein Prieschen und sagt: Hätschi!
> Ich bin der achte der sieben Weisen!
> Ach, und er merkt es nicht einmal, wie
> lieber ihm leuchtend die Sterne kreisen!"

— so singt Arno Holz („Weltgeschichte") von dem „steinalten Mann". Während sich ringsum tausendfältig die Zeichen mehren, daß unser kleiner Weltkörper nur noch ein Organismus mit universalem Nervensystem ist, klammert sich das Urteil der Hamburger Dreimännerkammer an den denkbar engsten Begriff, den es giebt, und glaubt diesem dadurch zu dienen, daß es die Gefühle des großen Nachbarlandes einfach ignoriert, als Luft behandelt — jenes Landes, das Jahrzehnte hindurch kluge Selbstbeherrschung zu üben gewußt hat. Ob dies die richtige Art ist, unserm geliebten Vaterlande neue Freunde in der Welt zu werben und die früheren zu erhalten, das mag dem Urteile jedes Denkenden überlassen bleiben.

S.

Neunter ordentlicher Gesellschaftstag der D. G. E. K.

Vom 7. bis 9. Dezember 1907 in Berlin. (Altstädter Hof.)

(Schluß.)

Foerster: Zu dem herrschenden Pessimismus wolle er bemerken, daß ein Teil der Schuld dafür ihn treffe. Bei der ersten Eisenacher Konferenz habe er die Begründung einer internationalen ethischen Akademie vorgeschlagen; er habe dahin gearbeitet, daß drei deutsche Männer an deren Spitze träten: Prof. Jodl, Prof. Bruno Meyer und Prof. W. Foerster. Er sei damals bereit gewesen, alle seine andern Arbeiten dafür aufzugeben. Es seien zu wenig Männer da, die sich ganz der Sache widmen könnten. Daher der dilettantische Charakter der Bewegung. Geheimrat Foerster selbst sei weiterhin genötigt gewesen, seine Mitwirkung an der ethischen Bewegung aufs Aeußerste einzuschränken. Eine gewisse Diskontinuität in der Leitung der Gesellschaft sei dadurch eingetreten.

Wir haben indessen doch mehr gewirkt, als ersichtlich ist. In der Stille habe unser Programm nachgewirkt, auch in der akademischen Welt, die sich anfänglich so spröde verhielt. Auch in den andern Kulturländern. Er selber habe vielfach auch Wirkungen gesucht ohne die Firma der D. G. E. K. Die Nichtbeachtung von Seiten der Oppositionsparteien sei vielfach zurückzuführen darauf, daß man dort bei der herrschenden Leidenschaftlichkeit die Ethiker als Idealisten, Utopisten u. s. w. bezeichne und von ethischer Sphärenmusik spreche. Persönliche Verbindung mit leitenden Männern müsse aber durchaus gepflegt werden, namentlich von Seiten der Leiter der D. G. E. K. Was uns not tue, sei die Fundierung von sicheren Lebensstellungen für Männer und Frauen, die sich ganz der ethischen Sache widmen können.

Frl. Peiser: Das Wort Börners: „Das konnten andere Vereine auch" sei nicht richtig; die Auskunftsstelle z. B. habe nur auf dem Boden der D. G. E. K. erwachsen können. Sie sei ein deutliches Beispiel für die praktische Wirksamkeit der ethischen Theorie. Für den Zusammenschluß sei die D. G. E. K. der neutrale Boden.

Justizrat Marcuse: Müssen nicht die prinzipiellen Grundlagen der ethischen Bewegung vor der Oeffentlichkeit erörtert werden? In Breslau habe vor Jahren die Orthodoxie den Angriff eröffnet. Die Freiheit der Ethik von der Religion werde von dieser Seite als Problem dargestellt. Darum habe er versucht, die grundsätzliche Verbindung von Ethik und wissenschaftlicher Weltanschauung in seinen Vortragszyklen deutlich darzustellen. Damit sei aber auch die theoretische Grundlage für den Zusammenschluß gegeben gewesen. Die Breslauer Abteilung habe sich mit der ansehnlichen freien religiösen Gemeinde Breslau liiert. Eine Umfrage zeitigte allgemeine Zustimmung im Endziel bei aller theoretischen Verschiedenheit der Begründung. In öffentlicher Versammlung und erschöpfender Diskussion wurde einstimmig der Antrag angenommen, den Zusammenschluß am Gesellschaftstage zu befürworten. Das Amendement München halte er für sehr glücklich. Die Abteilung Breslau rege aber an, falls der Zusammenschluß geschaffen werde, in den Leitsätzen den Satz zu ändern: „Die Gesellschaft steht in allen Fragen der Weltanschauung auf dem Standpunkt der strikten Neutralität." Das sei ein Gebot der Ehrlichkeit. „Was wir scheinen, wollen wir auch sein."

Mittagpause 1½ Uhr.

Die Finanzkommission erstattet ihren Bericht und beantragt Entlastung für den Kassenführer und Indemnität für die Revisoren. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Zu Punkt 6 der Tagesordnung spricht

Dr. Pfungst: Er geht auf die Geschichte der Zusammenschlußbestrebungen ein, und spricht seine prinzipielle Zustimmung dazu aus. Doch müsse man mit großer Vorsicht vorgehen. Solche Dinge scheiterten leicht an Persönlichkeitsfragen. Auch in Berlin hätten schon vor Jahren Einigungsvorschläge zunächst Erfolg gehabt, seien aber an Taktlosigkeiten gescheitert. Redner geht dann auf die letzte Einigungsversammlung des Monistenbundes in Berlin ein. Der gute Wille genüge hier nicht. Man müsse Erfahrung, Geschick und das Vertrauen der Anderen besitzen. Die Münchener hätten zunächst Recht darin, sich eine lokale Aufgabe zu setzen; diese hätten sie gelöst. Das sei etwas Greifbares. Das große Kartell sei wohl noch nicht spruchreif. Der Antrag Rieß biete noch eine Dunkelheit. Wenn der Hauptvorstand sich nun weigere, seine Zustimmung zu geben, was dann? Er müsse ein Veto-Recht haben, wenn auch nur ein aufschiebendes, nämlich bis zum nächsten Gesellschaftstage. Dieser sei natürlich dann maßgebend.

Dr. Rieß: Es frage sich, ob man die Einheit der Gesellschaft wahren wolle durch Aufrichtung juristischer Schranken oder durch ein bloßes Vertrauensverhältnis. Habe man mit den Vorständen der Abteilungen so schlechte Erfahrungen gemacht? Die Beurteilung der Personen in Berlin sollte nicht die prinzipielle Frage stören. Neben den älteren Persönlichkeiten sollten auch jüngere zu Raum kommen. Der Gesellschaftstag müsse ja doch zuletzt zum Wort gelangen.

Dr. Kronenberg bezieht sich auf einen seiner Artikel im „Freien Wort". Die Unklarheit werde durch Kartellierung nicht gemindert, sondern gesteigert. Es liege eine Ueberspannung des sozialen Wesens und Lebens nach der geistigen Seite hin vor: ein Trust geistiger Produktion. Man könne aber Anschauungen nicht fusionieren, wie Aktiengesellschaften. Dergleichen könne nur ein hervorragender Mann leiten. Die Auffassung des Dr. Rieß, daß Ehrfurcht das Wesen der Ethik sei, sei sehr gefährlich; ebenso wie die bloße Begründung der Ethik auf das Mitleid abzulehnen sei. Ideen habe der Einzelne; Organisation sei durch Viele zu schaffen. Auf dem Boden einer konkreten, bestimmten Aufgabe könne zeitweise ein Zusammenschluß erfolgen.

Dr. Pfungst: Von Vertrauen könne nur die Rede sein, wo man die Vorstände kenne; das sei aber nicht immer der Fall.

Prof. Bruno Meyer hat den Eindruck, daß wir das Pferd am Schwanze zäumen. Hier sei kein hochnotpeinliches Verfahren gegen die Abt. München etwa eingeleitet, sondern wir hätten Normativbestimmungen treffen und darüber entscheiden müssen, wie wir Berliner uns zu einer Kartellierung, die vorgeschlagen worden, stellen würden. Letztere Frage müsse zuerst entschieden werden. Ob in Berlin Einstimmigkeit der Beschlüsse festgesetzt werden könne, bezweifle er. Das Kartell werde lediglich formal sein müssen; vielleicht mit einem engeren Kartell als Kern. Man müsse einen handlichen Apparat haben, bei dem man bei einem Druck auf den Knopf sofort die Delegierten der kartellierten Vereine heranziehen könne, im übrigen so locker und zwanglos wie nur möglich.

Dr. Penzig ging auf die von Dr. Pfungst erwähnte frühere Kartellierung in Berlin ein, die wesentlich von ihm selbst betrieben worden sei, ein. Sie habe zur Gründung eines gemeinsamen Anzeigeblattes geführt und hätte wohl vortreffliche Aussichten für die Zukunft gegeben, wenn nicht eine gewisse Intoleranz auch von Seiten der ethischen Gesellschaft den Keim zerstört hätte. Gegen Justizrat Marcuse glaube er, daß keinerlei Satzungsänderung nötig sei. Unsere ethische Neutralität sei nicht zweifelhaft: wir hätten aber in München schon vor vier Jahren erklärt, daß wir gegen Angriffe uns wehren und gegen offensichtliche kirchliche Schäden auch offensiv vorgehen würden. Ein juristisches Verhältnis schließe das Vertrauens-Verhältnis nicht aus. Er stelle endlich folgenden Antrag:

„Der Gesellschaftstag spricht prinzipell sein Einverständnis aus mit den Versuchen, in praktischen Fragen zu einem Zusammenschluß mit anderen Vereinigungen und Institutionen fortschrittsfreundlichen Charakters zu gelangen, selbstverständlich unter Wahrung der Grundsätze der D. G. E. K.; er beglückwünscht die Münchener Abteilung zu ihrem Vorgehen, und beschließt, sich bei der nächsten Konferenz dieser Art, die am 15. und 16. d. M. in Weimar stattfinden wird, durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen."

Heimerich: Die lokalen Verhältnisse müßten für Zusammenschluß oder nicht entscheiden; wo leitende Persönlichkeiten seien, da sei besser zu arbeiten, als anderswo. Es ließe sich aber keine Regel aufstellen.

Geheimrat Foerster: Er sei durch die von München angeschlagenen Töne, speziell durch die Darlegungen von Dr. Rieß von seinem prinzipiellen Widerstand zurückgekommen. Aber gegen die Verbindung mit Theosophen und Spiritisten müsse er, nach wie vor, stärksten Protest erheben. Das sei eine Gefahr für die Ethiker. Ob aber die Vertretung in Weimar nötig sei, bezweifle er sehr. Noch sei ein Kartell nicht reif.

Dr. Albert Levy: Die Münchener Entwickelung sei ein fait accompli, das er bedauere. Aber ein Mißtrauensvotum beabsichtige er nicht. Man müsse unterscheiden zwischen gelegentlichem Zusammengehen ad hoc und einem engeren Kartell zwischen homogenen Gesellschaften. Das erstere sei keine Frage prinzipieller Natur und mache keine Hauptvorstands-Entscheidung nötig; das sei eine Frage der Taktik. Er habe nicht das geringste dagegen; vielmehr sei in dieser Hinsicht nur noch zu wenig erfolgt. Was uns von je her vor andern ausgezeichnet habe, sei das Prinzip der unbedingten Neutralität. Das werde durch jedes Bündnis verletzt. Die Monisten, Freidenker und Freireligiösen würden die Ethiker mit der Zeit aufsaugen. Die Mitglieder würden sich unter Vergessen ihres höheren Standpunktes verkrümeln. Vielmehr müßte die D. G. E. K. bei allen Veranstaltungen dabei sein, wo öffentliche Fragen, die sie angehen, verhandelt werden. Dazu gehöre z. B. Wohlfahrtspflege, Fürsorgefragen, Erziehung usw. Leider habe man zu wenig Männer, die Zeit dafür aufbringen. Gegen jede engere Kartellierung müsse er sich entschieden aussprechen.

Prof. Döring: Der formelle Zusammenschluß sei gewiß akzeptabel. Aber wie sollte der Name sein: freie Geister — freiheitliche Vereine — fortschrittsfreundliche Vereinigungen — alles dies gehe nicht. Er würde sich eher für „Reformblock" aussprechen. Das Münchener Amendement akzeptiere er.

Dr. Rieß: Alle seien einig, in München ist etwas erreicht; dabei aber komme jetzt der ganze theoretische Schulstreit zu Tage. Von einer Kartellierung auf Leben und Tod sei keine Rede; es gebe verschiedene Verbündungen, lockere und engere. Wo das engere Bündnis noch nicht angehe, gehe das andere. Für Berlin sei das engere wahrscheinlich noch nicht reif. Statt dessen verliere man sich in Doktrinarismus: Die Aussicht für Weimar halte er nicht sehr glänzend. Aber warum wolle man nicht den Versuch machen? Vielleicht sei auch Weimar noch verfrüht. — Damit wurde die Diskussion geschlossen. Zur Abstimmung kam der Antrag Dr. Penzig, und zwar nach seinen drei Absätzen gesondert. Der erste Absatz wurde mit 13 gegen 3 Stimmen bei 2 Stimmenthaltungen angenommen, beim Absatz 2 amendierte der Antragsteller die Worte „beglückwünscht . . . zu ihrem Vorgehen" in: „billigt nachträglich das Vorgehen". In dieser Fassung wurde Absatz 2 einstimmig angenommen. Endlich wurde Absatz 3 mit 11 gegen 4 Stimmen bei 3 Enthaltungen angenommen.

Als Bevollmächtigter für die Weimarer Konferenz wurde auf Antrag Dr. Penzig Herr Prof. Dr. Bruno Meyer gewählt.

Hierauf wurden die Normativbestimmungen in Punkt 1 und 2 einstimmig gutgeheißen, und Punkt 3 zur endgiltigen Redaktion nach den soeben gefaßten prinzipiellen Entschlüssen den Herren Dr. Pfungst, Dr. Rieß und Geheimrat Foerster überwiesen, die darüber an den Hauptvorstand berichten sollen.

Es erfolgte nunmehr die Wahl des neuen Hauptvorstandes: Es wurden gewählt:

Geheimrat Prof. W. Foerster-Berlin zum ersten Vorsitzenden,
Prof. Dr. Döring-Berlin zum zweiten Vorsitzenden,
Dr. R. Penzig-Charlottenburg zum ersten Schriftführer,
Frl. Lilli Jannasch-Berlin zum zweiten Schriftführer,
Herr Paul Jaffé-Berlin zum Kassenführer.

Als Beisitzer:

Justizrat Dr. Marcuse-Breslau	Herr H. Stamm-Stuttgart
Justizrat Dr. M. Bieber-Berlin	Prof. Dr. Simon-Berlin
Dr. A. Pfungst-Frankfurt a. M.	Prof. Haake-Berlin
Justizrat Dr. Rathe-Berlin	Dr. Rieß-München
Prof. Fr. Staudinger-Darmstadt	Dr. med. Bruno-Heidelberg
	Herr Th. Dschenfzig junior, Magdeburg
Dr. M. Kronenberg-Berlin	Herr G. Spiller-Berlin
Prof Dr. Bruno Meyer-Berlin	Herr K. Michaelis-Berlin
Dr. Albert Levy-Berlin	

Zu Revisoren wurden ernannt:

Kaufmann Albert Stern-Berlin, Kaufmann Max Jacoby-Berlin.

Die Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag vom Jahre 1909 wurde dem Hauptvorstande überlassen mit dem Wunsche, es möge Heidelberg s. Z. in der Lage sein, den Gesellschaftstag aufzunehmen.

Nachdem noch Prof. Dr. Döring namens der Versammelten dem Leiter der Verhandlungen, Herrn Geheimrat Förster, den herzlichsten Dank für seine Mühewaltung ausgesprochen, wurde der neunte ordentliche Gesellschaftstag um 6 Uhr abends geschlossen.

W. Foerster, Vorsitzender. Dr. Penzig, Protokollführer.

Vermischtes.

Aus der Frauenbewegung. Der Bund deutscher Frauenvereine, der zur Zeit 21 größere Verbände mit etwa 500 Vereinen umfaßt, hat neuerdings eine Kommission ernannt, deren Aufgabe es ist, weitere Frauenkreise mit den Zwecken und Zielen der Frauenbewegung bekannt zu machen. Diese Propagandakommission versendet, wie das Bundesorgan Zentralblatt mitteilt, orientierende Flugblätter, Zeitschriften und Broschüren. Sie wird jede auf die Arbeitsgebiete der Frauenbewegung bezügliche Frage eingehend beantworten, insbesondere aber das notwendige Informationsmaterial liefern und Rednerinnen namhaft machen, welche die Frauen in die verschiedenen praktischen Arbeitsgebiete einführen können. Das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit legt die Kommission darauf, die Frauen zu veranlassen, sich zu den ihnen bereits zugänglichen Ehrenämtern mehr als bisher zu melden, und ihnen die für diese Aemter notwendigen Kenntnisse zu übermitteln, damit sie dieselben auch auszufüllen vermögen. Wiederholt haben z. B. die Armenverwaltungen das Elberfelder System eingeführt, ohne die Frauen zur Armen- und Waisenpflege mit heranzuziehen, weil diese, gänzlich unbekannt mit der ihnen zufallenden Arbeit, sich scheuten, sich zu diesen Ehrenämtern zu melden. Die Uebernahme von Vormundschaften, die Einrichtung von Rechtsschutzstellen, die Beteiligung an den Wahlen zu den Krankenkassen und die Einstellung der Frauen und Lehrerinnen in die Schulkommissionen sind die nächstliegenden Arbeitsgebiete, zu denen die Frauen herangezogen und vorgebildet werden müssen. Die Propagandakommission hat zur Einführung verschiedene Flugblätter zusammengestellt, sie versendet aber auch größere, orientierende Broschüren zur Ansicht und zum Verkauf, um den Frauen in jeder Weise den Eintritt in die Arbeit zu erleichtern. Alle, die sich für eins dieser Arbeitsgebiete interessieren, werden gebeten, ihre Adresse oder Adressen anderer Interessentinnen an die Vorsitzende der Kommission Frau Wegner — Breslau, Kaiser-Wilhelmstraße 109 einzusenden. Jede Anfrage wird von demjenigen Kommissionsmitgliede, das dem Wohnort der Fragestellerin am nächsten wohnt und über die örtlichen Verhältnisse am genauesten orientiert ist, beantwortet, sodaß auch die Eigenart der verschiedenen Landesteile die notwendige Berücksichtigung findet.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Ethische Literatur.

c) Moralunterricht.

Adler, Prof. Felix. Der Moralunterricht der Kinder. M. 2. (Berlin. Ferdinand Dümmler.)
Bunzel, Gustav. Die sittliche Erziehung des Kaufmanns. (D. G. E. K.)
Döring, Prof. August. Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre. M. 4. (Stuttgart Frommanns Verlag.) — Der ethische Unterricht. M. 0,30. (D. G. E. K.)
Foerster, Prof. Wilhelm und Spiller Gustav. Die Volksschule Englands und Deutschlands. (D. G. E. K.)
Foerster, Dr. Fr. Wilh. Jugendlehre. 6 M. gbd., 5 M. broch. (Berlin. Georg Reimer.) Lebenskunde: ein Buch für Knaben und Mädchen. M. 3. (Berlin. Georg Reimer.) — Religion, Moral und Schule. (Flugblatt.) (D.G.E.K.)
Jodl, Prof. Friedrich. Moral, Religion und Schule. M. 0,80. (Stuttgart. Cotta.)
Lewy, Dr. Immanuel, Moralunterricht in der Schule eine Forderung der Zeit. Mk. 0,10.
Penzig, Dr Rudolph. Ernste Antworten auf Kinderfragen. M. 2,80. (Berlin. Ferdinand Dümmler.) — Die ersten Moralunterweisungen des Kindes. M. 0,60. (Bern, Thunstraße 8. Scheitlin, Spring & Co) — Zum Kulturkampf um die Schule. M. 3 gbd. und 2 broch. (Berlin. Leonhard Simion Nf.)
Zwilling, Viktor, Frank, Ferdinand und Zappert, Dr. Julius. Handbuch für naturgemäße Kindererziehung. 3 K. 60 h. (Wien. Manz)
„Kinderland." Monatsbeilage der Ethischen Kultur.
Konfessionelle oder weltliche Schule? (Drei Ansprachen.) M. 0,50. (D. G. E. K.)
Mitteilungen und Flugschriften des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht. (Berlin. D. G. E. K. Unter den Linden 16.)

Obige Schriften sind auch im Verlag Ethische Kultur zu erhalten, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Einige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

Verantwortlich für den Inseratenteil: **Kurt Michaelis in Berlin.** — **Verlag:** Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — **Vertretung für den Buchhandel:** Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — **Druck:** Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.
Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland,“ Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule“ (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollenberg.

XVI. Jahrgang. | Berlin, den 15. April 1908. | Nr. 8.

Inhalt:

Politische Kompromisse.

Vom Herausgeber.

Die von uns erstrebte Vereinigung aller für sittliches Wollen Begeisterten schließt bekanntlich satzungsgemäß die Anerkennung gemeinschaftlicher religiöser oder metaphysischer Voraussetzungen aus. Die Begründung des Willens zum Guten bleibt Sache der Persönlichkeit. In ähnlicher Weise lassen wir praktisch, wenn auch nicht ausdrücklich statutarisch, dem Einzelnen vollste Freiheit in der Ausgestaltung der politischen Folgerungen, die er aus seinem Sittlichkeits-Ideal herleiten mag. Sachlich ist Pflege der ethischen Kultur der Menschheit ebensowohl dem Frommen irgend eines Glaubens wie dem Anhänger jeder beliebigen Partei von der äußersten Rechten bis zum äußersten linken Flügel möglich, auch in unserem Kreise. Wenn nun auch erfahrungsgemäß die Schwierigkeit einer reinlichen logischen Scheidung von Weltanschauung, Ethik und Politik, sagen wir also immerhin: die Schwäche der menschlichen Natur, den Anschluß religiös, philosophisch oder politisch Andersdenkender an unsere Gesellschaft nur in vereinzelten Fällen möglich macht, so daß man im Ganzen die Ethiker nicht mit Unrecht zu den entschieden freiheitlich Gesinnten rechnen darf, so legt uns doch gerade die Achtung vor der Freiheit der Ueberzeugung aller Welt Rücksichten auf, die eine politische Parteiergreifung in den meisten schwebenden Fragen unseres Gemeinschaftslebens, soweit sie nicht rein ethische sind, verbieten. Mag dies organisatorisch eine Schwäche unserer Stellung bedeuten — in der Politik wie in der Religion ist der „Wilde“ oder „Neutrale“ niemals gerngesehen — so gewinnen wir anderseits dadurch eine starke Stellung über den Sekten und Parteien, die Möglichkeit einer rein objektiven Würdigung der ethischen Faktoren des öffentlichen Lebens und jener Gerechtigkeit, die in die Achtung vor allen Ueberzeugungen vor allem die persönlich-gegnerische einschließt. Alles natürlich nur, soweit es eben bei jedem von uns die menschliche Schwachheit zuläßt. Gerade weil Mißverstand und Uebelwollen die Ethiker noch immer mit dieser oder jener Partei identifiziert oder als „Vorfrucht“ bestimmter Parteien bezeichnet, ist die möglichste Hervorhebung des rein Ethischen gerade in der Besprechung religiöser und politischer Probleme unsere oberste Pflicht.

Wenn ich also heute, wie öfter, die letzten politischen Kämpfe mit ihrer leidenschaftlichen Erregung zum Gegenstand einiger Bemerkungen mache, so soll ausschließlich der Ethiker, nicht der Politiker, zu Wort kommen.

Ueber die praktische Notwendigkeit und ferner über die sittliche Berechtigung politischer Kompromisse überhaupt herrscht wohl fast vollkommene Uebereinstimmung. Es ist das Wesen alles gesellschaftlichen Zusammenwirkens sowohl der Individuen, wie der Parteien und selbst der verschiedenen Faktoren des Staatslebens (Krone, Ministerium, Volksvertretung), daß der Einzelwille durch den Zusammenprall mit anders gerichtetem Willen sich Einschränkungen gefallen lassen muß. Aus scheinbaren Dissonanzen ergibt sich Harmonie, nicht aus dem Unisono. Die sittliche Berechtigung des Kompromisses aber beruht auf dem Vorzug des kleineren Uebels. Ganz klar hat dies in der Konfliktszeit einmal Bismarck zum Ausdruck gebracht, in der Adreßdebatte des Jahres 1863, mit den Worten:

> „Die Verfassung selbst verweist auf den Weg der Kompromisse zur Verständigung. Ein konstitutionell erfahrener Staatsmann hat gesagt, daß das ganze Verfassungsleben jederzeit eine Reihe von Kompromissen sei. Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Kompromisse unterbrochen und an ihre Stelle treten Konflikte; und Konflikte, da das Staatsleben nicht stillzustehen vermag, werden zu Machtfragen. Wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor.“

Was hier von Krone und Parlament gesagt ist, gilt auch für das Verhältnis der parlamentarischen Parteien. Alle Parteien streben nach Macht, natürlich nicht um sie, nachdem sie sie erlangt, in den Spiegelschrank zu stellen, sondern um ihren Willen durchzusetzen. Darum ist die Klage über den Mißbrauch der Macht seitens der Machtlosen unvernünftig. Man darf, was man selbst zu tun gewillt ist, nicht schelten, weil es vom Gegner geschieht. Alle Parteien können weiter ihr Wenig oder Viel an Macht nur dann zur relativen Geltung bringen, wenn sie sich überhaupt in die Rechnung einlassen (d. h. Kompromisse schließen) und nun die Gesamtsumme des fremden

Willens um dies Wenig oder Viel mindern. Es gilt, auf die Richtung der Diagonale im politischen Parallelogramm der Kräfte Einfluß gewinnen. Verständigung ist besser als Vergewaltigung.

Soweit scheint — abgesehen von wenigen unklaren Köpfen — Uebereinstimmung zu herrschen. Nun aber unterscheiden wohl wiederum alle Parteien in ihren Programmen unveräußerliche Grundsätze von den Gegenwartsforderungen und pflegen jene ausdrücklich außerhalb aller Kompromisse zu stellen. Mit Prinzipien soll kein Handel getrieben werden.

Ein vortrefflicher Grundsatz, durchaus ethischer Natur. Prinzipientreue ist der Kern der Persönlichkeit der Parteien. Ein Mann ohne Grundsätze, eine Partei ohne Prinzipien: pfui! Auch hier sind wir also wieder einig.

Leider nimmt indessen das vielgestaltige Leben verzweifelt wenig Rücksicht auf unsere papierenen Unterscheidungen. Wo beginnt das Gebiet der Grundsätze, um die nicht mehr zu markten ist, und wo das Feld der „Opportunität“? Schon im persönlichen Einzelleben gibt es keine allgemeingiltige Antwort. Die entsprechenden Schulfälle der Ethik sind so bekannt, daß es kaum eines Hinweises darauf bedarf. Gibt es ein: „Niemals und in keinem Falle“ selbst so elementaren sittlichen Forderungen gegenüber, wie z. B. dem Verbot des Tötens, der Eigentumsverletzung u. a.? Ein: „Immer und in jedem Falle“ beim Gebot der Selbsterhaltung, des Opfers u. dgl.? Die Entwicklungsethik hat mit den absoluten Niemals und Immer aufgeräumt. Das Sittliche ist als ein in jedem Augenblicke Werdendes erkannt. Die Grenzen fließen.

Was man aber dem Einzelnen zubilligt, muß auch recht sein für Gemeinschaften, für Parteien. Es ist ein billiger und darum wirkungsloser Radikalismus, der dekretieren möchte: „Dies oder jenes ist ein Grundsatz der Partei, mit dessen Verletzung sie sich selbst aufgibt.“ Dekrete Einzelner helfen da nichts, weil jede Partei, selbst im Flusse des Werdens, das Gebiet ihrer Grundsätze selbst bestimmt. In ihrem Schoße mag jener Kampf der Radikalen und Opportunisten ausgefochten werden bis zu dem Endkompromiß, das dann auf eine Weile die grundsätzliche Stellung festlegt; ein Machtkampf, wo mit der Macht der Gründe die Mehrheit gewonnen werden muß.

Gründe aber sind nicht Schlagworte. Es ergibt sich uns hier die rein ethische Forderung: Weg endlich mit den Schlagworten: „Verrat an den Prinzipien der Partei! Aufgabe der unveräußerlichen Volksrechte! Preisgebung des Programms! u. s. f.“ Sie klären nicht, sie trüben; sie heilen nicht, sie vergiften. Bei jedem Kompromiß wird die Minderheit begreiflicherweise geneigt sein, in dieser temperamentvollen Weise ihre Mißbilligung auszusprechen, aber es ist noch nie dadurch etwas anderes erzielt worden, als daß das Gewicht ihrer sachlichen Gründe unter der Leidenschaftlichkeit des Ausdruckes gelitten hat. Das freie Wort der Kritik soll nicht geknebelt werden; es ist auch wohl möglich, daß selbst eine sachliche Kritik eine so grundsätzliche Verschiedenheit der Auffassungen über die Prinzipien klarlegt, daß eine Spaltung der Partei notwendig erscheint; aber in der überaus großen Mehrzahl dieser Fälle ist es das Gift der Anzweifelung persönlicher Prinzipientreue gewesen, das den Riß unheilbar machte.

Es hilft auch nichts, wenn man in ruhigerer Stunde die harten Ausdrücke „Verrat“ und „Untreue“ rein objektiv erklären will und dem Gegner die gute Absicht neben allem Irrtum in der Sache einräumt. Der Stachel des giftigen Wortes bleibt haften. Sicherlich wird, wer die politischen Kämpfe der letzten Dezennien mit offenem Blick für die vielen „Menschlichkeiten“, die darin zu „Entgleisungen“ führten, überblickt, klar darüber sein, wie unendlich gerade der Politik dadurch geschadet worden ist, daß man bei die ihr sonst gewohnte Ethik zu Hause ließ.

Es bedarf kaum noch der Schlußbemerkung, daß mit diesen Ausführungen über die sachliche Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser oder jener Kompromisse der letzten Tage, die eben der politischen Einsicht jedes Einzelnen zur Prüfung unterliegt, nicht das Geringste festgestellt werden sollte. Ueber das Wahlrecht, die Vereinsgesetzgebung, die Börsenreform hat wohl jeder von uns, der im öffentlichen Leben steht, seine bestimmte Meinung, ebenso über das Maß der Opfer, die er als Politiker dem Zusammenwirken mit der Regierung und den nun einmal machthabenden Parteien, sowie der dringend nötigen Einigkeit der liberalen Parteien zu bringen gewillt ist. Diese Meinungen mögen so verschieden sein, wie sie wollen: über ihnen aber stehe der gerade den Vertretern und Verehrern der Ueberzeugungs- und Gewissensfreiheit bitter notwendige ethische Optimismus, daß jeder auf dem rechten Wege ist, der das von ihm erkannte Beste mit Aufrichtigkeit und Energie in Wirklichkeit umzusetzen strebt. Denn es führen noch immer viele Wege nach Rom. R. P.

Die moderne Pflichtauffassung der Beamten.

Von Erwin.

Henrik Ibsen hat vor mehr als 40 Jahren in dem dramatischen Gedicht „Brand“ den Beamtenstand in seiner engherzigen Pflichtauffassung als die Ursache des Materialismus und der Abgestumpftheit des Volkes hingestellt. Wenn auch der Dichter mit diesem Werke die Zustände in seinem Heimatlande hat geißeln wollen, so steht doch außer dem Schauplatz der Dichtung kaum irgend etwas dem Versuch entgegen, sich die deutsche Beamtenschaft als das Ziel der Angriffe Ibsens vorzustellen. Wir dürfen, bei aller Würdigung der karrikaturhaften Uebertreibung doch auch an unsere heimatlichen Zustände denken, wenn uns im ersten Auftritt des zweiten Aufzuges der herzlose Vogt geschildert wird, wie er beim Verteilen von Lebensmitteln an das hungernde Volk „pflichttreu“ seines Amtes waltet. Die Hungersnot hat einen Familienvater zu verzweiflungsvoller Untat getrieben, und nach dem Anhören der von der Frau des Unglücklichen gestammelten Bitte um Hülfe entringt sich dem Munde des Vogtes der Seufzer der Erleichterung:

„Gott Lob, dort ist nicht mein Distrikt.“

Der pflichttreue Beamte versagt; aus der angesammelten Volksmenge eilen dann zwei Menschen (Brand und Agnes) unter Hintansetzung ihres eigenen Lebens dem flehenden Weib zu Hülfe, indem sie trotz des herrschenden Sturmes in schwankem Boot das Fjord durchqueren. Der Vogt aber sammelt seine Papiere und spricht im Weggehen zur Selbstrechtfertigung die Worte:

„Als formlos hab' ich stets verdammt,
Sich anzumaßen fremdes Amt
Und einzugreifen, geht es schief,
Ganz ohne zwingendes Motiv.
Gewiß, auch ich tu' meine Pflicht,
Doch außer dem Distrikte nicht.“

Diese unantastbar korrekte Pflichtauffassung erfüllt uns mit Grausen, weil sie unser menschliches Empfinden tief verletzt.

Um keinen Zweifel über seine Absichten aufkommen zu lassen, läßt Ibsen im ersten Auftritt des fünften Aufzuges von „Brand“ Küster und Schulmeister folgendes Zwiegespräch führen:

Schulmeister: Wär' es erlaubt, man würd' gerührt!
Küster: Ja, wär' man nur Beamter nicht!
Schulmeister: Doch eingeengt und eingeschnürt
Durch Rücksichten und Standespflicht!
Küster: Ja, könnte man dem Teufel eben
Nur Buch und Feder übergeben!
Schulmeister: Ja, wäre man blos ein Philister
Und dürfte fühlen, lieber Küster!
Küster: Freund, niemand sieht uns, laß uns fühlen!

Schulmeister: Unschicklich wär' es, sich zu fielen
Im Rate, in der Menschheit Sphäre.
Ein Mann kann, nach des Pfarrers Lehre,
Nicht zweierlei zugleich erstreben,
Nicht Sel'ger sein und auch Verdammter,
Nicht *Mensch und nebenbei Beamter*.
Man sei, — ein Beispiel Euch zu geben,
Wenn Ihr auch mit den Schultern zieht —
Ein Abbild ganz von unserm Vogt.
Küster: Warum von dem?
Schulmeister: Denkt nur, als jach
In der Rentei der Brand ausbrach;
Da selbst Ihr zu der Brandstatt flogt,
Um das Archiv zu retten —
Küster: Ach!
Das war 'ne Nacht!
Schulmeister: Wie lief und strebte
Der Vogt, als ob er zehnfach lebte! —
Da schreit mit einem Mal die Frau,
In seiner Stube steh' der Teufel
Und lache laut, sie seh's genau. —
O Freund, ruft sie, hier ist kein Zweifel,
Mache, daß Du auf Rettung sinnst, —
Der Teufel lauert schon und grinst, —
Gewiß will er die Seele holen! —
Da schreit der Vogt, durch Brand und Kohlen:
„*Die kann ich allenfalls auch missen;* —
Wenn nur die Akten ihm entrissen!" —
Das ist er, wie er leibt und lebt,
Der pflichttreu unablässig strebt,
Das Amt hegt, wie 'nen treuen Schatz; —
Ihm wird dafür auch einst sein Platz.
Küster: Doch wo?
Schulmeister: Im Paradies der Vögte.

Mit wenigen Strichen hat hier der Dichter drei pflichttreue Beamte gezeichnet: den herzlos strebenden Vogt, den derb aufrichtigen Küster und den schlangenklugen Schulmeister — Beamtentypen, die auch bei uns in allen erdenklichen Variationen und Mischungen allenthalben zu finden sind. Den wirklich charaktervollen Beamten dagegen, der sich über die künstlich errichteten Schranken hinwegsetzt, indem er *sich selbst eine Pflichtauffassung erarbeitet*, die seine Berufspflichten mit den allgemeinen Menschenpflichten versöhnt, — diesen Beamten finden wir im Leben so selten wie in der Dichtung. Wir suchen ihn auch garnicht. Wir sind aus Gewohnheit längst davon überzeugt, daß es Persönlichkeiten im Beamtentum garnicht geben kann aber vielleicht doch nicht geben dürfte oder brauchte.

Aber haben wir denn ganz vergessen, daß der Staat eigentlich überhaupt *nur* sittliche Persönlichkeiten als Beamte verwenden sollte? Tatsächlich ist ja die Auswahl der Beamten eine äußerst vorsichtige, und die Entfernung aus dem Amte im Disziplinarwege erfolgt schon wegen durchaus ehrenhafter, den Regierenden aber *unbequemer* Handlungen. Man achtet also äußerst peinlich auf die Reinhaltung des Beamtenstandes von unsauberen und störenden Elementen. Die logische Folge dieser Tatsache wäre nun, daß man die sittliche Persönlichkeit des Beamten mehr und mehr zu stärken suchte. Aber das ist leider nicht der Fall. Aus Gründen der „Staatsraison" oder der Bequemlichkeit oder was es sonst sein mag läßt man die sittliche Persönlichkeit des Beamten sich nicht stetig weiterentwickeln, sondern hält sie künstlich auf einem *erfahrungsgemäß „praktisch brauchbaren" Mittelmaß*. Dem sittlichen Streben wird nach oben hin eine Grenze gezogen, die jeder einzelne Beamte — willig oder unwillig — respektieren muß, wenn er nicht „anecken" will. Das bekannte Wort: „Wer durch die Welt will, muß sich bücken" hat nirgends mehr Berechtigung als in der Beamtenschaft — nicht im wohlverstandenen Interesse des Staates, sondern aus irgend welchen Gründen, die mit dem Staatswohle oft nicht das Mindeste zu tun haben. Und auf diese anscheinend zum Zwecke der Erleichterung des Vielregierens erzeugte Mittelmäßigkeit der Qualität des Beamtenstandes ist man in Deutschland ziemlich stolz! Gewiß, es ist eine *gute* Mittelmäßigkeit; aber das Gute ist der Feind des Besseren!

Warum in aller Welt will man die *sittliche* Persönlichkeit des Beamten nicht höher hinaufwachsen lassen? Warum ist man so kurzsichtig, immer wieder nur die *fachliche* Befähigung und Weiterbildung des Beamten als der Weisheit letzten Schluß anzusehen? Darf man denn die sachliche Tüchtigkeit des Beamten von seiner sittlichen Befähigung überhaupt trennen? Fordert nicht gerade das Amt den *ganzen* Menschen? — — Aber weil Persönlichkeiten dem herrschenden System unbequem sind, hat man die Pflichtauffassung der Beamten durch stete Einengung von oben her nach und nach verflacht. Vor hundert Jahren fand man noch starke Persönlichkeiten in der Verwaltung, seitdem aber geht es langsam abwärts. Die Verknöcherung der Verwaltung schreitet stetig fort, und all die angewendeten homöopathischen Mittelchen vermögen den drohenden Verfall nicht aufzuhalten. Man will an diese Tatsache nicht glauben, weil anscheinend alles in bester Ordnung ist; tut doch jeder Beamte seine Pflicht. Aber wenn einmal in ernsten Tagen infolge der gesteigerten Anforderungen der gewaltige Apparat seine Tätigkeit plötzlich versagen sollte, dann würde man entsetzt vor einem Chaos stehen. Einstweilen hofft man, daß es noch eine ganze Weile ruhig weiter gehen wird. Aber wer will das wissen? Und wer wollte das Unheil kommen sehen und trotzdem nicht zur Abwehr aufrufen?

Mit dem System des Vielregierens und Schablonisierens muß grundsätzlich und bald gebrochen werden. Was dadurch *scheinbar* der Verwaltung an Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit verloren ginge, würde durch das freudige Wirken der Hunderttausende von Persönlichkeiten in der Beamtenschaft millionenfach wieder aufgewogen werden. Nur auf diesem Wege kann dem Beamten, der „durch Rücksichten und Standespflicht eingeengt und eingeschnürt" ist, seine Berufsfreudigkeit zurückgewonnen und die tiefe Kluft zwischen „Regierenden" und „Regierten", zwischen Verwaltung und Bürgerschaft dauernd überbrückt werden. Denn das *Beste* an unserer Beamtenschaft ist ja noch garnicht ans Tageslicht gefördert worden: *Das freudige Wollen schaffender Persönlichkeiten*. Man hat ja die Beamten schematisch dermaßen zur Unselbständigkeit erzogen, daß es kaum noch jemand ahnt, was alles hätte *sein* können, wenn man nur nicht die Beamtenschaft gefesselt hätte. Dabei muß jeder Beamte bei seinem Dienstantritt feierlich schwören, daß er alle ihm vermöge seines Amtes obliegenden Pflichten nach *seinem besten Wissen und Gewissen* genau erfüllen wolle. Und trotzdem herrscht in der Beamtenschaft die von oben *diktierte* und nicht — wie es nach dem Inhalte des Eides und nach dem Begriff „Amt" eigentlich selbstverständlich sein sollte — eine *selbsterworbene* Pflichtauffassung. Der Beamte darf nicht *wollen*, er *muß*.

Wie das ganze Bestreben des modernen Erziehers darauf gerichtet sein sollte, den Willen des Schülers mit Hilfe der Autorität zur sittlichen Freiheit zu führen, so müßten auch die Vorgesetzten endlich aufhören, die Beamten solange zu gängeln, bis diese es überhaupt nicht mehr vermögen, auf eigenen Füßen zu stehen. Es ist wirklich nicht schwer, die Beamten zu einer *modernen* Pflichtauffassung zu führen, die sie bei der Erfüllung ihrer Pflichten mit größerer Sicherheit den richtigen Weg finden ließe, als es das heutige System ermöglicht. Es brauchte den Beamten nur immer wieder vor Augen geführt werden, daß ihnen in Wirklichkeit nicht die Behörde, sondern der Staat *als die Gesamtheit der Bürger* (oder ein gewisser Teil dieser Gesamtheit) das Amt verliehen hat und daß sie demnach dieser *sozialen Gemeinschaft*, welche nach außen hin allerdings durch die Behörde vertreten wird, für die gewissenhafte Erfüllung ihrer Amtspflichten verantwortlich sind. Die Beamten müßten auf diese Weise wieder ganz von dem Gefühl durchdrungen werden, daß sie ihr Amt nur insoweit treu erfüllen, als ihre dienstliche Tätigkeit das

Wohl der — größeren oder kleineren — Gemeinschaft der Bürger wirklich fördert. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erhielte die gesamte Tätigkeit der Beamten überhaupt erst einen ethischen Wert, und eine derartige Pflichtauffassung würde einen ganz vorzüglichen Maßstab bilden für alles, was der Beamte tun und was er unterlassen sollte. Der Bureaukratismus, der heute beinahe als ein notwendiges Uebel betrachtet wird, wäre der größte Feind einer so vertieften Pflichtauffassung und würde dementsprechend energisch bekämpft werden. Der Bürger, der mit irgend einem Anliegen an die Behörde heranträte, würde nicht mehr als ein Störenfried, sondern als ein willkommenes Objekt der fürsorgenden Amtstätigkeit betrachtet werden. Der leere Begriff „Staatsdiener" würde erst auf diese Weise wieder einen tiefen Sinn erhalten. Genug — es würde ein Keimen und Wachsen und Blühen werden. Und vielleicht würde sich diese ganze Umwandlung in aller Stille mit einer Absichtslosigkeit und Selbstverständlichkeit vollziehen, die eitel Staunen und Bewunderung erregen müßte. Und während die Neunmalweisen noch ungläubig die Köpfe schütteln ob solcher Prophetie, bricht schon hie und da die vom Frühlingshauch erweichte Erdrinde auf und die ersten Keime der ersehnten Herrlichkeit dringen kraftvoll — wenn auch noch etwas schüchtern — hervor, dem Sonnenlicht entgegen.

Herzensbildung und Verbrechen.*)

Von Dr. Wulffen.

(Nachdruck verboten.)

Es muß stark betont werden, wie die Verbreitung von ethischer Herzensbildung ein Haupterfordernis unserer Zeit ist. Ihr auffälliger Mangel in gewissen niederen Schichten unseres Volkes ist ganz gewiß mit eine Hauptursache ihrer Kriminalität. Während aber die soziale Kurzsichtigkeit diesen Mangel an Herzensbildung immer den Uebeltätern nur zur alleinigen persönlichen Schuld anrechnet, werden wir nicht anstehen, zu bekennen, daß die Gesellschaft daran ihren gleichwertigen Anteil hat. Vor allem auf soziale Ursachen, auf Mangel der Erziehung und auf wirtschaftliche Notlage ist der Mangel an Herzensbildung zurückzuführen. Schiller konnte die brennendste Forderung seines Jahrhunderts in die Worte zusammenfassen, welche sein Marquis Posa an König Philipp richtet: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" Wollte heute ein Marquis Posa die Hauptforderung unseres von sozialen Wünschen und Erfüllungen getragenen Jahrhunderts aussprechen, so hätte er eben im Hinblick auf die mit unzulänglichen Mitteln arbeitende Erziehung der breiten Massen und im Hinblick auf deren wirtschaftliche Dürftigkeit und Notlage zu bitten: „Sire, verbreiten Sie Herzensbildung!"

Unter dieser ethischen Herzensbildung in des Wortes vollkommenster Bedeutung verstehe ich die durch Befruchtung von Gemüt und Geist erlangte Befähigung des Menschen, ethische Eindrücke und Einwirkungen nicht nur oberflächlich aufzunehmen, sondern dauernd festzuhalten und im Innern dergestalt zu verarbeiten, daß diesen ethischen Geboten und Verboten auch praktisch, durch Betätigung im realen rauhen Leben, nachgegangen und nachgelebt werden kann; mit anderen Worten, Herzensbildung ist die Befähigung zur Umsetzung empfangener ethischer Eindrücke in die wirkliche ethische Tat. Diese Befähigung ist es, welche das soziale Ziel unserer Zeit sein muß. Sie vermag der Kriminalität in vielen, selbstverständlich nicht in allen Fällen erfolgreich zu begegnen. Zu ihrer Verbreitung haben wir auch schon die verschiedenster Wege betreten. Vor allem gilt es, den Kindern der armen und arbeitenden Klassen einen gesunden Körper zu erhalten oder zu verschaffen, damit in ihm gesunder Geist und gesunde Seele sich regen können. Daher unsere schönen Institutionen der Ferienkolonieen. Jedes Kinderauge, das da draußen in Wald und See und in den Bergen lacht, jedes Kinderherz, das da draußen freudiger schlägt, bedeutet auch eine Hoffnung auf Verminderung der Kriminalität! Auch Genüsse des Gemütes und des Geistes sollen diese Kinder haben! Sie sollen lernen, sich an Malereien, an Bildwerken, an der Musik, an den Aufführungen der Klassiker und anderen guten Theaterstücken zu erfreuen!

Und was da den Kindern geboten wird, sollen auch die Erwachsenen der breiteren Massen nicht entbehren. Dahin müssen wir streben. Wir klagen über mangelnde Empfindung, über Undankbarkeit, über die Sprödigkeit des Gemütes solcher Menschen. Ganz gewiß, das ist alles vorhanden, wer hätte das nicht schon erfahren!

Wenn aber Urgroßvater, Großvater und Vater in drei Generationen nichts weiter vom Leben gehabt haben, als alle Tage gearbeitet und notdürftig sich durchgeschlagen von Kindesbeinen an, wenn sie der Erziehung des Gemütes durch genußreiche freie Wochen und Schöpfungen der Kunst immer und immer entbehrt haben, müssen diese so verbrauchten drei Generationen nicht dazu geführt haben, in der vierten Generation, im Kinde, die herrlichen Gaben der Natur, als da sind: Mitleid, Dankbarkeit, Befähigung zur Reue, offene Freudigkeit an den Schöosungen der Kultur, auf ein Mindestmaß zurückzuführen? Alle diese Seelengüter bedürfen doch, wie wir täglich an uns erfahren, einer sorgsamen Hütung und Uebung. Wenn ich erfahren habe, daß ein Mensch solcher sozialen Kreise für ihm erwiesene Wohltat, ihm gezeigtes Mitleid mit Undank, ja mit Gefühllosigkeit geantwortet hat, da konnte ich nie einen Stein auf ihn werfen. Nur ein weiteres größeres Mitleid hat mich um ihn und um die ihn erbarmungslos verurteilende menschliche Gesellschaft erfaßt: sie wissen beide nicht, was sie tun!

Nun begegnen wir bei Betrachtung der Kriminalität dem Widerspruche, daß gerade diejenigen jener Herzensbildung am meisten entbehren, welche ihrer am ehesten zur Abwehr gegen die Anfechtungen ihres Daseins bedürfen. Es ist ganz richtig, daß die im Leben gut und vorteilhaft gestellten Menschen, welchen ihre Verhältnisse die Aneignung von Herzensbildung sehr wohl gestatteten, solche doch nicht immer in einem Maße erworben haben, welches bis zur wirklichen ethischen Guttat führt. Da aber ihre soziale Lage an sich ganz selten die Gelegenheit zur Verübung von Verbrechen im Gefolge haben wird, bedürfen sie, wovon wir hier allein sprechen, auch nicht der Herzensbildung als einer Abwehr krimineller Anfechtungen. Soweit ihnen solche aber von Natur innewohnen und trotz der günstigen sozialen Lage durchzubrechen drohen, bietet auch ihnen eine erworbene Herzensbildung die einzige Waffe zur Bekämpfung ihrer Kriminalitat. Hat ihnen nun ihre Erziehung und ihr sozialer Werdegang die Füglichkeiten zur Aneignung von Herzensbildung in hinreichendem Maße geboten, so hat die menschliche Gesellschaftsordnung an ihnen alles getan, was sie überhaupt nach dem Stande der Vollkommenheit der derzeitigen Kultur zu leisten vermag. Und hat bei dem einzelnen Menschen sein angeborener Charakter die Aneignung der Herzensbildung versagt, so kann dieser Mangel jedenfalls der menschlichen Gesellschaftsordnung, worauf es hier allein ankommt, nicht mehr zur Last gelegt werden, soweit nicht etwa die Vererbung ungünstiger Charaktereigenschaften auf die ungünstigen sozialen Daseinsbedingungen eines Vorfahren zurückzuführen wäre.

Es trifft weiter zu, daß die von uns gekennzeichnete Herzensbildung auch armen und arbeitenden Landbewohnern in gewissen patriarchalischen Verhältnissen eigen ist. Das Leben und Arbeiten in der freien Gottesnatur gibt unter

*) Aus den uns von der Verlagsbuchhandlung Dr. P. Langenscheidt, Groß-Lichterfelde-Ost zur Verfügung gestellten Aushängebogen des demnächst erscheinenden bedeutsamen Werkes: „Psychologie des Verbrechens" von Staatsanwalt Dr. Wulffen (zwei Bände, Lex.-Form., 25 Mk., geb. 30 Mk.) bringen wir obigen Abdruck, der das Interesse unserer Leser erwecken wird.

Umständen allein schon Herzensbildung, so daß die hinzutretenden Wirkungen der Schule und Kirche auf guten Boden fallen und die Erziehung durch die Kunst usw. dann entbehrt werden kann. Wir wiederholen aber, die Verhältnisse müssen wirklich natürlich, einfach und patriarchalisch liegen. In den Gesindestuben der Ritter- und Bauerngüter erwächst solche Herzensbildung meist ebenfalls nicht.

Der mittellose, in schwerer Arbeit stehende Mann ist der Kriminalität am meisten ausgesetzt, besonders in den größeren Städten. Seine soziale Notlage tritt täglich als Versucherin an ihn heran. In seinem Charakter vererben sich leichter von den Vorfahren her, welche in ähnlichem Lebenskampfe gestanden haben und unterlegen sind, kriminelle Eigenschaften. Er bedürfte also am ehesten der Waffe gegen die Kriminalität und hat doch wieder am wenigsten Gelegenheit, sich jene Herzensbildung zu erwerben, welche, wie wir gesehen haben, ihn einzig befähigen kann, in seinen Verhältnissen, wie sie nun einmal geartet sind, den Sieg zu erringen. Auch ihm die Fähigkeiten zu bieten, jener Herzensbildung zur Bekämpfung seiner Kriminalität teilhaftig zu werden, müssen sich Gegenwart und Zukunft bestreben. Es muß und wird Ausgleiche geben, welche diese göttliche und menschliche Forderung mit den Rauheiten des Erdendaseins und der rastlos vorwärtsschreitenden Arbeit des Menschengeschlechtes in Einklang zu bringen vermögen!

Streiflichter.

Ein Jesuit als Lobredner der Trennung von Staat und Kirche. In den bekannten „Stimmen aus Maria Laach" findet sich ein interessantes Dokument der Anpassungsfähigkeit der Kirche an die politischen Verhältnisse der Umwelt.*) C. Schlitz S. J. bespricht dort die Folgen der schon 1890 erfolgten Trennung von Staat und Kirche in Brasilien:

„Sie war die Wirkung der zum Siege gelangten modernen Ideen, gewiß, aber zugleich war sie die Befreiung aus einer unangenehmen Lage. Sie erfolgte sodann in verhältnismäßig ruhiger und ethischer Weise und schuf einen Rechtszustand, der dem der Katholiken in den Vereinigten Staaten ziemlich ähnlich ist. Daß sie deswegen bis zu einem gewissen Grade auch annehmbar und vielleicht selbst wünschenswert war, erhellt unschwer aus einem Vergleiche der späteren mit der früheren Lage der Katholiken in jenem Lande."

Obwohl die Kirche nun mit dem Verlust der Anerkennung als offizielle Landesreligion, mit der Streichung des Kultusbudgets und der Versagung des weltlichen Arms zu rechnen hatte, charakterisiert er den nach Veröffentlichung des Trennungsdekretes erlassenen Hirtenbrief der brasilianischen Bischöfe doch mit den Worten:

„Es klingt etwas wie Jubel aus dieser Darlegung der durch die Trennung bewirkten Veränderung der katholischen Kirche in Brasilien. Es ist, als fühlte man sich frei von einer drückenden Last, und als sei durch das Dekret eine Art Sklaverei aufgehoben worden, die jahrhundertelang die Kinder der Kirche, Bischöfe und Volk, niedergebeugt hatte. Dank der Trennung vom Staate war die Kirche wieder frei geworden."

Die positiven Vorteile der neuen Ordnung werden ebenfalls gewissenhaft hervorgehoben. Schon die ungeschmälerte Anerkennung des ganzen bisherigen Besitzstandes der Kirche an Kultusgebäuden, Ländereien, Gütern der religiösen Orden &c. war ein Gewinn; dazu kam, daß nach dem Ausdruck des Hirtenbriefes, „das Trennungsdekret der katholischen Kirche eine Summe von Freiheiten brachte, wie sie dieselben niemals zur Zeit der Monarchie besessen hatte" und endlich „die Wiederherstellung einer achtunggebietenden Stellung der Kirche und ein immerfort steigendes Ansehen im öffentlichen Leben!" Was will man mehr? Wer immer es mit der Kirche — gleichviel welchen Bekenntnisses — gut meint, wird dem Jesuiten mindestens darin beipflichten, daß allein

*) Vergleiche „Menschheitsziele". Herausgegeben von Dr. A. Molenaar, Leipzig, O. Wigand, Märzheft d. J.

schon das Wegwerfen der staatlichen Krücken einen Gesundungsprozeß bedeuten — könnte, vorausgesetzt allerdings, daß die Kirche überhaupt noch stehen kann. —

* * *

Ehrliche Versuche mit der Schulreform macht, wie der „Säemann"*) mitteilt, neuerdings der Schulvorstand der Stadt Zürich. Aus dem von ihm erlassenen Kreisschreiben an die Lehrer und Lehrerinnen seien folgende Sätze hervorgehoben:

„Der Lernschule wird der Krieg erklärt und die endliche Erfüllung der alten Forderung, daß die Schule Erziehungsanstalt sein solle, verlangt. So viel aber über Schulreform gesprochen wird, so wenig sehen wir Gedanken und Worte in die Tat umgesetzt .... Seit den Tagen, da der Grund gelegt wurde, auf dem sich der heutige stattliche Bau der Volksschule erhebt, haben sich die staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse gewaltig verändert, verändert in einer Weise, daß nun auch der Schule, die für das Gemeinschaftsleben vorbereiten will, neue Aufgaben erwachsen, nicht im Sinne einer Vermehrung des Lernstoffes, sondern im Sinne einer tieferen Erfassung des Zieles der Schulerziehung als Förderung und Stärkung der Persönlichkeit, Entwicklung nicht nur des Verstandes, sondern der Gesundheit der körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte." ...

„Zahlreich sind auch bei uns die Lehrer, die mit Spannung die Schulreformbewegungen verfolgen, die aus eigener Erfahrung die Schwächen des heute gültigen Schemas kennen und sich Gedanken über eine zweckmäßigere und dankbarere Gestaltung ihrer Aufgabe gebildet haben. Gewiß werden sie gerne bereit sein, ihr Können, ihre Initiative, ihre Arbeitsfreudigkeit zur Verfügung zu stellen, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, an der Herbeiführung eines idealen Fortschrittes mitzuhelfen. Ich möchte daher an diejenigen Lehrer und Lehrerinnen, die den Wunsch und die Berufung in sich fühlen, in ihren Abteilungen bestimmte Versuche anzustellen, einladen, sich dazu zu melden."

„Ohne den Vorschlägen der Lehrerschaft vorgreifen zu wollen, halte ich dafür, daß namentlich über folgende Fragen durch Versuche Klarheit geschaffen werden sollte:

1. Wie läßt sich ein den physischen und psychischen Verhältnissen des Kindes besser angepaßter Uebergang von der Freiheit der Kinderjahre zum Schulleben erzielen?

2. Wie läßt sich die Handarbeit in den Unterricht einführen, und zwar nicht als Fach, sondern als Grundlage der gesamten Erziehung?

3. Welche Aenderungen sind in der Verwendung und Einteilung der Schulzeit anzubringen, um den Forderungen der Hygiene des Körpers und Geistes besser zu entsprechen?" ....

Zur Vergleichung daneben: Heinrich Scharrelmann, der Verfasser von „Herzhafter Unterricht", „Weg zur Kraft" und „Im Rahmen des Alltags", wird im „freien" Bremen hochnotpeinlich diszipliniert, weil er als seine wissenschaftliche Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß der Lehrer, wenn er durch seine Eigenpersönlichkeit wirken wolle, nicht eng an die methodischen Anweisungen des Schulvorstehers und an den behördlich festgesetzten Lehrplan angekettet werden dürfe. Mit Grausen nur kann man daran denken, was erst einem preußischen Volksschullehrer zustoßen würde, der sich etwa aus eigener Kraft auf die Suche nach pädagogischem Neuland begeben wollte! — Wann aber wird endlich dem Deutschen die Schamröte ins Gesicht und der willensstarke Entschluß zu Kopfe steigen, der trägen Faulheit des Stillstands, Zurückbleibens und der Rückwärtserei in unserem öffentlichen Schulleben ein Ende zu machen?

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Foerster sprach über Rassen-Aberglauben. Er führte ungefähr Folgendes aus:

„Mit meinem heutigen Vortrage über das Thema „Rassen-Aberglauben" möchte ich einen Beitrag zur Kennzeichnung und Bekämpfung der Irrungen und Uebertreibungen liefern, die in Bezug auf die biologische und sozialethische Bedeutung der Rassenverschiedenheiten zur Zeit eine weit verbreitete und zwar, wie ich meine, überwiegend kulturfeindliche Geltung haben. Das Wort „Rassen-Aberglauben", das einen milderen Klang hat, als die Worte „Rassendünkel", „Rassenwahn", „Rassenhaß" usw., habe

*) Monatsschrift für pädagogische Reform, herausgegeben von Carl Götze, Leipzig B. G. Teubner, Aprilheft d. J.

ich besonders deshalb gewählt, weil bei der Bekämpfung derartiger sozialer Erscheinungen sich immer mehr als wesentliche Bedingung für ihre Heilung oder Ueberwindung die Notwendigkeit herausstellt, daß die empörten und empörenden Ausdrücke vermieden werden. Ich will den Rassenaberglauben wesentlich charakterisieren nach der ihm zu Grunde liegenden Irrung des Denkens.

Zu diesem Zwecke ist es zunächst nötig, einige Betrachtungen über den Aberglauben und über sein Emporkommen in gewissen Entwicklungsphasen des *Zusammenwirkens von Glauben und Wissen* vorangehen zu lassen.

Es gab zuerst einen Glauben der Menschen an geheimnisvolle Schöpfungen von Idealgestalten, d. h. von Gottheiten und daneben einen Aberglauben an Dämonen, sowie an Orakel und Hexerei, ferner fast zugleich hiermit auf den ersten Stufen des Wissens einen Glauben an die Gesetzmäßigkeit der himmlischen Erscheinungen und heraus hervorgehend einen Aberglauben an die Einwirkung der veränderlichen Stellungen der Gestirne auf die Schicksale der Menschen. Es gab ferner einen Aberglauben an gewisse andere, halb wissenschaftlich, halb mystisch denkbare Einwirkungen von irdischen Naturkräften und Naturerscheinungen auf Leben und Gesundheit der Menschen. Sternkunde und Heilkunde sind in der Tat Jahrtausende lang erfüllt gewesen von einem Zusammenwirken steter Forschungsarbeit mit Einbildungen und mit Theorien von leichtmütiger Unkritik. Und auch jetzt sind die Gefahren dieses Zusammenwirkens in der wissenschaftlichen Arbeit noch nicht mit voller Klarheit erkannt und begrenzt. Ganz besonders groß ist die Gefahr in der jungen Wissenschaft der Biologie.

Es gibt eine *elementare Harmonik* unserer Erinnerungs- und Gedankenwelt, eine Harmonik, die sich offenbar nach den einfachsten Bewegungsgesetzen entwickelt im Anschluß an die Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit gewisser aus der Umwelt oder Außenwelt in uns eindringenden Erscheinungen oder Wahrnehmungen, Wahrnehmungen des Nacheinander oder Nebeneinander, wie sie in der Außenwelt uns fast instinktiv gegeben sind in der Erscheinung des Rhythmus, der Harmonie und Reinheit der Töne, ferner in den Erscheinungen der Symmetrie und stetigen Gesetzmäßigkeit reiner Naturformen. Diese elementare Harmonik der Innenwelt des Menschen bildet dann eine dauernde autonome Grundlage der umfassenderen Harmonik, zu der die Gedankenwelt unablässig durch von außen eindringende Wahrnehmungen veranlaßt wird, die sich der Erinnerungswelt einordnen.

So entstehen in der Gedankenwelt dauernde Nachbildungen des Nacheinander und Nebeneinander der Vorgänge in der Außenwelt. Eine Art von Innenwelt, welche sich allmählich immer bewußter als eine Nachbildung der Außenwelt aufbaut. Aus dem inneren Aufbau des Nacheinander in der Vergangenheit entsteht dann in dieser Erinnerungswelt eine Vervollständigung der Gedankenbauten von der Vergangenheit her über die Gegenwart hinaus, und hiermit eröffnet sich nun die eigentliche Herrlichkeit der Gedankenwelt, die Vorausgestaltung der Zukunft. Als die höchste Bestätigung der den Erscheinungen der Umwelt entsprechenden Gesetzmäßigkeit, mit anderen Worten der „Wahrheit" eines Gedankenbildes, erscheint dann die Uebereinstimmung der Folge-Ordnung der Vorgänge in der Außenwelt mit den sie voraussagenden Gedankengebilden.

Das Für-Wahr-Annehmen oder Glauben entsteht also aus diesen Bestätigungen der Schöpfungen des Gedankens, also der Innenwelt, durch die fortgehenden Wahrnehmungen aus der Außenwelt.

Man *glaubt* den Propheten, welche solche Bestätigung aufweisen. Aber nun kommt auch sofort die *Verwirrung durch* die Denkfehler im Einzelwesen und in der Gemeinschaft. Aus dem geordneten Erkennen und Wissen entstand zuerst das Glauben an die Wahrheit und sodann der Aberglauben an das eingebildete Wissen, schließlich an das korrumpierte, orakelnd lügnerische Vorauswissen und Wissen überhaupt.

In den Grundlagen des ersten Aufbaues der Wahrheit bleibt aber doch ein Gebiet gesetzmäßiger reiner Gemeinsamkeit von Gedanken zurück, nämlich das Gebiet der bereits erwähnten *Elementar-Harmonik*, sozusagen die Welt der abgeklärten, idealen Gedanken, die das letzte Maß auch für die Abklärung und Verklärung des Wissens bilden. An diese Abklärung idealer Art glaubt man, und man glaubt an sie, obwohl sie keine inhaltliche Bestätigung in den Vorgängen der Außenwelt findet, da sie auch keine solche Bestätigung verlangt.

Diese echte und erste Harmonik ist auch die eigentliche Quelle aller *Kunst*. Auch die reinsten und autonomsten Gebiete des Gedankenlebens entarten aber sofort, sobald sie sich durch soziale Uebereinstimmung erweitern zur Machtgewinnung über das Gemeinschaftsleben und dann irgendwelchen Aberglauben in ihren Dienst nehmen.

Der *Rassenaberglauben* ist nun eine solche unvollkommene Form des Wissens und Erkennens mit voreiliger und unvollständiger Sanktionierung durch die Affekte und Leidenschaften der menschlichen Natur. Die Wohl- und Wehgefühle unseres Organismus sind die Quellen dieser Affekte und Leidenschaften. Diese Wohl- und Wehgefühle drängen sich dann in die Harmonik der Seele hinein und fälschen und trüben die Entscheidungen des Gedankenlebens und die aus diesen hervorgehenden Willensäußerungen der menschlichen Natur. Es ist der aus solchen Denkfehlern — entstandene *Aberglauben*, der seine Bestätigung auf demselben Wege zu finden vorgibt, auf dem der Glauben an die Wahrheit seine unablässige Kontrolle, Läuterung und Erhebung sucht.

Auf dem Gebiete der Biologie haben sich diese Trübungen, diese Einwirkungen des störenden, unberechtigten Augenblickseinflusses der Affekte und Leidenschaften auf die Forschung, auf das Wissen, auf die Entwicklung unseres Gedankenlebens, mit besonderer Intensität entwickelt.

Die Lehre vom *Kampf ums Dasein*, welche in den Deutungen der Entwicklungserscheinungen der Lebewelt eine so wesentliche Stufe bildete, und die eine so populäre Bedeutung jetzt noch einnimmt, diese Lehre hat mit den Affekten und Leidenschaften der Menschennatur und den dadurch hervorgebrachten Trübungen des reineren Denkens in den letzten Entwicklungsphasen ein immer gefährlicheres Spiel getrieben. Die Lehre vom Kampf ums Dasein wird jetzt aber von der Wissenschaft selber immer mehr eingeschränkt. Schon auf sehr frühen Stufen treten in der gesamten Lebewelt immer deutlicher soziale Regungen in merkwürdiger Feinheit hervor, und nicht blos in den der Menschheit am nächsten stehenden Stufen der Lebewelt. Es werden immer deutlicher Erscheinungen beobachtet, welche darauf hinweisen, daß die Lebewelt mit gleichartigen, und sogar mit einander bekämpfenden Gemeinschaften eine *Harmonisierung* sucht. Der Kampf ums Dasein, auf die Höhe der menschlichen Entwicklung ausgedehnt, hat dort sicherlich keine entscheidende Bedeutung mehr.

Die Menschenwelt ragt über die Entwicklung der übrigen Lebewelt dadurch hervor, daß ihre Seelenwelt sich zu der hohen Gabe einer immer reicheren Mitteilungsfähigkeit entwickelt hat. In diesem hohen Stadium der Lebewelt hat sich immer deutlicher gezeigt, daß der Kampf ums Dasein hier sich immer mehr unterordnet unter die Harmonisierung, und daß die Verfeinerung des Gemeinschaftlebens durch den Bund von Selbstbehauptung und Selbstbescheidung doch den eigentlichen Gipfel der Lebewelt bildet.

Aber die Konflikte und Berührungen, die zwischen den verschiedenen Rassen jetzt in immer gesteigertem Maße entstehen, verbunden mit der bisherigen Lehre von dem rohen Kampf ums Dasein, haben dieser Lehre eine Realität in dem Kampfe um den Besitz der Erde gegeben, die zu den trübsten und ergreifendsten Erscheinungen der Gegenwart gehört.

Die Lehre von der Beseitigung der Schwachen, die zum Kampfe ums Dasein gehört, ist eine der bedauerlichsten Irrungen der Biologie gewesen. Die Schwachen haben eine eminente Bedeutung in der sozialen Entwicklung. Sie sind oft in geringerem Grade den Affekten und Leidenschaften unterworfen, so daß in der Tiefe ihrer Seele die herrlichsten musischen Gestaltungen entstehen können. Andererseits ist aber auch die Sorge für die Schwachen die schönste sozialethische Aufgabe der Starken. Hoffen wir, daß diese Theorie von der Beseitigung der Schwachen und von der absoluten Ueberlegenheit gewisser Rassen bald überwunden sein wird.

Die Lehre vom *Rassenkampf* und der diesen durchglühende *Rassendünkel* hat auch zu der Lehre von der Erhaltung der *Reinheit der Rassen* geführt. Diese Lehre hat in der verwirrendsten Weise mit den stärksten Denkfehlern gearbeitet. Die Erfahrungen, die wir mit der Ausbreitung der Menschheit in der Welt gemacht haben, erweisen, daß die angeblich so große intellektuelle Verschiedenheit der Rassen gröblichst übertrieben worden ist. Es wäre sehr leicht, die zum Beweise der fundamentalen Bedeutung der Rassenverschiedenheiten angeführten kulturgeschichtlichen Einzelheiten durch entgegengesetzte zu widerlegen.

Ein großer Teil der Denkfehler, mit denen die Menschheit auch in diesen Fragen sich abquält, beruht darauf, daß eklatante ungünstigere Erfahrungen einen überwiegenderen Eindruck machen, als günstige, und daß alles, was der Norm näher steht, überhaupt geringeren Eindruck macht. Unsere ganze Publizistik ist überhaupt erfüllt mit Nachrichten über Erscheinungen, die an der Grenze des sozialen Zusammenlebens stehen, während man von den gesunden Dauererscheinungen, die der maßgebenden Mitte entsprechen, viel zu wenig Kunde gibt. Wenn wir aber keine Entscheidung in derartigen Erfahrungen treffen wollen, da die verschiedensten Einzelheiten sich gegenüberstehen, so tritt doch immer deutlicher in der Menschenwelt der Gedanke hervor, daß mit der überwiegenden Herrschaft der niederen Wehgefühle ein Ende gemacht werden muß.

Wo ist nun Hilfe gegen diese Verwirrung, die uns noch immer belastet mit Gewaltgedanken und Gedanken an Gewaltmaßregeln?

Die Hilfe gegen diese Verwirrung kann nur gefunden werden in dem einmütigen Appell an das *Gemeinsame der Menschenseele*, an ihre tiefste Harmonik. Es muß gepflegt werden

im Zusammenleben, in allen höheren Einrichtungen und besonders in der Erziehung der Kampf — um es so auszudrücken — der dynamische Kampf der Dauer-Energie in der menschlichen Seelenwelt, gegen die Dynamik der Augenblickserscheinung, welche ihre Wurzeln und ihre Stärke in den Affekten und den Leidenschaften des Organismus hat. Die Macht der Dauer-Energie im menschlichen Seelenleben, die ihre Wirkung im Willensimpuls ausübt, bevor die Entscheidung durch Affekte und Leidenschaften sich vollzieht, bildet unsere Hoffnung. Die Gewöhnung zur Rückfrage an die tiefsten Mächte des Seelenlebens und an den dauernden Einklang, an das dauernde Glück der Seele gegenüber den Augenblickserscheinungen — das ist das Wesen der neuen gemeinsamen ethischen Forderungen. Die Disziplin der Einholung des letzten Bescheides bei diesen Mächten des Seelenlebens, die überall schon ihren Ausdruck in Wissenschaft und Kunst gefunden haben, muß überall in der Erziehung gepflegt werden.

Die ethische Bewegung hat in neuester Zeit in dieser Richtung eine umfassendere internationale Organisation eingeleitet. Im Herbst des neuen Jahres wird in London ein Kongreß für Moralpädagogik zusammentreten, um über die Erziehungs-Reformen zu beraten, die eine höhere Entwicklung des Menschenlebens verbürgen könnten. Gemeinsame Einrichtungen sollen zu diesem Zwecke geschaffen werden. Aus England, Frankreich und Deutschland haben sich namhafte Männer mit dem Gedanken einverstanden erklärt. Das französische Unterrichtsministerium steht der Sache sympathisch gegenüber. Die deutschen und englischen Unterrichtsbehörden werden sich nicht ausschließen. Auch Oesterreich, Italien, Skandinavien, Nordamerika und Rußland werden sich anschließen. Wir hoffen, daß auch Vertreter der theologischen Richtungen sich beteiligen werden. An die Stelle des Kampfes ums Dasein muß der edle Kampf der Meinungen treten, der edle Wetteifer der gegenseitigen Förderung, die uns ein neues Leben auf Erden schaffen wird."

Vermischtes.

Aufruf zur Bildung einer Organisation für die Reform der Volksschule. Die äußeren Verhältnisse unseres Schulwesens haben sich in den letzten Jahrzehnten günstig entwickelt, und entfernte und oberflächliche Beurteiler gelangen daher oft zu der Meinung, als ständen wir in einem Zeitalter pädagogischer Erfolge. Wer aber den Dingen auf den Grund sieht, weiß, daß die besseren Bauten, Einrichtungen und Lehrmittel kein Beweis für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Schulwesens sind. Unsere Schulen entwickeln sich mehr und mehr zu bloßen Fachschulen und sind in der Hauptsache Lernanstalten für die äußeren Anforderungen des Berufs, viel zu wenig Stätten persönlicher Erziehung. Das Wort gelangt zu immer größerer Herrschaft, während unser Zeitalter des Wettbewerbs mit anderen Nationen mehr als je eine Erziehung zur Tat und die Befreiung und Bildung produktiver Kräfte fordert. Die Lernschule und ihre Entwicklung zum Großbetrieb begünstigen dazu die bürokratische Form im Schulbetrieb, unter welcher die selbstverantwortlichen Erzieher zu „Lehrpersonen“ werden, deren Arbeit oft bis ins kleinste schematisch geregelt wird.

Wir müssen zu dem Ideal persönlicher Erziehung zurückkehren, wie es Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation entwickelt hat: Erziehung zu Selbsttätigkeit und Selbstzucht. Viele Lehrer haben dieses Ideal neu gewonnen und arbeiten und kämpfen für seine Verwirklichung. Doch sind sie an die amtlichen Vorschriften gebunden und dürfen keine Versuche, die jenem Ziele dienen, in der Schule anstellen.

„Unsere Kunsterziehungsbestrebungen und die Versuchsschule“ war das Thema einer öffentlichen Versammlung, die von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege“ nach Berlin einberufen war. Sie forderte, daß der Staat es einzelnen Lehrern grundsätzlich gestatten möge, versuchsweise neue Wege zu gehen, und daß er selbst eine Versuchsschule einrichte. Dieser Wunsch hat nur dann Aussicht auf Erfüllung, wenn er von einer großen, umfassenden Vereinigung ausgesprochen wird. Darum mögen sich alle einzelnen Vereine und Persönlichkeiten, die für eine Reform unserer Schule tätig sind, zusammenschließen.

Die Meldungen zum Anschluß nimmt Lehrer Ganßer, Hermsdorf-Berlin, entgegen. Im Laufe des nächsten Monats wird in Berlin eine Versammlung stattfinden, in der über die Ausführung des Planes beraten werden soll.

Konrad Agahd, Rixdorf-Berlin. Jakob Beyhl, Würzburg, Herausgeber der Freien Bayrischen Schulzeitung. F. v. Borstel, Hamburg. Josef Breg, München, Erzieher des Prinzen Luitpold von Bayern. R. Bürckner, Dresden, Vorsitzender des Lehrervereinsausschusses für Kunstpflege. Schuldirektor Ernst, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Friedrich Gansberg, Bremen, Herausgeber des „Roland“. Carl Götze, Hamburg, Schriftleiter des „Säemann“. Prof. Ludwig Gurlitt, Steglitz. Hoff, Kiel, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. H. L. Köster, Hamburg, Vorsitzender der vereinigten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. Wilhelm Kotzde, Vorsitzender der Freien Lehrervereine für Kunstpflege, Berlin. Joh. Langermann, Remscheid. Käti Lotz, Leiterin der Erziehungsschule in Friedenau-Berlin. Prof. Dr. Natorp, Marburg. Dr. Friedrich Naumann, Mitglied des Reichstages. Schuldirektor R. Oehmischen, Chemnitz. R. Otto, Charlottenburg, Schriftleiter der Preußischen Schulzeitung. Otto Pautsch, Berlin. Röhl, Berlin, Vorsitzender des Deutschen Lehrervereins. S. Rüttgers, Düsseldorf. Heinrich Scharrelmann, Bremen. J. J. Scheel, Hamburg, Vors. der Ges. der Fr. des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens. Wilhelm Schwaner, Herausgeber des „Volkserzieher“ und der Germanenbibel. Gertrud Streichhan, Vorsitzende des deutschen Vereins abstinenter Lehrerinnen. Johannes Tews, Berlin, General-Sekretär des Vereins für Verbreitung von Volksbildung. Adolf Thie, Charlottenburg, Vorsitzender der Vereinigung der Kunstfreunde. Schuldirektor F. Thierig, Chemnitz, Vorsitzender der Vereinigung für künstlerische Erziehung. Elisabeth Toulsaint, Leiterin des Ausschusses für volkstümliche Kunstpflege im Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen. Dr. Ernst Weber, München. H. Wolgast, Hamburg, Herausgeber der Jugendschriftenwarte.

Bücherschau.

Ein Buch für Frauen. Der vor kurzem erschienene Roman Herzenswirren von Klara Muche ist ein bedeutungsvolles Buch, das so viel des Interessanten und Anregenden bietet, daß jede Frau es lesen sollte. Für diejenigen, die in der Frauenbewegung stehen, bedeutet es wertvolles Material zur eigenen Weiterbildung und Vertiefung. Denn das darin behandelte Problem: wie eine hochstehende Frau, die nur in ihrer Häuslichkeit und ihrer Liebe zu Mann und Kindern lebt, sich entwickelt, nachdem ihr Gatte, ein außergewöhnlich tüchtiger und sittlich hochstehender Mensch, eine andere bedeutendere und kraftvollere Frau mit elementarster Macht lieben gelernt hat, die Entwickelung dieser Frau ist das Interessanteste und Fesselndste in dem Buche. Nicht wie so viele andere Frauen geht sie unter in ihrem großen Leide, sondern sie erhebt sich an der Hand einer Freundin über ihr Schicksal. Langsam, aber ihr selbst nicht bewußt, führt diese die junge unglückliche Frau in die soziale Hülfstätigkeit ein, sie zeigt ihr, wie andere viel schwereres Leid zu tragen haben und die Kraft dazu finden müssen und wie es Pflicht eines Jeden ist, seinen Nebenmenschen zu stützen und zu fördern; wie das eigene Leid an dem Leid des Anderen gemessen klein erscheint und wie nur das Aufgeben seiner eigenen egoistischen Wünsche und Forderungen ein gewisses Glück zu gewähren vermag. Nicht die außerordentlich lebensvollen und lebenswahren Schilderungen auf den verschiedensten Gebieten der Frauentätigkeit, sowohl auf sozialen wie auf Gebieten praktischer Arbeit im Berufe des Mannes machen das Buch für die sogenannte Frauenrechtlerin wertvoll, sondern das hohe und echte Streben der Heldin, sich zu höchster geistiger und sittlicher Kraftentfaltung empor zu ringen. Wie aus einem einfachen, aber guten und pflichtgetreuen Weibe eine hervorragend edle, bedeutende und für Jeden vorbildliche Frau werden kann, das schildert die Verfasserin in so überzeugender Weise, daß man ihr glauben muß, selbst wenn man sich sagt, daß solche Charaktere doch sehr spärlich gesät sind. Aber es wirkt erhebend und aneifernd in hohem Grade und man legt das Buch aus der Hand mit dem Gefühle, mit guten Menschen eine Strecke Weges gewandelt zu sein. Ueber große Lebenserfahrung, über ein warmes Herz für das Leid und Weh, durch das so unendlich viele Frauen zugrunde gehen, und über einen klaren Blick für die Schäden, die so viel Elend verursachen, verfügt die Verfasserin in hohem Maße. Gegen den Dämon Alkohol, gegen die Unkenntnis der Gesetze, gegen die Härten der Gesetze, die die Frau betreffen, gegen Engherzigkeit und Lieblosigkeit, die so viel Unheil anrichten, zieht sie zu Felde. Sie schildert, wie durch Konflikte aller Art Schuldige und Unschuldige in die schwierigsten Lagen versetzt werden, und wie der Einzelne sich nur durch eigene Kraft, durch Einsetzen seiner eigenen Persönlichkeit wieder in die Höhe arbeiten kann, wenn er Schiffbruch gelitten hat, oder wenn die Verhältnisse stärker waren, als der gute Wille und die besten Vorsätze. — Aber auch für diejenigen Frauen und vielleicht für die ganz besonders, welche jenseits von Gut und Böse ein ruhiges beschauliches Dasein führen, ist es ein wertvolles Buch. Ihnen erschließt sich eine Welt, von der sie nichts ahnen, und sie erschließt sich in einer so edlen, so abgeklärten Weise, daß selbst die prüdeste Frau sich dem Eindrucke nicht entziehen kann, daß nicht gut = gut und schlecht = schlecht ist, sondern daß alles Geschehen unter dem richtigen Gesichtswinkel gesehen werden muß, wenn es vorurteilslos und von einer höheren Warte aus und dadurch richtig beurteilt werden soll. —gst.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Wie bekannt, hat der 1862 bestehende, allseitig hochgeachtete Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen in Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Kreisen infolge wiederholter Anregung unter Redaktion der Herren Prof. G. Schmoller, Geheimrat Böhmert, Prof. Dr. Bernhard, Prof. Dr. Francke, Geh. Admiralitätsrat Th. Harms und Geheimrat G. Zacher

Untersuchungen über die Entlöhnungsmethoden

in der deutschen Eisen- und Maschinenindustrie

veranstaltet, um möglichst zweckmässige Lohnsysteme zu finden, die der herrschenden Unzufriedenheit in den betreffenden Kreisen nach Kräften steuern sollen.

Bisher sind **sechs glänzend rezensierte Bände erschienen**, demnächst gelangt **Band VII** zur Ausgabe, der zweifellos ebenfalls grösstes Interesse finden wird:

Die Entlöhnungsmethoden

in der bayrischen Eisen- und Maschinen-Industrie.

Von **Dr. Ernst Günther**, Gross-Lichterfelde
Gr. 8° ca. 15 Bogen. Preis 7 Mark.

Bisher erschienen:

Band 1: Bosselmann, D., Die Entlöhnungsmethoden in der südwestdeutsch-luxemburg. Eisenindustrie. Brosch. 8 Mk.

Band 2: Schulte, Dr. Fritz, Die Entlöhnungsmethoden in der Berliner Maschinenindustrie. Brosch. 3 Mk.

Band 3: Timmermann, Dr. W., Die Entlöhnungsmethoden in der Hannoverschen Eisenindustrie. Brosch. 3,60 Mk.

Band 4: Reichelt, Dr. H., Die Arbeitsverhältnisse in einem Berl. Grossbetrieb der Maschinenindustrie. Brosch. 4 Mk.

Band 5: Simmersbach, Br., Die Entlöhnungsmethoden in der Eisenindustrie Schlesiens u. Sachsens. Brosch. 2,40 Mk.

Band 6: Jeidels, Methoden der Arbeiterentlöhnung in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie. Brosch. 9 Mk.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Donnerstag, den 23. April, abends 8¼ Uhr: Lese- und Diskussionsabend, Unter den Linden 16. Prof. Bruno Meyer: Descartes (Reklam Univ.-Bibliothek.) Eintritt frei, Gäste willkommen.

Montag, den 27. April, abends 8¼ Uhr: Vortragsabend im Bürgersaal des städt. Rathauses zu Berlin: Waldeck Manasse: „Vom Daseinskampf zur Daseinsfreude." Eintritt frei, Gäste willkommen. Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag der Treptow-Sternwarte Treptow-Berlin.

Soeben erschienen:

Die Freude an der Astronomie

Eine kulturgeschichtliche Betrachtung
von **Professor Wilhelm Foerster.**
Lexikon-Oktav, 16 Seiten Preis 1 Mark.
Zu beziehen vom Verlag für
Ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Soeben erschien die **zweite** Auflage von:

Briefe an Eltern

Von **Peiphobe.** J. L. G.
Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag"** u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden! Und so ist es auch geschehen. . . . .



DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

APRILHEFT: ERZIEHUNGS-NUMMER

Einzelheft 1 Mark

VERLEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erschienen.

Wirtschaftsformen im Kunstgewerbe

Von Geh. Regierungs-Rat Dr. ing. **Hermann Muthesius**
8°. 2 Bogen. Mk. 1,—.

Bei der hohen Bedeutung, deren sich die übrigen Erscheinungen des bekannten Autors erfreuen, erübrigt es sich, obigem Werke noch empfehlende Worte hinzuzufügen, ich bemerke nur, dass die

Volkswirtschaftlichen Zeitfragen

Vorträge und Abhandlungen
herausgegeben von der **Volkswirtschaftlichen Gesellschaft Berlin** mit dieser hervorragenden Novität ihren **30.** Jahrgang beginnen.
Jährlich erscheinen 8 Hefte zum Abonnementspreise von 6 Mk.

Einbanddecken für die Ethische Kultur zum Preise von 1.20 Mk. durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wettersheim b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 16, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Wieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. Mai 1908.	Nr. 9.

Inhalt:

Eine deutsche Kulturpartei?

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?" — Es scheint immer wieder gutmeinende, tüchtige Leute zu geben, die diese rhetorische Frage nur theoretisch mit Nein, praktisch aber mit Ja beantworten zu können meinen. Vor jeder Wahlschlacht tauchen sie unfehlbar auf; aber auch sonst sorgt die tiefe und berechtigte Unzufriedenheit mit der Mangelhaftigkeit der bestehenden Parteien ausreichend dafür, daß sie nicht aussterben. Den Einen stört das dumpfmodrige Dunkel des Zentrums-Urwaldes er möchte Licht, Luft und Freiheit hineindringen; den Zweiten verdrießt die Uniformität der konservativen Erntefelder und er ersehnt sich den interesselosen Blumengarten, wo auch das Blaublümelein seiner subjektiven Freiheit gedeihen könnte; der Dritte nimmt Anstoß an den opiumduftenden klatschroten Rabatten der Sozialdemokratie; und ein Vierter möchte den allerdings recht erheblich in den Sumpf geratenen Liberalismus durch Entwässerung und Auffüllen mit fester Grundsatz-Erde wieder zum tragenden Boden machen. Leider haben die meisten dieser National-, Sozial- und Staatsökonomiker der lieben Mutter Natur nur ihre Fruchtbarkeit abgeguckt, aber übersehen, daß sie gerade das hat, was *sie* *nicht* haben: nämlich *Zeit*. Man wird ihnen nachfühlen können, wie ärgerlich und unvollkommen es eigentlich eingerichtet ist, daß das liebe Brot sich nicht direkt auf Kommando aus der Erde stampfen läßt, sondern daß die Natur den umständlichen Umweg bevorzugt, der da heißt: *Wachsen lassen!*

Zu diesen frühlingsmäßigen Betrachtungen veranlaßt mich — neben einigen anderen letzten Ereignissen — die „Begründung" der deutschen Kulturpartei durch Dr. Horneffer in Leipzig. Ich habe mir das Entstehen von Parteien eigentlich immer viel leichter vorgestellt. Ich dachte mir, man könne dabei nicht „begründen", sondern der Grund und Boden müßte schon vorhanden sein, und zwar bereits gut gedüngt und in vollem drängenden Flor, oder gar schon fruchtstrotzend. Erntearbeit vielmehr — als Aussaat. So wuchs die nationalliberale Partei ihrer Zeit aus der gewaltigen nationalen und freiheitlichen Bewegung der siebziger Jahre scheinbar mühelos hervor; die Zentrumspartei aus dem Gegenstoß gegen den verfehlten Kulturkampf, die Arbeiterpartei aus dem machtvollen Drangen des vierten Standes nach Recht, Bildung und Brot. Gewiß, das persönliche Verdienst der damals führenden Männer und Parteigründer sei nicht geschmälert — aber sie faßten doch nur zusammen, was ohne sie schon da war; sie erkannten den kritischen Zeitpunkt, wo etwas Neues zur Welt drängte und waren nur Entbinder der gewachsenen Frucht.

Ob für die Geburt der „deutschen Kulturpartei", eines Heilandkindleins, dessen Erscheinen ich auf das Freudigste begrüßen würde, die heilige Weihe-Nacht schon da ist? Das ist mein schwerstes, mein Hauptbedenken. Mir scheint, als steckten wir noch, um wieder in das landwirtschaftliche Bild und Gleichnis zu fallen, in der allerersten Zeit der Bodenbereitung, kaum der Aussaat. Wie unendlich dehnt sich noch in unserem deutschen Vaterlande das Urwaldgestrüpp mittelalterlichen Denkens und Fühlens, wie verfilzt und queckenwurzeldurchsetzt sind weite Strecken des indifferenten Volkstums; welche Arbeit ist noch zu leisten, das allergröbste Unkraut der rein materiellen Interessen aus dem Herzen unserer Zeitgenossen zu jäten und die bitteren Quellen leidenschaftlichen Parteiwütens abzugraben! Scholle um Scholle suchten wir umzuwenden mit immer tiefer greifendem Pflug — die ethischen Gesellschaften und die verschiedensten Reformvereinigungen dürfen dabei mitreden, denn sie haben mitgearbeitet — und doch wie winzig ist das bisher Erreichte!

Und da sollte uns schon eine Ernte beschieden sein? Aus diesem unserem Volke, so parteizerklüftet und interessentoll, so autoritätsgläubig hier, und mitunter noch so jakobinerhaft trunken dort, und vor allem in seiner Masse so gleichgiltig, so entsetzlich gleichgiltig gegen Fragen, die oberhalb des Magens entschieden werden, daraus sollte plötzlich der Siegfried einer Kulturpartei hervorgehen, der die Gewissensfreiheit als religiös-politisches Palladium hoch in der Rechten die Schwarzen und die Roten verscheuchte?

Der Traum ist zu schön, um wahr zu sein. Diese unsere Augen werden den Messias noch nicht sehen. Vor-

läufig heißt es nach wie vor: Arbeiten und nicht verzweifeln! Jedem Mitarbeiter und jedem mit uns Hoffenden darum — zwischen der Arbeit — einen freundschaftlichen Händedruck — aber noch weit ist's bis da, wo die Felder weiß werden zur Ernte. R. P.

„Quid est veritas?“

Von Josef Frank (Wien-Hetzing).

Im Gefolge einer blühenden Hochkultur begegnen wir in der Geschichte der menschlichen Entwicklung meist Kulturüberdruß und Kulturmüdigkeit als Ausdruck der Unzufriedenheit darüber, daß alle aus einem uferlosen Forschungseifer hervorgegangene Bereicherung unseres Einzelwissens mehr eine vergröberte Veräußerlichung des Lebens als die erwartete innere Befriedigung gefördert, daß sie uns die ersehnte einheitliche Weltanschauung und die Erkenntnis unseres Ursprungs und Lebenszwecks nicht gebracht habe und nichts sei als ein Mittel der Ablenkung und Zerstreuung (Bl. Pascal nennt es „divertissement“), um uns davon abzuhalten, daß wir uns auf uns selbst besinnen, um uns den Gegenstand der schmerzlichsten Sehnsucht unserer Seele vergessen zu machen, die nach Erlösung schmachtet, wie der Hirsch nach Wasser schreit. Trotz allem zur Schau getragenen Kraftgefühl des Uebermenschentums, bei aller stolzen Betonung, wie herrlich weit wir es gebracht haben, wird doch vielen vor ihrer Gottähnlichkeit bange, beschleicht sie eine stille Trauer und Resignation, die zaghafte Scheu davor, ihr Lebensglück auf sich selbst zu stellen und ihre eigene Vorsehung zu spielen.

Diese in unseren Tagen oft gehörten Klagen haben sich in dem Rückschlage Luft gemacht, die freie Wissenschaft müsse sich wieder einmal bankerott erklären, die freie Forschung müsse umkehren, wenn die Menschheit nicht rettungslos dem verderblichen Abgrunde der Verzweiflung zutreiben solle, es könne so nicht weiter gehen und (wie dies der Dichter A. Tennyson so kräftig aussprach) das einzige Vorwärts, das uns noch retten kann, sei das Rückwärts zum Glauben an Gott und die Sterne. Auch aus dem neuesten Buche R. Saitschicks*) ertönt, wenn auch etwas gedämpft und verschämt, dieser Ruf im Streite durch. Wir stehen nicht an, schon hier zu erklären, daß uns der Inhalt dieses Werkes im Vergleiche mit seinem anspruchsvollen, nicht einmal originellen Titel etwas armselig erscheint und dem Leser, dem sich die Frage auf die Lippen drängt: Quod dignum tanto foret hic promissor hiatu? eine nicht geringe Enttäuschung bereitet.

Bei näherer Prüfung findet man, daß sich die Tendenzen unseres Autors im wesentlichen mit denen der „Vereinigung zur Pflege des persönlichen Lebens“ unter der geistigen Führung des Dr. Johannes Müller decken. Unter den sieben Aufsätzen des letzteren: „Von den Quellen des Lebens“ lautet sogar die Ueberschrift des einen ebenfalls: „Was ist Wahrheit?“ und wir hören etwa folgende Schlagwörter: Es soll das Neuland einer wirklichen vollen menschlichen Kultur mit der Seele gesucht werden; man soll durch Selbsterziehung und Zucht aus der Wirklichkeit den Weg zur Wahrheit finden und die Wahrheit des Menschen in ihrer höchsten Vollendung ist Christus. Wir sollen immer mehr dessen inne werden, daß alle die großen wissenschaftlichen Errungenschaften und Fortschritte der Neuzeit im Grunde uns besitzen, während doch wir sie besitzen sollten und daß trotz des Hochstandes unserer Zivilisation die menschliche Kultur heute unter pari stehe. Den Weg zu Gott kann uns niemand führen, wir müssen ihn selbst finden und werden das um so leichter, mit je weniger Wissensgepäck wir diese Reise antreten. Ansichten über Gott aufzustellen wollen die Anhänger dieser Richtung den Theologen überlassen, sie selbst wollen „Gott erleben“, sie wollen den lebendigen Christus durch seine eigenen Worte in den Evangelien auf sich wirken lassen und danach erkennen, was sie in Wahrheit sollen.

Der innigste Zusammenhang dieser Bestrebungen mit denen des vorliegenden Buches ist unverkennbar, obzwar Dr. Johannes Müller und seine Adepten in demselben nie erwähnt sind. Das Hauptergebnis der ziemlich weitläufigen Auseinandersetzungen Saitschicks gipfelt nämlich auch in der Ueberzeugung, jede endgiltige Lösung der sogenannten Welträtsel und „ewigen Fragen“ durch einen hypertrophischen, alle Schranken überspringenden und überall mit seinen Zweifeln einsetzenden Verstand sei unmöglich. Eine gute Lebens- und Menschenkenntnis sei mehr wert als alle Resultate der exakten Wissenschaften und der Kampf gegen die Religion nur ein Kampf gegen Windmühlen. Wenn die Wissenschaft nicht stets von der angefachten Flamme eines reichentwickelten Seelenlebens erwärmt werde, so bilde sie mehr eine Schädigung als eine Erhöhung unserer Lebensenergie. Das Wissen dürfe immer nur ein Mittel zum Zwecke bleiben; wenn es nur bläht, nicht zum gesteigerten Bewußtsein, zur Läuterung unseres Inneren, zur Gottseligkeit führt, wenn nicht die durch die philosophische Spekulation gewonnenen Erkenntnisse zur seelischen Erhebung verwertet werden, müsse es in einen Wissensfanatismus ausarten. Das höchste Ziel menschlichen Ringens müsse sein, den tiefempfundenen Zwiespalt zwischen äußerer Notwendigkeit und innerer Freiheit durch das tiefinnere Erlebnis der Religion, durch die Einsetzung Gottes als Mittelpunkt des Daseins, als stärkste Lebensbejahung zu lösen und die inneren Widersprüche zu überwinden. Der nüchterne Verstand könne um so weniger den einzigen Regulator unseres Lebens bilden, als wir uns ja zur Prüfung der Verläßlichkeit seiner Funktionen wiederum nur seiner selbst bedienen können und somit nicht einmal die unbedingte Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung über allen Zweifel festgestellt sei. Wollte man einen Menschentypus, der nur aus einfacher Willenskraft und genau abgegrenzter Vernunft bestünde, als die höchste Vervollkommnung der früheren Menschenart hinstellen, so käme man bald dahin, auch in der Vernunft etwas Störendes zu sehen und den Inhalt der menschlichen Natur auf die einfachsten Aeußerungen des Willens zu beschränken. Nur der Glaube an das Walten Gottes könne die Brücke des Verständnisses zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden. Die Materie sei und bleibe immer etwas Unbelebtes, Automatisches. „Ist denn der Gott Spinozas ein lebendiger Geist?“ Die Philosophie werde nie einen Ersatz für die Religion abgeben und die Einfachheit unseres Lebens wiederherstellen können.

Nach dieser allerdings nur sehr flüchtigen Skizzierung der Hauptideen der Saitschickschen Schrift wollen wir zunächst einigen allgemeinen Bemerkungen Raum geben, die sich daran knüpfen lassen.

Daß die Erweiterung und Vertiefung des Wissens den inneren Frieden und das seelische Gleichgewicht nicht erhöhen, ist eine uralte Binsenwahrheit, deren tiefer Sinn ja zweifellos der biblischen Erzählung von der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntnis wie auch der griechischen Prometheussage zu Grunde liegt. Während die Tiere nur mit so viel Intelligenz ausgestattet sind, als dies die Erfüllung ihrer Lebensbedingungen unbedingt erheischt, leidet der Mensch schwer unter dem unabweisbaren Wissensdrang, der ihn dazu treibt, das Walten eines göttlichen Geistes in der Natur, den Lebensursprung und das Ende aller Dinge, den Zweck des Uebels in der Welt und den Sinn unseres Daseins in derselben, besonders aber den Grund seiner völligen Vernichtung nach einem so entsagungs- und leidensreichen Leben ergründen zu wollen, kurz alle die Probleme der

*) Quid est veritas? Ein Buch über die Probleme des Daseins von R. Saitschick. Ernst Hofmann & Co. in Berlin 1907.

geistigen Selbsterhaltung, an deren Lösungsversuchen er sich schon so viele blutige Beulen geholt hat, und von denen er doch nicht lassen kann. Er fühlt es, das bilde den Fluch und die Tragik seines Schicksals, er empfindet aber auch mit höchstem Stolz, daß dieser unwiderstehliche Forschungstrieb, dem der Geist auch schon so viele herrliche Triumpfe verdankt, den höchsten Adelsbrief der Menschheit bilde. Wir wollen trotz aller schon gescheiterten Versuche nicht darauf verzichten, den Vorstoß zu den letzten Welträtseln zu wagen; wir wollen nicht glauben, das auch das Wissen seine Wendekreise habe, bei deren Ueberschreitung Geist und Herz verkohlen müsse; wir wollen nicht das Ignorabimus! statt des Scimus! auf unsere Fahne schreiben. Es sei ja zugegeben, daß das ewige Rütteln an den Stützen und Pfeilern, die den kunstvoll aufgerichteten Bau unserer Gesellschaft tragen, das unablässige Benagen der Wurzeln, die die ewigen Sittengesetze und schlechthin giltigen Pflichtgebote ernähren, schließlich den festen Boden jeder kategorischen Selbstbestimmung, jede ideale Lebensauffassung zu erschüttern und zu untergraben drohen; es sei zugestanden, daß die unausgesetzt reflektierende und analysierende, zersetzende und und zerfasernde Minierarbeit eines oft kleinlichen, nörgelnden und spintisierenden Kritizismus die Schaffens- und Schwungkraft des Geistes beeinträchtigt und kaum mehr einen einfachen, erhabenen Gedanken, einen Atemzug der Begeisterung gestattet. Die Urwüchsigkeit und Unmittelbarkeit, die Kraft der Intuition und der Initiative sind geschwächt und damit die eigentlichen Quellen des wahren persönlichen Lebens nahezu verschüttet und die Möglichkeit abgeschnitten, den reich aufgespeicherten Vorrat rohempirischen Wissens in einen Gewinn für die Innerlichkeit zu verwandeln. Und doch können grade jene Erleuchtungen, die den bisher tiefdunklen Abgrund blitzartig erhellen, nicht erarbeitet und nicht erzwungen werden, sie springen plötzlich und impulsiv in uns auf, man weiß nicht woher, und auf dem ethischen Gebiete sind es nicht grade die Klügsten, die solcher Offenbarungen gewürdigt werden, sondern fromme Einfalt des Gemüts, die Heiligkeit des Empfindens, das schlichte von aller Tüftelei freie Denken sind oft das unansehnliche Gefäß, das eines so köstlichen Inhalts gewürdigt wird.

Trotz alledem können wir uns nie und nimmermehr entschließen, die Logik abdanken zu lassen und die dunkeln Gefühle des Ahnens und Sehnens, des Träumens und Schwärmens an ihrer Stelle einzusetzen. Bei aller Unzulänglichkeit unseres Verstandes, über alles Dunkle Licht zu verbreiten, wollen wir doch festhalten an dem Grundsatze der Autonomie der Vernunft, der Solidarität und Kontinuität der intellektuellen Kultur, der Zuversicht ihres unaufhaltsamen Fortschreitens und ihrer Souveränität über alle unter der Schwelle des Bewußtseins schlummernden, unklaren Gefühle. So sehr wir anerkennen, daß nicht nur alles künstlerische, sondern auch jedes geniale Schaffen auf dem innigen Verschmelzen der Verstandesarbeit mit der Phantasie beruhe, so wahr es ist, daß in der scharfen, übernüchternen Atmosphäre des klügelnden Geistes kein Geheimnis mehr atmen kann und das Höchste und Tiefste platt geschlagen wird, so können wir uns doch nie zur unbedingten Kapitulation des Verstandes entschließen.

Denn wir verlieren das Gefühl jeder Sicherheit, sobald wir seine Führung entbehren, sobald unser Bewußtsein aufhört die Urtatsache zu sein, sobald wir die Ueberzeugung aufgeben, daß unser Geist die Motive schafft, nicht sie ihn. Ohne ihn schwankt der Boden unter unseren Füßen und wir verlieren jede Richtschnur. Wenn auch er nicht alle verschlossenen Türen öffnet, so bedenke man, daß der letzte Grund aller Dinge überhaupt nur symbolischen Anschauungen zugänglich zu sein scheint. Wenn er uns zuweilen in die Irre geführt hat, so rührt das daher, weil wir dieses uns verliehene kostbare Präzisionsinstrument unrichtig anwendeten, indeß bietet er uns auch stets das Korrektiv, die begangenen Fehler wieder zu berichtigen.

Der Verstand muß die Phantasie zügeln, nicht umgekehrt. Man muß nicht so weit gehen mit der Frau v. Staël zu behaupten: Je comprends tout ce qui mérite d'etre compris et ce que je ne comprends ce n'est rien; man kann aber noch weniger jene Dinge zwischen Himmel und Erde als die bedeutsamsten hinstellen, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt und die tief unter der Region artikulierbarer Darstellung wurzeln. Der einstige Prophetenrausch der Religionsstifter will nicht wiederkehren und noch weniger die begeisterte Menge, die jauchzend einem neuen Zion zupilgert. Die vor lauter Geschäftigkeit und Strebelust kaum noch zur Besinnung über sich selbst kommende Menschheit fragt wenig nach neuen Tiefen in der Seele, nach neuer Stille für die Andacht, nach neuem Trost für die Tränen, nach neuem Sporne für den Willen und nach neuen Sinnbildern für die Phantasie. Auf das wie im Pflanzenschlaf hindämmernde Kindesalter, auf die Jugendzeit mit ihren Zaubergärten der Imagination und den sie bevölkernden Geistern aus dem Reiche des Phantasus ist das von Illusionen freie, übernüchterne reife Mannesalter naturgemäß gefolgt. Die reale Welt hält uns mit tausend Armen fest und die menschliche Seele hat ihren überirdischen Ursprung vergessen oder sie findet nicht mehr den Weg zurück in den Himmel, zu dem sie in Sehnsucht und Ahnung sich aufschwingen möchte. Auch wird unser geistiges Bedürfnis nach Schutz durch überirdische Mächte immer geringer, je mehr die Kultur das Leben mildert und seine Unsicherheit verringert. Das Himmelsmanna der Religion sättigt uns nicht mehr und wir ziehen vor die derbere aber substantiellere Kost der Wissenschaft.

Kein Wunder, daß in dieser Zeit des Ueberganges viele den Weg von den umwälzenden Entdeckungen der exakten Wissenschaften zu einer wirklichen Versöhnung und Verklärung des Weltbildes noch nicht gefunden haben, daß viele mit nicht genug stämmigen Füßen auf der Erde stehen, um alle ihre Ansprüche in den Kreis des irdischen Lebens einzuschließen. Solche zarte Seelen in ihrer Willensschwäche und Lebensangst, in ihrer Machtlosigkeit vor den Unerbittlichkeiten des Daseins, die das Vertrauen auf die Emporkraft des einsamen, auf sich selbst gestellten Menschen nicht fassen können, mögen ja immerhin aus dem Getriebe der glaubenslosen Welt, wenn sie es können, sich wieder in den Schoß einer seligmachenden Kirche flüchten. Nicht jeder aber kann sich so trainieren, daß er glaubt, was er will. Zumeist kann der, der einen Glauben verloren hat, denselben nicht wiederfinden und er muß neue Ideale ausfindig machen. Die Ideale unserer Zeit sind nicht nach der Vergangenheit sondern nach der Zukunft gerichtet und beruhen auf der praktischen, altruistischen Betätigung unseres Gemeinsamkeitsgefühles des Menschengeschlechtes und dem Bestreben, sich in das vernünftige, lebendige Ganze als ein möglichst wertvolles Glied einzuordnen und dabei doch auch persönlich an der Tafel des Lebens einen guten Platz zu erlangen. Nach dem Beispiel der alten Griechen überlassen wir es, mit nicht allzugroßer Erwartung eines Erfolges, den Philosophen zu ergründen, was vor uns gewesen ist und was nach uns sein wird und suchen die Spanne unserer Lebensdauer auszunützen, was uns ja vollauf zu schaffen gibt. Sagte doch Goethe: „Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben.“

Unter diesen Umständen ist es töricht zu verlangen, die Wissenschaft solle zugunsten der Intuition, Divination und anderer dunkler, unklarer Empfindungen liquidieren. Erst wenn sich solche klären und eine volle Beleuchtung vertragen, können sie auf ernste Beachtung Anspruch erheben. An dieser Forderung wird auch der Spott in Goethes „Faust“ nichts ändern:

„Daran erkenn ich den gelehrten Herrn,
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;

Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das meint ihr, gelte nicht."

Auch Montaigne hat der Wissenschaft jegliche Kraft des Trostes im Leben und im Sterben abgesprochen; Bl. Pascal hat die Entthronung der Vernunft proklamiert, weil uns dieselbe in immer größere Widersprüche verstrickt und unser seelisches Gleichgewicht nicht herstellen kann, Brunetière hat dieselben Grundsätze verkündigt und der voraussetzungslosen Forschung ein Halt gebieten wollen. Sie alle haben die Wissenschaft und ihr rastloses Vordringen nicht aufhalten können. Die metaphysische Flucht in das Paradies der transzendentalen, alle Wirklichkeit kühn überfliegenden Spekulation ist nur an den Feierabenden nach ehrlich getaner, regelrechter und korrekter Forschungsarbeit gestattet. So wenig das Pompadourchristentum und das romantische Scheinchristentum eines Chateaubriand eine wahre christliche Restauration genannt werden können, so wenig wird es eine Renaissance der christlichen Religion bedeuten, wenn Höffding, Wundt und Eucken dieselbe in größerer oder geringerer Verdünnung bei den Gebildeten zu neuem Leben erwecken wollen. Auch die alte Mystik, mit der die Richtung Müllers und Saitschicks am meisten verwandt erscheint, hat ihre Rolle ausgespielt und keine rechte Wurzel fassen können mit ihren Bemühungen, durch religiöse, innerliche Versenkung des Geistes Gott zu erleben und so die Freudigkeit und Zuversicht des Göttlichen zu erfahren. Wir müssen es also weiter dabei bewenden lassen, daß jeder mit seinem Bedürfnisse nach religiösem Troste und nach Gott sich auseinandersetze, so gut er kann und will und der Wissenschaft ihre uneingeschränkte, positive und reale, bleibende Werte schaffende Tätigkeit nicht beeinträchtigen wolle.

Es sei nur noch in aller Kürze auf einige wenige charakteristische Behauptungen unseres Autors hingewiesen, die eine kräftige Abwehr herausfordern.

Ist es denn wahr, daß der „folgerichtig durchgeführte Gedanke der Gleichheit die notwendige Konsequenz einer mehr oder weniger naturalistischen Lebensbetrachtung" sei? Das Gegenteil scheint uns viel richtiger. — Auf die etwas naive Frage des Autors, warum es Menschen gebe, denen „die Erkenntnis . . . als die einzige Religion der Zukunft" nicht beizubringen sei und warum „die Natur, ohne die Forderungen ihrer Verehrer zu befragen, so verschiedengeartete Temperamente geschaffen habe?" könnte man die sehr naheliegende Gegenfrage tun, warum die Natur, wenn sie die Rationalisten als eine böse Wucherung angesehen wissen wollte, diese Füchse im Weinberge des Herrn in die Welt gesetzt habe? — So trivial der Verfasser den Wunsch hinstellt, die Welt möge „eine Sandebene der Schmerzlosigkeit sein, durch die ein seichter Bach des Lustempfindens rieseln soll", so halten wir doch dafür, daß Diderot mit seiner Meinung: „Wenn Gott die Welt nicht ohne Schmerzen der Menschen hat schaffen können, so hätte er es lieber sollen bleiben lassen," nicht so Unrecht hatte und der Ausspruch von der Hochschule der Freuden gefällt uns noch immer besser als der von der „Schule der Leiden". — Auch der Behauptung: „Die wahre Erkenntnis hat nur einen Wert, wenn sie den Willen zum Leben, d. h. zu einem echten Leben und zum Glauben daran steigert" muß entgegengetreten werden, denn sie verkennt die allererste Bedingung echter Wissenschaftlichkeit: die Voraussetzungslosigkeit und die Unbekümmertheit darum, ob ihre Früchte uns süß oder bitter schmecken werden. Eine gebundene Marschroute und ein im Vorhinein gestecktes Ziel bedeutet den Tod jeder freien Forschung. — Die Fragestellung: „Sind wir durch die unzähligen Werke, worin die Triebe, die Leidenschaften, die psychischen Erscheinungen erforscht und die Gesetze des Denkens, der Kunst, der Religion objektiv wie ein Stück Natur ergründet werden, in der Menschenliebe und in der Menschenkenntnis um einen Schritt weitergekommen?" muß sehr befremden, denn es geht ja doch nicht an, der Psychologie und ihren Leistungen so ohne weiteres jede Förderung der Menschenkenntnis abzusprechen; was aber die Erhöhung der Menschenliebe betrifft, so liegt diese ganz außerhalb ihrer Absichten und Aufgaben. — Daß die Menschenkenntnis (wie Saitschick in allen möglichen Variationen wiederholt) eines der wichtigsten Probleme bleibe, hat längst Goethe in kräftigster Weise ausgesprochen: „Dem einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch!", wie er auch bereits die allzuvielen „Gedanken über Gedanken" mit den Worten zurückgewiesen hat:

„Warum ich's im Denken so weit gebracht?
Ich habe nie über das Denken gedacht!"

Wer möchte aber daraus zu beweisen wagen, Goethe sei ein Feind des Studiums der Logik gewesen! — Stark und sehr bezeichnend ist wohl auch der Ausspruch: „Jedes Denken, das an den Menschen ohne wahre Liebe herantritt, muß, wie ich glaube, entweder einseitig oder falsch und schädlich sein." — Der Verfasser leistet sich sogar die Sätze: „Daher kann auch alle Philosophie keine fruchtbare Wirkung haben, weil sie keine Lebensweisheit ist" und: „Schon, daß die Systeme der Philosophen so verschieden und einander fast durchgehends widersprechen, ist jedenfalls nicht dazu geeignet, meinen Zweifel an ihrer wohltuenden Wirkung zu beschwichtigen." Als ob es bei der Philosophie auf die „wohltuende Wirkung" überhaupt ankäme und als ob die Religionen nicht noch heterogener wären, als die philosophischen Systeme! — Er sagt an einer anderen Stelle: „Auf welcher Unkenntnis des Menschen beruht z. B. die heute herrschende Neigung sehr vieler, uns vom Leiden ganz zu befreien und der Glaube, dies sei auch möglich." Was nun die „Neigung" betrifft, so kann sie nur der übel nehmen, der mit Bl. Pascal annimmt, die Krankheit sei der natürliche Zustand des Christenmenschen; was aber den „Glauben" betrifft, so hegt einen solchen wohl kein vernünftiger Mensch. —

Wir müssen indeß einhalten, da wir nicht beabsichtigen, den Verfasser hier im Einzelnen zu widerlegen und da wir unsere Einwendungen gegen den Hauptinhalt seines Buches bereits mitgeteilt haben. Wir halten dasselbe für verfehlt und nur der Ernst und die Aufrichtigkeit, mit der eine verlorene Sache verteidigt wird, lassen es gerechtfertigt erscheinen, daß wir uns hier mit demselben eingehender befaßt haben.

Der Tod.

Von Clara Bohm-Schuch.

Ich habe den Tod geschaut; aber er ist anders gekommen, als ich ihn gefürchtet und erwartet; als ein heiliger, lichter Engel hat er dem bleichen Schläfer den Frieden auf die Stirne geküßt. So schön war der Tote nie im Leben, solange ich ihn gekannt, dieses edle, scharfgeschnittene und doch so unendlich feine Gesicht; im Leben hatte so oft ein häßlicher zorniger Ausdruck darauf gelegen, nun war es, als ob er schlafend mit dem Glücke spräche.

Aus meinen Augen fielen unaufhörlich Tränen. Nicht um den Toten, nicht um den Tod, sondern in heißem, heißem Weh darum, daß ich bei seinem Leben diesen Augenblick der großen Versöhnung nicht gekannt hatte.

Wie oft hatten wir uns beide gekränkt, aber jetzt konnte ich nicht anders, als laut und zärtlich den Namen „Vater" sagen, und doch wußte ich, daß er es nicht hörte, daß nun eine Grenze zwischen uns war, die Versöhnung hieß und über welche doch niemand hinweg konnte von uns beiden. Wir haben beide nicht an ein Wiedersehen geglaubt und

er ist mit dem ruhigen Bewußtsein in den Tod gegangen, daß es nun vorbei wäre. Auch in diesem Augenblick denke ich nicht anders; ich kann es nicht, aber eine leise Stimme in meinem Innern flüstert: wenn es doch anders wäre, wenn Du noch einmal zu ihm sagen könntest: „Vergieb Vater . . . .“

Das sind die ersten Stunden der tiefen Trauer, in denen der fromme Wunsch kommt und von dem Verstand die Zugeständnisse erschmeichelt, und das sind die Stunden, von denen Priesterzungen reden, daß sie die heiligen seien, darum, daß sie den Menschen zu seinem Gott zurückführen wollten. Und sind doch nichts als die Stunden der großen, großen Menschlichkeit.

Ich trockne meine Augen. Du lieber stiller Schläfer, hat nicht über allem, was wir uns im Leben getan, die Liebe gewohnt? Wie könnte mein Herz sonst so traurig sein, nun, wo Du nicht mehr bist!

Wie Du so daliegst, bist Du der, der Du von Ewigkeit warest. Die stolzen freien Linien Deines Gesichtes und der große Friede, der darüber gebreitet ist, das ist Deine Seele. Im Leben standest Du oft nicht über mir, aber jetzt blickst Du auf mich herab in der heiligen Versöhnung des Todes, und ich knie weinend zu Deinen Füßen. Jetzt bist Du von neuem mein Vater. — —

Streiflichter.

„Heilige Flamme, glüh' . . .“ Was lange währt, wird gut — oder vielmehr: was gut ist, währt in Preußen lange. Mit den denkbar rückständigsten Gründen haben preußische Abgeordnete wie Pastor Schall und Dr. Dittrich zwei Jahrzehnte lang die Einführung der fakultativen Feuerbestattung bekämpft, obwohl allmählich elf deutsche Bundesstaaten sich gesetzlich zu ihr bekannten und durch diese Tat alle gegnerischen Theorien gründlichst widerlegten. In Preußen suchte man schon durch die Bezeichnung „Leichenbrand“ die Sache zu diskreditieren, unter Verschweigung des Umstandes, daß der tote Körper nicht durch die Flamme selbst, sondern nur durch erhitzte Luft vernichtet werden sollte. Ein besonders frommer Gelehrter vertrat sogar ganz ernsthaft die Theorie, durch die Verbrennung werde der jedem Körper innewohnende „Auferstehungskeim“ unfehlbar zerstört und die Seele damit ewiger Verdammnis überantwortet. An der wissenschaftlichen Höhe dieses Arguments wolle man die Schlagkraft aller sonstigen Gegengründe ermessen. Die frommen Herren scheuten sich nicht, jedem anders denkenden Preußen die Beerdigung als einzig zulässige Bestattungsart aufzwingen zu wollen.

Aber die Zeit schritt selbsttätig vorwärts. Sie kamen in den modernen Zeitläuften mit ihrem Doktrinarismus doch nicht mehr so gut weiter wie früher, und — sie modernisierten daher ihren Widerstand, indem sie sich nunmehr auf die „christliche Sitte“ der Erdbestattung und auf die bewußten „rechtlichen Bedenken“ stützten. Sie übersahen, daß genannte Sitte in früheren Epochen gerade der Verbrennung günstig war; ein Lästermund wies sogar darauf hin, daß selbst die Kirche im Mittelalter nichts gegen die „Feuerbestattung“ lebender Ketzer und Hexen einzuwenden wußte. Sitten und Gebräuche müssen sich eben dem fortschreitenden Kulturbewußtsein oder wirtschaftlichen Bedürfnis anpassen und unterordnen, weil sie sonst schädlich, ja vernichtend wirken würden. Die juristischen Bedenken aber sind, wie jetzt endlich auch die preußische Justizbehörde anscheinend zugestehen will, durch obligatorische Leichenschau und ähnliche Kautelen unschwer zu beseitigen. Obendrein darf nicht vergessen werden, daß durch den Befund einer Ausgrabung bisweilen auch ein Verbrechen vorgetäuscht werden kann (wie von ärztlicher Seite bezeugt ist), da die Unterscheidung des durch Verwesung entstehenden Leichengiftes von dem bei Lebzeiten dem Körper zugeführten Gifte nicht immer zweifelsfrei durchführbar ist. —

Jetzt steht also, wenn nicht alle Zeichen trügen, die gesetzliche Erlaubnis der Feuerbestattung auch in preußischen Landen bevor. „Spät kommst Du — doch Du kommst!“

S.

* * *

Allgemeines zum Verständnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Unter diesem Titel hat Kommerzienrat Max Krause, wie in der letzten Versammlung der „Brandenburgia“ mitgeteilt wurde, an seinem vor zwei Wochen gefeierten 70. Geburtstage ein Schriftchen veröffentlicht, das der allgemeinen Aufmerksamkeit sehr wert erscheint. Der Verfasser ist Inhaber der gleichnamigen großen Papier-Ausstattungs-Fabrik S. 42, Alexandrinenstraße 93/94; seine Mitteilungen sind dem Wunsche entsprungen, nicht bloß auf Grund einer reichen Lebenserfahrung aufklärend über „Verhältnisse und Notwendigkeiten eines Geschäftes“ zu wirken, sondern auch die Bahnen klarzulegen, welche „auf Grundlage des Verstandes, des Gemüts und der Ueberzeugung“ das Zusammenarbeiten zwischen Fabrikinhaber und Angestellten zu einem guten Ziele führen müssen. Und fürwahr, Herr Krause entrollt hier nicht ein Phantasie-, sondern ein Wirklichkeitsgemälde, was auf den von ihm beschrittenen Bahnen erreicht worden ist, und das — sollte man meinen — auch auf die von den Schlagworten der Sozialdemokratie geblendeten Geister seinen Eindruck nicht verfehlen dürfte. Herr Max Krause hat, wie er erzählt, 1865 mit dem kleinen Kapital von 2000 Talern, die er sich in dreizehnjähriger Ausbildungszeit zusammengespart, sein Geschäft begonnen. Sieben Jahre hat er mit Frau und Kind in einer aus Stube und Küche bestehenden Wohnung gelebt. Die erste Maschine und den ersten Mann einzustellen gelang ihm erst nach längerer Zeit. Doch die Fabrik dehnte sich; heute ist sie auf 7500 Quadratmeter Arbeitsräume, 260 Pferdekräfte der Betriebsmaschinen, 470 verschiedene Arbeitsmaschinen, 564 kaufmännisches und Arbeitspersonal, 25 Reisende gestiegen. Und alle diese Erweiterungen hat der Unternehmer aus sich selbst heraus eintreten lassen. Gefährlichen Bank-Kredit zu benutzen hat er stets vermieden, Schritt für Schritt ist der Betrieb vergrößert worden und immer nur dann, wenn das dafür erforderliche Geld verdient war. Daß Herr Krause dabei auch Mittel und Wege gesucht und gefunden hat, mit seinen Angestellten, die er als Miterwerber ansah, auf freundlichstem Fuße zu bleiben, ohne doch die Rolle des Patriarchen zu spielen, bestenfalls die des freundlichen, weltkundigen Beraters, dafür ist ein Beweis die Summe von Wohlfahrts-Einrichtungen, die er geschaffen hat und die ein stolzes Register bilden. Außer den Beiträgen zu den staatlich vorgeschriebenen Einrichtungen (Invaliden, Unfall- und Krankenversicherung), die 9234 Mk. betragen, läßt es sich die Firma alljährlich 42580 Mk. kosten, um Einrichtungen zu erhalten, unter denen folgende genannt seien, ohne doch ihre Zahl zu erschöpfen: Eine Fabrikkasse, aus der an Jubilare Pensionen und Hochzeits-Geschenke gezahlt werden, eine Sparkasse, Küche und Kantine, Garderoben-, Wasch- und Baderäume, Konsumverein, Gesangverein, Bibliothek, Gewinnbeteiligung, Versicherungsprämie für die nicht gesetzlich versicherten Beamten, Teuerungszulagen, Arbeiter-Ferien ꝛc. Jeder und jede im Geschäft erhält, sobald vor dem 1. April eingetreten, im Jahre 8 Tage Ferien bei doppeltem Lohn, die Beamten bis 14 Tage mit einfachem Gehalt. Voller Lohn wird auch für 8 nicht auf Sonntage fallende Feiertage im Jahre bezahlt. Alle diese Einrichtungen stehen unter der Verwaltung eines Fabrikausschusses aus 11 Mitgliedern, 8 gewählten, 3 durch die Fabrikleitung ernannten. Alle Verhandlungen sind öffentlich, jährlich erscheint ein Rechenschaftsbericht. „Guter Wille“, so endet der Bericht, „guter Wille von

beiden Seiten muß zum guten Gedeihen führen.“ Hier ist der vorbildliche Beweis erbracht!

• • •

Ehrengerichts-Probleme. Das „Hamb. Fremdenblatt“ berichtet in seiner Nummer vom 26. März folgendes:

„Ueber die Frage, ob starkes Zechen eines Arztes ehrenrührig sei, hatte jüngst der ärztliche Ehrengerichtshof zu befinden. Der Ehrengerichtshof nahm zu dem Fall folgende Stellung: Er erachtet es nicht für seine Aufgabe, dem Privatleben des Angeschuldigten weiter nachzuforschen und den Gastwirt samt Kellnern darüber zu hören, ob der Arzt „fortgesetzt und bis tief in die Nacht hinein Bier getrunken und gezecht habe.“ Es ist nicht Sache des Ehrengerichtshofes, das Privatleben von Aerzten im allgemeinen moralisierend zu überwachen, so lange nichts Ehrenrühriges bekannt wird. Ein Anlaß, auf Grund des Ehrengesetzes einzuschreiten, liegt erst vor, wenn ein Arzt infolge der Trunksucht sich bestimmt Verfehlungen, das heißt bestimmte Handlungen oder Unterlassungen zuschulden kommen läßt, welche geeignet sind, öffentlich Aergernis zu erregen oder die Ausübung des ärztlichen Berufes in einem bedenklichen Licht erscheinen zu lassen. In dieser Beziehung sind aber weitere Behauptungen nicht aufgestellt.“

Der „Guttempler“ in Hamburg meint dazu, — und man kann ihm nicht eben Unrecht geben:

„Einen Lokomotivführer, der „stark zecht“, beseitigt man aus seiner Stellung; von jedem Arbeiter, der auf verantwortlichem Posten steht, verlangt man, daß er „nüchtern“ sei, sollte man von einem Arzt nicht mindestens ein gleiches Verhalten fordern können?

Ein zu großes Firmenschild ist „ehrenrührig“; ein Hinweis: „Zum Arzt um die Ecke“ ist nicht mit der Standesehre in Einklang zu bringen; über das „Spezialistentum“ gibt es strenge Vorschriften, aber die Trunksucht muß sich erst in Verfehlungen äußern, bevor zum Einschreiten Grund vorliegt. —

• • •

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie frei, dem schlägt man meistens den Schädel entzwei“. (Ein Lehrbeispiel.) Der berühmte englische Genossenschafter Holyoake, der Verfasser der Geschichte der redlichen Pioniere von Rachdale, erzählt in seiner ersten Agitationsrede Folgendes:

„Es gibt Leute, welche von den Vorteilen der Wahrheit reden, aber niemals von ihren Fährlichkeiten. Wahrheit ist Würde, aber auch eine Gefahr. Und wenn der Mensch nicht beide Seiten kennt, so wird er in die leicht zugängliche Straße der Pflichtvergessenheit einbiegen.

Der Londoner Arbeiter kennt nicht den Geschmack von reinem Kaffee. Was er für Kaffee nimmt, ist ein Gebräu von gebranntem Korn und Zichorie. Ein Freund von mir wußte das, und meinte, es sei ein Jammer, daß die Arbeiter keinen reinen Kaffee erhalten könnten. So ging er hin und eröffnete in der Blackfriarsroad, die jeden Morgen zahlreiche Arbeiter passieren, ein Kaffeehaus. Sie versuchten ein- oder zweimal den Kaffee und gingen ohne Zeichen der Befriedigung von dannen. In ihrer Werkstatt wurden Aeußerungen laut, daß ihnen solches Zeug noch nie zugemutet worden sei. Aber ehe sie ernste Maßnahmen treffen wollten, nahmen sie einige Ladengehilfen mit, um das verdächtige Getränk zu kosten. Das einmütige Ergebnis ihrer Untersuchung war, daß es in der Absicht des neuen Wirts liege, sie zu vergiften. Wenn er nun nicht den Kaffee verfälscht hätte, so würden sie ihm Kopf und Fensterscheiben eingeschlagen haben. Aber der schlechte Ruf, den er sich zugezogen, ruinierte sein Geschäft und bald hieß es an den Schaufenstern: „Zu vermieten.“

So Holyoake. Wir wollen nun nicht auf die etwa aufzuwerfende Frage eingehen, ob nicht Kaffee aus gebranntem Korn wirklich gesünder und ob reiner Kaffee in der Tat ein Gift sein könnte, wie manche sagen. Darauf kommt es hier nicht an. Wenn sie, wie es heute oft geschieht, Kornkaffee hätten trinken wollen, gut. Aber es dreht sich darum, daß die Leute das Gefälschte für rein zu nehmen gewöhnt worden waren, und so das Ungefälschte für gefälscht hielten. — So geht es bekanntlich in anderen, ernsteren Angelegenheiten auch massenhaft, und gar mancher, welcher Wahrheit und Reinheit predigt, macht die Erfahrung des Londoner Kaffeewirts. Aber was hilft da Schelten und Stürmen? Holyoake gibt das Rezept: Der Geschmack muß erst erzogen werden! Und das geht halt sehr langsam.

F. St.

Aus der ethischen Bewegung.

Charles L. Hallgarten †.

Am 19. April starb Charles L. Hallgarten zu Frankfurt a. M. im 70. Lebensjahre. Sein Tod ist ein überaus schwerer Verlust für die ethische Bewegung, deren treuer Freund er stets gewesen ist. Er trat der Abteilung Frankfurt der D. G. E. K. sofort bei ihrer Gründung bei und unterstützte sie unermüdlich durch Rat und Tat. Er half die Freibibliothek und Lesehalle zu begründen und zu erhalten, und war Mitbegründer und Freund des „Ausschusses für Volksunterhaltung“, der aus der Abteilung Frankfurt der D. G. E. K. hervorging. Vom ersten Jahrgang an hat er die Entwickelung der Zeitschrift „Ethische Kultur“ mit unermüdlichem Interesse verfolgt, wie auch den internationalen ethischen Bund, den er durch reiche Gaben unterstützte. Was aber für die ethische Bewegung noch wichtiger war, als alles dies — er hat durch seine Persönlichkeit gezeigt, wie ein von ethischem Geiste erfüllter Mensch unendlichen Segen zu stiften vermag, wenn er große materielle Mittel in den schweren Dienst der Allgemeinheit stellt.

Charakteristisch waren die Worte, die Pfarrer Battenberg am Grabe sprach:

Wir wollen als Christen diesem edelsten der Juden unsern Dank und unsere Verehrung aussprechen. So wahr es ist, was wir hier so vielfach preisen hörten, daß er die Interessen der jüdischen Gemeinschaften mit Liebe und Tatkraft wahrgenommen hat, so gewiß ist doch auch seine Freiheit von jeder konfessionellen Engherzigkeit. Er wußte, daß Kern und Herzschlag aller Religionen die Liebe ist, und daß keine Konfession allein die Liebe in Anspruch nehmen kann. Ich weiß, wie er auch Christen gegenüber seinen Edelmut betätigte, selbst in Fällen, wo er befürchten mußte, offenen Undank zu ernten. Ein Vorbild der Toleranz besitzen wir in ihm, einen Trost, daß es in unserer zerrissenen Zeit noch Höheres gibt, als die Einseitigkeit der Konfession, nämlich reines höheres, mutiges, liebevolles Menschentum. Dank dafür, daß du auch soviel Not in unseren Kreisen gelindert hast. Ruhe sanft, du guter Mensch'

Dr. Erwin Herter †.

Auch die Berliner ethische Gesellschaft hat einen schweren Verlust erlitten. Der uns plötzlich entrissene Privatdozent Dr. E. Herter gehörte längere Zeit dem Hauptvorstande an und hat sich jederzeit als ein fleißiger, opferwilliger und mit ethischer Einfachheit herzengewinnender Mitarbeiter erwiesen. Lange Zeit stand er an der Spitze der Berliner Friedensfreunde und wirkte so für ein stetiges Zusammenarbeiten zwischen den beiden befreundeten Gesellschaften. Ehre dem Andenken unserer Todten!

• • •

Abteilung Berlin. Ueber „Herbert Spencer als Sozialethiker“ sprach Frl. Dr. Gertrud Bäumer:

Herbert Spencers Stellung in der Sozialphilosophie des 19. Jahrhunderts ist eine ganz eigenartige. Die Auffassung der Gesellschaft als eines Organismus, die im Gegensatz zu der

individualistischen Betrachtung des 18. Jahrhunderts von den führenden Sozialphilosophen des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet wurde, hat Spencer auf positive naturwissenschaftliche Grundlagen zu stellen versucht. Er versucht, ein einheitliches Gesetz zu finden, nach dem die Entwicklung aller Lebenserscheinungen von den physikalischen bis zu den soziologischen verläuft. Dieses Gesetz scheint ihm gegeben in den Begriffen der Integration und Desintegration, die als Elemente aller Entwicklungsvorgänge zu betrachten sind. Spencer ist insofern Monist, als er meint, daß sich die geschichtlich-gesellschaftlichen Erscheinungen nicht ihrem Wesen nach von denen der gesamten subhumanen Erscheinungswelt unterscheiden, sondern daß nur ihre größere Kompliziertheit uns die Gesetze verdeckt, nach denen sich auch hier der Lebensprozeß vollzieht. Die dem organischen Leben zugrunde liegenden einfachen Funktionsformen sind die gleichen wie die des sozialen Lebens. Spencer's Soziologie ist eine Anwendung der beiden grundlegenden Begriffe als Erklärungsprinzip des sozialen Lebens. Trotzdem Spencer auf diese Weise den Gedanken des gesellschaftlichen Organismus zum ersten Male auf eine feste theoretische Basis zu stellen versucht, kommt er zu einer extrem-individualistischen, sozialen Moral. Es ist seiner Meinung nach alles Gewicht darauf zu legen, daß im individuellen Organismus die Teile zusammengehalten sind durch ein Bewußtsein, während im sozialen Organismus jeder einzelne Teil Träger von Bewußtsein ist; deshalb ist es sinnlos zu verlangen, daß im sozialen Organismus der einzelne sich der Gesamtheit zu opfern habe; vielmehr muß hier das korporative Leben dem Leben der Teile dienen und nicht umgekehrt. Die Zivilisation besteht darin, daß in steigendem Maße dieses Ziel erreicht wird, daß die individuelle Bewegungsfreiheit, die individuellen Entwicklungsmöglichkeiten sich steigern. Entwicklung ist steigende Individualisierung. Ein weiterer Faktor in Spencer's Individualismus ist die biologische Begründung seiner Ethik. Lebenssteigerung gilt ihm als oberster ethischer Zweck; die besten Handlungen sind die, deren Summe die größte Summe von Lebenssteigerung ergeben. Gut ist ein Handeln, das höchste Totalität des Lebens im Selbst, in den Mitmenschen und in den Nachkommen zur Folge hat. Der erste Teil des sozialethischen Imperativs ist Selbstbehauptung im physischen und im geistigen Sinne; daß durch diese Selbstbehauptung auch die Erhaltung der Gattung am besten gewährleistet ist, zeigt die Tierethik, die das Prinzip verfolgt, daß bei erreichter Reife der Betrag dessen, was ein Individuum für sich verlangt, in direktem Verhältnis zu seinem Werte für die Gattung stehen muß. Aus diesen Prinzipien erklärt sich Spencers in der modernen Sozialphilosophie einzigartige Ablehnung aller sozialistischen Tendenzen, jedes staatlichen Eingriffs in die Regelung wirtschaftlicher, sanitärer, erziehlicher Angelegenheiten. Ein jeder solcher Eingriff bedeutet nach Spencers Auffassung eine Störung der natürlichen Auslese, die sich nur dann vollzieht, wenn der Starke die Erfolge seiner höheren Qualitäten in vollem Umfange genießt und wenn jeder Mensch die Folgen seiner geringeren Leistungsfähigkeit auch voll zu tragen hat. Zur Kritik von Spencers Sozialethik wies die Rednerin vor allem auf zwei Punkte hin: Spencers Fehler liegt darin, daß er seine Theorie vorzugsweise an primitiven Völkern orientiert und nicht genug Gewicht darauf legt, daß im modernen wirtschaftlichen Leben Abhängigkeitsverhältnisse eintreten können, die eine „natürliche Auslese" verhindern und nur durch staatliche Maßnahmen saniert werden können. Ein zweiter Mangel liegt darin, daß Spencer auch in der Beurteilung moderner Verhältnisse immer nur die primitiven Triebe und Instinkte des Menschen berücksichtigt, ohne auf die Umwandlungen Gewicht zu legen, die eine Jahrtausende alte geschichtliche Entwicklung in Intelligenz und Moral hervorgerufen hat. Spencers sozialethische Anschauungen sind nicht wegen ihres absoluten Wertes, aber wohl als ein Korrektiv gegen übertrieben und einseitig sozialistische Tendenzen der modernen Gesellschaftsauffassung beachtenswert. —

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Ethik der Technik. In der hiesigen Abteilung hielt Professor Staudinger aus Darmstadt einen Vortrag über die Ethik der Technik. Von einer Schrift Friedrich Wilhelm Försters über Technik und Ethik ausgehend, deren Methodik der Redner bei aller Anerkennung als inkonsequent bezeichnete, unterschied er zunächst drei Gesichtspunkte der Betrachtung menschlichen Handelns: den technischen, den psychologischen und den betrachtenden. Die Technik, das zweckmäßige Verbinden bestimmter Handlungen und Dinge zur Erreichung irgend welcher Ziele, fordert eine Unterwerfung des Willens unter die Bedingungen des bestimmten Zusammenhangs im Kleinsten wie im Größten. Daher muß man sich selbst und andere in dem Sinne zu beeinflussen und zu erziehen suchen, daß der Ablauf im Zusammenhang ohne Reibung vor sich gehen kann. Dies ist die Stelle, wo die Ethik in der Technik wurzelt, denn jede Reibung und Störung bringt Verdruß und Streit überall, wo es sich um das Zusammenwirken der Kräfte handelt, sei es im Haushalt, in der Fabrik, in Schule oder Verwaltung. Es ist daher die Pflicht und Aufgabe jedes Einzelnen, Störungen zu vermeiden; der Zusammenhang der Tätigkeiten muß so geregelt sein, daß dies auch möglich ist, nicht nur in irgend einem Betrieb, sondern auch im Gesamtleben, das den größten technischen Zusammenhang darstellt. Genau so wie auf dem Gebiet der Maschinentechnik danach gestrebt wird, vorhandene Fehler zu erkennen und zu beseitigen, um immer Vollkommeneres leisten zu können, so beginnt man auch auf dem Gebiet des Zusammenlebens zu streben, „das Irrende, Schweifende nützlich zu binden."

(Frankfurter Zeitung.)

* * *

Abteilung Stuttgart. In der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sprach Mathematiker Keppler über „Willensfreiheit". Ausgehend von der Tatsache des persönlichen Freiheitsgefühls und des Kausalitätsgesetzes erläuterte er den Gegensatz, welcher zwischen der Auffassung des Determinismus und des Voluntarismus besteht. Während das Kausalgesetz uns nötigt, das körperliche und geistige Geschehen als notwendige Folge der jeweils vorhergehenden Zustände vorzustellen, läßt sich unser moralisches Urteil von dieser Erkenntnis nicht beeinflussen, sondern verlangt die Verantwortlichkeit für unsere Handlungen und die sittliche Selbstbestimmung. Die Analyse des Freiheitsbegriffs führt zu der Feststellung, daß im Rahmen der bewegten Welt nur eine komparative Freiheit der menschlichen Willenshandlungen (als Abwesenheit äußeren Zwangs) zugestanden werden kann, während die Beeinflussungen psychophysischer Natur, Erziehung, Gewohnheit, Vererbung, Affekte und Leidenschaften, Suggestion, eine Freiheit im Sinne der Ursachlosigkeit nicht zulassen. Die Erörterung des transscendentalen Freiheitsbegriffes führt dann zu der Frage, ob und in welcher Weise sich die nach psychologischen Gesetzen ablaufenden Vorgänge beim Zustandekommen des Willensentscheids als identisch mit dem persönlichen Ich erweisen, eine Frage, die — weil über das Gebiet des empirisch Erkennbaren hinausgreifend — nicht mit den Mitteln der Erfahrungswissenschaft beantwortet werden kann. Der Redner erläuterte in einem historischen Ueberblick die Stellungnahme der bedeutendsten philosophischen Denker zu dem Problem der Willensfreiheit und betonte, daß mit der Gleichsetzung der sittlichen Freiheit und der Vernunftherrschaft (Spinoza, Leibniz) für die erkenntnistheoretische Lösung des Problems nichts gewonnen ist. Auf die Lehre Kants von der phänomenalen Welt als Erscheinungsform der intelligiblen Welt eingehend, gab er zum Schlusse eine Darstellung der Freiheitslehre Kants, nach welcher die menschlichen Handlungen als Vorgänge der Erscheinungswelt kausal determiniert sind, während die menschliche Persönlichkeit als intelligibler Charakter dem Kausalitätsgesetz nicht unterworfen, sondern sittlich frei und selbst bestimmt ist.

(Neues Tageblatt.)

* * *

Abteilung Heidelberg. Hier sprach kürzlich Dr. A. Fischer-Karlsruhe über „Die Mutterschaftsversicherung und ihre praktische Durchführung". Redner betonte zunächst, daß die von ihm befürwortete Mutterschaftsversicherung sich nicht auf den Standpunkt der „neuen Ethik" stellt, welche „um die uneheliche Mutter einen Glorienschein webt", daß die Versicherung aber die uneheliche Mutter, welche in keinem der drei badischen Wöchnerinnenasyle Aufnahme findet, nicht ausschließen will. Er stellte sodann statistisch fest, daß die Säuglingssterblichkeit weniger von der pekuniären Lage der Eltern, als von der Stillfähigkeit der Mütter abhängt, so daß sich eine Fürsorge für die Mütter, welche diesen das Stillen ermöglicht, als das beste Mittel zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit erweist. Die praktischen Erfahrungen der „Mutterschaftsversicherungen" in Paris, London, Port Sunlight und Mailand bestätigen diese Behauptung. Die Säuglingssterblichkeit, welche in einigen Industriebezirken 48 bis 50 Prozent, in Baden 19 Prozent beträgt, ist z. B. bei den 12000 in der Pariser Mutterschaftsversicherung Versicherten auf 3 Prozent zurückgegangen.

Die Mutterschaftsversicherung stellt sich dar als eine Kombination von sozialer Fürsorge besitzender Kreise und Selbsthilfe der Arbeiterkreise. Ein jährlicher Mitgliederbeitrag garantiert den Versicherten die Auszahlung einer größeren Summe bei der Entbindung. Auch Stillprämien werden gezahlt.

In Karlsruhe wird eine derartige Mutterschaftsversicherung unter dem Vorsitz von Herrn Dr. Fischer demnächst ins Leben treten; auch in Heidelberg trat im Anschluß an den sehr beifällig aufgenommenen Vortrag ein vorbereitendes Komitee zur Gründung einer Mutterschaftsversicherung zusammen.

(Konstanzer Zeitung.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Der Arbeiterfreund.

Zeitschrift für die Arbeiterfrage.
Organ des

Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Herausgegeben von
Professor **Dr. Viktor Böhmert** in Dresden.
XLVI. Jahrgang.
Jährlich erscheinen 4 Hefte in einer Stärke von 30 Druckbogen.
Abonnementspreis pro Jahr **10** Mark.

Der Monismus.

Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik.

Monatlich in Stärke von mindestens 50 Seiten erscheinendes **Publikationsorgan des Deutschen Monistenbundes**, herausgegeben im Verlage des Bundes vom Vorstand durch Dr. H. Koerber, Groß-Lichterfelde und Dr. J. Unold, München.

Der „D. M.-B.“ will für eine in sich einheitliche, auf Naturerkenntnis gegründete Welt- und Lebensanschauung wirken, ihre Anhänger sammeln und in Verbindung setzen und sucht diesen Zweck zunächst zu erreichen durch Stellungnahme zu den Kulturfragen des öffentlichen Lebens, durch Herausgabe von Flugschriften und Büchern, durch Veranstaltung oder Unterstützung von Vorträgen (§ 2 der Satzungen).

Mitglieder des Bundes (Jahresbeitrag mindestens fünf Mark) erhalten den „Monismus“ sowie alle außerordentlichen Publikationen gratis. Für Nichtmitglieder Bezugspreis 2,40 Mk. durch den Buchhandel, die Post und die Geschäftsstelle in Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 167, die auf Verlangen gerne Probenummern und sonstige Drucksachen versendet.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Das Programm folgt in nächster Nummer.

Im **Verlag für Ethische Kultur, Berlin**, Wilhelmstr. 121, ist erschienen:

Weltlicher Moralunterricht in der Schule — eine Forderung der Zeit.

Der Bund liefert: 1 Stück für 30 Pf., 5 Stück für 1,25 Mk., 10 Stück für 2,00 Mk., 50 Stück für 5,00 Mk. 100 St. für 15 Mk.



Buchdruckerei O. Hensel

Gottesberg in Schlesien

Drucksachen aller Art. Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag

Der Freidenker

Ethische Kultur

Mitteilungen des deutschen Bundes f. weltliche Schule u. Moralunterricht

Druck von Broschüren, Jahresberichten und Flugblättern

Fortschrittlichen Anregungen

aus allen Bevölkerungsschichten und auf allen Gebieten des Kulturlebens (Innere und äussere Politik, Volks- und Privatwirtschaft, Sozialpolitik, Arbeiterbewegung, Moral- und Rechtsentwicklung, Technik und Wissenschaft, Religion und Kirche, Kunst und Literatur) dient als zentraler Sammelpunkt die internationale Monatsschrift „DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS“ Herausgeber: Prof. R. Broda-Paris in Verbindung mit Dr. Hermann Beck - Berlin. Erscheint gleichzeitig in englischer Sprache in London und in französischer Sprache in Paris, ist somit die einzige wirklich internationale Tribüne, von der aus man zu allen Gebildeten der Welt reden kann. Dient keiner Partei, öffnet jeder ernsten freien Stimme die Spalten. (Einsendungen sind an den deutschen Herausgeber Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17 erbeten). Verlag Georg Reimer, Berlin W. 35, Preis des Jahrgangs 10 Mark, des Einzelheftes 1 Mark. Probenummern unentgeltlich und portofrei.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Verhandlungen des Vereins
zur

Beförderung des Gewerbfleisses.

87. Jahrgang.

Jährlich erscheinen 10 Hefte in einer Stärke von 90 bis 100 Druckbogen zum Preise von 30 Mark.

Redakteur: Prof. **Dr. W. Wedding.**

Jedes Heft enthält die Sitzungsberichte und Vorträge des Vereins sowie Originalabhandlungen über alle Zweige der technischen Wissenschaften und allen Gebieten deutschen Gewerbfleisses.

Einbanddecken für die Ethische Kultur zum Preise von 1,20 Mk. durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock**. Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Etwaige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollenberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Mai 1908.	Nr. 10.

Inhalt:

Aufruf.

Sechszehn Jahre mühevoller Werbearbeit für die Ideen ethischer Kultur, für die Herbeiführung eines „Zustandes der menschlichen Gesellschaft, in der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten," liegen hinter uns. Eine winzige Spanne Zeit für eine menschheitsumfassende Kulturbewegung! Immer wieder muß es spöttischen Gegnern und mutlosen Anhängern gesagt werden, die nach großen greifbaren Erfolgen fragen: sie mögen sich einmal vergegenwärtigen, was z. B. 16 Jahre Christentum, 16 Jahre Reformation, 16 Jahre Liberalismus u. a. an „Erfolgen" aufzuweisen hatten! Blind und undankbar müßten wir sein, wollten wir das trotz der Kürze der Zeit Erreichte unterschätzen. Seit 1892 eine Hand voll Männer und Frauen — sehr zur rechten Zeit — den Ruf nach Ethik in den wirren Kampf der Parteien und Interessen geworfen, haben Freund und Feind und selbst der gleichgiltig Abseitsstehende es gelernt (jeder Blick in die Tageszeitungen beweist es), sich mit der ethischen Tragweite aller öffentlichen Handlungen, Geschehnisse und Unterlassungen nach in ganz anderer Weise ernst zu beschäftigen, als dies früher der Fall war. Das ist natürlich nicht das Verdienst jener Wenigen, sondern der von ihnen vertretenen Sache. Die Zeit war reif, überreif, um sich aus dem Materialismus der bloßen Interessenkämpfe auf ein Ideal zurückzubesinnen.

Tausende von ernststrebenden Menschen sind durch unsere Mitgliederlisten gegangen; viele Hunderte uns seit dem ersten Tage bis heute treu. Jene schöpften häufig aus der allgemeinen ethischen Bewegung Anstoß und Kraft für speziellere politische oder kulturelle Reformbestrebungen, für die zum Teil die ethische Gesellschaft den Mutterschoß gebildet hat; andere kehrten ihr den Rücken, weil die D. G. E. K. dem unablässigen Drängen nach einseitiger und parteilicher Stellungnahme zu diesen oder jenen Tagesfragen siegreich widerstand; aber niemand — das dürfen wir wohl sagen — ist ohne Anregung seiner besten Willenskräfte von uns geschieden.

Ist aber die Erziehungsarbeit an erwachsenen, fertigen Menschen schon schwierig, schwerer noch, wenn auch zugleich unendlich viel aussichtsreicher, ist die Uebertragung unserer Ideale in die kommende Generation, die schöpferische Bildung der neuen Menschen, beseelt von dem neuen ethischen Geist, der sich dereinst seinen Körper, die Zukunftswelt, bauen soll.

Gleich von Anfang an haben weit- und tiefblickende Führer diese Entwicklung vorausbedacht. Schon im Jahre 1893 sprach in Eisenach unser verehrter Geheimrat Professor Foerster:

„Warum sollte es nicht möglich sein, schon in naher Zeit für die Behandlung gemeinsamer ethischer Aufgaben aller Kulturländer, nicht blos auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung, sondern im Bereich aller Betätigungen, welche für die Gesunderhaltung des öffentlichen Urteils von Wichtigkeit sind, gemeinsame Institutionen zu schaffen, von denen alsdann die entsprechenden Einrichtungen der einzelnen Länder wesentliche Förderung erfahren könnten?" . . . .

„Unter diesen Institutionen möchte ich an vorderster Stelle eine Akademie für ethische Kultur nennen, deren Betätigung im Gebiete der ethischen Forschung und der ethischen pädagogischen Arbeit von größtem Segen sein würde. Eine solche Akademie, verbunden mit Schulanstalten aller Stufen, oder vielleicht eine gewisse Anzahl von solchen Akademieen in den verschiedenen Ländern, welche sich zum Mittelpunkt des gesamten höheren Unterrichts, in gründlicher Gegenwirkung gegen die jetzige bureaukratische oder geistliche Schulreglementierung, entwickeln müßten, würden die wahren Mittelpunkte der gesamten ethischen Bewegung bilden."

In derselben Stunde hatte er die damals noch sehr chimärische Zukunftshoffnung geäußert, es würden sich einmal zunächst die ethischen Gesellschaften der verschiedenen Länder zu nationalen Verbänden zusammenschließen — wie das zu jener Zeit nur in Nordamerika der Fall war —; und endlich:

„es könnte vielleicht ein internationaler ethischer Bund in Gemeinschaft mit den . . . an anderen Stellen vorhandenen Kernpunkten internationaler wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Organisation eine europäische Versammlung zusammenberufen auf Grund eines umfassenden Programms, welches derartig auf zweifellos gemeinsamen Bedürfnissen und bereits bewährten Grundsätzen beruhen müßte, daß auch von seiten der Regierungen und der gesetzgeberischen Versammlungen der einzelnen Länder ein freudiges Eintreten für die gemeinsame Betätigung zu erwarten wäre."

„Ich sehe" — so fuhr er fort — „bei der Entwicklung eines solchen Gedankens viele da draußen im Lande die Hände über dem Kopf zusammenschlagen mit dem Ausrufe: Vielleicht nach einigen hundert Jahren! Nun, wir haben bessere Hoffnungen; wir meinen, daß es nur einer zuversichtlichen Pflege aller solcher

Gedanken und Strebungen bedarf, um ihnen *binnen weniger Jahre* einen großen Anklang zu sichern.*)

Die wenigen Jahre sind um. In allen Kulturländern haben wir nationale ethische Gemeinschaften. Der internationale ethische Bund ist seit Zürich und Eisenach fest konsolidiert; er umfaßt beinahe alle größeren Nationen und hat sich eine zentrale Arbeitsstelle geschaffen, von der wichtige Untersuchungen und Gemeinschaftsbetätigungen ausgegangen sind. Endlich die „europäische Versammlung" — sie wird sich, wie unsere Leser wissen, in diesem Herbst zu dem großen *internationalen Kongreß für Erziehungsreform* (23.—26. September in London) auswachsen. Viele der besten Namen aus Oesterreich, Belgien, Frankreich, Deutschland, Großbritannien und Irland, Ungarn, Italien, Japan, Rußland, Skandinavien, der Schweiz und den Vereinigten Staaten Nordamerikas auf pädagogischem Gebiete stehen unter der Einladung; hochangesehene Männer aller Kulturstaaten bilden das ausführende Komitee**); *die Unterrichtsministerien von England, Frankreich, Belgien und Italien haben das Patronat des Kongresses übernommen*; andere sind bereit, sich dort vertreten zu lassen. Vielleicht gehen wir auch nicht fehl mit der Annahme, daß sich angesichts dieser Tatsachen die *deutschen* Regierungen, insbesondere das preußische Unterrichts- und Handelsministerium, aus ihrer bisherigen kühlen Zurückhaltung werden herauslocken lassen — kurz, der lang ersehnte Augenblick ist da, wo die Ethiker aller Länder endlich erweisen sollen, ob sie ihre Gedanken auch in die Tat umzusetzen imstande sind.

Eine stolze Freude und eine Ehrenpflicht wird es heute für jeden, der bisher treu zu unseren Idealen schwur, sein, diese Versammlung mit der Tat, womöglich durch persönliche Teilnahme zu unterstützen. Die Zeit des „Andächtig Schwärmens" auch auf ethischem Gebiete ist vorbei; hier heißt's: *Gut handeln.* Die Stärke der Begeisterung wird am *Opfer* gemessen, wohlgemerkt nicht an dessen materieller Höhe, sondern an der Bereitwilligkeit, mit der auch der Schwache das Seine tut.***) Möge kein Ethiker sich trösten: „Es geht auch ohne mich." *Es soll gar nicht ohne ihn gehen!* Nur wenn wir vereint, in geschlossener Front, jeder in Fühlung mit seinem Nebenmann vorrücken, werden wir siegen.

Germans to the front!

Religion und Dogma.

Von Ph. *Stauff*, Enzisweiler.

Hie Offenbarungsglaube, hie Verstandesreligion! So schallt der Schlachtruf durch die deutschen Gaue, seit Darwins Lehre den Eingang bei uns gefunden hat. Die Bibelkritik hat naturnotwendig zu manchen Ergebnissen geführt, die der Dogmenreligion im alten Umfange sehr in die Quere kamen. Da war es denn selbstverständlich, daß viele Leute sich sagten: Hier ist ein erheblicher Teil der alten Heilslehre oder wenigstens ein ansehnlicher Teil ihrer Grundlagen als nichtig erkannt, also werfe ich dies Gebäude für meine Person ganz über den Haufen und wende mich dem zu, was die reine Verstandesforschung eben neu aufzubauen am Werke ist. Und das tiefe Sehnen der Menschenseele nach einer vollkommenen Lösung der Grundfragen des Daseins trug das Seine bei dazu, daß die Unvollkommenheiten der rein verstandesmäßigen religionsphilosophischen Systeme in solchen Fällen meist übersehen wurden und daß so der Wunsch der Vater der neuen Ueberzeugung ward.

Soweit ist die Entwicklung auf der einen Seite verständlich und natürlich, nämlich auf der Seite, die sich den alten Offenbarungsreligionen abkehrte und den neuen halb wissenschaftlichen, halb auf unbewiesenen Hypothesen beruhenden Lehrsystemen zuwandte.

Die exakte Naturwissenschaft hat die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens bewiesen und die wirkenden Gesetze zum großen Teil aufgedeckt. Da blieb kein Raum mehr für das Wunder, auf dem die Offenbarung hauptsächlich beruht. Die Bibelkritik gesellte sich dazu und zeigte, daß verschiedene der alten Heilsbücher nach den Geschehnissen nicht sofort, sondern erst nach Verlauf langer Zeiträume aufgezeichnet wurden, und daß ihr Inhalt mehr dichterisch als absolut gewertet sein will, daß Hörensagen und sprachlicher Schmucksinn viel zum Entstehen der Werke beigetragen haben, und daß manches Buch gar nicht dem Manne sein Dasein verdanken kann, dem die Kirche seit alten Zeiten das Urheberrecht daran zugesprochen hat. Was ist nun noch so wahr, daß es gegenüber der Anzweifelung standhalten könnte? Man mußte von der Offenbarung so viel hinwegnehmen, daß ihre Wagschale hoch in die Höhe schnellte und infolgedessen die Wagschale, in der man die Ergebnisse des rein verstandesmäßigen Denkens wägt, im gleichen Grade sank.

Für den, der nicht alles Ueberkommene radikal zum alten Eisen werfen wollte, blieb nur noch die Person des Erlösers. Aber nicht mehr in dieser mythologisch-theologischen Rolle, sondern nur noch als leuchtendes Vorbild einer schönen, gottgewollten Lebensführung, beglaubigt nicht durch Offenbarungstatsachen, sondern lediglich durch seine eigene Schönheit und Natürlichkeit, durch das Maß, in welchem das Tun Christi die uns als edel und groß erscheinenden Triebkräfte der nach Vollkommenheit ringenden Menschenseele potenziert zeigt.

Zur Anerkennung dieses Glaubensrestes als Fleisch von ihrem Fleisch konnte sich keine orthodoxe Kirchengemeinschaft verstehen. Und das ist natürlich. Denn schon auf diesem Standpunkt zieht der Subjektivismus ein, der der Gemeindereligion in den einzelnen Gliedern den Garaus machen muß und darum das Kirchentum mit destruktiven Tendenzen erfüllt. Durch Anerkennung dieses Glaubensrestes, dessen Verbleiben eigentlich nur der Sehnsucht des Geistes nach Gewinnung einer Grundlage zur Erzielung einer Uebereinstimmung zwischen dem Einzelwesen und dem All sein Dasein verdankt, würde die Beherrschung der Kirche unmöglich und das gesamte Priestertum mit seiner jetzigen Aufgabe überflüssig werden. Die ganze Kirche wäre damit vernichtet als Einheit korporativer Art. Es läßt sich aber keine Einheit vernichten, ohne daß sie sich zur Wehr setzt. Auch kein Kirchentum. Darum entstand im orthodox-protestantischen Lager die Abwehrbewegung gegen Pastoren wie Kalthoff, Jatho und Harnack, und darum wendete sich im katholischen Lager die Leibgarde des Papsttums gegen Xaver Kraus, Loisy, Don Romolo Murri und Hermann Schell. Es ist der Kampf der aus der Gemeinsamkeit der Glaubenslehre in früheren Zeiten entstandenen kirchlichen Verwaltungskorporationen um ihre Existenz, dessen scharfe Führung selbst dann berechtigt wäre, wenn man den Kirchen als geschlossenen Gemeinschaften die Daseinsberechtigung absprechen wollte.

Es ist selbstverständlich, daß man das letztere niemals kann. Etwas geschichtlich Gewordenes kann seine Daseinsberechtigung immer aus geschichtlichen Notwendigkeiten heraus vollauf erweisen. Der Satz: ich bin da, also habe ich ein Recht zum Dasein — dieser Satz wird von jedem philosophischen Standpunkte aus immer als richtig anerkannt werden müssen. Und wenn der Teufel existiert, kann man ihm sein Daseinsrecht nicht bestreiten, auch wenn man seine

---

*) Ethische Hoffnungen und Ausblicke (die Eisenacher Zusammenkunft). Verlag der D. G. E. K. Berlin 1894.

**) vgl. den Abdruck des Einladungsprogramms in der letzten Nr. unserer Beilage „Weltliche Schule". Interessenten sendet die Expedition der E. K. gern Sonderdrucke.

***) Die Anmeldung der persönlichen Teilnahme am Kongreß (mit Beischluß von 10 Mk. für Kostendeckung) oder doch der passiven Teilhaberschaft (5 Mk., wofür später das gedruckte Verhandlungsprotokoll in deutscher Sprache geliefert wird) kann außer bei den in der offiziellen Einladung genannten Stellen auch bei der Redaktion und Expedition der „Ethischen Kultur", z. H. des Herrn Dr. Penzig oder R. Michaelis erfolgen.

Wirksamkeit bekämpft. Und die Kirchen sind in der Verteidigung. Das wird durch die Tatsache, daß sie hin und wieder Ausfälle machen, nicht widerlegt. Ausfälle zu unternehmen, ist oft die beste Waffe des Belagerten. Man wird es also dem orthodoxen Offenbarungs-Kirchentum in keiner Weise verübeln können, wenn es dem religiösen Subjektivismus nicht um die Breite eines Haares nachgibt. Es sieht sein Dasein als im göttlichen Willen gelegen an und hat darum die unabweisbare Pflicht, den Bestrebungen destruktiver Art, die in ihm hervortreten, keinerlei Raum zu lassen.

Das Heerlager der Subjektivisten ist in jeder Hinsicht das schwächere. Es hat den einzigen Vorteil der besseren Bewaffnung; dagegen ermangelt es der Einheitlichkeit des Ziels und der Beurteilung des Kampfpreises ist numerisch unvergleichlich schwächer und hat keine einheitliche Leitung. Es führt eigentlich gegen die geschlossene Masse des positiv gläubigen Kirchentums einen Guerillakrieg, der zwar hin und wieder kleine Einzelerfolge bringen kann, aber der Festung des Gegners zum wenigsten keinen wesentlichen Abbruch zu tun imstande ist. Der Schlachtruf der Subjektivisten heißt: „Gegen die Intoleranz“! Der Schlachtruf der Kirchenstreiter „Bewahrung des Gottesworts, der geoffenbarten Wahrheit“. Es nützt uns nichts, wenn wir die Köpfe schütteln und es absolut nicht begreifen können, daß eine Partei, der es in erster Linie um die Aufrechterhaltung des Offenbarungsglaubens in der extremsten Form zu tun ist, den „Kampf für Wahrheit, Freiheit und Recht“ auf ihre Fahne schreibt und doch unter dieser Devise selbst wirkliche „Wahrheits-“funde der exakten Wissenschaft bekämpft, die „Freiheit“ des einzelnen Menschengeistes mit Füßen tritt und nicht einmal das „Recht“ des einzelnen Gewissens anerkennt. Und schließlich muß man auch noch dieser mit unvereinbaren Gegensätzen in Flagge und Kampf arbeitenden Partei die „bona fides“ zuerkennen, die man selbst für sich in Anspruch nimmt. Das zeigt, welche ganz unüberbrückbare Kluft zwischen den grundlegenden Auffassungen der beiden Schlachtreihen gähnt, und daß hier etwas anderes als der Kampf auf Tod und Leben ganz undenkbar ist.

Es gibt Leute, die von einer Versöhnung des orthodoxen Kirchentums mit dem Wissenschaftsgeiste der Zeit träumen, indem sie vergessen, daß es hier immerdar nur ein „entweder-oder“ geben kann, aber keine Kompromisse von Bedeutung. Selbst die Aggressivität wurzelt in den beiden grundlegenden Anschauungen so tief, daß nicht einmal an einen Waffenstillstand gedacht werden kann. Die eine Partei glaubt die Aufgabe der Bekehrung Andersdenkender als einen integrierenden Bestandteil ihrer Offenbarung mit überkommen zu haben, und die andere Partei, die zunächst eigentlich noch wenig Anhängerschar, sondern nur ein vielgestaltiges geistiges Führertum besitzt, erkennt es als unbedingtes Erfordernis, sich durch Umhüllung mit Masse gegen den Untergang zu sichern, wobei sie die Masse nirgends anders herbekommen kann als aus den locker gewordenen äußersten Reihen des Kirchentums.

Auch die Herüberwirkung religiöser Grundauffassungen auf die politischen Verhältnisse im Staate sorgt dafür, daß der Kampf nie zur Ruhe kommen wird. Denn beide Parteien sind sich völlig klar darüber, daß die Art des politischen Tuns eben aus der Lebensauffassung mit Naturnotwendigkeit erwächst, und daß es somit erfolgverheißender sein muß, das politische Tun gegenseitig bei seiner Wurzel zu packen: bei den grundlegenden Auffassungen, die sich in politische Geltung umzusetzen streben.

Ist also ein Aufhören des Kriegszustandes zwischen dem orthodoxen Kirchentum einerseits und den subjektivistischen religiösen Auffassungen andererseits nicht denkbar, so ist es umso denkbarer, daß die beiden großen positivistisch gerichteten Aktionsgruppen, die katholische und die protestantische Offenbarungskirche, mehr und mehr sich finden und gegenseitig in gewissem Sinne fördern werden, ohne sich damit gegenseitig anzuerkennen. Schon jetzt ist eine gewisse Koalition des positivistisch gerichteten Kirchentums zur Erhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Geltung des Offenbarungsglaubens wahrnehmbar, obgleich der Konkurrenzkampf unter ihnen keineswegs ausgeschaltet ist und in anbetracht der Bekehrungsaufgabe jedes Kirchentums auch wohl nie ausgeschaltet werden kann. Man tut sich insgeheim soviel wie möglich Abbruch — ganz nach Art zweier Konkurrenten im Erwerbsleben — und findet sich dann wieder, wo es sich um Verfechtung der gemeinsamen Prinzipien handelt. Allerdings: in den Augen Roms verbleibt auch für solche gemeinsame Tätigkeit die evangelische Kirche immer nur eine sehr unsichere Kantonistin, weil ihr eben die Geschlossenheit mangelt, die der katholischen aus dem fein organisierten Aufbau ihrer Hierarchie erwächst. Weil das Ketzerrichtertum sich in den evangelischen Kirchen immerhin nicht so breit machen kann, wie die katholische Inquisition, die in den über die ganze Welt verzweigten Orden willfährige und meist sehr geschickt arbeitende Organe besitzt.

Aber immerhin sehen wir an Dutzend Spezialereignissen, daß man sich gegenseitig ohne förmlich abgeschlossenen Bund bereits versteht, weil die grundlegenden Interessen der Offenbarungsreligion eben in der gleichen Richtung liegen. Hätten wir in unserem Deutschland auch den Mohammedanismus als starken Faktor zu berücksichtigen, so würde ohne Zweifel auch er auf der gleichen Seite Platz nehmen, wenn es sich um Fragen der Schulerziehung und Schulaufsicht, um Fragen des Eherechts, der absoluten Staatsneutralität gegenüber dem Kirchentume handelte. Es ist selbstverständlich, daß dieses taktische Zusammengehen der sonst einander befehdenden Gruppen keine Toleranz bedeuten kann. Allen auf dem Offenbarungsglauben ruhenden Kirchen wird es immer unmöglich sein, Toleranz im wirklichen, echten Sinne des Wortes zu üben. Schon ihre Bekehrungs-, ihre Agitationspflicht steht dem entgegen. Toleranz kann nur da geübt werden, wo der Subjektivismus zur Geltung gekommen ist, und es ist ein großer Fehler der subjektivistisch denkenden Kreise, daß auch sie nicht Toleranz im eigentlichen Sinne üben wollen, sondern gegen das Denken der Anderen Stellung nehmen, anstatt sich lediglich gegen die gesellschaftliche und staatspolitische Taktik des Kirchentums zu wenden.

Der Kampf zwischen modernem Subjektivismus und dem protestantischen Kirchenwesen könnte verstummen. Hat Luther an der katholischen Lehre das fallen lassen, was er als zweifelhaft oder als unrichtig erkannte, so sollte jetzt auch die Lutherkirche die Konsequenz daraus in dem Sinne ziehen, daß sie es niemandem aus ihrer Anhängerschaft verübelte, wenn er andere Reste alter Zeit, die ihm nicht mehr hinreichend in ihrem Offenbarungswert beglaubigt erscheinen, als für sich unverbindlich betrachtet. Denn die Lutherkirche hat von ihrem Stifter keine Lehrgewalt überkommen; weder braucht sie dogmatische Einzelheiten über ihre Vereinbarkeit mit wissenschaftlicher Forschung hinaus zu stützen, noch braucht sie für ihre Beiseitesetzung denen gegenüber eintreten, die gern für ihre Person daran festhalten möchten. Dann könnte das protestantische Kirchentum die Kirche der Zukunft sein. Hält sie aber den alten Dogmenglauben weiter für ihre Anhängerschaft für verbindlich, so stellt sie weder das ureigene Feld des Offenbarungsglaubens dar, noch befriedigt sie da, wo der Menschengeist Respektierung seines subjektiven Seins fordert, sondern sie bildet lediglich einen Markstein auf dem Wege vom einen zum anderen, der schließlich mit Moos überwuchert und dann eines Tages nicht mehr gesehen wird. Die positivistischen Elemente kehren sich ganz allmählich ab, dahin, wo ihr Prinzip die kräftigste Vertretung findet, und die subjektivistischen schaffen sich einen Ersatz durch Gründung freier Geistesvereinigungen, in denen sie ihre Ideale pflegen.

Immer und überall wird das Wollen der Subjektivisten von den orthodoxen evangelischen Kirchenkreisen falsch ge-

deutet. Unabsichtlich natürlich — aus einem gewissen Nichtverstehen heraus, das seinerseits aus dem Eingewurzeltsein in den alten Anschauungen resultiert. Man wolle eine dogmenlose Religion, heißt es da. Man wolle Gott den Vater, Gott den Richter, Christum den Erlöser stürzen. Und mit dieser Auffassung kann man sich auf Harnack und andere Gelehrte stützen. Ja, aber diese Auffassung ist trotzdem falsch: der Subjektivismus erstrebt nicht den Sturz der Dogmen, sondern nur, daß man sie ihres dogmatischen, ihres für die Gemeinschaft verbindlichen Charakters entkleide. Die **Wertung** der Dogmen ist der Quell aller Intoleranz, nicht etwa, daß die Glaubenssätze überhaupt bestehen und von denen anerkannt werden, denen sie innerlich Genüge zu bieten vermögen. Leider aber verlangt zurzeit auch das protestantische Kirchentum ihre positive Anerkennung, sodaß sich also ohne Hinblick auf die Qualität des Lebensganges, unter völliger Außerachtlassung der eigentlichen Glaubensfrüchte, schon nach der Stellung zum Glaubenssatz ein besserer und ein schlechterer, ein rechtgehender und ein irrender Mensch ergibt.

Es ist unsinnig, die bestehenden Dogmen ausschalten und dafür ein neues aufrichten zu wollen, das da heißt: Es darf kein Dogma mehr geben. Kein Subjektivist, der verständig denkt, kann verlangen, daß jemand seinen Gott absetzen oder seinen Glauben an die Gottheit Christi auf die Kehrichtsstätte werfen soll. Aber wo die **Verpflichtung** auf die altüberkommenen Glaubenssätze platzgreift, ist eben die **Intoleranz** da. Da muß gebetet werden für die „Irrenden," und damit dieses Gebet wirksam sei, wird es recht offensichtlich erstattet. Man bedenkt die „Irrenden" mit viel mitleidiger Liebe, ohne zu bedenken, daß Mitleid hier zur schwersten Beleidigung des edel veranlagten Gemütes werden muß. Fällt aber die Verpflichtung jedes Einzelgemüts auf das Dogma fort, so ergibt sich eine ganz andere Situation, die die Toleranz sozusagen aus sich heraus gebiert. Wo die Religiosität zu dem starken innerlichen Gemütsfaktor geworden ist, zu dem lebenskräftigen Baume, der Früchte tragen kann, da weiß man auch, daß der andere, der Nachbar seinen Baum in sich trägt. Muß es gerade der nämliche Baum sein? Auch in der Natur gibt es verschiedene Arten von Bäumen, die alle edle Früchte tragen. Wenn es mit einem Mal nur noch Kirschen gäbe: wer wollte sich darüber freuen? Und im religiösen Leben sollte das erstrebenswert sein?

Wo sich die Religion verinnerlicht und nicht lediglich auf das Schema zugeschnitten ist, da braucht der Glaubenssatz nicht zu fallen. Aber er tritt bei jedem Einzelmenschen in den Hintergrund und ist für die Beurteilung der sittlichen und religiösen Potenz des Nachbars nicht mehr ausschlaggebend. Es ist gut, daß man dem Bäumchen, das da jung und schwach und doch frei den Winden ausgesetzt ist, eine Stange beigibt, an der es sich hält. Das tut jeder gute Baumpfleger. Haben wir's nun ungerne, wenn der Baum über seine Stütze hinauswächst? Und wenn er darüber hinausgewachsen ist, so ist es einerlei, ob wir dem Baum die Stütze wieder nehmen oder ob wir den Pfahl an seinem Stamme stehen lassen. Seine Bedeutung hat er dann auf alle Fälle verloren. So möge auch jemand dem prägnanten Glaubenssatz, dem Gerippe seiner ursprünglichen religiösen Vorstellungen, anhängen oder es fallen lassen. Wenn er den tieferen Wert der Religion für sich geschöpft hat, wird er dies Gerippe getrost fortwerfen können, falls es sich mit seinem sonstigen Denken nicht mehr verträgt und nur die Einheit seines geistigen Seins in Frage stellen könnte: sein Gemütswert ist unerschütterlich, gerade wie der herangewachsene Baum auch ohne Stütze dem Sturme trotzt. Bleibt aber der Glaubenssatz für das betreffende Einzelgemüt bestehen, so hat er immerhin keine Bedeutung mehr. Ob er bestehen bleibt oder nicht, ist also dann lediglich eine Frage der **Zweckmäßigkeit** für den einzelnen Menschen. **Nicht mehr die Grundfrage** für die Entscheidung über Wert oder Unwert eines Menschen, wie das jetzt leider im Kirchentum mehr und mehr zu beobachten ist als begreifliche Reaktion auf die Dogmengegnerschaft.

Aus einer in dieser Art verstandenen Religiosität muß die Toleranz herauswachsen, die man in unserem Volke so sehr ersehnt. Aber sie kann nicht erwachsen, wo man das Einzelgemüt auf den alten Glaubensinhalt verpflichtet, und sie kann auch da nicht entstehen, wo man sich für die generelle Abschaffung des Dogmenwesens einsetzt. Denn wenn die letztere Richtung eines Tages Meister würde, so hätten wir genau die jetzigen Zustände, nur von der anderen Seite her.

Also für die evangelischen Kirchengemeinschaften wäre es möglich, zur Toleranz zu kommen. Man brauchte das Regiment nur mehr im Sinne des Stifters Luther zu führen. Statt dessen ahmt man auf anderer Grundlage das Beispiel der starren römischen Offenbarungskirche nach und jagt die wertvollsten unter den denkenden Geistern aus der Halle des Tempels hinaus auf das freie Feld, damit sie sich als Kämpfer gegen ihre Mutterkirche zusammenscharen. Klug ist das nicht, und religiös ist es ebensowenig, von Toleranz ganz zu schweigen.

Für die evangelischen Kirchen bestünde so die Möglichkeit, sich vieles anzugliedern, was sich unter den obwaltenden Verhältnissen abgesondert hat und noch absondern wird, und sie würde durch diese Bereicherung Anspruch gewinnen auf die Bezeichnung: Kulturkirche der Menschheit. Damit würde ihre Lebenskraft und ihre Stoßkraft gegenüber dem orthodoxen Kirchentum römischer Observanz auch hinsichtlich ihrer Geltung im Gesellschafts- und Staatsleben unserer Tage ganz gewaltig gewinnen, und sie würde sich nicht auf Schritt und Tritt zu wehren haben gegen die Intoleranz jener Stelle, von deren Standpunkt aus überhaupt keine wahre Toleranz denkbar ist, weil die Dogmen und deren Verbindlichkeit für jedes Gemüt den hauptsächlichsten Teil ihres ganzen Seins darstellen.

Dann könnte es endlich wenigstens für unser Deutschland, das von jeher unter allen Ländern Europas unter religiösen Zwie- und Driespältigkeiten am meisten gelitten hat, dahin kommen, daß die Engelsbotschaft zur Wahrheit würde:

„Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!"

Dogma — Problem.

Von Bruno Meyer.

Zu den Ausdrücken, mit denen, da es an einem allgemein gebilligten Sinne derselben fehlt, vielfach Mißbrauch getrieben wird, gehört auch das Wort „Dogma". Seiner sprachlichen Herkunft nach bedeutet es, da es von dem griechischen δοκεῖν herkommt, welches bekanntlich „scheinen" bedeutet, etwas, das einem scheint, also etwas, das man annimmt, weil es einem gefällt oder genügt, ganz ebenso wie man lateinisch von „placita" — z. B. philosophorum — spricht als den Lehrsätzen, in welchen Philosophen die Hauptzüge ihres systematischen Denkens festgelegt haben. Gewohnheitsmäßig wird, wenn das auch nicht in der Etymologie des Wortes begründet ist, unter Dogma auch etwas verstanden, das in fester, unabänderlicher Form vorliegt. Insbesondere ist das Wort gebräuchlich geworden für die Lehrsätze, in denen die religiösen Anschauungen sich niedergeschlagen haben, um als Vereinigungspunkt für größere religiöse Gemeinschaften zu dienen. Dieser Gebrauch des Wortes überwiegt so sehr jeden anderen, daß es jetzt anderweit kaum noch anders als unter der Voraussetzung dieser seiner uneigentlichen oder willkürlichen oder beschränkten Bedeutung Anwendung findet. Wenn man daher auch Lehr-

meinungen anderer Art als religiöse als Dogmen bezeichnet, so geschieht das in dem Sinne, daß man diese Lehrmeinungen als unabänderlich fixierte damit zu bezeichnen wünscht und zugleich ihnen damit einen kleinen Makel anheftet. Denn vom Standpunkte der Wissenschaft ist es nicht angängig, irgend welche Ergebnisse des Forschens in einer typischen Form festzulegen, als ob an dieser Kenntnis nun nie und nimmermehr gerüttelt werden könnte; und man will es als der Wissenschaft unwürdig bezeichnen, wenn sie sich irgendwie in Dogmen oder Dogmatik festlegen läßt. Es liegt immer etwas von dem Vorwurfe des „jurare in verba magistri“*) darin, das heißt der Vorwurf, sich des eigenen Urteiles zu begeben, die Dinge als endgiltig ausgemacht und unabänderlich anzusehen und sie jedem Streite und jeder Anzweiflung entnommen zu halten. Es kommt beinahe nicht vor, daß mit Bezug auf die Wissenschaft das Wort Dogma anders als in diesem tadelnden Sinne gebraucht wird, also etwa nur als Bezeichnung für die Anschauung, welche einer oder der andere Vertreter einer Wissenschaft von dem Gegenstande seiner Forschung gewonnen und in seinen Werken niedergelegt hat. Man spricht in diesem Falle lieber von Theoremen, von Hypothesen, allenfalls von Lehrmeinungen, aber nicht von Dogmen.

Das Dogma hat also den üblen Nebensinn der Unwissenschaftlichkeit. Es gehört nur dahin, wo der Ernst wissenschaftlichen Forschens und Denkens fehlt und einer Gläubigkeit Platz gemacht hat, wie in religiösen Dingen zulässig ist, und wie sie dort auch hingehört, sofern es darauf ankommt, größere Gemeinschaften auf Grund geeigneter religiöser Anschauungen zu versammeln.

Diese eigentümliche Bedeutung des Wortes Dogma mahnt nun unzweifelhaft zu vorsichtiger Anwendung, wenn es sich nicht um religiöse Dinge handelt. Es gehört jedenfalls nur dahin, wo der angedeutete Tadel damit ausgesprochen werden soll. Es ist also z. B. berechtigt, zu sagen — eben in vorwurfsvollem Sinne —, daß jemand mit gewissen Problemen schon „dogmatisch fertig“ zu sein glaubt. Das bedeutet eben, daß er in unwissenschaftlicher Weise, ohne zu bedenken, wie lückenhaft und verbesserungsbedürftig jedes menschliche Wissen ist, eine gewisse wissenschaftliche Aufgabe mit dem, was in dieser und jener Weise darüber festgestellt ist, für endgiltig gelöst hält. Tatsächlich ist es ein Widerspruch in sich, daß etwas, was Problem, d. h. Aufgabe, Frage, Forderung ist, bereits dogmatisch gelöst sein sollte. Da kommt es eben darauf an, ob das andere Wort Problem in richtigem Sinne gebraucht wird.

Auch dieses Wort gehört zu denen, mit denen leicht Verwirrung angerichtet wird. Man ist zu leicht geneigt, bei diesem Fremdworte an Dinge zu denken, die gewissermaßen dazu verurteilt sind, ewig Probleme, ungelöste Fragen zu bleiben, wie die nach der Quadratur des Zirkels oder wie gewisse undefinierbare Sachen von der Art, wie sie Goethe vorschweben, wenn er die Eigenheit „problematischer Naturen“ zu charakterisieren sucht. Jedenfalls muß sich mit dem Ausdrucke „Problem“ immer der Begriff des noch Ungelösten, des Fraglichen und Fragwürdigen verbinden. Es ist aber in jedem Falle festzustellen nötig, ob etwas in einer Wissenschaft in diesem Sinne noch Problem ist. Denn ganz unzweifelhaft gibt es Dinge in den verschiedensten Wissenschaften, die vielleicht zu Zeiten einmal Probleme gewesen sind, tatsächlich aber bereits aufgehört haben, solche zu sein. Es gibt Dinge, über welche unter verständigen und zurechnungsfähigen Menschen kein Streit mehr ist, die aufgehört haben, Probleme zu sein, und über die man daher dogmatische Negationen mit Ruhe aussprechen kann; und hier wäre das Wort „dogmatisch“ vollkommen richtig. Man kann mit apodiktischer Sicherheit negativ von manchen Dingen aussagen, daß sie keine Probleme mehr sind, daß sie nicht mehr erörtert zu werden brauchen, sondern daß bestimmte Anschauungen darüber endgiltig feststehen, wie nur irgend ein religiöses Dogma für den Kirchengläubigen feststehen kann. Dieser Art sind vor allen Dingen sämtliche mathematischen Werte und manches, was damit mehr oder weniger zusammenhängt, wie z. B. der Satz von der Unmöglichkeit des perpetuum mobile. Aber auch, wo es sich um weniger berechenbare und in zwingendster Weise nachweisbare Dinge handelt, fehlt es nicht an Erkenntnissen und Wahrheiten, bezüglich deren man am Ende des Forschens und Fragens angelangt zu sein geruhig annehmen darf, die nicht mehr als Probleme aufgetischt werden dürfen und brauchen, und von denen man mit voller Sicherheit aussagen kann, daß über sie der Streit endgiltig geschlossen ist.

*) auf die Worte des Meisters schwören.

Es mag zugegeben werden, daß hier im einzelnen Falle Zweifel gestattet sein können; es kann der eine Mann der Wissenschaft in dieser Beziehung etwas zur Voreiligkeit geneigt sein, die Akten über einen gewissen Punkt zu schließen, und es kann einem anderen besonders Zweifelsüchtigen erscheinen, als ob eine solche, von mancher Seite schon als abgetan betrachtete wissenschaftliche Frage doch noch einmal wieder hervorgesucht werden könnte. Der Prozeß der Jungfrau von Orleans hatte vom Standpunkte der damaligen religiösen Meinungen und namentlich vom spezifisch englischen nationalen Standpunkte aus endgiltig die Wahrheit festgestellt, daß die Jungfrau von Orleans das war, was man in damaliger Zeit sich unter einer Hexe vorstellte. An dieser nunmehr feststehenden Tatsache konnte gleichwohl nach einer bestimmten Zeit gerade von kirchlichen Autoritäten gerüttelt werden, und es war möglich, von einem anderen Standpunkte aus, der unter den veränderten Zeitverhältnissen wiederum maßgebend war, festzustellen, daß es sich nicht um ein Besessensein vom Teufel, sondern um eine göttliche Begeisterung und Sendung bei der betreffenden Persönlichkeit handelte. Dann konnte sich wieder der zynische Witz eines Voltaire an der geschichtlichen Erscheinung reiben und aus ihr eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ machen, und wiederum Schiller sie mit dem Nimbus einer begeisterten nationalen Heldin, mit einem starken Stich in das „Romantische“ und darum auch das Uebernatürliche, umkleiden, — bis endlich in unseren letzten Tagen eine methodische Geschichtswissenschaft die merkwürdige Erscheinung alles Wunderbaren entkleidet und das wunderbar Erscheinende auf natürliche und begreifliche Weise zu erklären verstanden hat.

Aber bei jeder solchen „Revision“ eines scheinbar feststehenden Erkenntnisinhaltes müssen in erster Linie überzeugende Revisionsgründe angeführt werden. Ohne solche gegen Alles, auch das Bestbegründete, mit Zweifeln zu wüten unter Berufung auf die Unsicherheit alles menschlichen Wissens ist ein Vorwitz, dessen sich merkwürdigerweise diejenigen am unbefangensten und anmaßendsten schuldig machen, die für Dogmen im engsten Sinne, für kirchliche Lehren, deren Unverträglichkeit mit jedem menschlichen Wissen auf der Hand liegt, unbedingte Anerkennung verlangen.

Streiflichter.

Zur Schulreform. Englisch und Französisch statt Griechisch und Lateinisch, Verfassungskunde, Volkswirtschaftslehre statt griechischer und römischer Geschichte, praktische Gegenwart statt toter Vergangenheit, so dringt's in jüngster Zeit von allen Seiten auf unsere Schule ein.

Soweit das Aufrüttelung aus einem Zustande gefährlichen langsamen Einschlafens, allmählichen Versteinerns, soweit es Fortentwicklung ist, kann man solchen Forderungen unbedenklich zustimmen. Wir sind die Letzten, die das, was heute als Geschichte, Naturwissenschaft, Sprache gelehrt wird,

für lehrenswert halten und wünschen sehnlichst eine Reform dieser Disziplinen. Wir sind auch dafür, daß die Schule die Forderungen des praktischen Lebens nach Möglichkeit berücksichtigt. Aber wenn man darauf ausgeht, die Allgemeinschule zu einer Fach- und Berufsschule, zu einer Dressuranstalt für das tägliche Leben zu machen — und diese Tendenz blickt wirklich oft genug aus jenen Bestrebungen hervor — dann möchten wir doch entschieden widersprechen.

Die vornehmste Aufgabe der Allgemeinschule ist eine andre. (Solange wir noch nicht die eine, für alle Staatsbürger gleiche Allgemeinschule haben, die alle Kinder gleichermaßen auf Staatskosten unterrichtet und erzieht und dann in Werkstatt, Handlung, Fachschule, Universität entläßt, verstehen wir unter Allgemeinschule unsere Volksschulen, Mittelschulen, Gymnasien usw. kurz alle Nicht-Fachschulen). Die Allgemeinschule hat in erster Linie die Aufgabe, den heranwachsenden Menschen die allgemeinen und ewigen Grundlagen der menschlichen Kultur zu übermitteln. Sie hat ihn zu lehren, vor seinem kleinen Ich die Menschheit zu sehen, hat ihn deren Sein und Werden verstehen zu lehren und ihn aufzuklären über das Verhältnis des vergänglichen Individuums zu diesem ewigen Ganzen. Hat dann weiter, was hier nebenbei bemerkt sein mag, die Aufgabe, das Individuum im eignen und im Interesse der Menschheit zur Persönlichkeit zu erziehen, d. h. seine natürlichen individuellen Anlagen zu höchster sittlicher Entfaltung zu bringen. Und an dritter Stelle erst, meinen wir, kommt dann die Aufgabe, diese Persönlichkeit für das praktische Leben zu erziehen, sie gewissermaßen die Technik des Lebens zu lehren.

Hier die Begründung dieser Auffassung.

Wir stellen die Menschheit, d. h. die ewige Gesamtheit aller Individuen, über das einzelne Individuum. Es giebt ja Narren, die es umgekehrt machen, aber halten wir uns mit ihnen nicht weiter auf. Wohlgemerkt philosophische Narren. Denn praktisch stellen wir ja alle unser kleines Ich unbedingt über die allgemeinen Interessen der Menschheit. Und das gerade ist der Grund, daß wir nicht wollen, daß solches schon in der Schule getan werde.

Die Schule ist der einzige Ort, wo wirklich eindringlich und nachhaltig auf den noch empfänglichen werdenden Menschen im Sinne der Menschheitsinteressen eingewirkt werden kann. Geschieht es hier nicht, wo sonst soll es später geschehen? — Wer auf der Schule nicht griechische und römische Geschichte, überhaupt Menschheitsgeschichte und Entwicklung, Menschheitsstreben und Wollen kennen gelernt hat, der wird es später kaum noch. Unter Hundert vielleicht einer. Die meisten aber glauben Wichtigeres zu tun zu haben als die Geschichte zu studieren, ethische Werke zu lesen; die lernen Wechselrecht und Geschäftsorganisation und praktische Maschinentechnik, kurz was das Leben und der Augenblick grade fordert. Die Menschheit ist ihnen Hekuba.

Darum ist auch die Notwendigkeit, die Menschen für das praktische Leben vorzubereiten, viel weniger dringend als der Unterricht grade in den für das praktische Leben scheinbar wertlosen idealistischen Disziplinen, die die Menschheit im Auge haben. Diese dürfen auf keinen Fall durch die praktischen Unterrichtsgegenstände verdrängt werden.

Gewiß ist's gut, wenn die Schule auch schon den Forderungen des praktischen Lebens nach Möglichkeit gerecht wird. Aber wir glauben, daß das besser in den Fachschulen als in der Allgemeinschule geschieht. In dieser soll auf jeden Fall das Interesse der Allgemeinheit oberstes Gesetz sein.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir nicht zu bemerken unterlassen, daß sich auch nach unserer Auffassung die Interessen der Menschheit und die Interessen des praktischen Lebens, sofern diese nur recht verstanden und nicht allzu eng aufgefaßt werden, meist decken. So mag die Kenntnis der modernen Hauptsprachen der Entwicklung der Menschheit zu größerer Harmonie und höherer Kultur leicht förderlicher sei als die der alten Sprachen. Ist doch wechselseitige Kenntnis der Sprachen eins der besten Mittel, die disharmonischen Gegensätze zwischen den Völkern auszugleichen.

Otto Schulz-Mehrin.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Ueber „Elend und Luxus als Triebkräfte der Kultur" sprach Fräulein Lilli Jannasch. Die Rednerin führte etwa Folgendes aus: „Will man Elend und Luxus auf ihren Kulturwert hin prüfen, muß man beide Begriffe weit fassen. Als Elend muß man alle Not auf wirtschaftlichem, geistigem und sittlichem Gebiete betrachten, als Luxus alle Errungenschaften auf eben diesen Gebieten. Die Gegensätze von Not und Luxus haben sich infolge der Verdichtung des Zusammenlebens, der Verfeinerung der Elendsbegriffe außerordentlich verschärft. — Die Frage nach dem Sinn des Elends hat die Menschheit von jeher aufs lebhafteste beschäftigt. In früheren hilflosen Zeiten galt das Elend als Strafe der Götter; in der christlichen Kirche war diese Straftheorie aufs feinste ausgebildet und wirkte insofern kulturfeindlich als die Kirche den Kampf gegen das Elend verbot und das stille Dulden als die höchste christliche Tugend feierte.

Der erste Notbehelf, den sich das Elend gebar, war die Solidarität. Wie alle primitiven Familien- und Stammesgemeinschaften Zweckverbände zur besseren Bekämpfung der Not gewesen sind, so sind auch unsere großen modernen Staatenverbände auf dieselben Ursachen zurückzuführen. Unsere internationalen Bestrebungen auf allen wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, sozialen Gebieten sind weitere Beweise für die sozialisierende Kraft des Elends. Von jeher sind alle großen Menschheitserzieher: Künstler, Weltweise, Religionsstifter (Aeschylus, Sophokles, Buddha, Jesus, Dante, Goethe) bemüht gewesen, das Interesse der Menschen auf die Tragödie des Menschengeschlechtes hinzulenken, in richtiger Erkenntnis der gewaltigen erziehlichen Bedeutung des Elendskampfes. Ihren Bemühungen hat sich die zunehmende wissenschaftliche Erkenntnis beigesellt, die mehr auf verstandesmäßigen Wegen das Elend zu überwinden trachtete. Giebt es doch heute keine Wissenschaft mehr, die nicht für die Verbesserung des Zusammenlebens auf irgend einem Gebiet in Frage käme. Mit der wachsenden Hilfsmöglichkeit entwickelt sich auch der Wille zur Hilfe immer mehr, insbesondere der Wille zur Selbsthilfe, die das eigentliche Charakteristische des modernen Elendskampfes ist. Ueberall, in unserer Volkserziehung, Armenpflege, Krankenpflege steht die Selbsthilfe im Brennpunkte. Wenn trotz der vielfachen Erfolge im Elendskampfe von wachsender Zufriedenheit nicht die Rede sein kann so ist das psychologisch leicht erklärlich. Je bewußter die Vorstellung dessen wird: wie es auf der Welt sein sollte, desto größer wird die Sehnsucht nach diesem besseren Zustand. Die wachsende Unzufriedenheit ist vielleicht der beste Beweis für die Erstarkung des Elendskampfes.

Je mehr wir uns bemühen, die Not unter großen allmenschlichen Gesichtspunkten zu betrachten, desto mehr gelangen wir zur Ueberzeugung, daß der Elendskampf kein Klassenkampf sondern ein Menschheitsringen ist. Unter denselben Gesichtspunkten betrachtet ist auch der Luxus seinem Sinn und Wesen nach nicht Klassen-, sondern Menschheitsbesitz; wenn er auch vorläufig noch nicht so demokratisch ist, wie es im Interesse des Fortschrittes wünschenswert wäre, so schreitet doch auch seine Sozialisierung dauernd fort. Wesentlich gehemmt wird die erziehliche Bedeutung des Luxus durch die starke Neigung der Menschen, den Luxus zu monopolisieren. Von alter Zeit her sind es nicht nur einzelne Individuen und Klassen, sondern ganze Völkerschaften (Römer) gewesen, die dem Luxusmonopol huldigten. Auch im heutigen Rassenhochmut und Nationalismus läßt sich diese Monopolsucht nachweisen. Der beste Beweis für die demokratische Grundlage des Luxus liegt in der Tatsache, daß alle Vertreter des Luxusmonopols der körperlichen und geistig sittlichen Degeneration verfallen. Zu allen Zeiten hatten die Menschen eine Vorstellung von den Gefahren des übermäßigen Luxus; wir hören in den alten Sagen allenthalben vom Fluch des Goldes erzählen, im Mittelalter war das Gold Teufelsattribut usw. Die Gelübde der Armut, die Fastenzeit usw., alles das sind Bräuche gewesen, die den Fluch des übertriebenen Wohllebens brechen sollen. Aber so feinsinnig jene Bräuche sind, sie beweisen doch, daß man vorzeiten von dem tiefen Kulturwert des Luxus keine Vorstellung hatte. Nicht der Luxus an sich, sondern sein Mißbrauch ist verwerflich. Es wird die größte Aufgabe der Zukunft sein, den Luxus bewußt und verständig zu regulieren, ihn immer mehr in den Dienst der ganzen Menschheit zu stellen. Unsere Verkehrseinrichtungen, ferner die wachsende körperliche und geistige Fürsorge für die Besitzlosen sind bedeutsame Vorläufer des sich sozialisierenden Luxus.

Trotz der umfangreichen Lebensumbildung auf den verschiedenen Gebieten ist aber von einem tieferen sozialen Verantwortlichkeitsgefühl in weiten Kreisen noch keine Rede. Schuld hieran ist ohne Zweifel das tägliche Leben der Gebildeten, das in keiner Beziehung zu den sozialen Ansprüchen der Zeit steht. Wie viel Glück, Zeit, Kraft, Geld wird hier in gedankenloser Weise vergeudet! Wie ließe sich unser tägliches Leben vereinfachen und veredeln! Um dem Problem näher zu treten, brauchen wir uns nur zu fragen: Wie weit fördert unser täglicher Luxus wahre Kulturwerte und innere Befriedigung, wie weit ist er nur Folge äußerer Konzessionen? Welche Kraftverschwendung bedeutet unsere heutige Geselligkeit, Vergnügungssucht usw? Die Sozialisierung des Luxus kann nur verständig organisiert werden, wenn die Zeit und Kraft sowie das Geld, das heute dem sinnlosen Luxus geopfert wird, dem volkstümlichen Luxus zur Verfügung gestellt wird. Wie viel Volkshäuser, Lesehallen ꝛc. könnten errichtet werden, wenn die Besitzenden ihr tägliches Leben sinnvoller, bewußter einrichten würden!

Auch der Jugenderziehung käme diese Lebensvereinfachung zugute, um so mehr als die Jugend eine große Vorliebe für das Einfache, Primitive hat. In Ernährung, Kleidung, Bedienung ließe sich da viel reformieren. Einen wesentlichen Fortschritt haben hier die Landeserziehungsheime gezeitigt. Aber die ernsthaftesten Bemühungen auf dem Gebiete einer Reform des persönlichen und sozialen Luxus machen zurzeit die freien Studentenvereinigungen Deutschlands, einmal durch die Organisation der Studentenheime, in denen edle Geselligkeit gepflegt wird, und dann durch die Organisation der Arbeiterbildungskurse. Die vielfachen persönlichen Beziehungen, die hier zwischen verschiedenen Volksteilen geschaffen werden, sind die Grundbedingung für die gesunde Entwicklung des sozialen Lebens. Je intensiver das Verständnis der Menschen untereinander wird, desto eher werden all die ungesunden künstlichen Schranken fallen, desto einheitlicher wird der Elendskampf geführt werden können, desto größer wird der Luxus an wahrer Menschlichkeit werden.

* * *

Abteilung Berlin. Ueber die Fahrten eines modernen Indienpilgers hielt Justizrat Dr. Bieber in der Gesellschaft für ethische Kultur einen von vielen Lichtbildern begleiteten Vortrag. Der Redner sprach unter dem frischen Eindruck einer Indienfahrt, die er in Gesellschaft seiner Gattin in den Monaten Oktober bis Dezember 1907 und Januar 1908 unternommen hat. Sie führte ihn über Ceylon nach den bedeutendsten Städten des vorderindischen Festlandes, auch hinauf in die klimatischen Erholungsstätten des Himalaya, wo die Reisenden, zur Abwechselung von der Hitze im Gangestal, Nachtfrost erlebten, und zum Schluß noch Birmah in Hinterindien auf einer langen und besonders freundliche Erinnerungen an tropische Landschaft hinterlassenden Dampferfahrt den Irawaddy abwärts.

Die bedeutendsten Eindrücke ebenso von der wunderbaren Natur der Tropenwelt als von Bauwerken gewaltiger Abmessungen aus einer fernen Kulturepoche gewannen die Reisenden indessen auf Ceylon, und nur in den Werken von Menschenhand, die sie aus altindischer und aus mittelalterlich und neuzeitlich muhammedanischer Vergangenheit in Delhi, Agra, Benares ꝛc. sahen, fanden sie Vergleichbares und die Seele gleich mächtig Ergreifendes. Der Vortragende hat offenen Auges aber nicht bloß der Natur und Kunst Aufmerksamkeit gewidmet, sondern auch dem Leben in seiner Vielgestaltigkeit und vor allem den Menschen. Er schilderte das Verkehrsleben in seinen alten noch festgehaltenen Formen und in seinen modernen Einrichtungen, die Beziehungen der Europäer zu den Indern, die Vielgestaltigkeit auf dem religiösen Gebiete, die Kulturarbeit der Engländer, und konnte nicht umhin, der Klugheit und staatsmännischen Sicherheit Anerkennung zu zollen, womit das Land regiert wird. Vor allem imponierend erscheint die absolute Freiheit, die den verschiedensten Kulten gewährleistet ist, heißen sie nun Islam, Brahmaismus, Buddhismus oder Religion des Zoroaster, die in Bombay eine Gemeinde von 70,000 Menschen vereinigt. Nur etliche barbarische Gebräuche, die der Witwenverbrennung, sind beseitigt, aber noch wird zum Beispiel den Parsi gestattet, ihre Toten, den Satzungen ihrer Religion entsprechend, auf den Türmen des „Schweigens“ den Geiern zur Vernichtung zu überlassen. Zu dieser Gewährung hat wohl ihre hygienisch Zweckdienlichkeit Anlaß gegeben, da die Geier, auch anderwärts als Straßenpolizei zur Beseitigung von Schädlichkeiten sehr nützlich, ihres Totengräberamtes mit großer Schnelligkeit walten. Dieselbe Rücksicht auf die Hygiene begünstigt auch die Leichenverbrennung bei den Bekennern des Brahmaismus.

Bilder vom Ufer des Ganges in Benares, die Hindus in großen Scharen zeigend, wie sie sich zu einem Bad im heiligen Strom oder zur Uebergabe der Asche ihrer Toten an dessen Wasser drängen, verfehlten ihren mächtigen Eindruck auf die Versammlung nicht. Recht wirkungsvoll schloß der Redner mit Vorführung eines Landschaftsbildes aus Ceylon, das im Hintergrund den prächtigen Steilkegel des 2300 Meter hohen Adams-Pik zeigte, des Berges, auf dessen Felsengipfel sich die „heilige Fußspur“ befindet, Gegenstand der Verehrung für die Bekenner von vier Religionen: Die Christen führen sie auf den Apostel Thomas zurück, die Bekenner des Brahmaismus auf ihren Gott Schiwa, die Buddhisten auf Goutama Buddha, der von ihr gen Himmel fuhr, die Mohammedaner, die Ceylon als den Sitz des Paradieses erklären, auf Adam, der hier tausend Jahre im Schmerz über den Verlust des Paradieses gestanden und seine Fußspur dem Felsen eingedrückt haben soll. Lebhafter, allseitiger Beifall lohnte dem Vortragenden seine inhaltlich ebenso interessanten als durch geistvolle Bemerkungen gewürzten Mitteilungen. **Fr.**

Bücherschau.

Dr. Johannes Unold: Der Monismus und seine Ideale. (Verlegt bei Th. Thomas-Leipzig).

Unold gibt uns hier eine mit einfachen Worten, großer Wärme und idealem Schwunge vorgetragene Auffassung seiner monistischen Welt- und Lebensanschauung, die er der überlieferten kirchlich-dogmatischen, der radikal spiritualistischen und der radikal materialistischen als die Höherberechtigte, zeitgemäße und mehr vermittelnde gegenüberstellt. Jedwedem ungeschichtlichen Radikalismus der Gesellschaftsauffassung, dem überspannten Individualismus, dem alles nivellierenden Kommunismus stellt er eine an der biologischen Entwickelungslehre, an Darwin, Haeckel, Spencer und Ratzenhofer orientierte soziologische Denkweise entgegen. Auf Detailausführungen läßt sich der Verfasser nicht ein, er arbeitet daher sehr viel mit Schlagwörtern, wodurch er beim Anhänger leicht Beifall findet, dem Gegner aber nicht genügend gerecht wird. Für den, der etliches Unzusammenhängendes über den Monismus weiß, der einmal in kurzer, übersichtlicher Darstellung ein zusammenhängendes Bild von dem Ganzen einer der monistischen Grundlage errichteten Welt-, Lebens- und Gesellschaftsanschauung gewinnen will, ist Unolds Buch als Lektüre sehr zu empfehlen.

* * *

Prof. August Forel: Leben und Tod. Vortrag. (München, Ernst Reinhardt).

Forel bekämpft die kirchliche Jenseitslehre als unwissenschaftlich. An ihrer Statt führt er uns den Gedanken eines Mit- und Fortlebens der Individualität in und mit der Gattung als die wissenschaftlich unerläßliche und auch seelisch befriedigende Auffassung von Leben und Tod mit ihren Folgen für unsere sittliche Lebensgestaltung mit überzeugender Klarheit vor Augen. **J. L.**

* * *

Der wissenschaftliche Idealismus und die Religion. von Dr. B. Kellermann. Als das Ziel der Religion betrachtet K. die Auflösung aller Religionen in wissenschaftliche (im Sinne Cohens) begründete Ethik und eine auf dieser Grundlage errichtete Erziehung. Als letzte Vorstufe soll der israelitische Prophetismus und die von ihm beeinflußten Kulturreligionen in Frage kommen.

Der Protestantismus sollte den Begriff des historischen Messias aufgeben und an seine Stelle das prophetische Ideal einer messianischen Zukunft setzen. Das liberale Judentum sollte eine völlige Eliminierung der partikularistischen Ritengesetze und aller nationalen Besonderheiten in die Wege leiten. Der letzte Schritt ist die Umwandlung der vom Mythos gereinigten Religion in die reine Ethik als eine systematische Erkenntnis des Guten. K. verwirft die geläufigen Ansichten über die Aufgaben der Religion: Religion als Weltanschauung ist eine unklare Vermischung von Naturwissenschaft und Ethik; Religion als Befriedigung des Abhängigkeitsgefühls oder Unendlichkeitsdranges etwas durchaus Subjektives, wodurch sie ihren Anspruch auf Objektivität, den sie überall erhebt, verlieren würde.

Die wissenschaftliche Ethik hat zur notwendigen Voraussetzung den Glauben an eine stetige Versittlichung der Menschheitsgeschichte (Gottesidee), ohne den die Ethik zur unbegründeten Willkürsache würde, und infolgedessen würde der Starke, nicht der Gute zur Herrschaft gelangen. Das lesenswerte Büchlein ist terminologisch und inhaltlich ein Erzeugnis der Cohenschen Philosophie, die die üblichere positivistische Denkweise, welche die Entstehung und Anerkennung der Moral entwicklungsgeschichtlich begründen will, durch Aufbau eines begrifflichen, überempirischen Systems der Ethik, als unwissenschaftlich und materialistisch verketzern will.

Für die Laien ist diese eigenartige Begriffsdialektik schwer verständlich; wir würden den Verehrern Cohens dankbar sein, wenn sie die vielfach äußerst scharfsinnigen, fruchtbaren und zutreffenden Gedanken ihres Meisters in volkstümliche übersetzen würden. Die Gedanken würden vielleicht an Schärfe verlieren, aber zugleich ihre Härte und einseitige Schroffheit etwas einbüßen. **J. L.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Freitag den 15. Mai, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Geheimrat Professor W. Foerster: Der erste internationale Kongreß über Erziehungs-Reform. (London 23.—26. September.) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonntag den 28. Juni: Landpartie.
Näheres folgt in nächster Nummer.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock**. Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben van
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. Juni 1908.	Nr. 11.

Inhalt:

Herrn Geh. Regierungs-Rat Prof. Dr. Wilhelm Foerster

zum 50jährigen Universitätsjubiläum

20. Mai 1858 bis 20. Mai 1908.

Wen fünf Jahrzehnte die Alma mater
Stolz durfte zu ihren Zierden zählen,
Dem weisen und gütigen Berater
Von vielen Tausenden Jünglingsseelen —

Dem alten Professor von hundert Semestern,
Der hundert Geschlechtern den Text gelesen,
Und hundert Geschlechtern, heute wie gestern,
Ein Vorbild treuester Pflicht gewesen —

Dem liebevollen Lenker und Leiter
In alles Wahre, Gute und Schöne,
Dem unermüdlichen Geistesstreiter
Für seelische Willenshygiene —

Dem sturmerprobten wackeren Kämpfer
Gen Heuchelei, Dummheit und Niedertracht,
Dem milden Hasses- und Zornesdämpfer,
Wo Leidenschaften sich wild entfacht —

Kurz, unserm verehrten lieben Meister,
Den eine Welt liebt und bewundert,
Im Namen aller Fortschrittsgeister
Sei Dank gesagt für dies halbe Jahrhundert!

R. P.

Das „niedere Volk" in Deutschland.

Von Dr. J. G. Meyer.

Das „niedere Volk" nimmt zur Zeit ganz besonders die Oeffentlichkeit in Anspruch. Abgesehen davon, daß die soziale Frage in den Augen der Meisten als eine solche der Lebensführung und der rechtlichen Befugnisse dieser untersten Klasse der Gesellschaft erscheint, — hat die Wahlrechtsfrage die körperlich arbeitenden Kreise unserer Bevölkerung gegenwärtig vorwiegend in den Vordergrund des Interesses gestellt.

Der ernste Staatsbürger wird sich daher die Fragen vorlegen: „was ist das niedere Volk? wie ist es entstanden? oder besteht es etwa von je? ist es eine notwendige nationale Erscheinung oder lassen sich vielleicht Wege erkennen und finden, diese nach Ansicht der „Philister" von Gott für ewige Zeiten eingesetzte Ordnung abzuändern und eine mehr gleiche gesellschaftliche und staatliche Organisation des Volkes herbeizuführen?"

Eine Antwort auf diese Fragen liegt nun seit einigen Wochen auf dem Büchermarkte aus: es ist die „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland von Eccardus."*) Wir wollen im Folgendem dem Leser an der Hand des Werkes die Entstehung und den Werdegang unserer untersten Gesellschaftsschicht in großen Zügen kurz vorüberführen.

Um das Jahr 50 v. Chr., zu Caesar's Zeit, herrschte bei den germanischen Völkerschaften ein fast vollkommener Kommunismus, ein Gemeinbesitz an Grund und Boden; jährlich wurde das Land unter die Mitglieder der einzelnen Markgenossenschaften verteilt, so daß keiner mehr hatte als der andere. Es gab fast nur gleichberechtigte „Gemeinfreie" — fünfundneunzig vom Hundert aller Germanen mögen diesem Stande angehört haben. Kriegs- und Raubzüge hatten allerdings schon eine ganz schwache obere Klasse von Adligen geschaffen, die oder deren Vorfahren besondere Verdienste aufzuweisen hatten, und eine gleichfalls schwache

*) 2 Bände. Verlag von W. Spemann. Berlin-Stuttgart 1907.

untere Klasse von Knechten, Sklaven, die aus Kriegsgefangenen und Angehörigen unterworfener Völkerschaften bestand. Ein niederes Volk gab es nicht. Der gewöhnliche Gemeinfreie lebte wohl ohne jeden Knecht. Wo ein solcher vorhanden war, diente er als Hirt; man ließ ihn sich sein eigenes Wohnloch in die Erde wühlen oder seine eigene Lehmhütte bauen und gab ihm ein Stück Land, von dessen Ertrag er nur einen Zins zu zahlen hatte; er durfte auch Weib und Kinder haben. Allerdings mußte er einen Ring aus Eisen und das Haar kurz geschoren tragen.

Hundert Jahre später, zur Zeit des Tacitus, war die Zahl der Unfreien bereits gewachsen: der ursprüngliche Kommunismus hatte an Strenge verloren, die Heimstätten waren bereits Privateigentum; die Ungleichheit des Besitzes, der emporblühende Ackerbau machten Arbeiterhände zu schätzenswerten Gütern. Da aber die Knechte meist germanischen Stammes waren, da sie meist nur durch Unglück im Spiel oder im Kriege in die Sklaverei geraten waren, war die Trennung zwischen Herr und Knecht keine allzu schroffe; jeder einzige der letzteren hatte seine eigene Wohnung und mußte nur seinem Gebieter einen bestimmten Pachtzins an Getreide, Vieh oder Gewändern zahlen; weiter ging die Untertänigkeit nicht. Die sonstigen häuslichen Arbeiten besorgte die Frau und die Kinder des Herrn. Selten wurde ein Knecht gepeitscht, in Fesseln geworfen oder mit Zwangsarbeit bestraft, häufiger kam es vor, daß einer im Jähzorn von seinem Besitzer getötet wurde. — Freilassungen aber kamen oft vor zum Zwecke der Ackerbestellung mit ausdrücklicher Bindung an die Scholle. Nach Tacitus stand ein solcher Freigelassener nicht viel höher als der Knecht; nur in Despotieen, die unter den östlich und nördlich wohnenden Germanen vorkamen, erhoben sich Freigelassene oft über die Freien, wie es ja im späteren Mittelalter in ganz Deutschland üblich werden sollte, und sogar über den Adel.

Der Weg war nun eingeschlagen, auf dem bei weiterer Kulturentwicklung die Klasse der Unfreien und Halbfreien an Masse immer mehr zunehmen mußte. Durch Herabdrückung von verarmten und verschuldeten Freien in den Stand der Knechte wuchs die Zahl dieser im zweiten und in den folgenden Jahrhunderten immer mehr an. Im achten Jahrhundert, zu Karl des Großen Zeit, war die Scheidung zwischen Freien und Unfreien schon recht schroff geworden, die Verknechtung Deutscher, von freien Vorfahren stammender Männer schon weit vorgeschritten. Der gewaltige Kaiser suchte dem Unwesen allerdings zu steuern; er verbot die öffentlichen Sklavenmärkte, aber nicht die Leibeigenschaft; auch an der bisherigen Verachtung und Mißhandlung der Unfreien wurde nichts geändert. Das Land verarmter Freier aber durfte nur in öffentlicher Versteigerung verkauft werden, während diese früher meist nach Einziehung ihres Gutes durch den Gläubiger heimlich verknechtet wurden. Auch andere Maßregeln gegen die Versklavung von Freien wurden getroffen.

Die Entwicklung schritt nach dem Tode Karl's unaufhaltsam weiter. Die Sonderung zwischen Arm und Reich und die Verknechtung nahmen trotz der weisen Anordnung Karls unter seinen minderwertigen Nachfolgern zu. Schon zu Ludwig des Deutschen Zeit verloren auch die kleinen Gemeinfreien den großen Herren gegenüber ihre alten Rechte. In den großen Landesversammlungen und in den Gemeinden hatte der gewöhnliche Freie nichts mehr zu sagen:

„Jetzt war das niedere Volk da, eine mehr oder weniger dumpfe Masse, hilflos von Geschlecht zu Geschlecht sich hinschleppend, zufrieden allein durch den Mangel an Kenntnis von anderen Zuständen, ohne berechtigte Verbindung, ohne Ansehen, ohne Waffen, den Leiden des Druckes nur durch unverwüstliche Lebenskraft widerstehend."

Nur in Friesland und in Niedersachsen waren die Verhältnisse etwas besser geblieben.

Dann blühten zur Zeit der sächsischen Kaiser die Städte auf und öffneten ihre Tore arbeitskräftigen Bedrängten, Freien und Unfreien, vom platten Lande:

„Gleich einer frohen Botschaft klang von den Glockentürmen der Dome und Stadtkirchen ins Land hinaus die Kunde, daß irgendwo endlich ein Weg aus den Banden der Feudalherren hinausführte, und alle Geknechteten begannen sehnsüchtig zu lauschen."

Die Versklavung und Entrechtung der Freien auf dem platten Lande aber wurde zielbewußt fortgesetzt. Die Verkäuflichkeit der niederen Grundholden schlug alle Menschenrechte tot.

„Die große Masse der Deutschen stand gleich Gras vor dem Schnitter und durfte sich nicht rühren, unwichtig, unfrei. Aber selbst in den Hörigen der deutschen Stämme zuckte um 980 atavistisch die Erinnerung an einst genossene politische Berechtigung." —

Endlich zum ersten Male nach Karl dem Großen tritt in dem Salier Konrad II. (1024—1039) ein sozialer Kaiser auf. Er stellte sich über die Großen, um die Kleinen zu schützen. Dienst- und Bauernrechte wurden aufgezeichnet; die Befugnis der Herren, ihre in die Städte geflüchteten Knechte zu verfolgen, wurde gemildert; die Ablösungsbedingungen wurden erleichtert; die kleinen Lehen der Bauern und niederen Dienstmannen wurden erblich, während sie bisher nach dem Tode des Besitzers an den Lehnherren fielen und die Familie verknechtet wurde.

Auch Heinrich IV. (1056—1106) erleichterte den kleinen Leuten das Dasein; er beschränkte den Vögten ihre Befugnis zu Gunsten der bäuerlichen Hintersassen.

Eine wirtschaftliche Besserung der unteren Volksklassen begann seit den Kreuzzügen; die Naturalwirtschaft hörte auf, die Wirtschaft des Geldes begann, da dieses nicht mehr im Schoße Asiens verschwand, sondern gegen abendländische Waren aus dem Osten eingeführt wurde. Alle Dienste sollten nun in Geld abgelöst werden. Die Großgrundherren verkauften oder verpachteten dann ihre riesengroßen Besitzungen an die wohlhabend gewordenen Leiter der Meierhöfe, während sie bisher als Blutsauger über ihren Hintersassen gelegen hatten; ja, sie lösten ihre Grundholden vollständig ab gegen Freizügigkeit und Erbberechtigung.

Um 1150 waren so folgende soziale Fortschritte zu bemerken:

Ein Teil der Halbfreien oder unfrei Gewordenen war durch das „Gefolge," die Dienstmannschaft zum niederen Lehnsadel aufgestiegen, erbberechtigt, ritterbürtig.

Ein anderer Teil lebte in den Städten als freie Bürger.

Ein kleiner Teil gelangte über die Meierhöfe zu freien Rittergütern, ein anderer aus dem Grundholdentum zur Vollfreiheit oder Erbpacht.

Politisch indessen wurde dieser wirtschaftliche Fortschritt, dieser Anfang einer „Befreiung" gewissermaßen aufgehoben und wettgemacht. Die großen Grundherren beherrschten die Grafschafts- und Hochgerichte und beeinflußten die Untergerichte. Aller Boden, auch wenn freie Bauern auf ihm saßen, galt als untertan dem Grundherrn: so begann die Entwicklung der deutschen Kleinstaaten, des deutschen Partikularismus. Die alte Gemeinfreiheit war also durch die wirtschaftliche Besserung, die mit der Geldwirtschaft verbunden war, nicht erreicht: „Das Untertanentum nahm alles in seinen Schatten."

In den Kolonien des Nordostens, der ehemals slavischen Lande, wuchs indessen ein aufrechteres Geschlecht heran.

Während des Interregnums, der kaiserlosen Zeit 1251—1273 kam die Macht der Feudalherren besonders wieder hoch: kein selbständiger Freier sollte geduldet werden. Der niedere Adel hatte aufgehört, ein nützlicher Stand zu sein; er führte Fehden nur um etwas zu tun zu haben; nichts arbeiten und Renten verzehren galt als vornehm. Hoher und niederer Adel wirkten zusammen zum Ruin des Reiches. Unter Kaiser Rotbart war das Land wohlhabend

gewesen, das Faustrecht hatte Bürger und Bauern verarmen lassen. Kraft und Saft waren überall im deutschen Volke, aber fünf Sechstel von ihm waren wehrlose Herdentiere. Um 1500 war der uralte Heerbann schon lange ein Greuel für Herzöge, Grafen, Ritter und Bischöfe. Zum Kämpfen wurden Knechte gemietet. Sechzig vom Hundert der Bruttoeinnahmen wurden den Bauern genommen. Das war einträglicher als alles Rauben. Gleich Frührot einer besseren Zeit erscheint der Sieg der Ditmarschen bei Hemmingstedt: Freiheit und Gerechtigkeit war das Losungswort der siegreichen Bauern gewesen.

So herrschte um 1500 eine allgemeine politische Trostlosigkeit. In den Städten wurden die ärmeren Klassen proletarisiert. Das neu eingeführte Römische Recht, welches das zersplitterte heimische Recht ersetzen sollte, erkannte gewissermaßen die Rechtlosigkeit der Person an dem rohen Sachrecht gegenüber; die Bauern haßten die Juristen, die sich zum großen Teil aus den jüngeren Söhnen des Adels rekrutierten. Die Preise stiegen, der Kornwucher nahm zu. Der niedere Adel schmarotzte und raubte weiter. Der knechtende Adel und die verknechteten Bauern kamen sittlich herunter. Das Erbrecht wurde den Zinsbauern bestritten und die Leibeigenschaft aufs Neue eingeführt. Ein Freiherr von Redwitz unterzeichnete sich selbstgefällig als „Bauernfeind.“ Dazu kam der Ablaßhandel, der den kleinen Leuten das wenige Geld aus der Tasche zog.

So begannen die Bauernunruhen, die schon seit etwa 1400 Vorspiele gehabt hatten, wie den „Bundschuh“ und den „armen Konrad.“ 1524 und 1525 wurden sie blutig unterdrückt. „Die Genugtuungen, die sich die Aufständischen verschafften, mit einziger Ausnahme von Weinsberg, sind harmlos und gutmütig zu nennen. Es ist richtig, sie haben ein paar schwangere Frauen aus den Betten geworfen, sie haben die Gräfin Helfenstein auf einem Mistwagen aus Weinsberg spediert; die Gräfin Westerberg auf Alt-Leiningen hat ihnen Essen kochen und die Kapitäne bei Tisch bedienen müssen; sie haben ein paar feiste Mönche herumgestoßen und verängstigt. Aber was will das besagen im Vergleich mit der viehischen Mordlust, die sich an den Bauern, Weibern und Kindern sattraste, mit den Strömen Blutes, in denen der Aufstand erstickt wurde, zu schweigen von den zahllos Jahrhunderte hindurch verübten Mißhandlungen und Gewalttaten?“

Die Wünsche der Bauern aber waren reaktionär gewesen: sie wollten nicht bäuerliche Personalgemeinden, sondern die überlebten Realgemeinden nach Art der alten kommunistischen Markgenossenschaften, bei denen der Mensch nur ein Anhängsel an die Hufe war.

„Ein paar vereinzelte Zuckungen hier und da, dann versank unser großes Volk verachtet, verächtlich in jenen von seinen hohen Führern so nachdrücklich angestrebten Zustand eines corpus vile, geduldig ertragend die Fußtritte einheimischer und fremder Peiniger, bis endlich im 19. Jahrhundert die ersten Strahlen gemeinfreiheitlichen Morgenrotes den Boden wieder beleuchteten und erquickten.“

Naturalwirtschaft kam wieder auf, die Geldwirtschaft versumpfte, kein Absatz für erzeugte Waren, sinkende Bedürfnisse, der deutsche Großkaufmann verschwindet, die einheimischen Silberbergwerke verfallen: das alles war eine Folge der Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ost-Indien.

Der dreißigjährige Krieg machte vollends den niederen Deutschen zum Halbtier. Dann begannen in dem neu heranwachsenden norddeutschen Großstaate die ersten Reformen. In die Fußtapfen der sozialen Kaiser Karl, Konrad und Heinrich traten die sozialen Könige: Friedrich I. von Preußen hob die Leibeigenschaft in den königlichen Domänen Ostpreußens auf, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große wirkten in gleicher Richtung, während in West-, Mittel- und Süddeutschland die Landesväter ihre Untertanen als lebendige Ware wie das Vieh verkauften und vermieteten.

Niebuhr sagt 1806:

„Ich habe in diesen Tagen, (auf der Reise nach Ostpreußen) nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue, Gutmütigkeit vereinigt zu finden erwartet: mit einem großen Sinne geleitet, wäre das Volk der ganzen Welt unbezwinglich gewesen.“

Am neunten Oktober 1807 erfolgte Steins Befreiungsedikt, es wurde aber erst 1811 durch Hardenberg verwirklicht.

„Diesem Manne allein verdanken wir den selbstständigen und intelligenten Bauernstand, den wir heute mit fast 1¼ Million Höfen in Preußen haben.“

Alle Bauern wurden zu unbedingten Eigentümern ihres Landes. Eine folgenschwere, traurige Wirkung der neuen Gesetzgebung war allerdings folgende, und noch heute leidet unser Volksleben unter ihr auf's schwerste: bei der Aufteilung des Gemeindebesitzes unter die Gemeindemitglieder kamen die kleinen Häusler schlecht weg. Früher konnten sie etwas Vieh auf den Gemeindeanger schicken, konnten Holz aus dem Gemeindewalde holen; jetzt war ihnen das verboten, da die großen Bauern alles für sich erworben hatten; es entstand ein ländliches Proletariat, das sich den großen Gütern anbot: heute zieht es massenweise in die Städte und nach dem Westen, und den Gutsbesitzern fehlt es an Arbeitskräften.

Friedrich Wilhelm III. aber wurde reaktionär, die erhofften Reformen wurden in Preußen zum großen Teil nicht ins Leben gerufen: Freizügigkeit, Beseitigung der Patrimonialgerichte blieben fromme Wünsche. Im Jahre 1848 erwachte der Arbeiterstand in den Städten zunächst als nationale Partei, trat aber 1869 offen der „internationalen Assoziation“ bei und wurde so gänzlich politisch unfruchtbar. 1879 wurde das Sozialistengesetz erlassen und endlich im Jahre 1881 am 17. November erschien die Botschaft Wilhelm I., ein Werk Bismarck's, der das besprochene Buch gewidmet ist, und leitete die Versicherungsgesetzgebung und den Versicherungszwang ein. Die Wahlen von 1907 zeigten, daß die sozialdemokratische Hochflut vorüber ist.

„Die Sozialdemokratie ist nichts als ein fortgesetzter Bundschuh. Die deutschen Fabrikarbeiter wollen Reichsstand werden, resp. bleiben, wie die Bauern 1524 und 1525. Die Bauern hat man erwürgt, dann hat man unser Volk als Ware behandelt und jetzt möchten es viele als gut geschmierte Maschinen ausnützen. Das Komische ist nur, daß man von Maschinen auch Patriotismus verlangt.“

Bayern und Württemberg haben ihren Zensus bei den Landtagswahlen abgeschafft, Bayern das Reichstagswahlrecht eingeführt: „Nun hat Preußen das Wort.“

Der Verfasser des Werkes hat sich mit hingebendem Fleiß und großem Ernst in den gewaltigen Stoff, die ungemein umfangreiche Litteratur hineingearbeitet und das Geschaute in ansprechender und lebendiger Weise zur Darstellung gebracht. Er selbst hat, wie er im Vorwort mitteilt, an dem Zustandekommen der sozialen Gesetzgebung, also wohl als Beamter, mitgearbeitet und war von warmer Zuneigung für seinen Gegenstand beseelt, denn wie er selbst zitiert:

„Niemand weiß vollkommen, der nicht vollkommen liebt.“
„Die deutsche Rasse, so lange sie lebt, kann niemals aufhören nach Gemeinfreiheit, nach Geltung und Berechtigung des Einzelnen im politischen Dasein der Nationen zu verlangen. Die Vermählung dieses ebenso noblen wie nützlichen Wunsches mit dem Segen preußischer Zucht und Ordnung, das ist die Aufgabe, die unserem Geschlecht vom Schicksal gestellt worden ist.“

Eine Kritik liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen, sie ist wohl schon von anderer Feder an dieser Stelle gegeben worden oder wird noch gegeben werden. Auf einige Kleinigkeiten nur möchte ich aufmerksam machen, die bei einer zweiten Auflage leicht zu verbessern wären. So ist der erste Satz des Werkes wissenschaftlich nicht korrekt. Die Hallstadtzeit ferner wird wohl allgemein nicht zur Eisen-, sondern zur Bronzeperiode gerechnet. Das Urteil über einzelne Männer, wie Platon, Augustinus, Friedrich Wilhelm III. scheint mir etwas sehr summarisch. Ferner

ist wohl etwas zu wenig betont, daß die Differenzierung, die Sonderung, die aus der Masse der gleichberechtigten Gemeinfreien ein niederes Volk entstehen ließ, nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch in Beziehung auf Kultur und Bildung gewirkt hat. Das aber sind alles, wie gesagt, Kleinigkeiten; dem Werke ist durchaus ein recht weiter Leserkreis zu wünschen. Es wird sicher dazu beitragen, die Ansichten über unser nationales Volksleben und die naturgemäße Richtung seiner Entwicklung zu klären.

Die „Hebung" der Frau.

Von Dr. Kaethe Schirmacher (Paris).

Es ist ein Ausdruck, dem man noch öfters begegnet und der mich jedesmal verdrießt. Er findet sich an ganz unvermuteten Stellen. Er stand in den Satzungen des Bundes deutscher Frauenvereine. Als wir im Herbst 1906 in Nürnberg einige Satzungsänderungen vornahmen, hörte ich mit Befremden, der Bund deutscher Frauenvereine bezwecke „die Hebung des weiblichen Geschlechts und die Förderung des Allgemeinwohls". Wir waren dann einstimmig, eine Umstellung zu machen und „die Förderung des weiblichen Geschlechts und die Hebung des Allgemeinwohls" zu setzen.

Woher diese Einstimmigkeit? Weil wir, im Bunde deutscher Frauenvereine wenigstens, nachgerade die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß auf vielen Gebieten des Lebens die Frau die Hebende, nicht die Gehobene ist. Diese Ueberzeugung entspricht den Tatsachen; sie ist ein Stück gerechtfertigten Selbstgefühls und eine Errungenschaft der Frauenbewegung. Von einer Hebung des weiblichen Geschlechts schlechtweg konnte nur eine Zeit sprechen, welche die Frau in allen Punkten unter den Mann stellte. Die Inventur männlicher und weiblicher Fähigkeiten, männlicher und weiblicher Leistungen, männlicher und weiblicher Forderungen, die man „Frauenbewegung" nennt, hat nun festgestellt, daß es einige Gebiete und Punkte gibt, auf denen man schlechterdings nicht anders als von einer „Hebung des Mannes" sprechen kann.

Gehen wir einmal die Liste durch. Es steht außer Frage, daß das männliche Geschlecht als solches geistig mehr geschult und entwickelt wird als das weibliche. Ich beschränke mich bei den Beispielen auf Deutschland, wo dem Knaben des Volks die obligatorische Fortbildungsschule, die regelmäßige Lehre, der Heerdienst, die Ausübung politischer Rechte und die mit einem Männerleben verbundene vielseitigere Lebenserfahrung fünf Bildungsmittel gewährleisten, von denen drei dem Mädchen durch Gesetz, die anderen durch Gewohnheit und Sitte entzogen sind; auf Deutschland, wo der größte Staat in den Etat für höhere Schulen 97 % für die Knaben einstellt und 3 % für die Mädchen, wo zwei Drittel aller höheren Mädchenschulen heute noch Privatschulen sind, wo Mädchen erst seit etwa 15 Jahren zum Abiturientenexamen und den Universitäten Zutritt haben, wo die staatlich konzessionierte Mädchenbildung sehr oberflächlich ist, die Berufsbildung der Mädchen eine oft ungründliche und lückenhafte, die Lebenserfahrung der Frau eine beschränkte und ihre soziale Erziehung durch Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten eine äußerst gehemmte ist. — Es ist unbestreitbar, der deutsche Mann ist der Frau im Durchschnitt an Bildungsmöglichkeiten voraus, und man darf sagen, daß die Bildung des weiblichen Geschlechts zu heben sei.

Nur muß bemerkt werden, daß die Frau für diesen Mangel an Bildung nicht verantwortlich ist. Daß sie die Strebsamere und geistig Regsamere von Natur, hat sie ein für allemal im Paradiese dargetan, wo sie und nicht der schläfrige Adam die Frucht vom Baume der Erkenntnis brach. Ihre natürlichen Gaben auf geistigem Gebiet sind sogar derart, daß Multatuli in der Parabel von Thygater den Ausschluß der Frau von der Geisteskultur schlechtweg durch die Konkurrenzfurcht des Mannes erklärt. Wie dem auch sei, sie wurde als Geschlecht ausgeschlossen, wie oft sie sich als Individuum auch gegen diesen Ausschluß wehrte, wie lebhaft und feurig sie auch als Einzelne jede Bildungsmöglichkeit und geistige Betätigung wahrnahm, was ja die Namen von hunderten, ja tausenden gelehrter, geistreicher, bedeutender Frauen in Orient und Occident, in Heiden- und Christentum, in Altertum, Mittelalter, Neuzeit beweisen, bis die Stunde der Frauenbewegung schlug und die Frau als Geschlecht gegen ihren Ausschluß von höherer Bildung protestieren konnte. Sie aber hat diese ungünstigen Zustände nicht geschaffen, sondern erduldet; nicht sie hat die Lehrpläne der Mädchenschulen gemacht, sondern der Mann. Sie war nicht das Subjekt, sondern das Objekt der Schulgesetze. Die Verantwortung für Gestriges wie Heutiges liegt nicht bei ihr.

Darf man also davon sprechen, die Bildung der Frau zu heben, so ist der umfassendere Ausdruck: „die geistige Hebung der Frau" energisch abzulehnen. — Der Durchschnitt der Frauen ist dem Durchschnitt der Männer an geistiger Begabung sicher zum mindesten gleich. Die geistige Begabung der Frau mag in manchen Punkten andersartig sein als die des Mannes — darüber wissen wir noch nicht viel, weil uns die nötigen Erfahrungen fehlen —; sehr viel weibliche Begabung und geistige Anlage wird auch im Haushaltströdel, schlechtem Unterricht, öder Geselligkeit, Kindbetten, grauer Pfennigmisere zerrieben und verschleudert — aber das geistige Pfund ist da, und wo damit gewuchert wird, trägt es reiche Früchte. Deshalb müssen wir die „geistige Hebung" der Frau von der Hand weisen. In der geistigen Anlage stehen die Geschlechter pari. Nur in der Verwendung tritt der große Geschlechtsunterschied ein, der hier im außerhäuslichen Beruf einzelne deutlich sichtbare, scharf abzusondernde, namentlich bekannte intellektuelle Leistungen zeitigt, dort im häuslichen Beruf die Gabe in kleine und kleinste Münze des Tages umsetzt, in anonymer Kollektivarbeit verausgabt.

Ganz absurd aber wird der Ausdruck „die Hebung der Frau", wenn man ihn auf das sittliche Gebiet anwendet. Die Frau ist in ihrer Gesamtheit das unbestreitbar sittlichere Geschlecht, ein Geschlecht, das man so lange mit Ruten und Skorpionen gezüchtigt, bis es die Zeiten und Gewohnheiten polygamen Geschlechtsverkehrs vergaß und die Monogamie als seine Norm und sein Gesetz annahm. Vielleicht infolge natürlicher Bedingungen etwas leichter, jedenfalls aber unter dem Druck vernichtender Verurteilung, bürgerlicher Ehrlosigkeit, schwerster rechtlicher Ahndungen ist die Frau als Geschlecht zu sexueller Reinheit und Enthaltsamkeit vor und nach, zu sexueller Treue in der Ehe allgemein erzogen worden.

Ihr Erzieher, dessen ursprünglich ebenso polygame Instinkte eine solche Faust und rechtlich-soziale Zuchtrute nicht zu spüren bekamen, dessen Anleitung zur Monogamie eine jämmerlich theoretische blieb, weil eben der Gesetzgeber die Gesetze allenfalls noch für sich schrieb, ihre Befolgung von sich aber nicht erzwang — ihr Erzieher befindet sich moralisch auf einer viel tieferen Stufe als die Erzogene. — Einen Teil der Frauen, die schwächsten selbstverständlich, hat er seinen ungezügelten Trieben zueigen gemacht; dieser Teil, die eigentlich Prostituierten, bildet die Minderheit von Frauen, mit der die Mehrzahl der Männer den nicht ehelichen Geschlechtsverkehr treibt.

Die Frauen über diesen Verkehr unterrichtet, den Versuch einer Bilanz gemacht, hier die Verantwortlichkeiten überhaupt einmal aufgestellt, die Ungerechtigkeiten der doppelten Moral, die Härten und Grausamkeiten der Gesetze gegen die Frau scharf beleuchtet zu haben, ist das Verdienst der Frauenbewegung und des Abolitionismus. Täglich weiten beide ihre Kreise, und wer uns heute auf sittlichem

Gebiet von einer „Hebung der Frau“ spricht, muß sich nicht wundern, wenn wir nur lächeln: der Menschheit sittlicherer Teil ist die Frau, der Menschheit idealerer Teil ist die Frau, der Menschheit opferfähigerer Teil ist die Frau. Wie ein Amerikaner sagte: woman as sex is better than man. Und wäre es nicht bis zur Erschlaffung abgenutzt, man möchte doch noch: „das ewig Weibliche zieht uns hinan“ — zitieren.

Wir haben, über solche Behauptungen hinaus, deutliche Beweise des Gesagten in den Statistiken, die den stärkeren Alkoholismus des Mannes, seine stärkere Venerie und seine stärkere Kriminalität feststellen, drei schwere Beeinträchtigungen seines individuellen und generellen Wertes, denen er nur seine stärker hervortretenden geistigen Leistungen, auf Grund besserer Bildung, gegenübersetzen kann.

Da genügt eine so einfache Betrachtung der Tatsachen wie die vorstehende, um die Anschauung zu bestätigen, daß die Frauen wohl die eigentlichen Stützen der Gesellschaft sind, und daß es heute nicht mehr ziemt, von einer Hebung des weiblichen Geschlechts zu sprechen, wo es sich doch höchstens noch um eine Förderung seiner Bildung handeln kann; aber auch da hat eine Elite von Frauen schon die Spitze des Zuges erreicht, und die Ideen, welche heute die Weltkultur aufs lebendigste fördern, die Ideen sozialer-mütterlicher Fürsorge, die Ersetzung des Zwangs durch Erziehung sind bald hier, bald da, bald in dieser, bald in jener Form ebensogut Frauen- wie Männergedanken.

Streiflichter.

Deutschlands Isolierung. Wir meinen hier nicht so sehr die politische, als die kulturelle, wie sie in der von unseren Regierungen beliebten Stellungnahme zu solchen Kulturfragen leider immer wieder zu Tage tritt, die über die klägliche Enge „nationaler Gesichtspunkte“ hinausgreifen. Wo geht denn eigentlich heute noch „Deutschland in der Welt voran“? Einzig in der hartnäckigen Abkehr, dem Rückzugsmarsch vor allen Zukunftsideen! Der winzige Vorsprung in der sozialen Gesetzgebung der 80er Jahre ist längst von anderen Staaten überholt; von der faktischen Durchführung der Gerechtigkeitsidee: Keine Privilegien, gleiches Recht für Alle! ist keine Rede; in der Ohnmacht der Parlamente und der Ausgestaltung des Wahlrechts rangiert es mit Rußland; selbst im allerheiligsten Militärwesen munkeln Sachverständige von allerhand Rückständigkeiten. Der gewaltig drängenden Idee nach internationaler Verständigung über das werdende Völkerrecht setzt es zähen Widerstand entgegen, von der Frauenfrage gar nicht zu reden — und gar in Erziehungsfragen — du lieber Gott!

Nicht als Nörgler, sondern als vaterlandsliebende Warner stellen wir die Tatsachen fest. Die glatte Ablehnung, die von der preußischen Regierung soeben wieder dem Gedanken einer gemeinsamen internationalen Aussprache über die dringendsten Erziehungsreformen unserer Zeit entgegengesetzt worden ist, gibt uns den äußeren Anlaß dazu. Die schüchterne Hoffnung, die wir noch im Leitartikel der letzten Nummer dieser Blätter aussprachen, daß Preußens Unterrichtsministerium sich nicht wieder freiwillig von der Mitarbeit an dem kommenden Londoner Kongreß ausschließen werde, ist rasch zu Schanden geworden. Für eine dringend nachgesuchte persönliche Berichterstattung über das Geplante hatte Exzellenz Holle keine Zeit; die durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes überreichte Einladung des englischen Unterrichtsministeriums (das, wie gemeldet, zugleich mit den Unterrichtsministerien von Frankreich, Italien, Rumänien, Spanien und Belgien den Kongreß patronisiert) ist, wie es scheint, glatt abgelehnt worden. Das offizielle Preußen hat offenbar ein so vorzügliches Schulwesen, daß es darauf stolz verzichten kann, von Anderen — und nun gar von nicht ausdrücklich dazu vom Staate Autorisierten — etwas zu lernen.

Das ist genau die gleiche Haltung, wie sie Professor Dr. Walther Schücking (Marburg) im Berliner Tageblatt vom 22. Mai mit Rücksicht auf die Haltung Deutschlands auf der zweiten Haager Friedenskonferenz charakterisiert. Er schreibt unter dem Titel: „Die Organisation der Welt“, nachdem er zunächst die Tatsache beleuchtet, daß fast immer das Eintreten neuer weltgeschichtlicher Epochen von den Zeitgenossen aus Mangel an Augenmaß verkannt wird, u. A. folgendes:

„So verkennt die Gegenwart, daß wir in unserer Zeit in ein neues Zeitalter der Weltgeschichte eintreten, das uns eine weltstaatliche Organisation bringen wird. Eine vielgerühmte „nationale“ Erziehung hat uns zwar gelehrt, daß das unabhängige Nebeneinander der Staaten sozusagen „der Weisheit letzter Schluß“ sei, aber wer die Dinge von der höheren Warte der Geschichtswissenschaft aus unbefangen würdigt, der begreift, daß dieses Zeitalter der Desorganisation eher einen Ausnahme als den Normalzustand bedeuten dürfte. . . . .

Die weltstaatliche Organisation der Zukunft kann nur auf dem gleichberechtigten republikanischen Nebeneinander der Staaten beruhen. Dazu aber ist der Anfang gemacht. Eine „Flutwelle von Internationalismus“ ist nach einem trefflichen Worte von Roosevelt seit den letzten Jahrzehnten über unsere Erde dahingeströmt. Diese Flutwelle ist hervorgerufen durch die erst im neunzehnten Jahrhundert aufgetauchte Gemeinschaft der internationalen Interessen, die ihrerseits wieder in dem gesteigerten Verkehr wurzelt. Das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, unser Zeitalter, von dem man sagen kann, daß es zum Beispiel in Telegraphie und Telephonie geradezu den Raum überwunden hat, bedarf einer ganz neuen überstaatlichen Organisation. Es ist ein Wahnsinn, daß Staaten, die man im Dunkel der Nacht mit dem Eilzug durchfliegt, gegeneinander in Waffen starren. Schon suchen unzählige einzelne internationale Zweckverbände den anderen Bedürfnissen schlecht und recht zu genügen. Kein Zweifel, die Zukunft gehört dem Internationalismus. Aber wie stehen dazu das deutsche Volk und seine Regierung? Leider hinken wir Deutschen mit unserem Nationalstaat den anderen Kulturnationen, wie Frankreich und England, um Jahrhunderte nach. So erklärt es sich, daß wir national sind „bis auf die Knochen“ zu einer Zeit, wo die übrige Kulturwelt schon anfängt, international zu werden. Und doch braucht man das nationale Ideal über dem internationalen nicht fallen zu lassen. Aufgabe der Zukunft ist es vielmehr, das nationale Ideal mit dem internationalen zu vereinen . . . Die zukünftige Stellung unseres Vaterlandes im Rate der Völker wird davon abhängig sein, daß wir jenes neue Problem zu lösen wissen. Sonst könnte es uns gehen wie jenen Einzelstaaten in Deutschland, die überrannt worden sind, weil sie sich gegen den nationalen Gedanken sperrten. . . . .

Kein geringerer als Leopold v. Ranke hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die auswärtige und die innere Politik eines Staates nur die eine aus der anderen begriffen werden könne. Eine Regierung, die im Innern sich sträubt, dem Zeitgeiste die notwendigsten Konzessionen zu machen — man denke nur an die Frage des preußischen Wahlrechts — wird auch nach außen hin nicht das Banner des Fortschritts ergreifen. So begreifen wir es, wenn Deutschland auf dem zweiten Haager Kongreß die Begründung eines Weltschiedsgerichts, „das große zentrale Problem der ganzen Konferenz“ (nach Zorn), zu Fall gebracht hat. . . . .

Wie mir von einem hochangesehenen, offiziellen wissenschaftlichen Konferenzteilnehmer eines auswärtigen Staates erzählt ist, hat tatsächlich auch auf dem zweiten Haager Kongreß wiederum allgemeine Verstimmung über Deutschland geherrscht. Mochte der Weltschiedsgerichtsvertrag seine Schwächen haben, und wäre er selbst ein bloßer Schein gewesen, so würde nach einem Worte Zorns trotzdem darin eine bedeutungsvolle Wahrheit liegen können, nämlich die Verbesserung der internationalen Luft und des internationalen Lebens, die durch Nachgeben gegen weitverbreitete und stark sich geltend machende Strömungen gewonnen werde. Leider sei solchen Erwägungen wohl der Soldat, aber nicht der Bureaukrat zugänglich. . . . .

Wir sehen, Deutschland wird nicht isoliert, wir isolieren uns selbst. Denn im Volke der Dichter und Denker fehlt das Verständnis für die größte Idee der Zukunft: die Organisation der Welt.

* * *

Moral im Denken. In einem Freidenkerblatte steht folgendes als Aeußerung eines Würzburger Moralprofessors:

„Es ist verboten, dem Teufel neugierige Fragen vorzulegen, und es wäre eine schwere Schuld, sich mit dem Satan im Falle

der Besessenheit in ein langes Gespräch einzulassen; dagegen ist es wahrscheinlich nur eine läßliche Sünde, ihm nur die eine oder die andere neugierige Frage vorzulegen."

Das ist ungeheuerlich! Nichtwahr?

In derselben Nr. steht ein Leitartikel über „Pfäffische Bauernfängerei", der die Gedanken eines „Freidenkers" giebt. Da heißt es:

„Die Menschen schufen sich ihren Gott! Beweis: Jedes Volk, auch der Wilde, hat seinen Gott. Die Verschiedenheit der Götter aller Völker beweist, daß der Begriff Gott von den Menschen erdacht, also eine Idee ist, nichts mehr."

Ist diese Logik nicht ebenso ungeheuerlich? Denn so könnte man sagen: die Sonne haben sich die Völker verschieden vorgestellt, als Scheibe, als Kugel, selbstwandelnd, gefahren, stillestehend; also ist der Begriff Sonne von den Menschen erdacht, also eine Idee, nichts weiter!"

Oder die andere Logik:

„Mit bloßen Schlüssen das Dasein Gottes zu beweisen, ist eines denkenden Menschen unwürdig. Was kann ich nicht alles schließen und alles kann falsch sein."

Danach dürfte ich auch nicht auf Elektrizität schließen. Denn sinnlich ist sie auch nicht wahrnehmbar, nur erschlossen.

Ueber die Frage, ob der gute Mann sachlich recht hat oder nicht, reden wir natürlich nicht. Es frägt sich nur, auf Grund wovon und wie man schließt. Ob aber, wer als Freidenker jene Logik verübt, mehr Freidenker ist, als jener schwarze Professor, das darf bezweifelt werden. Es giebt auch Frei—Denker, die ihren Namen daher leiten, daß sie nur frei vom Glauben sein wollen und frei vom Denken sind. Pfäfferei dieses wie jenes, jenes des Aberglaubens, dieses des Abernichtglaubens. Frei denkt keiner von beiden. Und es giebt auch eine Moral des Denkens.

Ein Freidenker.

F. St.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der Sitzung des Hauptvorstandes vom 28. April. Der Vorsitzende berichtet über den Fortgang der Vorbereitungen für den Londoner Kongreß. König Eduard von England habe schriftlich sein Interesse daran ausgesprochen; das englische und französische, sowie das belgische und italienische Unterrichtsministerium haben sich zum Patronat des Kongresses bereit erklärt. Auch an die deutschen Regierungen werde jetzt herangegangen. Redner habe mit Professor Döring zusammen eine Audienz beim preußischen Kultusminister nachgesucht, und das englische Foreign und Kolonial-Office werde offiziell die deutschen Regierungen in Berlin, Dresden, Stuttgart, München, Karlsruhe usw. zur Teilnahme einladen. Es sei zu hoffen, daß Kultus- und Handels-Ministerium und das Auswärtige Amt darin Hand in Hand gehen würden. Zur Frage der Kosten-Aufbringung gibt der Vorsitzende vertrauliche Mitteilungen, wonach bereits einige größere Summen gezeichnet seien, und legt einen Entwurf zu einer Einladung vor, durch die zur Beteiligung an der Aufbringung größerer Mittel aufgefordert werden solle. Nach näherer Besprechung, an der sich Penzig, Jaffé, Rothe, B. Meyer beteiligen, wird der Entwurf zu redaktioneller letzter Feile Herrn Geheimrat Foerster und Dr. Penzig überwiesen.

Der Schriftführer berichtet über die Einladung der Deutschen Friedens-Gesellschaft zum ersten deutsch nationalen Friedens-Kongreß (9.—10. Juni in Jena). Der Vorstand beschließt, Herrn Dr. Penzig mit der Vertretung zu betrauen und wirft dazu 60 Mk. aus dem Wanderrednerfonds aus. Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt lädt zu ihrer II. Konferenz am 11. und 12. Mai d. J. in Berlin ein. Der Vorstand beauftragt Frl. L. Jannasch mit seiner Vertretung. Der Schriftführer verliest einen Brief von Dr. Rieß-München über die Erledigung des Auftrages, der ihm, Dr. Pfungst-Frankfurt und Geheimrat Foerster-Berlin vom Gesellschaftstage erteilt worden war betreffend Redaktion von Punkt 3 der Normativbestimmungen des Hauptvorstandes an die Abteilungsvorstände. Punkt 3 soll nunmehr lauten:

3. Verhältnis zu anderen Vereinigungen: Der körperschaftliche Beitritt von Abteilungen zu Gesellschaften und Vereinen von verwandter Richtung oder ein Zusammenwirken mit solchen von Fall zu Fall in gemeinschaftlichen Ausschüssen, Ausführungsorganen und dergl. für besondere Zwecke, die im Rahmen unserer Bestrebungen liegen, ist gestattet. Ein engerer Zusammenschluß mit solchen Vereinigungen darf nur mit Zustimmung des Hauptvorstandes und unter Wahrung der in den §§ 1 und 2 der Satzungen ausgesprochenen Grundsätze und unter dem Vorbehalt der völligen Selbständigkeit der sachlichen Entscheidungen erfolgen. Sollte eine Einigung zwischen dem Hauptvorstand und dem Abteilungsvorstand nicht zu erzielen sein, so bleibt die Angelegenheit der definitiven Entscheidung des Gesellschaftstages anheimgestellt."

Der Vorstand akzeptiert diese Fassung einstimmig.

An Mitgliederbeiträgen der Abteilungen für 1908 sind eingegangen von Abteilung Wiesbaden (Mk. 61), Abteilung Breslau (Mk. 46, dazu Extra zur partiellen Deckung des Defizits Mk. 14), Abteilung München (Mk. 80).

Der Vorstand nimmt mit Dank davon Kenntnis und bittet die übrigen Abteilungsvorstände dringend, diesem guten Beispiele bald nachzufolgen, um der Kassenführung ihr schweres Geschäft zu erleichtern.

gez. W. Foerster. Dr. Penzig.

Abteilung Berlin. Am 15. Mai hielt im Bürgersaal des Rathauses zu Berlin Professor Wilhelm Foerster einen Vortrag über den im September des laufenden Jahres in London zu veranstaltenden internationalen Kongreß für Reform des Erziehungswesens. — Der Vortragende schilderte zunächst, in welcher Weise die ethische Bewegung in Deutschland von Anfang an bemüht gewesen ist, die Entwickelung eines wahrhaft gemeinsamen, von den Verschiedenheiten der religiösen und politischen Anschauungen unabhängigen Moral-Unterrichtes zu fördern. Zunächst geschah dies durch ein Preisausschreiben, welches zur Belebung und Vertiefung der bezüglichen Literatur zweifellos beigetragen hat, sodann durch die Organisation eines internationalen Zusammenwirkens mit den entsprechenden Bestrebungen in den andern Kulturländern. Als einen Gipfelpunkt solcher Organisation plante man die Begründung einer internationalen Zentralstelle der moralpädagogischen Forschung und Praxis in Gestalt einer sozial-ethischen Akademie. Eine von hervorragenden Männern aus der Schweiz und Deutschland, aus England, Frankreich, Italien und Nordamerika besuchte Zusammenkunft in Zürich (1896) schuf zunächst die Organisation eines sogenannten ethischen Bundes und im Mittelpunkt desselben in Zürich ein internationales General-Sekretariat mit der Aufgabe einer umfassenden periodischen Berichterstattung über den Fortgang der Bewegung und insbesondere über die Fortschritte der pädagogischen Reformen. Aus einer zweiten internationalen Zusammenkunft (Eisenach 1906) ging dann eine weitere Stärkung der Aktion des ethischen Bundes hervor. Das General-Sekretariat wurde jetzt Herrn Gustav Spiller definitiv übertragen und in Berlin domiziliert. Und von Herrn Spiller ist nun, mit Hülfe der Freunde aus allen Ländern, die Veranstaltung eines umfassenden internationalen Kongresses für Reform des Erziehungswesens eifrigst betrieben worden. Man hat London zum Versammlungsorte gewählt, weil gerade in England die Bewegung für Erziehungsreform in steigendem Maße die weitesten Kreise ergriffen hat. Aber auch in den anderen Kulturländern hat der Gedanke eines solchen Kongresses bei den erzieherischen Fachmännern der verschiedensten Richtungen und sogar bei den obersten Schulbehörden Zustimmung gefunden, sodaß auf eine recht lebhafte und vielseitige Beteiligung gerechnet werden darf. Das preußische Unterrichtsministerium hat zwar eine offizielle Beteiligung abgelehnt; es darf jedoch, da die Unterrichtsministerien von London, Paris, Rom, Madrid und Brüssel zu der ganzen Veranstaltung ihre Beteiligung erklärt haben, sicher erwartet werden, daß auch in Berlin die Form gefunden werden wird, um, entsprechend der lebhaften Anteilnahme einer Reihe der bedeutendsten deutschen Fachmänner, auch von Seiten der Regierung eine verständnisvolle Auffassung der Ziele des Kongresses kundzugeben.

Offenbar hat, wie der Vortragende näher ausführt, in den letzten Jahren bei den Menschenfreunden und den soliden Denkern aller Kulturländer, und zwar in allen Parteien, bei allen Konfessionen und im Bereich der verschiedensten Weltanschauungen, der Eindruck sich verstärkt, daß angesichts der gefahrdrohenden Zunahme vieler Erscheinungen sittlichen Verfalles eine nachdenklichere Gemeinsamkeit und Verinnerung der Fürsorge für die Erziehung und Gesittung der Jugend unerläßlich ist. Haben doch auch die Schulbehörden schon begonnen, sich um die hygienischen und moralischen Probleme der sogenannten Sexual-Aufklärung zu bekümmern. Und bildet doch in allen Kulturländern, welche mit Kolonialfragen zu tun haben, die einsichtigste Gestaltung der erzieherischen und überhaupt der sozial-ethischen Fürsorge für die verschiedenen Menschenrassen eines der schwierigsten und wichtigsten Probleme. Auch die ärztliche und die richterliche Welt befaßt sich immer ernster mit den Erziehungsfragen. Immer einleuchtender und immer günstiger für die Entwickelung einer höheren Sicherheit und Gemeinsamkeit moralischer Ueberzeugungen wird es auch, nach der Ansicht des Vortragenden, daß nicht blos die biologische Wissenschaft, sondern noch wirksamer, auch gegenüber gewissen Irrtümern, die von dilettantischen Auffassungen der biologischen Forschungsergebnisse hinsichtlich des Rassenproblems genährt worden sind, jetzt die physikalische Energie-Lehre uns mit ergreifenden Deutungen des Seelenlebens und der Dauergröße seiner Erinnerungs- und Gedankenwelt bereichert,

auf Deutungen, welche auch für die naturwissenschaftlich gesinnte Menschenwelt ähnliche Befestigungen und Erhebungen sittlichen und erzieherischen Wirkens bringen können, wie sie der in Platons Seele aus den ersten Entdeckungen von Dauer-Gesetzen in der Himmelswelt entstandene Gedanke von der **Weltseele** einst jener älteren Kulturwelt, sogar in ihren religiösen Entwickelungen gebracht hat.

Der Vortragende wies auch noch darauf hin, daß, wenn auch der Kongreß unmittelbar keine großen Wirkungen haben sollte, er doch jedenfalls zu der Begründung der oben erwähnten zentralen Einrichtungen die ersten Schritte tun wird. Diese Art der Entwickelung internationaler Organisationen durch Herausbildung ständiger zentraler Institutionen aus größeren Versammlungen, die sich dann unter der Führung der ständigen Institutionen periodisch wiederholen und diesen letzteren dann immer erneute Anregung und Kontrolle zubringen, ist in der wissenschaftlichen Welt durch entsprechende internationale Entwickelungen bereits vollkommen bewährt.

Bücherschau.

Kühle Betrachtungen über Kunst, Literatur und die Menschen. Von L. **Gors**. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1908. Brosch. Mk. 4.

Das Buch **mußte** kommen. Die Kunstverlogenheit der Gegenwart schrie schon lange nach einem kräftigen Rückschlag. Mit wahrer Wonne empfindet man die Kühle dieser Betrachtungen nach der künstlichen Glut und der herkömmlichen Wärme hohler Begeisterungen. Es ist ein Vergnügen, seine heimlichen, mehr oder minder offenen und dann entsprechend anstößigen Ketzereien über die Kunstverhimmelung unserer Tage einmal ruhig und sanft, fast wie selbstverständlich, vorgetragen zu finden von einem Manne, der vergeblich den Laienstandpunkt markiert, aber offenbar heimlich ein Künstler ist, der das Nachdenken über allem Formenschwärmen nicht hat verkümmern lassen. In einem Buche über Kunst einmal keinen pathetischen Schwulst, sondern nüchtern verständige Rede — das tut wohl. Man hat seine Kunstlieblinge noch mal so lieb, wenn man sie nicht mehr lieben **muß**, vielmehr sogar gelegentlich sich gezwungen fühlt, dies oder jenes gegen einen allzu kühlen Froschstandpunkt zu verteidigen. Durchaus lesens- und beherzigenswert sind auch die literarischen Ketzereien des Verfassers. Zum mindesten regt er auch hier zum Widerspruche an und verschafft so dem Leser den unbestreitbaren Genuß, sich klüger zu fühlen als der sonst meist so feinsinnige Mann. Ich denke dabei z. B. an sein Urteil über Goethe's Prosa oder über die Balladendichtung. Der dritte Teil: „Von den Menschen" enthält auch manche gute und nicht eben alltägliche Bemerkung (wiederum neben manchen ganz erstaunlichen Behauptungen), ohne doch nach meinem Urteil an die großartige Aufrichtigkeit und Klarheit der Bemerkungen über die Kunst heranzureichen. Ja, in den letzten Kapiteln über Frömmigkeit, Moral und Psychologie wird der selbstdenkende Leser sogar mit Unlust bloße dilettantische Einfälle statt allseitig durchdachter Urteile in ziemlicher Menge finden, die durch die Berufung auf den sicherlich falsch verstandenen Th. Lipps nicht besser werden.

Immerhin aber macht man die Bekanntschaft eines anregenden und geistvollen Plauderers. -nz-

• • •

Der Paragraphenlehrling. Roman von **Walter Bloem**. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Ein wenig geschickter, weil zunächst nicht recht verständlicher, Titel mit einer recht geschmacklosen Vignette für ein gutes, weil Kraft verratendes Werk. Dem Verfasser eignet scharfe Beobachtungsgabe und ein nicht gewöhnliches Talent, bestimmte Gestalten seiner Heimat — des bergischen Landes — plastisch und bei aller Typenhaftigkeit individuell bestimmt vor den Leser hinzustellen. Dabei beseelt ihn ein ehrlicher sittlicher Abscheu vor der lebenvernichtenden Geistlosigkeit des bloßen formalen Rechts, wie es als Paragraphenlast das Leben des Volkes und rückwirkend auch den lebendigen Gerechtigkeitsgeist seiner berufenen Anwälte erstickt und vernichtet. Man merkt, daß die Empörung dem Dichter den Griffel geführt hat, freilich auch, daß so starke Empfindungen der ausgeglichenen Harmonie eines Kunstwerkes, wie es auch ein sozialer Roman sein sollte, nicht eben förderlich sind. Die Juristenwelt ist mit großer Meisterschaft gezeichnet; weit weniger gelingen dem Verfasser die Schilderungen aus der Welt des Fabrikproletariats; hier erhebt er sich kaum über eine heute längst überholte Fernansicht ohne rechte Vertiefung. Der sozialistische Agitator z. B. ist fast Karrikatur. Auch die Fabel selbst ist nicht ganz frei von einer jugendlichen Freude an starken Effekten (s. das Schicksal der Familie Hönneknovel). Aber es steckt bei alledem schöpferische Kraft und ethische Begeisterung in dem Werke, die uns nach beendeter Gärung einen klaren schönen Wein versprechen. -nz-

Dämon Auslese. Vom theoretischen zum praktischen Darwinismus. Von **Heinrich Driesmans**. Vita, deutsches Verlagshaus. Berlin-Charlottenburg. (1907.)

Der bekannte Herausgeber der „Deutschen Kultur" hat in diesem Bande eine Fülle von Anschauungen niedergelegt, die sich ihm zu einem Gesamtbilde gestaltet haben, nämlich zu der Darstellung, daß die **Auslese**, und zwar die ganz rücksichts- und schonungslose Auslese, die Entwickelung beherrscht.

Nun sollte man aber meinen, es wäre ihm darauf angekommen, zu zeigen, daß diese Auslese in einer bestimmten Richtung sich vollzieht und eine bestimmte Wirkung hervorbringt. Da aber ist er zu besonnen und zu ehrlich den Tatsachen gegenüber, um etwas derartiges behaupten zu können; vielmehr zeigt er unter den verschiedensten Gesichtspunkten, wie die Auslese das eine Mal kulturfördernd und das andere Mal kulturhemmend wirkt, wie auf der einen Seite zwar das Schwache und Widerstandsunfähige zugrunde geht, auf der anderen Seite aber auch das minder Fähige wegen einer gewissen Lebensgewandtheit und Brauchbarkeit obenauf kommt zuungunsten der höheren Begabungen. So ist der Verfasser von einem fast fanatischen Ingrimm gegen die „Rundköpfe" gegenüber den „Langköpfen" beherrscht, von denen aber jene durch ihre Geschmeidigkeit und Gefügigkeit es ermöglichen, sich in alle maßgebenden Stellungen hinein zu lancieren, während die fähigeren und selbständigeren Langköpfe zum Schaden der Kultur von den einflußreichen Stellungen ferngehalten werden. (Diese relative Würdigung der beiden Typen ist natürlich nichts als eine voreilige Verallgemeinerung ohne jeden Wert. Beethoven war z. B ein „Rundkopf" mit dunklen Augen und Haaren!)

Nun ist es sicher in hohem Maße anzuerkennen, wenn ein Autor von scharf ausgeprägten, etwas einseitigen Ueberzeugungen in solcher Weise sachlich vorgeht und nicht etwa zugunsten einer Voreingenommenheit den Tatsachen Gewalt antut. Aber auf der anderen Seite ist doch durch eine Darlegung der Verhältnisse, wie sie eben wirklich sind, nach keiner Richtung etwas gewonnen. Wenn die Auslese blindwaltend wirkt, so ist damit kein Prinzip der Entwickelung gewonnen, kein Regulativ für den Fortschritt oder auch Rückschritt, und die Auslese verliert gerade wegen der Ungleichmäßigkeit, Unberechenbarkeit und Vernunftlosigkeit ihres Eingreifens das „Dämonische", das ihr hat nachgesagt werden sollen. Daß nicht nach Verdienst und Verschulden, nach Brauchbarkeit und Abkömmlichkeit ausgesondert wird, hebt den Begriff einer „Auslese" auf und verweist das in dieser Hinsicht Geschehende einfach unter die Unvollkommenheiten des Weltganzen.

Dazu kommt noch ein zweites. Die Auslese vollzieht sich nicht durchaus als Naturgesetz oder nach einem Naturgesetze, sondern sie ist sehr vielfältig von dem Einflusse des Menschen, von Kulturtatsachen abhängig. Soweit nun dies der Fall ist, soweit also Kulturbestrebungen und Kulturergebnisse die Auslese leiten, mit Erfolg hemmend oder fördernd zu wirken versuchen, verliert sie den dämonischen Charakter vollständig, und es bleibt gar nichts weiter übrig als die unleugbare und allgemein anerkannte, leicht zu beobachtende Tatsache, daß nicht alle Keime reifen, und daß diejenigen, die vor der Reife zugrunde gehen, weder immer die Schlechteren noch auch immer die Besseren sind. Und auch wenn die Kultur in diese Tätigkeit der Auslese eingreift und es bis zu einem gewissen Grade ermöglicht, zu ändern, so kann sie sich kaum rühmen, gerade in bezug auf das Wichtigste und Störendste, auf diese **Wahllosigkeit** der Auslese, erheblich Wandel geschaffen zu haben. Wenn beispielsweise unsere hygienischen Bestrebungen unzweifelhaft die durchschnittliche menschliche Lebensdauer beträchtlich verlängert haben, so ist damit keineswegs erreicht, daß nicht trotzdem gerade die hervorragend Begabten und Tüchtigen betrübend oft vor der Zeit wegsterben, und daß der statistisch nachweisbare Fortschritt sich anders als wesentlich durch Errungenschaften in der Masse der Gleichgültigen — vielleicht sogar überwiegend; der ganz Schwachen! — vollzieht.

Während also dem Werte die Anschauungs- und Empfindungsweise der Rassenfanatiker zugrunde liegt, bei denen alles durch die Rasse und für die Rasse vor sich gehen soll, kapituliert doch der Grundgedanke vor der Unüberwindlichkeit der entgegenstehenden Tatsachen, und es ergibt sich als Normativ für die Kulturbewegung nichts von irgend welchem Belange.

Während so das Werk im ganzen gewissermaßen seinen Zweck verfehlt hat, ist es im einzelnen von einer Fülle der feinsten Beobachtungen und der treffendsten Bemerkungen, wie man es selten in solcher Fülle zusammenfindet. Nicht als wenn allem in dieser Weise Anzuerkennenden auch sachlich beizupflichten wäre — das schließt sich schon von selber durch die Undurchführbarkeit des Grundgedankens aus, die unwiderstehlich an allen Kanten und Ecken hervorbricht —, aber es gibt an außerordentlichen Anregungen für das Denken dem Leser eine große Masse von wertvollem Stoffe, der durch die Anordnung noch einen höheren Wert bekommt, und den Leser, wenn nicht gebessert, so doch bereichert entläßt. B. M.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Moderne ärztliche Bibliothek

Bisher sind erschienen: (Preis pro Heft 1 Mk.)

Heft 1. Prof. Dr. **A. von Korányi,** Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.
Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg,** Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.
Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund,** Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.
Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss,** Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.
Heft 6. Dr. **Beyer,** Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.
Heft 7. Prof. Dr. **Marckwald,** Berlin: Ueber Becquerelstrahlen und radioaktive Substanzen.
Heft 8. Prof. Dr. **Spies,** Posen: Die Erzeugung und die physikalischen Eigenschaften der Röntgenstrahlen.
Heft 9. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **C. A. Ewald,** Berlin: Erkrankungen der Gallenblase und der Gallengänge mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zu den Erkrankungen des Magens und der Därme.
Heft 10. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **Brieger,** Berlin, Dr. **Martin Mayer,** Berlin: Licht als Heilmittel.
Heft 11. Oberstabsarzt Prof. Dr. **Erich Martini,** Insekten als Krankheitsüberträger.
Heft 12. Stabsarzt Dr. **Hetsch,** Berlin: Die Grundlagen der Serumdiagnostik u. deren Bedeutung für den Praktiker.
Heft 13/14. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **Laqueur,** Berlin: Moderne Hydrotherapie.
Heft 15. Dr. **A. Moll,** Berlin: Sexuelle Perversionen und Geisteskrankheit.
Heft 16. Dr. **Carl Oppenheimer,** Berlin: Bedeutung der Fermente für den Stoffwechsel.
Heft 17. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Eulenburg,** Berlin: Hysterie des Kindes.
Heft 18/19. Prof. Dr. **Beck,** New York: Wert der Röntgenuntersuchung für die Chirurgie.
Heft 20. Dr. **L. Feilchenfeld,** Berlin: Für den praktischen Arzt wichtige Fragen aus der Lebensversicherung.
Heft 21. Dr. **J. Boas,** Berlin: Anzeigen und Grenzen für chirurgische Eingriffe am Magen.
Heft 22/23. Prof. Dr. **Tavel,** Bern: Chirurgische Infektion und deren Prophylaxe.
Heft 24. Dr. **V. Schmieden,** Bonn: Neuere Anschauungen über das Wesen und die Behandlung der Prostatahypertrophie.
Heft 25. Dr. **Carl Bruck,** Berlin: Wesen, Bedeutung und experimentelle Stützen der Ehrlichschen Seitenkettentheorie.
Heft 26/27. Prof. **E. A. Homén,** (Helsingfors, Finland): Ueber den Einfluss der Bakteriengifte insbesondere der sogen. echten Toxine auf die verschiedenen Gewebe des menschlichen Organismus.
Heft 28. Prof. Dr. **Magnus-Levy,** Berlin: Organtherapie und innere Secretion.



Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Sonntag den 28. Juni: Landpartie.
Näheres folgt in nächster Nummer.

Otto Wiegand m. b. H., Leipzig.

Die Unhaltbarkeit der Forderung des Konfirmationsgelübdes.

Ein Vortrag,
eine Sammlung von 20 Urteilen und eine Diskussionsrede von
Carl Bonhoff, Pfarrer an der ev. ref. Gemeinde zu Leipzig.
Preis Mk. **1,80.**

Diese Schrift, welche der Verfasser selbst einen „Notruf an alle protestantischen Eltern" nennt, wird ungeheures Aufsehen erregen; sie ist eine Ausgestaltung des in Kassel gehaltenen Vortrags.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt. Die Redaktion.

Rom oder Athen? Eine Frage aus dem Jahrhundert. Von Kurt Rabing. München, O. Th. Schall. Mk. 0,80.

Aus dem Verlage von Alfred Kröner in Leipzig:

Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung von Professor Ernst Haeckel. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Schmidt. 1908. Mk. 1,60.

Voltaire. Von David Friedrich Strauß. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Hans Landsberg. Volksausgabe. Mk. 1,00.

David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher. Von Dr. Adolf Kohut. Mit sieben Gravüren. 1908. Geh. 3 Mk., gebd. 4 Mk.

Ueber Pfarrer Kutter's Christentum und Sozialismus. Laiengedanken eines Demokraten. Von Ad. Fentenberg. Zürich 1907. Verlag: Art. Institut Orell Füßli.

Fürsorge für die schulentlassene männliche Jugend. Von Pastor Plaß, Direktor des Erziehungsheims „Am Urban" in Zehlendorf. Zehlendorf. 1906. Verlag von Albert Fischer.

Michels, Dr. Robert. Patriotismus und Ethik. M. 0,50. (Leipzig. Felix Dietrich.)

Götzen-Gericht. Eine Anklage der Naturwissenschaft. Von O. Praecursor. Leipzig. 1907. Verlag von Max Altmann. Geh. 1,50 Mk., gebunden 2,20 Mk.

An des Daseins Grenzen. Geschichten und Phantasien von Max Haushofer. München. 1908. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 4,00 Mk.

Deine Pflicht zum Glück. Von einem Menschenfreund. Leipzig. Verlag von Theod. Thomas. Geh. 2 Mk., gebd 3 Mk.

Der Strafprozeß ein Kunstwerk der Zukunft. Ein Vortrag von Dr. Erich Wulffen, Staatsanwalt in Dresden. Stuttgart und Leipzig. 1908. Deutsche Verlagsanstalt. Geheftet 0,75 Mk.

15 Jahrgänge der Ethischen Kultur, gebunden, sind zu verkaufen von J. Staropolski, Eßlingen.

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wetterscheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition
Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland,“ Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule“ (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juni 1908	Nr. 12.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das zweite Quartal. Wir bitten unsere Leser und Freunde recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“, mit ihrer Monatsbeilage „Kinderland“ und der Vierteljahrsbeilage „Weltliche Schule“ möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen. Besonders unsere Ethischen Freunde, die sich in Bädern und Sommerfrischen befinden, bitten wir dringend, dies zu beherzigen und senden ihnen auf Wunsch ☞ kostenfrei Nummern zur Auslage in den Hôtels, Lesezimmern etc.

„Beschwerden wegen unpünktlichen Einganges bitten wir in erster Reihe bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder beim Briefträger anzubringen.“

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Nachträgliches und Verträgliches zu den preußischen Landtagswahlen.

Ich muß gestehen, es wird mir nicht eben leicht, Verträgliches schon jetzt unter dem immer wieder frischen Eindruck des kläglichen Schauspiels der Landtagswahlen zu schreiben; viel lieber trüge ich dem Leser vor, was ich der Regierung bitter nachtrage und übel nehme, nämlich, daß sie die schöne Gelegenheit zu einer Einrenkung der Regierungspolitik nach der sittlichen Seite hin, die obendrein für sie fast schmerzlos gewesen wäre, sich und uns hat entgehen lassen. Die Durchdrückung mindestens des geheimen Wahlverfahrens wäre ihr mit großer Wahrscheinlichkeit, auch wenn der Block einmal zur Abwechselung rechts gekracht hätte, möglich gewesen; sie stände dann selbst mit diesem winzigen Stückchen Reform in bengalischer Beleuchtung des Liberalismus und der Ethik und hätte dabei der Sozialdemokratie nicht nur ein vortreffliches Agitationsmaterial, sondern auch das praktische Mittel aus der Hand genommen gehabt, in dichtbevölkerten Großstadtkreisen die Oeffentlichkeit der Wahl einmal umgekehrt zu Gunsten der Partei wirksam zu machen. „Terrorismus“ nennt man dergleichen bekanntlich, wenn es von der Opposition geschieht; „pflichtmäßige Regierungsfürsorge“ auf der anderen Seite.

Immerhin ist zu hoffen, daß, wenn erst in allen größeren und mittleren Städten der Druck der Partei dem der Regierung die Wage halten wird, auch der preußischen Regierung plötzlich die Augen aufgehen werden für die Unmoral eines mittelbaren Zwanges zu gewisser Stimmabgabe.

Das ist der eine Trost bei der sonst ziemlich trostlosen Geschichte. Denn das bischen Hecht im Karpfenteich-Spielen des halben Dutzend Genossen im Abgeordnetenhause dürfte kaum ersprießlich, noch besonders erfreulich anzusehen sein und wiegt schwerlich den fast unersetzlichen Verlust des sehr eindringlichen Agitationsmittels auf, daß die größte Partei bisher künstlich mit viel Macht und List von den Hallen der Besitz- und Bildungs-Monopolisten ferngehalten wurde. —

Auch die Gesamtphotographie des neuen Hauses dürfte nur von den engeren Familienangehörigen an der Stelle schön gefunden werden, wo das liebe Haupt sitzt; für eine geistige Schönheitskonkurrenz halte ich es nicht für geeignet. Es ist ja zweifellos ein vorzüglicher Witz, wenn man, nachdem der Vorhang über das alte Bild gefallen, der gespannt dasitzenden Zuschauerschaft versichert, jetzt käme eine völlig neue, noch nie dagewesene Nummer — und, wenn der Vorhang hinaufrauscht, lächeln einem die alten Gesichter in der alten vertrauten Gruppierung wieder zu. Nur auf die Länge und Dauer wirkt das etwas frostig und abkühlend; zudem wenn man weiß, daß in 80—90 %, die Wähler keineswegs ebenso erpicht auf ihren alten Abgeordneten waren, als dieser auf die Stimmen seiner Wähler.

Aber werfen wir nun nur ruhig endlich auch die unerquicklichen Dinge, Mandatshunger, Mandatsschacher und das mißtönende Wahlkampfgeschrei in die Versenkung. Schließlich müssen sich eben doch, wie die Parteien im Hause, so das Volk und sein Abgeordnetenhaus wohl oder übel miteinander vertragen und auszukommen suchen.

Den Parteien im Hause einen ungebetenen Rat zu geben, werde ich mich schön hüten. Ich habe keine Vorliebe für das Getheert — Gefedert — und als Fackel Neros Aufgestelltwerden.

Höchstens der jüngsten Landtagspartei wage ich, im Vertrauen gerade auf ihre so bekannte Urbanität, den bescheidenen Wunsch des Humanitätsduslers trotz alledem auszudrücken, sie möchten sich die leichte und billige Gelegenheit, durch vornehme Sachlichkeit und edlen Verzicht auf alle Reden aus dem Fenster das hohe Haus zu verblüffen, nicht entgehen lassen. — — Aber ich schweige ja schon . . .

Mein Rat der Verträglichkeit geht an das Volk, das ja so wie so nun für fünf Jahre „nix tau seggen" haben wird.

So schlecht ist schließlich keine „Volksvertretung", an der wir doch alle mittelbar mehr oder minder schuldig sind, daß wir uns nun mit Professor Sombart alle in den Schmollwinkel des Aestheten einspinnen dürften. Mir ist das: „Nun spiele ich aber überhaupt nicht mehr mit!" der Extremen rechts und links immer etwas verdächtig.

Natürlich haben die Radikalsten, Erzreaktionäre so gut wie Ultrademokraten, immer Recht. Was sollten sie denn auch sonst haben, wo sie nicht einmal Macht haben? Die schroffste Einseitigkeit hat eben als solche Existenzrecht; eine Linie muß doch Endpunkte haben. Und erst recht Recht hat natürlich die „goldene Mitte", wo die polaren Gegensätze sich in der Indifferenz der Gerechtigkeit zum Nullpunkt verflüchtigen. Leider sind nun aber gerade diese drei Punkte die allein völlig im Stillstand verharrenden. Links gibt es keinen Anfang und rechts kein Darüberhinaus; in der Mitte liegt der Gleichgewichtspunkt. Wer also Fortschritt will zum Besseren, natürlich in seinem Sinne, nach rechts oder links, wer Bewegung wünscht, nicht Stillstand, wer da meint, das politische Volksbewußtsein entwickle sich und solle sich regen — der wird seinen Standpunkt **innerhalb** der ganzen Linie irgendwo, **nur nicht auf den drei toten Punkten** nehmen müssen. Mit anderen Worten und ohne Bild: er muß Fühlung nehmen lernen nach rechts **und** nach links — (die beiden Extreme haben nur einseitige und der Mittelpunkt gar keine mehr, wenn nach zwei Seiten gezogen wird —); er muß sich vertragen können mit dem nächsten Nachbar und gemeinsam arbeiten lernen.

Mir scheint, daß diese banale Weisheit, die immer erst kurz vor den Wahlen und Stichwahlen ganz unorganisch aufzutauchen pflegt und dann natürlich unfruchtbar bleibt, die Hauptlehre ist, die das Volk aus unserem politischen Elend ziehen müßte. Ja, wie soll denn ein gemeinschaftliches Arbeiten zwischen Leuten möglich werden, die sich soeben noch als erbitterte und leidenschaftliche Gegner bis aufs Messer bekämpften? Zentrum, Konservative, Freikonservative und Nationalliberale haben es längst begriffen, daß trotz aller gelegentlichen freundschaftlichen Häkeleien im Entscheidungsfalle gemeinsame Aktion nötig und ersprießlich ist — aber die Linke hat in ihrer ganzen Ausdehnung stets nichts eiligeres zu tun, als beim Einbruch des Feindes ihre alten Späne sorgsam auszugraben und das Kriegsbeil gegen den Nebenmann zu schwingen, statt — Hand neben Hand anzugreifen und ziehen zu helfen! Und dieses Vertragenlernen liegt beim Volke, nicht bei den Führern! Jeder freundschaftliche Händedruck, den der Linksliberale mit dem Volksparteiler, der Freisinnige mit dem Demokraten und dieser mit dem Sozialdemokraten tauscht, ist mehr wert, als alle Wahlkompromisse zusammen.

Darum mag der Liberalismus aller Schattierungen bis ins rote Lager hinein angesichts des neuen Landtags reuig an seine Brust schlagen und sagen und bedenken: Tua maxima culpa! R. P.

„Egoismus" und „Egoismus".

Von **Bruno Meyer.**

Wie sehr die Erörterungen ethischer Grundfragen in der Luft liegen und allgemeines Interesse erregen, hat mir auch wieder die Wirkung meiner Besprechung von Dr. **Kronenbergs** „Ethischen Präludien" in der „Vossischen Zeitung" vom 20. Dezember 1906 gezeigt. Namentlich die Auseinandersetzung über das Verhältnis von Egoismus und Altruismus, als Quelle und Grundlage der ethischen Forderungen betrachtet, hat mir verschiedene zum Teil sehr lebhaft beistimmende Zuschriften eingetragen, unter denen namentlich eine mir Veranlassung gibt, zur Verhütung von häufigen Mißverständnissen auf eine gewisse Seite der Frage zurückzukommen.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat a. D. **Eberhard d'Avis** hatte die Liebenswürdigkeit, einige freundliche Zeilen mit der Zusendung seiner Broschüre zu begleiten: „Die natürlichen Aufgaben des Staats und die heutige deutsche Staatswirtschaft. Gemeinverständlich dargestellt." (Berlin 1905, Puttkammer und Mühlbrecht.) Der Verfasser geht hier in einer sehr radikalen Weise vor; er spricht dem Staate, wie allen Zweckverbänden unter Menschen, schlechthin das Recht ab, irgend etwas zu unternehmen, was nicht **alle** Zugehörigen als ein Bedürfnis empfinden, und was nicht durch den Verband für **jedes** Mitglied **besser** oder **billiger** denn von einem anderen besorgt werden kann. So kommt er dazu, die Aufgabe des Staates lediglich im Rechtsschutze zu sehen, und „den wahren und einzigen Gegenstand des Rechtsschutzes" bildet nach ihm „das durch die gleichen Mitrechte der Mitmenschen und nur durch diese Mitrechte beschränkte Recht **freier, eigennütziger Wirtschaft.**" („Eigennutz" soll nach seiner Terminologie den innerhalb der ethischen Gemeinschaft noch zulässigen — bei mir: „anethischen" — Egoismus bezeichnen, während der sich gegen die ethischen Beschränkungen auflehnende — bei mir: „unethische" — Egoismus mit dem Ausdrucke „Selbstsucht" belegt wird.) Der Verfasser definiert das im einzelnen so:

„Ein jeder hat das Recht, sich **auszuleben** . . . Jeder hat das Recht, seine **Person**, seine körperlich-geistigen Kräfte nach **eigenem Ermessen** zur Befriedigung **seiner** Bedürfnisse zu nutzen, zu schaffen und zu genießen, was er will . . . Jeder hat das Recht, die freien **Gaben** der **äußeren Natur** nach eigenem Ermessen zu nutzen. . . Jeder hat das Recht, seine unbegrenzten Bedürfnisse **tunlichst** zu befriedigen."

Alledem steht die Nichtberechtigung eines jeden gegenüber, einen anderen an der Ausnutzung eben derselben Rechte von seinem Standpunkte aus zu hindern. Die Untersuchung gipfelt in dem Satze:

„Eine Machtausübung über Menschen und Sachen ist einzig und allein zum Schutz des berechtigten Eigennutzes gegen selbstsüchtige Uebergriffe erforderlich und gerechtfertigt, und es ist somit der Rechtsschutz nicht nur eine sich für den Staat eignende, sondern er ist begriffsmäßig die **eigentliche** und **einzige Wesens**aufgabe jedes Staates."

Es ist leicht einzusehen, daß diese Grundsätze, auf die heutige deutsche Staatswirtschaft, insbesondere ihre sozialpolitische Seite, angewandt, zu einer vollständigen Verurteilung alles dessen führen, was der Staat abgesehen von der Rechtspflege in die Hand genommen hat. Da sind zunächst die Schutzzollgesetze, dann die Kranken-, Alters- und Invaliden-Versicherungsgesetze und endlich die übrigen sozial-politischen Gesetze. In allen diesen Richtungen greift nach d'Avis der Staat rechtswidrig in die natürliche Rechtssphäre der einzelnen ein, um nach irgend einer beliebigen anderen Richtung Vorteile zu gewähren.

Das kommt also auf die Verherrlichung des „laisser faire, laisser aller" hinaus, auf die Theorie der unbedingten Nichteinmischung des Staates in alle privaten Beziehungen der Staatsbürger, — eine Theorie, die so gründlich in der Praxis abgewirtschaftet und Schiffbruch gelitten hat, daß man kaum noch glauben sollte, ihr einen ernsthaften Vertreter wieder erstehen zu sehen. Hier kommt es mir aber nur darauf an, festzustellen, daß der Verfasser, indem er meiner Verteidigung des Egoismus dem Altruismus gegenüber Beifall zugerufen und bei mir eine Unterstützung seiner eigenen ethischen Grundanschauungen zu finden gemeint hat, mich **vollkommen mißverstanden** hat.

Das hätte er schon daran erkennen können, daß ich an einer bestimmten Stelle den von Kronenberg betretenen Mittelweg einer Ethik, die sowohl egoistisch wie altruistisch ist, als eine ganz leidlich brauchbare Form für eine fertige, zu lehrende Ethik der gegenwärtigen Menschheit erklärt habe, dann aber dazu übergegangen bin, den Egoismus als einzig mögliche ursprüngliche Grundlage der Ethik zu erhärten, weil es sich ja theoretisch nicht darum handelt, ein Lehrgebäude der Ethik für den augenblicklichen Gebrauch zu errichten, sondern darum, den Ausgangspunkt für die Entwickelung alles dessen, was überhaupt und jemals ethisch gewesen ist, aufzuzeigen. Es kommt darauf an, zu erkennen, ob zur Entstehung ethisch geordneter Verhältnisse zwischen den Menschen als vorhandener Antrieb egoistische oder altruistische Regungen — oder, wenn man will: natürliche Triebe — anzunehmen sind. (Ich stimme selbstverständlich mit d'Avis darin überein, daß die Naturanlage des Menschen für eine altruistische Ethik auch nicht die unscheinbarsten Anknüpfungen bietet: es gibt schlechterdings *keine* altruistischen Naturtriebe im Menschen.) Hier, an dem Uranfange aller Ethik habe ich das Vorhandensein altruistischer Voraussetzungen als unmöglich nachzuweisen versucht; ich habe aber deutlich genug ausgesprochen, daß dieser Ausgangspunkt durchaus dem nicht entgegensteht, daß sich in der Ethik Anschauungen und Verhältnisse herausgebildet haben, welche scheinbar altruistischer Natur sind, — was doch gar nichts anderes heißt, als daß die Beziehungen von Mensch zu Mensch *im einzelnen Falle* nicht unmittelbar rein egoistisch danach bestimmt werden, ob der Handelnde (oder gelegentlich Leidende) für sich bei *diesem* seinem Tun (oder Dulden) einen Vorteil irgend einer Art zu erreichen wünscht und hofft, sondern oft genug auch danach, daß das Wohl eines anderen diese Art von Handlungsweise erfordert, selbst auf die Gefahr hin, daß möglicherweise dabei der Handelnde (oder zum Leiden Bereite) arg zu Schaden kommt.

Damit wird der Gegensatz, der niemals aus dem Auge gelassen werden darf, wohl hinreichend klar geworden sein. Bei der eingangs erwähnten Untersuchung sollte erkannt werden, aus welcher Art von Regungen, die der reinen Natur der Menschen zufolge bei *jedem* Einzelnen vorhanden sind, die Entwickelung eines durch ethische Forderungen geregelten Gemeinschaftslebens verstanden werden kann; und da bleibt grundsätzlich gar keine Wahl, als den Egoismus, die Rücksicht des Menschen auf sich selbst, als den für ihn gegebenen unbedingten Mittelpunkt des Weltganzen, an den Anfang zu setzen.

Ganz etwas anderes aber ist es, was nun im Laufe der Zeit und bei größerer Verwickelung der Gesamtverhältnisse daraus wird, und ob im einzelnen sich nicht ethische Forderungen herausbilden, die, einfach von außen angesehen, gar nicht egoistisch zu sein scheinen, wenn auch der tiefer Blickende, der den geschichtlichen Werdeprozeß übersieht und die Glieder der Kette von Ursachen und Wirkungen im Empfinden und Denken der Menschen weit genug zurück verfolgen kann, die egoistische Grundlage zu erkennen und aufzuzeigen vermag. Wenn noch so unwidersprechlich nachgewiesen wird, daß im Anfange der nackte, durch nichts begrenzte und eingeschränkte Egoismus vorhanden war und an der Schwelle aller ethischen Dinge stand, so hat damit die uneingeschränkte Selbstsucht innerhalb der ethischen Welt auf einer hohen Kulturstufe der Menschheit durchaus keine Legitimation bekommen. Vielmehr geschieht auf diesem Wege, was ich damals auch bereits ausgesprochen habe, daß aus dem ganz unbegrenzten und in dieser Schrankenlosigkeit vollberechtigtem ursprünglichen — „vorethischen" — Egoismus zunächst ein eingeschränkter als berechtigter übrig bleibt, der sich eben aus denjenigen Gebieten hat zurückziehen müssen, welche durch ethische Forderungen geordnet worden sind; und wenn in diesen Gebieten sich ein atavistischer Rest des ursprünglichen uneingeschränkten Egoismus geltend macht, so ist dies unsittliche Selbstsucht, das, was wir jetzt gewöhnlich — unberechtigter und sinnverwirrender Weise — einzig unter „Egoismus" verstehen.

Es ist mir immer unverständlich, wie übersehen werden kann, daß mit jeder Feststellung eines ethischen Verhältnisses von Mensch zu Mensch und einer aus ihr hervorgehenden ethischen Forderung, wenn diese Feststellung auch noch so sicher und noch so deutlich aus Egoismus erfolgt, ein altruistisches Element in das so geordnete Gemeinschaftsleben hineinkommt. Der grenzenlose Egoismus kann sich nicht mit einem anderen ebenso grenzenlosen Egoismus zu gemeinsamem Leben vertragen, ohne von seiner grenzenlosen Berechtigung etwas aufzugeben, — und diese zugestandene Selbstbeschränkung ist doch ein *dem anderen* eingeräumtes und für diesen anerkanntes Recht. Bei jeder ethischen Forderung wird also ein Recht des anderen, welches das eigene Wirken und Tun in gewisser Weise bestimmt und beschränkt, begründet, und ob bewußt oder unbewußt, ist so das eigene Handeln, falls es sich den ethischen Forderungen bequemt und sich nicht im Rückfall in überwundene Zustände gegen die ethischen Forderungen auflehnt, durch „den anderen" bestimmt. Das kann unter Umständen sehr zum Nachteil oder wenigstens zur Unannehmlichkeit des Handelnden der Fall sein, — wie ja im täglichen Leben leicht die Beobachtung gemacht werden kann, daß eine ethische Handlungsweise, der man sich im allgemeinen gern und willig und mit dem Grade von Angewöhnung unterworfen hat, daß man kaum noch an den Zwang denkt, plötzlich unter Umständen gefordert wird, die das sonst gar nicht Unbequeme bis zur Unleidlichkeit, ja Unmöglichkeit unpassend machen können. Man sieht deutlich: *alles* Altruistische ist *selbst schon Ethik*, Entwickelungserzeugnis, aber ganz und gar nicht als Ursprüngliches — Natur — Quelle und Ursprung der Ethik; und hierauf kommt es an, wenn man zur Klarheit über das wahre Wesen der Ethik gelangen will. Es wird zu sehr vergessen, daß alle ethischen Verhältnisse *auf Gegenseitigkeit* beruhen und den Zweck haben, auf dem zugestandenen Fuße der Gleichberechtigung auf möglichst angenehme und förderliche Weise mit einander leben zu können. Dieser Fuß der Gleichberechtigung braucht aber durchaus nicht darin zu bestehen, daß beide Teile genau dasselbe in jeder Beziehung haben und leisten. Nicht der Inhalt der Vorteile, die beiden Teilen aus der Begründung eines ethischen Verhältnisses erwachsen, braucht gleich zu sein, sondern nur die absolute Gleichheit des Rechtes beider als vertragschließender Parteien muß anerkannt werden.

Aus dieser Einsicht ergiebt sich die Torheit und Widersinnigkeit der öden Gleichmacherei, die vielfältig in unklaren ethisierenden Köpfen spukt, und es ergiebt sich hieraus vielmehr die Möglichkeit und die (auch ethische) Berechtigung der unauslöschlichen und für das Ganze überaus förderlichen und somit unentbehrlichen Ungleichheit unter den Menschen. Egoismus, d. h. das Streben nach eigenem möglichst vollkommenen Leben, treibt die Menschen zum Schließen von Verbindungen untereinander, sei es hier diejenige von Mann und Weib in der Geschlechtsgemeinschaft, sei es dort diejenige zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der wirtschaftlichen Produktion, oder welche auch immer. Aber nur der rohe Egoismus, der durch Ethik sich nicht hat läutern und beschränken lassen, der sich noch innerhalb einer ethisch gegliederten menschlichen Gemeinschaft mit derselben rücksichtslosen Unbeschränktheit geltend zu machen den traurigen Mut hat, wie er dazu bei dem einzeln lebenden Menschen *vor* jeglicher kultivierter Menschengemeinschaft berechtigt war, kann unternehmen, in irgend einer derartigen Gemeinschaft oder Verbindung den anderen gewissermaßen aufsaugen oder auspumpen zu wollen. So lange in der Geschlechtsgemeinschaft das Weib nur als Haustier zum Nutzen und Vergnügen des Mannes angesehen wird, so lange der Unternehmer den Arbeiter nur als eine Maschine oder als

Material betrachtet, das er auspreßt bis auf den letzten Tropfen, der brauchbar daraus zu gewinnen ist, um es dann achtlos als wertlos fort zu werfen, sind nur erst höchstens die unscheinbarsten und unumgänglichsten Anfangsschritte zu einer ethischen Entwickelung des Einzelnen und der Gemeinschaft getan. Sobald sich die menschliche Gesellschaft mannigfaltiger gliedert, sodaß der Einzelne nicht bloß in einer einzelnen Verbindung, sondern in *mancherlei* verschiedenartigen zur Geltung kommt, erweitert sich der ethische Horizont auch bei der Betrachtung jedes *einzelnen* derartigen Gemeinschaftsverhältnisses dahin, daß jeder der Vertragsschließenden den anderen nicht bloß unter dem Gesichtspunkte des besonderen Interesses oder der besonderen Nützlichkeit zu betrachten lernt, welche im Augenblicke bestimmend und ausschlaggebend für die Begründung gerade des vorliegenden Verhältnisses gewesen sind, und es kommt je mehr und mehr das Bewußtsein von dem *ganzen* Menschen in dem Partner zur Geltung, sodaß ihm Rechte zugestanden werden, die nicht sowohl unmittelbar aus dem eben einzugehenden Verhältnisse folgen und für dieses Verhältnis notwendig sind, sondern die darüber hinausgehen und gewissermaßen auch in einer neutralen Zone den Menschen dem Menschen gegenüberstellen, als im Ganzen genommen gleichwertig und gleichberechtigt, unangesehen derjenigen individuellen Verschiedenheiten, auf welchen die Nutzbarkeit der Menschen für einander eben beruht; denn wenn sie alle gleich wären, so brauchte keiner den anderen und könnte keiner dem anderen nützen. Sie kämen dann aber eben auch nicht weiter.

Nun erweitern sich hiermit gleichzeitig die Gemeinschaften oder, wie d'Avis es nennt, die Verbände der Menschen, welche dazu bestimmt sind, alle zugehörigen gemeinsamen Interessen mit vereinten Kräften erfolgreicher zu betreiben. Das geht von der Familie aus, erweitert sich zur Gemeinde, wächst weiter zum Stamme, zum Volke; und die größeren umfassenden Verbände würden nicht entstehen, wenn die kleineren imstande wären, gewisse Bedürfnisse aller zu ihnen Gehörigen zur Zufriedenheit zu erfüllen. Was eine zusammenwohnende Gruppe von Familien durch die Lebensbetätigung der einzelnen Familien noch nicht erreichen kann, das vermag unter Umständen die Gruppe als solche, und wozu die Gruppe, die Gemeinde, noch nicht fähig ist, das kann der Stamm, der aus mehreren benachbarten Gemeinden besteht; und so geht das weiter hinauf bis zur Volksgemeinschaft, deren organisierte Form der Staat ist; d. h. das Volk bildet insofern einen Staat, als Formen und Mittel gefunden werden, innerhalb und mittels deren diejenigen Zwecke zu erreichen sind, welche durch alle von dem Volksganzen umfaßten wie auch immer gearteten kleineren und beschränkteren Gemeinschaften sich nicht verwirklichen lassen und trotzdem sich als Bedürfnisse mehr oder weniger großer Teile der Gesamtheit darstellen.

Und hier ist nun eben zwischen der Gesamtheit und ihren Teilen und Gliedern kein Unterschied mehr. Denn die auch nur ganz wenig erst geläuterte und vertiefte Einsicht, die zunächst gar nicht einmal eine ethische, sondern nur eine intellektuelle oder wirtschaftliche zu sein braucht, die durch ethische Läuterung nur verfeinert und verbessert wird, führt dahin, zu erkennen, daß, wenn ein Glied leidet, der ganze Körper in Mitleidenschaft gerät, und das, was den Gesamtkörper erschüttert, auch den einzelnen schädigt. Hier werden die Wege, auf denen sich die Wirkungen fortsetzen und übertragen, vielfach so verschlungen, daß sie *im einzelnen* sich gar nicht mehr verfolgen lassen; aber nur die Kurz- und Stumpfsinnigkeit *verlangt* nach solchen Nachweisen, während die *Einsicht* die Notwendigkeit solcher Wirkungen *an sich* erkennt und gar nicht beansprucht, daß sie die Einwirkung jedesmal sehen kann, ja gar nicht einmal voraussetzt und fordert, daß sie in jedem einzelnen Falle überhaupt eintritt. Die Einsicht erkennt, daß eine schwere Mißernte Hungersnot mit all ihren Schrecknissen über den davon betroffenen Landstrich bringt; es ist ihr aber vollkommen gleichgültig, ob eine Anzahl von Menschen von der Hungersnot der Allgemeinheit für sich persönlich nicht zu leiden haben. Nichtsdestoweniger bleibt die Hungersnot eine Katastrophe, welche von den Eingesessenen, deren Lebensgemeinschaft all ihre Interessen und Vorteile zehntausendfach mit einander verknüpft hat, als eine *schlechthin* allgemeine empfunden wird, — daher auch das Bedürfnis der Abwehr und Erleichterung mit allen wie auch immer der Gesamtheit zur Verfügung stehenden Mitteln.

Von diesem Standpunkte aus lohnt es gar nicht der Mühe, die Notwendigkeit sozialer Maßnahmen noch irgend zu verteidigen und zu erhärten. Es ist nicht wahr, daß irgend ein einzelner Mensch das Recht haben kann, irgend einen anderen einzelnen Menschen einfach für seine Zwecke in Beschlag zu nehmen und auszunutzen, weil dieser *allein* sich nicht dagegen wehren kann. Wenn die beiden in der Wüstenei allein mit einander wären, so müßten sie sehen, wie sie mit einander fertig werden, und es könnte gar leicht ein derartiges Verhältnis zwischen ihnen gar nicht zu verhindern — dann auch nicht zu beanstanden — sein. Wenn die beiden aber mit einer großen Volksgemeinschaft zusammenleben, dann steht der Unternehmer dem Arbeiter usw. nicht mehr allein gegenüber; es sind außer dem Unternehmer *alle* in der Gemeinschaft mit dem Arbeiter als *Menschen* in ihren Empfindungen, Anschauungen, Bedürfnissen und Forderungen *solidarisch*, und die Gesamtheit läßt es sich um der ihr in jedem einzelnen *weiteren* Gliede drohenden gleichartigen Gefahr der Ausnutzung und Unterdrückung willen nicht gefallen, daß ein einzelner sich in einer solchen menschenunwürdigen Weise seinem Mitmenschen gegenüber benimmt, sich seiner als eines sonst wertlosen Materiales zur Erreichung seiner „eigennützigen" Zwecke in *selbstsüchtigen* Uebergriffen bedient.

Nicht der Grundgedanke der sozialen Hilfstätigkeit und, wie man es ausgedrückt hat, der „ausgleichenden Gerechtigkeit" bedarf irgend einer Bestätigung, sondern lediglich die Art und Weise, wie diese Hilfstätigkeit ausgeübt werden kann, ist ein Gegenstand der Ueberlegung und hat große in der Sache selbst liegende Schwierigkeiten — aus dem sehr einfachen Grunde, weil fast unübersehbar verschiedenartige Interessen und Vorteile, Bedürfnisse und Forderungen der Gemeinschaftsgenossen sich durchkreuzen und nicht ohne weiteres vernachlässigt und geschädigt werden dürfen, aber auch ebenso wenig in Harmonie gebracht werden können. Denn ebenso wie in dem zum Lasttier herabgewürdigten Arbeiter die Gesamtheit leidet, so leidet sie auch in dem ruinierten Unternehmer; und im Staate stehen ja diese beiden Kategorien doch lange nicht als einzige einander gegenüber, sondern unzählige andere mit einander und mit ihnen verknüpfte bestehen neben ihnen. Da ist es unendlich schwer, in jedem einzelnen Falle die Form zu finden, in welcher ohne Gefährdung wichtiger anderer Interessen einem sozialethischen Bedürfnisse Rechnung getragen werden kann.

Nehmen wir ein Beispiel, und zwar eins von denen, auf die d'Avis sich mit besonderem Nachdrucke stützt.

Wir haben die drei zusammengehörigen Arbeiterwohlfahrtsgesetze, welche für bestimmte Fälle der Not — Krankheit, Unfall, Alter — in gewisser Weise vorzusorgen suchen, in ihrer Wirksamkeit aber auf einen bestimmten Kreis von Personen unter einer gewissen Einkommensgrenze beschränkt sind. Nun ist es selbstverständlich vollkommen gleichgültig, ob ein 16jähriger Junge als Laufbursche oder Schreiber bei einem Kaufmann oder als Schweinehirt bei einem Gutsbesitzer beschäftigt ist; ihre soziale und wirtschaftliche Lage ist dieselbe; warum also nicht auch die soziale Fürsorge für sie? Gegenfrage vom Tische der Reichsregierung, die sich d'Avis mit lebhafter Beifallsbezeigung zu eigen macht: Wohin soll das führen? woher sollen die

Mittel dazu kommen? wo wäre da die Grenze für die Forderungen, die erhoben werden? und werden nicht damit sozusagen Preise auf die Trägheit gesetzt?

Mit dem letzten anzufangen: Die soziale Hilfe hat niemals auch nur die Absicht, geschweige denn die Macht, von sich aus sehr begehrenswerte Zustände darzubieten. Wer sich einigermaßen regen kann, der ist imstande, sich mit verhältnismäßig geringer Mühe eine unverhältnismäßig bessere Existenz als tätiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu sichern, als dadurch, daß er Pensionär der sozialen Wohlfahrtspflege wird. Also diese Furcht beruht auf Gespensterseherei.

Was nun aber die Angst vor der zu großen Ausdehnung der Ansprüche und der Belastung betrifft, so ist nicht abzusehen — erstens, mit welchem Rechte man tatsächlich ganz gleichstehenden Kategorien der Staatsangehörigen gewisse Vorteile vorenthält, die anderen mit ihnen gleichstehenden Kategorien zuteil geworden sind; und es ist andererseits nicht abzusehen, warum nicht auf denselben Wegen, auf welchen den bisher berücksichtigten Kategorien solche Vorteile mit Zuhilfenahme öffentlicher Verwaltungsorganisationen und Mittel haben verschafft werden können, das entsprechende auch für andere gleichartige sollte geschafft werden können. Tatsächlich kann hierbei doch höchstens dasjenige in Frage kommen, was nach unseren jetzt bestehenden Gesetzen für die sozialen Zwecke aus Reichsmitteln zugeschossen werden muß. Denn was die Versicherten selber und ihre Arbeitgeber beitragen, das kann unzweifelhaft von allen Gleichstehenden anderer Kategorien genau so gut getragen werden wie von den bisher Belasteten, — zum Teil vielleicht besser. Die Belastung aber der öffentlichen Mittel ist eine solche, daß sie einmal im Verhältnisse zu dem überhaupt für öffentliche Zwecke flüssig zu machendem nicht allzu erheblich ins Gewicht fällt, so bedeutend an sich die Summe auch ist. Besonders aber ist zu berücksichtigen, daß diese Aufwendungen *unmittelbare Ersparung* bedeuten. Die soziale Fürsorge jeglicher Art mindert Elend, Krankheit und Verbrechen; und diese Gruppen von Schäden für das menschliche Gemeinschaftsleben kosten bei einigermaßen richtiger Berechnung das Vielfache von dem, was ihre Verhütung durch vernünftige möglichst ausgebreitete und ausgiebige Hilfsarbeit an Kosten verursacht. Es ist an sich doch wohl gleichgültig, ob eine gewisse Summe mit vielen Millionen im Reichshaushalte erscheint, oder ob sie läpperweise im einzelnen, ohne durch die öffentlichen Kassen zu fließen, für die nämlichen Zwecke auf privatem Wege aufgewendet wird. Der Unterschied zum Vorteile des ersteren Weges ist nur der, daß erstens, wie schon erwähnt, der nötige Aufwand hier geringer ist; zweitens, daß die private Tätigkeit unsicher, die Reichstätigkeit aber zuverlässig ist; drittens, daß die Privattätigkeit sehr vielfach ungeschickt ist, d. h. sich an unrichtiger Stelle und in falscher Verteilung zeigt, die Reichshilfe dagegen nach sicherem Maßstabe und erkennbaren Merkmalen der Notwendigkeit vorgeht; viertens, daß die Privattätigkeit beinahe immer den Charakter der Wohltätigkeit hat, während die Reichstätigkeit ein nicht niederdrückendes *Recht* des Empfangenden darstellt. Also mit drei Worten: besser und billiger; — was wohl eben so gut die Verbände gegenüber den Einzelnen wie die Einzelnen gegenüber den Verbänden als die Berufenen legitimiert.

Die von d'Avis verteidigte Theorie hat ethisch den großen Fehler, daß sie als höchstes irdisches Gut die einzelmenschliche *wirtschaftliche* Freiheit betrachtet. Das ist der Krieg aller gegen alle, der Kampf ums Dasein in seiner brutalsten Form, eine Quelle der Nichtbefriedigung für alle, die daran teilnehmen, selbst für diejenigen, die scheinbar daraus nur Vorteil ziehen. Das höchste Gut ist die *sittliche* Freiheit, d. h. die auf *Einsicht* begründete *freiwillige* Unterordnung unter *allgemein gültige* Gesetze. Eine sittliche Erziehung der Gesamtheit mit dem Zielpunkte und dem Erfolge, die Volksangehörigen möglichst zur sittlichen Freiheit zu führen, ist die Aufgabe; und nur auf diesem Wege ist so etwas wie ein erträglicher Zustand der Allgemeinheit zu erreichen. Nur in und mit der Gesamtheit kann der Einzelne zu wahrem Glücke gelangen. Das ist ganz und gar nicht „altruistisch“, weil es grundsätzlich nicht das Wohl der anderen und die Rücksicht auf die anderen zur einzigen Richtschnur und zum Zielpunkte des Handelns für den Einzelnen macht; sondern es ist und bleibt bei aller Berücksichtigung der anderen und allen Vorteilen für die anderen in seinem Kern und Beweggrunde *egoistisch*, weil der Einzelne zu der *Gesamtheit* mitgehört, für deren Wohlergehen er arbeitet, und mit deren Wohlergehen er so sicher, wie es ihm — voraussichtlich, durchschnittlich — überhaupt erreichbar ist, auch das eigene Wohlergehen fördert und findet.

Mit dem bloßen Egoismus aber, der unter dem beschönigenden Vorgeben, auch allen anderen das Recht und die Freiheit des „Auslebens“ zuzugestehen, sich rücksichtslos geltend machen will und aller Fesseln, die ihm auferlegt werden, spottet, ist nichts zu machen. Es ist verächtlicher Egoismus, wenn der sicher über die Brücke Gehende dem machtlos im Strome gegen die Joche Treibenden zuruft, er dürfe ja auch oben gehen. Die Freiheit des „Eigennutzes“ ist theoretisch unhaltbar, und der Versuch, der über ein halbes Jahrhundert lang damit in der Praxis gemacht ist, hat zu einem so kläglichen Zusammenbruche des Systemes geführt, daß man zu der richtigen Einsicht in die *Notwendigkeit* seiner Unhaltbarkeit zu gelangen *suchen* müßte, wenn — diese Einsicht nicht lange vorhanden wäre.

Der *Ursprung* der Ethik ist *egoistisch*, und auch das ethische Handeln in den kompliziertesten menschlichen Verhältnissen bleibt es, wenn es sich auch bequemen muß, zum Zwecke des eigenen Gedeihens das Gedeihen der „Anderen“, nämlich der *Gesamtheit*, zu der *der Einzelne selber mit* gehört, manchmal sogar um den Preis eigener Opfer und Leiden zu pflegen. Es ist eben ein großer Unterschied zwischen „Egoismus“ und „Egoismus“!

Streiflichter.

Bureaukratismus allüberall. Jugendgerichte in Frankfurt a. M., in Berlin-Rixdorf, Berlin-Mitte, in Bayern usw. Endlich, nach langjährigem Streiten, Wägen und Zögern hat man sie eingeführt! Ein Seufzer der Erleichterung wollte sich unserer Brust entringen, als wir es lasen — aber scheu und vorsichtig wird man nachgerade in Preußen-Deutschland mit diesen Seufzern der Erleichterung — immer heißt es abwarten und sehen, ob sich nicht in diese Neubildungen auch wieder der heilige Bureaukratius eingeschlichen hat, um der Reform den Strick zu drehen.

Die Jugendgerichte sollen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollen, viel weniger eine gerichtliche als eine *sozialpädagogische* Organisation sein. Dementsprechend müssen natürlich auch die beteiligten Personen aus solchen Kreisen stammen, die sowohl in praktisch-sozialer, als in pädagogischer Arbeit tätig gewesen sind. Ein preußischer Richter wird, auch wenn er den besten Willen dazu hat, doch in der Regel nur ein sehr geringes sozial-pädagogisches Verständnis mit in sein Amt bringen, er kann eben auch nicht aus seiner Haut heraus.

In der Zeitungsnotiz über das Jugendgericht Berlin-Mitte stand: *Gerichte, Stadt und Polizei* sind in dieser Frage Hand in Hand gegangen! *Sollte nicht vor allem die Mitarbeit der Jugendfürsorge hier in Frage kommen?* So erfreulich es ist, daß ein bewährter Vormundschaftsrichter in Berlin-Mitte die Sache mit in die Hand genommen hat, so genügt das doch nicht. Angesichts der außerordentlich komplizierten und eigenartigen Fälle, die ein Jugendgerichtshof zu behandeln hat, ist es durchaus

nötig, Sachverständige aus der sozialen Praxis als Mitberater und Helfer heranzuziehen und besonders die Frauenwelt hierbei nicht zu übergehen. Meines Wissens ist bisher in Deutschland nirgends die so lächerlich naheliegende Frage erörtert worden, weibliche Hilfe bei den Jugendgerichtshöfen heranzuziehen. Ist das Vorurteil oder Versäumnis? Beides wäre gleich charakteristisch für den Geist, in dem diese Neubildungen in Angriff genommen worden sind. Sollte es wirklich in maßgebenden Kreisen so ganz unbekannt sein, daß der größte Teil der Jugendfürsorge auf den verschiedensten Gebieten in Stadt und Land von den Frauen organisiert ist? Die Fälle von praktischen Erfahrungen und Beobachtungen, die hier im Laufe der Zeit gesammelt worden sind, wären für die Ausgestaltung der Jugendgerichte von ganz eminenter Bedeutung! Gerade in Berlin, wo eine so außerordentlich tüchtige Frau, die außer der praktischen Erfahrung auch noch die juristische Ausbildung besitzt, die Jugendfürsorge neu organisiert hat, wäre man wahrlich nicht um wertvolle weibliche Mitarbeiterschaft verlegen.

Aber auch in anderen Städten würden sich sozial vorgebildete Frauen mit praktischem Blick und warmem Verständnis für die Not der Jugend finden. So wichtig auch die Mitwirkung von Lehrern und Lehrerinnen als Beratern ist, so sollte man doch nie versäumen, Persönlichkeiten aus der Jugendfürsorge hervorzuziehen, weil diese einen tieferen Einblick in die häuslichen Verhältnisse des Volkes haben und gerade die Kenntnis dieser Verhältnisse viel öfter Aufschluß gibt über die Verirrungen der Kinder, als deren Verhalten in der Schule, das ja doch durch die strenge Ordnung und Disziplin der Jugend einen starken äußeren Zwang auferlegt.

Jeder, der sich für die Frage der Jugendgerichte auch nur oberflächlich interessiert, weiß, daß man in den Vereinigten Staaten so viele praktische Erfolge damit erzielt hat, weil man in großer Anzahl die Frauen zur Mitarbeit herangezogen hat! Warum sollten die deutschen Frauen nicht mit ebensoviel Wärme und Liebe an diese schwierige Aufgabe herantreten als ihre amerikanischen Schwestern? Muß denn wirklich auch auf diesem Gebiete wieder mit Zeit- und Kraftverlust das Selbstverständliche erst mühselig erkämpft werden? L. J.

* * *

Ein übereiltes Wort. „Der Prinzipal hat mir gesagt, wenn Ihnen das nicht paßt, so können Sie sich eine andere Stellung suchen!" — Damit ist die Sache erledigt. Der Gehilfe nimmt die halbe Kündigung für voll und die beiden Leute, die jahrelang einer für den andern gedacht und gearbeitet haben, wünschen sich jetzt knapp die Tageszeit und trennen sich, durch wochenlang fortgesetzten mißmutigen Verkehr verbittert, für immer. Keiner verliert an dem andern viel, das sagt sich jeder von den beiden. Mindestens wollte keiner dem andern zeigen, daß ihm die Veränderung unangenehm sei, drum setzte jeder sein trotzigstes Gesicht auf. Sie treffen im Leben doch wieder zusammen. Wohl könnte manchmal der eine den andern recht gut gebrauchen, aber — der Tropfen Gift blieb sitzen, frißt weiter und nach und nach wächst eine ganze grundlose, aber um desto dauerhaftere Feindschaft zwischen beiden sich aus. Der Grund ist längst vergessen, der Groll aber geblieben.

Die alten patriarchalischen Sitten sind nicht mehr modern, aber es ist nicht nur ein löblicher, sondern ein sittlicher und wohltätiger Gebrauch, daß Leute, die längere Zeit in freundlichem, friedlichen Verkehre standen, sich dann durch ein oft übereiltes Wort trennen, sich in der letzten kurzen Frist bemühen, den Mißton zu verwischen und beim Auseinandergehen, so weit es sich überhaupt tun läßt, das Unrecht gut zu machen suchen. Damit vergibt sich der Mann nichts, im Gegenteil, ein anständiger Mann ehrt sich selbst, wenn er ein getanes Unrecht gut zu machen sucht.

Tut's dem jungen Gehilfen etwas, wenn er beim Scheiden sagt: „Leben Sie wohl, vergessen Sie, daß ich Ihnen Grund zum Aerger gab, es war nicht meine Absicht."?

Vergibt sich der Prinzipal etwas, wenn er beim Scheiden sagt: „Ich wollte Sie nicht kränken, es tut mir leid, aber ich hatte mich über Sie geärgert, jetzt leben Sie wohl und vergessen Sie das harte Wort."?

Solche offene ehrliche Weise hat oft goldene Früchte getragen.

Vom ersten deutschen Friedens-Kongreß in Jena.

Am Sonntag vormittag fand im Saale des Volkshauses eine öffentliche Versammlung statt, die gut besucht war. Zunächst sprach Stadtpfarrer Umfried-Stuttgart über Kolonisation und Auswanderung. Er berührte die religiösen und wirtschaftlichen Gründe der Auswanderung, sowie die Volksvermehrung und Uebervölkerungsfrage. In Deutschland sei in Friedenszeit von Uebervölkerung noch nicht die Rede; in Kriegszeit werde allerdings das Land die Bevölkerung nicht nähren können. Die deutschen Auswanderer seien weder Kulturdünger, noch das Salz der Erde. Der Irrtum der Alldeutschen bestehe darin, daß sie die Nation als etwas Letztes, Endgiltiges ansehen. Darüber aber stehe die Menschheit. Nur müßte jede Nation die Politik der offenen Tür treiben, um den Menschen- und Waren-Ausgleich zu befördern. Bei der Besetzung der Erde sei bisher ohne System vorgegangen worden. Redner unterschied dann zwischen Siedler- Pflanzungs- und Handels-Kolonien. Die koloniale Ausdehnung sei nicht nur mehr aus dem Gesichtswinkel der Gewaltpolitik zu verurteilen. Die gepanzerte Faust müsse häufig dem Pflanzer helfen. Bismarck habe einen Mangel an weitem Blick bewiesen, dadurch daß er die Reichsschutzgebiete Kolonialgesellschaften zum Raubbau überließ. Die heutige Kolonialpolitik sei rationeller; man gebe den Eingeborenen einen gewissen Spielraum u. s. f. Der Gewinn aus den Kolonien sei freilich sehr fraglich. Sogar für England, wenn man die Kosten der Flotte zum Teil einrechne. In Deutschland stehen 11 Millionen Einnahmen 31 Millionen Ausgaben gegenüber. Aufgeben aber wolle sie Niemand; es werde durch Kolonien neues Recht im Völkerrecht geschaffen; die Völkerzivilisierung schreite fort. Einen Weltkrieg freilich zu entfesseln seien sämtliche Kolonien der Erde nicht wert. Neue Kolonien brauche Deutschland nicht, es habe sich nur die Möglichkeit des Bevölkerungsabflusses durch Verträge zu sichern, z. B. nach Südbrasilien. Der Konflikt der zuströmenden Massen namentlich anderer Rasse mit der ansässigen Bevölkerung werde ein schwieriges Problem der Zukunft sein.

Professor Dr. Quidde-München erklärte sich als grundsätzlichen Gegner jedes Neuerwerbs von Kolonien durch Gewalt. Die Welt sei aufgeteilt. Die Kolonialisierung sei voll Blut und Roheit. Wo ein Kulturvolk Herr werde über eine niedrigere Rasse, da bringe es nicht seine Kultur, sondern sein bestiales Herrentum und Blutschuld. Kein Volk dürfe da die andern nur anklagen. Recht und Sittlichkeit aus der Heimat würden den Objekten der Ausbeutung gegenüber eingepackt. Dagegen herrsche Heuchelei. Die „Segnungen der Kultur" hätten meist bestanden in Schnaps, Krankheiten und Waffen. Das Recht der Eingeborenen müsse anerkannt werden. Zur Zeit sei in Deutschland noch kein dringendes Bedürfnis nach Verträgen für Abwanderung. Die Industrialisierung Deutschlands habe den Bevölkerungszuwachs aufgewogen; das sei der wünschenswertere Zustand, wenn in der Heimat die jährliche Million neuer Menschen aufgenommen werden könne. Manne wollte auch in Friedenskreisen Deutschland und deutsches Wesen nicht schwächen lassen.

Pfarrer Rade-Marburg sprach darauf über Machtstaat, Rechtstaat, Kulturstaat, eine Wortreihe, die er gegen den Nationalstaat ausspielte. Jeder Staat sei zunächst Verkörperung von Macht nach Außen und Innen. Machtlose Staaten seien keine. Auch neutralisierte Staaten erlitten Einbuße an Macht und Ansehen. Macht-Staaten seien nur die Großstaaten, die die Geschichte machten. Zu ihnen solle Deutschland gehören — nach Meinung der Patrioten. Dazu gehören reiche Finanzen und ein gutes Heer. Das bewillige man gern, wenn unser Machtstaat auch ein Rechtsstaat sei oder sein solle. Jeder Staat schafft sich seine Ordnung, Gesetz; diese sei stets besser, als Anarchie. Das Recht sei aber auch natürlich; entspräche der Billigkeit, Gerechtigkeit, der allgemeinen Wohlfahrt. Das natürliche Recht setze sich aber nicht von Natur durch. Das positive Recht müsse ihm helfen, in fortwährendem Prozeß. Damit entwickele sich der Rechtsstaat in den Kulturstaat hinein. Das Recht sei nicht da um des Rechtes willen, auch nicht um der Macht willen, sondern um der allgemeinen Wohlfahrt willen. Der Staat sei heute ein ungeheuerer Kulturfaktor. Am meisten werde er so von den Sozialdemokraten angesehen.

Das Hindernis dieses Prozesses vom Macht- zum Kulturstaat hin sei der Nationalstaat. Er könne eine Erscheinungsform des

Machtstaates sein. Die letzte große geschichtliche Erfahrung habe darin 1870 stattgefunden, in Deutschland und Italien. Einheitliche Macht und einheitliches Recht seien Verhängnis gewesen. Aber ein zweifacher der Frucht voller Irrtum sei dabei aufgetreten: 1. die ungeheuere Ueberschätzung alles Nationalen und 2. die Unterschätzung der Ethischen in der Politik. Der Nationalstaat sei nicht die Normalform des Staates, vielmehr eine Spezialität; von allen Großstaaten zur Not nur drei: Italien, Frankreich, Deutschland. Dagegen alle anderen seien Conglomerate. Die Steigerung des Nationalbewußtseins ins Politische sei geradezu kulturgefährdend. Sie bedinge den Zerfall großer Staaten und allerhand Vergewaltigung. Das Streben der Polen nach einem Polenreich werde am meisten aufgepeitscht durch die deutsche Erklärung zum Nationalstaat. Dadurch würden wir nervös und brutal, und verlieren die Basis des Rechts- und Kulturstaates. Wir fingen an den Patriotismus zu züchten, der sich begnügte stolz zurückzuschauen. Der Idealismus lebe aber nicht vom Erreichten, sondern vom Unerreichbaren. Der Gedanke des Nationalstaats sei völlig unfruchtbar seit 1870. Neue Ideale aber lägen in der Linie des Kulturstaates: nämlich die Fülle von ethischen Aufgaben, die heute unterschätzt werden. Die Ehre Deutschlands liege heute in der Vollendung seiner ethischen Eigenart. Wir seien nicht mehr Dichter und Denker, weil wir sozialpolitisch sein wollen um jeden Preis. Der deutsche Gelehrte, Kaufmann, Diplomat sei nicht mehr, was er war. Die Marokkopolitik laste auf uns wie ein Alb. Deutsche Menschheitskultur sei das beste, was wir der Welt und unseren Deutschen im Auslande bringen könnten.

Noch sei der Krieg in der Welt. Wir können ihn theoretisch nicht vernichten. Nicht Scheu vor Blut nähere ihn der Friedensgesellschaft, sondern das Bewußtsein von der Solidarität der Kulturvölker. Matth. 20. „Ihr wißet, daß die weltlichen Fürsten herrschen . . . u. s. f.

Kein Machtstaat — sondern Jesu Dienen und Leisten für die Menschheit das sei das Vermächtnis an die Völker:

„Wille zur Macht, aber im Dienste der Humanität.“

Sprechsaal.

Zu „Dämon Auslese.“ Herr Professor Bruno Meyer war so freundlich, in Nr. 11 der „Ethischen Kultur“ mein Buch „Dämon Auslese“ einer eingehenderen Würdigung zu unterziehen. Er hat dies von seinem Standpunkt aus in objektiver und gerecht abwägender Weise zu tun versucht, ich kann ihm aber leider nicht einräumen, daß er mir gerecht geworden wäre. Er erklärt, daß mein Buch, an dem er so viel Einzelnes lobend hervorzuheben weiß, „im Ganzen gewissermaßen seinen Zweck verfehlt“ habe, weil „kein Prinzip der Entwicklung“, kein „Regulativ für den Fortschritt aber auch Rückschritt“ daraus gewonnen werden könne.

Gegen diese Erklärung muß ich mich mit Entschiedenheit verwahren und bitte den verehrten und im übrigen von mir sehr geschätzten Herrn Referenten höflichst, doch noch einmal die Kapitel des Buches durchzugehen, wo von der Erziehung zu wählerischer Gesinnung die Rede ist. Er kann sich darüber sehr leicht aus dem eingehenden, mit den Belegstellen versehenen Inhaltsverzeichnis orientieren, und er dürfte dann finden, daß in dieser Art Erziehung ein Prinzip der Entwickelung und ein Regulativ für den Fortschritt von ganz gewaltiger Tragweite gegeben ist. Diese Erziehung zu wählerischer Gesinnung ist der Leitgedanke des ganzen Buches, der immer wiederkehrt und überall durchklingt, und ich muß dem Herrn Referenten meine Verwunderung ausdrücken, daß er darüber hinwegsehen konnte, ohne diesen Gesichtspunkt auch nur der Erwähnung für wert zu halten. Als Rassenpsychologe ist meine ganze Arbeit einzig auf dieses Erziehungsziel eingestellt, und man begeht ein gravierendes intellektuelles Unrecht an mir, wenn man daran vorübergeht. Die Herrn Ethiker haben sich so daran gewöhnt, alle, die sich mit dem Rassenprobleme beschäftigen, kurzerhand als „Rassefanatiker“ in einen Topf zu werfen; das Wort „Rasse“ wirkt schon fast wie ein rotes Tuch auf sie, das keine Unterschiede mehr erkennen läßt. Ich darf mir daher wohl bei dieser Gelegenheit die persönliche Erklärung gestatten, daß ich nicht zu den Rassetheoretikern gehöre, die eine Rasse gegen die andere ausspielen, sondern die Menschenzukunft, bezw. die Erhöhung des Menschentypus von einer Rassensynthese erwarte, in die die großen Kulturrassen ihre wertvollsten und dauerbarsten Qualitäten hineingegeben haben werden.

Herrn Professor Meyer zum Schluß meinen aufrichtigen Dank für seine Würdigung, die mir zugleich Gelegenheit zu dieser Erklärung gegeben. Heinrich Driesmans.

Vermischtes.

Dem dreizehnten Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. für das Jahr 1907 entnehmen wir Folgendes:

Trotzdem im Juli die Lesehalle zehn Tage lang geschlossen wurde, weil die Räume dringend einer Auffrischung bedurften, konnten wir an 348½ Lesetagen 92215 Besucher (im Vorjahre 84139) zählen, von denen 13916 (13432) auf die Sonntage fielen; im Tagesdurchschnitt also 264 (234), Sonntags 284 (274) Leser. Die Entleihung zu häuslichem Lesen, an der hauptsächlich die wirtschaftlich gesicherteren Kreise beteiligt sind, ist wieder erheblich gestiegen In der Lesehalle selbst wurden 16362 (20291) Bände, nach Hause 18001 (13808) ausgeliehen, im ganzen also 34363 (34099. Hierbei ergab sich eine bemerkenswerte Verschiebung zugunsten der belehrenden Schriften, deren Anteil von 21 % auf 27 % stieg. Die Bibliothek vermehrte sich, zum Teil durch wertvolle Geschenke, um rund 360 Bände.

Die Enge unserer Räume, die weder für unsere Leser noch für die Bibliothek zureichend sind, hat uns veranlaßt, ein geräumigeres und auch äußerlich ansprechenderes Heim zu suchen. Die Lesehalle wird voraussichtlich schon im Sommer d. J. in das Erdgeschoß des in der Rungestraße 25/27 neu erbauten Geschäftshauses „Spreepalast“ übersiedeln. Wir bleiben damit unseren alten Besuchern nahe genug, um sie nicht zu verlieren, dürfen aber zugleich auf neue Gäste aus der bisher der Lesegelegenheit entbehrenden Gegend der Jannowitzbrücke rechnen, so daß es uns an Zuspruch sicher nicht fehlen wird.

Weniger sicher sind wir ausreichender Mittel zur Bestreitung der Kosten des Umzuges und der notwendigen Neuanschaffungen zur Einrichtung des Lesesaals wie zur Erneuerung unseres schon stark zerlesenen Bücherbestandes. Wenn wir noch hinzufügen, daß auch die Miete im neuen Raume um 500 Mk. höher ist als bisher, so werden unsere Freunde nicht verkennen, daß wir ihre Hilfe mehr denn je brauchen und daß wir sie herzlich bitten müssen, unserer zu gedenken, uns treu zu bleiben und uns, wenn irgend möglich, noch neue Mittel zuzuführen.

Zur Entgegennahme von Beiträgen sind nach wie vor die Herren Gebrüder Arons, Mauerstraße 34, sämtliche hiesige Depositenkassen der Deutschen Bank, sowie die Mitglieder der Bibliotheks-Kommission gern bereit.

* * *

Sechstausend Mark für Stipendien. Die überall entstandenen Handelshochschulen liefern den Beweis dafür, daß man in führenden Kreisen des Handels und der Industrie eine bessere Berufsausbildung für den Kaufmann für unbedingt erforderlich hält, während man auf der anderen Seite bei den kaufmännischen Angestellten selbst nicht einmal Verständnis findet für einen Unterricht in den elementarsten Fächern wie Buchführungs- und Bilanz-Technik, Handels-Korrespondenz, Geld-, Bank- und Börsen-Wesen, kaufmännische Rechtskunde u. s. w. und für solchen Unterricht sich nicht mehr interessiert, wie mancher intelligenter Laie oder wie jeder strebsame Handwerker. Letzterer, da er weiß, daß er Fachschulen besuchen muß, wenn er vorankommen will, beschäftigt sich mehr mit Wissenschaften — ja selbst Angehörige anderer Berufe, Ingenieure, Juristen, höhere Beamte befassen sich mehr mit Handelswissenschaften wie der Kaufmann, der infolgedessen denn auch aus führenden Stellungen immer mehr verdrängt wird.

Die Handels-Akademie Leipzig, eine seit 15 Jahren erscheinende Zeitschrift zur Pflege der Handels- und verwandten Wissenschaften, hat — um auch jungen Kaufleuten, die mit materiellen Gütern nicht gesegnet sind, die Möglichkeit zu einer besseren Berufsausbildung und damit zur Hebung ihrer sozialen Stellung zu gewähren — Stipendien ausgesetzt in Höhe von Sechstausend Mark, die in Einzelbeträgen von 2—300 Mark an intelligente junge Kaufleute verteilt werden als Beihilfe für ein Studium.

Insbesondere seien hierauf junge Kaufleute hingewiesen, die zur Zeit ohne Stellung sind oder beabsichtigen, ihre Karriere bezw. ihre soziale Stellung zu verbessern.

Bewerbungen sind — für das bevorstehende Sommersemester sofort, für das Wintersemester spätestens bis zum 31. Juli — an den Verlag der Handels-Akademie, Johannisplatz 5, Leipzig, zu richten, wo auch die Bedingungen für die Bewerbungen gratis abgegeben werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erscheint in meinem Verlage:

Matrikularbeiträge und direkte Reichssteuern

von

Dr. Wilhelm Gerloff

Privatdozent an der Universität Tübingen.

8°. 3¾ Bogen. M. 2.— ord.

Inhaltsangabe.

I. Die Matrikularbeiträge in der Reichsverfassung.
II. Historische Entwicklung der Matrikularbeiträge.
III. Die Notwendigkeit der Reform der Matrikularbeiträge.
IV. Reformvorschläge.
V. Die Reichseinkommensteuer.
VI. Die Reichsvermögenssteuer.
VII. Der Ausbau der Erbschaftssteuer.
VIII. Schlusswort.

Diese hervorragende Novität bildet **Heft 2/3 des 30. Jahrganges (No. 234-235)** der

Volkswirtschaftlichen Zeitfragen

Vorträge und Abhandlungen
herausgegeben von der

Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.

Jährlich erscheinen 8 Hefte zum Abonnementspreise von 6 Mark.

Pyrmont **Villa Erika.** Internat. Töchterpension. Wissenschaftl. Unterr., Sprach., Musik, Haushlt. A. w. j. Mädch. z. Kurgebr. i. Pens. gen. Pr Refer. Prosp. Frl. **E. G Klapproth.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Sonntag den 28. Juni: ☞ Landpartie.

Näheres erfahren die Mitglieder durch direkte Einladungskarten. Gäste herzlich willkommen.

---

15 Jahrgänge der Ethischen Kultur, gebunden, sind zu verkaufen von J. Staropolski, Eßlingen.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.
Die Redaktion.

Ulrich von Hutten. Ein Vorläufer unserer Zeit. Von Prof. Dr. K. F. Jordan. Kulturträger Bd. 20. Berlin und Leipzig. Verlag von Herm. Seemann Nachf. 1,00 Mk.

Künstlersehnen — Dichterschmerzen. Von Arvid Enckell-Bronikowsky. Leipzig, Stuttgart, Berlin. Axel Juncker Verlag.

Schreibmaschinenarbeiten

jeder Art werden schnell und tadellos ausgeführt. Aufnahme von Stenogrammen in und außer dem Hause.

Frau **Schuch, Rixdorf**, Weichselstraße 33.

Gesucht aus unserem Leserkreise

Ethische Kultur V. Jahrgang 1897 Nr. 23, 25 und 26, die zur Vervollständigung fehlen. Für gütige Zusendung im Voraus herzlichen Dank.

Berlin S. W. 48. Wilhelmstraße 121, Verlag für Ethische Kultur.



DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE



VERLEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN



Der Monismus.

Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik.

Monatlich in Stärke von mindestens 30 Seiten erscheinendes **Publikationsorgan des Deutschen Monistenbundes,** herausgegeben im Verlage des Bundes vom Vorstand durch Dr. H. Koerber, Groß-Lichterfelde und Dr. J. Unold, München.

Der „D. M.-B." will für eine in sich einheitliche, auf Naturerkenntnis gegründete Welt- und Lebensanschauung wirken, ihre Anhänger sammeln und in Verbindung setzen und sucht diesen Zweck zunächst zu erreichen durch Stellungnahme zu den Kulturfragen des öffentlichen Lebens, durch Herausgabe von Flugschriften und Büchern, durch Veranstaltung oder Unterstützung von Vorträgen (§ 2 der Satzungen).

Mitglieder des Bundes (Jahresbeitrag mindestens fünf Mark) erhalten den „Monismus" sowie alle außerordentlichen Publikationen gratis. Für Nichtmitglieder Bezugspreis 2,40 Mk. durch den Buchhandel, die Post und die Geschäftsstelle in Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 167, die auf Verlangen gerne Probenummern und sonstige Drucksachen versendet.

KUNO FISCHER's Bibliothek

Auktion am 15. und 16. Juli 1908

☞ **Auktionskatalog No. 300 gratis** ☜

von **Ernst Carlebach in Heidelberg**

Berufsbildung speziell für **nervöse und fehlerhaft veranlagte Jünglinge** der höheren Stände: Dr. Jacobi's Institut für Landwirtschaft u. Gartenbau in Wettericheid b. Naumburg a. S.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Einige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten; **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: London W. C., Adelphi, 6 York Buildings.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. Juli 1908.	Nr. 13.

Inhalt:

Reichs-Finanzreform und preußisches Wahlrecht.

In der Verbindung dieser beiden Worte steckt eine ethische Frage, die im Herbst ihre Lösung finden muß. Nämlich die Frage, ob es für den Politiker, dem die Ethik nicht blos der Sonntagnachmittag-Ausgeh-Rock ist, der bei der schmutzigen Tagesarbeit ausgezogen wird, sittlich zulässig erscheint, sich mit der Regierung oder den Parteien überhaupt auf Handelsgeschäfte einzulassen; deutlich gesagt: politische Zugeständnisse auf dem Gebiet der preußischen Wahlrechtsreform gegen die Mitarbeit an den notwendig gewordenen Steuererhöhungen einzutauschen.

Es gibt ohne Zweifel ein sittliches Pathos, das derartige Geschäfte von vornherein als unsittlich brandmarkt. Da heißt es: Eben dadurch werde der verhängnisvolle Gegensatz zwischen ethisch verwerflich und politisch zulässig konstruiert. Jede politische Frage solle rein sachlich entschieden werden, einzig nach inneren Gründen, und gerade die Verquickung sachlicher Entscheidungen mit Opportunitätsrücksichten, der ganze „Kuhhandel", sei der Krebsschaden unseres öffentlichen Lebens. Daß sich leider alle Parteien ohne Ausnahme darauf einließen und die Regierung vor allem, diene natürlich nicht nur nicht zur Entschuldigung, sondern sei ein deutliches Beispiel dafür, wie die Politik den Charakter verderbe. Sei heute die alte Diplomatentaktik, die den Gegner mit allen Mitteln der List zu täuschen suche, schon im Verkehr der Völker untereinander völlig unerlaubt und mit dem wachsenden sittlichen Bewußtsein unserer Zeit nicht mehr verträglich, so werde sie abscheulich, wenn man sie auf das Verhältnis der Parteimengen innerhalb eines Volksorganismus übertrage. Bei jedem solchen Handelsgeschäfte bestehe die Absicht, den anderen über's Ohr zu hauen — und darum Hand weg, wer auf deren Reinheit Wert legt.

So sympathisch nun in mancher Hinsicht dieser katonische Standpunkt auch anmutet, so muß es doch stutzig machen, wenn man sieht, daß nicht etwa nur ethischer Rigorismus so urteilt, sondern je nach Bedarf auch gerade die ärgsten Vertreter politischer Schachergeschäfte mit einstimmen, natürlich nur, wenn der Gegner in Frage kommt. Ich fürchte, das sittliche Pathos wird im Herbste gerade von denen sehr strapaziert werden, die für ihre eigenen Geschäfte gern darauf verzichten. Kreuzzeitung, Reichsbote, Post, Nationalzeitung, Germania und sogar die Freisinnige Zeitung dürften gar bald haarklein beweisen, daß es eine Erpressertaktik wäre, wollte der entschiedene Liberalismus seine Zustimmung zur Sanierung der Reichsfinanzen von der Zusicherung etwa der preußischen Wahlrechtsreform oder dergl. abhängig machen.

Grobe Worte könnten uns ja nun kalt lassen; aber es muß auch sachlich da etwas nicht richtig sein. Offenbar wird bei solcher Verurteilung alles Feilschens und Handelns völlig außer Acht gelassen, daß es auch einen durchaus anständigen und sittlich berechtigten Handel gibt. Ob nicht da noch im Hintergrunde das alte Vorurteil spukt, als ob der Kaufmann ein maskierter Dieb oder Räuber wäre? Wenn zweie ein Geschäft miteinander machen, muß nicht stets einer betrogen werden.

Und ich sollte meinen, hier wäre das Geschäft ganz reinlich. Unser ganzes Staatswesen ruht, wenigstens theoretisch, auf dem Grundsatz: je mehr Pflichten, desto mehr Rechte. Selbst das scheußliche Dreiklassen-Wahlrecht-System zieht aus diesem Satz noch den dünnen Schatten seiner Quasi-Berechtigung. Durch den Ausbau des indirekten Steuersystems im Verfolg unserer hochschutzzöllnerischen Interessenpolitik aber ist dieser an sich schon anfechtbare Satz (denn gleiche Pflichten, gleiche Rechte ist demokratischer) ins Gegenteil verkehrt worden. Die Massen, die den Hauptanteil der Staatslasten tragen (und darum natürlich auch die Großstädte als ihre Sammelpunkte), haben die mindesten Rechte. Was ist also natürlicher, als daß man den Zeitpunkt, wo wieder neue Steuerlasten dem Volke aufgepackt werden sollen, folgerichtig zu einer Art von Ausgleich benützt? Wer die Einnahmen bringt — gleichviel ob auf direktem oder indirektem Wege — der soll auch bei den Ausgaben mitreden dürfen. Und wenn es den Vertretern der Bürgerschaft und der Arbeiterschaft schon nicht gelingen sollte, eine Aenderung der ganzen Wirtschaftspolitik und eine wesentliche Ermäßigung der Ausgaben durchzusetzen, oder

gar mit einer Reichs-Einkommen-, Reichs-Vermögens- oder Reichs-Erbschaftssteuer die stärkeren Schultern zu belasten, so scheint es mir zum mindesten ihre Pflicht zu sein, für die Erhöhung der Rechte ihrer Klientel einzutreten, im Sinne einer Annäherung der bestehenden Landtagswahlrechte an das Reichstagswahlrecht. Es sind mit einem Worte zwei durchaus mit einander korrespondierende Dinge: finanzielle Belastung und Rechtsvermehrung. Wenn das eine nicht ohne das andere zu haben ist, dann liegt hier kein unlauteres und unnatürliches Handelsgeschäft vor, sondern ein reinliches Geschäft, bei dem sowohl die Regierung wie auch der Bürger nur gewinnen kann; jene erhält die absolut notwendige Finanzreform, gleichviel ob in der Erhöhung der Matrikularbeiträge oder in direkten Reichssteuern, und der Bürger, der ja in jedem Falle, ob als Reichsdeutscher oder als Bundesstaatsmitglied, die Kosten tragen muß, gewinnt den ihm zustehenden Anteil an der allgemeinen Gesetzgebung und Verwaltung.

Weit entfernt also, in der Aufrechnung der Regierungswünsche auf die Forderungen des freigesinnten Bürgertums einen unlauteren Schacher oder gar eine Erpressung zu sehen, meine ich vielmehr, daß eine Partei, die nicht die günstige Handelskonjunktur zu benützen wüßte, nicht mehr unter die gewissenhaften Haushalter mit dem Vertrauen des Volks gerechnet werden dürfte. R. P.

Zur Staatsarztfrage.

Von F. Fasig-Sprendlingen (Rheinh.)

Die Idee einer Verstaatlichung des Sanitätswesens ist nicht mehr neu. Bei der fundamentalen Wichtigkeit der Sache ist es nicht verwunderlich, daß man auch in Aerztekreisen sich schon sehr eingehend damit beschäftigt hat. Die von Dr. med. Häberlin in einem längeren „Staatsarzt- oder Privatarzt-System?" betitelten Aufsatz*) vertretene Ansicht entspricht ohne Frage der Meinung der Mehrheit der deutschen Aerzte. Die Ausführungen Dr. Häberlins seien daher hier einer näheren Betrachtung unterzogen.

Einleitend knüpft Dr. Häberlin an einen anderen Vorgang an:

„Auf dem IX. Pirogowschen (russischen) Aerztekongreß hat Dr. Schdankow in der Sektion für öffentliche Medizin den Einfluß der Privatpraxis auf die Entwicklung des gesamten Aerztewesens untersucht und ist dabei zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Die ärztliche Privatpraxis steht, indem sie dem Kranken finanzielle Opfer auferlegt und dadurch sein Leiden vermehrt, im Widerspruch mit der sozialen Aufgabe des Arztes, dem Patienten Hilfe zu bringen, und wirkt somit antisozial.

2. Die Privatpraxis muß auf die Aerzte schädlich einwirken, indem der Patient zum Erwerbsmittel wird, im schlimmsten Fall zur Bereicherung dient; daher der unvermeidliche Wunsch nach möglichst zahlreicher und möglichst begüterter Klientel.

3. Als eine weitere unvermeidliche Folge dieses Wunsches erscheinen: die Reklame, die Jagd nach neuen Arzneimitteln, die industriellen Unternehmungen usw.

4. Die Privatpraxis erniedrigt den Arzt in den Augen der Bevölkerung, hindert das Vertrauen zwischen Patient und Arzt, ohne welches die Tätigkeit des Arztes nie fruchtbar sein kann.

5. Beim System der Einzelbezahlung können die Verhältnisse zwischen Arzt und Kranken nie normale sein. Sie sind den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, von Kauf und Verkauf mit all den unvermeidlichen mißlichen Nebenfolgen unterworfen.

6. Die Privatpraxis der Medizinprofessoren hindert sie an der regulären Erfüllung ihrer Lehrerpflichten.

7. Die Privatpraxis hindert die normale Entwicklung der Wissenschaft, weil das Hauptaugenmerk der Träger gerichtet ist auf die Heilzwecke des einzelnen Falles, auf die Erfindung einer Unmenge neuer profitabler Mittel und Methoden, welche gar bald wie Seifenblasen platzen.

8. Die Privatpraxis hindert die Durchführung der Regeln der Hygiene und der allgemeinen Prophylaxis.

9. Die ärztliche Hilfe soll überall zur öffentlichen Pflicht werden und alle unmittelbaren Geldverhältnisse zwischen Kranken und Aerzten müssen aufhören. Ausgehend von obigen Erwägungen, schlägt der Vortragende folgende Wünsche vor:

1. Im Interesse der Wissenschaft und der Patienten sollten die Professoren besser honoriert werden, wogegen ihnen die Ausübung der Privatpraxis, die Beteiligung an Privatspitälern, sowie die Uebernahme von Nebenämtern zu untersagen ist.

2. Im Interesse der Kranken und der öffentlichen Gesundheitspflege ist auch sämtlichen an Behörden und Körperschaften angestellten Aerzten eine Gehaltsaufbesserung zu gewähren, dabei aber die Ausübung der Privatpraxis, die Gründung von Anstalten und die Bekleidung von Nebenämtern strikte zu verbieten.

3. Die Krankheiten, so wenig wie jedes andere Unglück, sollen keine besonderen Geldopfer bedingen. Die Leiden der Menschen und die Tätigkeit des Arztes dürfen nicht auf den Markt getragen werden. Die ärztliche Hilfe, sowie die ärztliche Bildung sollte jedermann und unentgeltlich zugänglich sein. Aus diesen Gründen hält der Kongreß das weitere Studium der Frage für wünschenswert, wie die Privatpraxis überhaupt aufgehoben und durch verschiedene Formen gesellschaftlicher Einrichtungen ersetzt werden könne.

Die Sektion für öffentliche Medizin nahm ohne Widerspruch sämtliche Wünsche an.

Nach Dr. Schbankows Wunsch sollen also **sämtliche** Aerzte und Professoren in Staatsbeamte umgewandelt werden. Dr. Häberlin kommt bei seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, daß die Anschuldigungen, welche Dr. Schdankow gegen die frei praktizierenden Aerzte erhebt, und die Nachteile, welche er dem freien ärztlichen Erwerbssystem zuerkennt, für mitteleuropäische Verhältnisse stark übertrieben seien.

„Auf keinen Fall erscheint uns aber sein Heilmittel, die Verstaatlichung des ärztlichen Berufes und die Ausschaltung des ärztlichen Lohnverhältnisses, geeignet, indem damit die so außerordentlich erfrischend und kräftigend wirkende individuelle Konkurrenz zum großen Teile ausgeschaltet würde, und weil die wirklich vorhandenen Schäden ohne solch eingreifende verhängnisvolle prinzipielle Abänderung einfacher und sicherer saniert werden können. Diese Abhilfe muß sich sowohl auf die äußeren Verhältnisse als die Personen erstrecken. In erster Beziehung soll die Krankenpflegeversicherung vom Staate direkt und indirekt gefördert werden, sollen die für den öffentlichen Gesundheitsdienst und für den Lehrzweck angestellten Aerzte und Professoren vermehrt werden. Im weiteren ist es Sache der Aerzte und des Publikums, in das direkte Geldverhältnis immer mehr Offenheit zu bringen und diesen Teil nach allgemein anerkannten kaufmännischen Grundsätzen auszugestalten."

Einen eigenartigen Vorschlag Dr. Häberlins zur Sanierung des Geldverhältnisses können wir nicht übergehen. Seiner Meinung nach wäre ein Wandel in der Richtung zur festen Vereinbarung **vor** der Behandlung unter Umständen zu begrüßen und hätte auch die Folgen, daß der Arzt, ähnlich wie der Advokat in gewissen Fällen, auf Sicherstellung oder auf entsprechende Vorausbezahlung dringen könnte. Wir meinen: Bis zur Beschaffung eines tauglichen Bürgen oder der vorauszuzahlenden Summe kann die Wormser Tragödie*) sich noch recht häufig wiederholen. Eine eigenartige Sanierung — in der Tat!

Bei Beurteilung der Häberlin'schen Abhandlung dürfen wir nicht vergessen, daß dieser Autor der Aerzteschaft angehört; nach unserer Ueberzeugung haben die praktischen Aerzte unter den gegenwärtigen Mißständen wesentlich weniger zu leiden als das Publikum. Namentlich den in fetten Pfründen sitzenden Professoren usw. ist der Gedanke einer eventuellen Verstaatlichung des Arztens geradezu ein Greuel. Aus ihren Reihen rekrutieren sich aber die „Autoritäten", die tonangebenden Führer in Wissenschafts- und Standesfragen, deren Parole das Aerzteproletariat sich zu fügen hat. Dr. Häberlin's Ansicht bezüglich der Staatsarztfrage wird ohne Zweifel von der überwiegenden Mehrheit seiner Kollegen geteilt.

*) Medizinische Klinik, Jahrgang 1906, Nr. 25—30.

*) Gemeint ist der vor Jahresfrist in Worms vorgekommene bekannte Vorfall, bei dem die Frau des **unbemittelten** Fuhrmanns Seiler des Nachts 2½ Stunden lang ohne ärztliche Hilfe liegen und schließlich verbluten mußte; von 5 Aerzten war keiner zum Mitgehen zu bewegen gewesen.

Wir halten im Gegensatz zu Dr. Häberlin dafür, daß die von Dr. Schbankow gerügten Mängel der ärztlichen Privatpraxis auch für mitteleuropäische, insbesondere deutsche Verhältnisse sehr wohl und ohne jegliche Einschränkung zutreffen. Hingegen vermögen wir die von ihm als Heilmittel empfohlene Verstaatlichung des gesamten Aerztewesens nicht zu befürworten.

Das von uns vorgeschlagene Amtsarztsystem*) vereinigt in sich in der Hauptsache die von Dr. Schbankow geschilderten Vorteile des Staatsarztwesens, ohne zugleich auch seine Nachteile aufzuweisen.

Die gegen die gänzliche Verstaatlichung von Dr. Häberlin und anderen Aerzten erhobenen Einwürfe wollen wir einer eingehenden Besprechung unterziehen und feststellen, ob sie auch gegenüber der von uns beschriebenen Organisation Geltung behalten. Dem Staatsarztprojekt wird vorgeworfen:

1. Infolge des herrschenden freien Wettbewerbs potenzieren die praktischen Aerzte ihr Können bis zum äußersten; dieser bedeutendste Antrieb aller Leistungen auf allen Gebieten würde für Staatsärzte mit fixem Einkommen nicht mehr bestehen.

Nach unserem Dafürhalten ist es für unser Volk durchaus kein Unglück, wenn das Ordinieren von Arzneien, die Einspritzung von allerhand fragwürdigem Serum in den menschlichen Körper usw. eine ganz erhebliche Einschränkung bezw. völlige Aufhebung erfahren würde. Im Gegenteil!

Der große Arzt und Menschenfreund Hufeland meint: „Alle Krankheitsheilungen werden durch die Natur bewirkt, die Kunst ist nur ihr Gehilfe und heilt nur durch sie." Der Arzt soll dem Heilbestreben der Natur durch seine Eingriffe den Weg zur Besserung und Gesundung ebnen, nicht aber durch zu intensives „Behandeln" den Kräftevorrat ohne Not bis zur Erschöpfung aufbrauchen. Die Behandlungswut vieler Mediziner, die Operierwut so mancher Chirurgen, empfangen sie nicht gerade aus der Sucht nach Reichtum und dem Geiz nach Berühmtheit den nachhaltigsten Ansporn? Wir können es nur sehr begrüßenswert finden, wenn durch das Staatsarztsystem diese Sucht und dieser Geiz auf ein allen interessierten Kreisen zuträgliches Maß herabgemindert wird.

Lockt die Aussicht auf reichen Gewinn die Amtsärzte nicht mehr zu Bravourleistungen, so tritt bei ihnen ein anderer Antrieb um so schärfer in Aktion: das erhöhte Pflichtgefühl.

> „Dein schönstes Glück, o Menschenkind, —
> „Berede dich mit nichten,
> „Daß es erfüllte Wünsche sind, —
> „Es sind — erfüllte Pflichten."
>
> (Karl Gerok).

Ueber die Pflicht des Arztes dem Publikum gegenüber herrscht wohl allenthalben nur eine Meinung. Umsomehr mußte die eigenartige Auffassung von Arztpflichten befremden, welche in dem Fall Seiler in Worms sich kundgab. Diese Kundgebung wirkte auf die öffentliche Meinung wie ein Schlag ins Gesicht, und die nachhallende allgemeine Entrüstung ob dieses Vorfalls hat noch lange nicht ausgewirkt.

Wir wollen und können also sehr zufrieden sein mit dem Amtsarztsystem, das uns das erhöhte Pflichtgefühl des Arztes bringt und den oftmals verhängnisvollen, aus der Aussicht auf hohen materiellen Gewinn resultierenden Antrieb zu Höchstleistungen auf ein vernünftiges Maß herabsetzt.

2. Die ganze Idee der reinen Staatsverarztung schmeckt nach Ansicht eines anderen praktischen Arztes so sehr nach sozialistischer Gleichmacherei, daß sie den meisten Aerzten von Grund der Seele aus zuwider ist. Wir können diese Meinung bei der gegenwärtig vorherrschenden Auffassung vom Staats- und Gesellschaftswesen nicht weiter verurteilen.

Bei dem von uns propagierten Amtsarztsystem kann von sozialistischer Gleichmacherei gar nicht die Rede sein. Da werden so viel Amtsärzte angestellt, als bei den Landschaften und den städtischen Arztbezirken im Bedürfnis liegt. Darüber hinaus aber können überall frei praktizierende Aerzte sich niederlassen soviel eben wollen. Diese sollen neben und mit den Amtsärzten praktizieren und werden ihre Patienten in der Regel in jenen Bevölkerungskreisen finden, die vermöge ihrer besonders hohen Ansprüche an den Arzt sowie auch vermöge ihrer finanziellen Lage sich die Vorteile einer ganz besonders sorgfältigen ärztlichen Behandlung gestatten können. Selbstverständlich können die Amtsärzte die Privatärzte ihrer Gegend zur Konsultation bei schwierigen Fällen heranziehen, falls ein anderer Amtsarzt nicht gleich zu haben ist oder der Patient die Hinzuziehung eines Privatarztes — auf eigene Kosten natürlich — wünscht.

Im Medizinalwesen werden sich künftig die Kandidaten entweder für beamtete oder freie Praxis zu entscheiden haben. Wir werden dann hier eine ähnliche Abzweigung der beruflichen Laufbahn haben, wie sie heute die Juristenlaufbahn schon zeigt. Nach Ablegung des Staatsexamens können die Gerichtsassessoren bekanntlich sich entweder für die amtliche Stellung des Richters oder für den freieren Beruf des Rechtsanwalts und Notars entscheiden.

Die Amtsärzte müssen naturgemäß für ihre privat praktizierenden Kollegen eine scharfe Konkurrenz abgeben, eine Konkurrenz, die bei den geringeren Kosten und dem unzweifelhaft sich einstellenden größeren Vertrauen des hilfesuchenden Publikums zum Amtsarzt auf die Dauer erdrückend wirken muß, sodaß Privatärzte sich wohl kaum noch auf dem flachen Lande werden halten können. Ihr Arbeitsfeld wird auf die Stadt, die Bade- und anderen Erholungsorte sich beschränken.

3. Es soll nicht bestritten werden, daß bei beamteten Personen die Initiative manchmal weniger prompt einsetzt als bei konkurrierenden freien Berufen. Die Aussicht auf eventl. hohen materiellen Gewinn wird den praktischen Vertreter der Heilkunde bis zur Höchstleistung anspornen. Wenn aber — wie in dem Fall Seiler zu Worms — die Initiative des Arztes von allerhand Umständen, namentlich der Geldfrage, abhängig sein soll, dann ist das Plus an Initiativkraft auf seiten der Privatärzte von recht zweifelhaftem praktischem Werte.

Von einem stagnierenden Einfluß auf die gesunde Fortentwicklung der Heilkunde, wie er möglicherweise bei der reinen Staatsverarztung sich zeigen könnte (was allerdings nach nicht endgültig feststeht), kann bei unserem Amtsarztsystem nicht die Rede sein. Die Arbeit der privaten Heilkünstler wird die Tätigkeit der Amtsärzte in gleich segenbringender Weise befruchten, wie wir die rechtsprechende Tätigkeit der Richter durch das innige Fühlunghalten mit den Rechtsanwälten befruchtet sehen.

4. Dr. Häberlin befürchtet, daß die Staatsarztstellen leicht eine letzte Zuflucht für minderwertige Personen abgeben könnten. Er sagt u. a.:

> „Der Besoldungsansatz der Staatsärzte wird überall in Uebereinstimmung zu anderen Beamtenstellen relativ niedrig bleiben und deshalb auch nur den jungen, unerfahrenen oder dann eben den Konkurrenzschwachen anziehen, sodaß das Niveau der Staatsärzte sehr wahrscheinlich ein ziemlich tiefes bleibendürfte."

Hinter dieses „sehr wahrscheinlich" erlauben wir uns ein sehr kräftiges Fragezeichen zu machen. Dr. Häberlin spricht nicht klar aus, ob er den bei den Staatsärzten nach seiner Ansicht zu befürchtenden Tiefstand des geistigen Niveaus auf die „Wissenschaft" oder Moral bezogen wissen will.

*) Siehe: „Arzt und Priester, die Herren Deutschlands!" Preis Mk. 1,80, 170 S., Verlag F. Faßig. (Sprendlingen Rheinhessen).

Im Vertrauen zur Exaktheit seines Denkens nehmen wir ersteres an. Denn es kann kein Zweifel aufkommen darüber, daß die Moralität der Amtsärzte durchschnittlich weit über dem Durchschnitt jener der privaten Heilkünstler stehen muß. Sache der Gesetzgebung ist es, Sorge zu tragen, daß den Amtsärzten eine genügende Besoldung gewährt wird; ihr kommt es auch zu, dafür zu sorgen, daß Vorkehrungen getroffen werden, durch welche dem Eindringen minderwertiger Personen vorgebeugt wird. Darüber hinaus haben wir noch zu bemerken: Die besten und edelsten Menschen unter der heutigen Aerzteschaft werden sich gern mit der gesicherten, wenn auch — im Vergleich zu manchen Krösus-Kollegen — bescheidenen Amtsarztstellung zufrieden geben. Können sie doch in dieser Stellung allein ihrem innersten Bedürfnis nach Betätigung selbstlosester Nächstenliebe schrankenlos Folge geben! Die Achtung des Publikums vor dem Amtsarzte wird zugleich mit dem Vertrauen in heute selten gesehenem Maße steigen. Freund und Vertrauter des Armen wie des Reichen, unbeschadet von dem Zwielicht, das der Geldpunkt so leicht auf das Verhältnis zwischen Arzt und Publikum wirft — verbreitet der Amtsarzt Glück und Sonnenschein und Lebenswärme in den Winkeln gleichermaßen wie in den Salons seines Bezirks.

Der Amtsarzt wird aber auch mehr Persönlichkeit sein können. Was tut aber unserer Zeit mehr not als Persönlichkeiten? Heute, wo der angebetete Mammon so selten nur verschlossene Türen und Ohren findet? Leo Tolstoi sagt: „Alle sittliche Erziehung reduziert sich auf das gute Beispiel. Lebt recht oder trachtet wenigstens recht zu leben, und Ihr werdet je nach eurem Erfolg im rechten Leben auch die Kinder gut erziehen." Dem Amtsarzte ist aber nicht nur die sittliche Erziehung der Jugend ans Herz gelegt, wiewohl er auf sie sein Hauptaugenmerk zu richten haben wird. Auch auf die erwachsene Menschheit wirkt das gute Beispiel in gleich nachhaltiger Weise ein. Man macht sich in der Regel gar keinen rechten Begriff, in welch ungeahntem Maße eine einzige ausgesprochene Persönlichkeit, an richtiger Stelle im öffentlichen Leben stehend, im Laufe der Jahre Tausende von Mitmenschen im Sinne eines richtigen Lebenswandels zu beeinflussen vermag. Der Verfasser kann hier aus eigener Erfahrung und gründlicher Beobachtung reden. Wenn nun durch Schaffung der Amtsärzte binnen kurzer Frist Tausende von unzweifelhaften Persönlichkeiten an die richtige Stelle im öffentlichen Leben gestellt werden, wem will es da noch nicht einleuchten, daß in dem Deutschland der Zukunft mehr Sittenstrenge, gesündere Lebenshaltung, mehr ideal gesinnte Menschen, kurzum mehr Persönlichkeiten zu finden sein werden? Die Persönlichkeiten — die Träger der Vernunft, die nach einem Goetheschen Ausspruch ihrer Natur nach stets in der Minderheit bleibt — werden in den Tagen des Friedens weise Führer und selbstlose Berater ihres Volkes sein, in den Zeiten der Gefahr aber das Volk mit sich reißen in himmelstürmischer Begeisterung — und es zum — Siege führen — gegen jeden Feind. —

Streiflichter.

Ideale Presse-Werkstätten. Einem interessanten Artikel William Steads in dessen „Review of Reviews" zufolge hat in dieser Hinsicht die Hauptstadt Argentiniens, Buenos Ayres, den Vogel abgeschossen. Stead bedauert, daß kein einziger der Londoner, Pariser, Berliner oder New-Yorker Pressefürsten bislang getan hat, was E. P. Paz, der Besitzer der in der genannten Stadt erscheinenden Tageszeitung „La Prensa" („die Presse") tut: „den Gedanken verwirklichen, die Zeitungsbureaus zu sozialen, geistigen und politischen Mittelpunkten des Gemeinwesens zu machen." Der Idealismus der „Prensa" ist nicht einmal uneinträglich, denn dieses Organ bringt seinem Eigentümer bei einer Auflage von etwa 100 000 einen jährlichen Reingewinn von rund drei Millionen Mark ein. 1869 gegründet, bezog sie 1898 einen imposanten Marmor-Prachtbau, der 10 Millionen Mark kostete und von einer ungeheuren vergoldeten Bronzestatue der Presse überragt wird. Diese allegorische Gestalt hält in der Rechten eine Laterne, deren farbige Strahlen der ganzen Stadt die wichtigsten Neuigkeiten verkünden — natürlich nur nachts. Während des südafrikanischen Krieges z. B. bedeutete ein gelbes Licht einen Sieg der Engländer, ein grünes einen Burensieg. Der 2500 Personen fassende glasgedeckte Hof wird in Zeiten öffentlicher Erregung für Volksversammlungen, welche die Redakteure vom zweiten Stock aus ansprechen, zur Verfügung gestellt. Daß dieser Zeitungspalast auch sonst ein Volkspalast ist, geht daraus hervor, daß in einem luxuriös ausgestatteten Saal jede beliebige arme Person unentgeltlich juristischen oder ärztlichen Rat erhält. Hier behandeln sechs Aerzte täglich im Durchschnitt 110 Patienten. Ferner befindet sich im Hause der „Prensa" ein Handelsmuseum für die Ausstellung aller Erzeugnisse der Landwirtschaft und der Industrie Argentiniens. Damit steht ein chemisches Laboratorium in Verbindung, in welchem jeder Staatsbürger unentgeltlich Analysen vornehmen lassen kann. Zwei Treppen hoch befinden sich, nebst der Redaktion und den zu ihr gehörigen Empfangs-, Rauch- und Billardzimmern, ein öffentlicher Saal, den das Publikum nach Belieben betreten und benutzen darf, ein Zimmer zum Unterricht in der spanischen Sprache, endlich eine Freibücherei, die von 1—6 und von 8—10 Uhr geöffnet ist und juristische, medizinische, sowie technische Fachwerke enthält. „Im dritten Stock", schreibt Stead, „befindet sich eine schöne Wohnung, die Herr Paz hervorragenden auswärtigen Besuchern von Buenos Ayres zur Verfügung stellt; daneben ein großer Saal, in welchem das Blatt dem Publikum Unterhaltung und Vorträge literarischer oder wissenschaftlicher Art bietet." Vier Treppen hoch liegt neben der Setzerei und den Berichterstatterzimmern ein Speisesaal und ein Fechtsaal; in letzterem erhalten die Reporter dreimal wöchentlich Fechtunterricht (!), in ersterem werden den 31 Mitgliedern der Redaktion die Mahlzeiten zum Kostenpreis verabfolgt. Um 1 Uhr nachts bekommen alle augenblicklich diensttuenden Personen — vom Zeitungsjungen bis hinauf zum Chefredakteur — unentgeltlich Kaffee oder Tee. Einem Artikel Bernard Meiklejohns im New-Yorker „Worlds Work" entnehme ich noch die folgenden Angaben: „Herr Paz behauptet, daß ihm die Erhaltung des Palastes nicht mehr kostet, als gewöhnliche Zeitungsbureaus zu kosten pflegen; die 10 Millionen Mark, welche darin investiert sind, bilden die ganzen Kosten der Aufrechterhaltung der dem Publikum gewidmeten Nebeneinrichtungen. Die ärztliche und rechtsamtliche Hilfe kostet ihm nicht viel, da die betreffenden Kräfte aus Menschenfreundlichkeit ein übriges tun."

Das zweite der beiden großartigsten Zeitungsbureaus der Erde ist das des in Europa ebenfalls fast unbekannten Washingtoner Tageblattes „Star", welches trotz seiner verhältnismäßig geringen Auflage von bloß 45 000 ebensoviele Anzeigen zu enthalten pflegt, wie sonst nur die allerverbreitetsten Zeitungen. Der „Washingtoner Star" ist daher sehr einträglich und Frederick Mackenzie erklärt in „Cartons Magazine" das Gebäude des Blattes für eines der schönsten öffentlichen Gebäude der Erde. Aus glänzendem Marmor im Renaissancestil errichtet, ist es neun Stock hoch. An Pracht soll ihm nur der Palast des „Herald" in New York nahe kommen. Das Vestibül bildet einen geräumigen Saal mit einer Fülle von Schnitzereien und Bronzearbeiten. An den Wänden sieht man sieben allegorische Fresken von Dealman: die Tagesgeschichte, das Redigieren, das Inseratwesen &c. versinnbildlichend. Das Sprechzimmer des Eigentümers bildet eine Nachahmung einer altholländischen Wohnstube aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Sämtliche

Räume im Hause sind prächtig eingerichtet; Mosaikboden, Marmorsäulen, kunstvolle Bronzearbeiten, Brausebäder mit silbernen Tauchen lassen die Behauptung, es handle sich hier um das kostspieligste Zeitungspalais der Welt, gerechtfertigt erscheinen. Für die Austräger ist ebensogut gesorgt wie für die Redakteure. „Auf die Setzerräume könnte ein Londoner Handelsfürst neidisch sein. Jeder Setzer hat seinen eigenen Kasten und sein eigenes Bad.“ Die „Star“-Gesellschaft setzt ihren Stolz darein, sich um die Wohlfahrt ihrer Setzer zu kümmern; sie sorgt für die Kranken und gewährt den Alten Ruhegehälter. Der Setzersaal ähnelt an Schönheit nach Makenzies Ansicht „mehr einem Damenboudoir als einer Druckerei-Abteilung“. Der Präsident des genannten Verlags, Herr Kaufmann, erklärt alle Vorrichtungen im Interesse der Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Setzer für eine einträgliche Kapitalanlage. Ein umfangreiches Netz von pneumatischen Röhren beschränkt im ganzen Bau das Sprechen und Schreiben auf ein geringes Maß. Jeder Berichterstatter verfügt über einen Schaukelstuhl, eine Schreibmaschine der teuersten Gattung und über eines der bekannten amerikanischen Patent-Schreibpulte. Im Hause befindet sich ein Klub des Personals. Alle Abteilungen dieses herrlichen Zeitungspalastes zeugen von solidem Kunstgeschmack. L. K.-r.

Soldatenmißhandlungen und Volkssittlichkeit. So tief die in unserem Heere scheinbar unausrottbaren Soldatenmißhandlungen jedes fühlende Herz erbeben lassen, das schwerste Unheil, das sie anrichten, wird dabei wohl garnicht erkannt: diese Brutalität wirkt weit über die Kaserne hinaus auf das ganze sittliche Niveau unseres Volkes zurück.

Wir persönlich sind mit Schopenhauer und Christus der Ansicht, daß alle wahre Sittlichkeit in der mitleidenden Liebe wurzelt, die fremden Schmerz und Unrecht wie eigenes fühlt und darum keinem anderen Schmerz und Unrecht zufügen mag.*) Es bedarf keines Beweises, daß für diese Auffassung die Mißhandlungen in der Kaserne gradezu ins Gesicht ein Faustschlag sind. Wie ist zu denken, daß Menschen, die fähig sind oder fähig gemacht werden, ihrem Mitmenschen, ihrem Kameraden, so scheußliches, entwürdigendes Unrecht zu tun, wie ist's denkbar, daß die sonst im Leben wahrhaft sittlich handeln, Rücksicht gegen den Mitmenschen üben? Ich kann mir einfach nicht denken, daß ein Soldatenschinder sonst ein wirklich sittlicher Mensch sein könne.

Man braucht auch garnicht unsere Ansicht über die Grundlagen der Sittlichkeit zu teilen, um doch erkennen zu müssen, von welcher Gefahr diese gewohnheitsmäßigen Mißhandlungen für die Humanität sind, die ja doch, wenn nicht das Hauptziel, eins der vornehmsten Ziele der Sittlichkeit ist. Stellt Euch doch nur einmal vor, wie diese Unteroffiziere, Gefreiten und Gemeine, die ihren Kameraden in den Tod prügeln, wie die in Feindeslande sich benehmen mögen! Wahrlich, brennende Schamröte muß jedem Deutschen ins Gesicht steigen und Angst um ihre fremden Mitschwestern jeder deutschen Frau.

Stellt Euch überhaupt nur einmal vor, welch eine sittliche Atmosphäre da herrschen muß, wo solche Brutalität möglich ist, welch ein erzieherischer Ton wozu da im Grunde erzogen wird. Ich glaube, was Familie und Schule an sittlichem Empfinden gepflanzt, geweckt und erzogen haben, das wird da nur zu oft mit roher Hand wieder ausgerissen und ins Gegenteil verkehrt. Eine Erziehung zur Rohheit und Unsittlichkeit sind diese Mißhandlungen in der Kaserne. Wahrlich eine gute Schule fürs Leben und eine feine Vorbereitung für Männer, die alsbald Söhne und Töchter erziehen sollen! Otto Schutz-Mehrin.

*) Unsere Ausführungen würden noch eindrucksvoller sein, wenn wir diese Ansicht hier begründen könnten, wir müssen aber dazu auf eine größere Arbeit „Der Wille zur Harmonie. Ein Weltbild“ die bald erscheinen soll, verweisen.

Pünktlichkeit im Geschäft. „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige,“ sagt ein Sprichwort. Unpünktlichkeit ist eine Unhöflichkeit oder eine Ungezogenheit. Ueber das sogenannte akademische Viertel kann man ja in akademischen Kreisen denken, wie man will. Ein charakteristisches Merkmal guter Erziehung ist die Pünktlichkeit auf alle Fälle. Im Geschäft soll sie zu den obersten Grundsätzen gehören. Seit der Germanisierung der Deutschen, ich meine seit 1866, seit der allgemeinen Wehrpflicht, ohne Loskaufen und dergleichen, hat tatsächlich auch das ganze bürgerliche Leben an Pünktlichkeit zugenommen. Doch ich will hier über die Pünktlichkeit im Geschäft sprechen. Wenn unsere Tagesarbeit um 8 Uhr beginnt, so soll sie mit dem Glockenschlag 8 Uhr beginnen, nicht 10 Minuten später, oder wie englische Sitte ist, 20 Minuten. Es gibt keinen einzigen stichhaltigen Grund, von dem Prinzipe des Glockenschlages abzugehen. Nicht nur der große, sondern auch der kleinste Geschäftsbetrieb soll peinlich pünktlich in Anfang und Schluß des Tagewerkes sein. Warum? Weil Selbstdisziplin und Pünktlichkeit Vorbedingungen des Wohlbefindens und der Zufriedenheit sind.

Sehen wir uns einmal die in Frage kommenden Verhältnisse im Handwerk und in der Industrie an. In traulichem Gespräche harren die Arbeiter großer Fabriken in unseren Industriezentren am Tore der Fabrik, bis die Glocke schlägt. Das Tor öffnet sich und 5 Minuten später ist jeder an seinem Platze bei der Arbeit. Die Mittagsglocke schlägt 12 Uhr und mit einem Zauberschlage ändert sich das Bild. Alles hört im selben Augenblick zu arbeiten auf. Dasselbe am Nachmittage. Dasselbe abends, am Schlusse. Kein Hammerschlag, kein Feilenstrich mehr, wenn die Glocke Feierabend meldet. Meister freut sich und Geselle. — Auch der Prinzipal soll die Zeit einhalten. Wer nicht die Freude kennt am Feierabend, verliert auch die Freude an der Arbeit. Alles zu seiner Zeit, das ist Ordnung.

Die geschultesten in dieser Beziehung sind die Bauarbeiter. Man lacht wohl darüber, daß der Maurer den Arm mit dem zum Schlage erhobenen Hammer sinken läßt, aber der Mann hat Recht. Er packt auch den Rest seines Frühstücks zusammen, wenn die Glocke zur Arbeit ruft. Alles Nachgeben nach der einen oder anderen Seite führt zur Erschlaffung und zum Verbummeln. Der Arbeiter, gleichviel ob Meister oder Geselle, der ein paar Minuten länger arbeitet als er muß, hat das Gefühl, einen gewissen Vorschuß geleistet zu haben, und entschuldigt sich damit, wenn er beim nächsten Anfange ein wenig in Verzug kommt. Was der eine tut, tun bald mehrere und die stramme Ordnung bekommt ein Loch.

Der Fabrikant will und soll nichts verschenken, und Zeit ist Geld. Der Arbeiter soll sich nichts schenken lassen, genau so, wie er dem Fabrikanten nichts zu schenken berechtigt ist, auch seine Zeit ist ihm Geld. Während der Arbeitszeit ist der Fabrikant gerade so gut Arbeiter, wie sein letzter Handlanger. Nach Feierabend ist dieser freier Herr wie jener. Das Nach- und Zugeben von der einen oder anderen Seite schwächt das Standesbewußtsein. Dieses zu stärken ist in erster Linie die Pflicht jeden Arbeitgebers.

Auch im Handelsleben soll dies ganz besonders gepflegt werden. Der Lehrling von heute kann in 10 Jahren „Herr Kollege“ sein. Ihn dazu zu erziehen, gehört zu den Pflichten des Prinzipals. Mit der unbedingten Pünktlichkeit fängt diese Erziehung an. Daher gewöhne man sich von früh auf: Mit dem Glockenschlage. R. G.

Die **„Lustige Woche“** (Redaktion: Berlin W. 15, Verlag: Dr. Eduard Rose, Neurode) bringt Ende Mai cr. eine Nummer (21) heraus, wie sie noch kein Witzblatt bisher produzierte. Die unter Mitredaktion der Baronin Suttner hergestellte Nummer trägt den Titel „Krieg dem Kriege!“ und bedeutet einen lachenden Beitrag zur Friedensbewegung

von kulturhistorischem Werte. Auch die Ethiker finden in diesem der Schwesterbewegung gewidmeten, sehr wohlfeilen Album eine Fülle ethischen Materials, z. B. wenn Otto Ernst schreibt:

„Was Du nicht willst, daß man Dir tu',
Das füg' mit Lust den andern zu!"

In diesem Satz ist die ganze tiefgründige Weisheit der Nationalfanatiker beschlossen;"
oder wenn Bernard Shaw ausruft:

„Für Feiglinge und Tote allgemeiner Friede! Für Narren allgemeiner Krieg! Für die Lebenden und Verständigen weder Krieg noch Frieden, sondern Entwickelung immer höheren Lebens."

Manches kluge und lustige Bild (z. B. „Die Jagd nach dem Frieden") eint sich in der wertvollen Nummer dem geistreichen Worte, mag es nun der Dichterfeder eines Blumenthal, Fulda, Presber entfließen, mag es in den selbstpersiflierenden Stil Wippchen-Stettenheims oder in den Humor der „Friedensfurie" B. v. S. selbst getaucht sein. Gekrönte Häupter wie Carmen Sylva, der König von Dänemark, Fürst Ferdinand von Bulgarien, Roosevelt u. a. sandten Originalbeiträge, und ferner sorgen Björnson, Haeckel, Ellen Key, Spielhagen, Tolstoi durch teilweise längere Auslassungen dafür, daß die Spannung des freudig interessierten Lesers mit jeder Seite wächst.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Propagandawert einer großen humoristischen Wochenschrift einmal in den Dienst einer hohen Kulturidee zu stellen. Vielleicht schöpfen die Ethiker aus diesem Vorbilde die Anregung zu gleichem Tun; gar verlockend erscheint mir die Aussicht, die Humoristen und Satiriker in unsern Reihen zu mobilisieren, um der staunenden Mitwelt einmal die Lächerlichkeiten und Verschrobenheiten des landläufigen Sittenkaders gepfeffert unter die verehrliche Spürnase zu reiben. Siemering.

Sprechsaal.

Nochmals „Dämon Auslese". (An Heinrich Driesmans in Nr. 12). Auch ich freue mich, dem von mir wegen seiner temperamentvollen Gesinnungstüchtigkeit hoch verehrten Autor Gelegenheit zu einer „Erklärung" gegeben zu haben, die die Bedeutung eines Bekenntnisses zu einer recht gründlichen und höchst erfreulichen Wandelung der Anschauungen hat. Wer nicht mehr „eine Rasse gegen die andere ausspielt", sondern „die Erhöhung des Menschentypus von einer Rassensynthese erwarten" will, zu der (mindestens!) die „großen Kulturrassen" von dem ihrigen „wertvolle" und „dauerbare" Elemente „hineinzugeben" haben, der wird von keinem „Herrn Ethiker" fürder als „Rassenfanatiker" mit gebotener Vorsicht behandelt werden. Nur muß er sich dann auch entschließen, klar (für sich) und deutlich (für andere) zu werden.

Das Wort „Rasse" hat im Sprachgebrauche zwei Bedeutungen: es bezeichnet einmal die durch einen bestimmten Komplex körperlicher und geistiger Eigenschaften von anders gearteten unterschiedenen Menschengruppen, und es bezeichnet zweitens die durch ein umfassendes Bukett hervorragender Anlagen aus der gleichgültigen Menge herausgehobene Beschaffenheit eines Einzelwesens.

In dem ersteren Sinne spielt der Dünkel des 8 bis 10 cm hohen Stehumfallkragens das „reine Ariertum" gegen den „Semitismus" aus, erschnüffelt der Hochmut der ganz „blonden Bestie" aus seinem parfümierten Taschentuche das „ursprüngliche Germanentum" in den körperlich und geistig ächtesten Ingenien romanischer Völker, kriecht blasierte Ueberkultur ins Mauseloch vor der „gelben Gefahr", greift der Tropenkoller zur Nilpferdpeitsche als höchstem Kulturwerkzeuge, u. s. w.

In dem anderen Sinne sagt man z. B.: Das Weib hat Rasse, — um auszudrücken, daß die Person reichlich mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet und einer bis zur Leidenschaft erregbaren, starken äußeren und inneren Empfindung fähig ist.

Mit Bezug auf das erstere steht die Maske der Ernsthaftigkeit für das Spielen mit dem „Rasse"-Begriffe (glücklicherweise nicht mir) für uns Ethiker unter dem Kennworte: „Gerasons l'iosâme!" In der anderen Richtung handelt es sich um einen gerade noch erträglichen vulgären Kraftausdruck, in dem zu irgend einer Erhitzung für oder wider kein Motiv liegt.

Wer aber „Rasse" nicht im ersteren Sinne meint, der tut gut, im Verkehr über „der Menschheit große Gegenstände" dem Worte den Laufpaß zu geben. Es ist anrüchig geworden. Will man „Rassensynthese" im Driesmans'schen Sinne, dann scheidet — was könnte wohlthuender sein?! — das Rassen-„Problem" aus der Diskussion aus: die „Synthese" beruht auf dem Wisser aller, das jeglicher Beeinflussung spottet, — wie jeder Besonnene den „Rasse"-„Züchtungs"-„Theoretikern" gegenüber längst eingesehen hat.

Nun ein Wort von meinem „gravierenden intellektuellen Unrecht": „Die Erziehung zu wählerischer Gesinnung ist der Leitgedanke des ganzen Buches", und darüber habe ich „hinweggesehen"!

Obwohl ich mich sonst über die maßgeblichen Grundgedanken eines Buches nicht aus dem alphabethischen Sachregister zu orientieren pflege, folge ich hier der ausdrücklichen Verweisung des Verfassers auf diesen Weg, und finde unter dem Stichworte „Gesinnung, wählerische" — ganze zwei Seitenzahlen! Seite 41 wird bei „unseren heutigen Darwinisten" eine gewisse Vornehmheit des Denkens und Empfindens, wie sie die wahren Aristokraten des Geistes aller Zeiten ausgezeichnet hat," vermißt. „Diese Vornehmheit bestand überall in einer hohen und feinen wählerischen Gesinnung, die den heutigen Deutschen nahezu ganz abgeht". Mit Seite 299 aber geraten wir in den Anmerkungen-Anhang, und da wird den Frauen „vorgeworfen", daß sie die „höhere wählerische Gesinnung" „zur rechten Gattenwahl und Mutterschaft" „aus dem Auge verloren" haben. An der einen Stelle handelt es sich also um „Höhenmenschen", an der anderen um — Zuchtwahl (wie sehr auch — selbst unausgesprochen — bei der weiblichen „Gattenwahl" Gesichtspunkte mitspielen, die über den Gedankenkreis der 1. Abteilung des Landwirtschaftsministeriums — für Gestüts-Angelegenheiten — hinausführen).

Das ist ein bischen mager für den „Leitgedanken" eines Buches von über 300 Seiten. Ich sehe also weiter, zunächst unter „Erziehung". Seite 58: „Jede Zeit hat ihre eigene Zucht." Seite 101: Alle politischen Parteien „erstreben eine Erziehung und Züchtung ihrer Glieder im Sinne ihres korporativen Geistes", und „sie bewähren sich damit als zuchtwählerische Funktionen im Volksorganismus." Seite 146/147: Die verschiedenen modernen anregenden Strömungen „mündeten schließlich ein in die generative Bewegung, die .... in der Anschauungsweise gipfelte, daß alle Erziehung unter Umständen viel, aber längst nichts Grundlegendes erreichen könne, und es weniger darauf ankomme, daß der Mensch besser erzogen, als daß er besser geboren werde". Endlich Seite 160 fgg: „Man glaubte wohl bisher, der Unterschied (zwischen den in jedem tieferen Sinne verständnislosen „Personen in den leitenden Stellungen" und den „feinsinnigen Naturen", die unverstanden und von der Macht ausgeschlossen bleiben,) liege vorzüglich in der Erziehung begründet, und auf diesem Wege ließen sich alle Gegensätze beseitigen oder überbrücken. Aber der Unterschied ist doch im letzten Grunde in der Menschennatur gelegen, und es dürfte an der Zeit sein, den Wert von Erziehung und Züchtung einmal gründlich gegeneinander abzuwägen, um zu erfahren, daß die letztere doch überall das entscheidende und ausschlaggebende Moment ist ..." „... so ergiebt sich sehr natürlich, daß Genialität, Rechtschaffenheit und Fähigkeiten irgendwelcher Art durch häusliche Umgebung, fürsorgliche Erziehung und gute Schulunterweisung zwar genährt und gefördert werden können, daß aber ihr Ursprung tiefer liegt, gleich Gesundheit und Muskulatur, und angeboren sein muß." „Keine noch so weit gehende und durchgreifende Erziehungsmethode ist in der Lage, erbliche Schwäche in intellektueller Hinsicht wiederum auf das Niveau früherer Stärke zu erheben."

Bescheidener kann man von der Erziehung nicht gut denken. Als „Leitgedanke" wenig vertrauenerweckend! Mit Zagen schlage ich noch „Ethik" nach; denn ich entsinne mich, welchen harten Stand ich einmal dem verehrten Verfasser gegenüber hatte, als ich in einem von ihm geladenen Kreise von „Intellektuellen" für eine Auffassung und Geltung der Ethik als Wissenschaft — so ungefähr im Sinne der D. G. E. K. — eintrat. Da werden wir nach Seite 80 verwiesen, wo wir erfahren, daß mit Religion und Aesthetik auch „alle Ethik" von dem Intellekt der Rassen und Völker — ihrem „Faust" — von den „Müttern", aus dem „Reiche des Keimplasma" heraufgeholt worden ist; und Seite 146 werden mit Egidy, Naumann und Damaschke auch „die Führer der ethischen Bewegung" — die ersteren gesperrt, diese nicht — als Vertreter der Strömungen aufgezählt, von deren Ausmündung vorstehend die Rede gewesen ist.

Das ist alles! —

Nun will ich nicht nach meiner aufmerksamen und sehr interessierten Lektüre des ganzen Buches Stellen anführen, die des Verfassers Anspruch auf einen ethisch erzieherischen Leitgedanken seines Buches besser rechtfertigen könnten als alle Belegstellen seines „Inhaltsverzeichnisses". Es ist nicht mehr nötig, denn ich bin dieser Seite seiner Darlegungen bereits in meiner Besprechung — vollkommen gerecht geworden.

Ich habe ganz ausführlich von den für die Frage der „Auslese" auch in Betracht kommenden „Kulturtatsachen" gesprochen; und ich hätte ein „gravierendes intellektuelles Unrecht" begangen, wenn ich dem Verfasser aus der Nichtbeachtung dieser

Tatsachen nicht einen ganz ausdrücklichen sehr scharfen Vorwurf gemacht hätte, — falls er diese Tatsachen nämlich wirklich unbeachtet gelassen hätte. Da diese traurige Voraussetzung glücklicherweise nicht zutrifft, habe ich mich — durchaus berechtigterweise — nur um das *Verhältnis* dieser Tatsachen zu der *Grundvorstellung* des Buches bekümmert.

Ein Buch aber, das „*Dämon Auslese*" betitelt ist, und auf dessen sämtlichen Seiten das Wort — oder wenigstens der Begriff — „Auslese" einige Male begegnet, kann nicht verlangen, daß man seinen Schwerpunkt in dem Gedanken einer „Erziehung zu wählerischer Gesinnung" suchen und erkennen soll, — selbst wenn in dem halben Dutzend Stellen, die in dessen Nähe führen, begeisterter und begeisternder für ihn eingetreten wäre, als aus den vorstehenden *erschöpfenden* Ausführungen hervorgeht.

Wäre aber selbst des Verfassers Behauptung über den „Leitgedanken" seines Buches richtig, so wäre es ein *Fehler für sich*, daß er es *unter irreführender Flagge* hat segeln lassen.

Ist — nicht das Heil, sondern nur überhaupt Heil von einer „Erziehung zu wählerischer Gesinnung", also von planvoller menschlicher Kulturarbeit, zu erwarten, dann giebt es keinen „Dämon Auslese"; denn „dämonisch" ist unter allen Umständen nur das, dessen der Mensch mit seinen schwachen Kräften nicht Herr werden kann, — gleichgültig, ob die geheimnisvolle Macht in mephistophelischem Sinne handelt: „Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht," — oder im Sinne einer grundgütigen Vorsehung, die „alles zum Besten lenkt".

Aber *Charakter, Grundsatz* und *Absicht* muß ein „*Dämon*" *haben*; sonst *ist er es eben nicht*. Und daß *dies letztere* aus dem Driesmans'schen Buche hervorgeht, habe ich — der Wahrheit gemäß — zu zeigen versucht; und daß es *richtig* ist, habe ich durch einige *eigene* Ausführungen erhärtet.

Schuldig geblieben bin ich also dem Verfasser *nichts*.

Bruno Meyer.

Bücherschau.

Die Revolution. Von G. Landauer. (Aus der Sammlung: „Die Gesellschaft", herausgegeben von M. Buber).

Ein tiefsinniges Büchlein, geschrieben von einem Manne, der angesichts des so vielen Kleinlichen und Drückenden, das die Gegenwart verwirrt und autreibt, den Sinn für das Große und Menschlich-verbindende noch nicht verloren hat, sondern tief in seiner Seele empfindet und aus der Geschichte der Revolutionen herausliest. Sein großzügiger Weitblick sagt ihm, wir leben seit Beginn der Kirchenreformation in einem Zeitalter sich immer wieder erneuernder Revolutionen. Eine Revolution ist wie ein Gesundfieber zwischen zwei Siechtumern. Das Befreiende daran ist die heroische Kraft, mit der sie die Menschen verbindet und zu einheitlichem, gemeinsamen Handeln fortreißt. Ihr Uebel ist der gewalttätige, geistlose und daher keine Dauer versprechende Charakter einer solchen Erfrischung. Was wir brauchen, ist eine geistige Revolution, eine großzügige soziale Regeneration, die uns von aller Herrschaft, allem Trennenden und Gewalttätigen in der Welt befreit — mag es Kirche, Staat, Gesetzlichkeit, Nationalismus oder Individualismus heißen — eine freie Gesellschaft auf der Grundlage des menschenverbindenden Geistes der Solidarität. Der Gegenwartsstaat hat demzufolge nur noch die Aufgabe, Vorkehrungen zu seiner eigenen Auflösung zu treffen und Raum zu geben für die unendlichfache Schichtung von Bünden, Organisationen und Gesellschaften, die an seine Stelle und an die Stelle des sinn- und plan- und geistlosen Individualismus der Wirtschaft, der Produktion und Zirkulation zu treten sich anschicken. Allen Einsichtigen gibt er den Rat, sich (wenn auch unter Entbehrungen) zu einem Bunde zusammenzuschließen und ihre Arbeit in den Dienst ihres Verbrauchs zu stellen in Siedlungen und Genossenschaften. Wir müssen vor allem zweierlei verlernen: Mißtrauen gegen uns selbst und gegen unsere Mitmenschen, und eins uns fest einprägen: wir Einzelmenschen bilden nicht den Mittelpunkt der Welt, sondern haben irgendwo an einem kleinen Posten rechts und links unsere Stelle. Damit fällt der Grund zur Herrschaft und zur Isoliertheit des Individuums.

Es ist nicht möglich, die Lebenswärme und die Gedankenhoheit, die aus Landauers Büchlein spricht, hier ausführlicher wiederzugeben; wer etwas lesen will, das sein Innerstes packen, seinem Denken neue Pfade weisen und seinen Menschenglauben reinigen und vertiefen kann, der lese dieses gediegene Büchlein.

Dr. J. L.

* * *

Das Parlament. Von H. von Gerlach. (Aus der Sammlung: „Die Gesellschaft", herausgegeben von M. Buber.)

Der Verfasser schildert uns in äußerst lebendiger und kraftvoller Darstellung das Wesen des Parlaments, seine Struktur, seine Funktionen, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hier spricht mit großer Wärme ein überzeugter Demokrat, dem Englands uneingeschränkter Parlamentarismus als das voranleuchtende Beispiel eines modernen demokratischen Staatswesens gilt, nach dem sich, wie er zuversichtlich hofft, die übrigen Staaten, vor allem auch das parlamentarisch sehr zurückgebliebene Preußen-Deutschland, entwickeln werden. Das Büchlein ist äußerst lehrreich, fließend und leicht geschrieben: eine genußreiche Lektüre für jedermann.

Was die Ansichten des V. betrifft, so wird jeder echte Volksfreund die Rückständigkeit der politischen Struktur Preußen-Deutschlands mit ihrem Dreiviertel-Absolutismus zugeben. Doch daß der Parlamentarismus — die Herrschaft der Masse und der Zahl — das ersehnte Ziel der gesellschaftlichen Struktur darstellt, hoffe ich nicht. Für mich ist der V. aus logischen und ethischen Gründen durchaus anfechtbar und ich kann mir daher nicht denken, daß der Menschengeist auf die Dauer eine solche Institution — in der gerade die seiner differenzierten individuellen Ansichten durch Massenansichten niedergestimmt werden — ertragen und nicht vielmehr — ähnlich wie es dem Absolutismus ergangen — durch ein besseres System ersetzen wird. Landauers Ansicht, — und das ist die Ansicht aller ethischen Anarchisten (mit denen G. als einer bedeutungslosen Sekte sich abzufinden nicht für nötig hält, als ob die *Zahl* der Bekenner und nicht der *Geist* der Sache das Entscheidende ist) erscheint uns viel weitblickender. Sombart hat einmal sehr richtig bemerkt, daß ja heute bereits der größte Teil unserer positiven Kulturarbeit nicht auf politischem, auch nicht auf parlamentarischem Wege, sondern durch die Arbeit eines Netzwerkes von geistigen und wirtschaftlichen Arbeitsgruppen zustande kommt. Die Staatspolitik ist in gewissem Sinne eine Antipode der Kulturpolitik. Warum sollte die Gesellschaft nicht ebenso wie sie die technische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Kultur ohne staatliche Bevormundung aus sich heraus geschaffen hat, auch schließlich zu einer eigenen Organisation ihrer Verwaltungsaufgaben kommen mit Ausschaltung jeder Staatsautorität oder Parlamentsmajorität, einzig und allein auf den Gedanken der Zweckmäßigkeit gegründet, wodurch schließlich der vernünftige *Gedanke* und nicht die zufällige *Zahl* zum Leiter unseres öffentlich-rechtlichen Lebens würde? Dies wird geschehen, wenn (mit Emerson zu sprechen) die Politik durch die Pädagogik ersetzt wird.

Dr. J. L.

* * *

Der Staat. Von Franz Oppenheimer. (Aus der Sammlung: „Die Gesellschaft", (herausgegeben von M. Buber.)

Eine geistvolle Schrift, das Erzeugnis eines scharfsinnigen und lebhaft denkenden Geistes. O. giebt uns einen klaren Ueberblick über die Entwicklung des Staats in weltgeschichtlicher Umrahmung. Wir werden geführt von der vorstaatlichen Völkerperiode durch die Lebensentfaltung der Staatsformen hindurch (des Feudal- und Verfassungsstaates) bis weiter über die Gegenwart hinaus in die als Ziel der staatlichen Entwicklung zu erwartende Freibürgerschaft, der herrschaftslosen rein wirtschaftlich organisierten Gesellschaft.

O sieht im Staat eine soziale Institution von nur relativer Dauer. Seinem Charakter nach ist jeder Staat Klassenstaat, die Herrschaft des Menschen über den Menschen. Der Verfassungsstaat ist der Ansatz zur Befreiung von dieser politischen Herrschaft der Herrengruppe, eine Etappe auf dem Wege zur nicht-mehr staatlichen Gesellschaft, in der das Recht auf wirtschaftliche Selbständigkeit und Zusammenschluß jedem gewährleistet ist und somit für eine Privilegienherrschaft kein Raum mehr bleibt, da die weitgehendste Selbstverwaltung die geeignetste Organisationsform der Gesellschaft sein wird.

Die Schrift zeigt im ganzen eine klare und lebendige Ausdrucksweise, keine öden und weitschweifigen geschichtlichen Details, sondern große, übersichtliche Richtlinien; die historischen Belege sind mit großem Geschick ausgewählt. Das ganze Werk ist wie aus einem Guß, gut durchdacht, es vereinigt wissenschaftliche Gediegenheit und künstlerische Form, selbständige Gedankengänge mit dem Reinertrag des gegenwärtigen Standes der Völkerkunde. Aeußerst lehrreich und sehr interessant für jeden Fachgelehrten und Gebildeten.

Dr. J. L.

* * *

Wilhelm Busch an Maria Anderson. Siebzig Briefe. Verlag C. J. E. Volckmann Nachf. (E. Wette.) Rostock i. M.

Mußten die Briefe veröffentlicht werden? Ich habe nicht den Eindruck. W. Busch wußte, was er dem *Publikum* sagen wollte und konnte, auch von sich selbst. Zum mindesten ist es sicherlich nicht richtig, und wird es auch durch falsche Bescheidenheit nicht, daß man Briefe veröffentlicht ohne ihr Gegenspiel, das sie erst völlig verständlich macht. „Völlig", so weit einer den anderen überhaupt versteht. Entweder waren jene Briefe in irgend einer Weise bedeutsam — und für diese Annahme spricht der Effekt, daß der Alte aus Wiedensahl darauf antwortete — dann gehörten sie dazu; oder sie waren es nicht — dann versteht man die Antworten um so viel weniger.

Natürlich sind ein paar Goldkörner trefflicher Lebensweisheit und schalkhaften Humors in dem Ganzen verborgen. Aber wozu dann den ganzen sie einhüllenden Sand mit aufschütten?

-nz-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt. Die Redaktion.

Luther. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Bearbeitet von Dr. Alfred Grotjahn. Bd. 9 der Sammlung: Aus der Gedankenwelt großer Geister. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. Geh. 2,50 Mk., gebd. 3,00 Mk.

Gott und die Kirche. Von Dr. Reinhard Strecker. Heft 2 der Bremer Flugschriften aus dem Geisteskampf der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. Steudel und Fr. Lipsius. Berlin W. 30. Concordia, deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. Geh. 0,60 Mk.

Die Unhaltbarkeit der Forderung des Konfirmationsgelübdes. Von Carl Bonhoff, Pfarrer in Leipzig. Leipzig. Otto Wiegand. 1,80 Mk.

Ueber uns Menschen. Von S. Philipp. Leipzig. 1908. Verlag von E. A. Seemann. Geh. 4,00 Mk., gebd. 5,00 Mk.

Wie die Pflanze die Erde erobert hat. Für die Jugend erzählt von E. Kradolfer. Mit 20 Zeichnungen von Frida Lutz. Leipzig. 1908. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theod. Weicher. Gebd. 2,00 Mk.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind zu richten an seine Privatadresse: Herrn Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, und **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Vom 1. September ab befindet sich das Bureau **Berlin SO. 16, Rungestr. 25–27,** Spreepalast, wohin auch die erste öffentliche Lesehalle der D. G. E. K. am 1. Juli cr. übergesiedelt ist. Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 19. Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,80 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juli 1908.	Nr. 14.

Inhalt:

Eine Industriestadt ohne Arbeitskämpfe.

Von Dr. Ernst Schultze (Hamburg-Großborstel).

(Nachdruck verboten.)

Von den Bestrebungen zum sozialen Frieden in England ist schon vielfach die Rede gewesen; in letzter Zeit allerdings weit weniger als vor 10 oder 20 Jahren. Es scheint, als wenn die Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Weise wirksam ist, daß mit dem Augenblicke, wo sich ihre Verschlechterung ergibt, auch ein Nachlassen der sozialen Einigungs-Bestrebungen eintritt, während sie bei guter Konjunktur weit günstigeren Boden finden.

Aus den Vereinigten Staaten ist über Einigungsbestrebungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern weit weniger berichtet worden. Der Grund liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Vereinigten Staaten so günstige wirtschaftliche Verhältnisse darboten — eine Unmenge freien Bodens, Nahrungsmittel im Ueberfluß, dabei ein viel zu geringes Angebot an Arbeitskräften — daß die Arbeitgeber, um überhaupt Arbeiter zu bekommen, sehr gute Lohn-Bedingungen bieten mußten, während sie andererseits infolge der weiten Entfernung der europäischen Konkurrenz und später infolge des immer höher steigenden Schutzzollwalles auch ihrerseits reichliche Gewinne erzielen konnten. Außerdem haben die nordamerikanischen Arbeitgeber es meisterhaft verstanden, trotz des Mangels an sozialer Gesetzgebung und trotz der mangelnden Fürsorge für die Sicherheit und für das Alter ihrer Arbeiter, diese bei guter Laune zu erhalten. Sombart hat in seiner kleinen Schrift „Warum giebt es keinen Sozialismus in den Vereinigten Staaten?" erst kürzlich in meisterhafter Weise dargetan, welche Spiegelfechterei die nordamerikanischen Unternehmer damit getrieben haben, und hat die durchaus richtige Ansicht ausgesprochen, daß der Höhepunkt des wirtschaftlichen Wohlbefindens in den Vereinigten Staaten nun wohl erreicht oder gar schon überschritten sei und daß wir in Zukunft auch dort schwere Arbeitskämpfe zu erwarten haben werden.

Natürlich haben sich auch bisher schon in den Vereinigten Staaten verschiedentlich Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit abgespielt. Es sei nur daran erinnert, daß im Jahre 1877 ein förmlicher Krieg zwischen den Angestellten der Eisenbahn-Gesellschaften und den auf Betreiben des Eisenbahn-Kapitals aufgebotenen Truppen stattfand und daß sich aus der Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten manches ähnliche Beispiel anführen lassen würde. Naturgemäß sind diese Arbeitskämpfe aber auf die stärker bevölkerten Teile des Landes, insbesondere auf den östlichen Küstenstreifen und auf die großen Städte, beschränkt geblieben. Wo sich die Industrie nur spärlich entwickelt hatte — wie z. B. im Süden und in der Mississippi-Ebene — traten sich Kapital und Arbeit nicht in großen Kämpfen gegenüber weil die Arbeiter nicht oder nicht genügend organisiert waren. Am häufigsten sind daher von Arbeitskämpfen die nordöstlichen Staaten heimgesucht worden, wenn man von den wenigen großen Städten (wie Chicago, St. Louis und San Franzisko) absieht, in denen sich eine heimatlose Masse aus aller Herren Ländern zusammendrängte.

Namentlich in dem industriellen Nord-Osten haben daher eine ganze Reihe von Streiks stattgefunden; wurden doch auch die Arbeiter hier zuerst in die Notwendigkeit versetzt, um ihre Existenz zu kämpfen. Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten hat sich in den ganzen letzten Jahrzehnten über die nordöstlichen Häfen (Boston, Philadelphia, Baltimore und namentlich New-York) ergossen, und da die Einwanderer zu mehr als neun Zehnteln die Neigung haben, wenigstens zuerst in irgend einer größeren Stadt an der atlantischen Küste sitzen zu bleiben, so konnten die Arbeitgeber hier am ersten die Arbeitskräfte dazu bringen, sich gegenseitig zu unterbieten. Der eingewanderte Arbeiter, der das Gespenst der Arbeitslosigkeit in viel höherem Maße fürchtet als der eingeborene, welcher die Sprache des Landes spricht, seine Einrichtungen und seine Gesetze kennt und sich viel freier und sicherer bewegt — der eingewanderte Arbeiter übernimmt eine Beschäftigung zu wesentlich geringeren Lohnsätzen als der Amerikaner, der ihn daher als Lohndrücker fürchtet, ja vielfach geradezu haßt. Und es ist eine allgemeine, ganz selbstverständliche Erscheinung, daß die untersten Lohnklassen im Osten der Vereinigten Staaten

immer von den eingewanderten Arbeitern gebildet werden und daß diese auch am ehesten der öffentlichen Armen-Pflege zur Last fallen, die in den Städten des Ostens nun schon seit geraumer Zeit Aufgaben von einem Umfange zu erfüllen hat, von dem sich der grenzenlose amerikanische Optimismus noch vor einem Menschenalter nichts träumen ließ.

Die Häufigkeit der Streiks hat sich aus all diesen Gründen im Nordosten der Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend gemehrt, und es gibt dort wohl keine Industriestadt (namentlich in den sogenannten Neuengland-Staaten), die nicht auf eine lange Reihe von Arbeitskämpfen zurückblicken könnte — mit einer einzigen Ausnahme.

Diese merkwürdige Ausnahme bildet die Stadt Manchester im Staate New-Hampshire. Manchester ist nicht nur die Haupt-Industrie-Stadt dieses nach der Volkszählung von 1900 411,000 Einwohner zählenden Staates, sondern auch dessen größte Stadt überhaupt. Es zählte 1900 57 000 Einwohner, während es 1890 erst 44 000 Einwohner besessen hatte; seine Bevölkerung soll bis 1907 auf etwa 70 000 Köpfe gestiegen sein. Die Stadt liegt in der Grafschaft Hillsborough am Merrimac, der hier ein starkes Gefälle hat und die sogenannten Amoskeag-Fälle bildet. Diese liefern die Triebkraft für Hunderte von Fabriken, die mit vielen Tausenden von Arbeitern Waren im Werte von fast 40 000 000 Dollars jährlich erzeugen: Baumwollfabriken, Eisengießereien, Maschinenwerkstätten, Hobel-Werke, Schuh-Fabriken usw. Und zwar entfällt bei weitem der Hauptanteil an den in der Stadt beschäftigten Arbeitern sowie an den hier erzeugten Waren-Werten auf eine große Gesellschaft, die Amoskeag Manufacturing Company. Diese riesige Aktiengesellschaft hat den Merrimac auf beiden Seiten mit einer unendlichen Reihe von hellroten Backstein-Fabrik-Gebäuden eingefaßt, deren Gesamt-Länge auf jeder Seite ungefähr 2 km beträgt. Die Stadt muß als wichtigste Industriestadt des Staates betrachtet werden — denn die Regierungs-Hauptstadt des Staates New-Hampshire ist das durch Emerson berühmt gewordene Concord, dessen Bevölkerung im Jahre 1900 noch nicht 20 000 Seelen betrug.

Obwohl aber Manchester so überwiegend Fabrikstadt ist, hat seine Geschichte doch eine überaus geringe Zahl von großen Streiks aufzuweisen: insgesamt nämlich nur drei! Der erste fand 1856 statt. Damals begannen die Arbeiter der Baumwollmühlen eine Arbeitseinstellung, die so heftig war, daß das Aufruhr-Gesetz auf den Straßen verlesen werden mußte. Dreißig Jahre später, 1886, fand der zweite große Streik in der Geschichte der Stadt Manchester statt. Die Arbeiter zogen dabei den Kürzeren. Seither hat man in den Baumwollmühlen, die den größten Teil der Arbeiterzahl umfassen, nicht wieder gestreikt, vielmehr ist der dritte und letzte große Streik Manchesters (etwa vor 5 Jahren) von den Arbeitern der Schuh-Fabriken begonnen worden, die aber dabei ebenfalls unterlagen. Kleinere Arbeits-Einstellungen haben natürlich ab und zu stattgefunden. Aber sie haben niemals das Leben der ganzen Stadt berührt, und keine einzige von ihnen hat einen irgend nennenswerten Umfang angenommen. So sind es also nur drei große Streiks gewesen, die diese erste Fabrikstadt des Staates New-Hampshire bisher durchgemacht hat.

Der Grund ist nicht etwa darin zu suchen, daß Arbeitnehmer und Arbeitgeber sich besonders liebten; dies ist, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, im modernen Fabrik-Betriebe wohl fast nirgends der Fall. Vielmehr stehen sich auch hier beide Teile mit dem Wunsche gegenüber, aus dem anderen so viele Vorteile zu ziehen wie nur möglich. Aber beide wissen, daß der Gegner gut gerüstet ist und daß er sich weder überrumpeln noch auch in längerem Kampfe allzuleicht besiegen lassen würde. So zieht man es denn vor, von den Rüstungen zum Kriege keinen Gebrauch zu machen, sondern die etwa entstehenden Differenzen nach dem Muster der Diplomaten der Großmächte dadurch beizulegen, daß man, ohne auf die vorhandenen Machtmittel, die der Gegner doch kennt, zu pochen, in ruhigen und geschäftsmäßigen Verhandlungen, bei denen jede gegenseitige Reizung vermieden wird, sich über die gegenseitig zu gewährenden Bedingungen einigt.

Die 26 Gewerkschaften, die in Manchester bestehen und die in eine gemeinschaftliche Gewerkschafts-Kommission zusammengefaßt sind, enthalten sich daher eines unnötig scharfen Vorgehens, aber sie nehmen jeden Vorteil, der sich ihnen bietet, wahr. Und daß die Arbeiter wirklich recht gute Lebensbedingungen erhalten haben, ergibt sich aus der Tatsache, daß bei weitem die meisten den achtstündigen Arbeitstag haben und daß, wie Mr. French Strother in einem Aufsatz in „The Worlds Work" behauptet, der niedrigste Lohnsatz noch über den Kosten eines Lebens steht, das auf eine Reihe von Annehmlichkeiten nicht verzichten will. Fast alle Arbeiter-Klassen haben von Zeit zu Zeit Erhöhungen ihrer Löhne durchgesetzt, so daß sie größtenteils auf einer Stufe mit den bestbezahlten Arbeitern der Neu-England-Staaten stehen. Diese Lohnerhöhungen wurden fast immer ohne Streiks, meistens sogar ohne irgendwelche Schwierigkeiten, oft genug nur durch die bloße Bitte um Lohnerhöhung erreicht. Solche und andere Bitten werden in der Regel durch einen Ausschuß der betreffenden Gewerkschaft vorgetragen, der direkt mit den Fabrikanten verhandelt, die daran irgendwelchen Anstoß nicht nehmen.

Die Fabrikanten andererseits haben den Arbeitern die Lohn-Erhöhungen meistens nicht aus philanthropischen Gründen bewilligt, sondern weil sie die Berechtigung der Forderung einsahen oder weil ihnen am Frieden mehr gelegen war als an einer Ersparnis einiger tausend Dollars, die sich vielleicht nur durch das erfolgreiche Niederschlagen eines Streiks erzielen ließ; dieser aber würde zehntausende von Dollars gekostet und unter den Arbeitern eine Mißstimmung hinterlassen haben, die der Menge und der Güte der erzeugten Waren niemals zugute kommt. In solchen Fällen aber, in denen die Fabrikanten ein weiteres Entgegenkommen verweigerten und in denen sie die Führer der Gewerkschaften zu überzeugen suchten, daß der Unternehmer-Gewinn sich dadurch zu stark schmälern würde, haben die Arbeiter häufig nachgegeben, auch wenn sie von den gegnerischen Behauptungen nicht überzeugt waren. Denn sie sagten sich, daß eine Lohnerhöhung von einem oder zwei Dollars, die mit einem Streik von vielleicht mehreren Wochen Dauer hätte erfochten werden müssen, für sie selbst zwecklos gewesen sein würde.

Es kommt hinzu, daß die Arbeiter Manchesters zu den Fabriken und zu der Stadt in engeren Beziehungen stehen, als dies sonst die Regel ist. Viele von ihnen sind in der Stadt geboren worden. Der Direktor der großen Amoskeag Manufacturing Company leitet deren Geschäfte schon seit Jahrzehnten, wie vor ihm sein Vater sie geleitet hat und nach ihm sein Sohn sie leiten wird. Und die genannte Aktien-Gesellschaft ist (wenigstens nach amerikanischen Begriffen) schon sehr alt — älter sogar als die Stadt selbst. Denn sie besaß in früheren Zeiten den größten Teil des Landes, auf dem die Stadt heute steht, als ihr Eigentum und besitzt auch heute noch einen großen Teil davon. Auch hat sie, um den Zusammenhang zwischen den Arbeitnehmern und der Arbeitgeberin zu stärken und die Arbeiter auch durch Gefühlsbande an die Stadt und an den Grund und Boden zu fesseln, in sehr geschickter Weise die Beschaffung guter, gesunder und billiger Wohnungen für einen großen Teil der Arbeiterschaft in die Hand genommen.

Die Amoskeag Manufacturing Company hat nämlich im Laufe der Zeit eine große Zahl netter kleiner Backsteinhäuser errichtet, die in einem schönen parkartigen Teile der Stadt, der eben der Gesellschaft selbst gehört, liegen; sie sind von großen Rasenflächen umgeben, die von Blumen

besät und mit schönen schattengebenden Bäumen bestanden sind. Diese Arbeiter-Häuser haben natürlich nicht die geringste Aehnlichkeit mit den schrecklichen Mietskasernen (den Tenement Houses) der nordamerikanischen Großstädte, insbesondere New-Yorks und Chicagos. Die Häuser werden von der Amoskeag Manufacturing Company selbst in Ordnung gehalten, die auch die Aufsicht darüber übt, daß sie im Winter gut geheizt und daß sie stets in bester hygienischer Verfassung sind. Im übrigen vergibt die Gesellschaft diese Häuser an zuverlässige Arbeiter und Arbeiterinnen zu sehr niedrigen Preisen zur Weitervermietung, verlangt aber verständiger Weise, daß sie sich verpflichten, die zur Vergebung an die Aftermieter bestimmten Zimmer zu einem festgesetzten, sehr mäßigen Preise zu vermieten und ihnen zu dem für einen bestimmten niedrigen Preis gute Pension zu gewähren. Wenn man die Verhältnisse anderer Großstädte zum Vergleich heranzieht, so klingt es erstaunlich, daß Arbeiterinnen bei der Amoskeag Manufacturing Company einen Wochen-Verdienst von durchschnittlich 11 Dollars (44 Mk.) erzielen und daß sie davon für Pension und Wohnung in den Häusern der Gesellschaft nur 14 Mk. wöchentlich zu bezahlen haben. Sie können also wöchentlich einen Ueberschuß für Kleidung und alle sonstigen Ausgaben von nicht weniger als 30 Mk. erzielen. Gewiß sind das Verhältnisse, wie sie wohl in keiner einzigen europäischen Fabrikstadt vorkommen. Und dabei vermögen die Pensions-Mütter und Pensions-Väter aus dieser ihrer Nebenbeschäftigung doch auch ebenfalls noch einen Gewinn zu ziehen. Denn viele ersparen dabei soviel Geld, daß sie später aus der Fabrik austreten und in der Stadt selbständig einen kleinen Laden eröffnen. Bemerkenswert ist, daß diese Fürsorge für Arbeiter-Wohnungen durch die Amoskeag Manufacturing Company es vermocht hat, obwohl nur etwa der zehnte Teil ihrer Arbeiter direkten Nutzen daraus ziehen kann, daß auch die übrigen für ihre Wohnungen nur einen verhältnismäßig geringen Betrag zu bezahlen haben — einen weit geringeren als der Fall sein würde, wenn man der Boden-Spekulation Tür und Tor ohne weiteres geöffnet hätte.

Wie sehr das Leben in der ganzen Stadt von der mehrfach genannten großen Gesellschaft abhängt, zeigt die eigentümliche Lage der Hauptgeschäftszeit. Sie liegt nämlich am Donnerstag und am Sonnabend abend und am Sonnabend nachmittag. Der Grund dafür ist, daß die Amoskeag Manufacturing Company ihren Arbeitern überläßt, sich ihre Arbeitszeit nach Belieben zurecht zu legen, wenn nur die 58 Stunden wöchentlich herauskommen, die durch die Gesetzgebung des Staates New-Hampshire als Höchst-Arbeitszeit festgelegt sind. Die Arbeiter haben deshalb, um eine möglichst lange und ungestörte Ruhezeit zu haben, die Arbeit so zusammengeschoben, daß sie Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von ½7 Uhr morgens bis 12 Uhr und von 1 Uhr mittags bis 6 Uhr abends arbeiten, am Donnerstag und Sonnabend dagegen nur wenige Stunden. Die Geschäfte in der Hauptgeschäftsstraße, der Elm-Streat, sind daher am Samstag, in der Regel auch am Donnerstag abend hell erleuchtet, während sie an den anderen Wochentagen erfahrungsgemäß nur wenig Zulauf haben und sich daher nur in geringe Unkosten für die Beleuchtung stürzen. Am Donnerstag und Samstag aber sind alle Geschäfte bis 10 oder 11 Uhr nachts offen, und die Straße ist mit einer Menge von Menschen aller Art angefüllt, die mit Inbrunst dem amerikanischen Vergnügen des Shoppings (des Besuchens der Läden) fröhnen oder auch nur auf- und abgehen, um Bekannte zu treffen, um zu flirten oder um ihre neuen Kleider spazieren zu führen. Auch die Banken haben an den genannten Abenden bis in die Nacht hinein geöffnet, und sogar die Steuer-Bureaus sind offen. French Strother erzählt, daß eine lange Reihe von Menschen den Eingang zu diesen Bureaus belagert, um die Steuern für die kleinen Grundstücke zu bezahlen, die sie sich aus ihren Ersparnissen erworben haben.

Es geht sehr ruhig und gemessen auf den Straßen zu, und selbst das Lachen und die Scherze, die man bei ähnlichen Gelegenheiten in jeder amerikanischen Stadt hören könnte, haben hier einen ruhigeren Klang. Die Leute nehmen ihr Leben ernst. Viele von ihnen stehen schon von Jugend auf im Arbeitsleben. Vielleicht trägt dieser Ernst dazu bei, Streiks zu einer Seltenheit zu machen, weil sie nicht in der Leidenschaft der ersten Erregung irgend einer Kleinigkeit wegen beschlossen werden. Und noch ein anderer Einfluß ist am Werke, Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht zu großer Häufigkeit kommen zu lassen: die katholische Kirche. Denn ein großer Teil der Einwohner von Manchester, der Eingeborenen sowohl wie der Zugewanderten, gehört der katholischen Kirche an. In den Vereinigten Staaten mit ihrer überwiegend nicht katholischen Bevölkerung könnte dies merkwürdig erscheinen. Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß von den Eingewanderten ein sehr großer Teil französisch-kanadischer Abstammung ist, wie denn überhaupt die französischen Kanadier als Arbeiter in den Fabrikstädten Neu-Englands eine große Rolle spielen. Sie halten aber noch mehr als an ihrer Sprache an ihrem katholischen Glauben mit Zähigkeit fest. Und die übrigen zugewanderten Arbeiter bestehen zum großen Teil aus Polen und Italienern, die ebenfalls Katholiken sind, endlich in letzter Zeit auch aus Griechen.

Alle diese Bestandteile verschiedener Völker leben nun in besonderen Stadtteilen für sich. Es ist sehr merkwürdig, daß man immer wieder die Beobachtung machen kann, wie fast in jeder nordamerikanischen Stadt mit starker zugewanderter Bevölkerung die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten sich nach den Wohnorten streng von einander scheiden, so daß man z. B. für die Stadt Alt-New-York geradezu eine scharf begrenzte Landkarte zeichnen könnte: in den und den Blocks wohnen nur russische Juden zusammen, in den anschließenden Straßenblocks nur Ungarn, in anderen wieder nur Griechen, in weiteren nur Syrier usw. usw. So auch in Manchester im Staate New-Hampshire. Die Polen, die Italiener, die Griechen, die französischen Kanadier scheiden sich mit völliger Genauigkeit nach Stadtteilen. Die Polen haben ihre eigenen Schulen und ihre eigenen Kirchen, die französischen Kanadier erst recht. Auch haben sie fast alle ihre eigenen Gewerkschaften, schon weil gerade in diesen der Einfluß der Führer nur dadurch aufrecht erhalten werden kann, daß alle Mitglieder ihre Sprache genau und ohne Mühe verstehen. Alle diese Katholiken blicken mit Ehrfurcht auf das große Backsteinhaus neben der Kathedrale, in welchem der Bischof residiert. Dem Bischof aber sagt man nach, daß er seinen Einfluß stets zu Gunsten des sozialen Friedens in die Wagschale werfe; und da sein Einfluß nicht gering ist, soll er schon eine Menge von Streiks verhindert haben.

Es sei nebenbei bemerkt, daß die Iren und die Polen in reinlichen Häusern wohnen sollen. Auch die Italiener erfreuen sich leidlich sauberer Wohnungen. Die Griechen dagegen sollen fast eine Vorliebe dafür haben, im Schmutz zu leben. Offenbar beruht dies nicht nur darauf, daß sie die geringste Löhnung erhalten, sondern auf einer Art nationaler Leidenschaft.

Die Löhne allerdings sind für die eingewanderten Arbeiter, wie schon oben erwähnt, durchaus niedriger als für die geborenen Amerikaner. So findet man denn auch in Manchester genau dieselbe soziale Stufenleiter wie in fast jeder anderen nordamerikanischen Stadt mit einer Bevölkerung, die aus mehreren Rassen zusammengesetzt ist. Die eingeborenen Amerikaner schwimmen oben auf und werden getragen von den Zugewanderten, die sich ihrerseits wieder in deutlich gesonderten Schichten von einander abheben.

Unmittelbar nach dem Yankee selbst kommt der Ire, der nicht nur schon oben bei der Einwanderung den unendlichen Vorteil für sich hat, daß er die Sprache seines neuen Vater-

landes beherrscht, sondern der auch durch großen Fleiß und durch eine angeborene Geschicklichkeit, aus jeder Blume Honig zu saugen, schnell hoch kommt. So findet man in Manchester eine ganze Reihe von Iren unter den Besitzern der Läden. Nach den Iren folgen dann die französischen Kanadier, noch diesen die Polen, dann die Italiener und endlich die Griechen.

Die sozialen Verhältnisse der Stadt Manchester in New-Hampshire bieten ganz interessante Seiten. Die Abhängigkeit des gesamten Lebens der Stadt-Bevölkerung von einer großen Aktiengesellschaft — der Einfluß dieser Gesellschaft als Arbeitgeberin — ihre kluge Politik, den Arbeitern in Lohnhöhe und Arbeitszeit alle Wünsche zu erfüllen, die sie durchzusetzen die Kraft haben würden — weiter der erfolgreiche Versuch der Arbeitgeberin, einem großen Teil ihrer Arbeiter billige und gute Wohnung und Nahrung zu verschaffen, ohne daß sie selbst dabei zuzusetzen braucht — der ernste und gemessene Sinn der Arbeiter, die ihre berechtigten Ansprüche lieber auf friedlichem Wege erreichen und zuweitgehende Forderungen lieber fallen lassen, als sie durch einen Streik durchzusetzen — dann das Fehlen der zur Schau getragenen sozialen Gegensätze, durch das sich die Neu-England-Staaten überhaupt auszeichnen — die Macht der Liebe zur Vaterstadt und der Tradition unter den Arbeitern — der Einfluß der katholischen Kirche auf die Gestaltung ihres Lebens und auf die Beseitigung von Arbeitsstreitigkeiten — die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs auf der sozialen Stufenleiter — und endlich die soziale Gliederung nach Nationalitäten — alles das läßt ein eigenartiges Bild vor uns erstehen, das selbst in den Vereinigten Staaten so scharf ausgeprägt sonst selten in die Erscheinung tritt.

Natürlich ist aber trotz alledem nicht gesagt, daß die Verhältnisse dauernd dieselben bleiben werden. Nimmt der Einwandererstrom nach den Vereinigten Staaten in derselben ungemessenen Weise zu wie in den letzten Jahrzehnten, und tritt dann einmal eine wirklich schwere und dauernde Krisis ein wie sie die Vereinigten Staaten aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, noch kaum erlebt haben), so wird allerdings wohl auch in Manchester im Staate New-Hampshire der soziale Friede scharfen Arbeitsstreitigkeiten Platz machen. Daß es aber Jahrzehnte hindurch gelungen ist, in einer Stadt von nunmehr 70 000 Einwohnern alle großen Arbeitsstreitigkeiten bis auf insgesamt drei schon vor dem Entstehen zu verhindern, muß als ein Ruhmestitel der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer betrachtet werden.

Die Basis der Persönlichkeit.

Von Anna Pötsch.

Ich gehöre zu den nicht gerade beneidenswerten Menschen, die bei Freunden und Bekannten in dem Rufe stehen, Verse, wenn auch nur für den Hausgebrauch, machen zu können. Die natürliche Folge davon ist, daß ich, sofern ich nicht allen Ernstes streike, oft reimen muß, denn so ziemlich jeder meiner Freunde und Bekannten ist — wem sollte das nicht einleuchten in unserer Zeit? — Mitglied irgend eines Vereines. Die meisten Vereine aber scheinen es — das ist mir nachgerade bitter klar geworden — als eine ihrer Hauptaufgaben zu betrachten, Stiftungs- und andere Feste zu feiern, denen als stimmender Akkord immer ein Prolog oder sonst etwas Versifiziertes vorausgehen soll.

Wie ich es einst wichtig nahm mit solch einem Prolog! Wie ich in meiner Naivität wähnte, hier die rechten Worte zu finden, hieße, neue Begeisterung für edle Vereinszwecke oder zum mindesten für schöne Geselligkeit erwecken! Heute aber habe ich diese wie so manche andere hochfliegende Auffassung als Illusion erkannt; heute weiß ich: das Schicksal eines solchen Prologs ist dem eines Vorwortes im Buch recht unheimlich ähnlich; das eine pflegt von den meisten so gut wie überschlagen, der andere so gut wie überhört zu werden. Wie es den Lesern in der Regel nur um den Inhalt des Buches und nicht um die Absicht des Schriftstellers zu tun ist, so handelt es sich für die weitaus größere Anzahl von Teilnehmern an Gedenkfeierlichkeiten mehr um die Feier als um das Gedenken. Das Fest, nicht der Grund des Festes, die Vereinsfreuden, nicht die Vereinspflichten werden durchschnittlich als Hauptsache empfunden.

Wer aus der Neigung unserer Zeit, Gedenkfeste zu begehen, Nekrologe zu schreiben, Denkmäler zu errichten, den Schluß ziehen wollte, daß sie eine durch Nachdenken und Einkehr besonders ausgezeichnete Epoche sei, der würde, fürchte ich, sehr irren; denn an alle dem haben Tradition, Ehrgeiz, Propaganda und Gewinnsucht einen zwar vielleicht oft unbewußten, aber keineswegs unerheblichen Anteil. Es wäre ungerecht, den Gegenwartsmenschen daraus einen Vorwurf machen zu wollen; viele von ihnen beabsichtigen in diesem Punkte sicher das Beste, aber die tausend Aeußerlichkeiten, ohne die nun einmal kein Vereinswesen bestehen kann, verhindern oder erschweren doch nur zu oft den Blick nach Innen, den Zug nach Oben.

Ueberhaupt wird die Vertiefung kleinerer und größerer Gesamtheiten erst dann einigermaßen gelingen, wenn sich der e i n z e l n e mehr und mehr zu gründlichem Nachdenken und stiller Einkehr gewöhnt.

Gründliches Nachdenken, stille Einkehr — das freilich sind Worte, die heutzutage vielen in höchstem Grade unzeitgemäß erscheinen. Wo man Frische, Ursprünglichkeit auf seine Fahnen geschrieben, wo man sich das Lieblingsschlagwort unserer Zeit „Ausbildung, Stärkung der Persönlichkeit" zum Leitstern erkoren hat, da pflegt man Allem mit Mißtrauen zu begegnen, was auch nur ganz entfernt an verstandesmäßiges Klügeln, an Reflexion erinnert. Nicht Prüfung, Ueberlegung, Erwägung, — — sondern Instinkte, Triebe, Gefühle werden hier am höchsten gewertet.

Dieses Werturteil beruht zweifellos oft auf der Beobachtung, daß Menschen, die dazu neigen, sich selbst und die Ereignisse fortwährend kritisch zu zersetzen, selten zu herzhaftem Ergreifen des Lebens, zu zuversichtlichem Handeln geschickt sind.

Nietzsche besonders, der die Nachteile der Selbstzerfaserung aus eigener Erfahrung kannte, hat den modernen Menschen in seinen Schriften mit flammenden Worten vor allem Aehnlichen gewarnt; seinem Ideal uneingeschränkter Lebensbejahung scheint der Blick in das eigene Innere und in die Vergangenheit der Völker zu widerstreben; Nietzsche glaubt daher, gegen die Beschäftigung mit der Geschichte eifern zu müssen, weil sie durch die vielen politischen Rechenexempel, die sie löse, durch die vielen Mißerfolge, von denen sie berichte, den Menschen allzu ängstlich und vorsichtig stimme.

Wer müßte nicht zugeben, daß all diese Behauptungen und Befürchtungen bis zu einem gewissen Grade berechtigt sind? Das grüblerische Sichversenken in das eigene Selbst und in die Geschicke der Völker, sobald es Selbstzweck wird, kann namentlich bei Naturen, die einen schärferen Blick für die Nacht- als für die Tagseiten des Daseins haben, nur zu leicht die gerade heute so nötige frische Lebensenergie hemmen, kann die ewig quälende Menschheitsfrage „Wozu das Alles?" so riesengroß vor die Seele hintreten lassen, daß sich die arme schier davon erdrückt fühlt, daß sie verlernt, ihre Schwingen in dem bunten Wechselgetriebe des Tages kraftvoll zu regen. Wie mancher ist an dieser Frage schon zerbrochen, wie mancher hat sich, um ihr zu entrinnen, vorzeitig aus dem Leben geflüchtet!

Allein derartige Gefahren drohen doch nur einzelnen Charakteren — solchen, deren Wille nicht stark genug ist, im tätigen Außenleben ein Gegengewicht gegen die quälenden Bilder des Innenlebens zu finden, Persönlichkeiten, an denen der Zwang zur Arbeit, zum Kampf unbarmherzig vorüberging.

Es handelt sich somit in dergleichen Fällen um Ausnahmemenschen, deren Schicksal die Forderung der Einkehr, des Nachdenkens, der Selbstbesinnung nicht aufzuheben vermag.

Freilich, diese Forderung kann auch noch nach einer anderen Richtung hin mißverstanden werden!

Der Persönlichkeitskultus unserer Tage, der, wie bereits gezeigt wurde, den Blick ins eigene Innere im allgemeinen bekämpft, begünstigt ihn doch nicht selten in einer ganz bestimmten Weise.

Anbeter der eigenen Persönlichkeit — und zwar nicht nur unreife Backfische und Gymnasiasten — lieben es, im selbstgefälligen Anschauen ihres geistigen und seelischen Ichs förmlich zu schwelgen, ihre hochwichtige Entwicklung bis in die feinsten Einzelheiten zu studieren. Hier beschäftigt man sich nicht nur mit seinen Vorzügen, sondern auch mit seinen Fehlern, „man genießt sie, weil sie die eigenen sind", hier klammert man sich — selbst wenn man das nichtssagende Durchschnittsmenschlein ist — krampfhaft an Alles, was sich mit gutem Willen irgendwie zu einer Art individuellem Gepräge aufbauschen läßt. Dieser ästhetisierenden Form der Selbsteinkehr, bei der sich der Mensch zugleich zum Subjekt und Objekt des ästhetischen Wohlgefallens wird, kann man in unserer Zeit, namentlich bei wenig beschäftigten Frauen der besseren Stände, häufiger begegnen, als man es im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität erwarten sollte; wie gefährlich sie für das sich selbst bespiegelnde Individuum, wie fruchtlos für das Leben der Gesamtheit ist, braucht nicht erst ausgeführt zu werden.

Somit scheint es, als ob die Forderung ernster Selbstbetrachtung in unserer Zeit keine Stätte mehr finden oder nur in unzweckmäßiger Weise geübt werden könnte. Und doch möchte man sie gerade den Gegenwartsmenschen besonders ans Herz legen, wenigstens denen, die etwas Ganzes sein und leisten wollen. Dieser letzte Zusatz zeigt deutlich, daß hier nicht an ein bloß beschauliches psychologisches Verhalten gedacht werden soll, das irgendwie geeignet wäre, die gesunde, starke menschliche Persönlichkeit zu schwächen.

Um das zu erhärten, braucht man nur auf das Beispiel Goethe's hinzuweisen, dieses anerkannt großen Lebenskünstlers, der — obwohl er bekanntlich, namentlich in späteren Jahren, sich von allen Hemmungen seines kraftvollen Selbst siegreich zu befreien wußte — dennoch sagt:

„Eine tägliche Uebersicht des Geleisteten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde. Sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst auf."

Daß Goethe nicht nur zu solch „täglicher Buchführung" ermahnt, sondern daß er sie selbst fleißig geübt hat, das beweisen seine zahlreichen Selbstbekenntnisse, Tagebücher und Briefe. Er gehört zu denen, die den Rückblick in die eigene Vergangenheit nicht scheuen. Von seinem Eintritt in Weimar an können wir verfolgen, wie er stets aufs neue die abgeschlossenen Perioden seiner Existenz einer sorgfältigen Betrachtung unterzog, wie es ihn immer wieder reizte, das Jetzt mit dem Einst zu vergleichen. Goethe bezeichnet solche Rückblicke gern als „Rekapitulationen"; wir hören von ihnen z. B. auf seiner Schweizer Reise im Jahre 1779; ferner schreibt er am 27. Januar 1782 an Frau von Stein:

„Ehe es Tag wurde, wachte ich auf und rekapitulierte mein ganzes Leben, es ist sonderbar genug und sehr glücklich, da es mich zu Dir geführt hat." —

Aus der Summe derartiger „Rekapitulationen" endlich ist sein großer Roman „Wilhelm Meister" nachweislich entstanden.

„Aber", so könnte man hier einwenden, „Rekapitulationen in diesem Sinne anstellen ist doch keineswegs gleichbedeutend mit fruchtbringender Selbstbetrachtung! Jeder, selbst der Oberflächlichste, zieht wohl einmal unwillkürlich Parallelen zwischen seinem Einst und Jetzt, ohne daß dieser Prozeß irgend welche Vertiefung zur Folge haben müßte."

Dieser Einwand wäre nicht unberechtigt, denn tatsächlich kommt es nicht darauf an, daß, sondern wie und zu welchem Zweck Rekapitulationen vorgenommen werden: Ob sie unser Wissen von uns selbst bereichern oder verwirren.

Auch in diesem wichtigen Punkte können wir wieder Goethe befragen; er sagt einmal:

„Wie kann man sich selbst erkennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche Deine Pflicht zu tun, und Du weißt gleich, was an Dir ist."

Diese Worte erscheinen in einem gewissen Gegensatze zu dem oben angeführten Ausspruche zu stehen, denn wenn der Dichter dort eine „tägliche Buchführung" fordert, so kann sich diese doch nur auf dem Grunde sorgfältiger Selbstbetrachtung aufbauen, vor der hier ausdrücklich gewarnt wird. Die gemeinsame Basis beider Zitate liegt aber doch unstreitig in dem „Geleisteten", über das eine tägliche Uebersicht vorgenommen werden soll. Mit anderen Worten: Goethe räumt der Betrachtung nur dann — dann aber auch unbedenklich — einen berechtigten Platz im menschlichen Seelenleben ein, wenn sie sich nicht mit unfruchtbaren Grübeleien, mit verschwommenen Stimmungen beschäftigt, sondern wenn sie von Taten ausgehen und Taten erzeugen will.

Es ist klar, daß ein derartiges Verfahren den Menschen dem Leben nicht entfremden, die Persönlichkeit nicht schwächen kann. Weil Goethe selbst diesen Weg betrat, hat er sich kraftvoll von Allem befreit, was ein fremder Tropfen in seinem Blute war, was, wie er sich ausdrückt, „eine falsche Tendenz" in seinem Wesen bildete. Als eine solche „falsche Tendenz" erschien ihm z. B. allmählich sein Dilettieren in der bildenden Kunst, wie sein Held, sein Wilhelm, dafür seinen Hang zum Theaterwesen erkennen und, von demselben geheilt, zum praktischen Leben gewonnen werden muß.

Diese Beispiele aus dem Leben und Schaffen des großen Dichters zeigen, nach welcher Richtung in der Gegenwart einzelnen sowie kleineren oder größeren Gesamtheiten Rekapitulationen, Selbstbetrachtungen empfohlen werden dürfen, ja müssen, wenn eine größere Klarheit und Ganzheit der Verhältnisse und Leistungen erzielt werden soll. Unsere vielgestaltige, zersplitterte Zeit, die auf den mannigfachsten Gebieten zum Dilettantismus geradezu herausfordert, immer neue Schlagworte verwirrend auf den Kampfplatz schleudert: sie ist reicher als irgend eine andere Epoche an „falschen Tendenzen", von denen achtlose Individuen oft unbewußt umgarnt werden, weil sie, unbekannt mit sich selbst, gedankenlos dem allgemeinen Strome folgen, weil sie glauben, tun zu müssen, was von anderen getan und angepriesen wird.

Wohl viele würden sich heute klarer, glücklicher in ihrem inneren und äußeren Leben fühlen, wenn sie weniger Ehrgeiz hätten, hypermoderne Menschen sein zu wollen. Darauf nämlich läuft — genau betrachtet — in zahlreichen Fällen die beliebte Jagd nach der Persönlichkeit hinaus, denn sie besteht für die Durchschnittsmenschen der Gegenwart nicht selten lediglich darin, sich — im Widerspruch oft mit ihrer ureigensten Natur — krampfhaft alles das anzueignen, was von wirklich führenden Geistern, oder von solchen, die es zu sein vorgeben, als zeitgemäß proklamiert wird.

Der Gymnasiast z. B., der wacker auf die „öden Pauker", das „verwünschte Büffeln" schilt, der sich im Schweiße seines Angesichts abmüht, ein wackerer Sportsmann zu werden, glaubt — den tonangebenden Schreiern seiner Klasse folgend — durch all das eine „starke Individualität" zu beweisen, obwohl er vielleicht seiner ganzen Veranlagung nach ein germanischer Grübler, ein geborener Bücherwurm ist.

Das Backfischchen ferner hält sich für eine Persönlichkeit, wenn es Schiller für pathetisch, für veraltet erklärt, wenn es vorgibt, nur noch moderne Stücke ertragen zu können, trotzdem seine junge, gefühlshungrige Seele nie wonnig-schmerzlicher auf- und niederwogte, als im Anschauen einer Schiller'schen Tragödie. Frauen endlich, deren ganzer

Eigenart und Leistungsfähigkeit es am besten entsprechen würde, still als Gattin und Mutter zu wirken, wähnen mit einem Mal, irgend welche Berufs- oder Vereinstätigkeit ergreifen zu müssen, weil ihnen von gewissen Frauenrechtlerinnen gesagt worden ist, daß sich die weibliche Persönlichkeit der Gegenwart erst im wirtschaftlichen und sozialen Leben voll entwickeln könne.

So kann, wie diese und ähnliche Beispiele aus dem Leben beweisen, das Schlagwort von der Pflicht und dem Rechte der Persönlichkeit nicht selten dazu dienen, der ureigensten Natur des modernen Menschen Gewalt anzutun, und so kommt es, daß man in unserer Zeit wohl eben deshalb so viel von Individualitäten spricht, weil man dunkel fühlt, wie schwer es gerade heute ist, solche heranzubilden.

Ein geeigneterer Weg zu diesem großen Ziele als der, den rasch wechselnden, schablonenhaften Scheinwerten der „Moderne“ nachzujagen, ist und bleibt es jedenfalls, nach Goethe's Muster das eigene Sein durch den Blick in das eigene Innere, auf die eigenen Leistungen — die gelungenen wie die mißlungenen — kennen zu lernen.

Freilich: auch hierbei wird es nicht ohne Umwege abgehen, was bei der schon von den Alten als höchste Weisheit bezeichneten Kunst der Selbsterkenntnis nicht anders sein kann.

Besonders ernster strebende Naturen werden vielfach die Erfahrung machen, daß sie Maß und Richtung ihrer Kräfte anfänglich unrichtig beurteilen, und namentlich ist es das Los der hochgestimmten Jugend, die Hand oft nach hohen, ja unerreichbaren Zielen auszustrecken.

Klarheit über das eigene Selbst — so weit sie dem einzelnen überhaupt möglich ist — kann nur das Ergebnis unausgesetzter Selbstbeobachtung und jener Art von Resignation sein, die den Menschen bestimmt, Könnens- und Wesensgrenzen zwar ehrlich anzuerkennen, sich aber von ihnen nicht niederdrücken, sondern zum vollen, umsichtigen Gebrauch der innerhalb jener Grenzen liegenden Fähigkeiten auffordern zu lassen.

Nur wo solche Erkenntnis, solche Resignation Platz gegriffen haben, ist die eigentliche Basis einer gesunden Individualitätsentwicklung und Betätigung gegeben; von hier aus ist eine, wenn auch noch so eng umzirkte Ganzheit für den einzelnen, für kleinere und größere Gesamtheiten möglich. Ganzheit aber bedeutet Glück — nicht ein kühn überschäumendes, sondern ein auf weiser Selbstbeschränkung, auf energischer Zusammenraffung und Ausnützung der persönlichen Kräfte sicher beruhendes.

Arthur Schopenhauer, dem doch wahrlich nicht nachgesagt werden kann, daß er die Glücksmöglichkeiten des Menschenlebens überschätzt habe, sagte einmal:

„Haben wir erforscht, wo unsere Stärken und unsere Schwächen liegen, so werden wir unsere hervorstehenden natürlichen Anlagen ausbilden, gebrauchen, auf alle Weise zu nutzen suchen und immer uns dahin wenden, wo diese taugen und gelten, aber durchaus und mit Selbstüberwindung die Bestrebungen vermeiden, zu denen wir von Natur geringe Anlagen haben; werden uns hüten, das zu versuchen, was uns doch nicht gelingt. Nur wer dahin gelangt ist, wird stets mit voller Besonnenheit ganz er selbst sein und wird nie von sich selbst im Stiche gelassen werden, weil er immer wußte, was er sich selber zumuten konnte. Er wird alsdann oft der Freude teilhaftig werden, seine Stärken zu fühlen, und selten den Schmerz erfahren, an seine Schwächen erinnert zu werden, welches letztere Demütigung ist, die vielleicht den größten Geistesschmerz verursacht.“

Das unserer Zeit vielfach aufgeprägte Mißverhältnis zwischen Versprechen und Leisten, zwischen Wollen und Können — ihr schwindelhaftes Streben „über die Kraft“, das meist die Kräfte nicht erhöht und läutert, sondern lähmt und zerbricht: dies Alles müßte wirksam bekämpft und häufig zu wirklichen Lebenswerten umgeschaffen werden können, wenn man im Privat- und Vereinsleben den objektiven Blick auf das eigene Innere nicht scheuen, wenn man statt des individualistischen Tagesgeschwätzes in Wahrheit die persönliche Eigenart und Leistungsfähigkeit zum Ausgangspunkt individuellen Denkens, Fühlens und Handelns machen wollte.

Streiflichter.

Wenn Zwei dasselbe tun. Ein betrunkener Schutzmann hat eine ehrbare Frau, die in Berlin an einem Bahnhof auf ihren Mann wartete, mit „Du Sau“ angesprochen, sie mit dem Säbel geschlagen und zur Wache geschleppt. Der Mann wurde zu einer Geldbuße von 100 Mk. verurteilt.

Ein angetrunkener Arbeiter war mit einem andern in Streit geraten. Ein Schutzmann wies ihn zur Ruhe. Der Arbeiter verbat sich den nach seiner Behauptung groben Ton der Zurechtweisung, worauf ihn der Schutzmann ohne weiteres arretierte. Seinem Aerger über die Verhaftung machte der Arbeiter mit den humoristischen Worten Luft: „Ihr verfl... Blauköppe lebt doch nur von unseren Steuern.“ Der Mann wurde zu zwei Monaten Gefängnis verdonnert. Ort der Handlung ebenfalls Berlin.

Ein Herr Oberlandesgerichtsrat war, heimkehrend von einer studentischen Feier in Jena, wegen eines belanglosen Vergehens gegen die Straßenordnung in Konflikt geraten mit einem Schutzmann, der ihn an der Brust packte und mit zur Wache nehmen wollte. Der Herr Oberlandesgerichtsrat hatte drohend den Stock erhoben mit den Worten: „Fassen Sie mich nicht an; ich bin preußischer Offizier und darf mich nicht anfassen lassen, sonst passiert etwas.“ Der Schutzmann hatte ihn freigelassen aber Anzeige erstattet wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Der Herr Oberlandesgerichtsrat wurde vom Gericht freigesprochen.

Otto Schulz-Mehrin.

• • •

Schulreformen und Schulleiter. Vor kurzem ging durch die Presse eine Mitteilung über einen in Leipzig beabsichtigten Versuch, den Unterricht in den ersten drei Jahrgängen der Volksschule im Sinne moderner Schulreformbestrebungen an einigen Schulen umzugestalten, um so einmal eine Probe aufs Exempel zu machen. Die Nachricht war verfrüht. Mit bitterer Resignation muß die Leipziger Lehrerzeitung feststellen, daß Leipzig auf den Ruhm verzichtet, eine führende Stellung in bezug auf Volksschulreformen zu gewinnen. Besonders merkwürdig und unerfreulich ist dabei jedoch, daß es nicht die Verwaltungsbehörde war, an deren Nichtwollen der Reformversuch gescheitert ist, sondern Schulmänner; denn auf das Gutachten der Direktorenkonferenz hin — das ist die Gesamtheit der Leiter der Leipziger Volksschulen — hat der Rat der Stadt, seiner anfänglichen Geneigtheit entgegen, die Genehmigung zu den Reformversuchen versagt. Man kann das Verhalten der Leipziger Schuldirektoren nur schmerzlich bedauern. Daß unser Volksschulwesen, auch von der inneren Seite betrachtet, keineswegs auf der Höhe absoluter Vollkommenheit steht, ist notorisch. Wie aber soll eine Reform zustande kommen, wenn nicht irgendwo einmal damit angefangen wird, theoretisch entwickelte Reformgedanken praktisch zu erproben? Man sollte meinen, gerade die Leiter der Schule müßten ein ganz besonderes Interesse daran haben, daß die Schularbeit immer weiterer Vervollkommnung zustrebt, und es wäre weit eher verständlich gewesen, wenn sich unter den Leipziger Schuldirektoren ein Wetteifer geregt hätte, die eigene Schule für die geplanten Versuche zur Verfügung zu stellen. Statt dessen diese Ablehnung! Die Stellung der Leipziger Schulleiter weckt übrigens die Erinnerung an ein ähnliches Vorkommnis, das vor einigen Jahren aus Elberfeld berichtet wurde. Dort strebte die Lehrerschaft die Einführung des ungeteilten Unterrichts an, der sich bekanntlich in zahlreichen Orten als eine pädagogisch, hygienisch und wirtschaftlich durchaus zweckmäßige Einrichtung bewährt hat, und durch

das ablehnende Gutachten der Rektoren ward sie verhindert. Wenn solche Erscheinungen sich mehren sollten, so könnte das leicht die Folge haben, daß die Schulleitung in ihrer heutigen Gestalt, die jetzt schon von mancher Lehrern scharf bekämpft wird, auch in weiteren Kreisen eine unpopuläre Einrichtung wird. (Neue Westdeutsche Lehrerztg., Elberfeld).

* * *

Das Wandern ist des Lehrers Lust. Einen Beitrag zur Leidensgeschichte der Wanderlehrer liefert folgende Mitteilung der „Pädagog. Ztg." aus Westpreußen. Der Lehrer N. in Br. hat sich während seiner 15 jährigen Wirksamkeit als Wanderlehrer bei den beschwerlichen Gängen in Sturm und Wetter ein Leiden zugezogen, das ihn nötigt, zuerst längere Zeit im Krankenhause zu weilen, dann einen Kurort aufzusuchen. Die Rücksicht auf seine Familie zwingt ihn, das einträgliche Nebenamt (50 Pf. Reisekosten für 5, Hin- und Rückweg 10 km) niederzulegen. Aber die Rechnung ist ohne den Wirt gemacht. Die Regierung fordert, daß N. entweder den konfessionellen Religionsunterricht weiter erteilt, oder — sich versetzen läßt. 3 Stellen, von denen nicht eine der in Br. gleichkommt, werden in Vorschlag gebracht, und eine Erklärung innerhalb acht Tagen wird erwartet. Dem Lehrer bleibt nichts anderes übrig, als weiter zu wandern. Darauf wird zwar die Versetzung rückgängig gemacht, dem nahezu 30 Jahre im Amte stehenden Manne aber eröffnet, daß eine Versetzung sofort erfolgen müsse, wenn sich wegen der fraglichen Gänge wieder Schwierigkeiten zeigen sollten.

* * *

Quis tulerit Grachos de seditione quaerentes? In einer Berliner Zeitung lesen wir:

„In einen Teil unserer Presse, nur mit Widerwillen kann mans feststellen, ist seit einiger Zeit ein Geist eingezogen, der in seiner kleinlichen Gehässigkeit, in seinem Suchen nach dem Skandal à tout prix, der in seiner Sucht nach persönlichen Anzapfungen, in seinem Durst nach pikanten Sensationen, in seinem Behagen, unablässig in den übelriechendsten Tiefen des Schmutzes zu rühren, alle jene mit trauernder Sorge erfüllt, die an der alten Anschauung festhalten, daß es die Aufgabe der Presse, die Interessen der Oeffentlichkeit zu vertreten, nicht aber nach jedem Schmutz zu haschen, der von findigen Schnüfflern ausgewittert wird und für die Allgemeinheit weder von Wert noch von Aufklärungskraft ist, sondern, gleich der schlimmsten Hintertreppenliteratur, kein anderes Ziel kennt, als den niederen Instinkten der Klatschlustigen mit allerlei Leckerbissen vom schönsten „haut goût" ein widerliches Fest zu bereiten. Man kann es nicht freudig genug begrüßen, wenn die Gerichte mit aller Entschlossenheit diesen Presseorganen, die nur aus Lust an Sensation die Schranken des Privatlebens durchbrechen, das Handwerk legen, und keine Strafe scheint uns zu hoch für den Publizisten, der sein Amt und seine Macht zu fahrlässigen oder bewußten Verleumdungen mißbraucht, zur feigen Ehrabschneidung oder zu dunklen verdächtigenden Andeutungen, die schon manchem Unschuldigen seine Stellung, sein Ansehen geraubt haben. Es ist immer ein Zeichen von verkümmertem Ehrgefühl, wenn man mit des anderen Ehre so frivoles Spiel treibt, wie man es jetzt nur allzuoft beobachten kann, und die Gesellen, die kein größeres Vergnügen kennen als dieses, sind im Gefängnis noch viel zu gut aufgehoben."

Wir beglückwünschen das — „Kleine Journal" zu seinem neuen Mitarbeiter!

Bücherschau.

Soziologie von Professor Th. Achelis (Sammlung Göschen).

Das Büchlein will in gedrängter Kürze über den heutigen Stand der soziologischen Forschung, über Geschichte, Methodik, Umfang, Abgrenzung und Gliederung dieser neuen Wissenschaft unterrichten. Ein durchaus eklektisches Büchlein, bei dem es mehr auf Quantität als auf Qualität abgesehen ist.

Wiewohl sich der Verfasser bemüht, die verschiedenen Vertreter der modernen Soziologie zu Worte kommen zu lassen, so bewahrt er doch dabei dem modernen Sozialismus gegenüber nicht genügend die wissenschaftlich erforderliche Unbefangenheit.

J. L.

* * *

Christian v. Ehrenfels, Grundbegriffe der Ethik, Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann 1907.

Der Verfasser versucht den Gebildeten in knapper, unschwer verständlicher und dogmatischer Form einige der wesentlichsten Grundbegriffe der Ethik von seinem positivistisch-evolutionistischem Standpunkte aus zu erläutern, gegen verwandte Begriffe präzis abzugrenzen und gibt uns so eine übersichtliche, kompendienhafte Einführung in das vielgestaltige Reich der moralischen Begriffe. In 30 Seiten eine reiche Fülle eigener und feinsinniger Gedanken und Klarstellungen. Jeder, der in einer solchen Schrift nicht Erbauung sondern Aufklärung sucht, wird durch ihre Lektüre eine wesentliche Bereicherung und Klärung seiner ethischen Begriffe gewinnen, was gewiß für den gebildeten Laien überaus nützlich und zum Verständnis feiner und tiefergehender ethischer Untersuchungen und Erörterungen geradezu das unentbehrliche Handwerkszeug ist.

J. L.

* * *

Dr. Max Apel, Kommentar zu Kants Prolegomena. Eine Einführung in die kritische Philosophie. I. Die Grundprobleme der Erkenntnistheorie. Vornehm gebunden Mk. 3 —, modern broschiert Mk. 2.50. Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Allen Anzeichen nach ist in weiten Kreisen wieder ein tiefgehendes Interesse an den Fragen der Philosophie lebendig geworden. Man spricht mit Recht von der Wiedergeburt der Philosophie. Es ist wiederum zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden, daß alle Einzelerkenntnisse der Naturwissenschaften, so wertvoll und aufklärend sie auch sind, dennoch nicht den suchenden Menschengeist befriedigen können, der nach einer Antwort auf die letzten und höchsten Fragen der Weltanschauung trachtet. In diesem Kampf um die Weltanschauung wird nun kein Name häufiger genannt und in seiner Bedeutung von Freund und Feind höher bewertet als der unseres Immanuel Kants. Die Kantische Philosophie steht im Mittelpunkt der philosophischen Bewegung der Gegenwart; mit ihren Prinzipien sich vertraut zu machen, ist das erste Bedürfnis jedes philosophisch interessierten Geistes. Aus den zahllosen Büchern über Kant kann man diesen selbst nicht kennen lernen, da diese Werke gar zu oft nicht Kant, sondern den Geist des Verfassers wiederspiegeln. Man muß zum Originalwerk greifen, um den Geist Kants selbst als lebendige Macht zu spüren. Nun sind die Klagen über die Schwierigkeit der Werke Kants allgemein und auch berechtigt. Aber der Königsberger Weise hat zum Glück selbst seine reiche Gedankenwelt in meisterhafter Zusammenfassung in seinen Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik dargestellt, dieser nach Schopenhauer schönsten und faßlichsten aller Kantischen Hauptschriften.

Der Kommentar setzt sich nun zum Zweck, die auch hier noch vorhandenen Schwierigkeiten allgemeinverständlich zu erläutern, indem er Abschnitt für Abschnitt mit erklärenden Bemerkungen begleitet. Längere geschichtliche Ausführungen, sachliche Einführungen in die Probleme, Beispiele, Anführung und Widerlegung von Einwürfen helfen das Ziel erreichen, weitere Kreise wirklich mit dem nach Goethes Ausspruch „vorzüglichsten unter allen neueren Philosophen, dessen Lehre am tiefsten in unsere Kultur eingedrungen ist" vertraut zu machen.

-nz-

Vermischtes.

Deutsche Schiller-Stiftung. Die Deutsche Schiller-Stiftung hat, wie ihr Jahresbericht mitteilt, 1907 57157 Mark ausgegeben. Davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 12850 Mk., auf vorübergehende (auf ein oder mehrere Jahre bewilligte) Pensionen 31325 Mk., auf einmalige Bewilligungen 12982 Mk. Hierzu kommen die Leistungen der Zweigstiftungen im Betrage von 10741,20 Mk. und 5890 Kronen ö. W. Das ergibt für die Gesamtleistung der Deutschen Schiller-Stiftung im Jahre 1907 eine Summe von 73768,50 Mk. Der Jahresbericht erwähnt, daß ein in Homburger Kreisen gesammeltes Kapital, dessen Zinsen für den Unterhalt der Hinterbliebenen des plattdeutschen Dramatikers Fritz Stavenhagen bestimmt sind, auf Wunsch der Geschäftsleitung von der Schillerstiftung in Verwaltung genommen worden ist. Der Bericht macht dann die bittere Schlußbemerkung: „In allem übrigen ist das Jahr für uns in normalem, ruhigem und stetem Wirken verlaufen. Wohl konnten wir auch diesmal nicht allen an uns herantretenden — von uns zumeist innerlich geteilten — Wünschen gerecht werden, nicht jede von uns mitbeklagte Notlage aus der Welt schaffen; wir müssen uns trösten mit der alten gelassenen Volksweisheit: ein Schelm gibt mehr als er hat. Zu den Schelmen aber wünscht sich die Schillerstiftung nicht zählen zu lassen. Wir unterlassen es diesmal auch, durch schüchterne Bitten die Herzen der literaturverständigen Menschheit zu rühren; wir wissen aus allzu reicher Erfahrung: die Begeisterung für die Poesie ist in Deutschland so groß, daß für die irdischen Vertreter der himmlischen Göttin, die ausübenden Poeten, davon nichts mehr übrig bleibt. Die dringend erwünschte Verzehnfachung unserer Einkünfte und also der tränentrocknenden Ausgaben erwarten wir genau gleichzeitig mit dem Anbruch des tausendjährigen Reiches."

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinenfalls statt.
Die Redaktion.

Demokratie und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Herrn Prof. Biermer-Gießen von Dr. R. Strecker, Bad Nauheim. Darmstadt. Verlag von Eduard Roether. Geh. 0,40 Mk.

Die Idee der gerechten Vergeltung in ihrem Widerspruch mit der Moral. Ethische Gedanken zur Strafrechtsreform von Dietrich Heinrich Kerler. Ulm. 1908. Verlag von Heinrich Kerler. Geh. 0,60 Mk.

Das Arbeiter-Wohnungselend im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Von Nikolaus Joniak in Duisburg-Ruhrort. Frankfurt a. M. 1908. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Naturheilerziehung. Heft 1. Anerziehung des Naturgefühls. Mit besonderer Berücksichtigung auf die Behandlung schwererziehbarer Kinder. Von W. Ohrt. Rostock. Druck von Hinstorffs Buchdruckerei. 0,50 Mk.

Menschendienst statt Götzendienst. Eine Anregung zu neuem freidenkerischen Wirken mit Hilfe sozialer Moral. Von E. Vogthert, Wiesbaden. Frankfurt a. M. 1908. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Geschichte der Pädagogik. Von Dr. Wendelin Toischer. Band 13 der „Sammlung Kösel". Kempten und München. 1907. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung 1 M.

Gedichte in Vers und Prosa von Else Mücke-Stettin. Leipzig. 1908. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Größe und Niedergang Roms. Von Guglielmo Ferrero. I. Band: Wie Rom Weltreich wurde. II. Band: Julius Caesar. 2 Bände Text, 1 Band Abbildungen. Stuttgart. Jul. Hoffmann, Verlag. Zusammen 30 Mk.

Zum Kampf um die Lehrfreiheit der Volksschullehrer. Eine Streitschrift wider die Gewissens- und Geistestyrannei von K. O. Leipacher-Gradowen. Dresden. 1908. E. Pierson's Verlag. 1 Mk.

Vater Martins Briefe an seinen kleinen Michel. Charlottenburg 2. Hardenbergstr. 13. Verlag: Das deutsche Landhaus. 1,50 Mk.

Der Lese-Teufel. Nach wahren Begebenheiten erzählt von Ulrich Lörcher. Dresden-A. 16. Christliches Verlagshaus. Inh. Max Knappe. Geh. 60 Pf., gebd. 90 Pf.

Philosophische Bibliothek. Band 42: Immanuel Kants Metaphysik der Sitten. 2. Aufl. Von Karl Vorländer. 4,60 Mk. — Band 114: Georg Wilh. Friedrich Hegels Phänomenologie des Geistes. Jubiläumsausgabe. Von Georg Lasson. 5,00 Mk. Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Vom Begriff Gerechtigkeit. Von Karl Gareis, ord. Prof. der Rechte in München. Gießen 1907. Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker's Verlag). Mk. 1,20.

Ueber den Aufbau des Schuldbegriffs. Von Reinhard Frank, ord. Prof. der Rechte in Tübingen. Gießen. 1907. Alfred Töpelmann (vorm. J. Rickers Verlag). Mk. 0,80.

Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Von Curt Wigand. Berlin. Leipzig, Curt Wigand 1907.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. August 1908.	Nr. 15.

Inhalt:

Die pädagogische Zentralstelle.

Von Prof. Dr. Ewald Horn.

Der erste internationale Kongreß für Erziehungsreform in London wird sich mit dem Plane befassen, eine Zentralstelle zu schaffen für die Kenntnisgewinnung der pädagogischen Einrichtungen und Erfahrungen aller Kulturländer. In der Tat ist das das erste und wichtigste Ziel, welches sich der Kongreß zu setzen hat; nur mit Hülfe einer solchen Zentrale läßt sich in Erziehungsfragen, die wesentlich Unterrichtsfragen sind, erfolgreich arbeiten. Ich habe selbst in meiner beschränkten Wirksamkeit als Leiter einer Auskunftstelle für höheres Unterrichtswesen das Bedürfnis einer internationalen Verbindung empfunden und im Vorwort zur 1. Auflage meines Buches über das höhere Schulwesen der Staaten Europas*) nachgewiesen, inwiefern das eine gemeinsame Angelegenheit aller Kulturvölker sei.

Es gab eine Zeit, wo Inful und Mitra die abendländischen Völker regierte und ihre Kultur mit dem Christen- und Kirchentum verknüpfte und ein einheitliches internationales Bildungsideal für Jahrhunderte aufstellte. Diese Zeit ist vorbei. Blieb allein die Wissenschaft, der Dienst im Reiche der Ideen, worin sich friedlich die Völker begegnen, nicht bloß neben einander, sondern auch miteinander arbeiten können und sollen. Dies Miteinander hat aber zur Voraussetzung, daß die Völker auf geistigem Gebiete die politischen Grenzen übersehen, daß sie beobachten, wie bei anderen der Acker der Kultur bestellt, die Jugend erzogen und gebildet wird, damit sie Maßstäbe gewinnen für die Wertung des eigenen Tuns. Und die Zuversicht, solche Maßstäbe zu gewinnen, liegt wiederum in der berechtigten Annahme der Kommensurabilität, die verbürgt wird durch die gemeinschaftliche ethische Grundlage aller nationalen Kulturen.

Meine Absicht ging dahin, ein internationales Zentralblatt der Unterrichtsverwaltungen aller Länder zu schaffen, in welchem fortlaufend die Veränderungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Unterrichtswesens berichtet würden, so daß Regierungen und Schulmänner, Politiker und Pädagogen und alle, die tätig sind im Reiche der Ideen, Kenntnis nehmen möchten von dem, was Inland und Ausland an geistiger Rüstung aufwenden. Denn hält man es schon für wichtig, ja für nötig, auf militärischem Gebiete einander zu beobachten, und die Symbole der Feindschaft, die Werkzeuge der Zerstörung in Regimenterstatistiken und Flottentabellen vergleichend zu rubrizieren, wie sollte nicht eine vergleichende praktische Pädagogik und Unterrichtspolitik dem Frieden, der Kultur, der Völkerverbindung nützlich zu werden versprechen und jene Tabellen und Statistiken allmählich weniger dringlich machen helfen?

Ich war der Meinung, daß eine Zentralstelle zu schaffen sei, welche den pädagogischen Status der Kulturländer beobachtete und jederzeit vor Augen legte, so gut wie Handelsbilanzen über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Staaten Aufschluß geben.

In Verfolgung dieser Idee hatte ich mich mit den ausländischen Unterrichtsverwaltungen teils direkt, teils durch Mittelsmänner in Verbindung gesetzt und vielfach lebhafte Zustimmung gefunden. Die Ausführung ist im Drange andrer Geschäfte einstweilen unterblieben, übersteigt auch vielleicht die Kräfte eines Einzelnen. Jetzt nimmt der erste internationale Kongreß für Erziehungsreform zu meiner Freude das Werk in Angriff, und ich zweifele nicht daran, daß der Aufruf, den der Londoner Kongreß erlassen wird, Gehör finden wird auch bei denjenigen Regierungen, die sich die große kulturelle Bedeutung einer solchen Zentralstelle für erzieherische und überhaupt sozialethische Geistesarbeit bisher nicht zum Bewußtsein gebracht haben. Nicht ist ja daran zu denken, das Erziehungswesen in aller Welt zu uniformieren: jede Nation wird die ihrem Charakter entsprechenden Ideale weiter verfolgen und eine eigentümliche Kultur ausprägen. Zweifellos ist aber der Zustand der Schulen der Gradmesser der Kultur. Und der Völkerverkehr unsrer Tage bringt es mit sich, daß die Regierungen genötigt werden, Kenntnis zu nehmen von dem Schulwesen andrer Länder. Boten gehen hin und her und machen Studienreisen und erstatten Berichte, die in den Akten —

*) Berlin, Trowitzsch. 1906.

verschimmeln, ohne rechte Frucht getragen zu haben. Daß der Völkerverkehr sich aber auf sittlicher Grundlage vollzieht, und daß die sittlichen Ideale überall die gleichen sind, die auch dem Erziehungswesen zu Grunde liegen, die demnach in den Schulen aller Länder übereinstimmend zu pflegen sind, das ist es, was die zu begründende internationale pädagogische Zentrale durch ihre Existenz zu dokumentieren, durch ihre Tätigkeit zu befördern hat. —

Luther als Politiker.

Aus seinen Schriften zusammengestellt

von Dr. A. Saager.

„Gott hat die Unterperson ganz und gar gesetzt, einzeln zu sein für sich allein, und ihr das Schwert genommen und ins Gefängnis gelegt. Rottet sie darüber und hängt andere an sich und bricht los und nimmt das Schwert, so ist sie vor Gott des Gerichtes und Todes schuldig."

Diese harten Worte Luthers haben im Bunde mit anderen aus seinem Gesamtwerk herausgerissenen Citaten bei vielen den Politiker in ihm zum starren Reaktionär gestempelt. Aber Luther muß, wie alle impulsiven Persönlichkeiten, aus dem Ganzen beurteilt werden. Die Oberperson, der Fürst, ist für ihn eine Idealgestalt:

„Aufs Erste muß er ansehen seine Untertanen und dasselbe sein Herz recht schicken. Das tut er aber dann, wenn er all seinen Sinn dahin richtet, daß er denselben nützlich und dienstlich sei, und nicht also denke: Land und Leute sind mein, ich will es machen wie es mir gefällt; sondern also: Ich bin des Landes und der Leute, ich soll es machen, wie es ihnen nütz und gut ist.

Aufs andere, daß er Acht habe auf die großen Hansen, auf seine Räte, und halte sich gegen sie also, daß er keinen verachte, auch keinem vertraue, alles auf sie zu verlassen.

Denn das ist der größte Schaden an Herrenhöfen, wo ein Fürst seinen Sinn gefangen gibt den großen Hansen und Schmeichlern und sein Zusehen läßt anstehen, sintemal es nicht einen Menschen betrifft, wenn ein Fürst fehlt und narrt, sondern Land und Leute muß solches Narren tragen.

Ein jeglicher Herr und Fürst ist schuldig, die Seinen zu schützen und ihnen Friede zu schaffen. Das ist sein Amt,*) dazu hat er das Schwert. Das soll auch sein Gewissen sein."

Freilich kann man des Schwertes unter Umständen nicht entbehren:

„Daß man nun viel schreibt und sagt, welch eine große Plage Krieg sei, das ist alles wahr: aber man sollte auch daneben ansehen, wie vielmehr größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt. Ja, wenn die Leute fromm wären und gern Frieden hielten, so wäre Kriegen die größte Plage auf Erden.

Darum laßt Euch sagen, Ihr lieben Herren, hütet Euch vor Krieg, es sei denn, daß Ihr wehren und schützen müßt, und Euer aufgelegtes Amt Euch zwingt zu kriegen. Aber man muß Straßen rein halten, Friede in Städten schaffen und Recht in Landen handhaben und das Schwert frisch und getrost hauen lassen auf die Uebertreter.

Also auch soll ein Fürst wider seinen Adel, Kaiser wider seine Fürsten tun, wenn sie aufrührerisch sind und Krieg anfangen. Doch daß es auch mit Furcht Gottes zugehe, und man sich nicht zu trotzig auf Recht lasse, auf daß nicht Gott verhänge, daß auch durch Unrecht die Oberherren von ihren Untertanen gestraft werden.

Denn recht sein und recht tun folgen und gehen nicht allewege mit einander, ja nimmermehr, Gott gebe es denn."

Das alles gilt für den Fall, wo ein guter Fürst, im Sinne Luthers, Oberperson ist. Denn an anderer Stelle schreibt er:

„Wie, wenn denn ein Fürst Unrecht hätte, ist ihm sein Volk auch schuldig zu folgen? Antwort: Nein, denn wider Recht gebührt niemand zu tun; sondern man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen."

Und weiterhin:

„Die Obrigkeit ist nicht darum eingesetzt, daß sie ihren Nutz und Mutwillen an den Untertanen suche, sondern Nutz und das

*) Daß aber etliche solches Amtes mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Not, aus lauter Mutwillen, das ist nicht des Amtes, sondern der Person Schuld.

Beste verschaffe bei den Untertänigen. Nun ist es ja nicht die Länge erträglich, so zu schatzen und zu schinden."

Der letzte Satz ist zu beachten; der darin ausgesprochene Gedanke, eine Entschuldigung der Bauernaufstände, tritt öfters bei Luther auf. Der kleine Mann wird tatsächlich auch geschunden:

„Ein schändlicher Adel ist der, welcher Gottes Wort verachtet, hurt und jumpft, stolz und hoffärtig ist, wuchert, arme Leute schindet und Fürsten und Herrn untreu und ungehorsam ist. Und dieser schändliche Adel ist wohl zahlreicher als der löbliche."

Und noch mehr als den Adel klagt er den Großkapitalismus seiner Zeit an. Voll Ingrimms ruft er:

„Wollt Ihr reich, gewaltig und groß werden, so müßt Ihr ein Loch in einen Baum bohren, die Seele drein setzen und einen Pflock davor schlagen, daß sie darinne bleibe. Wenn Ihr nun reich geworden seid, alsdann gebt hin und nehmt Eure Seele wiederum heraus. — Es paßt sich aber nicht, daß einer auf des andern Arbeit hin müßig geht, reich ist und wohllebt, während es dem Arbeitenden übel geht, wie es jetzt die verkehrte Gewohnheit ist."

Einen nach dem andern*) nimmt er die Zwischenhändler aller Art mit ihren Manipulationen (Steigern der Ware in Kriegszeiten, Unterbieten, Auskaufen, Ausnutzen der verschiedenen Konjunkturen) unter die Lupe und selbst Geld auf Zinsen zu leihen, nennt er „rechten Wucher." Er spart nicht an den kräftigsten Bezeichnungen für die Kaufleute, die derart vorgehen („öffentliche Diebe, Räuber und Wucherer") und fürchtet sich nicht, den Mächtigen dieser Erde die Wahrheit zu sagen:

„Auch den Fuggern und dergleichen Gesellschaften müßte man wahrlich einen Zaum ins Maul legen. Wie kann es mit rechten Dingen zugehen, daß bei eines Menschen Leben so große königliche Güter auf einen Haufen gebracht werden können?

Könige und Fürsten sollten hier drein sehen und nach gestrengem Recht solches wehren. Aber ich höre, sie haben Kopf und Teil daran, und geht nach dem Spruch Jesaiä 1,23: Deine Fürsten sind der Diebe Gesellen geworden. Dieweil lassen sie die Diebe hängen, die einen Gulden oder einen halben gestohlen haben und handtieren mit denen, die alle Welt berauben, und stehlen mehr, denn alle andern."

Wie ist all dem abzuhelfen? Luther glaubt, daß hier der Staat einzugreifen hätte (ein höchst moderner Gedanke!):

„Doch, daß wir nicht gar dazu schweigen, wäre das die beste und sicherste Weise, daß weltliche Obrigkeit hier vernünftige, redliche Leute setzte und verordnete, die allerlei Ware überschlügen nach ihren Kosten und setzten darnach das Maß und Ziel, was sie gelten sollte, daß der Kaufmann könnte zukommen und seine ziemliche Nahrung davon haben; wie man an etlichen Orten Wein, Fisch, Brot und desgleichen setzt."

Aber auch der Einzelne soll seinem Mitmenschen helfen; an den berühmten Satz „Besitz ist Diebstahl" denken wir, wenn wir die Worte lesen:

„Wenn Du siehst Deinen Nächsten Not leiden, Hunger, Durst leiden, keine Herberge, Schuh und Kleider haben, und hilfst ihm nicht, so stiehlst Du gleich so wohl, als wenn einer dem andern das Geld aus dem Beutel oder Kasten stähle."

als positive Ergänzung zum Evangelium stellt er fest:

„Leiblich arm sein macht nicht selig."

und formuliert das Recht auf Arbeit:

„So nun einer bekannt ist und arm und wollte gern arbeiten, aber die Arbeit will nicht reichen, allda bist Du schuldig zu helfen."

Freilich stellt man sich ungern auf die Seite der Armen:

„Wo aber einem armen und geringen Menschen etwas widerfährt, da findet das falsche Auge nicht viel Genuß, siehet aber wohl die Ungunst der Gewaltigen, und läßt deshalb den Armen ohne Hilfe."

Kein Wunder, daß das Volk, wo Staat und Reiche nicht helfen, zur Selbsthilfe greift.

„Der gemeine Mann, in Bewegung und Verdruß über die Beschädigung, die er am Gut, Leib und Seele erlitten hat, zu hoch versucht und über alle Maßen und auf das alleruntreulichste

*) Für Näheres siehe die treffliche Grotjahnsche Auswahl (Band 9 der „Gedankenwelt großer Geister", Verlag Rob. Lutz, Stuttgart), die für diese Zusammenstellung benützt wurde.

beschwert, mag noch will hinfort solches leiden, und hat dazu redliche Ursache, mit Flegeln und Kolben drein zu schlagen."

Und derselbe Luther, dem man ja gerne sein Verhalten im Bauernkrieg vorwirft, entschuldigt die Aufrührer:

„Also, welche unter den Aufrührerischen gewesen sind guter Meinung, dieselbige spricht die Billigkeit nicht allein los, sondern achtet sie wohl zwiefältiger Gnaden wert."

Er wendet sich gegen die Scharfmacher:

„Man muß auch nicht alles aufrührerisch sein lassen, was die Bluthunde aufrührerisch schelten; sie wollen also durch den Namen „Aufruhr" alle Welt schrecken und fangen, sich selbst aber trösten und sicher machen."

Er richtet seine Schreiben an Bauern und Adel:

„Zudem will ich dies mein Schreiben nicht allein von den Bauern verstanden haben, gerade als wären die allein die Unterpersonen, und der Adel nicht. Nicht also, sondern was ich von der Unterperson sage, das soll treffen beide, Bauer, Bürger, Edelherren, Grafen und Fürsten,"

hilft sogar den Bauern:

„Aber nun die Bauern dreingefallen sind, müssen sie allein schwarz sein, gehen Adel und Fürsten fein davon, wischen das Maul, sind schön und haben nie etwas Böses getan. Doch damit bleibt Gott ungetäuscht,"

und beschwört Herren und Bauernschaft:

„So laßt Euch in Gottes Willen sagen und raten und greift die Sache an, wie solche Sachen anzugreifen sind, das ist, mit Recht und nicht mit Gewalt noch mit Streit."

Ueber das Recht hat Luther seine eigenen Gedanken:

„Ein rechtes, gutes Urteil darf und kann nicht aus Büchern gesprochen werden, sondern aus freiem Geist daher, als gäb es keine Bücher. —

Kein Gesetz soll sein, es soll nach der Liebe gebeugt und gelenkt werden. Wo nicht, so soll es aus sein und wenn es gleich ein Engel vom Himmel gemacht hätte. —

Also muß es ja sein, daß die Leute sich nach dem Gesetz und Werken schicken, wo sie können und ihnen gut ist. Aber wiederum, wo es ihnen schädlich ist, soll wahrlich das Gesetz sich beugen und weichen und der Regierer klug sein, daß er der Liebe Raum lasse und die Werke und Gesetze aufhebe." —

Die Juristen und Räte sind zum selben Zwecke da wie die Fürsten, nämlich:

„Gott hat den Geringen ebenso wohl gemacht wie den Großen, denn Fürsten sind nicht von Gott geschaffen, Witwen, Waisen und arme, elende Leute zu plagen, sondern zu beschützen, retten und helfen."

Und diesen Geringen gilt Luthers ganze Sympathie:

„Gott will es nicht haben, daß geborene Könige, Fürsten, Herren und Adel sollen allein regieren und Herren sein, er will auch seine Bettler dabei haben."

Zwar ist es „ein Werk der Barmherzigkeit,"

„wo böse Kinder oder Gesinde im Hause ist, daß man einen eichenen Butterwecken in die Hand nehme und schmiere ihnen die Haut wohl damit."

Aber:

„Die Herren und Frauen sollen ihre Knechte, Mägde und Arbeitsleute nicht wütender Weise regieren, nicht alle Dinge aufs genaueste suchen, zuweilen etwas nachlassen und um des Friedens willen durch die Finger sehen. Denn es können nicht alle Dinge allezeit schnurrgleich gehen."

Und wie der Ausruf eines Proletarierschwärmers und Sozialisten, etwa eines Anatole France, klingt die Stelle:

„Es wird doch dabei bleiben, daß Dein und mein Sohn, das ist gemeiner Leute Kinder, werden die Welt müssen regieren, beide, in geistlichem und weltlichem Stande. Denn die reichen Geizwänste tun es nicht. So vermögen es die geborenen Fürsten und Herren allein nicht und sonderlich vermögen sie das geistliche Amt garnicht verstehen. Also muß wohl beides Regiment auf Erden bleiben bei den armen, mittelmäßigen und gemeinen Leuten und bei ihren Kindern."

Zum Arbeiterinnenschutz.

Von Maud Nathan (Newyork).

Aufsehen erregt jetzt in den Vereinigten Staaten das anonyme Buch „Der lange Tag, die Geschichte eines arbeitenden jungen Mädchens in Newyork, von ihm selbst erzählt." Nach Mitteilung ihrer persönlichen Erfahrungen bespricht die Verfasserin die Ursachen, die den großen Schwierigkeiten zugrunde liegen, mit denen die jungen Arbeiterinnen zu kämpfen haben. Zwar hat sie ganz besonders die Newyorker Verhältnisse im Auge, allein ihre Darlegungen sind sehr vielfach auch auf die meisten übrigen Großstädte, sei es Amerikas, sei es Europas, anwendbar.

Vor allem wird der große Mangel an billigen und dabei anständigen Wohn- und Speisegelegenheiten getadelt. Es ist in der Tat erstaunlich, daß keine einzige der reichen Newyorkerinnen, die so viele gemeinnützige Einrichtungen für Männer unterstützen, etwas für ihre armen Geschlechtsgenossinnen tut, trotzdem das in Logirhäuser mit Restaurants gesteckte Geld unbedingt gute Zinsen abwerfen würde. Und gerade die so bedrängten jungen Arbeiterinnen hätten es doppelt nötig! Geeignete Speisehäuser gibt es erst zwei, und passende Wohnstätten noch gar keine! Ein arger Uebelstand ist ferner, daß so viele junge Mädchen eine ganz ungenügende berufliche Vorbildung haben und daher sehr schwer eine lohnende Beschäftigung finden. Die Stadtverwaltungen täten weit besser, ihr Geld an entsprechende Fachschulen zu wenden als an Gefängnisse oder Armenhäuser, denn ein gut Teil der Entarteten und Lasterhaften rekrutiert sich überall aus dem Heer der Unwissenden und Unfähigen. Tüchtig ausgebildete Kräfte werden fast nie arbeitslos sein und daher selten Zeit, Gelegenheit oder Veranlassung haben, auf Abwege zu geraten. Die Verfasserin selbst konnte, solange sie ihre Sache nicht hinlänglich verstand, keine Stellung lange behalten, während sie nach erfolgter Schulung ohne Umstände einen Posten mit einem Jahresgehalt von 1040 Dollars fand.

Viele Eltern töten die Henne, die ihnen goldene Eier legen soll, vorzeitig, indem sie ihre Töchter zum Geldverdienen anhalten, ehe sie körperlich und beruflich dazu taugen. Die kleinen Beträge, welche ihnen so früh gezahlt werden, tragen schlechte Zinsen. Die Kinderarbeit rächt sich oft bitter. Namentlich in den Verkaufsgeschäften findet man eine stetig steigende Zahl ganz junger Backfische angestellt. Solche Kräfte sind angesichts des großen Wettbewerbs sehr wohlfeil und werden, damit man die bei längerem Bleiben unvermeidlichen Gehaltserhöhungen erspart, oft gewechselt. Auch die Kirche bekommt ihren Teil des Tadels ab, mit dem unsere unbekannte Autorin nicht geizt. Zwar gibt es einen „Kirchenverein für Arbeitsinteressen" und auch viele einzelne Geistliche tun manches für die arbeitenden Klassen, aber auch meiner Ansicht nach legen diese Faktoren viel zu wenig Gewicht auf die Unsittlichkeit, die darin liegt, daß man Arbeitskräfte unter elenden unsittlichen Bedingungen anstellt. Dabei klagt die Kirche noch, daß die Arbeiterinnen den Gottesdienst nicht besuchen. Jungen Mädchen, die sechs Tage lang je 10—12 Stunden angestrengt gearbeitet haben, kann man nicht verübeln, daß sie den Sonntag zum Ausschlafen benutzen. Und die großen Feiertage erst recht, denn die diesen vorhergehende Zeit bedeutet infolge der Rücksichtslosigkeit des Publikums, das noch am späten Abend und bis zum letzten Tage einkauft, die schlimmste Ueberanstrengung der bedauernswerten, unterernährten Laden- und Fabrikmädchen. Glücklicherweise haben in diesem Punkt, wie auch hinsichtlich der beschämenden geschlechtlichen Behandlung vieler Mädchen seitens der Vorgesetzten erstens die Käuferverbände*), zweitens die Einrichtung der „Sozialsekretärinnen" bereits erhebliche Besserungen erzielt.

Der Hauptpunkt, den die Verfasserin betont, ist der Mangel an Organisation. Die Mädchen haben Mut, Eifer, Ausdauer, aber weder Korpsgeist noch genug gesunde Unzufriedenheit. Nun, denn, die Organisation dieser Klasse könnte vieles bessern, aber solange der Frauenwelt nicht das

*) Diese halten vom 24. bis 26. September d. J. in Genf ihren ersten internationalen Kongreß ab.

Stimmrecht gegeben wird, werden ihre Organisationen an Wirksamkeit hinter denen der Männer zurückstehen. Daher werden die traurigen Zustände, die „Der lange Tag“ aufdeckt, nur langsam schwinden. Langweilige, mechanische Frohnarbeit von schier endloser Dauer unter der Aufsicht unhöflicher oder zudringlicher Männer wird auch ferner viele Mädchen in die von der Verfasserin beklagte Unsittlichkeit stürzen; das Leben in der Fabrik oder im Laden ermöglicht nur selten Verfeinerung und höhere Kultur — zumeist schwächt es Leib, Geist und Seele. Was hier vor allem nottut, sind kürzere Arbeitszeit, bessere Bezahlung, mehr Gelegenheit zu zweckmäßiger Erholung und Zerstreuung und größere Rücksicht auf die Gesundheit. Wo die Arbeitskräfte wirklich menschenwürdig behandelt werden, dort verstummt die Klage so vieler Unternehmer über Mangel an guter Arbeit. Man ermögliche den Mädchen mehr Lebensfreude, man nehme sich ihrer warmherzig an und man wird sich durch ihr größeres Interesse an der Arbeit sowie durch ihre verbesserten Leistungen reichlich belohnt fühlen. Ueberall gilt das Schreibersche Wort: „Arbeiterwohlfahrt ist gleichzeitig Unternehmerwohlfahrt.“ Das Publikum aber sollte grundsätzlich nur von Firmen kaufen, von denen es sich überzeugt hat, daß sie ihr Personal anständig behandeln; dieser Grundsatz würde bei allgemeiner Durchführung Wunder wirken zum Schutze der jungen Mädchen.

Internationaler Frauenstimmrechts-Kongreß.

Von Rosika Schwimmer (Budapest).

„Le suffrage est en marche!“ können wir Frauen das berühmte Wort variieren. Noch vor einem Jahrzehnt wäre selbst den optimistischesten Frauenstimmrechtlerinnen unglaublich erschienen, was heute greifbare Wirklichkeit ist. Der vor vier Jahren in Berlin mit Anschluß von acht Ländern gegründete, heute schon 16 Länder umfassende Weltbund für Frauenstimmrecht hat gewiß sehr viel dazu beigetragen, daß die Frage des Frauenstimmrechts in allen Kulturländern auf das heiße Pflaster aktueller Politik gelangt ist.

Die Beteiligung an dem vom 15. bis 21. Juni in Amsterdam gehaltenen Frauenstimmrechts-Kongreß bewies die räumlich wie gegenständlich breite Ausdehnung der Bewegung und ihre sichtbaren realen Erfolge.

Außer den Delegierten von Australien, Canada, Dänemark, Finnland, Deutschland, England, Ungarn, Italien, Norwegen, Rußland, Südafrika, Neuseeland, Schweiz, Schweden, Bulgarien, Vereinigten Staaten waren fraternal delegates aus Ländern, deren Frauen es noch verwehrt ist sich politisch zu organisieren, wie Oesterreich, ferner aus Spanien, Island, Indien, Belgien, Frankreich, die dem Weltbund noch nicht angeschlossen sind, erschienen. Als besonders wichtige Neuerung ist die Teilnahme offizieller Regierungsvertreter zu verzeichnen.

Frøken Gina Krog für die Norwegische Regierung, Mrs. Henry Dobson für Australien, Dr. Romania Penrose für Utah wurden besonders dankbar begrüßt, ebenso der einzige männliche Delegierte: Dr. C. V. Drysdale von der englischen Mens league for woman suffrage. Die dänische Regierung hatte drei Delegierten aus dem Fond zum Studium sozialer Fragen die Kongreßspesen bezahlt.

Daß trotz der offiziellen Teilnahme fremder Staaten die holländische behördliche Welt ganz und gar durch Abwesenheit glänzte, wirft einen scharfen Schein auf die Schwierigkeiten, mit denen die ausgezeichneten Bürgerinnen des heute einzigen von einer Frau regierten Landes zu kämpfen haben.

Bekanntlich stellte sich den Holländerinnen, die sich schon halbwegs im Besitze des Wahlrechts wähnen durften, zwischen Lipp' und Kelchesrand eine klerikale Regierung, die für die von der vorhergehenden radikalen Regierung geplante Verfassungsänderung nicht viel übrig hat, entgegen, so daß die unter Leitung Dr. Aletta Jacobs stehende Frauenbewegung den Stein, den sie mit unsäglicher Mühe schon nahe an die Bergesspitze gebracht hatte, wieder in die Tiefe rollen sah.

Der internationale Kongreß dürfte den holländischen Frauen beträchtliche Hilfe gebracht haben. Die überzeugende Kraft von hunderten hervorragender Frauen, die staatsmännischen Zeugnisse über den ausgezeichneten Einfluß der Frauen auf die Politik, die glänzenden gesetzlichen Ergebnisse in den ganz demokratischen Ländern haben ihre Wirkung schon während des Kongresses in der holländischen Presse und im Publikum gezeigt.

Die Geschäftssitzungen waren hauptsächlich taktischen Fragen gewidmet. Die Erörterung der Arbeitsmethoden einzelner Länder brachte den englischen Suffragists und Suffragettes glänzende Genugtuung für die verzerrten, karikierten ausländischen Presseberichte.

Wer diese Prachtfrauen sah, von dem feurigen jungen Mädchen bis zur silberhaarigen Matrone, wer ihre von glühender Begeisterung getragenen Reden hörte, mußte sich erstaunt fragen, wie die Presse diese Kämpferinnen als Furien schildern, ihrem heldenmütigen Vorgehen bloß Radaumotive unterschieben konnte. Und unvergeßlich wird wohl jedem Teilnehmer die Szene höchster Objektivität bleiben, da die Vertreter der verschiedenen Richtungen in England sich gegenseitig Anerkennung ausdrückten. Es mußte allen Anwesenden klar werden, daß nach einem halben Jahrhundert tüchtiger, hingebungsvoller Agitation neue Wege gesucht werden mußten, um den rüden Egoismus der englischen Männer zu brechen.

Fünfzig Jahre lang haben die englischen Frauen für die politischen Parteien in Hoffnung auf gerechte Durchführung ihrer eigenen Wünsche vergebens gearbeitet. Alle gesetzlichen Mittel waren erschöpft. Wollte man die Bewegung nicht einfach auf der Straße verrosten lassen, wollte man sich in die totale Ergebnislosigkeit nicht schicken, so mußten die Wege neben dem Gesetz betreten werden.

Große Heiterkeit erweckte es, als Mrs. Despard, die temperamentvolle Siebzigerin, bewies, daß sie eigentlich noch kein Gesetz verletzt, sondern bloß Polizeivorschriften übertreten habe. Und für diese Uebertretungen wurden sie alle — Mrs. Despard war auch im Gefängnis — wie gewöhnliche Verbrecher behandelt.

Manche der Delegierten erklärten beschämt auch mit unter denen gewesen zu sein, die auf Grund gehässiger Preßberichte die englischen Suffragettes verabscheuten. Eine herzliche Ovation gab den Engländerinnen Genugtuung. Als Lehre für alle Länder wurde festgestellt, daß die Frauen keiner Partei, keinem Versprechen trauen sollen und sich nur auf die eigene Kraft verlassen können. Die Erfahrungen aller Länder bestätigen diese pessimistische Auffassung und kennzeichnen die Ethik des politischen Parteilebens.

Die Diskussion über die Frage, wie der Weltbund den einzelnen Ländern und wie diese einander gegenseitig helfen können, ergab die Notwendigkeit, einen internationalen Agitationsfond zu gründen und internationalen Rednerinnenaustausch zu organisieren.

Die Berichte gaben ein einheitliches Bild über die in allen Frauenstimmrechtsländern konstatierte Tatsache, daß die weiblichen Wähler und Gesetzgeber sich in erster Reihe für sozialpolitische Fragen interessieren, die Fragen der sogenannten reinen Politik ihnen sekundär sind. In all' diesen Ländern wächst die Antialkoholbewegung, schreiten alle Kulturbewegungen rascheren Schrittes vor. Anstelle politischer Korruption tritt Einsicht für das Volkswohl, die Ausnutzung des Mandates zu privaten Vorteilen weicht einer reineren Auffassung der Pflichten eines Volksvertreters.

Das diese Feststellungen nicht einseitig blos von Frauenrechtlerinnen gemacht wurden, bezeugen die hochinteressanten

„Messages" der verschiedenen Staatsmänner der betreffenden Länder. Die Botschaften betonen die erfreulichsten und wünschenswertesten Ergebnisse des weiblichen Einflusses.

„Die Einführung des Frauenstimmrechtes hat Freunde und Gegner enttäuscht", — sagte Mrs. Carrie Chapman-Catt in einer ihrer geistvollen Reden — „weil sie einerseits nicht die prophezeiten Uebel nach sich zog, aber auch nicht sofort das tausendjährige Reich herbeizauberte, das naive Enthusiasten erträumt hatten. Aber die Ergebnisse müssen jeden Freund wahrer Entwicklung entzücken, denn sie zeigen, daß die Frauen emporstreben, der Linie der natürlichen Entwicklung entlang."

Der Kongreß gab ein warmes Bild echter, internationaler Solidarität. Neidlose Anerkennung jedes Verdienstes, innige Anteilnahme an jedem Ereignis, das irgend einem Lande Schaden verursacht.

Besonders anerkennenswert ist das Mitarbeiten der Arrivées, der zum Ziele Gelangten. Australien, Wyoming, Idaho, Colorado, Utah und Finnland haben alle politische Rechte; Norwegens Frauen das politische Wahlrecht auf Grund eines Steuerzensus, aber sie bleiben im Weltbund, um für das Recht der Frauen anderer Länder mitzukämpfen.

Und da ein praktisches Beispiel überzeugender ist, als sämtliche theoretischen Argumente zusammen, geben die ans Ziel Gelangten dem Weltbund besondere Stärke.

Sehr erfreulich war auch die zahlreiche Delegation solcher Verbände, die dem Weltbund für Frauenstimmrecht nicht angehören, oder für seine Ziele Sympathie haben. Die Ethical Societies Englands vertrat Mrs. Stanton-Coit, die Schatzmeisterin des Weltbundes.

Die Resolutionen geben auch wieder laut davon Zeugnis, daß die besonders von sozialpolitischer Seite erhobene Beschuldigung, die Alliance kämpfe nur für das Damenwahlrecht, falsch ist. Die Resolution für Norwegen z. B. lautet: „Wir gratulieren den Frauen Norwegens zur Erlangung ihrer politischen Rechte und hoffen, daß es ihnen raschestens gelingen wird, den Ausschluß der nicht steuerzahlenden Frauen zu beseitigen, d. h. das **allgemeine** Frauenwahlrecht zu erobern." Daß die norwegische Stimmrechtsbewegung trotz des bereits erhaltenen „Damenwahlrechts" mit gleicher Kraft für die Erringung des allgemeinen Wahlrechts arbeitet, hat diejenigen, die die Faselei vom Kampf ums „Damenwahlrecht" aus schmutziger Taktik brauchen, wohl nicht beschämt, so werden sie wahrscheinlich auch die Lehren dieser Resolution nicht zur Kenntnis nehmen.

Eine Resolution drückt den russischen Kämpferinnen Mitgefühl und Hochachtung aus, eine protestiert dagegen, daß die englischen Kämpferinnen als gewöhnliche Verbrecherinnen behandelt werden, eine andere gegen Ausschluß der österreichischen Frauen vom politischen Leben. Mit großem Nachdruck fordert die Schlußresolution die Frauen aller Länder auf, sich auf die Erringung des Stimmrechtes zu konzentrieren, da dieses die Basis aller übrigen Frauenbestrebungen sei.

Aber nicht nur ein Feiertag der internationalen Solidarität, sondern auch eine Probeleistung weiblicher Organisationsfähigkeit war der Kongreß. Die holländischen Frauen haben geradezu ein Wunder von vollkommener Organisation geleistet. Vor allem die zwei speziellen Versammlungen, deren Arrangement sie sich vorbehalten hatten. Eine für die holländische **Jugend**, in der diese mit begeisternden Reden angefeuert wurde, die Rechte der Frauen erkämpfen zu helfen, die andere zur Erörterung der Frauenstimmrechtsfrage ausschließlich vom **christlichen Standpunkt**. Angesichts der zurzeit ausschlaggebenden Macht des Klerikalismus in Holland war diese Versammlung ein Meisterstück kluger Politik. Daß die Vorträge aber sowohl wissenschaftlich, wie gefühlmäßig wirklich wertvolles Argumentationsmaterial enthielten, ist für alle Länder zur Abwehr der vom christlichen Standpunkt kämpfenden Gegnerschaft ungemein wertvoll.

Auch die Art, wie die Festlichkeiten des Kongresses organisiert waren, läßt uns die Tüchtigkeit der holländischen Frauen besonders hoch einschätzen. Komponistinnen, Sängerinnen, Dichterinnen, Schauspielerinnen, Zeichnerinnen, hatten ihr Bestes geleistet, um selbst bei den fröhlichem Ausruhen gewidmeten Festen die Idee des Frauenstimmrechtskampfes plastisch hervorzuheben. Die entzückenden Bootfahrten, die Ausflüge nach Dordrecht, Rotterdam, Haag und Scheveningen waren mit Demonstrationsaufzügen verbunden, die die Einwohnerschaft in großen Massen angelockt hatten.

Das bis ins letzte Detail zielbewußte Arrangement umschloß auch Propagandameetings in Haag und Rotterdam, sodaß sich der Kongreß eigentlich nicht bloß in Amsterdam, sondern in einem großen Teil Hollands abspielte.

Der Kongreß als Zeugnis des rapiden Wachsens der Frauenstimmrechtsbewegung und ihrer bereits erreichten großen Erfolge wird nicht nur Holland, sondern auch allen übrigen Ländern einen kräftigen Impuls zu weiterer energischer Arbeit geben.

Streiflichter.

Ein japanisches Urteil über den Modernismus. In der „Münchener Post" äußert sich ein Japaner über die letzten Modernistenkämpfe wie folgt:

„Warum nennt man uns Oestliche alle Heiden? Es gibt Leute, die dies, andre, die jenes glauben — hier bei uns, bei andern Völkern. Zu uns sandten die westlichen Leute Missionare, die uns „bekehren" sollten. Da kam der heilige Franziskus. Er bekehrte die Könige in Kiutschu, vor allem Bungo. Ich nenne ihn heilig, denn heiligmäßig — so sagt man ja doch — hat der Mann gelebt. Deshalb fand er vielen Anhang, denn unser Volk ehrt solche Männer hoch. Als seine Anhänger aber die alte Staatsweise zerstören, anstelle unsrer Fürsten den Papst in Rom setzen wollten, ihm allein gehorchen, wars aus. Unser Staat wollte das nicht dulden, nein. Die Katholiken starben. Sie starben mutig und wir ehren ihr Andenken noch heute so hoch, als die katholische Kirche die 18000 Märtyrer ehrt, denn diese starben mutig für ihre Ueberzeugung, und deshalb müssen wir sie hoch schätzen, denn sie waren Helden. Aber sie mußten nicht unsre alte Verfassung zerstören wollen, das ging nicht.

So verstehen wir, daß die westlichen Staaten den fremden Papst nicht sich wollen hineinreden lassen in diese Sachen der Theologie. Das verstehe ich, ich kann aber nicht verstehen, daß man so viel herausmacht aus einer Sache, daß nämlich ein Professor — es gibt in Europa doch so viele Professoren — sagt, er möge nicht mehr an die Bibel und ihre Sagen glauben. Wir Oestlichen glauben auch nicht daran und wenn die Missionare uns davon erzählen, tut es uns leid. Wir möchten lachen, aber das ist nicht fein. Es sind Geschichten von jüdischer Sage, die man uns erzählt. Wir sollen glauben. Warum sollen wir, ein großes Volk, die Märchengeschichten glauben von einem ganz kleinen Volk in Palästina? Und seine Geschichte? Sie ist wenig interessant und sie ist sehr schlecht, denn immerfort liest man, daß der Sohn des Königs oder dessen Bruder den Fürsten ermorden ließ, um auf den Thron zu kommen. Das ist furchtbar! Wie kann ein Oestlicher solche Schrecklichkeit eines Sohnes gegen den Vater verstehen, dessen Bild noch die Urenkel verehren sollen! Nein! Das ist das alte Testament. Im neuen Testament — auch im alten Buche — stehen manche gute Lehren. Wir brauchen sie nicht, denn bei uns lehrt jeder Vater dem Sohne ein braves Leben zu führen, die Eltern zu achten und Gutes zu tun. Dann ist die Geschichte von Jesus. Sie ist schön — warum? Weil er starb aus Ueberzeugung und unschuldig, weil er hatte bessern wollen. Weshalb aber sollen wir im Osten ihn als Gott verehren? „Gott", das ist bei uns ein besonderer Begriff, sehr weit. Die Missionare verstehen uns da gar nicht, wir aber begreifen diese Geschichten auch nicht. In Deutschland gibt es eine Partei Judenfeinde. Diese Leute rufen laut, man muß alle Juden totschlagen. Nun, wie ist es? Gerade diese Leute nennen sich „aufrechte Christen". Es ist dreist, so zu sagen. Die Regierung der Deutschen verbietet aber fast gar nicht das Reden von dem Judentotschlagen. Es soll doch nur ja kein Redakteur schreiben: „Schlagt alle Grafen und Barone tot!" Oder eine Volks-Versammlung dazu auffordern. Sehr schlecht ginge es ihm, auch in Japan, denn wir haben einen alten, würdigen Adel mit vielen großen Namen, die jeder achten muß. Nein, das also nicht — warum aber die Juden? In Amerika haben sie auch geschrien:

„Schlagt die Japaner tot!" Wie können wir Oestlichen denn Vertrauen haben, wenn Missionare kommen zu predigen: „Alle Menschen sind Brüder im Herrn Christus." Diesen Herrn Christus aber haben zu jener Zeit die Christen totmachen lassen und keiner hat geholfen. Nein, wir können alle diese Dinge nicht glauben, wir verstehen es nicht.

Man sagt, daß unser Volk noch tief im Aberglauben ist, an Gespenster der Erde, des Wassers, der Luft, der Berge glaubt. Ja, ich gebe es zu: die ganz niedere Volksschicht von geringer Bildung macht sich dergleichen Märchen zurecht, der Gebildete, das heißt wer lesen und schreiben kann — das kann bei uns fast jedermann gut! — nimmt diese Dinge auf als Ueberlieferung uralter Zeiten. Was aber sehe ich hier, gerade in Bayern und Tirol? Ich sehe viel Aberglauben, das heißt groben Unsinn, Unglauben.

Das Frühjahr kommt. Jetzt geht bei uns alt und jung hinaus, um sich an den ersten Kirschenblüten zu freuen, und bald kommt auch der Tag der Ume, der gefärbten Pflaumenblüten, der Azaleen, der Rhododendron, des Botan (Strauchpäonie). Bald kommen diese Feste. Ich sehe hier die Geistlichen mit den Bauern um das Feld gehen und beten, damit das Feld verschont sei von Frost und Hagel. Der Bauer, mäht er das Feld weg, so läßt er eine Ecke Getreide stehen — das ist für den Erdgeist. Nun? Ist das nicht ganz derselbe Glaube an Luftgeister, Hagelgeister, Erdgeister, das, was der Chinese mit Fungschui bezeichnet? Ja, so ist es. Ich sehe, daß man die Pferde, das Rindvieh segnet und bespricht. Ja, das tut ihr, und nun, warum könnt ihr spotten über den armen Aino in Nord-Japan, auf Jeso, auf Sachalin, der erst den Vater Bär anbetet und dann tot macht und dann aufißt? Ja tut ihr Westlichen nicht ganz so mit den Tieren, die im Frühjahr feierlich gesegnet wurden? Ist das Heidentum? Ich frage, bitte.

Warum also nennt ihr Westliche, uns Japaner, uns Oestliche, Heiden? Ein Rätsel.

Ein Rätsel, wie alles das, bleibt uns eben auch diese ganze Frage des Modernismus, Schnitzer, Wahrmund usw. Wir sehen hochgebildete Professoren, Herren, vor deren sonstiger Wissenschaft wir die höchste Achtung haben — schon weil sie unsre Lehrer sind, denen wir Dank schulden — in die Kirche gehen. Unsere Gebildeten tun es nicht, verstehen es gar niemals. Deshalb bezweifle ich gar niemals, weshalb man so viel Lärm macht wegen eines und noch eines Professors, der sich endlich mal losbefreit von seinem bisherigen Gehorsam gegen das, was er nicht mehr anerkennt. Wir Japaner — ich bitte, man soll mir diese Freiheit nicht übel nehmen —, unser Volk hat sich in fünfzig Jahren von sehr vielen Dingen frei machen müssen, die früher als unverletzlich galten. So ist es. Wenn wir uns frei gemacht haben, so soll man uns nicht verachten, weil wir eben solche — Modernisten sind."

* * *

Entweder — oder. In der Nummer vom Juli-September veröffentlicht „Weltliche Schule" die Thesen des sächsischen Lehrervereins über die sogenannte Reform des Religionsunterrichtes. Darf ein Ausländer zu dieser Frage ein Wörtchen sprechen?

Erstens soll Religion „ein wesentlicher Unterrichtsgegenstand" in der Volksschule bleiben (Th. 1). Unter Religion meinen die sächsischen Lehrer natürlich die christliche (d. h. die evangelische?); denn der Religionsunterricht hat nämlich die Aufgabe, „die Gesinnung Jesu im Kinde lebendig zu machen" (Th. 2). — Welches Jesu? des kirchlichen oder des geschichtlichen? — Die sächsischen Lehrer haben vergessen, es zu sagen. Wenn sie aber den kirchlichen Jesum meinen, würden sie wohltun, diese Aufgabe der Kirche ganz zu überlassen.

Kurz und gut, die Kinder sollen zu Jüngern Christi herangezogen werden, und sogar der Geschichtsunterricht wird die Person Jesu systematisch verherrlichen (Th. 4) — wohl auf die Gefahr hin, mitunter das streng Wissenschaftliche und echt Ethische einbüßen zu müssen. Eine recht bequeme Auffassung der Weltgeschichte . . .

Ferner soll eine ziemlich tiefgreifende Reform in dem jetzigen Religionsunterricht angebahnt werden (Th. 5, 7, 9), und in der Th. 8 bemerken die sächsischen Lehrer ausdrücklich, daß der gesamte Religionsunterricht im Einklang stehen müsse „mit den gesicherten Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung und dem geläuterten sittlichen Empfinden unserer Zeit".

Recht gut. Das alles aber ohne die kirchlichen Behörden, denn die sächsischen Lehrer wollen von keiner „kirchlichen Aufsicht" mehr hören (Th. 3). Der Religionsunterricht sei „eine selbständige Veranstaltung der Volksschule" (Th. 1).

Daß das Inkonsequente ihrer Forderungen den sächsischen Lehrer selbst nicht auffällt, wundert mich. Soll die Religion, die christliche, ein wesentlicher Unterrichtsgegenstand in der Volksschule bleiben, so setzt dies eine kirchliche Aufsicht selbstverständlich voraus. Den kirchlichen Behörden der christlichen Religion liegt es allein ob, den Religionsunterricht zu beaufsichtigen. Wären die Lehrer sämtlich Theologen, so würden sie der Kirche dieses Recht zur Aufsicht ohne weiteres zugeben. Weil nun die Volksschullehrer keine Theologen sind, sollten sie gänzlich frei in dem Religionsunterricht sein. Und gerade in dem Streben, den Religionsunterricht zu „reformieren" und denselben unserer Zeit und unserer Wissenschaft anzupassen, wollen sie von vornherein jedes Eingreifen der Kirche ausschließen?

Unabhängig von der Kirche wird die Volksschule erst dann sein, wenn sie rein weltlich und die Religion eben nicht mehr als Unterrichtsgegenstand betrachten wird. Bleibt die Volksschule christlich, so hat die christliche Kirche das unbedingte Recht, sich um den Religionsunterricht zu kümmern, der in der Volksschule erteilt wird.

Nur eine weltliche, religionsfreie Schule darf der Kirche gegenüber selbständig stehen. Das erlaube ich mir, dem sächsischen Lehrerverein zum Thema seiner nächsten Beratungen dringend zu empfehlen.

Entweder — oder.

Prof. A. Moutet (Lyon).

* * *

Botschafter Hill über internationale Ethik. In der „Neuen Revue" vom 1. Juli cr. bringt Jolme Hill, der neue Berliner Botschafter der Vereinigten Staaten, einen wichtigen Artikel über „Die zeitgenössische Entwickelung der Diplomaten" von einem Weitblick, wie man ihn dem fleißigen Delegierten zur II. Haager Konferenz nur zutrauen konnte. Hill spricht von der Offenbarung des 19. Jahrhunderts, daß die modernen Staaten „auf einander angewiesen und von einander abhängig sind," und daß der aufgeklärten Diplomatie unseres Jahrhunderts die große Aufgabe der Lösung dieses Problems zufalle. Zwar dürfe der Diplomat die notwendigen Machtmittel zur nationalen Verteidigung nicht unterschätzen, aber — so fährt Hill fort —:

„Die ethische Kraft internationalen Rechtes und internationaler Verpflichtung darf nicht mit der bewaffneten Macht gemessen werden. Die ethische Kraft besteht unabhängig von der militärischen. Es wäre ein großer erzieherischer Fortschritt, wenn das Schlußkapitel unserer Lehrbücher für Ethik der internationalen Moral gewidmet wäre. Kein System der Ethik ist vollständig, wenn es nicht die sittlichen Funktionen des Staates und die Ethik des Verkehres zwischen den Völkern umfaßt. Wenn die Jugend in allen Schulen der Welt die Lehre empfangen wird, daß die moralische Verpflichtung nicht an den Landesgrenzen aufhöre, daß die staatlichen Formalitäten ... sich den großen Grundsätzen der Ethik unterwerfen müssen, dann wird sich eine neue Aera menschlicher Entwickelung erschließen, und der Diplomatie werden sich neue Gebiete der Betätigung eröffnen."

Bisher las man es vielfach anders; die Vertreter der alten diplomatischen Schule setzen vielfach sogar ihren Stolz darein, daß sie angeblich nur politische, ihrem Staat materiell vorteilhafte Rücksichten zu nehmen haben, da Politik und Ethik nach Ansicht dieser Herren ganz getrennte Gebiete bleiben müssen und sich oftmals sogar ausschließen. Wenn ein so maßgebender Politiker wie Hill sich zur Gegenpartei hält, welche Politik mit Ethik zu durchdringen trachtet, so schulden wir ihm Dank für das wertvolle Geschenk, das er der Kulturwelt bietet. Schon vor 113 Jahren hat der große Immanuel Kant im Anhange seines Traktats „Zum ewigen Frieden" (1795) geschrieben:

„Die wahre Politik kann keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben.“

„Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es auch noch so große Aufopferung kosten.“ -ring.

Bücherschau.

Entwickelungswerttheorie, Entwickelungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift von Rudolf Goldscheid.

In diesem Buche des Wiener Soziologen haben wir die Programmschrift eines erstklassigen Denkers vor uns, der mit meisterhaftem Klarblick, vorurteilsloser Energie und unbestechlicher Denkkraft uns eine feinsinnig durchgeführte Synthese von allem dem bietet, was die energetische Philosophie, die Biologie, Sozialökonomie, Rechtswissenschaft und Ethik an wahrhaft schöpferischen Werten aufzuweisen hat

Das vorliegende Buch gibt sich als vorläufigen Ausschnitt aus einem größeren zweibändigen Werke „Höherentwickelung und Menschenökonomie. Naturwissenschaftliche und werttheoretische Grundlegung der Soziologie“ die in R. Eislers Philosophisch-soziologischer Bücherei in nächster Zeit erscheinen wird.

Ich habe das Buch mit wachsender Spannung gelesen; fast jedem Satze möchte ich eine weite Verbreitung wünschen, denn es räumt endlich einmal gründlich und mit vorzüglicher Klarheit und Gedankenschärfe auf mit den vielen gemütvergiftenden antidemokratischen, antisozialen, partikularistisch-nationalistisch-imperialistischen und anethischen Wissenschaftssophismen der gegenwärtigen das Kampf-ums-Daseinsprinzip zu Tode hetzenden und arg mißdeutenden biologisch-soziologischen Forschung, die jeder bewußten großzügigen sozialen Kultur- und Organisationspolitik im Wege stehen. Mit einem jede bloße Sentimentalität ablehnenden, rein mit weitblickenden ökonomischen Gesichtspunkten arbeitenden Gedankenmaterial zeigt uns der Verfasser, daß das, was uns heute gründlich nottut, ein solides Wirtschaften mit dem organischen Menschenkapital, eine rationelle Menschen- und Völkerökonomie ist. Er überzeugt uns unwiderleglich davon, daß die Ethisierung und Organisierung der Menschheit im gemeinsamen Kampfe gegen die Naturunzweckmäßigkeiten statt im gegenseitigen Kampfe um die national- oder privatwirtschaftliche Vorherrschaft ein fundamentales kulturwirtschaftliches Postulat ist, das wir verwirklichen können, wenn wir uns im Interesse der Höherentwickelung unserer Gattung mit einem sozialevolutionistischen Verantwortlichkeitsgefühl, dem unwiderstehlichen Willen zur Kulturmacht erfüllen.

Das Studium dieser mustergültigen Programmschrift ist für jeden fortbildungsbedürftigen Menschen eine geistige Kapitalanlage von unvergleichlich hoher Rentabilität.

J. L.

* * *

Dr. Adolf Kohut, David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher. Mit 7 Gravüren. Leipzig A. Kröner. 1908. 240 Seiten.

David Friedrich Strauß. Voltaire. Sechs Vorträge. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Hans Landsberg. Volksausgabe. 1 Mk. Leipzig Kröner (1908).

Das Säcularjahr der Geburt des großen Denkers und Schriftstellers (geb. 27. Januar 1808) hat außer der großen Biographie von Th. Ziegler, von der freilich erst Band I. erschienen ist, eine Reihe von Publikationen gezeitigt, zu denen auch die beiden vorgenannten gehören.

Die hübsch ausgestattete Schrift von Kohut verfolgt den sehr glücklichen Gedanken, aus der Gesamtheit der Schriften von D. F. Strauß, einschließlich der Gedichte und der veröffentlichten Briefe solche Stellen auszuheben, die geeignet sind, in die Gedankenwelt dieses Streiters und Bekenners einzuführen, und es läßt sich nicht leugnen, daß das hier zusammengebrachte Material unfehlbar auf den empfänglichen Leser anregend, belehrend, werbend eine mächtige Wirkung üben muß und daß der Verfasser sorgfältig bemüht gewesen ist, seiner bedeutenden Aufgabe gerecht zu werden.

Immerhin bliebe zu wünschen, daß einem so wertvollen Stoffe und einer so großen und schönen Aufgabe ein noch größeres Maß von Verständnis und Vertiefung entgegengebracht sein möchte. Eine gewisse Eilfertigkeit spricht sich schon darin aus, daß ziemlich viele Lesefehler des Setzers stehen geblieben sind, die in einzelnen Fällen (z. B. Seite 60 Mitte und Seite 185 Mitte) den Sinn bis zur völligen Unverständlichkeit entstellen. Inhaltlich sind manche Stellen dem durchschnittlichen Leser dadurch minderzugänglich, daß sie auf die Systeme der zeitgenössischen Philosophen Bezug nehmen. Hier wäre vielleicht Beschränkung auf das bei Strauß in so reicher Fülle vorliegende, rein menschlich Verständliche eher am Platze gewesen. Ein anderer Mangel ist die unzulängliche Berücksichtigung der großen Umwandlung in der Geistesentwicklung Straußens, die aus dem Hegelianer des ersten Lebens Jesu von 1835 den naturalistischen Monisten des alten und neuen Glaubens von 1872 gemacht hat. Schon in der vorangeschickten Lebensskizze vermissen wir den Hinweis auf diesen Punkt, der ja auch für die Würdigung der einzelnen Aussprüche, bei denen überdies die Schrift aus der sie stammen, bisweilen gar nicht, häufig nur unzugänglich bezeichnet ist, entschiedene Bedeutung hat. Niemand hat köstlicher die beiden Phasen des tiefen Eingreifens in die Kulturentwickelung 1835 und 1872 (Leben Jesu und Alter und neuer Glaube) bezeichnet als Strauß selbst in dem Verse, mit dem er die zweite Auflage der letzteren Schrift begleitete:

> Auf, alter Krieger, laß das Bangen
> Und gürte deine Lenden!
> Im Sturme hast du angefangen,
> Im Sturme sollst du enden.

Aber auch die Unzulänglichkeiten des Straußischen Denkens, die auch seine Bedeutung als „Erzieher“ einigermaßen beeinträchtigen — es bleibt des echten Goldes genug! — hätten betont werden müssen. Das Schwankende seiner Metaphysik und das Unzulängliche seiner Ethik im Alten und neuen Glauben und die Anfechtbarkeit derjenigen Partien in dieser Schrift, die ihm von Seiten Nietzsches den überaus gehässigen Beinamen des „Bildungsphilisters“ zugezogen haben.

Von den 7 „Gravüren“ heißen wir die beiden Porträts von Strauß und das seiner Frau, sowie die Abbildung seines Geburtshauses willkommen; die drei übrigen (Zeller, Märklin und Alice von Hessen) stehen doch nur in losem Zusammenhange mit dem Text. Ich möchte jedoch durch die vorstehende Ausstellungen das hübsche Buch beileibe nicht diskreditieren. Ich wünsche ihm vielmehr aus aufrichtigem Herzen einen recht ausgedehnten Leserkreis Der Verfasser hat mit seiner Arbeit ein gutes und heilsames Werk getan.

Durchaus zu begrüßen ist die Neuausgabe der freisinnigen Schrift von Strauß über Voltaire in der hübschen Ausstattung der bekannten billigen Ausgaben mehrerer Haeckelscher Schriften und zu dem gleichen überaus billigen Preise von einer Mark. Die Schrift gehört der letzten Lebensphase des Autors an und bildet in gewissem Sinne eine Vorstufe seines letzten Bekenntnisses im Alten und neuen Glauben. Vorrede, Einleitung, Anmerkungen und Personenregister seitens des neuen Herausgebers bilden dankenswerte Zugaben. A. Döring.

* * *

Alfred Rethy. Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftliche Gedichte. 2. Aufl. Leipzig, Gustav Vogt.

„Wann endlich wird der Dichter wach? Wann wird auch er nach Wahrheit brennen, Sie suchen rings im weiten Raum Und helfen, die Natur erkennen, Daß sich die „Menschen“ stolz nicht trennen, Als Blüten von dem Laub am Baum?“ So fragt der Verfasser. Also Gedankendichtung? Gewiß, nur ohne Tadel gesprochen. Freilich tritt das rein lyrische Element hie und da ein wenig hinter dem Gedanken zurück, und nicht allzu oft meistert formaler Wohlklang den spröden Stoff so, daß ein reiner Schönheitseindruck bleibt, aber doch berührt die Naturtrunkenheit des Dichters, der in sehr origineller Weise die ganze Entwicklungslehre des Monismus gefühlsmäßig verwertet, überaus sympathisch. Besonders aber kommt der noch wenig fruchtbar gemachte ethische Inhalt der neuen Weltbetrachtung zur Geltung, wo aus der Winzigkeit des im All verlorenen Menschen die echte fromme Demut spricht: „Du töricht Menschenstäubchen Du, Wann wird Dein Stolz sich bücken? — Ein Ketzer sah den Sternen zu Mit Andacht in den Blicken.“ — -nz-

* * *

Die Freude am Leben. Von H. von Waldegg.

In schlichter und jedem verständlicher Sprache gibt uns der Verfasser, ein Anhänger der von Atkinson in Amerika begründeten Neugedanken-Bewegung, die Ansichten der nach Millionen zählenden Bewegung. Ihr Grundgedanke ist: Denken ist eine Realität, durch Willenskonzentration und systematisch geistige Selbsterziehung kann sich der Mensch aller Furcht- und Haßgedanken und -gefühle entledigen und somit zu einem Zustand ungetrübter Fröhlichkeit und Leidenschaftslosigkeit sich hinaufzüchten. Im Grunde genommen die Ansicht der tiefsinnigsten und edelsten Religionsstifter und Lebensreformer aller Zeiten, die die sittliche Reformarbeit der Individuen als höchstes Lebensziel betrachteten. Der Verfasser bekennt sich folgerichtig auch zu einer naturgemäßen Lebensweise, Ernährung und Kleidung, wie sie ja heute von vielen Kreisen auch bei uns angestrebt wird. Das Buch ist anregend geschrieben. Vielen wird vieles darin wunderlich erscheinen, manches töricht, anderes mystisch. Und doch alles in allem genommen auch der diesen geistigen Strömungen Fernstehende kann hier sehr viel Anregungen zur Willensstärkung und Erhöhung der Lebensfreudigkeit gewinnen. J. L.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.



Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.

Die Redaktion

Erinnerungen. Bilder aus meinem Leben. Von Ed. Baltzer. Frankfurt a. M. 1907. Verlag des deutschen Vegetarier-Bundes. Mk. 1,50.

Wollen und Sollen des Menschen. Ein Versuch. Von Friedr. Beck. Leipzig. 1907. Otto Wigand. Mk. 2,70.

Alkohol, Vererbung und Sexualleben. Von Prof. Dr. A. Forell. Berlin S. 42, Luisen-Ufer 55, Verlag: Deutscher Arbeiter-Abstinenten-Bund (J. Michaelis). Mk. 0,80.

Zur Wiedergeburt des Idealismus. Philosophische Studien von Ferd. Jakob Schmidt. Leipzig. 1908. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Mk. 6,00.

Die moralische Phrase im Liberalismus und deren Ueberwindung. Ein Vortrag von Fr. Staudinger. Darmstadt. 1907. Verlag von Eduard Roether. Mk. 0,50.

Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung 1902—1907. Von Dr. G. Fritz, Stadtbibliothekar von Charlottenburg. 15. Jahrg., 3. Stück der „Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft." Berlin. 1907. Weidmannsche Buchhandlung. Mk. 0,50.

Rom oder Athen? Eine Frage an das Jahrhundert. Von Kurt Roding. München. 1907. Verlag von O. Th. Scholl, Herausgeber der Monatsblätter „Es werde Licht!" Mk. 0,80.

Kant und das Jahrhundert. Von Dr. Rich. Falckenberg, k. o. ö. Prof. der Philosophie. 2. Aufl. Leipzig. 1907. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Mk. 0,60.

Kant und unsere modernen Naturforscher. Studie von Albert Bauer, Eßlingen a. Neckar. Eßlingen a. N. Selbstverlag des Verfassers. Kommissionsverlag von S. Mayers Buchhandlung (E. Paulus). Mk. 1,—.

Der Weg zum Glücke. Volkserzählung aus dem Leben der Gegenwart. Von Franziskus Hähnel. 7.—9. Tausend. Basel. Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes. Mk. 0,15.

Der Kirchenzwang in der Schule. Drei Vorträge von Dr. Theod. Lipps, Univ.-Prof., Dr. Friedr. Goldschmit, Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter, Karl Gutmann, Volksschullehrer und Gemeindebevollmächtigter. Heft 1 der „Flugschriften des Kartells der freiheitlichen Vereine in München." München und Leipzig. 1907. Georg Müller.

Die Blüte des Menschenlebens. Prosa und Poesie von A. Nothnagel. Leipzig 1907. Verlag von L. Fernau.

Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftl. Gedichte von Alfred Rehn. 2. Aufl. Leipzig. Gustav Vogt.

Der Verein „Jugendschutz", erste Vorsitzende Frau Dr. Bieber-Böhm, hält im Anschluß an seine Koch- und Haushaltungsschulen Heim I, Stralauer Straße 52, II., und Heim II, Beuthstraße 14, III., dort billigen Mittagstisch für junge Mädchen offen, wo diese für 30—50 Pf. einfachen Mittagstisch erhalten. Die jungen Mädchen, welche von ihrer Tätigkeit in der Stadt zu weit entfernt wohnen, um nach Hause gehen zu können, dürfen sich längere Zeit aufhalten. Es stehen ihnen mehrere Zeitungen und Journale zur Verfügung.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind zu richten an seine Privatadresse: Herrn Dr. Penzig, B-P-Godern b. Rabensteinfeld (Mecklenburg-Schwerin) und **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Vom 1. September ab befindet sich das Bureau **Berlin SO. 16, Rungestr. 25—27,** Spreepalast, wohin auch die erste öffentliche Lesehalle der D. G. E. K. am 1. Juli cr. übergesiedelt ist. Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13, Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. August 1908.	Nr. 16.

Inhalt:

„Wie Du mir, so ich Dir."

Vom Herausgeber

Zweifellos zunächst ein richtig beobachtetes Gesetz praktischer Lebenserfahrung — darf man aber sagen: der Lebensklugheit? Oder gar der Gerechtigkeit?

Diese Frage drängt immer wieder nach Lösung. Denn die beiden radikalen Antworten auf die Wiedervergeltungsfrage, von denen die eine: „Aug' um Aug'" fordert und die zweite „Vergilt Böses mit Gutem" rät, wollen sich so gar nicht recht in das tägliche Menschenleben einfügen lassen. Dort scheint die Güte, hier die strenge Gerechtigkeit zu leiden.

Man lese einmal folgende Sätze aus einem (anonymen) sozialdemokratischen Flugblatt, das in Schöneberg (und wohl auch anderwärts) jetzt in die Häuser flattert. Gerichtet ist es:

„An die Arbeiter, Arbeiterfrauen und Frauen der Unterbeamten."

„Warum sind die Wahlen zum preußischen Landtag öffentlich?

Damit die Regierung und das Unternehmertum kontrollieren können, wie Eure Männer gewählt haben, um diejenigen Männer, welche frei und offen für die Sozialdemokratie gestimmt haben, maßregeln und brotlos machen zu können. Seit dem Bestehen des Dreiklassensystems betreiben die Regierung und das Unternehmertum dieses unehrliche und schamlose Handwerk.

Darunter habt Ihr Frauen mit Euren unschuldigen Kindern ebenfalls schwer zu leiden.

Deshalb werdet Ihr aufgefordert mitzuhelfen, diesen Unterdrückern und Ausbeutern ihr unsauberes Handwerk zu legen. Dazu könnt Ihr sehr viel beitragen, wenn Ihr alle diejenigen Geschäfte meidet, deren Inhaber ein solches System unterstützen. Es sind dies: (folgen die Namen je nach den in Frage kommenden Ortsteilen).

Diese Eure lieben Mitbürger haben bei der Landtagswahl ihre Stimme zu gunsten der Dreiklassenschmach abgegeben. Nun ihr kleinen Beamten und Arbeiter, laßt diese Herrschaften ihren Ramsch verkaufen an wen sie wollen; mögen die erst- und zweitklassigen Wähler bei ihnen kaufen, meidet sie.

Kauft nur in Geschäften, deren Inhaber ihre Stimme zu gunsten des allgemeinen, geheimen und gleichen Wahlrechts abgegeben haben.

Wir haben lang' genug geliebt,
Nun laßt uns endlich hassen.

Boykottiert diese Volksverräter!"

Zunächst eine recht unangenehme Sprache; ein widerliches und demagogisches Herumwerfen mit übertriebenen Worten des Hasses. Könnte man nur damit schließen und das ärgerliche Machwerk stillschweigend zu der Masse der übrigen unerfreulichen Erscheinungen des Klassenkampfes werfen!

Aber das Schlimme ist, daß die Vordersätze, auf denen sich die Mahnung zum Boykott aufbaut, wie jedermann weiß, außer wer es offiziell oder offiziös nicht wissen will, richtig sind. Die „Unsauberkeit" der Arbeitgeberpraxis besteht leider in nicht allzu engen Grenzen, und die merkwürdige — Unverfrorenheit, mit der auch offizielle, also zum Schutze der Gesetz berufene, Behörden die verfassungsmäßig gewollte Freiheit in der Ausübung des wichtigsten Bürgerrechtes beschränken oder unter allerlei sophistischen Einwänden illusorisch machen, kann keineswegs als gutes Beispiel gelten.

Fühlt denn keiner von den Herren Wirklichen und Geheimen Oberregierungsräten, Exzellenzen usw., mit welcher Schamröte ein anständiger und für sein Vaterland treu besorgter Mann sich bewußt wird, daß er nicht imstande ist, Leuten, die behaupten, „Regierung und Unternehmertum betreiben dies unehrliche und schamlose Handwerk", ihre Verleumdung zurück in die Zähne zu schleudern? Sieht man denn nicht, daß staatlicher Terrarismus und Boykott um ebensoviel erbitternder wirkt, als Regierungsmacht über die des Privatmanns hinausgeht?

Jede ernste Einwendung gegen dies unwürdige, auf die häßlichsten Menscheneigenschaften, nämlich Feigheit und Rachsucht, spekulierende System — und solchen ernsten sittlichen Einwänden sind viele Sozialdemokraten sehr zugänglich! — wird im Ansatz erstickt und zerbrochen, wenn der Gegner bloß zu fragen braucht: „Macht ihr's nicht genau ebenso?"!

Aber, wenn so auch der eigentliche aussichtsreiche Kampf dagegen unmöglich gemacht ist — wollen wir uns deshalb doch nicht verbieten lassen, unsere Meinung darüber zu sagen.

Es ist und bleibt eine ungeheure Kurzsichtigkeit, die scheinbaren Vorteile eines wirksamen Zurückschießens auf

Angreifer einzutauschen gegen den unermeßlichen Schaden, daß die Partei nicht mehr, leider schon lange nicht mehr, sagen darf, sie wenigstens habe ihre Hände rein gehalten von dem „unehrlichen und unsauberen Handwerk", das sie den regierenden und besitzenden Klassen so herb zum Vorwurf macht. Weiß man denn dort nicht mehr, daß niemals äußere Unterdrückung und gewaltsame Maßregeln eine in sich gesunde Bewegung haben töten können, sondern daß diese zugrunde geht immer durch eigene Schuld? Hofft man nicht eben auf den Sieg so triumphierend fest, weil die „Corruption der faulen bürgerlichen Gesellschaft" so zum Himmel schreie? Und dann macht man ihr diese abscheuliche Praxis der „Stockprügel auf den Magen" nach?!

Was ist denn mit solchen Flugblättern, wie das obige, was mit dem ganzen Einschüchterungssystem zu erreichen? Genau dasselbe, worüber die Sozialdemokratie bei andern Parteien ihre blutigen Glossen und Witze macht: hier ein Mandätchen, dort ein Mandätchen. Oder meint man, ein verängstigter kleiner Meister oder Materialwarenhändler in Berlin Ost und Nord werde ein zuverlässiger Genosse dadurch, daß Arbeiterfrauen und Kinder ihre Stiefel bei ihm besohlen, ihren Hering bei ihm kaufen?!

Ich weiß nicht, mir ist die soziale Idee eigentlich stets zu anständig dafür vorgekommen, als daß man sie mit solchen Lumpenmitteln empfehlen müßte oder dürfte.

Natürlich wird man einwenden: „c'est la guerre!" Das sei nun einmal im Kriege nicht anders; den könne man nicht mit Rosenölflacons, man müsse ihn mit Stinkbomben führen usw. NB. denselben Krieg, den die Partei theoretisch als abscheulichsten Proletariermord kennzeichnet, ja sogar den schlimmeren, den inneren, den Bürgerkrieg. Und ob das Mittel „Verhungern lassen", worauf doch jeder Boykott zielt, humaner ist als Melinitbomben?

Solche Entschuldigungen dürfte eigentlich nur eine Partei in den Mund nehmen, die noch nie einen frischen Kampf mit rein sachlichen Gründen, mit reiner Geisteswaffe geführt und gewonnen hätte!

Meinen denn die Führer nicht, auch rein praktisch stände die Sache der Partei unendlich viel günstiger, wenn sie ihren Anhängern mit gutem Gewissen sagen dürfte: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen. Nie haben wir unsere gute Sache entweiht durch Einschüchterung, Erpressung und ähnliche Mittel, wie sie eine innerlich kranke und zerfressene Parteiherrschaft glaubt anwenden zu dürfen!" Als daß sie triumphierend verkündete: „Im Wahlkreis X Y haben wir es einmal den kleinen Leuten gründlich gezeigt, daß wir sie an der Hungerleine haben, wenn wir nur wollen!"

Es ist jammervoll, daß es gerade den Besten noch immer am Mut zum Glauben an den Sieg der Sittlichkeit fehlt!

Vernebelnde Schlagwörter.

Die „doppelte Moral."

Von Bruno Meyer.

Es gehen eine Unmasse von Redensarten um, die, irgend einmal geprägt, an ihrer Stelle meist einen richtigen Sinn gehabt haben, und in denen unter allen Umständen manches Richtige steckt, die aber gleichwohl auch manches Schiefe an sich haben und im Gebrauche noch unrichtiger werden, indem man sie auf Verhältnisse anwendet, wo sie nicht hingehören, und ihre Bedeutung verallgemeinert oder sonst verändert, sodaß dadurch das ursprüngliche Gute an ihnen immer mehr verdeckt wird. Zu diesen Worten gehört u. a. auch die „doppelte Moral"; und gerade eine der früheren Nummern der „Ethischen Kultur" (Nr. 5 v. 1. März) bringt ein typisches Beispiel dafür, wie solche Ausdrücke ihrem ursprünglichen Sinne entfremdet und dadurch in ihrem Gehalte immer unsicherer gemacht werden.

Die „doppelte Moral" ist ursprünglich als Stichwort geprägt für eine Verschiedenheit der Beurteilung, die sich eingebürgert hat in bezug auf das Verhalten beider Geschlechter in den geschlechtlichen Dingen; und zwar war ursprünglich die Meinung die, daß in dieser Beziehung an das weibliche Geschlecht sehr strenge Anforderungen gestellt und rücksichtslos aufrecht erhalten werden, während dem männlichen Geschlechte gegenüber eine außerordentliche Nachsicht und Milde — um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — geübt wird. Neuerdings hat dann Christian von Ehrenfels die „doppelte Moral" auf das männliche Geschlecht allein eingeschränkt, indem er bei diesem sozusagen eine offizielle und eine nicht offizielle Moral von einander unterschieden hat, die erstere, welche öffentlich bekannt wird und behauptet oder zugibt, daß in sexual-ethischer Beziehung das männliche Geschlecht genau so wie das weibliche beurteilt und behandelt werden muß, während nach der nicht öffentlich bekannten, aber insgeheim als gleichwertig behandelten Moral eigentlich alles erlaubt ist, außer dem starken öffentlichen Aergernis.

Im Wesentlichen kommen ja beide Auffassungen auf dasselbe hinaus, sodaß sie als gleichbedeutend betrachtet werden können. Das Wesentliche bei beiden ist doch das, daß eben Unterschiede gemacht werden, und zwar mit einer sehr weitgehenden Nachsicht gegenüber dem männlichen Geschlechte, die bei allen mit jenem Stichworte Arbeitenden als etwas Unrichtiges und Verwerfliches betrachtet wird, — auch bei Ehrenfels, der natürlich mit vollem Rechte verlangt, daß nicht eine von der öffentlich anerkannten Moral abweichende, insgeheim befolgte bestehen darf, sondern Moral eben Moral ist, und das, was als solche anerkannt wird, auch sowohl öffentlich bekannt, wie in Tun und Lassen beobachtet werden muß.

Soweit scheint ja denn auch alles in Ordnung zu sein, — bis auf drei Punkte.

Zuerst entsteht die Frage, ob denn die „doppelte Moral" wirklich besteht; und da hat in unwidersprechlicher Weise Max Thal in der auch an dieser Stelle seinerzeit besprochenen wertvollen kleinen Studie „Sexuelle Moral" nachgewiesen, daß in Wahrheit die Verhältnisse anders liegen. Es ist durchaus nicht wahr, daß die Nachsicht dem männlichen Geschlechte gegenüber so weit geht, wie behauptet wird, und wie notwendig wäre, wenn von einer „doppelten Moral" so glattweg gesprochen werden dürfte. Die Grenzen, jenseits deren eine etwas freie Bewegung der Männer im geschlechtlichen Umgange anfängt bemerkt und recht abfällig beurteilt zu werden, liegen keineswegs so gar weit hinaus. Es brauchen nur Gefährdungen für Gesundheit und Berufsausbildung oder Fortkommen im Leben, ernste Schädigungen in finanzieller Beziehung oder auch ohne das alles etwas deutliche Spuren von einer nicht ganz strengen Haltung hervorzutreten, dann hält die „doppelte Moral" nicht Stich, sondern es erfolgt sofort eine gar nicht schüchterne Verurteilung, die durchaus nicht davor Halt macht, das Uebel durch allerhand gewaltsame Maßnahmen gegenüber dem Verfehmten für seine ganze innere und äußere Entwickelung noch viel schlimmer zu machen, als es an sich schon gewesen ist. — Auf der anderen Seite, beim weiblichen Geschlechte, scheint es sich kaum um etwas weiteres zu handeln, als daß die Persönlichkeit für sich augenscheinlich einen anderen Wert in den Augen ihrer Mitmenschen erworben hat als den, der ihr als reinem Geschlechtswesen zukommt, um einer weitgehenden Nachsicht teilhaftig zu werden, wenn sie sich in geschlechtlicher Beziehung mit ganz erheblicher Freiheit bewegt. Man redet wohl davon, daß sie sich „von der strengen Bahn weiblicher Sittsamkeit entfernt" habe, aber man läßt sie das in keiner Weise empfinden oder, wie der triviale Ausdruck heißt: „ausbaden", sondern läßt sie unangefochten in der erworbenen Stellung, und nimmt ihre freiere Haltung in „sittlicher" Beziehung (wie man das so

merkwürdigerweise auszudrücken beliebt) ganz einfach hin. Das gilt für alle in Wissenschaft und Kunst irgendwie ausgezeichneten weiblichen Wesen, und das kann man nicht bloß in unserer Zeit, sondern in allen Zeiten rückwärts feststellen. Man braucht nur einmal die Reihe der Frauen durchzugehen, die ihres Namens Ewigkeit nicht bloß als Gattinnen berühmter Männer erworben haben, um zu sehen, daß bei etwa 95% von ihnen die strenge geschlechtliche Moral Schiffbruch gelitten hat. Wie das zu erklären und zu bewerten ist, wird sich nachher finden.

Wenn nun also von einer unverbrüchlichen Geltung der sogenannten „doppelten Moral“ hiernach in Wirklichkeit keine Rede ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß eine etwas verschiedene Auffassung der Dinge bei den beiden Geschlechtern im allgemeinen Platz greift, und es würde sich also zweitens fragen, wie das gekommen ist, und inwieweit es etwa berechtigt sein könnte. Beides beantwortet sich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Ethik zwei Wurzeln hat, aus denen sie emporsprießt, einmal die Natur des Menschen und zweitens die Verhältnisse im menschlichen Gemeinschaftsleben. In beiden Richtungen scheint doch wohl die „doppelte Moral“ eine gewisse Begründung zu haben.

Ganz unzweifelhaft ist die Naturanlage beider Geschlechter gerade in bezug auf den hier in Frage kommenden Punkt eine grundverschiedene. Die einzige, hier wirklich vorhandene Gleichheit ist da zu finden, wo sie von den gewaltsamen Gleichmachern — als von ihrem Standpunkte aus uninteressant — geleugnet oder wenigstens grundsätzlich vernachlässigt wird. Dieses einzig gleiche ist das beiderseitige Streben nach derselben geschlechtlichen Vereinigung. Die ganze Empfindungsweise dabei ist aber bei beiden Geschlechtern eine völlig verschiedene, und es ist daher durchaus nicht unnatürlich zu nennen, wenn sich in der Auffassung von dem sexual-ethischen Verhalten der beiden Geschlechter Unterschiede herausgestellt haben, umsomehr als auch die Zustände im Gemeinschaftsleben der Menschen nach derselben Richtung deuten. Die geringere körperliche Kraft des weiblichen Geschlechtes, seine starke Abhängigkeit von den geschlechtlichen Funktionen und die aus beidem sich ergebende Unterlegenheit in bezug auf die Erfordernisse dessen, was man jetzt gern den „Kampf ums Dasein“ nennt, — alle diese unleugbaren und niemals zu überwindenden Umstände haben dahin geführt, das weibliche Geschlecht in einen gewissen Zustand der Abhängigkeit vom männlichen zu bringen, der jetzt mühsam überwunden wird, da man zu der Einsicht kommt, daß die rein menschlichen Qualitäten, in welchen beide Geschlechter doch gleich sind, entscheidender für ihre gesellschaftliche Stellung zu einander sein müssen als die geschlechtlichen Unterschiede, welche letzteren ja doch auf beiden Seiten keinen selbständigen Wert haben, sondern darauf angewiesen sind, sich durch ihre Vorzüge und durch ihre Nachteile mit einander auszugleichen und zu ergänzen. Solange aber tatsächlich die Vorstellung von einer gewissen Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes die Köpfe beherrschte und als eine berechtigte allgemein, auch von Seiten des weiblichen Geschlechts selbst, anerkannt wurde, ist es natürlich, daß dem herrschenden Geschlechte auch in sittlicher, nicht zum wenigsten in geschlechtlicher Beziehung Vorrechte zuerkannt wurden, und das entstand, was jetzt gewöhnlich etwas verächtlich mit dem Ausdrucke „Männermoral“ bezeichnet wird.

Also die Entstehung der „doppelten Moral“ ist nichts weniger als unerklärlich, und da sie nicht bloß in den Kulturzuständen begründet ist, die ja großenteils vom menschlichen Willen abhängig sind und in weitem Umfange der Vernunft und jeweiligen Einsicht entsprechend gestaltet oder umgestaltet werden können, sondern auch in natürlichen Grundlagen, die unveränderlich sind, so scheint es bei vorurteilsloser Betrachtung der Dinge wohl kaum anders möglich, als daß auch eine Verschiedenheit in sexual-ethischer Beziehung für die beiden Geschlechter berechtigt ist und nicht vollkommen überwunden werden kann. Nur wird das eben nicht eine Moral sozusagen mit doppeltem Boden, zur Auswahl, teils offiziell, teils nicht offiziell, sein dürfen, sondern es wird das werden müssen, was Ehrenfels eine „differenzierte“ Moral nennt.

Es ist ja niemals Aufgabe der Ethik gewesen und kann sie niemals sein, die Natur auszurotten. Das ist der Sinn der Askese in ihren Ausschreitungen gewesen, einer Verirrung, die in ihrer kulturfeindlichen und alles Wertvolle im Menschen ertötenden Nichtsnutzigkeit von allen anerkannt ist, deren Blick nicht durch dogmatische Voreingenommenheit völlig getrübt wird. Die Ethik hat nur die Natur in die Zucht zu nehmen und diejenigen Schranken zu errichten, ohne welche ein gesundes und förderliches Zusammenleben der Menschen je nach ihren Verschiedenheiten unmöglich ist. Es kann sich daher auch bei einer differenzierten Moral in geschlechtlicher Beziehung nicht etwa um zügellose Freiheit auf der einen und sklavische Gebundenheit auf der anderen Seite handeln, also um eine ernsthafte Aufstellung und ungescheute Durchführung dessen, was man jetzt als „doppelte Moral“ hinstellt, sondern selbstverständlich nur um eine richtige Berücksichtigung der tatsächlich vorhandenen und unausrottbaren natürlichen Verschiedenheiten. Die beiderseitigen Rechte und Pflichten in bezug auf den geschlechtlichen Verkehr müssen mit Rücksicht auf die beiderseitigen natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge dieses Verkehres festgestellt werden.

Dies zu vollbringen, d. h. eine neue sexuelle Moral zu konstruieren, ist für den einzelnen ganz unmöglich, wie ja denn alle unsere Hand- und Lehrbücher der Ethik anfangen, anfechtbar und überaus zweifelhaft zu werden, sowie sie das Gebiet der positiven ethischen Gesetzgebung betreten. Hier sind eben die allgemeinen ethischen Grundsätze der Selbstzucht und der Verantwortung durchschlagend, und sie müssen mit Gewissenhaftigkeit von jedem auf jede seiner Lebenslagen und jede seiner Handlungen angewendet werden.

Dann aber wird es überaus bedenklich, wieder nach einer anderen Richtung, wie es an der eingangs erwähnten Stelle geschehen ist, eine „doppelte Moral“ festzustellen und mit Entrüstung abzulehnen, nämlich eine Verschiedenheit der sittlichen Verpflichtungen je nach verschiedenen subjektiven und objektiven Umständen.

Es ist offenbar ganz unrichtig, von der Moral des Kriegszustandes einfach als von einer „Entartung“ zu reden. Der Kriegszustand zwischen Völkern ist genau so wie zwischen einzelnen ein bedauerlicher Zustand und glücklicherweise dort wie hier ein Ausnahmezustand. Es ist recht und gut, den Eintritt solcher Ausnahmezustände möglichst selten zu machen und womöglich ganz zu verhindern. Ob und wie weit das möglich ist, gehört nicht hierher. Daß die Kultur, wenigstens in ihrer neuesten Entwickelung, die Kriege seltener macht, ist augenscheinlich; und zwar tragen dazu viel weniger irgend welche direkt auf dieses Ziel gerichtete Bemühungen bei als vielmehr die positive Kulturtätigkeit an und für sich. Der Weltverkehr, der die Völker auf einander anweist und einander unentbehrlich macht, und jeden in dem etwaigen Kriegsgegner einen unentbehrlichen Kunden und Lieferanten sehen läßt den er nach beiden Richtungen leistungsunfähig macht, wenn er ihn als Kampfgegner besiegt, auf der einen Seite, und die Betätigung des allgemein überaus regsamen Erfindungsgeistes auch in der Richtung auf Vervollkommnung der Kriegshilfsmittel, die so verheerend geworden sind und so blindwütig, daß es ruchlos und unberechenbar erscheint, sich ihnen auszusetzen, andererseits, — diese Kulturergebnisse machen die Kriege fortgesetzt in höherem Maße unmöglich. Aber so lange sie vorkommen, muß mit ihnen gerechnet werden, und alles, was da ist, hat seine natürlichen wie seine willkürlichen Gesetze.

Man kann den Krieg — und man hat es ja in erheb-

lichem Umfange bereits getan — nach Möglichkeit seiner vermeidbaren Schrecken entkleiden. Aber was auch in dieser Richtung geschehen mag, es bleibt immer ein Zustand des menschlichen Verkehres übrig, in dem vorübergehend, für diesen Zustand, so lange er dauert, allerlei Regeln, die für den gewöhnlichen menschlichen Verkehr gelten, abgeschafft sind. Wie nun aber dieser Ausnahmeverkehr auch beschaffen sein mag, das, was für ihn gilt, ist für ihn Moral, und es gelten für ihn die sittlichen Eigenschaften in anderer Reihenfolge der Wertschätzung, als es im gewöhnlichen menschlichen Verkehre der Fall ist. Nach der gewöhnlichen Moral kann in bezug auf den Krieg lediglich dessen Herbeiführung beurteilt werden. Ist er ausgebrochen, so hat er seine eigenen Gesetze, und diese Gesetze sind seine Moral.

Es versteht sich aber von selber, daß in bezug auf diese Moral, so gut wie auf jede andere, subjektive, zügellose Anschauungen und infolge dessen nicht zu billigende Handlungsweisen vorkommen können. Also man kann innerhalb eines Kriegszustandes auch nach dessen Moral unsittlich handeln und Geschehenes als unsittlich verurteilen. Dafür ist das neulich angeführte Beispiel aus dem Peters-Prozesse geradezu mustergültig. Indessen ist auch in dieser Richtung, und zwar nicht bloß für den Krieg, sondern vielmehr für den gewöhnlichen menschlichen Verkehr, eine gewisse jüngst versuchte Ablehnung einer sogenannten „doppelten Moral“ zurückzuweisen; — und das ist der dritte hier zu erwägende Punkt.

Haben wir einmal die Ueberzeugung und Anschauung, daß Moral nichts feststehendes, sondern etwas im Flusse befindliches, veränderliches ist, was ja auch an der angeführten Stelle ausdrücklich anerkannt wird, dann ist doch zu fragen: wo sollen denn Veränderungen in der jeweilig allgemeingültigen Ethik herkommen, wenn es jederzeit behauptet und streng durchgeführt wird, daß es nur eine allgemeine unverbrüchliche Moral für alle gibt?! Die Veränderungen können doch nur dadurch entstehen, daß einzelne Persönlichkeiten von hoher Intelligenz, starkem sittlichem Bewußtsein und kräftigem Charakter ohne Rücksicht auf die jeweilig herrschenden sittlichen Begriffe ihr Tun nach tieferer Einsicht bestimmen und dadurch zunächst im engeren, dann im weiteren Kreise und endlich allgemein vorbildlich werden. Das ist im Grundsatze ungefähr dasselbe wie Nietzsches Herrenmoral, nur mit dem sehr großen Unterschiede, daß die letztere als Vorrecht verkündet und einer verächtlichen Sklavenmoral oder Herdenmoral gegenübergestellt wird, während in der vertretbaren, dem Wesen der Sache mit gesundem, folgerichtigem Denken gerecht werdenden Auffassung die allgemeine Moral das Wesentliche, das Höhere, die vereinzelte Abweichung und Auflehnung das unter schwere Verantwortung Gestellte ist, das nur diejenige Berechtigung hat, welche überall in der Welt das Ueberlegene und Neue für sich geltend machen kann, nämlich die Berechtigung zu dem Versuche, sich durchzusetzen, soweit es ohne Gefährdung und Verwirrung der Gesamtzustände möglich wird.

Ich möchte sagen: es ist diese fortschrittliche Moral der Einzelnen nur als sozusagen unbewußtes Tun berechtigt, nicht als erklärte Auflehnung, mit Schroffheit, ins Gesicht der öffentlichen Meinung hinein. Diese Unbewußtheit ist dadurch bedingt und ermöglicht, daß die Umweltbeziehungen ja überhaupt bei der sittlichen Beurteilung in Frage kommen. So gut wie das allgemein der Fall ist, muß es auch im besonderen zutreffen. Nicht nur treten augenscheinlich bei verschiedener äußerer Stellung in der Welt verschiedene ethische Verpflichtungen und die entsprechenden Tugenden, als Gewöhnung an ihre Erfüllung im Handeln, in den Vordergrund gegenüber anderen, die wiederum anderwärts vorzugsweise Wert bekommen, sondern es folgt unmittelbar hieraus auch, daß in bezug auf die einzelnen sittlichen Forderungen die Strenge, mit der sie geltend gemacht werden, wechselt. Wer sich im Leben umsieht, wird das durchaus bestätigt finden. Ohne dem Urteile der Menschen, der allgemeinen Stimme oder der öffentlichen Meinung, oder wie man es nennen will, eine allzu große oder unverbrüchliche Bedeutung als „Gottesstimme“ beimessen zu wollen, ist es doch unter allen Umständen als Tatsache beachtenswert und sicher nicht zufällig, daß diese Stimme bei ihren Urteilen verschiedene Maßstäbe anlegt. Das kann wohl in dem Sinne aufgefaßt werden, daß in der natürlichen Würdigung der Masse eine bessere Einsicht in die Eigentümlichkeit der ethischen Bedingtheiten vorhanden ist, als bei sehr vielen, die aus Beruf oder innerem Triebe sich ausdrücklich mit ethischen Dingen beurteilend und reglementierend beschäftigen.

Jedenfalls tut man wohl, das Stichwort „doppelte Moral“ mit dem Odium, das ihm einmal anhaftet, bei Seite zu lassen, und die Dinge mit den Namen zu nennen, die ihnen nach ihrer Natur zukommen und ihre Natur möglichst unzweideutig kennzeichnen, und nicht schon in den bloßen Benennungen Werturteile zum Ausdruck zu bringen.

Spillers „Neue Ethik“.

Von Dr. J. Lewy.

„Was lehrt die ethische Bewegung?

Die Antwort kann nicht mit einem Worte gegeben werden, noch können wir auf irgend ein Buch verweisen, das eine bündige und philosophisch begründete Darstellung der Ansichten der Bewegung gibt. Nur eine indirekte Antwort ist möglich. Der ethische Maßstab hat zu gelten für sämtliche Lebensverhältnisse, und dieser Maßstab ist als der oberste Wertmaßstab zu betrachten. Kein Gottesglaube, kein Dogma und keine Autorität steht höher als die Führung eines ethischen Lebens. Die Oberhoheit der Ethik ist erster Grundsatz. Aber die Oberhoheit welcher Ethik? Einer Ethik, welche Begeisterung, Hilfe und Recht von Göttern und Geistern erwartet? Einer Ethik, welche vom Individuum fordert, es solle alle seine individuellen Kräfte entwickeln unbekümmert um die sozialen Folgen? Einer Ethik, welche den Nachdruck legt auf gute Vorsätze (mit denen der Weg zur Hölle gepflastert ist) oder auf gute Werke (welche ebenso wie die Frömmigkeit leicht ein bloßes Schaustück sein können)? Nein, die Ethik, welche von den ethischen Gesellschaften verbreitet wird, ist definitiv bestimmt (mag diese Behauptung sehr vielen Mitgliedern unserer Gesellschaften auch ungeheuerlich erscheinen): sie ist nicht-theologisch, sozial, demokratisch, cooperativ und bürgerlich; und fast überall, manchmal bewußt und manchmal unbewußt, wird die Ethik aufgefaßt oder behandelt als eine Religion. In der ersten Flut der Begeisterung war der Gedanke möglich, alle Personen, die mit dem ethischen Leben stark sympathisierten, in einer Organisation zu vereinigen, und man glaubte, daß in der Ethik als solcher große Differenzen nicht zur Geltung kämen.

Demgemäß wurden die Anhänger sämtlicher Kirchen wie die Gegner jeder Kirche eingeladen, sich ihr anzuschließen. Die Rednertribüne der ethischen Gesellschaft stand so jedem offen. In Wirklichkeit jedoch glaubten die Prediger des neuen Evangeliums an die neue Ethik und diejenigen, welche sich den ethischen Gesellschaften angeschlossen hatten, waren mit einigen Ausnahmen Personen, die sich von den älteren theologischen und nicht-demokratischen Ansichten emanzipiert hatten. Die gewünschte Einheit wird nur erreicht werden auf einem höheren Niveau, wenn die Leute die älteren Ansichten aufgeben oder erheblich modifizieren. Professor Adler war ein Vertreter der neuen Ethik, und demzufolge stimmte seine Ansicht über Moralität mit dem überein, was wir die neue Ethik genannt haben, obgleich der praktischen Natur unserer Bewegung zufolge der Geist mehr betont wurde als der Buchstabe. Der Wirksamkeit dieses Geistes ist es zu danken, daß die Bewegung sich so weit verbreitete und einen so großen Einfluß ausübte. Dies erklärt, wie trotz des fast vollständigen Fehlens irgend einer gemeinsamen Formulierung und trotz des Mangels irgend einer Autorität die wesentlichen Züge der ethischen Gesellschaften — soweit sie die vorgetragene Lehre nicht soweit sie die formulierten Prinzipien betreffen — überall dieselben waren. Der Zeitgeist herrschte in diesen Gesellschaften.

Dieselbe Tatsache erklärt auch, warum die Bewegung als solche keine definitiv und überlegt ausgearbeitete eigene Philosophie besitzt und warum sie niemals das Bedürfnis darnach verspürt hat. Nichtsdestoweniger naht die Zeit, in der die Folgerungen der unterscheidenden Grundlehren der Bewegung furchtlos in den Vordergrund gerückt werden müssen, und daher müssen die ethischen Gesellschaften aufhören zu glauben, daß alle diejenigen Personen, welche an der Ethik interessiert sind, — einerlei, welche Ethik sie vertreten und wie sie diese begründen — als Mitglieder

willkommen sind. „Komme zu uns und werde bekehrt!“ und nicht, wie bis jetzt: „Komme und schließe dich uns an!“ wird daher die Losung sein. Die breiten Massen der zivilisierten Menschheit warten darauf, zum Beitritt aufgefordert zu werden, denn die alte Religion ist eng verbunden mit der alten Moralität und die Menschen haben mit dieser Moralität gebrochen. Der neue Wein erfordert auch neue Krüge. Das Alte und Neue Testament sind unversöhnlich mit den neuen Ansichten der Welt und des Lebens, mit der Wissenschaft und den demokratischen Bestrebungen. Die ethische Bewegung hat deswegen gelitten, weil sie sich nicht bewußt identifiziert hat mit der neuen Ethik.“

Mit diesen Ausführungen beschließt G. Spiller sein soeben erschienenes englisches Buch: Faith in Man, the Religion of the Twentieth Century (London, Swan Sonnenschein & Co.), welches den Versuch unternimmt, uns mit den theoretischen und praktischen Konsequenzen dieser neuen Ethik in Religion, Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Sozialreform und Erziehung bekannt zu machen.

Werden wir hierin Spiller beipflichten?

Eine eindeutigere Formulierung des Begriffs „ethisch“, der in unserer Zeit einer der vieldeutigsten und unsichersten Begriffe geworden ist, wäre im Interesse einer größeren Klarstellung unserer Prinzipien und Ideale gewiß zu wünschen. Wir besitzen tatsächlich eine gemeinsame „neue“ Ethik, wenn wir uns infolge kleiner individueller Divergenzen auch deren nicht immer bewußt geworden sind. Ich möchte sie mit zwei Stichwörtern charakterisieren: Unsere Ethik ist 1. weltlich, 2. menschheitverbindend (oder genauer: rassen-, völker-, klassen- und menschenverbindend). Diese beiden Stichwörter bedeuten ein umfangreiches praktisches Programm, sie enthalten die von Spiller vorgeschlagenen Begriffe demokratisch, sozial, cooperativ, nichttheologisch und bürgerlich in einer noch deutlicheren, bündigeren und eindeutigeren Fassung. Der Begriff demokratisch erscheint mir für unsere Ethik nicht ganz einwandsfrei. Demokratisch heißt wörtlich: das Volk soll herrschen. In der Ethik soll aber nicht der Wille des Volkes maßgebend sein, sondern der Weitblick der ethisch Höchststehenden der Zeit, also der ethischen „aristoi“. Man kann also mit ungleich besserem Recht von einer aristokratischen Ethik sprechen. Natürlich besitzt dieses Wort den Beiklang einer Privilegien-Ethik und ist deswegen nicht zu verwenden. Unter demokratisch versteht Spiller offenbar eine privilegienfreie Ethik; doch auch dieser Ausdruck ist Mißverständnissen ausgesetzt und sollte darum besser gemieden werden.

Daß wir uns in unserem Programm zu dem bekennen, was wir sind, halte ich außerdem einfach für eine Pflicht der Aufrichtigkeit. Ferner glaube auch ich, daß wir tatsächlich mehr erreichen können, wenn wir deutlicher werden.

Wenn wir weiter nichts hinzutun als unser Programm verdeutlichen, so sehe ich darin noch keine weitere Gefahr für die Reinerhaltung unserer Bestrebungen. Auch wenn wir uns noch mehr um die breiten Massen kümmern würden, solange wir nicht um der leichteren Agitation willen prinzipielle Kompromisse machen. Wenn wir jedoch weiter gehen und aus der neuen Ethik eine neue Religion machen, indem wir sie als Evangelium predigen und womöglich noch mit Begeisterungshymnen begleiten, dann würde ich allerdings darin keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt sehen, den ersten Schritt zum neuen Kultus, zum neuen Dogma und zur neuen Konfession; und damit wären wir dann gerade da wieder angelangt, wovon wir gerade loskommen wollten. Die Losung: „Komme zu uns und werde bekehrt“ atmet bereits den Geist allzugroßen Bekehrungseifers, d. i. Intoleranz. Warum wollen wir nicht lieber den Außenstehenden sagen: „Kommet zu uns und setzt euch gefälligst mit unseren Prinzipien und Idealen auseinander.“ Das würde dem wissenschaftlichen Geiste unserer Bewegung mehr entsprechen. Diese kleine Ausstellung ist hoffentlich nur dazu angetan, unser Lesepublikum auf das leicht und anregend geschriebene Spillersche Buch zu verweisen. Dasselbe enthält etliche Partien, denen eine weite Verbreitung nur allzusehr zu wünschen wäre, so seine Ausführungen über die Pflicht des Staates „das freie Denken“ zu pflegen, denn wahrhaft freies Denken ist ja mit dem willkürfreien und vorurteilsfreien Denken identisch. Desgleichen die Forderung der Uebertragung der wissenschaftlich-genauen Denkweise auf den Denk- und Sprachgebrauch des alltäglichen Lebens. Wieviel Vorurteile, Mißverständnisse, falsche Verallgemeinerungen könnten sodann vermieden werden!

Von der Kunst jedoch, glaube ich, sie wird dann von sozialem und ethischen Geiste erfüllt sein, wenn das Leben und die Künstler von diesem Geiste durchtränkt sind. Die Kunst verfehlt aber immer dann den Erziehungszweck, wenn man sie zum Erziehungsmittel machen will, denn Kunst kann man nicht „machen“, sie muß gedeihen; was man „machen“ kann, ist den Boden zurechtmachen, auf dem sie wächst.

Zur Ehe-Kultur.

Von Margarete Pochhammer.

Wenn ein junges Mädchen in die Marine heiratet, so wird sie von vielen Seiten lebhaft bedauert.

Man beklagt die Marinefrau wegen der vielen Trennungen, die der Beruf des Mannes unweigerlich mit sich bringt. — Aber wer Marinekreise genauer kennt, der weiß, daß ihre Ehen im Durchschnitt sehr glücklich sind. Sie sind sogar im gewissen Sinne vorbildlich. Denn die Marinefrau ist genötigt, die beiden Eigenschaften in sich zu entwickeln, die jede Frau für die rechte Ehe braucht: Sie muß umsichtig und energisch *handeln* können, sie muß in wahrer Hingabe sich *anzuschmiegen* verstehen.

Ist der Mann auf See, gar auf Auslandskommando, so gehört der Frau volle Gewalt und Selbständigkeit zu Haus.

Kehrt er zurück, so verlangt ihn nach einem von Liebe durchwärmtem Haus, nach einer *fraulichen* Frau. Und dann erwacht für beide Gatten erhöhtes Leben, bewußtes Glück.

Sollten nicht diese tatsächlichen Verhältnisse einer bestimmten Gesellschafts-Sphäre als Fingerzeig dienen können für das, woran so manche Ehen typisch kranken? Das jahrelange lückenlose Beisammensein ist doch unstreitig eine der Hauptursachen dafür, daß so oft von einem gewissen Zeitpunkt an die Gatten sich gegenseitig verleidet sind.

Es ist ein sehr verbreiteter Irrtum, in jeder Unterbrechung des Zusammenseins eine Vernachlässigung oder ein Unglück zu sehen; ein Irrtum, dem Frauen noch häufiger als Männer verfallen. Junge Frauen trumpfen ordentlich darauf, daß des Gatten Zeit — abgerechnet seine unvermeidlichen Berufsstunden — *Ihnen* gehört.

„Mein Mann geht niemals ohne mich aus. Mein Mann macht nie eine Reise ohne mich. Wir sind noch keinen ganzen Tag getrennt gewesen.“ Das hört man wohl triumphierend aus Frauenmund. Das Ende ist aber ein klägliches. So ein enges Zusammensein Tag für Tag und Jahr für Jahr, das hält eben niemand aus, ohne Schaden zu nehmen. Und den Schaden nimmt sowohl die Frau wie der Mann. Alles weibliche Streben nach Vollmenschentum und Persönlichkeit bleibt Theorie, so lange die Ehe nicht Zeit gewährt zum Besinnen auf sich selbst.

An diese unabweisliche Erkenntnis knüpfen ja nun die Verfechter der „neuen Ethik“ an. Sie erklären nun die Ehe als solche für überlebt und empfehlen die freie Vereinigung, um Raum für den menschlichen Bedarf an Abwechselung zu schaffen.

Beherzigenswert an ihren Lehren ist die Gleichstellung beider Geschlechter in Bezug auf den Bedarf der Abwechselung. Irrig und Verhängnisvoll aber ist das Befürworten beiderseitiger sexueller Freiheit als Mittel zur Verhütung seelischer Verkümmerung. Sollte es zu diesem sehr löblichen Zwecke nicht wesentlich einfachere, wenig umstürzlerische Mittel geben?

Die Voraussetzung von dem, was die Ehe sein und bedeuten soll, müßte allerdings gewandelt werden: Die

innigste Vereinigung von zwei Menschen für Lebenszeit, — ja; aber nicht nur, damit sie sich lieben und fortpflanzen und räumlich und zeitlich ewig untrennbar sind, sondern damit sie gemeinsam ein nützliches Stück Kulturarbeit tun.

Also größere Ziele, über das eigene sogenannte „Glück" hinaus. Die Vereinigung soll nicht Selbstzweck sein, auch nicht nur Familienzweck, sondern Mittel zu einem größeren Zweck, die Kinder-Erzeugung und Kinder-Erziehung nur ein Teil der zu leistenden Kultur-Arbeit.

Steckt man die gemeinsamen Ziele, höher und weiter, so ergibt sich daraus auch ein weiterer mühevollerer Weg. Und es ergibt sich, daß man diesen Weg nicht immer eng an einander geschmiegt wird gehen können. Aber man kann ihn gehen geistig Hand in Hand. Die Aufgaben teilen sich und ergänzen sich. Und erfordern sie räumliche Trennung, so spinnt sich das seelische Band um so stärker fort. Das Bewußtsein innerer Einigkeit überbrückt die Trennung und vergoldet das Wiedersehen.

Also eigentlich das Gegenteil von dem, was die Neu-Ethiker anstreben. Nicht eine kurze Spanne Leidenschaft und dann Schluß und wieder etwas anderes. Sondern feste, dauernde Zusammengehörigkeit, nur vertrauensvoller und großzügiger als in den meisten Ehen der Gegenwart.

Unverkennbar hat eine Bewegung in diesem Sinne eingesetzt; nicht als gewaltsame Reform, sondern still und lebendig, als ein Ausfluß innerer Notwendigkeit. Geistig und seelisch hochstehende Menschen sind es, die sich freiwillig Trennungen auferlegen, um desto sicherer und freudiger ihre Zusammengehörigkeit empfinden zu dürfen.

Die zunehmende Berufsarbeit der Frau — für den Erwerb und ehrenamtlich — fördert diese Bewegung. Abgesehen davon aber möchte man jeder angehenden jungen Frau zurufen;

Sichere dir Ellbogenfreiheit in der Ehe und gönne Sie deinem Gatten!

Miß nicht seine Liebe und Euer Eheglück an der Länge der Stunden, die Ihr mit einander zubringt!

Teile die Wohnung so ein, daß jeder von Euch ungestört sein kann. Stelle nicht deinen Nähtisch in sein Arbeitszimmer in dem törichten Bemühen, durch stete Nähe dein „Männchen" an dich zu fesseln.

Schmolle nicht mit ihm, wenn er allein ausgeht oder ohne dich eine Reise macht. Aber schaffe dir ebenso gelegentlich eigene Erholung.

Mit diesen Ansprüchen und Zugeständnissen darfst Du aber nicht warten, bis Ihr schon Eurer überdrüssig geworden seid.

Dann ist es zu spät. Dann weckt keine Trennung die tote Liebe mehr auf.

Streiflichter.

Gründung eines „Vereins für religiöse Erziehung." Am 7. April fand in Bonn die konstituierende Versammlung statt. 70 Personen nahmen an derselben teil. Die Vorsitzende, Frl. Dr. Thönes, berichtete über die Gründe, die zur Bildung des Vereins geführt haben:

„Es ist die Ueberzeugung, daß nicht ein Ausweisen des Religionsunterrichts aus dem Lehrplan der Schule die großen Schwierigkeiten überwindet, die sich in heutiger Zeit für den Religionsunterricht ergeben, sondern daß die religiöse Erziehung in Schule und Haus, frei von dogmatischer Gebundenheit, tiefer und wirksamer zu gestalten ist. Ewiger Inhalt und vergängliche Form, wertvoller Kern und äußere Schale sind auseinander zu halten. Nicht isoliert oder gar im Gegensatz zu aller anderen Erkenntnis und Weltanschauung soll der Religionsunterricht stehen, sondern die Kinder sollen die Religion kennen lernen als eine große Kraft, die in der Geschichte der Menschheit in innigster Wechselbeziehung zu allen anderen Gebieten wirkt."

Der Verein wendet sich in erster Linie an die Lehrerinnen und Mütter, da sie vor allem berufen sind, das religiöse Leben in den Kindern zu wecken, zu hüten und zu pflegen. Es sind bereits mehrere Ortsgruppen gegründet worden. Mitgliederzahl beträgt ca. 300 aus allen Teilen Deutschlands.

So berichtet die „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht." 5. Heft.

Charakteristisch ist die Stellung, die der Ultramontanismus sogleich gegen die neue Gründung einnimmt, der wir übrigens fernstehen, und deren Namen wir für nicht glücklich gewählt halten. „Weltliche Moral" ist nicht recht, aber auch „religiöse Erziehung" ist dort sofort verdächtig, wenn nicht die kirchliche Autorität mit Bekenntnis und Dogma herangezogen wird. Die „Augsburger Postzeitung" schreibt unter dem 23. Juli d. J. mit bewußter Verdrehung des Vereins-Namens:

Abermals ein Verein gegen den Religionsunterricht. Es ist nicht genug, daß bestehende Vereine, z. B. die „freien" Lehrervereine, zum Kampf gegen den Religionsunterricht ausgenützt werden, auch neue Gesellschaften wachsen für diesen Zweck aus dem Boden. Der „Bund für weltliche Moral", der sich in Berlin etabliert hat, und der Gesellschaft für ethische Kultur folgt am Rhein (in Bonn) eine Korporation von Frauen, die Haeckel, Penzig und Holzmeier unterstützen soll. Leider wird man von der Wühlarbeit des neuen Vereins wenig hören, da § 8 der Satzungen bestimmt, daß die Versammlungen vertraulich sein sollen und nur von Mitgliedern und eingeführten Personen besucht werden dürfen. Bei all dem Humbug, der neuerdings mit dem Worte Religion von den freigesinnten Männern und Frauen getrieben wird, ist es nicht zu verwundern, daß sich das neue Pflänzlein „Verein für religiöse Erziehung" nennt. Den Schwindel des modernen „Religionsunterrichts", ein Gemisch von etwas Religionsgeschichte und weltlicher Moral, kennt man schon zu gut, als daß man auf ihn hereinfallen würde. Frl. Dr. Thönes hat in ihrer Eröffnungsrede für den erwähnten Verein verkündet: „Die religiöse Erziehung in Schule und Haus soll, frei von dogmatischer Gebundenheit, tiefer und wirksamer gestaltet werden. Ewiger Inhalt und vergängliche Form, wertvoller Kern und äußere Schale sind auseinander zu halten." Das Fräulein Doktor hat nur vergessen zu sagen, was von dem „ewigen Inhalt" und dem „wertvollen Kern" noch übrig bleibt, wenn das Bekenntnis mit seinen Glaubenssätzen entfernt wird.

Auf diese Frage sind wir glücklicherweise in der Lage, einfach und klar zu antworten: Was da bleibt, wenn man die Schale des Bekenntnisses mit seinen Glaubenssätzen entfernt? Nun, Religion. —

* *
*

Zeppelin. Ganz Deutschland hat dem Manne zugejubelt, der mit zäher Ausdauer einen uralten Traum der Menschheit verwirklicht hat — den Traum: durch die Lüfte zu fliegen und ganz Deutschland hat mit ihm über den tückischen Streich der Elemente getrauert, der tragisch den Jubel unterbrach. Aber dasselbe Deutschland ist auch einmütig ans Werk gegangen, das Begonnene zu gutem Ende zu führen. Leider mischten sich in diese Einmütigkeit dem Riesenkulturwerk gegenüber auch nationalistische Mißtöne. Es schien, als ob gerade sehr hochstehende Kreise weniger die Verzögerung des Kulturfortschritts, als das Zurückbleiben Deutschlands im Wettbewerb der Völker um die Beherrschung der Luft bedauerten. Unter diesen Umständen sind noch immer die Gedanken wertvoll, die in der letzten Nr. des „Freien Wortes" (VIII. Jahrg., Nr. 9,) die Tat Zeppelins und ihre Aufnahme bei den Zeitgenossen begleiteten. Es heißt da: „Zeppelins Erfolg ist enthusiastisch aufgenommen worden, weil — nun weil dadurch unsere militärischen Rüstungen einen Vorsprung erlangten vor einigen anderen Mächten, mit denen wir vielleicht einmal in Krieg kommen.

Man muß sich nämlich immer vor Augen halten, daß die ganze moderne Kultur überhaupt nur den Zweck hat, sich in Kriegen zu bewähren. Die Entdeckung der X-Strahlen durch Röntgen wurde jubelnd begrüßt, weil man damit leicht die Kugeln finden kann, die sich die Kulturvölker gegenseitig in die Körper ihrer Bürger jagen wollen. Die drahtlose Telegraphie Marconis ist etwas Phänomenales, weil

man den Heerführern auch dann nach drahtliche Befehle senden kann, wenn der Feind die Telegraphendrähte bereits durchgeschnitten hat. Und so ist auch die Entdeckung des lenkbaren Luftschiffs etwas Großartiges, weil man, wie u. a. der „Daily Telegraph" so richtig sagt:

„Explosivkörper aus den Wolken herabschleudern kann und weil man feindliche Geschwader und Truppenkörper, Schlachtschiffe, Schiffswerften, einzelne wertvolle und unersetzliche Gebäude, z. B. die Bank von England, durch Luftbomben jetzt bedrohen kann."

Das ist die wahre Größe der Erfindung Zeppelins, daß man jetzt alle erdenklichen kostbaren Dinge viel leichter ruinieren, zugrunde richten, zerschmettern und zermalmen kann als seither. Wen erfüllt der prometheische Gedanke nicht mit Jubel, daß man jetzt das Louvre-Museum mit seinen Watteau und Rubens, mit der Venus von Milo, das Ryksmuseum in Amsterdam mit Rembrandts „Nachtwache", die National-Gallery in London mit ihren Gainsboroughs, Turners und van Dyks auf das bequemste vernichten könnte, wie auch das Conservatoire in Paris mit den Urmaßen des Meters? . . .

Je vollkommener die Herrschaft des Menschen über die Natur wird, um so unerträglicher erscheint uns der Umstand, daß heute noch jede technische Errungenschaft vor allem darnach gewertet wird, wie sie sich beim Massenmord der Völker bewähren kann. Offenbar hält der Fortschritt auf ethischem Gebiete nicht Schritt mit den technischen Errungenschaften, und man sieht mit schwerer Besorgnis die Machtmittel der Menschheit wachsen, ohne daß ihr Verantwortlichkeitsgefühl intensiver würde. Ein gewissenloser Mensch, der ein Automobil lenkt, ist offenbar gefährlicher, als wenn er auf dem Bocke einer Postkutsche säße. Wir haben es schaudernd erlebt, wie furchtbar Sprengstoffe in der Hand von ethisch tiefstehenden Menschen werden können. Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß die Lösung des Problems der Luftschiffahrt auch die Kultur mit ganz neuen Gefahren bedroht.

Es ist unfaßbar, wie gleichgültig die verantwortlichen Stellen in Deutschland solchen Tatsachen gegenüberstehen. So sicher es ist, daß der schlechte Mensch um so gefährlicher für die Gesellschaft wird, je mehr Machtmittel ihm zur Verfügung gestellt werden, so sicher ist es, daß unsere offizielle Welt überhaupt noch nicht daran denkt, daß die sittliche Erziehung des Volkes Schritt halten müßte mit der fabelhaften Entwickelung der Technik. Ein Volk, das durch die Lüfte zu fahren gelernt hat, wird in ethischen Fragen vor ganz neue schwere Aufgaben gestellt, indem unser Wohl und Wehe viel mehr von unseren Mitmenschen abhängt, als in primitiven Kulturzuständen. Die Regierenden werden es sich endlich doch zu überlegen haben, ob die Katechismus-Paukerei immer noch ausreicht, um Menschen heranzuziehen, welche genug Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, um nicht den Segen, der in der Lösung des Luftschiff-Problems liegt, in Fluch zu verwandeln.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt. Freibibliothek und Lesehalle. In der Generalversammlung widmete der Vorsitzende Dr. A. Pfungst dem verstorbenen Mitbegründer der Freibibliothek, Charles Hallgarten, Worte der Dankbarkeit und Anerkennung. Das Institut verliert in Hallgarten eines seiner opferwilligsten Mitglieder. Nach dem Jahresbericht wurde die Bibliothek in 1907 stärker in Anspruch genommen als in den Vorjahren. Die Zahl der Neuanmeldungen zur Bücherentnahme in die Wohnung betrug 2163 gegen 1992, die der Gesamtanmeldungen seit Eröffnung der Bibliothek im Jahre 1894 rund 23,000. In der Zentrale wurden 161,187 Bände ausgegeben, darunter 20,941 populärwissenschaftlichen Inhalts, in der Filiale Bockenheim 15,676 Bände. Die Musikalien-Freibibliothek zählte am Schluß des Jahres 989 Entleiher, die 4777 Musikstücke entnahmen. Im Ganzen wurden 181,640 Bände außer dem Haus verliehen. Die Lesesäle der Zentrale waren von 126,915 gegen 121,104 Personen besucht, von 122,844 Männern und 4071 Frauen. Der Schreib- und Arbeitssaal erweist sich schon lange als zu klein, da die hier aufgestellte Handbibliothek bereits über 2000 Bände zählt und sehr stark benutzt wird. Die Lesesäle in Bockenheim sind nur Abends von 6 bis 10 Uhr geöffnet. Die Frequenz, die anfangs zu wünschen übrig ließ, hat sich außerordentlich gehoben; sie betrug im abgelaufenen Jahre 10,500 Besucher. Die beiden Tauschstellen in Sachsenhausen werden fleißig benutzt. Zur Errichtung einer Filialbibliothek fehlen noch die Mittel. Der Bücherbestand wurde in der Zentrale um 804 Bände vermehrt, in Bockenheim von 1450 auf 2200 gebracht. Der Rechnungsbericht ist ungünstig; er schließt mit einem Fehlbetrag von 4000 Mark.

Bücherschau.

„Der Strafprozeß ein Kunstwerk der Zukunft," von Dr. Erich Wulffen, Staatsanwalt in Dresden. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1908.

Mehr solcher Staatsanwälte für Deutschland! — so ruft unwillkürlich, wem dieser herrliche Vortrag des juristischen Denkers von Dresden zu Herz und Gemüt gesprochen. Dr. Wulffen ist Ethiker reinsten Wassers — und zwar nicht nur dem Worte nach, das er, in hundert Wendungen, fast auf jeder Seite einmal oder öfters wiederholt, sondern mit jeder Faser seines Herzens, das ethisch-künstlerische Wirkungen auch für die Jurisprudenz des Alltags ersehnt.

Autor sieht die Gründe für die Unpopularität unseres Strafprozesses darin, daß er sich „zu sehr der Wirkungen auf das Gemüt begeben hat"; der Verstand überwiege zu sehr zum Nachteil des Herzens. Wahre Aufgabe des Strafprozesses sei die „Setzung ethischer Werturteile," was nur auf dem Wege bewußt künstlerischen Schaffens erreicht werden könne: „Die wahre Justiz hat im innersten Kern etwas Künstlerisches;" stetig befruchtet werde sie durch die „im Laufe der Zeit wandelbaren Gesetze der Ethik."

Goldene Worte spricht Verfasser über die Kunst der nach logischem wie ethischem Plane zu regelnden Gesetzgebung, über unsere Gesetzessprache („muß echte Volkskunst sein"), über die vielen Seltsamkeiten juristischer Begriffsbestimmung, über die Kunst der Rechtsprechung, die mit der ethischen Arbeit des die Schuld wägenden Dichters vieles gemeinsam habe, über die segensreiche Tätigkeit vereinigter Berufs- und Laienrichter, über künstlerische Fassung unserer Urteile, über die ethisch-künstlerischen Wirkungen schöner und großzügig angelegter Gerichtsgebäude wie -räume. (Es giebt nämlich auch eine „Ethik der Baukunst.") Die Vorschläge zur inneren Ausschmückung der so oft kahlnüchternen Verhandlungsräume verdienen größte Beachtung; Büsten und Reliefs unserer großen Juristen, Christusworte wie: „Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut . . ." (also „christliche Ethik") oder passende Sprichwörter bezw. Citate aus Macbeth, Braut von Messina, Wallenstein, oder Faust, geeigneter Bildschmuck und dergl. — dies alles kann nach Wulffen wirksam die „ethische Erkenntnis der Zukunft" vorbereiten helfen, daß Kunst und Juristerei nicht länger getrennt zu sein brauchen, daß sie vielmehr einander durchdringen und ergänzen müssen.

Keinem unerreichbaren Ideal oder Phantasiegebilde jage er nach, so schließt der Verfasser, denn er habe die Idee der künstlerischen Rechtschöpfung nicht erfunden, sondern sie nur aus dem Flusse der lebendigen Erscheinungen aufgenommen und weiter ausgestaltet. „Gedanken müssens an's Licht, wenn ihre Zeiten gekommen sind."

Hoffentlich werden recht zahlreiche Leser dieser Zeitschrift sich den Genuß der Lektüre dieses wundervollen Vortrages nicht entgehen lassen.

Siemering.

* * *

Carl Bonhoff, die Unhaltbarkeit der Forderung des Konfirmationsgelübdes. Leipzig, Otto Wigand 1908.

Können gedruckte Worte, mit vollster Wahrhaftigkeit gesagt und mit tiefstem sittlichen Ernst vorgetragen, dabei durch und durch treffend alte Institutionen und Bräuche, nein Mißbräuche, beseitigen? Ich habe mir diese Frage oft gestellt, noch öfter verneint, trotz Luthers Wittenberger Thesen. — Und doch! Es ist ja ganz brutal gegen alle Vernunft, wenn man glauben soll, all der Ansturm gegen kirchliche, dem allerkindlichsten Geiste unmittelbar einleuchtend Vergewaltigungen der Menschenseele sei nur wie das Klappern der Erbsen gegen eine Wand und laufe an den Getroffenen ab, wie das Wasser von der Gans! Schließlich geht doch keine Kraft völlig verloren und wir merken nur nicht die stille Arbeit, wie der Tropfen die starre Steinwand unterhöhlt. So meine ich, wird auch der wuchtige Angriff, den diesmal ein Kirchenmann gegen die geistige und sittliche Verlotterung der Konfirmationspraxis richtet, endlich einmal seine Wirkung haben, ob wirs nun erleben oder nicht.

-nr-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Der Monismus.

Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik.

Monatlich in Stärke von mindestens 50 Seiten erscheinendes **Publikationsorgan des Deutschen Monistenbundes,** herausgegeben im Verlage des Bundes vom Vorstand durch Dr. H. Koerber, Groß-Lichterfelde und Dr. J. Unold, München.

Der „D. M.-B." will für eine in sich einheitliche, auf Naturerkenntnis gegründete Welt- und Lebensanschauung wirken, ihre Anhänger sammeln und in Verbindung setzen und sucht diesen Zweck zunächst zu erreichen durch Stellungnahme zu den Kulturfragen des öffentlichen Lebens, durch Herausgabe von Flugschriften und Büchern, durch Veranstaltung oder Unterstützung von Vorträgen (§ 2 der Satzungen).

Mitglieder des Bundes (Jahresbeitrag mindestens fünf Mark) erhalten den „Monismus" sowie alle außerordentlichen Publikationen gratis. Für Nichtmitglieder Bezugspreis 2,40 Mk. durch den Buchhandel, die Post und die Geschäftsstelle in Berlin W. 67, Kurfürstenstr. 167, die auf Verlangen gerne Probenummern und sonstige Drucksachen versendet.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48.
Wilhelmstraße 121.

Ich bringe in empfehlende Erinnerung:

Handbuch
für
Volkstümliche Leseanstalten.

Theoretisch-praktische Anleitung
zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen in Stadt und Land.

Von **J. Tews,**
Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Preis 3 Mark.

XII. 9 Bogen und 6 Tafeln 8°.

Das Handbuch behandelt die Frage der volkstümlichen Leseanstalten in ihrem ganzen Umfange theoretisch und praktisch. Es bietet eine allseitige technische Orientierung über das Gebiet und erörtert im Zusammenhange damit auch die durch die Volksbibliotheken berührten und zu lösenden allgemeinen Bildungsprobleme. Der Text wird durch Abbildungen und Zeichnungen erläutert.

Jeder, der an die Begründung einer Volksbibliothek herantreten möchte, findet in dem Handbuch einen nach jeder Richtung hin kundigen Wegweiser und Ratgeber, der insbesondere auch dann nicht versagt, wenn es sich darum handelt, noch bestehende Vorurteile zu widerlegen und zu beseitigen.

Laienpredigten von neuem Menschentum.

Sonntags-Vorträge
gehalten in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Preis das Heft 30 Pfg.

Bisher erschienen:

1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.
2. Das Recht auf Muße.
3. Das Evangelium des Kindes.
4. Vom Hoffen und Harren.
5. Die ethische Menschengemeinde.

Weitere Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Die (pädagogische) Zeit, Wien, schreibt:

„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Laien, die als Eltern oder soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre."

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.
Die Redaktion.

Ernst Abbe als Arbeitgeber. Von Prof. Dr. Siegfried Czapski. Aus „Staat und Wirtschaft". Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiete der gesamten Staatswissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Harms in Jena. Geh. 0,80 Mk.

Der lustige Hampelmann. Ein Buch für unsere Lieblinge. Von Ola Alsen. Mit Bildern von Gertrud Caspari. Fünf Kompositionen für die Kinderstube von Dr. Bogumil Zepler. Berlin SW. 48. D. Dreyer & Co., Verlagsbuchhandlung.

Zarathustra. Von Dr. Julius Reiner.

Moses und sein Werk. Von demselben. Berlin und Leipzig. Herm. Seemann Nachf. Jeder Band 1 Mk.

Zum Verständnis altgriechischer Dichtung. Drei Essais von Wolfgang Kirchbach. Heft 20 der „Beiträge zur Literaturgeschichte", herausgegeben von Herm. Graef. Leipzig. 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Der Weg nach Eden oder die Tragödien des neuen Weltalters. Eine Tetralogie von Karl Kösting. 2. Stück. Leipzig. Verlag von Oswald Mutze.

Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt. Von Herm. Graf Keyserling. München. 1907. J. F. Lehmanns Verlag. Geh Mk. 5,—, gebd. Mk. 6,—.

Das letzte Gesetz der Kulturmenschheit. Eine sexuelle Studie von Severierenus. Hannover. Verlag von C. V. Engelhard & Co. Mk 1,25.

Kirchners Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. 5. Auflage. Neubearbeitung von Dr. Carl Michaelis. Band 67 der „Philosophischen Bibliothek." Leipzig 1907. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Mk. 8,00.

Moderne Geisterbeschwörer und Wahrheitsucher. Von Hans Freimark. Band 36 der „Großstadt-Dokumente." Berlin und Leipzig. Hermann Seemann Nachfl. 1 Mark.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Industrie, Handel, Kunst, Politik, Wissenschaft, Literatur, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das **Nachrichten-Bureau**

Adolf Schustermann, Berlin SO., Rungestr. 25/27.

Illustrierte Prospekte, Referenzen gratis und franko.

Schreibmaschinenarbeiten

jeder Art werden schnell und tadellos ausgeführt. Aufnahme von Stenogrammen in und außer dem Hause.

Frau **Schuch, Rixdorf,** Weichselstraße 33.

Einbanddecken für die Ethische Kultur zum Preise von 1.40 Mk. durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Romane, Novellen, Gedichte, Dramen etc.

prüft schnellstens und bringt in wenigen Wochen in geschmackvollster Ausstattung mit Erfolg heraus **in weitesten Kreisen bekannter Verlag.** Kulante Zahlungsbedingungen. Zuschriften E. K. 56. Barlin W. 110.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist im **Juli und August geschlossen.** Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind zu richten an seine Privatadresse: Herrn Dr. Penzig, Goderu b. Rabensteinfeld (Mecklenburg-Schwerin) und **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Vom 1. September ab befindet sich das Bureau **Berlin SO. 16, Rungestr. 25–27.** Spreepalast, wohin auch die erste öffentliche Lesehalle der D. G. E. K. am 1. Juli cr. übergesiedelt ist. Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13. Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heniel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
Vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: **„Weltliche Schule"** (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. September 1908.	Nr. 17.

Inhalt:

Zwei Weltanschauungen.

Im „Tag" hat sich ein interessanter Streit entsponnen zwischen zwei Männern, die allerdings in gewissem Sinne „Pole" gänzlich verschiedener Weltanschauungen darstellen, deren Urteile aber gerade darum Beachtung verdienen und Interesse erwecken. Der eine ist der Generalmajor Keim, allbekannt als überaus eifriger Flottenagitator, der andere Prof. Wilhelm Foerster. Dieser hatte in einem „Die Weltlage" überschriedenen Artikel es unternommen, einen „ganz kleinen Beitrag" zur Beruhigung über die Weltlage zu bringen und sich dabei des Ausdrucks bedient, die jetzige Aufgeregtheit vieler Leute über die ganze politische und internationale Lage sei doch etwas so unsäglich Verwunderliches und etwas so höchst Gefährliches, daß ein Besänftigungswort am Platze scheine. Foerster wies dann an einem bezeichnenden Beispiel — die von der britischen Regierung eifrig geförderte Kulturtat eines indischen Fürsten, der aus eigener Initiative und auf eigene Kosten in Mysore ein unserer physikalisch-technischen Reichsanstalt vergleichbares wissenschaftliches Institut gegründet hat —, daß im Gegensatz zu den unseligen Phantasien und Prophezeiungen der Gewaltmenschen das Vertrauen aufrecht zu erhalten ist, sowohl in die edleren Elemente der englischen Kulturmacht als in die Kulturfähigkeit der „andern" Völker und daß solche Entwickelungen eines höheren Gemeinschaftslebens der großen Völkergruppen unter der segensreichen Aegide der Wissenschaft freudig zu begrüßen sind. Ohne es auszusprechen, verurteilte hiermit Foerster die beständige Kriegshetzerei, die Sorge vor der gelben Gefahr und das Spiel mit dem Gedanken eines angeblich nahe bevorstehenden Weltbrandes als ebenso unsinnig wie unheilvoll.

Hiergegen trat Generalmajor Keim in einem „Gewaltmenschen" überschriebenen Artikel auf, indem er die von Foerster gezeigten Entwickelungsmöglichkeiten „angenehme Musik für alle Feministen und Pazifisten und für die Art Menschen nannte, die Mommsen in seiner Geschichte Roms als „Prinzipiennarren" anspricht. „So sind wir Deutschen nun einmal," fährt Keim fort, „scharfsinnige Erkenner, wundervolle Darleger, auch auf dem Gebiete der Geschichte. Aber wenn aus ihr Folgerungen für das öffentliche Leben gezogen werden sollen, dann steht die Geschichte lediglich im Bücherschrank." Keim bekennt sich als Verehrer der „Gewaltmenschen" Friedrich II., Bismarck, Freiherr von Stein, letztere beiden, da sie, obgleich keine Kriegsleute, selbstredend unter den Begriff fallen, einschließlich Alexander dem Großen, Julius Cäsar, Karl dem Großen und Napoleon; weil sie, jeder in seiner Art, ihre Völker und damit die Welt vorwärts gebracht haben. Genau wie der Gewaltmensch Luther auf religiösem Gebiet. Keim zitiert im weiteren Dostojewski: „Wie schmutzig und niedrig würde nicht das Leben ohne Krieg sein!" und sagt, er halte es geradezu für ein nationales Unglück, wenn in der Gegenwart ein unmännlicher Zug großgezogen werden, der bereits anfange unser ganzes öffentliches Leben anzufressen, unter der Form allgemein menschlicher Vervollkommungen, mit denen man im Ernstfall keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken könne. Keim prophezeit hieraus den Niedergang der Völker. Unter dem Gattungsbegriff „Sitten" versteht er vor allem Tugend im altrömischen Sinne; denn virtus heiße „Mannhaftigkeit". Sie sei gleichbedeutend mit Tugend schlechtweg, und der Urquell aller großen Leistungen nationaler sowohl als solcher auf dem Gebiete des Menschentums. Alle Gewaltmenschen seien nationale Gebilde, deshalb seien sie auch den Herren von der internationalen Glückseligkeit so verhaßt. Deutschland habe von jeher Gewaltmenschen nötig gehabt, das beweise seine Geschichte vom Cherusker Hermann bis zu Bismarck, und brauche sie für Gegenwart und Zukunft erst recht; denn wir entbehrten in nationalen Dingen des Eisens im Blut. Für die edleren Elemente in der englischen Kulturmacht hat Keim wie jeder Gebildete die größte Hochachtung; allein in der englischen Geschichte hätten sie nie eine ausschlaggebende Rolle gespielt, am allerwenigsten in Indien. „Kennen die Herren der Wissenschaft denn nicht die Geschichte der Eroberung Indiens und dessen militärische Behauptung? Sie ist mit Blut geschrieben, und wenn noch hunderte von solchen wissenschaftlichen Anstalten gegründet werden, wie Mysore, so wird doch kein einziges indisches Dorf dem britischen Reiche erhalten bleiben, lediglich unter der Aegide der Wissenschaft.

Warum also aus solchen Phantasien Gegensätze herleiten zu der unabänderlichen rauhen Wirklichkeit und Angriffe gegen die Wirklichkeitsmenschen?" Die Wissenschaft solle vielmehr den gesunden Menschenverstand fördern helfen; der auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit das entscheidende Wort sprechen sollte und mit dem sie gegebenenfalls sich in Gegensatz setze; denn die geschichtlichen Tatsachen sprächen wider sie. Das habe anderseits mit der großen Bedeutung und den unschätzbaren Leistungen der Wissenschaft nichts zu tun, zu deren Bewunderern Keim sich zählt, nur vor politischen, nationalen Rassefragen möge die Wissenschaft Halt machen, hier könne sie nichts helfen. Denn hier hätten seit Beginn menschlicher Betätigung stets die Gewaltmenschen das entscheidende Wort gesprochen, gemäß den tiefsinnigen Worten des griechischen Weltweisen: „Der Kampf ist der Vater aller Dinge!"

Hierauf antwortet Professor Wilhelm Foerster, daß er, alles Persönliche der Keimschen Entgegnung bei Seite lassend, doch nicht umhin könne, zu der darin enthaltenen Verherrlichung der Gewaltmenschen sich das Wort zu erbitten. „Gewiß hat eine nicht geringe Zahl von heroischen Gewaltmenschen die Entwicklung der Menschheit stoßkräftig gefördert, wenn sie nicht bloß einer kriegerischen Politik fröhnten, sondern zugleich in großem Stile organisatorisch und befreiend wirkten gegen drückende, soziale Uebel, insbesondere gegen die Hemmungen durch kleinlich enge oder niedrige Interessengemeinschaften. Die sogenannten Feministen oder Pazifisten denken auch gar nicht daran, vergangene Großtaten solcher Art lediglich ethisch oder gar schulmeisterlich zu beurteilen. Sie halten nur darauf, daß wir auch in solchen Fällen uns durch die unmittelbaren glänzenden Erfolge nicht völlig blind machen lassen dürfen gegen die unheilvollen Neben- und Nachwirkungen, die aus den Gewalttaten unvermeidlich in alle Gebiete des Gemeinschaftslebens übergehen und nicht selten die schließliche kulturelle Bilanz doch, in höherem Sinne, zweifelhaft oder gar negativ erscheinen lassen. Die sicherste Führung des Urteils hierüber besitzt ja die Menschheit schon in der Lehre und dem Leben einer Reihe von viel höher stehenden und viel wirksameren Menschenseelen, die sich von jeder Gewalttat abwandten und einmütig die Herrlichkeiten eines von ernster Weisheit und treuer Güte durchdrungenen Gemeinschaftslebens verkündeten. Und diese edle Führung, leider noch so häufig getrübt durch schnödes Autoritätsgebaren, wird auch immer wirksamer unterstützt von der fortschreitenden wissenschaftlichen Ergründung der geschichtlichen und natürlichen Entwicklung des Seelenlebens und seiner Machtstellung in der Natur. Wenn trotzdem gesagt worden ist: „Bei den Gelehrten steht die Geschichte lediglich im Bücherschrank", so hat das im vorliegenden Falle höchstens insofern Geltung, als der soziale Denker es ablehnt, Erfahrungsbeweise aus den vergangenen Jahrhunderten herholen zu lassen, als ohne weiteres entscheidend für die Beurteilung von gegenwärtigen Zuständen und Aufgaben, die unter wesentlich andern Bedingtheiten sich uns entgegenstellen. Wenn es also heißt: „Indien ist mit dem Schwert erobert worden — und nicht mit der Kulturmacht —, es wird auch nur mit dem Schwert erhalten werden können," so kann das nur als charakteristisch erachtet werden für die geringe Sorgfalt geschichtlichen Denkens, in welchem sich gerade der leidenschaftliche Gewaltmensch gefällt. Für die Vorherrschaft der Gewalttat ist jedenfalls in den Kulturländern keine dauernde Stätte mehr, seitdem auch in der großen Mehrheit der unteren, früher lediglich dienenden und gehorchenden Bevölkerungen der Drang nach sittlicher Freiheit und nach friedensvoller Gerechtigkeit mächtig geworden ist, zurzeit nur noch umdüstert von den Erbitterungen des Daseinskampfes und der gegenseitigen Verkennungen. Wie wenig ernst wird aber in den Kreisen der Gewaltanbeter über die künftige weitere Entwicklung des Gewaltwesens und der daraus hervorgehenden Zustände des ganzen Erdenlebens nachgedacht! Es ist, als ob sie nur immer Fanfaren, Fahnenwehen, Geschützdonner, Panzerflotten und jetzt gar Luftschiffgeschwader im Sinne hätten und darüber all das Elend sich aus dem Sinne schlügen, was dann über die Bevölkerungen kommt, wenn das alles dauernd die Erde erfüllt, wenn dann auch die Meere dauernd oder periodisch mit Sprengminen geladen sind, Bombenwürfe von oben aus den Wolken kommen, oder auch Explosionen von unten her überall im täglichen Leben zu erwarten sind, wie es schon anfängt zu drohen. Und dabei, mitten in der ungeheuren Verschwendung der Kräfte und Mittel für Zerstörungszwecke, zunehmende Not ums tägliche Brot, keinerlei sicherer Aufschwung mehr in Kunst und Wissenschaft, weil alle edle Freigebigkeit in der wachsenden allgemeinen Unsicherheit erlahmt. — Und hierfür zitiert man die Worte des griechischen Philosophen: „Der Kampf ist der Vater aller Dinge." Doch wahrlich nicht der Krieg mit seiner Pflege einer immer gewaltigeren Zerstörungstechnik, sondern der Kampf gegen die zerstörenden Naturgewalten, vor allem aber der hohe Wettkampf der wahrhaft schöpferischen Geistesarbeiten des Künstlers wie des Denkers. Und auch der Wettkampf in edelster, rhythmischer Disziplin zu organisierenden sozialen Betätigungen auf den Gebieten der riesenhaften Aufgaben forschender, regulierender, schöpferisch gestaltender, schützender und verwertender Fürsorge, die uns das ganze Erdenleben immer mehr auferlegt, und zwar in allen Zonen, in den Tiefen des Ozeans und der Erdenschichten beginnend, bis hinauf zu den höchsten Bergen, von den Bergen aus auch den Lauf der Gewässer sichernd und regelnd, ja bis über die Wolken hinauf sich zu hellsichtigster Erkenntnis und Bemeisterung der Naturkräfte erhebend. Fürwahr, ein solches Gemeinschaftsleben wird auch dann, wenn die atavistische Emotion des Kriegswesens in der Kulturwelt gänzlich überwunden sein wird, keineswegs einen langweiligen, durch Erschlaffung entartenden Ruhestand darstellen, sondern einen hohen Zustand sittlichen und geistigen Aufschwungs, brüderlichster Opferwilligkeit und inhaltvollster Lebensfreude. Und sicherlich sind das keine solcher utopischer Phantasien, wie die Gedanken, die der Gewaltmensch niemals zu Ende denkt. Jene unsere Hoffnungen und Visionen aber beginnen schon jetzt nach Verwirklichung und Organisation zu drängen und das Ohr der leitenden Köpfe zu finden."

Aug. Foerster.

Aug' um Auge, Zahn um Zahn.

Von Ph. Stauff (Enzisweiler).

Eine Vergeltungsregel aus dem alten Testament, aus einer Zeit primitiver Religionsformen, in der auch die Gottheit nur zu dem Zwecke da war, um mit abschreckenden Gesetzen das Leben der Menschen untereinander in befriedigendem Gange zu erhalten, das ist die Ueberschrift dieser Zeilen. Wer hätte sich als weichmütiger Junge nicht an diesem brutalen Worte gestoßen, wer hätte sich um dieses Wortes willen nicht in die tiefste Seele hinein vor dem Gotte gegrault, der durch die „Gesetzeserfüllung" des Sohnes auch der Christen, auch unser Gott geworden war? Ich erinnere mich wohl, wie ich eine Zeitlang mein Abendgebet in aller Eile herunterhaspelte, um nur ja nicht länger als unbedingt nötig an diesen bösartigen Gott denken zu müssen.

Und da war dann noch ein anderes Wort, ein noch schlimmeres, aber aus dem gleichen Geiste gewachsen: „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!" Diese Worte mache einmal jemand dem kindlichen Gemüte klar! Vor einem solchen Gotte möchte man sich doch einfach in ein Mauseloch verkriechen; man fürchtet und haßt ihn. Und schließlich wird ein grüblerisch veranlagter Junge immer zu dem Er-

gebnis kommen: das alles muß falsch sein. Gut, die Güte selbst soll Gott sein? Als allgütig wird er gepriesen? Und dann rächt er die Sünde der Eltern an den unschuldigen Kindern? Barmherzig soll Gott sein, allbarmherzig sogar und dann stellt er für sein Tun solche Regeln auf? Ich habe ihn nicht lieben können.

Freilich: der *Erwachsene* versteht die *Lehre*, die in dem grimmen Worte steckt. Er sieht am Dieb, am Trunksüchtigen, am Händelbold, am Ausschweifenden den gewaltigen Ernst der Drohung. Die fürchterliche Wahrheit gab großen und kleinen unserer Dichter den Vorwurf für ihre erschütterndsten Schöpfungen. Ob Ibsen mit den „Gespenstern", ob Heijermans mit seinem „siebenten Gebot" oder gar Schalom Asch mit seinem abscheulichen Werke „Der Gott der Rache" — alle predigen sie uns die gleiche Lehre, die auch der unsterbliche Goethe mit den leisen Klageversen des Harfners im „Wilhelm Meister" vor uns hinbreitet:

„Ihr führt in's Leben uns hinein
Und laßt den Armen *schuldig werden*;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein
Denn *alle Schuld rächt sich auf Erden!*"

Wir erklären aus einer *Unvollkommenheit der Natur*, was uns das alte Testament als *Gottes Willen* predigt. Und als in den letzten Jahrhunderten grübelnde begabte Geister das *religiöse Futteral abstreiften*, in dem sie zur Welt gekommen waren, und klar um sich blickten, da tauchte der neue Gedankengang auf, der große, den insgeheim wohl die Hälfte der Menschheit jetzt anerkennt, dessen Konsequenzen sie aber nicht zu ziehen wagt aus Furcht vor einer Störung des Gemeinlebens: die Lehre von der *Notwendigkeit*, von der *Folgerichtigkeit alles Weltgeschehens*, der *Determinismus*, wie wir sie mit einem unserer schönen termini technici bezeichnen.

Immanuel Kant ist den Gang dieser Gedankenflucht mit vollkommener Logik und scharfer Beobachtungsgabe bis an das Ende gegangen. Aber die *Konsequenzen* hat auch er *gefürchtet*. Darum die unhaltbare Aufstellung des kategorischen Imperativs, der in unserer Brust wohnt, der uns aber keineswegs angeboren, sondern der uns nur von Kindheit auf anerzogen ist.

Auf dem Standpunkt unseres Kant stand schon fast 2000 Jahre vor ihm ein anderer, der hieß Jesus und war von Nazareth. Wir wissen nicht einmal, ob diese Erkenntnis aus seinem Munde zum *ersten Male* in die Menschheit hineindrang, als er sagte:

„Es muß ja Aergernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen das Aergernis kommt!"

Also die wichtigste, die selbstverständlichste Folgerung aus dem philosophischen Determinismus hat theoretisch auch unsere, sonst so kühn sich gebärdende Zeit noch nicht gezogen.

Logisch müßte der Determinismus zur *Aufhebung des staatlichen Strafrechtes* führen; denn für Naturnotwendigkeiten kann man doch niemand bestrafen. Entfällt mit dem unabhängigen Willen die *Selbstverantwortlichkeit* des Menschen, so ist die Strafe etwas Lächerliches. Das empfinden viele Leute, und besonders die vielbestraften Leute von der Landstraße. Man erregt sich so oft darüber, daß diese Leute keine Reue zeigen. Aber ihr Leben hat sie eben zu *unbewußten Deterministen* gemacht. Sie lassen die Strafe über sich ergehen wie ein unabwendbares Schicksal. Was der Staat ihnen antut, empfinden sie *nur als Gewalt, nicht aber als Recht.*

Hat aber der *Strafgedanke keinen Platz mehr*, dann muß an seine Stelle der *Erziehungsgedanke* treten. Diese Folgerung ist praktisch, und das *Volksgemüt* hat sie längst gezogen. Es hat mit dieser Erkenntnis nicht erst auf die begründende Philosophie gewartet. Was alles in den letzten Jahrzehnten geschrieben und geredet worden ist inbezug auf unsere Strafrechtspflege, war von dem Bestreben geleitet oder diktiert, *an Stelle der Strafjustiz staatliche Erziehungshilfen* zu setzen. Die beständigen Reformen im Gefangenenwesen, der Preßsturm im Falle des „Hauptmanns von Köpenick", die Forderung, daß die Todesstrafe abgeschafft werde, das Verlangen nach Einführung der *bedingten Begnadigung* und darüber hinaus der *bedingten Verurteilung* sind alles Dinge, die aus der Erkenntnis erwachsen sind, daß dem Staat oder der Gesellschaft gegenüber ihrem Mitgliede ein Strafrecht gar nicht zustehen kann, sondern nur ein Recht zur Sicherung der anderen Mitglieder gegenüber dem einen unerzogenen, und daraus folgend eine umfassende Erziehungsaufgabe gegenüber dem letzteren.

Im *Volke* war die Erkenntnis freilich *unklar*. Das Volk sah, wie so oft, die *Spezialforderung*, die aus einer neugefundenen Wahrheit sich ergibt, aber es sah *nicht die neue Wahrheit selbst.* Darum liegt die Sache jetzt so, daß wir *an einem unhaltbaren System herumflicken*, um den modernen Geistesforderungen etwas Raum darin zu verschaffen. Wir nehmen den alten Rock und setzen ein paar neue bunte Flicken daran. Wir sitzen fest auf dem althergebrachten Strafrechtsgedanken und pfropfen ihm einzelne neue Reiser vom deterministischen Erziehungsgedanken auf. Was Wunder, daß sich aus dem alten morschen Stamme, der so ganz anders ist als die Pfropfreiser, kein Saft in diese ergießt? Daß sie nicht zur Entfaltung kommen und keine Früchte tragen können?

Unser ganzes Rechtsleben ist *noch immer auf dem alttestamentlichen Sühnegedanken aufgebaut.* Noch immer heißt es bei uns: *Aug' um Auge, Zahn um Zahn.* Wer getötet hat, soll wieder getötet werden. Da hat man freilich ein paar Menschlichkeitsschnörkel angeklebt: den „Totschlag" und die „Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode." Aber das Fallbeil leistet noch immer seine Blutarbeit. Im übrigen wird ein Mensch, der sich vergangen hat gegen berechtigte Interessen anderer, auf eine bestimmte Zeit nach dem gerade dafür passenden Paragraphen eingesperrt. Hinter Gefängnismauern soll er bereuen, was ihm aber in den seltensten Fällen einfällt. Er brütet da drinnen Rache gegen Staat und Gesellschaft, wenn er überhaupt von einem Geiste beseelt ist, der die Beschäftigungslosigkeit nicht erträgt. Allein kann man ihn oft nicht lassen, damit er nicht in der Verzweiflung Hand an sich legt. Sperrt man ihn aber mit anderen zusammen, so verläßt er das Gefängnis oder Zuchthaus (es ist übrigens merkwürdig, daß man „Zuchthaus" sagt und nicht „Strafhaus") schlechter als er diese Räume betreten hat.

Unsere Richter mühen sich, ihr eigenes wissenschaftliches Erkennen wenigstens einigermaßen, der Forderung ihres sittlichen Gemüts entsprechend, mit dem Paragraphen-Strafrecht in Einklang zu bringen. Da ist ein Angeklagter „geistig stark minderwertig, aber die Zurechnungsfähigkeit ist nicht ausgeschaltet", er erhält *mildernde Umstände* zugebilligt; beim andern erkennt man die determinierende Einwirkung der Herkunft oder des Umgangs — man findet darin Milderungsgründe; der Jähzorn ist ein Milderungsgrund; die logische Folgerichtigkeit, die einen Menschen schließlich bis zum Vergehen gegen die Staatsgesetze führte, ist ebenfalls ein Milderungsgrund; die Not ist beim Diebstahl ein Milderungsgrund, und so 100 andere Dinge mehr. Wo man so viel Licht austeilt, muß man natürlich auch für Schatten sorgen. So hat man eine ähnlich hohe Zahl von Momenten in unserer Strafjustiz, die „*strafverschärfend*" wirken, z. B. gute Erziehung, geregelte Lebensverhältnisse, höhere Bildung, stark entwickeltes Ehrgefühl, Abwarnungen anderer vor der Tat usw.

Alle diese Differenzierungen im Strafgesetz und in der Spruchpraxis der Gerichte sind *unbewußte Zugeständnisse an die deterministische Lebens-*

auffassung und bestätigen durch ihr Vorkommen von selbst die Tatsache, daß die Gesellschaft unmöglich „strafen“ kann. Und trotzdem werden alle Vergehen gegen die Gesetze bei uns noch „geahndet“, „gesühnt“. Noch immer beherrscht der alttestamentliche Gedanke der „Sühnung“ unsere gesamte Gerichtsbarkeit.

Es möge niemand glauben, daß es sich hier nur um einen *Streit um Worte* handelt. *Formell* und *sachlich* handelt es sich um weit höheres. Nicht umsonst wollte ich im Eingang zu diesen Ausführungen zeigen, wie der *rächende Gott* des alten Testaments auf ein natürliches Kindergemüt wirkt und wohl auch auf Erwachsene wirken muß, wenn sie der Aussprüche gedenken. Es ist der *Knechtsgeist*, der *Sklavengeist*, der dadurch rege wird. Zerknirschung in Furcht ist das Ergebnis. Einen solchen Gott, der seine Ungerechtigkeit durch seine Allmacht unterstützt, kann man nicht lieben. Und ebenso steht es beim Staate. Auch er verlangt als „*Vaterland*“, daß ihm jedes seiner Mitglieder *in Liebe und Treue anhange*. Aber er *straft* und *rächt*, obwohl er durch die Art seiner Gesetzesfassung selbst zu erkennen gibt, daß sein angemaßtes Strafrecht unnatürlich, unlogisch ist. Wer soll ihn nun lieben? Das ist die *formale* Seite der Sache.

Und die *materielle*? Würde jemand etwa auf die Weise irregehende Menschen zurechtzuleiten suchen, wie es der Staat mit denen macht, die gegen eines seiner Gesetze verstoßen? Würde wohl jemand *auf solche Weise* „*erziehen*“? Indem er den zu Erziehenden in erster Linie mit einem *Makel an der persönlichen Ehre* behaftet, der ihm zeit seines Lebens nicht wieder abgewischt werden kann? Daß er ihn in einen Raum *einkerkert* und mit Arbeiten irgendwelcher Art beschäftigt, die gerade verfügbar sind, ohne in irgend einer Weise helfend und fördernd, liebreich auf sein Erkenntnisvermögen und sein Gemütsleben einzuwirken? Freilich: der *Geistliche* darf den Häftling wohl besuchen, und auch zum Gottesdienst wird der Zuchthausinsasse geführt. Da wird ihm vorgesagt, wie schlecht er ist, und *zu des Staates* „*Strafen*“ werden ihm auch noch die *Strafen der Hölle* in Aussicht gestellt. Damit der Haß doppelt werde!

Auch nach dieser Richtung ist das *ganze System verkehrt*. Richtige Erziehung setzt anders ein. Sie wird die *Fähigkeiten* des einzelnen, der durch sie auf Abwege geführt worden ist, in die der Gesellschaft genehme Richtung zu drängen und dort zur höchsten Potenz zu entfalten streben. Wer die *Freiheit* mißbraucht hat, kann zu einer richtigen Wertschätzung dieses Gottesgeschenkes für sich selbst und für andere gebracht werden, indem man sie ihm zunächst entzieht und ihn dann langsam wieder hineinwachsen läßt in dem Maße, als er zeigt, daß er sie richtig gebrauchen lernt. Wer in der Trunkenheit sich vergangen hat, den kann man doch nicht wegen des Vergehens strafen? Denn der Grund des Vergehens ist ja die Trunkenheit! Man wird ihm aber die geistigen Getränke entziehen können unter sachgemäßer Belehrung, daß er die Gefahren des Alkohols für sich erkennen lernt. Wem ein *Sittlichkeitsvergehen* zur Last liegt, den kann man durch Diät und Veranlassung zu treuer Arbeit meist von seiner ausschweifenden Neigung heilen. Wer aus Not oder Neigung *Eigentumsvergehen* verübt, der muß durch Arbeit, zu der er sich gern bequemt und die ihm lieb wird, selbst zu einem kleinen Eigentum kommen. Das wird er *achten*. *Jemandem behilflich sein, daß er aus der Not herauskommt, ist tausendmal mehr wert, als ihn wegen Diebstahls oder Mundraub zu bestrafen* und ihm dabei mildernde Umstände zuzubilligen.

Es mag wohl sein, daß erhebliche Staatsmittel mehr als bisher notwendig würden, wenn der Staat aus seiner Rolle als Strafrichter zu der des Pädagogen überginge. Aber das wäre wohl nur für kurze Zeit, für eine *Uebergangsperiode*. Denn ist ein ehemaliger Verüber von Vergehen und Verbrechen für Sitte und geregeltes Leben gewonnen, so ist es auch seine Familie, sind es auch seine Kinder durch Generationen. So aber lehren *alle die Generationen wieder als Gefängnis- und Zuchthausinsassen*, als Bettler und Landstreicher. Die Gesellschaft *behält* bei dem jetzigen System *den Pfahl*, der sie schmerzt, beständig *im Fleische*. Sie könnte ihn ausmerzen, wenn sie erziehen wollte.

Und in dieser Begrenzung bin ich für die sozialdemokratische Idee: *der Staat als Arbeitgeber*. Er soll Arbeitgeber derjenigen sein — wenigstens zeitweilig —, die ihm den Beweis geliefert haben, daß sie von sich selbst aus nicht die richtige Stellung im Leben finden. Aber da soll er nicht Arbeitgeber sein wie jetzt im Gefängnis. *Wem die Arbeit einen Lebenswert geben soll, der muß sie freudig leisten*. Und der muß auch den *äußeren* — nicht nur den *inneren* — *Segen* davon spüren für seine Person. Ob dem oder jenem die Freiheit zeitweilig oder ganz zu entziehen ist, erscheint dabei als Nebenfrage. Aber wie man die Zeit füllt, wie man an der inneren Bildung des verunglückten Menschen arbeitet, wie man die Fähigkeit zu seiner Einfügung in die ihm winkende Lebensrolle stärkt und wie man ihm hilft *die Arbeit als Schatz zu heben*: das ist die *Hauptfrage*. Die muß gelöst werden. Es ist wahr: in den ihm möglichen Grenzen löst mancher menschenfreundliche und schlichte Gefängniswärter sie für sich selbst. Dann denkt der Gefangene seiner mit Dank; aber der Haß gegen den Staat wird dadurch höchstens gestärkt. Den Staat aber sieht er im *Richter*. Der hat wohlgenährt und anscheinend ohne Sorgen auf seinem Stuhle gesessen, hat den Angeklagten durch den Staatsanwalt niederschmettern lassen, hat den Tatbestand und das Gemüt des Aermsten seziert wie der Anatom eine Leiche seziert, und dann hat er das Urteil gesprochen. „Der Delinquent wird abgeführt,“ so lauten die letzten Worte, die der Verurteilte vernahm; dann wendete sich der Richter anscheinend innerlich völlig unberührt einem „neuen Falle“ zu. Das soll *erzieherisch* wirken?

Wie man ein zeit- und verstandesgemäßes System der Besserung solcher Leute, die den Staatsgesetzen aus Schwachheit, Bosheit, Unkenntnis oder ungünstiger Veranlagung über den Weg gelaufen sind, *organisieren* sollte, darüber möchte ich vornächst noch keine Vorschläge machen. Die *Generalfrage* steht ja erst zur Diskussion. Soll es in unabsehbare Zeit — im ungeheuren Gegensatz zu allem Menschlichkeits- und Zweckempfinden, im Gegensatz zu allen wissenschaftlichen Anschauungen einer nachdenkerischen Zeit — auch ferner in unserem Staatsleben heißen: Aug' um Auge, Zahn um Zahn? Sollen wir für *immer verstrickt bleiben in die Grundsätze des alten Judentums*, über die viele tausend Jahre in das Meer der Vergangenheit hinabgeflossen sind?

Man möchte es *befürchten*.

Der Leser kennt die Bestrebungen kultureller Vereinigungen nach Errichtung von *besonderen Gerichtshöfen für jugendliche Staatssünder*, und weiß wohl auch, daß diese Bestrebungen hier und da bereits von Erfolg begleitet waren. Denn die Erkenntnis, daß der junge Mensch für Lebenszeit verdorben werden kann, wenn er nach Eintritt des „Strafmündigkeitsalters“ mit den Gesetzen in Konflikt kommt und zu Gefängnis verurteilt wird, ist so selbstverständlich, daß sie jedem denkenden Manne von selbst eingeht. Am 30. Januar 1908 trat nun der neue *Jugendgerichtshof in Frankfurt a. M.* zu seiner ersten Sitzung zusammen, und der Oberlandesgerichtspräsident betonte in seiner Eröffnungsrede mit besonderem Nachdruck (nach der „Frankfurter Zeitung“), daß die Aufgabe der Jugendgerichte darin bestehen müße, die „*Straftaten zu sühnen*,“ und empfahl, wenn nachgewiesener-

maßen der Angeklagte die erforderliche Einsicht besessen, eine harte und gerechte Strafe.

Wenn solche Grundsätze maßgebend sein sollen, dann sind die Jugendgerichtshöfe schon jetzt überflüssig. Darüber braucht man nicht zu reden. Aber der Vorfall zeigt, wie stark der Paragraphensinn in manchem Diener unserer Rechtspflege eben ist, und welches Feld in gebildeten Kreisen sie noch immer beherrscht: die Büttel-Auffassung. Darum: aus der Juristerei heraus kommt der so erstrebenswerte Grundsatzwechsel, den die Zeit und die Menschlichkeit und der Zweck erfordern sicherlich nicht. Er kann nur aus pädagogischen, aus menschenfreundlichen, philosophisch denkenden Kreisen kommen. Aber wann werden diese Kreise der Juristerei gegenüber stark genug sein, um diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu wagen?

Einstweilen stoßen wir also noch den Verunglückten, statt ihm die rettende Hand zu reichen; wir prügeln den Farbenblinden, statt ihm eine blaue Brille zu schaffen. „Im Namen des Königs wird zu Recht erkannt: Der Angeklagte ist schuldig."

Aug' um Auge, Zahn um Zahn.

Wahrheit.*)

Wer die notwendige Unbeugsamkeit der Wahrheit erkannt hat und so recht felsenfest davon überzeugt ist, der kann aber nicht müde werden immer und immer wieder, und sei es gegen die ganze Welt, die Notwendigkeit des vollkommen sachlichen Wissens als einziges Kulturmaterial zu betonen, der muß immer und immer wieder die vielen hohen Ideale und wahrheitsfeindlichen Wunschvorstellungen der eitlen und schwachen Menschheit bekämpfen, der reißt unablässig die durch Nichtbeachtung der Wahrheit so zahlreich vorhandenen Wunden auf, wirft, wenn auch von aller Welt bekämpft, diese verhüllenden idealen Pflaster weg und ruft unablässig: „Seht, ihr Wundreichen, welch ein beklagenswerter Zustand an eurem Leibe!".

Diese Wahrheitsverschleierung, die unwahre philiströse Alltäglichkeit und eitle Selbstverblendung hat bei der Fülle moderner Aufklärung natürlich auch viel Geister gezeitigt, die angesichts der großen Lüge, in der die Welt dahin lebt, nur Lüge und wieder Lüge, nur Erbärmliches und Feiges, nur Wunde, blutende Wunde und verächtliche Menschenschwäche sieht. Darum hat unsere Zeit in den gebildeten Kreisen so viel Dekadenz, darum zerwühlen so viele Ich- und Menschentum mit pessimistischer Sonde, halten die Menschheit für eine Schar toller Narren und werden Melancholiker und Menschenverächter ob der allgemeinen Jämmerlichkeit, die man „menschliche Gottesnatur" nennt.

Angesichts dieser Schwarzseher, welche selber schwach geworden sind von aller Kritikasterei und so viel vorherrschende Schwäche ringsum erblicken, ist es jetzt doppelt not, das hochragende Beispiel eines zwar fehler- und fleckenhaften, aber dennoch bei allen Irrungen festen, kampffrohen, mutvollen Kulturmenschentums zu geben. Werke! Werke! Werke von fehlenden und strauchelnden, von irrenden und sich täuschenden Menschen, aber zugleich von Kämpfernaturen, die sich durch alles Irren durchringen, die nach jedem Fehler wieder bodenständig und kraftvoll dastehen, nach jeder Enttäuschung doppelt nur ihr Haupt erheben, ringen und steigen, höher und höher in Kulturwerken aufwärts schreiten und mit genialer Kraft all die Schwächen und Torheiten von sich abschütteln wie Wassertropfen und immer wieder blank und stark mit wehrhaftem Schwert dastehen! Solche Menschen braucht unsere Kultur so nötig wie keine zweite. Wenn frühere Zeiten Helden nötig hatten, wir brauchen Götter an Mut und Elastizität, wir brauchen Menschen mit der Vollkraft unerschöpflicher Kultur, die als Leuchte dastehen über Philistertum und Verzweiflung, ihr nie erlöschendes Geleucht voller Kulturwerke über das Dunkel erheben und mit breitem Lichtschwert der Zukunftskultur eine Gasse bahnen.

Die lächerliche Autorität, das krampfhafte Bonzentum muß schwinden, das unsere Großen wie ein Panzer umstarrt und sie von der Wahrheit abhält, weil sie Autorität erzwingt und Ideale, nicht Menschen sein wollen. Unsere modernen Helden müssen sinken, oft sinken in das Menschlich-Allzumenschliche, damit alles Volk den gleichen Pulsschlag, die gleiche Menschenschwäche mit ihnen fühlt, aber wieder und wieder müssen sie aus dem freimütig bekannten Irren neu verjüngt, wie der tausendjährige Phönix, erstehen, und wieder das Evangelium der unüberwindlichen Aufwärtsnatur des Menschen verkünden, damit anstatt unserer heutigen Ammenmärchen und verlogenen Wunschgebilde die starre, Wahrheit als Pfeiler der neuen Kultur errichtet wird und durch kraftvolle Beispiele in dem Zagsten die Hoffnung blüht;

Wir brauchen keine Wunschgebilde, keine Illusion, keine Selbstbeschläferung und Selbsttäuschung!

Wir sind Schwächlinge, ja Alltagsmenschen, aber wir sind auch Götter, aufwärtsstrebende Menschen.

Werke, Wahrheitswerke, die tun uns not!

Graue Zukunft gib uns eine Handvoll solcher Helden, den Mut, der dem ganzen Weltall gegenüber kämpft, und der Aufgang der Kultur ist gesichert.

*) Aus dem in zweiter Auflage in diesen Tagen erscheinenden Werk Dr. P. Kriesche. Worte, Werte, Werke. Asgard-Verlag Leipzig. Preis 2.50 Mark.

Streiflichter.

Der Pazifismus im Sattel. Unter dieser Spitzmarke berichtet A. H. Fried in seiner „Friedenswarte" vom XVII. Weltfriedenskongreß in London, dem wir diesmal leider fernbleiben mußten. Wir lassen ihm also zunächst das Wort:

„Daß der Pazifismus aufgehört hat, als ideale Bewegung zu gelten, sondern ein Faktor geworden ist, berufen eine Rolle zu spielen in der zeitgenössischen hohen Politik ist den Eingeweihten schon lange bekannt gewesen; auf dem Londoner Friedenskongreß wurde es auch weiteren Kreisen klar ....

So unter dem Protektorate einer Regierung wie dieser Kongreß in London hat noch keiner seiner Vorgänger gestanden. Es war keine platonische Begrüßung der Behörden, die uns da zuteil ward. Es war eine gewollte und zielbewußte Mitwirkung einer Regierung, der Regierung des größten Reiches. Der König begnügte sich nicht, uns durch eine Depesche sympathisch zu begrüßen; er empfing in feierlicher Audienz, der auch die Königin beiwohnte, eine Deputation des Kongresses in seinem Palast, nahm eine Adresse entgegen und verlas laut und feierlich seine Antwort. Die Regierung gab dem Kongreß unter dem Vorsitz des Ministers Harcourt ein Bankett, während bei dieser Gelegenheit der Premierminister Asquith eine programmatische Rede hielt. Der Lord-Schatzkanzler Lloyd George erschien in einer vom Kongreß veranstalteten großen öffentlichen Versammlung und hielt eine pazifistische Rede, die in ganz Europa und weit darüber hinaus Aufsehen erregte ....

Hohe Kirchenfürsten predigten zu Ehren des Kongresses und verkündeten von der Kanzel herab die Heilslehre des Friedens. In der anglikanischen Westminsterabtei hielt am 26. Juli der Bischof von Carlisle eine Friedensrede und am selben Tage verkündigte in der katholischen Hauptkirche zu Westminster ein katholischer Priester, daß der Papst das Protektorat über den Friedenskongreß übernommen und verordnet habe, daß in der gesamten katholischen Kirche an jenem Tage für das Gelingen des Londoner Friedenswerkes gebetet werde. Zum erstenmal geschah es auch, daß große Arbeiterorganisationen ihre Vertreter zum Kongreß gesandt hatten, um an den Arbeiten der Pazifisten mitzuarbeiten. Aus Frankreich, England und Italien waren die Vertreter von Millionen Arbeiterstimmen erschienen und am

Schluß des Kongresses versammelten sich etwa 10000 organisierte Londoner Arbeiter mit ihren Bannern und Fahnen am Trafalgarsquare, um „aus Anlaß des XVII. Weltfriedenskongresses", wie es offiziell hieß, mit uns, das heißt mit den Pazifisten gegen den Krieg und gegen die Verhetzung und die Rüstungen zu protestieren . . . .

So hat dieser Kongreß auf dem Parkett des englischen Königsschlosses begonnen und auf dem Straßenpflaster des Trafalgarsquare geendet. Vom Thron bis zur Straße, vom König bis zum Arbeiter (hinab, wie einer der Kongressisten bemerkte) fand dieser Friedenskongreß Anerkennung und Unterstützung, fand er begeisterte Mitwirkung. Der Papst, die anglikanische Kirche der ganzen Welt, der König und die Regierung des Britenreiches, die Arbeiter der Siebenmillionenstadt trugen ihn auf ihren Schultern . . . ."

Der Verfasser fährt dann fort:

„Ich habe mir den Gang der Friedensentwickelung immer durch folgendes Gleichnis vorgestellt: Vor einem großen Tore, das zum Weltfrieden führt, sah ich die Mächtigen dieser Erde stehen. Die Könige, die Kirchenfürsten, die Diplomaten, nicht die Macher der Geschichte, aber die Prokuristen jenes Großbetriebes, den wir gemeinhin als Weltgeschichte bezeichnen. In ihrer Macht lag es, die Klinke der Türe zu drücken und das Tor des Friedens zu öffnen. Sie taten es nicht. Hinter ihnen drängten sich die Mitwirkenden der Geschichte, und es war nicht möglich, zu jener Türe zu gelangen. Die Masse der Drängenden hatte sie verrammelt. Da traten die Pazifisten auf, stellten sich ganz hinten bei der Menge an und drängten zur Türe. Es war niemals Aussicht für sie, daß sie so nahe vordringen konnten, um selbst die Türklinke zu ergreifen. Aber sie gaben die Parole aus. Sie fingen an, die Nahestehenden durch Zuruf aufzufordern, endlich einmal die Türe zu öffnen und die Welt zu befreien. Ihr Ruf ging zunächst verloren; aber durch Ausdauer gelang es ihnen, daß immer mehr von den Drängenden mit ihnen einstimmten, so daß ihr Ruf so stark wurde, daß er allem Lärm zum Trotz auch von den bei der Türe Stehenden gehört wurde. Nunmehr ist es soweit. Der Pazifistenruf ist vernommen worden und die bei der Türe Stehenden sind bereit, ihm Folge zu geben. Sie haben die Klinke erfaßt.

Das ist die Etappe, die wir erreicht haben. Wir Pazifisten können dabei ein Wort Bismarcks variieren: Wir haben die Friedensidee in den Sattel gesetzt. Reiten wird sie schon können."

Wir freuen uns herzlich mit unseren eng verbündeten Freunden des bisher Erreichten und verstehen auch sehr gut, daß im Friedensreiche naturgemäß über die Bekehrung der wenigen „Sünder" auf den politischen Höhen größerer Jubel herrscht als über die hunderttausende von „Gerechten" unter dem einfachen Volk, kommt es doch eben wesentlich für alles praktische Wirken darauf an, die Machthaber für die eigene Idee zu gewinnen. Auch wir werden hoffen, einen großen Schritt vorwärts getan zu haben, wenn ethische Kultur die Kultusministerien wird ergriffen haben. Aber eins ist zu bedenken: ihre beste Zeit haben die Ideen, die zum Gemeingut und gar hoffähig geworden sind, gemeiniglich hinter sich. Ihre Machtlosigkeit pflegt der Maßstab ihrer Reinheit zu sein. Und so fürchte ich, daß sich auch die Friedensidee zunächst recht beträchtlich „verändern" könnte, wenn sie erst von Fürsten, geistlichen Würdenträgern und Ministern nicht nur in den Mund, sondern sogar ernsthaft in die Hand genommen wird. Immerhin wird sie hoffentlich innere Lebenskraft genug haben, um auch das Glück fürstlicher Begünstigung und des päpstlichen Segens noch zu überdauern, solange sie im Herzen des Volkes feste Wurzeln geschlagen hat.

* * *

Zweierlei Eid. In den jüngsten Verhandlungen der Zweiten Kammer wurden dem „Berl. Tagebl." zufolge von dem Abgeordneten Dr. David und anderen auch die zurzeit in Hessen üblichen „Lehrereide" einer Kritik unterzogen, und in der Tat bestehen auf diesem Gebiete Verhältnisse, wie sie in keinem anderen deutschen Bundesstaat sich vorfinden. Während nämlich die seminaristisch gebildeten Lehrer bei ihrer ersten Verwendung im praktischen Schuldienst unter anderem eidlich geloben müssen, „einen gottesfürchtigen, christlichen Sinn und Wandel bis an ihr Ende" zu beweisen (Greim-Müller S. 101), braucht der akademisch gebildete Lehrer nur zu versprechen, das Schulamt „nach Pflicht und Gewissen" zu verwalten. Dieser höchst bemerkenswerte und bedeutungsvolle Unterschied der zu leistenden Eidesformel ist auch von sehr wichtigen praktischen Konsequenzen begleitet. Während der Akademiker sich innerhalb der christlichen Religion als Freidenker oder als zu keiner Konfession gehörig betätigen kann und darf, ist dies dem Seminariker unmöglich, wenn es nicht zu verhängnisvollen Konsequenzen für seine Person führen soll. So wurde vor einigen Jahren ein evangelischer Volksschullehrer von seiner vorgesetzten Behörde zeitweise vom Amte suspendiert, weil er sich zur Uebernahme einer Schulstelle an einer freireligiösen Gemeinde bereit erklärt hatte. Im Interesse der Gerechtigkeit wäre es endlich an der Zeit, wenn dieser allenthalben höchst unliebsam empfundene Unterschied in der Art der Eidesformel fallen gelassen würde.

Sprechsaal.

Zum Thema **„Benebelnde Schlagwörter."**

In Nr. 16 wendet sich unser verehrter Vorkämpfer, Herr Professor Bruno Meyer, ausführlich gegen ein kleines Streiflicht über „Moralische Begriffsverwirrung", das ich in Nr. 5 anläßlich eines Vorfalles im Peters-Prozeß gebracht hatte. Ich darf zunächst feststellen, daß ich den Begriff „Doppelte Moral" nur in Anführungszeichen geschrieben habe, selbst also keiner Benebelung durch Schlagworte unterworfen war. Weil bei dem fraglichen Vorfalle der Begriff „mehrere Arten Moral" der einen und einzigen Art gegenübergestellt wurde, griff ich zu dem allgemein gebräuchlichen Ausdruck und kennzeichnete die Entlehnung aus dem Volksmunde durch das besagte Mittel der Anführungshäkchen.

Die interessanten Darlegungen über das Wesen der sexuellen Moral kann ich hier übergehen, um gleich auf den Kern der Sache zu kommen. Zum ersten Male begegnet es mir, daß ein erfahrener Ethiker die Zurückweisung der sog. „doppelten Moral" ablehnen zu müssen glaubt. Prüfen wir also die Gründe des Herrn Professor Br. Meyer.

„Es ist offenbar ganz unrichtig," so schreibt er, „von der Moral des Kriegszustandes einfach als von einer ‚Entartung' zu reden" (wie ich es getan). Gleich darauf wird ausgeführt, wie die neueste Kulturentwickelung die Kriege immer seltener mache und wie es sowohl aus Gründen des Weltverkehrs als auch der vernichtenden Kriegstechnik „ruchlos und unberechenbar" erscheine, sich solchem Zufallsspiele auszusetzen. Durch bessere Gründe hat, meine ich, noch kein Pazifist den Nachweis erbracht, daß der Kriegszustand eine Entartung des normalen Völkerlebens bedeute, mit der man zwar rechnen muß, solange sie, ihren „willkürlichen Gesetzen" folgend, noch vorkommt, die aber gerade deshalb mit dem Stigma des gesetzwidrig Wuchernden behaftet bleibt.

Aber, so erwidert vielleicht Herr Professor M., es handelt sich hier doch um den bereits ausgebrochenen Krieg; der hat „seine eigenen Gesetze, und diese Gesetze sind seine Moral" oder (kurz vorher) „für ihn Moral." Damit nimmt der Autor eine relative Moral auch für den Krieg in Anspruch, was man durchaus billigen kann, wenn man den Moralbegriff im weitesten Sinne faßt. Als Ethiker würde ich diesen Begriff hier lieber aus dem Spiele lassen, denn nicht jedes von Menschen geschaffene Gesetz, geschweige denn Kriegsgesetz, ist schon ohne weiteres moralisch, gleichwie nicht jeder Moralsplitter sich zum Aufbau einer Gesetzesnorm eignet.

Hat nun aber der Krieg wirklich seine eigenen Gesetze? Soll und wird er sie haben? Und welche sind es? Hier öffnet sich eine weite Perspektive in — völlig vernebeltes Land. Der Autor erwähnt das Bestreben, den Krieg nach Möglichkeit seiner vermeidbaren Schrecken zu entkleiden. Der Gründer des „Roten Kreuzes" selbst, Henri Dunant, hat bereits 1897, als er sein „Kleines Arsenal gegen den Militarismus" schrieb, erkannt, daß nur noch die Entrechtung des Krieges dem modernen Zeitgeist Genüge tun kann. Um aber noch weitere Aussprüche anzuführen:

Kolonialsekretär Dernburg: „Eine menschliche Kriegführung gibt es überhaupt nicht", und General v. Kretschman: „Kriegführen und Milde üben sind Gegensätze, die sich nicht vertragen." Zweck des Krieges ist doch: schleunige Beseitigung des feindlichen Widerstandes auf gewaltsame Art. Wird aber die Erreichung dieses Zieles durch „humane" Mittelchen verzögert, was stets zu befürchten bleibt, so sind weitere Opfer und Greuel unvermeidlich — der Humanität also wird damit am wenigsten gedient. Wohl aber führen solche Palliativmittel dazu, das Gewissen der Mächtigen einzulullen durch das stolze Bewußtsein, daß fortan keine Fischerboote mehr gekapert oder keine Explosivstoffe aus Luftschiffen geworfen werden dürfen.

Der Krieg als das äußerste zwischenstaatliche Machtmittel ist seiner Natur nach grausam und kann daher gar nicht wirksam „humanisiert" werden. Man wird hierbei leicht an den Ausspruch des bekannten Kriminalisten Koch erinnert, die Folter sei durchaus nicht verwerflich, es müsse nur menschlich gefoltert werden, oder an die Auskunft jenes von den Kannibalen heimgekehrten Missionars: „Menschen fressen sie zwar noch immer, aber wenigstens schon mit Messer und Gabel." Humanität am untauglichen Objekt wirkt eben grotesk! „Man humanisiert nicht

das Gemetzel," schrieb Frédéric Passy einmal, „man verdammt es, weil man sich humanisiert."

Als auf der II. Haager Konferenz der amerikanische Delegierte Choate seinen Antrag über den Schutz des Privateigentums zur See vorbrachte, meinte Präsident Nelidow (in Uebereinstimmung mit einem Beschluß des Luzerner Weltfriedenskongresses von 1905), daß dieser Vorschlag gerade das Gegenteil des Gewollten herbeiführe. Denn „der Handel, der bei Durchführung des Vorschlages nichts mehr zu fürchten hat, könnte event. die Scheu vor dem Kriege verlieren, ja ihn sogar manchmal . . . herbeizuführen wünschen, da ja oft genug Handelsinteressen bei Kriegsausbrüchen mit im Spiele sind."

Höchst bemerkenswert ist auch die Antwort des kolumbischen Vertreters Triana auf Choates Antrag. Mit der Zustimmung zur Beseitigung der Kaperei, so erklärte Triana, würde für sein Land, das nur eine kleine Kriegsmarine habe, die Möglichkeit, Repressalien auszuüben — also ein Element der Verteidigung — verloren gehen. „Wenn uns nun Herr Ch. sagt", fährt Redner fort, „daß dieses Recht ein Ueberbleibsel der alten Piraterei ist, so ist das wahr, aber nicht minder wahr, als daß der Krieg der organisierte Mord ist . . . Gerade für diesen Augenblick, wo die Gerechtigkeit verschwindet, und brutale Gewalt das oberste Gesetz ist, können wir uns nicht die Hände binden."

Man wird sich also an die brutale Gewalt als Hauptgesetz des Krieges zu halten und darin „seine Moral" zu erblicken haben; von da ist dann nur noch ein kleiner Schritt zur ethischen Höhe des Wegelagerers; „für ihn Moral" sind selbstverständlich die Interessen seines Geldbeutels. Mir scheint, der Herr Autor hat diese natürlichen Konsequenzen seiner Betrachtungsweise nicht berücksichtigt, sonst würde sich der Ethiker in ihm zu energischer Abwehr geregt haben.

Mit meiner Darlegung, daß auch unser moralisches Sein einer ständigen Bewegung und Umbildung unterworfen sei, wollte ich natürlich nur sagen, daß es sich ständig zu höherer Entfaltung hinaufentwickele, trotz mancher Rückschläge; es ist auch durchaus möglich, daß spätere Geschlechter manches weiß sehen werden, was unsern Augen nach schwarz erscheint; wogegen ich mich wende, das ist nur jene sophistische Zweiteilung der Moral — halb schwarz, halb weiß —, die doch im Grunde, gleich der Wahrheit, nur eins oder das andere, schwarz oder weiß, sein kann. „Farbe bekennen" heißt es auch hier!

Die Gründe des Herrn Professors haben mich nicht davon zu überzeugen vermocht, daß eine so weitgehende Differenzierung des Moralbegriffes, wie er sie wünscht, ethisch zuläßig und logisch haltbar ist.

C. L. Siemering.

Bücherschau.

„Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt" von Fürst Peter Krapotkin betitelt sich die neue soeben bei Theod. Thomas-Leipzig für nur 2 Mk. erschienene Volksausgabe des allseitig mit Lob und Freude begrüßten Buches, das als große Ausgabe fast nur Bemittelteren zugänglich war. Sehr zu rechter Zeit bringt der seit vielen Jahrzehnten alles Streben nach geistiger Freiheit stützende Verlag dies echte Volksbuch, denn es ist gleichsam ein Prolog zu dem in London am 26. bis 29. September d. J. vom ganzen Erdball zusammenströmenden „International Moral Education Congreß". Dann aber war es nötig, zur herannahenden Hundertjahrfeier Darwins seine Lehre von Schlacken zu befreien, die seit 50 Jahren aus Mißverstand darumgehäuft waren, so daß ihre Bedeutung für Ethik und Kultur fast zu verschwinden drohte. Die Gewöhnung derer, die sich zunächst allein zur Auslegung von Darwins Lehren berufen glaubten, ging dahin, alles nicht mechanisch meß- und wägbare unbeachtet zu lassen und bürgerte den Irrtum ein, Darwins Lebenswerk gipfele in den zwei Sätzen, daß der Mensch vom Affen stamme und im ganzen Dasein der Kampf Aller gegen Alle unvermeidlich sei. Kropotkin dagegen weist nach, daß der Kern und Grundgedanke in Darwins Anschauungen auf die notwendige Harmonie der natürlichen Gemeinschaften, auf gegenseitige Hilfe als Naturgesetz und hauptsächlichen Entwicklungsfaktor zielt. Sieben Jahr hat Kropotkin die unermeßliche Literatur aller Völker durchforscht. Nun führt er den Nachweis hindurch durch die Vorstufen der Tierwelt und der vorgeschichtlichen Menschheit und durch den geschichtlichen Werdegang bis in die Gegenwart, daß jenes naturnotwendige Gemeinschaftsbedürfnis die Hauptwurzel aller Ethik und Kultur war und noch ist. Kein Schwanken und Streit um die Grundlagen und Ziele der Ethik im Menschen behält nun den bisherigen Schein von Berechtigung. — Das gediegen ausgestattete Buch (XVI und 294 S.) stellt sich äußerlich als Seitenstück zu dem kürzlich im selben Verlage erschienenen Buch „Pflicht zum Glück" dar, das auf biologisch philosophischem Wege das gleiche Ziel erstrebt, indem es das Gemeinschaftsbedürfnis alles Lebenden als Ausfluß des Erhaltungs- und Fortentwickelungstriebes erweist. Der geistigen Freiheit dienen beide.

C. M. v. L.

* * *

Dr. Ludwig Wahrmund, Professor des Kirchenrechts zu Innsbruck, Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft. Ein populärwissenschaftlicher Vortrag unter Berücksichtigung des Syllabus Pius X. und der Enzyklika „Pascendi Dominici Gregis." 9. Tausend. München 1908. J. F. Lehmann, 55 S.

Das ist also die berühmte Broschüre, die in dem in Oesterreich wütenden Kampfe der Geistesknechtung an den Universitäten die Hauptphase eingeleitet hat! Es lohnt sich, sie zu lesen, um die Wut der Gegner zu begreifen, aber auch um in dem Verfasser einen höchst geistvollen, schneidigen, innigen Schriftsteller kennen zu lernen, dessen Worte einen erlesenen Genuß bereiten, zugleich aber auch, um mit Verwunderung einen Denker zu finden, der kein Kompromißler, sondern in vollem Umfange ein moderner Geist ist, der die Schiffe hinter sich verbrannt hat.

Die erste Hälfte der Schrift, die Darstellung der katholischen Weltanschauung, ist in ihrer Klarheit und Kürze ein Meisterwerk, das nicht genug empfohlen werden kann. Er geht dann weiter dazu über, die gegenwärtigen Vorstöße des Ultramontanismus mit dem angeblichen Zwecke der Gleichberechtigung dieses Systems an den Universitäten, der aber tatsächlich auf Eroberung der Universitäten abzielt, zu schildern. Den der Enzyklika vorangehenden Syllabus gegen die Modernisten vom Juli 1907 finden wir nebst dem berüchtigten älteren Syllabus Pius IX. als Anhang abgedruckt. Daß der Verfasser selbst aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, dafür nur ein paar ganz kleine Proben. Wollten wir alles hierher gehörige anführen, so müßten wir die halbe Schrift abschreiben. S. 6: Das Christentum ist nichts anderes, als eine geschichtliche Ausprägung des religiösen Prinzips, dessen Ueberwindung durch die Wissenschaft denkbar ist. S. 41: Die theologischen Fakultäten haben die kirchliche Weltanschauung wissenschaftlich zu begründen und weiterzubilden. S. 44: Die Religion beruht (nach Feuerbach, der ausdrücklich genannt wird) auf dem in der Phantasie befriedigten Glückseligkeitstriebe des Menschen und ist eine Schwester der Illusion. — Man lese das Ganze und staune über diesen Professor des katholischen Kirchenrechts, das ja freilich eine statutarische und objektiv zu überliefernde Disziplin ist!

A. Döring.

* * *

„Zur Frauenbewegung" von Dr. R. Strecker. (Darmstadt 1908.) Herausgegeben von Albert Kuhlmann.

Auf 34 Seiten giebt der Verfasser Notizen, die zwar wenig Neues über die große Kulturbewegung bringen, wegen ihrer Uebersichtlichkeit aber doch zu begrüßen sind. Vom Geschichtlichen ausgehend (— Deutschland in der Welt zurück!), gelangt der Autor zum Grundsätzlichen: der Forderung des Frauenstimmrechts, da der Staat doch „möglichst alle ethischen Werte verkörpern" solle. Die „Gegengründe" werden an der Hand der „praktischen Erfahrung" leicht ad absurdum geführt; die seltsame Stellungnahme der sozialistischen Frauen wird hervorgehoben, und über die wirtschaftliche Stellung der Frau, Frauenbildung, Ehe, Prostitution, Erziehung und Geschlechtsleben (unter Betonung ethischer Gesichtspunkte), Schönheit und Unschuld fällt manches kluge besonnene Wort. „Die größten Persönlichkeiten der Menschen sind nicht groß geworden ohne ihre Mütter" heißt es in dem Abschnitt „Die Mutter in der Politik," und zum Schluß wird die ethische Forderung der Wahlpflicht warm befürwortet.

Wer sich über all' diese Grundfragen erst einmal orientieren will, ohne Zeit oder Lust zu tieferem Eindringen zu finden, dem sei das wohlfeile Büchlein hiermit ausdrücklich empfohlen.

-ring.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Erster Internationaler Kongress für Moralpädagogik.

University of London, Imperial Institute Road, S. Kensington, 25. bis 29. September 1908.

Ehrenvorsitzende: Die Unterrichtsminister von Belgien, England, Frankreich, Holland, Indien, Italien, Japan, Mexiko, Rumänien, Russland und Spanien. Die Unterrichtsminister und Oberschulräte von fünfzehn englischen Kolonien.

Vorsitzender: Professor MICHAEL E. SADLER, LL. D., M. A.

Schatzmeister: The Right HON. LORD AVEBURY, F. R. S.

Tagesordnung:

I.—Freitag, 25. September, 10½ bis 1 Uhr.

Begrüssungsreden — Ansprache des Vorsitzenden: Die Grundsätze der Moralpädagogik.

II.—Freitag, 25. September, 2½ bis 5 Uhr.

Lehrziele, Lehrmittel und Lehraufgaben der verschiedenen Lehrarten.
Vorsitzender: The Right Hon. Lord Avebury, F. R. S.

III.—Sonnabend, 26. September, 10 bis 1 Uhr.

Charakterbildung durch Disziplin, Einwirkung und Umgebung.
Vorsitzender: M. Le Baron d'Estournelles de Constant (Sénateur).

IV.—Sonnabend, 26. September, 2½ bis 5 Uhr.

Die Probleme des Moralunterrichts.
Vorsitzender: Prof. Dr. Friedrich Jodl, (Universität von Wien).

V.—Montag, 28. September, 10 bis 1 Uhr.

A.—Sektionssitzung.

Das Verhältnis der religiösen zur moralischen Erziehung.
Vorsitzender: Rev. Dr. Gow (Westminster School).

B.—Sektionssitzung.

Besondere Probleme.
Vorsitzender: Regierungsrat Dr. Gobat (Bern).

VI.—Montag, 28. September, 2½ bis 5 Uhr.

Systematische Moralunterweisung.
Vorsitzender: Geheimrat Professor Wilhelm Foerster (Universität von Berlin).

C.—Sektionssitzung.

Die Unterweisung in besonderen ethischen Gegenständen.
Vorsitzender: Cyril van Overbergh (Ministerialrat für den höheren Unterricht in Belgien).

VII.—Dienstag, 29. September, 10 bis 1 Uhr.

Das Verhältnis der ethischen Erziehung zur Erziehung.
Vorsitzender: Prof. Ferdinand Buisson (Universität von Paris).

Dienstag, 29. September, 2 bis 3 Uhr. — Geschäftliche Sitzung.

VIII.—Dienstag, 29. September, 3 bis 5 Uhr.

Ethische Erziehung unter verschiedenen Alters- und Lebensbedingungen.
Vorsitzender: The Right Hon. Sir William Anson, Bt. (Universität von Oxford).

D.—Sektionssitzung.

Biologie und Moralpädagogik.
Vorsitzender: M. Eugraphe de Kovalevsky (Vizepräsident der parlamentarischen Erziehungs-Kommission, Petersburg.

Musterstunden im Moralunterricht werden in englischer, französischer und deutscher Sprache erteilt werden. Mit dem Kongress wird auch eine Ausstellung von Büchern und Anschauungsmitteln verbunden sein.

Mitgliederkarten, die zugleich zum Bezug eines etwa 400 Seiten starken Bandes, der 120 unabgekürzte Referate enthält, kosten 10. für Lehrer 7,50 Mk.; Tageskarten 2.50 Mk. Rückfahrkarten werden für mehrere Länder zu ermässigten Preisen ausgegeben. Wir hoffen auf eine starke Beteiligung seitens des Publikums und besonders seitens der Erzieherwelt.

Programm, Mitgliederkarten usw. können von dem Kongressbüro, 13 Buckingham Street, Strand, London, England, bezogen werden.

Hochachtungsvollst

Prof. Michael E. Sadler, Präsident. Lord Avebury, Schatzmeister.
Dr. Sophie Bryant, 1. Vorsitzender.
Prof. J. W. Adamson, 2. Vorsitzender. Gustav Spiller, Generalsekretär.
Vizepräsidenten für Deutschland: Dr. Georg Kerschensteiner Prof. Friedrich Paulsen, Prof. Wilhelm Rein, Prof. Stumpf; für Oesterreich Prof. Friedrich Jodl, Prof. T. G. Masaryk; für die Schweiz: Dr. Gobat.

Einbanddecken für die Ethische Kultur zum Preise von 1.40 Mk. durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S. O. 16, Rungestr. 25—27** (Spreepalast.) Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13. Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: **Kurt Michaelis in Berlin.** — **Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121.** — **Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121.** — **Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.**

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI Jahrgang.	Berlin, den 15. September 1908.	Nr. 18.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das dritte Quartal. Wir bitten unsere Leser und Freunde recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur", mit ihrer Monatsbeilage „Kinderland" und der Vierteljahrsbeilage „Weltliche Schule" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen.

„Beschwerden wegen unpünktlichen Einganges bitten wir in erster Reihe bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder beim Briefträger anzubringen."

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Tolstoi.

Dem grimmigen Kulturhasser, dem ehrfurchtsvollen Prediger des Jesu-Evangeliums, dem Verächter von Reinlichkeit, Schönheit und Kunst schuldet die Ethische Kultur — einen Glückwunsch? nein, einen Herzensdank. Denn dieser Kulturverächter ist zugleich der größte Förderer innerer Kultur unter der denkenden und lesenden Menschheit der letzten 30 Jahre; der Jesusfreund und darum Kirchenverbannte: der wahre Neubeleber und Retter des tiefsinnigen und geistlebendigen Menschensohns vor seiner Vergöttlichung; der Bauer mit seiner ehrlichen Verachtung alles ästhetischen Firlefanzes, gleichzeitig ein wahrer Künstler von Gottes Gnaden, ein Priester der reinen Schönheit.

Tolstoi ist einer von den ganz Großen, mit denen — wie heute bei Jesus, Luther, Goethe — bloße Zeitgenossenschaft zu adeln scheint. Keine Spur von Uebermensch, von Heros oder Halbgott, eher ein leises Rüchlein von Sonderling, merkwürdigem Heiligen und Halbnarr. Nur, daß die liebenswerten Zeitgenossen im Spiegel ihrer eignen kleinen Seelen meist dies Augenblicksbild aufzufassen pflegen von dem, den die Nachwelt — auch in verzerrtem Spiegel — unter die Göttersöhne heben wird.

Tolstoi wird dem Schicksal, der Spezialheilige des Muschik zu werden, schwerlich entgehen, wenn erst die orthodoxe Kirche die unbequemen Wahrheitsecken von seinem Bild und seiner Lehre abgeschliffen haben wird. Er wird aber auch dann noch — wie Franz von Assisi — für echte Ethiker und Kulturmenschen ein herzerquickendes Erlebnis bleiben, bei dem der Wunder größtes ist, daß er so ganz wundervoll wunderlos ist.

Ein bis in's Tiefste hinein aufrichtiger Mensch, der wirklich und wahrhaftig die Wahrheit sagt. Und eben die Wahrheit dadurch als solche verrät, daß seine Wahrheit, obwohl sie grobschlächtig der Tageslüge in's Gesicht schlägt, nie eigentlich verletzt. Ein Mensch, der so sehr Mensch ist, daß uns seine Sünden und Irrtümer freuen, weil er uns vorlebt, wie menschliche Unzulänglichkeit mit höchstem Streben nach Heiligung und Gottähnlichkeit innigst verbunden sein kann.

Es ist immer freundlich, daß es Menschen gibt, die uns mit uns Gesindel versöhnen.

Es ist tröstlich an diesem Typus eines „echt russischen Mannes" zu ahnen, was die slawische Rasse der Menschheit noch leisten wird.

Und überaus herrlich ist es, in Tolstois langem Leben zu sehen, wie leidenschaftlichstes Jagen nach menschlichen Idealen zur Verwerfung aller und jeder Leidenschaft, auch des „heiligsten" Zornes und jeder Art van Rache, — sowie selbst der betörenden Liebesleidenschaft führt.

Frei werden vom Instinkt des Tieres, frei werden vom Affekt des Menschentieres — das heißt sich Gott nähern — das ist von je die Urweisheit der Besten gewesen, der Buddhisten wie der Stoiker, Jesu und Spinoza, Goethe und Tolstoi.

Dem greisen Ethiker heute unseren ehrfurchtsvollen Gruß und Dank. R. P.

Die Psychologie des Verbrechers.

Von Amtsgerichtsrat Sommer (Cleve).

Die geschlossene, man möchte sagen dogmatische Weltanschauung früherer Jahrhunderte fand sich leicht mit dem Verbrechertum ab. Im Banne oder doch unter der Nachwirkung religiöser Vorstellungen, die von dem Ungehorsam und dem Sturz Luzifers ihren Ausgang nahmen

und in der Lehre von den ewigen, vergeltenden Höllenstrafen ausklingen, betrachtete sie das Verbrechen lediglich als bewußte Auflehnung gegen die sittliche, von Gott d. h. den herrschenden Gesellschaftsklassen gesetzte Weltordnung, den Verbrecher als einen Verworfenen, der alle Schuld gegenüber der Gesellschaft trug, wenn sie ihn ausstieß und mit Strafen züchtigte, die der Grausamkeit der jeweils herrschenden Anschauung angepaßt waren. Mit dieser Auffassung räumte das neunzehnte Jahrhundert auf, als die naturwissenschaftliche Methode ans Ruder kam. Man lernte das Verbrechen als soziale Erscheinung begreifen und damit wandte sich das Interesse dem Verbrecher zu. Hatte man ihm früher einseitig alle Schuld an dem Rechtsbruch aufgebürdet, so führte der Rückschlag jetzt zu dem entgegengesetzten Bestreben, ihn von jeder Verantwortlichkeit zu entlasten, in ihm nur ein Opfer der Sünden der Gesellschaft, einen Kranken zu sehen, den man unschädlich machen dürfe, wenn man ihn nicht heilen könne, den man aber nicht strafen dürfe. Lombrosos Lehre vom „geborenen Verbrecher" wurde bahnbrechend. Aber der italienische Forscher wurde nicht nur bekämpft von der sogenannten klassischen Strafrechtsschule, die sich zur Verfechterin der alten Grundsätze aufwarf, sondern auch von solchen Forschern, die mit den Ueberlieferungen vergangener Jahrhunderte brechend, auf soziologischer Grundlage das Rätsel des Verbrechertums zu lösen trachteten. Unentschieden wogt der Kampf. In einem klar und gewandt geschrieben Buche*) versucht Staatsanwalt Wulffen eine zusammenfassende Darstellung dessen zu geben, was bisher für die Psychologie des Verbrechers geleistet worden ist, obwohl er sich nicht verhehlt, daß die Zeit hierfür noch nicht gekommen ist' weil die grundlegende, allgemeine Psychologie die Wege hierfür noch nicht geebnet hat. Wulffens Arbeit ist ein analytisches Studium der Verbrecherseele. Er verwirft Kurella's Ansicht, daß das Hauptmerkmal der verbrecherischen Psyche auf dem Gebiete des Charakters liege, der sich der experimentellen Forschung unzugänglich erweise. Er betont indeß, daß man im Suchen nach seelischen Unterscheidungsmerkmalen zwischen dem normalen und dem rechtbrechenden Menschen nicht zu weit gehen dürfe, einmal weil zwischen beiden das große Gebiet der sogenannten latenten Kriminalität liege, d. h. derjenigen, die im Bereiche der Vorstellungen verblieben und nicht in die Tat umgesetzt worden ist; sodann weil der Begriff des Verbrechens schwankend und unsicher den jeweiligen Auffassungen von Zeit und Ort unterworfen sei. Wulffen beginnt seine Darstellung mit der Physiologie und Psychologie, wobei er im wesentlichen Wundts bahnbrechendes System gibt, das bekanntlich auf der Annahme eines strengen Parallelismus physiologischer und psychischer Vorgänge beruht. Hier wie in dem zweiten, der Psychiatrie gewidmeten Abschnitt gibt der Verfasser lediglich Allgemeines ohne besondere Beziehungen zum Verbrechertum. Erst bei der Anthropologie wendet er sich speziell den Forschungen über die Verbrecherseele zu. Es ist Lombrosos Lehre vom „delinquente nato," vom geborenen Verbrecher, die besagt,

„daß alle echten Verbrecher eine bestimmte in sich kausal zusammenhängende Reihe von körperlichen, anthropologisch nachweisbaren Merkmalen besitzen, die sie als eine besondere Varietät, einen eigenen anthropologischen Typus des Menschengeschlechtes charakterisieren und deren Besitz ihren Träger, ganz unabhängig von allen sozialen und individuellen Lebensbedingungen, mit Notwendigkeit zum Verbrecher werden läßt."

Neben den „echten," den geborenen Verbrecher stellt Lombroso dann weitere Klassen verbrecherischer Menschen, die jene Merkmale nicht unbedingt besitzen müssen. Dahin gehören z. B. der Gelegenheits-, der Gewohnheits-, der Leidenschaftsverbrecher u. a. Wulffen gelangt, ohne die großen Verdienste Lombrosos und den gesunden Kern, der in seinem System steckt, zu verkennen, zur Verwerfung oder doch teilweisen Verneinung der Lehre des italienischen Forschers. Er betont namentlich, daß ein anatomisches Merkmal unmöglich einen Zustand kennzeichnen könne, der nach zeitlicher und örtlicher Auffassung verschieden sei:

„Handlungen, die wir als Verbrechen brandmarken, galten und gelten fernen Zeiten und fernen Völkern als sittlich. Der Verbrecher ist ein Degenerierter, seine Intelligenz durchschnittlich geringer wie die des normalen Menschen; sein Gefühlsleben anormal. Daher kommt es, daß so oft bei raffiniert angelegten Verbrechen der Verbrecher irgend eine Dummheit begeht, die ihn verrät. Das Gefühlsleben der Verbrecher ist anormal. Der „geborene" Verbrecher kennt keine Reue und Gewissensbisse. Das Sprichwort vom Schlaf des Gerechten ist eine Fabel. Verbrecher schlafen ruhig und tief. Niemals beklagt der Verbrecher sein Opfer, er empfindet auch nachträglich kein Mitleid mit ihm, eher verspottet er es oder empfindet Aerger und Wut über das Mißlingen seines Planes. Reue ist meist Komödie. Von der Gerechtigkeit hat der Verbrecher nur einen untergeordneten Begriff und bezieht sich gern auf die straflosen Laster seiner Umgebung. Trotz des vielgerühmten Korpsgeistes der Verbrecher besitzen sie doch keine Reue. Ihre Religiosität ist äußerlich, manchmal sind sie bigott und abergläubisch. Der Verbrecher ist oft äußerlich religiös, namentlich als Katholik."

Interessant sind die Einflüsse von Rasse, Volk, Religion, Geschlecht, Beruf auf das Verbrechertum, die in der Statistik zu Tage treten. Es gibt in allen Kulturstaaten 4—6 mal mehr männliche als weibliche Verbrecher, was darauf zurückzuführen ist, daß das Weib weniger als der Mann den Existenzkampf im wirtschaftlichen Leben selbständig auszufechten hat, und weil die Prostitution einen großen Teil der weiblichen Kriminalität absorbiert. Seit dem Mittelalter ist die berufsmäßige Verbindung der Prostitution mit dem Verbrechertum, namentlich Dieben und Mördern nachgewiesen. Die Ehe hat (nach Aschaffenburg) einen günstigen Einfluß auf die Kriminalität des Mannes, einen ungünstigen auf die Frau.

Ein wichtiger kriminalanthropologischer Faktor ist die Rasse. Italien steht in erster Reihe mit den Verbrechen gegen das Leben, Frankreich mit den Verbrechen auf sexuellem Gebiet, Deutschland mit dem Diebstahl. Auch innerhalb desselben Landes zeigen die einzelnen Landesteile ähnliche Verschiedenheiten. Der Deutsche besitzt zum Berufsverbrecher im großen Stile keine geeigneten Fähigkeiten. Das deutsche Verbrechertum verrät immer eine gewisse Plumpheit und Derbheit. Einbrüche in kleinen Restaurationen, Neubauten usw. sind die Spezialitäten der deutschen Einbrecher. Einbrüche in Juwelierläden, Bankhäuser, Amtsgebäude usw. sind uns erst vom Ausland importiert worden.

Bei der Würdigung der Tatsachen der Statistik ist zunächst zu berücksichtigen, daß diese nur einen annähernden Begriff von der Kriminalität gibt. Es scheiden aus alle Fälle, die nicht zur Entdeckung oder Aburteilung kommen. Nach Wulffens Schätzung kommen von den bei der Staatsanwaltschaft angezeigten Fällen mit bekanntem Täter 1/3 bis 2/3 zur Anklageerhebung und Aburteilung. Auf je sieben im Jahre 1904 angezeigte Verbrechen und Vergehen kommt eines, das ungesühnt blieb. Ueber die Hälfte aller Rückfälle kommen auf Diebstahl, Unterschlagung und Körperverletzung. Der Diebstahl ist das Delikt geistig und kulturell zurückgebliebener Bevölkerungsgruppen, während der Betrug das Delikt eines höheren Kulturniveaus ist.

„Die industrielle Entfaltung einzelner Gebiete ist es, welche das Bild der Kriminalität beeinflußt oder völlig verändert; weil sie es hauptsächlich ist, welche die Zuwanderung fremder Elemente, den Zustrom neuer Bevölkerungsmassen in die Städte und Industriezentren bewirkt."

Not und Dürftigkeit allein werden nicht Ursache von Verbrechen, erst die hinzutretende Genußsucht, bezw. die Anreize zu ihr und die Erkenntnis ihrer Annehmlichkeiten führen zu Straftaten. Die reichsten Landesteile, z. B. das ganze Elbgebiet, haben die stärkste Kriminalität. Umgekehrt erfreuen sich die Lausitz und das Erzgebirge, bekanntlich arme Gegenden, des besten Leumunds hinsichtlich ihrer

*) Wulffen, die Psychologie des Verbrechers, Gr. Lichterfelde, Langenscheidt 1908, 2 Bände. Preis 25, geb. 30 Mk.

Kriminalität. Ebenso sind mehrere französische Departements, die für die ärmsten bekannt sind, gleichzeitig die sittlichsten. Die Einwohner sind bedürfnislos. Das Verbrechen ist eine notwendige Begleiterscheinung der Kulturentwickelung und muß am Maßstab der jeweiligen Kulturhöhe gemessen werden. Erst wenn wir wissen, welche Anreize zum Verbrechen der augenblickliche Kulturzustand bietet, gewinnen die Zahlen der Statistik ihre Bedeutung. Dann erhalten wir das überraschende Ergebnis, daß die statistisch nachgewiesene Steigerung der Kriminalität verschwindend ist im Verhältnis zum Kulturfortschritt, der mit seiner Güterhäufung und Verfeinerung des Geschmackes die Anreize zum Verbrechen mehrt.

Auch die viel umstrittene Frage, welchen Einfluß die Religion auf die Kriminalität hat, erfährt eine eigentümliche Beleuchtung im Lichte der Statistik. Die Zahlen der katholischen Verurteilten überwiegen relativ diejenigen der evangelischen, die der christlichen Verurteilten relativ die der jüdischen. Hierzu bemerkt aber die Reichskriminalstatistik:

„In diesen kriminellen Verschiedenheiten tritt der Einfluß der Religion nicht rein zutage, da die anderen Faktoren der Kriminalität, hier insbesondere der Beruf und damit zusammenhängende Wohlhabenheit und Bildungsgrad, bei Katholiken und Protestanten auch die Nationalität (Slaven, Germanen) in ihrer Wirkung in diesen allgemeinen Zahlen nicht eliminiert sind. Auch annähernd wird die kriminelle Belastung nach der Religion aus der Statistik nicht zu entnehmen sein. Während der kriminelle Einfluß von Beruf, Alter, Geschlecht usw. nach der Statistik hoch anzuschlagen ist, wird man in der Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft die Erklärung krimineller Verschiedenheiten nur mit der allergrößten Vorsicht und Umsicht suchen dürfen und mit dem Instrument der Statistik wohl kaum finden können. Denn die bei uns verbreiteten Religionsgemeinschaften unterscheiden sich in ihren Moralvorschriften doch nicht dermaßen, daß ihre Angehörigen dadurch zu einem verschiedenen Verhalten gegenüber den Strafgesetzen bewogen werden könnten. . . . Daß die Kriminalität der Katholiken stärker ist, ist zum guten Teil auf die Verbreitung des Katholizismus in den kulturell weniger entwickelten, von einer teilweise slavischen Bevölkerung bewohnten östlichen Grenzgebieten des Reiches zurückzuführen, welche die höchsten Verurteilungsziffern aufweisen."

Nach der Statistik überwiegt die Kriminalität der Katholiken bei den Verbrechen und Vergehen gegen die Person, einschließlich Unzucht, und gegen das Vermögen bedeutend, während sich bei den Verbrechen und Vergehen gegen Staat und öffentliche Ordnung beide Konfessionen fast ganz die Wage halten. Auffällig bleibt, daß bei fast allen Delikten die Katholiken, und zwar meist erheblich, überwiegen, während die Protestanten, wo sie die höhere Ziffer aufweisen, sich nur ganz wenig von der katholischen entfernen. Die Juden, welche meist in Handel und Industrie tätig sind, weisen auch bei den Delikten dieser Erwerbszweige, bei Betrug (nicht Unterschlagung), Erpressung, Urkundenfälschung, Bankerott, Wucher und Gewerbevergehen die höhere Kriminalitätsziffer gegenüber den Christen auf.

Im vierten Abschnitt behandelt Wulffen die kriminalistische Ethik, in mancher Hinsicht der wichtigste Teil des Buches. Der kriminalistische Ethiker nimmt bei der Betrachtung des Verbrechers die erste Stelle ein, dann folgen die Männer der Einzelwissenschaften: Psychologie, Psychiatrie, Anthropologie, Statistik, Charakterologie. Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist auch die der Kriminalität. Das Verbrechen ist ein Teil der Unsittlichkeit, diese aber ein notwendiger Faktor in der sittlichen Entwickelung der Menschengeschlechter, die sich nur in Gegensätzen vollziehen kann. Wenn geistige Entwickelung nur in Gegensätzen möglich ist, so muß dem Sittlichen das Unsittliche und in diesem das Verbrecherische gegenüberstehen. Wie alles in der Natur regelt sich auch die menschliche Kriminalität selbst.

„In der Seelenroheit früherer Jahrhunderte äußerte sich entsprechend die Kriminalität, roh und brutal war demgemäß auch das Strafensystem. Uns Modernen hat hiergegen die Erfahrung überrascht, daß die abschreckende und noch mehr die bessernde Wirkung unserer Strafen so ziemlich versagen, ja daß eine gehäufte und zu harte Anwendung von Strafen gerade das Gegenteil unseres Zweckes, nämlich die Entehrung und damit die Erbitterung oder gar Gleichgiltigkeit und Stumpfheit des davon Betroffenen verursacht. So kommen Gegenwart und Zukunft zu milderem Strafensystem und Strafmaß."

Das Verbrechen ist eine beständige Offenbarung des sozialen Lebens. Jedes neue Rechtsgut wird dem Menschen auch schnell Mittel zur Verbrechensverübung. Der moderne Staat ist vom sittlichen Ideal weit entfernt und das Verhalten des Staates in seinen eigenen Angelegenheiten ebnet vielfach dem Verbrechen die Wege. Der Verbrecher macht sich zu Nutze, daß die Güterverteilung im Staate dem sittlichen Ideale nicht entspricht und der Berufsverbrecher arbeitet mit dem Instinkt der Gewaltstützen aus vergangenen Jahrhunderten. Er hat das Bewußtsein, ein höchst ehrenvolles Gewerbe zu betreiben, gegenüber dem Unrecht, das die als Ausbeuter und Erzspitzbuben betrachteten, besitzenden und regierenden Klassen an den Enterbten verüben, nur legitime Rache zu nehmen. Deshalb besitzt der kühne Verbrecher so oft die Sympathien weiter Volkskreise, zumal wenn seine Taten einen genial-humoristischen Zug aufweisen; man denke nur an den Hauptmann von Köpenick.

„Der Verbrecher nimmt, wenn man die äußerste Schlußfolgerung der Milieutheorie zieht, die Sünden des sozial unreifen Staates auf sich. Für ihn und seine Fehler leidet er. Daher die Sympathie der Menge. . . . Große Ziele machen den Menschen zum Helden, sie machen ihn auch zum Verbrecher. Es ist Zufall, welche Wahl sich vollzieht. Es ist dieselbe starke Kraft, die zur Heldentat oder zum Verbrechen führt. Deshalb ist das Verbrechen als Werkzeug zu großen Zielen nicht verächtlich."

Der Verbrecher muß gemessen werden mit dem Maßstab der jeweiligen Kultur, in der er auftritt, und seine Unsittlichkeit muß gesehen werden im Rahmen der staatlichen Sittlichkeit, von der seine eigene Sittlichkeit nur ein Teil sein kann. Das Volksbewußtsein ist dem Gesetzgeber stets um einige Jahrzehnte voraus. Es ist ein Zeichen steigender Kultur, daß sich die Strafen mildern.

Den letzten Abschnitt des Wulffenschen Werkes bildet die Psychologie im Strafverfahren und Strafvollzug. Echte Reue ist selten beim Verbrecher.

„Die echte Reue schließt zu viel von altruistischen Gefühlen in sich, die wir bekanntlich bei den Rechtsbrechern nicht suchen dürfen. Denn wirklich bereuen heißt die Uebeltat ungeschehen wünschen, nicht bloß im eigenen Interesse, damit man unbestraft bleibe, sondern vor allem im Interesse des Verletzten und der verletzten Rechtsordnung."

Auch Scham zeigt der Verbrecher selten. Das Schamgefühl über eine Straftat absorbiert gewissermaßen der Augenblick. Geständnisse sind mit Vorsicht aufzunehmen und man hüte sich sie zu überschätzen. Den Schluß des Werkes bildet ein Ausblick auf die Kriminalität der Zukunft und eine geradezu vernichtende Kritik unseres heutigen Strafrechts.

„Unser heutiges Strafensystem entbehrt der Gerechtigkeit zunächst darin, daß es keine ethisch befriedigenden Maße für die Zuerkennung der Strafen hat. Eine unsittliche, eine verbrecherische Handlung läßt sich nur unter Anwendung von Willkür in Jahre, Monate, Wochen, Tage einer Freiheitsentziehung umwerten. Das Unsittliche läßt sich nicht unter mathematische und arithmetische Begriffe bringen. Ebensowenig das Sittliche. Eine sittliche Großtat läßt sich auch nicht umrechnen in Tausende von Mark. . . . Das bestimmte Strafurteil läßt sich niemals begründen. Deshalb wird es vom Verurteilten stets und auch von Dritten häufig als ungerecht empfunden. . . . An Stelle des bestimmten Strafurteils ist das unbestimmte zu setzen. Der Richter hat nur ein Mindestmaß von Freiheitsstrafe festzusetzen; einer Kommission, aus dem Richter, dem Anstaltsbeamten, dem Anstaltsgeistlichen, dem Anstaltsarzte bestehend, bleibt es überlassen, den Zeitpunkt zu finden, in dem der Verurteilte für befähigt zu erachten ist, in die Freiheit zurückzukehren. Hier fällt jedenfalls die unlogische Gleichsetzung nicht vergleichbarer Größen weg. Die Abbüßung einer vom Richter festbestimmten Strafe kann zur Härte und Grausamkeit werden."

Keine Gerechtigkeit bieten Strafmaß und Strafprozeß weiter auch insofern, als die Verurteilung und ihre Folgen außer Verhältnis zur Straftat stehn. Die Unterschlagung eines kleinen Betrages schädigt den Betroffenen wenig; der Verbrecher, der dafür oft Monate eingesperrt wird, leidet

nicht nur, sondern auch seine Familie wird hart getroffen.

„Niemals dürfen Strafrecht und Strafverfahren in ihrer jetzigen Gestalt auf den Beifall des Volksgemütes rechnen, das mit sicherem Instinkt unsere Zustände als unbefriedigend erkennt. Die Strafen sind gegenüber der psychologischen und sozialen Notwendigkeit des Verbrechens wirkungslos und deshalb nicht gerecht. Sie sind gar nicht imstande, im allgemeinen abzuschrecken oder zu bessern, wenn schon sie im Einzelfalle ersteres öfter, letzteres zuweilen bewirken. Was die Strafen durch Besserung und Abschreckung Gutes wirken, wird wieder aufgehoben durch die Erbitterung, die sie bei dem Bestraften erzeugen.“

Das Verbrechen geht unerschütterlich seinen Weg. Nicht die Strafen vermindern die Verbrechen, sondern die sittliche Entwickelung des Menschengeschlechtes. Vergeltung als Strafzweck ist ausgeschlossen; so kann nur der Schutz der Gesellschaft vor den Verbrechern in Frage kommen. Im Lichte der wahren Ethik freilich müssen wir erkennen, daß die Verbrecher eine Mission für die ganze Menschheit erfüllen. Wenn sich die Entwickelung der Menschheit nur im Gegensatz von sittlich und unsittlich vollziehen kann, so muß es Individuen geben, in denen das Unsittliche und das Verbrechen in die Erscheinung treten. Sie tragen ebenso wie die Nichtverbrecher das Prinzip der sittlichen Entwicklung. Ob in absehbarer Zukunft überhaupt noch von einem Strafrecht wird die Rede sein können, ob nicht die Strafe dem Schutzanspruch der Gesellschaft gegen den Verbrecher wird weichen müssen steht dahin. Wulffen schließt: „Die bekannte Frage des Professors Birkmeyer, des Altmeisters der klassischen Strafrechtsschule: „Was läßt Liszt vom heutigen Strafrecht übrig?“ erledigt sich. Vom heutigen Strafrecht wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, künftig nichts übrig bleiben.“

Nein, ich gehöre ins Haus!

Eine Parabel.

Der Maurer Wilhelm kam nach Haus; in einem schönen Zustand war er: blau gemacht, angezecht, unter ein Automobil geraten. Der konnte seine vier Wochen liegen; die Unfallversicherung half nicht; ob der Automobilfahrer zahlen mußte, war zweifelhaft. Unzweifelhaft hingegen, daß die Familie mit Kind und Kegel Hungerpfoten saugen konnte. Denn die Maurer Kathel wußte, was sich gehört: dem Mann der außerhäusliche Beruf, der Frau die Innenwirtschaft. Um keinen Preis der Welt wäre die Kathel in eine Fabrik gegangen. Sie pflegte ihren Wilhelm, scheuerte und putzte, trug Stück auf Stück ins Pfandhaus; zu kochen gab es bald nichts mehr, da nahm sie Heimarbeit an, mit der sie täglich achtzig Pfennig verdiente, darüber bald das Haus versäumte; aber auf alles Zureden der sozialen Fürsorgerinnen, sie solle doch außerhalb arbeiten gehen, entgegnete sie nur: „Nein, ich gehöre ins Haus.“

Ganz ebenso ging es drüben auf dem Flur beim Tischler Gustav. Da saß der Mann. Ein kleines Sittlichkeitsverbrechen. Die Frau fand, von der Lappalie mache man wirklich zu viel Aufhebens, und sie sollten ihr den Gustav nur bald wiederschicken, denn das Strümpfestricken habe sie satt, satt, weil sie dabei hungern müsse. Als der Armenvorsteher ihr durch das städtische Arbeitsamt eine Stelle als Reinmachefrau anweisen ließ, flog sie ihm beinahe wie eine Furie ins Gesicht: das Reinmachen besorge sie bei sich, sie habe daheim genug zu schaffen, und die Frau gehöre eben ins Haus.

Ebenso war es mit den Mädchen des Volks. Waren die mit der Schule fertig, so bekam man sie mit 10 Pferden nicht mehr aus dem Hause fort. Die Rasse der weiblichen Dienstboten war schon längst ausgestorben, die Fortbildungsschulen für Mädchen standen leer, in den Fabriken mangelte es überall an Arbeitskräften, die nationale Produktion sank erschreckend, die Männerlöhne stiegen bis zu einem Punkte, der die Landesindustrie auf dem Weltmarkt völlig lahm legte und den heimischen Absatz nur noch in begüterten Kreisen zuließ. Es war eine Not, ein Geschrei, eine Kalamität, und allem entgegneten die Frauen unentwegt: „Nein, wir gehören ins Haus. Entfremdet uns nicht unserm eigensten Beruf.“

In dem allgemeinen Ruin saßen sie sittsam zu Hause, fegten die Stuben, schneuzten die Kinder, die Töchter kochten und strickten; auf den Markt gehen erschien ihnen schon eine außerhäusliche Beschäftigung, Heimarbeit nahmen nur die Frauen kranker Arbeiter oder die Witwen an. Und während sie zu Hause saßen, hatten die Männer sich draußen zu tummeln, um den Unterhalt für all die unversorgten Mäuler zu schaffen, die sich zu Hause aufsperrten. Und das war ihnen nicht lieb, den Männern.

In den gebildeten Ständen ging's nicht anders. Mit den Heiratsaussichten stand es dort besonders flau, und ganze Scharen mannbarer Jungfrauen saßen am Fenster hinter dem Rautenstock und warteten auf ihn, der da kommen sollte. Sie wohnten alle in Genossenschaftshäusern, da es ja keine Dienstboten mehr gab, und der Haushalt nahm sie nur wenig in Anspruch. Da schlugen sie denn den Cymbal gar gewaltig, malten, schrieben, modellierten und zeichneten, daß es eine Lust war. Nicht *eine* aber übte ihre Kunst und Wissenschaft im außerhäuslichen Beruf. Es war alles nur für des lieben Gatten häusliche Erheiterung und Erbauung, damit sie ihm später das nötige Verständnis entgegenbrächten und ihn am häuslichen Herd nicht langweilten. — Die Gatten, Väter und Brüder aber seufzten unter dieser Last, und sie sagten: „Kommt, wir öffnen euch alle Männerbildungsanstalten, ihr könnt alle Männerexamen ablegen, alle Männerberufe erfüllen, aber tragt eurerseits zu den Bedürfnissen des Haushaltes bei.“

„Die Ehe ist unser Beruf,“ entgegneten die mannbaren Jungfrauen hinter dem Rautenstock der Genossenschaftshäuser.

„Wir haben aber 1 200 000 Frauen mehr als Männer,“ antworteten die Gatten, Väter und Brüder.

„So sorgt, daß es anders werde,“ ertönte der Chor der Jungfrauen.

„Von 18 Millionen erwachsener Frauen sind nur noch 9 Millionen verheiratet,“ wiederholten die Männer.

„Das ist eure Sache,“ wiederholten die Jungfrauen, „unsere natürliche Bestimmung ist die Ehe, nichts kann uns ihr untreu machen, wir sitzen und warten,“ und sie warteten.

„Ihr habt aber so hohe Gaben,“ flöteten die Männchen wieder, „ihr seid von der Natur so trefflich veranlagt für das Studium der Wissenschaft, ihr wäret so vorzügliche Anwälte, so weise Richter, so beredte Geistliche. Seht ihr denn nicht, daß es eine sittliche Notwendigkeit ist, weibliche Aerzte zu haben? Kann das soziale Leben eurer Mütterlichkeit entraten? Wollt ihr uns nicht von den politischen Bürgerpflichten befreien, zu denen der Daseinskampf uns keine Zeit mehr läßt?“

Da schwoll den Weibchen das Herz, so hatte man sie nie erhoben! Doch sie gedachten des Raben mit dem Käse im Schnabel, und sie ließen ihren Käse nicht fahren, sondern antworteten züchtig-minniglich: „Und sollten wir all diese Gaben auf ewig degraden — nein, wir gehören ins Haus!“

Da ergrimmte der Mann über die frechen Ansprüche des Weibes. Und er hielt einen Rat und erklärte: Die neun Millionen Ehefrauen und die kleinen Kinder, die will und soll und kann der Mann erhalten, denn die Ehefrauen arbeiten im Haus und bieten gewisse kleine Annehmlichkeiten, auf die ein rechter Mann nicht gerne verzichtet. Die übrigen neun Millionen Weiber jedoch, die ledig oder verwitwet sind, raus mit ihnen aus dem Haus!

Dieser Beschluß ward einstimmig gefaßt und am Tage danach erschien ein Befehl: *An das faule und schmarotzende Geschlecht.* Danach mußte jede mannbare Jungfrau ohne Mann und jede Wittib und jedes Weib

eines erwerbsunfähigen Mannes in den Beruf — auf linkshändige Verbindungen ward keine Rücksicht genommen, alles mußte mir nichts dir nichts in die Fabrik, die Landwirtschaft, den Dienst, die Schulen und Verwaltungen. Man hörte keinen Cymbal mehr, die Rautenstöcke verdorrten und die Genossenschaftshäuser gingen ein. Mit dem Stock durfte jedes müssige Weib ledigen Standes an seine Arbeit getrieben werden, und die Männer rieben sich die Hände, lachten sich ins Fäustchen: Das hatten sie ihnen ausgetrieben, das „Ich gehöre ins Haus." —

Nach fünfzig Jahren sprach man allgemein von einem neuen fürchterlichen Uebel, von — der Konkurrenz der Frau.

Dr. Käthe Schirmacher.

Streiflichter.

Soldatenphilosophie. Generalmajor Keim, einer der in Deutschland so zahlreichen Generalssoziologen, dem wir in voriger Nummer ausführlich das Wort ließen, hat in seinem Artikel „Sedan" („Tag" vom 2. September) erneut sein Glaubensbekenntnis abgelegt; er notiert mit Genugtuung, daß die preußische Unterrichtsverwaltung Schulfeiern empfohlen habe, und fährt dann fort:

„Daß solches nicht für ganz Deutschland von Reichs wegen befohlen werden kann, ist ein nationales Armutszeugnis. Es beweist wiederum, wie bitter not uns der Reichsschulmeister tut. Zumal humanitäre Wehleidigkeit, verkuppelt mit internationalen Phrasen und einer weitbergeholten christlichen Anleihe, die Sedanfeier bekritteln. Dazu gesellt sich die Schar der philisterhaft und kosmopolitisch Verrannten sowie der geistig Hochmütigen, denen es ein Greuel ist, daß nicht die Bierbank, nicht Künste und Wissenschaften, nicht einmal die Parlamente am letzten Ende der Geschicke der Völker bestimmen, sondern die männermordenden Kriege. Nicht allein politisch, sondern auch sozial und kulturell. Hätten z. B. die Araber 723 bei Poitiers die Franken aufs Haupt geschlagen und nicht umgekehrt, so sind die geschichtlichen Folgen gar nicht auszudenken."

Ueber die Sedanfrage ist in diesen Blättern anläßlich des Falles Harder (Hamburg) gesprochen worden (Nr. 7), und das Beispiel von Poitiers beweist lediglich, daß Keim für die Darlegungen des Herrn Geheimrat Foerster, wie vorauszusehen, unzugänglich ist. Leidenschaftliche Gewaltmenschen kennen stets nur eine Schablone, die sie über alle wechselnden Bedingtheiten hinweg gleichmäßig auf alte Jahrtausende anwenden. J. Novicow schreibt in seinem neuesten, auch hier besprochenen, großen Werke (S. 348):

„Niemand bestreitet, daß die Tiere verschiedener Gattung (Löwe und Boa, Katze und Maus) miteinander kämpfen können, nur für den Menschen macht man eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel. Für ihn allein versteht sich „der Kampf" einzig als ein Kampf gegen die Individuen seiner eigenen Gattung, und niemals als ein Kampf gegen die anderen Gattungen. Wenn es aber notorisch feststeht, daß die Wölfe leben können, ohne sich zu fressen, kraft welchen Naturgesetzes kommt . . . man dazu, zu behaupten, daß die Menschen das nicht können? . . . Da beim Menschen die geistigen Fähigkeiten überwiegen, treten die Instinkte an die zweite Stelle.

Es ist ja allgemein bekannt, daß tatsächlich der Menschen heftigste Kämpfe, analog den Tieren, gegen die anderen Arten und die Unbilden der physischen Umwelt gerichtet sind, so daß trotz der Ewigkeit des Kampfes selbst seine Methoden bis ins Endlose variieren können."

An dieser Stelle ertönt nun unfehlbar die Mahnung des Herrn Generalsoziologen, vor den politischen Rassefragen möge die Wissenschaft aufrichtig ihren Bankerott erklären. Novicow, der als Nichtsoldat von Keim wissenschaftlich wohl nicht für voll genommen wird, widmet in seiner „Föderation Europas" dem „Rassenhaß" ein besonderes Kapitel. Obwohl er zugibt, daß hier ein sehr ungünstiger Faktor vorliegt, warnt er ausdrücklich davor, ein allgemeines Merkmal von größter Wichtigkeit zu übersehen:

„Die Geschichte lehrt uns nämlich, daß die politische Rolle der Rasse völlig unbedeutend ist; niemals haben Rassenunterschiede selbst der heftigsten Art politische Vereinigungen an ihrer Bildung verhindert."

Sehr hübsch weiß Novicow über den „soziologischen deus ex machina" der in letzter Zeit so modern gewordenen Rassenfrage zu spötteln. Um aber dem militärischen Wissenschaftler in die graue Vorzeit zu folgen: die Kriege Karls des Großen gegen die Sachsen wurden nicht minder erbittert geführt, als die der Deutschen gegen die Slaven, obwohl Kaiser Karl wie die Sachsen germanischen Stammes waren. Novicow weist auf die unbestimmbaren, rein subjektiven Grenzen der einzelnen Rassen hin, deren Haß er durch den konkreteren Begriff „nationale Gehässigkeiten" ersetzen will. Wie der Haß, so ist aber auch die Sympathie ein Gefühl der menschlichen Seele. Im Mittelalter haßten sich Florenz und Pisa, Venedig und Mailand aufs heftigste. Oesterreichs Haß gegen Frankreich erfüllte drei Jahrhunderte lang Europa mit Blut und Tränen. Wie lange haben sich nicht England und Rußland gehaßt, bevor sie kürzlich ihr Abkommen trafen, und wohin ist heute der ungemein tiefgehende englisch-französische Antagonismus verflüchtigt?

Wenn also heute schon nicht mehr gilt, was vor zehn Jahren noch unbedingte Norm war — welche Sorgfalt geschichtlichen Denkens beweist es dann, wenn ein Gewaltverehrer ein Ereignis vom Jahre 723 als dauernd maßgeblich hinzustellen versucht?

A. H. Fried hat mit Recht darüber geklagt, daß nirgends anderswo so zahlreiche Militärs in angesehenen Blättern die soziologische Feder mit so bewundernswerter Einseitigkeit führen dürfen wie in Deutschland. Die Reihe der Liebert, Liegnitz, Bruchhausen, Keim, Reventlow und Boguslawsky läßt sich beliebig erweitern. Männer mit bester, technisch-soldatischer Durchbildung werden mit einem Male zu vielgelesenen Wortführern nationalökonomischer „Erkenntnis", vermittelt durch die Brille des Nur-Soldaten. Man muß befürchten, daß dadurch Deutschland Ansehen bei der übrigen Kulturwelt nicht gerade gewinnen wird.

E. L. Siemering.

• •

Entwürdigung des Religions-Unterrichtes nennt die gewiß nicht übermäßig oppositionelle „Berliner Nationalzeitung" einen Fall, über den sie, wie folgt, berichtet:

„Bei der Aufnahme eines Knaben in die Mittelschule im elsässischen Mülhausen ergaben die Personalfragen, daß der Junge keine Religion hatte. Er war nicht getauft worden. Als der Rektor die Aufnahme des Knaben von der Vorschrift abhängig machte, daß er eine der anerkannten Religionen (katholische, protestantische oder jüdische) haben müsse, überließ der Vater es dem Rektor, eine auszusuchen, um dann, als der Rektor davon natürlich nichts wissen wollte, den Jungen für einen der erforderlichen, und zwar den jüdischen Religionsunterricht zu bestimmen. Die Angelegenheit begegnete erneuten Schwierigkeiten, als der Rektor die Frage stellte, ob der Junge „beschnitten" worden sei. Das war nicht der Fall. Da nun der Rabbiner unbeschnittene Jungen nicht in den Unterricht aufnimmt, sattelte der Vater zur katholischen Religion um. Der betreffende Religionslehrer wurde gebeten, den Jungen in die hinterste Bank zu setzen und ihn sich selbst zu überlassen. Das geschah. Auf der hintersten Bank faulenzt sich nun der Junge durch den Unterricht durch. — Solchen Entwürdigungen des Religionsunterrichts sollte doch nachdrücklich entgegengetreten werden."

Sehr richtig! Ueberaus vernünftig! Nur fürchten wir, mit der „Nat. Ztg." nicht ganz über die Mittel, wie dergleichen vermieden werden sollte, einig zu sein. Oder sollte sie jetzt mit uns für die Abschaffung des konfessionellen Unterrichts aus der Schule eintreten, dessen Erzwingung zu solchen Szenen führt?

Wenn der Vater nach gewissenhafter Ueberzeugung von der durch das Gesetz ihm gegebenen Gewissensfreiheit den Gebrauch macht, zu erklären: „Ich bedarf für mein Kind keines Religionsunterrichtes." Wollt ihr das Kind aber zwingen, nun, so zwingt auch recht und tragt selbst die Verantwortung für die Auswahl!" so mag das den Leitenden nicht bequem sein, aber logisch ist es. Und wenn der in

seiner Ueberzeugung Vergewaltigte sein Kind dort in passivem Widerstand verharren läßt, wo ihm der aktive verwehrt wird, so ist dies zum mindesten verständlich.

Aber wir würden kein Wort über die Sache verlieren, wenn es sich um einen seltenen Ausnahmefall handelte. Jeder Religionslehrer großstädtischer Volksschulen aber ist Zeuge, daß dieser passive Widerstand ihm fast jede Klasse verdirbt.

Wer also entwürdigt eigentlich die Religion? Der, der sie sich nicht zwangsweise aufdrängen lassen will, oder der Narr, der da meint, Religion lasse sich in Widerwillige hineinprügeln, wie das Einmaleins?! —

Sprechsaal.

Zum Thema **„Doppelte Moral"**.

Die Entgegnung Siemerings in Nr. 17 d. J. auf meinen Artikel in Nr. 16 läßt sich den schlimmsten Fehler zu schulden kommen, der hier gemacht werden kann. Er sagt nämlich, von der Moral des Krieges, wie ich sie dargestellt habe, sei nur noch ein kleiner Schritt zur ethischen Höhe des Wegelagerers. Diese Verwechselung ist gerade bei einem Juristen im höchsten Maße befremdlich. Dem sollte doch klar sein, daß er hier über den wichtigsten Unterschied zwischen den beiden verglichenen Sphären hinwegtänzelt. Wenn es *einen* durchschlagenden und ganz unwiderleglichen Einwand gegen die Möglichkeit des von der Friedensbewegung Erstrebten gibt, dann liegt dieser doch gerade darin, daß es für die Störungen des normalen oder moralischen Zusammenlebens durch *Einzelne* — *Gerichte* gibt hinter deren Urteilen der *Gerichtsvollzieher* steht, und daß es etwas ähnliches im *internationalen* Verkehre und bei seinen Zusammenstößen *nicht* gibt, — falls man nicht *dasselbe*, was man abschaffen will, nämlich den *Krieg*, die *Gewalt*, wieder zum Wächter der Ordnung einsetzt.

Nur an *einer* Stelle können private und internationale Konflikte miteinander verglichen werden, und sind sie beide der allgemeinen Ethik unterworfen; das ist da, wo ich selber es bereits anerkannt habe, nämlich *beim Ausbruche* der Konflikte. Wie in mindestens 99 von 100 gerichtlichen Streitfällen eine moralische Verfehlung auf der einen oder auf der anderen oder auf beiden Seiten handgreiflich vorliegt, so entstehen auch zwischen den Völkern die Konfliktsfälle, welche zum Kriege führen, nicht ohne moralisches Verschulden, meistenteils auf beiden Seiten. Dann aber steht die *Lösung* der Konflikte dort und hier *durchaus* unter *verschiedener* Beurteilung; und es wäre für den Juristen jedenfalls sehr beachtenswert, daß auch die staatlich geordnete Rechtspflege, welche rohe Gewalt — Selbsthilfe — des Einzelnen ausschließt, ihre Kraft und Wirksamkeit doch nur in der Gewalt hat, mit der der Staat sich der Durchführung des regelrecht erkannten Rechtes annimmt.

Den zweiten Grundfehler Siemerings sehe ich in einer mißbräuchlichen Benutzung seiner großen Belesenheit und seines erstaunlichen Gedächtnisses. Alle Zitate nämlich, die er beibringt, und mit denen er die von mir ausgesprochenen Gedanken zu widerlegen vermeint, sind dazu nur tauglich, wenn man sie nur oberflächlich betrachtet oder ganz ihrem Sinne entgegen deutet. Wenn Dernburg sagt: „eine menschliche Kriegführung gibt es überhaupt nicht," — so heißt das selbstverständlich: eine Kriegführung, bei der man den gewöhnlichen menschlichen Verkehr unter dem Gesichtspunkte der höchsten ethischen und kulturellen Entwicklung innehalten wollte, ist begrifflich unmöglich. Und ebenso, wenn Kretschmann sagt: „Kriegführen und Milde üben sind Gegensätze, die sich nicht vertragen," — so heißt das richtig verstanden natürlich, man darf nicht Milde üben an solcher Stelle und in solcher Weise, daß dadurch der Zweck der Kriegsführung vereitelt wird; und ähnlich ist es mit all seinen übrigen Zitaten beschaffen: kein einziges und alle zusammen widerlegen nicht, daß die Kriegführung infolge der allgemeinen Kulturentwicklung durch das Mittel internationaler Vereinbarungen „humanisiert", aller *unnötigen* Grausamkeiten entkleidet worden ist. Der Gedanke Schillers „Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg" beherrscht das moderne Völkerrecht in seinen Festsetzungen für Kriegsfälle. Ueberwunden muß der Gegner werden; dazu ist der Krieg überhaupt da, wenn es einmal unmöglich geworden ist, ihn zu vermeiden. Aber es ist doch wohl ein Unterschied, ob damit die Bestie im Menschen ungezähmt losgelassen wird, oder ob ethische Besonnenheit dazu führt, auch in dem Gegner immer noch, so weit es irgend möglich ist, den Menschen zu sehen, zu achten und — zu schonen. Es ist ja doch wahrlich nicht unbegreiflich, wenn bei früheren und niederen Kulturzuständen der Kriegsgegner einfach alles menschlichen Rechtes entkleidet wird, wenn der Verwundete niedergemacht, der Gefangene in die Sklaverei verkauft oder den Göttern geopfert, bezw. bei festlichem Mahle dem eigenen Magen einverleibt, der Sieg durch Unmenschlichkeiten gegen Weiber und Kinder ausgebeutet wird, und dergl. mehr. Es bedeutet eine wirkliche und wesentliche „Humanisierung" des Krieges, wenn aus dem Kriege durch völkerrechtliche Festsetzungen alle für den Kriegszweck selber nicht unmittelbar nötigen Unmenschlichkeiten ausgeschlossen werden. So lange wie der Feind mit der Waffe in der Hand aufrecht steht und es den offenen entscheidenden Kampf gilt, gebietet es der Zweck und die Umstände, daß er im Ganzen und im Einzelnen möglichst unschädlich gemacht wird. Milde zu üben in dem Sinne, daß man die Kanonen ungeladen oder unabgeschossen läßt, weil drüben ja lauter Menschen stehen, ist natürlich Unsinn und mit der Kriegführung unvereinbar. Aber der unschädlich gemachte Feind hört auf, ein Gegenstand der Feindschaft zu sein, er wird Mensch und Bruder, dem die gleichen Rücksichten geschuldet werden wie dem eigenen Landsmann.

Also an der *sachlichen Richtigkeit* und an der *ethischen Würdigung* dieser von mir berührten Verhältnisse wird durch Siemering *nicht das geringste verändert*; und ebensowenig ist es ihm schließlich gelungen, ja, er hat kaum den Versuch dazu gemacht, die Statuierung einer eigenen Moral des Krieges zu erschüttern. Der Versuch, hier Recht und Moral in eine spitzfindige Entgegensetzung einerseits und gegenseitige Abhängigkeit andererseits zu bringen, um den Gedanken zu widerlegen, daß der Krieg seine eigenen Moralgesetze hat, *die aber solche sind*, muß als gänzlich verunglückt bezeichnet werden. So gut, wie es im Kriege ein eigenes *Recht* gibt, welches von dem Rechte in Friedenszeiten sehr wesentlich abweicht, so gibt es auch im Kriege eine selbständige, von der in Friedenszeiten gültigen recht erheblich abweichende Moral. Es ist im Kriege nicht nur moralisch recht, unter Umständen zu töten, sondern es ist im Kriege auch moralisch *nicht* recht, unter Umständen *nicht* zu töten.

Daß der Kriegszustand ein Ausnahmezustand ist, hat noch niemals ein Mensch geleugnet; daß dieser Ausnahmezustand möglichst beseitigt und unnötig gemacht werden soll und muß, habe auch ich ausgesprochen. Ich habe aber getreu dem Grundsatze, der für mich als entscheidender für die Ethik gilt, daß nämlich die Ethik neben der Natur des Menschen auch auf die *wandelbare Natur der Umstände des menschlichen Gemeinschaftslebens* begründet werden muß, *die Augen offen gehalten*, vor den zwar nicht wünschenswerten, aber gelegentlich *tatsächlichen* Umständen des Kriegszustandes, und ich kenne keine Logik, welche imstande wäre, die Ableitung einer Ethik *für* diese Umstände *aus* diesen Umständen selber abzulehnen. Genug, wenn man sich nach Möglichkeit hütet, diese Moral und die gewöhnliche allzusehr auseinander weichen zu lassen, — was „in der Hitze des Gefechts" nur zu leicht geschieht. Wird doch mein von mir aufrichtig geschätzter Gegner in seiner juristischen Berufstätigkeit noch oft genug es zu erleben haben, daß auch bei den Rechtsstreitigkeiten im geordneten Staatsleben nicht etwa bloß die allerfeinsten ethischen Forderungen außer Acht und Kurs gesetzt werden, — wo es doch wahrlich nicht nötig wäre, da hier eben eine mächtige Hand über den Parteien waltet, die ihr Recht schützt und im Notfalle für sie mit ihrer Gewalt durchsetzt. Da dürften sich die Streitenden wohl ihrer menschlichen Würde und ihrer ethischen Pflichten so weit bewußt bleiben, daß sie sich von keiner der letzteren in der Durchführung des Rechtsstreites dispensierten. Hier halte ich eine solche „Streitmoral" — so zu sagen —, wenn sie von der allgemeinen abweicht, für unzulässig, — aber eben deswegen, weil hier für den Streitfall selber öffentliches Recht und öffentliche Macht in die Schranken tritt, die in *jeder* Beziehung *über* den Parteien steht, — während davon im Kriege nicht die Rede ist, sondern da lediglich an die Macht appelliert wird, die sich nur durch Gewaltmaßregeln den Sieg verschaffen kann.

Es ist sehr schön, für ideale Forderungen einzutreten und zu kämpfen; aber es ist durchaus nicht schön, darüber den Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu verlieren und Anschauungen zu kultivieren, die bei jedem Schritte unvereinbar mit der Wirklichkeit zusammenstoßen.

Bruno Meyer.

Vermischtes.

Aus dem Herbstprogramm der Freien Hochschule Berlin notieren wir: Dr. *Max Apel*: 1. Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit; 2. Einführung in die kritische Philosophie Kants. M. H. *Baege*: Einige Hauptprobleme der Naturphilosophie. Dr. *Bruno Bosse*: Abergläubische Anschauungen in der Volksmedizin und ihr Wert. — Medizinisches Colloquium. Dr. *Ernst Cahn*: Kunst und Kunstgewerbe des Altertums (mit Führungen im Museum) — Einführung in die Baukunst (mit Lichtbildern). Dr. *Eduard David*: Volksernährung und Volksvermehrung. Dr. *Max Déri*: Einführung in die Kunstgeschichte (mit Lichtbildern). *Wilh. Daegen*, Oberlehrer: Einführung in die englische Sprache. — Englische Lektüre

des 19. Jahrhunderts. **E. Francillon**, Lektor: Causeries modernes. — Einführung in die französische Sprache. **Kurt Walter Goldschmidt**: Wert des Lebens — Optimismus und Pessimismus. — Ibsen und sein Verdienst für die moderne Kultur. **Alfr. Haenig**, Ingenieur: Im Reich des Vulkan (mit Lichtbildern). — Im Zeichen des Verkehrs (mit Lichtbildern). Dr. **Herm. Hasse**: Die Frauenfrage. — Reich der Zukunft (Utopien). — Technische Spaziergänge für Laien. Dr. **Richard Hennig**: Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens. Dr. **Hersurth**: Recht des bürgerlichen Lebens. — Kolonialpolitik Deutschlands und anderer Nationen. Dr. **Magnus Hirschfeld**: Vom Wesen der Liebe (Zyklus für Damen). — Das Sexualleben (Zyklus für Herren). Dr. **Rich. Hohenemser**: Haydn, Mozart, Beethoven. — Das deutsche Lied. **Theodor Kappstein**: Nietzsche als Mensch, Denker und Dichter. — Die Premièren der Woche. Dr. **W. Kaesbach**: Rubens und Rembrandt (mit Führungen im Kaiser Friedrich-Museum). Dr. **Louis Katzenstein**: Wirtschaftspolitik des deutschen Reiches. — Einführung in die sozialpolitischen Probleme unserer Zeit. Dr. **Jos. Kern**: Führungen in der Nationalgalerie. Musikdirektor **Knetsch**: Einführung in das Verständnis der musikalischen Kunstwerke. Dr. **Hans Menzel**: Schöpfungsgeschichte im Lichte der Geologie. — Geologische Wanderungen in der Mark. Direktor **Fr. Moest**: Die Kunst des Vortrages (mit Uebungen). **Dr. Rudolph Penzig**: Sexualethik und Sexualpädagogik. Direktor **Schultz-Hencke**: Einführung in die Photographie. **U. F. Sgnazzini**: Einführung in die italienische Sprache. — Conferenze italiane. Kapellmeister **Willy Starck**: Richard Wagner. Frl. Dr. **Olga Stieglitz**: Russische Literatur der Gegenwart. Dr. **Bruno Wille**: Weltanschauungsfragen des täglichen Lebens. — **Oskar Wallmann**, Oberlehrer: Cours pratique français (Kursus für Anfänger). — Französische Lektüre.

Bücherschau.

Edward Westermarck: The origin and development of moral ideas. London 1908. Macmillan & Co.*) 2 Bände.

Nach der gesamten englischen Kritik zu urteilen, ist dieses neueste Buch (2 Bände) des berühmten Helsingforser und Londoner Universitätsprofessor die hervorragendste Erscheinung des diesjährigen britischen Büchermarktes. Das Werk ist tatsächlich sehr bedeutend und in hohem Maße geeignet, auf lange hinaus richtunggebend und grundlegend zu wirken. Gleich W.'s epochemachender „Geschichte der Ehe“ (Jena 1893), wird bald auch „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“ zu den klassischen Werken der Sittengeschichte gerechnet werden.

Seine Entstehung verdankt das umfangreiche Werk einem vor vielen Jahren stattgefundenen Gespräch W.'s mit einigen Freunden über die Ursachen der herrschenden großen Unterschiede in den sittlichen Anschauungen. An der Antwort hat W. 16 Jahre gearbeitet.

W. geht davon aus, daß alle Sittenurteile einen Gefühlsursprung haben; wenngleich der Einfluß des Intellekts auf sie groß sei, wurzeln sie der Hauptsache nach nicht in der Vernunft, sondern im Gemüt. Die Autorität des Sittengesetzes sei nur ein Ausdruck eines stark entwickelten sittlichen Bewußtseins. Das bedeutet, daß es keine allgemein gültigen sittlichen Wahrheiten gibt. W. bricht eine recht spitze Lanze für den ethischen Subjektivismus; er verkennt nicht dessen Gefahren, betont aber mit Recht, daß viele Dinge gefährlich und dennoch wahr sind. Er wünscht jedoch keineswegs, den ethischen Subjektivismus so weit getrieben zu sehen, daß jedermann vorbehaltlos lediglich seinem eigenenen „Gewissen“ gemäß handle. Nach ihm entspringen die sittlichen Gefühle in letzter Linie von den sogen. „Vergeltungsgefühlen“, die in „Unwille“ und „freundliches Empfinden“ zerfallen; aus diesen entstehen u. a. „sittliche Mißbilligung“ und „sittliche Billigung“, aus denen wiederum die „sittlichen Gefühle“ hervorgehen. Diese Thesen bilden die Grundlagen, auf denen unser Autor seine ethisch-philosophischen Darlegungen aufbaut. Nach eingehender Behandlung der Beschaffenheit der sittlichen Gefühle und der Entstehung der Moralempfindungen analysiert er in geistvoller Weise die wichtigsten Moralbegriffe und weist nach, daß die Sitten und Gesetze nichts anderes sind als Ausdrücke sittlicher Anschauungen. Sodann setzt er die Natur der Gegenstände „erleuchteter Sittenurteile“ — das Betragen, die Handlungen, den Willen usw. — auseinander und führt aus, daß die Sittenurteile immer und überall in erster Reihe oder ausschließlich auf den Willen des Handelnden oder Täters gerichtet sind. Außerordentlich fesselnd ist die nunmehr folgende Untersuchung über die geistige Unzurechnungsfähigkeit von Tieren, Kindern, Sachen, Geistesgestörten und Berauschten in allen Zeiten und Ländern. Sodann beleuchtet er eine Anzahl ethisch-juristischer Gebiete in den Kapiteln „Beweggründe des Handelns“, Unterlassung, Fahrlässigkeit und Charakter“, „Sittliche Wertung und freier Wille“ und „Tötung überhaupt“ (einschl. des Krieges). In den letztgenannten Kapitel vollzieht sich gleichzeitig der Uebergang vom theoretischen zum praktischen Teil des Werkes. Mit einer erstaunlichen Fülle ethnographischen Tatsachenmaterials erörtert er praktisch die wichtigsten Moralbegriffe: im 1. Bande „Das Töten von Eltern, Kindern, Kranken und Neugeborenen“, „Das Töten von Weibern und Sklaven und der Einfluß von Klassenunterschieden auf die kriminelle Wertung des Mordes“, „Menschenopfer“, „Blutrache, Entschädigung und Todesstrafe“, „Der Zweikampf“, „Körperverletzungen“, „Mildtätigkeit und Freigebigkeit“, „Gastfreundschaft“, „Die Hörigkeit der Kinder“, „Die Hörigkeit der Ehefrauen“, „Die Sklaverei“; im 2. Bande die übrigen hauptsächlichen Moralbegriffe, insbesondere die mit der Geschlechtsfrage zusammenhängenden (Ehe, Ehelosigkeit, freie Liebe, Prostitution, Ehebruch, Homosexualität,) den Altruismus, den Selbstmord, das Eigentumsrecht, die Wahrheitsliebe, den Patriotismus, die Dankbarkeit, das Verhalten gegen Tiere, Verstorbene und übernatürliche Wesen, die Askese, Reinlichkeit und Unreinlichkeit, Arbeit und Ruhe, Speisevorschriften, Stolz, Ehre, Höflichkeit 2c.

Selbstverständlich mußte eine so umfangreiche Untersuchung auch viele ganz neue und konkrete anthropologisch-soziologische Ergebnisse zeitigen. Scheinbar mit den einfachsten Mitteln stellt er nicht wenigen Schlußfolgerungen und Hypothesen seiner Vorgänger und Fachgenossen ganz gegenteilige Forschungsresultate entgegen. Insbesondere hinsichtlich der Stellung der Gattinnen, der Bedeutung der rätselhaften Uebergastlichkeit zahlloser Natur- und Halbkulturvölker, des Wesens der übertriebenen Mildtätigkeitsvorschriften der Hauptreligionen, der Beschaffenheit der Rache in den ältesten Zeiten, der Tempelprostitution, des Totenkultus, der Menschenfresserei und der Pflichten gegen Götter gelangt er zu vielen geistvollen, ganz neuen Erklärungen und Aufklärungen, die zum Teil sehr überraschend sind.

Ich wüßte für Gebildete keine anregendere, wertvollere, geistreichere Lektüre als dieses gediegene Werk, welches trotz seines hochwissenschaftlichen Charakters für unterrichtete Laien ebenso lesbar ist wie für Gelehrte. Deshalb möchte ich auf die deutsche Ausgabe nachdrücklich aufmerksam machen.

Leopold Katscher.

* * *

Ernst Horneffer. Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart. Jena, Eugen Diederichs. Mk. 1,50.

Der bekannte Nietzsche-Herold macht hier den Versuch, in Chr. Friedrich Hebbel einen Vorläufer Nietzsches und Verkünder des Evangeliums der Kraft zu entdecken. Eine Aufführung der „Judith“ hat ihm, wie er schreibt, das Auge dafür geöffnet. Kein Wunder, daß die Holofernes-Gestalt in ihm die bekannten Züge des „Herrenmenschen“ annahm. Dennoch scheint mir, das Schriftchen leidet an jener gewissen Gezwungenheit, mit der wir so leicht eine gelegentliche und in die Augen springende Aehnlichkeit überspannen und zur geistigen Verwandtschaft (eine wirkliche Abhängigkeit Nietzsches von Hebbel wird nicht behauptet) stempeln wollen. Mit einer solchen Idee im Kopf ist es dann nicht schwer, aus den Tagebüchern, Briefen 2c. des Dichters Belegstellen für die neue Ansicht aufzufinden.

Nichts destoweniger ist das Büchlein reich an einzelnen richtigen und geistvollen Betrachtungen. Ja, man kann sogar eine recht nahe Verwandtschaft der Hebbelschen religiösen Gedankengänge mit dem Zarathustraprediger zugeben. Einseitig ist nur die Versteifung Horneffers auf den Gedanken, daß Nietzsche wie Hebbel Schrittmacher für eine „neue Religion“ sein sollten, während man beide viel richtiger als reine Antireligionisten auffassen muß, bei denen an Stelle der religiösen Tugenden rein menschliche treten. Auch scheint mir der innere Zwiespalt, der Hebbel in seinem Denken und dramatischen Dichten aufs Tiefste erschütterte, nicht, wie Horneffer meint, die Qual der Wahl zwischen Egoismus und Altruismus zu sein, ob die „Persönlichkeit“ sich ausleben dürfe oder nicht, sondern Hebbel zeigt überall die tragische Schuld oder das unabwendliche Daseinsunglück, daß die individuelle Gebundenheit mit der Freiheit der Idee auf das schmerzlichste kontrastiert. Alle seine Gestalten sind lebendige Wirklichkeitsmenschen mit höchstgespannter Eigenkraft, und doch müssen sie zu Grunde gehen an der Schwere der übernommenen, auch die höchste Menschenkraft übersteigenden Aufgabe.

Vereinzelung, Individuation ist ihm die Ursünde, auf der nun einmal die Strafe des Todes steht. Er zeigt, wie prometheischer Trotz und prometheisches Leiden untrennbar zusammengehören. Wohl hebt er den Menschen, bis sein Scheitel die Sterne berührt, aber er zeigt ihn uns auch dann, ein Spiel der Wolken und Winde.

Wenn Horneffer, wie er andeutet, dieser Studie eine ausführlichere Würdigung Hebbels folgen lassen will, so wäre zu wünschen, daß er sich von der vorgefaßten Idee, ihn lieber durch Nietzsche, als durch Goethe verstehen zu wollen, frei mache. -ns-

*) Gleichzeitig in Leipzig (bei Werner Klinkhardt) in einer autorisierten deutschen Ausgabe erschienen, welche billiger und eleganter ist als die englische.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Erster Internationaler Kongress für Moralpädagogik.

University of London, Imperial Institute Road, S. Kensington, 25. bis 29. September 1908.

Ehrenvorsitzende: Die Unterrichtsminister von Belgien, England, Frankreich, Holland, Indien, Italien, Japan, Mexiko, Rumänien, Russland und Spanien. Die Unterrichtsminister und Oberschulräte von fünfzehn englischen Kolonien.

Vorsitzender: Professor MICHAEL E. SADLER, LL. D., M. A.

Schatzmeister: The Right HON. LORD AVEBURY, F. R. S.

Tagesordnung:

I.—Freitag, 25. September, 10½ bis 1 Uhr.

Begrüssungsreden — Ansprache des Vorsitzenden: Die Grundsätze der Moralpädagogik.

II.—Freitag, 25. September, 2½ bis 5 Uhr.

Lehrziele, Lehrmittel und Lehraufgaben der verschiedenen Lehrarten.
Vorsitzender: The Right Hon. Lord Avebury, F. R. S.

III.—Sonnabend, 26. September, 10 bis 1 Uhr.

Charakterbildung durch Disziplin, Einwirkung und Umgebung.
Vorsitzender: M. Le Baron d'Estournelles de Constant (Sénateur).

IV.—Sonnabend, 26. September, 2½ bis 5 Uhr.

Die Probleme des Moralunterrichts.
Vorsitzender: Prof. Dr. Friedrich Jodl, (Universität von Wien).

V.—Montag, 28. September, 10 bis 1 Uhr.

A.—Sektionssitzung.
Das Verhältnis der religiösen zur moralischen Erziehung.
Vorsitzender: Rev. Dr. Gow (Westminster School).

B.—Sektionssitzung.
Besondere Probleme.
Vorsitzender: Regierungsrat Dr. Gobat (Bern).

VI.—Montag, 28. September, 2½ bis 5 Uhr.

Systematische Moralunterweisung.
Vorsitzender: Geheimrat Professor Wilhelm Foerster (Universität von Berlin).

C.—Sektionssitzung.
Die Unterweisung in besonderen ethischen Gegenständen.
Vorsitzender: Cyril van Overbergh (Ministerialrat für den höheren Unterricht in Belgien).

VII.—Dienstag, 29. September, 10 bis 1 Uhr.

Das Verhältnis der ethischen Erziehung zur Erziehung.
Vorsitzender: Prof. Ferdinand Buisson (Universität von Paris).

Dienstag, 29. September, 2 bis 6 Uhr. — Geschäftliche Sitzung.

VIII.—Dienstag, 29. September, 3 bis 5 Uhr.

Ethische Erziehung unter verschiedenen Alters- und Lebensbedingungen.
Vorsitzender: The Right Hon. Sir William Anson, Bt. (Universität von Oxford).

D.—Sektionssitzung.
Biologie und Moralpädagogik.
Vorsitzender: M. Eugraphe de Kovalevsky (Vizepräsident der parlamentarischen Erziehungs-Kommission, Petersburg.

Musterstunden im Moralunterricht werden in englischer, französischer und deutscher Sprache erteilt werden. Mit dem Kongress wird auch eine Ausstellung von Büchern und Anschauungsmitteln verbunden sein.

Mitgliederkarten, die zugleich zum Bezug eines etwa 400 Seiten starken Bandes, der 120 unabgekürzte Referate enthält, kosten 10, für Lehrer 7,50 Mk.; Tageskarten 2,50 Mk. Rückfahrkarten werden für mehrere Länder zu ermässigten Preisen ausgegeben. Wir hoffen auf eine starke Beteiligung seitens des Publikums und besonders seitens der Erzieherwelt.

Programm, Mitgliederkarten, usw. können von dem Kongressbüro, 13 Buckingham Street, Strand, London, England, bezogen werden.

Hochachtungsvollst

Prof. Michael E. Sadler, Präsident. Lord Avebury, Schatzmeister.
Dr. Sophie Bryant, 1. Vorsitzender.
Prof. J.W. Adamson, 2. Vorsitzender. Gustav Spiller, Generalsekretär.
Vizepräsidenten für Deutschland: Dr. Georg Kerschensteiner
Prof. Friedrich Paulsen, Prof. Wilhelm Rein, Prof. Stumpf; für Oesterreich Prof. Friedrich Jodl, Prof. T. G. Masaryk; für die Schweiz: Dr. Gobat.

Einbanddecken für die Ethische Kultur zum Preise von 1,40 Mk. durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Eingetragener Verein.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Straße 12, auf dem Hofe links 1. Etage am 1. und 3. Sonntag jedes Monats vormittags 10½ Uhr.

Vorträge von Herrn Dr. R. Penzig.

Sonntag, den 20. September: „Hebbels Nibelungen."
Sonntag, den 11. Oktober (ausnahmsweise, statt des 4. Oktober, wegen Behinderung des Redners): „Der internationale Londoner Kongreß für Moralpädagogik."
Sonntag, den 18. Oktober: **Vortrags-Zyklus: „Pflichtenkonflikte."** 1. Familien- oder Gemeinschaftspflicht?
Sonntag, den 1. November: Pflichtenkonflikte: 2. Herzensdrang und Ehemoral.
Sonntag, den 15. November: Pflichtenkonflikte: 3. Patriotismus und Menschheitspflicht
Sonntag, den 6. Dezember: Pflichtenkonflikte: 4. Güte und Gerechtigkeit.
Donnerstag, den 25. Dezember (1. Feiertag): Pflichtenkonflikte: 5. Selbsterhaltung und Opfer.

Zu diesen Vorträgen sind Gäste, Damen und Herren freundlichst eingeladen.

Der ethische Jugendunterricht

beginnt wieder Anfang Oktober, und wird dann am Sonnabend- oder Mittwochnachmittage in dem neuen Lokal der ethischen Gesellschaft: **Berlin SO., Rungestr. 25/27 pt.** (Spreepalast) abgehalten werden. Zum Zwecke einer Uebersicht über Zahl und Alter der Kinder findet Mittwoch, den 7. Oktober, nachmittags 3 Uhr in dem genannten Bureau eine Zusammenkunft der Eltern und Kinder mit den Lehrkräften statt, wo alles Nähere zu verabreden ist.

Laienpredigten vom neuem Menschentum.

Sonntags-Vorträge
gehalten in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.
Von **Dr. Rudolph Penzig.**
Preis das Heft 30 Pfg.
Bisher erschienen:

1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.
2. Das Recht auf Muße.
3. Das Evangelium des Kindes.
4. Vom Hoffen und Harren.
5. Die ethische Menschengemeinde.
6. Was will die humanistische Gemeinde?

Weitere Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S.O. 16, Rungestr. 25–27** (Spreepalast) Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Etwaige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13. Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt beim Verlage, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48 Wilhelmstraße 121

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. Oktober 1908.	Nr. 19.

Inhalt:

„Ethiker aller Länder, vereinigt euch!"

Wenn diese Zeilen erscheinen werden, wird der erste internationale Kongreß für Erziehungsreform soeben die in London vereinigt gewesenen Ethiker aller Länder nach allen Richtungen der Windrose auseinander eilen sehen. So käme unser Heroldsruf post festum? Mit Nichten! Was der herzliche Austausch persönlicher Erfahrungen und Ueberzeugungen unter den bedeutendsten Erziehungs-Fachmännern aller Erdteile vorbereitet haben wird, was an wohlerwogenen Vorschlägen und Reformplänen ernster Prüfung Stand hielt, was endlich, nicht auf dem Wege der leidigen Mehrheitsbeschlüsse, sondern in freier Vereinbarung und hochherzigem Opfersinn für den Ausbau ständiger völkerverbindender Einrichtungen auch auf dem allgemein menschlichen Gebiete der Erziehung geschaffen sein wird, das ruft gerade im Augenblicke des Abschieds aller Mitarbeiter von einander erneut und dringend nach Einigkeit. Einigkeit nicht im einförmigen Sinne der Gleichheit theoretischer Meinungen, auch nicht in dem einer künstlichen und lebensfremden Gleichmacherei gerade auf dem Boden, wo die individuellste Eigenart jedes Volkes ihre schönsten Blüten entfaltet — aber wohl nach Einigkeit in dem ernsten Entschluß zum praktischen Tun, zum Schaffen mustergiltiger Erziehungseinrichtungen in Ost und West, Süd und Nord mit Hilfe wechselseitiger Belehrung und verständiger Nachahmung des Besten, wo immer es sich finde, und vor Allem in der Erhaltung und im Ausbau der Zentralstation, wo die Nerven der ethisch-pädagogischen Weltorganisation, wie in einem Großhirn, zusammenlaufen, um segensreiche motorische Impulse bis in die fernsten Glieder des Menschheitskörpers zu senden.

Ungeheuer, märchenhaft groß ist die Aufgabe, aber: „Auch das Größte muß einen kleinen Anfang haben; und dieser Anfang wird doch am besten mit einer tieferen und umfassenderen Pflege des gesamten Erziehungswesens gemacht" — schrieb Geheimrat W. Foerster vor kurzem im „Hamburger Fremdenblatt" über unser Thema.

Versöhnung der Gegensätze im Denken und Empfinden, gerade auf dem allerzartesten Gebiete der Jugendbildung, durch guten Willen — so könnte man die Aufgabe zusammenfassen. Gegensätze zwischen Rassen und Völkern, die durch körperliche und geistige Eigenart, Sprache, Geschichte und ererbte Traditionen an friedlicher Gemeinschaftsarbeit gehemmt werden, Gegensätze der Weltanschauungen und Konfessionen, die den leidenschaftlichen Eifer gerade der Besten auf den Plan rufen, Gegensätze vermeintlicher und wirklicher Interessen an Macht und Einfluß, soziale Gegensätze der Stände und Klassen, Gegensätze von Kritik und Tradition, Neu und Alt, vorwärtsstürmendem Fortschrittsdrang und weisem Zurückhalten und Bewahren des Bewährten, Gegensätze der Unterrichts- und Erziehungsmethoden, ja Gegensätze zwischen Religion und Ethik, den beiden himmlischen Schwestern, die sich so vortrefflich in einer dem Höchsten dienenden Menschenbrust vertragen und doch draußen einander nicht mehr kennen wollen, wenn sie der Uebereifer ihrer Anhänger mit der kirchlichen oder metaphysischen Zwangsuniform bekleidete.

Alle diese Gegensätze rufen heute lauter als je nach Ausgleich. Immer mehr schwindet der Wahn, als bedeute Niederwerfen des Einen und Sieg des Anderen einen solchen; immer deutlicher wird das Bewußtsein, daß die Menschheit keinen der Gegner entbehren kann, daß allerdings, mit Hegel zu sprechen, jeglicher Fortschritt in der Menschheitsentwicklung die Aufhebung der Gegensätze verlangt, aber eine Aufhebung in höherer Einheit, versöhnende Synthese aus dem trotzigen Aufeinanderprallen von These und Antithese, Zusammenwirken statt des Kampfes bis aufs Messer.

Zu diesem Werke, dem größten Menschheitswerke der Zukunft, bedarf es des Willens zur Einigkeit. Und wer wäre dazu berufener, als eben die Ethiker aller Sprachen, Länder und Farben, die Männer und Frauen, die erkannt haben und diese ihre Erkenntnis in ihr Leben umsetzen wollen, daß nichts auf der ganzen Welt so ehrfurchtgebietend und adelnd ist, als allein der gute Wille.

Ethiker aber und Pädagoge ist ein und dasselbe. An und mit der Jugend hebe das Versöhnungswerk der Menschheit an.

Milliarden von Kinderseelen rund um den Erdball harren auf Eure schaffende Arbeit!

Ethiker aller Länder, vereinigt Euch!

R. P.

Die Umbildung des religiösen Denkens und der Volksschullehrer.

Von Edmund Leupolt.

Was ich unter Umbildung des religiösen Denkens verstehe? Allgemein gesagt das, was die große Menge der Christen als eine in ihren Umrissen zwar unbestimmte, aber gewaltige innere Bewegung zur Gewinnung eines neuen religiösen Weltbildes deutlich fühlt und im Kampfe unserer Tage um die religiösen Probleme täglich erkennt. Umbildung ist Zustand und Ziel zugleich. Daß ich dabei nur die geistig und herzlich interessierten lebendigen Oberschichten des Volkes meine — das Wort Oberschicht nicht sozial-bürgerlich, auch nicht akademisch wissenschaftlich gefaßt — liegt auf der Hand; die große Menge ist von je religiös indifferent gewesen. Unser Weltbild hat sich seit den Tagen, da Kopernikus die Himmelsfernen mit seinem Rohr durchforschte, ganz gewaltig geändert. Der Himmel wuchs ins Unermeßliche, die Gottesanschauung mit ihm. Die kirchlichen Zutaten des 2. bis 5. Jahrhunderts, die sich vornehmlich in dem Ausbau der Dreieinigkeitslehre, der Lehre von der Gottessohnschaft Christi bekunden, sind heute bei unserem gegenwärtigen Welterkennen stark verblaßt und gelten bei vielen Strebenden als überwunden. Aus dem Dreigott ist für viele wieder der eine gewaltige Weltengeist geworden. Es sind auch für viele alle die Rosenranken erstarrt und verwelkt, die sich um das Bild des gekreuzigten Gottessohnes als Wunder und Legenden geschlungen haben, von der unbefleckten Empfängnis Mariä bis zur Himmelfahrt. Damit ist die Hölle gleich dem Tartaros der Alten versunken und die kindliche Vorstellung vom Weltgericht und einem von Engeln bevölkerten räumlich gedachten Himmel. Gefallen ist das Dogma von der Inspiration der heiligen Schrift. Wir wissen heute, wie auf recht menschliche Weise die heiligen Bücher geschrieben und zusammengetragen worden sind; wie der ganze Heilsplan, den die alte Kirchenlehre in jedem Kapitel der Schrift zu erkennen glaubte, wirklich nicht darin liegt; wie die Weissagungen der Propheten nicht auf Christus bezogen werden können. In neuerem Lichte erscheint die Erlösungstheorie, das Dogma von dem Opfertod des Weltheilands; neue Linien gewinnt die durch Jahrhunderte unkritisch überlieferte Gestalt des großen Nazareners.

Wir glauben nur in übertragenem Sinne noch an die Erbsünde und die künftige Auferstehung und stellen uns die Ewigkeit anders vor als die frommen Jünger des neuen Testaments. Ueberall Umbildung und Weiterbildung, schmerzliches Fallenlassen alter, uns lieb gewordener Vorstellungen, schmerzliches Gewinnen neuer Wahrheiten, bis wir die Unbill des Durchringens überwunden haben.

Ein frohes Streben erfaßt Tausende in unsrer Zeit. Religiöse Themen werden in zahlreichen Vorträgen behandelt. Ein allgemeines religiöses Interesse durchglüht heute breite Schichten. Vertreter aller Stände, vom Theologen bis zum einfachen ungelernten Arbeiter hinab nehmen Stellung in diesem großen Geisterkampfe, treten links oder rechts. Wo aber steht der Mann, dem nach den ersten religiösen Wirkungen der Mutter, des Elternhauses fast die gesamte religiöse Erziehung unserer Kinder in die Hände gegeben ist? Steht er abseits, den Sinn nur auf seine Unterrichtstätigkeit schlechthin gerichtet, ohne sich um die Probleme des Lebensmarktes zu kümmern? Steht er mitten in dem großen Strome religiösen Lebens, der unser Volk durchdringt?

Es ist ein alter bekannter Satz, daß Apostaten Fanatiker ihres neuen Glaubens werden, aber ich darf als Untersatz wohl hinzufügen, daß gerade die am ehesten abtrünnig werden, — abgesehen von denen, die aus äußeren Gründen ihren Kinderglauben verlassen — welche durch die übermäßige Stützung und Betonung und Ausübung des alten Glaubens seinem innersten Wesen fremd werden mußten. In dieser Lage befinden sich heute viele unserer Volksschullehrer. Was Bonus von der Schule überhaupt sagt, daß man irgend etwas Wertvolles, Edles bloß zum Unterrichtsfach zu stempeln brauche, um jedes Interesse daran auszulöschen, das gilt in seinem Kern auch vom Seminar und seinem Religionsunterricht. Es erscheint durchaus begreiflich, daß Staat und Kirche im besten Glauben daran, daß dem Volke die Erhaltung seiner alten Religiosität nottue, alles tun, um auch die künftigen Volksschullehrer in dieser Glaubensstimmung zu erhalten; aber diese besondere Betonung des kirchlichen Glaubens und die ängstliche Scheu, auch ein mildkritisches Wort vor reiferen Schülern einmal zu sprechen, führen von Jahr zu Jahr weiter ab von dem Ziele, das man erreichen möchte. Ist es nicht merkwürdig, daß die jüngsten Mitglieder der Kommissionen für eine Reform des Religionsunterrichts, die von den größeren Lehrervereinen eingesetzt worden sind, gerade die bittersten Feinde der alten Kirchenreligion sind? Hat man nicht gelernt von jenem Jahrhundert finsterer Reaktion, da allerorten die Seminare im orthodoxen Geiste geleitet wurden, daß allzuviel gelernte dogmatische Religion das Heucheln nur begünstigt? Die streng kirchliche Einkleidung des Seminarlebens mit Morgen- und Abendandacht und sonntäglichem Besuche des Gottesdienstes hatte in jenen Zeiten ihren Wert, als das gesamte Leben sich noch in religiös-kirchlichen Formen bewegte. Sie ist schier wertlos geworden in einer Zeit, die vom Kreise der Familie an bis zu feierlichen Staatshandlungen die kirchliche Färbung ablehnt. Die Religion hat sich zweifellos verinnerlicht; die religiöse Renaissance unserer Lage bedeutet eine individuelle Selbstbesinnung. Die kirchlichen Zeremonien sind für viele Tausende leere Formen geworden; mit stillem Kampfe und energischem Drängen suchen die Menschen unseres Dezenniums den neuen Gottesglauben.

In dieser gewaltigen Geistesbewegung aber steht der junge Mensch, der ein natürlicher kleiner Philosoph ist, mit seinen Gedanken Himmel und Erde umfaßt und dem Bild zu Sais den Schleier abreißen möchte. Hier kann eine feste Weltanschauung den Strebenden nicht befriedigen. Sein Sinn will hinaus ins Große, Freie und Unermeßliche, er verwirft die Fesseln der Kirchenlehre. Er ist eine Lessingnatur von sich aus.

Begünstigt wird dieser Freiheitsdrang des jungen Lehrers durch die ganze seelische Struktur. Heute noch stammen unsere Volksschullehrer großenteils aus jener kleinbürgerlichen Schicht, die zwar sozial nichts bedeutet und darum dem Ansehen des Volksschullehrerstandes keine Stütze bieten kann, in der aber doch eine Fülle von innerer, energischer Kraft lebt, die mächtig vorwärts und aufwärts drängt. Einen starken Idealismus bringt der Junge schon auf das Seminar mit; machtvoll strebt er am Ende der Seminarjahre empor zum Licht.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die zeigen, daß das religiöse Problem gerade in dem jungen Lehrer ein weiches, empfängliches Herz findet, zu den Gründen, die den draußen im Arbeitsfeld stehenden Schulmann in das Lager der Gottsucher drängen.

In der ersten Reihe dieser Gründe steht der Unterricht selbst. Es muß ein Lehrer schon zu den uninteressierten Köpfen und indifferenten Junggreisen zählen, wenn er nicht religiös bewegt wird durch den Unterricht, wenn nicht die religiösen Probleme an seine Schläfen hämmern, ihn innerlich ergreifen, mit ihm gehen, wenn er in Wald und Heide Erholung sucht, ihn während seiner ganzen Tätigkeit nicht müde werden lassen. Schon bei den ersten biblischen Geschichten fängt es zu wetterleuchten an. Gleich die Schöpfungsgeschichte weckt die bange Pilatusfrage: Was ist Wahrheit?

Die einfachen Vorgeschichten der Menschheit und die jüdischen Volkssagen mit ihrer fremdartigen Ethik und ihrem fremdartigen Nationalgott entfesseln die Gedanken des Zweifels. Und dann die Ethik des Neuen Testaments neben der Ethik des heutigen Lebens. Damit steigt das ganze Riesenproblem auf, an dem sich die besten Köpfe heute mühen: Die Schrift und ihre Anwendung im täglichen Leben! Unser Sonntagschristentum und unser Lebensheidentum! Und die eschatologischen Anschauungen der Schrift und die gesamte historische Entwicklung. Problem auf Problem taucht auf und zwingt den Unterrichtenden in seinen Bann und zwingt ihn zu denken, denken, denken. Kein anderer unserer Volksgenossen wird von der Tiefe religiöser Gedanken gleichermaßen gepackt wie der Lehrer. Nicht der Geistliche, der Theologe. Er redet vorwiegend von der Kanzel herab auf seine Gemeinde und bietet ihr meist aus seinen Lebenserfahrungen heraus ein festes Stück altbiblischer Ethik mit mehr oder minder modernem Einschlag. Aber die Zweifel kommen ihm nicht so unmittelbar vor die Seele wie dem Manne, der vor den Kinderaugen sitzt und die schwierigsten Probleme der Welt und Menschheit mit Unmündigen besprechen soll; der diese Riesenverantwortung trägt wie kein anderer über Wohl und Wehe der Kinderseelen, eine Riesenverantwortung, die nur deswegen nicht geringer wird, weil manche Geistliche den Religionsunterricht nur für eine mehr oder weniger gute Vorbereitung für den Konfirmandenunterricht ansehen!

Und die Probleme, die den Blättern der biblischen Geschichte entsteigen, mehren sich erschreckend bei der Betrachtung des II. Hauptstückes. Die drei Artikel mit der furchtbaren Zusammenfassung alles dessen, was christliche Dogmatik in mehreren Jahrhunderten geistreich zusammengedacht hat. Hier erkennt der Lehrer zuerst mit drückender Klarheit, daß unser Religionsunterricht kein Religionsunterricht ist, daß die besten inneren Werte im religiösen Unterricht nicht gehoben werden; daß er oft nicht viel mehr als ein einfacher Denkunterricht ist mit einer völlig zwecklosen Ueberfütterung unserer Kinder durch totes, religiöses (!) Wissen.

So werden aus allgläubigen Lehrern die modernistischen, aus in sich zufriedenen Männern die zweifelnden, aus Religion darbietenden *suchende* Seelen.

Die Erkenntnis aber, die der Unterricht erzeugt, wurde vom Leben bestätigt. Es hat der Lehrer gleich den Aerzten einen tiefen Blick in das kirchliche Leben, das religiöse Sein unserer Tage; er sieht den geistlichen Einfluß auf verschiedene Bevölkerungsschichten, auf die Einzelfamilie, die verschiedenen Lebensalter mit klarem Blick. Es gehen viele Kinder durch seine Hände, Kinder aus Familien aller Stände. Mancher Lehrer ist *auch* ein Seelsorger. Und dann sieht er, wie die Kirche bei uns, namentlich in der Großstadt, nur eine Feiertagskirche ist, wie der Mensch religiöse Stimmung anlegt wie ein Sonntagskleid und wieder ablegt, wie oft die eifrigsten Kirchenbesucher in ihrem Privatleben manchen der Grundsätze nicht befolgen, die die Schrift predigt, wie wir uns in unserem bürgerlichen Leben im Grunde in nichts von den alten Römern unterscheiden außer vielleicht in dem, daß wir ihre Charakterfestigkeit längst nicht mehr besitzen oder nie besessen haben. Und da kommen die fragenden Zweifel: Was ist schuld an diesem Zustande? Soviel Religionsunterricht, so wenig Erfolg! Soviel Kirchen im Lande, so wenig Religion! Und der Frager gräbt tiefer und tiefer und kommt zu den Quellen und findet, wie gerade dieses Kirchentum schuld ist an der Entchristlichung unseres Volkes. Wie die Kirche an den Formen des 16. Jahrhunderts festhält und darum das Vertrauen der Menge verloren hat. Wie gerade die besten ihr den Rücken gewendet haben. Wie unser Religionsunterricht im Banne dieses Kirchentums gestanden und darum keine guten Früchte gebracht hat.

Das drängt sich ihm auf und entzündet in seiner Seele die heilige Flamme des Mitleids für die in dunkelm Drange aufwärts strebende Masse und weckt in ihm den heiligen Willen, an der Besserung, an der religiösen Neubelebung unseres Volkes mitzuhelfen, macht ihn zu einem Gottsucher und einem Gottverkünder. Universitätsprofessoren und — Volksschullehrer — an ihnen hängt die Reform unseres Religionsunterrichts! Wunderliche Zusammenstellung, wunderlich auch dadurch, daß das Mittelglied fehlt — die höheren Lehrer.

Und so klärt sich die rege Teilnahme des Volksschullehrers an dem großen Kampfe um die religiöse Weiterbildung, den unsere Zeit ausfechten muß, der ihr Problem ist. Das rege Mittun an jenem großen Prozesse, der die religiöse Anschauung versöhnen will mit dem gegenwärtigen „Welterkennen“ und dem „geläuterten sittlichen Empfinden unserer Zeit.“ Neben den erfahrenen Theologen und Hochschullehrern stehen zahlreiche Volksschullehrer im ringenden, brausenden Flusse des Lebens. Arbeiten mit an der Revolutionierung der Geister. Behandeln in eingehendster begeisterter Weise die Reform unseres Religionsunterrichts. Erschüttern die hergebrachte Stellung der Kirche.

Das Feld ist weiß zur Ernte. Und daneben die Kleinarbeit jedes einzelnen Volksschullehrers an den Seelen der Kinder. Gewiß, nicht alle sind kritisch veranlagt und reformatorisch begabt. Es gibt in den Reihen der Volksschullehrer Tausende, welche ohne Aufblicken nach hergebrachter Weise lehren und den Pulsschlag der Zeit nicht spüren. Geistliche haben darüber geklagt, daß die orthodoxesten der Orthodoxen manchenorts Lehrer sind. Aber in den geistigen Oberschichten des Volksschullehrerstandes ist religiöse Bewegung. In individueller freier Gestaltung pflegt man immer weniger Religiosität durch Ueberlieferung bekenntnistreuen Wissens und Einprägen eines unnützen Memorierballastes, sondern indem man in den kindlichen Seelen die Ahnung von religiösem Leben zu wecken sucht, in ihnen ein leises Verständnis für religiöse Größe und religiöse Innerlichkeit anbahnt. — Anders wie sonst ist die Welt. Religiös verworren und tausendfältig zusammengesetzt. Anders wie sonst muß die Vorbereitung derer sein, die ins Leben hinaustreten. Indem der Volksschullehrer schon die jungen Menschen in die neuere religiöse Lebensauffassung einführt, weckt er wirkliches Leben, wirkt er im Sinne jener Erhöhung der Lebensstimmung, welche das Ziel der Religion im besten Sinne ist.

Die Avancementsverhältnisse auf den Universitäten und die Gefahr des Veraltens der Fakultäten.

Von Ewald Horn.

Im September v. J. hatte sich der Salzburger Hochschullehrertag mit der „Frage des akademischen Nachwuchses“ beschäftigt und eine Resolution angenommen, deren einzelne Forderungen sämtlich dahin zielen, in die akademische Laufbahn, die in der Erlangung einer ordentlichen Professur gipfelt, etwas mehr Ordnung und Sicherheit zu bringen, ja eine solche nach Analogie anderer Beamtenkategorien eigentlich erst zu begründen. Ein damals gehaltenes Referat hat nunmehr Franz *Eulenburg* in einer besonderen Schrift „über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten“ herausgegeben. Seine statistischen Tafeln und die daran geknüpften Berechnungen sind mit Dank anzuerkennen: sie lichten ein wenig das wirre Durcheinander der akademischen Lehrerschaft und geben positive Unterlagen zur Beurteilung mancher Universitätszustände.

Gemäß dem nicht ganz unrichtigen Satze: „statistics can be made to prove anything“ wird nun freilich die Beurteilung nach Grund und Folge mit einem subjektiven

Faktor behaftet bleiben und verschieden ausfallen, je nachdem der Beurteiler den akademischen Kreisen selbst angehört oder in der Regierung der Universitäten sitzt oder ganz außerhalb beider steht und sich neutral verhält: das Richtige würde sich dann vielleicht herausstellen durch Vergleichung eben der verschiedenen Beurteilungen.

Aus den vielen Fragen, die die Eulenburg'sche Schrift zur Diskussion stellt, will ich hier die eine herausgreifen: Besteht infolge schlechter Avancementsverhältnisse auf den Universitäten die Gefahr eines Veraltens der Fakultäten d. h. der Wissenschaft?

Daß die Avancementsverhältnisse ungünstig seien, scheint aus dem Ueberangebot zu folgen: in Preußen z. B. kommen auf 100 Ordinarien 161 Privatdozenten und Extraordinarien. Indes kann von einem Aufrücken zum Ordinarius gar nicht gesprochen werden, da wegen der Freizügigkeit auch der Dozenten auf deutschen Universitäten, selbst über die Grenzen hinaus, keine Alters- und Anstellungslisten geführt werden; außerdem fehlt es an einer Staatsprüfung, die eine amtliche Laufbahn inaugurierte, indem niemand die veralteten Anstalten der Promotionen und Habilitationen dafür ansehen wird.

Fest steht ferner, daß die Regierungen bei der Ernennung von Ordinarien in keiner Weise an die ältesten Jahrgänge der freiwilligen Anwärter gewiesen sind: sie können die Auswahl treffen ganz ohne Rücksicht auf das Alter, sobald nur der Mann die zum akademischen Lehramte erforderlichen Eigenschaften zu besitzen scheint. Woraus zu ersehen, daß die Habilitation solche Eigenschaften keineswegs verbürgt und nichts weiter ist, als eine Formalität.

Wenn sich also aus der Statistik ergibt daß das Durchschnittsalter der Privatdozenten 38½ Jahre beträgt, so kann man daraus wohl schließen, daß viele von ihnen zeitlebens auf dieser akademischen Stufe stehen bleiben, weil sie es aus verschiedenen Ursachen nicht weiter bringen **können** oder auch nicht einmal **wollen**; man kann auch schließen, daß, wenn die Habilitierungssucht noch weiter zunimmt, das Durchschnittsalter sich noch weiter erhöhen wird, aber von einem Ueberangebot wird man um deswillen nicht reden dürfen, weil zwischen Ordinariat und Privatdozentur keine **notwendige** Verbindung besteht. Zu jeder Zeit werden Männer aus dem praktischen Leben zu ordentlichen Professoren berufen, ohne daß sie sich erst im Stadion der Privatdozentur die akademischen Sporen erworben haben. Die Privatdozentur stellt sich vielmehr schon als ein selbständiges, wenn auch noch wenig einträgliches Geschäft dar. Aber indem Eulenburg die Jahre 1890 und 1907 miteinander vergleicht, berechnet er, daß auch das Durchschnittsalter der Extraordinarien und Ordinarien sich heute gegen früher um mindestens 2 Jahre erhöht hat: es beträgt 46 und 53½ Jahr. Und er deutet an, daß diese Verhältnisse Dauer versprechen, d. h. daß sich das Anstellungsalter der Professoren in Zukunft noch weiter hinausschieben wird. Der Beweis dafür dürfte nicht leicht zu führen sein, und die Sache selbst ist nicht einmal wahrscheinlich zu machen. Denn wenn man argumentiert: weil es so viele Privatdozenten gibt, so gelangen die einzelnen erst spät zur Anstellung, und weil das Durchschnittsalter der Ordinarien sich immer weiter erhöht, so folgt daraus wiederum eine lange Wartezeit der jüngeren Dozenten — so beruht diese Konstruktion eines Wechselverhältnisses auf einem circulus vitiosus, wie ein solches ja schon bei dem Fehlen einer **notwendigen** Beziehung nach dem Vorhingesagten überall nicht statt hat. Vielmehr tritt der Widersinn zutage, wenn man die Konsequenzen beleuchtet. Sollte durch zunehmende Verschlechterung der „Avancementsverhältnisse" das Anstellungsalter und somit das Durchschnittsalter der Professoren sich immer weiter hinausschieben, so würden schließlich wohl die Mümmelgreise zu Ordinariaten gelangen, am Ende gar die Ernennung erst nach dem Tode erfolgen. An dieser Perspektive scheitert die Logik jener Behauptung.

Damit entfällt aber auch die Furcht vor der Gefahr eines Veraltens der Fakultäten, d. h. der von **ihnen** gepflegten Wissenschaften. Denn daß die Wissenschaft überhaupt veralten könnte, ist ausgeschlossen, so lange der Forschungstrieb den Menschen nicht abhanden gekommen — ein Fall, der nie eintreten wird, selbst wenn ein paar Fakultäten auf vormärzlichem Standpunkt verharren und ihr Wissen antiquiert. Denn die Forschung ist nicht an Universitäten und Fakultäten gebunden, sie ist auch nicht auf ein Land beschränkt. Sie kann auch nicht von einem Staate befohlen, sondern nur unterstützt werden und bleibt immer Sache des Individuums.

Aber wie alles heutzutage national pointiert wird, so kommt auch bei der Wissenschafterei — leider! — der nationale Ehrgeiz ins Spiel. Ich sage leider, weil er die Lauterkeit der Forschung trübt und gelehrtem Schwindel das Tor öffnet: Medizin, Physik und Chemie wissen schon davon zu sagen. Eulenburg schreibt: „Es ist unerläßlich, daß bei dem stetigen und schnellen Fortschritt der Forschung auch für eine hinreichende **Verjüngung der Wissenschaft** gesorgt wird" — man sollte meinen, daß der Fortschritt der Forschung eben Verjüngung der Wissenschaft bedeute —, „weil sonst im internationalen Wettbewerb die jungen Nationen mit frischen Kräften und neuen Ideen leicht den Vorrang behaupten können." Und wenn er weiterhin sagt: „Ein Lehrkörper und eine Fakultät, die aus sehr alten Professoren besteht, kommt nur allzuleicht dazu, bei den früheren Anschauungen zu beharren und den Neuerungen nicht mehr gerecht zu werden", so weiß man, was mit der Verjüngung der Wissenschaft gemeint ist: es muß dafür gesorgt werden, daß die Privatdozenten und Extraordinarien früher angestellt werden; das Durchschnittsalter der Ordinarien mit 53½ Jahren erscheint zu hoch.

Wirklich zu hoch? Ich glaubte bisher, mit 50 Jahren sei ein Mann ungefähr so weit gelangt, um sich in der Wissenschaft zu Hause zu fühlen, nicht wie die Winkelspinne in ihrem Nest, sondern wie der Adler auf seinem Horst; ich glaubte, daß er bis zu dem Alter durch reichlich viel Irrtum hindurch zu einiger Weisheit gekommen, um nunmehr jungen Männern Führer und Berater in Wissenschaft und Leben werden zu können — und da soll sein Wissen und Können schon veraltet sein? Ach, da verlohnt sich's ja gar nicht anzufangen und eine Sache ernst und gründlich zu betreiben! Die Wissenschaft unterliegt der Mode: sie wird fabrikmäßig betrieben von Stückarbeitern mit Stücklohn, und die Ware wird in großen Universitätsbazaren von flinken Verkäufern an den Mann gebracht nach dem Prinzip: „großer Umsatz, kleiner Nutzen!" Das erfordert der Fortschritt der Zeit, der internationale Wettbewerb namentlich mit den smarten Amerikanern, die noch nicht klug genug sind, um keine neuen Ideen mehr zu haben. Item — das Pferd ist beim Schwanz aufzuzäumen: wir verjüngen die Wissenschaft, indem wir die Privatdozenten zu ordentlichen Professoren machen und sie dann mit vorschreitendem Alter herabavancieren lassen zu Extraordinarien und Privatdozenten. All Fehd' hat dann ein Ende.

Natürlich verjüngt sich die Wissenschaft in den Jungen — d. h. nicht eigentlich die Wissenschaft, die wird ja immer älter, sondern die Methode der Wissenschaftsgewinnung, und der Fortschritt beruht doch eben darauf, daß neue Köpfe neue Ideen mitbringen.

Aber veraltet die Wissenschaft? Wissenschaft bedeutet einmal: ein Wissen gesicherter und vermeintlicher Wahrheiten. Jene bleiben ewig jung, weil ewig wahr. Diese sind Hypothesen oder Irrtümer. Sodann bedeutet Wissenschaft: Wissenschafterei d. h. Berichtigung der Irrtümer, Beseitigung unhaltbarer Hypothesen, Entdeckung neuer gesicherter Wahrheiten und Aufstellung neuer Hypothesen und Irrtümer.

Der Erkenntnistrieb wird in der Menschheit nicht er-

löschen, also ist auch der Fortschritt des Wissens gesichert. Einzelne Gelehrte, einzelne Fakultäten können rückständig werden, der Schaden ist leicht zu kurieren; er bedeutet wenig in einem Kulturvolke, wo es außerhalb der immer noch ein Scheinmonopol affektierenden Universitäten von gebildeten Wahrheitsfreunden und Wahrheitsuchern wimmelt, er bedeutet nichts im internationalen Bereich der Wissenschaft, das sich auf Kommunismus gründet.

Je freier nur und ungehinderter sich der Austausch geistiger Güter vollzieht, je weniger aber auch hier Unterschlagungen und Diebstähle begangen werden und Prämien zur Wissenschaftskorrumpierung verlocken, desto sicherer erfüllt sich meines alten Freundes Jeremias Gotthelf Hoffnung, „daß die Geschlechter auf höhere Stufen steigen, daß die Zustände sich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes besser werden soll und muß“.

Gegenüber solchen Zielen verschlagen die ephemeren Beschwerden einer problematischen Privatdozentenschaft nichts, ist eine so oder anders gestaltete Organisation der Universitäten völlig irrelevant, beides aber gar nicht in Beziehung zu setzen auf ein an sich unmögliches, allgemeines aber ein als möglich denkbares nationales Zurückbleiben der Wissenschaft. Immerhin aber können und sollen die Männer, die zum Universitätslehramt berufen sind, zur Erreichung jenes Zieles beitragen, und es kann mancherlei aus dem Wege geräumt werden, was sie dabei behindert. Denn auch hier „erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort“.

Verwaltung und Schule.

Von Erwin.

„An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Dieser biblische Satz mit seiner schwerwiegenden Bedeutung läßt sich sowohl auf unsere Schule als auch auf unsere Verwaltung anwenden; nur ist dabei zu beachten, daß die Schule selbst eben eine Frucht der Verwaltung ist. Die Schule ist keine selbständige Einrichtung mit eigener Verantwortlichkeit, sondern eine staatliche (oder städtische) Veranstaltung, die dazu dient, die Kinder des gesamten Volkes so zu erziehen, wie es die gegenwärtigen Machthaber zur Erhaltung ihrer Macht und zur Förderung ihrer Zwecke für gut befinden. Das klingt außerordentlich hart, ist aber trotzdem unumstößlich richtig. Selbst die Tatsache, daß der Staat in der Schule zum Teil die Geschäfte der Kirche besorgt, steht mit obigem in vollem Einklang; man braucht nur an die politische Richtung der Machthaber in der Verwaltung zu denken.

Unsere Schule ist sogar ein äußerst wichtiges politisches Machtmittel. Diese Bedeutung der Schule haben die rechts stehenden Parteien seit langem erkannt und reichlich gewürdigt. Von der Linken darf man das nicht in gleichem Maße behaupten. Die theoretische Auffassung der Liberalen und der Sozialdemokraten, daß die Schule lediglich den Zweck habe, Menschen zu erziehen, nicht aber dazu dienen solle, ein politisches Streitobjekt zu werden, hat gewiß ihre volle innere Berechtigung. Nur hat diese moderne Auffassung leider die Stoßkraft der Linken in bezug auf Schulfragen mehr gelähmt, als für die Schule gut ist. Eben weil die Schule von den politischen Machthabern regiert wird und politischen Zwecken dient, müßte von der Linken energisch gekämpft werden, damit aus dieser Zweckanstalt — dem Ideal aller fortschrittlich Gesinnten entsprechend — eine reine Erziehungsschule werde. Selbst wenn die Schule unter einem solchen Kampfe zunächst — und sicher nur zeitweise — litte (was aber noch zweifelhaft erscheint), so müßte doch um der Zukunft unseres Volkes willen auf breitester Basis ein Angriff auf das jetzige System unternommen werden.

Dieser Angriff könnte sich selbstverständlich nur gegen unsere Verwaltung richten. Daß es wiederum Schulmänner sind, die in der Schulverwaltung das Zepter führen, beweist nichts dagegen, daß nur die Verwaltung der schuldige Teil ist in bezug auf die Zustände in unserer Schule. Denn ein Schulmann gelangt ja nur dann in die Verwaltung, wenn man vorher genau weiß, daß er in allen entscheidenden Fragen „zuverlässig“ ist. Und die ganze Organisation der Schulverwaltung ist im Hinblick auf den oben gekennzeichneten Zweck der Schule so vortrefflich, daß der Bureaukratie nur selten ein Mißgriff in der Auswahl ihrer Helfershelfer passiert. Der Leiter einer Schule wird heute von seiner eigentlichen Aufgabe (nämlich die Schule zu leiten) so intensiv abgezogen, daß er mehr Verwaltungsbeamter als Schulmann ist. Und seine Befähigung zum Verwaltungsbeamten ist viel mehr als seine pädagogische Tüchtigkeit entscheidend bei dem Aufrücken in eine höhere Stelle in der Verwaltung.

Der Schulleiter ist der Vertrauensmann der Verwaltung in der Schule. Wo er es nicht ist, da hat die Verwaltung für ihn nichts übrig, schikaniert ihn und freut sich, wenn er endlich seine Pensionierung nachsucht oder „mit Tode abgeht“. Ein solcher Posten wird dann gern mit einem besonders strebsamen Schulmann besetzt. Das böse Beispiel vor Augen, zieht es dieser meist vor, sich nicht als Kollege unter Kollegen, als Fürsorger für Schule, Schüler und Lehrer, sondern unter weiser Beschränkung auf seine neuen „eigentlichen“ Aufgaben lediglich als ein Vorposten der Schulverwaltung zu fühlen. Das ebnet die Wege zu weiterem Aufstieg und bewahrt vor unangenehmen Ueberraschungen.

Für unsere Schulverwaltung ist es viel wichtiger, Schulleiter zu haben, die nicht alles (namentlich nicht das Unbequeme) sagen, als solche, die in ihrem Wahrheitsfanatismus das alles in ihren Berichten schriftlich niederlegen, was die modernsten Schulmänner schon in den Reformzeitschriften als Forderung des Tages aufgestellt haben und dem Schulrat bereits ein finsteres Stirnrunzeln abgenötigt hat. Wie es heute in unserer allgemeinen Verwaltung hauptsächlich darauf ankommt, daß der Untergebene stets das sagt oder schreibt, was sein Vorgesetzter zu hören wünscht, so liegt natürlich auch der Schulverwaltung nichts daran, von modernen Schwarmgeistern, die sich in unsere Schule verirrt haben, neue Ideen zu beziehen. Und wie sollte sich die Schulverwaltung über einen Mann freuen und ihn womöglich gar noch befördern, der es gar nicht begreifen will, welchen Zwecken die Schule dient. Gewiß sind uns die Ideale noch nicht polizeilich verboten; wir sollen sie nur nicht an ungeeignetster Stelle laut werden lassen.

Die Methoden, die unsere Schulverwaltung anwendet, um ihre Zwecke zu erreichen, unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der allgemeinen Verwaltung. Sie sind nur der Eigenart dieses Verwaltungszweiges angepaßt und entziehen sich weit mehr als die der allgemeinen Verwaltung der unangenehmen Kontrolle durch Volksvertretungen und Bürgerschaft. Schon der Umstand, daß in Schulsachen weit weniger als sonst ein Laie mitreden darf, ohne Wort für Wort seine Unkenntnis der Sache zu verraten, gewährleistet eine gewisse Unantastbarkeit der Schulverwaltung. Und selbst der Pädagoge, der in der Volksvertretung sitzt oder in Ehrenämter gelangt ist, kann sich nur mit vieler Mühe einen Ueberblick verschaffen, weil die Akten in unseren Verwaltungen beinahe Privatakten der Dezernenten sind. Nur der Dezernent und die Bureaubeamten (die ja zur Amtsverschwiegenheit verpflichtet sind) kennen den Akteninhalt. Und das ist eine große Stärke des Dezernenten der Schulverwaltung.

Ein Schulleiter, der sich zuviel mit moderner Pädagogik abgibt, kann unschwer von der Schulverwaltung derart beschäftigt oder geärgert werden, daß er seine Lieblings-

beschäftigung einschränken oder gar einstellen muß, wenn er seine Nerven nicht überreizen will. Ein tüchtiger Verwaltungsbeamter bringt es mit Leichtigkeit fertig, in allen Schriftstücken des Schulleiters größere oder geringere Verstöße gegen irgend eine der vielen erlassenen Bestimmungen zu entdecken. Und das Maß der schriftlichen Rüge richtet sich in der Verwaltung bekanntlich nicht nach der Schwere des Versehens, sondern nach der Person des Urhebers. Gerade die Erkenntnis dieser Tatsache veranlaßt „kluge" Schulleiter es nicht mit der Schulverwaltung zu verderben. Und das haben sie noch nie zu bereuen gehabt. Weder in materieller, noch in ideeller Beziehung (wenn man Orden, Ehrenzeichen und Titel in diesem Zusamenhang nennen darf).

Gegen die Herrschaft der Bureaukratie in der Schule können die Betroffenen so außerordentlich schwer etwas ausrichten (und dann auch nur wenig), weil der raffinierte Mechanismus — ähnlich dem einer Uhr — den Blicken entzogen ist und selbst bei einem tieferen Einblick in das Getriebe nur schwer verstanden wird. Einen Ueberblick über das ganze System erlangen nur wenige und selbst dann noch ist die eigentliche Triebfeder schwer zu erkennen. Der Teufel hat es von jeher verstanden, seinem großen Widersacher ein Schnippchen zu schlagen. Und so lassen sich denn selbst Männer, die durchaus fortschrittlich gesinnt sind, von gewissen Schul-Bureaukraten zuweilen an der Nase herumführen. Jedenfalls hat jeder Einzelne, der sich als Gegner an die Schul-Bureaukratie herangewagt hat, die Empfindung, Glatteis betreten zu haben. Denn ohne jede Kombination läßt sich auch ein Angriff auf diese Spezies der Bureaukratie nicht durchführen und jede Kombination kann — hier sogar mehr als anderswo — auf Irrtum beruhen. Ein Fehlschlag aber ist für den Gegner der Schutz vor zehn weiteren Angriffen.

Daß die Schule den bureaukratischen Einflüssen so sehr ausgesetzt ist, trotzdem die Schulfrage durch Gesetze geregelt ist, kann nur dem Außenstehenden wunderbar erscheinen. Wer die Verwaltung kennt, versteht ihre außerordentliche Macht, die sie nur in äußersten Notfällen gegen eine Mehrheit, Tag für Tag aber gegen den Einzelnen anwendet. In dem Augenblick, in dem der gewaltige Einfluß der Verwaltung und selbst einzelner Verwaltungsbeamter auf die tausend Fragen der inneren Politik in seiner ganzen Größe bekannt würde, wäre für eben diese Verwaltung der Anfang vom Ende da. Der geschickte Gebrauch der Machtmittel dagegen sichert ihr eine längere Regierungszeit, als mancher annehmen möchte, und zwar — mit Hilfe der Schule. Die Bureaukratisierung der Schule ist bestimmt, in den politischen Zweckmaßnahmen diejenigen Lücken auszufüllen, die das Gesetz notwendiger Weise lassen muß. Ein „Schulunterhaltungsgesetz" kann liberaler sein, als es unseres ist, ohne daß dadurch etwas geändert werden würde. Denn die Handhabung der Gesetze liegt in den Händen der Verwaltung, und was diese aus manchen Gesetzen gegen deren Sinn schon herausgefunden hat, das brauche ich an dieser Stelle nicht erst zu sagen.

Für die Beurteilung des Systems der Schulbureaukratie ist es nun außerordentlich interessant, daß die gefährlichen Spitzen, die sie gegen einzelne Schulleiter kehrt, durch einen mittleren Verwaltungsbeamten oft leicht umgebogen werden könnten, während sie in der Schule zuweilen einigen Schrecken erregen. Dem Schulmann ist im allgemeinen die Verwaltung ein Buch mit sieben Siegeln. Und so kommt es denn, daß er es meist an Geschicklichkeit fehlen läßt, einen Angriff geschickt zu parieren. Diese Tatsache sichert fast stets den Sieg der Bureaukratie. Und eben darum wird sich jede zielbewußte Schulverwaltung dagegen sträuben, einem Anstaltsleiter einen Verwaltungsbeamten beizugeben, der naturgemäß das Schwergewicht der Macht wenigstens um ein geringes zu Gunsten des erleichtert aufatmenden Schulleiters verschieben würde.

Die weitere Bureaukratisierung der Schule würde sich natürlich ohne eine entschiedene Wendung in unserer gesamten inneren Politik kaum verhindern lassen. Wo immer aber Schulmänner den Kampf gegen unsere übermächtige Bureaukratie aufnehmen, da mögen sie mit fortschrittlich gesinnten und erfahrenen Verwaltungsbeamten Hand in Hand gehen. Denn es ist immer ratsam, sich die Waffen aus dem Arsenal des Gegners zu holen.

Streiflichter.

Seebeuterecht. Man kann über den Wert der Humanisierung des Krieges auch vom pazifistischen Standpunkt verschieden denken. Man kann sie ablehnen, weil sie geeignet ist, den Krieg seines abschreckenden Charakters zu entkleiden. Man kann andererseits diese Gefahr für sehr gering halten, weil die Humanisierung des Krieges ein ebenso aussichtsloses Beginnen ist wie die Humanisierung der Folter oder, um einen anderen Vergleich zu gebrauchen, wie die Quadratur des Zirkels, und man kann dennoch die auf die Humanisierung des Krieges gerichteten Bestrebungen befürworten, weil sowohl diese Bestrebungen selbst, als auch die Ausführung der zu diesem Zwecke getroffenen Maßregeln geeignet sind, das Auge der Menschheit zu schärfen für die Erkenntnis der ganzen Furchtbarkeit des Krieges, wofür die Tätigkeit des „Roten Kreuzes" den besten Beweis liefert; man kann eine gewisse relative Moral des Krieges und das Bestreben, sie durchzusetzen, als propädeutisches Erziehungsmittel für Herz und sittliches Urteilsvermögen der Kulturmenschheit zur radikalen Verurteilung des Krieges selbst betrachten u. s. f. Es ist nicht meine Absicht, auf diese Frage hier des Näheren einzugehen; man mag darüber denken, wie man will — die Abschaffung des Seebeuterechts muß dem Pazifisten aus ganz anderen Gründen geboten erscheinen.

Mit dem Seebeuterecht steht und fällt die Politik des schrankenlosen Wettrüstens zur See. Der deutsche Widerstand, an dem alle bisherigen Verständigungsversuche auf dem Gebiete des Wettrüstens gescheitert sind, steht in engstem kausalen Zusammenhang mit dem englischen Widerstand gegen die Abschaffung des Seebeuterechts. Nur dank dem Seebeuterecht würde die englische Suprematie zur See, der auf deutscher Seite eine ungeheure Suprematie zu Lande gegenübersteht, den Engländern im Kriegsfalle eine entscheidende Ueberlegenheit Deutschland gegenüber verleihen, da Deutschland eine Zerstörung seines Handels und Unterbindung seiner Lebensmittelzufuhr nicht lange würde aushalten können. Ohne das Seebeuterecht würde die englische Suprematie zur See nur noch den weltpolitischen Schwärmern und Chauvinisten Deutschlands bedrohlich erscheinen, nämlich als bedrohlich für ihre phantastischen Welteroberungspläne; nur das Seebeuterecht verleiht den Flottenagitatoren eine gewisse Berechtigung oder wenigstens einen Schein von Berechtigung, für jede Vermehrung der deutschen Handelsflotte eine entsprechende Vermehrung der deutschen Kriegsflotte zu Defensivzwecken zu verlangen, und die Möglichkeit, eine Mehrheit für diese Politik zu gewinnen. Ohne das Seebeuterecht wäre die Ablehnung der Verhandlungen über internationalen Rüstungsstillstand seitens Deutschlands ein Ding der Unmöglichkeit. Sobald es gelingt, die Abschaffung des Seebeuterechts durchzusetzen, ist die Bahn frei für eine Politik der internationalen Rüstungsbeschränkung, und den Flottenagitatoren chauvinistischer Färbung, den Hauptmachern der deutsch-englischen Verstimmung in Deutschland sowohl wie in England — denn die Englandhetze der deutschen Agitatoren liefert das beste Material für die Deutschenhetze der englischen und umgekehrt — wird ihr pseudo-nationales, in Wirklichkeit gemein- und staatsgefährliches Handwerk ein für allemal gelegt.

Somit erweist sich angesichts der gegenwärtigen Weltlage die Abschaffung des Seebeuterechts als eine der wichtigsten Forderungen, die die pazifistische Bewegung durchzusetzen suchen muß, um ihre gefährlichsten Gegner niederzuzwingen und die alte, in ihrer Einseitigkeit verderbliche „si vis pacem, para bellum“ — Doktrin zu überwinden durch die neue Lehre: „Si vis pacem, para pacem“.

Ingolf Askevold.

Bücherschau.

F. W. Foerster. Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine Auseinandersetzung mit den Modernen. Kempten und München. Jos. Kösel. 1907. Mk. 2.

Julian Marcuse. Die sexuelle Frage und das Christentum. Leipzig. Dr. Werner Klinkhardt. 1908. Mk. 2.

Ist Amt und Verantwortlichkeit des Kritikers schon an und für sich eine der schwersten Aufgaben in unserem literarischen Leben, weil sie die höchsten Ansprüche an vielseitige Sachkenntnis und an unbestechliche Gerechtigkeitsliebe stellen, so steigert sich diese Schwierigkeit fast ins Ungemessene, wenn der Kritiker zum Kampfrichter werden sollte, der nach ernsthaftem Waffengang zweier bewährter und wohlgerüsteter Kämpfer den Siegespreis verteilen müßte. Der wohlangebrachten Bescheidenheit und dem Bewußtsein der Unzuständigkeit für dies Amt bleibt dann der Ausweg, daß man sich bloß als unparteiischen Berichterstatter über den Verlauf des Turniers vorstellt, und obwohl ich mir wohl bewußt bin, daß auch die Wertung der ausgetauschten Stöße und Hiebe nicht ohne ein Element der Parteinahme bleiben kann, so möchte ich doch versuchen, diesen Weg einzuschlagen.

Formell muß man zunächst ohne weiteres anerkennen, daß Stil und Diktion der Foersterschen Streitschrift der seines Gegners durchaus überlegen sind. Die Leser dieser Zeitschrift kennen längst die gewaltige Wucht der von tiefinnerstem Herzensdrang getragenen und von glücklichst gefundenen Bilder belebten Ausdrucksweise F. W. Foersters. Seine prächtige Beherrschung der Sprache verhilft ihm — auch das soll gleich gesagt werden — zu dem Vorteil, über gefährlich dünne Stellen seiner Beweisführung mitunter elegant hinweg zu gleiten und dort Stärke der Gründe vermuten zu lassen, wo nur Stärke der Ueberzeugung vorhanden ist. Aber dafür prägt er auch gelegentlich — zumal in den pädagogischen Abschnitten seiner Arbeit — vortrefflich packende und sich dem Gedächtnis einprägende Sentenzen. Demgegenüber ist der Stil der Marcuse'schen Schrift schwerfällig und mitunter auch allzu abstrakt; lange Perioden ohne übersichtliche Gliederung; nur hie und da eine schärfer zugespitzte, eindrucksvolle und dann allerdings meist den Nagel auf den Kopf treffende Bemerkung.

Das ist zu bedauern, zumal der bereits sehr weiten Verbreitung (14.—16. Tausend!) der Foerster'schen Schrift gegenüber, die — und hier komme ich auf die Sache zu sprechen — doch der Ethik und Moralpädagogik in unserem Sinne bei aller Vortrefflichkeit einzelner Stellen bedeutenden Schaden zugefügt hat und zufügen wird. Unnötig zu versichern, daß diese Wirkung unbeabsichtigt ist; leider wird sie dadurch nicht ungeschehen.

Inneres Erleben und persönliche Erfahrung haben, wie allgemein jetzt bekannt, unseren Freund zu einer Auffassung des Verhältnisses von Religion und Ethik geführt, die leider dadurch nicht wahrer wird, weil sich leicht gerade der höchstgerichtete Idealismus in ihr verfängt und versteift. Daß F. seine persönliche Ueberzeugung mannhaft vertritt und bei seiner Prophetennatur dafür mit allen Mitteln seiner blendenden Dialektik wirbt, ist natürlich sein gutes Recht; nur sollte ihn — so meine ich — der gewaltige Jubel stutzig machen, mit dem ihn als scheinbaren Apostaten der ethischen Gedankenkreise, als verlorenen, aber glücklich heimgekehrten Sohn der Klerus hüben wie drüben bewillkommnet und feiert. Umsomehr, als er sich selbst schwerlich einer großen inneren Wandlung, eines „Gnadendurchbruchs“, um einmal im theologischen Stil zu reden, bewußt sein wird. Auf Vertiefung und Verinnerlichung, ja auf den Primat des sittlichen Gewissens über das bloße Vernunftwissen hat er von jeher gedrängt. Bei dieser Tiefbohrung ist es ihm nun — leider, muß ich sagen — geglückt, unter dem heillosen Schutt der Kirchensatzungen und Tradition eine helle, seine Sehnsucht stillende frische Quelle zu finden. Daß es solche gibt, hat niemand von uns Ethikern je bezweifelt, geben wir doch dem Einzelnen die vollste Freiheit, sich seine sittliche Lebensanschauung nach persönlichstem Bedürfnis zu begründen und begrüßen auch solche Mitglieder herzlich in unseren Reihen. Foerster aber verallgemeinert nun sein Entdeckererlebnis zu jenem allgemeinen, vom Kirchentum aller Art nur gar zu wohlgefällig aufgenommenen und stetig verbreiteten Satz: **nur dort** sei das lebendige Quellwasser der Religion und echten Ethik zu finden — während Hunderttausende, und wahrlich nicht die Schlechtesten, längst zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß nirgends ein schlimmeres Hindernis für religiöse wie ethische Vertiefung zu finden ist, als eben in dem bröckelnden und einsturzdrohenden Kirchenbau menschlicher, allzumenschlicher Lehren und Ueberlieferungen. Gerade diese aber mit dem Glanz neuerwachter Religiosität zu vergolden, scheint dem Neu-Romantiker eine Pflicht der persönlichen Dankbarkeit. Natürlich merkt er nicht, daß gerade das, worin er seine tiefste Befriedigung findet, nur scheinbar auch der Schatz der **Kirche** ist, daß diese vielmehr so ernste Naturen, wie ihn, sich nur genau so lange gefallen läßt, als sie sie brauchen kann, und daß eben die „Heiligen“ und die tiefsinnigsten religiösen Naturen zumeist nur sehr knapp, wenn überhaupt, dem Makel der Ketzerei entgingen. Auf meine Kenntnis des Wesens der Kirche, nicht auf eine Gesinnungswandlung unseres Freundes gründe ich meine, wohl von allen Ethikern geteilte Hoffnung einer Wiederannäherung unserer Wege.

Aber zurück zur Sache, die ich freilich nur scheinbar verlassen habe. Marcuse hat die grundsätzliche Schwäche der Foerster'schen Stellung vollkommen deutlich erkannt und in seiner Gegenschrift mit großer Sachkenntnis und Geschicklichkeit die Unhaltbarkeit seiner Thesen klargelegt. So setzt er dem suggestiven und falschen Dilemma Foersters schon im Motto der „Vorfrage“: „Anarchie oder Autorität im ethischen Denken?“ das richtige: „Dogma oder Entwicklung im ethischen Denken?“ gegenüber, zeigt die Wurzeln der Foerster'schen schroffen Entgegensetzung von Geist und Natur in dem lebensfremden Spiritualismus der jüdisch-christlichen Weltauffassung und setzt den entwicklungsgeschichtlich gewordenen sittlichen Menschheitswillen an die Stelle des von religiöser Ehrfurcht umsponnenen Glaubens an die Allmacht des „Geistes“. Dabei wird er nicht nur den tiefsten und besten Absichten Foersters völlig gerecht, ohne ihre Gefahren zu verkennen, sondern zeigt auch aufrichtige Bewunderung vor seiner pädagogischen Genialität. Noch wirksamer freilich, als seine z. T. etwas lang geratene Polemik gegen das Kirchenchristentum, das F. wahrscheinlich leichthin als eine bloße zeitliche Entartungserscheinung doch wesentlich edelster Religiosität abschütteln wird, wäre m. E. eine gründliche philosophische Auseinandersetzung mit den Scheingründen gewesen, die F. für die Unentbehrlichkeit der Autorität (nicht etwa in pädagogischer Beziehung, wo er Recht hat), sondern für die ganze Wahrheitsforschung und sittliche Lebensgestaltung ins Feld führt. Hier ist das Zentrum seiner Stellung; hier muß die Autonomie gegen jeden Versuch neuer heteronomischer Bindung verteidigt werden. Freilich hangen an diesem Problem auch die allertiefsten Erlebnisse der Persönlichkeit, die Frage des Relativismus in der Moral, die Wertung der vernünftigen Erkenntnis für das menschliche Wollen usw., so daß eine Einigung auf theoretischem Wege ziemlich ausgeschlossen erscheint.

Die eigentlichen Sexualprobleme unserer Zeit sind in diesem Referat nun allerdings zu kurz gekommen; sie spielen aber auch in den beiden besprochenen Schriften nur eine sehr bescheidene Rolle, nämlich die der bloßen Veranlassung zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung über das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Ethik. Hervorzuheben ist aber, daß in dem wesentlich Foerster am Herzen liegenden Punkt, wonach die sexualethische Pädagogik in der vorbeugenden vernünftigen Erziehung des Willens ihren Kern hat, beide Autoren einig sind; und ihnen schließt sich der Referent gern als Dritter an. -nz-

Vermischtes.

Wie uns mitgeteilt wird, soll das bekannte Auskunftsbuch „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte“, welches zuletzt 1904 erschienen, inzwischen aber zum großen Bedauern zahlreicher Interessenten völlig vergriffen ist, demnächst in 4. Auflage herausgegeben werden. Die Herausgeberin dieser, wie der früheren Auflagen, ist die Zentrale für private Fürsorge, Berlin W. 64, Unter den Linden 16, vormals Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Da das Buch besonders auch von Wohltätern vielfach dazu benutzt wird, um diejenigen Wohlfahrtseinrichtungen auszuwählen, denen sie ihre Teilnahme in reicherem Maße zuwenden wollen, so dürften alle diese Institutionen auch ihrerseits ein großes Interesse daran haben, in dem Buche überhaupt, aber auch mit durchaus **richtigen und ausgiebigen Angaben** angeführt zu sein. Bezügliche Zuschriften nimmt die „Abteilung Bibliothek“ der oben genannten „Zentrale“ gern entgegen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S. O. 16, Rungestr. 25—27** (Spreepalast.) Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13. Buckingham Street, Strand, London.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt „**Das freie Wort**" des „**Neuen Frankfurter Verlages**" in **Frankfurt a. M.** bei, worauf wir unsere Leser besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis: vierteljährlich 1.60 Mk.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier Vereinbarung.
Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,“** Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: **„Weltliche Schule“** (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Oktober 1908.	Nr. 20.

Inhalt:

Soziale Erbschaft.

Von Dr. J. Lewy.

Man mag über den Sozialismus denken, wie man will, in einem wird wohl jeder Arbeitsfreund sich mit den Gedankengängen dieser Bewegung voll und ganz einverstanden erklären, in der scharfen Verurteilung des arbeitslosen Einkommens. Die sozialistische Gedankenwelle, von der wir alle mehr oder weniger überspült sind, hat zweifellos die Bedeutung der sozialen Arbeitspflicht für jedermann, die Nichtswürdigkeit des nichtarbeitenden Parasitentums uns schärfer zum Bewußtsein gebracht, als es vordem der Fall war.

In der Tat, wir alle mißbilligen dieses soziale Schmarotzertum der nichtarbeitenden und nur genießenden Rentenbesitzer. Doch was tun wir dazu, diese mißliebigen Erscheinungen zu entfernen?

Zweifellos liegt ein starker Antrieb zu diesen parasitären Erscheinungen in dem bestehendem Erbrecht, oder, da das geschriebene Recht größtenteils auch die Rechtsgedanken und Rechtsgefühle des Volkes vertritt, in der herkömmlichen Denkgewohnheit über das Erbrecht. Wenn Kinder kaum zu sprechen anfangen und schon wissen, daß sie in Reichtümern schwelgen, daß sie sich sozusagen alles erlauben können, so nützt oftmals alle Erziehung nichts, um die in dieser allzu goldenen Umgebung heranwachsenden Kinder vor einem künftigen Parasitentum, vor einem Müßiggänger- oder Nurgenuß-leben zu schützen. Da die Gesellschaft den nichtarbeitenden Rentenbezieher nicht ächtet, sondern womöglich noch als einen Mann von vornehmer Lebensart anspricht, so könnten es nur rein sittliche Erwägungen und Triebfedern sein, die ein vernünftiges Kind dazu bringen könnten, auf das reiche Besitztum seiner Eltern ohne regelrechte Berufstätigkeit zu verzichten. Können wir aber allen Kindern diese rein sittlichen Triebfedern zutrauen? Schwerlich. Würden wir aber dem Kinde das Erbe vorenthalten, würde es also nicht mit dem Bewußtsein aufwachsen, es sei reich und brauche eigentlich nichts zu tun, so wäre das Kind sofort vor die Frage gestellt, sich aus eigener Kraft aufzubauen. Gewiß wäre das kein Schade für das Kind. Aber wer wird denn das tun? Wer wird denn seinem Kinde das Erbe aus diesem Grunde vorenthalten? Und doch wäre es eigentlich ein großes Glück für die Kinder, wenn wir unter Glück nur etwas mehr wie glänzendes Wohlleben, nämlich innere Befriedigung an eigener Leistung und Schaffenskraft verstehen würden. Hinsichtlich der Erbfrage befinden wir uns eigentlich noch in patriarchalisch-rückständigen Zeiten. Uns erscheint die Uebernahme des väterlichen Eigentums durch die Kinder als etwas so Natürliches und Selbstverständliches, daß wir in der Praxis des Lebens es wohl schwerlich anders handhaben würden. Doch wäre nicht auch in dieser Sache eine Kritik am Platze?

Warum sollen wir uns hier nicht von den Vorurteilen und Voreingenommenheiten der herkömmlichen Sitte befreien? Läßt sich hier nicht ein Weg anbahnen, der diese ganze veraltete Erbauffassung allmählich über Bord wirft und an ihrer Statt uns bessere Erbgewohnheiten bringt? Sollte nicht gerade eine tiefere Auffassung der Kinderliebe, der Vorsorge für das Beste unserer Kinder, dahin führen?

Wir befinden uns in einem Uebergangsstadium von der rein individualistischen Welt- und Lebensanschauung zu einer mehr sozialistischen. Der soziale Faktor tritt zumindest neben den individualen Faktor, selbst wenn man den letzteren dabei völlig erhalten will. Ist unsere Erbgewohnheit nicht aber noch eine rein individualistische? Würde es da nicht zeitgemäß sein, in dieselbe einen Tropfen sozialen Oels hineinzugießen? Gewiß man fängt ja schon in manchen Kreisen damit an, die bei Lebzeiten aufgespeicherte Kapitalsumme nicht in Bausch und Bogen seinen Nachkommen zu übergeben, man macht Abzüge davon für kommunale, soziale oder wohltätige Einrichtungen; man erkennt jedenfalls in den Kreisen der Besten bereits neben der individualen Erbpflicht auch eine soziale Erbpflicht an. Der Sohn hat doch eigentlich recht wenig moralischen Anspruch auf die Erbmasse, die der Vater mit Mühe und Kraft zusammen gerafft hat. Was hat er denn eigentlich geleistet, um sich eines Tages von Reichtümern umgeben zu sehen?

Aber die Gesellschaft? Ihr verdanken wir doch recht eigentlich unser ganzes Dasein. Ohne Gesellschaftsarbeit, ohne Vorarbeit und Ergänzungsarbeit anderer Kräfte könnte

kein Techniker eine Erfindung machen, kein Rentner einen Coupon abschneiden, kein Kaufmann einen Wechsel schreiben u. dergl.; denn wer anders hat ihm die Werkzeuge geliefert, Coupon und Wechsel erfunden, wenn nicht die Gesellschaft? Ist es da nicht das einzig Vernünftige, unsere Erbmasse nicht in den Individualbesitz des unverdienten Kindes, sondern in den Sozialbesitz der einzig auf unsere Wohltaten berechtigten Anspruch erhebenden Gesellschaft zu geben? Oder jedenfalls einen großen Teil dieser Masse dem unwürdigen Besitznachfolger zu entrücken und dem würdigeren mitzuteilen?

Doch Gewohnheiten, seit Jahrtausenden bestehend und eingefressen, lassen sich nicht im Handumdrehen beseitigen. Das wissen wir alle. Und doch könnten wir wohl den gesellschaftlichen Entwickelungsprozeß in der Richtung beschleuniger, die wir wünschen. Eine Umbildung einer Gewohnheit, die Aufgabe eines Vorurteils kann von Einzelnen ausgehen, sie kann aber auch planmäßig und systematisch betrieben werden. Wir meinen, alle diejenigen, welche das altehrwürdige System der reinen Individualerbschaft begraben wollen und an seiner Statt ein entwickelteres und zeitgemäßeres System der Sozialerbschaft anbahnen wollen — wobei zunächst natürlich nicht von einer Ablösung sondern nur von einem Nebeneinandergehen der beiden Prinzipien die Rede sein kann — sollten sich zu einer Organisation zusammenschließen und diesen Gedanken des Ausbaus des Sozialerbschaftsgedankens planmäßig pflegen und verbreiten. Zweifellos wäre die Idee äußerst fruchtbringend. Sie würde durch eine schärfere Spezialkritik unsere Rechtsauffassung allmählich neu umgestalten. Je mehr Beispiele wir von sozialen Erblassern sehen würden, desto mehr könnten unsere Kommunen und Verwaltungen aus eigener Kraft leisten, desto mehr würde das große Unglück und Unrecht der unverhältnismäßigen sozialen Besitzverteilung sich ein wenig unter der Hand mildern. Das wäre aber nur ein kleiner Gewinn. Viel wichtiger ist noch die völlige Umwandlung unseres gesamten Rechtsempfindens, die dadurch ins Werk gesetzt werden könnte. Der Kommune würden dadurch mehr Geldmittel zufließen, die Steuerlast könnte von den am meisten unter dem Steuerdruck leidenden Teil genommen werden und das Volk könnte durch Vermehrung der Geldmittel bessere und edlere Bildungsstätten erhalten, als es jetzt hat. So könnte durch diese völlig unblutige Tat eine Umwandlung des Rechtsgefühls in uns vorgehen, die zugleich ihr Scherflein an der Lösung der sozialen Frage beitragen würde.

Wäre die Schaffung einer solchen Organisation zur Verbreitung des Sozialerbschaftsgedankens nicht des Schweißes der Edlen wert? Könnten wir nicht vielleicht auf diesem Wege Hand anlegen, jenes lästigste Gift unserer Gesellschaft, unter dem die breiten Massen schwer leiden müssen, das Schmarotzertum der von der Gesellschaft verpflegten nichtstuenden reichen Erbkinder, durch Umwandlung des allgemeinen Rechtsempfindens mit der Zeit den Garaus bereiten und so den alten Ausspruch zur Wirklichkeit machen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!?

Von „Hebung" der Frau.

Offener Brief an Fräulein Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

Sehr geehrte Mitkämpferin
auf verschiedenen exponierten Posten!

Ist der weder geschickte noch geschmackvolle und dadurch genügend „gerichtete" Ausdruck „Hebung der Frau" die Mühe einer Ereiferung wert? und muß nach einem solchen Spatzen — wenn schon — mit Schiffskanonen geschossen werden?!

Sie kennen doch den Weisheitsspruch eines jener sieben griechischen Weisen — es war ja wohl Bias —, der da riet: μηδὲν ἄγαν — Nichts zu viel! In der Tat ist kaum eine größere Schädigung einer Sache möglich als handgreifliche Uebertreibungen. Sie brauchen mir nicht entgegen zu halten, daß alle wesentlichen Neuerungen sich dem Alten mit der Schärfe des Paradoxons entgegen zu stellen pflegen, d. h. also zunächst unbegreiflich und unrealisierbar erscheinende Anschauungen und Forderungen formulieren, was ja mit Uebertreibungen sehr große Aehnlichkeit hat. Da handelt es sich aber eben um wirkliche Gegensätze und wirkliche Neuerungen, und es handelt sich um die wesentlichen Punkte in beiden. Sie werden mir zugeben, daß bei der gegenwärtigen Frauenbewegung, die ja von recht zahlreichen Männern aus richtiger Würdigung sehr lebhaft unterstützt wird, es sich nicht um ein funkelnagelneues handelt, das eben erst entdeckt und dem Alten gegenübergestellt wird, um an seine Stelle zu treten, wenn auch in etwas modifizierter Weise, sondern es handelt sich doch überhaupt nur um Modifikationen bestehender Verhältnisse, die, wie ich gern zugeben will, augenblicklich in etwas größerem Umfange und mit dem Wunsche eines schnelleren Tempos betrieben werden, als es bisher der Fall gewesen ist. Aber es kann der Sache der Frauenbewegung tatsächlich nur schaden, wenn hierbei Behauptungen und Ziele hervortreten, die das Kopfschütteln jedes besonnenen Menschen erregen müssen.

Das ist freilich ein Fehler, der der Frauenbewegung auf ihrem äußersten Flügel im Ganzen anhaftet; denn es wird schwerlich zu leugnen sein, daß die hier Kämpfenden nicht gleiches Recht für die Frauen, sondern Vorrechte fordern. Man mag das, was bisher den Frauen an Bevorzugungen zugestanden ist, herleiten und deuten und schätzen, wie man will; — das steht doch unbedingt fest, daß, wenn die Frauen in jeder Beziehung, in der bisher zwischen den Geschlechtern ein Unterschied in den Berechtigungen gemacht worden ist, Gleichheit anstreben, sie nicht zu gleicher Zeit verlangen können, daß auch diejenigen Bevorzugungen bestehen bleiben, die ihrem Geschlechte als solchem bisher zugestanden worden sind. Und wenn z. B. im Strafrechte gegen alles vorgegangen wird, was irgendwie als eine Ungleichheit in der Behandlung der beiden Geschlechter zu Ungunsten des weiblichen erscheint, wie beispielsweise der berüchtigte § 361,6, und wenn gegen solche grundsätzlichen Benachteiligungen des weiblichen Geschlechtes mit vollem Rechte Front gemacht wird, dann darf man nicht den lieben Mirza Schaffy zu Ehren bringen und den Mangel an Logik so weit treiben, daß man an anderer Stelle den dem weiblichen Geschlechte als solchem zugebilligten besonderen Schutz nicht nur weiter in Anspruch nimmt, sondern sogar noch gesteigert wissen will, — wie wenn z. B. ein großer Frauenkongreß ernsthaft die — rein physiologisch genommen schon lächerliche — Forderung aufstellt, daß das „Schutzalter" des § 182 von 16 auf 18 Jahre erhöht werde.

Wie solche Ueberspannungen schädlich wirken, so müssen es auch solche Behauptungen tun, wie sie in Ihrer kleinen Abhandlung der „Ethischen Kultur" Nr. 11 ausgesprochen werden, indem Sie einige vergleichende Urteile über die verhältnismäßige intellektuelle und sittliche Begabung und Leistungsfähigkeit der beiden Geschlechter aufstellen, die mindestens als kühn bezeichnet werden müssen.*) Sie sagen: „Der Durchschnitt der Frauen ist dem Durchschnitt der Männer an geistiger Begabung sicher zum mindesten gleich." Glauben Sie wirklich, daß Sie das mit irgend etwas, was man Beweis nennen könnte, zu belegen imstande wären? Wie wäre das denn überhaupt nur möglich? Sie selber

*) Vorliegendes war gleich nach Erscheinen der „E. K." Nr. 11 geschrieben und der Redaktion übergeben, noch bevor mir das etwa gleichzeitige 1. Juni-Heft des „Kunstwart" zu Händen kam, in dem Elsje Doehn der Verfasserin für ähnliche Behauptungen eine derbe Antwort zuteil werden läßt.

geben zu, daß viele Jahrtausende der Vernachlässigung dem weiblichen Geschlechte Eintrag getan haben, während in derselben Zeit an der Förderung des männlichen Geschlechtes mit allen verfügbaren Kräften gearbeitet worden ist. Wo soll denn unter solchen Umständen eine durchschnittliche gleiche Veranlagung beider Geschlechter herkommen?! Die kräftigere Entwickelung der männlichen Gehirne ist doch das direkte Ergebnis jener vieltausendjährigen Arbeit an ihnen; und wenn diese Arbeit an den weiblichen Gehirnen gefehlt hat, dann fehlt selbstverständlich an ihnen auch die Entwickelung, auf Grund deren eine *durchschnittlich* gleiche Veranlagung auch nur denkbar wäre.

Aber brauchen Sie denn diese unbesonnene Behauptung, um irgend etwas von Ihren vernünftigen Forderungen zu stützen? Können Sie sich nicht vollständig damit zufrieden geben, wenn man sagt, wie ich das in meinem Aufsatze über „Frauengymnasium oder Koedukation?" im „Mutterschutz" III. Jahrgang, Heft 11, getan habe: „Es wird kein Mensch wagen, zu bestreiten, daß es recht angenehm wäre, wenn nicht $^{9}/_{10}$ der Männer unter dem Niv au ständen, das etwa $^{1}/_{100}$ der Frauen sicher erreicht und überschreitet?" Das genügt vollkommen, um in Bezug auf die geforderten Möglichkeiten für jede Art von Ausbildung als Begründung zu dienen. Aber wie kann man auch nur die Möglichkeit sich vorstellen, daß selbst nach eben so vielen weitern Jahrtausenden der Kulturentwickelung, wie sie hinter uns liegen, eine völlige Gleichwertigkeit der weiblichen und der männlichen Anlagen im Durchschnitt zu erreichen sein wird? Müßte zu dem Zwecke nicht unzweifelhaft zunächst der doch unleugbar sehr erhebliche Unterschied in Größe und Kraft zwischen dem weiblichen und dem männlichen Körper ausgeglichen werden? und ist das überhaupt möglich? Diese größere Entwickelung des männlichen Körpers ist doch lediglich das Ergebnis der Uebung; und wenn die Uebungen, die ein derartiges Ergebnis zeitigen können, bei dem einen Geschlechte zufolge natürlicher Verhältnisse regelmäßig für lange Zeiten ausgesetzt werden müssen, während davon bei dem männlichen Geschlechte keine Rede ist, kann dann jemals der Vorsprung eingeholt werden?*) — und ganz ebenso ist es auf geistigem Gebiete. Wenn bei dem einen Geschlechte die Geschlechtsfunktionen regelmäßig zeitweilig die Aufmerksamkeit gänzlich auf sich ziehen und beinahe so etwas wie die unregelmäßige Exzentrizität des ganzen Geisteslebens zu Wege bringen, wie sie das Charakteristikum der fixen Idee ist, und wenn das andere Geschlecht durch seine Geschlechtsfunktionen in keiner Weise abgelenkt und dauernd in Anspruch genommen wird, ist dann daran zu denken, daß eine durchschnittliche gleiche Entwickelung bei beiden Geschlechtern eintreten könnte?

Auf nicht minder schwachen Füßen steht Ihre Behauptung von der sittlichen Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes.

Zunächst begehen Sie hier den Fehler, der von seiten der Frauenrechtlerinnen völlig überwunden sein sollte, daß Sie nämlich das Wohlverhalten in geschlechtlicher Beziehung nach dem bis jetzt gültigen Moralkodex mit „Sittlichkeit" schlechthin gleich setzen. Das ist doch immer nur eine einzelne Richtung in der Betätigung sittlicher Anschauungen. Und wenn Sie nun feststellen müssen, daß das weibliche Geschlecht „mit Ruten und Skorpionen" hat dazu gepeinigt werden müssen, daß es sich schließlich in die ihm zudiktierte geschlechtliche Sittlichkeit gefunden hat (was nicht ganz unrichtig ist), und zudem zugeben, daß die weibliche Natur für eine so gestaltete geschlechtliche Sittlichkeit geeigneter ist als die männliche, dann ist doch jedenfalls das Verdienst der etwa vorhandenen größeren geschlechtlichen Sittlichkeit beim weiblichen Geschlechte nicht allzu hoch anzuschlagen.

*) Wenn nicht etwa das männliche Geschlecht die schwierigsten $^{9}/_{10}$ des Weges durch seine Degeneration entgegenkommen sollte!

Sehen wir aber von dieser Einseitigkeit ab, ohne uns erst darauf einzulassen, den Umfang der tatsächlich vorhandenen Abweichungen von der Beobachtung des strengen Sittenkodex beim weiblichen Geschlechte zu untersuchen, und sehen wir auf die Sittlichkeit im allgemeinen, so ist es auch hier ein Irrtum, für die Frau eine höhere Stellung zu behaupten. Wenn der Amerikaner sagt: „Woman as sex is better than man", so ist das *Feminismus* in der höchsten Blüte und ein Ergebnis von bereits gefahrdrohenden Kulturzuständen dort drüben, wie sie jüngst von berufenster Seite geschildert sind, nämlich ein Untergehen des männlichen Geschlechtes im business und eine Ueberlassung aller übrigen Lebensinteressen an die Frau, der sie selbst bei der besseren Erziehung, die ihr in Amerika zuteil wird, und bei der freieren sozialen Stellung, die sie dort einnimmt, in keiner Weise gewachsen ist.

Ich erinnere mich, daß *Berthold Auerbach* einmal im Gespräche den Ausspruch tat: „Wir Männer sind besser als die Frauen", — und da hat er unzweifelbar recht. Sie behaupten, die Frau sei der Menschheit opferfähigerer Teil. Das ist richtig, wenn man nur den kleinen Kreis der Interessen ins Auge faßt, um den sich die Frau bekümmert. Die großen sozialen Gedanken — mit Einschluß der weltanspannenden und weltbewegenden in Kunst und Wissenschaft — sind nicht von Frauen ausgegangen, sondern von Männern. All die großen Befreiungen, *auch die der Frau*, bis zu ihrem heutigen Standpunkte in der monogamisch organisierten Kulturgemeinschaft hin, sind ein Werk des Mannes; denn welche Mittel hätte denn die Frau jemals gehabt, auf die Entwickelung dieser Dinge einzuwirken?! Des Aristophanes „Ekklesiazusen" sind doch nur ein ausgelassener Scherz; und welche weiteren Mittel hätten denn jemals den Frauen zur Verfügung gestanden, ihren Gesamtwillen gegenüber dem Gesamtwillen der Männer durchzusetzen? Wenn die *führenden* Geister in der Frauenbewegung innerhalb ihres spezifischen Gedankenkreises heute den Männern — nicht allen, sondern der großen Masse, dem Durchschnitt, — in dem Radikalismus und, wie ich gern hinzufüge, der gesunden Vernunft ihrer Forderungen überlegen sind, so handelt es sich dabei erstlich nicht um Dinge, die bisher noch in keines Menschen oder keines Mannes Hirn gekommen wären, und zweitens nur um eine starke Beschleunigung des Tempos, in dem sich bisher die Befreiung der Frau aus den ursprünglich getragenen Fesseln *durch den Mann* vollzogen hat. Selbst an denjenigen Stellen, wo die Frauen aus sich heraus so etwas wie soziale Gedanken zu verwirklichen unternommen haben, haftet ihr Denken und Tun an dem ihnen zunächstliegenden, also beispielsweise, wenn sie bei der Unterstützung der Wöchnerinnen und ähnlichem die spezifischesten Nöte ihres Geschlechtes empfinden und zu lindern versuchen.

Etwas unglücklicheres als die sittliche Minderwertigkeit des Mannes aus den „drei schweren Beeinträchtigungen seines individuellen und generellen Wertes", nämlich dem stärkeren Alkoholismus, der stärkeren Venerie und der stärkeren Kriminalität, beweisen zu wollen, ist geradezu undenkbar. Die stärkere Kriminalität folgt ganz von selbst aus seiner größeren Kraft, sowohl geistigen wie körperlichen, und daraus, daß er bisher allein den Kampf ums Dasein zu führen gehabt hat: wer nicht im Kampfe steht, hat es leicht, keine Wunden zu schlagen. Der Alkoholismus ist ja ganz sicher eine große Plage der Menschheit, und es ist nicht erfreulich, daß das männliche Geschlecht ihm in so hohem Grade, wie es tatsächlich der Fall ist, sich unterworfen hat. Indessen auch hier ist bei einiger Gerechtigkeit zu berücksichtigen, daß die im Kampfe mit dem Leben stehenden, fortwährend mit höchster körperlicher und geistiger Anstrengung arbeitenden Männer oft wirklich ein Stimulans für ihre Energie brauchen, das sie leider an einer der unglücklichsten Stellen zu finden glauben. Es ist wohl genug,

daß nicht die Frauen, sondern die Männer selbst die Verderblichkeit des Alkoholismus eingesehen und alle Kraft zu dessen Beseitigung eingesetzt haben. Und auch die stärkere Venerie kommt wohl in erster Linie auf das Konto der größeren Kraft, meinethalben einer an unrichtiger Stelle betätigten. Jedenfalls haben hier die Männer die Entschuldigung, daß sie durch die Kultur, die *sie selber* hervorgebracht haben, an einer ebenso zeitigen Erreichung eines (nach dem gültigen Moralkodex) geordneten Geschlechtslebens, wie sie für die Frau möglich ist, verhindert und dadurch den Gefahren eines ungeregelten Geschlechtsverkehres ausgesetzt sind. Sie haben für diese Benachteiligung sich in der vornehmsten Weise gerächt, indem sie nämlich das „Ewigweibliche“ geschaffen haben, das „uns hinanzieht“; denn das ist im ganzen Leben *niemals das natürlich Geschlechtliche* des Weibes, sondern das ist das, was die *männliche schöpferische Phantasie als ihr Ideal aus dem Weibe gemacht* hat.

Also bitte: keine pharisäische Ueberhebung! Die Männer haben, so weit sie zurechnungsfähig sind, das Bestreben gehabt und haben es heute mehr als je, die Frauen in jeder Beziehung sich selber ebenbürtig zu machen, und sie haben gar kein Interesse daran, darauf zu pochen, sei es intellektuell, sei es moralisch, sei es an physischer Kraft den Frauen überlegen zu sein. Die Männer haben es jederzeit gefühlt und eingesehen, daß das weibliche Geschlecht eine notwendige und unentbehrliche *Ergänzung* des männlichen Wesens ist, und gesucht, soweit es von Natur bei fortgeschrittenen Kulturzuständen hiezu nicht geeignet ist, es auf den Standpunkt zu erheben, wo es diese Eignung erreicht.

Aus mangelhafter Schulung im Denken gehen auch bei den besten Unternehmungen der fortgeschrittenen Frauen gewisse Unvollkommenheiten und unkritische Unbesonnenheiten hervor, die notwendig der Korrektur bedürfen, und für deren Korrektur die Frauen, denen sie begegnet sind, nach den sittlichen und intellektuellen Anschauungen, die beim männlichen Geschlechte durchweg gelten, dankbar sein sollten. Aber weit gefehlt! Fällt ihnen gar nicht ein!

Wie wenig gerade in intellektueller Beziehung die Frauen, selbst die zur Führung berufensten, auf gleicher Stufe der Vorurteilslosigkeit und Unbefangenheit angelangt sind, welche dem forschenden und denkenden Manne zur Selbstverständlichkeit, zur anderen Natur geworden ist, dafür nur ein kleines eigenes Erlebnis als Beleg.

Da hat eine von sehr tüchtiger Frauenhand geleitete, sehr fortschrittliche Zeitschrift über die sexuelle Aufklärung und über die Reform der Ehe Ausführungen gebracht. Bei den ersteren war vollständig übersehen, daß mit der bloßen Aufklärung das eigentliche Geschlechtsproblem, nämlich die ethische Regelung des Geschlechtsverkehres, in keiner Weise berührt wird. Bei der Reform in Bezug auf die Ehe aber wurde ohne weiteres durch die Verallgemeinerung der Erwerbsfähigkeit und die allgemeine Ausbreitung einer erwerbenden Berufstätigkeit der Frau eine sozusagen alle bisherigen Schwierigkeiten beseitigende Gleichstellung der Gatten in der Ehe verbürgt angenommen. Ich erlaubte mir, der Zeitschrift ein paar aufklärende Erörterungen zu unterbreiten; aber die Verbohrtheit des Fanatismus, die — selbst gewarnt — durchaus ohne besonnenes, nach allen Seiten ausschauendes Denken mit gewissen Schlagworten zu arbeiten vorzieht, ignorierte diese Mitteilungen und gönnte ihnen nicht das „Licht der Druckerschwärze“.

Ich überlasse es Ihrer Beurteilung, ob Sie es für eine Großtat intellektueller und moralischer Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes halten, eine solche besonnene Kritik unbesonnener Unfertigkeiten zu unterdrücken.

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit

Bruno Meyer.

Ferien.

Von Ida Häny-Lux.

Noch einmal, bevor der Winter uns in die Stube treibt, bekam das Jungvolk Ferien und mit ihm als einzige in Beruf und Würden stehende Erwachsene auch die Lehrer. Die große Mehrzahl der arbeitenden Menschen aber, die überhaupt das Glück haben, Ferien zu bekommen, muß sich innerhalb eines ganzen, langen Jahres mit einer einzigen Gnadenfrist begnügen, in der sie sich frische Lebenskraft zusammensuchen müssen. Krampfhaft klammert man sich denn auch an diese wenigen Tage und sucht sie auszunützen indem man sich meist recht töricht dabei anstellt: Entweder versucht man sich ohne Uebergang in einen eingefleischten Freiluftmenschen zu verwandeln, oder man verpflanzt den sacrosankten Alltag in eine fremde Umgebung, in die er so wenig paßt, daß man ihn als eine Qual empfindet. „Erholt“ kehrt man dann nach Hause zurück, nach einer Woche, oder höchstens zweien trottet man wieder seinen alten Trottelgang und nur noch manchmal zuckt das Herz nach dem Sommerglück.

Wir sind ja so unsagbar vernünftig, wir modernen Menschen. Wie arbeiten und strampeln, um die Mittel zu einer höheren Lebenshaltung zu erwerben, wir rechnen auf ein geheimnisvolles „Später“, das uns für alle Mühe lohnt und wir lassen die Gegenwart verrauschen, ohne sie genützt zu haben. Das, was uns fehlt, um unserem Leben den richtigen Ausgleich zu geben zwischen Energieverbrauch und Energieaufstapelung, ist nicht eine ausgedehntere Ferienzeit, sondern die Muße im Alltag, aus dem unsere Arbeit *in Freude* quillt.

Ach, all diese Müdigkeit! Diese freudlos geleistete Arbeit! Diese Unrast der Seele! Die ungestillte Sehnsucht! Und trotz all des reichen schmerzlichen Lebens in uns, so wenig ausgereifte Leistungen, so wenig segenvolles Wirken! Und da wir keine Harmonie in uns haben, alle die Conflikte unseres Lebens, die Zickzacklinien unseres Geschicks!

Auf allen Gebieten arbeitet man darauf hin, mit möglichst geringem Zeit- und Kraftaufwand möglichst große Leistungen zu schaffen. Und dennoch würden unsere Großmütter lachen, wenn sie uns moderne Frauen und unsere Arbeit sähen, sie würde ihnen wie Spielerei erscheinen und sie würden nicht begreifen, was wir mit unserer Zeit eigentlich anfangen. Haben wir denn wirklich mehr Zeit, als unsere Großmütter, die doch noch unendlich feine und mühselige Handarbeiten auftürmten? Haben wir stille Stunden, in denen wir mit unseren Lieben um den Familientisch sitzen und aus den Tiefen unserer eigenen Wissenschaft Werte verteilen? Gehetzt und müde kommt der Mann von der Arbeit nach Hause und nervös ist ein ungeheurer Bruchteil unserer Frauen. Nur die, die in festumgrenzten Arbeitsgebieten intensiv tätig sind, haben wohl noch etwas frische Kraft und einen Funken Verständnis für die Zauberwirkung der Muße. Aber auch sie leiden unter dem Hereingreifen der Alltagsunruhe in die Dinge, die in der Stille werden und reifen sollten, auch an sie drängen sich mehr und verschiedener gestaltete Forderungen heran, als sie normaler Weise leisten können. Und gerade die Frau, die sich weit schwerer, als der Mann aus der Hauptlinie ihrer Eigenart verdrängen läßt, verliert durch den Mangel an Muße die ruhige Selbstsicherheit, die die Quelle aller Harmonie ist.

Wenn wir die Menschen betrachten, die unvergängliche Werte geschaffen haben, so sehen wir, daß sie wußten was Muße ist. Es genügt, als ein Beispiel von vielen, Goethe zu nennen, der auch in diesem Punkt ein Lebenskünstler war.

Was ist denn das Ziel all unseres Strebens? Im letzten Grunde immer Harmonie, auch wenn es von der niedrigsten Stufe aufgefaßt wird, daß jeder die Dinge begehrt, die ihm im tiefsten Wesen als wünschenswert erscheinen. Selbst der, der nur Geld verdienen will, um gut

essen und trinken zu können, strebt im Grunde nach Befriedigung dessen, was als stärkster Wunsch in ihm lebt. Und alles geistige Schaffen, alles ethische Wollen geht darauf hinaus, eine Einheitlichkeit zwischen den innerlichen Forderungen der Menschheit und den äußern Lebensformen herbeizuführen. Aber nur die Muße ermöglicht uns ein wirkliches Sichten der Dinge, die auf uns einstürmen, ein tatsächliches Verarbeiten der Elemente, die zu unserer Individualität passen und ein sicheres Zurückweisen dessen, was uns eigentlich wesensfremd ist. Sie schafft in uns den festen Boden, in dem blühende und fruchttragende Bäume zu wurzeln vermögen, sie macht uns in uns selber sicher, also ruhig und harmonisch.

Allerorten regt sich die Sehnsucht nach Harmonie und allerorten keimt ganz leise wieder ein Idealismus, den die Sturm- und Drangperiode der achtziger Jahre tot gemacht zu haben glaubte. Noch suchen wir in unserer Sehnsucht durch Rückblicke, durch retrospektive Veranstaltungen aller Art, durch Anpassung an frühere Stilformen, durch etwas übertriebene Sehnsucht nach dem Landleben und dergleichen mehr, uns zu helfen; noch wissen nicht alle, daß nicht die Rückkehr in die Vergangenheit uns retten wird, sondern eine neue Erkenntnis, die uns über die Errungenschaften der nächstliegenden Vergangenheit hinaus trägt, die uns eine Zukunft zu bauen vermag, in der sich unser unendlich erweitertes Wissen, unsere freiere Weltanschauung mit der Sehnsucht unserer Seele nach Harmonie vereinigen kann. Wenn wir erst wieder die Kunst verstehen, uns Muße zu schaffen, wenn die Tausende, die Ferien haben, auch ihren Alltag mit Muße durchwirken, haben wir endlich eine neue, wertvolle Kultur an Stelle jener, die die Stürmer und Dränger als ein Ueberlebtes kühn und auch mit Recht zerstörten.

Gute Beziehungen.

Von Leopold Katscher.

(Nachdruck verboten.)

Daß ein Geschäftsunternehmer, der sich nach Möglichkeit vor Verlusten schützen will, ein tüchtiger Fachmann sein, die Konjunktur richtig ausnutzen, die Märkte genau kennen muß usw., kurz, daß er es verstehen muß, mit seinem Geldkapital umsichtig zu verfahren, ist eine alte, wohlbekannte, selbstverständliche Binsenwahrheit. Aber nur wenigen Arbeitgebern ist die ebenso selbstverständliche Wahrheit aufgedämmert, daß die gleiche Wichtigkeit auch dem umsichtigen Verfahren mit dem Menschenkapital zukommt. Und doch lehrt die gesamte Erfahrung, daß Wohl und Wehe der Unternehmungen gar sehr von der Natur der Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern abhängt; mit anderen Worten: daß das Geheimnis des Erfolges sehr oft darin liegt, daß der Unternehmer gute Beziehungen zu seinem Personal herzustellen weiß.

Ich kenne eine erfreulich große Anzahl von Belegbeispielen aus der Praxis, welche beweisen, daß eine wohlwollende, vernünftige, achtungsvolle, die Gleichberechtigung anerkennende Behandlung der Untergebenen diese zu ergebenen, eifrigen, vertrauensvollen, an ihrer Arbeit und dem Gedeihen der Firma interessierten Mitarbeitern macht und daß das alte Vorurteil, wonach die Besserstellung des Personals eine Unternehmung durch erhöhte Betriebskosten leicht konkurrenzunfähig macht, grundfalsch ist. Richtig, ja unanfechtbar ist vielmehr, daß die an das Besserstellen des Personals gewandten Summen fast immer die denkbar beste Kapitalanlage bilden. Daher sagt W. T. Stead mit Recht: „Künftig werden die höchsten Preise den tüchtigsten Geschäftsgeneralen zufallen, und der tüchtigste dieser Generale wird sein, wer es am besten versteht, das Vertrauen und die Begeisterung seines Angestelltenheeres zu erwecken und die in ihr schlummernden mannigfachen Fähigkeiten für sein Unternehmen nutzbar zu machen." Budgett Meakin schreibt: „Es gibt keinen Unterschied zwischen dem, was dem Brotherrn und dem, was seinen Leuten frommt. Ihre Interessen sind gemeinsam — das wissen alle Unternehmer, die nach diesem Grundsatz gehandelt haben." Adele Schreiber meint: „Jede Verbesserung der Arbeitsbedingungen, der Bildung, Ernährung und Hygiene dient zugleich dem Aufblühen der Unternehmung. Arbeiterwohlfahrt ist gleichzeitig Unternehmerwohlfahrt." Emile Cheysson bemerkt: „Genau so, wie man an falscher Einkaufs- oder schlechter Fabrikationsweise zu scheitern pflegt, scheitert man, wenn man nicht mit seinem Personal umzugehen versteht." Und „Julianus" sagt: „Am besten wird die Industrie in denjenigen Ländern gedeihen, dort werden die Industriellen die größten materiellen Erfolge erzielen, wo die höchsten Löhne gezahlt werden, wo die weitestgehende Freiheit für Arbeiter und Angestellte besteht."

„Ach, das sind lauter Theoretiker-Aeußerungen!" wird mir vielleicht eingewendet werden; „wir Praktiker sehen das anders!" Nun denn, ich könnte mit einer erdrückenden Fülle von einschlägigen Aussprüchen hervorragender Praktiker, d. h. bedeutender Großunternehmer dienen, muß mich aber wegen Raummangels auf einige wenige beschränken. Hesketh Lever (Port Sunlight): „Hier gibt's keine Philanthropie. Unsere Arbeiter, die zum Gedeihen des Unternehmens beitragen, haben genau so wie wir das Recht, in angenehmer Umgebung ein angenehmes Leben zu führen." Reeves Engine Company: „Durch die Beistellung der besten Arbeitsbedingungen haben wir weit bessere Arbeiter, die mehr und Besseres leisten. Wir halten uns an hohe Löhne, gesunde Arbeitsverhältnisse, große Erzeugung." J. C. van Marken: „Es ist Pflicht jedes Arbeitgebers, seinen Untergebenen in jeder Weise beizustehen, auf daß sie jene hohe Stufe erreichen, die allein das Leben lebenswert macht. Solche Bemühungen erlegen dem Unternehmer kein Opfer auf; das Geld, welches sie kosten, ist nicht verloren, es verzinst sich glänzend. Mit der Entwicklung unserer Wohlfahrtseinrichtungen nahmen unsere Dividenden zu .... Diese vorzüglichen Ergebnisse waren ausschließlich der Ergebenheit unseres Personals zu verdanken." Wentworth Cookson: „Ein langer Arbeitstag schädigt nicht nur die Gesundheit und das Familienleben des Arbeiters, sondern auch, und in noch höherem Grade, das Interesse des Fabrikanten. Daher sollte man aus vernünftigem Eigennutz nicht minder als aus Menschenfreundlichkeit den Achtstundentag einführen ... Ein gutes Einvernehmen zwischen Chef und Personal ist von hoher Bedeutung für den industriellen Erfolg." Heinrich Freese: „Auch im Arbeitsverhältnis ist die größte Kulanz immer die größte Klugheit." Fillot (Bon Marché): „Der Umstand, daß das ganze Personal am Gedeihen der Firma interessiert ist, hat dieser ihren großen Erfolg verschafft." J. Nanrolles: „Ich wußte, daß das gute Werk, das ich an meinen Arbeiterinnen tue, gleichzeitig ein gutes Geschäft für meine Firma bedeutet."

Hiernach wird man mir gern glauben, wenn ich behaupte, daß die gute Bezahlung und Behandlung der Angestellten, die Anerkennung ihrer Menschenwürde nicht nur gerecht ist, sondern auch geschäftlich lohnt. Fragt man, in welcher Weise es anzustellen sei, solche Ergebnisse zu erzielen, so antworte ich, daß die Zahl der Mittel — bei deren Wahl selbstverständlich die besonderen Verhältnisse jeder Firma zu berücksichtigen sind, da sich eines nicht für alle schickt — zur Hebung der Lage des Personals Legion ist, wie z. B. Arbeiterausschüsse, Tarifgemeinschaften, Altersversorgung, Beistellung gesunder Wohnungen und billiger, guter Mahlzeiten. Anregungskasten mit Ideenprämien und Verbesserungstantiemen, Einführung der ungemein wichtigen Gewinnbeteiligung, Gewährung von „Abgangsentschädigungen" an unverschuldet Entlassene nach dem Muster der Abbeschen „Carl Zeißstiftung" in Jena, gutes Lehrlingsbildungs-

wesen nach dem Vorbilde der Firma A. Chair in Paris und N. O. Nelson Co. in St. Louis, zweckdienliche Beschaffenheit und Einrichtung der Arbeitsräume, Anstellung von Sozialsekretären und anderen „Wohlfahrtspflegern", Errichtung von „Arbeitsparadiesen" (Gartenstädtchen mit Fabrikanlagen), Einführung des Achtstundentages und des Freeseschen „konstitutionellen Fabriksystems"; gemeinsame gesellige und belehrende Zusammenkünfte der Chefs, Beamten und Arbeiter eines Betriebs; Bewilligung von Erholungs- bezw. Urlaubszeit bei Lohnzahlung, möglichst unter Beistellung entsprechender Wohnräume am Meere, im Gebirge usw.; Wöchnerinnenversicherung, Errichtung angemessener Schulen, Vortragssäle, Geselligkeitsklubs, Fabrikgärten, Unterhaltungsstätten u. dgl. m. Kurz, der Industriefriede, durch den sich die Unternehmer vor Verlusten schützen können, läßt sich in mannigfacher Weise herstellen oder erhalten.

Wie sehr solche Vorkehrungen die Leistungsfähigkeit der Arbeitenden und dadurch die der Betriebe steigern, dafür hat man in der Praxis eine unerschöpfliche Fülle von Beispielen und Beweisen. Man beachte nur den glänzenden Erfolg zahlreicher Firmen, die den Achtstundentag oder die Gewinnbeteiligung oder beides (wie die Zeißstiftung oder Freese) eingeführt haben. Von ganz besonderem Interesse sind die Erfahrungen des großen australischen Eisenbahn- und Wasserleitungserbauers C. J. Wentworth Cookson, über die sich in meinem Buche „Mit-, nicht gegeneinander!" ein eigenes Kapitel findet. Nach ihm ist die denkbar wohlfeilste Arbeitskraft ein recht gut entlohnter Achtstundenarbeiter. „Der Achtstundentag liegt in noch weit höherem Maße im Interesse der Fabrikanten, als in dem der Arbeiter." In Australien herrscht der Achtstundentag bei 1 Schilling Stundenlohn, und dabei fahren die Unternehmer weit besser als die britischen mit ihrem Zehnstundentag und 1/2 Schilling Stundenlohn; der englische Maurer legt in zehn Stunden 300 Ziegel, und das kostet 5 Schilling; während die 1000 Ziegel, die der australische in acht Stunden legt, nur 8 Schilling kosten. Der hohe Lohn und kurze Arbeitszeit erhöhen also die Leistungsfähigkeit des Arbeiters außerordentlich, und die Unternehmer ersparen dabei Unsummen, trotzdem jener viel mehr verdient. Cookson versuchte einmal, den Taglohn von 8 auf 9 Schilling zu erhöhen; die Folge war, daß sie ganz spontan täglich 2 Kubikyard Ballast mehr als früher verluden, was dem Unternehmer bei einer täglichen Lohnerhöhung von 6 Pfund einen täglichen Mehrgewinn von 24 Pfund Sterling einbrachte! Solcher Fälle könnte ich in Menge anführen. Was speziell die Gewinnbeteiligung betrifft, so kann man in meinem Schriftchen „Einträgliche Arbeiterfreundlichkeit," Leipzig 1905, eine lange Reihe von Großunternehmer-Aeußerungen über ihren praktischen Nutzen nachlesen; auch meine Broschüre „Die Gewinnbeteiligung", Leipzig 1904, wird jeder Arbeiter mit Vorteil studieren können. Eine weitherzige, radikal aufgefaßte Gewinnbeteiligung hat stets glänzende Ergebnisse.

Wir haben gesehen, daß ein großer Schlüssel zum Erfolg und zur Verlustverhütung die Hebung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter ist. In dieser Beziehung will ich zum Schluß die sogenannten „Vier Bedingungen" anführen, die der nordamerikanische Fachmann Frederick W. Taylor zur Erziehung der „höchsten Leistungsfähigkeit" aufstellt: 1. Vollständige Kenntnis der besten Arbeitsweisen; 2. ein Unterweiser, der fähig und willig ist, dem Arbeiter die Anwendung dieser Kenntnis zu lehren; 3. verlockend hohe Entlohnung tüchtiger Arbeit; 4. Lohnabzugsvereinbarungen für den Fall der Nichtaufrechterhaltung eines gegebenen Leistungsmaßes. Wenn z. B. ein Arbeiter an einer bestimmten Drehbank täglich zehn Achsen herstellen kann und der Höchstlohn 1 Mark pro Achse beträgt, würde er, falls er weniger als zehn erzeugte, pro Stück nur 80 Pfennig erhalten, also für 10 Stück 10 Mark, 9 bloß 7,20 Mark. Dieser Unterschied ist so groß, daß der Mann sich bemühen wird, die mögliche Höchstleistung zu erzielen.

Streiflichter.

Nationale Selbständigkeit. Herr Generalmajor Keim verlangt im „Tag" (23. September: „Die Versöhnungsflotte"), daß wir unsere Seemacht so rasch und so stark auszubauen haben, wie es uns notwendig erscheine, und fährt fort: „In dieser Beziehung gibt es keine Verständigung, weil sie, wie die Dinge nun einmal liegen, gleichbedeutend sein müßte mit dem Preisgeben unserer nationalen Selbständigkeit und Würde."

Auch in der Straßburger Kaiserrede vom 10. August cr., die im ganzen eine hochherzige Friedenskundgebung darstellt, findet sich gegen Schluß ein Hinweis auf die feste Absicht Deutschlands, seine Wehrmacht „ohne Bedrohung anderer" wie es euphemistisch heißt, „so auszubauen, wie es die eigenen Interessen erfordern." Der Herr Generalsoziologe aber ist weit kaiserlicher als der oberste Kriegsherr, indem er von vornherein jede Möglichkeit einer Verständigung hierüber aus „patriotischen" Gründen verwirft. Hier liegt eine ganze Kette von Irrtümern vor, die allerdings der Weltanschauung eines Gewaltverehrers mit Folgerichtigkeit entsprießen müssen.

Es dürfte an der Zeit sein, einmal nachdrücklich dem häufig gebrauchten Schlagwort entgegenzutreten, die Stärke seiner Rüstung sei innere Angelegenheit eines jeden Staates, in die ihm niemand hineinreden dürfe. Besonders seltsam klingt solche Behauptung im Munde eines „Realpolitikers"; dieser müßte doch wissen, daß nirgends ein Staat so wenig unabhängig ist als gerade hierin. Rüstungen sind bekanntlich Gegenseitigkeitsmaßregeln; der Staat A muß seine Verteidigungsmittel nach den Angriffsmitteln der Nachbarländer richten; durch diese Faktoren wird das Maß jener Rüstungen bestimmt, die „ihm notwendig erscheinen" — vergebens sucht man durch diese Floskel die eigene Zwangslage und Abhängigkeit von dritter Seite zu vertuschen. Aus der Tatsache selbst ergibt sich vielmehr schon der internationale Charakter des Rüstungsproblems, sowie folgendes:

Ein besonders scharfes Anziehen der Rüstungsschraube seitens des Staates A veranlaßt, „wie die Dinge nun einmal liegen," Staat B, C und D erfahrungsgemäß zu der gleichen Maßnahme, weil diese Staaten das bisherige Kräfteverhältnis zu ihrer Sicherheit für notwendig halten und es höchsten zu ihren gunsten verschieben lassen wollen. Dieser circulus vitiosus gegenseitiger Rüstungsüberbietung wird also hervorgerufen durch die Maßnahmen des Staates A — vielleicht auch bereits die Folge eines früheren Fehlerzirkels! — der seinen Panzer souverän verstärken wollte. Nicht nur, daß er dieses Ziel nicht erreicht, weil das Machtverhältnis sich nur relativ, vielleicht gar zu seinen ungunsten, verschiebt, schafft er sich vielmehr durch die Folgen seines Vorgehens eine erneute Rüstungsbedrohung, der er alsbald mit weiterer Rüstungsvermehrung begegnen muß. Wo bleibt hier also das hochtönende, volle Selbstbestimmungsrecht, Herr Generalmajor? Sollte man es glauben, daß gerade Befürworter einer völlig unbeschränkten Souveränität (die es heute nirgends mehr gibt!) diesen so unmöglichen wie würdelosen Zustand konservieren wollen?

Der logisch Denkende findet bald heraus, wie unpatriotisch es im Grunde ist, sein Vaterland den unberechenbaren Wechselfällen ständiger Machtverschiebung auszuliefern, die auf planlose Art zustande kommt. Wirklich denkende Menschen werden daher jeden Versuch, eine Verständigung herbeizuführen, um Ordnung in das jetzige Chaos zu bringen, mit dankbarer Sympathie begrüßen; sie können von

der Beteiligung an solchem Versuche nur hohen Gewinn für die „nationale Selbständigkeit und Würde" des eigenen Vaterlandes erwarten. S-ring.

• • •

Krieg? — Aus dem Wetterwinkel Europas droht wieder einmal eine Gewitterwolke: Bulgarien hat sich zum unabhängigen Königreich erklärt. Wird's die Türkei friedlich hinnehmen, oder wird sie das Schwert ziehen? — Eine sehr interessante Frage. Aber aus anderm Grunde als mancher denkt. Hier wird sich zeigen, ob Klugheit, Einsicht, Vernunft dort unten in Süd-Osten bereits ebenso mächtig sind, wie sie sich vor wenigen Jahren hoch oben im Norden gezeigt haben. Der Fall liegt sehr ähnlich. Hier wie dort — wir denken natürlich an Schweden und Norwegen — das Emanzipationsbedürfnis eines Volkes, das mit einem andern schon lange in lockrer staatlicher Gemeinschaft war. Dort waren die friedlichen Hemmungen, Vernunft und Klugheit, bereits mächtig genug, in einem Falle, wo sonst noch das Schwert entschieden hatte (Holland und Belgien), die Kriegslust, die natürlich auch sich regte, zu überwinden.

Ob das jetzt auch geschehen wird? —

Fraglich scheints. Aber dann sollte doch Europa diesen Mangel an Vernunft und Einsicht weltmachen und den Störenfrieden ein quos ego! zurufen. Nur ein bißchen Zurückstellung der dummen internationalen Eifersucht hinter Vernunft und Humanität ist nötig, um diesen Schritt zu zeitigen, falls er notwendig werden sollte.

Doch vielleicht wirkt das gute Beispiel.

Otto Schulz.

Sprechsaal.

„Doppelte Moral." (Ein Schlußwort.)

Herr Professor Dr. Meyer macht mir zwei „Grundfehler" zum Vorwurf, die es angeblich bewirken sollen, daß meine „idealen Forderungen" jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit vermissen lassen.

Zunächst möchte ich versichern, daß mir die beiden Hauptmomente der Replik in Nr. 18 gute alte Bekannte waren. Punkt 1 allerdings — die „mangelnde Sanktion des Schiedsspruchs" — ist schon wieder etwas aus der Mode gekommen, weil die Literatur ihn bis zum Ueberdruß behandelt hatte; während Punkt 2 — die besondere Kriegsmoral — heute noch zur Diskreditierung der Friedensbewegung in Blättern wie „Kreuzzeitung" oder „Deutsche Tagesztg." vielfach figuriert. Sehen wir einmal näher zu!

1. Mein Gegner vermißt im zwischenstaatlichen Leben etwas dem Gerichtsvollzieher Analoges und hält diesen „Einwand gegen die Möglichkeit des von der Friedensbewegung Erstrebten" für „durchschlagend und ganz unwiderleglich". Er vertritt damit in pronionzierter Form den Standpunkt von Prof. Meurer-Tübingen, der in seinem großen Werk über die Ergebnisse der I. Haager Konferenz hierin den „schwachen Punkt" aller Schiedsgerichtsbarkeit erblickt. Dennoch aber gibt Meurer bereits zu, daß in allen bisherigen Schiedsfällen die Erfüllung nicht ein einziges Mal verweigert worden sei. „Das sittliche Verdikt würde auch nicht ausbleiben, und mit dieser force morale obligatoire muß das Völkerrecht auskommen."

Meurer, ein intimer Kenner des Friedensrechts, ist also schon weit weniger radikal als mein Herr Gegner; doch auch Meurers Deduktion wird noch von Prof. O. Nippold-Bern auf Seite 383 seines prächtigen Werkes „Die Fortbildung des Verfahrens in völkerrechtlichen Streitigkeiten"*) bemängelt. Nippold betont, daß diese zur Natur des Schiedsgerichts gehörende „Schwäche" noch niemals fühlbar geworden sei, und meint, daß die hier etwas vermissenden Stimmen großenteils von Leuten kommen, die mit dem Völkerrecht keine nähere Bekanntschaft haben und sich daher auch nicht in Wesen und Eigenart desselben hineinversetzen können. Einer Vollstreckung wie im innerstaatlichen Recht bedarf der Schiedsspruch seinem Wesen nach nicht. Während nämlich der Bürger gezwungen ist, sich dem Gericht zu unterwerfen, tritt der Staat freiwillig vor den Schiedshof, und darin liegt zugleich die Garantie für die Ausführung des Urteils. Daß die Unterzeichnung des Kompromisses die Verpflichtung umfaßt, sich nach Treu und Glauben dem Schiedsspruch zu unterwerfen, wird in Artikel 18 und 31 der Haager Konvention vom 29. Juli 1899 ausdrücklich bestimmt; obendrein hat jeder Staat selbst das größte Interesse daran, denn der widersetzliche Staat würde sehr bald an seinen Börsen, seinem Kredit und seiner Handelsbilanz verspüren, wie töricht und unvorteilhaft sein Verhalten war. Das moralisch-rechtliche Prinzip verbündet sich hier also mit dem denkbar wirksamsten Eigeninteresse, um im Völkerrecht eine Sanktion zu erzeugen, die dem innerstaatlichen Gerichtsvollzieher durchaus gleichwertig, wenn nicht überlegen ist. Die Tatsache der prompten Durchführung aller gefällten Schiedssprüche liefert den unwiderleglichen Beweis dafür.

Ich kann das reiche Material, das Nippold auf 37 Seiten zu diesem Thema bringt (z. B. Ausführungen von Descamps, v. Martens, Schlief u. a.), hier unmöglich auch nur berühren. Doch sei wenigstens ein kurzes Zitat aus Frieds „Handbuch der Fr.-bew." (S. 104) angeführt, dem Nippold (S. 387) ausdrücklich zustimmt:

> „Die Autorität im internationalen Rechtsverkehr wird weniger eine bewaffnete Gendarmerie bilden, als vielmehr der freie Wille zum Recht und das Interesse an einer rechtlichen Ordnung, die die Staaten aneinanderketten, und der sich keiner ungestraft entziehen wird."

Selbst in dem praktisch ganz unwahrscheinlichen Falle der Mißachtung eines Schiedsspruchs würde der Kampf gegen den rechtbrechenden Staat niemals ein Krieg sein, sondern ein Akt der Justiz; Gewalt im Dienste des Rechts, als dessen Exekution (vgl. Gerichtsvollzieher), nicht an Stelle des Rechts wie im Kriege. Sonst müßte man z. B. auch behaupten, daß die in Art. 19 unserer Reichsverfassung vorgesehene Exekution gegen widerspenstige Bundesglieder völkerrechtlich ein Krieg sein würde!

II. In Sachen der Kriegshumanisierung kann ich mich kürzer fassen. Während ich von der „Entartung" des Kriegszustandes sprach, den ich mit Dunant entrechten will, ist der Krieg nach Herrn Prof. Meyers Ansicht ein „Ausnahmezustand", der „möglichst beseitigt", für alle Fälle aber „humanisiert" werden soll. Die große Selbsttäuschung der Humanisierer habe ich in Nr. 17 von verschiedenen Gesichtspunkten aus, die mein Gegner vielfach gar nicht berührt, aufzudecken versucht, ohne jemals die Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren (denn auch die II. Haager Konferenz mit Nelidow und Triana ist Wirklichkeit). In unserm Streite stehen sich eben zwei Weltanschauungen gegenüber, deren zweite ich allerdings mit einem System ethischer Gedankengänge nach wie vor nicht in Verbindung zu bringen vermag. Die „tatsächlichen Umstände des Kriegszustandes" kann niemand als möglich leugnen; es fragt sich nur, wie viel oder wenig man sich von „humanen" Mittelchen verspricht. Ueber die Aera des Auffressens der Kriegsgefangenen sind wir ja glücklich hinausgediehen in einer Zeit, wo selbst die Kannibalen schon vielfach mit Messer und Gabel speisen. Ueber die Durchführbarkeit weiterer „Humanisierung" kann man trotzdem sehr skeptisch denken und wird gerade dadurch seine Achtung vor der Wirklichkeit bezeugen. Ein Praktiker wie Billroth hat bereits 1891 ausgeführt, daß es im Zukunftskrieg an einer nur halbwegs ausreichenden Verwundetenpflege mangeln würde, schon wegen der größeren Wirksamkeit und Tragweite moderner Geschosse. Eine wirkungsvolle Pflege müßte nach B. mindestens so viel Sanitätspersonal aufstellen, als streitbare Soldaten im Felde stehen — natürlich eine utopische Forderung!

Mag man aber auch die Arbeit der Rotkreuzler u. a. freundlich begrüßen, so setzt ihre Arbeit doch immer den Krieg als Institution, als Streitschlichtungsmittel, voraus und hat daher garnichts gemein mit pazifistischem Streben, wie auch die Gegnerschaft beweist, mit welcher die Rotkreuzler regelmäßig die „idealistischen" Friedenskämpfer beehren. Diese erstreben „Abschaffung des Duells unter den Völkern", wie Rich. Bartholdt neulich in Berlin einem Interviewer sagte, ohne deshalb zu leugnen, daß dem Duell sowohl wie dem Krieg oder Straßenraub eine relative „Moral" (wenn man so will) innewohnen kann. Nur ist damit keinem gedient, der diese Praktiken an und für sich für unmoralisch, für ethisch verwerflich halten zu müssen glaubt.

Die Wirklichkeit wird hierbei keineswegs tangiert oder verkannt. Als neulich Dr. Otto Arendt im „Tag" die Realistik der Interparlamentarier dem „Utopismus" der Pazifisten konfrontiert hatte, mußte er sich die sachkundige Abführung durch Prof. Quidde im „Berl. Tagebl." (16. Sept.) gefallen lassen. Realpolitiker der Zukunft werden mit dem kürzlich in Berlin so hochgefeierten, pazifistischen Nestor Frédéric Passy sagen: „Man humanisiert nicht das Gemetzel; man verdammt es, weil man sich humanisiert."

Carl Ludwig Siemering.

*) Vergl. meine Besprechung in Nr. 11 d. Bl. von 1907.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Programm:

Sonnabend, 31. Oktober im Bürgersaal des Berliner Rathauses, abends 8½ Uhr, Frl. Dr. Maria Raich, (Odessa): **Die Weltanschauung L. Tolstois.** Diskussion. Mitglieder frei, Gäste 50 Pfg. Karten an den bekannten Verkaufsstellen sowie im Verlag Wilhelmstr. 121 und im Büro Rungestraße 25/27, Spreepalast.

Sonnabend, 14. November, Saal 109, Berl. Rathaus, abends 8¼ Uhr, Frau Clara Bohm-Schuch: **Aussprache über die ethisch-pädag. Lebensfrage „Wie sag' ichs meinem Kinde?"** Nur für Mitglieder.

Mittwoch, 18. November, Bußtag, 26. Unterhaltungsabend zum Besten der Lesehalle im Gewerkvereinshaus, Greifswalderstraße 221/223, Justizrat Dr. Bieber **Fahrten und Wallfahrten eines modernen Indienpilgers.** Näheres folgt in der nächsten Nummer.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S.O. 16, Rungestr. 25—27** (Spreepalast). Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13. Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simian Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Mit der Monatsbeilage „Kinderland,“ Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule“ (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).
Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 1. November 1908.	Nr. 21.

Inhalt:

Gas- und Elektrizitätssteuer.

Was hat die Ethik mit den Steuerplänen der Regierungen in Staat und Reich zu tun?

So sollte kaum jemand fragen. Denn der Grundgedanke der ethischen Bewegung ist doch, daß alle Verhältnisse und Vorgänge im menschlichen Gemeinschaftsleben von ethischen Rücksichten beherrscht und durchdrungen werden sollen; und wenn das selbst von der „großen Politik“, dem Verkehre unter den Völkern, gelten soll, um wie viel mehr ist es von der inneren Politik zu verlangen, die, wenn sie nicht als schlechthin unsittlich verworfen werden soll, keine von den „leitenden Gesichtspunkten“ sich zu eigen machen darf, die in jener ein rein ethisches Handeln schwer, wenn nicht (vorläufig wenigstens) unmöglich machen sollen. Die neuen Steuerpläne, namentlich der Gedanke einer Gas- und Elektrizitätssteuer, können daher unbedingt daraufhin geprüft werden, ob sie mit ethischen Forderungen, Einrichtungen und Verhältnissen sich vertragen oder nicht, ob sie dem sozialen Frieden und der Wohlfahrt möglichst aller Volkskreise förderlich sind, ob ihre Höhe und Verteilung der Gerechtigkeit entspricht, usw.

Hier soll bezüglich der Gas- und Elektrizitätssteuer ein vielleicht überraschender, aber, wie es scheint, sehr wichtiger Gesichtspunkt eröffnet werden. Ich gebe Ehre, dem Ehre gebührt, wenn ich mitteile, woher mir selbst die „Erleuchtung“ gekommen ist.

Bei dem Festmahle, das als gesellschaftlicher Höhepunkt des Londoner internationalen Kongresses für Moralpädagogik im Kriterion-Restaurant veranstaltet war, gab mir der Zufall einen fremden Herren zum Nachbarn, der sich bei der gegenseitigen Vorstellung als Vertreter einer großen Firma der Beleuchtungsbranche entpuppte. Auf meine etwas im Tone der Verwunderung vorgebrachte Frage, was ihn denn in diese Gesellschaft geführt habe (er war allem, also nicht etwa durch ein Kongreßmitglied zur Teilnahme veranlaßt), antwortete er mir etwa (ich bedauere sehr, daß ich die zahlreichen interessanten Details nicht so im Gedächtnisse behalten habe, wie es der Fall gewesen wäre, wenn ich geahnt hätte, daß der Gegenstand so bald zur Aktualität gelangen würde):

Die Beleuchtung hat unmittelbare Beziehungen zur Sittlichkeit. Man spricht nicht umsonst von „dunklen Existenzen“, von einem „lichtscheuen Treiben“ u. dergl. m. Tatsächlich läßt sich nachweisen, daß jede Verbesserung der Beleuchtung der Sittlichkeit zugute kommt, indem sie Ausschreitungen verhindert. Das ist nicht nur so zu verstehen, daß umgebende Helligkeit die Möglichkeit der Beobachtung und „Abfassung“ bei der Begehung von irgend etwas Unrechtem erhöht, obgleich das natürlich auch von Belang, ja der nächstliegende hier sich aufdrängende Zusammenhang ist; wertvoller ist noch die positive Einwirkung einer schönen Beleuchtung auf die Stimmung. Alles, was im Untergrunde der Seele sich verhält, was infolge von Gewohnheit und Grundsätzen niedergehalten wird, strebt wie das Gesindel einer Großstadt an die Oberfläche empor, sobald Dunkelheit die Sinne einlullt und damit auch die Spannung der Seelenkräfte löst. Licht hält die guten Geister in uns wach und erleichtert den Kampf mit den nie ganz gebändigten, aber doch ethisch zu unterwerfenden Naturgewalten in uns.

Der alte mythische Kampf des Lichtes mit der Finsternis, der von jeher eine ethische Bedeutung gehabt hat, setzt sich beständig fort und findet eine materielle Unterstützung in der Verdrängung der Dunkelheit durch Beleuchtung, — wie ja der natürliche Wechsel der unheimlichen Nacht mit der belebenden Tageshelle der Ausgangs- und Anknüpfungspunkt für die mythologischen Vorstellungen gewesen ist.

Es läßt sich statistisch nachweisen, daß jede qualitative, quantitative und räumliche Verbesserung der (künstlichen) Beleuchtung von einer Abnahme der schweren Rechtsverletzungen begleitet ist; und zwar ist das nicht einfach als eine parallele kulturelle Entwicklung zufolge eines allmählichen allgemeinen Fortschrittes aufzufassen, sondern es zeigt sich ganz deutlich sofort eine Wirkung im Sittlichen, sobald eine Vermehrung des Lichtes durchgeführt wird. Das physische Licht steht neben der „Leuchte“ der Wissenschaft, der „Aufklärung“ als mächtiges Beförderungsmittel der Versittlichung.

Es ist auch falsch, zu glauben, daß das (in den letzten drei Jahrzehnten wohl auf das Hundertfache gesteigerte) moderne Lichtbedürfnis bloß bequem die von der Beleuchtungsindustrie dargebotenen Hilfsmittel ergriffen und als „glänzenden" Luxus benutzt habe: die handgreifliche Logik in der Geschichte der Erfindungen zeigt auch hier deutlich, daß der Erfindungsgeist und der Gewerbefleiß nur eben ein überaus feines Gefühl für die Wünsche und Bedürfnisse der Zeitgenossen gehabt und einer geistigen Bewegung, die rege und rücksichtslos in alle Winkel der Ueberlieferung „hineinzuleuchten" sich anschickte, auch durch die Darbietung helleren und reichlicheren äußeren Lichtes materiell zu entsprechen gewußt hat. Die Forderung, überall helleres Licht zu haben, geht der Rücksichtslosigkeit, mit der alles, auch das Geheiligtste, unter die kritische Lupe im breitesten Lichte der Oeffentlichkeit genommen wird, parallel.

All diesen übereinstimmenden edelsten und schönsten Regungen des Zeitgeistes werfen sich die Reichs- und Staatsregierungen herausfordernd in mittelalterlichem Obscurantismus **entgegen**, indem sie das Licht der Bildung von der Volksschule bis zur Universität abblenden und als Ergänzung dazu das materielle Licht, das die Unsittlichkeit aus ihren Schlupfwinkeln aufscheucht und das sittliche Kraftbewußtsein und Betätigungsfeuer erhöht, mit einer Steuer belasten, d. h., wie ihnen selber vollkommen bewußt ist, im Gebrauche erschweren und herabdrücken. Man fühlt sich versucht, die Bibel des Kulturmenschen, seinen Goethe, zu variieren und zu interpolieren:

Wahrlich, sie treiben's toll.
Ich **hoff'**, es breche!
(Doch leider:)
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche.

Um so höher wird sie, und um so schrecklicher der Zusammenbruch, wenn die Rechnung endlich doch einmal präsentiert wird! B. M.

Zur Schulreform.

Von G. **Weigelin**, Stuttgart.

Unter dieser Ueberschrift enthielt die „Ethische Kultur" Nr. 10 von Herrn Schulz-Mehrin einen kurzen Aufsatz, der viel Richtiges, andrerseits aber einen fundamentalen Irrtum enthält, der m. E. aufgedeckt werden muß.

In der genannten Abhandlung sind als Aufgaben der Allgemeinschule genannt: in erster Linie die ewigen Grundlagen der menschlichen Kultur den Kindern zu übermitteln, und sie zu lehren, vor ihrem kleinen Ich die Menschheit zu sehen, deren Sein und Werden verstehen zu lernen als ein ewig Ganzes gegenüber dem vergänglichen Ich. In zweiter Linie folgt die Aufgabe, das Individuum im eigenen Interesse und demjenigen der Menschheit zur Persönlichkeit zu erziehen, und seine natürlichen Anlagen sittlich zu entfalten. Als eine persönliche Meinung ist an dritter Stelle noch die Aufgabe gesetzt, diese werdende Persönlichkeit für das praktische Leben zu erziehen. Im ferneren ist auf den hohen Lehrwert der Gymnasialbildung hingewiesen.

Ich möchte es bezweifeln, daß irgend ein denkender Mensch mit dieser Programmsetzung sich **nicht** einverstanden erklären sollte. Die Meinungen werden erst auseinandergehen in dem Punkte, wo festgestellt werden muß, was unter der Erziehung für das praktische Leben zu verstehen ist, wo die Lehrmittel und die Lehrmethode auszuwählen sind.

Da die Nebenfächer in der neuen Schule und in der alten die gleichen sind, so liegt das unterscheidende Merkmal in den Hauptfächern: „Hie alte Sprachen" heißt der Kampfruf in der einen, „hie neue Sprachen und Naturwissenschaften" in der andern Schule. Beide Parteien werden billigerweise einander zugestehen müssen, daß sowohl die einen wie die andern Haupt-Lehrmittel geeignet sind, gute Erziehungs-Resultate zu liefern. Eine gegenteilige Behauptung wäre durch den Vergleich der heutigen Menschen-Gesellschaft mit derjenigen früherer Zeit leicht zu widerlegen. Nun scheint mir aber ein Punkt als sehr wichtig, der nicht nur geeignet ist, die Gleichwertigkeit der beiderseits empfohlenen Hauptlehrmittel zu beweisen, sondern auch und namentlich zu einer Umwertung der seither so hoch gewerteten alten Sprachen zu führen. Dieser Punkt ist die Lehrwirkung des Gebotenen auf den Schüler.

Durch die alten Sprachen lernt der Schüler „**lesen und denken**", in der neuen Schule soll er „**sehen und denken**" lernen. Zwischen diesen beiden Lehraufgaben und Lehrwirkungen besteht ein charakteristischer Unterschied, der wohl am klarsten durch Beispiele gezeigt wird.

Kinder haben bekanntlich ein ungemein vielseitiges, geradezu bewunderungswürdiges Interesse, und entsprechend diesem ist die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie. Sie bleiben an jedem Schaufenster stehen, betrachten jeden Vorfall auf der Straße, und berichten ihn lebhaft zu Hause. Sie stehen stundenlang beim Schuhflicker, beim Töpfer und Drechsler am offenen Fenster seiner Werkstatt, und beobachten seine wechselnde Handwerkstätigkeit: sie „**sehen und denken**". Man glaube ja nicht, daß sie gedankenlos zusehen. Ihr Zusehen ist **zwecklos**, aber nicht **gedankenlos**. Der Zweck, wenigstens der geschäftliche Zweck solcher Tätigkeit liegt dem Kinde verborgen, auch wenn es genau weiß, was da gemacht wird, und es wäre ganz verkehrt, es auf diesen Geschäftszweck aufmerksam machen zu wollen. Seine von der Natur gestellte und gewollte Aufgabe ist eine ganz andere: es soll sehen, beobachten lernen, und über das Gesehene nachdenken in seiner Weise. Daß es ungewollt, aus innerstem „Muß" heraus, dies auch tut, sieht man leicht daran, daß die Kinder bei ihren Spielen die gesehene Handwerkstätigkeit nachahmen: aus nassem Sand oder Ton werden Leiber geformt, und Bretzeln oder Kuchen gebacken u. a. m. So übt das Kind sein Auge zum Sehen, seine Beobachtungsgabe und sein Denkvermögen. Daß es alles Gelingen, jedes Werden, jeden Fortschritt eines Gegenstandes so lustig findet, erhöht den Anreiz zu diesen kindlichen Geistes-Tätigkeiten.

So vorbereitet kommt das Kind zur Schule. Nun meine ich, würde es warm zu empfehlen sein, auf dem Grunde weiter zu bauen, den die Natur schon in dem Kinde gelegt hat, und auch ihre Lehrmethode nachzuahmen, wenigstens unter der Voraussetzung, daß durch diese Methode die oben genannten 3 Hauptaufgaben der Schule auch wirklich erreicht werden können. Sehen wir daher nach, ob dies möglich ist.

Die **erste** Aufgabe lautet: Die Grundlagen der Kultur sollen den Kindern übermittelt, und letztere sollen dabei in die Anfänge des Altruismus eingeleitet werden. Diese Aufgabe zu lösen ist jedes Lehrmittel geeignet, da alle und jede Wissenschaft gleichwertig ist, gleichwertig im Hinblick auf die Menschheit. Daß diese Wissenschafts-Uebermittlung nicht nur belehrend, sondern zugleich altruistisch belehrend wirke, ist Sache und Kunst des Lehrers, der wieder und immer wieder die Kinder darauf aufmerksam zu machen hat, daß das leibliche Brot sowohl als das geistige von „Andern" gebacken, gesammelt und geordnet worden ist, und daß jeder wohlerzogene Mensch für solche Leistung und Gabe erkenntlich sein müsse. Daß diese erlernte Erkenntlichkeit sich später zur Herzenssache, zur Dankbarkeit gegen andere auswachse, ist in der Folge eine Angelegenheit der allgemeinen und der Selbst-Erziehung.

Die **zweite** Aufgabe verlangt die Erziehung zur Persönlichkeit. Auch zur Erfüllung dieser Aufgabe ist wohl ohne Zweifel jedes Lehrmittel gleichwertig. „Was du tust, tu es recht und ganz. Halbe Arbeit ist keine, ist wertlos." Wird in diesem Sinne vom Lehrer gelehrt, und zugleich die weitere Belehrung damit verbunden: „Die Verantwortung

für den Tun und Lassen hast du immer allein zu tragen", dann ist nicht zu befürchten, daß die gestellte Aufgabe in dieser oder jener Schule nicht gelöst werden könne. Der fähige Lehrer wird dabei nicht versäumen, zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und zur Aneiferung auf die zu erreichende Belohnung hinzuweisen, die Gerok in die Worte faßte:

„Dein bestes Glück, o Menschenkind, — betrüge dich mit nichten, —
Daß es erfüllte Wünsche sind: es sind erfüllte Pflichten."
Du wirst den Druck der Verantwortung erst los, wenn du die Aufgabe gelöst hast."

Ich komme zur dritten Aufgabe: Die werdende Persönlichkeit für's praktische Leben zu erziehen: die größte und schwierigste der drei Aufgaben. Seither hatte es der Lehrer nur mit dem Kind und seinen Gaben zu tun, und nebenbei mit dessen Beziehungen zu seinen Nebenmenschen. Jetzt weitet sich die Aufgabe mächtig. Lehrer und Kind sollen all ihr Tun in Verbindung bringen mit der Außenwelt. Der seither einzige Zweck: zu lernen um Kenntnisse zu sammeln, zeigt und entwirrt sich jetzt als ein Hunderterlei von verschiedenen Zwecken, die alle mehr oder weniger an den Schüler die Anforderung stellen, verstanden zu werden. Sollte es nicht von größtem Werte sein, wenn das lernende Kind sich jetzt dessen erinnert, was es alles am Werkstattfenster gesehen hat? Wenn es leicht die Erkenntnisbrücke zu schlagen vermag: der Handwerksmann hat das alles getan, nicht um zu spielen, sondern um einen Zweck zu verfolgen und zu erreichen, um einen nützlichen Gegenstand anzufertigen? Es wird gar nicht zu bestreiten sein, daß dem Kinde diese große Aufgabe bedeutend erleichtert wird, wenn seine Beobachtungsgabe nicht nur nicht ins Stocken geraten, sondern entsprechend dem Wachstum seiner Geisteskräfte weiter entwickelt worden ist. „Alles muß einen Zweck haben, wenn es nützlich sein soll; auch du mußt lernen, dich für einen Lebenszweck zu entscheiden."

Hier ist auf den erwähnten Irrtum hinzuweisen, der mir in den Ausführungen des Herrn Schulz-Mehrin zu liegen scheint. Die vorstehend geschilderte Zweck-Erkennung, die der jetzt schon an die Schule gewöhnte Schüler lernen soll, ist noch keine Fachausbildung, und soll keine solche sein. Selbst wenn der Lehrer wohlüberlegt im Verlauf seines Lehrens vielfach und häufig die Beispiele, die er zur Unterstützung der Aufnahmefähigkeit des Schülers benützt, dem Gewerbeleben entnimmt, so betreibt er damit noch keine Fachausbildung. Diese Beispielewahl empfiehlt sich aus dem Grunde, weil der Schüler dadurch auf seinem Weg zur und von der Schule und während seiner Spielzeit auf der Straße an jedem Werkstattfenster, bei jedem Haus- und Straßenbau das in der Schule Gehörte zu vervollständigen vermag, weil seine Beobachtungsgabe angeregt wird, und auf diese Weise die Schule dem Spiel und das Spiel der Schule dient. Selbst wenn die Schule zu erhöhter Anregung und nützlicher Nebenbeschäftigung sich dahin weiterentwickelt hat, daß sie Werkstatt-Tätigkeit, das Arbeiten in Holz, Metall und Stein unter ihre Lehrmittel einreiht, betreibt sie zwar Vorbereitung für die Fachausbildung, aber noch nicht diese selbst. Dies geht deutlich daraus hervor, daß die Schule mit alledem noch mitten in der Lösung der genannten dritten Aufgabe sich befindet, in der Lehre der Zweckerkennung: daß alles Tun einen Nutzzweck haben muß, und alle fertige gute Arbeit einen Wert darstellt. Nutzzweck und Wert sind hier aber im Hinblick auf die Menschheit und nicht auf den Einzelnen aufzufassen.

Jetzt erst folgt und kann die vierte Aufgabe: die Fachausbildung folgen, die aber ihrer vollständigen Natur-Aenderung wegen nicht mehr Sache der Allgemein-Schule ist, wofür die Fachschule da ist, oder geschaffen werden muß. Der Schwerpunkt dieser Ausbildung ist in dem Preis jedes Gegenstandes gelegen. Daß alle menschliche Tätigkeit einen Nutzzweck, einen Wert haben müsse, sind jetzt verstandene selbstverständliche Dinge, neu dagegen ist, daß sie einen Sondernutzen für ihre Verfertiger liefern, daß jede fertige Arbeit einen Marktpreis haben muß, damit die Verfertiger ihren Lohn bekommen für die geleistete Arbeit, um durch diesen leben, und das Geschäft erhalten und weiterentwickeln zu können. Aus diesem letzteren Satze schon ist deutlich zu ersehen, daß hier die Aufgabe für den Lernenden viel komplizierter wird als seither. Hier treten schwieriger zu übersehende Beziehungen zwischen dem Einzel-Menschen und der Menschheit auf, die erst an den Verstand des reiferen Schülers herantreten dürfen. Die Abneigung, die Viele mit Herrn Schulz-Mehrin teilen, die Fachausbildung in die Schule hineinzutragen, ist daher auch durchaus gerechtfertigt schon allein aus dem Grunde, weil mit dem Beginn der Fachausbildung die Konkurrenz beginnt, und damit die ethischen Schwierigkeiten wachsen und sich häufen. Diese falsche Verkuppelung von Allgemein-Schule und Fachausbildung strebt aber auch kein denkender Gegner des seitherigen Schulsystems an, dagegen wird er wohl ohne Zweifel mit den vorstehenden Ausführungen und ihrer Reihenanordnung sich einverstanden erklären.

Es möge mir nun gestattet sein, noch kurz auf die Wertung der Altsprachen-Schule hinzuweisen.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß der Schüler in dieser Schule bei seinem Eintritt einerseits aus dem seither von der Natur angebahnten und geleiteten Weg des Spielendlernen durch Sehendenken auf einen ganz neuen unvorbereiteten Weg gedrängt wird. Nicht nur der Weg, zu lernen durch Lesendenken, ist dem Schüler neu, sondern es treten auch gleich und bei jedem Schritt Doppel-Schwierigkeiten auf: die Schwierigkeiten der Erlernung einer neuen andersartigen Sprache, und ferner das Verständnis und das Einleben in den Inhalt der in der anderen Sprache geschriebenen Werke, der mit allem seither Gesehenen und Gehörten gar nicht zusammenstimmt, weil er einer ganz andern Zeit und Lebensweise und andern Ländern angehört. Hier ist außerdem der Lehrer gebunden an diesen Inhalt, und es ist daher auch für ihn schwieriger, dem Schüler Erkenntnisbrücken zu errichten zu der uns umgebenden Wirklichkeit und der Jetztzeit. Da aber Schwierigkeiten weder für den wachsenden noch für den erwachsenen Menschen eine Veranlassung sein dürfen, einer guten Sache auszuweichen oder sie zu entwerten, so möchte ich nur nachfragen: ist diese Sache wirklich so gut oder so allgemein gut, wie man sie dafür ansieht?

Wer sich bemüht, unparteiisch zu sein und zu sehen, wird zugeben müssen, daß der Vorrang, den man den alten Sprachen als Bildungsmittel seit lange eingeräumt hat, und den man heute noch festzuhalten sucht, nicht nur nicht oder nicht mehr voll begründet ist, sondern auch seine sehr mißlichen Früchte gezeitigt hat. Dieser Vorrang ist vollbegründet für eine lange Reihe von Berufsarten, andrerseits schwer verfehlt für alle technischen Berufsarten. Wer eine der letzteren für sich wählen will, muß in aller erster Linie Beobachter sein, und daher das Sehendenken gelernt und ohne Unterbrechung geübt haben. Nur denjenigen, welche volle Gewandtheit durch immerwährende Anwendung der Beobachtekunst erlangt haben, wird das „Schauen" gewährt, das Beobachten der körperlichen Außenwelt so zur zweiten Natur, so spielend leicht und selbstverständlich wie lesen und schreiben, daß sie vielfach unbewußt sehen und aufnehmen. Der Mensch weiß überhaupt vieles, was er nicht weiß. Wenn er es braucht, wird es ihm bewußt. Dieses bewußt und unbewußt Körperliches zu sehen und zu gewinnen, ist des Technikers Lebensaufgabe. Will er sie lösen, und gut lösen, so muß er den gezeigten Weg gehen, keinen andern, und nicht davon abweichen. Wer als Techniker zu dieser spielenden Fertigkeit, zu dieser Selbstverständlichkeit im Beobachten nicht gelangt ist, dem fehlt nicht nur ein großer Teil der Gesamtsumme der möglichen

Einzelbeobachtungen, sondern auch die Beziehungen der Einzelbeobachtungen untereinander. Er wird daher immer Lehrling, höchstens Geselle, aber nie Meister sein in seinem Fache, und es auch bleiben, da die notwendige Fertigkeit sich nur in jungen Jahren erwerben läßt.

Der der Altensprachen-Schule zugesprochene Vorrang hat aber, wie alle Uebertreibung, auch seine schädlichen Folgen gezeitigt. Diesen Vorrang haben die alten Sprachen nicht an sich oder durch sich allein errungen, sondern zum Teil dadurch, daß die andern Lehrfächer noch weniger entwickelt waren, und langsamer entwickelt worden sind. Wer hat vor 100 Jahren an technische Hochschulen gedacht? Kaum die ersten Anfänge der Gewerbeschulen sind so alt, während die Altsprachen-Schule Jahrhunderte zurückgreift. Diese einseitige Entwicklung und Bewegung hat ihr aber auch zum Schaden gereicht. Es wird kaum ernstlich bestritten werden können, daß diese Schule als Quelle eines geistigen Hochmuts angesehen werden muß, daß in ihr, der seither anerkannten Ueberschule, die Wurzeln des so häufigen und üppig wuchernden Fach- und Wissensdünkels zu suchen sind. Also finden sich hier auch Früchte, die keineswegs „im Sinne der Menschheits-Interessen" gezeitigt sind.

Wenn diese Beobachtungen nun zu der Einsicht führen, daß die Wertung der alten Sprachen richtig gestellt werden muß, so wird dies am richtigsten auf derjenigen Basis erfolgen können, die durch den bereits angeführten Satz gegeben ist, daß alle Wissenschaft gleichwertig ist, weil jede für die heutige Menschheit unentbehrlich ist. Damit gelangt die neue Schule ganz von selbst zu ihrem Wertrecht: sie wird ihrer älteren Schwester gleichwertig.

Jedem Menschen fällt es schwer, Altgewohntes, Liebgewordenes preiszugeben. Allen denen, welchen es mit der Preisgabe der Altensprachen-Schule so geht, und die etwa noch den poetischen Wert und den Begeisterungswert der römischen und griechischen Dichterwerke zu ihren Gunsten ins Feld führen wollen, diesen möchte ich ins Gedächtnis zurückrufen, daß bei Nennung der höchsten Geistesblüten der Menschheit doch sicher das Amelungenlied, das Nibelungenlied, die Frithjof-Sage u. a. m. nicht vergessen werden dürfen. Auch hier muß der Satz gelten: Alle höchsten Geistesblüten aller Kultur-Nationen sind gleichwertig. Schon mancher Deutsche hat über dem Homer versäumt, sich in das Wielandslied und die Dietrich-Sage einzulesen; daran ist aber nicht deren Minderwertigkeit schuld, sondern die einseitige und verfehlte Wertschätzung.

Prostituée.

Von Mathilde Planck.

Dem einen die süße, lockende Frucht, dem anderen der finstere, ungezählte Opfer verschlingende Abgrund, ist die gekaufte „Liebe", von der man früher nicht laut zu reden wagte, immer mehr in das Licht des Tages getreten. Neben der Richtung, der sie unbedingt schätzenswert erscheint, kommt stärker und entschiedener auch jene andere zu Wort, die ihr wahres trauriges Gesicht erkennt. Zu den Sozialpolitikern, die ihre Ursachen und Folgen genau zu ergründen suchen, gesellt sich der Dichter und bemüht sich, in die parallel gehenden seelischen Zustände einzudringen.

Vor einigen Jahren hat das „Tagebuch einer Verlorenen" die psychologischen Probleme des Dirnenlebens vor uns aufgerollt. Auch Viktor Marguerittes Prostituée*) geht näher darauf ein. Doch wird hier mehr das große soziale Uebel beleuchtet, die tiefe Wunde bloß gelegt, an der das frohe, glänzende, faszinierende Pariser Leben krankt. Es ist etwas Schonungsloses, Unerbittliches in der Art, wie diese ganze Verdorbenheit klar und scharf herausgehoben wird. Das Gemeine so hervorgezogen zu sehen, wäre schwer zu ertragen, wenn nicht der Dichter sich als Arzt fühlte, der das Krankhafte erkennen lehren muß. Und wenn wir nicht mit ihm die große Liebe zu den Verlorenen und Irrenden empfänden, den heißen Wunsch zu helfen.

Diese Besprechung will nicht auf eine ästhetische Würdigung des Romans*) eingehen. Doch möge daraus nicht geschlossen werden, er verdiene eine solche Würdigung nicht. Was eine Tendenzschrift trotz allem zu einem Kunstwerk macht, läßt sich der vorliegenden keineswegs absprechen: die anschauliche, ergreifende, durchaus wahre Schilderung menschlichen Lebens, der inneren und äußeren Bedingtheit eigentümlicher Schicksale, wenn auch ein- oder zweimal die Ansichten des Verfassers in etwas zu langatmigen Reden erläutert werden.

Die Typen des Großstadtlebens, eine Reihe von Gestalten ziehen an uns vorüber. Das harmlose junge Dienstmädchen, das von dem Herrn des Hauses verführt, nichts Böses denkt und ahnt, bis sie, auf die Straße geworfen, den einzigen sich darbietenden Erwerb ergreift, zunächst um für das Kleine zu sorgen. Trotz des anfänglichen Ekels und des Gefühls der Schande findet sie den Weg nicht mehr zurück. Ganz und gar nicht berechnend, viel zu gutmütig für ihre Umgebung und ihr Gewerbe, fällt sie wiederholt der Polizei in die Hände und, einmal eingeschrieben, läßt sie sich in den verschiedensten Häusern aufs äußerste mißbrauchen. Der Wahn, eine wirkliche Liebe zu finden, führt sie am Ende in das Quartier der Verbrecher und Zuhälter, wo sie bei einem Zusammenstoß mit der Polizei ein blutiges Ende findet.

Ein zweites Opfer desselben Mannes weiß sich einen anderen Weg zu bahnen. Klug und nach der ersten Enttäuschung voll Haß und bitterster Verachtung gegen die Männer, entwickelt sie sich zu einer jener Berühmtheiten der Halbwelt, die erbarmungslos das ganze Vermögen ihrer Anbeter zu ihren Füßen zwingen.

Dann die vornehme Dame der Gesellschaft. Ihre Verhältnisse haben sich geändert. Es gilt, sich zurückzuziehen und zu sparen. Aber auf Glanz und Huldigungen kann sie nicht verzichten. Heimlich, ohne daß ihre Familie es ahnt, „verdient" sie in einer maison de passes ihre kostspieligen Toiletten und das Defizit des Haushaltungsbuchs.

Endlich die Hunderte, die jeden Tag das Polizeigefängnis und die trostlosen Räume von St. Lazare füllen. Die erschütternden Gestalten der Ausgestoßenen, in ihrer dumpfen Hilflosigkeit, in ohnmächtiger Empörung gegen die Gewalt, die sie allein für die zu zweien begangene Handlung zur Verantwortung zieht, ihnen allein die Folgen der Schuld aufbürden möchte.

Aber alle Versuche, nur den einen, den weiblichen Teil, zu belasten, erweisen sich als vergeblich. Wieder und wieder wirkt das tückische Gift zurück und schleicht sich in die Familien ein. Der rücksichtslose Egoist ist zwar entrüstet, wenn die Polizei nicht alle kranken Dirnen in Verwahrung nimmt, will aber für sich keineswegs auf die gewohnten Genüsse verzichten. Nachdem er seine beiden Söhne auf schreckliche Art sterben gesehen, unterliegt er selbst einer qualvollen Krankheit. Wie das Einzelschicksal die unabänderliche Verkettung von Schuld und Leiden zeigt, so ist es im großen und ganzen ein verfehltes Beginnen, dem Manne die Freuden des lasterhaften Lebens verschaffen und ihn zugleich vor dessen traurigen Folgen schützen zu wollen. Der Dichter will vor allem das Ungerechte, Unzweckmäßige, ja geradezu Widersinnige der sittenpolizeilichen Maßregeln uns vor Augen führen. Er tut dies auf Grund der eingehendsten Studien und mit voller Wahrhaftigkeit. Es sind die Opfer des männlichen Vergnügens, die hier geknechtet werden und unter diesen wieder die Armen und

*) Deutsch: „Die Prostituierten." Verlag von E. Grimm, Budapest.

*) Der Verfasser selbst nennt ihn eine Studie.

Unklugen, die es nicht verstehen, zwischen den Maschen des Gesetzes durchzuschlüpfen. Unter der eisernen Faust der Beamten, die auch Unschuldige mit erfaßt, in der Obhut der mitleidlosen „frommen" Schwestern, sehnen sie sich umso mehr nach der Freiheit draußen, und das Verdorbene muß immer neues Verderben erzeugen.

Es ist nicht dieser oder jener, der vor die Schranken gerufen wird, sondern das ganze verabscheuungswürdige und heuchlerische System. Jede tief eindringende Studie über die heutige Lage der Frau muß, nach des Verfassers Ansicht, auf das vorliegende Problem und zur Bekämpfung der herrschenden Anschauungen und Gesetze führen. Wenn einst die Wissenschaft, langsam, Schritt vor Schritt, ihr erzieherisches Werk getan hat, dann wird, so hofft er sicher, das nationale Gewissen sich über ihr einstiges Bestehen wundern.

Doch, wo wäre diese Hoffnung verankert, wenn nicht heute schon die Träger dieser besseren Zukunft lebten? Aus der großen Menge, die nicht weiß, was sie tut, die unter der Herrschaft ihrer dumpfen Triebe gefangen ist, heben sich einige wenige ab. Die Wissenden: Aerzte, die das Uebel bis auf den Grund erforscht und seine innersten Zusammenhänge erkannt haben und das unschuldige Mädchen, das, in der Sorge um eine kranke Schwester aufgewachsen, das Leben nach seiner ernsten und tiefen Seite erfassen gelernt hat. Ihr kann das Gemeine, so nahe es ihr auch ist, nichts anhaben, da sie seine Sprache nicht vernimmt. Ihnen: den Wissenden und den Herzensreinen gehört die Zukunft. Im Gegensatz zu jenen, die bei ihrer Heirat nur auf Rang und Vermögen sehen, schließen sie früh, in bescheidenen Verhältnissen, den Ehebund. Ihre Herzensneigung beruht nicht allein auf flüchtigem äußerem Reiz, sondern eben so sehr auf geistigem Verstehen, einer nahen Verwandtschaft der Lebensauffassung. Ihr Fortkommen ist auf die Arbeit gegründet; gesellschaftlicher Glanz lockt sie nicht. Bei gegenseitiger Hochachtung und gemeinsamen Lebensinteressen, in echter Kameradschaft, führen sie das einfache, gesunde und wahrhaft glückliche Leben.

Dem gegenüber wird das Demoralisierende der Geldheiraten klargelegt. Da die innere Gemeinschaft der Ehegatten fehlt, so ist ihr Zusammenleben etwas Unbefriedigendes, Würdeloses. Meist haben sie zwar ein „Haus" zusammen, aber kein Familienleben, und jeder Teil sucht sich auf seine Weise für die Enttäuschungen schadlos zu halten. Eine Hauptursache dieser Mißstände liegt in der verkehrten Mädchenerziehung. Statt von Jugend auf den ernsten Aufgaben des Lebens fern gehalten zu werden, in einer Welt des Scheins aufzuwachsen, müßte die Frau an allen geistigen und sozialen Interessen der Zeit teilnehmen dürfen. Am verhängnisvollsten für ihr Leben ist es, wenn sie gänzlich unwissend über das Wesen der Ehe den Bund fürs Leben schließt.

Der Mann muß vor allem lernen, die Frau mit anderen Augen als bisher zu betrachten.

„Sklavin oder Herrscherin", ruft Dr. Montal, „wann werden wir aufhören, vor uns selbst das wahre Antlitz der Frau hinter diesen beiden Masken zu verbergen? Wann werden wir begreifen, daß sie nicht aufhören wird, unsere Feindin zu sein, wenn wir nicht zuerst lernen, sie durch Hochachtung und Rücksichtnahme zur Freundin zu gewinnen? Wann wird es endlich für alle menschlichen Wesen die gleichen Rechte und Pflichten geben? . . . . Eine und dieselbe Moral, eine und dieselbe Gerechtigkeit?

Wohl sehen wir heute keine Möglichkeit, die Prostitution zu besiegen. Aber wenn wir den moralischen Fortschritt nicht nach kurzen Zeitabschnitten sondern nach Jahrtausenden messen, so wird das Bild ein anderes. Unsere sittlichen Ideale haben, wenn auch langsam, so doch beständig an Raum gewonnen. Und die heutige Entwicklung des Rechtsgefühls hat kein anderes Zeitalter gekannt. Haben denn frühere Generationen eine Ahnung gehabt von der großen Schmach, als die wir es heute empfinden, wenn menschliche Wesen zur bloßen Sache herabgewürdigt werden?

Aber freilich, diese Wandlung ist noch in ihren Anfängen, und nicht jeder sieht sie. So kann auch Marguerite in seiner Hoffnung auf eine bessere Zukunft seines Vaterlandes und der gesamten Menschheit am Ende sich auf nichts anderes berufen als auf seinen Glauben, den allerdings fest gegründeten Glauben an das Gesetz der Entwicklung.

Sozialerbschaftsgedanken?

Dr. Ernst Goggenheim.

In diesen Tagen der Finanzreform, der Nachlaßsteuerprojekte und all der vielen anderen verwandten Dinge, bei dem Zeter- und Wehgeschrei, das einem aus unzähligen Zeitungen in die Ohren gellt, wirkt die Auffrischung des sozialen Erbschaftsgedankens wahrhaft befreiend — und wir wissen es dem Verfasser jenes so idealen Aufsatzes*) Dank, daß er Abwechselung in das ewige Einerlei gebracht hat. Aber es sei gestattet, dem Gedanken des Herrn Dr. Lewy etwas nachzudenken und ihn unter einer anderen Beleuchtung zu betrachten. Die Idee des Erbrechtes entstammt gewiß patriarchalischen Zuständen; die Kinder blieben im Haus der Eltern; der Vater war bei seinen Lebzeiten wirklicher Herr, Herrscher, absoluter Machthaber eines kleinen, engumgrenzten Familienstaates, und nach seinem Tode ging die Herrschaft an den ältesten Sohn über — das Herrschaftsgut verblieb wo es war: es gehörte der Familie, und es waren nicht etwa der Sohn und die Tochter und ein Enkel oder entfernte, kaum mehr berechenbare Seitenlinien, auf die sich ein Ganzes verteilte, sondern das Ganze war und blieb ein Unteilbares. Dieser Zustand, der in solch abstrakter Fassung den Eindruck eines vorhistorischen Brauches macht oder doch mindestens den guten aber sehr alten Zeiten anzugehören scheint, hat sich nun tatsächlich bis in unsere Tage erhalten, wenn auch die Verhältnisse nicht so klar und einfach liegen, wie damals.

Man muß sich vor allem daran gewöhnen, den einzelnen Menschen nicht als ein Ding an sich zu betrachten, sondern als ein Glied einer Entwickelungsreihe, einer Kette. Nun gibt es goldene und silberne Ketten, und es gibt solche aus ganz gewöhnlichen Blechdrahtgleichen, und aus gemeinen, nichtsnutzigen Glasperlen. Der sozialdenkende Mensch wird aber sagen: jedes Glied hat selbst für seinen Zustand und für seine Auffassungsfähigkeit zu sorgen; zum mindesten aber soll man Blech nicht vergolden.

Wenn nun aber ein Glied so viel Ueberfluß an Gold hat, daß es das Blech des nächstfolgenden aufwiegen kann, und wenn ihm an diesem Blech gerade besonders viel liegt? Wenn der Vater einen Krüppel auf die Welt setzt, soll er ihm keine Füße kaufen, soll er seinem blinden Kinde keine Augen kaufen — wenn er ein Kind auf die Welt setzt, das sich nicht erziehen läßt oder das er nicht erziehen kann: soll er seine Sünden nicht gut machen dürfen?

Solche selbstsüchtigen Gedanken dürfen aber hier keineswegs ausschlaggebend sein. Mag alles Verdorbene verderben — es soll und wird verderben, nur müssen wir den gehörigen Abstand nehmen und nicht vergessen, daß der Parasit doch wirklich die Ausnahme ist. Von Ausnahmen darf man aber nicht ausgehen, wo es sich um allgemeine Einrichtungen handeln soll.

Unser Leben ist heute ein viel differenziertes und man hört oft genug sagen, der Familiensinn habe darunter gelitten. Daran glauben wir nicht, wenn uns die Patriarchen der früheren Zeiten auch wie Märchenmänner erscheinen. Wir halten den Familiensinn nicht für eine Aeußerung zu-

*) Vergl. Eth. Kult. 1908 Nr. 20. „Soziale Erbschaft" von Dr. J. Lewy.

fälliger sozialer Lebensformen, sondern für eine natürliche Eigenart des genus hominis: und wenn er tatsächlich heute nicht mehr so ausgeprägt wäre, wie damals, als man außer der Familie überhaupt nichts kannte, als man nirgends als in der Familie leben konnte: so hat sich doch auch andererseits unser Empfindungsvermögen gerade ja sehr differenziert, wie unsere Gesellschaftsform, und wir sind vielleicht imstand, die kleinen Aeußerungen des Zusammengehörigkeitsgefühles so stark zu erleben, wie Menschen früherer Zeiten ihr stumpfsinnigstes Familienglück.

Wenn der Vater seinem Sohn den Hobel hinterläßt, so wird kein sozialer Finanzreformer etwas dagegen einzuwenden haben; selbst die Hobelbank und die ganze bescheidene, kleine Werkstätte wird man dem jungen Zimmermann gern zuerkennen. Nun hat es aber der Vater zufällig zu einer Fabrik gebracht und vielleicht hat er bei all seinem Schaffen gar nie an sich, sondern nur an seinen Sohn gedacht — ja, er hat vielleicht nicht einmal an diesen Sohn, sondern nur an die Fabrik gedacht; die wollte er vergrößern, er wollte sie mit allen Mitteln moderner Technik führen — — und nun kommt dieses unverwüstliche Unsterblichkeitssehnen, dieses Bedürfnis nach einem Leben nach dem Tode, ob es nun bewußt ist oder nicht: das ist der Sinn des Erbes, sein tieferer Sinn, auf den es uns doch ankommt. Das ist die Moral, mit der der Sohn Anspruch hat „auf die Erbmasse, die der Vater mit Mühe und Kraft zusammengerafft hat“. Das Erbe ist kein Recht, sondern eine Pflicht: diese Auffassung ist gleichsam die Anerkennung des Lebens, das in den Dingen liegt und sie ist eine Voraussetzung des Entwickelungs-Gedankens, der uns alle beseelt.

Darauf muß aber wohl nicht besonders hingewiesen werden, daß das soziale Leben nicht leer ausgehen soll, wo es sich um große Erbmassen handelt. Man muß da nur an Amerika erinnern, an das Land der Milliardäre, das so jedes sozialen Idealismus bar ist und doch seine schönen Millionenstiftungen für soziale Zwecke hat. Und schließlich ließe sich durchaus noch (im Sinne der hier entwickelten Gedanken) an eine soziale Erbschaft in solchen Fällen denken, wo entfernte Verwandte in Betracht kommen, oder zum mindesten könnte eine Nachlaßsteuer sich mit dem gleichen Recht an den Verwandtschaftsgrad halten, wie an die Höhe des Erbgutes.

Streiflichter

Erziehung in der Fortbildungsschule. Kommt Zeit, kommt Rat, sogar mitunter ein Wirklicher Geheimrat und Exzellenz, nämlich zu guten Gedanken. Auf dem zehnten deutschen Fortbildungsschultage in Braunschweig äußerte sich am 10. Oktober d. J. Se. Exzellenz, Wirkl. Geh. Rat Hartwieg, nachdem er die Versammlung begrüßt hatte, dahin, die Braunschweigische Regierung sehe die vornehmste Aufgabe der Fortbildungsschule in ihrer erzieherischen Tätigkeit, und in diesem Sinne habe die herzogliche Staatsregierung dem Landtage eine Vorlage über die gesetzliche Regelung des Fortbildungsschulwesens unterbreitet. Gleichzeitig führte er in sehr bemerkenswerter Weise aus, er lege kein Gewicht darauf, dem Unterricht in der Religion hier eine besondere Stunde einzuräumen, wohl aber sei der Lebens- und Bürgerkunde ein Platz einzuräumen. — Und da soll ein guter Preuße nicht Partikularist werden!

* * *

Form und Inhalt in der Politik. Freiherr von Aehrenthal, der österreichische Minister des Aeußern, trat am 12. Oktober d. J. im Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten den abfälligen Beurteilungen der Aktion Oesterreich-Ungarns entgegen und wies dabei auf die Aeußerung des deutschen Völkerrechtslehrers Bluntschli von 1880 hin: formell sei zwar die Oberherrschaft des Sultans über Bosnien nicht beseitigt, sachlich jedoch sei die Staatshoheit des Kaisers von Oesterreich anerkannt und durchgeführt. Dieser Widerspruch bedürfe einer Lösung, die nur im gänzlichen Zerfall der macht- und sinnlosen Form gefunden werden könne. Folglich erleide die Türkei nur einen förmlichen, nicht einen materiellen Verlust, während sie andererseits durch Räumung des Sandschak Novibazar seitens Oesterreichs ein wertvolles Recht zurückerhalte.

Letzteres wird man schlechtweg zugeben müssen, und auch die Behauptung von der seit 30 Jahren tatsächlich bereits bestehenden Oberhoheit Oesterreichs trifft nach Lage der Dinge zu. Vom ethischen Standpunkt bedauerlich bleibt nur die abermals bestätigte Tatsache, daß Großmächte, die eine Klärung bezw. Neuordnung der Machtverteilung auf einem Kongresse betreiben, dort oftmals Kompromisse und Halbheiten schaffen, die — an inneren Widersprüchen krankend — den Keim späterer Zwietracht schon verhängnisvoll in sich tragen. Der Berliner Kongreß gab der Türkei eine Scheinsouveränität über Bosnien; eine Attrappe, die durch äußerlichen Glanz ihre Wertlosigkeit verbergen und das „Prestige“ wahren sollte (prestige heißt ja auch: Gaukelei); der einzig wertvolle Inhalt dieser Hülle, die Souveränität selbst, fiel Oesterreich zu, wie Bluntschli bereits zwei Jahre nach dem Kongreß feststellen konnte, und wie weitere 28 Jahre zur Evidenz bestätigten. Diesen grandiosen Widerspruch, dieses tolle Gegenspiel von Form und Inhalt, mußte die düpierte Welt sich 30 Jahre lang gefallen lassen. Ob es wohl auch heute noch bei internationalen Abkommen möglich wäre, daß Staat A die formelle, Staat B die wirkliche Souveränität über dasselbe Landobjekt zugesprochen erhält? Und ob Staat A solch eine Regelung immer noch mit seiner Würde vereinbar finden würde??

Mir scheint eine solche Unaufrichtigkeit ethisch im höchsten Maße verwerflich — ganz abgesehen von den traurigen Folgen, die, wir alle erlebtens soeben, nach 30 Jahren noch die Gefahr kriegerischer Auseinandersetzung naherückten.

Kant hat den bekannten Satz geprägt: „Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht.“ Hätte Oesterreich bereits 1878 die Staatshoheit über Bosnien und die Herzegowina beansprucht, so hätte sich das wohl kaum „mit der Publizität vertragen“ — ergo wählte man damals den Umweg über die Scheinsouveränität des Sultans, wodurch das Ziel gleichfalls erreicht, die Erreichung aber vorläufig verschleiert wurde. Was späterhin aus der Sache wird, das kümmert weitsichtige Staatsmänner nicht; après nous le déluge!

Siemering.

Vermischtes.

„Spiel und Arbeit“ soll der Name einer Ausstellung sein, die der Ausschuß für volkstümliche Kunstpflege im Berliner Volksschullehrerinnenverein in Gemeinschaft mit anderen Erziehungs- und Kunstpflegevereinen Anfang November im Lehrervereinshause am Alexanderplatz veranstaltet. Sie soll den Weg vom aufbauenden und schaffenden Spiele bis zum künstlerischen Schaffen im Sinne eines guten Dilettantismus zeigen. Eine Mitarbeit der gesamten Bevölkerung ist den Veranstaltern sehr erwünscht. Wer also für seine Kinder selbst Spielzeug „bastelt“, oder in wessen Familie die Kinder ihre Spielsachen oder hübsche Gebrauchsgegenstände gefertigt haben, der möge der Geschäftsstelle: Halensee-Berlin, Friedrichsruher Straße 16, Fräulein Rust bis zum 24. Oktober eine Ankündigung schicken. Ueber die etwaige Aufnahme der auszustellenden Gegenstände entscheidet eine Jury.

* * *

Tanzspiele und Volkstänze. Für die zahlreichen Gegner der sinnlosen und höherer Aesthetik entbehrenden Drehtanzmühle unserer Bälle ist es ein erfreuliches Symptom besserer Geschmacksrichtung in einem Teile unserer Jugend, daß dort immer mehr die Freude am schönen Tanzspiel und am alten

naiven Volkstanz aufkommt. Junge Leute, die in Landerziehungsheimen und ähnlichen Reformschulen wieder naturfreudig geworden sind, trifft man nicht leicht im heißen Ballsaal, wohl aber — Sommers und Winters — draußen im Grunewald bei schwedischem Tanzspiel und Erneuerung alter Volkstanzsitte. Da ist gesunde, ausgiebige Bewegung, nichts von der Trockenheit blaßer Turnübungen, der Geziertheit und Einseitigkeit der Gesellschaftstänze, sondern kraftvolle, harmlose Fröhlichkeit im schönen Bewegen. — Nicht immer freilich ist das Wetter den Tänzern hold, und so ist es freudig zu begrüßen, daß auch in der Winterzeit, gleichzeitig als Vorbereitung und Uebung — solche Tanzspielkurse abgehalten werden. Frl. Gertrud Meyer, die vor kurzem bei B. G. Teubner in Leipzig die schöne Sammlung „Tanzspiele und Singtänze" (1 Mk.) veröffentlichte und ebenda binnen kurzem eine Sammlung von Volkstänzen erscheinen läßt, sieht im Pestalozzi-Fröbelhaus I, Kyffhäuserstraße 21, Freitags von 5–7, Sonnabends von 4–6 Uhr, das erste Mal Knaben und Mädchen von über 12 Jahren, das zweite Mal jüngere Kinder bei sich, um sie zu gesundem und anmutigem Bewegungsspiel und harmloser Freude am Tanz anzuleiten. Eltern, die ihren Kindern die Teilnahme daran sichern wollen, mögen sich mit der genannten Dame in Verbindung setzen.

Bücherschau.

Christentum und Klassenkampf. Von Fr. Wilhelm Foerster. Zürich, Schultheß & Cie.

Eine Sammlung sozialethischer und vor allem sozialpädagogischer Aufsätze, der wir von Herzen die größte Berücksichtigung und Verbreitung wünschen und namentlich in den Kreisen der sozial angeregten studierenden Jugend. Der Verfasser hat hier die Frucht eigener, durch ein Jahrzehnt fortgesetzter intensiver Beschäftigung mit sozialer Versöhnungsarbeit niedergelegt, und es ist bei einem Manne, wie er, unnötig zu sagen, daß überall seine psychologische und selbsterzieherische Anregungen mit einer großherzigen und gerechten Würdigung der sozialen Reformbewegung verbunden sind. Arbeitgebern und Arbeitnehmern „sagt" er „die Wahrheit", nicht in dem nur den Zuhörer verbitternden Sinne des bloßen eigenen Besserwissens, sondern mit dem milden Rate des verstehenden und hilfsbereiten Freundes, dem zufällig größere und vielleicht bessere Erfahrung zu Gebote steht. Namentlich die Kapitel: „Soziale Arbeit der studierenden Jugend in England und Amerika", ferner: „Klassenkampf und Ethik", „Psychologische und pädagogische Gesichtspunkte für Unternehmer und Betriebsleiter" und „Können Attentate den gesellschaftlichen Fortschritt befördern" sind so völlig durchtränkt von dem besten Geiste der ethischen Bewegung, bei aller Bestimmtheit maßvoll im Urteil, und gleichzeitig so fruchtbar für die notwendige Wandlung der öffentlichen Meinung zu einer verständigen Schätzung idealer Werte für die Volkswohlfahrt, daß, auch wer allen utopistischen Hoffnungen auf eine baldige Besserung unseres sozialen Geistes entsagt hat, doch nicht leicht glauben wird, solche Worte könnten völlig ungehört verhallen.

Aus taktischen Gründen nicht ganz glücklich scheint mir nur die Aufnahme des ersten Aufsatzes: „Die Stellung des Geistlichen zur sozialen Frage" in diese Sammlung. Offenbar hat wesentlich er auch die Veranlassung zu dem nach dem oben Gesagten fast irreführenden Gesamttitel des Buches gegeben. Die große Mehrzahl der Aufsätze würde vielmehr den Titel: „Ethik und Klassenkampf" vertragen, ja verlangen. Hat sich doch der Autor in wohltuender Objektivität an mehreren Stellen mit bemerkenswerter Urteilsfreiheit geäußert; so, wenn er z. B. für den Versuch, die englischen Settlements nach Deutschland zu übertragen, davor warnt, hier etwa religiöse Propaganda zu treiben, vielmehr „lediglich soziale und ethische Arbeit" empfiehlt (S. 89); aber wenn er an anderer Stelle seinen persönlichen Standpunkt, wie folgt erläutert: „Autorität und Gehorsam sind ihm (dem Verfasser) Fundamente aller Kultur: Aber wir wollen doch die Unterordnung von freien Männern und nicht die Unterwerfung von Knechten — darum wird das Wort von den Menschenrechten am Himmel brennen, solange irgendwo noch ein Mensch auf Grund einer ökonomischen Abhängigkeit oder einer sozialen Stellung als Wesen zweiten Ranges behandelt wird." (S. 173).

Wäre das ganze Buch also, wie diese Proben, um mit dem Vorwort des Referenten zu reden: „in einer Sprache gehalten, welche auch von denjenigen verstanden wird, die dem religiösen Leben und Denken fern gerückt sind", es würde einen eindringlicheren Eindruck machen. Der Verfasser hat aber geglaubt „an mehreren Punkten seiner Darstellung seinen religiösen Standpunkt ganz unzweideutig hervorheben" zu müssen, und dies natürlich besonders in diesem ersten Kapitel, wesentlich einer Auseinandersetzung mit dem Christentum der sozialdemokratischen Pfarrer. Selbstverständlich ist dagegen an sich nichts einzuwenden; nur alles an seinen Ort. Ob es aber wirklich praktisch ist, in einem der Versöhnung gewidmeten Werke gleich an den Eingang ein Kapitel zu setzen, das — wie es leider die Natur aller religiösen Bekenntnisfragen ist — lebhaften Widerspruch hervorrufen muß? Ja, muß man denn immer „Bekenner" sein? Dürfen wir nicht leise daran erinnern, daß dieser scheinbar unbezähmbare Drang die Spezialgefahr der „Neubekehrten" ist? Und wenn mein verehrter Freund bei dem Ausdruck „Gefahr" lächelt, so sei er nur hingewiesen auf die tatsächlichen Wirkungen solchen Bekennermutes, der sich selbst bei ihm mitunter in des ruhigen Maßes entbehrenden Behauptungen und Ausdrücken zeigt, wie, wenn er einen gegnerischen und zweifellos gut gemeinten, wenn auch vielleicht irrigen Satz als „hetzerische Verleumdung" charakterisiert (S. 38); wenn er den richtigen Satz, man müsse, um das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, kindlich mit ihnen sein, travestiert in ein „kindisch" (S. 44); wenn er den Respekt vieler Idealisten vor der Sozialdemokratie zurückführt schlankweg auf „jene materielle Stimmung unseres Zeitalters, jene gleiche Unterwürfigkeit gegenüber dem Greifbaren und Sichtbaren, die sich bei vielen Menschen im Mammonismus äußert", (S. 48) wenn er sich den Witz nicht versagen kann, den Ausspruch mancher sozialdemokratischer Pfarrer, „Gott sei in der Sozialdemokratie", damit zu erläutern „daß Gottes Führung gerade im Malheur am meisten gegenwärtig ist". (S. 49). Das sind doch alles Uebertreibungen und Entgleisungen, die herzlich wenig zu den späteren ruhigen Ausführungen stimmen. Und es macht traurig zu denken, wie viele ernste Menschen, die aus den weiteren Kapiteln dankbar vieles lernen könnten, hier bei dieser Eingangsbarriere unmutig das Buch beiseite werfen könnten! Es ist wirklich keine Erfindung der „Ethiker", sondern einfachste Lebenserfahrung, daß, wer zu Vielen, zu Allen sprechen will, dabei besser sein Spezialbekenntnis, auch wenn es sein Höchstes sein mag, als hemmendes Element beiseite lasse. Mit dieser Einschränkung sei das Buch unseren Freunden warm empfohlen. -pz-

* * *

Joseph Leute, vormals katholischer Pfarrer Wahrmund vor Pilatus und dem k. k. Staatsanwalt Illustrationen zum Falle Wahrmund aus dem Leben eines katholischen Seelsorgers. Frankfurt a. M. 1908. Neuer Frankfurter Verlag. 63 S.

Im Anschluß an meine Anzeige der ersten Wahrmundschen Broschüre in Nr. 17 geht mir vom Neuen Frankfurter Verlage vorstehendes Schriftchen zu mit Bitte um Anzeige in der „E. K." Es ist ja nun zwar nicht Sache der „E. K." in die Details dieser betrübsamen Vorgänge einzutreten, und mir persönlich widerstrebt es, mich mit ihnen in ihren Einzelheiten zu befassen. Doch handelt es sich hier um dunkle und schmerzliche Realitäten unseres Kulturlebens, es wird hineingeleuchtet in Tiefen, deren Existenz wir zum großen Schaden unserer eigenen Bestrebungen leicht vergessen und übersehen, und da kann es nur förderlich sein, auf die Veröffentlichungen eines Mannes hinzuweisen, der aus eigener Kenntnis und vieljähriger Erfahrung über diese Depressionsgebiete der Kultur Bericht erstattet. Vorab Folgendes zur Orientierung. An die erste Wahrmundsche Broschüre schloß sich zunächst ein Angriff des P. Fonck nebst Erwiderung Wahrmunds an. Ferner aber wurde einesteils eine sehr eigenartige, unter dem Pseudonym Pilatus schreibende Persönlichkeit gegen Wahrmund in Bewegung gesetzt, andernteils erging von Seiten der österreichischen Staatsanwaltschaft ein Konfiskationsdekret gegen die Wahrmundsche Schrift wegen Gotteslästerung. Gegen beide Akte wendet sich die vorliegende Schrift des Expriesters Leute, bekannt als Verfasser der „mit kirchlicher Approbation" erschienenen Schrift „Die Ehe" und des im Neuen Frankfurter Verlage erschienenen Buches „Das Sexualproblem und die katholische Kirche".

Die Polemik Leutes, die allerdings teilweise im Tone etwas würdiger gewünscht werden könnte, ist gewürzt mit den merkwürdigsten und befremdlichsten Zügen aus seiner Erfahrung als katholischer Priester, die einen traurig stimmenden Einblick in dieses Reich der Finsternis eröffnen. Wem es am Herzen liegt, in das Detail dieser Niederungen unseres Kulturlebens einen tieferen Einblick zu gewinnen, der darf auch an dieser neuesten Schrift Leutes nicht vorübergehen.

Bemerkt sei noch, daß der „Pilatus", gegen den sich die erste Hälfte der Schrift wendet, nach dem Verfasser ein in München lebender Privatgelehrter, Dr. Naumann, ist. Derselbe wird von ihm als der „Renommierprotestant" des Ultramontanismus bezeichnet. Früher preußischer Referendar, eine zeitlang Direktor des Deutschen Theaters in München, sei er eigentlich Freidenker und schreibe gleichzeitig in sozialdemokratische und ultramontane Blätter. A. Döring.

Ich möchte noch die Gelegenheit wahrnehmen, einen sinnentstellenden Druckfehler in meiner Anzeige der Straußschriften in Nr. 15 zu verbessern. Ich habe die Straußsche Voltaireschrift nicht als „freisinnig", sondern als „feinsinnig" bezeichnen wollen. D. O.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur

Abteilung Berlin.

Programm:

Sonnabend, 14. November, Saal 109, Berl. Rathaus, abends 8¼ Uhr, Frau Clara Bohm-Schuch: **Aussprache über die ethisch-pädag. Lebensfrage „Wie sag' ich's meinem Kinde?“** Gäste willkommen; Eintritt frei.

Mittwoch, 18. November (Bußtag), abends 7½ Uhr in den Union-Festsälen, Greifswalder Straße 221—223, 27. Unterhaltungsabend. Lichtbilder-Vortrag des Herrn Justizrat Dr. Bieber: **Fahrten und Wallfahrten eines modernen Indienpilgers.** Karten zu 50 und 25 Pfennig in den Union-Festsälen, in der Lesehalle, Rungestraße 25/27 (12—3 und 6—10), beim Kaufm. Verband f. weibl. Angestellte, Alte Jakobstraße 20/21, im Verlag für Ethische Kultur, Wilhelmstraße 121 und an der Abendkasse.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S. O. 16, Rungestr. 25—27** (Spreepalast.) Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 13. Buckingham Street, Strand, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate
Die dreigespaltene
Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. November 1908.	Nr. 22.

Inhalt:

Deutsche und amerikanische Kulturaufgaben.

Professor Dr. Felix Adler, der Begründer der ethischen Gesellschaften, hielt am 3. November seine feierliche Antrittsvorlesung als Roosevelt-Professor an der Berliner Universität. Es war eine sehr glückliche Wahl, die der geborene Deutsche, aber durch seine gesamte Lebensarbeit in der neuen Welt beglaubigte Vollamerikaner mit dem Thema seiner ersten offiziellen Aeußerung getroffen hatte, diktiert ebensowohl von seiner Dankbarkeit für die Förderung, die er von der deutschen Wissenschaft erfahren hatte, wie von dem Wunsche, auch dem Deutschen ein besseres Verständnis für die Eigenart und besondere Kulturleistung der Vereinigten Staaten zu vermitteln.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika — so führte er nach dem Bericht der „Voss. Zeitung" aus — beruht einmal darauf, daß Millionen von Deutschen drüben, jenseits des Ozeans, eine neue Heimat gefunden haben, und daß in ihnen ein Unterpfand und Band gegeben ist, das die beiden Völker aneinander knüpft. Nicht minder gründen sich diese freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika auf die geistige Verwandtschaft, die zwischen den beiden Völkern besteht, und die sich namentlich darin kundgibt, daß der Amerikaner — und nicht zuletzt der Anglo-Amerikaner — eine ausgesprochene Hinneigung zur deutschen Wissenschaft, zur deutschen Musik und zur deutschen Literatur an den Tag legt. Zahllose der besten amerikanischen Universitätslehrer haben aus den Quellen deutscher Wissenschaft hier in Berlin und anderwärts geschöpft. Auf den Sekundarschulen der Union, auf denen den Schülern die Wahl zwischen den beiden fremden Sprachen, Französisch und Deutsch, offensteht, bevorzugt die weitaus größere Zahl das Deutsche. Auch die unter den gebildeten Anglo-Amerikanern immer mehr anwachsende Goethe-Gemeinde ist ein Beweis für diese Verwandtschaft. Das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Amerika beruht drittens darauf, daß beide jugendliche Völker sind. Heinrich v. Treitschke hat einmal betont, daß es ein Irrtum sei, das deutsche Volk für ein altes zu halten; Deutschland trete eben jetzt in seine zweite Jugendzeit ein. Aber ebensowenig wie Deutschland so alt ist, wie man manchmal meint, so ist auch Amerika nicht so jung, wie man manchmal glaubte. Alte europäische Kulturmächte wirkten auf dem neuen Boden. Der Faden einer ununterbrochenen, sich durch die Jahrhunderte erstreckenden Ueberlieferung verbindet es mit der Zivilisation Europas. Der Geist des Volkes, das den Urwald lichtete, war kein leeres Blatt, keine tabula rasa, sondern ein Palimpsest, auf dem nun auch die neuen Erlebnisse eingezeichnet werden sollen. Aber wenn auch Deutschland sowohl alt als jung ist, Amerika sowohl jung als alt ist, so haben beide Völker doch erst in den letzten Jahren, in der Fülle der Zeiten, ihre nationale Einheit und damit ihre nationale Persönlichkeit geschaffen, Deutschland in dem Jahre 1870, Amerika etwas früher, in den sechziger Jahren. Denn erst der siegreiche Abschluß des Bürgerkrieges gab der Union die innere Einheit.

Aber in höchster Instanz beruhen die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika auf einer gemeinsamen Kulturaufgabe. In den erlauchtesten Geistern unserer Zeit — so führt der Redner feinsinnig aus — bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß der aristotelische Begriff des ζῷον πολιτικόν auch auf ein jedes Volk anzuwenden sei, daß auch ein Volk im großen Sinne und Stil als Glied eines gewaltigen Menschenleibes anzusehen ist, als ein Glied, das nur in steter Wechselwirkung mit anderen Völkern, ja nur indem es die Kulturanlagen, die in andern Völkern vorhanden sind, bewußt zu fördern trachtet, das Eigenste und Innerste seiner eigenen Kultur zu entwickeln vermag. Dies ist — so betont der Redner — seines Erachtens der wahre Sinn und Begriff einer Weltkultur, und daran teilzunehmen, ist die denkbar edelste Aufgabe. Nicht die Kultur irgend eines Volkes, und sei es auch noch so sehr anderen voran, soll herrschen, über die ganze Erde sich ausbreiten, andere unterwerfen, nein, eine Weltkultur soll entstehen, zu der jedes Volk das Beste, das Eigenartigste, was in ihm keimt und lebt, beizutragen hat. Soweit auch noch der Tag entfernt ist, an dem die Idee

einer organisch gegliederten Menschheit sich zu realisieren bestimmt ist, die Idee selbst ist doch einmal vorhanden und wird nicht mehr untergehen. Und nach Kräften zu wirken, daß ihr die Bahn freigemacht werde, ist höchste Pflicht, ist für alle, die dabei mitschaffen, lauterste Wohltat. Soll aber jemals nur ein Anfang nach dieser Richtung gemacht werden, sollen die Völker befähigt werden, gemeinsam zu wirken und sich gegenseitig zu ergänzen, so ist die erste Bedingung gegenseitige Würdigung, gegenseitiges Verständnis. Und dieses Verständnis zu fördern, so weit die beiden Länder Deutschland und Amerika in betracht kommen, ist Absicht und Aufgabe der Roosevelt-Professur.

Man hat das amerikanische Leben mit dem Niagara-Wasserfall verglichen. Aber es gibt doch noch ein anderes Wunder der Natur in dem Lande der Vereinigten Staaten, das eigenartiger ist als der Niagara und deshalb geeigneter erscheint, als Zeichen dessen zu gelten, was die innerste Besonderheit der Bevölkerung ausmacht. „Ich meine den Grand Canyon des Colorado. Einst in feierlicher Morgenstille stand ich am Rande des Canyon. Zwanzig englische Meilen breit erstreckt sich die ungeheuere Kluft von Rand zu Rand. Fünftausend Fuß senkt sie sich in die Tiefe. Riesige Felsenmassen, in drennenden Farben erglühend und zu den mannigfaltigsten Gebilden sich gestaltend, türmen sich auf zu Füßen des Beschauers. Die Erde hat sich aufgetan, und ihre Grundfesten sind offenbar geworden. Da unten aber in der tiefsten Tiefe glänzt der Fluß mit einem Glanze, der nicht von außen, sondern von einer inneren ihm selbst verborgenen Lichtquelle auszustrahlen scheint, glänzt und fließt der Colorado, sich durchwühlend und windend unter der erdrückenden Last des Gesteins, bis er sich endlich zur Freiheit und zum Licht aufgearbeitet hat. Das ist ein Bild, wie mir däucht, der idealen Mächte und Kräfte, die in der Volksseele Amerikas wirken und walten. Und wir Amerikaner wissen es dem deutschen Kaiser Dank, daß er gleichsam am Rande unseres Grand Canyon stehend, einen Blick in die Tiefen unseres amerikanischen Lebens geworfen hat, die idealen Mächte, die da wirken und die dem oberflächlichen Beobachter oft verhüllt sind, erkannt und in dieser Absicht der Einrichtung der Roosevelt-Professur seine Gunst zugewendet hat, damit die Kenntnis dieser Kräfte und Mächte auch weiteren Kreisen der studierenden Jugend an dieser Hochschule zugänglich werde."

Der Ethiker der New-Yorker Columbia-Universität sucht nun darzulegen, wie er hier diesem Zweck dienen will. Er wird versuchen, die Ideale des amerikanischen Volkes darzulegen: das Ideal der Bejahung des Willens zum Leben, zum diesseitigen und zum ewigen Leben, wie es die Vorgeschichte der Union, namentlich in Neu-England beherrscht hat, das Ideal der Behauptung der erworbenen Rechte, das das treibende Motiv in dem Unabhängigkeitskrieg mit England abgab, das Ideal der Gesetzmäßigkeit, das Ideal der inneren nationalen Einheit, das im Bürgerkrieg zum Austrag kam, und all diese tragend und sie beseelend, das Ideal der Freiheit, sowohl der persönlichen als auch der politischen Freiheit in ihrer gegenseitigen Bedingtheit, wie es von den Amerikanern verstanden wird. Keineswegs sollen dabei die amerikanischen Einrichtungen als vorbildlich und mustergültig für andere Völker hingestellt werden. Ein jedes Volk hat auf der Bahn vorwärts zu schreiten, die ihm seine geschichtliche Ueberlieferung und die Besonderheit seines Wesens vorzeichnen. Nur erklären, aufklären möchte der Vortragende, die Nebel unserer Urteile und Vorurteile, die sich zuweilen über das Bild Amerikas lagern, zerstreuen helfen. Ein wenn auch noch so winziges Glied zu der goldenen Kette gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Anerkennung zwischen den beiden mächtigen Nationen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika möchte er liefern, damit sie um so mehr befähigt sein mögen, gemeinsam Hand anzulegen an die große Aufgabe, die allen Völkern dieser Erde gestellt ist, die Aufgabe reichster, mannigfaltigster Entwicklung und Veredelung menschlicher Art und Wesens.

Trennung von Staat und Kirche.

Von Josef Leute, München.

Der neue Rektor der Universität Berlin, Geheimer Justizrat Professor Kahl, behandelte dieses Thema in seiner Antrittsrede. Es sollte etwas Neues geboten werden. In der Tat, man war überrascht, daß ein Gelehrter die Notwendigkeit der Trennung verneinte. Und in allem Ernste sogar.

Nun liegt die Antrittsrede des neuen Rektors im Wortlaut in der Internationalen Wochenschrift vor. Kahl spricht vom Standpunkt des kühl erwägenden Juristen aus. Er beruft sich darauf, daß noch kein Staat die Trennung von Staat und Kirche in vorbildlicher Weise durchgeführt habe. Nicht einmal Frankreich, das im Gesetz vom 9. Dezember 1905 sich von der Kirche, nicht aber die Kirche von sich getrennt habe. Auch die Zustände in Amerika könnten für uns nicht vorbildlich sein. Uebrigens hätten wir ja bereits Trennung, so vollkommen und gut wie irgendwo. So Trennung in der Unabhängigkeit der Rechtsfähigkeit vom religiösen Bekenntnis, in der Gewissens- und Kultusfreiheit, in der Selbständigkeit der Kirchen quoad sacra interna, Lehre, Kultus, Verfassung, Autonomie, in der Säkularisierung von Personenstand und Ehe.

In der Theorie mag das richtig sein, die Praxis lautet anders. Denn es widerspricht diesen Grundsätzen, daß es den freireligiösen Gemeinden durch die Staatshoheit verwehrt wird, Vermächtnisse anzunehmen, die lieber der Fiskus einstreichen möchte. Bekanntlich haben sich in der letzten Zeit mehrere Fälle dieser Art ereignet und die Entscheidung über andere wird von Jahr zu Jahr hinausgeschoben aus kleinlichen Bedenken, welche beweisen, daß in Deutschland noch lange kein idealer Zustand der Trennung herrscht.

Am meisten war es der Mißdeutung ausgesetzt, daß Kahl den Begriff „Trennung" bis zu seinen *äußersten* Konsequenzen verfolgte. Juristisch mag sich das ja untersuchen lassen; der Staatspolitiker faßt die Trennung doch wohl nur so auf, daß sie für ihn mit dem Brechen der Kirchenoberhoheit, mit der Beseitigung der Machtgelüste einer ihm fremden Organisation gegeben ist. Läßt ja anderseits auch die Kirche im Staatskirchentum dem Staat ein gewisses Maß von Rechten (und Pflichten) gelten.

„Entstünde also ernsthaft ein deutsches Trennungsproblem, so gelte es, auch diejenigen Beziehungen in ihrer Gesamtheit zu lösen, in welchen nach dem herrschenden System der Kirchenhoheit unsere Staaten und Kirchen noch gegenwärtig verbunden sind. Wir sähen uns vor folgende konkrete Entschließungen gestellt: Soll verzichtet werden auf gesetzliche und administrative Staatsaufsicht über kirchliches Aemterwesen, Strafrecht und Zuchtgewalt, Vermögensverwaltung, geistliche Orden, die Ordnung religiöser Kindererziehung, die Voraussetzungen bürgerlich gültigen Konfessionswechsels und Austritts aus der Kirche? Ist die Anerkennung der Kirchen als öffentlicher Korporationen zurückzuziehen, das Kultusbudget zu streichen, die Religion als Privatsache zu behandeln und in allen ihren Einwirkungen auf das öffentliche Leben zu tilgen: in Sonntagsruhe, Gewerberecht, Militärkirchenwesen und staatlicher Gefangenenseelsorge? Ist jeder spezifische Strafschutz preiszugeben? Ist der Zusammenhang von Kirche und Schule bis zur Streichung des Religionsunterrichtes zu lösen? Sind die theologischen Fakultäten aufzuheben? Ist die Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments über die evangelischen Kirchen herbeizuführen? Eine Welt von Fragen. Hinter jeder lauert eine andere. Man gewinne die Freudigkeit, sie alle ausnahmslos zu bejahen, dann hat man in Wahrheit Trennung von Staat und Kirche. Will man nur teilweise bejahen, dann rede man nicht von Trennung. Ich verneine sie alle."

Auf den ersten Moment erschreckt dieses Programm.*) Daß die konsequent durchgeführte Trennung diese Fragen

*) Uns nicht! D. Red.

alle aufwirft, können wir zugeben. Nicht aber meines Erachtens, daß die Trennung in so rigoroser Weise durchgeführt werden muß. Es ist ja im Interesse des Staates, alle in seinem Kreise gelegenen Momente auszunützen, die zur Wohlfahrt des Gemeinwesens etwas beitragen. Und warum sollte der Staat gerade das Moment der Trennung so sehr betonen und nicht vielmehr nur das Brechen der Uebermacht, die Wahrung der Selbständigkeit gegenüber der Kirche?

Es ist gar nicht notwendig, daß die Trennung wirklich bis in die detailliertesten Punkte durchgeführt werde. Kein Staatspolitiker wird diese juristischen Distinktionen im Auge haben, wenn er auf seinem Programm hat „Trennung von Staat und Kirche". Es gibt ja gewisse Gebiete, sagen wir z. B. Kindererziehung und Schulwesen, in denen der Staat nie eine vollständige Trennung wird durchführen können. Ein Teil der Eltern wird immer für religiösen Unterricht sein. Eine vollständige Trennung von Staat und Kirche müßte also notwendigerweise die Aufhebung der Religionsbekenntnisse, sozusagen das Verbot der Religion im Gefolge haben.

Wer aber dächte an solche Utopien!

Bleiben wir bei dem alten Programm. Staat und Kirche werden sich stets bekämpfen; Sache des Staates ist es, die Oberhand zu behalten. Und selbst wenn man alle die Fragen des Geheimen Justizrates Dr. Kahl bejahen würde und ein Freund derartig weitgehender Maßnahmen wäre, könnte das Unglück nicht schlimm sein: der Staat wäre auf andere Weise verpflichtet, Ordnung zu halten, er brauchte also deswegen noch lange nicht das Heft aus der Hand zu geben.

Auch das letztere empfiehlt Kahl. Es wäre also nicht richtig, wenn er als Vertreter der Reaktion hingestellt würde. Das Heft nicht aus der Hand geben, das ist freilich eine heilige Pflicht des Staates. Aber damit das ihm gelinge, muß er etwas fester zugreifen, als wie Kahl es anscheinend befürworten möchte. Jede Schwäche des Staates, selbst wenn er nur von seinem Programm etwas streichen wollte, würde von seinem Feind, der Kirche, unbarmherzig ausgenützt werden. Wer nicht glaubt, daß die Kurie darauf geradezu lauert, ist mit Blindheit geschlagen. Schritt für Schritt mußte ihr abgerungen werden, Schritt für Schritt würde sie wieder erobern, was sie verloren.

Daß der Staat ohne Gnade und Barmherzigkeit das Prinzip Trennung von Kirche und Staat verfolgen muß, ergibt sich aus einigen Gedanken, die ich aus meiner Studienzeit vorlegen möchte. So mag man im Mittelalter gelehrt haben, so lehrt man aber noch heutzutage in bayerischen Priesterseminarien und in diesen Gedanken werden die Priester unserer Tage erzogen. (Ich war fünf Jahre lang in einem theologischen Konvikt, habe ein Jahrzehnt in der Seelsorge durchgemacht, erst Theorie, dann Praxis. Ich habe keinen Grund mehr, diese interessanten Notizen meiner Kollegienhefte im Dunkel zu lassen.)

Man lehrte uns über den Ursprung des Staates: der Staat sei für den Menschen eine Last, Gott habe ihn erst gewollt nach der Sünde im Paradiese; wäre nie gesündigt worden, so wäre auch kein Staat notwendig geworden. Der Staat stamme also aus der Sünde i. e. aus der „natura lapsa", ohne daß man deswegen sagen wolle, der Staat sei etwas Sündhaftes, Dämonisches.

Was die Rangordnung anbelangt, so hält die Kirche daran fest, daß sie die societas superior sei, da sie das bonum majus, die ewige Seligkeit, anstrebe. Da nun Gott das Priestertum eingesetzt habe, diesen Zweck zu erreichen und den Menschen zu vermitteln, so dürfe der Staat auch nichts auf kirchlichem Gebiete, weder auf dem der Lehre, noch dem der Verwaltung der Sakramente, noch auf jenem der Gesetzgebung (Disziplin) dreinreden, weder positiv noch prohibitiv etwas anordnen.

Daraus folge dann auch, daß der Staat der Kirche gegenüber kein Aufsichtsrecht habe; diese Ansprüche müßten als usurpatorische zurückgewiesen werden. Andererseits dürfe der Staat die Kirche in ihren für notwendig befundenen Maßnahmen auch nicht hindern, da deren Verfolgung zur Erreichung des übernatürlichen Zweckes von wesentlicher Bedeutung sei.

Ja, noch einen Schritt weiter: der Staat sei sogar verpflichtet, die Kirche mit seiner ganzen Macht, soviel er kann, positiv zu unterstützen, damit sie ihre Ziele erreiche. Das liege sogar in seinem eigenen Interesse. Denn die Pflege der Moralität der einzelnen Individuen komme dem gesellschaftlichen Ganzen zu Gute.

Ueber die gegenseitigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat wurde uns weiter als Recht gelehrt: die Kirche sei verpflichtet, den Staat zu unterstützen, soweit es ihre eigenen Interessen erforderten, darüber hinaus könne es höchstens eine Liebespflicht sein, wenn sie ihm beistehe. In Dingen, die ihrer Natur nach weltlich seien, habe die Kirche nichts anzuordnen, in Dingen, die ihrer Natur nach kirchlich seien, habe der Staat nichts dreinzureden. Bei Dingen gemischter Natur, die einen geistlichen und weltlichen Zweck hätten, stehe das Vorrecht der Regelung der Kirche zu.

Was ein solcher „gemischter" Gegenstand sei, entscheide die Kirche. Im Konfliktsfalle habe die Entscheidung der kirchlichen Instanz zu gelten.

Sind sich Staat und Kirche nicht einig, wie es in mancher Ehegesetzgebung der Fall ist, so interessiert uns die selbstverständliche Lehre, daß die Kirche eben dann sagt, jede Organisation, Kirche wie Staat, könne die Materie nach eigenem Gutdünken ordnen. Die Individuen könnten dann die beiderseitigen Anordnungen respektieren, insoweit sie einander nicht widersprächen. Wo aber eine Kollision der Gesetze und damit der Pflichten sich ergebe, habe nach den Grundsätzen der katholischen Moral das kirchliche Gesetz vor dem staatlichen befolgt zu werden.

Diese Anordnung geht sogar soweit, daß in manchen Fällen die Befolgung des kirchlichen Gesetzes durch Kirchenstrafen erzwungen werden kann. (Das ist also dann die Belohnung für die Befolgung der Staatsgesetze!)

Wundern wir uns da, wenn die leitenden Staatsmänner der Kurie gegenüber stets Mißtrauen zeigen? Dessen Berechtigung zeigt sich schon in der Kirchenlehre über die Konkordate. Der kontrahierende Staat habe nicht das Recht, ein Konkordat einseitig zu kündigen, auch wenn seine Interessen dies erforderten. Auch Konzessionen könne der Staat nicht mehr zurücknehmen. Der Staat habe nur das Recht, Aenderungen zu beantragen. Die Kirche habe die Pflicht, diese Aenderungen zu genehmigen, wenn sie nicht ihren Interessen zuwiderliefen. Dagegen könne die Kirche aus zwingenden Gründen ihrerseits das Konkordat kündigen, da sie nur ex fidelitate daran gebunden sei, während der Staat ex justitia daran gebunden sei.

In welcher Weise die Anschauungen des modernen katholischen Kirchenrechtes unseren Staatsmännern zu schaffen machen würden, wenn die Kirche freie Hand hätte, mag man aus folgendem ersehen.

Die Proklamierung der Gewissensfreiheit gilt allgemein als Errungenschaft der Neuzeit. Uns lehrte man aber: Das Prinzip der Gewissensfreiheit müsse ebenfalls verworfen werden. Schon vom Standpunkt der Vernunft aus, denn dieses Prinzip würde auch den Atheismus zulassen. Diesen aber müsse der Staat auf alle Fälle zurückweisen und ihn in der Gesetzgebung (Eidesformel) nicht beachten. Würde der Staat sämtliche Religionsgesellschaften nur unter dem Gesichtswinkel des Vereinsgesetzes behandeln, so hätten die Gesetze der heiligen Kirche — schauderhaft! — ebensoviele Bedeutung wie die Statuten irgend einer Schützengesellschaft.

Die katholische Religion, lehrte man uns weiterhin, sei die einzig wahre und von Gott geoffenbarte. Deswegen habe der katholische Staat die Pflicht, die Apostasie mit Entziehung der bürgerlichen Rechte zu ahnden. Er könne die Apostaten ausweisen und Andersgläubigen das Recht der Ansiedlung verwehren, auch diesen Kategorien die staatsbürgerlichen Rechte zum Teil entziehen. Jedenfalls habe der Staat das Recht, diese Genossenschaften als falsche Religionen anzusehen und ihnen deswegen auch die öffentliche Religionsübung zu untersagen.

Der nichtkatholische Staat hat wenigstens die Pflicht christlich zu sein, er darf darum insbesondere keinen Lehrer anstellen, der nicht auf christlichem Boden steht; ebenso darf er so wenig wie der katholische Staat das Gebiet der Ehegesetzgebung so regeln, daß es dem kirchlichen Gesetze widerspricht.

Freieste Ausübung des Kultus, unbehinderte Vermögensfähigkeit und andere derartige Ansprüche verstehen sich natürlich von selbst.

So könnte man in infinitum weiterfahren und alle die Ansprüche der Kirche aufzählen, wie sie heute noch grimmigen Herzens den Theologen gelehrt werden. Aus diesem Studium des katholischen Kirchenrechtes, das in diesen feinen Einzelheiten kaum in den Lehrbüchern bekannt gegeben ist, muß man aber doch die Wahrnehmung schöpfen: die Kirche ist der stets lauernde Feind, der jede Gelegenheit zu erhaschen sucht, um dem Staat gegenüber wieder einen Fuß breit festen Boden abzuringen und dann mit der allerunschuldigsten Miene von der Welt sich entrüstet, wenn man die Loyalität und Staatsergebenheit der Diener der Kurie anzuzweifeln wagt. Solche Herzensergüsse, wie sie in den Kollegien geboten werden, sind natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Dort sucht man den schönen Schein zu wahren, indem man lehrt:

„Die katholische Kirche ist nicht eine prinzipielle Feindin des Staates, sie ist nur prinzipielle Gegnerin der modernen Staatstheorien; die Juristen haben kein Recht, ihre Theorien mit dem Staate zu identifizieren und der Kirche vorzuwerfen, daß sie überhaupt gegen den Staat feindselig gesinnt sei. Die Kirche ist zwar mächtig, aber dieser ihr Einfluß macht sich stets zu Gunsten des Staates (?) geltend, nie zu seinen Ungunsten. Die Kirche ist zwar klug in der Diplomatie, sie ist aber auch ehrlich; ihre Klugheit ist nicht Pfiffigkeit und Schlauheit der modernen Diplomaten, bei denen die Ehrlichkeit oft in Frage steht."

Meminisse juvat — dachte ich, als ich meine Kolleghefte nachblätterte, um die Berliner Rektoratsrede auch nach ihrer Kehrseite zu betrachten.

Konsumentenmoral.

(Nachdruck verboten.)

„Ein Mitglied der Käuferliga soll: 1. nie eine Bestellung machen, ohne sich zu vergewissern, daß ihre Ausführung weder Nacht- noch Sonntagsarbeit erfordert, 2. es stets vermeiden, seine Aufträge auf den letzten Augenblick zu verschieben, besonders in Zeiten ungewöhnlicher Arbeitsanhäufung, 3. keine Ablieferungen nach 7 Uhr abends oder am Sonntag annehmen, um nicht mitverantwortlich zu sein für die Verlängerung der Arbeitszeit der Lieferanten, Angestellten und Lehrlinge, 4. seine Rechnungen regelmäßig und pünktlich bezahlen.

Diese kurze Weisung findet sich auf den Mitgliedskarten der „Sozialen Käuferliga der Schweiz" und der Pariser „Ligue sociale d'acheteurs". Was eine solche „Liga" ist? Das ergibt sich aus einer guten Definition, die den Beitrittserklärungen des „Käuferbund Deutschland" angefügt ist:

„Eine Vereinigung von Männern und Frauen aller Bekenntnisse und Parteirichtungen, welche als Käufer und Konsumenten sich ihrer Verantwortlichkeit gegenüber den Heimarbeitern, Werkstättenarbeitern und Ladenangestellten bewußt sind und eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse derselben anstreben . . . . . Der Käuferbund erreicht diesen Zweck durch Einwirkung auf die Arbeitgeber und durch Beeinflussung des kaufenden Publikums."

Es handelt sich hier um eine junge, aber höchst wichtige und zukunftsreiche Bewegung zur Weckung des „sozialen Gewissens" aller an Handel und Gewerbe beteiligten Kreise, d. h. der Gesamtheit, behufs Ausübung praktischen Schutzes des Arbeits- und Verkaufspersonals durch Zusammenschluß der Käufer zu möglichst großen und vielen Vereinigungen. Wer wollte leugnen, daß die Macht des Konsumenten viel größer ist als die der Presse, des Kapitals, der Arbeiterorganisationen, des Großgrundbesitzes usw.? Sehr einfach: alle Welt ist Verbraucher und Käufer; was nötig wäre, ist, daß diese ungeheure Macht auch ausgenutzt würde, dann ließen sich gewaltige Fortschritte auf dem in Rede stehenden Gebiet erzielen. Die Welt bedarf einer starken Fortbildung der „Konsumentenmoral".

Dieser neue Begriff stammt aus Newyork. Er ist viel älter, als man bei uns ahnt, wo man ihn leider erst seit ganz kurzem und noch recht wenig kennt. Bereits im Jahre 1891 entstand in der genannten Stadt unter dem Vorsitze der bekannten Sozialreformerin Maud Nathan eine „Consumers League"; heute gibt es in der Union bereits 62 solcher Vereinigungen, darunter 36 in Großstädten, 17 sich auf je einen ganzen Staat erstreckende und 9 an Universitäten. Höchst erfreulich ist es, daß gerade eine so eminent soziale, friedfertige, auf Ueberbrückung der Klassengegensätze gerichtete Bewegung unter der Studentenschaft kräftig Wurzel gefaßt hat; wo derlei schon in der Jugend begonnen wird, kann es nicht an reichen Ergebnissen fehlen. Seit 1899 gibt es in den Vereinigten Staaten auch einen Zentralverband der dortigen Ligen: die „National Consumers' League", die eine ungemein umfassende und erfolgreiche Tätigkeit entfaltet, ganz besonders auch durch planmäßige Beeinflussung der Gesetzgebung zugunsten immer fortschrittlicherer Vorschriften zum Schutze der Arbeiterinnen, Verkäuferinnen und Kinder gegen Ausbeutung in Werkstätten, Läden und der Heimarbeit. Das neueste ist, daß für die nächste Session des Washingtoner Bundesparlaments die Schaffung eines Bundesamtes für Kinderschutz infolge des Betreibens des Nationalen Käuferverbandes bevorsteht.

Die französische Liga — mit vielen Zweigvereinen in Großstädten — trat 1902 ins Leben, die schweizerische (mit dem Hauptzweck der Hebung der Arbeitsbedingungen in den Schokoladenfabriken) anfangs 1906 und der „Käuferbund Deutschland" gar erst im Februar 1907. Dieser junge Berliner Verein, der unter dem Vorsitze der Frau Minister Bethmann-Hollweg und unter der Leitung von Frau Ilse Oesterreich-Müller steht, entwickelt eine rege Tätigkeit. Er zählt zahlreiche andere sozialreformerische Vereine zu seinen Mitgliedern und beginnt in anderen Städten Ortsgruppen zu gründen. Nur durch das Zusammengehen mit jenen Vereinen und mit den Berufsorganisationen der Arbeiter kann er angesichts seiner beschränkten Mittel ziemlich viel leisten; auf diesem Wege müßte er verharren, doch darf er nicht verabsäumen, auf die Erlangung größerer Geldmittel bedacht zu sein, denn zur allgemeinen Ausbreitung der Konsumentenmoral wäre eine sehr große Agitation durch Vorträge, Versammlungen, Plakate, Flugschriften, Zeitungsartikel rc. notwendig — und das ist bekanntlich kostspielig. Inzwischen erlangte das Bundesflugblatt „Weihnachtsgrausamkeiten" (1907) eine ansehnliche Verbreitung; eine neue Auflage, mit der neuesten weißen Liste auf der Rückseite, steht bevor.

„Weiße Liste" — was ist das? Jeder Käuferbund stellt, je nach den örtlichen Verhältnissen, einen Maßstab einer guten Firma" (Verkaufsgeschäft) auf und setzt diejenigen Häuser, die sich ihm fügen oder nähern, auf eine „weiße Liste" — eine unentgeltliche Reklame, welche naturgemäß anspornend und verlockend wirkt, sodaß dieses Verzeichnis immer länger wird. Ergänzt wird es durch das „Label" (Zettel, Etikette) der amerikanischen und französischen Verbände, die durch dessen Gewährung an Fabriken be-

stimmter Zweige, in welchen es keine Arbeiterinnenorganisation gibt und bei denen die Hygiene eine große Rolle spielt, bezeugen, daß die betreffenden Artikel unter sozial günstigen und gesundheitlich gefahrlosen — gefahrlos für die Erzeuger wie für das Publikum — Verhältnissen hergestellt sind, auch ohne Zuhilfenahme von Kinder-, Heim-, Sonntags- und Nachtarbeit. In der Regel handelt es sich dabei um Wäsche- und Bekleidungskonfektion. Ein anderes wirksames Mittel zur sozialen Erziehung der Unternehmerwelt besteht in der planmäßigen Veranstaltung von Untersuchungen — teilweise durch die Vorstandsdamen allein, teilweise in Verbindung mit den Arbeiterorganisationen — über die Lage der Verkäuferinnen und Arbeiterinnen bei den einzelnen Firmen, worauf oft Besprechungen mit den Chefs folgen, welche Unterredungen nicht selten erhebliche Besserungen der Verhältnisse und die Aufnahme in die Weiße Liste nach sich ziehen. Die „Ligen" halten ihre Mitglieder an, bei allen ihren Einkäufen auf guten Arbeitsbedingungen — namentlich auch Sitzgelegenheit — zu bestehen bezw. diese selber zu erforschen; die Pariser „Ligue sociale d'acheteurs" unterhält einen gut geleiteten Lehrkurs, der in diese Forschungsarbeit einweiht und sie erleichtert.

Wie stark diese ganze moderne Bewegung sich bereits fühlt, geht daraus hervor, daß sie schon zu einer internationalen Käuferbundkonferenz führen konnte, die Ende September in Genf tagte, von vielen hervorragenden Volkswirten und Menschenfreunden aus allen Ländern besucht war, auf hoher Stufe stand und ungemein viel interessantes und wichtiges bot. Zwar erwies sich die geplante Schaffung eines internationalen Käuferbundes und ebensolchen Labels noch als verfrüht, weil bislang zu wenige Länder Verbände und Labels haben; aber die Beratungen und Beschlüsse werden die einschlägigen Bestrebungen zweifellos auch in Länder tragen, denen sie jetzt fremd sind, und in den bereits gewonnenen Ländern werden sie die Entwicklung mächtig fördern helfen.

Besonders willkommen wäre dies in Deutschland, dessen Käuferbund schon einige hübsche praktische Erfolge erzielt hat — u. a. den, daß die auf seiner weißen Liste stehenden Häuser ihren Angestellten im Erkrankungsfall sechs Wochen lang den vollen Lohn (Gehalt) fortzahlen und daß die Vorschrift, nach der man im Entlassungs- oder Austrittsfalle ein Jahr hindurch bei keiner ähnlichen Firma Dienste nehmen darf, ihre Bedeutung verloren hat. Zunächst gedenkt er eine große Agitation gegen die Ausübung des Straßenhandels durch Kinder ins Werk zu setzen. Die Frage „Wie kann das kaufende Publikum an der Besserung der bestehenden Uebelstände mitarbeiten?" beantwortet die Berliner Bundesleitung in einem Flugblatt wie folgt:

„Indem jeder Konsument gewissenhaft seine Pflicht erfüllt und 1. bei Einkäufen die auf der Weißen Liste geführten Firmen bevorzugt. 2. nicht nach 7 Uhr abends einkauft, 3. die Einkäufe am Sonntag auf das unerläßlichste beschränkt, 4. Bestellungen, namentlich bei Saisonindustrie und vor Festen frühzeitig aufgibt, um allzulange Arbeitszeit und Ueberanstrengung der Leute zu vermeiden, 5. Einkäufe und Lieferungen bar bezahlt, 6. für den Bund Propaganda macht und sich an der Durchführung seiner Aufgaben nach Kräften beteiligt."*)

Wer an der Notwendigkeit und dem Nutzen dieser Bestrebungen zweifelt, braucht nur die folgende Stelle aus H. W. Cadburys neuester englischer Broschüre „Bin ich der Hüter meines Bruders?" zu lesen:

„Heute leben, arbeiten und erwachsen zahlreiche Frauen, Männer, Kinder unter Verhältnissen, von denen die meisten von uns keine Ahnung haben. Sehr oft bedeutet die Arbeit nicht viel anderes als geistigen oder physischen Tod oder beides. Unsere Alltagsbedürfnisse werden häufig nur unter außerordentlicher Schädigung der Arbeitenden befriedigt. Wir schulden ihnen viel und wir haben weit mehr Macht zu ihren Gunsten als die meisten denken. Die Macht liegt hauptsächlich in den Händen der Käufer; diese können auf Gerechtigkeit für die Arbeitenden bestehen. Wenn jeder Konsument darauf beharrt, nichts zu kaufen, was nicht unter menschenwürdigen Verhältnissen hergestellt ist, so wird der Unternehmer seine Wünsche erfüllen müssen, denn es hat für ihn keinen Sinn, Waren zu erzeugen, die niemand kaufen mag. Meinem sozialen Gewissen erscheint es traurig, daß ein menschliches Wesen seelischen oder leiblichen Schaden erleiden soll, weil ich ihm gegenüber gedankenlos bin."

Ja, **nur** die auf sozialer Gleichgiltigkeit beruhende Gedanken- und Rücksichtslosigkeit des Publikums verschuldet die mit dem Einkaufen verknüpften Uebelstände. Die Organisation der Konsumentenmoral könnte da Abhilfe schaffen. Die Gier nach Wohlfeilheit, die nur zu häufig eine bloß vermeintliche ist, und die übrigen egoistischen Laster der Konsumenten sollen und müssen einer freundlichen Rücksichtnahme auf das Ergehen der Mitmenschen in Handel und Gewerbe weichen. Und ähnliches gilt auch für den Verkehr mit dem Hausgesinde, der sehr oft haarsträubend ausbeuterisch ist: 14—17 stündige Arbeit, niedriger Lohn, äußerst geringfügige Freiheit, licht- und luftlose Schlafstellen. Auf der Genfer Tagung wurde die Behandlung der Hauspersonals in die Tätigkeit der Verkäuferliga aufgenommen; die übrigen Beschlüsse bezogen sich auf die Hausindustrie, die Spätarbeit u. dgl. m.

Leopold Katscher.

*) Adresse: „Käuferbund Deutschland," Berlin W. 30, Nollendorfstr. 30.

Streiflichter.

Zur Geschichte der preußischen Städteordnung.

„Man muß die Menschen nach und nach an selbstständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut", äußerte sich Stein damals, als die Gedanken zur Regeneration des preußischen Staates ihm durch den Kopf gingen. Es handelte sich darum, die gelähmte und entnervte Kraft der Nation nach dem unglücklichen Kriege von 1806/7 wieder zu erwecken und für die Interessen und Bedürfnisse des Staats in Bewegung zu setzen. Daher mußte vor allem das Recht der persönlichen freien Selbstbestimmung aller Staatsangehörigen gesichert oder gewährt werden. Der bei weitem überwiegende Teil des Bauernstandes z. B. befand sich zu seinem Gutsherrn noch im Verhältnis der Untertänigkeit; so wurde die Schöpfung eines freien Bauernstandes Steins erstes Werk. Damit allein aber waren die Verhältnisse nicht gebessert, und so folgte das Königtum gern einer Anregung, die zuerst aus einer Bürgerschaft und zwar der von Königsberg in Pr. kam, eine neue Städteverfassung zu geben. Die Königsberger überreichten zugleich den Entwurf einer verbesserten Verfassung und er wurde dem Staatsminister von Schrötter mit dem Auftrage eingehändigt, einen Plan zu einer zweckmäßigen städtischen Gemeindeverfassung zu entwerfen und das Ganze zur Genehmigung einzureichen. Unter Leitung von Stein und Hardenberg gedieh dann das große Werk, das die möglichst freie Entwicklung der Kräfte jedes Bürgers fördern wollte — und auch förderte; denn schon 1818 konnte der Reg.-Rat Thoma in den Beiträgen zur Kunde Preußens schreiben, daß der vom Gesetzgeber beabsichtigte Einfluß der Städteordnung von 1808 auf den Geist des Volkes zunächst in den Stadtgemeinden „schon bis jetzt nicht ganz ausgeblieben" wäre. Sie hätte auch zur Abschaffung mancher mehr oder minder schädlichen Mißbräuche geführt. Wir können unmöglich auf die Einzelheiten der Steinschen Schöpfung eingehen, erwähnt sei nur die Eröffnung der vollen Gewerbefreiheit, die Aufhebung des Zunftzwanges und einiger Verkaufsmonopole und eine Regelung der bürgerlichen Stellung der Juden. Aus dem Magistrat in den Städten macht Stein wieder, was ursprünglich der Rat im mittelalterlichen städtischen Leben gewesen war. Klar war es, daß das Bürgertum erst allmählich sich zu seinen neuen Aufgaben erziehen mußte. Und man muß anerkennen, daß

das Bürgertum ein hohes Maß von Tüchtigkeit im Lernen, Annehmen und eigenem Handeln bewiesen hat.

Aber nicht lange blieb diese Perle der Stein'schen Arbeiten unversehrt erhalten. Durch den Erlaß der revidierten Städte-Ordnung von 1831 und die Deklaration von 1832 sind die Bestimmungen des älteren Gesetzes erheblich modifiziert worden. Durch wesentliche Beschränkung des aktiven und passiven Wahlrechts, durch teilweise Ueberordnung des Magistrats über die Stadtverordneten und durch Erweiterung des staatlichen Einmischungsrechtes in die inneren Communalangelegenheiten hat die Städteordnung wieder mehr einen aristokratischen und besonders bureaukratischen Charakter erhalten. Für die Zweckmäßigkeit derartiger Veränderungen soll sich zur Zeit der alte Stein selbst schon ausgesprochen haben. Aber die Modifikationen der 50er Jahre haben die bureaukratische Obervormundschaft fast wieder auf die alte Höhe getrieben und überdies durch die Klassenwahl auch wieder ein neues Element der Standessonderung in das öffentliche Gemeindeleben gebracht. Eine Kritik vom Jahre 1854 beklagt dies tief, indem sie daran erinnert, daß die Städteordnung das Palladium bürgerlicher Selbstständigkeit, die Magna Charta des freien, durch kein Beamtenregiment bevormundeten Gemeindewesens sei.

Trotzdem war das Erwachen des öffentlichen Interesses an den kommunalen Aufgaben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunders nicht mehr aufzuhalten. Die bedeutendste Idee — der deutschen Einheit — gelangte zum zweifellosen Siege; sie war durch und durch städtischen Ursprungs, wenn auch nach 1871 ihr einseitig bürgerlicher Ursprung einfach vergessen wurde. Die Städteverwaltung entwickelte sich zu ungeahnter Blüte. Sie stellt sich neue große Aufgaben und führt sie auch einer glücklichen Lösung entgegen. Eine Fülle von Neuerungen läßt sich die fünf Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts verfolgen. Da ist die Armenpflege, die Elberfeld 1853 einrichtete, die Kanalisation, die Danzig 1869 als erste Stadt auf dem europäischen Festlande vollendete, die Reform der Schulverwaltung durch Berlin, ferner die Einrichtung und Verwaltung des Städteplans, den Köln, München und Hannover zuerst pflegten und schließlich die Errichtung eines Arbeitsnachweises durch die Stadt Frankfurt am Main.

Wir wissen heute, daß Staat und Stadtverwaltung aber getrennte Wege gegangen sind, daß der Gedanke des Bürgertums, wie Dr. Jastrow sich ausdrückt, nach oben hin nicht sich verwirklichte. Auch das Wort und der Begriff: Bürgertum ist erschüttert worden und zwar durch den bewußten Gegensatz, den die Arbeiterklassen zwischen sich und dem Bürgertum konstruierten. Aber man darf sagen, daß vom Bürgertum im alten traditionellen Sinne nur ausgeschlossen ist, der sich selbst von ihm abwendet. Man muß zugeben, daß die letzten Jahrzehnte das Bild der Städte völlig verändert haben. Neben dem Hausbesitz, der einst das seßhafte Bürgertum verkörperte, ist eine Bevölkerung ohne Eigenheim, aber von starken nationalen und geistigen Werten emporgewachsen. Das bescheidene Grundstück von einst hat sich zu einem Wohnhaus großen Stils entwickelt. So m u ß t e der Begriff: Bürger ein anderer werden. Und eine neue Zeit verlangt neue Gesetze. Das 20. Jahrhundert sieht die Städte sich ausdehnen, die einst schützenden Wälle fallen; der Schutz und die Macht der Stadt liegen in einer weitsichtigen Bodenpolitik. Die alte Städteordnung von 1808, das Werk des tüchtigen ernsten Stein, bedarf gründlicher Reformation. Und wenn auch die Städte-Ordnung von 1853 gegründete Aussicht hat, noch auf längere Zeit die Grundlage des Gemeindeverfassungsrechtes zu bilden, so haben doch die durch den Wechsel des Verwaltungssystems bedingten Aenderungen eine solche Unübersichtlichkeit geschaffen, daß die Handhabung des bestehenden Rechtes sehr erschwert ist. So darf man nur die Hoffnung aussprechen, daß weitblickende großzügigige Männer von modernem Geist sich an die Ausarbeitung neuer Entwürfe begeben möchten zum Wohle des modernen Gemeinwesens.

Zoppot. F. Diefert-Dembowski.

* * *

Ethische Heiligung des Alltagslebens. Wie sehr die Wege aller ernsten Menschenfreunde, die den ausgetretenen Kirchenpfad vermeiden wollen, im Ziele zusammenlaufen, zeigt ein Brief, den Prof. Dr. Forel im Septemberheft der Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik: „Der Monismus“ (Herausgeber Dr. G. Koerber und Dr. Unold, Berlin) veröffentlicht. Es heißt dort:

Wir sehen, daß eine Anzahl Menschen, Arbeiter und sogar Professoren und sonst intellektuell hochstehende Menschen, die monistisch, freidenkerisch denken und fühlen, sich dennoch dem Zwang der Taufe, der Konfirmation, der religiösen Eheeinsegnung und der religiösen Grabrede unterziehen, weil sie durch einen trockenen, leblosen, öden Verlauf dieser wichtigen Momente des Lebens in ihrem inneren Fühlen verletzt werden, weil ihnen diese Trockenheit das Herz bricht. Sie fühlen, man habe ihnen etwas genommen und ihnen nichts dafür gegeben.... Niemals wird man das menschliche Gemüt durch Verstandeselemente ersetzen; das ist unpsychologisch, unwissenschaftlich, unwahr. Die Aesthetik, die Kunst mögen stark helfend mitwirken; niemals werden sie das ethische Fühlen ersetzen. Und die Ethik selbst wird niemals durch rein theoretische Moralbegriffe, sondern nur durch eine lebendig gefühlte ethische Tat das Menschenherz gewinnen....

Der Guttemplerorden (Abstinenzorganisation) besaß ein religiös-protestantisch-orthodoxes Ritual, das obligatorisch war und alle Wochen für Eröffnung, Einweihung von Kandidaten, Einsetzung von Beamten, Sitzungsschluß 2c. gebraucht wurde. Da dieser religiöse Zwang notwendig bei Freidenkenden einen heuchlerischen Zwang bedeutete, habe ich die Aufstellung eines fakultativen, rein ethischen Rituals gefordert. Nach langen Debatten wurde dies abgelehnt, so daß freiere Elemente im Orden sich unter dem Namen Neutraler Guttemplerorden im Februar 1906 abgetrennt haben (darunter die erdrückende Mehrheit der schweizerischen Großloge und eine ganze Anzahl deutscher Logen). Zu diesem Behufe hatten wir unserem wissenschaftlichen Denken vollständig angepaßte, rein ethische, aber zum Herzen gehende Rituale verfaßt. Da ich hauptsächlich dabei beteiligt war, wird mir der Monistenbund glauben, daß diese Rituale von jeder kirchlichen Glaubensansicht gereinigt sind und eine rein menschliche Ethik enthalten, die der wissenschaftlichen Forschung vollständig entspricht, d. h. nicht nur mit derselben in keinem Widerspruch steht, sondern überhaupt auch in der Zukunft in einen solchen Widerspruch nicht geraten kann.

Nun sind es über zwei Jahre, daß vielleicht 300 Logen mit zusammen 6 bis 7000 Mitgliedern, meistens Arbeiter, Kleinbürger und auch Bauern beider Geschlechter mit diesem neuen Ritual arbeiten. Wiederholt habe ich mich erkundigt, ob das alte religiöse Ritual vermißt werde. Davon war nirgends die Rede. Im Gegenteil, überall wurde das sogenannte neutrale (rein human ethische) Ritual vorgezogen.

Darin liegt für mich der Beweis, daß nicht der kirchliche Köhlerglaube und auch nicht die Paradiesversprechungen und Höllenängste das Wesentliche in der Einwirkung auf das Volksgemüt bilden, sondern das zu Herzen gehende, ethische Wort, verbunden mit der ethischen Tat, d. h. zu der Letzteren anfeuernd.

Sprechsaal.

Nochmals „Soziale Erbschaft“.

Herr Dr. Lewys Leitartikel in Nr. 20 wird jeden Leser hochlichst interessiert haben wegen der mehreren Tropfen s o z i a l e n Oeles, mit denen er gesalbt ist. Vielleicht detailliert Herr Dr. L. späterhin noch seinen Gedankengang; vorläufig hege ich in dreifacher Hinsicht Bedenken, die bei der Wichtigkeit dieser Anregung nicht verschwiegen werden dürfen:

1. Herr Dr. L. scheint mir ein wichtiges Moment zu übersehen, das — zwar nicht dem Sohn einen moralischen Anspruch auf die Erbmasse des Vaters gibt, das aber den Vater zumeist in erster Linie veranlaßt, die Masse seinem Nachkommen zu vermachen; der Gedanke nämlich: mein Sohn soll es b e s s e r haben als ich, der ich im Kampf um materielle Lebensgüter nur zu einem recht beschränkten Lebensgenuß kommen konnte; wenn mich — so denkt dieser durchaus typische Vater — e t w a s in meinem Daseinskampf aufrecht erhielt, so war es das Bewußtsein, für die besser fundierte Zukunft meiner Kinder zu schaffen.

Kann man diesen Gedankengang irgendwie tadeln? Ich glaube nicht. An die Gesellschaft entrichten Vater wie Kinder den richtigen Tribut in Form von Steuern bezw. freiwilligen

Zuwendungen; die letzteren aber in zwangsweise umwandeln zu wollen durch mindestens **teilweise** Konfiskation der Erbschaft zu Gunsten der Gesellschaft — das wäre ein weiter Schritt ins sozialistische Land hinein, der mir aus folgendem Grunde höchst bedenklich erscheint:

2. Professor **Karl Diehl** sagt in seinem prächtigen Werk „Ueber Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus“ *): „In der Möglichkeit, Kindern und Kindeskindern ein Erbteil zu hinterlassen, das ihnen den Kampf ums Daseins erleichtert, liegt ein mächtiger Ansporn zu angestrengter Tätigkeit. Im sozialistischen Staate muß dies alles fortfallen“ — und, so füge ich hinzu, auch bei Herrn Dr. Lewys Vorschlag, der eben bereits sozialistisch ist. Wozu soll ich mich viel anstrengen, so würde man sich sagen, wenn die Früchte meiner Mühen zum großen Teile wenigstens garnicht mir und den Meinen, sondern der **Gesellschaft** zufallen, die dem **Einzelnen** doch nur indirekt einen kleinen Bruchteil des Ganzen wiedergibt?

3. Der Einzelne, der nach Herrn Dr. Lewys Vorschlag handelt, würde, so lange nicht der sozialistische Zwangsstaat eingeführt ist, allein den Schaden tragen — ein Umstand, der es nicht gerade wahrscheinlich macht, daß dieser Vorschlag im Gegenwartsstaat zahlreiche Nachfolge finden würde. Um nicht mißverstanden zu werden: Natürlich halte auch ich es für sehr erwünscht, daß pekuniäre Opferfreudigkeit zu Gunsten allgemein kultureller Ziele in immer steigendem Maße sich betätige; nur glaube ich nach dem Gesagten, daß wir Ethiker solchen sozialen Opfermut nur auf der **Freiwilligkeitsbasis** erstreben dürfen — in Form sozialer Vermächtnisse und **Wohltätigkeitsstiftungen**. Hierüber sei mir noch ein Wort verstattet . . .

Einige Philosophen, z. B. Herbert **Spencer** in „The man versus the state“, lehren die Wohltat einer natürlichen Auslese, welche die Unfähigen entfernt, ihre Leiden abkürzt und Vererbung der Unfähigkeit auf Nachkommen, also Vermehrung des Uebels, hindert. Jede Einmischung in diesen Prozeß durch staatliche Eingriffe zu Gunsten der Schwächeren hat nach Spencer nicht eine Verminderung, sondern ein Wachstum des Elends zur Folge. Daher verwirft Sp. **alle** öffentliche Wohltätigkeit als verderblich und schädlich, mag es sich um staatliche Beihilfe zu Arbeiterwohnungen, öffentliche Bibliotheken, Museen oder — den Schulzwang handeln!

Der moderne Ethiker wird eine solche Politik des laissez faire, laissez aller kaum billigen, und jedenfalls läuft auch die Praxis durchaus in anderer Richtung; viele Millionen werden gestiftet zur Errichtung von Asylen für Nervenkranke; andere Millionen für Schul- und Ferienkolonien, für Hilfskomitees, Gewerbeschulen, Rote-Kreuz-Gesellschaft usw. Lauter hochherzige Legate, die — an **Symptomen** des sozialen Uebels herumkurieren, anstatt sich gegen die **Ursachen** zu wenden. Man scheint es heute noch für verdienstlicher zu halten, 100 Mark zum Ankauf von Chininpulver für Sumpffieberkranke auszugeben, als die gleiche Summe für Austrocknung des Morastes zu verwenden oder — ein anderes Beispiel: man spendet lieber einen hohen Betrag zur Pflege verwundeter Krieger, als daß man die gleiche Summe zur Stärkung internationaler Einrichtungen verwendet, die bei genügenden Geldmitteln in der Lage wären, künftige Verwundungen immer unwahrscheinlicher zu machen. Unsere Wohltätigkeit ist vielfach ethisch noch nicht richtig orientiert, und **hier** scheint sich mir eine Handhabe zu intensiver, ethischer Aufklärungsarbeit zu bieten. Abgesehen von **Alfred Nobels** weitschauendem Testament und der Stiftung **Andrew Carnegies** für den Haager Schiedspalast stellen die modernen Dollarfürsten ihre Spenden fast ausnahmslos in den Dienst der Bekämpfung von **Symptomen**. Warum kann z. B. ein Blatt wie „Ethische Kultur“ nicht zweimal **wöchentlich** erscheinen? Warum sind wir nicht in der Lage, unsere Flugblätter über Moralunterricht pp. zu hunderttausenden in der ganzen Welt zu verbreiten? Warum leiden wir noch an jenem Zustand, den **W. T. Stead** einmal als „50-Pfennig-Pazifismus“ bezeichnete?? — Aus den satsam bekannten Gründen!

Wohlan denn! Organisieren wir uns zur Bekämpfung dieser sozialen Kurzsichtigkeit, die am schlimmsten wirkt, wenn edelgesinnte Milliardäre an ihr leiden. Die zu entscheidender Wohltat Fähigen sollen endlich einsehen lernen, daß auch die „idealste“ Bewegung des materiellen nervus rerum zur Aufklärung der Massen und Beeinflussung der öffentlichen Meinung auf die Dauer nicht entraten kann. Nicht zur **Erreichung** gesteckter Kulturziele — diese erfüllen sich ganz von selbst, nach dem Entwickelungsgesetz — wohl aber zur **Beschleunigung** des Erreichens, die voll in unserer Macht liegt, bedürfen wir großer, flüssiger Geldmittel, worauf wir im Interesse der großen Sache immer und immer wieder hinweisen sollten.

In diesem Sinne möchte ich mir gestatten, den rein sozialistischen Vorschlag des Herrn Dr. Lewy abzuändern und in eine m. E. praktisch segensreichere Bahn zu lenken.

C. L. S.

*) Zwölf Vorlesungen, Jena 1906. Seite 87 98.

Vermischtes.

Kulturgesellschaft Ernst Abbe. Der vor fast drei Jahren verstorbene Professor Ernst Abbe in Jena ist bekanntlich in doppelter Beziehung berühmt geworden. Erstens machte er bahnbrechende Forschungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Optik, und zweitens erregte er allgemeines Aufsehen durch die in Jena von ihm begründete Carl Zeiß-Stiftung, die einen hervorragend sozialen Charakter trägt und die hochherzigste moderne Schöpfung ist.

Abbe entäußerte sich schon zu seinen Lebzeiten aus Gerechtigkeit seines erworbenen Millionenvermögens zu Gunsten der in den Stiftungsbetrieben tätigen Personen und begnügte sich mit einem bescheidenen Direktorengehalt. Mit seiner Stiftung hat er gezeigt, wie wenig selbstverständlich und wie ungerecht die Ausbeutung, Entrechtung und Demütigung der Arbeiter und Beamten durch den Kapitalismus ist und hat bewiesen, daß die Wirtschaftstätigkeit des Volkes sehr wohl von sozialen und sittlichen Ideen durchdrungen und geleitet werden kann — zum Wohle der Gesamtheit. Ihm kam es lediglich auf die Förderung der Gesamtinteressen an. Er verurteilte aufs schärfste den schrankenlosen Egoismus des Kapitalismus und verlangte, daß das Unternehmertum durch Gesetze in den Dienst der Allgemeinheit gezwungen werde. Nur wer arbeite, habe ein Recht auf die von der Gesellschaft erworbenen und erarbeiteten Güter, und ihre Verteilung habe in strengster Gerechtigkeit, ohne irgend welche Bevorzugung Einzelner oder ganzer Klassen zu erfolgen. Wer der Arbeit anderer bedürfe, um Güter zu erzeugen, der müsse die Arbeitenden auch in einer der Gerechtigkeit möglichst nahe kommenden Weise an den Früchten der gemeinschaftlichen Arbeit teilnehmen lassen und gesetzlich dazu angehalten werden. Der Unternehmer müsse nicht Ausbeuter der Volkskräfte, sondern deren Verwalter und Oekonom sein.

Vor einer Reihe von Monaten gingen nun Mitteilungen durch die Presse, nach welchen man sich in Jena, dem Wirkungskreise Abbes, bestrebte, eine „Kulturgesellschaft Ernst Abbe“ (K. E. A.) ins Leben zu rufen, die sich die Verbreitung der sozialpolitischen Ideen Abbes und ihre praktische Anwendung zum Zwecke setzen sollte. Diese Bestrebungen haben den Erfolg gehabt, daß sich ein Ausschuß zur Vorbereitung der Gründung bildete. Seine Arbeiten sind jetzt so weit gediehen, daß im November zur Gründung geschritten werden wird. Das dem Satzungsentwurf entnommene Programm der neuen Gesellschaft lautet:

Die K. E. A. bezweckt die Verbreitung, Weiterbildung und Verwirklichung der gerechtsozialen, durch die Carl Zeiß-Stiftung zu Jena erfolgreich erprobten Bestrebungen Ernst Abbes. Mittel zur Erfüllung dieser Zwecke sollen sein:

1. Propaganda und Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch Zeitungsartikel, eigne Zeitschrift, besondere Druckschriften, Verbreitung von Abhandlungen Abbes, Versammlungen, Vorträge und dergl.

2. **Organisierung**, sowie moralische und tatkräftige Förderung solcher gewerblicher Unternehmungen aller Art, welche gemeinnützigen oder sozialwirtschaftlichen Charakter tragen und daher, im Gegensatz zu den rein egoistischen kapitalwirtschaftlichen Betrieben, geeignet sind, die Wirtschaftstätigkeit des Volkes mehr und mehr mit sozialen und sittlichen Ideen zu durchdringen.

Die K. E. A. wird jedoch zur Erhöhung ihrer Wirkungsfähigkeit selbst keinerlei wirtschaftliche Tätigkeit ausüben, sondern lediglich Unternehmungen der vorbezeichneten Art für ihre gemeinnützigen Zwecke anregen, ins Leben rufen und fördern und sich außerdem nur solchen Einfluß auf Leitung, Verwaltung und Verwendung der Erträge dieser Unternehmungen sichern, daß der gerechtsoziale Geist Abbes dauernd in ihnen erhalten bleiben muß und somit die Zwecke der K. E. A. durch die bezeichneten Unternehmungen auch wirklich erreicht werden können.

Derart von der K. E. A. beeinflußte Unternehmungen sollen aber — besonders soweit sie Waren vertreiben oder selbst herstellen — nur für gesicherte Absatzgebiete und nicht etwa für den freien Markt arbeiten.

Als gesicherte Absatzgebiete haben in Sonderheit zu gelten: die Konsum- und Produktivgenossenschaften, die Gewerkschaften der Arbeiter und Beamten, sowie sonstige entschieden sozial und gemeinnützig gerichtete Organisationen und Vereinigungen kulturell verwandter Richtung. Mit ihnen allen soll möglichst enge wirtschaftliche Fühlung gesucht und damit dem Egoismus der heutigen Wirtschaft der Solidarismus der sozial, sittlich und kulturell ernstlich interessierten Volksschichten entgegengesetzt werden.

Interessenten, welche näheres erfahren oder dem Gründungsausschuß beitreten möchten, wollen sich an Paul Trenn, Jena, Sophienstraße 16, wenden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S.O. 16, Rungestr. 25–27** (Spreepalast.) Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 18 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 63. South Hill Park. Hampstead, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalt., sowie direkt beim Verlage Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XVI Jahrgang.	Berlin, den 1. Dezember 1908.	Nr. 23.

Inhalt:

Verfassungsschmerzen.

Von Lili Jannasch.

In diesen Tagen politischer Gährung, da auch in den Herzen vieler, die bisher kritiklos dem persönlichen Regime ergeben waren, die ersten demokratischen Wehen sich bemerkbar machen, da die Erinnerung an die kulturelle Bedeutung der städtischen Selbstverwaltung die Gemüter zur Selbstbesinnung drängt, dürfte es wohl an der Zeit sein, auch wieder einmal den Finger in die alte Wunde unseres autokratischen Schulsystems zu legen.

Will man ein Gebäude errichten, so muß man mit den Grundmauern beginnen. Die Grundmauer der städtischen Selbstverwaltung wie des Verfassungsstaates ist aber die Erziehung zum Staatsbürger*) durch die Schulverfassung. Wenn die städtische Selbstverwaltung in neuer Zeit nicht mit der allgemeinen Entwicklung Schritt gehalten hat, wenn unser Parlamentarismus im Sumpfe stecken geblieben ist, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß es uns an einer Schulverfassung bisher völlig gefehlt. Wie unmittelbar die Erziehung zur Selbständigkeit mit der Forderung städtischer Selbstverwaltung zusammenhängt, beweist der Umstand, daß die Rede von Bürgermeister Reicke über die Städteordnung sich fast in allen Punkten auch auf die Begründung einer Schulverfassung anwenden läßt.

Es fehlt an Männern mit tiefem Verantwortlichkeitsgefühl, mit Wahrheitsmut, so wird allenthalben lamentiert! Dem Pädagogen ist das erklärlich, ja selbstverständlich. Wann können denn Gemeingeist und sittlicher Mut am besten gefördert und gebildet werden? Doch natürlich in der Jugend, in der Zeit des stärksten geistig-sittlichen Wachstums. Was in jener Zeit versäumt wird läßt sich niemals wieder nachholen. Theoretisch übermitteln unsere Schulen wohl sittliche Werte, aber mit Theorien lockt man die Jugend nicht, da gilt es vor allem anschaulich, konkret vorgehen.

„Die Erweckung des Gemeingeistes", die Stein mit der Städteordnung bezweckte, wird auch in der Schule nicht durch Gebote, wie „Du sollst Deinen Nächsten lieben", rc. gefördert, sondern einzig und allein dadurch, daß man der Jugend Spielraum zur sittlichen Kraftentfaltung bietet. Die Schulordnung darf also nicht eine autoritative, willkürliche sein, die auf höheren Befehl zum Wandschmuck dient, sondern sie muß eine demokratische sein, die in dem Herzen der Schüler lebt. Deshalb muß sie von der Klasse ausgearbeitet, kontrolliert, und je nach Bedürfnis, auf Anregung des Lehrers oder der Schüler, erweitert werden. Die Schüler die als Aufsichtsbeamte tätig sind, müssen ebenfalls von der Klasse gewählt werden. Es hat dies nicht nur den Vorteil, daß ein ungesundes Strebertum und Scheinheiligkeit dem Lehrer gegenüber vermieden wird, sondern es hat auch zur Folge, daß in den meisten Fällen die Geeignetsten gewählt werden, da es für die Jugend, infolge genauerer Personalkenntnis im eigenen Kreise, leichter ist, den Vertrauenswürdigsten herauszufinden.*) Daß die Schulordnung weit besser gewährleistet ist und ohne die bedenklichen Hilfen von Lohn und Strafe durchgeführt werden kann, wenn sie unter Mitwirkung der Schüler entstanden ist, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung, gehorcht doch jeder Mensch lieber dem Eigenwillen als einem Fremdbefehl. Aber nicht nur das tiefere Verständnis für die innere Notwendigkeit der Ordnung wird durch diese Betätigung geweckt, sondern auch die sittliche Aktionskraft, die Ordnung weiter auszubilden, neue Ordnungsgebiete zu erobern.

Von wesentlicher Bedeutung für die Schulverfassung ist ferner die Kritik der Klasse am Schlusse einer Amtsperiode. Wer da weiß, wie scharf die Jugend beobachtet, wie empfindlich ihr Ehrgefühl ist, wird sich eine Vorstellung davon machen können, wie sehr diese Kritik jeden Einzelnen anspornen wird, sein Bestes zu leisten. Es wird natürlich das schönste Vorrecht des Lehrers bleiben, das überstrenge und oft kurzsichtige Urteil der Klasse durch höhere, vor den Schülern zu begründende Milde und Einsicht zu berichtigen und dadurch der Toleranz die Tore zu öffnen. Mißverständ-

*) „Die Erziehung zum Staatsbürger", von Stadtschulrat Kerschensteiner. Verlag.

*) Dies deckt sich mit der Forderung des Reichstags, die Wahl der Minister zu beeinflussen.

nisse und Vorurteile, die sich in der Klasse bilden, können auf diesem Wege rein menschlich beglichen werden.

„Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hindert sein Reifen",*) dieses seine Wort, das übrigens durch eine moderne amerikanische Pädagogin folgendermaßen variiert worden ist: „Durch Vertrauen steigt die Menschheit empor", sollten alle Schulmänner zum Motto nehmen, die die heutige Zwangsdisziplin durch Schulverfassung ersetzen wollen.

Wie die städtische Verwaltung, Steins Ueberzeugung nach, „nur durch die Mitarbeit der gesamten Bevölkerung auf eine gesunde Basis gestellt werden kann," so kann auch die Schule nur ein jugendlich frischer, lebensfreudiger Organismus werden, vor Bureaukratismus geschützt sein, wenn die Jugend nicht wie bisher Objekt bleibt, sondern mehr und mehr Subjekt wird. Aengstliche Gemüter brauchen nicht zu befürchten, daß die Autorität des Lehrers durch die Schulverfassung leidet. Freilich die künstliche Autorität wird schwinden, denn Unterwürfigkeit und Demut haben in dieser Neuordnung der Dinge keinen Raum mehr, aber gegenseitiges Vertrauen und gerechte Würdigung werden sich entwickeln und eine gesunde erziehliche Basis bieten. Tatsächlich haben wir ja heute nur eine Schulunordnung, denn sobald das Auge des Lehrers nicht wacht, die Strafe nicht droht, herrscht vollste Anarchie.

Tatsächlich steht schon heute ein größerer Teil unserer Lehrerschaft im Kampfe gegen die autoritative Disziplin, aber die Reform ist für Preußen-Deutschland eine so tief bedeutungsvolle, daß nicht genug auf ihre Dringlichkeit hingewiesen werden kann. Auch handelt es sich ja weit weniger um den Kampf gegen alte Vorurteile, als um die Ausbildung der neuen Methode: „Sage mir nicht wovon Du frei bist, sondern wozu?" Das ist es, worauf es ankommt. Die Schulverfassung soll nicht bloß die Vorarbeit leisten für die städtische und staatliche Verwaltung, sondern sie soll auch auf die Selbstverfassung des Individuums zurückwirken.

Da wir in diesen Wochen nun einmal beim Großreinemachen sind, so möge zum Schluß auch noch ein Wort an das Elternhaus gestattet sein. Auch hier herrscht vielfach noch die autoritative Disziplin. In wie vielen Familien beschränkt sich die Erziehung noch auf Befehle und Strafen, anstatt die Jugend innerlich für das zu gewinnen was not tut. Auch in Familienkreisen könnte man eine Hausordnung von den Kindern ausarbeiten lassen. Natürlich muß man sich darüber klar sein, daß eine solche Maßregel nur wirksam sein kann, wenn sie allgemeinverbindlich ist, und wenn das Interesse an der Sache ständig wach gehalten wird. Ferner wäre es ratsam, wenn die Mütter darauf halten würden — an Stelle des mechanisch hergeplapperten kindlichen Abendgebetes — am Bette ihrer Kinder einige ernste, ruhige Worte über die Tagesereignisse zu sprechen und zwar unter Betonung des Gesichtspunktes, in welcher Weise die Kinder durch ihr Verhalten zur Verschönerung des Tages, zur Lösung dieser oder jener Konflikte hätten beitragen können resp. beigetragen haben. Solche Abendgespräche sind wohl in manchen Familien nach besonders „heißen Tagen" schon jetzt üblich, aber alles Gelegentliche hat pädagogisch nur schwache Wirkung, nur das konsequent Durchgeführte hinterläßt tiefere Spuren im Seelenleben der Menschen. Diese Abendgespräche würden auch für die Eltern ein wertvoller Wegweiser in manchen schwierigen Fragen werden können, denn die Aussprache würde auch nach Augenblicken schmerzlicher Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, diese wieder zusammen führen. Sobald danach gestrebt wird, das häusliche Leben in dieser Weise zu organisieren schwindet das autoritative Uebergewicht der Eltern den Kindern gegenüber von selbst um einem Freundschaftsbunde Platz zu machen.

Die Entwickelung würde sich also derart gestalten: „Hausverfassung, Schulverfassung, städtische Selbstverwaltung, Verfassungsstaat." Von alledem ist bisher ein Etwas vorhanden, aber nirgends haben wir etwas Ganzes, bewußt und methodisch durchgeführtes, daher fehlt es überall an Organisationskräften. Kompliziert wie das Leben heute ist, genügen nicht einige hervorragende organisatorische Elemente um die sozialen Bindungen aufrecht zu erhalten und weiterzubilden, sondern jeder Mensch muß ein Organisator im Kleinen werden.

Wenn nicht überall, in allen Kreisen gefehlt worden wäre, so könnte es heute nicht so übel um Deutschland stehen. Das finanzielle Defizit des Reiches ist nur ein Symbol für das moralische Defizit.

Soll es besser werden, soll das neue Jahr uns wirklich ein Neujahr werden, so müssen alle gebundenen Kräfte frei werden.

*) Ein Ausspruch des Königsberger Polizeidirektors Frey, eines der eifrigsten Mitarbeiter Steins.

Selbstregierung der Schüler.*)

Von J. Hepp (Zürich).

Vor zwei Jahren siedelte ich von der stillen Dorfschule in die Hauptstadt über. Weil ich der jüngste Lehrer war im Schulkreise, traf mich die unbeliebteste Klasse. Diese umfaßte zirka 50 elfjährige Jungen aus einem der ärmsten Quartiere. Nur wenige guterzogene Knaben waren darunter. Das erste Vierteljahr in meiner neuen Stellung war denn auch das mühevollste in meiner bisherigen Praxis. Die Frechheit, Verwahrlosung, Unordentlichkeit und Unlust, aufgetragene Arbeiten sauber und gewissenhaft auszuführen, brachten mich fast zur Verzweiflung. In dem Streben, die Klasse auf die Höhe meiner eben verlassenen Landschule zu bringen, fühlte ich mich bald mehr als Polizeibüttel denn als Lehrer. Je größere Anstrengungen ich machte, durch Arrest, Körperstrafen usw. die Leutchen zur Pflichterfüllung zu erziehen, desto weniger Erfolg hatte ich im allgemeinen. Den Schülern konnte die Schule so nicht lieb werden. Ich fühlte, wie ein unheimlicher Widerstand, eine geheime Auflehnung gegen meine Strenge zu keimen begann. Auch bessergesinnte Knaben fingen an, sich den Unzufriedenen anzuschließen. Weil die Ursachen zum großen Teile in mir selbst lagen, wurde ich mißmutig. Ich sagte mir: Nur wenn ich ihnen zum Bewußtsein bringen kann, daß ich ihr bestes will, kann ich sie auch erziehen. Wie aber das erreichen?

Zunächst machte ich Elternbesuche, um mich mit den häuslichen Verhältnissen meiner Schüler bekannt zu machen. Ich lernte die soziale Stellung der Eltern, ihre Anschauungen in bezug auf Erziehung kennen, hörte Wissenswertes über Anlagen und Lebensgeschichte der mir Anbefohlenen. Erst jetzt kam mir so recht zum Bewußtsein, daß der Lehrer in erster Linie Erzieher sein muß. Ich verstand nun diesen und jenen Schüler, lernte Nachsicht üben und verzeihen. Bei manchem mußte ich mir sagen: Es ist ein Wunder, daß der nicht noch mehr verdorben ist bei dem Unverstand seiner Eltern und der Umgebung, in die er hineingeboren wurde.

Gleichzeitig versuchte ich — in Anlehnung an das Schulverfassungs-System der Amerikaner — mit Hilfe der bessern Elemente in der Klasse eine öffentliche Meinung zu pflanzen, die Kräfte, die sich als Widerstand gegen jeden Zwang so unangenehm fühlbar machten, in nutzbringende Hilfeleistung umzuwandeln. Ich begann erst im kleinen die Klasse zur Mithilfe bei der Aufrechterhaltung der äußern Ordnung heranzuziehen. Zunächst sollten für jede der drei Bank-

*) Auszug aus einem Aufsatz: „Demokratie und Schuldisziplin". (Schweiz. Pädag. Zeitschrift, Jahrgang 1908, Nr. 1.)

reihen je ein „Hefteinsammler" und ein „Tafelputzer" ernannt werden. Die Klasse selbst stellte unter meiner Leitung ein Pflichtenverzeichnis auf für diese Aemtlein. Nach kurzer „Debatte" wurde die Amtsdauer wieder durch die „Gemeindeversammlung" auf vier Wochen festgesetzt. Nachher wurden die sechs „Beamten" nach dem Grundsatz des absoluten Mehrs gewählt. Daß die durch die Mitkameraden Ernannten es sich zur Ehre anrechneten, den von ihnen selbst festgesetzten Pflichten getreulich nachzukommen, ist selbstverständlich. Nach Verlauf des Monats wurde die Amtsführung der Zurücktretenden von der Klasse kritisiert. Die Schüler urteilten im ganzen recht strenge. Doch gab es auch Wohlwollende, die ungerechte Vorwürfe zurückwiesen. Ich machte sie nun darauf aufmerksam, daß sie mir eigentlich noch dieses und jenes, was die äußere Ordnung betreffe, abnehmen könnten, ferner daß sie mir helfen sollten, in unserer Klasse musterhafte Ordnung und gesittetes Betragen zur Herrschaft zu bringen.

Auf Antrag aus dem Schoß der Klasse heraus wurde das Amt eines Fensteröffners geschaffen, der in jeder Pause für genügende Lüftung sorgen sollte. In den nächsten monatlichen Rückblicken wurden seine Befugnisse noch erweitert. Der Fensteröffner ist verantwortlich, daß sich während der Pause keine Schüler im Zimmer aufhalten. Ehe das Zimmer leer ist, darf nicht gelüftet werden. Diese Bestimmungen hatten erst Anklang gefunden, nachdem sie begründet worden waren (Luftzug, Vermeidung von Staubbildung, etwaiger Diebstahl.)

Die Rückblicke spornten zu weiteren Neuerungen an. Bisher hatte ich viel Mühe darauf verwenden müssen, daß die Bücher in Ordnung gehalten wurden. Ein Schüler machte den Vorschlag, eine Kommission für Reinlichkeit und Ordnung zu wählen. Die Klasse stimmte bei und setzte fest:

Die Kommission zählt drei Mitglieder.

Ihre Amtsdauer beträgt vier Wochen.

Sie führt Aufsicht darüber, daß alle Bücher saubere Decken tragen und jeder Schüler gewaschen zur Schule kommt.

Sie sorgt, daß das Klosett immer in Ordnung und genügend mit Papier versehen ist.

Sie wacht über die Ordnung auf dem Fußboden und hält Unordentliche an, ihren Platz mit Besen und Schaufel zu reinigen.

Diese Beschlüsse sind an der Wand anzuschlagen.

Seit jener Zeit kommen die drei, die gerade dieser Behörde angehören, oft, z. B. vor jeder Zeichenstunde, etwas frühzeitiger und nehmen Stellung vor der Klassentüre. Keiner, der schmutzige Hände hat, wird eingelassen. Ohne mein Zutun bleiben sie von Zeit zu Zeit nach Schulschluß im Klassenzimmer zurück, gehen von Bank zu Bank und schauen nach, was für Ordnung herrscht. Schmutzige und zerrissene Bücherdecken werden abgerissen. Einer der drei führt über alles genau Buchführung. Das war die Erfindung eines eifrigen Bürschchens, dem die Erfahrung gezeigt hatte, daß die Kontrolle ohne genaue Aufzeichnung wirkungslos ist. Fehlbaren wird eine Frist gesetzt. Benützen sie sie nicht, ihren Pflichten nachzukommen, haben sie auf Anordnung der Kommission „drin zu bleiben" und unter Aufsicht die Umschläge anzubringen. Unordentlichen wird gezeigt, wie Decken kunstgerecht angebracht werden.

Wer von den drei Heftausteilern am meisten Stimmen auf sich vereinigt, wird Kastenchef. Seine Pflicht ist:

mit Hilfe der andern Austeiler vor jeder Zeichenstunde die Mappen zu verteilen,

allen übrigen Zeichenbedarf aus dem Kasten zu holen und auf den Lehrertisch zu legen,

dafür zu sorgen, daß alles wieder sauber (Tuschschalen, Pinsel usw.) und ordentlich versorgt wird,

niemand über den Kasten gehen zu lassen und mir nach Schulschluß die Kastenschlüssel abzugeben.

Letzten Sommer hat einer der Kastenchefs zur Erleichterung der Kontrolle ein Verzeichnis über die Zahl der Maßstäbe, Farbtuben usw. angefertigt und es inwendig an der Kastentüre befestigt. Gedankenlosem Liegenlassen, Nachhausenehmen oder gar Diebstahl ist so der Riegel geschoben. Ein anderer hat während seiner Amtsdauer die Gerätschaften im Kasten schön geordnet in Schachteln verpackt und diese der bessern Uebersicht halber etiquettiert.

Als einst Klagen erhoben wurden, die Bleistifteinsätze in den Zirkeln seien unbrauchbar, beschloß die nächste Versammlung: Der Kastenchef schaut wöchentlich nach, ob jeder Zirkel einen gespitzten Bleistifteinsatz enthält und ersetzt das Fehlende.

Es ist klar, daß dieses Amt große Gewissenhaftigkeit voraussetzt. Oft sieht sich dessen Inhaber genötigt, zurückzubleiben, um seinen Pflichten nachzukommen, während sich die Kameraden draußen tummeln. Es wird denn auch als eine Ehre angesehen, von der Klasse mit der Würde eines Kastenchefs betraut zu werden.

Dies das wichtigste aus unserer Schulverfassung.

So hatte ich, vom kleinen ausgehend, die Schüler, ihrem wachsenden Verständnis gemäß, immer neue Aufgaben suchen und lösen lassen. Durch die nach jeder Amtsdauer üblichen Rückblicke übten die Schüler Selbstkontrolle und das Interesse für die Sache blieb wach.

Die Schüler gehen oft recht scharf ins Gericht mit ihren Kameraden. Mancher hat schon heiße Tränen vergossen, wenn die Mehrheit der Stimmen einem Kameraden zufiel, dem er sich überlegen glaubte. So wurde einst M. zum Fensteröffner vorgeschlagen. Seines gewalttätigen Wesens wegen hatte ich ihn schon mehrmals zur Rede gestellt, nie mit dauerndem Erfolg. Es wurde sofort geltend gemacht, M. sei ungeeignet für dieses Amt, er sei zu grob und würde gleich alle mit der Faust zur Türe hinaus befördern, wenn sie sich säumen sollten beim Verlassen des Zimmers. Er wurde nicht gewählt. Seither weiß er, daß die öffentliche Meinung sein Tun verurteilt, und das hält ihn mehr in Zucht, als all meine Mahnungen.

Einst wurde ein arger Schmutzfink in die Kommission für Reinlichkeit und Ordnung gewählt. Und siehe, am folgenden Tage kam er nicht nur rechtzeitig in die Schule, was sonst selten geschah; seine Mutter hatte ihm auch die Haare scheren müssen. Am folgenden Tage brachte er eine angebrauchte Rolle Klosettpapier, die er von den Männern erbettelt hatte, die die Kehrichtabfuhr besorgen, und hängte sie im Klosett der Klasse auf. Noch in der gleichen Woche bemerkte ich, wie er ein kleines Seifenstück bei sich trug. Er fühlte, daß er jetzt alles daran setzen müsse, wenn er im öffentlichen Ansehen wieder steigen solle. Als die vier Wochen herum waren, anerkannte die Klasse nachdrücklich, N. hätte sich gebessert, seines Amtes würdig gezeigt und seine Pflicht getreulich erfüllt. Mich freute der Erfolg umsomehr, als ich nun wußte, wie der Bursche zu beeinflussen sei. Ohne diese Mithülfe vonseite seiner Kameraden hätte ich ihm wahrscheinlich nie beikommen können. Ist nicht ein solcher Erfolg unendlich viel wert? Wir müssen der freien Selbstbetätigung auf ethischem Gebiet mehr Bahn brechen. Das weckt Leben. Das führt zur Entfaltung sittlicher Kräfte.

Ich könnte die Beispiele vermehren, die zeigen, wie aus dieser „öffentlichen Meinung" für den Lehrer eine gewaltige Erleichterung in der Führung der Disziplin erwuchs.

Wichtig ist, daß auf dem vorgezeichneten Wege den Schülern bewußt wird: Jedes Recht ist an Pflichten gebunden, erzeugt Pflichten. Die Grundsätze, auf denen unsere vaterländischen Institutionen aufgebaut sind, werden ihnen aus der Anschauung heraus klar. Das Gemeinsamkeitsgefühl wird gepflanzt. Sie betätigen jene Mitverantwortlichkeit dem Nächsten gegenüber, die sie im Mannesalter einst befähigen soll, den Aufgaben gerecht zu werden,

die ein demokratisches Land an seine Bürger stellen muß. Daß die hier geschilderten Einrichtungen auch wichtige Apperzeptionshilfen für Geographie und Geschichtsunterricht bilden, ist klar.

Meine Schüler hatten nun erfahren, wieviel schöner es ist, Zucht und Ordnung durch Selbstregierung zu erhalten, als einzig durch den Lehrer. Ganz wohl konnte ich jetzt zeigen, wie diese Erfahrung auf die eigene Person anzuwenden sei, wie sie sich selbst erziehen müßten, damit sie einst wackere Männer würden. Mittels der sich anbahnenden öffentlichen Meinung und der Einsicht der bessern Elemente suchte ich einen gemeinsamen Kampf zu führen gegen alles, was an Häßlichem, Unwahrheit, Schmutz in Wort und Tun ins Schulleben eindringen will. Dinge, die ihre Erledigung bisher auf dem Wege des Verbotes, des Gebotes und der Strafe gefunden hatten, wurden vor der Klasse besprochen. (Fälle, die ein Sprechen unter vier Augen nötig machten, ausgenommen.) Ich machte es mir zur Gewohnheit, je am Samstag auf wichtige Vorfälle der verflossenen Woche zurückzukommen. Diese Besprechungen waren außergewöhnlich fruchtbringend für Lehrer und Schüler.

Am glücklichsten war ich, als ich die Klasse so für meine Absichten gewonnen hatte, daß ich die Körperstrafen abschaffen konnte. Der Versuch gelang und wirkte wahrhaft erlösend auf mich. Daß der Lehrer — will er erziehend wirken — sich selbst beherrschen, in Zucht halten muß, ist mir nie klarer geworden, als in den ersten Wochen, da ich ohne körperliche Züchtigung auszukommen suchte.

„Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg,
Sich selbst besiegen, ist der allerschönste Sieg.“

Staat und Lehrfreiheit.

Von Deprofundis.

Zunächst sei dieser Ausgangspunkt festgestellt: gerade in allem Kampf gegen das Kulturfeindliche im Organismus eines Staates kommt die unbestreitbare Anerkennung des Staats i d e a l s zur Geltung, das die wesenhafte Einheit von Kultur und Staat als sittliches Postulat aufstellt, zur Aufgabe macht. Dies Ideal aus Verzweiflung über die Diskrepanz zwischen ihm und der Erfahrung verwerfen, würde alle Wissenschaft und Ethik unmöglich machen und zum Anarchismus führen — Erich Mühsam erklärt Anarchist, Gegner des Staates an sich, deshalb zu sein, weil in ihm die Leistungen des Künstlers und des Arbeiters nie ihre berechtigte Wertung finden könnten. Das ist rein theoretisch genommen schon falsch gedacht: weil diese von der Kultur geforderte, also dem Kulturideal entsprechende Wertung stattfinden s o l l e, weil dies S o l l e n um der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ethik willen aufgestellt werden m u ß: deshalb richtet sich der Kampf aller kulturtragenden Elemente gegen die Hemmnisse, die der Durchführung des Ideals im Wege stehen, stehen müssen und i m m e r stehen müssen. Sonst hätte das Ideal keinen Geltungswert. Das Ideal bleibt hier in der sittlichen Richtung der Erkenntnis ebenso eine unlösbare und eben darum stets neu zu lösende Aufgabe („Wer immer strebend sich bemüht . .“) wie der Gegenstand der logischen Erkenntnis stets ein X bleibt.

Gewiß sind Staat und Kultur (und ihre drei Richtungen, die Wissenschaft, die Sittlichkeit, die Kunst) Antagonismen, wie Alexander Ular einmal ausgeführt hat — aber nur in empirischer Hinsicht. Wo der Staat dem Individuum größere Auswirkungsmöglichkeiten geboten hat (wie im bluterfüllten Chaos der griechischen Polis oder der norditalienischen Rinascimentofürstentümer), sind herrliche Blüten der Kultur (vor allem der Kunst) aufgegangen; wo sein Organismus das Individuum einzwängt (im Ancien Régime, im borussischen Deutschland nach 1870), setzt sich die Kultur um ihrer Existenz willen in bewußten Gegensatz zum Staat. Der feine Kulturpsychologe Nietzsche sprach schon 1871 von der „Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des deutschen Reichs“ (diese Stimmung bildete — bei ihm sind ja Stimmungen stets das Maßgebende — den Kern seiner Staatslehre: auch er macht den Fehler, um des einen empirischen Staates willen d e n Staat als den „neuen Götzen“ zu verwerfen).

Andererseits dürfte der entgegengesetzte Fehler ebenso verwerflich sein: nämlich die Kulturfeindlichkeit des Borussenstaates in Abrede zu stellen. Häckel, Harden und Ludwig Gurlitt (persönliche Meinungen über sie kommen nicht in Frage; es handelt sich nur um ihre Stellung zum Staat) sind drei typische Beispiele für den selbstverständlichen und bewußten Gegensatz des Preußentums zu allem Kulturfördernden. Der Antagonismus zwischen preußischem System und der Wissenschaft, der Kulturpolitik, der Erziehung kommt an jenen drei Fällen zum Ausdruck. So hält sich der Erste in seiner Stellung als Universitätsprofessor nur in einem nichtpreußischen Staat, den Zweiten sucht man unter allen erdenklichen Ungerechtigkeiten ins Gefängnis zu bringen, den Dritten drängt man aus dem Amt. Es führt dieser Distanzierungsprozeß auf das Vorbild Rußlands hin, wo Kultur und Staat schon soweit von einander entfernt sind, daß nach Tolstois Ausdruck das Gefängnis der für einen rechtschaffenen Menschen einzig passende Aufenthaltsort ist. Es war richtige Professorenpolitik, wenn Otto Harnack seinerzeit die engen Beziehungen zwischen einem Deutschland und einem Rußland scharf getadelt hat: wie könnten die schmachvollen Zustände, in denen Menschenrechte und Wissenschaft dem russischen Staat gegenüber sich befinden, die Forderung rechtfertigen, die freundschaftliche Stellung unserer Regierung zu Rußland zu ändern? Doch nur dann, wenn die Wissenschaft bei uns prinzipiell anders dem Staate gegenüberstände als in Rußland. Wie wenig dies der Fall ist, zeigt so deutlich die Behandlung des marburger Professors Walter Schücking: hier ist der naturgemäße Widerstreit evident zum Ausdruck gekommen, der bestehen muß, wenn ein Hauptinhalt des Kulturkomplexes, die Wissenschaft, mit dem Staat eine Verbindung, wie die Universität sie darstellt, eingegangen ist.

Ich möchte hier nun auf die seltsame Inkonsequenz aufmerksam machen, mit der der Staat in diesem Widerstreit verfährt. Denn er geht gegen die Wissenschaft nur da vor, wo sie jenen Antagonismus zwischen sich und dem Staat, dem sie hier unterstellt ist, l a u t zum Ausdruck bringt; wo er jedoch die Gegnerschaft dieses Kulturelements nicht sehen k a n n, weil seine Behörden intellektuell dazu nicht imstande sind, oder nicht sehen w i l l, aus dunkler Furcht vor dem allgemeinen Kulturbewußtsein, ergeben sich kulturpsychologisch außerordentlich interessante, weil nicht zum Sozialbewußtsein gelangende Dissonanzen.

Lothar Schücking hat die staatsphilosophische Unhaltbarkeit des Gottesgnadentums deutlich nachgewiesen. Also wird er, der Universitätslehrer, der Beamte, vom Staate gemaßregelt. Aber keine Rechts- oder Staatslehre preußischer Universitätsprofessoren dürfte den Beweis des Gegenteils enthalten. Als ob die Ethik Reins, Wundts, Euckens und anderer diesen Begriff (Gumplowicz hat seine Entstehung in der „Geschichte der Staatstheorien“ vortrefflich nachgewiesen) mehr gelten lassen dürfte als Schücking ihn gelten läßt. Trotzdem geht man gegen die Verfasser dieser dicken, schwerverständlichen Werke mit den unverfänglichen Titeln (Simmels „Geschichtsphilosophie“, Breysigs Einleitungsband seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“) nicht vor; der betreffende Dezernent im Kultusministerium liest sie nicht und könnte, selbst wenn er sie läse, das Staatsgefährliche in ihnen nicht erfassen. Am klarsten jedoch ist das vorliegende Problem an einer bedeutenden philosophischen Richtung unserer Zeit zu erkennen: am Neuidealismus. Sein Begründer, F. A. Lange, hat mit Lassalle und Bebel in Aus-

schützen gesessen: der ganze Neukantianismus steht wie er im Gegensatz zum empirischen Staat. Hauptaufgabe dieser Schule ist es stets gewesen, das Kultur i d e a l als solches gegen alle Angriffe der Empirie (wie die Erkenntnislehre gegen die empirische Psychologie) zu konstituieren. Vielleicht ist es jene ungewisse Angst des „Staates der Not“ (um des Kantjüngers Schiller Worte zu gebrauchen) vor der Macht der Idee, die zum „Staat der Freiheit“ zum Kulturideal strebt. Ist der Weg des Kulturideals, den Lange in der „Geschichte des Materialismus“ mit seiner wunderbaren Klarheit darstellt, heute soweit fortgebaut, daß der Staat aus Furcht vor der öffentlichen Meinung nicht gegen Forscher vorzugehen wagt, die ihr Ruf als große Philosophen schützt? Während er es vor einem Jahrhundert noch durfte, als er die kantische Morallehre selbst, die lauterste, strengste, die erdacht worden ist, auf königlichen Befehl vom Ministerium Wöllner unterdrücken lassen wollte? Jenes Vorlesungsverbot war konsequent: dem kulturunterdrückenden, absolutistischen Staat war eine Ethik gefährlich, die das Ideal höchster sittlicher Selbstverantwortung als synthetische Erkenntnis a priori, d. h. mit wissenschaftlicher Beweiskraft aufstellte. Heute wäre es bei dem zweiten Haupt der neukantischen Schule, bei Paul Natorp, schon notwendig, daß der Professor seine in stiller jahrelanger Gelehrtenarbeit durch umfangreiche fachwissenschaftlichen Werke („Platos Ideenlehre“, „Sozialpädagogik“) begründeten Anschauungen direkt politisch verträte. Das von Natorp mit den Worten: „Ich bin Sozialist und Demokrat, hatte aber an der Idee des Staates fest“ ausgesprochene praktische Resultat seiner Staatsphilosophie kennzeichnet genau unser Problem. Die Regierung lehnte Natorps wiederholte Berufung nach Halle ab — nach Halle, wo der Neukantianer Rudolf Stammler gelehrt hat, der kantische Methoden in die Soziologie übertragen hat und in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Nationalökonomie vor dem Kapitel Sozialismus stets erklärte: „Meine Herren, ich kann nicht weiter lesen!“ Und doch hat man Stammler den ehrenvollen Auftrag zukommen lassen, in dem Bande „Rechtswissenschaft“ der dem Kaiser gewidmeten Teubnerschen Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart“ die Einleitung („Das Wesen des Rechts und Rechtswissenschaft“) und den Schluß „Die Zukunftsaufgaben der Rechtswissenschaft“ zu verfassen. Eine Inkonsequenz frappierendster Art. Ein anderer neukantischer Soziologe, Staudinger, ist schon direkt Revisionist. Vorländer, der dritte Führer des Neuidealismus, der den jetzt lebhaft diskutierten Zusammenhang zwischen Kant und Marx herstellt, hat jedenfalls eine Berufung an die Universität, die durch seine wissenschaftlichen Leistungen vollauf gerechtfertigt wäre, noch nicht erhalten.

Indes bietet Hermann Cohen, der Führer der ganzen Richtung, das beste Beispiel dafür, daß die „Staatsgefährlichkeit“ der Philosophie wegen ihrer hier streng fachwissenschaftlichen Form der Regierung gar nicht zum Bewußtsein kommt. Cohens auf strengsten erkenntniskritischen Grundlagen (seiner „Logik des reinen Erkennens“ 1902) und seiner in vier großen Werken niedergelegten Arbeit an Kant aufgebaute Moral- und Staatslehre („Ethik des reinen Willens“ 1907) ist so radikal allem entgegengesetzt, was das Preußentum als staatlich genehmigte Gesinnung gelten lassen will, daß man den Geheimratstitel Cohens als starke Ironie empfindet. Die Sozialdemokratie hat denn auch im Juli dieses Jahres diesen Jünger F. A. Langes, dem Cohens Hauptwerk gewidmet ist, konsequent als Sozialisten bezeichnet, als im „Vorwärts“ gegen Natorps, des Freundes Cohens, Zurücksetzung so scharf protestiert wurde. Und wenn Lothar Schücking praktisch einem jüdischen Referendar zu einer Stellung verhelfen will, so wird er als preußischer Beamter dafür gemaßregelt, wenn jedoch Cohen in einem Kapitel zur Grundlegung der Religionsphilosophie, seiner Schrift „Religion und Sittlichkeit“ (1907) vor dem Forum höchster Philosophie die politische Lage des Judentums in Deutschland wertet und gegen den Staat dabei schwere, weil unabweisbare Anklagen erhebt, tastet ihn niemand an.

Ein Beispiel der Konsequenz wiederum bietet Delbrück, der an Lamprecht beim Abschluß der Polemik, die gegen diesen in den „Preußischen Jahrbüchern“ geführt wurde, das Ansinnen gestellt, in die Redaktion der „Zukunft“ einzutreten. Ein preußischer Professor, der in der Zeitschrift des Staatsfeindes Harden schreibt! —

Die wissenschaftliche Lehrfreiheit ist somit eine Forderung, die der Staat praktisch (von dem, was auf dem Papier steht, ist hier nicht die Rede) gar nicht anerkennen darf. Nur Unkenntnis oder Furcht vor der Oeffentlichkeit schützen unsere Universität vor noch brutaleren Eingriffen. Dieses seltsame Gemisch von Konsequenz und Inkonsequenz, mit der der preußische Staat der Universität gegenüber verfährt, ist der beste Beweis für den empirischen Antagonismus zwischen der Kultur und dem Borussentum. Das Ideal der Vereinigung von Kultur und Staat, das uns alle großen Staatstheoretiker von Plato bis Cohen zeigen, weist uns zum Kampf gegen ein staatliches System, das dies Ideal vernichten muß. Und die Universität ist in diesem Kampf als Träger eines großen Kulturelementes, der Wissenschaft, eine wichtige aber heute, wie der Fall Schücking zeigt, auch schwer bedrohte Position, der Beachtung und Hilfe nottut.

Streiflichter.

Die natürliche Bosheit des Menschenherzens ist noch immer, nicht nur bei der rechtgläubigen Geistlichkeit, sondern auch bei religiösen Ethikern eine Fundamentalsatz. Und in der Tat kommen mitunter Verbrechen vor, die diesen Satz zu bestätigen scheinen. Kann es z. B. etwas Scheußlicheres geben, als daß ein Mensch den anderen, sei es um seine Rache zu kühlen, sei es aus tierischer Lust an der Qual, kaltblütig siedet und verbrüht? Solch Wesen ist doch wohl aller natürlichen Güte und Barmherzigkeit völlig bar!?

Hören wir, was die „Aargauer Nachrichten“ aus dem dortigen Kantonshospital mitteilen:

Man erinnert sich noch des schrecklichen Vorfalls, der sich vor Jahresfrist in einem Dorfe des Bezirks Zofingen abgespielt hat, wo der Heizer einer Fabrik in böser Absicht heißen Dampf in den Dampfkessel strömen ließ, in dem sich ein Lehrling befand, den der Heizer selber in den Kessel geschickt hatte. Der arme Junge erlitt schwere Brandwunden, der Uebeltäter aber erhielt vom Gericht eine längere Zuchthausstrafe. Und nun das Nachspiel: Der am ganzen Leib verbrannte Lehrling liegt immer noch im Kantonsspital in Aarau, da die Wunden nicht heilen wollen, indem die aufgenähten Hautstücke, die die alte Haut ersetzen sollen und von gesunden Stellen des Kranken selber stammen, nicht anwachsen wollen. Da kam ein Assistent der chirurgischen Abteilung auf eine eigenartige Idee. Er schrieb an die Strafanstalt Lenzburg, wo der Peiniger des Jünglings seine Strafe absitzt, ob allenfalls der Uebeltäter bereit wäre, sich einen Streifen Haut vom Körper abziehen zu lassen, damit man sie dem Kranken einpflanzen könne. Und siehe da, der Unmensch hatte Mitleid mit seinem Opfer und erklärte sich zu der Operation bereit. Dieser Tage wurde der Heizer in die kantonale Krankenanstalt gebracht, und die Ueberpflanzung der Haut hat bereits stattgefunden.

Aber nicht nur der Theologe könnte aus diesem Vorfall lernen. Auch der Strafrichter! Wenn schon der von uns oft vertretene Gedanke, helfende Fürsorge an die Stelle des starren Vergeltungs- und mystischen Sühnegedankens im Strafrecht treten zu lassen, noch nicht von dem sittlichen Bewußtsein des Volkes akzeptiert wird, so könnte doch das Sühneprinzip, seines mystischen Charakters der „verletzten Majestät des Gesetzes“ entkleidet und humanisiert, einen viel weiteren Spielraum erhalten. Damit würde der zivilrechtliche Grundsatz, der den Schädiger für Schadenersatz, soweit möglich, in Anspruch nimmt, einfach auf das Straf-

recht übertragen. Namhafte Strafrechtsreformer haben schon auf die guten Erfahrungen hingewiesen, die man mit Gewalttätigen dadurch gemacht hat, daß man ihrer persönlichen Sorge schwache und kranke Mitsträflinge zur Fürsorge anvertraute. Man wird freilich aus einem Messerstecher nicht ohne weiteres einen brauchbaren Wundenpfleger machen können — aber ein wenig richtig angewandte Homöopathie mit dem Grundsatz: „Similia similibus“, eine Ausgleichung von Verbrechen und Sühne, wäre gewiß durchführbar. Das lehrt auch dieser Fall.

* * *

Docendo discimus. Der Lehrende lernt bekanntlich mehr aus seiner Arbeit, als der Schüler. Kindererziehung zwingt zur Selbsterziehung. Auf ein kolonisierendes Volk angewandt: Kolonisatorische Arbeit bessert den Heimatsgeist. Kann und soll es wenigstens: Die Engländer wissen das aus langer Erfahrung. Glücklicherweise auch der deutsche Staatssekretär des Reichskolonialamts D e r n b u r g. Es war erfreulich zu hören, wie er bei Einweihung des H a m b u r g i s c h e n K o l o n i a l i n s t i t u t e s am 20. Oktober statt des abgebrauchten Phrasengeklingels von Macht und Ansehen des deutschen Reiches, statt der Zukunftsmusik erhoffter Reichtümer einfach ethisch-menschliche Töne anschlug:

„Der Erfolg einer Kolonisationsarbeit hängt nicht nur von der äußeren Macht und Stellung ab, die sie der kolonisierenden Nation verleiht, auch nicht von dem Maße der Wohlhabenheit und der Bereicherung, das der Einzelne in dieser Arbeit erzielt, sondern ebensosehr, wenn nicht mehr, von dem Geiste, in dem alle an ihre g r o ß e n e t h i s c h e n u n d k u l t u r e l l e n A r b e i t e n herantreten. Nur die Nation, die diese Fragen mit Geschick und Erfolg angreift und ihrer Lösung entgegenführen kann, wird mit Ehren vor Mit- und Nachwelt kolonisieren.“

Mit einem Wort: Kolonisieren heißt K u l t u r a u f g a b e n l ö s e n, nicht den miles gloriosus (den säbelrasselnden Prahlhans) spielen oder sich die Taschen füllen. Solche Worte fallen zwar völlig aus dem üblichen pompösen Stil, aber sie machen mehr Kolonialgegner zu Kolonialfreunden als Kulturi-Enthusiasmus und Dividendenberechnungen. B r a v o D e r n b u r g!

* * *

Ein Gedenkwort für Dr. Max Rieß.

Den meisten Lesern dieser Zeitschrift wird die Nachricht vom Tode unseres Dr. Rieß nichts Neues mehr sein. Das verspätete Gedenken ist auf Ursachen zurückzuführen, die darzulegen nicht genügendes Interesse bietet. Nur soviel: Die Verspätung fällt niemanden zur Last.

Vielfach ist Rieß' gedacht worden in seiner Eigenschaft als Gründers des Münchener Kartells, als erster zielbewußter Vertreter der Idee, daß sich die verschiedenen freiheitlichen Kulturvereine Münchens zur Betätigung des ihnen Gemeinsamen zusammenschließen müssen. Es ist bekannt, wie er seine ganze hinreißende Persönlichkeit in den Dienst dieser Idee stellte, wie er auch der Begründer des Weimarer Kartells aller freiheitlichen Kulturvereine Deutschlands war.

Hier sei von dem Vorsitzenden der Münchener Abteilung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur die Rede und dann und vor allem vom ganzen Menschen.

Mit welcher Gründlichkeit ohne Pedanterie, mit welchem großzügigen Idealismus wußte er seine Ideen zu entwickeln, ohne doch irgendwie liebevolles Eingehen auf Einzelheiten vermissen zu lassen! Was war das doch für eine klare, großlinige, eindringliche, feurige und doch so unpathetische Art zu reden. Wer ihn gehört hat, wer ihn sah, mit dem leisen Zug gutmütiger Ironie um die Mundwinkel und dem Intelligenz und glühendes Leben spiegelnden Blick, der mußte von dem Zauber seiner Persönlichkeit gefangen werden. Und wenn erst der Künstler Rieß uns literarische Abende gab, uns Kellersche Legenden oder „Huttens letzte Tage“ oder sei es was immer vorlas, durchgeistigt und schlicht und so unmittelbar herzenswarm, da ward es zur Wahrheit, daß man aller Schauspielerei auf Bühnen und im Leben vergoß und das Glück echter Begeisterung genoß.

Wie vielen Menschen hat er fürs Leben Erhebung, Anregung und Anleitung gegeben! Wie vielen ward er ein Helfer und Führer! Und er selbst, er, der Mann des oft praktische Möglichkeiten überfliegenden Idealismus und der sanguinischen Hoffnungen, unterlag einer Depression, vor allem verursacht durch ein schweres körperliches Leiden, das ihn aber noch zwei Tage vorher nicht verhindert hatte, sich mit Schaffensfreude in die verschiedensten Dinge zu vertiefen und Zukunftsprogramme zu entwerfen. — Kindlich vertrauend siegte er über Hindernisse aller Art und führte Pläne durch, die solchen, welche organisatorische Talente besaßen, die er nicht sein eigen nennen konnte, niemals gelungen wären. Sein Kind, das Kartell freiheitlicher Kulturvereine Münchens, stand unmittelbar vor neuen Erfolgen und soeben war seine Berufung zum Erzieher und Sprecher in der freireligiösen Gemeinde definitiv geworden. Noch am letzten Tage erteilte er dort Unterricht und erbaute und entzückte die Kinder durch Güte und Weisheit. Welch tragisches Geschick, daß ein solcher Mann, in einsamer Stunde unterliegend, seinem Leben ein Ende machte.

Zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust! Er war der hypersensible, intuitive, feinsinnig zarte, Schönheit verlangende, weich genießende Künstler, und er war zugleich der Mensch faustischen Strebens, der hochgeistig und volkstümlich zugleich alle Bevölkerungsschichten zu edlem freien Menschentum heran zu ziehen sich gedrängt fühlte, der immer und immer wieder sich selbst zu bilden bemühte, und aus seinen überreichen Herzens- und Geistesschätzen endlos zu schenken bestrebt und befähigt war. Ja, er war ein Schaffender und Schenkender im Sinne Nietzsches. Und mit Nietzsche hatte er sich auch einen großen Teil seines Lebens innerlich auseinander zu setzen, mit ihm, in dem auch der Künstler und der Erzieher zu einem seltenen Bunde vereint waren. Auch Rieß war ein steter Ueberwinder. Seine ursprünglichste Begabung lag nach der Seite einer ungewöhnlich scharfsinnigen Kritik, tiefgründigsten Versenkens in abstrakte Probleme. In logisch-dialektischer Hinsicht gab es für ihn keine Schwierigkeit. Aber aus der Analyse heraus drängte es ihn zur Synthese und von den Gletscherhöhen der Philosophie sehnte er sich hinweg nach warmer sonniger Innerlichkeit. Aus dem Abstrakten heraus verlangte es ihn nach der konkreten Welt, aus dem Individuellen nach dem Sozialen. So suchte er seinen ursprünglichen Anlagen entgegen und den Lockungen seiner Künstlerseele und der Liebessehnsucht seines Herzens folgend, sich zum freiheitlich-religiösen Gemeinschaftsideale heranzubilden. So ward er zum Schaffenden, zum Starken, zum Erzieher in harmonischen Stunden; so konnte er verzweifeln und am Ende erliegen, angesichts rauher Wirklichkeiten, wenn der Künstlerseele ihr Recht versagt schien, in einsamen Stunden vorbereitet, preisgegeben durch die Schwäche des kranken Körpers.

Er hinterläßt uns die Erinnerung an einen herrlichen Menschen, den niemand vergessen kann, der je ihm nahe war.

Er hinterläßt uns eine Schöpfung, die so ganz seinem Naturell entsprang, Gegensätze zu mildern, zu überwinden, alles was wesentliche Ziele gemeinsam hat, vor Zersplitterung zu bewahren und zusammen zu fassen.

Er hat uns gezeigt, wie es uns gelingen kann, in harmonischer Verwendung aller uns gegebenen Kräfte zu freiem, innerlichem, wahrhaft sittlichem Menschentum zu gelangen.

Er hat uns gelehrt, daß nur dem ehrfürchtigen Menschen die Freiheit zum Segen wird und ihn aufwärts führt.

Er hat den strebenden Menschen hehrste Ziele gewiesen; er hat die Wege, die dorthin führen, gangbar gemacht.

Wir werden seiner nie vergessen!

München. M a x K r ä m e r.

Sprechsaal.

Warum doch „Soziale Erbschaft“?

Gegen meine Ausführungen über Soziale Erbschaft, in denen ich die These verfocht, daß ein intellektuell und ethisch höher entwickeltes Geschlecht einen großen Teil seines Erbgutes nicht seinen Kindern, sondern der Gesellschaft vererben wird, sind von verschiedenen Seiten folgende Bedenken erhoben worden.

Das Individualerbrecht, wie es heute ist, — so wird gesagt — stärke den Familiensinn, weil es den Vater dazu erzieht, für seine Kinder in weitestem Umfange zu sorgen, es gebe ferner dem Vater einen erhöhten Arbeitssporn; denn würde er nicht seinen Kindern sein Eigentum überlassen, so würde der Durchschnittsmensch nicht mehr arbeiten, als er für sich selbst braucht.

Dazu bemerke ich folgendes: Der nichtorganisierte Arbeiter hält es für das Einträglichste, alles, was er verdient, selbst aufzubrauchen; er hält es für einen Luxus, Geld an die Gewerkschafts- oder Parteikasse abzuführen. Seine Kurzsichtigkeit zeigt ihm nur die augenblicklichen Opfer und nicht die dauernden Vorteile. Anders der organisierte Arbeiter. Er hat gelernt, vorübergehende persönliche Nachteile dauernden gemeinsamen Vorteilen zu opfern. Er sozialisiert einen Teil seines Einkommens, indem er denselben an die ökonomische oder politische Gemeinschaftskasse abführt, weil er sich sagt, das Geld wird dazu verwandt, um die rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse seines ganzen Standes, die gesamte Lage der Genossen überhaupt zu steigern.

Genau dasselbe gilt von den Vätern. Der kurzsichtige Vater glaubt, man könne für den Sohn und die Tochter nicht

mehr sorgen, als wenn man ihnen bei seinem Tode alles Geld, das man selbst erworben hat, unmittelbar überliefert. Der weitsichtige Vater sagt sich dagegen folgendes: Wenn wir Väter uns organisieren, und errichten uns eine gemeinsame Kasse, zu der wir alle gemeinsam beisteuern, um aus den Erträgen dieser gemeinsamen Kulturkasse alle die Unternehmungen zu fördern, welche auf eine beschleunigte Verbesserung unserer sozialen, kulturellen und ethischen Einrichtungen hinzielen, wie sie unseren modernen Gesundheits-, Bildungs-, Erziehungs-, Schönheits-, Freiheits-, Gerechtigkeits-, Menschlichkeits- und Wahrhaftigkeitsansprüchen entsprechen, so hat dies die Folge, daß wir damit das gesamte geistig-sittliche Milieu unserer Kinder heben. Durch gemeinsame, vorübergehende, persönliche Einbuße erzielen wir große, gemeinsame, dauernde Vorteile für unsere Kinder.

Wer also seine Kinder wirklich liebt, wer keine kurzsichtige Affenliebe, sondern weitsichtige und erleuchtete Sympathie zu seinen Kindern bekunden will, wer den Familiensinn, d. h. die aufopfernde Hingabe der Erzeuger an die Erzeugten in einsichtsvoller und vertiefter Weise pflegen will, der wird sein Kapital, das er in einem schweren Lebenskampfe sich erworben hat, nicht so garantielos seinen Söhnen und Töchtern in der Form vererben, daß er es ihnen in die Hand gibt; sondern er wird es in Kultureinrichtungen stecken und so in indirekter Form seinen Kindern präsentieren. Er wird also neben die in ihrer Ausschließlichkeit immer mehr veraltende individual-subjektive Erbschaftsform die sozial-objektive Erbschaftsform in seinem Kreise zur Geltung bringen. Zu diesem Zwecke bedürfen wir einer Väterorganisation zur Sozialisierung eines Teils ihres erbfähigen Eigentums.

Nun noch ein Wort zum sozialistischen Zwangsstaat, dessen Empfehlung ich bezichtigt wurde. Ich bin entschiedener Gegner jedes Zwangsstaates, nicht bloß des sozialistischen, sondern auch des gegenwärtigen. Denn wir leben doch heute in sehr weitem Maße in einem Zwangsstaate. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und Einrichtungen, die wirtschaftliche Desorganisation, zwingt den meisten von uns Berufe auf, die ihrer Eigenart und ihren Neigungen nicht entsprechen. Man zwingt uns Kriegspflichten auf, die wir als Barbarei verabscheuen. Man zwingt uns Schulen auf, die wir als unzulänglich abweisen müssen, Städte, die unseren hohen hygienischen und ästhetischen Ansprüchen nur in sehr geringem Maße entgegenkommen, Zeitungs- und Organisationswesen, das sehr weit von dem Ideal eines unabhängigen, zweckmäßig eingerichteten und kulturell hochentwickelten Veröffentlichungs- und Vereinigungswesen entfernt ist, politische Einrichtungen, die mit unseren Freiheits- und Gerechtigkeitsansprüchen sehr oft in Widerspruch geraten. Also überall, wo man hinblickt, lauter Zwang.

Diesen Zwangsstaat gilt es systematisch durch ein Hinarbeiten auf eine freiheitlichere, gerechtere, gesundere, schönere und zweckmäßiger eingerichtete Gesellschaftsordnung zu überwinden. Um eine solche systematische Kulturpolitik zu betreiben, bedürfen wir aber vor allem einer gesicherten wirtschaftlichen Grundlage. Gerade für diesen Zweck könnte eine auf Sozialisierung eines Teils ihres erbfähigen Eigentums gerichtete Elternbewegung wertvolle Dienste leisten. Dr. J. Lewy.

* * *

Antwort an Herrn Bruno Meyer.

Sehr geehrter Herr!

In Nummer 20 der „Ethischen Kultur" richten Sie einen offenen Brief an mich, in dem Sie, soweit Ihre Darlegungen mir klar geworden, die unbedingte Überlegenheit des Mannes über die Frau feststellen. Verträte ich nicht eine abweichende Anschauung, so wäre Ihr offener Brief gar nicht geschrieben. Es erschien mir daher unzweckmäßig, meinen Standpunkt den Lesern der „Ethischen Kultur" noch einmal zu erklären: wenn zwei Menschen das gleiche Ding von zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, entstehen auch zwei ganz verschiedene Bilder.

Ich hätte es, wie gesagt, bei Ihrer einseitigen Korrespondenz bewenden lassen, wenn die Redaktion der „Ethischen Kultur" nicht die Veröffentlichung einer Antwort auf Ihren offenen Brief abgelehnt hätte, Antwort, die nicht von mir herrührte, die aber das war, was Sie nicht ohne Befriedigung, gelegentlich Else Doehns Auslassungen im „Kunstwart" eine „derbe Antwort" nennen. Diese Antwort, die mit Ihnen sehr scharf ins Gericht geht, lehnte die Redaktion der „Ethischen Kultur" ab. Das gleiche Verfahren vonseiten der Redaktion einer Frauenzeitschrift, in der Sie antworten wollten, hat Sie aufs lebhafteste entrüstet, so sehr, daß Sie auf Grund dieser Erfahrung der betreffenden Redaktion und den Frauen im allgemeinen „Mangel an Vorurteilslosigkeit", an „Unbefangenheit", „verbohrten Fanatismus" rc. vorwerfen.

Ich könnte ja nun, auf die entsprechende Erfahrung gestützt, nach Ihrem Vorbilde der Redaktion der „Ethischen Kultur" den entsprechenden Vorwurf machen. Ich bin aber sehr weit davon entfernt und nehme die Sache sehr ruhig. Denn, sehr geehrter Herr, Sie machen sich doch einen ganz falschen Begriff von der „mangelhaften Schulung im Denken," den „Unvollkommenheiten" und „unkritischen Unbesonnenheiten" der Frauen, die Sie glauben durch die überlegene Vorurteilslosigkeit des denkenden und forschenden Mannes korrigieren zu müssen.

Die Ueberlegenheit ist eine ruhige und schweigsame Tugend. Sie werden es mir daher gestatten, meine Antwort auf diese kurze Darlegung zu beschränken.

Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Käthe Schirmacher.

Bücherschau.

Otfried Nippold: Die zweite Haager Friedenskonferenz; I. Teil: Das Prozeßrecht. Leipzig, Duncker und Humblot, 1908. 231 Seiten. Als **Anhang:** Die Haager Schlußakte mit sämtlichen Konventionen im französischen Urtext.

Als ich am 1. Juni 1907 in diesen Blättern auf ein anderes umfangreiches Werk des bekannten Berner Völkerrechtslehrers hinwies, konnte ich durch einen Ausspruch von Geheimrat Foerster meine These erhärten, daß Ethik und Pacifismus sich verhalten wie Vorder- und Rückseite derselben Medaille. Diese Ansicht wurde mir durch die Lektüre des neuen, wissenschaftlich bedeutsamen und doch menschlich so interessanten Werkes von Nippold aufs neue bestätigt.

Während dieser I. Teil an der Hand des offiziellen Aktenmaterials der Konferenz eine eingehende Darstellung ihrer friedensrechtlichen Ergebnisse bringt, soll in einem II. Bande das Kriegsrecht sowie ein Ausblick auf die Aufgaben der künftigen Haager Konferenzen folgen. Gegenwärtig erhalten wir, von hoher geistiger Warte aus, eine Erörterung des im Vermittelungs-, Untersuchungs- und Schiedsverfahren Erreichten oder Angestrebten; wir gewinnen fesselnden Einblick in die Probleme des Obligatoriums wie des ständigen Schiedshofes; wir werden über die neuen Grundsätze des Verfahrens bei Eintreibung von Vertragsschulden orientiert, lernen das hochwichtige Ergebnis des Oberprisengerichts näher kennen und begleiten den Verfasser schließlich auf seinen kritischen Waffengängen (speziell gegen Deutschlands Haltung in Sachen der obligatorischen Schiedssprechung). Diese letzten 40 Seiten bieten jedem Ethiker wie Pazifisten ein wahres Arsenal mit dem besten geistigen Rüstzeug für das ganze internationale Rechtsgebiet. Reiche Zitate aus A. H. Fried, Walter Schücking, Meurer, Ullmann, Zorn u. a. würzen die allgemeinverständliche Darstellung und beweisen, mit welcher souveränen Sicherheit Nippold den Riesenstoff zu meistern versteht.

„Wenn wir uns vergegenwärtigen", so heißt es auf S. 12, „wie dünn gesät die Anhänger des obligatorischen Schiedsgerichts noch vor 20 Jahren waren, und wenn wir demgegenüber heute eine Erklärung der sämtlichen Kulturstaaten lesen, wonach sie das Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichts, das noch im Jahre 1899 im Haag einer Opposition begegnete, einstimmig anerkennen, . . . so bedeutet das doch unter allen Umständen einen geradezu in die Augen fallenden Fortschritt."

Mit erfrischender Gradlinigkeit führt Nippold die Gründe ad absurdum, welche den Freiherrn Marschall v. Bieberstein dazu führten, für das individuelle System der Schiedsverträge und gegen den obligatorischen Weltvertrag zu stimmen, dessen Zustandekommen im wesentlichen nur am Widerstande Deutschlands und einiger Balkanstaaten scheiterte. „Wer heute sich noch dem Glauben hinzugeben vermag," so besagt der kritische Rückblick auf Seite 201,

„daß die großen internationalen Rechtsfortschritte des 20. Jahrhunderts sich im Wege individueller Vertragsschließungen vollziehen werden, der hat allerdings aus der Entwickelung des letzten Vierteljahrhunderts nichts gelernt und täte daher besser, nicht der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es ist für jeden Einsichtigen klar, daß die Fortschritte des Völkerrechts nur auf möglichst universell angelegten Konventionen beruhen können, und daß gerade die Haager Konferenzen die Organe sind, die den Abschluß solcher Konventionen vermitteln müssen."

Den weiteren Nachweis Nippolds, wie die deutsche Regierung durch ihre bureaukratischen Gesichtspunkte sich immer mehr selbst isoliere, möge man an Ort und Stelle nachlesen. Das Haager Werk, meint N. treffend, sei zu groß, als daß einzelne Menschen es schaffen könnten:

„Aber es ist auch erhaben über Personen und Intriguen, und niemand kann sich ihm dauernd in den Weg stellen. . . . Man spricht lieber von seiner Souveränität, als von seinen Pflichten (gegen die Völkerrechtsgemeinschaft). Und doch muß letzteres die Parole sein!"

Siemering.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S. O. 16, Rungestr. 25–27** (Spreepalast.) Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Etwaige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 63. South Hill Park, Hampstead, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: **Kurt Michaelis** in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische **Kultur, Richard Bieber in Berlin** SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: **Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung,** Wilhelmstr. 121. — Druck: **Oskar Hensel,** Gottesberg.

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen und Post-
anstalt., sowie direkt beim
Verlage, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Ethische Kultur

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule" (Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht).

Herausgegeben von
Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Hollesberg.

XVI. Jahrgang.	Berlin, den 15. Dezember 1908.	Nr. 24.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst der 16. Jahrgang. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch im neuen Jahr nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland", Blätter für ethische Jugenderziehung und der Vierteljahrsbeilage: „Weltliche Schule", Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht möglichst zu unterstützen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben umsonst und frei an angegebene Adressen.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Beschwerden wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Wohnungsänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Ein fröhliches Neujahr Allen!

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohltätig von konventionellem Zwang befreiten, werden in der ersten Nummer des neuen Jahres mit der Gesamtsumme (ohne Aufzählung der Einzelbeträge) abgedruckt werden.

Berlin SO. 16, Rungestr. 25—27 (Spreepalast).

Dr. Penzig.

Inhalt:

Machtbenutzung.

Macht hat einen starken Beischmack von Gewalt; Gewalt aber ist mindestens kein ethischer Begriff. Nichtsdestoweniger muß auch die Ethik der Macht hie und da sittlichen Wert zugestehen. Die in gesetzlichen Formen und mit ethischem Endziel ausgeübte Macht heißt Autorität. Autorität ist — wohlgemerkt als Hilfskonstruktion — bei der Errichtung eines sittlichen Baues unentbehrlich. Wir brauchen sie für das noch nicht zur Selbstverantwortlichkeit gelangte Kind, wir brauchen sie für das unmündige Volk.

Wann wird denn ein Volk mündig? Keinenfalls erst, wenn seine Lehrer, die Machthaber, es freilassen. Soweit ist die Volkspädagogik, vulgo Regierungskunst, leider noch nicht gekommen, daß sie, wie ein guter Erzieher, das Volk zur Selbstbestimmung heranreifen ließe, die Reife durch zweckentsprechende Maßnahmen förderte und dann ihre Autorität, diese zerbrechliche Ware, rechtzeitig einpackte, bevor das Volk sie in Frage stellt. Freiherr vom Stein hat das erste versucht, ohne das zweite durchführen zu können. Der pädagogisch-natürliche Weg des Uebergangs von der Autoritätsfolge zur Ehrfurcht, von dort zur freien Hochschätzung des Herrscherhauses bis zur vertrauenden Freundschaft zwischen Volk und Fürst ist durchbrochen worden. Lassen wir die Frage nach der Schuld beiseite. Immerhin hat das mündig werdende Volk sich ein Stückchen Verfassungsfreiheit gewonnen.

Das war vor 60 Jahren. Die damals sehr unvollkommen errungene Macht des Volkes ist durch Hinzukommen der gesetzlichen Form und kraft ihres ethischen Endziels Autorität geworden: parlamentarische Autorität des Konstitutionalismus. Sie ist Erzieherin der noch nicht zum Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit gelangten Volkskreise, sie muß auch Erzieherin werden für Minister und Fürsten. Natürlich — wie immer in der Erziehung — dadurch, daß sie sie verantwortlich macht für ihr Tun.

Dazu gehört Machtgebrauch. Nichts weiter. Kein geduldiges Papier, auf das Ministerverantwortlichkeitsgesetze und konstitutionelle Garantien geschrieben werden. Einfach der berechtigte, gesetzlich festgelegte und von der Ethik und Pädagogik gleichmäßig geforderte Gebrauch der rechtmäßigen Macht.

Das Parlament hat die Geldbewilligung. Kein Groschen öffentlicher Gelder darf im deutschen Reiche ausgegeben werden ohne den Willen des Reichstags. Es hat das

Recht, Ministergehalte, in den Landtagen Zivillisten, im Reich und in den Einzelstaaten Steuern, Finanzreformen zu genehmigen oder abzulehnen. Noch mehr: Parlamente haben durch den stillschweigenden Gesamtauftrag ihrer Wähler *die Pflicht*, für Volksrechte einzutreten. Als Machtfaktoren sind sie der Krone und den Regierungen beigesellt worden, nicht als Jasager.

Natürlich haben sie, als sittliche Macht, deren Rechte zu achten. Die Krone ernennt die Minister. Schön; ihr gutes Recht. Das Parlament weigert Leuten, die sein Vertrauen nicht haben, die Mittel. Auch sein gutes Recht; nicht bloß Macht; eher sogar Pflicht.

Was soll ein Gerichtshof, vor dem sich Kanzler und Minister verantworten müssen? Ist nicht das Parlament ein viel höherer Gerichtshof? Womit kann der Vertrauensmann des Landes empfindlicher gestraft werden als — mit Verlust dieses Vertrauens?

Das sind nicht Utopien, sondern Wirklichkeiten. Man braucht nur eine Grenze, einen Meeresarm zu überschreiten, da ist das alles wirklich, seit Jahrhunderten erprobt.

Aber man glaubt staatsmännische Rücksichten nehmen zu müssen. Die Regierung dürfe doch nicht lahmgelegt werden. Nun, gefällt der Regierung ein Parlament nicht, das für Volksrechte und gegen übermäßige Steuerbelastung auftritt, so hat sie das Recht es aufzulösen. Mit der angenehmen Wahlparole: für persönliches Regiment und 500 Millionen neuer Steuern. Wir warten.

Ist das Politik? Nein, Ethik. Suprema lex reipublicae salus. Landes- und Volkswohl ist oberstes Gesetz. Diesem Gesetz muß die Macht dienen, parlamentarische wie Königsmacht. Aber den Machthabern, die ihr Pfand vergraben, muß das Gewissen geschärft werden.

Wer die Macht zum Guten, die er besitzt, unbenutzt läßt, handelt unsittlich an denen, die ihm die Macht als seine Pflicht anvertrauten. Die ganze erzieherische Autorität des Reichstages muß eingesetzt werden, um das Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Fürst herzustellen. Vertrauen aber erwächst nur da, wo jeder des andern Recht peinlich achtet, ohne sein eigenes Recht in freiwilliger Ohnmacht aufzugeben.

K. P.

Das Bürgerliche Gesetzbuch und die Ehescheidung.

Von Ph. *Stauff* (Enzisweiler).

Es ist eine Eigenart vornehmer Naturen, daß sie in Freiheit das Gute, das Sittliche tun, und selbst was bei oberflächlicher Betrachtung objektiv unsittlich erscheint in ihrem Gebaren, führt sich vielleicht subjektiv auf eine besondere Feinheit des sittlichen Empfindens zurück. Wir denken hier nicht an Sittlichkeit in dem engbegrenzten Sinne, den der Begriff sofort bei einer gewissen Art von Kirchendienern, bei Polizisten und alten prüden Jungfern annimmt. *Sittlichkeit* ist etwas weit *Höheres*, was Einfluß hat auf allen Gebieten menschlichen Schaffens und Genießens. Sie ist ein Ausfluß der tiefeingewurzelten Erkenntnis, daß jeder Mensch sein eigenes inneres Leben lebt, Leid und Lust empfindet, und daß er einen Anspruch darauf hat, von den Mitmenschen so behandelt zu werden, daß ihm keine aus seinem eigenen Selbstleben heraus unnötigen Unlustgefühle entstehen. Ist das eigene Drängen eines Menschen nach Betätigung der ungezügelten Kraft einer Dampfmaschine vergleichbar, so ist das Sittlichkeitsempfinden der *Regulator* daran, der den Gang gleichmäßiger und edler gestaltet. Ein solcher Regulator muß der Maschine entsprechend gebaut sein, wenn er in rechter Weise wirken soll, und eine Lokomobile von 200 Pferdekräften wird eines anderen Regulators bedürfen als eine leistungsschwache Komposition maschineller Art. Darum wird auch echte Sittlichkeit stets in gewissem Grade etwas *Individuelles* sein; das Sittlichkeitsempfinden ist verschieden unter den Menschen gleicher Zeit, und es ist noch weit verschiedener gewesen von einem Zeitalter zum andern.

Am deutlichsten tritt das Sittlichkeitsgefühl in Wirksamkeit in dem engsten Verkehrsverhältnis, in dem zwei Menschen zu einander stehen können, im *Eheverhältnis*, im Verhältnis von Mann zu Frau. Auch hier handelt es sich um das Sittlichkeitsempfinden im weitesten Sinne. Die gegenseitige Wertstellung, die zwei Eheleute einander einräumen, liegt in ihrem sittlichen Empfinden begründet. Ob die Frau Sklavin des Mannes ist oder ob sich der Mann dem Pantoffel beugt, ob jeder Teil seinen gleichhoch eingeschätzten Anteil an den gemeinsamen Lasten und Freuden trägt oder nicht, über das alles entscheidet in erster Linie das Sittlichkeitsgefühl der beiden Beteiligten. Auch darüber entscheidet dieses Gefühl in souveräner Weise, ob eine Ehe *auf der Grundlage durchgeführt wird, auf der sie begonnen wurde.* War diese Grundlage die Liebe, so muß das Sittlichkeitsempfinden diese Liebe so regulieren, daß sie durchhält für die ganze Dauer des Verhältnisses; war es nur gegenseitige Hochschätzung, so muß diese Schätzung erhalten bleiben bis zum Ende der Ehe; war aber die Gemeinsamkeit der Interessen die Ehestifterin, so müssen diese Interessen durch das Leben gemeinsam getragen werden im edelsten Sinne.

Es ist nicht gesagt, daß Liebesleidenschaft der einzige berechtigte Grund zur Schließung einer Ehe wäre. Vielleicht liegt darin nicht einmal der berechtigtste. Die Ehe ist eben ein gegenseitiges Verhältnis, bei dem jeder Teil dem andern gewissermaßen verspricht, sich selbst treu zu bleiben, das, was der eine Teil am andern schätzt, aufrecht zu erhalten als das Band zwischen den beiden, die sonst von Natur aus physisch und psychisch getrennte Einzelwesen darstellen. Inwieweit diese Selbsttreue in den vom andern geschätzten oder geliebten Eigenschaften auf beiden Seiten durch die Dauer der Ehe vorhält, in diesem Grade kann man von Sittlichkeit in der Ehe sprechen. Ist das im erforderlichen Maße der Fall, so daß beide Eheleute an sich Genüge finden, so ist die Ehe ein sittliches Verhältnis von Mensch zu Mensch. Dann schleicht sich auf keiner Seite das Gefühl der Selbsttäuschung ein oder gar das Gefühl des *Getäuschtwordenseins*. Stellt sich dagegen eines Tages das letztere ein und erweist sich als unüberwindlich (wenn auch nur subjektiv), so ist die *Ehe unsittlich geworden*, und da die Ehe etwas von der *Gesellschaft Geordnetes* und Protegiertes ist, der höchsten sittlichen Richterin über das Volksleben, so hat die Gesellschaft, die im Staate ihre Vertretung findet, ein Interesse daran, daß das unsittlich gewordene Eheverhältnis wieder *gelöst* wird. *Das Interesse des Staates* in einem solchen Falle läuft also *zugunsten der Ehetrennung.*

Auch die *Kirchenverwaltungen* als nebenlaufende Geistesgemeinsamkeiten beanspruchen ein Richteramt über das öffentliche Leben der Zeit und der Einzelnen. Auch sie behaupten, die Sittlichkeit fördern zu wollen. Aber sie stehen keineswegs auf dem hier gezeichneten Standpunkt; denn sie gehen von einer *verkehrten Auffassung der Ehegrundlagen* aus, von einer Auffassung, die *früheren Jahrtausenden* ihre Entstehung verdankt. „Der Mann soll des Weibes Haupt sein", diese Lehre aus dem alten Testament, ergänzt durch das neutestamentliche Wort: „Ihr Männer, liebet eure Weiber", das ist die Ehegrundlage nach der Auffassung der Kirchengemeinschaften. Danach ist der Mann der Herr des Hauses und der Familie, und das Weib ist seine geliebte Dienerin. Das war ja tatsächlich das Lebensverhältnis der orientalischen Kulturvölker, von denen uns diese Offenbarung mit dem gesamten jüdisch-christlichen Gottesglauben überkommen ist. Es war auch noch der Standpunkt des alten Germanentums. Tacitus berichtet, daß die alten Deutschen den Frauen hohe Achtung

sollten, ihren Besitz aber trotzdem beim Gelage der Entscheidung der Würfel anheimstellen konnten. Heute denken wir darüber anders. Wir erkennen an, daß so wie die Frau ein körperliches und geistiges Eigenleben für sich führt, sie auch die gleichen Rechte der Selbstbestimmung genießen muß wie der Mann. Wir erkennen an, daß die vielbehauptete „intellektuelle Minderwertigkeit des Weibes“, soweit sie etwa tatsächlich besteht, in erster Linie durch uns selbst verschuldet ist, durch die ungenügende, teilweise weit hinter der des Mannes zurückbleibende Erziehung. Was aber nach Anrechnung dieses Moments allenfalls noch zu ungunsten des Weibes von dem Vorwurf der intellektuellen Minderwertigkeit bleiben sollte, ist in der Verschiedenheit der Körperkonstruktion reichlich begründet und wird durch das Vorhandensein anderer idealer Werte bei weitem aufgewogen. Wir freuen uns der Frau nicht allein mehr als Dulderin: wir verehren sie auch als aktiv hervortretende Heldin.

Aus allen den angeführten Erwägungen heraus kommen wir dazu, die Frau nicht mehr als untergeordnetes Glied in der Ehegemeinschaft zu betrachten, sondern ihr völlige Gleichheit mit dem Manne in derselben einzuräumen. Demnach müssen wir ihr auch ein sittliches Empfinden von gleicher Intensität zugestehen, wie wir es bei uns Männern selbst vorfinden, und daraus erst ergibt sich, was wir eingangs über die Ehegrundlagen und ihre notwendige Erhaltung durch die ganze Dauer des Verhältnisses gesagt haben. Die Kirchenverwaltungen aber, die von der altüberkommenen Auffassung der Ehegrundlagen bis zum heutigen Tage nicht abgegangen sind, sehen sich natürlich logisch nicht veranlaßt, das individuelle Sittlichkeitsempfinden im Eheverhältnis in gleicher Weise zu werten, wie der ungebunden denkende moderne Mensch das tun muß. Nach ihrer Auffassung ist die Ehe nicht eine Einrichtung, die in erster Linie im Interesse des Einzelmenschen und der Gesellschaft liegt, sondern nach ihnen ist sie in erster Linie eine gottgesetzte Einrichtung, und das Eingehen des Eheverhältnisses ist ihnen darum eine religiöse Handlung. Da, wo eine bestimmte Religion, ein dogmatisch festgestellter Glaube den Menschen regiert, muß naturgemäß das Sittlichkeitsempfinden ein Ausfluß dieser Religion sein, ebenso wie da, wo ein geistiges Leben auf die Philosophie gegründet ist, das Sittlichkeitsempfinden (wie überhaupt alle geistigen Wesenheiten einer Person) dieser Philosophie mit ihren Endergebnissen entspringt. Die Dogmenreligion aber ist etwas Gemeinsames, und so wird auch bei ihren Anhängern das Sittlichkeitsgefühl im ganzen dasselbe sein; eine philosophische Welt- und Lebensauffassung aber ist etwas Eigenes, Selbsterworbenes, und demgemäß Verschiedenes; im gleichen Sinne ist auch das Sittlichkeitsempfinden verschieden, so wie wir es definiert haben.

Daraus ergibt sich ein gewaltiger Unterschied in der Stellungnahme gegenüber der Frage der Ehescheidung. „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“ So lautet der starre kirchliche Standpunkt, wohl zu begreifen, wenn man die Eheschließung als religiöse Kulthandlung auffaßt. „Wenn die Ehe zum unsittlichen Verhältnis geworden ist, muß sie um der Sittlichkeit willen getrennt werden“, so erklärt der modern denkende Mensch, der mit seinem Sittlichkeitsbegriff in der Denkarbeit seines eigenen Geistes fußt. Das letztere wäre, wie gezeigt, auch der logische Standpunkt der Gesellschaft und der sie vertretenden Staatsorgane.

Diese große, ursprüngliche Meinungsverschiedenheit beherrscht in der Ehescheidungsfrage unser ganzes öffentliches Leben. Denn Gesellschaft bezw. Staat und Kirchengemeinschaften greifen ineinander, und die weitaus meisten Glieder des ersteren gehören zugleich einer kirchlichen Gemeinschaft an. Namentlich trifft das zu mit bezug auf die stärkste politische Partei im Deutschen Reichstag, das lediglich aus starren Anhängern der katholischen Dogmenkirche bestehende Zentrum. Und da diese Partei bis vor kurzem die Reichsgesetzgebung sozusagen souverän beherrschte, machte sie natürlich ihren Einfluß in der Richtung ihres Kirchentums geltend und suchte die staatliche Festlegung der von der Kirche gewünschten Unauflöslichkeit der Ehe zu erreichen. In vollem Umfange war das natürlich eine Unmöglichkeit; denn so gewaltsam läßt sich die kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes nicht mit einem Ruck zurückschrauben. Aber zur teilweisen Durchführung des Zentrumswunsches bot sich eine ausgezeichnete Gelegenheit bei der parlamentarischen Genehmigung des für das ganze Reich geltenden, unter Ablösung der früher bestandenen Landesrechte am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Bürgerlichen Gesetzbuches. Während dieses Gesetz in mancher Hinsicht die Eheverhältnisse in etwas freierem Geiste zu regeln suchte, als er bis dahin die Eherechtsgesetzgebung der meisten deutschen Einzelstaaten ausgezeichnet hatte, brachte es, und zwar gerade infolge der Macht des Zentrums, im Punkte der Ehetrennung einen schlimmen Rückschritt, den Rückschritt von philosophischer Gesellschaftsmoral zur Kirchenmoral des „alleinseligmachenden“ katholischen Glaubens. Und nur diesem wichtigen Rückschritt zuliebe hat sich das Zentrum mit den sonst wesentlichen Fortschritten abgefunden, die das Bürgerliche Gesetzbuch auf dem Gebiet des Eherechts gebracht hat. In diesem Punkte hat das Zentrum den Preis festgesetzt für seine übrigen Zugeständnisse. Schon daraus kann man ersehen, welch kolossalen Wert das Kirchentum auf die fragliche Bestimmung legt.

Der Preis bestand darin, daß der in den meisten früheren Landesrechten enthaltene Paragraph, wonach die Ehe mit gegenseitiger Einwilligung und unter der Begründung der gegenseitigen unüberwindlichen Abneigung zu trennen sei, aus dem Gesetzentwurf entfernt wurde. Er wurde bezahlt, und eine Ehetrennung in seriöser Weise, ohne Verbrechen am Eheversprechen, einfach aus der Erkenntnis heraus, daß eine Ehe mangels der Erhaltung ihrer Grundlagen unsittlich geworden ist und ihre Fortführung ein unsittlicher, durch nichts zu rechtfertigender Akt wäre — eine solche Ehetrennung ist nicht mehr möglich. Gemäß den Wünschen des Zentrums und der hinter dieser Partei stehenden katholischen Kirche muß eine Ehe, der die Grundlagen abhanden gekommen sind, fortgeführt werden; denn auch eine solche Ehe ist für die katholische Kirche noch ein durch Sakrament geheiligtes Verhältnis.

Man wird sich kaum eine widrigere Fessel denken können, als das Beharrenmüssen in einem Eheverhältnis, das seine Grundlage verloren hat. Schmiedet den Verbrecher im Gefängnis an: er wird seine Strafe leichter tragen, weil er sie allein tragen kann, ohne den ständigen Anblick des Richters, der sie ihm diktiert hat. Wenn sich Liebe wandelt, entsteht Haß, wenn Achtung verloren geht, treten Gleichgiltigkeit und Mißachtung auf den Plan. Zwei Personen, die sich solche Gefühle entgegenbringen, zu einem Zusammenleben zwingen zu wollen, ist unsittlich im höchsten Grade. Das aber hat das „deutsche“ Zentrum versucht und leider nicht ohne Erfolg.

Unlängst brachte das Königliche Statistische Landesamt für Preußen in seiner Statistischen Korrespondenz eine Uebersicht über die Häufigkeit der Ehescheidungen in den 10 Jahren 1895 bis 1905. Diese Uebersicht ist lehrreich genug. Nach ihr wurden in Preußen an Ehen getrennt:

in den Jahren			
		1900	4755
1895	5475	1901	4675
1896	5562	1902	5278
1897	5713	1903	5981
1898	5798	1904	6567
1899	5948	1905	6856

Auf je 100 000 bestehende Ehen trafen Ehescheidungen:

in den Jahren			
		1900	80

1895 . . .	101	1901 . . .	77
1896 . . .	100	1902 . . .	85
1897 . . .	101	1903 . . .	94
1898 . . .	101	1904 . . .	102
1899 . . .	101	1905 . . .	103

Wer diese Zahlen ansieht, wird erkennen, welche gewaltsame Hemmung das Jahr 1900, da das Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft getreten ist, gebracht hat. Sowohl die absolute wie die Durchschnittsziffer läßt einen großen, sachlich offenbar ganz unbegründeten Rückschlag erkennen. Dann aber hat sich die Bevölkerung allmählich in die geänderten Verhältnisse hineingefunden. Konnten und machten Eheleute nicht mehr zusammenleben, so hat man den *Weg des Vergehens* gewählt, um von einander loszukommen. Freilich ist das zumeist eine Sache, die nur in wohlhabenden Kreisen durchzusetzen ist. Da hat man in gegenseitigem Einverständnis das sogenannte „*bösliche Verlassen*“ auf die Dauer eines Jahres gewählt, um dann die Scheidung mit Erfolg beantragen zu können, und dort hat man — ebenfalls in gegenseitigem Einverständnis — einen *Ehebruch vorgetäuscht* oder auch regelrecht in Szene gesetzt, wobei man sorglich darauf Bedacht nahm, daß man von dem Detektiv überrascht wurde, den die „betrogene“ Ehehälfte der „treulosen“ nachgesandt hat.

Man bedenke, *welche Stöße derartige Notwendigkeiten dem gesunden sittlichen Empfinden versetzen mußten!* Die offene Türe wurde im Gesetz verriegelt, damit die Leute zu hinterlistiger Betrügerei der Gesellschaft greifen mußten! Und man bedenke ferner die Kosten und die lange Dauer der Lösungsprozesse und den *Schaden am Ruf*, den die betreffenden Personen dabei erlitten! Denn es ist selbstverständlich, daß auf diese Weise immer ein Teil die Schuld aufgebürdet erhielt, entweder das Verschulden des böswilligen Verlassens oder gar das des Ehebruchs. Die Kosten konnte man wohl, obgleich sie natürlich den Urteilssprüchen gemäß auch der „schuldige Teil“ zu tragen hatte, infolge Vereinbarung teilen; aber wie nun, wenn nach gefälltem Urteilsspruch die „betrogene“ Hälfte sich plötzlich auf das Urteil berief und sich weigerte, eingegangene Vereinbarungen zu halten? Auch diese Fälle haben sich ereignet. Desgleichen war der Fall zu verzeichnen, daß ein kraft Ehebruches geschiedener Teil den „Ehebrecher“ aus Zorn oder Rachsucht dem Strafrichter überantwortete, obgleich nur ein Manöver vorgelegen hatte zur Schaffung eines Scheidungsgrundes.

Selbst in den *Kreisen der deutschen Richter* hat sich die Auffassung Bahn gebrochen, daß mit der Unmöglichmachung einer seriösen Ehetrennung der Gesellschaft *mehr Schaden zugefügt* wird, als ihr aus dem Fortbestehen einer haltlos gewordenen Ehe *Nutzen* erwachsen kann, und daß es eine *Versündigung gegen beide Eheteile* ist, sie aneinander zu fesseln, wenn sie doch nicht mehr fähig sind, die Ehe als eine segenbringende Gesellschaftseinrichtung weiterzuführen. Der § 1568 des Bürgerlichen Gesetzbuches kam, freilich kaum im Sinne des Gesetzgebers, soweit unter dieser Bezeichnung die Zentrumspartei des Reichstages einzubegreifen ist, hier zu Hilfe. Er bestimmt, daß wegen pflichtverletzenden, ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens des einen Ehegatten von dem andern, dem unter diesen Umständen die Fortsetzung der Ehe nicht zuzumuten sei, auf Scheidung geklagt werden könne. Dieser Paragraph ist etwas *dehnbar* in seiner Anwendung, und es hat sich tatsächlich in den letzten Jahren eine *freiere Auslegung* der Bestimmung durch die Gerichte feststellen lassen. Darin ist es in der Hauptsache begründet, daß die durchschnittliche Zahl der Ehescheidungen *wieder gestiegen* ist.

Aber auch diesem Paragraph hängt der *Pferdefuß* an, daß er die Voraussetzung hat: *ein Teil* ist des Verhaltens im Sinne des Paragraphen *schuldig, der andere nicht*, und der eine Teil kann den anderen als den Alleinschuldigen verklagen auf Trennung. Das wird in gar vielen Fällen eine Ungerechtigkeit sein, von der sich auch kein Gericht freizumachen vermag. Wie oft ist *keiner* der beiden Eheteile in der Lage, dem andern eine *hervorragende oder gar alleinige Schuld* an der dauernd unbefriedigenden Gestaltung des Eheverhältnisses beizumessen! Im Theater pfeifen wir heutzutage ein Stück aus, in welchem eine Person den fleckenlosen Engel, die andere den kohlrabenschwarzen Satanas markiert; denn wir wissen, daß Menschen weder Idealbild der Tugend, noch Idealbild des Lasters sein können, und daß alles, was wir am Menschen wahrnehmen, nur relativ ist, sei es im Guten oder im Schlimmen. In der Praxis aber sind wir im Ehescheidungsverfahren völlig auf diese „*Schwarzweiß-Technik*“ angewiesen. Ein Teil muß schuldig sein, der andere unschuldig.

Wenn unserer besten Gesellschaftsmoral nicht dauernd der Krebsschaden eingeimpft bleiben soll, der durch die Aufhebung der Ehetrennung aus „gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung“ entstanden ist, so muß dieses Tor in unserer Ehegesetzgebung wieder geöffnet werden. Wozu sollen die Leute darauf angewiesen sein, unter allen Umständen über den Zaun zu klettern trotz der sicheren Voraussicht, daß sie dabei zu Schaden kommen? Man reiße mit Bewußtsein die Schranken nieder, die mittelalterliche Geistesarmut vor der reich erblühten Gedankenwelt unserer Tage aufgerichtet hat; man gebe den Leuten, die unter einer in Selbsttäuschung aufgenommenen Kette durch das Leben seufzen, die Möglichkeit, im modern besten Sinne *sittlich zu sein!*

Das öffentliche Interesse an der Strafverfolgung.

Gedanken zur Strafprozeßreform von Siegberd Fieleck.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie“, das Wort das Goethe von Mephisto sprechen läßt, scheint vielen gar zu sehr als letzte Lebensweisheit. Es ist ihnen auch Evangelium, wo sichs um theoretische Fragen handelt — sie suchen dann, was ihnen grau erscheint zu meiden, auch wenn sie die Farbe des goldenen Lebens nur vom Tisch des Bürokraten her kennen.

Große Gesetzgebungsfragen verlangen theoretische Vertiefung. Mache ich mir nicht gedanklich klar, was ich will, so kann das Gesetz höchstens zufällig etwas taugen. Soll untersucht werden, was die Vorschläge der Reichsregierung zur Erneuerung des Strafverfahrens bedeuten,*) so müssen die Gedanken herausgearbeitet werden, die den Aenderungsvorschlägen zugrunde liegen. Dem Laien wenigstens ist nicht gedient mit den kurzen, rein praktischen Gründen, die für und gegen die einzelnen Bestimmungen sprechen. Der Fachmann sieht, auch wenn er nur die Gesetzesvorschläge selbst zur Hand nimmt, um was es sich handelt, wie zu den prinzipiellen Fragen Stellung genommen ist. Damit das auch der Laie wisse, muß man ihm die Grundprobleme zeigen, und Laien in diesem Sinne sind nicht nur die Leute der breiten Oeffentlichkeit, die zu den Entwürfen Stellung zu nehmen wünschen, Laien sind in ihrer überwiegenden Mehrheit auch die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlungen, selbst die Juristen, soweit sie sich nicht zufällig besonders gerade mit den Fragen des Strafrechts näher beschäftigt haben. Ihnen allen macht der Regierungentwurf die Arbeit nicht leicht. Die tiefer liegenden Fragen, was gerecht sei im Strafrecht und im Strafverfahrensrecht sind in der Begründung nie erwähnt. Sollen die Gedanken des Entwurfs verständlich werden, muß man erst tief hinter den Entwurf und seine Begründung zurückgehen.

Das geltende Strafrecht, einschließlich der Strafverfahrensordnung wird beherrscht von einem Gedanken: der

*) Der Entwurf einer Strafprozeßordnung und der Nebengesetze, nebst Begründung &c. Berlin, Otto Liebmann. Amtliche Ausgabe.

Staat stellt ein für alle Mal entscheidend fest, welche Taten Strafe verdienen. Nicht die Menschen sind schädlich mit ihren Gesinnungen, sondern ihre einzelnen Taten verdienen Vergeltung. Genau dem Uebel entsprechend, das die Tat enthält, wird sie mit der Strafe entgolten. Dieser Gedanke war einst die Folge der maßlosen Willkür, mit der in älteren Zeiten unserer Kultur die Uebeltäter behandelt wurden, der Grausamkeit, die einer noch früheren Zeit angemessen, den Menschen der Aufklärungszeit hart erschien. Da forderten die Voltaire, Beccaria und ihre Zeitgenossen, nur so dürfe gestraft werden, wie der Einzelne Uebel getan. Die Strafe solle im Verhältnis stehen zu der Uebeltat. Diese Forderung eines Gleichheitsverhältnisses zwischen Uebeltat und Strafe war einst, in ihrem ursprünglichen Sinne berechtigt. Heute ist sie es nicht mehr. Eine Arbeit, die aus dem Seminar des Sämanns zeitgemäßer strafrechtlicher Gedanken, Franz von Liszts, hervorgegangen ist, (Tesar, die symptomatische Bedeutung des strafbaren Verhaltens. Berlin bei Guttentag) hat das jüngst klar gelegt. Der heutige Stand der Wissenschaft läßt uns nicht mehr die Tat als hinreichendes Symptom der Gefährlichkeit des Täters für den Staat betrachten; wir wissen heute, daß gleiche Taten verschiedener Menschen sehr verschiedene Bedeutung haben können. Der Gedanke einer Gleichung zwischen Straftat und Schuld, Straftat und verdienter Strafe, dieser Gedanke, mit dem die Aufklärungszeit auf die Barbarei ihrer Tage reagierte, gilt heute nicht mehr.

Längst nicht an der Bestrafung jeder Tat, die unter Umständen ein Verbrechen sein kann, hat der Staat ein Interesse; nicht bei jeder Tat, die manchmal oder häufig ethische Minderwertigkeit, Staatsschädlichkeit verraten kann, besteht ein öffentliches Interesse an der Bestrafung; nicht jede einzelne Tat ist strafwürdig, wenn sie im Strafgesetzbuch unter Strafe gestellt ist. Sie kann so sehr ein Ergebnis äußerer Umstände sein, daß sie geradezu nichts ungünstiges über das Wesen des Täters enthüllt, weil jeder in gleicher Lage dasselbe getan hätte; sie kann auch Ausfluß einer schädlichen Individualität sein, aber einer Individualität, die so sehr ein Erzeugnis unverschuldeter Verhältnisse, sei es sozialen Jammers, sei es geistiger Minderwertigkeit ist, daß man ihr sozusagen die eigene Individualität nicht zurechnen kann — dann verlangt die feiner wägende Gerechtigkeit nicht Strafe, nicht Uebelzufügung, sondern ganz andere Maßregeln.

Den Erwägungen aber hat sich unser Strafgesetzbuch und unsere Strafverfahrensordnung bisher verschlossen. Wir strafen heute ohne jede Rücksicht auf die Gerechtigkeit, blind nach dem Buchstaben eines ein für alle Male festgestellten Tarifs, genannt Strafgesetzbuch.

Die neue Strafverfahrensordnung will das ändern.

Für alle jugendlichen Gesetzesübertreter — Jugendliche nennt das Gesetz die noch nicht 18jährigen Personen, außer den niemals Strafbaren, den Kindern unter 12 Jahren — wird mit dem Gedanken gründlich aufgeräumt, daß die Gerechtigkeit für jede von den Taten, die das Strafgesetzbuch aufzählt, die Vergeltung mit Strafe fordere. Es soll nur gestraft werden, wenn das öffentliche Interesse es erfordert. Für Jugendliche wird es nicht mehr heißen: „wer eine fremde, bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, sich dieselbe rechtwidrig anzueignen — oder wie sonst die Paragraphen des Gesetzbuches alle heißen — „wird so und so bestraft", sondern „wer eine fremde, bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, sich dieselbe rechtwidrig anzueignen, wird, wenn das im öffentlichen Interesse liegt, so und so bestraft!" Strafrichter, aber, wenn die Sache garnicht erst vor ihn gebracht wird, Vormundschaftsrichter sollen mit dem jugendlichen Uebeltäter verfahren dürfen, wie sie es für gut halten. Er kann in Fürsorgeerziehung gegeben werden, der Erziehung durch das Haus, der Schulzucht überwiesen, ermahnt, der Aufsicht eines Fürsorgers einstweilen unterstellt, er kann auch bestraft werden, auch da wieder mit einem bloßen Verweis, und wenn die Justizverwaltungen und die Träger des Begnadigungsrechts ihre entsprechenden Anordnungen weiter gelten lassen, unter vorläufiger Aussetzung der Strafvollstreckung mit der Aussicht auf Begnadigung im Falle des Wohlverhaltens während einer Bewährungszeit.

Beim Verfahren gegen Erwachsene, mehr als 18jährige, soll der neue Grundsatz nur beschränkte Geltung haben, daß nur zu strafen ist, wenn das im öffentlichen Interesse liegt. Zunächst soll hier alles von der Staatsanwaltschaft abhängen, vom Gericht so gut wie nichts. Dem Staatsanwalt wird es frei gestellt, ob er die Anklage erheben will oder nicht; das Gericht hat sich mit der Frage nur zu befassen, wenn der Staatsanwalt Anklage erhoben hat, und das wieder rückgängig machen will; auch dann darf nur auf seinen Antrag, nicht, wenn es das selbst für geboten hält, das Gericht das Verfahren nach nachträglich einstellen. Ob das Gericht auch, wenn der Verletzte sich durch das Unterbleiben der Anklage beschwert fühlt und die richterliche Entscheidung anruft, wird entscheiden dürfen, ob ein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung vorliegt, sagt der Entwurf nicht ausdrücklich. Voraussichtlich wird die Praxis dahin gehen, daß die Frage von der Staatsanwaltschaft bindend entschieden, das Gericht sich auch nicht auf Anrufen des Verletzten darüber auszulassen haben wird.

Auch die Staatsanwaltschaft aber soll bei Erwachsenen nicht immer befugt sein, die Strafverfolgung zu unterlassen, wenn sie nicht im öffentlichen Interesse liegt. Nur bei bestimmten Vergehen wird es in ihr Ermessen gestellt, ob sie einschreiten will oder nicht, bei allen den kleinen Gesetzesverletzungen, die das Strafgesetzbuch Uebertretungen nennt, und bei gewissen, die es als Vergehen bezeichnet.

Hier taucht nun sofort ein Bedenken auf. Läßt sich bei irgendwelchen von den vom Gesetz als strafbare Handlungen bezeichneten Taten, sagen, wenn sie vorliegen, sei die Bestrafung immer geboten? Bei Jugendlichen sagt der Gesetzentwurf, mag die Tat sein, welche es will, die Straflosigkeit kann im öffentlichen Interesse liegen. Da zeigt es sich, worauf es ankommt: in der Person des Täters muß das Merkmal gesucht werden, ob die Bestrafung notwendig ist. Auf die Art der Straftat kommt es nicht an.

Bisher sagt das Strafgesetzbuch damit, daß es auf gewisse Taten ein für alle Male eine Strafe setzt; die Bestrafung der Leute, die dies tun, liegt immer im öffentlichen Interesse; denn im öffentlichen Interesse ist ja das Strafgesetzbuch erlassen. Der Entwurf der Strafverfahrensordnung jetzt will den Grundsatz umstoßen und sagen, die Bestrafung der im Strafgesetzbuch bezeichneten Taten liegt nicht immer im öffentlichen Interesse. Solange das Strafgesetzbuch nicht abgeändert ist, bestehen dann zwei Gesetze die einander widersprechen; das mag nur ein Schönheitsfehler sein. Aber erhebt der Entwurf schon Widerspruch gegen das geltende Strafrecht, dann gibt es keinen Grund dafür, nur gegen einzelne vollkommen systemlos bestimmte Teile Widerspruch zu erheben, andere vollkommen unangefochten stehen zu lassen.

Es wird anerkannt werden müssen, daß nicht immer gestraft zu werden braucht, aber die Gründe dafür liegen in der Person des Täters, nicht in der Art der einzelnen Tat. Bei den Jugendlichen ist es besonders naheliegend, sie unbestraft zu lassen, weil die Staatsgewalt in ihrer Eigenschaft als Obervormundschaftsbehörde ihnen gegenüber ohne weiteres die Möglichkeit hat, andere Maßregeln anzuwenden. Bei andern Personen ist diese Möglichkeit nur in geringerem Maße gegeben. Die Macht des Vormundschaftsrichters hört freilich erst beim Eintritt der zivilrechtlichen Volljährigkeit auf, also bei der Vollendung des 21. Lebensjahres, der Minderjährige ist also 3 Jahre lang nicht mehr Jugendlicher im Sinne des Strafrechts, und dem strafrechtlich

Erwachsenen gegenüber ist, bis er volljährig ist, auch noch die Vormundschaftsbehörde zu Erziehungsmaßregeln befugt — wenn auch die Landesgesetze vielfach die Fürsorgeerziehung (Zwangserziehung) nur für die Minderjährigen bis zum 18. Jahre kennen. Gegen andere Erwachsene hat der Staat außer der Strafe kein Machtmittel — will man in erheblichem Maße auf das Strafen verzichten, so müßten dem Staat andere Mittel zu Gebot gestellt werden, auf die Uebeltäter einzuwirken.

Will man aber zunächst zufrieden sein, daß wenigstens überhaupt das unnötige Strafen etwas eingeschränkt werden soll, und will man darüber hinweg gehen, daß ohne hinreichenden Grund nur einzelne Straftaten dem Verfolgungszwang entzogen sind, so taucht ein viel schlimmeres Bedenken auf. Was heißt das, die Verfolgung liegt nicht im öffentlichen Interesse? Was ist unter dem öffentlichen Interesse zu verstehen? Bisher ist das öffentliche Interesse an der Strafverfolgung bei Beleidigungen und Körperverletzungen das Merkmal, nach dem der Staatsanwalt entscheidet, ob er öffentliche Klage erheben will, oder ob die Privatklage dem Verletzten überlassen bleiben soll. Schon hier konnte die ungenaue Formulierung „öffentliches Interesse an der Strafverfolgung" in manchen Fällen bedenklich erscheinen. Man fragt sich manchmal vergebens, weshalb die Staatsanwaltschaft in einem Falle ein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung angenommen hat, das andre Mal nicht. Aber hier war es minder wichtig. Dem Verletzten blieb die Privatklage. Von dem Vorliegen des öffentlichen Interesses hing in der Tat nur die Frage ab, wer die Verfolgung übernehmen solle, der Staatsanwalt oder der einzelne Verletzte. Von seinem Antrag hängt es in den Fällen, in denen er zur Privatklage verwiesen werden kann, ohnehin ab, ob die Tat als strafbar angesehen werden soll. Im Gegensatz zu seinem sonstigen Grundsatz, daß die im Strafgesetzbuch bezeichneten Handlungen stets strafwürdig sind, gibt der Staat hier im einzelnen Falle die Entscheidung, ob die Handlung strafwürdig ist, in die Hand des Verletzten. Bei dem, was der Entwurf der Strafverfahrensordnung vorschlägt, handelt es sich aber nicht um die Frage, ob der Staat die Verfolgung selbst durchführen oder ob er sie den Verletztenüberlassen soll, sondern es handelt sich um die Frage, ob die Handlung bestraft werden soll. Der Entwurf gebraucht zwar auch den Ausdruck von dem öffentlichen Interesse an der Strafverfolgung, aber in Wahrheit handelt es sich um das öffentliche Interesse an der Bestrafung. Und, wann dies vorliege, wann nicht, darüber sagt der Gesetzentwurf kein Wort. Die Entscheidung darüber soll völlig im freien Ermessen der entschiedenden Behörde liegen.

Die entscheidende Behörde aber soll die Staatsanwaltschaft sein, ihre Entscheidung soll sich stützen auf das Aktenmaterial, ohne mündliche Verhandlung, ohne genaue, förmliche Untersuchung des Falles soll sie ergehen. Damit, wie übrigen auch mit mehreren anderen seiner Bestimmungen, will der Entwurf einen Grundsatz aufgeben, der zu den Errungenschaften der neuen Zeit gehört, und den man nicht missen möchte, den Grundsatz der förmlichen Garantien für die Gleichheit vor dem Gesetz. Ist der Grundsatz hart, daß jede Tat bestraft wird, die im Strafgesetzbuch verzeichnet ist, und ist er ungerecht, er bietet doch zugleich die Sicherheit, daß die Großen und die Kleinen ohne Ansehen der Person, gleich behandelt werden. Diese Sicherheit muß gewahrt werden. Sie braucht nicht durch alte Mittel erstrebt zu werden, die Bestrafung aller ein für alle Male bezeichneten Handlungen. Die Mitwirkung von Volksvertretern, also von Laienrichtern bei der Entscheidung über die Frage, ob gestraft werden soll, die Entscheidung nach mündlicher, öffentlicher Verhandlung, sie kann ersetzen, was heute der Grundsatz der Verfolgungspflicht für die Staatsanwaltschaft will. Von Lilienthal weist in der Besprechung des Entwurfs, die er in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft gibt, darauf hin, daß es sich gerade bei den Handlungen, die der Entwurf dem **Legalitätsprinzip** entziehen will, zum Teil um politisch gefärbte **Delikte** handelt, oder um Straftaten, die nur von Arbeitgebern begangen werden können. Da würde es zu schweren Erschütterungen des Vertrauens zur Rechtspflege führen, wenn nach dem Ermessen der Staatsanwaltschaft, einer abhängigen Behörde, gestraft werden soll oder nicht. Auch bei den Jugendlichen würde es sich von selbst ergeben, daß die Kinder aus höheren sozialen Schichten, eben weil bei ihnen die Garantien für eine erziehliche Einwirkung größer sind als bei Proletarierkindern, die Bestrafung seltener sein würden als bei diesen.

Da muß dann die Sicherheit geschaffen werden, daß unbedingt unparteiisch, noch keinen andern als strafrechtlichen Gesichtspunkten die Entscheidung gefällt wird.

Freilich eine Wirkung wird damit vermieden, die der Entwurf auch anstrebt: daß die Behörden nicht mit Kleinigkeiten zu sehr belastet werden. Aber darin kann und darf das öffentliche Interesse bei der Strafrechtspflege nicht gesucht werden, daß die Behörden keine Unbequemlichkeiten haben. Schädlich für das öffentliche Interesse ist es, wenn unnötig Strafen erlitten werden, nicht, wenn die Behörden Unbequemlichkeiten haben. Schließlich hat auch der Beschuldigte ein Interesse daran, daß seine Unschuld festgestellt werde, und daß sich nicht gegen ihn bei der Staatsanwaltschaft solange die Akten über Fälle häufen, bei denen ein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung nicht vorlag, bis einmal die Staatsanwaltschaft findet, die Rückfälligkeit begründe das öffentliche Interesse an der Verfolgung, die Rückfälligkeit, festgestellt aus Akten, in denen nur ungenügende Ermittelungen verzeichnet sind, Beschuldigungen, gegen die sich zu verteidigen der Verdächtige kein Mittel hatte.

Eine Vereinfachung des Verfahrens ist auch auf anderem Wege möglich. Der Entwurf schlägt auch solche Wege und ihren Ausbau vor (Strafbefehl, schleuniges Verfahren); man könnte, wo Strafe nicht geboten ist, auch auf gleichem Wege die Schuld feststellen und von einer Strafe absehen. Aber, wenn gewiß das öffentliche Interesse nicht erfordert, daß unnötig gestraft werde, das fordert es auch, daß die Entscheidung, ob eine Strafe nötig sei, auf einem schon vor jedem Verdacht der Parteilichkeit geschützten Verfahren beruhe.

Straflosigkeit bei Jugendlichen und andern, bei denen eine Strafe unnötig ist, stets dann, aber auch nur dann, wenn die Strafe unnötig ist, das ist zu wünschen, und jeder Schritt, den der Strafverfahrens-Entwurf in der Richtung tut, ist zu begrüßen; aber ob Straflosigkeit eintreten kann, das muß von der Persönlichkeit des Gesetzesverletzers abhängen, nicht von dem Paragraphen, unter den zufällig seine Tat fällt, und es darf nicht von einer politisch abhängigen Behörde nach unkontrollierbarem Ermessen ohne hinreichende Untersuchung über den Fall entschieden werden.

Streiflichter.

Roosevelt über Glaubensschnüffelei. In der von Pfarrer Lic. Traub in Dortmund herausgegebenen „Christlichen Freiheit" finden wir in dankenswerter Weise einen Brief abgedruckt, den Theodor Roosevelt nach der Präsidentschaftswahl als Antwort auf gewisse Zuschriften aus kirchlichen Kreisen veröffentlicht hat, die gegen den republikanischen Kandidaten W. H. Taft wegen seiner „Ungläubigkeit" (als Unitarier) Stimmung machen wollten. Roosevelt schreibt unter dem 6. November an einen dieser Briefschreiber:

„Ich habe keinen von diesen Briefen während der Kampagne beantwortet, da ich es als einen Schimpf betrachte, die Frage über eines Mannes religiöse Ueberzeugung lediglich zu dem Zwecke aufzuwerfen, um eine politische Wahl zu beeinflussen.

Nachdem jedoch die Kampagne vorüber und Gelegenheit vorhanden ist, eine Frage, wie die obige, ruhig zu überlegen, habe ich Ihren Brief zur Beantwortung ausgewählt, da Sie beide Punkte erwähnen, sowohl seinen unitarischen Glauben als auch seine Sympathie für die Katholiken.

Sie verlangen, daß Mr. Taft der Welt offen bekennt, welcher Art sein Glaube ist.

Das ist lediglich seine eigene, private Angelegenheit, eine Sache zwischen ihm und seinem Schöpfer, eine Sache seines eigenen Gewissens, und Ihr Verlangen, sich öffentlich darüber auszusprechen, auf die Gefahr einer parteiischen Ausdeutung hin, hieße das erste Prinzip unserer Verfassung verneinen, welche vollständige religiöse Freiheit garantiert und jedem Menschen das Recht gibt, in Religionsangelegenheiten zu handeln, wie ihm sein Gewissen befiehlt.

Mr. Taft hat mich in der von Ihnen aufgebrachten Frage nie um meinen Rat gebeten, aber wenn er es getan hätte, würde ich ihm nachdrücklich von der Veröffentlichung seiner religiösen Anschauung abgeraten haben. Das Verlangen einer solchen Veröffentlichung kann nur den Zweck haben, Stimmung für oder gegen ihn zu machen. Die unvermeidliche Folge, welche das Umsichgreifen einer solchen Praxis nach sich hätte, würde der Verlust unserer Gewissensfreiheit und ein Rückfall zu den traurigen Zuständen religiöser Uneinigkeit sein, die in so vielen Ländern wahrer Freiheit, wahrer Religion, Fortschritt und Zivilisation schädlich gewesen ist.

Mißstimmung gegen einen rechtschaffenen Bürger hervorzurufen, nur weil er einer besonderen Kirche angehört, oder vielleicht wie s. Z. Abraham Lincoln, sich gar keiner Kirche anschließt, ist eine Beleidigung gegen die Freiheit des Gewissens, welche einer der Grundpfeiler des amerikanischen Lebens ist. Sie sind berechtigt, zu wissen, ob ein Mann, dem Sie Ihre Stimme geben, einen geordneten und rechtschaffenen Lebenswandel führt, ehrenhaft im Verkehr mit seinen Nebenmenschen ist und sich durch seine Fähigkeiten eignet, die Pflichten des verantwortungsvollen Amtes zu erfüllen, für welches er Kandidat ist. Sie sind aber keineswegs berechtigt, über Verhältnisse Auskunft zu fordern, die lediglich zwischen ihm und seinem Schöpfer bestehen.

. . . . Nicht für einen Moment bin ich der Meinung, daß die große Masse unserer Bürger oder wenigstens ein sehr beträchtlicher Teil, sich durch eine solche engherzige Bigotterie beeinflussen läßt, und einem ehrenhaften und fähigen Manne die Stimme verweigert, weil er zufällig ein besonderes Glaubensbekenntnis hat. Das sollte nie ein Grund sein, einen Kandidaten für ein politisches Amt weder zu unterstützen, noch zu bekämpfen. . . . . Ich glaube, daß diese Republik noch viele hundert Jahre bestehen wird. In diesem Falle werden ohne Zweifel unter ihren Präsidenten Protestanten, Katholiken und möglicherweise auch Juden sein. Ich habe als Präsident beständig versucht, gegen meine katholischen Mitbürgee so zu handeln, wie ich hoffe, daß jeder zukünftige Präsident, der zufällig Katholik ist, gegen seine Mitbürger protestantischen Glaubens handeln wird. Hätte ich anders gehandelt, würde ich gefühlt haben, daß ich unfähig bin, das amerikanische Volk zu vertreten.

In meinem Kabinett sitzen Katholik neben Protestant, Christ neben Jude, Seite an Seite, jeder von mir ausgewählt, da er sich besonders zur Ausführung der ihm obliegenden Pflichten eignet. In keinem Falle beeinflußt eines Mannes Religion in irgendeiner Weise eine Befreiung von seinen Pflichten, sondern die Religion soll ihn eifriger machen, in seinen Beziehungen zu seinen Nebenmenschen gerecht und ehrlich zu handeln.

Dieselben Prinzipien, die mich leiten bei der Auswahl meiner Kabinettsmitglieder, der höchsten Beamten unter mir, denen die Ausführung der wichtigen politischen Aktionen anvertraut ist, sind die Prinzipien, die alle guten Amerikaner leiten sollten bei der Wahl oder Ernennung der Männer, die irgend ein Amt, vom höchsten bis zum niedrigsten im Lande, bekleiden sollen."

Wie wäre es, wenn sich Kaiser Wilhelm II. einmal im Kreise seiner Minister, insbesondere des Justiz- und Kultusministers, von dem derzeitigen Roosevelt-Professor einen Vortrag über diese Ansichten seines Freundes halten ließe?

Sprechsaal.

Zur Schulreform.

In Nr. 20 dieser Zeitschrift äußert sich S. Weigelin im Anschluß an meine Skizze in Nr. 10 „zur Schulreform" und glaubt einen grundsätzlichen Irrtum in meiner Auffassung richtig stellen zu müssen. Ich bin nun mit den Erziehungsgedanken Weigelins in der Hauptsache durchaus einverstanden, und wäre allerdings im Irrtum gewesen, wenn ich vor der praktischen Wirklichkeit in der Schule in dieser Auffassung gewarnt hätte. Aber ich habe ja zum Schluß, schon in Vorahnung derartiger Mißverständnisse, vielmehr ausdrücklich bemerkt, daß auch nach meiner Ueberzeugung die Interessen des praktischen Lebens, ethisch, d. h. recht verstanden und recht behandelt, nicht mit den ewigen Interessen der Menschheit in Widerspruch stehen, also auch für diese durch Unterricht in jenen gewirkt werden könne; habe auch ausdrücklich bemerkt, daß ich z. B. den Unterricht in lebenden Sprachen auch im Interesse der Menschheit für förderlicher halte als den Unterricht in den alten Sprachen. Und auf den hohen Lehrwert der Gymnasialbildung glaube ich mit nicht einem einzigen Wort hingewiesen zu haben. Wollte es jedenfalls nicht.

Herr Weigelin vermutet mich in einem ganz anderen Lager als ich tatsächlich stehe. Er spricht vom Techniker. Ich bin einer. Als Techniker weiß ich allerdings sehr wohl, was das Leben und die Anschauung wert ist, und bin durchaus für mehr Anschauung und Lebenswerte im Schulunterricht, als ich selbst einst da gefunden habe; aber als Techniker unter Technikern habe ich auch gesehen, wie sehr dem Menschen im Drange der täglichen praktischen Arbeit alles allgemeinere Interesse und alles universelle und menschheitliche Denken abhanden kommen kann, wie dringend notwendig es also ist, daß hier die Allgemeinschule eine möglichst tiefe und breite und unverlierbare Grundlage schaffe, daß das ihre erste und wichtigste Aufgabe sei. Aber nicht wahr, darin sind wir ja wohl auch einig?

Da aus meinen Ausführungen doch nicht absolut zweifellos geworden scheint, was ich treffen wollte, so möchte ich noch nachträglich die Aeußerungen mitteilen, die mich zu meinen Ausführungen veranlaßt haben.

In Nr. 1/2 1908 der „Menschheitsziele" schreibt Dr. Heinrich Pudor über „Volkswirtschaft als Unterrichtsgegenstand". Dr. Pudor frägt zunächst, ob „denn die höhere Schule überhaupt die Aufgabe habe, für das Leben vorzubereiten" und bejaht diese Frage, weil die meisten Zöglinge *später nicht theoretisch sondern praktisch tätig sein werden*, z. B. als Aerzte *oder Geistliche, als Richter und Rechtsanwälte, als Lehrer*. „Erst recht gilt das von der Volksschule, von der Mädchenschule, von der Privatschule! Grade hier liegt der Kernpunkt aller in den letzten zehn Jahren angestrebten Schulreformen: Die Schule für das Leben. Hat man doch von gewisser Seite sogar versucht, eigentliche Lebensschulen zu errichten." Außer Erweiterung des Lehrplanes durch Fächer wie Handarbeit „ist ein dringendes Erfordernis, die Lehre von der *Praxis* des Lebens selbst zum Unterrichtsgegenstand zu machen: d. h. die Volkswirtschaft".

„Ist es eine Vorbereitung für das Leben, wenn unsere Jünglinge und Jungfrauen beim Verlassen der Schule Griechisch gelernt haben, aber die Buchführung, obwohl dieselbe in jeder Wirtschaft, in jedem Hausstand, in jeder Familie, von jedem Hausvater und jeder Hausmutter verstanden sein muß, nicht gelernt haben? Und sollte sie nicht in allen Volksschulen obligatorisches Unterrichtsfach sein? Wieviel Elend, Unglück, Enttäuschung bliebe erspart, wenn es der Fall wäre!"

Ferner wünscht Dr. Pudor als Unterrichtsgegenstände Nahrungsmittelchemie, Technologie der täglichen Bedarfs- und Gebrauchsgegenstände, wünscht Unterricht im Hausbau, Straßentechnik, Städtebau, Verkehrswirtschaft (wenn mit sozialer Tendenz, vorzüglich. Referent), im Postwesen, Schiffahrt, Finanzwesen, Reichsbankverhältnisse, Versicherungswesen, im *Uniform-, Wappen-, Flaggenwesen*.

Das ist in ausgesprochenster Form die bloße Dressuranstalt für das tägliche Leben, gegen die wir uns in unsrer Betrachtung gewandt haben wollten. Klammern wir uns nicht an Einzelheiten. Mit Dr. Pudor und Weigelin bin ich durchaus der Ansicht, daß in unsern Schulen eine Menge unnützen Ballastes mitgeschleppt wird und wünsche sehnlichst eine Ausmerzung alles dessen, was weder für das praktische Leben, noch (eben darum) für die von uns in den Vordergrund gestellte Erziehung im Sinne der Menschheitsharmonie von Wert ist. Aber der Gesamteindruck, den man aus den angeführten Aeußerungen und zahlreichen ähnlichen gewinnt, ist unzweifelhaft der, daß die wichtigste und vornehmste Aufgabe der Allgemeinschule (was darunter zu verstehen ist, wurde in meinem ersten Artikel bereits gesagt) von vielen Schulreformern verkannt wird.

Deshalb schien mir eine bescheidene Mahnung zur Besinnung nicht ganz unangebracht.

Im übrigen habe ich meine Gedanken und Ansichten über Erziehung und Menschenreform ausführlich niedergeschrieben und begründet in einer Broschüre, die ich in einiger Zeit zu veröffentlichen gedenke. Otto Schulz.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Eingegangene Bücher.

Bei der Menge der uns unverlangt eingesandten Werke können wir in Zukunft eine Gewähr für Aufzählung hier nicht mehr übernehmen. Wir werden vielmehr nur Bücher, die unsere Leser interessieren könnten, aufführen. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen. Eine Zurücksendung unverlangter Werke findet keinesfalls statt.

Die Redaktion.

Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.), Frankfurt a. M.

Die Wahrheit über eine Wunderheilung von Lourdes. Von Dr. Ed. Eigner, prakt. Arzt in München. M. 0,50.

Die Erlösungsidee. Von Carl Hilm. M. 0,50.

Glauben oder Wissen. Von Georges Clemenceau. Mit einem Vorwort von Emil Rey. M. 0,50.

Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen über soziale Reformfragen. Verlag von Emil Roth in Gießen. I. Band, Heft 1: Arbeits-Tarifverträge. Zwei Vorträge von Dr. Waldemar Zimmermann und Dr. H. Sinzheimer. M. 0,60. I. Band, Heft 2: Dringende Reformpunkte der deutschen Arbeiterversicherung. Vortrag von Dr. Fritz Stier-Somlo. Nachwort von Dr. Magnus Biermer. M. 0,80.

Menschenschicksale. Aus den Papieren einer Samariterin. Von Carola von Eynatten. Stuttgart 1909. Verlag von Max Kielmann. Broschiert M. 2,00, gebunden M. 3,00.

Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Von Dr. F. Lederbogen. Leipzig 1908. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. M. 4,—.

Ein Kind. Gegenseitige Rechte und Pflichten zwischen Eltern und Kindern. Von Dr. Rudolph. Band VII der Praktischen Bibliothek „Im Kampf ums Dasein. Pößneck i. Thür. Verlag von Herm. Schneider Nachf. M. 1,—.

Soziale Moral auf Grund der Fortentwickelung der Menschheit. Von Ch. Fulpius. Berechtigte Uebersetzung von E. Vogtherr. Frankfurt a. M. 1908. Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.). M. 0,75.

Die Ueberwinder des Todes. Berlin. John Schwerin's Verlag Aktien-Gesellschaft.

Theodore Roosevelt. Von Otto von Gottberg. Berlin 1908. Concordia deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. Broschiert M. 1,50, gebunden M. 2,30.

Helmholtz und unsere heutige Weltanschauung. Zwei Vorträge von Prof. Dr. Unna. Hamburg 1908. Verlag der Ortsgruppe Hamburg E. V. des deutschen Monistenbundes.

Hermann Schell über die soziale Frage. Von W. Hohoff. Paderborn 1908. Verlag von Ferd. Schöningh. M. 0,60.

Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus. Von Alfred H. Fried. Tübingen 1908. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin. Jahresbericht und Programm für 1908/09. Berlin W., Friedrich Wilhelm-Straße 7.

Untermenschen. Das Rassenproblem im Lichte der Kriminalpsychologie. Von Franz Nadastiny. Leipzig. Otto Wigand. M. 6,—.

Aesthetik. Von Kurt v. François. Gr.-Lichterfelde 1908. Verlag von Kahlenberg & Günther.

Manneswürde und Mädchenehre. Von H. Bauer. 2. Auflage. Göttingen 1908. Vandenhoeck & Ruprecht. M. 0,50.

Die Ehe als Kampfmittel des Proletariats. Von Biophil. Nürnberg. Verlag von K. Weißwanger. M. 0,20.

La Sagesse du docteur Bonhomme. Par M. Reinbold Geijer. Genève, Henry Kündig.

Spinozas Ethik. In verkürzter Uebersetzung. Von Dr. M. Kronenberg. Aus „Bücher der Weisheit und Schönheit“, herausgegeben von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Stuttgart. Verlag von Greiner & Pfeiffer. M. 2,50.

Der heutigen Nummer liegen zwei Prospekte der Verlagsbuchhandlungen **Eugen Diederichs**, Jena und **Ferdinand Dümmler**, Berlin bei, worauf wir unsere werten Leser hierdurch hinweisen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich **Berlin S.O. 16, Rungestr. 25–27** (Spreepalast). Die Sprechstunden des Herrn Dr. Penzig sind dort Dienstag und Freitag 10 bis 1 Uhr. Eilige **redaktionelle** Zuschriften sind an seine Privatadresse: Charlottenburg, Grolmanstr. 15 zu senden, **geschäftliche** an Herrn Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121. Telephon-Amt VI Nr. 642. — Die Adresse des Generalsekretär des Internationalen Bundes der ethischen Gesellschaften, Herrn Gustav Spiller, ist von nun an bis auf Weiteres: 63. South Hill Park, Hampstead, London.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121.
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.



Januar 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Einem Kinde ins Lebensbüchlein.

Daß Du mir ja nicht an einem Tag
Das Lachen verlernst, klein Seelchen! Schlag um Schlag
Deines Herzens muß ein Klingen und Schalmein
Ueber die sturmschweren Wolkenheere sein.

Daß Du mir ja recht stolz bist, mein Kind.
Ob Nacht und Eis oder Regen und Wind
Oder ob der Winter mit seiner Knechteschar
Dich anpackt, — lache ihn aus,
Den dumpfen Gram und Graus,
Denn Du bist voll Sonne ganz und gar. —

Und hör mir nicht hin, wenn ein grauer Sünder schwätzt:
Alles Leben würde zur Qual gehetzt.
Klein Seelchen, bedenke, bedenk:
Jedes Leben ist ein köstlich Geschenk! —

Robert Walter-Freyr.

„Viel Glück zum neuen Jahre!“

Ein schöner Brauch ist dieses Glückwünschen gewiß, tiefen Sinn kann es haben — wenn die Menschen nicht so oft die Hauptsache vergäßen, nämlich, den tiefen Sinn auch wirklich hineinzulegen. Wie viele Tausende von Lippen sprechen heute wiederum den Wunsch aus, ohne daß das Herz etwas davon weiß! Und so ist es natürlich auch recht schwach bestellt mit der Erfüllung dieser Wünsche. Denn herzliche Wünsche *können* wenigstens blühen und Frucht tragen, wenn sie es auch nicht *müssen*; gleichgiltige Wünsche aber erfrieren schon auf den Lippen.

Freilich, Ihr werdet mir sagen, gegen Krankheiten, Not und allerlei Schicksalsschläge sind wir Menschen doch machtlos. Gewiß! Zugegeben! Aber trägt das, was von außen, als Unvermeidliches an uns herantritt, die Hauptschuld am Leid der Menschen? Kaum! Je genauer man menschlichem Leid nachforscht, desto mehr findet man, daß es fast immer der Mensch ist, der den Mitmenschen das größte Leid zufügt durch allerlei Unduldsamkeit, Engherzigkeit, Sich gehen lassen u. s. w.

„Viel Glück zum neuen Jahre!“ Wenn dieser Wunsch so leicht von unsern Lippen fließt, denken wir meist gar nicht daran, wie eigentlich das Glück der Menschen zu stande kommt, *wie unendlich viel jeder Einzelne von uns zu seiner Erfüllung beitragen kann.* Glück ist doch nicht etwas Fertiges, was man wie einen reifen Apfel vom Baume pflückt. Glück ist schwere Arbeit und Kampf; sagt doch schon das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Und Schmiedearbeit ist doch wahrlich nichts leichtes! Aber indem man sein Glück schmiedet, schmiedet man auch mit am Glücke der andern, denn der Mensch ist mal so beschaffen, daß er sich auf die Dauer nur an dem erfreuen kann, was seinen Mitbrüdern und Schwestern auch Freude macht. Wissen wir doch alle, daß Selberessen nur fett, aber nicht glücklich macht. Mit den Glück*wünschen* am Neujahrstage darf es eben für uns nicht abgetan sein, vielmehr beginnt dann erst im Anschluß an den Wunsch die eigentliche Glücks*arbeit*, wenn der Glück*wunsch* nicht nur fades Gerede sein soll! Jetzt heißt's in sich gehen und sich ernsthaft überlegen, wie man im täglichen Leben das Glück erarbeiten und mehren kann, durch Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, sowie durch Bekämpfung seiner Launen, seines Jähzornes, und all der Störenfriede des Glückes, die man im eignen Herzen wohlgefällig züchtet. Scheinbar sind ja diese Glücksfeinde, die wir in uns beherbergen, lauter harmlose bescheidene Gesellen; aber wenn wir sie mal ehrlich und gründlich bei Lichte besehen und uns klar machen, daß sie uns an 365 Tagen im Jahre das Leben verderben, dann merken wir doch, daß wir es hier mit einem recht stattlichen Feinde zu tun haben. Selbst unsere kleinsten Fehler können Glückszerstörer werden, denn sie multiplizieren sich ins Unendliche, oft ohne daß wir es merken, weil wir immer so eifrig bemüht sind, sie bei den andern zu suchen. Bedenken wir nur einmal, wie viel Glück wir verbreiten könnten wenn wir die guten Gelegenheiten benützten, die sich uns täglich bieten, um unseren Eltern, Geschwistern, Dienstboten, Mitschülern freundliche Worte zu sagen, Gefälligkeiten zu erweisen u. s. w. Aus Bequemlichkeit, Hochmut oder weil es uns nicht der Mühe wert ist, lassen wir den guten Augenblick vorübergehen, unbenutzt! Und doch besteht das ganze Lebensglück aus solchen „Kleinigkeiten“! Wenn jeder fühlt, daß der andere ihm wohlgesinnt ist, dann erst entsteht das fröhlich-zufriedene Zusammensein, das man Glück nennt. Wo ein solches Glück herrscht, wird auch jeder äußerliche Schicksalsschlag, wie Krankheit, Not u. a. m. leichter zu ertragen sein.

Freilich genügt es nicht, sich das alles nur am Neujahrstage klar zu machen. Im Kampfe ums Glück ist ja *jeder Tag ein Neujahrstag*, weil wir täglich von

neuem mit frischem Mut gegen unsere inneren Feinde zu Felde ziehen müssen, weil das Glück täglich neu erkämpft werden muß.

Jüngst ist mir ein indischer Weisheitsspruch zu Gesicht gekommen, der mir als herzlicher Neujahrswunsch für die Leser des Kinderlandes so recht geeignet erscheint:

„An jedem Morgen stelle Dir die Frage:
Was tu ich Gutes an dem heut'gen Tage?
Und denke, wenn die Sonne geht, sie nimmt
Ein Stück des Lebens mit, das Dir bestimmt."

L. Z.

Wo wohnt dein Glück?

Von Charlotte Dittmann.

Das Glück — es braucht keinen weiten Raum um sich her, es kehrt am liebsten in einem kleinen Hause ein, in dem es licht und still ist. Dies Haus liegt tief verschlossen vor der Welt und läßt sich so wundervoll schmücken wie kein anderes Haus auf Erden. Eine helle Sonne strahlt über ihm, die Güte, und füllt es mit Licht und Wärme. Auf der Schwelle steht eine priesterliche Hüterin, die Liebe. Sie ist die Schwester des Glücks und versteht es wie niemand, niemand sonst das Glück hineinzuziehen und zu fesseln. — Sobald es eingezogen ist, weitet sich das Haus, alle seine Räume dehnen sich zum Zerspringen . . . hast du's noch nicht gespürt? Du selbst trägst ja die Wohnung des Glücks in deinem Busen. Halte sie rein und laß es nie kalt in ihr werden.

Das vollste Glücksgefühl geht Hand in Hand mit dem Streben nach Ausgestaltung unserer wertvollsten Anlagen. Deshalb suche fleißig alles das auf, dessen Nähe dich in deinem besten Streben bestärkt und dir — gleichsam durch ein Gefühl des Mitschwingens — die tiefste Wesensart deiner Persönlichkeit zum Bewußtsein bringt. Eifre immer d e n Menschen nach, die du liebst. Man bewundert wohl manchmal Menschen, aber das ist zur Nacheiferung zu wenig. Wenn aber einmal heiß in dir der Gedanke aufquillt: „s o möchte ich werden!" dann nimm dich beim Wort, beim Ehrenwort, du junges Menschenkind. —

Bilde dich nach denen, die du am tiefsten liebst. Auch Dichtergestalten können deine Vorbilder sein, denn auch sie leben, wenn du sie verstehst.

Die Königin Luise hat einmal in schweren Tagen gesagt: „Es kann auf Erden nur gut werden durch die Guten." Sei also gut — und du bringst d i e M e n s c h h e i t vorwärts! Vielleicht wirst du dabei selbst ein Vorbild für deine jüngeren Gefährten, und diesen streben wieder andere nach. So wirkt e i n guter Mensch unabsehbar fort in die Zukunft. Und wenn dir so das Herz warm wird von Werdelust, wenn alle Kräfte und Fähigkeiten der Freundschaft, der Ritterlichkeit, der Liebe darin wach sind, so schwellt ein Glücksgefühl, das sich durch nichts erlöten läßt, dein Herz. Wohl wird dein Glück mit der Zeit reifer, deine Ideale werden sich wandeln — aber auf demselben Boden, an demselben Wege werden deine Glücksblumen immer blühen. Wie jede Jahreszeit ihre besonderen Blumen hervorbringt, so besitzt jedes Lebensalter seine eigenen Glücksmotive, aber wenn nicht die Liebe den Samen ausgestreut hat, so werden es taube Blüten sein, denen keine Frucht beschieden ist. Im H e r z e n s g a r t e n muß das Glück blühen; da, wo deine Kinderideale wuchsen!

Einem Vermächtnis gleich läßt Posa seinem Freunde Carlos die Mahnung zurück: „Er soll Achtung haben vor den Träumen seiner Jugend, wenn er ein Mann sein wird."

Und wenn d u ein Mann sein wirst — oder eine Frau — und hast gelernt und gestrebt, hast immer alles, was du liebtest, ü b e r dir gesehen in den „Gewordenen", dann wird sich allmählig eine Wandlung in dir vollziehen. Du selbst bist „geworden" und wirst dir dessen erst bewußt, wenn deine Liebe sich den „Werdenden" zuneigt. — So selig die Begeisterung für unsere Vorbilder war, so beglückend ist es, die „Werdenden" zu lieben. —

— Aber das versteht ihr noch nicht, und ich will euch zum Schluß lieber das schöne Wort des alten Mattathias in den Makkabäern mitgeben, das ich euch allen gern ins Album schriebe:

„Werde nie so reich am Geiste,
Daß du arm würdest am Herzen!"

Der Kampf gegen das Verbrechen in früherer Zeit.

Von Gustav Klemm-Dresden.

Welch einen Kampf haben schon unsere Vorfahren gegen die Verbrecher geführt, gegen Betrüger, Diebe, Räuber, Brandstifter usw. Damit die Raubtiere des Waldes nicht in des Germanen Hof und Haus eindrangen, nicht die Ordnung, Ruhe und Sicherheit am häuslichen Herde gefährdeten, umgaben die Bewohner ihr Heim mit Zaun oder Mauer. Die alten Schweizer bauten Hütten ins Wasser der Seen, Seedörfer auf starken eingerammten Pfählen, die Pfahlbauten, damit die wilden Tiere und Menschen den Frieden im Hause nicht stören konnten. Abends schloß man sorglich Tor, Tür und Holzladen. Bei Tage zogen die Männer aus gegen das gefährliche Wild des Waldes, und durch den Kampf, Jahrtausende hindurch geführt, sind wir sie los, die Höhlenlöwen, Hyänen, Bären, Wölfe und ergehen uns nun ohne Furcht und Bangen in der Herrlichkeit der deutschen Wälder. Wie gegen die Raubtiere, wehrten sich unsere Vorfahren gegen die Raubmenschen, die ihnen die Habe stahlen, Leib und Leben bedrohten, die Gau- und Gemeindeordnung und den Frieden zerstörten.

Die Familien des Gaues bildeten einen Friedensverein, eine Ordnungsgesellschaft, einen Rechtsverband. Jeder hatte das anderen Haus und Hof, Leib und Leben zu schonen und die geltenden Ordnungsregeln zu beachten. Diese galten unseren Vorfahren als etwas so unendlich Wichtiges, daß sie glaubten, die Götter hätten ihnen das Gesetz vom Himmel geschenkt. Und wenn einer diese heilige Ordnung gestört hatte durch Diebstahl, Raub oder Totschlag, kamen die Klagenden zum Opferpriester, der gewiß der älteste Hüter des Gesetzes und Rechtes war. Er ließ die freien Männer zu einem Gericht zusammenrufen. Die Männer kamen in Schmuck ihrer Waffen, als gelte es, die heilige Ordnung wieder zurückzuerobern für die Gaugenossenschaft, den Friedensverein. Da standen sie unter freiem Himmel auf der Ding- oder Mahlstätte, im Wald, im Götterhain oder unter einer Linde oder sieben Eichen oder auf dem „Friedhof". Auf dem Freistuhl saß der Richter (Priester, Graf, Fürst, Vogt, Schultheiß). Sieben Männer traten ihm zur Seite, ohne Wehr und Waffen, in Friedenskleidung. Sie sollten das Urteil finden und aussprechen; sie waren die Urteiler, die Schöffen.

Es ist noch früh am Morgen (denn sie müssen das Urteil fastend und nüchtern finden). Mit geweihten Bändern oder mit Seil und Pflock oder mit Haselruten oder (später) Bretterverschlag wird eine Umfriedung um den Gerichtsplatz gemacht. Dann wird vom Richter mit lauter Stimme der Gerichtsfriede verkündet. Wehe dem, der die Umfriedung durchbräche! Die schreckliche Acht wäre sein Schicksal. Heilige Stille, heiliger Frieden umgibt die Stätte. Der Richter hebt seinen weißen Stab und setzt sich auf den geschmückten Richterstuhl. Welcher weihevolle Ernst liegt über den Versammelten! Jeder hütet sich, die feierliche Stille zu stören. Kein Husten, kein Räuspern, kein lautes Wort, keine auffällige Bewegung. Der Kläger tritt vor, ihm gegenüber steht der Angeklagte. Der Richter erteilt dem Kläger das Wort. Dieser ruft die Götter an als

Zeugen, Ziu, den Beschützer der Mahlstatt und des Dings, später den Christengott, bringt seine Klage vor und wendet sich an den Gegner, er möge Antwort geben auf die Klage. Der Beklagte oder Beschrieene muß, wenn er unschuldig ist, jeden Satz der Anklage widerlegen. Dann schwört er den Eid auf seine Unschuld und einige mitgebrachte Nachbarn leisten als Eideshelfer denselben Schwur, daß sie ihn für unschuldig halten. Der Wahrhaftigkeit des freien Mannes vertraut man. Die Schöffen werden um ihr Urteil gefragt. Der Richter verkündet es laut. Alles atmet erleichtert auf. Den ordnungsbedürftigen Menschen ist ihr Köstlichstes, ihre Friedensregel, von neuem bestätigt worden.

War ein Verbrecher trotz wiederholter Aufforderung nicht zum Gericht gekommen, war er flüchtig, so wurde die verletzte Rechtsordnung dadurch gesichert, daß der Schlechte aus dem Rechtsverband ausgestoßen und in die Acht erklärt wurde.

Nun macht der ganze Stamm Jagd auf den Geächteten. Der muß alle Wohnstätten fliehen, vor jedem Menschen sich verbergen; wie das Wild des Waldes umherschleichen, immer in Angst, erschlagen zu werden. Schleicht er, von Hunger getrieben, in finsterer Nacht nach seiner Hütte, darf ihn sein Weib nicht aufnehmen, nicht wiedererkennen, nicht speisen; denn die Frau gilt als Witwe, die Kinder als vaterlos. Sein Haus und Hof fällt dem Richter und dem Kläger zu eigen, oder seine Wohnstätte wird durch Feuer von der Erde ausgelöscht. Verzweiflung und Hunger verzehren die letzten Kräfte des Verstoßenen. Niemand darf ihn begraben, der Wind soll ihn verwehen oder die Waldtiere ihn verzehren.

Wer den Frieden des Ordnungsverbandes störte, sollte friedlos, rechtlos, sicherlos, leiblos sein. Jeder mußte helfen, daß der Wilde ausgetilgt werde von der Erde.

* * *

Gequält und gebrandmarkt.

Als man sich später nicht mehr auf die Wahrhaftigkeit der Menschen vor Gericht verlassen konnte, als auch eine größere Zahl von Eideshelfern den Urteilern noch keine Gewißheit über die Schuld oder Unschuld eines Beklagten gab, wendete man die Gottesurteile an. Man glaubte, daß der allwissende Gott als höchster Richter bei der Probe den Missetäter untergehen, den Unschuldigen aber siegen lassen werde. Der Angeklagte mußte seine Hand in siedendes Wasser oder in glühendes Blei tauchen, oder er mußte in bloßem Hemde über einen brennenden Holzstoß schreiten oder einige Schritte weit weißglühendes Eisen mit bloßen Händen tragen oder einige glühend gemachte aneinandergelegte Pflugschare barfuß abschreiten. Nur wenn der Angeklagte unversehrt blieb, galt er als unschuldig. Welch eine Verirrung des Denkens! Welche Leiden namentlich für die Armen und für die Frauen, bei denen die grauenhaften Proben angewendet wurden. Die Freien, besonders die Adeligen, wendeten als Gottesurteil den Zweikampf an.

Welch unschätzbares, heilig ernstes Verfahren ging verloren, als im Mittelalter viele in Stadt oder Dorf, auf der Burg oder im Tal sich nicht als Mitglieder einer Vereinigung friedens- und ordnungsbedürftiger Menschen fühlten, sondern als Wildlinge, und den Rechtsverband der Gemeinden in Angst und Schrecken versetzten.

Die Richter als Hüter der Ordnung und des Friedens in der Gemeinde ersannen selbst wilde, grausame Mittel. Weil man einem Angeklagten nicht mehr glaubte, wenn er seine Unschuld beteuerte und beschwor, marterte man ihn aufs Schmerzhafteste, bis er die ihm zur Last gelegten Taten bei der entsetzlichen Mißhandlung zugab, damit man nur mit den Folterqualen aufhöre.

Man hält es nicht für möglich, daß unsere Vorfahren es mit ansehen konnten, wenn solchen Angeklagten Rücken und Hals zerschlagen, die Arme und Beine ausgerenkt wurden, der Leib zerdehnt, die Daumen oder die Beine zerschraubt, die Zunge ausgebrannt, die Achselhöhlen aber der ganze Körper mit Fackeln angebrannt wurden.

Und welch gräßliche Strafe traf den, der als schuldig befunden wurde! Manchem wurde die Hand abgehackt, manchem die Augen geblendet oder ausgebrochen, mancher wurde aufgehängt, andere gerädert, mancher enthauptet, verbrannt, zersägt, andere in einen Sack eingenäht und in den Fluß geworfen.

Einen grauenhaften Kampf mit schrecklichen Mitteln kämpfte der Rechtsverband gegen das Verbrechen, indem dabei immer wieder die Wildheit und Grausamkeit der Menschen durch das Zuschauen erneuert wurde.

Damit man denjenigen, der wegen eines Diebstahls, Betrugs oder eines andern Vergehens verurteilt wurde, von nun an stets erkenne als den, dem die Schlechtigkeit zuzutrauen ist, wurde manchem Dieb ein Brandmal auf die Stirn gebrannt, manchem auf den Backen, sodaß der Vorbestrafte fürs ganze Leben gebrandmarkt war. Manchem wurden die Ohren abgeschnitten; dem beim Spielen betrügenden Gauner wurden mit dem Beil die Schwörfinger abgehackt, manchem Dieb und Brandstifter die ganze rechte Hand. Die Richter und jedermann erkannten an dem Schandfleck den Vorbestraften, sein Tun und Treiben wurde in jener Zeit, da es fast keine Polizei gab, von allen überwacht; denn sein früheres Vergehen stand deutlich und dauernd ihm an der Stirn geschrieben.

Aus dem Tagebuch einer jungen Erzieherin.

Mitgeteilt von Clara Reinecke.

I.

Treuendorf, den 5. September 19 . . .

Da habe ich nun einen kleinen Zögling, der mir allein anvertraut ist; ein liebes, verwöhntes und doch armes, mutterloses Kind, die achtjährige Dori.

Was ich ihr an ‚wissenschaftlicher Weisheit‘ beizubringen hab', macht mir die geringste Sorge; die Kleine ist sehr geweckt, aber — auch sehr eigensinnig. Während andauernder Krankheit der Mutter ließ man bei dem Kinde häufig fünf gerade sein, wie mir Dori's Vater selbst mit weicher Melancholie bekannte. Nun bat er mich gewissenhaft, nötigenfalls strenger mit seiner Tochter zu verfahren.

Gerne will ich nach besten Kräften liebende Strenge bei ihr walten lassen! Hätte ich eine Schar von fünfzig Kindern vor mir, könnte mir nicht verantwortungsvoller zu Mute sein, als Dori allein gegenüber.

Auch nur einem Menschenkinde dienlich sein, verlohnt, denke ich, der innigsten Sorgfalt. Und überdies, wer kann wissen, ob ich nicht damit doch für mehr als eines eine Saat ausstreue, die dereinst hie und da gute Früchte trägt? — —

Der Beginn meiner Tätigkeit hier auf dem einsamen Landgut fiel in die Ferienzeit. Das war ein großes Glück, denn so konnte ich schon immer Dori im täglichen Verkehr näher kennen lernen und — was das Schönste war — um ihr Vertrauen, ihre Liebe werben.

Mit Märchen gewann ich rasch genug ihr Herz, mit den alten, unvergänglichen: Rotkäppchen, Schneewittchen, Aschenbrödel, und wie sie alle heißen. Dann wurde ich kühner, erzählte ganz nach Bedarf, was mir für sie und ihre jeweilige Unart besonders von Nutz und Frommen schien.

Am letzten Ferientage nun kam die Kleine ahnungslos sehr meinen Absichten entgegen. Auf einem Spaziergang bat sie mich: „Bitte, machen Sie im Unterricht alles gerade so wie in einer wirklichen Schule. Ja?“

Und dann kam es heraus, was sie sich vor allem wünschte: ein richtiges Zensurenheft. Dasjenige von einem kleinen Vetter in der Stadt hat Dori einmal zu sehen bekommen und möchte nun „genau so eins“ haben:

„Wissen Sie, mit vier Hauptzensuren vorne. Wie hieß das noch alles gleich?“ Sie besann sich. „Ach ja“, meinte sie dann, „Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnung, aber das vierte?“

Jetzt besann sich Dori vergebens.

„Das vierte stand vermutlich an erster Stelle als ‚Betragen‘,“ half ich ihr dann ein.

Sie schüttelte den Kopf: „Nein das hieß anders. — — ‚Sittliches . . . sittliches Benehmen‘, stieß sie plötzlich freudig hervor.

„‚Verhalten‘, denke ich.“

Dori strahlte.

„Bitte, geben Sie mir ein Zensurenheft mit ‚sittlichem Verhalten‘“.

„Weißt Du denn, was das bedeutet?“

„Nein! — doch!“ rief sie lebhaft hinterdrein.

„Nun, was denn?“

„Ob ein Kind alle Tage hübsch artig ist in der Schule oder nicht.“

„Richtig; aber siehst Du, dafür gefällt mir nun der schlichtere Ausdruck ‚Betragen‘ besser.“

Dori zog ein Mäulchen.

„Und ich möchte viel lieber ‚sittliches Verhalten‘ haben.“

Hierüber wurde die Kleine, als ich ihr nicht gewillt war, mit einem Male so heftig, so ungeberdig, daß ich mir kaum Rat wußte. Am Ende sah ich sie nur traurig an und fragte:

„Dori, weißt Du, daß Du Dich jetzt gar nicht artig beträgst?“

„Heute sind doch Ferien!“ erwiderte sie trotzig.

Ich schwieg. Sobald sie ihren Trotz überwunden, wollte ich zu ihr reden. Lange mußte ich warten. Erst gegen Abend schlang sie plötzlich beide Arme um meinen Hals und flüsterte:

„Wenn das alles vieres vorne an steht in einem Zensurenheft, dann muß es doch sehr wichtig sein, nicht? Bitte, sagen Sie mir einmal alles, was Sie denken, vom . . . .“ mein Mädel stockte und wurde rot,

„vom Betragen.“

„Dori,“ sagte ich (und will es hier gleich dem Vorangegangenen mir selbst zur Erinnerung niederschreiben), „ob wir es nun so nennen oder: ‚Sittliches Verhalten‘, wir meinen ein und dasselbe. Sich gut betragen heißt für ein Kind: jederzeit wahr, folgsam und freundlich sein.

Ohne Wahrheit — kein gutes Betragen. Sie ist die Grundbedingung. Und wenn sie auch nicht immer leicht zu erfüllen ist, so besitzt zum Glücke jeder Mensch, ob groß, ob klein, doch beständig einen aufrichtigen guten Freund, welcher uns vor der Lüge, vor allem Unrechten warnt. Unser Gewissen, meine ich, Dori. Und besser als der treueste Lehrer, besser als die gewissenhafteste Lehrerin, wir darum jedes Kind sich selbst sagen können, welch' eine Zensur es in seinem Betragen verdient.

Auch Du wirst Dein Gewissen schon hin und wieder gespürt haben.“

Die Kleine sah mich mit ihren lieben, bläulich-grauen Augen gar nachdenklich an. Darauf sprach sie leise:

„Ja, wenn man unartig ist, das hab' ich schon gemerkt, dann redet immer ‚was‘ rein; aber manchmal war mir das so . . . so“ (sie suchte angestrengt nach einem passenden Ausdruck) „unbequem, un' denn blieb ich, wie ich 'mal angefangen hatte.“

„Noch ein gutes Weilchen ein rechter Trotzkopf“, ergänzte ich und fuhr fort:

„Ja, Dori, so geht's leicht. Wir suchen unser Gewissen zu überhören, weil es nichts beschönigt, nicht zart mit uns umgeht, sondern gar so unverfroren und geradeaus seine Meinung äußert: Pfui Pudel, schäm' Dich! Das ist uns allerdings, genau wie es Dir erging, ‚unbequem‘, lästig zu vernehmen, sogar gelegentlich mehr noch: schmerzhaft, traurig und bitter. Aber wenn auch, dann nur nicht sein zuckendes Herz zuschütten mit falschen, wehleidigen Selbstentschuldigungen, damit fügen wir ihm auf die Dauer tiefes Leid zu; nein, im Gegenteil, weit auftun müssen wir dann unser Herz, daß es feine Ohren hat zu hören, treue Augen zu sehen: sein Unrecht einzuseh'n.“ — —

Habe ich hiermit nicht fast ein wenig zu viel Verständnis von Dori's acht Jahren beansprucht? Jetzt nachträglich fürchte ich es fast! — —

„Nächst der ‚Wahrheit‘, Dori, welche Du liebst, ich weiß es“, setzte ich meinen Erklärungen fort, „kommt dann die ‚Folgsamkeit‘ an die Reihe, welche Du vorläufig weniger liebst, um die es deshalb noch etwas windig aussieht bei Dir. Vielleicht denkst Du: die hat auch ein großer Mensch gut fordern; denn er befiehlt alle Tage, und wir Kleinen sollen stets gehorchen. Doch sieh, der Erwachsene, dem es ernst ist mit seinen Pflichten, der stellt seine Befehle und Forderungen an das Kind aus Liebe, zu dessen Besten. Bloß die Kinder können immer noch nicht die Beweggründe eines Erziehers zu dem und jenem verstehen.“

„Warum nicht?“ forschte Dori. „Eben weil sie noch zu klein, zu unerfahren für vieles sind. Neulich, Dori, kam ich gerade dazu, wie eine arme Handwerkersfrau, welche drei Stock hoch wohnt, schreckensbleich ans Fenster eilte und ihr zweieinhalbjähriges Bubchen dort von der Bank herunterholte. Da war es hinaufgeklettert und bemühte sich eifrigst, den Fensterriegel zu öffnen. Glaubst Du, Dori, daß der kleine Kerl begriff, warum er da fortgenommen wurde? Nein! Und er war sehr ungehalten. Es war ihm so unterhaltlich und lustig gewesen, mit seinem dicken Köpfchen gegen die Glasscheibe zu stoßen und mit den winzigen Händchen am Riegel zu wirtschaften; aber wenn ihm das Oeffnen gelungen wäre“. . .

„O“, fuhr mir hier Dori erregt dazwischen, „dann hätte der Kleine zum Fenster 'rausstürzen können“.

„Ja, das hätte er, und bei alledem, siehst Du, konnte man ihm noch nicht klar machen, in welcher Gefahr er sich befunden hatte, und daß man nur zu seinem Besten handelte, da man ihn scheinbar unbarmherzig in seinem Vergnügen störte. — — Deshalb müssen Kinder folgen, Dori, verstehst Du, wie ich's meine?“ Sie nickte; „aber“, wandte sie dennoch ein, „wenn mir nun mal 'was Schlechtes befohlen würde?“

„Das wäre sehr traurig. Indessen sollte es geschehen und du es gleich herausfühlen, so habe den Mut, mein Kind, Deinem Gewissen zu folgen und nicht dem, der Unrechtes von Dir wollte“.

Dori nickte wieder und sah mich auch wieder nachdenklich an. Dann murmelte sie: „War folgsam und — ‚freundlich‘ meinten Sie auch noch?“

„Ja, mein Herz. Die Freundlichkeit wollen wir nicht vergessen. Sie ist für ein gutes Betragen, was der Sonnenschein für eine schöne Landschaft. Sie macht uns alles behaglich und heiter. Wer zum Beispiel nur mürrisch gehorcht, gehorcht eigentlich nur halb. Was er mit der Rechten tut, weißt du, nur so unwillig, als wolle er mit jeder Bewegung sagen: ‚na jad och, ich tu's, weil's denn mal sein muß‘, das nimmt er auf solche Weise gleichsam mit der Linken wieder fort. Und das tut dem, der gebietet, weh, oft mehr wohl, als der Unfreundliche ahnt“. —

Hier brach Dori plötzlich in Tränen aus und meinte stockend:

„So . . . das . . . so . . . hab' ichs manchmal bei Ihnen . . . gemacht und heute früh . . . Nun möchte ich aber wirklich gern, wie Sie möchten, daß es ‚Betragen‘ heißt in meinem Zensurenheft. Und nich' wahr, alles über Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnung sagen sie mir auch noch?“

Nachdem ich ihr versprochen hatte, dies gerne bald zu tun, so gut ich's könne, mußte ich meiner Dori, bevor sie schlafen ging, erst versichern, daß ich ihr ‚wegen heut' früh‘ gar nicht mehr böse sei und ihr das gewiß nicht in die Zensur rechnen wolle.

(Fortsetzung folgt.)



Februar 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Gehorsam oder Verständigung?

Ein Beitrag zur Familienethik.

Von Dr. Immanuel Lewy.

„Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebst" so lautet ein Kernwort biblischer Moral. Unter ‚ehren' versteht man ‚gehorsam sein'. Der Gehorsam gegen Vater und Mutter gilt auch heute noch in den meisten Kreisen unseres Volkes als die selbstverständliche Forderung der Eltern gegen die Kinder. Ist diese Forderung moralisch berechtigt? Gibt es vielleicht eine noch höhere Form des Zusammenlebens, als das blinde Unterordnen unter den Elternwillen, unter die Wünsche und Forderungen der Erzeuger?

Jeder Mensch ist fehlbar. Er sieht nur einen kleinen Ausschnitt aus der Gesamterfahrung, er betrachtet die Welt mit eigenen Augen, mit dem Temperament, das ihm — zufällig ihm — durch Anlage, Vererbung oder Erziehung gegeben ist; er mißt das Lebensgetriebe nach seinen Wertbegriffen, die sich ihm infolge des doch immer nur eng zu nennenden Erfahrungsbereichs aufgedrängt haben, wenn sie nicht lediglich nur gewohnheitsmäßig und herkommensgemäß ihm von seinen Ahnen überliefert sind. Wie kann eine einzelne Person mit der großen Enge ihres Gesichtskreises, der zufälligen Eigentümlichkeit ihrer Gemütsbildung und Charakterart das Recht beanspruchen, in das Leben eines anderen Wesens zwingend einzugreifen? Wer mag sich für irrtumsfrei halten, wer mag sich erkühnen, von sich zu behaupten, er verstehe das Leben und die Seele eines anderen?

Gewiß, niemand hat das moralische Recht, in den Lebens- und Entwicklungsprozeß eines Anderen gewaltsam einzugreifen. Will er eingreifen, so muß es zwanglos geschehen, so muß er in dem Anderen das denkende Wesen achten und an das Denken in ihm sich wenden.

Auch Eltern haben kein moralisches Recht, in den seelischen Entwicklungsprozeß ihrer Kinder gewaltsam einzugreifen. Gerade Eltern haben umsoweniger das Recht, weil sie sehr leicht dazu geneigt sind, in dem Kinde das zu sehen, was sie gern sehen möchten, weil es psychologisch sehr verständlich ist, daß sie ihre Wünsche in das Kind hineintragen, daß sie aus dem Heranwachsenden gern das machen wollen, was sie nach ihrer Eigenart im Denken und Fühlen für gut und recht halten, nicht was dem Kinde nach seiner Eigenart, nach seinem Denken und Fühlen wirklich frommt. Da es keine hellseherischen Eltern gibt, die unfehlbare Aufschlüsse von himmlischen Gewalten empfangen, so ist auch das Recht auf unbedingten Gehorsam seitens der Kinder ein bezweifelbares Vorrecht, ein Scheinrecht, das moralisch sehr weit fortgeschrittene Eltern für sich immer weniger in Anspruch nehmen sollten.

Sehr schön — wird man uns erwidern. Aber was tun? Gibt es ein anderes Mittel als Zwang zum Gehorsam, um das noch unreife Kind vor Dummheiten und Verkehrtheiten zu bewahren?

Wenn eine bisher selbstverständliche Sache der Anzweifelung unterliegt und ihre bisher dogmatische Anerkennung zum Problem wird, so liegt bereits darin ein Fortschritt. Eltern, die sich einmal die Frage vorgelegt haben: Habe ich ein moralisches Recht, meinem Kinde meinen Willen aufzuzwingen, werden gewiß auch schon Mittel finden, um dieses Problem irgendwie zu lösen. Gewiß gelingt nicht immer eine radikale Lösung. Wir werden sehr häufig auf dem altgewohnten Pfade weiter marschieren. Doch in manchen Stunden, wo wir heller denken, werden wir weiter sehen, werden wir vielleicht auch Wege finden, wo wir unserem Ideal mehr Rechnung tragen als im Strudel der Alltagsgewohnheit.

Nicht Gehorsam, sondern Verständigung; so lautet das Schlagwort eines humaneren Verkehrs zwischen Eltern und Kindern. Ueberall da, wo ein Befehl unterbleiben könnte, weil er durch einen bloßen Vorschlag zu ersetzen ist, überall da, wo eine gelegentliche Besprechung oder eine kurze Aussprache über eine Frage als möglich erscheint, sollte an Stelle des Gehorsams, der gewalttätigen Uebertragung des Elternwillens auf den Kinderwillen die gewaltlose Verständigung, der gegenseitige Austausch der Gedanken und die Berichtigung und Vertiefung der Kindergedanken durch die Elterngedanken treten.

Wenn die Eltern dies einsehen und in ihrer Erziehung diese Ideen immer mehr zur Geltung bringen, so fördern sie damit sich und ihre Kinder. Eltern werden durch eine solche Einführung sich gezwungen sehen, über ihre Weisungen und Anordnungen immer nachzudenken, sie werden keine Befehle erteilen, die sie nicht völlig durchdacht, deren Notwendigkeit sie nicht ihren Kindern irgendwie klar machen können.

An Stelle der Willkür tritt die Ordnung; an Stelle

der Laune die Vernunft. Wenn der Vater ärgerlich ist, weil er in seinem Berufe nicht gerade die gewünschten Erfolge gehabt hat, so wird er es nicht wagen, deswegen seinen Kindern, welche lärmend in ihrem Zimmer spielen, das Spiel zu untersagen. Kann er es begründen? Ist es vernünftig, fröhlichen Kindern ihre Arbeit — denn das ist ihr Spiel — zu hemmen, weil er zufällig aus ganz abseits gelegenen Gründen Mißerfolg hatte? Wenn er Mißerfolg hatte, so soll er darüber nachdenken, wie er zu demselben kam, und sich bemühen, künftighin die Ursachen zu meiden, damit nicht die zu erwartende Wirkung wieder eintrete, aber warum müssen seine Kinder, Menschen mit gleichem Recht und gleichem Wert, unter seiner Launenhaftigkeit leiden, weil er gerade der Erzeuger dieser Kinder ist?

Warum soll eine Mutter, die den Wunsch hat, ihren Sohn einmal als Doktor oder Professor zu begrüßen, das Recht haben, ihrem Kinde den Weg vorzuschreiben, den es zu gehen habe? Wenn das Kind nun gerade Gärtner oder Kaufmann werden will, warum soll die Neigung der Kinder der Vorliebe der Eltern geopfert werden? Ist das vernünftig? oder ist es vernünftiger, wenn aus jedem Menschen werden kann, wozu Neigung und Fähigkeit ihn drängen?

Ja, aber was soll eine proletarische Mutter anfangen, deren Sohn den Drang hat, zu studieren? Soll sie diesen „anmaßenden“ Wunsch in ihrem Kinde nicht rechtzeitig unterdrücken, weil ein solcher Wunsch der Familie nur zum Schaden gereichen kann, weil es besser wäre, wenn das Kind die Gemeindeschule absolviere, um recht bald als Arbeiter in Stellung zu gehen, um die kümmerlich sich ernährenden Eltern mitzuunterstützen? Diese Frage ist im wesentlichen keine Frage der Moral, sondern eine soziale Frage. Um moralisch leben zu können, muß natürlich der Boden vorher geebnet sein. Wo der Mensch mit der Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen hat, da leiten ihn gewöhnlich stärkere Interessen als tiefere moralische Erwägungen. Hierfür Moralvorschriften aufzustellen, wäre Kraftverschwendung, weil sie ja doch nicht befolgt werden können. Die Schuld trifft in solchen Fällen die Gesellschaft, die es nicht einmal dahin gebracht hat, daß jeder Mensch nach den Regeln der Moral leben kann, ohne dabei zu Grunde zu gehen.

Also dieser Einwand beweist nicht die Verkehrtheit unseres Prinzips, sondern höchstens die Verkehrtheit der bisherigen gesellschaftlichen Lebensordnung. Aber diese läßt sich ändern, und sollte sie geändert werden, so bleibt das Problem, das wir aufgestellt, weiter bestehen.

Die Gegenseitigkeits-Verständigung an Stelle des unterordnenden Gehorsams ist auch zweckdienlich für die Kinder. Werden diese nicht zu braven Drillpuppen erzogen, die bloß folgen und nachmachen, weil die Eltern ihnen etwas befehlen und sagen, sondern werden sie angehalten, Fragen zu stellen und bescheidene Einwände zu erheben gegen die Weisungen ihrer Eltern, so werden sie zu sehenden und denkenden Menschen erzogen. Sie lernen hier ihren Kopf selbst zu gebrauchen und werden früh daran gewöhnt, selbständig zu sein und nicht mit den Kräften anderer auf eigene Rechnung zu wirtschaften.

Ja, aber wird denn ein solcher Familienzustand nicht zu einer unsäglichen Kritisiererei führen, wodurch Eltern ihre Autorität verlieren und aus der Familie eine Stätte anarchischer Willkür wird? Gewiß, wenn das neue Prinzip auf einmal radikal durchgeführt wird, ohne daß Eltern und Kinder genügend vorbereitet und dazu ausgerüstet sind. Aber wenn man planmäßig und langsam diesen Gedanken in den Familien immer mehr Eingang verschafft, wenn Eltern und Kinder gleichzeitig sich in stetigem Fortschritt daran gewöhnen, sich über Mißhelligkeiten, Mißverständnisse und Gegensätzlichkeiten unter ihnen ruhig auszusprechen und zu verständigen, so wird der Erfolg nicht gut ausbleiben können. Kinder werden dann nicht die Ehrfurcht vor den Eltern verlieren, sie werden gerade begreifen und einsehen, wie schwer es ist, selbständig zu entscheiden und werden so gern in schwierigen Lagen die Ratschläge Erfahrener sich zu eigen machen — nunmehr freiwillig aus Einsicht in die Notwendigkeit, nicht wie zumeist bisher, erzwungen. Man mache nur den Versuch. Zunächst führe man diese Gedanken bei den älteren Knaben und Mädchen durch; und zwar setze man allwöchentlich oder alltäglich zehn Minuten oder eine halbe Stunde fest, wo man mit den Kindern systematisch in ruhigem Ton über ihre Behandlung, über gelegentlich ihnen erteilte Weisungen, Aufträge und ihre eigenen Wünsche sich ausspricht, und man wird bald merken, wieviel fester man Kinder an sich kettet, wenn man sie nicht durch die Macht der Gewalt oder des Zwanges beherrscht, sondern durch Vertrauen und Vernunft. Hat man erst durch Erfahrung den Wert dieser neuen Familieneinrichtung eingesehen, so wird man versuchen, diese Besprechungen noch häufiger stattfinden zu lassen und auf die noch jüngeren Geschwister auszudehnen. Wieweit man da gehen kann und wieviel Schwierigkeiten sich da bieten, das wird die Erfahrung jedem lehren. Wer taktvoll und nicht plump hier vorgeht, wird zweifellos hier sehr weit gehen können; und je taktvoller, desto erfolgreicher.

Wir müssen tatsächlich allmählich lernen, das Herrschafts- und Unterordnungsprinzip überall, nicht blos in der Staatsverfassung, sondern in unserer nächsten Umgebung, im Familienleben vor allem, durch das höhere Prinzip der Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit zu überwinden. Sollte nicht unser gesamtes Volksleben einen ganz anderen Charakter erhalten, wenn in unseren Familienverfassungen das absolutistische Prinzip der moralischen Autorität dem demokratischen Grundsatz der moralischen Solidarität weichen würde?

Aus dem Tagebuch einer jungen Erzieherin.

Mitgeteilt von Clara Reinecke.

II.

Treuenhof, den 2. Oktober 19 . . .

Zu meiner großen Freude war es Dori ernst damit, sich mir — auch außerhalb des Unterrichts — sowie ihrem Vater gegenüber lieb und artig zu erzeigen.

Das Zensurenheft haben wir an einem Regennachmittag selbst angefertigt, und Dori ist entzückt davon; besonders, weil es ‚fast genau so aussieht wie Vetter Theos‘. Wie wunderlich geht es in der Welt! Manch' geselliges, geplagtes Schulkind denkt sicher: ‚ach gäb' es bloß nie Zensuren!‘, und hier meine einsame Kleine hat ihr ganzes Herz dran gehängt! — —

Letzte Woche hatten wir ein paar herrlich sonnige Herbsttage, und Dori war so unlustig zum Lernen, wie ich es bis jetzt noch nicht an ihr kannte. Deshalb erklärte ich ihr, diesmal könnten wir es einmal umgekehrt machen; sie solle mir sagen, und zwar schriftlich, in ihrem nächsten Aufsatz, wieso der ‚Fleiß‘ jedermann zum Segen gereiche. Ich besprach die Arbeit kurz mit meiner kleinen Schülerin und empfahl ihr, sich selbst einmal alles ernsthaft durch den Kopf gehen zu lassen. Hierauf lieferte sie mir pünktlich zur festgesetzten Stunde die folgenden, sauber geschriebenen Zeilen, an denen ich nur betreffs der Rechtschreibung ein wenig nachhelfen mußte:

Der Segen des Fleißes.

Der Fleiß ist eine Tugend, die wir recht üben sollen. Denn, wenn wir nichts tun, kommen wir bloß auf dumme Gedanken. Zum Beispiel, man bekommt solche Lust zum Essen, und dann geht man heimlich an die Zuckerdose. Aber wenn man zu satt ist, geht man etwa zum Kanarienvogel und neckt und erschreckt das Mätzchen. Das habe ich einmal getan, und da hat es sich in seiner Angst ein Flügelchen abgestoßen, weil es so derb gegen das Käfiggitter

flog. Darüber mußte ich so weinen, und Trina, unsre alte Köchin, sagte mir: Ja, ja, Dori: „Müßiggang ist aller Laster Anfang". Und sie nahm mich mit in die Küche, und dort habe ich mit einem kleinen Lappen die Fensterbretter gewischt, beinah richtig gescheuert, Erbsen gepellt und war den ganzen Nachmittag fleißig. Trina fragte mich, ob ich ganz kleine Tiere wüßte, die uns mit ganz großem Fleiß ein gutes Beispiel geben. Und sie hat mir von Bienen und Ameisen erzählt und auch von Seidenwürmern, die mir vielleicht später ein seidenes Kleid machten, wenn ich groß bin. Als mir die Erbsen sehr langweilig wurden, meinte Trina: „Ohne Fleiß kein Preis", legte mir einen Apfel hin und sagte: Hilfst Du mir fein bis zu Ende, dann gehört er Dir. Da pellte ich fertig aus, und der Apfel schmeckte mir sehr gut. Trina aß aber keinen.

„Diesen Aufsatz habe ich mit Fleiß gearbeitet, weil er über den Fleiß handelt, und weil man viel lernt, wenn man hübsch fleißig ist." — — —

Was sollte ich für die Kleine jetzt noch hinzufügen?

Auch für sie wird, so hoffe ich, die Zeit kommen, da sie voller Begeisterung im Goethe liest: ‚Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung', da sie an sich erfährt, daß bloß rühriger Fleiß uns dauernd innere Befriedigung gewährt, und daß wir bis in die ferne Zukunft aus tiefstem Herzensgrunde dem Psalmisten beistimmen können, der da singt, daß unser Leben köstlich gewesen ist, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist.

III.

Treuenhof, den 14. Oktober 19 . .

Dori ist selig. Seit drei Tagen lebt Theo bei uns. Er ist krank gewesen und soll sich auf dem Lande recht erholen. Weil Theo für Wochen hier bleibt, wurde er nun auch mein Schüler, und obgleich er ein Jahr älter ist als das Mädel, kann ich die Kinder doch gut zusammen unterrichten. Das heißt, gut? Erst heute gelang es so.

Anfangs war es unleidlich. Beide waren in ihren Gedanken mit allem andern beschäftigt, nur nicht mit dem, was sie lernen sollten. Da erinnerte ich Dori an das Zensurenheft, und daß sie betreffs der Aufmerksamkeit sich die Eins schon längst verdorben hätte.

Und ich entwickelte folgendes Gespräch mit den Kindern: „Warum muß ich ernstlich Aufmerksamkeit von euch verlangen?"

Theo (dunkelrot): Weil wir sonst nicht vorwärtskommen.

Dori (halblaut, übermütig): Ach, nur 'n bischen langsamer.

„Ich hab's gehört, Dori, aber wer sagt uns, daß wir das wieder einbringen, rechtzeitig? Ist es überhaupt leicht, Versäumtes wieder nachzuholen?

Theo (fest): Nein.

Warum meinst du nicht?"

Theo: Weil . . . . weil man dann so viel zu tun hat.

„Ja, Theo, weil wir dann doppelte Arbeit haben, das Gestrige und Heutige auf einmal verrichten müssen oder wenigstens sollten. Allein nicht jedermanns Kraft reicht dazu. Und nun nochmals: Warum wird von euch Kindern ganz besonders während des Unterrichts ‚Aufmerksamkeit' gefordert?"

Dori (schnell): Sonst geht bloß alles zum einen Ohr 'rein und zum andern wieder 'raus.

Theo (treuherzig): Und dann lernen wir nichts gründlich.

„Wenn ihr das beide nun so genau wißt, warum seid ihr da bisher so unaufmerksam gewesen?"

(Beide Kinder schweigen einen Augenblick verlegen. Dann tuschelt Dori Theo etwas zu.)

„Dori, laut!"

Dori (noch verlegener): Ich wollte Theo nur gern sagen, daß Trina immer sagt: zu einem Ohre rein und zum andern raus!

„Dergleichen eilt nicht, gehört ganz zu dem, was man jederzeit nachholen, oder einfach unterlassen kann, und das weißt Du auch schon recht gut, Dori, aber was zu einer ruhigen, vollen Aufmerksamkeit gehört, ist Dir offenbar doch noch nicht klar, zum mindesten heute nicht.

Numero Eins: Stillsitzen, nicht fortwährend auf dem Stuhle hin- und herrutschen und mit dem Kopfe bald hier, bald dorthin fahren, daß man eher denken muß, eine unvernünftige Pagode (wie sie auf unserm Kaminsims steht) vor sich zu haben, als einen verständigen, kleinen Menschen. Zweitens: auch nicht bloß mit den Augen überall umherirren, sondern sie dahin richten, wohin es gerade nottut, auf das Gesicht des Lehrers, die Landkarte, das Buch oder Schreibheft. Drittens: all seinen Willen zusammennehmen, um Herr zu werden über die flüchtigen Gedanken. Die ziehen so gerne einmal aus in alle vier Winde. Da heißt es fein hurtig und energisch die Zerstreuten sammeln und heimholen in die Schulstube, bis der Unterricht beendet ist.

Glaubt ihr wohl, daß ihr das könnt, wenn ihr euch Mühe gebt?"

Mit einem hellen doppelten „Ja" wurde mir siegesfroh geantwortet.

„Gut, Kinder," sagte ich, „eure Antwort freut mich, genügt mir aber nicht, nun müßt ihr mir auch den Beweis dafür liefern; zunächst in der kommenden Rechenstunde, und wenn ihr es obendrein außer der Schulzeit tut, so würde mir das nicht weniger lieb sein.

Denn, überlegt euch einmal, wäre ohne Aufmerksamkeit wohl „Geistesgegenwart" denkbar, die schöne, glückliche Fähigkeit, in Fällen der Gefahr augenblicklich hülfreich und tatkräftig einzugreifen? Zwar ist Geistesgegenwart eine Himmelsgabe, die dem einen in höherem, dem anderen in geringerem Grade verliehen ist. Doch ob wir nicht unseren Geist auch in der Leichtigkeit, schnell und umsichtig etwas zu erfassen, üben könnten, wenn wir uns im allgemeinen an eine regere Aufmerksamkeit gewöhnten?

Und nicht allein in der Gefahr, auch in Kleinigkeiten ist sie so wohltuend! Während der Träge, Gleichgültige oder der Verträumte noch gar nicht gewahr wurde, wo es fehlte, da hat der Achtsame uns schon geholfen, uns flink ein Paket abgenommen, die Türe geöffnet, Wasser gereicht, ein Streichholz angezündet oder was solcherlei Dinge mehr sind." — —

Hierauf folgte Dori's größter Schreck, die Rechenstunde, allein diesmal hielt sich mein Mädel tapfer; mir und den Kindern verging sie so schnell wie noch nie.

Eltern-Ecke.

Falsche Gesichtspunkte bei der Berufswahl. An dem Tage der Schulentlassung sollen viele Tausende von jungen Leuten über die schwere Frage der Berufswahl im klaren sein. Diese jungen Leute selbst, nicht bloß ihre Eltern. So lange wie irgend möglich wird oft die Entscheidung hinausgeschoben, so daß man noch wenige Wochen vor der Konfirmation auf die Frage: Was willst Du werden? die Antwort erhalten kann: Das weiß ich noch nicht. Und doch wird es von Jahr zu Jahr notwendiger, diese Frage reiflich und beizeiten zu überlegen, denn immer komplizierter wird das wirtschaftliche Leben, immer zahlreicher werden die Wege, auf denen man sich durchs Dasein schlagen kann, freilich wird auch die Konkurrenz auf vielen Gebieten des Erwerbslebens immer grimmiger. Und doch wird die Berufswahl noch recht häufig nach ganz falschen oder übertriebenen Anschauungen getroffen, wie ich als Leiter einer Schule alljährlich beobachten kann.

Zahlreiche ärmere Eltern begnügen sich damit, ihre Jungen als Arbeits- und Laufburschen unterzubringen, damit sie möglichst bald aufhören, „ihnen auf der Tasche zu liegen". Wo die Not dazu zwingt, ist dagegen zu reden überflüssig; denn Not kennt eben kein Gebot und nimmt auch keinen Rat an, aus dem nicht sofort Kapital

zu schlagen ist. Wo aber die Kinder aus Unwissenheit und Bequemlichkeit auf diese Laufbahn gedrängt werden, da seien die Eltern doch aufs ernsteste auf die später eintretenden Nachteile hingewiesen. Ihre Kinder müssen ohne eine bestimmte berufliche Vorbildung die Zahl der ungelernten Arbeiter vermehren helfen, die infolge geringeren Verdienstes und unsicherer Beschäftigung späterer Not viel mehr ausgesetzt sind und der Armenpflege viel häufiger zur Last fallen, als gelernte Arbeiter. Außerdem bietet eine ordentliche Lehrzeit viel mehr Gewähr für geistige Fortbildung und sittliche Bewahrung. Doppelte Vorsicht ist bei der Unterbringung junger Mädchen in einer Lehrstelle geboten; besonders in größeren Städten ist es unbedingt notwendig, näher zuzuschauen, aus welchen Elementen das übrige Personal des Hauses besteht, da ein Zusammenleben mit moralisch gesunkenen Personen der jungen Seele unheilbaren Schaden bringen kann.

Aber auch besser situierte Eltern sieht man bei der Berufswahl für ihre Kinder oft so handeln, daß man den Kopf schütteln muß. Besonders die Knaben haben unter eingewurzelten Vorurteilen oft schwer zu leiden. Gewiß ist es an und für sich ein schönes Streben, wenn der Vater alles daransetzt, daß der Sohn nicht nur ihm gleich, sondern ein besserer werde — wenn der Sohn nämlich das Zeug dazu hat. Seine Begabung und Neigung muß doch das Ausschlaggebende sein, sonst macht ihn der Vater aus lauter Sorge für sein Glück unglücklich! Wem wären solche Märtyrer der Standesvorurteile und des Elternstolzes nicht bekannt, die mit Druck von allen Seiten wenigstens bis zum Einjährigen gepreßt werden sollen, weil mit diesem in manchem Kopf erst der Mensch anfängt! Und was ist damit erreicht? Ach, schwache Köpfe können auch glücklich sein, aber niemals in Stellungen, denen sie nicht gewachsen sind! Das Unglück ist nicht so groß, wenn auch der Sohn auf der Standesleiter eine Sprosse tiefer steht, als der Vater. „Denn der eine hat die, der andere andere Gaben; jeder braucht sie, und jeder ist nur auf eigene Weise gut und glücklich."

Ein wichtiger Punkt bei der Berufswahl, der aber in der Gegenwart so sehr in den Vordergrund gerückt wird, daß er nachgerade zu einem übertriebenen und darum falschen Gesichtspunkte geworden ist, ist die Frage: In welchem Verhältnis steht das zukünftige Einkommen zu den Kosten und der Zeit der Ausbildung sowie zu den Anforderungen und dem Ansehen des Berufs? Früher fragte man so: Nährt der Beruf seinen Mann? und diese Frage trifft meines Erachtens den berechtigten Kern. Wenn ein Beruf nicht des Lebens Nahrung und Notdurft abwirft, dann kann man sich natürlich nicht in ihm wohlfühlen, mögen Lust und Liebe auch noch so groß sein. Ist diese Vorbedingung aber erfüllt, dann machen ein paar Mark mehr oder weniger im Einkommen das Lebensglück nicht aus. Darum richte man nicht einseitig sein Augenmerk auf den lieben Mammon, sonst übersieht man gar leicht eine andere, gewiß nicht minder wichtige Frage, nämlich die: Läßt mir der Beruf noch ein wenig Zeit übrig zu freier Betätigung zur Bereicherung von Geist und Gemüt — oder machen mich seine Anforderungen zum Sklaven der Pflicht? Wir stimmen gewiß alle unbedenklich der Alltagsweisheit zu: „Geld macht nicht glücklich," aber wir handeln gar oft nicht nach dieser unserer Einsicht.

Recht schwierig ist in den letzten Jahrzehnten auch die Berufswahl der Mädchen geworden. Sie wird besonders durch zwei falsche Gesichtspunkte, und zwar zwei entgegengesetzte Extreme, beeinflußt. Manche Eltern halten immer noch an der Anschauung fest, die Hauptaufgabe müsse sein, daß das Mädchen einst einem Haushalte vorstehen und einen Mann beglücken könne. Da diese Aufgabe dazu noch ziemlich leicht genommen wird, so bleibt zwischen der Konfirmation und dem Eintritt in den Ehestand noch reichlich Zeit übrig, die mit allerlei schönen Nichtigkeiten vertändelt wird. Aber wenn die Zukunftspläne nicht in Erfüllung gehen — und damit muß bei der Ueberzahl des weiblichen Geschlechts und bei der Abneigung vieler Männer gegen die Bürde der Hausvaterwürde gerechnet werden — dann wird die Verschwendung der kostbaren Zeit, in der das Lernen noch leicht von statten geht, vielleicht bitter bereut werden. Andere Eltern, besonders solche, die im eigenen Hausstand bitter in dem Sorgenkampfe um die Existenz leiden, wollen vor allen Dingen Sorge tragen, daß ihre Tochter auf eigenen Füßen stehen lernt und womöglich eine sichere selbständige Lebensstellung gewinnt. Das ist nur zu loben, wenn sie dabei nur nicht übersehen, dem jungen Mädchen auch die Ausbildung zu teil werden zu lassen, deren es nach der ewigen und vornehmsten Bestimmung seines Geschlechts bedarf. Daß es bei dieser doppelten Ausbildung einer ganz andern Anspannung der jugendlichen Kräfte bedarf wie zu Urgroßmütterleins Zeiten, das liegt freilich auf der Hand. Aber das Leben ist nun einmal kein Kinderspiel:

„Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt stets ein Knecht."

Rektor Sch.

Ein schlafend' Kind —

Ein schlafend' Kind ist wie ein schöner Traum,
Ist wie ein Gruß aus fernem Himmelsraum;
Traumselig leis entschlummert Schmerz und Leid
Vor dieses Bildes stiller Heiligkeit.

Ein schlafend' Kind! Nichts Rein'res ist hienieden!
Verlor'ne Heimat, süßer Kinderfrieden,
Das ganze lichte, gold'ne Märchenland
Steigt glückumstrahlt empor
Und hält in tiefem Zauber uns gebannt.

Ein schlafend' Kind ist wie ein schöner Traum,
Ist wie ein Gruß aus fernem Himmelsraum.

Else Mücke.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Der lustige Hampelmann. Ein Buch für unsere Lieblinge von Ola Alsen. Mit Bildern von Gertrud Caspari und fünf Kompositionen für die Kinderstube von Dr. Bogumil Zepler, Berlin. D. Dreyer & Co.

Ein elegant ausgestattetes Buch. Der Titel freilich ist offenbar nur ein Verlegenheitstitel; denn von einem lustigen Hampelmann kommt nichts darin vor, außer einigen Bildern, die vielfach mit dem Text keinerlei Beziehung haben. Diese Bilder sind übrigens kräftig und recht ansprechend. Die Verse sind gutgemeint, aber doch kaum recht kindlich im Ton. Das Beste sind die kleinen Musikstücke, die leicht spiel- und singbar auch eine originelle Erfindungsgabe verraten. -nz-

Laura Frost. Aus unseren vier Wänden. Ein Buch für Mütter. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1904. Mk. 2,80.

Laura Frost. Von der Mutterliebe und andere Aufsätze. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1907. Mk. 3, geb. 4.

Die freisinnigen und klugen, aus dem Leben geschöpften Erziehungsratschläge in dem ersten der genannten Bücher haben bereits viel Anklang gefunden und der Verfasserin eine Menge Freundinnen unter den Müttern erworben. Die Pädagogen werden nicht eben immer mit allen Vorschlägen zufrieden sein — ich denke z. B. an das Kapitel über körperliche Strafen — aber wann sind Pädagogen zufrieden oder gar einig! Jedenfalls bietet auch ihnen das aus der mütterlichen Praxis herausgewachsene Büchlein Anregung genug zum nachdenken.

Sehr geschickt stellt die Verfasserin im zweiten neueren Büchlein die harmonische Gestalt der „Frau Rat", Goethe's Mutter, im Gegensatz zu der doppelten, wenn auch grundverschiedenen Tragik der Mutterliebe, wie sie in Lou André Salome's „Ma" und Gabriele Reuters „Frau Bürgelin" geschildert ist. Die Aufsätze: „Erziehungswerte und „Ueber Kinderselbstmorde" sind aus einem klugen und guten Herzen herausgeschrieben und gipfeln in der Erziehung zur Wahrhaftigkeit, Pflichttreue, Anspruchslosigkeit und zur Freude. Wohl nicht völlig die Fülle der Probleme erschöpfend, aber doch anregend und klar ist, was die Autorin zu der Frage der Mädchenerziehung und zum Frauenberuf zu sagen hat.

Auch dieses Buch wird vielen Frauen eine liebe Anleitung zur Selbstbesinnung und zum Nachdenken über die ungeheure Aufgabe sein, die sie für die kommende Welt zu erfüllen haben.

— nz —



März 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Uebungsfelder.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

In der Nähe jeder größeren Stadt und Garnison befindet sich, wie Ihr wißt, ein sogenanntes Truppenübungsfeld. Diese weiten, öden und baumlosen Flächen werden zum Manövrieren benutzt, zur Ausführung von Scheinangriffen, Truppenschwenkungen, Schießübungen, und so weiter. Das sind Kriegsspiele als Vorbereitung für den Ernstfall, Kraftproben für die Tüchtigkeit eines Heeres. Alles, was auf dem Uebungsfelde vorgeht, geschieht zur Stärkung des einzelnen Soldaten und der ganzen Armee, dient zum Schutz des Vaterlandes.

Uebungsfelder gibt es indessen nicht nur im Umkreis volkreicher Städte mit großen Kasernen, sondern überall, wo Menschen beisammen wohnen. Könnt Ihr noch andre Uebungsfelder nennen, auf denen ein Mensch ernsthafte Kraftproben abzulegen hat? Die Sportplätze? Die Schule? Die hochnotpeinlichen Examen? Der erste Ball? Die Antrittspredigt? Ich nenne Euch noch näherliegende: Haus und Familie, die kleinsten Arbeiten und Vorkommnisse des täglichen Lebens, alles Reden, Denken, Fühlen — das alles sind Uebungsfelder zur Erlangung der höchsten Tüchtigkeit. Warum und wieso sie es sind, das wollen wir gemeinschaftlich herauszufinden suchen.

1. Die Rolle des Staubes.

Vor Jahren habe ich einen Aufsatz gelesen, der betitelt war: „Die Rolle des Staubes im Weltenhaushalt." Der Verfasser war ein Mann der Wissenschaft; er erzählte, daß das Weltall von Stäubchen erfüllt sei und beschrieb die mannigfachen Dienste, die der Staub, dieses verfliegende Nichts, zu leisten habe: Wie durch den Staub vermittelst Lichtbrechung das herrliche Blau des Himmels entstünde, wie der Staub am Zustandekommen der Niederschläge beteiligt sei, wie im Winter die in Schneekristalle eingeschlossenen Stäubchen zur Fruchtbarkeit unsrer Felder beitrügen, wie unter Mitwirkung des Staubes die schleierzarten Färbungen ferner Berge und Wälder entstünden, usw.

Danach also wäre der Staub, den die Hausfrau als ihren Erbfeind eifrigst bekämpft, ein Schönheitsspender und ein Wohltäter der Erde.

Wenn wir ihn als solchen betrachten lernen — sollen wir da vielleicht unsere althergebrachte Meinung über den Staub ändern? sollten wir ihn lieben, statt ihn zu hassen, ihn dulden, statt ihn zu bekämpfen?

Das geht natürlich nicht, sonst würden die menschlichen Wohnungen bald ein spinnwebeartiges Ansehen bekommen, unsre Kleider würden von Motten gefressen und wir selber würden mit schwärzlichem Gesicht und mit schmutzigen Händen herumlaufen und obendrein krank werden. Die Rolle des Staubes in unserm Haushalt besteht darin, getilgt und in alle Lüfte hinausgewirbelt zu werden.

Indem wir aber dem Staube nachstellen, erinnert uns da wirklich nichts an jene Wohltäterrolle, die er außerhalb unserer vier Pfähle spielt?

Nein, meint Ihr, die Mädchen und Frauen haben doch ihren beständigen Aerger mit dem Staube, und es ist so langweilig, ihn tagtäglich wegzuwischen und zu bürsten, zu klapfen, zu waschen, zu scheuern — immer und immer wieder den Kampf mit dem winzigen grauen Nichts aufzunehmen, das so hartnäckig wiederkehrt.

Ist dieser Kampf wirklich bloß ärgerlich, bloß langweilig? Als der Gelehrte, von dessen Aufsatz ich sprach, über die Rolle des Staubes ins Klare kommen wollte, schaute er nicht zuerst die pulverfeinen Körnchen von grauer Materie an, sondern blickte hinaus ins Weltall und stellte dann die Frage: Wie dient das Kleine dem Großen? So sollen auch wir erst einmal hinausblicken ins Weite und Große, auf unser ganzes Leben, und danach fragen: Wie dienen die täglichen kleinen Kämpfe gegen den Staub den großen Zwecken unsres Lebens?

Welches sind denn diese großen Zwecke? Ihr wißt es schon: Wir wollen gut werden, stark und tüchtig werden, wir wollen Charakter bekommen.

Kann man denn aber durch solche Kleinigkeiten wie Staubwischen Charakter bekommen? Was gehört denn alles zum guten Charakter? Ein fester, zielvoller Wille, Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Wachsamkeit, Reinheit, Geduld, usw.

Gehört es denn zur Rolle des Staubes im Haushalt, dies alles mit wecken zu helfen, wie es seine Rolle draußen im Weltenhaushalt ist, das Himmelsblau hervorzuzaubern und die Fruchtbarkeit in allen Landen fördern zu helfen?

Allerdings kann der Staub auch *im engsten Kreise* ein Wohltäter sein; ob schon unsre Wohnstätten erst wohltuend werden, wenn sie von allem gesäubert sind, so hilft der Staub doch in der Hausfrau den Sinn für Sauberkeit wecken, er hält ihr Auge wach und offen für alle Unreinlichkeit, er setzt ihre Hände tausendmal des Tages in Bewegung und ist ein beständiger Anreiz zum Fleiß und zur Betriebsamkeit, er zwingt sie — da er immer wiederkehrt und stets von neuem entfernt sein will — zu unerschöpflicher Geduld.

Lernen wir nun das, was uns das Staubwischen lehren kann, wiederum nur für das Staubwischen? Dient alle Geduld, Reinlichkeit, Fleiß und Wachsamkeit nur dazu, daß unsre Kleider und Gerätschaften, unser Haus und Hof nicht verschmutzen?

Wäre es wirklich so, daß das Große, was wir lernen, schließlich doch nur um des Kleinen willen da ist, so dürfte der Staub auch sagen: Das Weltall ist für mich da, es ist dazu da, daß ich im schrägen Abendsonnenstrahl erglänze, den Schein der Morgenröte weben und blaue Himmelskuppeln bauen helfe, daß ich flimmernd hineintanze in die dunkle Zelle des Gefangenen und auf Erden und in allen Weiten herumreise — ja, für mich ist das Weltall da! Wenn der Staub so sprechen und seine Ansicht damit rechtfertigen wollte: An Euerm häuslichen Herde ist ja alle Eure Arbeitsamkeit und Reinlichkeit und Aufmerksamkeit nur für mich da! so müßten wir ihm lachend erwidern: Lerne Du erst einmal mit Lessings Sultan Saladin sprechen: „Ich Staub, ich Nichts?"!

Nein, wir lernen alle Tugend nicht für den Staub, sondern für den Menschen.

Es gibt freilich so manche Frauen, die wohl ihre Tiegel und Kommoden, ihre Gardinen und Fußböden sauber halten, aber ihre Gedanken nicht zu säubern verstehen; die mit unendlicher Geduld jedes Staubkörnchen entfernen und doch bei jedem Handgriff, jedem Wort und jeder Miene des Mitmenschen die Geduld verlieren; die wachsam auf jeden Fleck an ihren Kleidern, doch nicht auf Schmutzflecke in ihrem Herzen achten, die den ganzen Tag in ihrem Hause, aber niemals an sich selber arbeiten.

Das sind solche, die eben beim Staube stehen bleiben und alle Tugend nur für den Staub gewonnen haben, nicht für den Mitmenschen und nicht für ihre Seele.

Auf daß die Tugend nicht beim Staube stehen bleibe, müssen wir immer jene Frage stellen: Wie dient das Kleine dem Großen? Wie kann die kleine gute Gewohnheit, die wir äußerlich üben, etwas werden, das die ganze Seele durchdringt? Wie könnte die Wachsamkeit für Staub und Schmutz sich in eine Wachsamkeit für Gedanken wandeln? Wie könnte das Reinheitsverlangen sich verinnerlichen und auch der Fleiß sich nach innen wenden?

Allein schon diese Fragen helfen dazu, daß der tägliche Kampf mit dem Staube der ganzen Seele zugute kommen kann. So wie der Naturforscher den Blick zuerst auf das Weltall richtet, so sollten wir *die großen Ziele und Zwecke unsres Lebens, das Heil der Seele vor allem ins Auge fassen.* Dieses sonnenhafte Ziel muß auf alles menschliche Tun herabstrahlen, auch auf das Staubwischen; im Ausblick zu diesem Ziele werden wir erst fähig, die Rolle des Staubes im Haushalt unsres Lebens zu bestimmen; im Lichte dieses Ziels wird sogar der Staub für uns ein Wohltäter und Schönheitsspender: Wo er auch hinfliegen und darauf warten mag, getilgt zu werden, da regt er gute Gewohnheiten an, da reizt er zu sorglichem Tun, da bietet er uns ein Uebungsfeld dar zur Erlangung von Charakterkraft und Seelenschönheit.

Aber, werdet Ihr mich fragen, können denn alle diese guten Dinge: Fleiß, Sorgsamkeit, Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit, Eigenheit und Ordnungsliebe, Sauberkeit und Geduld nicht auch auf anderm Wege als durch Staubwischen erlernt werden? Das wohl, doch erlernt sich's überall nur durch allerkleinste, täglich sich wiederholende Mühen, durch einen Kampf gegen den Staub der Trägheit, Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit und Lieblosigkeit, der, immer wiederkehrend, die Klarheit unsrer Seele zudecken möchte.

Kämpft gegen den Staub, wo Ihr ihn findet, ob auf Tischen und Bänken oder drinnen im Herzen, aber kämpft nicht um des Staubes, sondern um des Heils der Seele willen!

Aus dem Tagebuch einer jungen Erzieherin.

Mitgeteilt von *Clara Reinecke.*

IV. (Schluß.)

Treuenhof, den 21. Oktober 19 . . .

Seit einer Woche haben wir Regen und Nebel, Nebel und Regen. Theo, der immer noch etwas zart ist, durfte nicht ins Freie. Wir arbeiteten, wir spielten, und trotzdem war für die Kleinen der Tag fast zu lang. Da kam mir heute ein rettender Gedanke: „Wißt ihr was," sagte ich zu ihnen, „die letzte der vier Tugenden, deren ihr euch befleißigen sollt, die wollen wir drei einmal recht praktisch miteinander üben. Es wird dem Kinderzimmer wohl nichts schaden, wenn wir darinnen ein großes ‚Aufräumefest' feiern. Denn unsere gute Dori hat bis jetzt nicht allzuviel von der *Ordnung*, dieser ‚segensreichen Himmelstochter' gehalten. Im Gegenteil erscheint sie ihr vorläufig, irre ich nicht ganz, eher als eine gar niedere, armselige Magd, die man leicht entbehren kann. Doch genau, wie wir auch schon ein kleines, aber gewissenhaftes Mädchen, das für die Hausarbeit zur Aushülfe kommt, sehr vermissen können, falls es einmal zur gewohnten Stunde ausbleibt, so spüren wir's, sobald wir die Ordnung vernachlässigen, entweder aus Trägheit oder in Krankheitsfällen, oder wenn wir uns gar zu viel vorgenommen haben, sei es nun an Arbeit, sei's an Vergnügen.

Dann wissen wir Großen plötzlich nicht, wo nur der eine wichtige Brief steckt, den wir beantworten müssen, während irgend eine kleine Dori ganz bekümmert ist, daß gerade ihre Lieblingspuppe sich schon, wer weiß wie lange, nur mit einem Schuh behelfen muß.

Indessen vermissen wir blos etwas Eigenes, so mag es allenfalls hingehen, weit schlimmer ist es, lassen wir fremdes Besitztum leichtsinnig und liederlich herumliegen und behandeln es gar noch schlecht, zum Beispiel: geliehene Bücher.

Wie wenig liebevoll und sorgsam viele Menschen mit Büchern und Kunstschätzen umzugehen pflegen, das habe ich in doppelter Weise bereits an mir selbst erfahren; erstens, indem ich gut gehaltene verborgte Sachen in einem traurigen Zustand wiederbekam, (wenn sie überhaupt zurückkämen, müsse man schon froh sein, behauptete kürzlich mir gegenüber ein Schwarzseher) zweitens, indem mir meine Bitte um ein Buch von einer sehr gefälligen Dame verweigert wurde mit den Worten: Entschuldigen Sie, ich habe zu schlechte Erfahrungen gemacht. Bei mir können Sie jederzeit, sobald Sie Lust haben, ein Stündchen lesen.

Aehnliches begegnete mir bei einem alten Herrn, einem großen Kunstfreund, der herrliche Bilder besitzt, welche er mir gerne zeigen wollte. Ehe er mir seinen Schatz öffnete, fragte er mich lächelnd: „Bitte, wie fassen Sie ein Kunstblatt an?"

„Vorsichtig, mit beiden Händen", antwortete ich prompt.

„Dann sind Sie reif zum Bilderbesehen. Kommen Sie! O, wie ich es hasse, wenn ein sogenannter Liebhaber einen wertvollen Kupferstich, womöglich eine mir unersetzliche Federzeichnung unachtsam mit einer Hand anpackt, als nähme er sich ein Paar Socken aus der Kommode. Und drin sitzt der Knick in dem prächtigen Blatt für alle Zeiten!"

Dabei funkelten dem alten Herrn die Augen, und erregt fügte er noch hinzu: „Wie wenige Leute haben doch den gehörigen Respekt vor der Arbeit eines anderen. Denken Sie, ich gehe so lächerlich gerne über eine frisch gescheuerte Treppe und auch wieder so ungern. Es ist jammerschade, sie anzureißen, bedenkt man, was solch' eine arme Scheuerfrau für Zeit und Kraft daran gewandt hat. Aber es giebt ja glücklicherweise Abtreter, bloß, daß zum Donnerwetter jeder dritte Mensch sie übersieht. Und bei jedem Kätzchen können wir beobachten, wie ordentlich es sich die Pfötchen putzt. Ordnung, Pünktlichkeit, Genauigkeit walten ja unablässig in der Natur; in tausend groß und kleinen Beispielen läßt sich all dies finden; man muß es nur wahrnehmen und sich zu Herzen! Statt dessen . . ."

Und nun begann mein lieber, alter Freund vollends, sich zu ereifern, und mir schien, nicht mit Unrecht. Darum Kinder, laßt es euch gesagt sein, geht ordentlich mit eigenem Besitz um, mit fremdem jedoch doppelt peinlich und gewissenhaft."

Hier bemerkte ich, wie Dori unruhig geworden war, und beinahe blaß sah sie plötzlich aus.

„Dori," fragte ich, „was ist Dir?"

„Ich hab' heut' in Theo's Aufsatzheft Tintenflecke gemacht und auf sein Spyri-Bändchen is' mir bischen Butterbrot gefallen. Ach, und Theo, Dein Radiermesser hab' ich sicher verloren! Ob ich die Flecken wieder 'rauskriege?"

Das war ganz meine Dori, die, Gottlob, noch immer für jede kleine Dummheit, für jede Unart ehrlich und tapfer aufgekommen ist.

Auch Theo erinnerte sich, allerlei Unordnungssünden auf dem Kerbholz zu haben, und ich merkte, daß der rechte Augenblick gekommen war, von der Theorie zur Praxis überzugehen. Beide Kinder hatten auch die größte Lust dazu, und für diesmal bedurfte es gar nicht der mahnenden Verschen meiner Großmutter, die ich ihnen immerhin zur Freude und für etwaige künftige Fälle lehrte:

Kindchen sei gescheit,
Tu zur rechten Zeit
Deine Siebensachen
An den rechten Platz.

Kindchen, sei gescheit,
In den Schrank das Kleid,
In den Spind das Linnen,
Jede Art für sich
Und doch schwesterlich
Friedlich beieinander.

Kindchen sei gescheit,
Die Gelehrsamkeit:
Feder, Heft und Buch,
Tintenfaß und Blei
Kann sich auch vertragen,
Wa, mag Vater sagen.

Kindchen, sei gescheit,
Was Dein Herz erfreut:
Spielzeug, ordne munter,
Bringst es schon noch unter.
Vorwärts, aufgeräumt,
Keine Zeit versäumt!

Kindchen war gescheit,
Ganz dazu bereit!
Als die Siebensachen
Hübsch am rechten Platz,
Mußt' mein kleiner Schatz
Selbst vor Freude lachen!

Ja, Dori mußte wirklich lachen, als unser Werk getan, und außer dem Puppenschuhchen und dem verloren geglaubten Messer noch manch' Erfreuliches zum Vorschein gekommen war, was sie ganz vergessen hatte.

Sehr müde, doch um so behaglicher krochen meine kleinen Schutzbefohlenen ins Bett. Am andern Morgen war Dori ganz erfüllt von einem Traum. Noch mit schlafroten Bäckchen erzählte sie mir eifrig:

„Denken Sie mal, mir träumte, ich traf einen Engel, der trug mit beiden Händen eine schöne goldne ‚Eins', und ich bat ihn: Schenk' mir die doch, dann kleb' ich sie in mein Zensurenheft. Aber er wollte nicht und sagte: da muß ich erst wissen wofür! Hinter die ‚Ordnung' ruf' ich, und ich mußte ganz laut rufen, denn der kleine Engel riß mir immer aus, wenn ich nach der ‚Eins' griff. Und da spielten wir mit einem Male Haschens. O, das war wunderhübsch."

„Und hast Du denn am Ende die ‚Eins' bekommen?" fragte jetzt Theo neugierig. Er war, sowie er Doris helle Stimme gehört hatte, in seinem langen, weißen Nachtkittel aus dem Nebenzimmer zu uns herübergelaufen.

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, weißt Du, dann wars alle, da wurde ich wach. Aber es is zu hübsch gewesen." Doris Augen strahlten.

Theo guckte ernsthaft sein Näschen an. Drauf fragte er mich sinnend: „Können Sie sich etwas denken bei dem Traum?"

„Nun", sag' ich, „vielleicht hat das Engelchen gemeint: Mag Dori nur immer noch laufen, ehe sie die ‚Eins' bekommt, einmal aufräumen will nicht viel bedeuten, nun soll sie auch so fortfahren!"

„Und wenn es noch drei goldene Einsen gehabt hätte," fiel mir Dori lebhaft ins Wort, „hätte es die mir wohl hergegeben für Betragen, Fleiß und Aufmerksamkeit?"

Die Kleine sah mich sehr gespannt an.

„Und mir? Wenn mir das Engelchen auch so begegnet wäre!" warf Theo schnell ein, tief Atem holend.

Dann würde es euch beiden die vier goldenen Zahlen gewiß wie vier schöne blinkende Sterne ganz aus der Ferne gezeigt haben; wäre immer lustig neckend vor euch davongelaufen und hätte dabei gerufen: Ihr könnt mich schon kriegen, strengt euch nur noch ein gutes Weilchen an!"

Wie es dem Fuhrmann von Gollmütz erging.

Kommt, Kinder, an's Fenster und schauet hinaus:
Der Fuhrmann drüben, das ist doch ein Graus.
Der schlägt auf die mageren Pferde ein,
Als hätt' er im Busen ein Herz von Stein.

Die armen Tiere! Sie sind so matt
Vom langen Laufen. Der Weg ist so glatt
Vor lauter Eis. Die Last ist so schwer.
Sie möchten gern weiter und können nicht mehr.

Und der Arge peitscht und wettert drauf los
Ganz ohne Erbarmen! Dem wünscht' ich blos,
Ihm ging's wie dem Fuhrmann von Gollmütz gleich.
Wie ging es denn dem? Ich erzähl' es euch.

Dorf Gollmütz hebt sich auf Bergeshöh'
Und über den Berg ging der Landweg jäh
Vom nahen Schwerin, drauf täglich fast
Der Fuhrmann heimkam mit schwerer Last.

Er schritt stets neben dem Wagen her.
Da wird solch Weg nun eben nicht schwer.
Doch wer eine Last mit Mühe zieht
Einen Berg hinauf, wird leicht wohl müd'.

Oft blieb sein Rößlein drum stehen nun,
Als wollt' es ein bissel verschnaufen und ruh'n.
Ich glaube, ihr hättet's ihm gern gegönnt.
Doch der Fuhrmann? „Zum Teufel, potz Element!"

So fluchte er und viel derber noch
Und peitschte das Tier, bis es weiter kroch
Und endlich, endlich, ganz schlaff und lahm,
Erschöpft auf die Höhe des Berges kam.

Das ging nun so eine gute Frist.
Doch in des Berges Schoße, wißt,
Da haust eine Göttin, die's lang schon verdroß,
Daß so böse er quälte sein braves Roß.

Die Mittagssonne brütete heiß.
Schwer ächzte das Rad im sand'gen Geleis,
Dazu der Fliegen stechender Schwarm.
Das Tier kann nicht weiter. Schon hob den Arm

Der Böse, indem er die Peitsche schwang. —
Da plötzlich in's Ohr eine Stimme ihm klang:
„Nimm hin deinen Lohn für die blinde Wut,
Fühl' am eigenen Leibe, wie wehe sie tut!"

Und der eben als Mensch an dem Wagen noch stand,
Ward zum Pferde verwandelt. Durch tiefen Sand,
Von Fliegen zerstochen, im Sonnengluth'n
Mußt' er selber den Wagen zur Höhe nun zieh'n.

Und wie hart seinem Tier er einst zugesetzt,
Das erlitt er vom eigenen Herren jetzt:
Statt freundlicher Worte nur derben Fluch,
Gar schmales Futter, doch Schläge genug.

So floß ein Jahr voller Leiden dahin.
Das machte ihm traurig und weich den Sinn:
„Die Strafe tut weh, doch ist sie gerecht,
Ich tat ja Schlechtes, drum geht mir's nun schlecht!"

Wie so er gesprochen, geschah alsbald
Ein neues Wunder. Die alte Gestalt
Bekam er wieder. O Seligkeit!
Der tat niemehr einem Tiere ein Leid.

Rudolf Kußmann.

Die Augen auf!

Von Lise Lippmann.

Könnt Ihr alle gut sehen, Kinder? „Aber natürlich," werdet Ihr erstaunt antworten, „wir haben ja junge, gesunde Augen im Kopfe!" Und doch werden einige unter Euch vieles von dem was ich heut erzählen will, nicht bemerkt und beobachtet haben. Habt Ihr, zum Beispiel, schon einmal aufgepaßt, wie verschieden jetzt im Winter der Schnee aussieht? Natürlich nicht der Schnee, den die elektrischen Bahnen, die Wagen, die Füße der Menschen in den Straßen bald in einen häßlichen, grauen Brei verwandeln! Sondern den Schnee meine ich, der sich draußen vor der Stadt oder in den Villen- und Parkvierteln ausbreitet! Paßt mal auf, wie der mittags im Schein der Sonne leuchtet und funkelt, als wäre der Erdboden und Baum und Strauch mit tausend glitzernden Sternchen bestreut! Jeder Zweig zeigt deutlich seine Formen und Konturen, jedes Aestchen hebt sich scharf vom blaßblauen Winterhimmel ab. Geht Ihr abends, im Dämmern, denselben Weg, so werdet Ihr Euch wundern! Der weiße Schnee ist auf einmal bunt geworden! Orange und rosafarben dort, wo ihn der letzte Sonnenstrahl küßt, — dunkelblau, wo die Schatten der kommenden Nacht sich auf ihn herabsenken, und in den einzelnen Senkungen und Furchen beinah violett. — Aber auch im Frühling heißt es, die Augen hübsch aufhalten! Nicht nur dann, wenn der warme, richtige Lenz da ist, dem bald sein älterer Bruder, der Sommer folgt! Den Sommer kennt Ihr alle am besten, nicht wahr? Aus den Ferien kennt Ihr ihn, wenn Ihr draußen an der See oder im Gebirge gewesen seid! Da lernt es sich leicht, die Schönheiten der Natur und der gerade herrschenden Jahreszeit erkennen und erfassen! — Die Schönheiten des ersten Vorfrühlings sind zarter, nicht so auffallend, aber deshalb nicht weniger reizvoll. Habt Ihr schon einmal den feinen, grünen Schleier gesehen, der sich dann um alle Zweige und Aestchen schlingt? Der ist aus den ersten Blattspitzchen gewebt, die aus den Knospen zum Licht drängen! Und atmet einmal die herbe, reine Luft ein, die erfüllt ist vom Odem der keimenden Erde! — — — Und erst der Herbst! das ist ein tüchtiger Maler! Seht Ihr, wie farbenprächtig sich die in der Sonne leuchtenden gelblichen und rötlichen Bäume von ihren noch grünen Genossen abheben? Und habt Ihr es schon einmal versucht, aus den vielen, bunten Blättern, die am Boden liegen, einen hübschen Herbststrauß zu binden? Und noch später im Jahr, habt Ihr beobachtet, wie eigentümlich es aussieht, wenn die am Abend aufsteigenden, feuchten Nebel jede Straßenlaterne mit einem großen, gelben Strahlenschein umgeben? — — Noch viele, viele Male könnte ich Euch fragen, „habt Ihr das gesehen?" — Deshalb merkt es Euch, Kinder: die Augen auf! Dann werdet Ihr lernen, selbst überall etwas Neues und Schönes zu entdecken, und Eure Spaziergänge werden Euch dann doppelte Freude bereiten!

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Allerlei vom Leben der Pflanzen. Von Franz Lichtenberger. Es ist ein gutes, feines Buch, nicht trockene Lehrbuchabhandlungen, sondern wirklich Gesehenes wird anschaulich gemacht und zum Anschauen und Ansehen angeleitet. Das Buch ist aus der Schule Berthold Ottos hervorgegangen, das ist immer eine Empfehlung, denn dann ist die Sprache den Kindern abgelauscht und daher ihnen verständlich. Indessen bei diesem Buche habe ich da etwas zu tadeln. Ich glaube, daß auch die vernünftigste und modernste Mutter es nicht gerne hören wird, wenn ihr Kind sagen wird: „Der Schnee matscht ja ganz miserabel" und ich glaube, daß sie recht hat. Denn das ist wirklich nicht schön und auch nicht — charakteristisch. Und ich glaube, daß ganz vernünftige, begabte und von keinem süßlichen Schul- und Kinder-Deutsch verdorbene Kinder (ich unterrichte solche und habe es an ihnen erprobt), die Sprache ein wenig gar zu umständlich finden, zu viele Wiederholungen, nicht klar genug. Zu sehr die „Altersmundart" eines Kindes nachgeahmt, das sich nicht ausdrücken kann, das unbeholfen ist, und dadurch ist die Sprache ein wenig gekünstelt und unnatürlich geworden. Aber das macht nicht sehr viel, sie ist immer noch gesunder und kräftiger, als die der meisten Jugendschriften, die ich kenne und ich bin überzeugt, daß das Buch nicht nur erfreuen sondern auch nützen wird. Obwohl ja Freude an sich schon ein großer Nutzen ist!

E. F.

* * *

Zum Moralunterricht. Ausgewählte Kapitel aus englischen Lehrbüchern, übersetzt von Emily Altschul (Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig).

In sehr dankenswerter Weise hat die Herausgeberin durch die Uebersetzung einer Auswahl Stücke aus der englischen moralpädagogischen Literatur versucht, das deutsche Publikum mit der Art und dem Geist der in England sich eines großen Einflusses und steigenden Zuwachses erfreuenden Moralunterweisung bekannt zu machen. Die meisten Erzählungen entstammen der Feder des feinsinnigen und liebenswürdigen Pädagogen F. J. Gould, dem namhaftesten Vertreter und schöpferischen Verteter des Moralunterrichts in England. Da das Buch nur Stichproben bietet und die einzelnen Stücke verschiedenen Zusammenhängen und verschiedenen Verfassern entnommen sind, so trägt dasselbe naturgemäß einen nicht ganz einheitlich abgerundeten Charakter. Eine größere Auswahl eines beschränkteren Gebietes wäre vielleicht zweckentsprechender gewesen. Die ausführliche Einleitung über den Stand der englischen Moralunterrichtsbewegung sowie die Uebersetzung des Lehrplans für den Moralunterricht in der Volksschule geben dem Büchlein außer dem ideellen noch einen sehr praktischen Wert. Wir wünschen dem Büchlein, daß es von recht viel Interessenten der Sache gelesen werde, um so für die moralpädagogische englische Original-Literatur zahlreiche Freunde zu werben und damit der Bewegung zu größerem Fortschritt und Einfluß auch in Deutschland zu verhelfen.

J. L.

* * *

Karl Rosner, Sehnsucht. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Selten — fast nur in der eilenden Ruhe der Eisenbahnfahrt — kommt der Schaffende zum Versenken in den Genuß einer Romandichtung. Ein Glück, wenn er dabei auf wirkliche Kunst stößt, die auch ihm etwas zu sagen hat. Ich denke, daß solche Leser dem Dichter am liebsten sein müßten. Wohl legt er sich beim Schaffen schwerlich die Frage vor: für wen? Er muß eben. Aber wenn ihm dann später bei dieser Frage ein bitteres Lächeln um den Mund huscht, wenn er an die üblichen „schönen Leserinnen" und Leser denkt, dann mag ihn der Gedanke trösten: hie oder dort wird doch einmal ein Auge auf Deinem Werke haften, das in den fremden Bildern und Gedanken nicht Zerstreuung, sondern Sammlung sucht und findet. Mit weltverstehender Weisheit hat Rosner das gewaltige Thema: „Sehnsucht" angeschlagen, durch die seltsamen melodischen und disharmonischen Verschlingungen des Lebens verfolgt, fugiert und verschränkt, um es endlich in die Harmonie des schicksalbesiegenden Seelenfriedens ausklingen zu lassen, der wunschlos, mit gütigem Lächeln und verzeihendem Verstehen, dem Sehnsuchtsdrängen der Menschenbrüder und Schwestern zusieht. Es ist darum gerade ein Buch für die reifende Jugend — nicht in dem Sinne, den die läppische Jugendschriftstellerei dem Worte gegeben hat, — aber es mag in die sehnsüchtige Schaffenslust und in die verschwimmenden Glücksträume der ins Leben Stürmenden eine leise Vorahnung hineinklingen lassen von der tiefen Weisheit des Alters, daß Erfüllung unendlich viel weniger ist, als die Seligkeit des Ringens und Laufens, daß aber auch das Friedensziel individuellen Strebens und Lebens heißt: zur rechten Zeit verzichten lernen.

-nr-



April 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Uebungsfelder.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

II. Geduld.

Ein kleines Mädchen las einmal in einem Kinderbuche ein Geschichtchen von einem Onkel und seinem Patenkinde, das sich glühend eine große Puppe wünschte. Der Onkel brachte der blondlockigen Kleinen von einer Reise ein Prachtexemplar von einer Puppe mit und überreichte ihr schmunzelnd den großen Karton, der vielfach verschnürt war. In ihrer freudigen Ungeduld griff sie nach einer Schere, um den Faden schneller lösen zu können; der Onkel aber hielt ihr Händchen fest und sagte: „Ein ordentliches Mädchen wird niemals einen Knoten zerschneiden, sondern ihn aufknüpfen.“ Die Kleine tat's und hatte außer ihrer Puppe und dem Karton nun auch noch einen unversehrten Bindfaden.

Die das Geschichtchen las, merkte sich die Weisung des guten Onkels und gewöhnte sich daran, alle Knoten mit der Hand zu lösen. Und mit der Zeit stellte sich heraus, daß sie dadurch mehr gewann als bloß unversehrte Bindfäden. Als sie erwachsen war, wunderten sich die Leute immer über ihre endlose Geduld. „Wie kann man nur so langmütig sein und niemals aus der Haut fahren! Wie kann man nur so grenzenlose Nachsicht mit den Menschen haben! Wie kann man sich nur bei so mühseliger Arbeit wohlfühlen! Wie kann man nur dies einförmige Leben niemals satt bekommen!“ Wenn die Leute so redeten, dann dachte das Mädchen und lächelte leise in sich hinein: „Das kommt von den vielen Knötchen, die ich in meinem Leben aufgeknüpft habe!“

Aus den vielen gelösten Knötchen erwuchs eine große Geduld. Und jedes kleinste Knötchen war ein Uebungsfeld für die Seele zur Erlangung dieser Tüchtigkeit.

Von einem andern jungen Mädchen weiß ich, welches bei jeder Gelegenheit das Wort gebraucht: „Ich könnte rasend werden!“ Sie könnte rasend werden, wenn sie einige Paar Strümpfe stopfen soll, wenn sie eine Stunde beim Zahnarzt stille zu sitzen hat, wenn der Hut nicht in gewünschter Weise auf den Locken balanzieren will, wenn ein Schuhknopf abplatzt, und so weiter. Dieses Mädchen prophezeit sich unbewußt mit ihren eigenen Worten ihr eigenes Schicksal: Sie könnte rasend werden — ja und sie wird es werden, wenn sie sich nicht geduldiger gewöhnt, sie wird immer tiefer in die Ungeduld hineingejagt werden, bis die Nerven bei jeder Gelegenheit mit ihr durchgehen. Dann ist es aus mit der Lebensfreude, Gesundheit, Behaglichkeit und Ruhe. Das ganze Leben wird ein wirrer Gesang der Rastlosigkeit; ohne Atemholen geht's von einer Aufregung zur andern und das Fieber der Ungeduld verrät sich schon in jedem hervorgestoßenen Wort, jeder hastigen Bewegung. Solche Menschen haben — wie ein Denker sagte — „kein Wohin, kein Wohinaus, keinen Zweck, kein Ziel“; sie wissen nichts von Stillesein und Frieden, sondern nur von ewig ungeduldigem Weiterwollen:

„Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben!“

So wird der Geisterritt in Bürgers „Leonore“ geschildert und ein Geisterritt ist auch das Leben des Ungeduldigen; Wie ein kraftloser Schemen wird er umgetrieben und sein eignes Unrecht zehrt ihn auf: Immer bleicher und elender wird er und sein Leben ist bald kein Leben mehr.

Tolstoi schildert in seinem Roman „Krieg und Frieden“, wie der Fürst Andrei wund auf dem Schlachtfelde liegt und in den blauen Himmel mit den schwimmenden Wolken hineinschaut; flüsternd spricht er vor sich hin:

„So still, so ruhig, ganz und garnicht so, wie ich eilte! . . . Warum habe ich doch diesen hohen Himmel nicht früher gesehen? Ach und wie glücklich bin ich nun, daß ich ihn endlich erkannt habe!“

So mag ein Ungeduldiger empfinden, wenn er sich in den Himmel der Geduld zurückfindet. Unverhofft erschaut er etwas, das ihn nicht in Unruhe und Hast hineinstößt, sondern ihn geruhsam anlächelt; er sieht etwas, das immerfort und unbeirrbar dauert, so wie der Himmel dauert. Geduld wäre ja nicht Geduld, wenn sie ein Ende finden würde. Sie ist unendlich wie der Himmel und in ihr ist Frieden.

Habt Ihr's nicht schon gespürt, wenn Ihr in einen Streit hineingezogen wurdet und die Geduld sich fürbittend zwischen Euch und Euern Angreifer stellte? Da hattet Ihr ein Gefühl, wie Fürst Andrei auf dem Schlachtfelde, als er nach dem Himmel emporschaute: Das Eilen der zürnenden Gedanken, der heraufdrängenden heftigen Worte hörte auf, eine große Stille und Milde schwebte auf Euch herab und Ihr waret glücklich, daß sich der hohe Himmel der Geduld zur rechten Zeit vor Euern Augen geöffnet hatte.

Glaubt Ihr, daß Fürst Andrei von der Stunde an, da er verwundet auf dem Schlachtfeld lag, auch nur an

einem Tage vergessen haben wird, in den so lange nicht beachteten und wiederum entdeckten Himmel hineinzuschauen? Ich glaube, er wird sein Haupt an jedem Tage erhoben haben, sorgend, daß seinem Blick der hohe Himmel nicht abermals entschwände.

Desgleichen dürfen wir *den Himmel der Geduld nicht einen Tag lang aus den Augen verlieren*, sonst kommt die Unruhe wieder und der Unfrieden, Kampf und Krieg.

Wie aber fängt man's an, den Himmel immer offen zu sehen? Es kommen doch Sturmwolken und Nächte und trübe Tage?

Ja, wenn man sich unter die Regenwolken stellt und von obenher begießen und vom Sturm sich peitschen läßt, dann merkt man freilich nichts vom warmen Blau des Himmels; das Himmelsblau lächelt *von oben* auf alle Wolken herab, und wer in den Himmel der Geduld eingegangen ist, auch der wird gelassen lächelnd von oben auf alle Aergernisse und Verdrießlichkeiten herabschauen.

Recht schön, werdet Ihr sagen, aber wie macht man's denn, erst einmal dahinauf zu gelangen? Fliegen können wir doch nicht?

Nein, fliegen können wir freilich nicht; aber es gibt *Himmelsleitern*, und die eine Himmelsleiter heißt mit einem nüchternen und unpoetischen Namen: Uebung.

Uebung lehrt uns steigen, macht die Schritte leicht und leichter, bis der Fuß wie beflügelt scheint, bis er selbst die steilsten Wege nach oben findet und überwindet.

„Und wird Dir erst die Mühe zum Genuß,
Erscheint Dir's dann so leicht, emporzusteigen,
Als ging's im Kahn hinab den raschen Fluß.
Dann wird sich bald das Ziel des Weges zeigen,
Dann wirst Du sanft von Deinen Mühen ruh'n —“
(Dante.)

Uebungsgelegenheiten gibt's genug, um von der Ungeduld zur Geduld emporzusteigen. Denkt nur an das Mädchen, das alle Knoten löste! Und meint Ihr, daß sie es bei dem bischen Knüpfarbeit habe bewenden lassen? Keineswegs. Ihr hörtet ja, was die Leute von ihr sagen: Daß sie niemals außer sich geriete, den Launen der Menschen gegenüber langmütig wäre und sich mit jeder Arbeit und Lebenslage geruhig abfände. Gleich wird sie es nicht so weit gebracht haben; sie übte sich eben in Geduld, wo immer eine Gelegenheit dazu sich finden wollte.

Was tat sie wohl, wenn jemand sie anfuhr? Sie holte tief Atem und schickte ihrem Gegenüber einen mitleidigen Gedanken, ehe sie antwortete — war ihr doch bewußt, daß der Beleidiger weit schlimmer daran ist als der Beleidigte. *Und was tat sie, wenn ein Mensch sie mit langweiligen Gesprächen anödete?* Sie hörte auf die Stimme ihres Herzens, die ihr erzählte, wie die Zerstreutheit seiner Zuhörer jenen Menschen schon gepeinigt und verdrossen haben mochte, darum nahm sie sich zusammen und lauschte freundlich. *Was tat sie, wenn ein Gerücht ihr zugetragen wurde?* Sie nahm sich Zeit, dasselbe auf seine Glaubwürdigkeit hin zu prüfen und enthielt sich jedes voreilig zustimmenden Wortes. *Was tat sie, wenn eine gar zu mühselige oder reizlose Arbeit ihr den Himmel der Geduld verdecken wollte?* Sie rief sich selber entschlossen zu: Jetzt oder nie! Lege ich die Arbeit heute beiseite, so nehme ich sie morgen lässig oder garnicht wieder auf, so verliere ich übermorgen die Arbeitslust und werde überhaupt unfähig, eine Geduldsprobe siegreich zu bestehen. Und dann ade, Du heller Himmel der Geduld! *Und was tat sie wohl, wenn im Gleichmaß der Tage sich eine ungeduldige Sehnsucht, ein Verlangen nach Abwechselung einstellen wollte?* Ein geduldiger Mensch hat die nötige Ruhe, um auf kleine Freuden zu achten, und also tat sie ihre Augen auf und fand jeden Tag etwas friedvoll Schönes: Heute einen goldenen Sonnenstrahl, morgen einen freundlichen Blick und ein Kinderlachen, übermorgen einen tiefen Gedanken!

Dante erzählt in seiner „Göttlichen Komödie“, wie er vor seiner Wanderung nach dem fernen Gipfel des Läuterungsberges sich mit einem *Gurt von glatten Binsen* umschnüren mußte. Er tritt die Wanderung an, um sich von allen seinen Fehlern zu reinigen vermittelst vieler Einsichten, Uebungen, Selbstüberwindungen, und dazu braucht er vor allen Dingen eines: Geduld. Die Binse ist das Sinnbild der Geduld, weil ihre Halme, hundertmal geknickt, immer wieder auferstehen:

„Und wo er nur die niedere Pflanze knickte,
Erhob sie neu aus ihrer Wurzel sich.“

Versucht es einmal, wenn Ihr einen geknickten Binsenhalm findet, und laßt ihn langsam, von unten nach oben, durch die geschlossenen Finger gleiten — gleich steht er wieder kerzengrade. Und die Geduld? Auch sie mag hundertmal am Boden liegen — hundertmal aufersteht sie wieder. Der Geduldige findet immer neue Kraft und ist gegen jede Entmutigung gefeit; wo Geduld ist, gibts kein Erlahmen.

Aber freilich: Was man nicht übt, das erwirbt man nicht. Darum sucht und entdeckt Euch Uebungsfelder und ruht nicht, bis die kleine Geduld sich zur großen Geduld erhoben hat. Dann seid Ihr in den Himmel gekommen — Ihr wißt nicht wie; gleichwie ein Wanderer auf freier Höhe, der in blauer Luft sich sonnt und tief im Tale drunten ein Gewitter brausen und verhallen hört, so wird der Vielgeduldige das Toben der Ungeduld unter seinen Füßen verhallen hören — er ist darüber hinausgekommen.

Jasso.

(Eine Hundegeschichte.*)

Von O. Verbeck.

Wir waren eines Sommers wieder zum Besuch auf der Försterei, mein Walter und ich, wie schon oftmals vorher. Es gefiel uns wieder ganz wundergut, und wir ließen uns die köstliche saure Milch, das Landbrot und die frischgebuddelten Pellkartoffeln herrlich schmecken. Nur mit den Eiern, die man sich noch warm aus dem Hühnerstall zu holen pflegte, und auf die ich mich besonders gefreut hatte, sah es kläglich aus. Die Försterin konnte und konnte sich gar nicht erklären, was ihre vielen Hühner denn nur mit all ihren Eiern anfingen. Im Stall, in dem eigentlichen Neste fanden sich nur ganz vereinzelte, und wohin sie die andern verschleppten, war nicht herauszukriegen. Nirgendwo, an keinem der Plätze, wo man schon sonst wohl welche gefunden hatte, war auch nur die Ahnung von einem Ei. Sie waren wie vom Erdboden verschwunden. Diese verwunderliche Wirtschaft dauerte aber noch nicht gar lange, vor etwa acht Tagen hatte es damit angefangen.

„Ich weiß mir keinen andern Rat,“ sagte die Försterin, „als daß ich mich vom Tagesgrauen an auf die Lauer lege und den schlauen Viehchern auf Schritt und Tritt aufpasse.“

So geschah es. Einige Stunden lang war alles Aufpassen vergeblich. Aber so gegen zwölf kam die Försterin ins Zimmer gestürzt.

„Kommt mit“, sagte sie strahlend. „Aber sachte, sachte; ich glaube, ich hab's, ich weiß es.“

Wir folgten ihr hinaus. Im Vorbeigehen riß sie noch geschwind die kurze Hundepeitsche vom Nagel.

„Was willst Du mit der Hundepeitsche bei den Hühnern, Tante Förster?“ fragte Walter.

„Wirst schon sehen“, antwortete sie. „Gib nur acht. Aber von weitem stehen bleiben. So. Hier hinterm Fliederbusch. Seht Ihr dort den Jasso?“

Vor seiner Hütte, im Sonnenschein, lag der große Schwarze, die Schnauze auf den Vorderpfoten und blinzelte.

*) Aus „Allerleirauh“. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1896.

Drei Hühner standen vor ihm, tockelnd, aufgeplustert, von einem Fuß auf den andern trippelnd.

„Tock, tock, tock“, sagten sie.

Jasso rührte sich nicht. „Tock, tock, tock, tooooock“, sagten die Hühner wieder. Was mochten sie nur damit meinen? Eins machte den Hals lang und guckte in Jasso's Futternapf. Der Hund richtete nur die Ohren ein wenig auf und knurrte einmal ganz leise; sofort zog sich das Huhn zurück. Sie fingen aber nun immer aufgeregter an zu tockeln. Es kamen noch mehr Hühner dahergerannt, eilig, eilig. Schon waren es ihrer sieben oder acht Stück.

„Tock, tock, tock, tooooock!“ gackften sie laut, alle durcheinander und wurden immer unruhiger.

Jetzt stand Jasso langsam auf, reckte sich, gähnte, als wenn er sich in zwei Teile spalten wollte, sprang auf das Dach der Hütte und legte sich dort wieder hin.

„Tock, tock — tock, tock“, sagten die Hühner befriedigt und rannten eiligst alle hintereinander in die Hütte hinein. Eine Zeit lang blieb alles still. Wir, die Lauscher hinterm Fliederbusch, sahen uns erwartungsvoll an. Die Försterin lächelte. Als Walter etwas fragen wollte, legte sie ihm den Finger auf den Mund.

In der Hundehütte war noch alles ruhig. Aber Jasso droben rührte sich. — „Nſ?“ sagte er ungeduldig.

Da kam aber auch schon ein Huhn nach dem andern mit triumphierendem Gezeter wieder heraus.

„Gock gock gock gock 'n Ei! Gock gock gock gock 'n Ei!“ schrien sie aus voller Kehle, und dann fielen sie insgesamt, als sei das vorher so abgemacht und verabredet worden, über Jassos gefüllten Freßnapf her.

Der Hund war gleich von seinem Dach heruntergesprungen und, ohne die frech schnabulierenden Hühner nur eines Blickes zu würdigen, in seine Hütte geschlüpft. Wir hörten ihn voller Behagen schmatzen und schnaufen. Da also nahmen unsere Eier ein Ende!

In diesem Augenblick sprang die kleine Försterin drauf los. Die Hühner stoben mit entsetztem Kreischen auseinander. Jasso, mit gelber, triefender Schnauze, steckte den Kopf zur Hütte hinaus. Da packte sie ihn schon am Halsband und zerrte ihn vollends ins Freie. Und nun bekam er seine Schläge. Klatsch, Klatsch, mit der Peitsche auf sein schwarzes Fell.

„Wart, ich will dir, du Hundevieh! Sollst du dir Eier legen lassen? Sollst du das? Du scheußliches Tier, du freches! Pfui! Pfui! Da hast du was! Ich will dir zeigen, Eier aussaufen!“

Jasso heulte entsetzlich, und als die Försterin ihn losließ, kroch er mit eingezogenem Schwanz, ohne ein Wort der Widerrede zu wagen, in den tiefsten Winkel seiner Hütte.

„Ich denke, der hat genug und merkt es sich“, sagte die Försterin lachend und wusch sich am Brunnen die Hände.

„Wird er es nun wohl nochmal tun?“ fragte Walter.

„Ich glaube nicht“, antwortete sie. „Er weiß genau, wofür er die Keile gekriegt hat. Und wenn morgen die Hühner wiederkommen, dann werden sie vermutlich was bei ihm erleben. Jedenfalls will ich das erst einmal abwarten, ehe ich andre Maßregeln treffe. Es wird wohl geholfen haben.“

Und richtig! Als andern Tags die Hühner nach ihrer neuen Gewohnheit zu Jasso kamen, um sich zum Eierlegen zu melden, da bellte er sie giftig an und schnappte nach ihnen, sodaß sie mit Zetergeschrei machten, daß sie davonkamen. Und da er die Eier offenbar nicht mehr haben wollte, heute nicht und morgen auch nicht, so gingen sie in den Stall zurück und taten sie an den richtigen Platz.

Die Försterin triumphierte.

„Seht ihr, ich hatte recht. Er wußte ganz gut, der schwarze Schlingel, daß er etwas Verbotenes tat, und ehe er sich noch einmal verwichsen läßt, lieber verzichtet er auf sein schönes Eiergericht. Ich möchte jetzt aber nur wissen, wie die Viecher das gemacht haben, sich so zu verabreden. Er muß ihnen doch gesagt haben: Bringt mir eure Eier, so dürft ihr aus meinem Napf fressen. Früher hat er sie nämlich immer weggebissen, wenn sie sich bei ihm nur von weitem sehen ließen. Wie ist es aber denn nur möglich, daß Huhn und Hund, die doch zwei ganz verschiedene Sprachen sprechen, sich so miteinander verständigen können?“

„Na, ich denke mir das so,“ sagte der Förster. „Wenn ich eine ordentliche Zeit lang mit einem — na, so sagen wir mal, mit einem Zulukaffern zusammen wohne, dann lerne ich allmählich etwas von seiner Sprache verstehen, und er von meiner. Ich zeige auf meine Flinte und sage dabei auf deutsch: „Flinte“. Und er zeigt auf seine und sagt dabei auf kafferisch: „Flinte“. Wenn er mir es ein paarmal wiederholt, dann kann ich es, und er wird auch nicht dümmer sein. Und wenn nun auch ein Hund nicht kakeln lernt, wie ein Huhn, und ein Huhn nicht bellen wie ein Hund, so glaube ich doch, daß sie durch das beständige Zusammenleben lernen sich zu verständigen. Wir sehen doch, daß es hier auf unserm Hof geschehen ist, wenn die Schlauberger uns auch nicht verraten werden, wie sie es gemacht haben. Jedenfalls hat ihnen Jasso jetzt gesagt: „Kinder, macht, daß ihr fortkommt, die guten Zeiten sind zu Ende. Die Olle hat's gemerkt, und es gibt Hiebe, wenn ich nicht folge. Mein Buckel brennt noch von gestern. Sie hat 'ne kräftige Hand.“

Das kam uns sehr begreiflich vor. Und während der nächsten paar Wochen, daß wir noch draußen waren, ging alles in schönster Ordnung seinen Gang. Die Hühner kamen nicht mehr in Jassos Nähe, und wir konnten so viele Eier essen, wie wir wollten.

Mittlerweile war es Herbst geworden, und wir waren längst wieder daheim. Schon eine gute Weile hatten wir nichts mehr aus unserm lieben Waldwinkel gehört. Da besuchte uns eines Tages die Försterin. Große Freude! Sie brachte Weintrauben mit, grüne und blaue, die wir uns herrlich schmecken ließen. Dann mußte sie berichten, wie es da draußen ginge, was der Onkel Förster mache, und die kleine Martha, ob sie nun schon gut laufen könne, und wie es den beiden Schwänen ginge und der gescheckten Kuh, und den Hühnern und Jasso.

„Ja, der Jasso,“ rief die Försterin, „dieses greuliche Hundetier! Was man mit dem für Aerger hat!“

„Wieso denn?“ fragten wir, „was hat er denn wieder verbrochen?“

„Na“, sagte sie, „was glaubt ihr wohl, wie lange seine Bravheit mit den Hühnern gedauert hat? Genau vier Wochen. Dann war es alle. Dann ging der Tanz von neuem los. Und viel schlimmer. Alles Prügeln nützt jetzt nichts mehr. Für das Eiersaufen hat er nun einmal eine solche Leidenschaft gefaßt, daß er die Hiebe erträgt, als wär es eine unvermeidliche Zugabe. Er hat offenbar nach einer Weile zu den Hühnern gesagt: „Ich halte es nicht mehr aus. Bringt mir her, was ihr habt. Schadt nichts, wenn sie mich auch haut. Ich schüttle es ab, wie Regen“. Und die natürlich nicht faul, na — — aber das Schönste kommt noch: Unser neuer Jagdhund, der Nimrod, den wir erst zwei Wochen haben, der kann's auch schon!“ —

Wenn das Leben einst vernichtet —

Hat der böse Bube
Meines Kindes Wundergarten,
Den es zierlich sich erbaute,
Hat der böse Bube ihn zertreten?!
Kleiner Liebling,
Stehst ein Weilchen traurig, —
Aber auch ein Weilchen nur, —
Und in froher Schaffenslust
Baust du wieder,
Was der böse Bub' zertreten.

Stolze Freude war in mir,
Daß du nicht nach Kinderart
Weinend um Zerstörtes trauerst. — — —
Wenn das Leben rauh vernichtet
Einst dir deinen Wundergarten,
Mögst du dann auch nur ein Veilchen
Trauernd stecken,
Und in starker Schaffenskraft
Wieder bauen,
Was das Leben rauh zertreten.

Else Mücke.

Die Hexe Zwiderwurz.

Draußen im Wald, im wildesten Dickicht, wohnt die Hexe Zwiderwurz. Sie hat einen großen Buckel, viel häßliche Runzeln und ein paar grelle, blitzende Augen. Sie ist schon sehr alt — aber laufen kann sie, viel schneller als eine Junge; darum taucht sie bald hier auf, bald dort, wo man gar nicht an sie denkt. Wo Friede und Eintracht herrschen, bleibt sie unsichtbar; aber wo Menschen mit einander streiten und zanken, erscheint sie plötzlich, und wer sie sieht, erschrickt; denn schnell berührt sie Einen mit dem Zauberstab und verwandelt das netteste Antlitz in eine häßliche Fratze. — Hütet Euch, der alten Hexe zu begegnen; denn schwer ist's von ihrem Zauberbann sich wieder zu befreien.

Auf einer Waldlichtung in einem kleinen ärmlichen Häuschen wohnte der Köhler Jahn mit seiner Frau Marie. Die hatten sich innig lieb und, obwohl sie sich hart plagen mußten, um täglich satt zu werden, war ihr Heim immer mit Sonnenschein und Harmonie erfüllt.

Eines Tages aber, als sie im Wald gearbeitet hatten und sich müde auf den Heimweg machten, gabs zwischen beiden eine kleine Meinungsverschiedenheit, über die sie sich nicht einigen konnten. Jeder wollte Recht behalten, Keiner nachgeben, und so entspann sich zum ersten Mal ein richtiger Streit, bei dem manch häßliches, unfreundliches Wort fiel, bis sie endlich trotzig schweigend neben einander hergingen. Keiner wollte als Erster ein versöhnendes Wort sprechen. Da erschien plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, die Hexe Zwiderwurz und sch — sch — fuhr sie den beiden mit ihrem Stab übers Gesicht, grinste sie mit ihren grünen Augen häßlich an und verschwand.

Erschrocken waren die beiden Köhlersleute zusammengefahren. Sie kannten die Hexe nicht, und als sie sich verwundert fragend ansahen, erschraken sie von Neuem, Jeder über das Gesicht der Andern. „Wie häßlich ist Jahn, wenn er so brummt“, dachte Marie, und Jahn dachte das Gleiche von seiner Frau. Keiner wußte, daß auch sein eigenes Gesicht gestempelt war. So kamen sie schweigend, verdrossen heim und legten sich zu Bett, zum ersten Mal ohne freundlichen Gute Nacht-Gruß.

Und als sie anderntags aufstanden, hatte Jeder Ekel vor dem häßlichen Gesicht des andern, und Jeder dachte an seinen Groll, keiner mehr an eine Versöhnung. Schweigend gingen sie an ihr Tagewerk — und wie schwer erschien ihnen nun die harte Arbeit; früher hatten die Vögel so lustig dazu gezwitschert — die hörten sie nicht mehr; sie selbst hatten gesungen und gelacht — nun war ihnen die Kehle vertrocknet und sie konnten das rechte Wort nicht mehr finden. Der Sonnenschein war aus dem Häuschen gewichen, und die Kost, die früher stets schmeckte, erschien ihnen herb und schlecht. So verging Tag für Tag, Woche um Woche, und traurig dachten die Beiden manchmal im Stillen an die frühere Zeit, da alles voll Freude und Glück war. Wenn doch d i e Zeiten wieder kommen könnten!

Eines Abends, als Jahn noch im Holz arbeitete, saß Marie mit ihrer Arbeit traurig sinnend vor der Hütte. Da kam aus dem Wald der alte Einsiedler von Bergspitz auf sie zu, der stets im Vorbeiweg im Köhlerhaus einkehrte, ein allezeit gern gesehener Gast; denn er war sehr klug, die Menschen erzählten von seinen Wunderkuren, und daß er sogar Zauber zu lösen verstünde.

Der Alte ließ sich freundlich bei Marie nieder, die ganz gegen ihre frühere Gewohnheit mit niedergeschlagenen Augen sitzen blieb. Doch bald ging der Armen das Herz über und sie klagte dem Freund ihr Leid. Dieser nickte väterlich mit dem Kopf und sagte:

„Hab ich mir's doch gedacht, daß hier die alte Zwiderwurz wieder Unheil angerichtet hat. Ihr Armen wißt nicht, daß Euch die Hexe verzaubert hat, sodaß Ihr der Bäume Rauschen, der Blumen und der Vögel Stimmen nicht mehr versteht, und den Sonnenschein um Euch nicht mehr seht, daß Unkraut über Euer Herz gewachsen ist, daß Ihr Euch selbst und Eins das Andere nicht mehr kennt. Doch hab ich ein Mittel, den Zauber zu lösen, und will es Dir geben, weil Du Dich darnach sehnst. Morgen früh vor Tagesgrauen stehst Du rasch auf und gehst, ohne Dich umzusehen, aus der Tür links ums Haus bis zum Seitenfenster, nimmst einen Spaten und gräbst dort ein tiefes, tiefes Loch, mit vielem Fleiß, als gält es, einen Schatz zu heben; der Schatz ist Dein Herz, das vergraben liegt unter allerhand kleinlichem Wust, und bei der Arbeit besinnst Du Dich, was alles die kleinen, dummen Steine bedeuten, die du herausgraben mußt. Schaff tüchtig, daß Du Dein Herz auch findest, und grabe fleißig, bis die Sonne aufgeht und mein Einsiedlerglöcklein den Tagesanbruch verkündet. Dann wirf den Spaten weg und sieh Dir dies Ding hier recht gründlich an; dann wird der Bann sich lösen und alles wird sich von selber finden.“

Dabei gab er Marie ein kleines, rundes Plättchen.

„Was mag das für ein wundertätiges Bild sein“, dachte Marie und steckte es in die Tasche, da sie wegen eingebrochener Dunkelheit es nicht mehr erkennen konnte. Der Einsiedler drückte Marie zum Abschied die Hand, und Jahn, der eben nach Hause zurückkehrte, gab ihm das Geleite. Ihm gab der Einsiedler den gleichen Rat, blos sollte er r e c h t s um das Häuschen gehen bis zum a n d e r n Seitenfenster.

Jahn und Marie schliefen die ganze Nacht wenig und träumten von allem, was sie gehört und was ihnen das Wunderbild bringen werde. Vor Tagesgrauen erhob sich Marie von ihrem Lager und machte sich an die Arbeit, ganz nach Vorschrift des alten Freundes. Gleich nach ihr schlich Jahn aus der Tür, keiner wußte von dem andern. Jeder stand unter seinem Kammerfenster und schaufelte und grub, daß ihm der Schweiß von der Stirne perlte, und dabei dachten sie an die sonderbaren Worte des Einsiedlers. — Da ging die Sonne auf und bim — bam klang ängstlich fragend das Glöcklein des Eremiten durch den Wald. Die beiden warfen den Spaten weg und zogen das geheimnisvolle Wunderbild aus der Tasche — es war nichts als ein Stück Blech, blitzblank wie ein Spiegel. Verwundert sah Marie hinein, aber vor Schreck stieß sie einen lauten Schrei aus, das Spiegelein entfiel ihrer Hand. Ihr eigenes Bild schaute ihr daraus entgegen, aber häßlich, eine verzerrte Fratze.

In ihrer Angst rannte sie ins Haus, aber an der Tür prallte sie mit heftigem Stoß auf Jahn, dem es ebenso ergangen war. Die beiden setzten sich in die Stube, weinten sich satt und schütteten sich gegenseitig die Herzen aus. Wie tat es ihnen wohl! — und wie nahmen sie sich vor, nun gemeinsam ihr Leid zu tragen! Aber als sie bei dem Gelöbnis sich in die Augen blickten, welches Wunder! Die Maske war verschwunden, und die bildhübsche Marie von früher stand vor Jahn und sah erstaunt in ihres Mannes treues, offenes Gesicht, das sie von jeher so lieb gehabt.

Die Sonne strahlte zum kleinen Fenster herein, und lustig zwitscherten die Vögel, und die Bäume flüsterten, als freuten sich alle mit über das Wunder.

Laura Härlin.

Wie die Zeit so verrinnt und das Herz erkaltet,
Da sinkt die Hand, da erlahmt die Kraft,
Da brennt die Frage: „Was hast Du geschafft?
Wie hast Du mit Deinem Pfunde gewaltet?“

Ilse Franke.



Mai 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Pausen.

Von Else Hasse.*)

Ein großer Musiker hat einmal geäußert: Das wichtigste und vielsagendste in der Musik seien die Pausen. Wenn er mit diesem Ausspruch auch wohl über's Ziel hinausschießen mag und, wie man zu sagen pflegt, ein Paradoxon liefert, so liegt doch Wahrheit in seinem Worte.

Wozu werden Pausen in ein Musikstück eingeflochten? Damit die ausübenden Musiker ihre Finger, Arme, und Atmungswerkzeuge einen Augenblick ruhen lassen können? Nein, nicht die Rücksicht auf Musiker und Musikanten, sondern auf Sinn und Seele des Musikstückes diktierte dem Komponisten die Pausen in die Feder. Und wozu dienen sie wohl? Musikalische Menschen fühlen das bald heraus: Einmal soll die Pause einen daherrauschenden gewaltigen Tonstrom eindämmen, damit die Klangwelle nicht überlaut und übermächtig werde; dann wieder soll der Hörer auf einer ausklingenden Harmonie beruhigt verweilen und sie in seiner Seele nachhallen lassen; ein andermal scheint's, als ob die wandernde Melodie selber sinnend stillestände, um einen sanften Schluß zu finden; manchmal ist's, als lauschten suchende, sehnende Klänge in die Tiefe, ob ihnen nicht Erlösung von allem Kampf und aller Unrast zuteil würde — die Pause dient dann der Erwartung einer höhern Harmonie, eines neuen Liedes.

Vernahmt Ihr schon und wißt Ihr wohl, ob noch der Pause das neue Lied mit Dissonanzen anhebt? Nein, fast immer bereitet die Pause ein melodisches Thema vor, das wie ein hellklingender Strom aus der Pause entspringt, oft in eine neue freudigere Tonart übergehend.

Soviel steht also fest, daß jener Musiker mit seinem paradoxen Ausspruch nicht ganz Unrecht hatte: Wenn die stumme Pause auch nicht das wichtigste in einem klingenden Musikstück ist, so spielt sie doch oft eine bedeutsame Rolle.

In der Kunst spiegelt sich das Leben wieder, und hohe Kunst malt das Leben, wie es sein sollte: das ideale Leben. — Und so fragen wir denn: Sollen wir, wie in den Tonwerken, so auch in unserm Leben Pausen halten? Können Pausen dazu dienen, unser Leben harmonienreicher, charaktervoller zu gestalten, so wie's die Pause in der Musik fertigbringt? Und was heißt das eigentlich: Im Leben Pausen halten?

Das wollen wir untersuchen. Stellt Euch einmal einen Menschen vor, der im Reden und Denken keine Pausen macht — oder, wenn Ihr nicht gleich ein lebendes Beispiel bei der Hand haben solltet, werde ich Euch einen solchen Menschen vorstellen:

Ein junges Mädchen schaut auf die Straße hinab, sieht eine Bekannte vorübergehen und äußert zur Freundin, die neben ihr am Fenster steht: „Diese Grete sieht jetzt gräßlich ordinär aus — so plump und rot und dick; da nützen ihr alle seidenen Lappen nichts, die sie sich aufhängt." Die sanfte Stimme neben ihr will eine Pause schaffen und wendet ein: „Gewiß ist es ihr selber nicht lieb, daß sie so aussieht — aber sie erfreut sich doch einer festen Gesundheit, das ist das Gute dabei!" Die Andere, ohne hinzuhören und ohne eine Pause zu machen: „Natürlich, Du mußt immer widersprechen — (schreiend:) schließlich darf man überhaupt kein Wort mehr sagen!" Krachend fällt die Türe ins Schloß.

Was wird dieses kleine Allegro furioso für ein Nachspiel haben? Verstimmung, Entzweiung, Feindschaft, wenigstens vonseiten derjenigen, die eben im Denken, Fühlen, Reden keine Pausen zu halten gelernt hat.

Was das bedeutet: Im Denken, Fühlen, Reden eine Pause halten? Dem Schwall von stürmischen und mißtönigen Gefühlen ein Halt zurufen, sich besinnen, in die Tiefe lauschen, nach erlösenden und alle Dissonanzen auflösenden Gefühlen suchen **und dann** in einer neuen, frischeren, freieren Tonart wieder einsetzen. Im Leben ist es immer so: Eine neue Tonart findet man nur, wenn man vorher eine Pause gehörig ausgehalten hat.

In welchen Lebenslagen die Pause uns zum besten dienen kann? Das ist nicht schwer zu sagen: Bei Streitigkeiten, bevor wir ein Urteil fällen, bevor wir einer bösen Rede Glauben schenken, bei schlimmer Laune, in wilder, liebloser Stimmung, im Zustand der Neidkrankheit, der Erbitterung, der Wut, bei Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, und noch bei tausend anderen Gelegenheiten.

Wo keine Pausen gemacht werden, da bleibt alles beim Alten, da unterliegt der Mensch den Elementargewalten in seinem Innern. Die Elementargewalten drinnen sowohl wie draußen in der Natur halten keine Pausen. Macht der donnernde Katarakt einmal Halt? Der brausende Nordsturm? Das Wildfeuer? Die rasenden Wasserwogen? Verheerende Gewalten wissen nicht, was das heißt: Inne-

*) Der „Uebungsfelder" (für die reifere Jugend) III. Teil.

halten, stillestehen, einmal alle Kräfte in Ruhe versenken. Sie erleben keine wohltuende Abschwächung, keinen Wechsel im Tempo und in der Stimmung, keinen Aufschwung zu höheren Harmonien.

Um aus einem Allegro furioso in ein Andante, aus dem Fortissimo in ein Mezzavoce, aus der Molltonart in die Durtonart überzugehen, dazu bedarf es freilich bedeutsamer Pausen, eines Augenblicks der Ruhe, welcher eine ganze Geschichte von Krieg und Frieden enthält. Da spielt sich ein lautloser Kampf der Engel und Teufel in unserem Herzen ab; die Engelscharen guter Gedanken und freundlicher Gefühle müssen die Teufel des Aergers und Grolls, der Bitterkeit und Mutlosigkeit besiegen und das in einem Nu, oftmals in kürzerer Zeit, als man braucht um Atem zu holen. Das sind dann freilich recht bedeutungsvolle Pausen! Da wartet Einer vielleicht auf eine zornige Entgegnung, eine bittere Anklage, einen Tränenausbruch — Ein kurzes Schweigen, und alles ist niedergekämpft. Jener Eine, der den Zwist begann, kann ihn nicht weiterführen — die Pause hat den Andern umgestimmt!

Um freilich auf die Pause nicht wiederum eine Dissonanz folgen zu lassen, wodurch ihr die Bedeutung genommen würde, müssen wir schon manche schöne Melodie, manches Lied aus höherem Chor, harmonische Gefühle und frische Gedanken und eine liebevolle Tonart im Herzen in Bereitschaft haben.

Und so wird es uns denn klar: Pausen sind dazu da, daß alle Schönheit der Seele zum Vorschein komme. Ohne dieses Lauschen auf innere Harmonie, ohne einen Haltepunkt, eine sinnende „Fermate" würden wir das Tiefste und Wohllautende niemals aussprechen, sondern aus einer Dissonanz in die andere fallen.

Auf daß Eure Lebensmusik wohllautend werde, ein rechtes „Charakterstück," übt Euch im Pausenhalten — oder, unmusikalisch ausgedrückt: Im Mundhalten zur rechten Zeit, in der Selbstbesinnung, im Stillesein bis in die verborgensten Winkel Eures Herzens hinein; schafft Euch Augenblicke und Stunden der Sammlung, um mit Gefühlen und Gedanken einzutauchen in den Strom der Harmonien, der in der tiefsten Tiefe Eures Wesens fließt. Schafft sie Euch, ehe Eure Worte und Taten in die Welt hinausziehen.

Wohltätigkeit.

Von Th. Kaemmerer, Oberdeckoffizier a. D.

(Nachdruck verboten.)

Vor Weihnachten las ich in einer Zeitung eine Anzeige, die mir zu denken gab. Diese Anzeige hatte ein vaterländischer Frauenverein erlassen, dessen Mitglieder die Mode mitmachten Menschen zu beglücken. Sie fragen nun, woher ich das Letztbehauptete habe? Nun aus der Anzeige. Menschen, die mit dem Herzen geben und beglücken, die senden ihren Aufruf nicht in Form einer Anzeige, deren größten Raum die Titel, Vornamen, Geborene u. a. m. einnehmen, in die Welt. Die in Rede stehende Anzeige war von sieben Vorstandspersonen unterzeichnet und zwar von: Frau General Klara N. geb. von Z., Frau Oberbaurat Helene Meier geb. Großschnut, Frau Oberprediger Elisabeth Süßmilch geb. Hochmut, Frau Oberbankdirektor Margarete Mammon geb. Selbstgeber und so weiter. Wozu um alles in der Welt eine solche Raum- und Geldverschwendung? Von den Kosten einer solchen Annonce kann ja eine Familie eine Woche lang leben. Als ich diese Annonce gelesen hatte, warf ich die Zeitung hin und verließ das Lokal, in dem ich meinen Abendschoppen getrunken hatte. Wie ich so durch die Straßen schlendere, scheert eine einfach gekleidete, aber sonst wunderbar schöne Dame bei mir längsseit und beginnt mit mir zu plaudern.

„Ja, ja! Geben und geben ist zweierlei, mein Freund. Wollen Sie meine Ansicht darüber hören?" fragte meine schöne Begleiterin.

„Mit Vergnügen. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Kaemmerer, Marine-Oberdeckoffizier a. D. und Marine-Schriftsteller!"

„Ich habe keinen bestimmten Namen und Titel. Wenn man mit mir spricht, sagt man „die Natur"."

Alle Wetter! Gut daß ich mein Gesicht nicht sehen konnte, denn geistreich war es in diesem Augenblick sicher nicht. Mit meinem Imponieren war ich in den Wassergang gerutscht.

„In meiner Stadt lebten zwei reiche Männer, der eine hieß Süßmilch, der andere Sauermilch," begann meine Begleiterin zu plaudern. „Süßmilch war als wohltätig bekannt und die Zeitungen berichteten oft von seinen vielen Wohltaten. Neulich war ich bei ihm, als er gerade ein Bittgesuch las. Eine arme Näherin bat ihn um eine Nähmaschine. Er rief seinen Sekretär herein, gab diesem das Gesuch und hundert Mark. „Gehen Sie nach der Firma N. und kaufen Sie eine Nähmaschine bis zu hundert Mark, sie soll frei an die Näherin gesandt werden," sagte Süßmilch. Der Sekretär nahm das Schreiben und das Geld und ging davon; ich hinter ihm drein. Bei der Firma N. suchte er eine Maschine aus, die 95 Mark kosten sollte. N. stellte eine Quittung über 100 Mark aus und schob dem Sekretär noch 5 Mark zurück, die dieser ruhig einsteckte. N. schrieb an eine seiner Filialen, und beauftragte diese, der Näherin, die in ihrer nächsten Nähe wohnte, eine Maschine zu 80 Mark bahnfrei einzusenden. Der Filialevorstand packte eine zurückgenommene Maschine, deren frühere Besitzerin mit den Abschlagszahlungen im Rückstande geblieben war, ein und sandte diese, die für 60 Mark in Rechnung stand, der Bittstellerin ein. Diese freute sich anfangs königlich, wurde aber sehr betrübt, als sie 1,50 Mark Rollgeld bezahlen sollte. Da sie nur 0,50 Mark hatte, borgte sie sich schnell eine Mark und begann dann ihre Maschine auszupacken. In dieser Arbeit wurde sie durch eine Kundin gestört. „Ach, eine neue Maschine? Da könnten Sie wohl bis übermorgen mein Kleid fertig machen?" Die Näherin bejahte, nahm der Beamtenfrau Maaß und letztere gab den Stoff und die Zutaten her. Die Schneiderin begann hurtig zu nähen, aber — knack, und eine Nadel ist entzwei. Eine neue wird eingesetzt, aber auch diese bricht bald. Jetzt wird die letzte Reservenadel eingesetzt und die Schneiderin näht langsam. Da merkte die Näherin, daß die Zutaten zu knapp sind. Zu der Kundin gehen, das geht nicht; sie geht zur Nachbarin, die ihr schon die Mark Rollgeld geborgt hat. Diese kann mit dem besten Willen nicht mehr borgen. Eine Freundin am anderen Ende des Ortes wohnend, kann auch nicht helfen. Die Näherin macht schnell eine andere Arbeit fertig, aber beim Abliefern erhält sie kein Geld. Ich will mich kurz fassen, die Maschine versagt schließlich auch, das Kleid wird nicht zum Ball fertig und die Schneiderin verliert die Kundschaft. — Der Sekretär war von der Firma N. zur Redaktion des Tageblattes gegangen, hatte dort seinen „Beitrag" gegen 1 Mark abgeliefert, und Süßmilch las abends, wie ein bekannter Wohltäter des Ortes, Herr S. einer Näherin eine Nähmaschine zu 100 Mark geschenkt hatte. — Süßmilch zieht den Ueberzieher an und geht in die Stadt. Er betritt ein Instrumentengeschäft und kauft ein Piano für 700 Mark. Er übergibt dem Verkäufer das Bittgesuch einer Beamtentochter, die für ihre sechs Geschwister mitarbeiten will — durch Klavierunterricht geben. Als Süßmilch den Laden verlassen hat, macht dessen Inhaber einen Luftsprung. „Das Dings ist keine 400 Mark wert und klingt greulich," lacht er. Das Piano geht ab und trifft ein. Die Bittstellerin ist überglücklich, nur die Mutter nicht, denn 3 Mark Rollgeld müssen bezahlt werden. Das Klavier wird ausgepackt, aber wie schade, — es paßt zu

der Wohnungseinrichtung garnicht. Die angehende Klavierspielerin probiert, aber es muß erst gestimmt werden, Kostenpunkt 5 Mark. Lichter kann die Mutter nicht mehr kaufen, die Petroleumlampe wird genommen und fällt um. Die Freundinnen können dem Klavier keinen guten Klang abhören und nach einigen Tagen freut sich die Tochter des Hauses ganz und garnicht mehr.

Süßmilch ist nach dem Klavierkauf nach Hause gekommen und hier erwartet ihn eine Bittstellerin in eigner Person. Der Mann trinkt, „sie" muß mit den Kindern hungern. „Sekretär" ruft Süßmilch nach dem Nebenraum hin, und der Gerufene erscheint. „Geben Sie dieser Frau 20 Mark gegen vorschriftsmäßige Quittung." Die Bittstellerin folgt dem Sekretär, wird in dem Bureau angegafft, muß eine Quittung unterschreiben und erhält 20 Mark. Als sie auf dem Korridor ist, wird ihr leicht und die Schamröte beginnt sie zu verlassen. Als ihr Mann wittert, daß seine Frau Geld hat, prügelt er sie und entreißt ihr 10 Mark, für welche er sich „stärkt." —

Sauermilch hat eine große Fabrik; von seinen Wohltaten spricht niemand und die Menschen halten ihn für geizig. In seiner Fabrik hat Sauermilch eine besondere Werkstatt mit einem besonderen Werkmeister. Durch sachmännisches Personal läßt er im ganzen Lande gebrauchte Nähmaschinen, Klaviere u. a. aufkaufen und diese werden in dieser Werkstatt fachgemäß repariert und renoviert. Bittet ihn eine Näherin um eine Maschine, so orientiert sich Sauermilch mit Hilfe seiner Vertrauenspersonen, die er fast überall hat, über die Bittstellerin. Ergibt sich Würdigkeit, so gibt Sauermilch dem Werkmeister einen Zettel mit genauer Adresse. Letzterer sendet eine tadellose Maschine ab legt den Zettel mit einem Vermerk dem Sauermilch auf den Tisch und geht wieder an seine Arbeit. Sauermilch findet den Zettel und schreibt nun der Näherin, daß er ihr eine schon gebrauchte, aber völlig tadellos funktionierende Maschine zugesandt habe. Alle Reserveteile, drei Dutzend Nadeln, ein Kästchen mit Garn, Seide, Knöpfen u. a. m. lägen bei. Dann fügt er dem Schreiben einen Fünfmarkschein für Rollgeld bei. Sein Geschenk kostet ihn höchstens 60 Mark und die Näherin ist ihm ewig dankbar dafür. Will jemand ein Klavier von ihm haben, so orientiert er sich auch über die Wohnungseinrichtung und den musikalischen Geschmack des Bittstellers. Dem Klavier liegen mehrere Dutzend Lichter bei, und der Mitteilung über den Versand 10 Mark für Rollgeld und Stimmen. Das geschenkte Klavier paßt zur Wohnungseinrichtung, hat einen guten Klang und die Freundinen beneiden die Else. Letztere hat beim Bittgesuch durchblicken lassen, daß sie eine Mozartverehrerin ist, aber auch, daß sie gern die Einnahmen ihrer Eltern mit vermehren möchte. Sauermilch versteht dies; eine hübsche Musikschule und viele Mozartkompositionen folgen dem Klavier. Eine Frau spricht persönlich vor, Sauermilch gibt ihr 2 Mark und sagt, sie solle weiter von ihm hören. Sein Vertrauensmann stellt fest, daß der Mann trinkt und daß Geld nicht angebracht ist. Sauermilch läßt der Frau Marken zustellen, für welche sie bei einem bestimmten Kaufmann Ware, aber keine Getränke und Leckereien bekommt. Bei einem Bäcker kann sie Backwaren, bei einem Fleischer Fleischwaren u. s. f. erhalten. Einen Uebelstand nimmt Sauermilch ruhig mit in den Kauf, nämlich er muß den Säufer mit füttern. Sauermilch läßt die Kinder einkleiden und teilt den Eltern schriftlich mit, daß die Anzüge der Kinder ihm gehören und daß er diese jederzeit zurückverlangen kann; sie könnten aber ruhig getragen werden. Dadurch nimmt er dem Säufer die Gelegenheit, daß dieser die Kleider verkaufen kann. Er unterstützt diese Frau und ihre Kinder anhaltend und sorgt auch in anderer Hinsicht für sie, ohne daß es jemand anderes merkt. Doppelt gibt, wer schnell gibt und zehnfach gibt, wer mit Verstand gibt, sagte Sauermilch neulich zu mir, als ich ihn besuchte. Und nun adieu, mein Freund, für morgen haben Sie wohl Stoff genug. Adieu!" Das reizende Weib knixte allerliebst und ließ mich vor meiner Haustür stehen.

Wie unsere Kohlen entstanden.

Von Etta Federn.

Eine große Aufregung herrschte unter den kleinen Erdgeistern; was sollte nur werden, was sollte nur werden?

Ratlos liefen sie in dem großen, großen Walde aus riesenhaften Farnkräutern und ungeheuren Palmwedeln und Bambusrohren auf und nieder. Und immer mehr und mehr kamen herbei aus allen Teilen des ungeheuren Urwalds. Einer rief es dem andern zu: „Das Meer kommt, ein großes, großes Meer kommt und der Sand und Ton und Lehm, den es mit sich schleppt, der verschüttet unsere Wälder und erdrückt sie!" „Es ist schon hier! Es ist schon hier!" schrien die andern.

Und wirklich, von allen Seiten krachte und dröhnte es, ärger, als man es jetzt jemals hören kann; nicht einmal in der Schlacht bei Sedan oder bei Mukden war so ein Lärm. — — —

Die großen Wälder waren verschüttet, aber den Erdgeistern war nichts geschehen. Die Geister finden ja überall Raum genug; sogar durchs Schlüsselloch kommen sie.

Und jetzt begann erst die eigentliche Arbeit der Geister. Jetzt machten sie es, wie es die Köhler machen, wenn sie im Wald Holz zu Kohle brennen. Die Köhler schichten das frisch gefällte Holz in große Haufen und bedecken es mit Erde und Rasen ganz fest und dicht. Das brauchten die Erdgeister nicht, das hatte das wilde Meer schon für sie getan, besser als irgend ein Köhler es konnte. Auch brauchten sie ihre Holzhaufen oder Meiler nicht mehr anzuzünden, das war infolge des großen Drucks und der Reibung von selbst geschehen. Aber sie paßten nun auf, daß ihre verschütteten Wälder nicht etwa in hellen Flammen aufgingen, sondern schön langsam und gemütlich verglühten und verkohlten. Und das böse, wilde Meer half dabei mit. Denn wo nur ein leerer Raum entstand, wenn die Glut ein bischen zusammensank, so daß eine Flamme hätte emporschlagen können, da sank gleich Sand und Ton hinunter und erstickte die Flamme wieder. Und die Erdgeister schürten nach.

Nach und nach war alles verkohlt und die Erdgeister legten sich schlafen und ruhten nach der harten Arbeit aus. Wie lang sie geschlafen haben, weiß ich nicht. Aber es wird wohl sehr, sehr lange gewesen sein.

Auf einmal, da hörten sie es: poch, poch, poch, daß sie erwachten. Was war es? Kleine Menschlein in seltsamen schwarzen Anzügen gruben die Steinkohle ab und zerhämmerten sie und trugen sie fort, um seltsame Dinge damit zu heizen, die sie Häuser nannten und Lokomotiven und Dampfschiffe und Maschinen.

Die Erdgeister gingen ganz verdutzt und halb verschlafen fort. „Nun müssen wir uns eine andere Arbeit suchen!" sagten sie.

Aber was sie jetzt tun wollen, das weiß ich noch nicht.

Eltern-Ecke.

Schülertragödien. Dieses traurige Kapitel unserer modernen Kultur wird immer mehr zu einer ständigen Rubrik in unserer Tagespresse.

Düster, vielleicht allzu düster klingt das harte Wort auch in unser Kinderland hinein, und doch gilt es gerade im Augenblicke, da das Herz der Menschheit in Freude jubelt ob all der Lebens- und Werdepracht da draußen, auch derer zu gedenken, denen die Sonne in dem jungen Herzen erstarb, weil die Schwere des Daseins zu wuchtig auf ihre schwachen Schultern fiel, denn nur wenn wir ein Elend so starkbewußt empfinden, daß es sich mahnend in alle unsere Freudenstimmungen hineindrängt, werden die Willenskräfte geweckt, die zum Kampf und Sieg führen.

Schülertragödien — wenn es sich hier wirklich nur um diejenigen Schüler handelte, die Hand an sich legen, es wäre schon schlimm genug — aber tatsächlich greifen diese Tragödien viel weiter und tiefer in unser tägliches Leben. **Der Selbstmord, den dieser oder jener begeht, ist nur ein Symptom, ein letzter Schritt, den der einzelne tut, um dem bureaukratischen, menschenfeindlichen System unserer Schule zu entfliehen, unter dem unsere gesamte Jugend leidet!** Wieviel Seelenkraft und Jugendglück hier tagtäglich mit der Selbstverständlichkeit und Gedankenlosigkeit jeder schlechten Gewohnheit gemordet wird, davon steht nichts in unseren Zeitungen! Um diese Misere zu schildern würde es unserer Presse wohl an Raum fehlen; und wer sollte sie ihr mitteilen? Die Jugend selbst kann es nicht — und die Zahl ihrer Anwälte ist noch immer gering, trotz des Jahrhundert des Kindes.

Pensum, Versetzung, Zensuren, Prüfungsarbeiten und wie die bureaukratische Aufzucht sonst heißen mag, sie übt vom ersten bis zum letzten Schultage ihr langsames aber sicheres Zerstörungswerk, und was das Schlimmste ist, sie streckt ihre starken Fühler bis tief **ins Elternhaus.** Schüler, Lehrer, Eltern, sie alle stehen unter der Suggestion dieses erbarmungslosen Systems, als ob es der einzige Lebenspfeiler wäre, trotzdem die tägliche Erfahrung immer wieder lehrt, daß das Leben ganz anders nur teilt als die Schule! Gerade der Umstand, daß die Eltern — Ausnahmen natürlich zugegeben — auch unter der Suggestion dieser Bureaukratien stehen, scheint mir für die Jugend von schlimmster Bedeutung. Gewiß wäre es pädagogisch falsch, einen Gegensatz zwischen Schule und Haus zu konstruieren, aber zwischen Gegensätzlichkeit und restlosem Aufgehen in einer Sache ist doch noch ein himmelweiter Unterschied! **Das Elternhaus soll und darf nicht — wie es heute meist der Fall ist — zu einer Dependance der Schule herabsinken.** Im Kreise der Familie soll der Schüler eine Stätte des Friedens finden, **auch wenn er ein schlechter Schüler, auch wenn er der letzte geworden ist!** Er soll nicht durch ängstliche Hinweise, durch ewige Schulfragen, vorwurfsvolle Blicke usw. fortdauernd an sein Schulelend erinnert werden von Eltern oder Geschwistern; **er soll die Schule vergessen können, soll seines Lebens froh werden können, um neue Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln.** In wie vielen Familien herrscht nicht die unselige Gepflogenheit, daß sich die Väter aus Zeitmangel beim Mittagessen über die Schulerlebnisse referieren lassen, wodurch sie sich und der ganzen Familie die karge Stunde des Beisammenseins verderben — und dann wundert man sich, wenn die Kinder nervös werden, wenn sie den Appetit verlieren! (Läßt man doch sogar einem Tier beim Essen seine Ruhe!) Von den Strafen, die daheim infolge von Schulfehlern gegeben werden, ganz zu schweigen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß gesunde, normale Kinder soviel an Leistungskraft hergeben wie sie können; dieses Maß des Könnens ist allerdings nicht nur bei jedem Kinde sehr verschieden, sondern wechselt auch beim einzelnen Kinde außerordentlich, es giebt eben da kein Schema! Wir Erwachsenen wissen doch aus eigener Erfahrung, daß wir auch sehr verschieden disponiert sind, trotzdem wir doch weder den fortwährenden starken Gemütsschwankungen ausgesetzt sind, die das Kind erregen, trotzdem wir nicht beständig die Kräfte abgeben müssen die die körperliche Entwicklung der Jugend beansprucht! Nach meiner Erfahrung ist die Jugend, wenn man es nur ein klein bischen versteht ihr Interesse zu wecken, dank dem gesunden Ehrgeiz, der ihr inne wohnt, viel eher geneigt in ihren Leistungen über ihre Kräfte zu geben. Kinder mit andauernd bösem Wollen sind wirklich äußerst selten und gehören meist zur Klasse der Anormalen. Weshalb also die Strafen? Was über das Begriffs- und Leistungsvermögen geht, wird auch mit Gewalt nicht durchgesetzt, im Gegenteil; durch Angst und Schrecken verblödet die Jugend, wird störrisch, verliert das Vertrauen und die Fröhlichkeit, und die Schülertragödie ist fertig, auch wenn sie nicht mit Selbstmord endet.

Die Verkehrtheit liegt eben darin, daß das öde Schulziel auch der Maßstab der heutigen häuslichen Erziehung ist; während das Haus doch vor allem den Menschen bilden soll, umsomehr als die Schule vorläufig auf diesem Gebiete so gut wie nichts leistet.

Trotz aller Fortschritte in der Psychologie und Pädagogik herrscht noch immer bezüglich der Entwicklung der jugendlichen Kräfte eine unbegrenzte Unwissenheit, und wie zu allen Zeiten sucht man die Unwissenheit und Unfähigkeit durch Gewaltmaßregeln wett zu machen, anstatt sich — was allerdings viel schwerer ist — durch Geduld und Beobachtung einen Weg in die Kindesseele zu bahnen und mit Hilfe einer tieferen Einsicht das Aufstreben der jungen Kräfte verständig zu leiten. Der gute Wille hierzu ist ohne Zweifel bei den meisten Eltern vorhanden, aber es heißt diesen guten Willen auch im Verkehr mit der Jugend zu einem **„richtigen Willen"** auszubauen.

Das A und Z aller Elternangst in Schulsachen läuft immer auf die Frage hinaus: Was soll aus dem Kinde werden, wenn es nicht das Schulziel erreicht? Diese Engherzigkeit bezüglich der Berufswahl geht natürlich auch Hand in Hand mit dem herrschenden Bureaukratismus; wir bedenken viel zu wenig, wie weit die Welt ist und wie viel befriedigende und schöne Berufe es auch für die giebt, die nicht auf den breitgepflasterten, üblichen Straßen wandern! Sind doch gerade diejenigen oft am wertvollsten für die Aufwärtsbewegung der Menschheit, die seitab suchen und bahnen. Wozu also all' die Angst und Bangigkeit, die das Haus vergiftet?

Die Eltern sollten den Kindern viel mehr Vertrauen entgegenbringen, auch wenn diese sich zeitweise oder endgiltig abweichend von Wunsch und Geschmack der Eltern entwickeln; gerade der Mangel an Vertrauen ist es, der die Jugend kopfscheu macht und sie den Eltern entfremdet besonders in den Jahren, wo die Heranwachsenden des Rates, Zuspruches und der Hilfe eines reiferen Menschen am meisten bedürfen. Je mehr Vertrauen dem Kinde von klein auf bezeugt wird, desto mehr wird es sich bemühen, dieses Vertrauen zu erwidern, indem es den Eltern seine Nöte und Kümmernisse offenbart. Damit ist der Lebenskunde Tor und Tür geöffnet!

Solange wir in den Schulen noch den Moralunterricht entbehren, solange wird es eine der allerwichtigsten Aufgaben der Väter und Mütter sein, in vertraulicher kameradschaftlicher Weise die Kinder in das, **was Not tut,** einzuführen. In einem Hause, in dem die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern wahrhaft menschlich und herzlich sind, werden sich trotz aller schlechten Schulsysteme niemals Schülertragödien abspielen, weil die Jugend dort täglich Gelegenheit hat ihre Schulsorgen abzustreifen und die Leiden sich niemals bis zur Verzweiflung aufstapeln können. Gleichzeitig ist aber ein trautes häusliches Verhältnis, **was den Schüler zurückstellt und den Menschen hervorhält,** auch das beste Hausmittel, um die Jugend frisch und fröhlich zu erhalten und sie gegen die Bureaukratisierung durch die Schule immun zu machen. L. J.

Jeder ist der reich bestallte Hüter
Einer Fülle unermess'ner Güter —
Wo die Blicke scheu sich kaum erheben,
Kannst durch einen Händedruck du geben.

Marie Tyrol.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinder-Bücher.

Allerleirauh. Tiergeschichten für Kinder. Von O. Verbeck. Mit 39 Illustrationen von Ch. Votteler. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896.

Gute Bücher soll ich nicht besprechen, weil sie nicht „von diesem Jahre," weil sie alt sind? Nein, Kinder, da kennt ihr mich schlecht. Daß sie heute alt sind, dafür kann doch die Verfasserin nicht, das kommt von selbst. Wenn jemand Schuld daran hat, dann höchstens die Zeitungsschreiber, die nicht rechtzeitig darauf hingewiesen haben, sonst hätten Eure Eltern Euch allen das Buch längst geschenkt und dann wäre es wieder neu aufgelegt. Das wollen wir aber nun gleich wieder gut machen; ich als Zeitungsschreiber und Ihr, indem Ihr Eure Eltern bittet, Euch das Buch zu schenken oder anzuschreiben bis zum nächsten Geburtstag. Denn gute Bücher sind gar nicht so reichlich da, daß man eines übersehen dürfte. Ich will es Euch aber gar nicht loben. Das kann es selbst tun. Wer weiß noch die Hundegeschichte aus der vorigen Nummer? Ihr Alle? Na, wers dann nicht haben will — der kann mir leid tun. -nx-

Helene Voigt-Diederichs. „Aus Kinderland." Jena, Eugen Diederichs Verlag. 2 Mk, geb. 3 Mk.

Eine glückstrunkene, lebenswarm mit ihren Kindern empfindende Mutter plaudert ein bischen aus ihrer Kinderstube aus: Heiteres, Zärtliches, Ernstes, Drolliges, Tiefes und Hohes, wie es auf dem Kinderland wächst. Natürlich keine Spur von Pädagogik-Zopf: Mutter sein heißt mit den Augen der Kinder in die Welt gucken können und doch drüber stehen; das Heimlichste und Winzigste im Kindergemüt entdecken und dabei gar keine Zipfelmütze von gelehrter Psychologie heraussteckеn. Es wird einem himmlisch wohl in dieser Kinderstube. Wer aber soll's denn lesen? Nun, Mütter für sich, Mütter dürfens auch ihren Großen vorlesen, die kleine dumme Geschwister haben, und — na meinetwegen — schließlich auch Väter, sie müssen aber Kinderherzen haben neben aller ihrer Gelehrsamkeit und Würde. -nx-

---

Auf dem Platz, auf den Dich Gott gestellt,
Stehe fest und schaffe für die Welt —
Wo die Wünsche stets in's Weite schweifen,
Wird die Hand nicht Segensfrüchte greifen.

Marie Tyrol.



Juni 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Flammenzungen.

Von Else Hasse.*)

Dante schaut während seiner Phantasiewanderung durch die „Hölle“, einmal von einer Felsenbrücke hinunter in ein dunkles ödes Tal. Wie am Mittsommerabend ganze Heere von leuchtenden Johanniswürmchen die Gebirgstäler seiner toskanischen Heimat durchziehen, so sieht er hier viel flackernde Flämmchen im dunklen Grunde wandeln. Hinabsteigend, erkennt er menschliche Gestalten, die von *Flammenzungen*, gespaltenen und ungespaltenen, umhüllt werden — schlechte Ratgeber sind's, Schlaue, Doppelzüngige, Arglistige, Tückische, die mit glattem Wort zu trügen, mit Feuerworten zu hetzen wissen und die die Glut der Flammenzunge unaufhörlich spüren. Ihre Stimmen, erst nur als knisterndes Getön vernehmbar, entströmen bald grollend, fauchend, donnernd der wildflackernden Flammenspitze: denn leise wird der schlechte Rat erteilt, seine bösen Folgen aber müssen laut werden.

An kleinen Worten, die die Zunge auszusprechen sich gewöhnt, hängt das Einzelschicksal und können Weltgeschicke hängen. Die redselige Zunge nimmt dem Charakter alle Festigkeit, die gefügige Zunge beschmutzt ihn, die böse Zunge ist ein Verderber wie die Flamme. Worte gibt es, die nicht wieder gut zu machen sind und ihren Lauf vollenden wie das verheerende Element.

Der Apostel Jakobus schildert einmal das brennende Leid und Unheil, das seinen Weg über die Zungenspitze nimmt:

„Siehe, ein kleines Feuer, welchen Wald zündet es an? Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unsern Gliedern und zündet an allen unsern Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist.“

Es scheint also, als ob die *Hauptgefahr für Charakter und Lebensführung* in unserm Munde läge? Wenn die Hauptgefahr dort liegt, dann liegt dort auch das beste Uebungsfeld.

Freilich, durch rhetorische Uebungen und Tonleiter-Singen, ja selbst durch Schweigsamkeit bezwingen wir „eine Welt voll Ungerechtigkeit“ nicht, da müssen schon andere Uebungsmittel angewandt werden. Gegen eine Welt voll Ungerechtigkeit muß die ganze Welt der Güte ins Gefecht geführt werden. Billiger ist hier ein Sieg nicht zu erkaufen. Alle schwelende Glut, aller Zündstoff muß aus unserm Geist und Herzen entfernt werden, auf daß unsere Zunge nicht Feuer fangen und als Flammenzunge unabsehbares Unheil anrichten kann.

Wir werden uns gut überlegen müssen, wie wir es am besten anfangen, die Feuersgefahr zu mindern, und welcher großen Hilfsgedanken und kleinen Uebungen wir bedürfen, um jener Elementargewalt Einhalt zu tun, die sengend und brennend ihren Weg über unsre Zunge nimmt.

* * *

„*Der tägliche Versuchsofen ist die menschliche Zunge*,“ sprach einst der Kirchenvater Augustinus. Ein Versuchsofen, eine Probierstätte ist das kleine schmale, oft so hitzige Glied in unserm Munde, eine Stätte, wo mitten im Feuer der Rede, in der Glut leidenschaftlicher Empfindungen die Probe darauf gemacht wird, ob unser Charakter fest und unzerbrechlich und von lauterem Golde oder aber schmelzend weich, haltlos und unzuverlässig ist.

Nirgends kann die Kraft so erweicht, nirgends aber auch durch Uebung so gestählt werden als in diesem Versuchsofen. Nicht der Fuß des Bergsteigers, der den höchsten Erdengipfel überwindet, nicht die Arme des Athleten, womit er alle Gegner niederzwingt, nicht der Körper des Reiters auf einem Dauerritt um die halbe Erde, nicht der Kopf des Gelehrten, der den Inhalt ungezählter Folianten im Gedächtnis trägt — nicht sie liefern die größten Kraftproben; *die allergrößte Kraft nimmt ihren Weg über die menschliche Zunge.*

Wann aber können wir Zeuge solcher Kraftproben sein? Wenn der Redner von der Tribüne herab Tausende fesselt und hinreißt? Wenn ein Sturmwort gesprochen ward, das durch die Lande fliegt und ein ganzes Volk aus Trägheit und Verzagtheit emporreißt, so daß der Dichter singen und sagen muß: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“? Oder wenn Galilei bei seinem Worte blieb: „Und sie bewegt sich doch!“? Oder ein Luther in den Ruf ausbrach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders — Gott helfe mir, Amen!“ — ist ein solcher Ausruf todesmutiger Ueberzeugung nicht die höchste Kraftprobe? Ich weiß nur eine noch höhere: *Allerhöchste Kraft liegt in den Worten dessen, der sich selber überwindet.*

Laßt euch an ein Ueberwinder-Wort erinnern. Als Jesus Christus nächtlicherweile auf dem Oelberge betete, brach Judas Ischarioth, der Verräter, mit einem Aufgebot von Kriegsknechten in den stillen Garten Gethsemane ein

*) Der „Uebungsfelder“ (für die reifere Jugend) IV. Teil.

und, auf den Meister zutretend, gob er das verabredete Zeichen, küßte ihn und sproch: „Gegrüßet seist du, Rabbi!“ Denn er hatte den Kriegsknechten gesagt: „Welchen ich küssen werde, der ist's, den greifet.“ Eine Pause folgt, kürzer als ein Atemzug. Noch wagen sich die Kriegsknechte nicht an ihr Opfer, doch ist der Meister in ihre Hand gegeben, und aus der finstern Seele des Verräters flammt ein Machtgefühl empor, das ihn selber blendet und taumelig macht. Er steht nun über ihm, dem allverehrten Meister: Wird Jesus sich niederwerfen und um sein Leben flehen? Wird er mit zornsprühender Rede die bewaffnete Schor zu schenchen suchen? Wird er dem abtrünnigen Jünger seine ganze Verachtung ins Antlitz schleudern? Eine Pause, ein Augenblick der höchsten Spannung. Da löst sich das Wort von des Meisters Lippen, während er dem Judas mit tiefem Blick ins Auge schout: „Mein Freund, warum bist du gekammen?“

Kein Ausruf der Empörung, kein Wart des Abscheu's, kein Seufzer der Angst. Jeder andre, auch der Größte, würde zornig aufgefahren sein oder doch in schweigender Verachtung sich abgewendet haben — nichts von alledem! Jesus hatte für den Verräter nur die eine sanfte Frage und den einen Namen: „Mein Freund“.

Dies schlichte Wort wor eine Kundgebung der höchsten Kroft, ein gewaltiger Sieg in äußerer Niederlage. Judas fühlte den Sieg, der hinter diesem Worte stond. Und was vardem unmöglich schien, geschoh: Der Vermessene sank in sich zusammen, der Trotzige bengte sich; seine Seele erwachte aus schwerem Schlummer und schloß schaudernd die Augen var der verruchten Tat, Reue faßte ihn und als er den Verrat nicht rückgängig machen konnte, da ging er hin und nahm sich das Leben. Er vermochte die Last des Schuldgefühls nicht zu ertragen. Was ihn aber bis in den Tod hinein geleitete, seinen Sinn wandelnd, die Reue steigernd, die Verzweiflung mildernd, war das versöhnende Wort: „Mein Freund!“ Keine Macht der Welt hätte vermocht, was ein sanftes Wort der Liebe vollbrachte.

„Der tägliche Versuchsofen ist die menschliche Zunge.“ Sie muß sich freilich tousend- und abertausendmal versucht und geübt haben in Warten der Sanftmut und Liebe, ehe sie die höchsten Kraftproben bestehen kann. Wenn sie in solchen Augenblicken, wa die Flammen der Gehässigkeit und Leidenschaft über den Menschen zusammenschlagen, sich von der Glut ringsher nicht entzünden läßt, wenn sie in solchem Augenblick der Liebe gehorcht, bann leistet sie ihr höchstes.

Der Apostel Jakobus hat in seinem Briefe einmal fost verzweifelt ausgerufen:

„Alle Natur der Tiere und der Vögel und der Schlangen und der Meerwunder werden gezähmt und sind gezähmt von der menschlichen Natur; aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel, voll töttlichen Giftes!“

Nun, wir wissen und der Apostel wußte es noch besser, doß sie dach gezähmt werden kann und daß es viele der Zähmungs- und Uebungsmittel gibt. Pausenhalten ist gut; der Bann des Schweigens, den wir unsrer Zunge in bösen Zeiten auferlegen, ist gut — mag man indessen auch Stunden, Tage, Wachen, Monde lang geschwiegen haben, die Zunge bricht endlich dach wieder las, Gift und Galle verspritzend und Feuer sprühend, wenn eines fehlt: Die Liebe. Van allen Zähmungsmitteln, die wir täglich gebrauchen sollten, ist die Liebe das mächtigste.

Hast mit Deinen Lieben Du gestritten,
Und ihr habt durch Euren Groll gelitten —
O, wie schön ist dann der Friedensbogen,
Auf der Zwietracht dunklem Grund gezogen!

Marie Tyrol.

Svantes erster Fisch.

Nach Gustav af Geijerstam.

Manchmal bekam Svante es satt, sich von Olle herumkommandieren zu lassen, und dann ging er seine eigenen Wege. Wenn der Wahrheit die Ehre gegeben werden soll, läßt sich nicht verschweigen, daß er dann oft unten auf der Brücke anzutreffen war. Bis zum Rande wagte er sich nicht vor. Aber er lag da und guckte durch sein Loch und sah viele Fische

Draußen auf den Brücken standen die Jungens und Mädchen der Lotsen und angelten Fische. Svante dachte darüber nach, warum er doch kein Lotsenjunge wae und fischen konnte, so viel er wollte. Und eines schönen Tages kam er zu Popa und bemerkte:

„Ja, das darf ich woht natürlich nicht.“

Svante wollte etwas, und er wollte es sehr gerne. Soviel verstand Popa. Denn Svante standen vor lauter Eifer beinahe die Tränen in den Augen, aber er sah dabei doch schlau und verschmitzt aus.

„Was gibts?“ fragte Papa. „Was willst Du eigentlich?“

„Möchtest Du mir nicht meine Angelrute in Ordnung bringen, Papa?“ sagte Svante.

Svante wurde schrecklich froh, als er hörte, daß Papa das sehr gerne wollte. Er ging mit Svante in den Hof hinab, und dort standen große, longe Angelruten, die Papa gekauft hatte. Papa nahm eine Rute, die, die Svantes war, und begann, sie in Ordnung zu bringen. Erst befestigte er eine Schnur daran und dann zog er einen grünweißen Kork aus Holundermark darauf. Als dies geschehen war, kam die Reihe an ein rundes Bleigewicht, das auch angehängt wurde. Zum Schluß schlang Papa einen seltsamen Knoten, dee einen schönen Haken an das Zöpfchen am äußersten Ende der Schnur befestigte.

Svante stand die ganze Zeit über dabei und sah zu. Die Rute, die Schnur, die Bleikugel, der Haken — alles gefiel ihm, und es kribbelte ihm in den Fingern, bis er die Angel nehmen durfte. Papa sagte vieles, das für Svante bestimmt war. Er schärfte ihm ein, sich vor dem Haken in acht zu nehmen, nicht mit der Schnur zu schlenkern, damit sie sich nicht verknote oder der Haken ihm selbst oder einem andern nicht ins Auge dringe. Es wae furchtbar viel, auf das er aufmerken sollte, und dann durfte er selbstverständlich nicht hinab auf die Brücken gehen.

Svante stand da und hörte zu und antwortete bald „ja“, bald „nein“. Abee er mußte wohl nicht genau zugehört haben; denn er antwortete manchmal „nein“, wenn er „ja“, und „ja“, wenn er „nein“ sagen sollte. Und dann rief Papa ihn an: „Was sogst Du da, Junge?“, sodaß Svante hoch in die Luft sprang.

Denn Svante dachte nur an seine Angelrute, und wie schön die war. Was Papa sagte, das hörte er schon, aber er dachte nicht daran. Er nahm die Angelrute, sobald sie fertig war, und lief, so rasch er konnte, den Hügel bergab zum Strande hinunter.

Da zeigte er seine Angel den andern Kindern. Sie war gelb und lang, aus Bombus, erklärte Olle, und alle Kinder wunderten sich, daß Svante eine so schöne Angelrute hatte. Damit mußte er dach Fische fangen. Und Svante befestigte Würmer an dem Haken, warf die Schnur aus und stellte sich hin und guckte auf den Kork.

Es wehte ein wenig, und der Kork schaukelte auf und nieder. Jetzt war es bestimmt ein Fisch. Svante zag an. Nein, es war keiner. Er warf wieder aus. Jetzt schnappte es. Nein, dach nichts. Svonte stand da, das Herz im Halse, und starrte auf seinen Kork. Die andern Jungen wurden es überdrüssig, zuzusehen. Olle wurde es auch überdrüssig. Alle gingen sie ihrer Wege. Aber Svante wurde nicht müde. Einsam und unverdrossen stand er da und blickte den grünen Kork an, der sich auf den Wellen

schaukelte. Er wußte, daß er ruhig sein sollte, sehr ruhig, denn das hatte er gehört. Und er bestrebte sich, sachte und behutsam anzuziehen, wie ein alter Fischer. Aber sobald es am Kork ruckte, hüpfte ihm das Herz im Leibe. Und er zog so hastig an, daß die Schnur weit hinein ins Ufer flog. Zweimal verwirrte sich die Schnur, so daß Olle kommen mußte und ihm helfen.

Olle sagte ihm zwar, was für ein Tölpel er war, aber Svante machte sich nichts draus, wenn Olle ihm nur half.

Einmal fuhr ihm der Haken in den Daumen, so daß Papa ihn mit einem Messer losmachen mußte. Das tat sehr weh, und Svante weinte bitterlich, bis Mama den Daumen mit Aseptin befeuchtete und mit einem Lappen verband. Aber er ging mit der gleichen Beharrlichkeit wieder zum Strande hinab, warf die Schnur aus und stand da und starrte auf den grünen Kork, der im Winde auf- und niederhüpfte.

Da sah Svante endlich, wie der Kork sachte unter Wasser sank. Er sank so still, daß Svante ganz betroffen war und, ohne daß er es wußte, riß er den Mund so weit auf, daß man mit Pferden und Wagen hätte hineinfahren können. Er schaute und schaute. Der Kork war ganz verschwunden. Er war unter das Wasser gesunken, und dort ging er auf und nieder. Da zog Svante die Angel in die Höhe, und diesmal spürte er, daß es ernst war. Es war so schwer, daß er mit beiden Händen angreifen mußte, und er zog, daß ihm die Augen beinahe aus dem Kopfe traten. Endlich kam etwas aus dem Wasser. Es flog über Svante hin und hinauf ans Land. Und als er hinkam, da lag da ein großer Barsch und verwickelte sich in die Schnur.

Svante hatte niemals einen Fisch von der Angel genommen und er hatte keine Ahnung, wie man sich dabei anstellte. Er warf sich platt auf den Boden und ergriff den Barsch mit beiden Händen. Dann begann er aus Leibeskräften zu schreien. Er schrie, so daß Papa gelaufen kam, Mama gelaufen kam, zwei Lotsen, Olle und all die anderen Jungen gelaufen kamen. Und alle fragten, was es denn gäbe.

„Ich habe einen Barsch gefangen," keuchte Svante. Er war so rot im Gesicht, als käme er von einer Hetzjagd.

„Der kann einen doch zu Tode erschrecken," sagte Mama.

Aber Papa begann zu lachen, die Lotsen, Olle und alle Jungen lachten, und Papa nahm Svante den Barsch ab, um ihn aus dem Haken loszumachen. Svante hörte wohl, daß alle lachten. Aber daraus machte er sich nichts. Er stand mäuschenstille und sah nur seinen Barsch an, und als Papa ihn los hatte, nahm ihn Svante und lief nach Hause. Er zeigte den Barsch noch einmal Mama und erzählte, wie er sich gewehrt hatte und wie schwer er war. Dann lief er hinaus in die Küche, und dort erklärte er dem Dienstmädchen, daß dies ein großer Barsch sei und daß er nach mehr solche fischen wollte. Dann lief er wieder hinaus und zeigte ihn allen Jungen. Einer nach dem andern mußte ihn nehmen, ihn heben und probieren, wie schwer er war. Und endlich setzte sich Svante allein auf den Hügel und betrachtete seinen Barsch.

Dort saß er lange, und ich fürchte, daß Svante, ohne daran zu denken, dem armen Barsch weh tat. Denn er bog ihm die Kiemen auf und guckte ihm in den Mund. Er versuchte ihn beim Schwanz zu halten und ließ ihn ins Gras fallen. Da erschrak er und nahm ihn gleich wieder unten beim Kopf, denn das, hatte er gehört, war das richtige. Und so sollte man es machen.

Aber wie Svante so dasaß und seinen Barsch bewunderte, begann er Mitleid mit ihm zu fühlen. Der Barsch sollte gereinigt und abgeschuppt, er sollte zu Mittag gebraten werden, und Svante sollte ihn selbst aufessen. Das hatte Mama gesagt, und das war auch ganz recht. Aber leid tat er ihm doch, und er dachte nach, ob er ihn nicht zuerst noch ein bißchen unter Wasser hielte.

Svante umfaßte den Barsch mit sicherem Griff und ging zum Strande hinab.

„Wohin gehst Du?" schrie Olle, der mit den andern Jungen „Russischlaufen" spielte.

„Ich will den Barsch baden", schrie Svante zur Antwort zurück.

Dann beugte er sich vorsichtig hinab und hielt den Barsch unter Wasser. Aber als das Tier sein Element wieder um sich fühlte, tat es einen Schlag mit dem Schwanz, so daß es klatschte. Das war Svante gar nicht eingefallen. Er wurde so verblüfft, daß er den Barsch losließ, und im selben Augenblick schon sah er ihn nicht mehr. Er wurde am ganzen Körper kalt. Er starrte und starrte! Ja! dort unten auf dem Grunde stand der Barsch. Erst stand er ganz stille. Aber dann führte er wieder einen Schlag mit dem Schwanz, und nun sah er ihn nicht mehr.

Jetzt erst begriff Svante, daß er seinen Barsch verloren hatte. Schon wollte er wieder weinen und losschreien, aber da kam ihm ein merkwürdiges Glücksgefühl den Hals hinauf. Wie der Barsch sich jetzt wohl freuen mochte, daß er nicht abgeschuppt, gebraten und gegessen zu werden brauchte! Und er mußte schlucken vor lauter innerer Seligkeit — oder war es doch Traurigkeit, daß sein Barsch weg war? Er wußte es nicht. Aber als Olle ihm nun höhnisch zurief: „Aus Dir wird nie ein rechter Fischer!", da hängte er still wieder einen frischen Wurm an und warf die Schnur aus.

Ob er wohl noch einmal Lebensretter spielen wollte? —

Wo die Lieb' im Hause waltet,
Zeigt sich alles wohl gestaltet —
Wer durch solch ein Haus gegangen,
Sah ein Feld im Frühlingsprangen.

Marie Tyrol.

Eltern-Ecke.

Schlummernde Kräfte. Wer ernst strebt sich erkennen zu lernen, wer es gewöhnt ist, in sich hinein zu lauschen, der wird auch den schlummernden Kräften in seiner Natur auf die Spur kommen; es sind ja keine ungeborenen; nur schlafende, sie sprechen oft leise im Traum oder eine Bewegung verrät ihr Leben. Setzt dann ein kraftvoller Wille ein, der sie wachrüttelt, dann widerstehen sie nicht, — können es nicht — sie erheben sich und der Wille zwingt sie in seinen Dienst; ihm müssen sie untertan sein, und sie sind es gern, wenn sie Achtung vor ihrem Herrn und Meister haben, wenn er regiert wie ein gerechter König: streng aber weise. Ein starker Wille, der ist wie ein Zauberwort, das alle Tore und Türen des reichen Lebens öffnet und die dunkle Pforte zu unserem tiefsten Sein. Es geschehen noch alle Tage Wunder, man muß nur den Willen haben, sie zu vollbringen, und wären es auch nur die Wunder, die ein starker Wille an uns selbst zu vollbringen vermag. —

Da die Selbsterkenntnis der sicherste Weg ist, die schlummernden Kräfte in uns zu finden, auf daß sie nicht ungenützt wie edle Perlen in verschlossenen Truhen erblinden, so möchte ich zunächst ein Wort für sie sprechen. Es will mir immer erscheinen, als ob bei allen Erziehungsproblemen gerade die Selbsterkenntnis am schlechtesten fortkommt, da man sie gewöhnlich in ein späteres Alter verlegt, und das mit Unrecht. Die Anleitung zur Selbsterkenntnis muß sehr früh einsetzen. Jedenfalls bis zum ersten Schuljahr muß eine Mutter soweit sein, daß sie die guten und schlechten Eigenschaften und manche schlummernde Kraft in ihrem Kind erkannt und richtig beurteilen gelernt hat.

Ist dies geschehen, dann laß dein Kind im Spiegel deiner Erkenntnis nach und nach sich selbst erkennen lernen, vermeide es aber, zu viel Schwächen oder gute Eigenschaften auf einmal zu zeigen; dies wirkt nur verwirrend. Hast du deinem Kind einen seiner Fehler in Ernst und Güte gezeigt, dann laß der Selbsterkenntnis beste Tochter: die Selbsterziehung einsetzen, auch diese tritt meist viel zu spät in ihr Amt. Gib deinem Kind die Verantwortung für sich selbst in die Hand, zeige ihm, daß gerade dieser Fehler es sehr, sehr entstellt, und daß er es daran hindern wird, einmal ein rechter tüchtiger Mensch zu werden. Sporne es an, mit diesem Fehler selbst fertig zu werden und verliere die Geduld nicht, wenn es den Anschein hat, als ginge es

langsamer auf diesem Wege, als vielleicht auf demjenigen eines öfteren „energischen Eingreifens" von deiner Seite. Denn gibst du es deinem Kinde in die Hand, bewußt mit seinen Fehlern zu streiten, so weckst du zugleich den Willen in ihm, gute Eigenschaften noch mehr zu entwickeln, und die bösen zu besiegen aus eigener Kraft. Deine Pflicht ist nur, darüber zu wachen, daß es nicht erlahmt. Wenn der Kampf mit diesem oder jenem Fehler sehr schwer ist, dann nur immer den Willen gestählt durch ein anspornendes Wort und durch vorsichtiges Lob ermuntert zur rechten Zeit. Auf nichts reagiert ein normal veranlagtes Kind besser, als wenn ihm von Erwachsenen „was zugetraut" wird. —

Ich habe meiner Kleinen, die sehr arg vom Trotz heimgesucht wurde, z. B. schon im fünften Jahre klar gemacht, daß es ganz allein von ihr abhängt, ihn in ihr Köpfchen hereinzulassen oder ihn fortzujagen. Ich sage etwa folgendes: „Nicht wahr, du hörst doch ganz gewiß, wenn Mutter dir dies oder jenes verbietet, wie da der Trotz zu dir spricht: tu's gerade." Sie wollte dies erst nicht recht Wort haben, da sagte ich: „Achte einmal darauf." Die Gelegenheit hierzu bot sich bald und sie verkündete mir: „Muttel, ich hab's gehört, wie der Trotz sagte: tu's gerade." Also die Anleitung, ihren „Feind" zu erkennen und auf ihn zu achten, war ihr geworden. Ich ging nun weiter und machte ihr klar, daß der Trotz ein sehr, sehr böser Geselle sei, der die Kinder dazu bringen will, daß sie so böse werden, wie er selbst ist, bis sie niemand mehr lieb hat, nicht Vater, nicht Mutter, kein Mensch auf der ganzen Welt. Mit recht nachdenklicher Miene hörte sie mir zu und meinte: das muß aber ganz schrecklich sein. Darauf sagte ich ihr, daß der Trotz aber auch ein ganz furchtsamer Geselle ist, der vor einem kleinen, tapferen Mädchen ganz schnell „Reißaus" nimmt, wenn es an ihr Köpfchen klopft und ruft: Raus, du böser, häßlicher Trotz, ich will artig sein, dann läuft er fort, so schnell, wie du es dir gar nicht denken kannst — versuch's nur einmal. Und sie tat es, erst bald aus Neugier; nun aber kämpft sie stets recht tapfer den Kampf mit dem bösen Trotz allein aus; freudestrahlend kommt sie dann: Muttel, „er" ist raus. Oft habe ich Gelegenheit, Zwiegespräche mit ihrem Trotz zu belauschen, aus welchen so viel ehrliches Wollen spricht, seiner Herr werden zu wollen; und bewältigt er sie auch noch oft, so daß erst nach einiger Zeit der Kampf mit ihm einsetzt, nie wird sie vergessen, ihn zu bekämpfen. Und so gedenke ich Schritt für Schritt vorwärts zu gehen, und alle schon vorhandenen und neu auftauchenden Fehler in die Hand meines Kindes zu legen, indem ich es erst zu ihrer Erkenntnis führe und dann zum Kampf wider sie ansporne.

Natürlich dürfen auch gute Eigenschaften — hier ist aber Vorsicht nötig, Pharisäertum liegt gerade Kindern sehr nahe — nicht vernachlässigt werden, um sie weiter zu entwickeln. Auch die schlummernden Kräfte, von dir vielleicht in einer reichen Stunde geahnt und erkannt, müssen hereingezogen werden in das Reich der Selbsterkenntnis und dem Willen unterstellt werden, auf daß sie erwachen und wirken können. —

Ein von früher Kindheit an zur Selbsterkenntnis geleiteter Mensch wird ganz gewiß später, wenn mehr und mehr Kräfte seines Inneren erwachen, diese leichter erkennen lernen, und nach Wert und Unwert einschätzen; er wird aber auch auf die schlummernden Kräfte achten, sie erwecken, sich dienstbar machen, auf daß sie die Grenzen seines Wesens erweitern helfen und ihn empor tragen zu der reinen Höhe eines seiner selbstbewußten, starken Menschentums.

Und je tiefer eine Seele,
Umso schwerer zu erkennen,
Was auf ihrem Grunde ruht;
Wie aus einem tiefen Meere
Steigt ihr innerstes Erleben
Langsam aus der dunklen Flut.

Else Mücke-Stettin.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Kinder gegen den Alkohol. In der Monatsschrift „Der Alkaholgegner" (herausgegeben van Dr. G. Rösler, Reichenberg i. Böhmen) teilt eine Lehrerin, Frl. Dr. Eug. Schwarzwald aus Wien, ein paar Aufsätze mit, die von achtjährigen Kindern der 3. Volksschulklasse in je 10 Minuten geschrieben wurden. Kein Verständiger wird natürlich darin viel mehr als den Nachhall der Worte der Lehrerin erwarten und sich über die erzieherische Bedeutung solcher Uebungen übertriebenen Hoffnungen hingeben. Man könnte sogar fragen, ob nicht besser solche Fragen in ihrem eigenen Interesse vor allzu frühem Nachploppern fremder Urteile durch Kinder bewahrt blieben. Aber lassen wir immerhin einmal den Schulmeister zu Hause und freuen wir uns einfach an den drolligen Abstinenzpredigern:

Klarissa schreibt: „Ich trink das alles nicht, weil diese Tränke sehr schädlich sind und sehr viel Alkohol erhalten und man dadurch dumm wird. Man bleibt auch nicht gesund und kann davon auch sterben. Und man kann es nicht abgewöhnen zu trinken."

Robert: „Der Alkohol ist ein sehr schädliches Getränk. Er enthält viel Spiritus. Erstens stinkt es, zweitens kann es sich kein Großer abgewöhnen und deshalb ist es für uns Kinder besser, gar nicht damit zu beginnen. Wenn man schon mehr getrunken hat, vergehen einem die Sinne. Es gibt Kinder, welche es ohne Wissen ihrer Eltern trinken. Das sind sehr verwahrloste Kinder. Auch das Rauchen ist schädlich."

Lucie: „Einmal haben wir in Baden gewohnt und der Hausheer und die Hausfrau haben immer getrunken. Aber in der Nacht haben sie sich immer geschlagen. Und bei Tag haben sie auch immer so dumm geredet; wenn wir etwas gefragt haben, haben sie immer ja gesagt. — Aber die Tiere sind viel gescheidter. Das sieht man daraus, weil wir haben unserem Hund Liker geben wollen und er hat es nicht getrunken."

Karla: „Ich trinke keinen Schnaps, kein Bier und kein Wein, weil es Alkohol enthält. Dieser ist ein Gift und riecht auch nicht gut. Kinder werden dumm und können nichts lernen. Wir stehen alle in Gefahr, wenn die Kutscher, die Wagenführer, oder die Chauffeurs betrunken sind. Wir dürfen nicht nur deshalb nicht das trinken, weil es schädlich ist, sondern wir müssen den andern Leuten ein gutes Beispiel geben. Denn wir können es von den andern nicht verlangen etwas nicht zu tun was wir aber selbst tun."

Und Hans äußert sich unfreiwillig vernichtend über den Alkohol: „Ich weiß nichts vom Alkerhol. Nur hab ich einmal unserem kleinen Hund Schnaps geben wollen, damit er klein bleibt. Aber er hat ihm nicht trinken gewollt."

* * *

Ein verderbliches Geschenk für Kinder ist ein Schmetterlingsnetz. Viel zu wenig wird hierauf geachtet. Sobald die Schmetterlinge fliegen, sieht man die kleinen Jungen mit den Schmetterlingskäschern herumlaufen. Dieser Unfug wird jetzt namentlich dadurch zur Mode, daß Fangnetze in den Warenhäusern als Kinderspielzeug spottbillig feilgeboten werden. So kommen sie zu Hunderten unter die Kinder. Was tun jene damit? Sie laufen hinter jedem fliegenden Kleintier einher, suchen es zu fangen, und dann zerpflücken oder zerdrücken sie es. Der Käscher dient ihnen auch dazu, an Wasserläufen kleine Fische und Frösche zu fangen, die dann elend umkommen. Durch dies törichte Geschenk werden die Kinder nur frühzeitig an Tierquälerei gewöhnt. Fort mit den Netzen aus der Familie!

Der Schmetterling.

Lieber Knabe, ach, töte mich nicht!
Kaum begrüß ich das Sonnenlicht,
Habe geschmachtet lange Wochen,
Eh' ich die enge Puppe zerbrochen;
Bin so vergnügt,
Hätte mich gern auf den Blumen gewiegt.
Sieh, wie so herrlich ich geschmückt!
Flügel hab' ich, mit Gold gestickt,
Einen Mantel mit Samt belegt,
Wie ihn der Kaiser nicht schöner trägt,
Ach, und die ganze prächtige Zier
Wolltest du grausam zerstören mir?
Wolltest mit deinem spitzen Eisen
Mir das fröhliche Herz zerreißen?
Lieber Knabe, ach, laß mich leben!
Uns ist beiden der Frühling gegeben,
Mir und dir auch ein Herz dabei,
Das gern glücklich schlägt und frei.
Da ließ der Knabe die Nadel sinken.
„Geh, wohin dir die Blumen winken!
Wir wollen uns beide des Frühlings freu'n,
Und springen und jauchzen und lustig sein!"

Agnes Franz.

Lebst Du gleich in engen Schranken,
Ist auch arm und klein Dein Haus,
Lieb' und ewige Gedanken,
Weiten es zur Welt Dir aus.

Marie Tyrol.



Juli 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Ja und Nein.

Von Elle Hasse.*)

Was ist leichter: Das Jasagen oder das Neinsagen? Ihr werdet antworten: Das Ja ist leichter auszusprechen. Wenn draußen die Frühlingssonne lacht und wir gefragt werden: Wollt Ihr eine Wanderung machen? oder wenn man uns den Vorschlag macht: Wie wär's mit einem Theaterbesuch? oder einem neuen Kleide? oder einer Reise? oder wenn es sich um irgendeine Wunscherfüllung handelt, dann werdet Ihr mit Herz Mund Euer Ja aussprechen und finden, daß es überhaupt kein Wörtchen auf Erden giebt, das leichter zu sagen wäre.

Indessen, probiert's einmal, wenn sich's um Eure Mitmenschen handelt, ob Ihr da ebenso leicht ein Ja herausbekommt! Achtet darauf, wie selten die Jasager sind, wenn das Gespräch sich irgendwie um andere Leute dreht. Wenn auch viele zu klug und vorsichtig sind, um geradenwegs zu verneinen, so bringen es doch die meisten nicht weiter als bis zum „Ja — aber!!" Und das „Aber" hat oft einen so starken Unterton von Mißbilligung, daß das Ja daneben ganz kleinlaut wird und notwendig überhört werden muß.

Nun werdet Ihr mir entgegenhalten: Wie wäre das denn anders möglich? Wenn es doch keine vollkommenen Menschen giebt, muß nicht ein mehr oder minder großes „Aber" neben jedem „Ja" stehen? Man wünscht doch jedem Menschen, daß er lebendiger wird und sich entwickelt und vervollkommnet; wenn er jedoch nur so hinlebt und nicht vorwärtskommt, muß man dann fein „Aber" nicht stark betonen?

Das ist ein ernster Einwand, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen.

Da muß ich erst einmal fragen: Worum bereden wir mit allerlei Wenn und Aber die Fehler fremder Menschen?

Um auf unsere eignen aufmerksam zu werden? Dazu würden wir den Umweg über fremde Fehler nicht nötig haben.

„Willst Du fremde Fehler zählen,
Heb' an Deinen an zu zählen;
Ist mir recht, Dir wird die Weile
Zu den fremden Fehlern fehlen."

*) Aus: Uebungsfelder. (Für die reifere Jugend.) V. Teil.

So belehrt uns der alte Friedrich von Logau über den kürzesten Weg zur Selbsterkenntnis. Wer zuerst bei sich selber nachforscht, behält gar keine Zeit übrig, um bei andern Haussuchung zu halten.

Wenn fremde Fehler aber so aufdringlich sind, daß man sie garnicht übersehen kann — was dann? Wenn wir täglich, stündlich unter fremden Ungebärdigkeiten leiden müssen? Wäre es gut, wäre es richtig, daran vorbeizusehen und wohl gar das Schwarze weiß zu nennen und eine Eule für eine Nachtigall zu estimieren?

Die Wahrheit dürfen wir freilich nicht verfälschen und müssen den Irrtum einen Irrtum nennen, die Schwäche eine Schwäche, das Laster ein Laster. Sagen wir denn aber die ganze volle Wahrheit, wenn wir allein von den Irrtümern, Schwächen und Lastern der Menschen reden?

Nehmet einmal eine Edelkastanie, die eben noch am Baume hing, und zerlegt sie. Da habt Ihr zunächst die dicke, grüne und mit langen Stacheln bewehrte Hülse. Ist das die Kastanie? Nein, denn die Hülse pflegt aufzuspringen, fällt zur Erde und vergeht im Staube. Dann gelangt Ihr zu der braunglänzenden, lederartigen Kapsel; das ist schon etwas schöneres und feineres wie die grüne Hülse, aber die Kastanie ist's doch noch nicht. Danach müßt Ihr ein sich fest in alle kleinen Rinnen und Riefen schmiegendes, bräunliches Häutchen entfernen und erst jetzt haltet Ihr den süßen Kern in Händen, die eigentliche Kastanie.

Wie die Kastanie, so ist auch der Mensch in mancherlei Hüllen eingewickelt. An der Oberfläche umgibt ihn eine Stachelhülle — gröbere Fehler und Ungebärdigkeiten; beim Edelmenschen ist die Stachelhülle abgesprungen und zunichte geworden — er hat sich ihrer beizeiten entledigt. Dann kommt die zweite Hülle: die zähe haftenden, nachlässigen Gewohnheiten, das trockene Wesen, was so täglich zur Schau getragen wird. Und die dritte zarteste Hülle, das sind die feinsten, fast unmerklichen Regungen der Eitelkeit und des Ichgefühls; endlich aber, am tiefsten eingebettet, ruht der edle Kern, der Träger des Lebens und der Kraft.

Wohl finden wir zuweilen den Kern einer Kastanie von Schimmelpilzen angefressen, dazwischen aber immer noch ein Bröckchen, das gesund und weiß und nahrhaft ist. So finden sich auch in verderbten und kranken Seelen noch gesunde und unentweihte Stellen.

Wenn wir also von den Umhüllungen der Menschenseele, von ihren Fehlern reden — oder von den „Schimmelpilzen", bösen Ansteckungskeimen, die ins Innere eingedrungen sind — so sprechen wir nicht von seinem eigentlichen Wesen und sagen nicht die ganze volle Wahrheit über ihn.

Wer eine Kastanie immer nur in ihrer grünen Hülle

gesehen hätte, wüßte der, was eine Kastanie ist? Und wer lediglich Fehler und Irrtümer ins Auge faßt, weiß der, was ein Mensch ist?

Was fördert einen Menschen denn in seiner Menschlichkeit? Das Reden von seinen harten Stachelschalen oder der Glaube an seinen edlen Kern? Natürlich das letztere.

Und dieser Glaube: Das ist das Ja, zu welchem ich Euch rate. Nicht auf die Schale, auf den Kern soll sich unser Jasagen beziehen. Wenn wir nur niemals den Kern aus dem Auge verlieren, so können wir ruhig auch die Stacheln mit dem Blicke streifen.

Und es giebt Fälle, wo wir von den Stachelschalen auch reden müssen, mit allem Ernst, aller Aufrichtigkeit und mit strenger Verneinung. Da der Mensch nur wachsen und reifen kann, wenn er diese Schalen abstößt, so muß man ihm mit Wort und Tat dabei behilflich sein — man muß ihm seine Fehler erkennen helfen. Gerade diese Hilfe aber giebt uns herrliche Gelegenheit, ihn immer wieder mit Ja und Amen auf seinen eigentlichen Kern hinzuweisen.

Und wenn er bei unseren Worten barsch und unwirsch wird? Wenn er seine Stacheln um jeden Preis behalten möchte? Wenn er sie mit Absicht herauskehrt, um uns zu heftigen Verneinungen zu reizen?

Dann sollten wir uns nicht beirren lassen und unser Ja erst recht festhalten. Hier bietet sich die beste Uebungsgelegenheit, um das freudige Jasagen in der Stille des Herzens solange zu wiederholen, bis wir's von Grund aus verstehen.

Und dieses Jasagen: das nenne ich den Mut der Wahrheit haben. Man bekennt in seinem Innern für den Mitmenschen die Wahrheit, vor welcher er seine Augen verschließt: Daß der Kern seines eigenen Wesens weit besser ist als seine Worte und Taten. Man nimmt ihn in Schutz gegen ihn selber; sein besseres Selbst nimmt man in Schutz.

Viele meinen, den Mut der Wahrheit haben bedeute soviel als grobe Briefe schreiben können, in scharfen Ausdrücken einen andern abkanzeln, Fehler und Gebrechen an den Pranger stellen und nach allen Seiten hin Kritik üben. Das ist nicht der Mut der Wahrheit, sondern nur der Mut, Irrtümer beim Namen zu nennen. Darüber wird die Wahrheit sogar oft vergessen und totgeschlagen — die Wahrheit: Das heißt der Glaube an das bessere Selbst des Menschen, die Bejahung seines edlen Kernes.

Dieses Ja hat schon manchem das Leben gerettet. In einer Gesellschaft war einmal von Kindererziehung die Rede; mehrere Väter ereiferten sich über ihre Söhne und kamen dahin überein: Es giebt kein anderes Mittel, als einen Sohn, der lügt und trügt, mit Härte und eiserner Strenge, ja mit Prügel zu traktieren; bessert er sich dann noch nicht, so hat er eben nicht genug gekriegt. — Da hob einer zu erzählen an und legte dem ärgsten Heißsporn, einem noch jungen Vater, die Hand auf die Schulter:

„Ich war einst ein böser kleiner Kerl, tat garnicht gut auf meiner Schule und wurde in eine andere gesteckt. Ein schlimmer Leumund ging mir voraus und schon wurde ich von einigen Lehrern scheel angesehen, schon nahm ich mir vor, es nun erst recht toll zu treiben, da trat eines Morgens ein Lehrer auf mich zu, legte mir die Hand so auf die Schulter, wie ich Ihnen jetzt, und sagte: „Was uns da über Dich zu Ohren gekommen ist, erkenne ich nicht an; ich glaube, daß Du ein durchaus anständiger, fleißiger und gewissenhafter Junge bist und werde nichts anderes von Dir erwarten.“ Ich sage Ihnen: dieser Mann — das ist mein Lebensretter geworden!“

Diese Geschichte ist wahr und sie kann sich täglich wiederholen. Könnte es nicht aber doch geschehen, daß eine solche Bejahung wirkungslos verhallt? Daß der Angeredete selber an das gute Wort nicht glaubt?

Will er selbst nicht daran glauben, so laßt ihn toben ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Daß er einmal den Teufel spielt, ist nur ein Uebergang. Irrtümer und verkehrte Gedanken zeigen sich mit vermehrter Deutlichkeit und benehmen sich umso ungebärdiger, wenn sie ausgeschieden werden sollen; von den heimlich schon wirkenden besseren Gedanken aufgestöbert, wehren sie sich wie Verzweifelte. Schadet nichts! Laßt sie sich wehren, sie treiben es nicht lange. Irrtümer zerstören sich selber, indem sie immer größer und peinvoller und unerträglicher werden; dann kommt der Irrende zur Einsicht und streift die Schalen ab. Bleibt er jedoch in seine Stacheln eingeschlossen, dann freilich zerstört sein Irrtum ihn selber und sein Glück und Leben wird zugrunde gehen.

Können wir das hindern — durch Verneinungen, Anschuldigungen, harte Worte? Gewiß nicht. Und obendrein berauben wir uns selbst durch jedes harte Nein, wir löschen unsern bessern Glauben und das Ja in unserm Herzen aus, wir nehmen uns die Hoffnung, daß alle Irrtümer eines Tages doch noch von dem ungebärdigen Menschen abfallen werden wie die Stachelschale von der Kastanienfrucht.

Diese Hoffnung muß lebendig bleiben. Und darum laßt Euch niemals von den Stacheln beirren! Glaubt Ihr nur nicht an das Teufelspielen! Und haltet Euer Ja im Herzen fest — allem bösen Anschein zum Trotz!

Mittagszauber.

Von Erna Friederici (Südende bei Berlin).

Ueber das Feld wanderten fünf Kinder, Hand in Hand. Sie plauderten und lachten. Da rief das kleine Klärchen und deutete mit ausgestrecktem Aermchen in die Ferne:

„Ich kann schon das Kornfeld sehen, da hinten. Wir dürfen vorlaufen, ja?“

Und die Hand von der großen Lisa lösend liefen die drei Kleinen voran, daß die blonden und braunen Haare wehten und die Hüte ins Genick rutschten. Und sie kamen ans Kornfeld. Hilde und Lisa, die beiden Freundinnen folgten langsamer. Es war so heiß und — sie waren doch schon so groß. Und auch sie kamen ans Kornfeld und sahen die vielen dunkelblauen Blumen darin. Eva und Kätchen liefen strahlend auf ihre Schwestern zu und wiesen jubelnd ihre Ausbeute.

„Wo ist Klärchen?“ fragte Lisa.

„Hier!“ rief eine helle Stimme und Klärchen tapste aus dem Korn, eine Menge Blumen und Aehren im Arm. Da fühlte Lisa die Verantwortlichkeit ihrer dreizehn Jahre und den Kopf mit den blonden Zöpfen nach hinten werfend, sagte sie hart:

„Du sollst nicht ins Kornfeld gehen, Kläre; aus dem Korn wird Brot gebacken, drum soll man keine Aehre zertreten oder abreißen. Du weißt das doch. Auch an Euren Kleidern hängen Aehren, Eva und Käte. Schämt Euch!“

Die Kleinen machten erschrockene Gesichter, doch Hilde lachte und zog die ernste Freundin am Haar:

„Wie eine Lehrerin!“ neckte sie. Da wurden alle wieder fröhlich und pflückten eifrig weiter. Als die Kinder genug Blumen hatten, setzten sie sich und legten die Sträuße neben sich. Hilde und Lisa tuschelten, dann sagte Hilde laut:

„So, jetzt wollen wir noch bis zu den Häusern dort hinten gehen. Seht Ihr? Da wohnt Anni, die holen wir her. Ihr wartet hier auf uns!“

Damit gingen die Freundinnen. Die Kleinen sahen ihnen nach, bis ihre Gestalten sich weiter und weiter entfernten und undeutlich wurden. Ein Weilchen unterhielten sie sich, doch bald verstummten die kleinen Plaudermündchen. Die Hitze hatte sie ermüdet, und gähnend legten sie sich ins Gras und waren bald entschlummert.

Heiß brennt die Julisonne. Ein leichter Mittagswind erhebt sich und streicht über das Kornfeld. Ein Singen und Klingen und Rauschen und Raunen ist in der Luft wie von tausend feinen Stimmen. Die fast reifen Aehren beugen sich im Winde und drei von ihnen, drei besonders kräftige, die dicht am Wegesrand wachsen, berühren mit ihren Köpfen die Gesichter der schlafenden Kinder. Da

werden diese gewahr, was um sie herum vorgeht. — Aus dem unbestimmten Raunen und Rauschen und Singen und Klingen vernehmen sie die hellen, feinen Stimmen der blühenden, lebendigen Natur.

Die mittelste der drei großen Aehren hat sich wieder aufgerichtet und sagt vernehmlich, mit etwas hoher, harter Stimme:

„Da schlafen sie nun und sehen so unschuldig aus, als könnten sie keinem ein Leid tun. Und doch haben sie uns mit Füßen getreten. Ihr armen Schwestern, könnt Ihr Euch nicht mehr aufrichten?“

Ein Stöhnen antwortet. Mehrere klagende Stimmchen klingen zusammen:

„Wir müssen sterben. Wir haben geblüht und Frucht getragen — umsonst. Nun verkommen wir am Boden ungenutzt.“

Da streckt eine Kornblume aus Klärchens Strauß ihr Köpfchen vor und läßt ihr liebliches Stimmchen ertönen:

„Auch wir Blumen müssen klagen. Die achtlosen Kinder haben uns abgerissen, ganz unordentlich haben sie gepflückt, es kam ihnen garnicht darauf an, wieviel Korn und Gras und grüne Knospen sie abrupften. Nun werfen sie uns in die glühende Sonne; wenn wir nachher welk sind, lassen sie uns vielleicht liegen.“

„Das ist möglich,“ antwortet eine andere Blüte vorwurfsvoll. „Die Menschen sind so herzlos. Als ich noch im Kornfeld stand, sah ich mehreremale, wie kleine und große Menschen unsere Schwestern abrissen, um sie bald wieder fortzuwerfen. Das ist doch herzlos!“

„Ich glaube, es ist nur Gedankenlosigkeit,“ meinte eine schon halbverblühte Blume gütig. „Die Menschen wissen garnicht, daß wir Pflanzen auch eine Seele haben, wie sie selbst. Sonst würden sie uns besser behandeln.“

„Wie schön die Kinder aussehen,“ flüstert eine Knospe, „ich glaube nicht, daß sie uns liegen lassen. Sie jubelten bei unserem Anblick so. Sie werden uns mitnehmen und ins Wasser stellen. Dann werde ich mich zur Blüte entfalten. Diese Kinder ahnen gewiß, daß wir fühlende, lebende Wesen sind.“

„Bilde Dir das doch nicht ein,“ wurde sie von einer vollerblühten Kornrade unterbrochen, die von ihrem geschützten Standort im Korn mitleidig auf die Sprecherin blickte. „Vielleicht nehmen Euch die Kinder nach Haus. Aber von dem Druck der heißen Hände seid Ihr zu schlaff geworden, um Euch im engen Wasserglas zu erholen. Sorgfältig jedes Stielchen zu beschneiden, damit es das frische Wasser einsaugen kann, daran denken die doch nicht. — Ich bin froh, daß ich etwas versteckt wachse, so leicht pflückt mich keiner.“

Eine leuchtend rote Mohnblume schüttelt ihr Köpfchen und meint:

„Was hast Du davon, zu blühen, wenn Dich niemand sieht. Ich möchte für mein Leben gern gepflückt werden. Dann soll man mich in ein weites Glas mit frischem Wasser setzen und bewundern und — —“

Aber ein vielseitiges Gemurmel gebietet der Mohnblume Schweigen.

„Pst, seid still, Ihr Schwestern all, wir dürfen nicht reden, wenn Menschen nahen.“

Die feinen Stimmchen verloren sich im undeutlichen Raunen und Rauschen und Säuseln des wogenden Kornfeldes.

Den Weg hinan kamen Hilde und Lisa mit der nur einige Jahre älteren Freundin Anni.

„Nun seht die Schlafmützen,“ lachte Hilde. Anni aber bückte sich, die Kleinen zu wecken. Die schauten gar verwundert um sich.

„Ich habe geträumt,“ sagte Eva, das Kornfeld war lebendig, und die Blumen haben geredet —“

„Ja,“ fuhr Käthchen dazwischen, „daß wir sie schlecht behandeln und daß sie auch Seelen haben.“

„Nein, Käte, sei still, das hab ich ja geträumt.“ Fragend sah Klärchen zu Anni auf. Die bat in ihrer teilnehmenden Weise die drei, nacheinander ihren Traum zu erzählen. Als sie alle das gleiche berichtet hatten, und dann voller Verwunderung verstummten, sprach Anni einfach:

„Ich will Euch antworten. So klein Ihr seid, werdet Ihr mich doch verstehen. Seht, Ihr hattet ein wundersames Erlebnis. Im Schlafe habt Ihr die Stimmen der Blumen und durch sie die ewige Wahrheit, die uns die Natur lehrt — vernommen. Die Blumen sind lebendig. Schaut Euch doch eine Blüte an, wie sie keimt, wächst und blüht und schließlich Früchte trägt. Sie muß doch lebendig sein, denn die Lebenskraft in ihr läßt sie wachsen und gedeihen. Darum hat jede Pflanze eine fühlende Seele. Ueberall in der Natur ist Leben. Wenn wir an dieser Erkenntnis festhalten, werden wir der Blumen Mahnung nie mehr vergessen, sondern sie stets als fühlende Wesen behandeln, also mit Liebe und Sorgfalt.“

„Ach ja, Anni, das wollen wir.“ Und überzeugungsvoll gelobten die Kleinen, das heutige Erlebnis zu beherzigen. Auch Hilde, die anfangs gelächelt hatte, war nachdenklich geworden. Stumm bückte sie sich nach ihrem Strauß.

„Wir müssen nach Hause,“ mahnte Eva. Sogleich rüsteten sich die Kinder. Klärchen blickte suchend umher. Richtig, da stand ja die Mohnblume; Klärchen pflückte sie, weil sie doch so gern zu Menschen wollte in ein Wasserglas. Und als sie die Blüte brach, war es ihr, als ob das Kornfeld stärker rauschte als zuvor, als ob alle Gräser und alle Aehren und alle Blumen sich vor ihr neigten, während ein wunderbar starker Duft von ihnen ausging. — Da kam es unwillkürlich laut von Klärchens Lippen:

„Ich will Euch lieb haben.“ Sie erschrak fast vor ihrer eigenen Stimme, die so fremd und feierlich geklungen, rasch eilte sie ihren Freundinnen nach.

Und hinter ihr rauschte und raunte es und sang und klang mit tausend feinen Stimmen.

Der Gewittersturm.

Von Clara Bohm-Schuch.

Die ganze Nacht hindurch hat das Wetter getobt und nun am Morgen liegt die Welt still und erschöpft, wie nach einem harten, harten Kampf. Hin und wieder fährt ein kurzer, scharfer Windstoß durch die Kiefern, daß sie bis in den Stamm erbeben; die Zweige zittern noch eine Weile wie in trostlosem Schluchzen, ein paar Tropfen fallen wie Tränen; dann ist alles wieder ruhig und totenstill, wie vorher.

Es ist Sonntag, Feiertag.

Und ich schreite durch die erschöpfte Welt. Am Himmel jagen noch die Wolken in zerrissenen Fetzen, manchmal huscht ein blasser Sonnenstrahl hindurch; so sieht das trostlose Lächeln aus, das die kampfesmüde Seele spiegelt.

Ueberall abgerissene Blüten, mächtige Zweige vom Sturm heruntergebrochen, deren Holz wie gespenstisches Licht leuchtet. Und am Waldrande liegen neben alten, zersplitterten Baumriesen junge, schlanke Stämme, die mit der Wurzel aus der Erde gerissen sind.

Was haben sie dir getan, du fürchterliche, mächtige Urkraft der Natur? Erst läßt du sie wachsen und gedeihen bis hierher, und dann brichst du sie in einer einzigen Nacht. Ist das Güte, du Allgütige du? —

Der See liegt fast ruhig, nur das zitternde Kräuseln der Wellen und das leise Grollen im Grund verraten, daß auch hier alles bis in die tiefsten Tiefen zerwühlt gewesen ist; und der weiße Ufersand ist bedeckt mit kleinen Fischleichen. Soviel Leben vernichtet in einer einzigen Sturmnacht, mitten im Blühen. Und ich frage nochmals, Natur, ob das deine Güte ist? Ich frage es, ein Menschenkind, das nichts kennen will von Gut und Böse, von Milde und Gewalt, dem nur die Schönheit Gesetz ist in der Welt, das in dem Begriff Schönheit alles sucht: Harmonie und Güte,

Ernst und Milde und Wahrheit. Alles, alles, was die Menschen zum Glücke führt.

Ich weiß, daß du schön bist in deiner maßlosen Gewalt und — Kraft. Und auch jetzt, am Ende deiner Kraft, bist du schön. Aber warum mußt du auf dem Altar deiner kraftvollen Schönheit Leben opfern? Du, die du mein Gott bist und meine Wahrheit.

Und nicht nur das Leben draußen, nein, auch die Menschenseelen brichst du so, mitten im Blühen.

Die scheuen, jungen Menschenseelen, die so oft gerade die Lippen öffnen, um den Duft der Schönheit einzuatmen, die trifft der Todesstrahl deiner Kraft.

— — — Bis hierher sind meine Gedanken gekommen in müden, schweren Schritten durch den grauen Todestag, und nun schaue ich mich noch einmal um.

Da ist es mir, als fiele Licht in meine Seele, in all das düstere Denken, und nun du Hohe, du Heilige, finde ich den Weg zu deiner Wahrheit wieder. Wie sagte ich einst? „Es gibt ein Leid, das sich stark und trotzig emporreckt, und der Natur gegenüber, welches nicht anders kann als aufschreien im tiefsten Schmerz, und erst wenn die Natur entfesselt ist in all ihren Elementen, wenn Himmel und Erde stürmen, dann wird der höchste Menschenschmerz eins mit ihr. Dann feiern Natur und Mensch Versöhnung." Und ich habe diese Worte doch nur gesagt, weil ich ihre Wahrheit kannte.

Weil dir die Menschenseele das Höchste ist, darum tust du, was du tust. Ja, du bist gütig, bist Schönheit, bist ein Gott in allem, was du tust. Und wenn die Menschen an deiner tiefen Liebe vorüberirren, ist es dann deine Schuld? — —

Die Sonnenblume.

Mitten im Kohlgarten wuchs ein zartes, schlankes Pflänzchen empor, das die umstehenden Kohlköpfe mit ernstlichem Mißtrauen betrachteten. Daß es nicht ihresgleichen war, hatten sie bald herausgefunden; denn anstatt sich sittsam zu schließen und zu runden, reckte sich das zarte Ding immer mehr in die Höhe und überragte bereits die biederen Häupter um ein bedenkliches Stück.

Endlich gab ein dicker stattlicher Kohlkopf seinem Mißvergnügen Ausdruck: „Wo kommst Du eigentlich her, wer bist Du, und wo willst Du hin?" fragte er in so barschem Tone, daß die kleine Pflanze einen Augenblick erschrocken zitterte; dann aber reckte sie den schlanken Hals stolz in die Höhe: „Wie ich hieher komme, weiß ich nicht; daß ich zu Euch nicht passe, sehe ich wohl! Ich bin die Sonnenblume — und wohin ich will? Ei nun, meiner hohen Frau Patin entgegen, die mir meinen schönen stolzen Namen gab." „Närrisches Ding, hochnasig als wäre sie eine Prinzessin", murmelte der Dicke, und alle steckten die Köpfe zusammen und schalten über den jugendlichen Hochmut.

Mittlerweile reckte und streckte sich die junge Sonnenblume und wuchs zu stattlicher Höhe empor, sodaß die mürrischen Kohlköpfe nur mit Mühe zu ihr hinaufsehen konnten. Sie schien die warnenden, mißbilligenden Blicke nicht zu verstehen, bis endlich der Dicke von vorhin wieder das Wort ergriff und derb hinauf rief: „Was fällt Dir eigentlich ein? Das schickt sich nicht. Ist Dir die Erde nicht gut genug, mit der wir alle zufrieden sind? Oder paßt Dir unsere Gesellschaft nicht? Siehst Du, daß einer von uns die Nase so hoch trägt?" Da lachte die Sonnenblume so recht aus ihrem jungen Herzen heraus. „Ei kommt doch einmal herauf", sagte sie neckend, „und seht einmal die Welt von hier oben an, dann werdet Ihr Euch nicht mehr zurücksehnen. Was wollt Ihr dort unten, wo Euch die Schnecken und Raupen zerfressen, daß Ihr mit Euern durchlöcherten Gewändern und griesgrämigen Gesichtern einen traurigen Anblick bietet. Hier oben fühle ich mich als Königin, der alles untertan, und halte einen Hofstaat. Bienen und Schmetterlinge umschwirren mich und nippen von meiner Süßigkeit."

Geärgert schwieg der Kohlkopf eine Weile. Dann fing er von neuem an, als ein heftiger Windstoß über seinen Kopf dahin pfiff: „Aha, merkst Du's nun, wie fein es ist in Deiner stolzen Höhe, wo Du keinen Augenblick Deines Lebens sicher bist? Wir sind geborgen und brauchen uns um keinen Sturm zu kümmern." — „Nichts lieb ich mehr, als solch lustigen Wind," sagte die Sonnenblume und wiegte graziös ihren schlanken Leib hin und her, „in dem ich mich biegen und wiegen kann; und wenn meine Blätter sich schütteln und flattern, fühle ich mich fliegend und schwebend, erhaben über alles, und möchte mit keinem Geschöpfe tauschen". Wahrhaft königlich stand sie da, das stolze Haupt nach der Sonne gerichtet. Die strahlenden gelben Blätter umrahmten das braune Gesicht wie goldene Locken, und bewundernd blieb mancher Spaziergänger bei der einsamen stattlichen Schönen stehen. —

Als der Herbst kam und ihr stolzes Haupt schwer und schwerer wurde, sodaß es sich neigte, und sich nur mühsam der Sonne zuwenden konnte, da durchbebte sie wohl manchmal eine Ahnung von der Vergänglichkeit alles Irdischen, aber sie ließ sich dadurch Lebensmut und Lebensfreude nicht trüben. Stolz hielt sie stand und freute sich ihrer Höhe — bis eines Tages ein heftiger Sturm ihren schlanken Leib knickte und mit dumpfem Fall ihr schönes schweres Haupt zu Boden fiel, mitten unter die dicken, mit Raupen übersäeten Kohlköpfe. Diese schüttelten sich nun in schadenfrohem Gelächter, und höhnisch spottete der alte dicke Nachbar: „Warum bleibst Du nicht droben, wo Du's so fein fandest, daß Du mit keinem Geschöpf tauschen wolltest?" „Ich möchte auch jetzt nicht tauschen", sagte die Sonnenblume und wendete ihr Gesicht nach oben. „Ich habe gelebt — und genossen das Hohe, Schöne, und sterbe freudig und stolz in dem Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben." Dann starb sie lächelnd, den Blick nach der Sonne gerichtet, inmitten der Kohlköpfe schüttelnden Philisterschar.

Laura Härlin.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Likörbonbons. Es wird noch immer nicht genügend erkannt, welch' große Gefahr die immermehr in den Handel kommenden Likörbonbons für unsere Jugend bieten. Die städtische Polizeiverwaltung in Köln schreibt den dortigen Zeitungen: Pralines, Schokoladebohnen usw. mit Likörfüllung kommen in zunehmendem Maße in den Geschäftsverkehr. Die Bonbons bestehen aus einer an der Außenseite mit Schokolademasse überzogenen Zuckerkapsel, die mit einer viel Zucker und 10 bis 36 Volumprozent Alkohol enthaltenden Flüssigkeit gefüllt ist. Die Flüssigkeit riecht und schmeckt nach Likör schlechthin oder nach bestimmten Spirituosen, wie Kognak, Arrak, Rum, Gilka. 100 Gramm Bonbons enthielten bei den verschiedenen Sorten zwischen 2,30 bis 9,91 Gramm Alkohol; eine Person, welche die nicht übermäßig große Menge von ¼ Kilogramm dieser Bonbons verzehrt, erhält also 5,75 bis 24,77 Gramm absoluten Alkohol, in letzterem Falle demnach ungefähr ebensoviel, wie sich in 75 bis 100 Kubikzentimeter Branntwein oder 0,31 Liter Wein oder 6,10 Liter Bier (über ½ Liter) vorfindet.

Als ein erfreuliches Produkt der Zucker- und Schokoladewarenindustrie können die Likörbonbons nicht bezeichnet werden, weil sie keinen besonderen Genußwert besitzen. Füllung mit Fruchtsäften wäre z. B. natürlicher und wohlschmeckender als die unharmonische Verbindung von Bonbons mit Spirituosen, und weil Kindern und Frauen durch diese Waren Alkohol in harmlosem Gewande und überdies bei dem sehr verschiedenen Alkoholgehalt der einzelnen Sorten in einer nicht abschätzbaren Menge zugeführt wird.

Auf Grund der bestehenden Gesetze läßt sich gegen das Feilhalten dieser Alkoholbonbons leider nicht einschreiten, es bleibt nur übrig, das Publikum auf diesen Unfug aufmerksam zu machen und die Eltern auf diese Gefahren hinzuweisen, die ihren Kindern bei dem Genuß dieses alkoholhaltigen Naschwerks drohen...

Wir meinen aber, wenn alle aufgeklärten Eltern in den Geschäften, die sie bisher zum Kaufen von Schokolade usw. benutzen, energisch auf diese Unsitte hinweisen und unter Umständen hier Kundschaft aufsagen, wird sehr bald Wandel eintreten.



August 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Gespräche mit Kindern über sittliche Fragen.

Von L. N. Tolstoj.

Den Kindern Sittlichkeit vorzutragen habe ich auf folgende Art versucht: Nachdem ich von verschiedenen Denkern ausgesprochene sittliche Wahrheiten gesammelt und sie in einer Kindern um das zehnte Jahr herum zugänglichen Sprache ausgelegt hatte, ordnete ich sie in Abteilungen, las den Kindern täglich einen Gedanken der Reihe nach aus je einer Abteilung vor und ließ sie das Gelesene mit eigenen Worten wiederholen, wobei ich ihnen das Unverstandene erklärte und durch die Lektüre erweckte Fragen beantwortete.

Solcher Abteilungen entstanden ungefähr zwanzig. Ich sage ungefähr zwanzig deshalb, weil ich die Zahl der Abteilungen nicht endgültig festgesetzt habe, sondern sie je nach dem vergrößere oder verringere.

Die Abteilungen sind folgende:

1. Gott.
2. Leben im Willen Gottes.
3. Der Mensch ein Sohn Gottes.
4. Vernunft.
5. Liebe.
6. Vervollkommnung.
7. Anstrengung.
8. Gedanken.
9. Worte.
10. Handlungen — Taten.
11. Innere Anfechtungen.
12. Aeußere Anfechtungen.
13. Demut.
14. Selbstverleugnung.
15. Leben in der Gegenwart.
16. Nichtwiderstehen.
17. Tod.
18. Das Leben ein Heil.
19. Glaube.

Ueber 700 solcher sittlichen Wahrheiten habe ich zusammengetragen, so daß, wenn man sie nach Tagen verteilt, für jeden Tag je zwei fallen.

Als Probebild schreibe ich je einen Gedanken aus jeder Abteilung heraus.

Erste Abteilung.

Es hörten einmal die Fische im Fluß wie die Menschen sagten: „Fische können nur im Wasser leben“. Da begannen die Fische einander zu befragen: Was ist denn Wasser? Und keiner der Fische im Fluß konnte antworten, was Wasser sei. Nun sagte aber ein alter kluger Fisch, es gebe im Meer einen Fisch, der gar weise wäre. Dieser wisse alles. Ihn wollten sie fragen, was Wasser sei. Und die Fische schwammen nach dem Meer zum alten allweisen Fisch und fragten ihn: Wie könnten wir erfahren, was Wasser ist? Der allweise Fisch sagte: „Ihr wisset nicht, was Wasser ist, weil ihr im Wasser lebt. Das Wasser kann man nur dann kennen lernen, wenn man aus ihm herausspringt und dessen gewahr wird, daß man ohne es nicht leben kann. Nur da begreifen wir, daß wir vermöge des Wassers leben und es ohne Wasser kein Leben gibt.“

Ebenso verhält es sich mit den Menschen, wenn sie meinen, daß sie Gott nicht kennen. Wir leben in und durch Gott, und sobald wir uns von Gott entfernen, geht es uns sofort ebenso schlimm, wie dem Fisch ohne Wasser.

Zweite Abteilung.

Wenn Räuber die Fahrstraße bedrohen, reist der Wanderer nicht allein: er wartet, ob nicht jemand mit bewaffnetem Geleite reist, gesellt sich zu ihm und fürchtet nun keine Räuber mehr.

Ebenso verfährt der vernünftige Mensch im Leben. Er sagt sich: „Im Leben gibt's vielerlei Unheil. Wo ist Schutz zu finden, wie sich vor alldem bewahren? Welchen Reisegefährten abwarten, um in Sicherheit zu reisen? Hinter wem herziehen, — hinter diesem oder einem anderen? Hinter einem Reichen, hinter einem vornehmen Großen, oder hinter dem Kaiser selbst? Keiner von ihnen wird mich beschützen können. Sie selbst werden ja geplündert und gemordet, sie selbst befinden sich in Elend und Not, ebenso wie andere Menschenkinder. Ja, auch das kann geschehen, daß gerade derselbe, mit dem ich reisen werde, mich überfallen und ausplündern wird.“ Kann ich denn wirklich keinen treuen Reisegefährten finden, einen, der niemals über mich herfällt, sondern mich immer beschützt? Wem soll ich mich denn anschließen? Nur einen solch' treuen Freund gibt's. Dieser Freund ist Gott. Hinter ihm muß ich herziehen, um nicht in's Unheil zu geraten. Was aber heißt das: hinter Gott herziehen? Das heißt, zu wünschen, was er will, und das nicht wünschen, was er nicht will. Und wie dies erreichen? Indem du seine Gebote ergründest und sie befolgst.

Dritte Abteilung.

Christus hat gesagt, ein jeder Mensch sei ein Sohn Gottes. Das will heißen, daß in jedem Menschen der Geist Gottes lebt; dem Leibe nach ist jeder Mensch ein Sohn seiner Eltern, dem Geiste nach ist jeder Mensch ein Sohn Gottes. Je mehr der Mensch den Geist Gottes in sich begreift, je mehr er seine Sohnschaft Gottes erkennt, destomehr nähert er sich Gott und dem wahren Heil.

Vierte Abteilung.

Je besser das Leben des Menschen ist, um so mehr

Vernunft wohnt ihm inne. Und je vernünftiger der Mensch ist, desto besser pflegt sein Leben zu sein.

Zum guten Leben ist das Licht der Vernunft notwendig. Damit jedoch die Vernunft klar sei, ist ein rechtes Leben notwendig. Eins hilft dem andern. Und deshalb ist die Vernunft, wenn sie zu keinem guten Leben verhilft, nicht die rechte Vernunft. Und wenn das Leben nicht der Vernunft beisteht, so ist es kein rechtes Leben.

Fünfte Abteilung.

Trachte lieb zu gewinnen denjenigen, den du nicht liebtest, der dich beleidigt hat. Und wenn dir dieses gelingt, wird dir sofort sehr wohl und freudig um's Herz werden. So wie das Licht heller leuchtet nach der Finsternis, so pflegt es dir auch um's Herz besonders wohl zu sein, wenn du statt Bosheit und Unwillen Liebe empfindest zu dem, den du nicht liebtest und der dich beleidigt hat.

Sechste Abteilung.

Wir alle wissen es, daß wir nicht so leben, wie wir leben sollten und könnten. Und deshalb müssen wir stets eingedenk sein dessen, daß unser Leben besser sein kann und besser sein soll.

Dessen sollten wir eingedenk sein nicht deshalb, um das Leben anderer sowie das unserige zu verurteilen, ohne es zu bessern, sondern um zu trachten täglich und stündlich, wenn auch nur ein klein wenig, besser zu werden, uns zu korrigieren. Hierin beruht das hauptsächlichste und freudenvollste Werk des Lebens.

Siebente Abteilung.

Es ist unangenehm, wenn man uns dafür lobt, was wir nicht getan haben, und ebenso unangenehm ist es, wenn man uns schmäht, wo wir es nicht verdient haben. Man kann jedoch so im unverdienten Lob wie im unverdienten Tadel Nutzen finden. Hast du die gute Tat nicht getan und man lobt dich für sie, so trachte zu vollbringen, wofür man dich lobt. Wirst du aber geschmäht für etwas, was du nicht begangen hast, dann trachte künftig zu meiden, wofür man dich schmäht.

Achte Abteilung.

Wie wir mittels der Zäume im Maule die Pferde leiten und mittels der Steuerruder die Schiffe regieren, so lenken wir mit der Zunge den ganzen Körper. Mit der Zunge können wir uns besudeln, können uns auch weihen. Deswegen dürfen wir nicht sprechen, was uns einfällt, sondern müssen aufmerksam auf unsere Worte acht geben.

Das Wort ist ein großes Ding. Wie ein kleines Feuer ganze Ortschaften verheeren kann, so kann durch ein Wort großes Unheil geschehen.

Neunte Abteilung.

Um keine bösen Taten zu verüben muß man sich nicht nur solcher Taten, sondern auch der bösen Gespräche enthalten. Um sich aber böser Taten und Gespräche zu enthalten, muß man lernen, sich böser Gedanken zu enthalten. Wenn du allein mit dir selbst denkst und dir böse Gedanken kommen — wenn du jemanden tadelst, wenn du zürnst, gedenke, daß es nicht gut ist, so zu denken, halte inne und trachte an anderes zu denken. Nur dann wirst du die Kraft besitzen, dich böser Gedanken zu enthalten. Die Wurzel böser Taten steckt in bösen Gedanken.

Zehnte Abteilung.

Ein chinesischer Weiser wurde gefragt, ob es ein Wort gebe, welches Glück für das ganze Leben gewähre?

Der Weise antwortete: „Es ist das Wort „Shu", und die Bedeutung dieses Wortes ist: Tue nicht andern, was du nicht möchtest, daß dir getan werde."

Als man Christus nach dem kardinalen Gebot befragte, antwortete er: „Alles, das ihr wollet, daß euch die Menschen tun sollen, das tut auch ihr ihnen. Das ist das Gebot und die Propheten."

Der chinesische Weise sagte, man solle nicht anderen tun, was man für sich nicht wünsche: man solle der Liebe nicht zuwider handeln Christus aber sagte: nicht nur nicht tun sollst du anderen, was du für dich nicht wünschst, sondern tue anderen das, was du für dich wünschst, d. h. handle nach der Liebe.

Elfte Abteilung.

Das Sprichwort sagt: „Mit rechtschaffener Arbeit werden keine Paläste erworben." „Arbeit macht bucklig, nicht aber reich."

Und das Sprichwort hat recht. Großen Reichtum erwirbt man nicht durch Müh' und Arbeit, wohl aber durch Sünden. Deshalb ist großer Reichtum dem guten Menschen eine Last und keine Freude. Großer Reichtum läßt die Menschen nicht in das Reich Gottes ein.

Zwölfte Abteilung.

Man darf sich nicht dem unterwerfen, was Andere tun, sondern soll nach eigenem Verstande leben. Das ist kein Malheur, wenn wir lachen, ohne zu wissen weshalb, und wenn wir, beim Betrachten jemandes der gähnt, ebenfalls gähnen, wohl aber ist es ein Uebel, wenn wir dem bösen Gefühl eines Menschen, der uns zürnt, der uns beleidigt, unterliegen. Er zürnt uns, und wir zürnen ebenfalls. Aber eben hier ist es über alles wichtig, dem bösen Gefühl nicht zu unterliegen, sondern im Gegenteil, die Bosheit mit Güte zu erwidern. Wenn du gegen böse Menschen so bist wie sie selbst, so wirst du bald auch mit den Guten böse werden.

Dreizehnte Abteilung.

Im Evangelium heißt es (Luk. XVI, 15), daß das Große vor den Menschen ein Greuel sei vor Gott. Man muß sich dies stets in Erinnerung halten, um nicht zu irren und nicht dasjenige für groß und wichtig anzusehen, was klein ist und nichtig. Man muß hieran denken, denn die Menschen rühmen und schmücken immer das, wovon sie wissen, daß es ohne Schmuck unbemerkt bliebe und als schlecht erkannt würde. So errichten sie allerlei Tempel, veranstalten Festzüge mit Musik und Fahnen, mit reichgeschmückten Gewändern. Man darf diesem Prunk nicht unterliegen und muß wissen und gedenken, daß alles Echte und Gute keiner Verschönerung bedarf und einfach und bescheiden ist.

Vierzehnte Abteilung.

Die Menschen leben vermöge gemeinsamer Arbeit aller. Roheisen, Sensen, Pflüge, Tuchwaren, Papier, Zündhölzer, Kerzen, Petroleum und tausend andere Sachen — alles das sind Produkte menschlicher Arbeit. Und deshalb muß man den Menschen, um ihnen nicht ihre Arbeit zu entziehen, da wir ihre Arbeit benützen, mit eigener Arbeit zahlen.

Ein Sprichwort sagt, daß wenn ein Mensch ohne Arbeit lebt, irgendwo jemand infolge dessen Hungers stirbt.

Aber wie es berechnen, ob ich nicht mehr nehme als ich gebe? Berechnen kann man das nicht und so muß man, um nicht ein Dieb und Mörder zu sein, lieber mehr geben als nehmen, deswegen möglichst viel arbeiten und möglichst wenig von Anderen nehmen.

Fünfzehnte Abteilung.

„Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: ihr sollt dem Bösen nicht Widerstand leisten. Sondern wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die andere". (Matth. V, 38 bis 39). Diese Lehre verbietet zu tun das, wovon das Böse in der Welt nicht aufhört, sondern sich nur mehrt. Wenn ein Mensch einen andern überfällt, ihn kränkt, so entzündet er dadurch im Andern das Gefühl des Hasses, welches die Wurzel aller Uebel ist. Was soll man denn tun, um dieses böse Gefühl zu ersticken? Doch nicht dasselbe, was dieses Gefühl erweckte d. h. die böse Tat wiederholen? So handeln heißt statt das Böse zu tilgen, es vermehren.

Deshalb ist das Nichtwidersetzen dem Bösen mit Bösem das einzige Mittel über das Böse zu siegen. Nur dieses

allein ertötet das böse Gefühl sowohl in dem, der Böses tat, wie auch in dem, der es erlitten hat.

Sechzehnte Abteilung.

Verschiebe niemals eine gute Tat, falls du sie sogleich vollführen kannst. Der Tod fragt nicht darnach, ob der Mensch seine Schuldigkeit getan hat oder nicht. Der Tod wartet auf niemanden und nichts. Er kennt weder Feinde, noch Freunde. Die Taten des Menschen, das, was er vollbracht hat, wird zu seinem Los, gut oder böse. Und deshalb ist für den Menschen das allerwichtigste auf Erden das, was er im gegebenen Augenblick tut.

Siebzehnte Abteilung.

Der Mensch sieht, wie alles in der Welt — Pflanzen und Tiere, seine Entstehung nimmt, wächst, gedeiht, sich vermehrt, dann aber schwächer wird, Verderbnis annimmt, altert und stirbt.

Das nämliche beobachtet der Mensch auch an seinem Körper, auch indem er andere Menschen betrachtet, wie sie sterben, und weiß auch von seinem Körper, daß dieser alt wird, dem Verderben anheimfällt und stirbt, ebenso wie alles, was auf der Welt entsteht und lebt.

Aber außer demjenigen, was er an anderen Wesen und Menschen sieht, kennt jeder Mensch in sich noch das, was nicht verdirbt und nicht altert, sondern, im Gegenteil, je länger lebt, um so besser und fester wird. — jeder Mensch kennt in sich seine Seele.

Was aus der Seele wird, wenn wir sterben, kann niemand wissen. Eins wissen wir sicher, das ist, daß nur das verdirbt, verfault, verwest, was körperlich ist, die Seele aber ist unkörperlich, und deshalb kann mit ihr nicht das geschehen, was mit dem Körper geschieht. Deshalb ist der Tod nur demjenigen schrecklich, der nur dem Leibe lebt. Wer aber der Seele lebt, kennt den Tod nicht.

Achtzehnte Abteilung.

Wisse und gedenke, daß wenn der Mensch unglücklich ist, er selbst schuld ist daran, denn Gott hat die Menschen nicht dazu erschaffen, um unglücklich zu sein, sondern zu ihrem Glück. Unglücklich pflegen die Menschen nur dann zu sein, wenn sie das ersehnen, was sie nicht immer haben können. Glücklich aber sind sie dann, wenn sie das ersehnen, was sie immer haben können. Was können die Menschen nicht immer haben? Und was können sie immer haben, wenn sie es wünschen?

Nicht immer haben können die Menschen das, was nicht in ihrer Macht ist, das, was ihnen Andere entziehen können. Alles dies können die Menschen nicht immer haben. Immer haben können die Menschen nur das, was ihnen niemand zu entziehen vermag.

Ersteres sind alle weltlichen Güter, Reichtum, Ehren, Gesundheit. Letzteres ist die eigene Seele, der eigene Wunsch in allem den Willen Gottes zu erfüllen. Und Gott hat unserer Macht eben dasjenige unterstellt, was zu unserem Heil am allernotwendigsten ist, denn niemand, keine weltlichen Güter gewähren das wahre Heil, sondern täuschen nur stets. Wahres Heil gewährt nur die Erfüllung des Willens Gottes. Gott ist uns kein Feind, er hat mit uns getan, wie ein guter Vater tut: Er gab uns nur das nicht, was uns kein Heil zu gewähren vermag.

Neunzehnte Abteilung.

In sämtlichen Religionen ist die Lehre, wie die Menschen zu leben haben, ein und dieselbe. Die Zeremonien sind verschieden, die Religion aber ist eins.

Der vernünftige Mensch sieht auf das, was in allen Religionen einheitlich ist, der Tor aber sieht nur das, was in ihnen verschieden ist.

Jasnaja-Poljana, August 1907.

(Autorisierte Uebersetzung von Dr. A. Škarvan.)

Etwas vom Taktgefühl.

Es ließen sich Bücher darüber schreiben — immer neue Beispiele und Erfahrungen an dieses Thema knüpfen. Aber auch in dem Rahmen einer kleinen Betrachtung kann der Begriff „Takt" zusammengefaßt werden. —

Die Feinfühligkeit des Empfindens ist freilich nicht zu erlernen — sie wird vielleicht durch die Erziehung gefördert, doch tief in des Menschen Brust muß sie Wurzel schlagen, von innen heraus sein ganzes Handeln leiten. Man braucht deshalb keine hohen Schulen zu besuchen, nicht vielseitig „gebildet" zu sein. Wahre und echte Herzensbildung findet ihren Weg zu den schlichtesten Kreisen unseres Volkes wie zu den höchsten.

Das Kind schon zeigt in der Veranlagung seines Charakters ganz deutlich, ob es imstande ist, taktvoll und zart zu fühlen. Dann wird es niemals das körperliche Gebrechen eines Gespielen, eines Erwachsenen mit häßlichen Ausrufen verhöhnen. In instinktivem Ahnen muß es wissen, daß es den Andern wohl damit verletzen könne.

Und später — wie oft haben wir Gelegenheit an Krankenbetten zu stehen. Da ist es ein Haupterfordernis der Pflege, die richtigen Worte zu finden, tapfer und zuversichtlich den Mut des Schwerkranken zu heben, die Kleingläubigkeit des Genesenden zu verscheuchen, den Sterbenden über seinen wahren Zustand hinwegzutäuschen. Nicht aber, wie so viele es tun, (und denken dabei noch wunder, welch eine Heldentat sie vollbringen) stundenlang am Lager des Patienten sitzen, ihn neugierig ausfragen, ohne Rücksicht auf seinen körperlichen und seelischen Zustand „trösten", um gleich hinterher Fälle aus ihrem Bekannten- oder Verwandtenkreise aufzuzählen, die „geradeso" gewesen und fast immer mit lebenslangem Siechtum, meistens aber mit dem Tod geendet.

Und haben wir es nicht alle schon an uns selbst erfahren, wenn das Schicksal uns mit rauher Hand angefaßt, wenn es uns unheilbare Wunden schier geschlagen, — wie tief in solchen Zeiten ein leichtfertiges, unüberlegtes, hartes Wort uns schmerzen kann? Dem Freunde aber, dem Menschen überhaupt, der uns in schweren Augenblicken hilfreich stützt — nicht mit der Tat allein — wird unsere dankbare Ergebenheit gehören. Gar oft verlangen wir nicht mehr — oder nicht weniger — als ein verständnisvolles Schweigen, einen warmen Blick, einen festen Händedruck, der uns besagt: ich steh' Dir treu zur Seite.

Die mannigfachsten Verhältnisse vermag ein feines Taktgefühl zu veredeln, erträglich zu gestalten. Sind wir in abhängiger Lage, so wird eine kluge Anpassungsfähigkeit uns am besten dienen; hat unsere Lebensstellung uns die Macht über andere gegeben, so wird uns selbst am wohlsten sein, wenn wir es vermeiden, den Herrn herauszukehren.

Das ist auch sonst, im täglichen Verkehr, ein bedeutsamer Punkt. Wir sind so leicht geneigt, uns über andere zu überheben. Es giebt Menschen, die sich so unfehlbar, so vollkommen dünken, die in ihrer selbstsicheren, anmaßenden Selbstherrlichkeit mitleidig oder scharf verurteilend auf ihre „lieben Nächsten" herabsehen. Sie lassen nichts gelten außer ihrer eignen unerschütterlichen Meinung, sie mischen sich unaufhörlich in fremde Angelegenheiten, sie zerren rücksichtslos an den Schwächen anderer. Sie verdammen den eigenen Bruder, die eigene Schwester, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, zu verstehen, zu entschuldigen, zu verzeihen — ohne darüber nachzudenken, ob sie selber unter gleichen oder ähnlichen Umständen, vor denen sie bis jetzt verschont geblieben, nicht ebenso gehandelt hätten. Ach ja, sie glauben sehr groß, sehr weise, sehr moralisch zu sein, und sind doch nur von einer unsagbaren Herzlosigkeit, von einer Taktlosigkeit, die jeder gütigen, jeder menschlichen Empfindung spottet.

In der Tat — ich wiederhole — es ließen sich Bücher über dies Thema schreiben. —

Vielleicht aber fallen auch diese wenigen Zeilen schon auf fruchtbaren Boden, vielleicht klopfen diese wenigen Worte laut und vernehmlich an die Seelen der Menschen. Und wo eine kleine Spur von Takt sich findet, wenn auch verkümmert nur und kaum bemerklich, — da sollen diese Worte das schlummernde Taktgefühl — man nennt es wohl auch die Menschenliebe — wecken, auf daß es seine Flügel rege und die Menschen zartfühlender und besser mache!

H. Obl.

Die Störche und die alte Königin.

Es war einmal ein König, und weil er so allein war, heiratete er sich eine schöne Prinzessin. Mitten im Winter in dichtem Schneegestöber holte er sie aus dem Reich ihres Vaters, der natürlich auch ein König war, und nahm sie zu sich auf sein Schloß und machte sie zu seiner Königin, und sie waren sehr glücklich zusammen und fanden alles sehr schön. Sobald aber die junge Frau Königin ordentlich eingerichtet war, sagte sie zu ihrem Mann: „Weißt Du, jetzt möchte ich eigentlich ein Kind haben!"

Und da sagte der König: „Es wird ja bald Frühling, da kommen die Störche; gewiß wird uns einer ein Kind mitbringen!" Aber der Frühling kam und die Störche kamen und einer hatte sogar ein Nest auf dem Dach des Königsschlosses und doch brachte keiner der Frau Königin ein Kind. Da sagte sie: „Die Störche haben es nicht gewußt, daß ich so gerne ein Kind möchte, nächstes Jahr werden Sie mir wohl eins bringen!"

Aber das nächste Jahr kam, und es wurde Frühling und die Störche kamen und die Frau Königin bekam wieder kein Kind. Da wurde sie so traurig, daß der junge König sich gar nicht zu helfen wußte und zu seiner klugen alten Mutter ging, um sich Rat zu holen. Die hörte ihn an und dann sagte sie: „Ach was, das ist ja Unsinn, die Störche haben nie die Kinder gebracht, da müssen der Mann und die Frau schon selbst dafür sorgen. Wie hast denn Du bis jetzt immer Deine Frau geküßt und wann?

„Wie man ein Mädchen küßt und immer am Tage."

„Dann geh heim und küsse sie, wie nur ein Mann seine Frau küssen kann, wie dein Vater mich küßte, und küsse sie nachts, wenn sie schläft! Und ich werde auch bald kommen und mit ihr sprechen; sage ihr aber noch gar nichts und tu nur was ich sage!"

Der König ging recht getröstet nach Hause und es dauerte auch gar nicht lange, da kam die alte Königin nach. Sie setzte sich zu ihrer Schwiegertochter und sagte: „Du möchtest wohl gerne ein Kind haben, nicht wahr?"

„Ach ja," schluchzte die junge Königin „und die bösen Störche haben mir keines gebracht!"

„Die Störche können da gar nichts dafür, die haben nichts damit zu tun. Das ist nur so ein dummer Aberglaube, weil sie manchmal Frösche im Schnabel haben, die so zappeln. Wenn Du ein Kind haben willst, dann mußt Du es so lieb haben, daß Du viele Schmerzen aushalten willst: Kannst Du das?"

„Gewiß" sagte die junge Königin.

„Dann will ich Dir etwas sagen, dann mußt Du jetzt in Dir ein Kindchen wachsen lassen und in Dir tragen lange Zeit, bis es so groß und stark ist, daß es nicht mehr allzusehr friert, wenn es herauskommt!"

„Ja, das will ich," sagte die junge Königin. „Aber wo kommt denn das Kindchen her?"

„Das schläft schon lange in Dir in einem winzigen Eichen und das muß Dein Mann mit seinem Kuß aufwecken!"

„Warum hat er das nicht schon lange getan?" fragte die junge Königin wieder.

„Weil Ihr dumm wart und auf die Störche gewartet habt! Aber Du mußt viel Geduld haben und tapfer sein, denn es dauert 9 Monate, bis das Kindchen so weit ist, daß es heraus kann, und dann macht es auch noch viele Schmerzen!"

„Wo kommt es denn heraus?" fragte die junge Königin.

„Das wirst Du schon sehen, wenn's so weit ist. Es drückt und wehtut dann so lange, bis es sich einen Ausgang gebohrt hat, der groß genug ist, um es durch zu lassen!"

„Geht der Ausgang wieder zu oder bleibt er dann immer offen?"

„Nein, er schließt sich wieder ganz von selbst, wenn das Kindchen draußen ist, aber da muß man ein wenig Geduld haben und recht ruhig bleiben, dann tuts nicht so weh! Hast Du Angst?"

„Nein, gewiß nicht, ich freue mich ja so. Ich hab es ja so lieb, so lieb, daß ich gerne Schmerzen haben will. Dann ist es ja erst richtig mein Kind, wenn ich es immer schon so ganz in mir trage!"

„Ja, und Deines Mannes Kind auch, denn er mußt es erst aufwecken!"

„Ja gewiß!" sagte die junge Königin.

Und es kam alles so, wie es die alte Mutter gesagt hatte, und nach ¾ Jahren kam das Kindchen zur Welt und die junge Königin war ganz schwach und krank, weil sie ihm all ihre beste Kraft gegeben hatte, aber sie freute sich doch so. Und als sie wieder gesund war und ihr Kindchen zum ersten Mal in den schönen Sonnenschein trug und es seiner alten Großmutter zeigte, da flog oben durch die Luft ein Storch und klapperte laut.

Da lachte die Königin und zeigte hinauf und sagte: „Das ist mir doch lieber, daß mein Kindchen so weich und warm in mir ruhte, als wenn der Storch es mit seinem spitzen Schnabel aus dem kalten Wasser gezogen hätte, auch wenn das bequemer wäre!"

Etta Federn.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Schulaufsätze über Tierschutz. In England sucht man die Tierschutzidee durch jährlichen Aufsatzwettbewerb den Kinderherzen näher zu bringen. Der jetzt herausgegebene Jahresbericht 1907 der „Königlichen Gesellschaft zur Verhinderung der Tierquälerei" — diesen Titel hat der Londoner Tierschutzverein; in Deutschland genießt kein Tierschutzverein die Ehre des Prädikats „Königlich", hier hat man bloß einen „Kaiserlichen Automobilklub" — also der Londoner Jahresbericht für 1907 kann die erfreuliche Tatsache melden, daß die Beteiligung der Schüler an der Preisbewerbung jährlich zunimmt. Im vorigen Jahre haben sich in der Stadt London nicht weniger als 1552 Metropolitanschulen daran beteiligt. Die Gesamtzahl der eingelieferten Schülerarbeiten betrug 274 699. Bei der Prüfung derselben zeigte es sich in überraschendem Maße, daß die humane Literatur, die man für diese Preisaufgabe vorher verteilt hatte, sorgfältig gelesen und studiert war. Eine solche Preisbewerbung ist ein ausgezeichnetes Mittel, um die Herzen der Kinder mitleidig, rücksichtsvoll und gerecht zu machen. Es sollten daher auch in Deutschland die führenden Männer in der Pädagogik überlegen, ob nicht auch für unsere Schulen ein ähnliches Vorgehen in Anregung zu bringen sei.

* * *

Verirrte Fische und Kinder. Eltern, die mit ihren Kindern ins Seebad reisen, seien gewarnt vor einer Lieblingsbeschäftigung ihrer Kinder, die geeignet ist, das wichtige Gefühl des Mitleides, welches dem Menschen einen so hohen Wert gibt, allmählich abzustumpfen und zu ertöten. Wir meinen das Fangen der kleinen Fischlein am Strande. Man sage den Kindern lieber, daß es ein großes Unrecht sei, die kleinen, unschuldigen und harmlosen Tierchen aus dem großen Meere heraus zu nehmen und in einen kleinen, engen Behälter zu stecken, an dessen Wänden sie sich fortgesetzt stoßen, und dessen Wassererneuerung gar zu bald vergessen wird. Eine ernste Belehrung und Ermahnung genügt, und sie achten das Leben dieser kleinen Meeresbewohner und erfreuen sich um so mehr an dem fröhlichen und munteren Spiel derselben in ihrem großen, unendlichen Element. Sie werden sogar ohne Aufforderung dann verirrte Fische aus den sich bei Unruhe des Meeres stets bildenden großen und kleinen Tümpeln herausfangen und wieder ins Meer hineinsetzen, damit die Tierchen bei der Austrocknung der Tümpel nicht elend umkommen.



September 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von Dr. R. Penzig.

Inhalt:

Morgenstunde.

Um dies gleich abzumachen: Sie hat gar nichts im Munde, hat auch überhaupt keinen Mund und ist vollständig unschuldig an dem geschmacklosen Sprichwort, außer durch die Fahrlässigkeit, mit der sie ihre beiden letzten Silben so nachschleppen ließ, daß der erste beste dumme Hans Taps von Reim darauf springen konnte. Also weg damit, vor allem auch mit dem erdärmlichen Golde, das die ganze Morgenandacht verklimpert!

Nein, Morgenstunde ist Schöpferstunde. So möcht' ich, daß es Euch in den Ohren klingt und daß ihr sie mal erlebt. Nicht oft — neue Welten werden ja nicht alle Tage geschaffen — aber doch hin und wieder. Morgenarbeit ist Schöpferwonne.

Könnt ihr Euch vorstellen, der liebe Gott hätte die Welt am Abend geschaffen? Oder am Mittag, so zwischen durch von anderen Geschäften? Nein, natürlich am Morgen, und wenn er sich noch vorher eine Extrasonne hätte anschaffen müssen, um einen dazu paßlichen Morgen zu haben und den herrlichen Sonnenaufgang doch auch mal selbst zu erleben!

Arbeiten kann man den ganzen Tag, auch am Abend und in der Nacht, wenn's not tut. Aber Schaffen ist eine ganz besondere Arbeit. Das ist eigentlich überhaupt keine, sondern ein Erleben, ein Gedrängtwerden, Sich äußern müssen, kurz ein Begeisterungsrausch, wie ihn wohl der Künstler und Dichter erlebt, wenn die Hände wie von selbst arbeiten, die Gedanken und Pulse fliegen, das was geschaffen werden soll, fortwährend deutlich vor dem inneren Blick steht und Feder, oder Pinsel, Meißel gar nicht rasch genug nachkommen können, das Geschaute festzuhalten. Da gibts keine Pausen, kein Erwägen, Umdrehen, Besehen und Bedenken, es muß, es muß!

Und welch ein beglückendes Gefühl im Innern, ohne daß man schon sieht, was da herauskommen will, ein Gehoben- und Getragensein; als hätte alles in uns Flügel bekommen und alle Erdschwere wäre von uns abgefallen.

Das ist der Schöpferrausch, der Enthusiasmus, wie es die Griechen nannten: ἔνθεος, ἔνθεος! Gott in mir! Der Schöpfergeist in meiner Brust. Und die Römer sprachen ähnlich von Inspiration: Einhauchung: göttlicher Athem in menschlicher Seele. Das ist noch immer die große Schöpfertat: Lebendigmachen, vom eigenen Geiste ausgießen in anderes Sein — es braucht gar nicht immer gleich ein Gottesathem und ein Menschenleib zu sein, wie in der wunderhübschen biblischen Schöpfungsgeschichte. Auch Menschengeist läßt sich einhauchen dem Tier, der Pflanze, ja dem, was die Leute tot nennen, was aber eigentlich die schönste Lebenskraft enthalten muß (weil ja doch Pflanze und Tier aus ihm hervorgegangen sind), dem Reich der Erden, Stoffe und Steine.

Wollt ihr verstehen, was ich meine, dann laßt euch einfach ein wenig schildern, was ich vom Schöpfungsgeist in dieser Morgenstunde wahrnehme.

Alles, alles, was ich sehe, das kann ich euch nun freilich nicht aufzählen, vor allem was auf der Erde, hier im Kartoffelacker, dort am Waldrande, da in dem zwergenbevölkerten Urwald der Wiese vorgeht, was in der Luft. Aber sehen müßt ihr's durchaus, und lebendig mitfühlen, wie schon bei dem ersten roten Schimmer am Horizont irgendwo ein muckes Vogelstimmchen sich halb fragend räuspert und piept, wie dann der erste Strahl ausblitzt und gleichzeitig dort — und da — und wieder da links — ein kleiner jubelnder Federball aus der Furche schnurstracks in die Höhe steigt, und wie alle Tauperlen glitzern und die gelben Sonnenröschen und die Ackerwinden blinzelnd die frischen erquickten Gesichter aus dem Wasserbade heben und der Sonne zunicken, und wie die Hummel dort unter dem breiten Klettenblatt sich hörbar schüttelt und mit den Hinterfüßchen über die feucht gewordenen Glasflügel streicht, um einen kurzen Probeflug zu riskieren, usw. usw. — denn da ist kein Ende.

Aber ist's nicht schön, auch den Menschen als Schöpfer mitten hier in dieser Welt zu sehen?

Dort schreitet er über die weißlich dampfenden Schollen, die so kräftig nach Erde, Brot und Wachstum duften; die Stoppel, die noch vor wenigen Tagen hier das frühere wogende Kornfeld verriet, hat er gekehrt und die Egge über die Erdwellen laufen lassen; jetzt wandelt er, die Wintersaat streuend, mit segnender Hand über sein Land, seine Erde, ein Schöpfer und Zauberer der kommenden Ernte. Jeder Schwung seiner Hand eine wunderverheißende Geste, das Auge gradaus gerichtet, hoch das Haupt und fest die Schritte auf dem lockeren Grund, der Herr der Kulturerde.

Ihr meint, dies Schaffen sei keine Kunst? Die braunen Körner wüchsen ja von selbst, aus eigener Werdekraft? Und die menschliche Umsicht, Vorsicht und Einsicht, die mühevolle Arbeit, die das Land urbar, aufnahmefähig

und fruchtbar machte, den Boden mischte und mit Dungstoffen versah, die die Saat von Unkraut reinigte, sind die nichts? Alles Schaffen greift am gegebenen Stoff an; aus Nichts kann auch der gewaltigste Schöpfergeist kein Etwas machen. Ihr wißt wohl auch, daß selbst die vielen verschiedenen Schöpfungssagen der Menschheit Gott über den Wassern des Abgrunds schweben lassen, ihm ein Chaos, ein unterschiedsloses Stoffgemisch zur Hand geben, dem er als Werkmeister und Bauherr erst Form verlieh; ist doch auch der Marmor, dem der Künstler Leben einhaucht, spröder Stoff.

Dort haben wir einen solchen Künstler, in Hemdsärmeln und blauer Schürze unter dem Schuppen. Hell tönt sein lustiges Pfeifen in die stille Morgenluft und knirschend gleitet der Hobel über das schimmernde Holz, lockige Späne vor sich herwirbelnd. Eine Laube solls werden, hinter dem Haus, zur Feierabendsruh in den letzten Sonnenstrahlen. Vor ihm, auf rohem Brett, mit kräftigem Bleistiftstrich die selbstentworfene Skizze, nicht ohne Kunst. Zierliche Auskragungen und eichelförmige Zapfen sollen die geraden Linien unterbrechen und enden. Das blinkende Beil und die fressende Säge haben ihr Werk schon getan wohl behauen und in richtiger Länge liegen die Balken und warten des künstlich und genau sie fügenden Meisters.

Ist das kein Schöpferwerk? Wenn dieser kräftige Mann lange schon da draußen auf dem Friedhofe seinen ewigen Schlaf halten wird, dann werden in der altersgrauen Laube noch wieder fröhliche Gesellen mit blitzenden Augen bei Rundsprache und Umtrunk sitzen, und ihr Auge streichelt wohlgefällig über die gestreiften Bogenlinien des Fensters, die vor Jahrzehnten ein kleiner Schöpfergeist erdachte und in kräftigem Holz zur Wirklichkeit rief. Ist unser braver Dorfzimmermann bei seinem auf Jahrzehnte berechneten Werke weniger froh, als ein Erwin Steinbach, da er für Jahrhunderte sein Münster mit strebenden Pfeilern in die Himmelsluft steigen sah? Hauchte dieser den himmelsehnenden Geist von Jahrhunderten in harten Stein, so vertraute jener den fröhlichen Alltagssinn des gesunden Menschen dem vergänglichen Holz, aber formgebend, also schaffend war hier wie da der Menschengeist.

Schaffenslust — das ist's. Sehen, wie das eigene Werk vorwärts geht und sich rundet zur Vollendung. Das ist die unendliche Freude der Handarbeit.

Aber wozu haben wir ein geistiges Auge? Auch der Kopfarbeiter blickt hinaus, das innere Auge über das Papier in's Weite schweifen lassend, und vor ihm steht ein Bild dessen, was werden soll. Nicht vollendet — bei weitem nicht; es soll ja Grundlage und Keim zu weiterem Streben und Arbeiten werden, aber doch in sich geschlossen; ein winziges Teilchen, ein „Sandkorn" nur zu dem „Bau der Zeiten" nach Schillers schönem Wort, aber doch eben ein unentbehrliches winziges Ganzes.

Und wenn herbe Morgenluft um die Stirn fächelt und überall Schaffens- und Schöpfer-Drang und -Lust um ihn sich regt, dann ordnen sich auch die Gedanken von selbst und er erlebt wohl einmal das herrliche Gefühl, daß „aus einem Gusse" sich die Ideen runden und auf das Papier dannen laufen ohne mühsame Flick- und Zusammensetz-Arbeit. „Es" wächst, „es" blüht auf, wie die Winde hier am Zaun, das zarteste und vollkommenste Gebilde, wie es nie Menschenhand zu formen vermöchte. Jeden Morgen grüßt mich eine neue, frische Blüte, im dunkelblauen oder hellvioletten Trichter die köstliche Tauperle tragend: gestern noch eine unscheinbar gedrehte Tüte, und heute einen ganzen Sonnentag lang das herrlichste Schöpfungswunder. Dies Stückchen Unbewußtheit und „von selbst Gewordensein", das alles Naturwerk hat, ist auch der eigentliche Stempel jedes echten Kunstwerks; mag es nun ein Gedicht, ein Bild oder sonst etwas sein. Und es scheint, als ob nach dem festen traumlosen Schlafe, dem allnächtlichen Versinken ins Unbewußte, der Menschengeist aus diesem Bad die Kraft und Fähigkeit mitbringt, einmal das „Es" statt des Ichs in sich arbeiten zu lassen. Oder sind wir nicht überhaupt wesentlich nur Instrumente des in allem Seienden lebendigen Werdegeistes, der um so besser auf uns spielt und uns desto reinere Töne entlockt, je weniger wir ihm mit dem störrigen und kratzbürstigen Ich unseres Alltages in die Quere kommen?

Keine Angst, daß dabei unser Wertvollstes, unsere Persönlichkeit, zu Schaden kommen müßte! Diese urechteste, eigene Persönlichkeit ist ja gar nicht das trotzige Ich, das im Laufe der Tagesgeschäfte sich und andere ärgert, sich verstockt, gegen sein besseres Wissen und Gewissen Dummheiten und wohl gar Schlechtigkeiten begeht. Das merken wir ja sehr gut, wenn wir uns „auf uns selbst" besinnen! Sondern diese unsere Persönlichkeit spricht zu uns in unserem Gewissen, wenn wir ganz genau wissen, daß uns unser Tun eigentlich mißfällt, daß wir anders handeln sollten; sie regt sich in uns, wenn wir tiefen Abscheu haben vor aller Unwahrheit und allem täuschenden Schein und nichts sehnlicher wünschen, als volles Licht und Wahrheit in uns und um uns; und tiefstes persönliches Erleben ist wieder die herzhafte Freude an allem Schönen in der Natur und in unserem Menschenwerk und der ehrliche Widerwillen gegen das Häßliche und Schmutzige, auch selbst da, wo wir uns aus Mitleid, Erbarmen und Hilfsbereitschaft selbst überwinden, eben um die Häßlichkeit aus fremdem und unserem Leben fortzuschaffen.

Wenn nun aber das, was wir Persönlichkeit nennen, nun eben auf Wesen und Grund der guten Menschennatur zurückgeht, dann ist sie ja gerade das Allen Gemeinsame, nicht das Unterscheidende! Was uns Menschen so unähnlich macht, ist ja wirklich vielmehr das Tages-Ich, das bei jedem Einzelnen von Jugend auf in bestimmte Formen gewachsen, verknorrt und verkümmert, verzogen und verbildet ist, so daß wir, wenn wir ihm freien Lauf lassen, uns kaum gegenseitig verstehen und so oft einander in die Haare geraten. Erst mit dem Augenblick, da wir uns auf unser besseres Ich besinnen, merken wir, daß wir alle einer Wurzel entsprossen sind, daß wir Menschen-Brüder und -Schwestern sind.

Und damit steht aufs Schönste im Einklang, daß alle die wirklichen „Persönlichkeiten," die wir im Leben und in der Geschichte kennen, in der Tat große Familien-Aehnlichkeit haben. Gute und kluge Menschen verstehen einander immer vortrefflich, mögen sie auch durch Jahrhunderte getrennt oder bloß nach Lebensführung und Beruf verschieden sein. Lebt ihr nicht mit allen edlen Menschen der Vergangenheit, wenn ihr ihre Taten, ihre Werke kennen lernt, ihre Briefe lest, aufs innigste zusammen? Sagen wir nicht einfach „Du" zu den größten Persönlichkeiten, zu Jesus, Luther, Schiller, Goethe, wenn wir von ihrem Geiste auch nur einen Hauch spüren?

Ja gewiß, es gibt eine Einigkeit, ein tiefinneres Verstehen und gleiches Empfinden, Denken und Wollen zwischen allen Menschen, sobald sie nur ein wenig sich dem Unbewußten nähern, dem Urgrunde des Geistes, aus dem sie alle schöpfen. Daß diese Einheit nicht eine bloße Einerleiheit ist, das zeigen euch ja schon die trotz aller Einigkeit im Grundwollen und tiefsten Denken noch stark hervortretenden Eigenheiten der genannten Persönlichkeiten.

Schön ist diese Winde in ihrer Morgenpracht, aber schön auch der glatte Buchenstamm mit seinem tiefgrünen glänzenden Blätterschmucke, und schön der Hahn mit seinen stolzgeschwungenen Sichelfedern, die weißbrüstige Schwalbe in ihrem pfeilschnellen Flug, der Mensch dort auf dem braunen Acker, im Holzschuppen, auf der Landstraße und am Holztische. Alle verschieden und doch eins. Einig vor allem in der Schaffenslust dieser gesegneten Morgenstunde.

Sorgen wir nur, daß wir nicht allzuselten aus dem Getriebe unseres unnatürlichen Stadtlebens heraus kommen und solche köstliche Augenblicke erleben. Sie sind unser Bestes.

Heldenverehrung.

Als Zeppelins Luftschiff seine letzte Probefahrt unternahm, als der Telegraph stündlich Nachrichten vom Verlauf der Fahrt brachte und die Volksmenge sich Tag und Nacht auf Straßen und Dächern aufhielt, um Zeppelin zu begrüßen; als die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten sobald der Ballon sich zeigte, da dachte gewiß die ganze deutsche Jugend: „Wie herrlich muß es sein, so gefeiert zu werden wie Zeppelin!“ Hat wohl auch einer daran gedacht, wie viel schwere, sorgenvolle Stunden, wie viele Enttäuschungen und schlaflose Nächte Zeppelin durchlebt hat, bis er seinen sehnsüchtigsten Wunsch erfüllt sah. Drei Luftschiffe hatte er im Laufe der Jahre erbaut; durch zahllose Versuche, Pläne, Berechnungen waren die Fahrzeuge vervollkommnet worden, bis endlich Zeppelin 4 in die Lüfte stieg. Mittlerweile war der Erfinder 70 Jahre alt geworden! Endlich glaubte er am Ziel seiner Wünsche angelangt zu sein — da geschah das Unglück von Echterdingen! Aber wie er einst bei seinen ersten Versuchen sich nicht hatte abschrecken lassen durch das Mißtrauen und den Spott, der ihm überall begegnete, wie er dann den rauschenden Beifall der Menge ertrug, so ließ er sich auch durch das Unglück von Echterdingen nicht überwältigen. Was sind es wohl für Geheimkräfte, die diesen Mann über alle äußeren Erfolge und Mißerfolge triumphieren ließen? Woher stammt dieses Heldentum, das im Glück nicht übermütig und im Unglück nicht entmutigt wird? Ich meine diese Ruhe und Würde kann nur daher kommen, daß Zeppelin während seiner vielen Arbeitsjahre nicht nur unentwegt mit ebenso viel Ausdauer auch an sich selber gearbeitet hat. Der Erfolg ist ihm nicht in den Schoß gefallen, sondern er hat sich ihn Schritt für Schritt erkämpft und hat sich täglich in Geduld und Selbstbeherrschung geübt. Wie oft hat er geglaubt das Rätsel des lenkbaren Luftschiffes gelöst zu haben, und wie oft hat er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Diese jahrlange Selbstüberwindung ist es, die seinen Willen so gestählt, seine Selbstbeherrschung so geübt hat, daß kein Beifallssturm, keine Millionensammlung aber auch kein Widerstand feindlicher Elemente ihn aus seiner tiefgewurzelten Fassung und Würde herausreißen konnte. Wenn auch sein Werk durch Feuer zerstört wurde, so blieb doch sein Wollen und seine Arbeitskraft bestehen, ja sie wurde noch vermehrt durch das tragische Geschick. Daher auch das mutige: „Frisch ans Werk,“ des Siebzigjährigen!

Sind nicht diese inneren Kräfte, die weder Motten noch Rost noch Feuer fressen können, mehr wert als alle Luftschiffe, die bisher gebaut worden sind?! — Zeigen doch das Leben Zeppelin's, daß aller äußerer Erfolg auf Sand gebaut ist, wenn nicht gleichzeitig mit der täglichen äußeren Arbeit auch der innere Mensch gekräftigt und entwickelt wird. Nur durch die täglichen kleinen Heldentaten, durch steten Willen und Geduldsübungen, sowohl bei der Arbeit selbst, als auch im Umgange mit den Menschen, bauen wir alle unser Dasein auf. Aus seinen kleinen Heldentaten setzt sich aller wahrer Erfolg, alles wirkliche Menschenglück zusammen, sie sind wichtiger als alle Großtaten, die der Beifallssturm umbraust.

Große Erfinder und Entdecker können nur Wenige werden, denn dazu bedarf es besonderer Begabung, aber Helden des Alltags, wie Zeppelin auch einer ist, das können wir alle werden, wenn wir nur den festen Willen dazu haben und uns täglich ernsthaft bemühen, in Schule und Haus und überall sonst, wo sich Gelegenheit bietet, unsere Vorräte an Geduld, Selbstbeherrschung, Arbeits- und Hilfskraft zu mehren und wenn wir darauf bedacht sind, nicht nach äußerem Erfolg, sondern nach Wahrheit und Recht zustreben. Je mehr wir solche Schätze sammeln, desto besser sind wir auch dagegen gefeit, im Glauben übermütig und im Unglück kleinmütig zu werden.

Mir scheints, wenn wir uns bemühen, dem Zeppelin des Alltags nachzueifern, so ist es eine würdige Heldenverehrung als Hurrageschrei und Geldsammlungen. Schwerlich ist auch dem stillen ernsten Arbeiten am Bodensee eine falsche Verehrung willkommener als das würdelose Hurrageschrei, das ihn nun schon seit Wochen umtobt!

Hurrataumel und Geldspenden sind zu bequemen Beifallsbezeugungen da sie nur gesunde Lungen und vollen Geldbeutel zur Bedingung haben, wer also wirklich Zeppelin ehren will, der muß sich schon etwas mehr anstrengen und sein Leben mit ernsthafteren Taten ausfüllen.

Ein Taugenichts.

Von Charlotte Dittmann.

Er war ein Pilz, ein richtiger, echter Glückspilz und hatte noch nie im Leben Not gelitten. Die schönste rote Mütze, die es im Walde gab, hatte er auf dem Kopfe und dem feuchtesten, fetten Moosboden zu Füßen, wie sollte ihm da nicht die ganze übrige Welt gleichgültig sein? Er brauchte sie nicht, das stand bombenfest, und sie? sie brauchte ihn auch nicht, aber das war ihm eher erfreulich als unbehaglich.

Er fand, daß die Welt sehr schön sei und gewiß bloß die Dummen und Schlechten sich über sie beklagten. Meistens aber dachte er gar nichts, sondern guckte nur so in den lieben Tag hinein. Und wahrhaftig gab es auch ununterbrochen etwas zu sehen. Nein, was das für ein Handel und Wandel war von früh an bis spät in die Nacht! Die grünen Heidelbeerbüsche strengten sich an; sie brachten Blüten hervor und aus diesen wurden Früchte. Dann kamen Kinder und freuten sich, wenn sie die schönen blauschwarzen Heidelbeeren in die nimmersatten Schnäbel wandern ließen. Und das Heidekraut erst! Das konnte seine Gäste und Fechtbrüder gar nicht zählen, so viele warens. Die Bienen kamen und holten Honig und die Hummeln, und die grünen Laufkäfer, und die Schmetterlinge holten auch welchen. Das Moos zwar bot keine süße Labe, aber es sammelte alle Regentropfen und sog sie in seine kühle grüne Decke, die es den lieben, glatten Waldbäumen in heißer Sommerszeit zur Erfrischung über die Wurzeln breitete. Und diese Bäume selbst, wem allen boten sie Nahrung, Schutz und Unterkunft! Aber der Glückspilz sah mit sehenden Augen nicht und lebte dreist in den Tag hinein.

An einem schrecklichen Regentag kam ein Laufkäfer pudelnaß durchs triefende Moos gekrochen. Er suchte Unterschlupf unter dem breiten Hut des Pilzes. Der aber achtete gar nicht darauf. Weil er gerade lustig war und die Nässe ihn nicht störte, klappte er seinen Hut in die Höhe, daß er aussah, wie eine Bockschüssel. An seinem Fuße trommelte der Regen ein Loch in den Boden und bildete darin einen kleinen Teich, in dem der arme ertrunkene Laufkäfer schwamm. — Ein andermal besuchte eine hungrige Schnecke unsern Pilz. Er hätte nichts im Hause! brummte er sie an, und dabei hing doch das Mäntelchen an ihm nutzlos und in Fetzen herunter, das ihn als kleines Pilzkind vom Hals bis zu den Füßen eingehüllt hatte. Die Schnecke mit ihren blöden Augen sah das nicht; er hätte es ihr schon ein bischen vors Maul halten müssen, und es wäre ein feiner Leckerbissen für sie gewesen.

Dann wieder kam eine Eidechse, ein feines, schlankes Ding; die streckte spähend den Kopf aus dem Moose, in dem sie geschlafen hatte und wollte sich ein Weilchen sonnen. Der Pilz aber hielt ihr unvermutet seinen großen roten Hut entgegen, sodaß sie entsetzt davonhuschte und dabei über die schroffen Steinblöcke hinabfiel, die dabei standen.

Solche ähnliche Dinge geschahen alle Tage, aber der Glückspilz dachte nicht im Traum daran, daß er an irgend einem Unglück schuld sei.

Eines Tages ging der liebe Gott durch den Wald. Als er vor dem Glückspilz stand, schüttelte er bedenklich den

Kopf und sagte: „Du scheinst ja ein recht roher Geselle zu sein. sapperlott — Was hast Du denn mit den armen Schelmen gemacht um Dich her?"

„Gar nichts hab' ich gemacht," sagte der Pilz ganz unschuldig, „wirklich gar nichts. Der Laufkäfer da ist von ganz allein ertrunken und die Frau Eidechse hat sich aus eigener Unvorsichtigkeit ein bischen verrenkt. Es hat mir selbst leid getan, als ich es sah. Und die Schnecke . . . . ja, siehst Du, lieber Herrgott, ich konnte nichts für sie tun und hoffe, sie hat es wo anders besser getroffen."

„Allerdings hat sie das," sagte der liebe Gott und machte schrecklich strenge Augen, aber **Dein** Verdienst ist das nicht."

Der Pilz wurde ganz ängstlich, duckte sich möglichst ins Heidekraut und sagte: „Du kannst mir glauben, ich habe gar nicht recht gesehen. was sie von mir wollten."

Da wurde der liebe Gott aber ganz zornig und sagte: „So! Du Taugenichts! Ist es denn etwa auf der Welt nicht hell genug, daß ihr nicht seht, was um euch vorgeht? Wozu, denkt ihr denn, daß ihr die Augen im Kopfe habt? — Deshalb seid ihr ja so viele auf Erden, damit ihr einander recht durchhelfen könnt. Aber freilich, es tun nicht alle ihre Pflicht, und die Erbärmlichsten sind die Gleichgültigen, die bei ihrer Gefühllosigkeit auch noch ein gutmütiges Gesicht machen. — Wen es nicht aus seiner Behaglichkeit aufstört, wenn ein Anderer neben ihm leidet, der verdient nicht, daß es die Sonne gut mit ihm meint. Weißt Du was, Glückspilz? Du bist mitsamt Deinem roten Hut keinen Pfifferling wert, denn der Pfifferling da drüben mit seiner Familie gibt sich wenigstens Mühe gut zu schmecken."

Während der Pilz nach dem gelben Pfifferling schaute war der liebe Gott verschwunden.

Durch den Wald aber kam die alte Pilzmarlen' mit ihrem Enkel. Sie hatte ihr Körbchen schon halb voll Pilze und sammelte eben die Pfifferlinge ein.

„Großmutter," sagte das Bübchen plötzlich, „da steht noch ein schöner roter Pilz, den hast Du vergessen."

„Ich glaube gar!" rief die Marlen' herüber, „der hat in seinem Leben noch nie 'was getaugt. Stoß' ihn um."

„Aber Großmutter, frißt ihn nicht wenigstens ein Tier?"

„Den? — I Gott behüte!"

„Aber ich mag ihn gern mit seinem roten Hut."

Die Pilzfrau war herangekommen und blickte auf ihn nieder. „Schön ist er freilich und ich selber seh die roten Glückspilze gern. Aber sieh mal, der da — — — den Hut hat er umgestülpt, das Wasser steht drin, sodaß er schon ganz schlüpfrig ist; morgen ist er vollends verfault. Der ist zu nichts mehr gut."

Und damit stieß sie ihn um.

Eltern-Ecke.

Weisheitsworte pädagogischer Erkenntnis waren es, die der Antwerpener Bürgermeister **Hertogs** in einer Rede fand, welche er anläßlich des belgischen Nationalfestes im neuen Festsaal der Scheldestadt vor einer großen Schar von Kindern und Erwachsenen hielt. Nachdem er von dem oftmals zu frühen Verlust der Häuslichkeit gesprochen, fuhr er fort:

„Warum macht Ihr Euch nicht mehr zu **Vertrauten** Eurer Töchter, ihr Mütter, und Eurer Söhne, ihr Väter? Laßt uns jung sein mit ihnen — **zeigen wir Interesse** an ihrem Spiel und **ihren Liebhabereien**, so werden wir ihre großen Kameraden und können sie über Fragen des Lebens aufklären, die sie jetzt so oft aus verdächtigem Munde erfahren müssen . . . Wir leben zu viel **außer** dem Hause, und wo können wir mehr Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit finden als drinnen im Hause!"

Goldene Leitsätze in der Tat! Möchten sie allen Eltern zu Herzen bringen! Wie oft begegnen wir immer noch Eltern, die „Gott im Zorn erschaffen haben muß" — Eltern, deren ganzes Trachten darin gipfelt, das Kind in eine ihnen genehme, starre Schablone zu spannen und jede kleinste Abweichung davon als Sünde wider den heiligen Geist (des Philistertums nämlich!) zu brandmarken. Eltern, die von „Liebe" und „Alles nur zu Deinem Besten" sprechen und durch ihre blinde Starrköpfigkeit gerade die edelsten Blüten knicken, die sich im Geiste des Kindes entfalten wollten. Eltern, die in dem Kinde kein Vertrauen, sondern nur das dumpfe Gefühl ihrer physischen Ueberlegenheit wecken, da sie es niemals für nötig befanden, den Liebhabereien des reifenden Knaben irgendwelches Interesse zu schenken. Solch ein Junge hat ihrer Ansicht nach einfach zu lernen, das Schulpensum möglichst schnell zu bewältigen und frühe zur Universität zu kommen, um schnellstens — auf dem Umweg über das feudale Korps — in einem gut bezahlten Staatsamt eigenes Brot zu essen. Dies ist wichtiger als **eigenes Denken** (das event. schaden könnte); darum gerade wehrt die Elternliebe jede „Zersplitterung" ängstlich ab und verfolgt gar die geistigen Seitensprünge des Werdenden mit unzartem Spott oder höhnender Ironie. Der Erfolg dieser elterlichen Erziehungsmeister ist natürlich ein durchaus konträrer: der zum Jüngling gereifte Sohn wandelt seine Sonderwege eifriger als bisher, aber **im geheimen**; da er **im** Hause kein offenherziges Verständnis seiner Sturm- und Drangperiode findet, so fühlt er sich nach außen gedrängt und sucht sich in der nahen oder fernen Umwelt seine Geisteskameraden. Er findet sie schließlich, wenn er Glück hat — ist dann aber dem Elternhause zumeist unheilbar entfremdet und empfindet es als lastenden Druck, von dorther immer noch pekuniär abhängig zu sein; oder er findet sie **nicht** und wird dann ein erbitterter, hoffnungsarmer Mann, der es mitunter vorzieht, ein ihm verhaßtes Leben frühzeitig von sich zu werfen.

Wenn doch alle diese Elternpaare endlich einsähen, wie sehr sie mit ihrer „Erziehungsmethode" auf dem Holzwege sind und wie leicht sie durch Anteilnahme an den Interessen ihrer Kinder diese an sich fesseln, sowie unmerklich auf den richtigen Weg leiten können. Wird dagegen der **Trotz** in dem Kinde von törichten Eltern künstlich geschürt, so reduziert sich ihr Einfluß schleunigst auf Null und schlägt in offene oder geheime Widersetzlichkeit um. Der ewige Gegensatz zwischen Alt und Jung ist gewiß begreiflich, aber er ist nicht unüberbrückbar, und **kluge** Eltern werden im eigensten Interesse die Brücke rechtzeitig zu schlagen wissen. Der gütige Rat, alles andere zurückzustellen, bis man in Amt und Würden sei, ist ungemein töricht, denn einmal läßt sich echte Jugendbegeisterung nicht auf Flaschen ziehen; sodann aber hat gerade der vielbeschäftigte Berufsmensch oft am wenigsten Zeit oder Lust, seinen Jugendidealen mit der Tat zu dienen. Möchten doch die Alten im „Jahrhundert des Kindes" ein wenig mehr Demut vor den Jungen lernen, von denen der weise alte **Fontane** sang:

> „**Eins** läßt sie stehen auf siegreichem Grunde,
> Sie haben den Tag, sie haben die Stunde;
> Der Mohr kann gehen, neu' Spiel hebt an,
> **Sie** beherrschen die Szene, **sie** sind dran."

C. L. Siemering.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Zigarettenverbot für Jugendliche in England. Das Gesetz über das Rauchverbot für Kinder ist von der Kommission des englischen Unterhauses angenommen worden. Der ursprüngliche Entwurf ist in vielen Punkten abgeschwächt worden. So war erst bestimmt, daß Kindern bis zu 16 Jahren keine Zigaretten verkauft werden dürften. Dieses Verbot hat man fallen lassen, damit Erwachsene sich ihren Rauchbedarf von Kindern holen lassen können. Nur Polizisten, Parkwächter und andere Personen mit Polizeigewalt werden das Recht haben, gegen Kinder, die sie beim Rauchen antreffen, einzuschreiten. Als Strafen für Kinder, die an öffentlichen Plätzen rauchen oder Zigaretten zum Selbstgebrauch kaufen, sind festgesetzt: das erste Mal Benachrichtigung der Eltern, das zweite Mal eine Rüge und das dritte Mal fünf Schillinge Strafe. Die Tabakverkäufer machen sich strafbar, wenn sie an Kinder Zigaretten zum Selbstgebrauch verkaufen. Das kann im Lande der Freiheit, der Persönlichkeit geschehen, weil die Volksgesundheit es erfordert. — Und bei uns? Da würden wohl viele über die „Freiheitsbeschränkung" der Herren Jungen oder über den Schaden für die „blühende Industrie" zetern.



Oktober 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Falsches und rechtes Verneinen.

Von Else Hasse.*)

Gibt es auch Fälle, wo wir ein „Nein" festhalten müssen, ein Nein, das nicht wankt noch weicht? So scheint es.

Wie kommen wir dazu, das rechte Nein auszuwählen? Denn täglich werden doch unzählige Verneinungen in die Welt hinausgeschleudert, berechtigte und unberechtigte, und es gibt kein Ding im Himmel und auf Erden, das nicht schon auf's heftigste verneint worden wäre.

Welt und Leben, die Menschheit und jeder einzelne Mensch; die Staatsformen und die Gesellschaft; einzelne Jahrhunderte, einzelne Jahreszeiten und Tage; Kunst, Wissenschaft, Religion; der Krieg und der Frieden; jede Hantierung, jede Wahrheit, das kleinste Blümchen am Wege und das größte Genie, dem die Menschheit Unendliches verdankt — alles, alles ist schon von einem Nein betroffen worden. Der Mensch verneint und verhöhnt sogar sein eigenes Wesen und Dasein:

> „Was bist denn Du, der trotz dem großen Stolz
> Mit Würmern lebt im Staub?"

heißt's in Byrons „Kain." Verzweifelte schlagen sich vor die Stirn: „O wär' ich nie geboren!" Ein buddhistischer Spruch rät dem Menschen, er solle am Leben vorübergehen: „Es ist nichts." Andere sagen freilich, das Leben sei unser einziger und größter Reichtum. Ein Denker wie Nietzsche verneinte unzählige Dinge, um sie dann doch wieder zu bejahen. „Die Macht verdummt", sagte er und verherrlicht ein andermal den „Willen zur Macht". Er nennt sich den Feind der Moral und will sie niederreden; alsbald aber erfindet er eine neue.

So sehen wir also den Menschen immerfort zwischen Ja und Nein hin- und herschwanken und begreifen vorläufig nicht, wie es ihm gelingen soll, mit Festigkeit die rechten Dinge zu bejahen und die rechten Dinge zu verneinen. Wir begreifen es umsoweniger, als ja zuzeiten förmliche Verneinungsstürme aufbrausen und über die Welt hinfahren und die Menschen haltlos vor sich hertreiben. Die von solchen Stürmen ergriffen werden, rufen in die Welt hinaus: Kinder, glaubt nur niemandem etwas! Laßt nur ja nichts gelten! Reißt alles ein! Schimpft nur gehörig — schimpfen ist mannhaft. Kritisiert und zerzaust alles, was Euch unter die Augen und Hände kommt. Lauft Sturm! Haltet den Säbel locker in der Scheide! Zieht bei jeder Gelegenheit vom Leder! Schlagt zu!

Solches wilde Treiben erinnert mich an ein anderes, von dem die Sage erzählt. Die alten Germanen glaubten an die wilde Jagd, von den Nordländern Asgardsreia genannt. Es ging die Mär, daß Seelen, die nicht soviel Gutes taten, daß sie nach Walhall erhoben werden konnten, und nicht soviel Böses, daß sie in die grauenvollen Säle der Todesgöttin Hel aufgenommen wurden, als Windeshauch in die Lüfte flogen und im Sturme dahertosten. Braust es draußen über'm Wald und Wasser, krachen die Wipfel und schäumen die Wogen, so fährt die wilde Jagd einher. Ueber Land und Meer reitet der Zug, sein Erscheinen bedeutet Kampf und Untergang, er nimmt Vieh und Menschen mit und ißt alles auf und trinkt alles Bier aus, das er unterwegs findet. Aus finstern Bergen bricht die Asgardsreia hervor, in die Berge kehrt sie zurück. Tritt der Mensch am Morgen vor seine Hütte, dann gewahrt er den Greuel der Verwüstung, doch weiß er, daß Frey, der milde Sonnengott, alle Schäden heilen wird. Was leben soll, wird wiederum lebendig werden. Und dann ist alles, wie es war.

An die Asgardsreia erinnern die Verneinungsstürme. Sie werden von Menschen angezettelt, die nicht viel Gutes und nicht viel Böses taten, die sich haltlos treiben lassen und nichts haben, wobei sie stillestehen und worin sie wurzeln. Sie wollen etwas im Leben tun, ja sie wollen sich großtun wie der sausende Sturmwind, vor dem sich die Menschen verkriechen und der die Wipfel bricht, das Hohe herunterreißt, den Trank austrocknet und die Speise fortwirbelt, von der die Menschen leben. Wenn aber am Morgen die Sonne kommt, ist der Sturm im Dunkeln verschwunden und auch sein Zerstörungswerk wird bald verschwinden.

Was nützen Verneinungen? Nietzsche hat sich öfters ein Vergnügen daraus gemacht, das Große herunterzureißen — so nennt er einmal unsern Schiller den „Moraltrompeter von Säkkingen", hat das dem Dichter geschadet? Nein — höchstens in den Augen von Narren und Laffen. Die Größe dessen, der die Freiheit, den Edelmut, die Herzenskraft, die Selbstbezwingung in hohen Liedern besang, bleibt bestehen.

Gewisse Leute gibt's, die den Gehorsam verneinen, die Verehrungsgefühle, die Demut, und Bescheidenheit, die Dankbarkeit und das Verantwortungsgefühl — schaffen sie das alles mit ihrer Verneinung aus der Welt? Nein, es wird immer wiederkehren und da sein, weil es da sein muß.

*) Der „Uebungsfelder" VI. Teil.

Freilich aber wird durch eine solche Verneinung so manchem Menschen zeitweilig der Trank genommen, der sein Herz stärkte, und die Speise, die seiner Seele Kraft und Fülle gab.

Du verneinst die Fliege an der Wand, die dich soeben gestört und deinen Kopf umschwirrt hat — nützt das etwas? Doch wohl, denn das Nein wird deine Hand in Bewegung setzen und wenn du rasch genug zugreifst, wirst du die Fliege fangen und töten. Es gibt zwar unzählige Fliegen auf der Welt und sie kommen immer wieder, aber diese eine lebt doch nun nicht mehr.

Wie du die Fliege bekämpfst, so bekämpft der Anarchist die Monarchen und Fürsten. Seine Verneinung setzt seine Mörderhand in Bewegung und obwohl es immer wieder Fürsten geben wird, so lebt doch dieser eine nicht mehr, den er erschlug.

Wenn aber Verneinungen leicht zu Tätlichkeiten verführen, dann sind sie doch nicht so harmlos, dann müssen wir sie doppelt vorsichtig prüfen, ehe wir ihnen zustimmen.

Da frägt sich's nun: Wer soll denn prüfen? Von wem und zu wem darf denn ein Nein gesprochen werden?

Fragen wir zuerst: Zu wem? Kann man die ganze Natur verneinen? Nein, das wäre unsinnig, nur die zerstörenden Gewalten verneinen und bekämpfen wir. Kann man eine Schlange verneinen? Nein, aber ihren Giftzahn. Kann man einem Menschen eine radikale Verneinung entgegenschleudern? Auch nicht, sondern nur seinen Irrtümern und Leidenschaften, dafern sie sich als Zerstörer erweisen.

Man kann also kein lebendiges Ganze, kein lebendes Geschöpf verneinen, sondern nur seine Eigenschaften die dem Leben zuwider sind, es beeinträchtigen, schädigen und darum ausgelöscht werden müssen. Freilich kann das Auslöschen des Giftigen und Schädlichen manchmal nicht anders bewerkstelligt werden, als daß die Viper getötet und der Verbrecher ins Gefängnis gesperrt wird. Im Grunde aber richtet sich unsere Verneinung nur gegen jene Eigenschaften der Schlange und des Menschen, die wider das Leben sind.

Und von wem darf dieses Nein, das dem Schädlichen und Irrtümlichen gilt, gesprochen werden? Darf sich jeder beliebige Mensch vor jeden beliebigen Menschen hinstellen und sagen: „Ich verneine Deine Irrtümer!"? Wäre es erlaubt, wenn der Philister auf der Bierbank zum Menschenfreunde sagte: „Deine Mühe und Plage ist ein Unsinn und ein Irrtum, den ich verneine, denn die Menschen taugen nichts und Du besserst sie nicht." Oder wenn ein Kaufmann zum geistigen Arbeiter sagen wollte: „Ich lese Deine Bücher nicht und halte es für einen Irrtum, welche zu schreiben. Schaff' den Menschen lieber Brot, daß sie mehr zu essen haben." Wäre es jedem selbstzufriedenen Ichmenschen erlaubt, solche Verneinungen auszusprechen? Dürfte ein Hottentotte über die Bibel und ein Eskimo über Goethes Werke und ein Zigeuner über die japanische Politik aburteilen, als ob es sich dabei um lauter Irrtümer handelte? Gewiß nicht — und doch hören wir täglich Verneinungen, die aus der gleichen Unkenntnis kommen. Und haben nicht auch wir selbst schon Menschen und Dingen den Wert abgesprochen, ohne Prüfung, ohne genaue Sachkenntnis, allein vom beschränkten Ichstandpunkt aus? Macht sich nicht jeder einmal solcher Verneinungen schuldig wie jener Politiker, als er sagte: „Ich kenne zwar die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie!"?

Dostojewsky hat einmal geäußert: Wenn Tag für Tag die Sturmglocke der Verneinung läute, so läge es daran, daß „jedermann seinen Verstand zu hoch hielte und mit nichts einverstanden sei." Verneinen darf eben niemals der bloße Verstand, sondern nur die höhere Vernunft, niemals das ganze Ich, sondern nur das bessere Ich des Menschen, das Ueberpersönliche in ihm: die Liebe, das Gewissen, die Gerechtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Reinheit. Will der Eigensinn ein Nein herausschreien, oder der Dünkel, die Faulheit, Feigheit, Dummheit, Erbitterung, der Zorn, Neid und Haß, dann gilt es nichts. Drum muß jedes Nein gehörig durchgeprüft und befragt werden: Wo kommst Du her?

Nicht wie ein Sturmwind dürfen Verneinungen kommen, verheerend und überwältigend, sondern bedachtsam und ruhig und wohl ausgerüstet, um jeder Frage Red' und Antwort zu stehen. Die Natur macht uns diese Bedachtsamkeit vor — sie verneint auch, aber langsam, schweigsam, nach langer Prüfung und ohne Gewalttat.

Carlyle sagt einmal von der Natur:

„Wir müssen daran erinnern, was für eine Schiedsrichterin die Natur ist, was für eine Größe, tiefe Ruhe und Duldung in ihr liegt. Wir nehmen Weizen und streuen ihn in den Schoß der Erde: Unser Weizen mag mit Spreu, Häcksel, Kehricht, Staub und allem möglichen Abfall vermischt sein; tut nichts, wir streuen ihn in die gütige, gerechte Erde; sie läßt den Weizen wachsen, allen Abfall nimmt sie schweigend in sich auf, hüllt ihn ein und läßt nichts mehr davon merken. . . So überall in der Natur! Sie ist wahr und keine Lüge, und ist doch so groß und gerecht und mütterlich in ihrer Wahrheit. Sie verlangt von jedem Dinge nur, daß es innerlich echt sei; sie schützt es, wenn es so ist; im andern Falle nicht."

Wir brauchen also nicht so vorschnell und übereifrig mit unsern Verneinungen zu sein, wir brauchen uns nicht unser lebelang damit zu beschäftigen, Spreu und Abfall zusammenzukehren — die Natur hilft in aller Langsamkeit mit. Was nicht lebensfähig ist, vergeht. Und wenn ein Mensch große Schwächen an sich trägt, die seine Lebendigkeit herabmindern, ihn krank und elend machen, so wird er's schon merken. Und merkt er's nicht zur Zeit — werden wir dann seinen Verfall aufhalten, indem wir mit Verneinungen gegen ihn losstürmen? Verneinungen helfen im Gegenteil den Verfall herbeiziehen. Voltaire sprach die Warnung aus: „Immer in den Menschen Schlechtes sehen, heißt sie schlecht machen." So also kann man durch Verneinungen zum Richter, zum Verhängnis, zum Teufel für den andern werden! Davor wollen wir uns hüten. Auch sind wir ja schon übereingekommen, daß ein Ja immer hilfreicher ist als ein Nein, daß dieses an der Oberfläche bleibt und jenes in die Tiefe dringt.

Und wenn wir an uns selber etwas zu verneinen haben — sollen wir alsdann kein gutes Haar an uns lassen? — Wie geht's denn zu, wenn man ein Kleidungsstück ausklopft? Der Staub soll fliegen, aber der Stoff soll nicht zerklopft werden. Verneinungen, die wir uns selber geben, wollen nur den Staub ausklopfen, gut und gründlich und — täglich; aber die Hauptsache müssen wir unbeschädigt lassen: die Kraft zum Wiedergutmachen. Die darf niemals verneint und zerklopft werden.

Wenn im Herbst und Frühjahr die großen Stürme kommen, pflegen wir froh zu sein, wenn sie verrauscht sind. Wenn wir arbeitend in einem zugigen Zimmer sitzen, sodaß Handarbeiten oder Buchseiten flattern, pflegen wir eiligst die Fenster zu schließen. Sturm und Zugwind stören uns beim Schaffen und freuen uns nur, wenn wir unter freiem Himmel gehörig dagegen anrennen, mit gesenktem Haupt und flatternden Gewändern.

So ist es auch mit den Verneinungsstürmen. Sie stören uns beim Schaffen und freuen uns nur, wenn wir tapfer dagegen ankämpfen. Denkt Euch einen Menschen, der alles Negative liebt und jeden Morgen die Zeitung durchstöbert, eifrigst nach Schlechtigkeiten suchend, die am vorigen Tage begangen wurden; einen Menschen, der sich darüber freut, wenn in den Leitartikeln, Versammlungen, Debatten, Kritiken und Gesprächen einer dem anderen etwas am Zeuge flickt, ihn herabzieht, über ihn herfällt, ihm die Krone des Verdienstes vom Haupte reißt, ihn lächerlich macht und an ihm herumnörgelt — wird ein solcher, der sich nur an Verneinungen ergötzt, auf irgend einem Gebiete ein herzhaftes Ja herausbekommen, wird er ein schaffender

Mensch sein und etwas Positives leisten? Ist er — als Leser, der's so haben will — nicht daran mitschuldig, wenn durch die meisten Zeitungen nur Verneinungsstürme wehen, Berichte von Unfrieden, Unheil, Untaten?

Ich sprach von einem herzhaften Ja, einem volltönenden. Es gibt soviel halbe Bejahungen, die eigentlich Verneinungen sind und die Tatkraft lahmlegen. In einem Klub wird zufällig einmal über Barmherzigkeit gesprochen — Barmherzigkeit, oh ja, eine schöne, rührende Tugend! Tags darauf nimmt sich ein Klubmitglied, ein eleganter junger Mann, auf der Straße einer armen alten Frau an, die bei Glatteis gefallen ist und sich den Fuß verstaucht hat, und er geleitet sie in ihre nahe Wohnung. Das wird erzählt und man ist sehr wenig erbaut: „Aber ich bitte Sie, Vetter, so was tut man doch nicht!“ In einer Gesellschaft verbreitet sich das Gespräch über den sozialen Sinn unsrer Zeit; man begeistert sich, man schwärmt von schöner Menschlichkeit, vom Ausgleich der Klassenunterschiede u. s. w. Tags darauf kommt eine der Zuhörerinnen, ein gereiftes Mädchen, bittend zu den Eltern — sie möchte einem Verein für soziale Hilfsarbeit beitreten, in einem Kinderhort arbeiten. „Was fällt Dir ein, dich so degradieren zu wollen? Das überlaß gefälligst Anderen, dafür sind Andere da — Du nicht!“ Wer sich mit halben Bejahungen, die eigentlich Verneinungen sind, zufriedengibt, wird niemals etwas wirken und schaffen.

Ich wanderte einmal auf einem Spaziergang neben einem hochgesinnten Menschen, der Gedanken aussprach, schwer und reif wie Trauben im Herbste. Da war's nicht leicht, auch geistig mit ihm Schritt zu halten, denn der Mann verstand die Kunst, aus allen Dingen das Gute, das Lichte, das Ja hervorzuheben. Er erging sich nicht in Verneinungen und Klagen über die Fehler der Regierung, über das Treiben irgend einer Menschensorte, über die Engherzigkeit gewisser Vereine und ihrer Führer, über das tadelnswerte Privatleben dieser und jener Personen; mit keinem Worte rührte er an solche billigen Gesprächsstoffe. Nein er redete Wahrheit und Weisheit, er baute auf und riß nicht ein, er schuf vor meinen Augen gleichsam eine wilde Sturmnacht in einen lichten Morgen um. Und während er so sprach, ward ich gewahr, an wieviel unfeine Verneinungen man sonst gewöhnt ist, und ich fand, daß der Bejaher unendlich vornehm wirkte.

Kennt Ihr die Legende von Christus und dem toten Hunde? Am Wege lag der Leichnam eines Hundes; Leute standen herum und wiesen höhnend auf das arme Tier, wie es so ausgemergelt sei, so knochig, so häßlich, so räudig und abscheulich. Da wandelte Christus vorüber, warf einen Blick auf den Hund und sagt: „Wie hat er so schöne weiße Zähne gehabt!“ Ein einfaches Wort, und ein so adliges Wort inmitten der Verneinungen. Und die Leute starrten dem nach, der es gesprochen.

Als Napoleon I. abdanken mußte, verließen ihn die meisten seiner Freunde und wendeten sich der aufgehenden Sonne zu. Napoleon wußte jeden zu entschuldigen. Nie hatte er so sehr einen fürstlichen Geist gezeigt als damals. Wie nahe hätte es gelegen, zu verdammen und zu verneinen, wie nahe für den einst Allmächtigen und Umschmeichelten, nun über seine bitteren Erfahrungen zu klagen — er aber fand Entschuldigungen für die Abtrünnigen.

Ja, das ist Vornehmheit. Und ist dieses adelige Wesen nicht allen, dem Bettler wie dem Könige erreichbar? Gehen von solchen Wesen und Worten denn nicht heilende Lichtstrahlen aus? Jede Bejahung, die man mit gutem Gewissen aussprechen kann, macht das Leben sonniger. Sollten wir's nicht alle lernen, unseren Urteilen und Gesprächen, die in den Stürmen der Verneinung wüste und leer geworden sind, die blühende Farbe des Lebens zurückzugeben — durch freundliche, milde, herzliche Bejahungen?

Arbeit.

Preiset den Engel,
Der mit dem flammenden Schwert
Wies einst der Menschheit den Weg
Aus der unwissenden Unschuld
Zu dem erkennenden Sein!
Aus der betörenden Lust
Hin zu dem lodernden Gipfel
Heiligsten, irdischen Glückes:
Hin zu der schaffenden Arbeit,
Sie nur brachte Erlösung,
Sie nur zeigte das Wahre der Menschheit.
Segenspendende Arbeit,
Quelle des Glückes bist du allein!

Else Mücke-Stettin.*)

Das rechte Schauen.

Von Else Mücke (Stettin.)

Annemarie war bucklig und rothaarig. — da half es nichts, daß der gute Schöpfer ihr die schönsten blauen Augen geschenkt hatte, die man sich nur denken kann; tief dunkel waren sie wie ein Bergsee, und so rein und gut blickten sie in die Welt, daß, wer nur einmal recht hineinzu sehen verstanden hätte, sicher geglaubt haben würde, er habe direkt in den Himmel gesehn. Aber daran lag es eben — an dem rechten Schauen — alle sahen sie nur den Buckel — in die Augen schaute der Annemarie keiner. Eine, die hätte es sicher gegeben, die hätte gewiß über den Augen den Buckel vergessen — die Mutter, — aber die lag schon seit Annemaries Geburt draußen auf dem Friedhofe, und der Vater — der war ein Trinker, — und die anderen Menschen — ach, die nahmen sich garnicht Zeit, an dem buckligen Mädchen etwas schönes zu suchen. Und das war traurig, nicht nur für die Annemarie, die dadurch eine trübe, freudlose Kindheit erlebte, in der es viel Spott und böse Worte, aber keine Liebe gab, die doch ein junges Menschenkind braucht wie die Blume den lieben Sonnenschein; es war auch traurig für alle die, die so blöde Augen hatten, daß sie nur das Häßliche sahen; denn es ist doch recht traurig, wenn wir sehen müssen, wie die allgütige Natur ganz extra zur Freude für uns schafft, und keiner hat Augen, es zu sehen. —

Und nicht nur die lieben Augen, auch die innere Schönheit, die Annemarie zu eigen war: ihre Güte, ihre Geduld, all das sahen die blöden Augen nicht; sie war nun einmal bucklig und unansehnlich, so recht ein Ding, das man achtlos beiseite schiebt.

Und nun lag sie seit Monaten im Bett, — sie habe die Abzehrung, meinten die Leute und gingen wieder hinaus, — wer hätte auch für die bucklige Annemarie sonderlich viel Teilnahme haben sollen? Da gab's andere Dinge, für die man sein bischen Teilnahme aufsparen mußte. War nicht erst am Sonntag der Frau Gevatterin nagelneuer Hut so verregnet, daß er wie eine Vogelscheuche auf ihrem spärlichen Haar tronte, — ach, der schöne, schöne Hut, meinten die Weiber am Brunnen, und setzten ihre teilnahmsvollste Miene auf — aber für die Annemarie, da hatte man nicht viel übrig, für die war's doch am besten, wenn sie starb. —

Freilich war es wohl für die Annemarie am besten, wenn sie draußen auf dem Friedhof schlafen konnte unterm grünen Rasen neben der Mutter, weil ja niemand da war, der die reiche Schönheit in Annemaries Seele aus ihren Augen strahlen sah, eine Schönheit, die manches Herz hätte erwärmen und reicher machen können, — da war es wohl freilich am besten, wenn sie starb. — Aber ein junges Ding

*) Aus der Verf. „Gedichte in Vers und Prosa“. Leipzig. Verlag für Litteratur, Kunst und Musik. 1908.

— grad 14 Jahr, — das hängt doch noch an dem bischen Leben, und wenn dasselbe noch so trostlos wäre. Da war doch die schöne Gotteswelt da draußen, für die Annemarie so helle Augen hatte, — wie die stolzen Tannenrasen zum Fenster hereinwinkten, und die kleinen Finken, mit denen Annemarie ihr spärliches Brot teilte, die lugten oft so verlangend herein; ach, die Annemarie wäre doch gern noch einmal aufgestanden und hätte sich noch ein Weilchen an der Schönheit da draußen erfreut; und darum hätte sie gerade jetzt ein wenig Teilnahme doppelt gebraucht und mal eine gute Hand, die das feuchte Haar aus der Stirn streicht und die Kissen glättet, und einen lieben Mund, der ein gutes Wort spricht. Statt dessen mußte Annemarie gar eines Tages hören, wie der Vater polternd im Flur zur Nachbarin sprach — er war wohl wieder trunken — „Wann wird man das bucklige Balg nur los sein?“ Da weinte Annemarie ganz stille, heiße Tränen, die wie Feuer brennen. So lag sie den ganzen Tag, da trat am Abend einer an ihr Bett, der sah nicht den Buckel, der sah nur die schönen, reinen Kinderaugen, die noch viel tiefer wurden, als er hineinschaute; da neigte er sich und küßte die schönen Augen lange und inbrünstig, bis sie zufielen, um nie wieder zu erwachen — das war der Engel des Todes, er allein hatte die Schönheit der buckeligen Annemarie geschaut . . .

Ja, das *rechte Schauen*, das ist es, was uns Menschenkindern so oft fehlt und das rechte Suchen — nach dem Schönen nämlich. Da wird soviel geklagt über das Häßliche in dieser Welt, aber nach dem Schönen zu suchen, das vielleicht unter dem Häßlichen sich verbirgt, ach, das ist ja zu mühevoll — man sieht eben den „Buckel“ und mit ihm wirft man das ganze Ding achtlos beiseite.

Nicht wahr, auch du wirst, wenn Du Dich recht prüfst, gar viele „Buckel“ finden, die Dir den Blick blöde machten für die Schönheit, die dahinter sich verbarg, an der Du achtlos vorübergeschritten bist. Es steht nun einmal nicht an jeder Wegkrümmung auf unserem Lebenswege ein Wegweiser: „Zur schönen Aussicht“, um uns auf die Schönheiten aufmerksam zu machen, und darum ist es an uns, das rechte Schauen und das rechte Suchen zu üben von früh an, auf daß uns nichts Schönes um uns her verloren gehe.

Da hast Du Dich vielleicht auf eine schöne Landpartie gefreut, da — erwachend schauen Deine noch halb verschlafenen Augen, daß der Regen an die Scheiben klopft; mürrisch wirfst Du Dich auf die andere Seite und denkst: ach, der häßliche Regen. Wenn Du statt dessen an das Fenster getreten wärest, hättest es weit, weit geöffnet, um die reine Morgenluft hereinzulassen, und Du hättest dabei einen Blick übrig gehabt für die ganze Landschaft, die unter dem „häßlichen Regen“ wie befreit aufatmet, wie jedes Blatt sehnsüchtig sich dem Segen von oben entgegenstreckt, hättest Dich satt getrunken an der Schönheit, die hinter dem häßlichen Regen in der dankbar erfrischten Natur für Sinne und Seele sich Dir darbot, Du hättest genug für den ganzen Tag gehabt und deine Landpartie leichter verschmerzt.

Aber nicht nur an dem äußerlich Häßlichen suche das Schöne zu finden, lerne auch das rechte Schauen und das rechte Suchen da, wo unter viel innerer Häßlichkeit der Gottesfunke Schönheit sich verbirgt, und hast Du ihn gefunden, dann ruhe nicht, bis auch der, der ihn in sich trägt, ihn erkennen lernt, und laß die Liebe am Schönen, das Du in ihm fandest, zu der reinen Flamme der Nächstenliebe auflodern, indem Du ihm hilfst, das Häßliche zu vernichten um des Schönen willen, das er in sich trägt.

Auch in Deine eigene Brust steige hinab und vernichte das Häßliche, auf daß nicht blöde Augen wegen Deines „Buckels“ Dein ganzes Sein achtlos beiseite schieben und Dein Leben so liebeleer und trübe werde, wie das der armen Annemarie.

Laß Dir auch nicht von grämlichen Pessimisten die Schönheit der Welt und des Menschentums verleiden um einiger Häßlichkeiten, die sie an sich trägt; überall und in allem ist das Siegel des Göttlichen — das Schöne zu finden. Hilf lieber, daß das Schöne auch für blöde Augen sichtbar werde, indem Du selbst das rechte Schauen lernst und es anderen lehrst, auf daß die Erkenntnis all der Schönheit, die die Erde birgt, unaufhaltsam ihren Weg nehme.

Und solltest Du einmal hineingeführt werden in das dunkle Land der Not, wo es viel Häßliches zu schauen gibt, dann nur erst recht Herz und Sinne wachgerüttelt zu rechtem Schauen und Suchen nach dem Körnchen Schönheit, das die allgütige Weisheit überall ausgesät hat. Im Lande der Not mußt Du freilich tief graben, dort wirst Du nur jene innere Schönheit finden, wie sie z. B. das Leid, der Schmerz, ja sogar die Krankheit, die doch nach außen so häßlich erscheint, in sich tragen. Jene Schönheit, die in Deine Seele übergeht, um sie weiter, reicher und schöner zu machen, wenn Du nur die Prüfungen im dunklen Lande der Not nicht mürrisch hinnimmst wie etwas häßliches, sondern wenn Du durch sie die großen Tugenden: Geduld, Güte, Erbarmen mit dem Leide anderer lernst.

Das *rechte Schauen*, das ist die Brücke, auf welcher Deine Seele vom Unbewußten zum Bewußtsein schreite, von der trostlosen, häßlichen Seite des Lebens hinüber zu der reinen Erkenntnis der Schönheit, die überall in verschwenderischer Fülle ausgebreitet liegt.

Wer sich Mühe gibt, nur nach dem Schönen zu suchen, der kommt bald garnicht mehr dazu, an das Häßliche zu denken.

Der alte griechische Dichterphilosoph Plato sagt einmal: „O, wer das könnte, hinausfahren auf die hohe See des Schönen, umherschauend viele schöne Gedanken erzeugen im unendlichen Streben nach Weisheit, Erkenntnis und Tugend.“

Wohl können wir nicht alle Schönheit in uns aufnehmen, die Natur, große Geister und Künstler *uns darbieten*, aber das können wir, das rechte Schauen und das rechte Suchen nach dem Schönen lernen, damit, wo immer es uns auf unserem Lebenswege entgegentritt, es uns nicht verloren geht, auf daß unter unseren blöden Augen nicht wir oder gar andere zu leiden und zu darben hätten und wir schuldig würden an einem so öden liebeleeren Leben, wie das der buckeligen Annemarie war.

Wenn nur einer dagewesen wäre, der auf Annemaries schöne Augen hingewiesen hätte, ich glaube, es würde noch mancher darauf achten gelernt haben und man hätte am Ende die Annemarie nicht gar so abschreckend gefunden. Und da uns allen bald unbewußt die Liebe zum Schönen angeboren ist, so hätte sich vielleicht auch jemand gefunden, der die Annemarie liebgewonnen und den Schatz in ihrem Innern gehoben hätte und ihre Kindheit wäre nicht ganz so trostlos und liebeleer geworden, und es hätte vielleicht auch einmal ein anderer Mund die schönen Augen geküßt, als nur der bleiche Mund des Todesengels — ja, wer weiß . . . . .





November 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Freiherr vom Stein.

Ein freier Mann von innerlichem Adel,
Hielt er sein Wappenschild stets blank und rein,
Auf jedem Felde ohne Furcht und Tadel,
Bewährte sich der Reichsfreiherr vom Stein.
Nicht wollt' er über Andre sich erheben,
Ein Freier mitten unter Freien steh'n,
Auch dem Geringsten noch sein Recht zu geben,
Ließ werbend er der Freiheit Banner weh'n,
Und so hat seinem Volk die rechten Waffen
Für Kampf und Sieg der Edelmann geschaffen.

Von heiliger Begeisterung entzündet,
Zum Freiheitskriege zog des Volkes Heer,
Daheim war schon die neue Zeit verkündet,
Und keine Fessel drückte lähmend mehr,
Der Bauer war, erlöst aus dumpfer Frohne,
Nicht mehr der Scholle und der Willkür Knecht,
Und froh sah von der Wälle Mauerkron:
Der Bürger jetzt umhegt sein gutes Recht —
Nun die Befreiten für die Freiheit fochten,
Hat ihnen sie den Siegeskranz geflochten.

Der Städte Ordnung, die vor hundert Jahren
Ward aufgerichtet von des Meisters Hand,
Hielt Stürmen auch und drohenden Gefahren,
Im Grund gefestigt, unerschüttert Stand,
Mit sicherm Schutz wahrt sie den innern Frieden
Und treuen Schaffens redlichen Gewinn,
Sie einigt Alle, die sich sonst geschieden,
Und weckt und nährt den echten Bürgersinn;
Ob auch der Städte morsche Mauern fallen,
Die Ordnung wird sie stärker noch umwallen.

Albert Träger.

„Nicht die Schule allein, sondern die Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen ist der sicherste Weg zur geistigen und sittlichen Entwicklung.“ Freiherr v. Stein.

* * *

„Zutrauen veredelt den Menschen; ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen.“

(Motto der Städteordnung vom 19. November 1808.)

Wenn jemand eine Reise tut . . .

Von Lilli Jannasch.

. . . . So kann er was lernen! Das habe ich ja recht empfunden, als ich im vergangenen Sommer in England war. Leider war ich nur drei Wochen dort, so daß ich nicht viel lernen konnte; meine Hauptlehrmeisterin war die Straße, das Leben und Treiben, was sich dort abspielt. Auf den ersten Blick sehen ja die Straßen Londons nicht sehr viel anders aus als bei uns, nur daß der Wagenverkehr etwa dreimal und der Personenverkehr etwa sechsmal so stark ist wie bei uns. Aber ist man erst einige Tage in London, so merkt man einen ganz gewaltigen Unterschied im Benehmen der Menschen; es wird weder gedrängelt, noch geremplet, noch mit den Ellbogen gearbeitet. Alle Leute, gleichviel ob sie gut oder schlecht angezogen sind, ob es Erwachsene, Halbwüchsige oder Kinder sind, benehmen sich höflich und rücksichtsvoll. Alles geht ruhig und ordentlich zu, auch ohne daß sich der Schutzmann einmischt, der ebenso höflich ist wie alle andern Leute. Die gegenseitige Hilfe auf der Straße ist aufs Höchste entwickelt. Die Größe von London, das Gewirr von Straßen, Omnibussen, Untergrundbahnen macht es unmöglich sich allein zurecht zu finden. Jeder, auch der Einheimische, ist aufs Fragen angewiesen. Für mich war dieses sich Durchfragen geradezu eine Freude; die Leute begnügen sich nicht mit der ausführlichsten Auskunft, sondern begleiten den Verirrten auch noch bis zum richtigen Omnibus, und dabei kann man wirklich nicht behaupten, daß der Londoner mehr Zeit hätte als wir, denn die Entfernungen, die er täglich zurücklegen muß, sind dreimal so groß als z. B. in Berlin.

So rücksichtsvoll wie die Fußgänger sind auch die Kutscher und Autofahrer (das Auto hat hier seinen schreckhaften Charakter ganz eingebüßt); niemals habe ich bemerkt, daß die Wagen sinnlos schnell fahren, oder daß die Kutscher sich beschimpfen; jeder ist bemüht, das Seinige beizutragen, um den Verkehr regeln zu helfen; nur so läßt sich die wunderbare Ordnung in den Londoner Straßen begreifen. Nicht „Wie komme ich am schnellsten vorwärts,“ sondern „Was ist die beste Art des Vorwärtskommens,“ ist für den Engländer maßgebend. Diese „beste Art“ wird, weil sie jedem wichtig ist, weil jeder nach ihr strebt, auch zugleich die schnellste Art, da sie alle Schwierigkeiten auflöst. Als ich durch die Oxford-Street, wohl eine der belebtesten Straßen Londons, fuhr — stellt Euch vor, daß hier von früh bis spät ohne Unterbrechung sechs Wagenreihen nebeneinander verkehren (und in den Nebenstraßen geht es ähnlich zu) — dachte ich mit tiefer Beschämung an

die Straßen Berlins, in denen jeder nur daran denkt, möglichst schnell auf Kosten aller anderen mitzukommen.

Auch in den Untergrundbahnen herrscht die schönste Ordnung, trotzdem jeder Wagen 80 bis 100 Personen faßt und nur drei Türen hat; da niemand drängelt, geht das Ein- und Aussteigen sehr schnell vor sich. Daß jüngere Leute aufstehen, um älteren, gebrechlichen Platz zu machen, ist so selbstverständlich, daß der Londoner kein Wort darüber verliert. An den Stationen, die zu den tiefer gelegenen Untergrundbahnen führen, sind 6 Aufzüge, von denen jeder etwa 30 Personen aufnehmen kann; auch hier ist Drängeln unbekannt! Ich dachte mit Grauen an das Gedränge in den Berliner Warenhaus-Aufzügen, die doch nicht annähernd so viele Menschen befördern, wie die Aufzüge Londons!

Ein Erlebnis möchte ich noch erwähnen. Ich verlor infolge eines Versehens durch den Schaffner mein Gepäck auf der Untergrundbahn. In jedem andern Lande ist das ein sehr unangenehmes Erlebnis; in England war es mir — so übertrieben das klingen mag — beinahe ein Vergnügen; bot sich mir dadurch doch Gelegenheit, auch die englischen Beamten als Gentlemen*) kennen zu lernen. Inspektoren, Schaffner rc. überboten sich in Liebenswürdigkeit, telephonierten an alle Stationen und nach zwei Stunden wurde mir das Verlorene ins Haus geliefert.

Wäre der Engländer nicht so liebenswürdig und hilfsbereit, man würde, besonders als Ausländer, in London das schreckliche Gefühl „verraten und verkauft zu sein“ nicht los, während man sich, dank der englischen Höflichkeit, nach einigen Tagen schon heimisch in der Riesenstadt fühlt. Die Schwierigkeiten des Verkehrs, unter welchen jeder zu leiden hat, schließen ein gemeinsames Band der gegenseitigen Hilfe um die sechs Millionen Menschen, die London bevölkern; jeder Fremde wird in diese Solidarität aufgenommen und erlangt auf diese Weise schnell das Gefühl der Zugehörigkeit.

Das mag wohl auch der Grund sein, weshalb alle Ausländer so gern in England leben.

Erzählt man von englischer Liebenswürdigkeit, darf man aber nicht vergessen von den vierbeinigen Freunden der Engländer, insbesondere von Katzen und Hunden, einiges mitzuteilen. Es gibt wohl kaum ein Haus in London ohne diese beiden Tiere. Ich nenne die Katze zuerst, weil sie das Regiment im Hause führt, das ihr der Hund, im Bewußtsein, daß ihm alle die schönen Parks als Tummelplätze offen stehen, nicht streitig macht. Die englische Katze hat eine unbeschreibliche angeborene Würde, die durch die respektvolle Behandlung, welche alle großen und kleinen Hausbewohner ihr zuteil werden lassen, nur noch gesteigert wird. Falschheit und Scheu kennt sie nicht, da ihr Leben vor unangenehmen Erfahrungen so gut wie gesichert ist. Niemals habe ich gesehen, daß Kinder in London Katzen verscheucht, sie mit Steinen geworfen oder gar Hunde auf sie gehetzt hätten, wie es in Berlin so oft geschieht. Im Vertrauen auf das allgemeine Wohlwollen sitzen die englischen Katzen in den belebtesten Straßen unter den Haustüren und auf den Fensterbrettern und machen sich ihre Gedanken über das Leben und Treiben der Menschen. Freundliche Anreden und Liebkosungen nehmen sie huldvoll und mit Behagen entgegen, als den ihnen gebührenden Anteil an den Freuden des Daseins.

Wann wird wohl der Tag kommen, an dem auch in Berlin Menschen, Hunde und Katzen sich so friedfertig in die Straße teilen wie in London? Ich meine das wäre eine feine Aufgabe für unsere Jugend, diesen angenehmen Zustand herbeizuführen; es kommt nur auf den Versuch an!

*) Das Wort müßt Ihr Euch von Eueren Eltern erklären lassen.

Grausamkeit im Spiel des Kindes.*)

Von Magnus Schwantje.

Kein Mensch, der mit einigem psychologischen Scharfblick unbefangen ins Leben sieht, kann sich der Erkenntnis verschließen, daß der Mensch ein grausames Wesen ist. Eine ungeheuere Menge von Tatsachen aus der Geschichte und die wir heute täglich beobachten können, sind ohne diese Annahme unerklärlich.

Es ist sehr erfreulich, daß sich jezt in weiten Volkskreisen die Erkenntnis verbreitet, wie leicht im Menschen die Grausamkeit geweckt wird. Denn wenn der Mensch weiß, welche niedrigen und gefährlichen Triebe in ihm schlummern, wird er nicht so blindlings seinen Neigungen folgen, sondern diese schärfer überwachen und sie mehr zu beherrschen trachten. Auch wird der Mensch, der die Grausamkeit der Menschennatur kennt, sich mehr bemühen, die Kinder von scheinbar harmlosen Handlungen, durch welche die Grausamkeit geweckt werden kann, zurückzuhalten.

Zu diesen Handlungen, die den meisten Menschen ganz harmlos erscheinen, aber schon an sich ein schweres Unrecht sind und auch auf die moralische Entwickelung des Kindes den verderblichsten Einfluß ausüben, gehört vor allem das Insektenfangen, durch das oft der Teufel im Menschen schon deutlich erkennbar wird. Viele Kinder können, so lange ihnen noch nicht die Verwerflichkeit alles unnötigen Tötens vorgehalten worden ist, keine Blume und kein kleines Tier erblicken, ohne den lebhaften Wunsch zu fühlen, diese nicht nur in ihren Besitz zu bringen, sondern auch zu verletzen und zu zerstören. Alle Frühlingspracht kann viele Kinder nicht erfreuen, wenn sie nicht ihrem Zerstörungstriebe nachgehen können. Gerade die schönsten Blumen und die schönsten Tiere (Schmetterlinge, Vögel, Katzen usw.) erregen am heftigsten die Begierde des Kindes, sie zu besitzen und dann auch durch Verletzen und Zerstören seine Macht auszuüben; ebenso wie ja auch der erwachsene grausame Mensch mit Vorliebe solche Wesen quält, die sein Gefallen erregen.

Die meisten Erwachsenen schauen diesem Treiben der Kinder gedankenlos zu. Die meisten Menschen erblicken eben in den Insekten überhaupt keine empfindungsfähige Wesen oder halten die Leidensfähigkeit dieser winzigen Tierchen für so gering, daß nur beim Anblick einer besonders grausamen und boshaften Marterung eines Insekts ein Gefühl des Mitleids und des Abscheus sich in ihnen regt.

Bei scharfer Beobachtung des Insektenlebens entdecken wir aber viele Tatsachen, die nur erklärlich sind, wenn wir diesen unscheinbaren Wesen erstaunliche geistige und seelische Fähigkeiten zuerkennen. Die staatlichen Einrichtungen der Bienen, der Ameisen usw.; die Klugheit, mit der sie ungewohnte Hindernisse, durch die der Mensch ihre Arbeit aufzuhalten sucht, die aber niemals die Natur ihnen bereitet — also Hindernisse, die sie nicht durch unbewußte instinktive Handlungen überwinden können — nach einigem Ueberlegen und Probieren zu beseitigen wissen; die Opferwilligkeit, mit welcher sie auch Tieren, die einer anderen Gattung angehören, helfen — alle diese und andere tausendfach zu beobachtende Tatsachen beweisen, daß auch die kleinen und dem Menschen sehr unähnlichen Tiere beseelte und gewiß auch leidensfähige Wesen sind. Wir dürfen die seelischen Fähigkeiten eines Tieres nicht nach seiner Körpergröße messen. Shakespeare sagt:

> Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt,
> Fühlt einen Todesschmerz genau so groß,
> Wie ihn ein Riese fühlt im Sterben.

Selbst wenn wir aber annehmen dürften, daß die Leidensfähigkeit der Insekten sehr gering sei, ja, wenn es unzweifelhaft wäre, daß die gewaltsame Tötung eines

*) Aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger“. Nachdruck verboten.

Insekts diesem nicht mehr Schmerz verursache, als uns ein Nadelstich, selbst dann wäre es ein Unrecht, ein solches Tier ohne Not zu töten. **Jede unnötige Leidzufügung ist ein Unrecht, jede Leidzufügung aus Zerstörungssucht oder aus Lust an der Qual Anderer teuflisch.**

Die **Lebensgewohnheiten** und die geistigen und seelischen Fähigkeiten der Tiere sollten die Kinder nicht an Tieren im Aquarium oder Terrarium, sondern an frei lebenden Tieren beobachten. Denn in der Gefangenschaft ist das Tier doch in allen seinen Lebensäußerungen stark behindert, es muß sich den mehr oder weniger unnatürlichen Verhältnissen, in die der Mensch es gebracht hat, anpassen; es degeneriert, ist ängstlich und verliert seinen Lebensmut, weil es keine Freiheit genießt. Das Fangen, Einsperren und Töten von Tieren wird also nicht die Kenntnis von dem Wesen der Tiere erweitern und vertiefen, dagegen oft ganz falsche Anschauungen von den Tieren erzeugen und das Verständnis für die **lebendige** Natur zerstören. Es gewöhnt den Menschen daran, die Natur als lebloses Spielzeug zu betrachten, während ins Innere der Natur nur der eindringt, der in ihr Wesen seinesgleichen wiederfindet. Ehrfurcht vor dem Leben in den Kindern zu wecken, sie fähig zu machen, die Leiden und Freuden der Tiere mitzuerleben, sie zur Schonung und sorgsamen Pflege von Tieren und Pflanzen anzuregen, das soll das wichtigste Ziel des naturkundlichen Unterrichtes sein. Beim Anblick jedes Schmetterlings, jeder Lerche soll das Kind einen seligen Flug in den Himmel miterleben; aus jedem Vogelgesang soll es die Liebe heraushören, die den kleinen Sänger zum Singen drängt; in dem tausendgestaltigen Leben in Wald und Feld, in Seen und Flüssen soll es wunderbare Geheimnisse erblicken und diese in ehrfürchtiger Scheu belauschen, aber nicht durch Morden und Quälen zu erforschen versuchen.

Wenn der naturkundliche Unterricht zu **solcher** Naturbetrachtung anregt, wird er den geistigen Horizont des Kindes, den Kreis dessen, woran es lebendigen Anteil nimmt, erweitern, die besten moralischen Regungen wecken und auch der **ästhetischen Erziehung** wertvolle Dienste leisten. Aller Genuß des Schönen entspringt der Liebe zu dem Betrachteten, und die ist nicht nur Mitfreude, sondern auch Mitleid. Man kann daher nicht das Verständnis für alle Schönheit der Natur wecken, indem man mordet oder quält.

Zu den höchsten Aufgaben der Erziehungskunst gehört es, in den Menschen die Gier nach dem **Besitze** dessen, was ihnen wohlgefällt, zu unterdrücken, sie fähig zu machen, sich auch an Dingen zu erfreuen, die ihnen nicht gehören, über die sie nicht willkürlich verfügen können. Heute freuen sich die meisten Menschen über irgend eine schundige Nippsache, die nur sie ihr Eigentum nennen, mehr als über das schönste Denkmal, das der Allgemeinheit gehört; jedes künstlerisch wertlose Bild in einer Stube bietet ihnen mehr Genuß, als ein herrliches Bild in einer öffentlichen Gemäldesammlung. Eine Wiese voll der schönsten Blumen und Gräser entzückt sie weniger als eine einzelne Blume, die sie in den Händen halten, oder die in ihrem Garten steht; der Gesang von Hunderten von Vögeln im Freien weniger als der eines Vogels im Käfig in ihrer Stube; und mancher Mensch fühlt sogar eine Qual beim Anblick eines Rehes oder Vogels, wenn er sich nicht als Herr über Leben und Tod des Tieres zeigen, nicht das zerschossene Tier als Beute mit nach Hause nehmen kann. Man kann das menschliche Leben auf keine andere Weise mehr bereichern, als indem man die Menschen lehrt, die Gier nach persönlichem Besitz zu überwinden und alles Schöne, das sie sehen, als ihr Eigen zu betrachten, einerlei, ob sie allein oder auch Andere es genießen. Diese allumfassende, nur durch das Objekt selbst hervorgerufene, von den persönlichen Beziehungen des Betrachtenden zu dem Objekt unabhängige Liebe kann in den meisten Kindern geweckt werden, wenn wir sie darin üben, ein Vogelnest aus der Ferne zu belauschen ohne es anzurühren, einen Schmetterling zu beobachten ohne ihn zu erhaschen, eine Blume zu betrachten ohne sie abzureißen. Da wird das Kind eine viel tiefere Freude an der Natur erleben, als wenn es in seine Liebe das selbstsüchtige Verlangen nach Besitz einschleichen läßt.

Der von Schopenhauer und anderen bedeutenden Männer hochgeschätzte Jurist Ignatz **Perner**, der erste erfolgreiche deutsche Kämpfer für Tierschutz, sagt in seinem Buche „Die Hauptgebrechen der Erziehung" (1858):

„Wenn der Teufel die jetzige Generation nach seinem Plan zu erziehen gehabt hätte, welche Mittel hätte er sicherer für seinen Zweck wählen können als folgende: Die Kinder . . . darin zu üben, wie man gleichgültig Tiere tötet, ihnen Füße und Flügel ausreißt, sie lebend auf Nadeln spießt usw. . . ." Wer Kinder zu kleinen Teufeln machen will, würde ohne Zweifel am erfolgreichsten damit den Anfang machen, ihnen Netze zum Fangen von Schmetterlingen und Wassertieren, Nadeln zum Aufspießen usw. in die Hände zu geben.

Es ist eine Roheit gegen das Kind, ihm zu gestatten, spielend zu töten.

Lachen und Träumen in der Kinderstube.

Plaudereien von Fr. W. Dietert-Dembowski-Zoppat.

Von Sagen und von Märchen, da künden uns soviel
Die zauberfrohen Tage im ersten Kinderspiel.
Sie schufen uns das Schöne und gaben helles Licht,
Wo heute es an beiden, in dieser Welt gebricht.

Sie gaben Glanz den Sternen und Rhythmus ihrem Gang,
Wir schauten in die Fernen, verklärt und sehnsuchtsbang.
Wir glaubten jenen Sagen und jeder Held war Gott. —
Wir sahen Lieb im Hasse und sahen Glück wo Not.

Versunken sind jene Zeiten, wir stehen in harter Schlacht.
Und doch aus Kinderaugen uns wieder entgegenlacht
Dies Glück und diese Sehnsucht, dies Glauben und dies Fragen
Erhaltet Euren Kindern die Liebe zu Märchen und zu Sagen!

Lachen und Träumen in der Kinderstube!! — — Kommen dir da nicht Gedanken, lieber Leser und liebe Leserin, an vergangene köstliche Zeit? Da du der Sorgen ledig warst, Vater und Mutter als deine Gebietiger betrachtetest oder als die dir von unbekannter Schicksalshand zugewiesenen natürlichen Schützer und Heger deiner ersten Lebenslage? Und nun komme ich und will diese Erinnerungen aufwecken, die dir jetzt auftauchen und dir die Vergangenheit der Jugend malen als ein Glückseiland, das dein Schifflein längst verlassen hat, — diese Erinnerungen möchte ich fruchtbar gemacht sehen für die Kindergeneration von heute und morgen, fruchtbar gemacht sehen für eine Kinderkultur, die nicht einen Kinderkultus, aber eine dem kindlichen Verständnis angepaßte Verherrlichung und Propaganda der großen Menschheitsentwicklung, der persönlichen Verinnerlichung des Menschen bedeutet.

Sieh', da draußen hat Mutter Erde wieder ihren weichen weißen Wintermantel angezogen und immer dichter und dichter wird ihr Kleid durch die unaufhörlich rieselnden Flocken. Du schaust durch das beschlagene Fenster nur mühsam hinaus in die feierlich schöne Winterlandschaft oder hinab in das Gewirr der Straße. Vielleicht sind gar schon Eisblumen am Fenster erblüht. Da tönt ein fragendes Kinderstimmchen durch dein Zimmer: „Mutting, etwas erzählen, bitte, bitte!" Du schaust dich um und die rote Ofenglut beleuchtet im dämmernden Abendlichte den Lockenkopf deines Kindes. Der schmiegt sich schmeichelnd an deine Knie. Da hebst du es auf deinen Schoß und erzählst ihm, wie die Eisblumen am Fenster entstanden, wie ein Maler davorgestanden hätte die ganze Nacht und sie nun so schön gerade deinem Kinde hingestellt hätte, oder du plauderst von den Märchen der Winterpracht da draußen

und enträtselst dem Kinde die Geheimnisse des großen Werdens und Geschehens in der Natur, d. h. du geheimnißt hinein in die Welträtsel und spinnst mit den Schleiern deiner Phantasie ein wunderbares Reich — das Kinderreich. O Märchen traut, o, Märchen schön — du liebe, herrliche Königin im deutschen Lande! Du bist wahrer und lieblicher als alle Weisheit und Wissenschaft. Und bist du auch nicht angesehen überall und für voll gerechnet, — die Kindheit gehört dir und damit hast du alles gewonnen.

„Ich lauf durch das Land und schau mich um — und wo mir eine Blume gefällt oder ein altes Mauerwerk, ein Fels oder ein Baum — da klopf' ich an und spreche: „Du; erzähl' mir, was dir passiert ist", und setz' darauf mich nieder und schlafe ein; und im Traume kommts dann auf mich herab gerieselt; die bunten Bilder, eins nach dem anderen, wie ich sie dir hier vorführe. Hab ich vor dem Einschlafen recht herzinnig zum lieben Heergott gebetet, so fallen wohl bisweilen ein paar Körnlein Wahrheit hinein in das luftige Gespinnst. — — Ich kann aber nichts dazu tun und nichts verantworten — ich bin ein kleines dummes Ding und darum stell' mich nicht zur Rede und frag' mich nicht aus — denn ich hab' keine Antworten für kluge Leute."

So stellt sich das Märchen in Marie Petersen's „Prinzessin Ilse" vor, einfach und schlicht, nicht anspruchsvoll, ein kleiner lieber Gast und doch glänzt auf seinem Kopfe die Krone einer Königin; von seinen Gewändern gehen magische Lichtstrahlen aus, in welche Kinderaugen so heiß und sehnsüchtig, verklärt und selig blicken. Märchen, du bist ein gar lieber Genoß in den Jahren der Kindheit, du schlüpfst überall durch und bist in jedem Winkelchen zu finden, wo zwei Kinder sich zusammenhocken und philosophieren. Gebt Raum, ihr Mütter, diesem lieben Gast in der Kinderstube. Er ist nicht wahr im rationalistischen Sinne. Aber in höherem Sinne sind Religion, Poesie und Lebensweisheit wahrer als alle statistischen Tatsachen, von denen der „Rembrandtdeutsche" kurz und scharf bemerkt: „Tatsachen sind subaltern."

Durch das Gemüt geht der Weg einer tiefen echten Herzensbildung. „Mächtiger als Paragraphen ist die Gemütsmacht einer Leben atmenden Persönlichkeit," mächtiger als statistisches Wissen bleibt von der Erziehung der Eindruck des lebendigen Erziehers, der erziehenden Mutter, der plastischen Vorbilder, des anschaulichen Vaterhauses. Dies Bleibende ist eine sondernde Macht, sie vertieft und verarbeitet den Gesamt-Eindruck zu erwärmendem Bilde. Wie weite Gefilde umspannt die Hecke, die das schlafende Dornröschen birgt! Welche weit in die Jahre der reiferen Jugend reichende Sehnsucht und Selbstzucht nehmen wir nicht mit von der Küche eines Aschenbrödels, der Waldheimat eines Schneewittchens. Und so wahr es ist, daß der deutsche Knabe durch Anschauung siegfriedhafter Vorbilder besser erzogen wird, das Mädchen durch das Hineinleben in eine mit Märchenpoesie verklärte Daseinswelt, die ihr Gemütsleben weckt, so sehr sollte man im Elternhaus bemüht sein, die Sorgen und Zerrissenheit der Zeit zu bannen von den dauernd den Charaktergrund legenden Tagen der Kindheit.

Unschuld und Herzensgüte werden immer in Sagen und Märchen gepriesen und belohnt; die Sonntagskinder, die Naturen wie „Hans im Glück" sind reichlich und mannigfaltig ein volksmäßiger Beleg für den hohen Wert des Wortes: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder" — —; ehrenhafte Arbeit und Armut schändet nicht; treue Pflichterfüllung findet ihren Lohn, die Verherrlichung der Treue ist ein Grundzug der Märchen- und Sagenpoesie; Hoffart, Geiz, Grausamkeit, Neugier, Eitelkeit und alle anderen Laster werden bestraft; es wohnt dem deutschen Märchen und der Sage ein tiefer Gerechtigkeitssinn inne.

Das Märchen: der Kindheit und dem Mädchen; die Sage: der Jugend und vorzugsweise den Knaben! Auch in der Sage steckt nicht objektive Wahrheit, aber die echte, erhebende, veredelnde Leidenschaft des guten Helden. Und das ist's, was die Augen des Knaben leuchten macht, wenn aus Edda und Nibelungen und den alten dichterischen Zeugen germanischer Vergangenheit vor ihnen gewaltige Zeiten erstehen. Das stählt Mark und Herz, das zaubert stark pulsierendes Lebensblut in die Adern der Jugend. Das ist Göttertrank des Lebens.

Bannt nicht Sage und Märchen aus den Herzen der Kinder! Sie sind die unsterblichen und besten Mithelfer an der Erziehung der kommenden Generation. Sie legen in diesen träumerischen Stunden, wo Vater und Mutter Geschichten erzählen, dauernde Grundsteine des Charakters. Hütet Sage und Märchen Euren Kindern.

Das war ein Kapitel von talenzeugenden Träumen in der Kinderstube, — eine andere Note sei noch angeschlagen: die des Kinderspiels, des Kinderhumors. Da spielt das Kinderlied die größte Rolle: der urwüchsige Kehrwieder- und Schütteireim. Bei den Zwei- und Dreijährigen das alte Fingerspielliedchen:

> Das ist der Daumen.
> Der schüttelt die Pflaumen,
> Der liest sie auf,
> Der trägt sie heim,
> Und der kleine Schelm, der ißt sie ganz allein.

Das ist jedem Leser bekannt, an den Kinderschuhen abgelaufen und doch welch' lustige Wirkung immer und immer wieder! Oder: noch einfacher:

> Eins, zwei, drei —
> Hicke, hacke Heu
> Hicke, hacke Haferstroh,
> Morgen machmers wieder so.

Wie oft verscheucht Schmollen und Unmut, Zorn und Ungebärdigkeit folgender Spruch:

> Bist du böse,
> Beiß in Pelz,
> Kommst du bis nach Weißenfels,
> Kommst du bis nach Halle
> Ist die Bosheit alle.

Und die vielen vielen humoratmenden, von Kindergeneration auf Kindergeneration übergehenden Spielliedchen vom „Abt, der nicht zu Hause ist", vom Bauer, der Kessel baut, der bauz, pardauz einfällt, von der einstürzenden „golden Brücke", vom „Fuchs, der die Gans gestohlen", u. s. w. u. s. w.

Das ist die Kehrseite der träumerischen Stunden. In diesen Spielen entfaltet sich der ganze große, die Erwachsenen meist hinreißende Kinderwitz, eine kaum glaubliche Verstandeslogik, ein gesunder kummerbrechender Humor. Darin steckt eine ebenfalls so kerngesunde Seele wie in Sage und Märchen. „Geschichten erzählen" und „Kinderspiel", ihr beiden großen Faktoren im Kinderleben, seid mit dreifach geheiligt und hochgehalten! In Lachen und Träumen wachse das Kind heran, um nach den „ersten goldenen Zehn" der Kindheit einzuatmen die erdkräftigere Luft der Wirklichkeit, um der Welt- und Familiengeschichte näherzutreten und nach der Ueberschreitung der „Fünfzehn" zu lernen: „zu wagen in des Lebens wechselvollem Spiel."

> So finden die Besten und die Frommen
> Dies irdische Sein — recht unvollkommen:
> Wie selten erkennt aber einer an,
> Daß er sich selbst — noch bessern kann!

(Nach Frida Schanz.)





Dezember 1908.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Lebenskunst!

Von Charlotte Dittmann.

Ein jeder kann nur sagen was er darunter versteht, denn alle Kunst trägt ein ganz persönliches Gepräge. Und nun gar die Lebenskunst. Wie mancherlei muß da bei jedem einzelnen Menschenkinde zusammenwirken, um allein schon die Heiterkeit zu erzeugen, die dazu nötig ist. „Heiter“ fasse ich auf in Schillers Sinne: „Keines Tempels heitre Säule . . .“ und „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“ — Auch die Lebenskunst.

Zuerst, o Mensch, mußt du die Schönheit mit der ganzen Inbrunst deiner Seele lieben . . . die Schönheit, wo immer du sie findest. Die schöne Landschaft, die Himmelspracht, seien es Wolken, Gestirne, Färbungen; die edlen Künste, gleichviel ob sie in Farben, Formen, Tönen oder Worten zu dir reden; das schöne Menschenangesicht, oder die schöne Seele; alles was Schönheit ausstrahlt, sollst du lieb haben. Und nie darfst du so ungerecht sein, das, was die Gottheit ungleich schuf, zu vergleichen. Jedes Ding auf Erden hat seinen eigenen Maßstab, auch du selbst . . . vergiß das nicht! Deshalb lege deinen eigenen Maßstab nicht an andere an, denn das macht dich entweder traurig oder übermütig.

Und zweitens, Menschenkind, sollst du keinen falschen Göttern dienen. Falsche Götter aber sind alle, deren Kultus deine hochgeborene Seele zum Knecht macht. Mißtraue vor allem den Göttern, die dir Glück vorspiegeln. Ringe, kämpfe, und sei es auch mit dir selbst, danach glücklich zu machen; nur dann, dann ganz allein wirst du selbst glücklich sein.

Aber freilich! es gibt eine männliche und eine weibliche Lebenskunst. Ich kann natürlich nur die weibliche ausmessen. Und betreffs der weiblichen gilt das Wort:

> Willst du glücklich sein im Leben
> Trage bei zu Andrer Glück,
> Denn die Freude, die wir geben
> Strahlt ins eigne Herz zurück.

Und drittens sollst du, wie Ludwig Finkh sagt, viele Morgen Wiesenland in dir tragen und Gras wachsen lassen über Alles was ruhen soll. Du sollst vergessen können, das ist eins der wichtigsten Gesetze deiner Lebenskunst . . . vergessen, was deinen Frieden — oder den Andrer — stört. Aber ein treues Gedächtnis sollst du haben für Alles was du einst geliebt hast auf der Welt . . . sei es lebloses oder lebendiges gewesen. Wenn es nur in dir gelebt hat! Und alles, um das du gelitten hast, soll dir heilig sein. Auch wo deine Kinderschmerzen in dir begraben liegen, ist heiliges Land; ziehe deine Schuhe aus, wenn du die Stätte betrittst. Frage auch nicht, warum du gelitten hast, denn wenn du danach fragen kannst, hast du freilich vergebens und zwecklos gelitten. Durch den Schmerz solltest du wissend geworden sein, sehend wie der Blinde, dem eine höhere Hand die Augen aufgetan. Fremdes Leid, Not, Schuld, Herzeleid, Herzensbedürfnisse, alles hast du verstehen gelernt, wenn du eigenen Schmerzen in rechter Art standgehalten hast. Dort fließen die Ströme, aus denen du für dich und andere das Leben schöpfest.

Heilig sei dir auch die Freude! Störe keine Freude und lehre, wen du nur kannst, sich zu freuen. Es gibt ein Zerrbild der Freude — — — das zu sehen soll dich tief, tief, tief traurig machen.

Und trage immer eine Sehnsucht im Herzen; verlerne weder im Glück noch im Unglück das Wünschen ganz, sonst ist dein Leben kein Kunstwerk. Deine Wünsche und Sehnsüchte sind Etappen auf deinem W g — — vielleicht auch Leidensstationen auf deiner Wallfahrt. Sieh dir deshalb manchmal deine vergangenen, überwundenen Wünsche an, ob sie dir nicht heute töricht oder naiv vorkommen. Die von heute kommen dir natürlich dauerhafter vor! — Laß gut sein! Stelle sie der Zeit anheim und warte ab, was du künftig von ihnen hältst. —

Hat dein Acker einmal recht bittre Kräuter getragen? Ach, nur ein Meister weiß dann für die Lebenskunst Rat. Ich glaube es ist das beste, armes Menschenkind, du gibst dem Schmerz erst einmal ordentlich Raum.

> „Leid nicht ohne Leidenschaft!
> Nicht ertragen, nein erleben
> Gibt dem Leben rechte Kraft!“

Nur nicht das Schwebende, Eingedämmte, Festgebundene nach Enttäuschungen und Bitternissen. Das lähmt nur, es befreit dich nicht. Dann aber breite deine Arme aus so weit du kannst. Nachdem du den Schmerz erst einmal mutig ans Herz gedrückt hast, halte ihn nicht hartnäckig fest. Sieh dich um, ob du jemanden findest, dem du eine Freude machen kannst; das wird dich wieder lächeln lehren, wenn es zuerst auch nur ein wehvolles Lächeln sein sollte.

Breite die Arme aus und suche Alles zu fassen was sich an dein Herz drängt. Je mehr ihrer sind, um so reicher bist du ja. Sei wie das auswandernde Weisel, an das sich sein Volk vertrauensvoll und fest hängt. Wenn das Weisel

es verläßt, dann erst ist es heimatlos. — Sei wie das Weisel! —

Für die rein äußere Technik der Lebenskunst bedenke die Lehrsätze:

„Werde nie heftig!
Werde nie ungeduldig!
Tue täglich etwas, wozu Du Dich zwingen mußt!
Versage Dir täglich eine kleine Freude.
Dabei wird Deine Willenskraft ungeahnt wachsen.“

Es liegt etwas darin und lohnt die Probe.

Und dann wirst du, Menschenkind, in mitfühlender, hilfefroher Liebe gelernt haben hinabzuschauen in den Strom, dessen Wogen und Wirbel fortwährend die unerlöste Menschheit bedrohen, die, wie es in Hamerlings „Inferno“ heißt:

Die sich selber verdammt haben
Und nicht vorgedrungen sind
Zur heiligen, heil'ren,
Die Sterne im Busen spiegelnden Ruhe
Und nicht gelernt haben, außerhalb zu steh'n
Und hinunter zu blicken vom Gestade,
Wie ich und Du . . .

Das liebe Ich.

Von Else Mücke (Stettin).

Weihnacht 1908.

Meine liebe Traute!

Schon senken die Tannen im Forst die schneebeladenen Zweige zur Erde und immer noch fallen die weichen, weißen Flocken hernieder, ganz heimlich, ganz sacht, denn der Wind schläft fern in seiner Höhle einen ruhigen Schlaf. Mutter Erde prangt im Festgewand, und wenn der Mond verträumt durch die Wolken guckt, da läßt er ihr Prachtgeschmeide erstrahlen und flimmern, viel köstlicher als die köstlichsten Königskleinodien.

Das alles habe ich soeben auf meiner Wanderung durchs Dorf geschaut. Schmidts krankem Gretel habe ich Deine Puppe gebracht, das war eine Seligkeit, mir wird jetzt noch ganz warm ums Herz; wenn ich an diese überirdisch strahlenden Kinderaugen denke, die der Tod schon gezeichnet hat. Auf dem Heimweg dachte ich so recht an Dich, die Du in der fernen großen Stadt kaum etwas zu sehen bekommst von all dieser Winterpracht, die unser kleines Dorf wie durch Feenhände verwandelt und geschmückt hat.

Nun sitze ich im warmen Stübchen und will mit Dir plaudernd den Weihnachtsabend verbringen. Das kleine Weihnachtsbäumchen, das Marta wieder von Obersörsters geholt hat — sie haben auch einen schönen Gruß an Dich bestellt — steht vor mir auf dem Tisch, behangen mit all dem Flitterstaat, der einst aus Deinen Händen hervorgegangen ist. Ich sehe Deinen Blondkopf vor mir, wie er sich noch im Vorjahr eifrig über all die Herrlichkeit beugte, als Du das Bäumchen schmücktest, — da, gerade vor mir hängt der alte Gockelhahn, der Dir so drollig gelungen war, daß Du immer lachen mußtest, wenn Du ihn anschautest; so oft mein Blick ihn streift, klingt ein heimliches Lachen durch's Stübchen — lachst Du kleiner Kobold und die Zaubergeister der Weihenacht tragen die Töne zu mir her? Daß Du so fern heut sein mußt — wie weh mir das tut — aber das Geld für die weite Reise — nein, es war wirklich nicht möglich. Wäre es nicht gerade Weihnacht heut, wir würden gewiß nicht klagen. Aber das Menschenherz, es hat sich nun einmal daran gewöhnt, gerade im Weihnachtsfest etwas besonderes zu sehen. Ein Etwas, das drängt, anderen Gutes zu tun, ihnen Liebe zu geben, darum ist es ja so natürlich, daß man zunächst seine Lieben um sich versammeln möchte, um an sie einmal so recht mit vollen Händen und Herzen austeilen zu können. Aber dem, dem dies versagt ist, — der vielleicht gar keine Lieben mehr hat, — was meinst Du, Traute, ob der sich wohl einspinnen soll in Einsamkeit und Traurigkeit und den Liebesquell in seiner Brust bedecken mit unfruchtbarem Sehnen? O, nein, wir brauchen nicht weit zu gehen, wir brauchen nicht rastlos zu suchen, um abgeben zu können von äußeren und inneren Reichtümern. — Wohin das Auge blickt, da gibt es Darbende — Darbende an Leib und Seele. Und ich hoffe, daß auch Du, mein Kind, ein Menschenherz gesucht und gefunden hast, in das Du Weihnachtsfreude und Segen ausstreuen konntest, auf daß Du nicht wahrhaft einsam bist am lieben Weihnachtsfest.

Als ich vorhin durch die träumende Winternacht ging, da fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich mit Dir noch garnicht gesprochen habe über das „neue Evangelium“, das man jetzt an allen Ecken und Enden der Menschheit predigt und das, weil es gar vielen so recht nach Geschmack ist, begeistert aufgenommen wird. So möge es heut ein Weihnachtswirken für mich sein, mit Dir zu sprechen von dem Evangelium des „lieben Ich's“, das vielleicht auch gar bald schon an Deine junge Seele pochen kann.

„Das liebe Ich“, das kennst auch Du ganz genau. Das ist ja ein protziger Geselle, der für keinen unbemerkt bleibt, vorlaut redet und unaufhörlich fordert — aber wohl verstanden, nicht von sich selbst fordert es viel — immer nur von anderen. Ist es da nicht fast zu verwundern, daß unzählige Menschen dieses „liebe Ich“, das so unbescheiden und hochmütig ist, lieben und hätscheln, als ob es etwas ganz köstliches wäre? Daß sie es so sehr lieben, daß sie darüber ganz vergessen, daß es neben dem Ich auch ein — Du gibt. Noch ehe das Kind auf seinen Füßchen zu stehen vermag, spricht das liebe Ich eine gar laute und vernehmliche Sprache, ja, noch ehe es Worte zu formen vermag, gibt es sich schon im Weinen und Strampeln des kleinen Erdenbürgers kund. Bubi will das und Bubi will jenes, ganz ohne Rücksicht darauf, daß vielleicht sein Schwesterchen nach demselben Gegenstand dasselbe brennende Verlangen trägt. — Kannst Du Dir wohl ein beglückendes Zusammenleben von selbst nur wenigen Menschen denken, von welchen jeder darauf pocht, daß er das unumstrittene Recht hat, sein Ich auszuleben, d. h. soviel, als seine Forderungen zu befriedigen auf Kosten des — Du's? Denn Du mußt doch billig zugeben, daß, sobald Du Deinem eigenen Ich das Recht zugestehst, es dann auch sofort jedem anderen neben Dir zugestehen mußt — kannst Du Dir da ein harmonisches Zusammenleben denken? —

Nein, wo immer Mensch mit Mensch glücklich und beglückend zusammenleben will, kann es nur da geschehen, wo hoch das Banner weht: liebe den anderen als dich selbst; denn Ichsüchtler passen zu keinem anderen. Nur soweit wir stark genug sind, für andere etwas zu sein, und innerlich reich genug, um auch Opfer bringen zu können dem Du, werden wir mit dazu beitragen können, daß der Bau der Menschheit vollendet werde zu einem gar herrlichen Gebilde. —

Wenn Du bewundernd vor einem großen Dom stehst, der in seinem überwältigenden Gesamtbild Dich erschauern läßt, so daß Du Dir recht klein vorkommst, hast Du da einmal daran gedacht, daß eben dieser mächtige Bau aus lauter verschiedenen großen und kleinen Steinen besteht, von denen jeder nötig ist für das Gesamte? Wie ist nun der herrliche Bau zustande gekommen? Doch nur dadurch, daß jeder Stein den Platz voll ausfüllt, auf den er gestellt ist, und daß er dem Ganzen sein Ich darbringt.

Du brauchst nicht etwa im Ueberschwang zu glauben — in Euren jungen Köpfen spukt ja gewöhnlich die Idee, daß nur das Außergewöhnliche das Große sei, — daß Du nur dann Deinen Platz im Leben voll ausfüllst, wenn Du Dich dem Großen hingibst, wenn Du Dich als Vorkämpferin hoher Ideen auf den Markt des Lebens stellst oder dergl. — Ach nein, auch jedes Steinchen am Dom hat zunächst die Pflicht, das ihm zunächststehende Steinchen zu stützen, für dieses da zu sein. Und wenn Du nur im kleinen Kreis,

in den das Schicksal Dich stellt, Deinen Platz voll ausfüllst, dann hilfst Du ebensogut am großen Dom der Menschheit mit bauen, als der, der von hoher Schau aus wirkt. —

Selbstverständlich sollen wir durch unsere Opferfreudigkeit nicht etwa der Ichsucht anderer Vorschub leisten; wir sollen nicht da unsere Wünsche anderen unterordnen, wo krasser Egoismus uns entgegentritt; da haben wir nicht nur das Recht, nein auch die Pflicht, uns selbst zu behaupten. Wenn ich z. B., die ich sehr wohl mit Marie allein zu bleiben vermag, von Dir fordern würde, daß Du der Ausbildung Deines Talentes entsagen solltest, nur weil es meinem lieben Ich nicht behagt, ohne Dich zu sein, da hättest Du sehr wohl das Recht, mir klarzulegen, daß ich im Unrecht sei, und daß es Egoismus von meiner Seite sein würde, solches Opfer von Dir zu fordern. Anders aber, wenn Du selbst Mutter wärst, und ein kleines Wesen wäre Dir vom Schicksal anvertraut, für das Du unersetzlich wärst, — denn wer könnte wohl einem jungen Menschenkind die Mutter ersetzen? — und Du würdest es um Deines Talentes, oder aus sonst irgend einem „zwingenden“ Grunde verlassen und wäre es auch nur auf einige Jahre, bis Du Deinem „lieben Ich“ auf irgend eine Weise Genüge getan hättest — auf einige Jahre, in denen Dein Kind ohne Dich Schaden erleiden könnte an Leib und Seele, — glaubst Du, daß Dein Ich in dieser Zeit an wirklichen Werten gewinnen kann, daß es reicher und tiefer wird? Du wirst in Deiner impulsiven Art natürlich ausrufen: Na, so was kann's ja überhaupt nicht geben — eine Mutter, die ihr Kind verläßt. Und doch, meine Traute, die das „neue Evangelium“ heut predigen, die schrecken auch vor diesem Heiligsten nicht zurück, sie greifen mit harten Händen auch in die zartesten Fäden, die Mutter Natur gesponnen hat, und zerreißen sie, sobald das „liebe Ich“ — nach ihrer Meinung — sich nicht recht auszuleben und zu „entfalten“ vermag in der Umgebung, in der vielleicht eine Mutter um ihres Kindes willen ausharren muß. Noch bist Du zu jung, als daß ich all die tieftraurigen Bilder vor Dir entrollen könnte, die die Ichsucht auf die Leinewand des Lebens malt.

Du kennst das schöne, viel mißbrauchte und mißverstandene Goethewort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“ — eine Persönlichkeit, das ist eben einer von jenen Steinen am großen Dom, der seinen Platz, auf den er gestellt ist, voll ausfüllt, ganz egal, ob im Verborgenen oder auf hoher Schau. Du darfst nicht etwa glauben, daß nur „Höhenmenschen“ eine Persönlichkeit werden können: die ärmste Tagelöhnerfrau, die ein Segen für ihre Umgebung ist, deren Ruhe und Freudigkeit bei der Erfüllung ihrer Pflichten lebenspendend auf andere übergeht, die ohne Murren ihr Ich dem Du darbringt, ist eine Persönlichkeit. Die Vertreter des „neuen Evangeliums“ aber glauben, daß man zum höchsten Glück der Erdenkinder nur gelangen kann durch emsiges Horchen und Forschen auf alles, was das liebe Ich sagt und fordert, um nur ja keine von all den kostbaren wirklichen und erdichteten Anlagen in uns unentwickelt zu lassen, um durch sie eine Persönlichkeit aufzubauen. Freilich sollen wir all unsere Gaben gebrauchen lernen, nur mit dem Unterschied, daß jene sie nur zur Ausgestaltung ihres wertgeschätzten Ich's, zum Bau ihrer „Persönlichkeit“ verwenden, nicht aber für die anderen, zum Bau der Menschheit. Darin liegt ein großer, gewaltiger Unterschied. In der Höhe der „Ich-Persönlichkeit“ weht Eiseslust, die erstarrend wirkt; von der echten Persönlichkeit aber geht der Strom einer großen Liebe, einer stolzen Kraft aus, diese fühlt gar nicht mehr das „liebe Ich“, sie sieht nur noch das Du. Und das ist nun das große Wunder, je mehr sie sich im Du verliert, um so mehr gewinnt sie ihr Ich; freilich nicht das „liebe Ich“, sondern das große, starke, das wahre Ich. Ja dies Geheimnis liegt im Opfer verborgen; die Kraft, die Du aufwendest, um das heißfordernde liebe Ich zu besiegen, diese Kraft dringt verdoppelt in Dich zurück, sie weitet Dein ganzes Sein und macht es tiefer und reicher, sie gibt Dir Ruhe und Harmonie.

Hingegen — gewiß hast Du es an Dir schon erfahren — bekommt jede rücksichtslos ertrotzte Wunscherfüllung einen bitteren Nachgeschmack, die zu Ruhe und Harmonie in sich, die doch der Grundton der echten Persönlichkeit ist, nicht gelangen läßt. Um jene Unruhe zu betäuben, treibt dann der Ichsüchtler den Teufel mit Beelzebub aus, er spinnt sich kalt und trotzig zur Abwehr gegen die Außenwelt ein, von der er sehr wohl fühlt, daß sie sein Tun mißbilligt. Er weiß dann den Nimbus des Einsamen — Unverstandenen — auf den „Höhen“ der Menschheit Wandelnden um sich zu hüllen; glaubst Du, daß solch ein Menschenkind eine echte, lebenspendende Persönlichkeit wird, also ein rechter, ganzer Mensch? Nein, ein windverwehtes Blatt ist er, dessen nach außen zur Schau getragene Kraft nichts anderes als Trotz ist, Trotz gegen sich selbst, Trotz gegen die ganze Welt und nicht zum wenigsten gegen den ehernen Wall, der das Gemeinschaftsleben der Menschheit schützend umgibt: „liebe den anderen, als dich selbst.“

Noch jeder wahrhaft große Mensch, der der Allgemeinheit etwas geleistet hat, hat erkannt, daß sein Ichzweck nur der ist, dem Ganzen zu dienen, indem er mit neuen, höheren Zielen zugleich dem Durchschnitt liebevoll den Weg wies, auf welchem er zu diesen Zielen gelangen kann, das ist Höhenmenschentum, das andere ist „Fauststriterei.“

Tief traurig wirkt es, wenn man sieht, wie betört durch den Sirenensang der Ichsüchtler, der dem „lieben Ich“ gar lieblich in die Ohren klingt, gar viele kleinen Menschen und Menschlein nun meinen, sie dürften sich trennen von ihren nächsten Pflichten, um ihrem Ichzwecke zu genügen, wenn sie nur einem recht hohen Ziele dabei nachjagten, dem man alles opfern könne. Wie das Glück auf rollender Kugel, so entschwebt aber das wahrhaft Große jedem, der es zu erreichen strebt, indem er achtlos darüber die nächsten Pflichten zertritt.

Wohl ist es nicht immer leicht, bei der Erfüllung von Pflichten, die ein Opfer von uns fordern, sogleich die größeren zu erkennen, der die kleinere nachstehen muß. Am besten erkennt man die große — oder sagen wir die nächste Pflicht — daran, daß sie nicht laut und aufdringlich ihre Erfüllung fordert, daß sie wie etwas Selbstverständliches — eben wie etwas Großes — einfach und schlicht an uns herantritt und doch mit zwingender Gewalt, daß sie uns gar nicht erst Zeit läßt, an ihr herum zu drehen und zu deuteln oder gar dazu, ihr etwas abzuschmeicheln, wenn es dem lieben Ich gar so schwer wird, sie zu erfüllen.

Es macht wohl mancher der Ichsüchtler den Einwurf: schwache, in alles sich fügende Geschöpfe werden durch die Duliebe erzogen, aber keine Kraftnaturen, deren wir bedürfen. Wenn Du das hörst, dann lächle still vor Dich hin, denn die das aussprechen, die wissen noch gar nicht, wieviel mehr Kraft dazu gehört, mit starkem Herzen ein Opfer zu bringen, als die Forderungen des „lieben Ich's“ zu befriedigen um jeden Preis. Sie verwechseln immer schwache Resignation mit starkem, kraftvollem Entsagen. Dieses letztere ist immer aus der tiefsten Erkenntnis herausgeboren, daß, was das Schicksal an Opfern von uns fordert, das Rechte sei, dem wir uns darum aus eigenem, freien Willen beugen, die erstere leistet nur gezwungenen Verzicht aus Ohnmacht und Schwäche.

Hast Du nun verstanden, daß der Weg zum höchsten Glück der Erdenkinder nur durch Opfer geht, durch Hingabe an das Du? Wie eine Quelle von dem Boden, auf dem sie sich sammelt, Bestandteile und Wirkungskräfte an-

nimmt, so wird man auch einst an dem Liebesquell, der auf dem Boden Deines Wesens sich sammelte, am besten Deinen Wert abschätzen können; sorge darum, daß er auf dem Boden des wahren und nicht des lieben Ichs sich sammeln möge.

Fast herabgebrannt sind die Lichter am Weihnachtsbaum, nur eins strahlt noch hell. Marie — die treue Seele schläft in ihrem „Sorgenstuhl" — hat es wohl später angezündet; mir aber ist es wie ein gutes Omen, daß diese Zeilen auch ein Licht in Deiner jungen Seele entzünden werden, auf daß auch Du an Deinem Teil mithilfst, daß nicht das „liebe Ich" den Sieg auf Erden davon trage.

Gute Nacht, mein Kind. Fröhliche Weihnacht!

Deine alte treue Mutter.

Winterlust.

Der scharfe Nordwind war als würdiger Vorbote Sr. winterlichen Majestät erschienen und hatte mit gewohntem Fleiß in kurzer Zeit das dürre Laub und all den herbstlichen Wust verweht und den Erdboden reingefegt. Nun erschien der alte Vater Winter mit seinem stattlichen Gefolge, darunter die beiden jüngsten mutwilligen Kinder — Schneeflöckchen und Eiszäpfchen — am unverhohlensten ihre Freude über den Einzug kundgaben. Sie kamen auch gleich zum Vater mit dringlicher Bitte, ob sie spielen und sich tummeln dürften. „Ich habe nichts dagegen", meinte dieser, „wenn Ihr bloß Maß und Ziel zu halten wißt und Euch nicht in zu tolle Gesellschaft begebt. Schneeflöckchen, Du bist so zart," sagte er liebevoll, „nimm Dich in Acht vor jenem kecken Buben dort oben — und auch Du, Eiszäpfchen, mit Deinen klaren Augen. Ihr wißt, sein Spiel ist derb und endigt mit Tränen." Die Kinder schmeichelten und baten dringlicher. „So geht," sagte der Vater, „doch treibts nicht gleich zu bunt; bedenkt auch, daß Ihr den Menschen oft nicht sehr willkommen seid." „Den Kindern wohl," riefen die beiden Kleinen, „sie freuen sich ja längst auf uns" — und hüpften glücklich von dannen.

Während Eiszäpfchen sorgfältig die Gegend prüfte und alle Dachrinnen und Brunnentröge, die es mit Zäpfchen zu schmücken gedachte, genau in Augenschein nahm, tanzte Schneeflöckchen in lang verhaltener Glückseligkeit durch die Lüfte. War das eine Wonne! „Feinen Staat kann ich machen mit meinen Sternchen" — rief es dem fleißigen Brüderchen zu; „sieh her, wie fein der Schmuck auf des Herrn Bürgermeisters Hut." Und wirklich, wer hätte es dem kleinen Schneeflöckchen gleichtun wollen? Das kleinste Sternchen war mit wunderbarer Regelmäßigkeit gestaltet. Wie fleißig waren beide Kinder! Eiszäpfchen hatte bereits alle Rinnen und Kanten mit seinem klaren krystallenen Schmuck versehen, und Schneeflöckchen hatte eine feine weiße Decke über die Erde gebreitet, hatte dem Vogelsland eine dicke weiche Kapuze aufgestülpt, und war eben daran, den schlanken Latten eines Zaunes zierliche Häubchen aufzusetzen, als plötzlich Sonnenstrählchen erschien, Frau Sonne jüngstes Kind, der geliebte Spielkamerad der Kleinen.

Allerdings — die beiden sahen sich betroffen an — Vater Winter hatte sie vor dem wilden Burschen gewarnt. — Aber Sonnenstrählchen mit seinem heiteren Gesicht gewann den Sieg, und ein freudiges „Kommst Du endlich!" wurde ihm als Willkomm. „Längst schon blinzelte ich neidisch durch die Wolken auf Eure Arbeit," sagte Sonnenstrählchen, „aber meine Sonnenmutter meinte, so früh am Tage schickte sich mein Besuch nicht, Vater Winter sähe das nicht gern." „Das sei wohl wahr," meinten die beiden, „aber nun wollten sie lustig sein." „Laßt Eure Arbeit," riet Sonnenstrählchen, „nun wollen wir bloß spielen; Ihr habt alles schon so fein gemacht", und bewundernd ließ der Kleine seinen Glanz auf den krystallenen Zacken und auf der blendend weißen Decke flimmern. Die andern waren mit dem Vorschlag einverstanden. Schneeflöckchen tanzte wieder in tollem Wirbel durch die Luft, Eiszäpfchen sprang vergnügt hin und her und Sonnenstrählchen hüpfte zwischen den beiden und haschte nach ihnen.

Auf dem Turm schlug es 11 Uhr und im nahen Schulhaus klang eine schrille Glocke. Da wurde es plötzlich lebhaft im Ort, in Scharen strömte die muntere Schuljugend auf die Straße und jubelte und jauchzte unseren drei Kleinen zu. War das eine Lust! — ein übermütiges Treiben und Scherzen.

Als die Kinderschar sich zerstreut hatte, wollten unsere drei Verbündeten mit den Erwachsenen spielen, merkten aber, daß sie dort weniger freudig aufgenommen waren. „Denen wollen wirs zeigen," raunten sie sich schelmisch zu, setzten sich auf eine Dachkante und beobachteten die Vorübergehenden. Eben kam ein alter Griesgram die Straße entlang, über und über in Pelz gehüllt, der schnarrte und brummte in seinen Bart von „unerträglichem Gestöber". „Na warte Freund", sagte unser weißes Döckchen, nahm schnell eine Handvoll seiner Flocken und warf sie dem Alten ins Gesicht; der pustete und schnaubte, und wieder klang es wie ferner Donner aus seinem Bart. Schneeflöckchen aber tanzte vor Freude über den Schabernack zu den andern zurück. „Ja schrecklich mit dem Wetter!" tönte es von der andern Seite der Straße herauf. „Diese Kälte! und soviel Schnee!" — Zwei alte Basen standen beisammen, und wenig Schmeichelhaftes kam den Kleinen zu Ohren. Sachte ließ sich Eiszäpfchen herab und hängte schnell jeder der beiden ein zierliches Zäpfchen an die Nase, und als diese sich entrüstet wehrten, trieb Sonnenstrählchen mit ihren Augen ein keckes Spiel.

So hatten die drei Kleinen ihre Freude und wurden immer mutwilliger und immer ausgelassener, bis schließlich Schneeflöckchen und Eiszäpfchen ganz erschöpft innehielten. Aber Sonnenstrählchen wurde immer munterer, verlachte sogar die Kameraden wegen ihrer Müdigkeit und trieb auch seinen derben Scherz mit ihnen. „Schone doch mein zartes weißes Kleidchen," bat Schneeflöckchen, und Eiszäpfchen rief weinerlich: „Ich bin so müde, laß mich!" Doch Sonnenstrählchen wollte nicht hören. Schließlich hing Eiszäpfchen traurig an einer Dachrinne, klammerte sich ängstlich an und weinte helle Tränen. Schneeflöckchen lag müd und schmutzig am Boden; vom blendend weißen Kleidchen war nichts mehr zu sehen.

Da erschien der Vater Winter, den die Regierungsgeschäfte bis jetzt fern gehalten hatten. „Dacht ich mirs doch", sagte er mit verhaltenem Grimm, als er die Verwüstung wahrnahm. Bei seinem Erscheinen hatte sich Sonnenstrählchen ahnungsvoll auf den Kirchturm geflüchtet und spielte dort scheinbar harmlos mit dem goldenen Kreuz. Doch Herr Winter kannte sich aus: „Immer Du, unheilvoller Bursche," drohte er hinauf, „mach, daß Du nach Hause kommst, und sag Deiner Mutter, sie solle besser auf ihre Kinder achten!"

Dann rief er den scharfen Nordwind herbei, der eben erst seinen Blasebalg ausgebessert hatte, und dieser stellte in kürzester Zeit den Frieden wieder her.

Laura Härlin.

Splitter.

Siehst du von ihren Idealen
Auch alle deine Freunde scheiden,
Bedaure sie um ihre Qualen
Und laß dich allenfalls beneiden;
Doch wenn sie dich verspotten offen
Belachen gar, tröst' Dich dies eine:
Daß alle hohen Seelen hoffen
Doch immer länger als gemeine.

L. J.

Weltliche Schule.

Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.

Januar April 1908. Berlin W. 64 Bureau: Unter den Linden 16, III. Nr. 8.

Unser Ziel: Der Bund erstrebt die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts.

An die Mitglieder unseres Bundes.

Laut Beschluss des Vorstandes vom 20. Dezember 1907 werden vom 1. Januar 1908 unsere Mitteilungen unter dem Titel: „Weltliche Schule“ vierteljährlich auch der Halbmonatsschrift „Ethische Kultur“ beigelegt werden. Dieses Abkommen berührt die Mitglieder unseres Bundes insofern nicht, als ihnen auch wie vor unsere Mitteilungen unter Streifband zugehen werden.

Wir haben jedoch im Interesse derjenigen unserer Bundesmitglieder, die sich zu einem freiwilligen Jahresbeitrage von Mk. 5 und mehr entschlossen haben, oder noch entschliessen wollen, mit der genannten Zeitschrift „Ethische Kultur“ das weitere Abkommen getroffen, dass solchen Mitgliedern diese Zeitschrift, die im Abonnement Mk. 6,40 jährlich kostet, umsonst und portofrei geliefert werden wird. Wir hoffen, dass recht viele unserer Freunde von dieser Vergünstigung, die z. Z. leider noch nicht allen Bundesmitgliedern zu gute kommen kann, eventl. durch eine kleine Erhöhung ihres bisherigen Beitrages Gebrauch machen werden.

Der Vorstand.

Die Scheu vor dem Ausdruck Moralunterricht.

Von Dr. J. Lewy.

Es gibt viele Freunde des Fortschritts, die vor dem Wort Moralunterricht eine gewisse Scheu haben; sie denken, hier soll gewiß einmal der Moralprediger sich mit seiner ganzen Salbaderei austoben, ihnen schmeckt das Wort Moral zu sehr nach Pfaffentum. Moral hat für sie einen düsterernsten Klang, der sei für das Kind nicht, das brauche Freiheit, Freude, Fröhlichkeit und Frische. Diese Scheu vor der Moral ist ziemlich weit verbreitet und wird auch von unserer Seite oft empfunden. Nicht ohne Grund pflegen wir lieber den von uns ins Auge gefaßten Unterrichtsgegenstand als „Lebenskunde“ zu bezeichnen. Doch durch bloßen Wortwechsel tritt keine Aenderung der Sache ein. Wir müssen dieser Sache einmal näher auf den Grund gehen und die eventuellen Bedenken zerstreuen.

Eine nicht unintelligente Person fragte mich einmal mit Recht: Sie wollen Moralunterricht. Welche Art von Moral denn? Diese Frage trifft den Kern der Sache. Moral umschreibt eigentlich nur den Gegenstand des Unterrichts, es handelt sich nicht um Sprache oder Kunst, sondern um Moral, sagt aber nichts über die Auffassung und Behandlung der Moral. Wir müssen daher zur richtigen Auffassung unserer Sache den Begriff Moral näher erläutern.

Daß die Moral — wie wir sie verstehen — von allen mystischen und mythologischen, konfessionellen und religiösen Voraussetzungen unabhängig sein soll, das dürfte den Anhängern unserer Bewegung zur Genüge bekannt sein.

Weniger allgemein bekannt oder ausgemacht ist der ziemlich bedeutende Unterschied zwischen der autoritären und solidaritären Moral, oder deutsch ausgedrückt, zwischen der Unterwürfigkeits- und Gemeinschaftsmoral. Entweder betrachten wir das moralische Verhältnis eines Kindes zu seinen Eltern, des Schülers zu seinem Lehrer, eines Dienstboten zu seiner „Herrschaft“, eines Arbeiters zu seinem Arbeitgeber, eines Angestellten zu seinem Chef, eines Anstaltsbesuchers zum Anstaltsleiter, eines Bürgers zum Herrscher als das eines untergeordneten Untertanen zu einem übergeordneten Herrn oder als das solidarische Verhältnis zweier persönlich gleichberechtigter Menschen. Die bisherige Moral, die von den historischen Religionen gepredigt wird, ist die autoritäre Moral. Das Gebot, den Eltern, Lehrern, Meistern, der Herrschaft usw. zu gehorchen, gilt als ein absolutes Gebot. Uns gilt diese moralische Forderung nur bedingt. Uns liegt weniger an unbedingt folgsamen als an kraftvollen, geschickten, ehrlichen, ordentlichen, frohsinnigen und liebevollen Kindern. Wir wollen nicht, daß der Wille der Kinder gebeugt werden muß unter das Joch des Eltern- oder Lehrerwillens, wir wollen, daß der Wille des Kindes sich frei und selbständig, aber vernünftig und gemeinschaftsförderlich entwickle in Fühlung mit dem Eltern- und Lehrerwillen. Eltern- und Kinderwille sind uns ergänzende Beteiligte an dem gemeinsamen Erziehungsprozeß. Die Moral des Kindes ist demnach nichts als die freie Entfaltung der kindlichen Kräfte im Dienste der Arbeit für die Gemeinschaft, für das Allgemeinwohl und den Fortschritt. Eine solche Moral auf solidarischer Basis kann nicht durch Predigen oder Befehlen den Kindern eingeprägt werden, sondern nur durch Heranziehen der Heranwachsenden zur selbständigen Mitarbeit erworben werden; eine solche Moral wird überhaupt nicht von außen eingeprägt, sondern dieselbe wächst im Gemüts- und Willensbereich des Kindes unter Leitung des Lehrers heran. Sie wird von unseren Kleinen selbst gefunden und entdeckt. Der Lehrer ist dem Kinde kein Herr, der über sein Tun und Lassen regiert, der es schilt und bestraft, wenn es sich gegen ihn vergeht, oder belohnt und anerkennt, wenn es sich seinem Gebote willig zeigt, sondern ein erfahrener Helfer, der dem Knaben beisteht, über die verwickelten Beziehungen des moralischen Lebens sich klar zu werden, der ihm seinen helleren Kopf und sein erweitertes Herz leiht, um dem nach Licht und Wärme sich sehnenden Kinde nach Kräften davon spenden zu können. Der Moralunterricht hat demnach lediglich den Zweck, die Gedanken der Schüler auf Fragen zu lenken, deren Beantwortung das Gemeinschaftsleben verlangt, seinem Willen Ideale vorzuführen, von deren Annahme oder Nichtannahme die Gestaltung seines künftigen Willenslebens abhängt.

Nicht wie das Kind sein Leben nach irgend einem himmlischen oder metaphysischen Sittengesetz gestalten soll, sondern wie es sein Leben gestalten kann, wenn es die Kräfte seines Kopfes und seines Herzens, seine Gedanken- und Willensrichtungen frei und vernünftig entfaltet — darüber soll die sittenkundliche Unterweisung Rechenschaft geben, darüber soll sich der Sittenlehrer mit dem Schüler oder der Schülerin freundschaftlich und methodisch unterhalten, das ist der Sinn der von uns erstrebten Unterrichtsaufgabe.

Jedes Befehlen und Eintrichtern von Geboten und Grundsätzen — sei es im Namen Gottes oder im Namen des Staates oder der Eltern und Lehrer — widerstrebt demnach dem Grundwesen der selbständig-erworbenen Gemeinschaftsmoral. Katechismen oder dogmatische Morallehrbücher — mögen sie auch auf konfessionsloser Grund-

lage aufgebaut sein — bedeuten für uns keinen sachlichen Fortschritt, sondern nur alten Wein in neuen Krügen. Die Hauptsache ist, daß die Kinder im Moralunterricht Aktivbeteiligte, nicht Passivbeteiligte sind. Auf den Gedanken der Eigen- und Gemeinschaftshilfe fußend, sollen sich die Heranwachsenden ihre moralische Welt in gemeinschaftlich-geistiger Arbeit selbst aufbauen.

Und um dieses Ziel zu erreichen, brauchen wir gerade ein freies Kind, ein freudiges Kind, ein frohsinniges Kind — dazu können wir keine düsteren Duckmäuser und trübsinnigen Kopfhänger gebrauchen. Gerade diejenigen, denen das Moralpredigen und Maulbrauchen in der Moral gründlich zuwider ist, sollten vor der von uns ersehnten lebenskundlichen Unterweisung nicht zurückscheuen, die ja mehr ein *Moralerarbeiten und -entdecken* als ein Morallehren ist. Eine solche bewußte, regelrechte *Charakterhilfe* wird unsere Kinder nicht unfrei und kopfscheu machen, im Gegenteil, sie macht sie frei und fröhlich, weil die edelsten Kräfte der Jugendseele aus dem Schlummer geweckt, ans Licht gezogen und zum selbständigen Wachsen und menschenfreundlichen Schaffen ermuntert werden.

Die ethische Durchdringung des Unterrichts in der Schule.

Von G. Spiller.

I.

Es giebt zwei weitverbreitete pädagogische Auffassungen, die der wahren ethischen Durchdringung des Schulunterrichts entgegenwirken. Die erste besteht aus einer bedenklichen Verallgemeinerung. Man denkt nämlich, weil das Kind in der Schule angehalten wird, pünktlich, aufmerksam, ordnungsliebend, fleißig und höflich zu sein, daß es darum eo ipso außerhalb der Schule auch diese Tugenden ausüben wird. Weiterhin folgert man, daß die geistigen und moralischen Kräfte, die in den einzelnen Fächern, wie Rechnen, Schreiben usw. entwickelt werden, nicht nur den Fächern zugute kommen, sondern den ganzen Geist und die ganze Seele befruchten. Diese Verallgemeinerungen, deren man sich jedoch kaum vollbewußt ist, treffen nur in den seltensten Fällen und dann nur einigermaßen zu. In der Wirklichkeit bleibt die Assoziation zwischen Schultugenden und Schule und zwischen Fachtugenden und Fach immer eine fest verknüpfte, wenn nicht etwas besonderes geschieht, um das zu verhindern, d. h. man gewöhnt sich daran, in der Schule so zu handeln und außerhalb der Schule anders, sowie die geistigen und moralischen Kräfte nur innerhalb des Faches anzuwenden, in denen sie entwickelt wurden. Eine ruhige und scharfe Beobachtung wird dies wahrscheinlich bestätigen.

Die zweite Auffassung, die im Wege steht, knüpft sich an die Persönlichkeit des Lehrers an. Beeinflußt von der praktischen Seite mehr als von der theoretischen, und ohne sich des schwierigen Problems klar zu werden, denkt man nämlich, daß die sittliche Erziehung in der Schule hauptsächlich von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, und daß diese Persönlichkeit angeboren sei. Das Aeußerste, das man darum tun kann, folgert man, ist Persönlichkeiten für den Lehrerstand zu gewinnen, und aus demselben Grunde schließt man, kann das Lehrerseminar hinsichtlich der ethischen Bildung der Lehrer wenig Bedeutendes leisten.

Also bleibt nach dieser Ansicht sehr wenig zu tun übrig und das ist allenfalls ein angenehmer Gedanke für überbürdete Schulleiter und Lehrer.

Stehen wir aber nicht tatsächlich vor einer ungeheuren Aufgabe? Könnte nicht vielleicht, z. B., dieses X der Persönlichkeit des Lehrers in ein a, b, c umgesetzt werden? Wir glauben, daß dies in folgender Weise geschehen könnte und daß es auch schon zum Teil geschieht. Um allgemein zu sprechen, der Lehrer, der eine Persönlichkeit besitzt, beherrscht seinen Stoff leicht; er liebt seinen Beruf und vertieft sich begeistert in seine Fächer; er ist höflich, freundlich, sympathisch und geht doch ganz unparteiisch und streng vor; er kennt die Lehrmethoden gut; er ist ernst, aber nicht finster, Humor fehlt ihm nicht; er ist immer entschieden, aber geht doch bedächtig vor; sein Auftreten ist würdevoll und zu gleicher Zeit anziehend. So ungefähr gestaltet sich das Bild einer Lehrerpersönlichkeit. Ist es daher nicht möglich, daß diese Eigenschaften, wenigstens im großen und ganzen, aneigbar sind und darum auch in der Zukunft gefordert und erworben werden könnten? Das ist kaum zweifelhaft.

Aber eine solche Persönlichkeit würde nur die Grundlage für die Persönlichkeit des ethischen Erziehers bieten. Der Lehrer sollte deshalb auch noch einen bestimmten Gesichtspunkt sich zu eigen machen, den wir uns etwa so denken: *Er soll den* **Frohsinn** *pflegen.* Der Mensch soll froh sein bei der Arbeit, freundlich und munter mit den Mitmenschen, heiteren Gemütes, auch wenn er für sich ist, unbekümmert um kleine Unannehmlichkeiten und auch um große, wenn sie nicht zu vermeiden sind; er soll nicht mürrisch, höhnisch, spöttisch, verbittert und natürlich auch nicht ein kopf- und herzloser Witzbold sein. Ein solches Verhalten macht das eigene Leben und das der Gesellschaft erträglich und anziehend. *Er wird* **Weitherzigkeit** *pflegen.* Das Verständnis für die Lage und die Bedürfnisse anderer soll erweckt werden. Die innere Veranlagung verschiedener Menschen soll den Kindern klar werden. Sie sollen die verschiedenen Sitten, religiösen und politischen Anschauungen, Rassen- und Nationalitätsmerkmale würdigen und einsehen lernen, daß hinter dieser Verschiedenheit der Mensch steht, der in sich selbst sich wenig ändert. Die Weitherzigkeit soll zur Prüfung der eigenen Ideen sowie der Ideen anderer Menschen führen. Die Pflicht der Gewissens- und Gedankenfreiheit, sowie des Forschens nach der Wahrheit und der Achtung vor dem Fortschritt soll den Schülern tief eingeprägt werden. *Der Lehrer soll* **Furchtlosigkeit** *pflegen.* Nichts ist herrlicher als furchtlos durch die Welt zu gehen und nichts erbärmlicher als immer von Furcht beklommen zu sein. Man soll offen sprechen, offen handeln, offen den Blick auf andere richten. Man soll sich nicht in kleinlicher Weise vor Schmerz, vor Verlust, vor der Meinung anderer fürchten und sich auch nicht durch die Bedürfnisse des Behagens, des Luxus, des Essens und Trinkens, des Nichtstuns, kritisch beeinflussen lassen. Dem Ideale soll der Mensch getreu bleiben. *Der Lehrer soll ein Leben* **frei von unnötigen Bedürfnissen** *anstreben.* Der Körper braucht nicht viel, um sich gesund und stark zu erhalten. Geistige und körperliche Betätigung erfrischt. Luxus und die Sucht nach Behaglichkeit befriedigen nicht. Schlichte Menschen-, Natur- und Kunstliebe und -Verständnis machen das Leben wertvoll. Regelmäßigkeit, Freude an der Arbeit sind unerläßliche Bedingungungen des persönlichen und sozialen Wohlseins. *Der Lehrer soll den* **Ordnungssinn** *pflegen.* Ordnung in den kleinsten Dingen und auch in den größten; Ordnung in körperlichen Gewohnheiten, im Geistesleben, im Staate, in der Menschheit; nicht eine gewaltsame, künstliche Ordnung, sondern eine solche, die die Menschheit vollentwickelt.

Diese fünf Tugenden sind eng mit einander verbunden und würden auch in der Schule verbunden werden, denn sie sind Ausdrücke einer einzigen Tugend, nämlich die, Mensch zu sein im Sinne der Stoiker. Nur der ist wahrer Mensch in diesem Sinne, dessen Entscheidungen von den weitesten Erwägungen und dem ausgedehntesten Mitgefühl bestimmt sind. Je weniger das in einem Menschen zutrifft, desto mehr ähnelt er dem Tiere, dem die Ueberlegung und das Mitgefühl in diesem Sinne fehlen.

Also würde diese Betonung des Menschlichen, — des Frohsinns, der Weitherzigkeit, der Furchtlosigkeit, des einfachen Lebens und der Ordnungsliebe, — den Geist und das Gemüt des Lehrers in solcher Weise durchdringen, daß

es als Ausdruck seiner Persönlichkeit erscheint und wie das Natürlichste den ganzen Unterricht beeinflußt.

Das ist unsere Auffassung von der vollen Persönlichkeit des Lehrers, wie sie in der Zukunft, hoffen wir, allgemein sein wird. Wie steht es nun mit der tieferen Bildung des Charakters, im Gegensatz zu der unbewiesenen Behauptung, daß die Schul- und Fächertugenden den Geist ganz durchdringen? Wir wollen in dieser Beziehung einiges anführen, das speziell mit der Ausbildung der Lehrmethoden zu tun hat. Der katechetische Unterricht ist jetzt allgemein eingeführt. Er bezweckt heutzutage, die Erfahrung und das Gedächtnis der Schüler zu prüfen und auch ihr Verständnis zu erweitern. Auch hilft er die Aussprache, den Ausdruck und die Geläufigkeit im Erzählen und die Klarheit des Denkens zu bilden. Der katechetische Unterricht, wie er heute besteht, ist rein dogmatisch, d. h. die Schüler arbeiten nicht selbständig. Er ist vergleichend, aber in dieser Richtung wird noch wenig geleistet. Er bezieht sich auf Sprache mehr als auf Gefühl. Er regt wohl die Schüler zur Mitarbeit mit dem Lehrer an, aber stellt keine Aufgaben, an denen mehrere zusammenarbeiten.

Die Lehrmethode, im Einverständnis mit der modernen Lebensauffassung, sollte nicht vorwiegend dogmatisch sein, d. h., das Urteilen soll von Stufe zu Stufe immer mehr der Klasse überlassen werden. Das Kind würde Urteile apperzipieren, wie es Tatsachen apperzipiert. Von der Unterstufe an würde das Urteil geübt werden. Die Klasse selbst würde das Urteil, wie die Tatsachen, feststellen. Auch würde die Urteilskraft auf breiter Basis aufgebaut werden, d. h., Sittlichkeit, Natur, Kunst, geistige und körperliche Hygiene würden in dieser Weise geprüft, beurteilt und gefördert werden. Die ethische Selbständigkeit der Menschen ist nur durch eine solche zur Selbständigkeit anregende Methode erreichbar.

Die Lehrmethoden könnten ebenfalls das Verallgemeinerungsvermögen entwickeln, klären und stärken. Das geschieht vielleicht am einfachsten durch die vergleichende Methode. Die momentanen Besprechungen würden sich auf frühere Besprechungen im selben Fache und in anderen Fächern berufen, sowie an die Erfahrung im allgemeinen anschließen. Die Vergleiche würden so weit als möglich gehen und natürlich sehr oft von den Schülern gezogen werden. Mit der Zeit würde der Schüler das Aehnliche und Unähnliche weit verfolgen können, bis er sein ganzes Wissen und seine ganze Erfahrung eng verknüpfen kann. Wenn so dieser Leitgedanke systematisch durchgeführt wird, dann würde jedes Fach in jedes andere Fach und in den Geist im allgemeinen überspielen; in mancher Klasse geschieht das schon jetzt. Die B e o b a c h t u n g, die speziell im naturwissenschaftlichen Unterricht hervortritt, die G e n a u i g k e i t im mathematischen Unterricht, die R e i n l i c h k e i t u n d O r d n u n g im Schreiben, das F e i n g e f ü h l im Lesen, der E n t w i c k l u n g s s i n n in der Geschichte, die s o l i d a r i s c h e n T a t s a c h e n im Geographieunterricht, der M u t im Turnen, die e t h i s c h e B e g e i s t e r u n g im Gesang wird durch die vergleichende Methode Gemeingut des Geistes werden. Die Gabe der Beobachtung, Verallgemeinerung, Deduktion, würden in dieser Weise vervollkommnet werden und der Schüler instand gesetzt, seine Welt zu verstehen und dadurch zu beherrschen.

Die beurteilende und die vergleichende Methode regen die Selbsttätigkeit und das innere Interesse an. Diese Selbständigkeit muß wieder durch größere Aufgaben, besonders auch durch Vorschläge für private Betätigung gehoben werden. Aber wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen und gemeinsame Aufgaben stellen, damit die Schüler in das soziale Leben, das gemeinsame Arbeit verlangt, eingeführt werden. In dieser Richtung kann unendlich viel geschehen, um die sozialen Gefühle zu entwickeln, zu erweitern und zu vertiefen. Diese Auffassung der Lehrmethoden und der Persönlichkeit des Lehrers würden der Schule eine viel feinere und reinere ethische Atmosphäre leihen.

Jetzt sollten wir zur Durchdringung der einzelnen Fächer übergehen, aber dieser Aufgabe müssen wir bei einer anderen Gelegenheit versuchen gerecht zu werden.

Die ethische Erziehung in den Elementarschulen von New-York.

Von M e i n r a d K ä l i n, Lehrer in Einsiedeln.*)

Die moralische Erziehung der Zöglinge ist die Hauptaufgabe des Lehrers. Dieser Zweck sei sichtbar beim Unterrichte und bei der ganzen Atmosphäre der Schule, in Luft und Geist. Auf Grund der Erfahrungen von praktischen Lehrern folgen hier zu diesem Zwecke etwelche Winke:

1. Die Persönlichkeit des Lehrers ist die Wurzel aller moralischen Schulerziehung. Ernst bei der Sache, Haltung, Selbstbeherrschung, Manieren, Höflichkeit, Stimme, Kleidung und allgemeines Verhalten sind kräftige Mittel der Charakterbildung der Schüler.

2. Sinn für Ehrfurcht ist dem Kinde unumgänglich notwendig. Was immer im Kinde das Gefühl vor der höhern Gewalt weckt und anleitet, Ordnung, Schönheit und die Geheimnisse des Weltalls ehrfurchtsvoll zu bewundern und es mit Bewunderung vor jeder wahren Größe erfüllt: das befördert den Ehrfurchtssinn.

3. Selbstachtung; auch sie ist grundlegend bei der moralischen Entwicklung; sie wird im Kinde hervorgebracht, indem es das Beste leistet in Lösung seiner Aufgabe, wenn es von seiten des Lehrers und der Mitschüler die gebührende Anerkennung findet.

4. Grundstein eines sich selbst achtenden Charakters ist Grundsätzlichkeit; nämlich die Bereitwilligkeit recht zu handeln, eben weil es so recht ist, was immer die Folgen sein mögen, und die Festigkeit, das Rechte zu tun, wie Gott uns das Rechte zu verstehen gibt. Der wesentliche Unterschied zwischen Grundsatz und Selbstliebe sollte jedem Kinde so lebhaft als möglich zum Bewußtsein gebracht werden.

5. Die Luft des Klassenzimmers und der Schule — der Geist, welcher die Kinder lehrt, mit Stolz zu sagen „meine Klasse“ und „unsere Schule“, ist eines der stärksten moralischen Mittel. Wo immer ein wirklicher, ein ächter Korpsgeist herrscht, ist das Problem der Disziplin so gut als gelöst.

Die öffentliche Meinung als moralische Kraft sollte in jeder Schule gebildet und nutzbar gemacht werden.

6. Das Kind soll schon früh das Bewußtsein von gesellschaftlicher Zusammengehörigkeit erlangen. Das Bewußtsein, daß gemeinsames Arbeiten und Uneigennützigkeit unbedingt notwendig sind zu wahrem gesellschaftlichem Leben, sollte in seiner Seele wirklich und lebendig werden.

Diese Tatsache wird dem Kinde am besten zum Bewußtsein gebracht durch sogenannte „Gruppenarbeit“, bei welcher die Arbeit eines jeden Kindes erforderlich ist zur Vollendung des Ganzen und durch das Gefühl, daß in einer Schule ein jedes Kind für die Ehre der ganzen Klasse verantwortlich ist.

Das Kind sollte auch lernen, daß es ein Mitglied ist nicht nur der Schule, sondern auch der Familie, der Nachbarschaft, des Kantons, des Vaterlandes. Was es bedeute, ein ehrliches Glied dieser gesellschaftlichen Einrichtungen zu sein, sollte ihm klar gemacht werden. Es sollte ihm auch gezeigt werden, wie naturgemäß und notwendig Dienstfertigkeit und Gehorsam seien. Die moralische Notwendigkeit häuslicher Arbeit und die Notwendigkeit zu handeln, nicht gegen, sondern gemäß den Vorschriften betreffend Gesundheit, Straßenreinigung, Polizeiverordnungen und Erziehungsregeln, sollte an praktischen Beispielen gezeigt werden.

7. Niemand besitzt einen vollkommen ausgebildeten C h a r a k t e r, ehe die äußere Autorität für ihn zu einer

*) Aus Pädagogische Blätter, Einsiedeln, vom 11. Okt. 1907.

inneren geworden ist: Ein moralischer Mann gehorcht seiner eigenen inneren Stimme. Der Lehrer sollte ein jedes Kind dahin beharrlich unterstützen, daß dasselbe nach und nach lernt, sich selbst zu leiten und zu beherrschen. Wirksame Mittel zu diesem Zwecke sind folgende: Entwicklung jenes Ehrgefühles, welches die Disziplin beobachtet ohne Aufsicht und irgend eine Art von Organisation, dazu bestimmt, den Verantwortlichkeitssinn zu schärfen und zu üben, z. B. eine sogenannte Schulgemeinde; wenn klugerweise angeordnet und frei von Pedanterie, hat sie in manchen Schulen schon gute Dienste geleistet. Die Art der Organisation ist von keinem Belange. Der wesentliche Punkt ist der, daß der Lehrer selbst als Mitglied der Genossenschaft seine Schüler bis zu einem gewissen Grade mithelfen lasse an der Erfüllung der Aufgaben, und daß er denselben als Mitgliedern der Genossenschaft die Ausübung gewisser Rechte und Verrichtungen der Schule anvertraut — Mitwirkung im Leben.

8. Jedes Fach soll einen bestimmten moralischen Wert fürs Kind bekommen. Literatur und Geschichte sollten dem Kinde in faßlicher Form gute Grundsätze und Taten vor Augen führen, sollen dem Kinde Ideale und Aneiferungen bieten und sein moralisches Urteil bilden. Jedes Fach wird diesen Zweck erfüllen, wenn der Lehrer selbst von dem ergriffen ist, was er vorträgt. Jeder Gegenstand, welcher Beobachtung und Ausdruck verlangt, ist wesentlich charakterbildend und sollte so vorgetragen werden, daß das Kind befähigt wird, den Gegenstand zu erfassen, wie er in Wirklichkeit ist, und dasjenige, was es erfaßt hat, auch richtig auszudrücken.

9. In Verbindung mit dem regelmäßigen Schulunterrichte sollten dem Kinde gewisse zeitgenössische Erscheinungen auf dem Felde der heutigen Zivilisation vorgeführt werden, welche geeignet sind, das Gemeingefühl zu entwickeln. Je nach der Bildungsstufe des Zöglings sollte man sprechen von Spitälern, Kinderschutzvereinen, Armenhäusern, Greisenasylen, Krippen, Stiftungen für Ferienheime und ähnlichem mehr. Heldentaten und Selbstaufopferung von seiten der Feuerwehrmänner, Polizisten, Soldaten, Erfinder und auch von Leuten aus dem täglichen Leben sollten ausführlich behandelt werden. Die Wahrheit, daß Erfolg im Leben mehr bedeutet als nur Geld machen, kann auf diese Weise dem Kinde immer tiefer und tiefer eingeprägt werden. Auch die Betrachtung grausamer Taten, von Unehrenhaftigkeit und Schande nimmt einen notwendigen, wenn auch minderwichtigen Platz ein in der Bildung des moralischen Bewußtseins.

10. Als Themata, welche über Sittlichkeit und Betragen Stoff bieten, können im Unterricht verwendet werden:

a. Pflichten gegen Eltern, Geschwistern und Gespielen, Dienstboten und andere Angestellte, Vorgesetzte, Arbeitgeber, Greise, Arme und Unglückliche.

b. Das Betragen zu Hause, bei Tische, in der Schule, auf der Straße, bei Versammlungen und beim öffentlichen Verkehr.

c. Allgemeine Tugenden, z. B. Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit, Selbstbeherrschung, Reinlichkeit, Frohsinn (Humor), Reinheit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Fleiß und Vaterlandsliebe.

11. Bei solchem Unterricht sollte folgender Gang eingehalten werden:

a. Das Kind soll angeleitet werden, zuerst die betreffende Tugend zu üben und dann sie zu üben aus Grundsatz; z. B. soll es vom Gehorchen zum Gehorsam aus Grundsatz angeleitet werden. Das Kind entwickelt sich ebenso von der Selbstliebe zur Nächstenliebe. Der Regel nach entwickelt sich der Trieb zu seinem eigenen Interesse früher als der Trieb, sich in eines andern Platz hineinzudenken.

b. Die Pflege der Einbildungskraft ist eine mächtige Hilfe für die sittliche Erziehung: 1. weil die Einbildungskraft befähigt, sich die Folgen seines Tuns lebendig vorzustellen, sich selbst in der Folgezeit an seinem eigenen Platze zu sehen. (Voraussicht — Fernsicht.) 2. weil sie das Kind befähigt, sich selbst in die Lage eines andern hineinzudenken. (Sympathie — Teilnahme.)

c. Beim Gebrauch literarischer Werke und anderer Hilfsmittel der sittlichen Erziehung soll der Lehrer ja die geistige Selbstbetätigung des Kindes nicht schädigen. Das Kind sieht's nicht gerne, wenn ihm vom Lehrer eine moralische Anwendung gegeben wird, welche es selbst machen könnte, und es ist geneigter, einem Grundsatze zu folgen, welchen es selbst ausfindet oder ausdrückt, eben weil er sein geistiges Eigentum ist.

d. Die wirksamste Methode bei der sittlichen Erziehung ist eher bejahend als verneinend (eher lobend als tadelnd), die Tugend rühmen besser als das Laster anklagen. In einem Gemüt, erfüllt von Interesse zum Guten, erfüllt von hohem Streben und geneigt, hilfreich beizuspringen, findet sich kein Raum für üble Gesinnung.

Liebe ist ein starkerer und vorzüglicherer Beweggrund zum Handeln als Furcht.

Arbeitsbericht.

Am 21. Oktober 1907 fand die Generalversammlung des D. B. f. w. Sch. u. M. statt. Dr. Penzig berichtet über die bisherige Propagandaarbeiten. Die Mitgliederzahl ist auf 950 angewachsen, zahlreiche Zuschriften beweisen das besondere Interesse der Volksschullehrer für den Bund. 1907 sind außer den Mitteilungen 12000 Flugblätter zur Verteilung gelangt, die mehrfach liberalen Zeitungen beigelegt wurden. Der Vorstand wird per Akklamation wiedergewählt, die Herren Manske und Dr. Hirschberger zu Revisoren ernannt. An die Generalversammlung schließt sich eine öffentliche Versammlung an. Referiert wird über: 1. Warum verlangen wir Moralunterricht? 2. Ethische Reform der Schuldisziplin. 3. Durchdringung des Gesamtunterrichts mit ethischen Gesichtspunkten.

Im Oktober erschien ein neues Flugblatt unter dem Titel: Was wir wollen?; im November ein solches über: Ist Religion lehrbar?

In der Vorstandssitzung vom 20. Dezember wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, allen Bundesmitgliedern, die 5 Mk. und mehr zahlen, außer den Mitteilungen die „Ethische Kultur" regelmäßig zuzusenden. Aus den Vorstandsmitgliedern wurde ein propagandistischer und ein literarischer Ausschuß gewählt. Der Vorsitzende war als Vorsteher in Weimar bei der Kartellierung der freiheitlichen Vereine. Der Bund ist dem Kartell beigetreten. Dr. Penzig ist in den Propagandaausschuß des Kartells als Vorsitzender gewählt worden. Im Januar wird der Bund eine Broschüre über Moralunterricht herausgeben. Ferner wird ein Entwurf „Zur ethischen Reform des Geschichtsunterrichtes" erscheinen, der allen Mitgliedern und auch pädagogischen Zeitschriften zugesandt wird. Der Kassabestand f. 1907: Einnahmen 2047,72 Mk., Ausgaben 1687,23 Mk.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß von den beiden unterzeichneten Vorstandsmitgliedern des Bundes bereits Moralunterricht in Privatzirkeln erteilt wird. Neuanmeldungen werden jederzeit entgegengenommen: Herr Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, Frl. L. Jannasch, Berlin W., Lutherstr. 5, Herr Dr. J. Lewin, Halensee, Bornstedterstr. 2.

Soeben ist die erste Flugschrift des Bundes unter dem Titel: „**Weltlicher Moralunterricht in der Schule eine Forderung der Zeit**" erschienen. Da dieselbe für Propagandazwecke sehr geeignet sein dürfte, so bitten wir die Freunde unserer Bewegung, recht zahlreichen Gebrauch davon zu machen. Wir geben ab: 1 Stück für 30 Pf., 5 Stück für 1,25 Mk., 10 Stück für 2 Mk., 50 Stück für 9 Mk., 100 Stück für 15 Mk. Zu beziehen durch das Büro Berlin W. 64, Unter den Linden 16, III.

Vortragsreise. Herr Dr. Penzig wird am 24. Januar 1908 in Dresden (Tivoli, 8 Uhr abends) über Moralunterricht sprechen. Sollten noch weitere Wünsche nach Vorträgen im Anschluß an dieses Datum vorhanden sein, so bitte um Nachricht. — Bereits gesprochen am 7. Januar in Graudenz über das Thema: „Zucht und Freiheit"; 12. und 15. Januar in Königsberg i. Ostpr. über: „Kirche und religiöse Persönlichkeit" und über „Weltliche Schule und Moralunterricht". Dieselben Gegenstände wurden auch am 13. und 16. Januar in Danzig behandelt. Frl. Jannasch sprach am 14. Januar in Gotha und wird am 17. Januar in Frankfurt a. M. (Loge Karl) sprechen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Henzel, Gottesberg.

Weltliche Schule.

Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.

April/Juni 1908. | Berlin W. 64 Bureau: Unter den Linden 16, III. | Nr. 9.

Unser Ziel: Der Bund erstrebt die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts.

Mitglieder des Bundes, die einen Jahresbeitrag von Mk. 5.—, und mehr zahlen, erhalten **umsonst** *die Halbmonatsschrift* ***„Ethische Kultur“*** *mit der Beilage* ***„Kinderland“***. *(Bezugspreis Mk. 6,40).*

Erster Internationaler Kongreß für Moralpädagogik.

23.—26. September 1908 in London.

General-Sekretär: **Gustav Spiller**, 6 York Buildings, Adelphi, London.

Präsident:
Kassenführer: **Lord Rosebury**.

Vize-Präsidenten:
Professor Dr. **Friedrich Paulsen** und Stadtschulrat Dr. **G. Kerschensteiner**, Deutschland; Sir **Eduard H. Busk** und Professor Dr. **M. E. Sadler**, England; **M. Ferdinand Buisson** und **M. d'Estournelles de Constant**, Frankreich; Senator **Pasquale Villari** und Dr. **Amilio Corradini**, Italien; Professor Dr. **Friedrich Jodl**, Oesterreich; Regierungsrat Dr. **Gobat**, Schweiz; Professor Dr. **Herrald Höffding**, Skandinavien; Professor Dr. **Julius Pikler**, Ungarn; Professor Dr. **Felix Adler**, Vereinigte Staaten.

Weiteres Komite:
M. Léon Bourgeois, erster Vorsitzender; Geheimrat Professor Dr. **Wilhelm Foerster**, zweiter Vorsitzender.

Exekutiv-Komite:
Mrs. **Bryant**, D.Sc., Litt.D., erster Vorsitzender; **Professor J. W. Adamson**, zweiter Vorsitzender.

Sekretäre:

Deutschland: Dr. **Paul v. Gizycki**, Thomasiusstraße 3, Berlin.
Oesterreich: **Wilhelm Börner**, 1112, Obere Viaduktgasse 32, Wien.
Skandinavien: Dr. **Anthon Thomsen**, Skindergasse 29, Kopenhagen.
Schweiz: Nationalrat Dr. **Fritschi**, Pestalozzianum, Zürich.

Der erste internationale Kongreß für Moralpädagogik wird am 23.—26. September 1908 in London abgehalten.

Um als Grundlage der Diskussion einen zusammenfassenden Ueberblick über das Problem der moralischen Erziehung darzubieten, sollen kurze Vorträge über Themata folgender Art gehalten werden: Schule und Haus; Schul-Organisation (Coeducation, Schul-Hygiene, Schülerzahl); Disziplin; Erziehungs- und Unterrichts-Methoden; Jugendliteratur; ethische Durchdringung des ganzen Lehrplans (Geschichte, Geographie, Literatur, Alte Sprachen, Neuere Sprachen, Aufsatz, Naturgeschichte, Mathematik, Handfertigkeit, Kunst usw.); der relative Wert direkter und indirekter Moral-Unterweisung; gesonderte Moral-Unterweisung (Gegenstand, Methode, Handbücher, Vorbereitung von Lehrern, Zeitaufwand); gelegentlicher Moralunterricht (Berufsethik, Reinheit, Höflichkeit, Mäßigkeit, Tierfreundlichkeit, Sparsamkeit, Hygiene); Bürgerkunde und Patriotismus; die Beziehung ästhetischer und physischer Erziehung zur moralischen Erziehung; die Erziehung der moralisch Zurückgebliebenen; moralische Einwirkung in Kindergärten, in Elementarschulen, an höheren Schulen, an Universitäten, in Fachschulen, in Fortbildungsschulen und in Seminaren. Zur Vorbereitung einiger der oben genannten Vorträge werden vorher Fragebogen an Sachverständige reichlich versandt werden. Auch werden einige Muster-Lektionen im Moralunterricht — in verschiedenen Sprachen — vorgeführt werden.

Zwei praktische Vorschläge sollen auch diskutiert werden, nämlich die Begründung eines „Internationalen Journals“ und einer „Internationalen Zentralstelle“ für Moralpädagogik.

Es wird ferner eine Ausstellung moralpädagogischer Literatur, Bilder usw. abgehalten werden.

Es finden statt: 1. Allgemeine Versammlungen; 2. Abteilungs-Versammlungen (auf einen Tag beschränkt); 3. Spezielle Zusammenkünfte.

Mitglieder, die Vorträge oder Berichte zu übernehmen wünschen, werden gebeten, ihre Absicht vor dem 15. Juni 1908 anzumelden. Kongreß-Sprachen sind: Englisch, Französisch und Deutsch.

Der Kongreß wird seine Verhandlungen auf Gegenstände beschränken, die gleichmäßig alle interessieren, denen die ethische Seite der Schulbildung am Herzen liegt; ohne daß hieraus zu folgern wäre, religiöse und philosophische Fragen seien nicht von Wichtigkeit bei der moralischen Erziehung, und ohne daß gelegentliche Bezugnahmen auf religiöse und philosophische Gesichtspunkte ausgeschlossen wären.

Es ist zu hoffen, daß der Kongreß, indem er in einer systematischen Form die entscheidend wichtigen Probleme der Charakterbildung vor die Welt der Erzieher und überhaupt vor die Kulturwelt bringt, wesentlich dazu helfen wird, die Erziehung nach der Seite der Gesinnung und der Lebensführung hin zu vervollkommnen.

Alle Mitteilungen und Anfragen sind an die Sekretäre der einzelnen Länder oder an den General-Sekretär zu richten, der auch bereit ist, Rat und Auskunft über Reise, Hotel usw. zu erteilen.

Diejenigen Personen, die Kongreßmitglieder werden wollen, werden gebeten, an den Generalsekretär Gustav Spiller, (6 York Buildings, Adelphi, London) ihre Adresse mit einer Begleitsumme von 10 Mark (zur Kostendeckung) einzusenden.

Diejenigen Personen, die persönlich an der Teilnahme am Kongreß verhindert sind, aber Interesse für die Verhandlungen haben, werden gebeten, ihre Adresse dem Generalsekretär einzusenden mit einer Begleitsumme von 5 Mark. Dafür erhalten sie sämtliche Drucksachen des Kongresses, einschließlich des Kongreßberichtes, kostenfrei geliefert.

Alle Mitglieder unseres Bundes, alle Freunde unserer Sache werden gebeten, in ihrem Bekannten- und Freundeskreise möglichst viel Teilnehmer oder Interessenten für den Kongreß zu gewinnen; denn je mehr Interesse dem Kongreß entgegengebracht wird, über destomehr finanzielle Mittel kann er verfügen, desto leichter wird er seine Beschlüsse praktisch verwirklichen können. Wer also will, daß wir mit unserer moralpädagogischen Arbeit ein gutes Stück vorwärts kommen, der werbe für unsere Sache, soviel er irgend kann.

Aus England.

Von F. J. Gould. (Aus dem englischen Manuskript übertragen.)

Gegenwärtig nimmt England durch drei Unternehmungen in fortschrittlicher Richtung das Interesse der pädagogischen Kreise für sich in Anspruch. Die erste betrifft den energischen Versuch der liberalen Regierung, die Education Bill durchzudrücken. Von dieser Bill verspricht man sich die Lösung des Problems des Religionsunterrichts in den Elementarschulen. Nach diesem Gesetzesentwurf sollen die Munizipalschulen den in Form eines nichtdogmatischen Bibelunterrichts erteilten Religionsunterricht beibehalten, was den Nonkonformisten, den Anhängern einer vom Staate unabhängigen Kirche, gerade zusagt. Die anglikanische Staatskirche und die Römisch-Katholischen werden dann nicht mehr die Erlaubnis erhalten, besonderen dogmatischen Religionsunterricht zu erteilen, solange sie aus den Beiträgen der Stadt- und Landgemeinden Unterstützung erhalten. Sie können sich freilich von der Aufsicht der Gemeinden freimachen und ihrer Jugend den von ihnen gewünschten dogmatisch-konfessionellen Unterricht erteilen; aber in diesem Falle würden sie auf die Beihülfe der städtischen und ländlichen Gemeinden verzichten und müßten sich mit einer bloßen Zuwendung aus Staatsmitteln zufrieden geben. Sie würden alsdann tatsächlich aus den öffentlichen Mitteln weniger Geld erhalten als die Munizipalschulen. Da die englische Kirche und die Römisch-Katholischen durch den Gesetzesentwurf, der den Wünschen der Nonkonformisten Rechnung trägt, sich in ihren Interessen geschädigt fühlen, so bekämpfen sie diesen.

Ich glaube nicht, daß der Entwurf Gesetz wird. Sollte es doch der Fall sein, so würde der Widerstand der Anglikaner und Katholiken es jedenfalls unwirksam machen. Wütet doch die leitende anglikanische Zeitschrift mit großer Heftigkeit gegen den gegenwärtig in den meisten städtischen Schulen im Gebrauche befindlichen einfachen Bibelunterricht, den sie als „verfälschtes Christentum“ brandmarkt.

Auf der anderen Seite bemüht sich die Liga für Moralunterricht, die den weltlichen Moralunterricht in alle vom Staat unterstützten Schulen einzuführen sucht, für einen Zusatz zu dem Entwurfe die Unterstützung von Parlamentsmitgliedern zu erlangen, nach dem in den Schulen eine Stunde wöchentlich der nichttheologischen Ethik gewidmet wird. Dieser Unterricht soll einen integrierenden Bestandteil des weltlichen Unterrichts ausmachen und daher der Aufsicht der Regierungsinspektoren unterstellt werden.

Ferner regen besonderes Interesse die in jüngster Zeit veranstalteten Untersuchungen, die sich mit den in den verschiedenen Kulturländern vorbereiteten Methoden der moralischen Erziehung befassen. Etwa vor einem Jahr wurde in London unter dem Vorsitz des Historikers James Bryce, des britischen Gesandten in den Vereinigten Staaten, eine große pädagogische Versammlung über die Frage des Moralunterrichts abgehalten. Diese Versammlung setzte ein Komitee ein, dem die Aufgabe gestellt wurde, das Material der verschiedenen Länder über den Gegenstand zu sammeln, die vorliegenden Zeugnisse zu prüfen und Männer zu beauftragen, die die Schule des Auslands besuchen sollten, um darüber Bericht zu erstatten. Das Komitee, (dem ich als Mitglied angehöre) ist gegenwärtig noch damit beschäftigt, die eingesandten Berichte der zahlreichen Ausschußmitglieder durchzulesen. In einigen Monaten wird die Arbeit fertig sein und in einem größeren Buche veröffentlicht werden. Die Seele dieses Unternehmens ist der berühmte Professor der Manchester Universität M. E. Sadler.

Die Mitglieder des Komitees gehören den verschiedenen Geistesrichtungen an. Unter ihnen befinden sich Katholiken, Anglikaner, Nonkonformisten, Juden und Freidenker. Ihre Arbeiten haben mehr den Zweck, das vorhandene Material zu sammeln als irgend welche spezielle Methode zu empfehlen. In praktischer Hinsicht verbindet alle Mitglieder des Komitees nur das eine, nämlich das gemeinsame Interesse an der Förderung der sittlichen Erziehung, da man allgemein das Gefühl hat, daß die alten Methoden den gegenwärtigen sozialen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen.

Das dritte Unternehmen ist die Vorbereitungsarbeit zu dem im September in London stattfindenden moralpädagogischen Kongreß. Das englische Exekutivkomitee (dem ich gleichfalls als Mitglied angehöre) ist vor Kurzem zusammengetreten; es hat ein Programm ausgearbeitet und sucht in der Oeffentlichkeit für die Sache Interesse zu erwecken — eine Aufgabe, die für das philosophischen Fragen sehr unzugängliche England nicht leicht zu erfüllen ist. Durch den derzeitigen Aufenthalt eines unserer alten Freunde, Herrn G. Spiller, in London wird uns indessen die Arbeit sehr erleichtert. Wir erwarten daher wohl mit Recht, daß durch mehrere Versammlungen der hervorragendsten Pädagogen der zivilisierten Welt unsere Sache einen nicht unerheblichen Erfolg haben wird.

Die Liga für Moralunterricht besteht jetzt zehn Jahre. Dank der tatkräftigen Arbeit ihres Sekretärs, Harrold Johnson, bedeutet ihre Gründung eine entscheidende Wendung in der Geschichte der englischen Erziehung. Bereits etwa vierzig lokale Erziehungsausschüsse des Landes haben ihren Lehrern die Weisung gegeben, sich an eine bestimmte Anordnung des ethischen Lehrstoffes entweder in Verbindung mit der Bibel und dem Katechismus oder als eines Bestandteils des weltlichen Unterrichtsplans zu halten. Ich zweifle nicht daran, daß in nicht mehr allzulanger Zeit der Religionsunterricht aus den vom Staate unterstützten Schulen verschwinden wird. Zwei Umstände berechtigen mich zu dieser Annahme:

1. Die Oeffentlichkeit wird sich allmählich immer mehr davon überzeugen, daß die moralische Unterweisung (d. h. die Pflege des sozialen Empfindens der Kinder und die Einprägung der Pflichten gegen Familie, Staat und Menschheit) viel größere Aufmerksamkeit verlangt, als man dieser Sache bisher entgegengebracht hat. Herbarts Ansicht, daß die Erziehung ein sittliches Ziel haben muß, wird immer mehr zur Anerkennung kommen müssen. Infolge der unerfreulichen Konflikte der religiösen Körperschaften wird man sich schließlich veranlaßt sehen, die Frage in weltlichem Sinne zu lösen, d. h. man wird den theologischen Unterricht aus der Schule verbannen.
2. Die Anhänger eines weltlichen Moralunterrichts werden versuchen klar zu machen, daß sie gar nicht beabsichtigen, die Bibel aus dem Sittenunterricht auszuschließen. Die Liga für Moralunterricht sowohl wie die Liga für weltliche Erziehung erklären sich beide geneigt, die Bibel als eine der verschiedenen Quellen zur Veranschaulichung sittlicher Gedanken im ethischen Unterricht anzuerkennen.

Freireligiöser Religionsunterricht?

In der Februarnummer der Monatsschrift „Neues Leben“ (herausgegeben von Dr. Roster, Reichenberg) richtet Dr. Johann Molln-Wien folgende dringende Bitte in Sachen des Religionsunterrichts an alle Vorkämpfer des religiösen Fortschritts: „Höret auf, die Meinung zu hegen und zu verbreiten, daß der Religionsunterrichts überhaupt aus der Schule entfernt werden müsse, sondern verkündet getrost die unbestreitbare Wahrheit, daß zwar der auf die Bibel gegründete konfessionelle Religionsunterricht wegen seines schreienden Widerspruchs mit der neuzeitlichen Bildung und der Vernunft aus der Schule beseitigt, jedoch an dessen Stelle der volks- und zeitgemäße, mit der neuzeitlichen Bildung im Einklang stehende, auf die Meisterwerke der neueren Dichter und Denker, insbesondere Goethes und Schiller gegründete und für die Schüler aller Konfessionen gemeinsame Religions-, Weltanschauungs- und Sittlichkeitsunterricht, verbunden mit einer wissenschaftlichen und vom Geist wahrer Duldsamkeit erfüllten Religionsgeschichte und zwar der Geschichte

der bedeutendsten Volks- oder Massenreligionen als auch der bedeutendsten Partikular- oder Sonderreligionen erlesener Geister, angefangen von dem edelsten Märtyrer aller Zeiten (!) Giordano Bruno bis auf die Gegenwart, eingeführt werden muß. Da wir bereits ein Buch besitzen, das in diesem Geiste abgefaßt ist, nämlich: Lehrbuch für den religiös-sittlichen Unterricht in freireligiösen Gemeinden von Georg Schneider, Prediger der freireligiösen Gemeinde zu Mannheim, so machet Schulbehörden und einflußreiche Persönlichkeiten auf die außerordentlichen Vorzüge dieses Buches aufmerksam mit der Erklärung, daß es eine unverzeihliche Sünde an unserer Jugend sei, sie auf Grund der konfessionellen mehr den Aberglauben als die Religion fördernden Bücher zu drillen, anstatt sie auf Grund eines im Geiste Goethes und Schillers verfaßten Lehrbuchs in volks- und zeitgemäßen, vom Aberglauben gänzlich freien Religion zu erziehen."

In längeren begründenden Ausführungen wird darauf hingewiesen, daß für das tiefere innere Erleben der Seele in der Schule sogar auf der untersten Stufe viel Platz, viel Zeit, viel Stimmung vorhanden sei, und gefordert, es sollte durch das Lesen von Märchen, Sagen, Fabeln, Balladen, Romanen, Epen, Dichtungen, Lebens- und Reiseschilderungen, geschichtlichen, ästhetischen und ethischen Aufsätzen und Abhandlungen gepflegt werden.

Zu diesen Ausführungen bemerken wir folgendes:

Wir geben ohnes weiteres zu, daß die Lektüre der Meisterwerke der Dichtung, das eindringende Verständnis in die religionsgeschichtliche Vergangenheit eine für die Läuterung des sittlichen Empfindens der Jugend unerläßliches Hilfsmittel der Erziehung ist. Jedoch weisen wir die Beschäftigung mit der Literatur dem literarischen, die Beschäftigung mit der allgemeinen Religions- und Kulturgeschichte dem geschichtlichen Unterricht zu. Der Moralunterricht hat daneben noch gesonderte Aufgaben: Er soll der Jugend einen tieferen Einblick in das Wesen und den Zusammenhang der sittlichen Forderungen gewähren, ihr ein Verständnis für sittliche Fragen und Handhaben für ihre Lösungen mitgeben, ihr helfen, sich klare sittliche Begriffe und Urteile zu erwerben und für die Läuterung des sittlichen und sozialen Empfindens, für Antriebe zur bewußten Selbsterziehung durch eingehendere Beschäftigung mit den Wünschen und Idealen der Schüler selbst Sorge tragen. Da das Nacherleben tiefinnerlich empfundener Meisterwerke der Dichtung und Kunst ein Mittel zur Läuterung des sittlichen Empfindens ist, so wird es in dem Moralunterricht naturgemäß gelegentlich mitherangezogen werden, ohne daß man sich darauf beschränkt.

Für einen gesonderten Religionsunterricht ist dann aber kein Raum mehr.

Faßt man Religion als gefühlsmäßige Beschäftigung mit transzendenten Vorstellungen, so hat diese einen allzu subjektiv-persönlichen Charakter. Es gibt rationell veranlagte Naturen, denen Ehrfurchts- und Abhängigkeitsgefühle, Erlösungsbedürfnis u. dergl. vollständig abgehen, ja auch solche, denen jede religiöse Erbauung zuwider ist, die so etwas als Schwärmerei und Widerwärtigkeit empfinden. Andererseits sind die religiösen Ansichten gegenwärtig so grundverschieden und vielfältig, daß es unter den gegebenen Umständen zu den größten Unverträglichkeiten führen müßte, wenn in der öffentlichen Schule ein freier Religionsunterricht eingeführt werden sollte. Jede dogmatische Festlegung auf irgend eine Glaubens- oder Erlebensform ist unmöglich. Was soll ein Lehrer, der Theosoph ist, mit positivistischer Menschheitsreligion, was ein frommgläubiger Katholik mit der Pfleidererschen Liberaltheologie anfangen? Soll er um seines Amtes und des lieben Friedens willen heucheln? Oder sollten wir jedem Lehrer das Recht gewähren, seine religiösen Ansichten den Schülern vorzuleben, auch Pietisten, Theosophen, u. s. f., würde das nicht zu Unverträglichkeiten zwischen Schule und Haus führen?

Aus allen diesen Nöten gibt es nur einen Ausweg: Der Religionsunterricht den religiösen Korporationen. Mögen die Religiösen der verschiedenen Richtungen ihre Welt- und Kulturanschauung ihren Kindern nur ruhig beibringen oder vorerleben, dazu haben sie ihr gutes persönliches Recht. Der Staat möge ihnen allenfalls — wie in Frankreich — einen Tag freigeben, an dem sie ihr Weltanschauungs- oder religiöses Bedürfnis befriedigen können.

Wenn der Staat ein übriges tun will, so kann er die idealen Kulturbestrebungen durch eine gerecht verteilte Unterstützung fördern; jedoch dann gleiches Recht für alle, für Orthodoxe und Liberale, Monisten und Sozialisten, soziale Reformbestrebungen, ethische Bewegungen, Kunstvereine und Kulturbünde.

Das zur Zeit bestehende Unrecht ist das P r i v i l e g der Staatskonfessionen. Dies muß durch das höhere Prinzip der F r e i h e i t und G l e i c h b e r e c h t i g u n g aller religiösen und nichtreligiösen Glaubens- und Kulturanschauungen ersetzt werden.

Die öffentliche Schule kann, solange ein Schulzwang besteht, keine Religion, keine persönliche oder historische, keine supranaturalistische oder naturalistische Religion bevorzugen und muß in diesen Fragen sich streng neutral verhalten. Dafür hat sie aber das Recht — das ihr hoffentlich von allen Einsichtigen nicht bestritten wird — für eine hinreichend s i t t l i c h e Erziehung der heranwachsenden Generation zu sorgen.

Welches die beste Form und Methode dieser moralischen Erziehung ist, das ist eine moralpädagogische Frage, die mit der wachsenden Beschäftigung mit solchen Fragen hoffentlich bald in einer annähernd allseits befriedigenden Weise gelöst werden wird. Unser Bund tritt einerseits für eine stärkere Durchdringung des Gesamtunterrichts mit ethischen Gesichtspunkten und andererseits für eine systematische Aussprache zwischen Lehrer und Schüler über ethische Fragen (Moralunterricht) ein. Gewiß, wir wollen gar nicht verkennen, daß auch auf e t h i s c h e m Gebiete die verschiedensten Ansichten sich geltend machen, aber schließlich sind auch die Auffassungen über G e s c h i c h t e recht geteilte und wir lehren sie doch auf der Schule. Der Lehrer wird sich naturgemäß jedes Aufdrängens von einseitigen, nicht allgemein geteilten, moralischen Ansichten enthalten, da es ja wohl in erster Linie zu einer ethischen Selbsterziehung gehört, nicht Subjektives für Objektives auszugeben. Auch denken wir uns die Moral nicht beigebracht, sondern von den Schülern im Verein mit den Lehrern gemeinsam erarbeitet, so daß der Lehrer leicht vor Einseitigkeit bewahrt wird.

Ob wir die religiösen und philosophischen Fragen auch einmal in vollständig freier und kritischer Weise in der Schule besprechen können? Wir hoffen's. Doch für die Gegenwart erscheint es uns noch utopisch. Dazu bedürfen wir Erwachsene erst einer größeren Einigung in diesen Fragen. Dies erfordert eine sehr tiefgehende allgemeine ethische Selbsterziehung, eine viel intensivere Erziehung zur Selbsterkenntnis, logischer Gewissenhaftigkeit und gegenseitiger Verständigung. Solange das nicht der Fall ist, müssen wir den Religionsunterricht aus der Schule entfernen und zur privaten Angelegenheit religiöser Personen und Organisationen machen; was wir jetzt tun können, ist nur das, daß wir für eine gediegene allgemeine ethische Jugenderziehung sorgen, damit wir mehr intellektuelle Gewissenhaftigkeit, mehr aktive Toleranz, mehr positive Selbstzucht in die kommende Generation hineintragen. Damit schützen wir uns auch am besten vor Aberglauben und religiösem Fanatismus.

Zur Lehr und Wehr.

Die Moral einer Menschengruppe oder Person hängt von den mannigfaltelsten Ursächlichkeiten ab: von der Eigenart der geschichtlichen Verhältnisse, der sozialen Organisation, der klimatischen und geographischen Einflüsse, von dem jeweiligen Stande der wissenschaftlichen Erfahrungen und Gedanken, den gesellschaftlichen Sitten und Verkehrsformen, den Staats- und Rechtsformen, der technischen und künstlerischen Entwicklung, ihrem Umfang, ihrer Verbreitung und ihrem Ansehen.

Jede Veränderung eines dieser Faktoren beeinflußt die moralische Entwicklung. Will man bewußt in den Gang der moralischen Entwicklung fördernd eingreifen, so muß man einen oder mehrere der vielen Faktoren bewußt umbilden, d. h. einer höheren Form anpassen, in der die Willenskräfte der Menschen leichter und öfter Gelegenheit haben, sich zu verbinden, sich gegenseitig anzupassen, sich zu dulden, zu ermutigen, zu kontrollieren.

Ohne bewußten Eingriff in das Bestehende ist eine Veränderung nicht denkbar. Ebenso wie eine technische Erfindung, ein wissenschaftlicher Gedanke nur dadurch das wirtschaftliche und so das damit verbundene gesellschaftliche und wissenschaftliche Leben beeinflussen kann, daß sich ein Mensch oder eine Gruppe findet, die auf Grund dieses neuen Gedankens eine bestehende Einrichtung, Verkehrsart, Auffassung durch eine andere ersetzt, nur so kann auch eine e t h i s c h e Reform stattfinden, durch bewußte Verdrängung einer bestehenden Sitte, einer überlieferten Gefühlsform oder Gesinnungsart durch etwas, was vorzüglicher ist als das Bestehende.

Die ethische Jugenderziehung muß, will sie fruchtbar sein, den Willen zur bewußten Reform, den Mut und die Kraft zum Bessernwollen pflegen, aber auch zugleich die Einsicht in das Bessere, und die zweckmäßigste Methode zur Erkenntnis und Anwendung des als Recht Erkannten vermitteln.

Sie wird, falls sie sich nicht oberflächlich, sondern tiefgehend mit den Bedingungen und Hilfsmitteln einer ethischen Höherentwicklung beschäftigt, der Jugend den Zusammenhang von Wirtschaft, Wissenschaft, Gesellschaft und Ethik in leichtverständlicher Weise klar machen. Sie wird zeigen, wie sehr die politische Struktur eines Landes, die historischen Erfahrungen eines Volkes, die wissenschaftliche Erkenntnisarbeit, die gesellschaftlichen Gewohnheiten hemmend und fördernd dem Fortschritt der ethischen Entwicklung sich entgegenstellen und wird daher die Aufmerksamkeit der Jugend darauf lenken, eine Reform des Bestehenden im sozialen und persönlichen Leben anzustreben, die das bewußte Uebel systematisch ausrottet und nicht bloß symptomatisch bekämpft, die jedoch nicht durch Uebertreibung das Kind mit dem Bade ausschüttet. Insoweit müssen wirtschaftliche und politische Fragen in den Bereich der ethischen Besprechungen hineingezogen werden, indem auch in diesen Dingen die Reform des bestehenden Unhaltbaren als Pionierarbeit für eine ethische Höherbildung aufgewiesen wird.

Dies zugegeben, bleibt es eine Einseitigkeit, die Ethik ganz allein als das Produkt wirtschaftlicher Verhältnisse aufzufassen — wie es F. Lindheimer erst jüngst wieder in den Sozialistischen Monatsheften tat — genau so einseitig, wie wenn man sie nur als Produkt der Weltanschauung, philosophischer oder religiöser Ideen oder als das Erzeugnis einer bestimmten Rasse, eines Volkscharakters, auffassen zu können glaubt.

Die Mitbeteiligung aller dieser Faktoren läßt sich gar nicht leugnen. Ihr Einfluß ist jedoch ein nach Zeit und Ort verschiedener. Die Wirtschaft hat solange einen herrschenden Einfluß auf die moralische Entwicklung, solange als die Interessen der Lebenshaltung die einzigste oder hauptsächlichste Triebfeder des Menschen sind, solange sich noch nicht infolge einer umfassenden Arbeitsteilung die wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Interessen von den rein wirtschaftlichen losgelöst haben und ihre Sonderinteressenten besitzen. Religion, Kultus, Dogma, Weltanschauung wirken proportional der Häufigkeit und des Umfangs der Inanspruchnahme der Menschen durch ihre Gedanken und Einrichtungen. Eine straffe kirchliche Organisation, eine Fülle von religiösen Gebräuchen, Feiertagen, Institutionen und Dogmen (z. B. die katholische Kirche) hat daher einen entsprechend größeren Einfluß auf den Stand der Moral als eine anspruchslosere Kirche. Ebenso geht es mit der Wissenschaft. Ihr Einfluß hängt von dem Maße ihres Ansehens, ihrer Verbreitetheit, des Grades der Beschäftigung mit ihr ab. Rasse und Volkstum bestimmen die moralische Eigenart proportional der Unausgeschlossenheit einer Stammesgruppe fremden Ideen gegenüber.

Wollen wir positiv und intensiv die Moral der Zeit höher entwickeln, so haben wir selbstverständlich auf sämtliche moralbeeinflussende Faktoren einzuwirken. Die direkteste und zugänglichste Form der Beeinflussung ist die Reformierung der Gemüter und Geister und zwar der jugendlichen, noch bildsamen.

Der ethische Jugendunterricht ist für uns demnach nur ein Faktor der moralischen Volkserziehung, nicht etwa der einzige; aber als solcher unerläßlich. Er soll den Willen, den Gedanken, das Gefühl, die Phantasie in Bewegung setzen im Dienste ethischer Interessen, er soll für eine Reform der Seele, des Charakters, des täglichen Lebens, für eine Veredlung der üblichen Sitten (Ehrsitten, Trinksitten, Vergnügungs-, Höflichkeits-, Verkehrsformen) und damit auch für den Wunsch nach einer ethischen Reform des wirtschaftlich-politischen Lebens im jugendlichen Gemüte Propaganda machen. Dies kann nur geschehen, wenn man sich die Mühe gibt, möglichst vorurteilsfrei, undogmatisch und intensiv die ethischen Interessen der Gesellschaft und die moralische Aufgabe des Einzelnen zu besprechen, darüber Klarheit zu schaffen, was jeder Einzelne in seiner Stellung leisten kann, wenn er will, und den verschiedenveranlagten Gemütern fruchtbare, vielseitige und anregende Gesichtspunkte mitgiebt, die zu einem weiteren selbständigen Nachdenken und eigener Mitwirkung an der Veredlung der Innen- und Umwelt führen.

Für diese Arbeit brauchen wir besondere Arbeitszeiten, regelmäßige ethische Besprechungen in der Schule. So aufgefaßt ist der Moralunterricht nicht wertlos — wie Frl. Dr. A. Salomon jüngst im Berliner Tageblatt meinte — wenn er auch nicht allmächtig ist. Er hat jedenfalls seinen relativen Wert, der durch die Umsicht des Lehrers nicht unbedeutend gesteigert werden kann.

Der nur gelegentlichen zersplitterten moralischen Unterweisung fehlt die Konzentration. Wenn man einer Sache scharf ins Auge sieht, sich oft und regelmäßig mit ihr beschäftigt, über sie periodisch nachdenkt, so beherrscht sie die Gedanken, verändert die Gefühle, Wünsche, Neigungen und Interessen. Ein tüchtiger Geschäftsmann, Staatsmann oder Gelehrter schafft mehr, wenn er sich auf bestimmte Probleme konzentriert, wenn er seine Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Blickfeld einstellt und dasselbe nach allen Seiten hin durchmißt, als wenn er nur gelegentlich hier und dort bei dieser oder jener Gelegenheit sich mit einer Seite der Frage beschäftigt. Diese Selbstverständlichkeit gilt es für die ethische Erziehung fruchtbar zu machen. Wenn wir uns beispielsweise auf die Frage eines vernünftigen Ehrenschutzes konzentrieren, wenn wir mehrere Stunden lang gemeinsam mit den Schülern die verschiedenen Gesichtspunkte der Frage besprechen, die für eine Beilegung der Beleidigung durch juridische und moralische statt durch physische Mittel sprechen, wenn wir Zeit haben, alle Sophismen und Einwände aufzulösen, wenn die Schüler selbst an diesem Problem geistig mitarbeiten, so wird das zweifellos einen stärkeren Einfluß auf ihr Gemüts- und Willensleben haben, als wenn sie bloß gelegentlich in der Literatur davon lesen und zufällig von einem Lehrer einige Bemerkungen darüber hören. Konzentration, systematische Vertiefung weckt Interesse. Man spricht darüber. Man tauscht seine Ansichten aus innerhalb und außerhalb der Schule. Es wird Gegenstand der Schulinteressen und damit später der allgemeinen Interessen, man spricht, schreibt, denkt darüber. Und wenn man erst anfängt, die Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit ethischen Fragen gegenüber aufzugeben, dann haben wir keine Furcht: die besseren und solideren Ansichten und Ueberzeugungen werden sich im Daseinskampf der Ideen wenn auch nicht plötzlich, so doch allmählich durchsetzen, da ja doch schließlich nach dem Gesetz der Auslese nur das, was sich als das Gediegenste und Zweckmäßigste bewährt, dauerndes Allgemeingut werden kann und wird.

Quittung.

Vom 1. Juli bis 31. Dez. 1907 erhielten von: H. Bogner, Eschenbach; E. Droggen, Wongrowitz; Jung, Gießen; Alwin Gut, Augsburg; Bauer; Moormann, Hamburg; Borler, Gr. Hippach; G. Wogen, Königsberg; H. C. Ph.: 1,—; P. Kitte, Aussig 1,50; E. Reuter, Hochstadt; O. Seeberg, Dresden; P. Felske, Marienburg; Nottebom, Friedrichsroda; Fr. Stöckel, Waldenbach; E. Guggenheim, Leipzig; Dr. Heilbronn, Giesheim; Schweingruber, Neudorf; a. Wrochem; Rosendorn; Schupp; L. Jacoby; Lukoschus, Szisgirren; P. Küper, Schwerte; Dr. Henzelt; Runck, Curtwig; Platzer, Aufhausen; Leipziger, Bremen; R. Oncken, Bremerhaven; A. Sager, München; Dr. Philipp, Jena; Engler, Würzburg; Rost, Nürnberg; Kal, Schatz, Konstanz; Fohmann, Monnheim; Leop, Ulm; Dannhemer, Worms; Julius-burger; R. Wälbin, Büsingen; Kückenhöner, Bochum: 2,—; S. Platzer, Leisach: 2,12; L. Steil, Wiebelskirchen; E. Destner; K. Hirchenhain, Schwanheim; F. Blah, Hamburg; Wödner, Frankfurt a. M.; E. Mundig, Konstanz; Scheremann, Ansbach; Brödenfeldt, Ohra; C. A. Todt, Wiesbaden; H. Bieber; Fr. Sch. Elberfeld; Robinsohn, Biala; Raatze; Schneider, Zweibrücken; Baltzer, Magdeburg; Schreiber, Oelsnitz; Moeller, Hannover; Ohrt, Ilmenau; Dr. Pfeiffer, Frankfurt a. M.; Brieger, Braunschweig; Baronin Locella, Dresden; Moebius, Niendorf; Wolff, Bensdorf; Schnurmann, Sammer, France, München; Dr. Geest, Freiburg i. B.; Dr. Kersten, Dr. Siegfeld, Hameln; Schenk, Lahr; Winkritz, Dtsch. Eylau; O. Lipmann; Dzienk; Jodek; Breiter; Worms; Meschelsohn; Richard Hoffmann, Jannowitz: 8,—; F. Steidelmüller; M. Held, Masbach; Meyer, Ober-Beilau; Neußer, Nicolassee; A. W. Schultz, Köln; Nake, Kalkberge; W. Wimpf, Liegnitz; Kettnaker, Stuttgart; H. Schneider, Bochum; Seibert, Offenbach; A. Schwarz, Frankfurt a. M.: 4,—; Prof. Metzger, Heidelberg; A. v. Haeder, Ed. Wüst, Schneider, Mannheim; Faltin, München; Prof. Foerster; Dr. Zepler; A. Stern; Leonhard, Leipzig; A. Mayer, Düren; H. Schäfer; Mantzke; B. Freudenberg; H. Scherk; J. Fezer, Feuerbach; Plarre, Halle; Muser, Offenburg; Rosenthal, Breslau; Dr. Olshausen, Hamburg; Stern, Offenbach; Fuchs, Karlsruhe; Hegler, Nürnberg; Dr. Wolf, Gernsheim; Jablonski; Simont; Neumann, Kreuznach; Haupt, O. David, Frankfurt a. M.; Hellwich, W. Damm, Freiburg i. B.: 5,—; M. Rothe, Scranton Pa.: 5,23; M. Bartsch, Roegner, Schreiberhau; Dr. Kronenberg: 6,—; E. Schenk, Lahr; Fr. Ver. Gleichgesinnter, Luzern: 8,—; M. Valentiner, Lahr; R. Mattersdorf, Dresden; P. Mirus, L. Caspari, Dortmund; W. Holtz, Dr. Zunz, Frankfurt am Main; Richter, Pforzheim; R. Heinsius; W. Schwaner; Gätzl, Mannheim; Th. Rupp, Königsburg; Koeij, Remscheid; J. W. Ernst, Zürich; Dosenheimer, Wilker, Ludwigshafen; C. Heymann; Osmar Schulze, Freiburg i. B.; A. Weil, Bischheim; Wilker, A. Nacken, Pflaum, München: 10,—; C. Zorn, P. Dietz, F. Miller, G. Riedner, Th. Bopp, Mannheim: 12,—; Lothringer Freidenker-Verein, Metz: 15,—; T. A. Blech, Valparaiso: 15,50; M. Hoch, Hamburg; Weiner, Chemnitz; Smiewind, Sagan: 20,—; Caesar Schoeller, Zürich: 300,—. Summa: Mk. 1040,—.

Arbeitsbericht.

Propaganda: Verbreitet wurden 4000 Blätter (Entwurf zur Reform des Geschichtsunterrichts im ethischen Sinne). 2500 Flugschriften (Weltlicher Moralunterricht in der Schule eine Forderung der Zeit). 1000 Flugblätter (Warum ist Religion nicht lehrbar?). Die Propagandaschriften wurden gesandt an 1450 Lehrervereine Deutschlands. Die Flugschrift wurde sämtlichen linksstehenden Zeitungen Deutschlands eingesandt. 4000 Flugblätter wurden einer Zeitung beigelegt.

Vorträge hielten über Moralunterricht: Frl. Jannasch am 31. Januar in Wiesbaden, am 11. Februar im Berliner Frauenklub. Dr. Penzig am 25. März in Straßburg.

Mitgliederzahl des Bundes beträgt jetzt 1080.

Nächste Bundessitzung am 30. März. Bericht folgt.

Moralunterricht: Von den drei unterzeichneten Mitgliedern des Vorstandes wird bereits in Privatzirkeln Moralunterricht erteilt. Neuanmeldungen werden jederzeit entgegengenommen: Herr Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15. Fräulein L. Jannasch, Berlin W., Lutherstr. 5. Herr Dr. J. Lewy, Charlottenburg, Kantstr. 139.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Immanuel Lewy, Charlottenburg, Kantstraße Nr. 139.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Weltliche Schule.

Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.

Juli September 1908. | Berlin W. 64 Bureau: Unter den Linden 10, III. | Nr. 10.

Unser Ziel: Der Bund erstrebt die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts.

Programm des Ersten internationalen Kongreß für Moralpädagogik.

Londoner Universität, South Kensington. 25.—29. September 1908.

Unter dem Patronat der Unterrichts-Ministerien von Belgien, England, Frankreich, Holland, Italien, Japan, Mexiko, Ostindien, Rumänien, Rußland, Spanien.

* * *

Freitag, 25. September, $10^1/_2$—1 Uhr: Begrüßungsansprachen. — Die Prinzipien der sittlichen Erziehung. (Prof. Boutroux-Paris, Prof. Foerster-Berlin, Prof. Adler-New-York.)

Freitag, 25. September, $2^1/_2$—5 Uhr: Ethische Bestrebungen, Aussichten und Ziele in den verschiedenen Schulsystemen. (12 Redner.)

Sonnabend, 26. September, 10—1 Uhr: Charakterbildung durch Schulzucht, systematische und gelegentliche Einwirkungen. (17 Redner.)

Sonnabend, 26. September, $2^1/_2$—5 Uhr: Die Probleme der sittlichen Unterweisung. (15 Redner.)

Montag, 28. September, 10—1 Uhr: a) Die Beziehungen der religiösen und der sittlichen Erziehung. (4 Redner.) b) Sonder-Aufgaben der Erziehung. (17 Redner.)

Montag, 28. September, $2^1/_2$—5 Uhr: Systematischer Moralunterricht. (8 Redner.) c) Der Unterricht in besonderen Moralfächern. (10 Redner.)

Dienstag, 29. September, 10—1 Uhr: Das Verhältnis der sittlichen Erziehung zur allgemeinen Erziehung. (21 Redner.)

Dienstag, 29. September, 2—3 Uhr: Geschäftssitzung. Tagesordnung: a) Der Kongreßbericht. b) Der zweite Kongreß für Moralpädagogik. c) Ein internationales Bureau und eine ebensolche Zeitschrift für sittliche Erziehung.

Dienstag, 29. September, 3—5 Uhr: Das Problem der sittlichen Erziehung unter den wechselnden Bedingungen des Lebensalters und der Lebenslage. (26 Redner.)

Probelektionen in Moralunterricht sollen Freitag den 25. September in deutscher Sprache, Sonnabend den 26. in englischer und Montag den 28. in französischer Sprache abgehalten werden.

Aus der Ansprache des Herrn d'Estournelles de Constant

(Mitgliedes des französischen Senates)

bei Gelegenheit einer im Hause von Lord Avebury in London abgehaltenen festlichen Versammlung in Vorbereitung des ersten internationalen moralpädagogischen Kongresses.

Ich habe den Auftrag erhalten, für heute abend die Abwesenheit unseres Präsidenten, L. Bourgeois, unserer Vizepräsidenten, F. Buisson und Liard, unseres Sekretärs Belot bei Ihnen zu entschuldigen. Ich kann Ihnen versichern, daß diese Herren in Gedanken unter uns verweilen. Sie haben versprochen, sich mit einer großen Zahl unserer Landsleute aktiv an dem Kongresse zu beteiligen; denn der Kongreß ist ja unsere g e m e i n s a m e Sache, da er einem allgemeinen Bedürfnis und einer allgemeinen Notwendigkeit entgegenkommt.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß wir Franzosen in der ganzen Welt den wenig schmeichelhaften Ruf der Unmoralität besitzen. Wir befinden uns gegenwärtig in einem Stadium unerquicklicher religiöser Kämpfe — diese Tatsache erklärt alles. Je mehr man uns als gottlose Ketzer verdammt, desto mehr empfinden wir gleich Ihnen das Bedürfnis nach einer konfessionslosen, sittlich-sozialen Erziehung.

Die uneigennützigsten und hervorragendsten Persönlichkeiten unseres Landes haben bereits vor einem Vierteljahrhundert die Grundlage dieser neuen Erziehung gelegt, die wir weiter auszubilden uns bemühen, unbekümmert um die unvermeidliche Kritik und die Schmähungen unserer Gegner.

Das moderne Frankreich hat damit den ersten kräftigen Versuch gemacht, dieses wichtige Problem zu lösen. Doch allein ist es dazu nicht fähig, da die sozial-ethische Erziehung ja nicht nur den Zweck hat, die Beziehungen von Mensch zu Mensch, sondern auch die Beziehungen der Völker untereinander zu klären und zu harmonisieren.

Der sittliche Fortschritt ist gegenüber dem materiellen Fortschritt, der in unserer Zeit zu hoher Blüte gelangt ist, im Rückstand geblieben. Wenn dieser Rückstand andauert, so werden die Annäherungen, die die Wissenschaft zwischen den Nationen erstrebt, nur zu neuen Trennungen führen, statt die vorhandenen Gegensätze und Reibungsflächen zu verringern.

Sollte es den Vertretern der verschiedenen Völker nicht möglich sein, an Stelle der unendlichen Mannigfaltigkeit der herrschenden und sich widersprechenden religiösen Moralanschauungen die Grundlagen einer gemeinsamen Moral aufzufinden, die für alle ohne Unterschied der Rassen und Konfessionen Verbindlichkeit besitzt, und sollte es nicht eine gerechte und unseres 20. Jahrhunderts würdige Aufgabe sein, zu untersuchen, ob es nicht über den religiösen und nationalen Gesinnungsformen eine höhere, rein menschliche Sittlichkeit gibt? In Frankreich sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß das wesentliche Element dieser Moral im Pflichtgefühl, in der Hingabe an allgemeine Ideen, Gefühle und Interessen besteht, und sollte es sich nicht in allen übrigen Ländern um dieselben Grundlagen handeln? Sobald eine Nation die Achtung der Menschenrechte als höchstes Ziel erkannt und verkündet hat, sollte es doch möglich sein, daß alle Völker dieser Botschaft zustimmten;

eine solche gemeinschaftliche Basis würde die Annäherung der Nationen in jeder Weise begünstigen. War es nicht die gleiche Idee, die im Haag, wenn auch nicht durchgeführt, so doch ins Werk gesetzt wurde, und zwar mit großem Erfolge, der allein die leidenschaftlichen Angriffe erklärt, die gegen diese edlen Bestrebungen gerichtet wurden. Dort waren zahlreiche Nationalitäten, Konfessionen und Religionen vertreten und gerade durch diese Vielartigkeit wurde der gegenseitige Ausgleich ermöglicht. Franzosen, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Spanier, Slaven, Türken, Japaner, Chinesen, Katholiken, Orthodoxe, Freidenker, Protestanten, Israeliten, Muselmänner und verschiedene andere asiatische Völker berieten sich täglich gemeinsam.

Diese Weltvereinigung hatte niemals, auch nicht vorübergehend einen antireligiösen Charakter, sie war vielmehr vollständig unabhängig davon, indem sie sich bemühte, die allen gemeinsamen Pflichten der Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit näher zu formulieren und zur praktischen Anwendung zu bringen.

Diese Aufgabe kann und muß unser Kongreß verfolgen. Die nähere Formulierung einer universalen Moral ist ein Problem der individuellen Persönlichkeiten, nicht der Staaten. Die Menschen aller Länder, die den guten Willen dazu haben, müssen sich einigen, um gemeinsam diese Frage zu studieren und vor allem sie erst einmal aufzuwerfen.

Meine Herren, fürchten wir nicht, daß wir damit dem Kongreß eine zu hohe und umfassende Aufgabe gesetzt haben. Nur eine so große Idee vermag die öffentliche Meinung zu begeistern und den Berge versetzenden Glauben anzufachen.

Vernachlässigen wir aber auch nicht die Einzelheiten der äußeren Organisation, ohne die unsere Bemühungen bald erschlaffen und sich zersetzen würden. Um diese Organisation zu rechtfertigen, um allen Menschen die Bedeutsamkeit unseres Unternehmens verständlich zu machen, wollen wir uns soweit wie möglich von allen Streitigkeiten des Alltags fernhalten und uns ein hohes Ziel aufrichten, das nicht bloß einigen Menschen eines Landes oder einer Zeit, sondern der ganzen Menschheit gemeinsam sei.

Moral-Unterricht.

Der Moral-Unterricht hat die Aufgabe, das Gefühl, das Urteil und den Willen der Kinder zu bilden, damit sie ihren Platz als Mitglieder der Familie, der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft ausfüllen.

Der Moral-Unterricht wird in besonderen Lektionen erteilt, welche ethische Themen zum Gegenstand haben, z. B. Selbstbeherrschung, Mut, Geduld, Klugheit, Beharrlichkeit, Güte, Großmut, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Ehre, Gerechtigkeit, Billigkeit, bürgerliche Pflichten, Toleranz &c.

Die moralische Erziehung umfaßt ein größeres Feld. Sie kann den systematischen Moral-Unterricht in dem eben angeführten Sinne einschließen aber auch nicht. Sie strebt darnach, dem ganzen Prozeß der Erziehung des Kindes in Schule und Haus eine vorwiegend ethische Tendenz zu geben durch Lektionen, welche das soziale Gefühl wecken, durch Studien, welche das moralische Urteil bilden, durch Beschäftigungen, welche den Willen stärken zu gegenseitiger Hilfe und durch Eindrücke, welche das Gefühl der Pflicht (den Entschluß) erzeugen, alle intellektuelle und praktische Tätigkeit ist dem allgemeinen Wohl unterzuordnen.

I. Was der Moral-Unterricht nicht ist.

1. Der Moral-Unterricht besteht nicht im Fehlerfinden.

Der Lehrer mag gelegentlich die Fehler der Schüler als Vorwand benutzen zu einer Anrede über die Nachteile z. B. des Zornes, der Hartnäckigkeit, der Unbescheidenheit, der Unredlichkeit, oder auch, in Verbindung mit den Eltern, zur privaten Einwirkung durch Ermahnung. Wir raten aber dringend ab, dies Verfahren für den Moral-Unterricht allgemein anzunehmen. Es ist durchaus zu vermeiden, daß die Kinder zu einem Gefühl des Grollens kommen und den Moral-Unterricht als ein Strafmittel ansehen, oder als einen Kanal, durch welchen sich des Lehrers Mißfallen gegen sie entlädt.

2. Der Moral-Unterricht ist keine Sammlung von Vorschriften (Regeln).

Wir geben zu, daß eine Vorschrift, ein Grundsatz, wie: Tue recht, scheue Niemand! Was Du nicht willst &c.! Du sollst Deinen Nächsten lieben &c.! während einer Lektion, oder als Thema, oder als Zusammenfassung am Schluß mit Erfolg dann und wann gebraucht werden kann. Aber eine Lektion, welche zum größten Teile aus Vorschriften, Maximen, moralischen Zitaten, lehrhaften Sprüchen besteht, hat keinen erzieherischen Wert und wird Mißfallen, ja bald Abneigung erregen.

3. Der Moral-Unterricht ist auch nicht negativ.

Der Moral-Unterricht sollte nicht oft die Form von Lektionen annehmen, welche vor Fehlern, Mängeln, Lastern warnen. Eine Lektion über Frechheit ist weniger wert als eine Lektion über Bescheidenheit; eine über Trunkenheit weniger als eine über Selbstachtung und soziale Tätigkeit; eine über Feigheit weniger als eine über Mut; eine über Lügen weniger als über offenes freimütiges Auftreten; eine über Verrat weniger als über die Schönheit der Freundschaft und Treue.

4. Der Moral-Unterricht soll nicht zu krankhafter Selbstbetrachtung führen.

Das Durchschnittskind ist nicht geneigt über moralische Probleme zu brüten, und sein natürlicher Verstand kann leicht für eine freudige und gesunde Beurteilung einer rechten Lebensführung gewonnen werden. Andrerseits liegt unzweifelhaft die Möglichkeit vor, daß die jungen Gemüter ungebührlich stark auf ihre eignen Schwächen und Mängel hingewiesen werden können. Darum wird der Lehrer poetische Darstellungen, welche allzu sentimental sind, Geschichten, welche die Aufmerksamkeit allzusehr auf innere Erfahrung konzentrieren und Beispiele, welche die Idee der individuellen Selbstveredlung übermäßig hervorheben, vermeiden.

5. Der Moral-Unterricht ist nicht beschränkt in seinem Ziel.

Der Moral-Unterricht beschränkt sich nicht auf die Tugenden, die nur uns selbst angehen, wie Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Mut, Beharrlichkeit (in der Erwerbung von Kenntnissen und des Lebensunterhaltes). Der Lehrer, welcher die moralischen Unterweisungen so eng begrenzt, ist in Gefahr, die falsche Meinung zu erzeugen, als wäre die Moral ein schlaues Mittel zur Sicherung persönlicher Wohlfahrt. Die Klugheit bildet zweifellos einen wesentlichen Zug eines guten Charakters, ebenso Mut oder Beharrlichkeit. Aber sie sind nur praktische Mittel, durch welche der rechtschaffene Bürger seine Anhänglichkeit an das Ideal, seine Aufopferungsfähigkeit für das allgemeine Wohl ausdrückt. Die wesentliche Kraft zur rechten Führung im persönlichen und gesellschaftlichen Leben liegt in der Liebe. Und Gegenstand des Moral-Unterrichts sollte das Ganze der menschlichen Erfahrung sein, so weit sie in den Bereich des kindlichen Gemütes kommt. Die Liste der oben angeführten Gegenstände zeigt, wie weit und reich das Feld moralischer Belehrung ist.

6. Der Moral-Unterricht beschäftigt sich nicht mit Diskussionen über philosophische und theologische Sanktionen.

Es ist nicht Pflicht des Lehrers herauszufinden, was Glück ist, sondern vielmehr konkrete Beispiele von Menschen

zu bieten, die glücklich sind im rechten Tun; es ist nicht seine Pflicht darüber zu reden, ob das Wohlbehagen oder die Zweckmäßigkeit oder die Durchsetzung der Persönlichkeit oder übernatürliche Offenbarung die Quelle guter Lebensführung sind. Erörterungen solcher Art können selbstverständlich bei größeren Schülern vorgenommen werden. Aber beim eigentlichen Moral-Unterricht und besonders bei dem in staatlichen Schulen erteilten sollte der Lehrer die Wertschätzung (Bewertung), welche Güte, Wahrhaftigkeit, Selbstachtung, Gerechtigkeit, Bürgerrecht beanspruchen, als selbstverständlich voraussetzen und seine ganze Energie darauf verwenden, diese Gegenstände durch sein Leben und durch konkrete Beispiele anziehend, schön und wirksam zu machen. Daß die Lehrer in ihrer Anschauung über die letzten Sanktionen der Moral verschiedener Meinung sind, ist unvermeidlich; aber wenn sie von einer wirklichen Sympathie für die ihrer Sorge anvertrauten Kinder beseelt sind, werden sie einig darin sein, den Kindern den Wert einer praktischen und guten Lebensführung einzuprägen.

II. Was der Moral-Unterricht ist.

1. Der Moral-Unterricht ist eine anziehende Darstellung der Tatsachen des moralischen Lebens

Er zeigt an verständig gewählten Beispielen, wie Männer, Frauen und Kinder Gutes tun. Er zeigt die Wirkung auf den Handelnden sowie auf den, welcher Güte und Gerechtigkeit erfährt. Er schildert die sozialen Erfolge und Errungenschaften. Er schildert die Taten des Heroismus oder der Selbstbeherrschung oder den aufrichtigen, liebevollen und großmütigen Charakter mit dramatischer Lebendigkeit. Er umhüllt die niedrige, egoistische und grausame Handlung mit einer Atmosphäre von Kälte und Mitleid.

2. Der Moral-Unterricht bildet das Urteil durch Fragen und Ueberlegen.

Wie schon bemerkt, will der Moral-Unterricht dies nicht tun um die letzten Sanktionen hervorzuheben. So kann z. B. beim Ausmalen der Laufbahn von Johanna von Orleans die Frage entstehen, ob sie zu der Tat durch Abenteuerlust, durch Eitelkeit oder Liebe zu ihrem Vaterlande veranlaßt wurde, und während der Lehrer ohne Zweifel den letzteren Beweggrund hervorheben wird, bildet er das Urteil der Kinder dahin, daß sie eine Verschiedenheit von Motiven beobachten und daß sie dieselbe in eine Art Wertskala einordnen. Oder der Lehrer veranlaßt die Kinder zwischen der Eitelkeit, die einen Mann dazu treibt seine Pferde gut zu behandeln damit sein Gespann in den Augen der Welt glänzend erscheint, und dem Wohlwollen zu unterscheiden, mit welchem ein Dankbarer die Dienste seiner Freunde aus dem Tierreich anerkennt. Im allgemeinen sollte das Gebiet der sokratischen Fragen und der Diskussion über die Motive sorgsam begrenzt werden, damit die Kinder nicht durch Analysen ermüdet werden.

3. Der Moral-Unterricht schöpft aus den verschiedensten Quellen, solche sind:

a) die Bibel — z. B. das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn, vom Schalksknecht; Hiob in seiner Stärke, Judas Liebe zu Benjamin, Davids Großmut, Johannes des Täufer's Mut 2c.

b) die heilige Literatur und religiöse Darstellungen der Alten; z. B. Geschichten aus den griechischen Dramen; das Leben Buddhas, Confucius, Muhameds; Erzählungen von indischen Dramen.

c) Geschichte — z. B. der Rückzug der Zehntausend; die Verteidigung der Tiberbrücke; die Kreuzzüge; der Abfall der Niederlande; der amerikanische Freiheitskrieg; die Fortschritte der Wissenschaft, Kunst, Industrie.

d) Biographie — z. B. Plutarchs Biographien; das Leben von Heiligen, Erfindern, Forschern, Entdeckern, Männern der Wissenschaft, Reformatoren.

e) Dichtung — z. B. Geschichten von Homer, Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller, Chaucer, Tennyson.

f) Kunst — z. B. gute Reproduktionen von Meisterwerken Besuche in den Museen und Bildergalerien.

g) Legenden, Sagen — griechische Mythologie, alte und neue Märchen.

h) Persönliche Erfahrungen.

i) Ereignisse, wie sie täglich in den Zeitungen erzählt werden. Durch diese Begebenheiten wird so manche moralische Frage illustriert, besonders inbezug auf die Sorgen, die Kämpfe und Arbeiten des Volkes.

j) Wissenschaft. Eine einfache Lektion in Astronomie offenbart Gesetz und Ordnung in der Bewegung der Planeten, in der Wiederkehr der Jahreszeiten 2c. Hier können die Kinder zu dem Begriff des Gehorsams gegenüber den Naturgesetzen geführt werden, und dieser wiederum bereitet den Weg zum Gehorsam gegenüber den sozialen Verpflichtungen. (Ebenso auf andern Gebieten.)

5. Das Feld des Moral-Unterrichts erstreckt sich über alle Zeiten und Völker.

Der Moral-Unterricht nimmt sein Material aus der Vergangenheit und der Gegenwart. Er zeigt, wie der Begriff der Pflicht von Männern und Frauen zu allen Zeiten unter den verschiedensten Umständen im Leben verwirklicht worden ist. Er weist hin auf eine moralische Einheit des menschlichen Geschlechts.

Nach der Veröffentlichung der „Moral Instruktion League" in London vom 7. April übertragen von

G. Höft.

Als einziges Verbandsthema für seine diesjährige Hauptversammlung hat bekanntlich der sächsische Lehrerverein die **Reform des Religionsunterrichts** festgesetzt. Nach langen eingehenden Vorverhandlungen sind nunmehr die beiden Bezirksvereine Chemnitz-Stadt und Pirna, die zunächst durch den Vorstand mit der Bearbeitung des Themas und der Aufstellung von Leitsätzen beauftragt worden waren, zur Annahme folgender Thesenreihe gelangt, die auch der Vorstand zu den seinigen gemacht hat.

1. Religion ist ein wesentlicher Unterrichtsgegenstand und der Religionsunterricht eine selbständige Veranstaltung der Volksschule.

2. Er hat die Aufgabe, die Gesinnung Jesu im Kinde lebendig zu machen.

3. Lehrplan und Unterrichtsform müssen dem Wesen der Kindesseele entsprechen, und Festsetzungen darüber sind ausschließlich Sache der Schule. Die kirchliche Aufsicht über den Religionsunterricht ist aufzuheben.

4. Nur solche Bildungsstoffe kommen in Betracht, in denen dem Kinde religiöses und sittliches Leben anschaulich entgegentritt. Der Religionsunterricht ist im wesentlichen Geschichtsunterricht. Im Mittelpunkte hat die Person Jesu zu stehen. Besondere Beachtung verdienen außer den entsprechenden biblischen Stoffen auch Lebensbilder von Förderern religiöser und sittlicher Kultur auf dem Boden unseres Volkstums mit Berücksichtigung der Neuzeit. In ausgiebiger Weise sind auch die Ergebnisse des Kindes zu verwerten.

5. Die Volksschule hat systematischen oder dogmatischen Religionsunterricht abzulehnen. Für die Oberstufe können als geeignete Grundlage für eine Zusammenfassung der in der christlichen Religion enthaltenen Gedanken die 10 Gebote, die Bergpredigt und das Vaterunser bezeichnet werden. Der Katechismus Luthers kann nicht Grundlage und Ausgangspunkt der religiösen Jugendunterweisung sein. Er ist als religionsgeschichtliche Urkunde und ev.-luth. Bekenntnisschrift zu würdigen.

6. Der religiöse Lehrstoff ist nach pädagogisch-psychologischen Grundsätzen neuzugestalten und wesentlich zu kürzen, der Lerngang zu mildern.

7. Der Religionsunterricht soll vor dem 3. Schuljahre nicht als selbständiges Unterrichtsfach auftreten. Die Zahl der Stunden ist, damit das kindliche Interesse nicht erlahme, auf allen Unterrichtsstufen zu vermindern. Die bisher übliche Zweiteilung des Religionsunterrichts in biblische Geschichte (Bibelerklärung) und Katechismuslehre, sowie die Anordnung des Stoffes nach konzentrischen Kreisen ist abzulehnen. Ebenso müssen Religionsprüfungen und Religionszensuren wegfallen.

8. Der gesamte Religionsunterricht muß im Einklang stehen mit den gesicherten Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung und dem geläuterten sittlichen Empfinden unserer Zeit.

9. Neben der Reform des Religionsunterrichts in der Volksschule ist eine entsprechende Umgestaltung des Religionsunterrichts in Seminaren notwendig.

Vierteljahrsbericht.

Im vergangenen Vierteljahr wurden die Drucksachen des Bundes je in mehreren Exemplaren an alle Abteilungen des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium, der sich über ganz Deutschland erstreckt, gesandt. Ferner wurde im Mai ein Flugblatt des Bundes in 37 000 Exemplaren der Berliner Volkszeitung beigelegt. In diesen Tagen wird ein Flugblatt als Beilage der größten Frauenzeitung Deutschlands, dem Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine, beigelegt werden. — Die Mitgliederzahl des Bundes beträgt jetzt **1160**, ungerechnet die 10 Korporationsmitglieder.

Von verschiedenen Lehrern, die in engeren Interessen-Kreisen Vorträge über Moralunterricht halten wollten, sind wir aufgefordert worden, Drucksachen in größerer Anzahl zur Verfügung zu stellen.

In der Vorstandssitzung vom April wurde die Wahl von zwei Delegierten für den Londoner Kongreß vollzogen. Gewählt wurde der 3. Vorsitzende Professor B. Meyer und die Schriftführerin Fräulein Lilli Jannasch. Da die Mittel der Bundeskasse für die Delegationen nicht ausreichen, so wurde zunächst beschlossen, an eine Anzahl wohlsituierter Mitglieder des Bundes ein Rundschreiben zu richten mit der Bitte um außerordentliche Beiträge für Delegationszwecke. Dies Vorgehen hatte den erfreulichen Erfolg, uns 722 Mark zuzuführen. **Weitere Spenden für denselben Zweck, auch die kleinsten, sind uns sehr willkommen.** Wenn die Mittel ausreichen, hat der Vorstand beschlossen, Lehrern, die unserer Sache nahestehen, durch pekuniäre Beihilfe die Möglichkeit zu bieten, den Londoner Kongreß zu besuchen. Wir sprechen an dieser Stelle den verehrten Freunden und Gönnern für die Extrazusendungen noch unseren ganz besonderen Dank aus.

Wir erlauben uns zum Schluß, unsere auswärtigen Mitglieder darauf aufmerksam zu machen, daß wir beabsichtigen, unsere Vortragstätigkeit, die ja ohne Zweifel das ratsamste Propagandamittel ist, im kommenden Winter auszubauen. Um uns die Organisation der Vorträge zu erleichtern, wäre es dringend wünschenswert, wenn sich unsere auswärtigen Mitglieder zu diesem Zweck mit den liberalen Vereinen ihrer Heimatsstädte kartellieren würden, um gemeinsam einen Redner kommen zu lassen. Auf diese Weise wäre es auch eher möglich, Cyklen von Vorträgen in den größeren Städten zu veranstalten, da es dringend wünschenswert ist, daß die schwierige Frage der sittlichen Erziehung eingehend behandelt wird. Auch würde eine solche Kartellierung den Veranstaltungen ein viel größeres Publikum sichern.

Quittungen.

Vom 1. Januar bis 1. Juli 1908 erhielten wir Beiträge von: Fr. Fr. Löwinsohn, Hohlfeld; H. Zehmisch, Großberlin; E. Ryser, Biel; P. Dolch, Linz: je Mk. **1,—**; Clara Ebert, Coburg; Dr. F. Kraft, Gießen: **1,05**; Rieser, Wien: **1,80**; Frl. Wolff, R. Offenburger, W. Moratze, C. Michaelis, L. Jannasch, Frl. Gubitz, Frl. Breslauer, Schupp, A. Grunwald, P. Wernstedt, G. Rosendorn; Wronsky, Seinig, Großberlin; E. Davids, P. Lotz, Hamburg; J. H. Müller, F. Bolte, Döring, Bremen; Legel, Bremerhaven; Wendt, Dieck, Tilsit; H. Mittermayer, Cöln; R. Malsch, Paßnick; E. Schmoll, Zell; S. Weber, Konstanz; Dr. Bernhard, Aidlingen, Prof. Fischer, Karlsruhe; F. Ebel, Boxhagen; Dr. Wendt, Ober-Weistritz; Dr. Saeger, München; L. Levy, Ulm; Dr. Heilbronn, Griesheim; O. Seeberg, Dresden; R. Schubert, Windsbach; P. Felske, Marienburg; K. Kübler, Geislingen; Fr. Stöckel, Waldesbach; Dr. Platzer, Letzach; Prof. Steudel, Calw; H. Fürth, Frankfurt a. M.; H. Fuchs, Nürnberg; F. Mick, Mannheim; F. Briecker, Straßburg; Bodky, Rogust; A. Reidelt, Besigheim; Pflüger, Stuttgart: **2,—**; K. Herbster, Kaubern; H. Engel-Reimers, Eutin, Prof. J. Stern, Baden-Baden; Fischer, Breslau; Dr. Kruschewsky, Sellin; Dr. Juliusburger, Steglitz; Dr. Hentzelt, Zehlendorf; M. Nebse, Hannover; Steibelmüller, Karlshorst: **2,05**; Otto, Dr. E. Feder, Dr. Kirchberger, Dr. Alexander, Fr. Bieber-Böhm, M. Worms, E. Meschelsohn, E. Herzog, E. Nathauson, S. Salinger, Großberlin; Ulrich, Vorderbückelberg; Steil, Wiebelskirchen; Th. Scharmann, Constanz; F. Gansberg, Steudel, Bremen; Schmoll, Zell; E. Jorghans, Cöln; O. Gerlach, Münster i. W.; Ad. Meklisch, Ilmenau; Fritz Mayer, Straßburg; R. Kohnstamm, Nürnberg; C. F. Seitz, Frankfurt-Sachsenhaus; P. Neumann, Brocken; Schur, Helsingfors; E. Altschul, Zürich; R. Eichenauer, Cronberg; A. Mulfrer, Roth; M. Balzer, Magdeburg; Fr. Valentiner, Lohr; Dr. Feldbausch, Heidelberg; Dr. Gest, Schnurmann, München; Dr. Weyer, Annohütte; Dr. Winterhalter, G. Hübschel, Dr. W. Pfeiffer, E. Doctor, Frankfurt a. M.; H. Müller, Gotha; W. Moebius, Niendorf; E. Hagemann, Mürren; Moll, Setzen; W. Stiller, Hamburg; Ad. Schmidt, Frankfurt a. O.; Justizrat Heilberg, Breslau; A. Jung, Heilbronn; Schenk, Lahr i. B.; Hutt, Zehlendorf; Dr. Laser, Wiesbaden; L. Schmidt, Ungewitter, R. Bräuner, Bänertz, Stuttgart; Dr. Wintritz, Dt. Eylau; C. Rosenthal, F. Dziengk, Fr. v. Bieberstein, Großberlin; Boeller, Crefeld; Dr. H. Dietze, P. Vogelsang, Bar. Loselli, Dresden; Ungenannter: **3,—**; E. Müller, Gotha; Paul Schreiber, Oelsnitz; G. Obst, Ilmenau: **3,05**; R. Müller, Dr. H. Simon, Großberlin; Steiger, Wüstenrot; E. Ron, Frankfurt a. M.; Fritz Reinhardt, Dresden; A. W. Schultz, Cöln; Seibert, Offenbach: **4,—**; Meyer, Peilau: **4,05**; Jen. Jaffé, H. Hückermann, Dr. J. Lewy, Prof. Döring, Dr. Penzig, B. Jablonski, Prof. Spiegel, Prof. W. Foerster, Dr. Bieber, Fr. Rgdm. Bernhard, W. Hetze, Frau Schäfer, S. Simoni, Dr. G. Zepler, J. v. Wrochem, Dr. H. Schwarz, Fr. Dr. Weiß, Großberlin; Fr. B. Freudenberg, Wannsee; Parys, Paura; W. Bürger, Braunschweig; H. Leonhard, Leipzig; Dr. H. Dorn, Grünwald; W. Holler, Xanten; Nottebom, Friedrichroda; Walter W. Hansen, Aschaffenburg; M. Neumann, Königsberg; K. Stern Roth, Offenbach; Fr. Burmeister, Oporto; Prof. Milan, Kreuzburg; P. Glaß, J. W. Solé, Pforzheim; E. Munding, Dr. E. Goggenheim, Konstanz; Dr. H. Winzer, C. Sachse, Dresden; A. Strauß, Rostock; M. Kirchberger, Niederlahnstein; R. Wildin, Büsingen; J. Eberhardt, Dötzen; Ed. Wüst, A. v. Harder, Dr. H. Ganß, Mannheim; M. Keibel, Eisenach; Jul. Hedtmann, Gevelsberg; W. Wörner, H. Goll, M. Hennig, Dr. Kirchheim, A. Maltensky, H. Scheroius, Rich. Haupt, O. Doold, Rob. David, Ph. Andreae, Frankfurt a. M.; Fr. R. Hanf, Witten-Ruhr; Prof. Rock, Bonn; Dr. C. Hegler, Nürnberg; Prof. Metzger, Heidelberg; F. Staudinger, Darmstadt; Jos. Liebmann, E. Hellwich, Freiburg i. B.; Dr. Coester, W. Simon, Wiesbaden; Eberspacher, Ulm; J. Friedel, Schwabach; H. Heidenheim, Fr. Conrad, Justizrat Dr. Rosenthal, Breslau; A. Best, Mainz; Dosenheimer, Ludwigshafen; Dr. L. Fränert, München; F. Ch. Neubronner, Cronberg i. Th.; Beck, Luckau; A. Reuter, Hochstedt; H. Schmidt, Mülheim: **5,—**; A. Breiter, Dr. O. Lipmann, Großberlin; H. Nilke, Hannover; J. Bloh, Gr.-Borstel: **5,05**; Fr. L. Reider, Berlin; Ad. Schottländer, M. Roegner, Lauden; Klien, Dresden: **6,—**; Max Rothke, Scranton: **6,27**; J. Schur, Helsingfors: **6,40**; F. Röpke, Atzendorf; C. A. Todt, Wiesbaden: **7,—**; v. Unruh, Dr. B. Weiß, F. Liebermann, H. Nacken, Human. Gemeinde, J. Stern, Haese, Prof. Waldeyer, Großberlin; v Radde, Hamburg; Fred. Dial, Brüssel; Dr. Cheistrl, Metz; Harlessen, Bremen; Dr. Herzfeld, Wildpark; A. Erlenmeyer, Bendorf; Aug. Weil, Bischheim; Robert Lutz, Stuttgart; M. Glousch, Klotzsche; Dr. v. d. Leeden, Potsdam; R. Rupp, Königsberg; Schwaner, Schlachtensee; L. v. Pflaum, Wilmersdorffer, H. Schnell, W. Holz, W. Rohmer, C. Peters, Dr. Zunz, Frankfurt a. M.; O. Reinhold, Hannover; Bürgermeister Freyhude, Ober-Glogau; O. Prier, Darmstadt; Dr. Schmelzeis, Weilmünster; Dr. A. Richter, Pforzheim; Freidenkerverein Colmar, P. Korff, Remscheid: **10,—**; Justizrat Marcuse, Breslau: **10,05**; Mertiens, Tilsit: **14,—**; A. H. Werckmeister, Westend: **15,—**; Fellinger, Unterrat; von d. Leeden, Potsdam; Eug. Weiner, Chemnitz; Aug. Weddingen und Frau, Wiesbaden; Jul. Steinberg, Bonn; W. Oswalt, Frankfurt a. M.; A. Dreßler, Heidelberg; Human. Frauenverein, Berlin; Schröer und Frau, Nicolassee: **20,—**; Prof. v. Franqué, Gießen: **40,—**; Dr. Pfungst, Frankfurt a. M.: **200,—**; Jakob Plaut-Stiftung Berlin: **500,—**.

Für den Delegationsfond spendeten:

Winckelmann, Charlottenburg; F. Liebermann, Berlin; Ad. Prier, Darmstadt; Wohlgesinnter: je Mk. **50,—**; M. Hoch, Hamburg; H. Nacken, Charlottenburg; E. v. d. Leeden, Potsdam; Herm. Schnell, München; Dr. Pincus, Berlin; Prof. Dr. Unna, Hamburg; Jul. Steinberg, Bonn; C. Uhde, Hüningen; O. Fellinger, Unterrath; C. Schoeller, Zürich; A. Dreßler, Heidelberg: **20,—**; Th. Rupp, Königsberg; G. Will, Dr. A. Zunz, W. Holz, W. Rohmer, Frankfurt a. M.; Marcuse, Breslau; E. Bernhard, Prof. Waldeyer, Berlin; Dr. Herzfeld, Wildpark; Osmar Schulze, Freiburg: **10,—**; Fr. Dr. Weiß, Berlin; Fr. Dr. v. Puschrewsky, Gr.-Tabarz: **5,—**; R. Schneider, Charlottenburg: **2,—**; Mix, Danzig: **200,—**.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Weltliche Schule.

Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.

Oktober Dezember 1908. | Berlin S.O. 16 Bureau: Rungestraße 27. | Nr. 11.

Unser Ziel: Der Bund erstrebt die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts.

Mitglieder des Bundes, die einen Jahresbeitrag von Mk. 5.—, und mehr zahlen, erhalten **umsonst** *die Halbmonatsschrift* ***„Ethische Kultur“*** *mit der Beilage* ***„Kinderland“***. *(Bezugspreis Mk. 6,40).*

Londoner Eindrücke.

Herbstzeit: Erntezeit — aber auch Herbstzeit: Wintersaatbestellung! Unser Londoner Herbst war beides. Und wenn wir auf die teilnehmende und gespannte Frage unserer Freunde: Was habt ihr auf dem ersten internationalen Kongreß für Moralpädagogik erreicht? kurz und erschöpfend antworten wollen, so kann es nur heißen: Wir ernteten als Frucht langer Mühe und Anstrengung die freudige Möglichkeit, auf weiterem Felde unsere Saat streuen zu dürfen.

Das ist wenig aber viel, je nach dem man den Standpunkt des ungeduldigen Kindes einnimmt, das Früchte sehen möchte gleich nach der Saat, oder den des Geschichtskenners, der ein Auge hat für langsames, durch Jahrhunderte gehendes Wachsen geistiger und gar sittlicher Kulturen.

Der Kongreß war ein Erfolg, ehe auch nur der erste Bevollmächtigte den Sitzungssaal des Imperial Institute betrat; ein Sieg, gewonnen, bevor die Parteien aufmarschierten. Ich spreche hier nicht von der wahrhaft mustergiltigen und nur durch die beispiellose Energie und Organisationskraft eines Mannes ermöglichten äußeren Ordnung der Versammlung, die überall nur die Schlußstriche unter sorgfältig vorbereitete und liebevoll ausgeführte Arbeiten zu ziehen hatte; ich meine vielmehr: Bei jeder Reformtätigkeit, sie sei, welche sie wolle, ist die schwierigste, aber auch notwendigste Arbeit die **Erweckung des Bewußtseins von einem Notstand**, die Anerkennung der Bedürfnisfrage; und diese Anerkennung erreichen, heißt den halben Weg zum Ziele hinter sich haben. Besonders schwierig und delikat ist aber die Aufgabe, wenn die Anerkennenden nicht nur die unter dem Notstand Leidenden, sondern die in gewissem Sinne durch Irrtum oder Unterlassung daran Mitschuldigen sind.

Gewiß ist es viel, sehr viel, in den weitesten Kreisen des Volks, der Völker, bei Eltern und Erziehern das Bewußtsein zu wecken, daß die Erziehungsarbeit der Schule und Kirche nicht mehr ausreicht, eine allen schweren Forderungen unseres Gegenwartslebens gewachsene, dem Fortschritt der Menschheit dienende Jugend hervorzubringen. Mehr noch will es heißen, in dem geschlossenen Kreise der Sachkundigen die freudige Lust an Reformarbeit zu entfesseln und die zerfließende Vielheit dieser Strebungen in wenige große Stromrichtungen zu sammeln. Aber das Hauptwerk ist doch, das natürliche Trägheitsgesetz der bestehenden Einrichtungen zu überwinden, dem konservativen Widersinn gegen alle Neuerung den Einwand aus der Hand zu winden, als wäre Alles aufs beste bestellt, und die Träger der Autorität zu freundlicher und friedlicher Mitarbeit an dem Neubau willig zu machen.

Und dies ist wesentlich gelungen. Offizielle (und offiziöse) Vertreter der Regierungen der zivilisierten Völker der ganzen bewohnten Welt, Abgesandte der Unterrichtsministerien, hohe Kirchenfürsten und Geistliche, Fachprofessoren der Universitäten, Schuldirektoren, Lehrer und gänzlich unbeamtete Freunde des Erziehungswesens haben sich zu gemeinsamer ernster Behandlung der Fragen geeint, wie die ihnen allen gleichmäßig am Herzen liegende sittliche Erziehung im Schulwesen der Nationen die ihr heute gebührende Stellung erhalten könne; sie haben durch ihre Beteiligung das Bedürfnis anerkannt nach wechselseitiger Belehrung und Austausch der besten Erfahrungen; sie haben den Entschluß bekundet zu weiterer gemeinsamer, völkerverbindender Arbeit an dem wichtigsten Werke der Menschheitserziehung. Weit entfernt, daß man über die besten Methoden bereits einig wäre, aber daß diese oder jene Richtung über die andere „gesiegt“ hätte, daß die Freunde religiöser oder weltlich-natürlicher Ethik und Pädagogik auch nur Wunden davongetragen hätten: man kam zu einer Friedenskonferenz, zu friedlicher Verständigung zusammen, zu gemeinsamer Arbeit, nicht zum Streit. Und wer da weiß, welche unendliche Mühe dazu gehört, auch nur ein Dutzend von Persönlichkeiten, die auf verschiedenen Wegen nach dem gleichen Ziel streben, einmal alle, guten Willens zur Verständigung voll, um einen Tisch zu bekommen, der wird in dieser Versammlung von etwa 300 Delegierten und anderthalb Tausenden von Interessenten zu viertägiger ernster Beratung einen glückverheißenden Anfang, einen ersten Schritt auf dem aufsteigenden Wege der Völkerverständigung über höchste Menschheitsfragen begrüßen.

Es entsprach nur einfach den bestehenden Machtverhältnissen, oder besser nur Tatsachen, wenn das Häuflein der Ethiker, die in unserem besonderen Sinne die Erziehungsfragen gelöst wissen möchten, nur eine kleine Minderheit bildete gegenüber der durch den Kongreßort begünstigten starken Schar der äußerlich an alten Formen und Traditionen hangenden, wenn auch sachlich jeder vernünftigen Reform geneigten Engländer; freilich fanden wir tatkräftigste und erfreulichste Unterstützung von Seiten unserer französischen Freunde, die in der glücklichen Lage waren, die Erfahrungen einer fortschrittsfreundlichen Regierung mit ihrem rein weltlichen Schulwesen gegen übertriebene Besorgnisse und erträumte Gefahren ins Feld führen zu können. Und so dürfen wir hoffen, daß auch unsere besonderen Ideen über das Erziehungswesen der Zukunft nicht ganz resonanzlos geblieben sein werden.

Nicht aber um des Ansehens unserer Sache willen oder aus törichter Ueberhebung, sondern als ein Zeugnis echten und edlen Gerechtigkeitssinnes unserer englischen Wirte seien die Schlußworte hervorgehoben, mit denen Professor M. E. Sadler, der Vorsitzende des Exekutivkomitees, unter dem stürmischen Beifall der Versammlung die Verhandlungen schloß: Mit Freimut und tiefem Dank müsse er, und mit ihm wohl der ganze Kongreß, anerkennen, daß ohne die langwierige und mühsame Arbeit der ethischen Bewegung und des aus ihr hervorgegangenen Bundes für Moralunterricht der gesamte Kongreß nicht möglich gewesen wäre, daß insbesondere auch, neben anderen Ländern, in Frankreich und in Deutschland gewaltige Reformarbeit geleistet worden sei, die England zu ernstester Nacheiferung anspornen müsse.

Er hoffe, daß nun, da die Grundlagen für eine fortgesetzte Gemeinschaftsarbeit aller Nationen an dem edlen Ziele gesichert schienen, die weitere Verständigung und gegenseitige Hilfe die schönsten Erfolge zeitigen werde für die Jugendbildung der gesamten Menschheit. R. P.

Umfang und Methodik des Moralunterrichts.*)

Von Dr. Rudolph Penzig (Charlottenburg).

A. Umfang.

1. Alles menschliche, aus einer bestimmten Gesinnung fließende Handeln unterliegt der Wertbeurteilung. Seinen objektiven (für die Gattung förderlichen) Wert untersucht die Wissenschaft der humanen *Ethik*. Sie gibt jeder Gesinnung und Handlung das positive (+) neutrale (±: Adiaphora), oder negative (—) Vorzeichen. Die Summe der für eine zeitlich und örtlich bestimmte Gesellschaft objektiv wertvollen Handlungsweisen ist ihre Moral.

2. Ist ja der Gegenstand des Moralunterrichts nur eine, wenn auch möglichst umfassende, photographische Augenblicksaufnahme aus einer unendlich langen Entwicklungsgeschichte der Sitten eines Volkes, so gehört für das völlige Verständnis der Moral seitens der Kinder auch ein kurzer Rückblick in die Vergangenheit (Ursprung und Gewordensein) ethischer Werturteile und ein Ausblick in ihre Zukunft (ihr Werden und Ziel) zur moralischen Unterweisung.

3. Für den Morallehrer ist darum übersichtliche Kenntnis der Biologie, Anthropologie, Ethnologie, vergleichenden Sitten- Moral- und Rechtsgeschichte, der Natur- und Kulturgeschichte, Technologie und ähnlicher Fächer notwendig; für den Unterricht des Kindes aber bildet diese Kenntnis nur den Hintergrund für gelegentliche Hinweise.

4. Gegenstände des Moralunterrichts im engeren Sinne sind: a) die Pflichten der persönlichen Leistungsfähigkeit (Herrschaft über Körper, Seele und Geist) b) Pflichten gegen die Familie c) Pflichten gegen die engere Gemeinschaft, Schule, Freundschaft, Nachbarschaft ꝛc. d) Pflichten gegen die bürgerliche Gemeinschaft (Berufsethik, Gemeinsinn, wirtschaftliche Pflichten) e) Staatspflichten (Verfassungs-, Bürger-, Rechtskunde) f) Gesellschafts- und Menschheitspflichten.

5. Bei der Bildung von Werturteilen sind Verstand, Gefühl und Wille gleichmäßig beteiligt. Auch die Uebermittelung von Werturteilen darf sich demgemäß nicht nur an einen dieser drei Faktoren, sondern muß sich an alle drei wenden. Das heißt, es gibt keinen *Moralunterricht*, der nicht auch *sittliche Erziehung* und ästetische *Bildung des Gefühls* einschlösse.

6. Trotzdem ist in dem für eine Vielheit von Schülern bestimmten Moralunterricht die Einwirkung auf den Intellekt (vernunftmäßige Auffassung des *Pflichtbegriffs*) die erste Aufgabe; die erzieherische Beeinflußung (und zwar nicht so sehr Wirkung auf das Begehren, *Güterlehre*, sondern Veranlaßung zu freiwilliger Bindung des Einzelwillens unter das Gesetz des Gemeinschaftswillens) und die Erweckung des Gefühls von Wohlgefallen, Ehrfurcht und Liebe gegenüber sittlichen Eigenschaften und Persönlichkeiten (*Tugendlehre*) sind gewissermaßen Nebenprodukte.

7. Die *vernunftmäßige* Aufnahme des Moralunterrichts besteht in der vom Kinde mit Hilfe des Lehrers selbständig zu erwerbenden Einsicht in die *Gründe* und *Folgen* (innere und äußere) einer so oder so bestimmten Handlungsweise. Die Frage nach dem letzten Verpflichtungsgrunde zur Sittlichkeit (die Sanktion der Moral) gehört in systematischer Behandlung in die Oberstufe des Moralunterrichts; sie darf aber gelegentlich und innerhalb des Kindesverständnisses auch in den ersten Moralunterweisungen gestreift werden, und zwar muß sie das stets, wenn von der Heteronomie zur Autonomie, vom „Du sollst" zum „ich will" übergegangen werden soll.

8. Reine Weltanschauungsfragen, wie die Grenzfragen nach den ersten und letzten Dingen (z. B. Ursache und Zweck des Weltgeschehens, Stellung des Menschen in der Natur, Ursprung und Zukunft des organischen Lebens u. a.) gehören nicht in den Moralunterricht. Wird der Lehrer durch Fragen der Kinder dazu genötigt, so hat er sich bei ihrer Darstellung einschließlich seiner persönlichen Weltanschauung, streng referierend zu verhalten und jeden Versuch zu religiöser so gut, wie zu religionsfeindlicher, konfessioneller oder philosophisch bestimmter Beeinflussung zu unterlassen. Moralunterricht ist Anleitung zum Erwerb einer sittlichen *Lebens-*, nicht einer befriedigenden *Welt*anschauung.

9. Die *erzieherische Wirkung* des Moralunterrichts besteht in der bei jüngeren Kindern unmerklichen und unbewußten Lenkung ihres Willens auf das Gute durch Zucht, Gewöhnung an gute Sitten und Gehorsam. Da aber zur Freiheit erzogen werden soll, muß der Schüler allmählich nach Maßgabe des Aelterwerdens für eine bewußte Mitarbeit an der Bildung seines Charakters und freiwillige Selbstzucht gewonnen werden.

10. Der *Bildung des Gefühls* für die Schönheit des sittlich Guten dient in erster Linie der ethische Anschauungsunterricht der ersten vier Schuljahre, im Anschluß an Bild und Wort des muttersprachlichen, später des Literatur- und Geschichtsunterrichts. Die Erweckung von Bewunderung und Begeisterung ist pädagogisch wertvoller, als die von Verachtung und Abscheu.

B. Methodik.

11. Für die Methodik des Moralunterrichts gelten folgende Hauptgrundsätze: Eine absolute Moral gibt es nicht. Darum ist Moral nichts Festes und Fertiges, das nur gelehrt zu werden brauchte. Vielmehr: Nichts steht fest, alles fließt und entwickelt sich. Autoritäten sind nur Hilfskonstruktionen zu selbständigem Ausbau einer sittlichen Welt. Wer sittlich werden will, muß die gesamte sittliche Welt in sich entdecken.

Aber andererseits: Autoritäten (Sitte, Gesetz, sittliche Persönlichkeiten der Vergangenheit, Lehrer, Eltern) verdienen, wenn auch nicht blinde Unterwerfung und Gehorsam, so doch Ehrfurcht und Achtung. Die bestehenden sittlichen Normen haben eine große Wahrscheinlichkeit verhältnismäßiger Richtigkeit und Vernünftigkeit für sich. Darum darf Kritik an ihnen nur nach strengster Selbstprüfung und mit aufrichtiger Bescheidenheit geübt werden. Wer den „ungeschriebenen Gesetzen" seines Innern folgen will, die vielleicht einmal die Sittlichkeit der Zukunft sein werden, muß auf die Anklage, daß er, wie Sokrates, die Jugend verderbe, und auf den Giftbecher gefaßt sein.

12. Aus dem Vorhergehenden folgt: Moralunterricht übermittelt nicht fertigen Lernstoff, feststehende Werturteile, kurz die Moral als göttlicher oder menschlicher Weisheit letzten Schluß, sondern sie gibt der Jugend Rohmaterial zur eigner Verarbeitung. Nirgends darf weniger auf die Worte des Meisters geschworen werden, als hier. Nicht der Aufnehmende, der Schaffende lernt. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

13. Die Methode des Moralunterrichts ist also nicht deskriptiv (beschreibend), nicht systematisierend, und analytisch, d. h. sie übermittelt kein festes System sittlicher Begriffe, die es einfach zu zergliedern gälte, sondern sie ist synthetisch und induktiv. Weder registriert sie die Kennzeichen bestimmter Tugenden und Laster, noch analysiert sie den toten Körper der Sittlichkeitswelt, sondern sie führt orien-

*) Diese Thesen lagen den Ausführungen des Autors beim Londoner Kongreß zu Grunde.

tierend in die Praxis des sittlichen Lebens ein und lehrt, solches Leben zu schaffen.

Wie an die Stelle der früheren systematisierenden Botanik z. B., die einfach das tote Objekt zergliederte und in Klassenschubfächer ordnete, heute die botanische Biologie getreten ist, die dem Schüler am lebenden Objekt den Aufbau der Zelle, die Funktion der Pflanzenorgane, die Lebensgemeinschaften anschaulich vorführt, so wird die sittliche Lebenskunde dem Kinde aufzeigen, wie in seinem Innern, in den ihm zugänglichen Lebensgemeinschaften das Entstehen sittlicher Motive, des Gewissens und der Moral vor sich geht und wie Sittlichkeit als Lebensblut jeden Organismus durchpulst.

14. Darum ist die vorzüglichste Form des Moralunterrichts die freie, an keinerlei gedruckten Leitfaden gebundene gemütvolle Besprechung (Plauderei) über sittliche Lebensfragen. Sache des Lehrers ist es, diese Besprechungen nach einem ihm vorschwebenden Plan und in systematischer Ordnung unmerklich zu leiten und die allzu bequemen Abschweifungen vom Thema durch geschickte Leitung der Unterhaltung möglichst (aber ohne übermäßige Aengstlichkeit) zu verhindern. Vorbedingung dazu ist: genaue Vorbereitung des Lehrers, Durchdenken des ganzen Themas nach Umfang und Tiefe, Auswahl der passenden Beispiele, Fabeln, Erzählungen usw., natürlich auch Beschränkung der Schülerzahl (Höchstgrenze etwa 20).

15. Das im Gespräch sich ergebende Frage- und Antwort-Spiel darf keinesfalls zur Katechese werden (mit feststehenden Fragen und Antworten), auch sind alle Suggestiv-Fragen sorgfältig zu vermeiden. Die selbstverständliche Forderung völliger Aufrichtigkeit der Kinder in ihren Antworten ist nur durch Verzicht des Lehrers auf alle offizielle Würde und liebevolle Aufnahme auch der sonderbarsten Antworten zu erreichen. Ein umgekehrter Saul soll der Lehrer, der das Königreich der Moral zu suchen auszog, es sich nicht verdrießen lassen, wenn er statt seiner einmal einen Esel findet.

16. Wort und Begriff der Moral soll möglichst wenig gebraucht, theoretische Irrtümer der Kinder nicht als unmoralisch gebrandmarkt werden. Die beste Moralstunde ist eine solche, in der weder das Wort Moral vorkommt noch die Schüler merken, daß sie eine Moralstunde erhielten.

17. Die gedächtnismäßige Einprägung von Sprüchen, Gedichten, Geschichten, Fabeln u. a. moralischen Inhalts ist als Zwangsgebot verwerflich; doch hat der Lehrer durch die Aufforderung, bereits besprochene Stücke dieser Art selbständig zu reproduzieren, in den Kindern die Lust zu erwecken, sich selbst dergleichen anzueignen.

Für diesen Zweck ist in das muttersprachliche Lesebuch eine geeignete Auswahl sittlich wertvoller Sprüche, Gedichte und Lesestücke aufzunehmen. Die Herstellung eines ausschließlich dem Moralunterricht dienenden Lesebuchs ist nicht unbedenklich.

18. Gedruckte Leitfäden der Moral für die Hand des Schülers sind zu verwerfen; für die Vorbereitung des Lehrers höchst notwendig. Zu Zwecken des Gedächtnisanhaltes und der Wiederholung empfiehlt es sich, daß der Lehrer am Schluß jeder Unterrichtsstunde das Ergebnis der gemeinsamen Besprechung möglichst kurz und schlagend zur schriftlichen Fixierung (in oder nach der Stunde) zusammenfasse.

Ein praktischer Versuch in weltlicher Erziehung.

Von John Russell, dem Leiter der Hampstead School der King Alfred School Society in London.

Erziehung fasse ich auf als Hülfe zum sittlich-guten Leben. Fünfundzwanzig Jahre lang bin ich im Schulamt. Doch niemals habe ich bei meinem Streben nach einem sittlich-guten Leben meine Zuflucht zu einer geoffenbarten Religion genommen. Mein Leben ist inspiriert von einem (wenn auch nicht unfehlbaren) natürlichen Gefühl für menschliche Solidarität und einem Gefühl für die Würdelosigkeit eines selbstsüchtigen Lebenswandels. Dieselben Gefühle setze ich auch bei meinen Schülern und Schülerinnen voraus.

Meine Lebensführung ist aufgebaut auf die persönlichen Deutungen meiner Erfahrungen. Ich half meinen Zöglingen, sich die für das Leben nötigen Kenntnisse anzueignen und riet ihnen, ruhig ihren eigenen Deutungen des Lebens sich anzuvertrauen. Meine gegenwärtige Aufgabe ist es, kurz und klar zu zeigen, wie solch ein persönlicher Glaube sich in dem Geist und in der Organisation einer Schule wiederspiegelt.

Daß die Schule nur einen kleinen Teil der erziehenden Umgebung eines Kindes ausmacht, ist bekannt. Elternhaus und Gesellschaft haben einen weit mächtigeren Einfluß. Solange nicht alle Elternhäuser d. h. die gesamte Nation, das Problem der moralischen Erziehung für sich gelöst haben, solange wird die Schularbeit noch in weitem Umfange unwirksam bleiben. Aber das tut nichts zur Sache. Eine innere Stimme drängt uns zur Arbeit, sobald der Tag beginnt. Mögen wir glauben, was wir wollen, wir fühlen, jeder Tag ernster Arbeit bringt uns höchste Befriedigung.

In der Schule, in der ich unterrichte, sorgt ein Stab von Männern und Frauen für etwa fünfzig Knaben und Mädchen (meist unter sechzehn Jahren). Diese sind sämtlich wohlerzogen und fast alle mit den Hauptelementen der Lebensbildung (einschließlich der Kenntnis der geoffenbarten Religion) gut vertraut.

Wenn auch die verschiedenartigen Schulen bei ihren vielfachen Unterschieden viel Gemeinsames haben, so will ich doch hier nur von den Besonderheiten unserer Schule sprechen.

Unsere hauptsächlichste Eigenart finde ich in der Ablehnung jeder religiösen Zeremonie, jedes religiösen Unterrichts und überhaupt jeder Bezugnahme auf religiöse Vorstellungen und Empfindungen.

Uns leitet das Ideal eines guten Lebens. Es durchdringt unser gesamtes Tun, es kommt zum Ausdruck in allen unseren Gesetzen und Bestimmungen, allen Disziplinarmaßnahmen und Ermahnungen. Wir halten darauf, daß die sittliche Atmosphäre stets rein und gut ist. Selbstbeherrschung, Kameradschaftlichkeit und gegenseitiges Verstehen werden von uns hauptsächlich kultiviert. Wir gründen diese Tugenden auf das Gefühl der Ehrfurcht vor der Hoheit und dem Geheimnisvollen des menschlichen Lebens und der menschlichen Seele. Ex corde vita haben wir zu unserem Wahlspruch gewählt.

Wir stehen in keiner offenen oder versteckten Feindschaft zur geoffenbarten Religion. Sie wird bei uns einfach nicht erwähnt, wenn nicht ein Kind ausdrücklich darnach fragt. Dann sagen wir ihm, was wir ihm sagen können, ohne das durch die Eltern den Kindern eingepflanzte Gewissen (oder unser eigenes) irgendwie zu verletzen. Manchmal verweisen wir auch den Frager an seinen Vater oder seine Mutter.

Die Förderung des Ideals der menschlichen Solidarität mittels der Durchbildung von Verstand und Gemüt ist das höchste Ziel unserer Schule. Dieses Ziel leitet jeden unserer Schritte. Kein Gegenstand des Lehrplanes ist unwürdig diesem hohen Zwecke zu dienen. Mathematik, Naturkunde, Handarbeit und Turnspiele werden bei uns somit ebenfalls zu „humanistischen" Lehrfächern. Geduldig zu beobachten, klare Begriffe zu bilden, gewissenhaft Gedanken zu übernehmen und zu überliefern, sicher mit Wahrscheinlichkeiten zu arbeiten, das Gleichgewicht zwischen den kleinen persönlichen Eigeninteressen und den großen Allgemeininteressen zu be-

wahren, überall zu glauben, daß es auch Allgemeininteressen gibt und daß wir alle, die wir auf der Welt sind, mit unseren Kräften für das, was aus der Welt wird, verantwortlich sind — diese moralischen Wahrheiten werden überall da, wo der Lehrer mit seinen Schülern in steter Fühlung lebt, gelehrt, und, wie wir glauben, auch gelernt. Arithmetik, Geschichte, Latein, Ballspiel sind bloße Kraftvergeudungen, wenn sie nicht dazu dienen, das Wachstum der sittlichen Natur der Schüler zu fördern, die, wenngleich oft stark verdunkelt, doch sicher ein Besitz der Schlechtesten und Besten ist.

Was unsere Anstalt sonst noch auszeichnet, findet sich auch anderwärts. Wir geben keine Zeugnisse, verteilen keine Prämien, da wir glauben, der Wettbewerb in jeder Gestalt kann nur demoralisierend wirken. Eins der ersten Gesetze eines guten Lebens ist nach unserer Ansicht, jeden Tag unser Bestes zu tun und nicht unsere Nebenmenschen zu beeinträchtigen.

Wir wenden auch die gewöhnlichen Strafen für sogenannte Vergehen nicht an, da wir glauben, daß Gerechtigkeit eine allzukomplizierte und schwierige Sache ist. Die körperliche Züchtigung gilt bei uns fast soviel wie ein todeswürdiges Verbrechen. Für nicht viel weniger barbarisch halten wir jede Art vergeltender Strafe, besonders solche, die dem Kinde die Befriedigung eines höheren Bedürfnisses rauben würde, des Spiels, der Freiheit und nützlicher Beschäftigung. Die weise verteilte Zeit darf nicht mutwillig vergeudet werden, die weise zuerkannten Aufgaben dürfen nicht mutwillig vernachlässigt, die weise erdachten Vorschriften nicht mutwillig übertreten werden. Doch in den meisten Fällen kann ein vernünftiger Ausgleich hergestellt werden ohne Zuhilfenahme inhumaner Erziehungsmittel. Das ist jedenfalls unsere Erfahrung. Wenn alle rationellen Methoden fehlschlagen, so ist die äußerste Strafe der Ausschluß, der zwar streng, doch logisch und gerecht ist, und daher ebenso am Platze wie das Messer eines Chirurgen.

Die Schuldisziplin soll aus den Kindern nicht etwa Heilige machen, sondern vielmehr ihnen ein Verständnis für die Unerläßlichkeit einer Disziplin geben, die diktiert wird von der Rücksicht auf das allgemeine Wohl, und einige Uebung in der Kunst der Selbstbeherrschung. Unsere eigenen Schulgesetze sind Gegenstand der öffentlichen Kritik wie die Landesgesetze. Sie werden immer wieder neu formuliert, oftmals widerrufen in Gegenwart und unter Beihilfe der ganzen Schule. Recht und Unrecht wird frei erörtert. Wir stellen keine Forderung, die wir nicht imstande wären, in sachlich begründeter Auseinandersetzung zu rechtfertigen; jede Ermahnung rechnet mit einem gesunden Sinn und einem gesunden Gefühl der Zöglinge als selbstverständlicher Voraussetzung. Autorität und Gehorsam sind Begriffe, die bei uns wenig in Gebrauch sind. Wir geben der Freundschaft und Selbstleitung den Vorzug.

Ein nicht unwichtiges Element in unserer Moralerziehung ist die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen. Die Krone menschlicher Lebensgemeinschaft ist die von Mann und Frau. Unsere Erziehung schafft also für die Schule ähnliche Verhältnisse, wie sie das Leben der Erwachsenen bietet, das Zusammenwirken der beiden Geschlechter. Wenn Erziehung darauf ausgeht, die Beziehungen der Menschen zu veredeln (ich verstehe mich auf kein höheres Ideal als dieses) dann wird Coedukation das Verhältnis von Mann und Frau veredeln. Aber vielleicht das Charakteristischste an unseren Erziehungsmitteln sind die Sokratischen Gespräche über die verschiedenen Auffassungen der Lebensführung, mit denen die Schüler bereits sich auseinandersetzen müssen, oft geradezu unter großen Schwierigkeiten. Diese Gespräche werden manchmal mit besonderen Klassen, manchmal mit der ganzen Schule geführt. Gelegentlich wird eine abstrakte Frage behandelt: Das Wesen der Gerechtigkeit, der Güte, der Pflicht. Oefters werden konkrete Anwendungen von Grundsätzen gewählt, besonders Schulvorfälle und andere Lebensfragen. Ein Thema: „Wie kann ich gut lernen und ehrlich arbeiten, um mir meinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen?" Die Wahlen am Orte (wir haben unser eigenes Schulparlament), das Stimmrecht für Frauen (unsere Mädchen besitzen es natürlich) oder sogar ein Schulstreit oder eine Schullüge haben ihre Wurzeln tief in dem menschlichen Gewissen der jungen Welt und es ist gut, daß der Boden, besonders wenn die Wurzeln zart sind, häufig noch sorgfältig umgeschaufelt wird. Die frische und kräftige Luft der Vernunft muß frei zu ihm kommen oder die Sünde (d. i. die Ungerechtigkeit) wird gleich einem Giftkraut alles Wachstum ersticken. Meine Stellung ist also kurzgesagt folgende: Obgleich ich den hergebrachten Glauben verworfen habe, so lebe ich doch mit einem Glauben, dem Glauben an die ursprüngliche Güte, an die sittliche Natur des Menschen, an die völlig ausreichende Pracht dieses Lebens. Ich glaube, daß die sittliche Natur des Menschen trotz der unvermeidlichen Fehlgriffe durch rein menschliche Mittel zum Leben erweckt werden kann und daß das hauptsächlichste unter diesen Mitteln die Pflege des gegenseitigen Verständnisses und der Liebe ist. Ich glaube ferner, wenn diese beiden Mächte überall vorherrschen würden, dann und nicht früher wird das Reich, um das jetzt so vergebens gebetet wird, wirklich kommen.

Vierteljahrsbericht.

Die Vorbereitungen zum Londoner Kongreß nahmen die Kraft und Zeit der Vorstandsmitglieder seit dem letzten Bericht in der Julinummer so vollständig in Anspruch, daß nur Zeit für die Erledigung der sich erfreulicherweise immer mehr häufenden Anfragen und Bitten um Drucksendungen blieb. Das dem Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine beigelegte Flugblatt und ein Artikel des Vorstandsmitgliedes Frl. Jannasch im Frankfurter Freien Wort führten uns neue Mitglieder zu, so daß deren Zahl z. Z. **1286** beträgt. Das Bureau des Bundes mußte im Juli von Unter den Linden 16 nach **Berlin SO. 16, Rungestr. 27**, Spreepalast, verlegt werden.

Der Umzug und die endlich nötigen Neuanschaffungen von Bureau-Utensilien, Schrank rc. erforderten einige Kosten. Wir bitten unsere Mitglieder, die uns für das laufende Jahr einen Beitrag freundlich zusagten, aber bisher noch nicht zahlten, um gütige Einsendung ihrer Beiträge. Gleichzeitig bitten wir, um lästigen Zeitverlust und Umständlichkeiten zu vermeiden, alle Geldsendungen, die für unseren Bund bestimmt sind, neben dieser unpersönlichen Adresse noch mit der persönlichen Adresse des 2. Vorsitzenden, Herrn Dr. Penzig daselbst, zu versehen.

Von dem uns für Delegationszwecke zugegangenen Geld wurden 550 Mk zur Bestreitung der Reisen von drei Delegierten des Bundes verwandt, 185 Mk. zum Ankauf von 37 Exemplaren der Londoner Kongreß-Verhandlungen, die wir den gütigen Spendern von Extrabeiträgen in diesen Tagen zugehen lassen werden.

Dabei sei bemerkt, daß der betreffende Band, der 130 Abhandlungen der bedeutendsten Pädagogen aller Länder in englischer, französischer oder deutscher Sprache enthält, zum Preise von 5 Mk. und 30 Pfg. Porto von uns bezogen werden kann.

Endlich bitten wir auch im kommenden Winter unsere Freunde und Gesinnungsgenossen, möglichst, gegebenenfalls unter Heranziehung befreundeter Vereine, für Veranstaltung von Vorträgen über die Verweltlichung unseres Schulwesens, Moralunterricht, Lebenskunde in den Schulen, Methodik der sittlichen Unterweisung u. dergl. zu sorgen. Von hier aus stehen Redner bezw. Rednerinnen gern zur Verfügung. Für alle Fälle teilt der Unterzeichnete mit, daß er bisher an folgende Stellen verpflichtet wurde. 8. Januar 1909: Hamburg. 20. Januar: Sanneberg i. Sa.-M. 9. März: Crefeld. 10. März: Düsseldorf. 11. März: Cöln a. Rh. Vielleicht lassen sich im Anschluß daran mit verhältnismäßig geringeren Kosten Vortragsabende einrichten.

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Henjel, Gottesberg.



